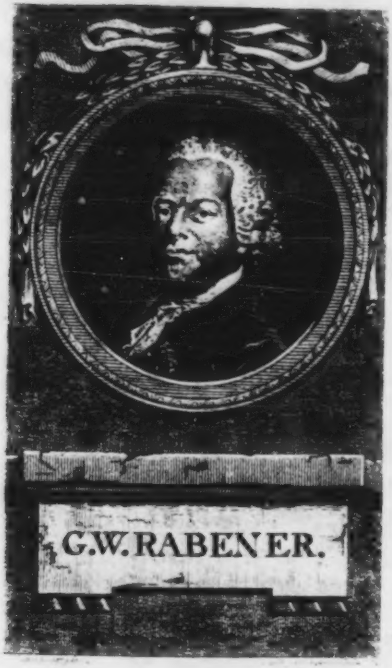

G.W. RABENER.

Gottlieb Wilhelm Rabeners
ſämmtliche
Schriften.

Sechs Theile.

Leben des Verfaßers.

Leipzig, 1777.
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

Mit Röm. Kaiſerl. Königl. Preuß. und Churfürſtl. Sächſiſchen
allergnädigſten Privilegien.

Univ. Acad. Lund

Universitets Bibliothek

Wir Joſeph der andere von Gottes Gnaden Erwählter Römiſcher Kayſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu Jeruſalem König, Mit-Regent und Erb-Thronfolger der Königreiche Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien, und Slavonien, Ertz-Hertzog zu Oeſterreich, Hertzog zu Burgund und Lothringen, Groß-Hertzog zu Toſcana, Groß-Fürſt zu Siebenbürgen, Hertzog zu Mayland und Bar, Gefürſteter Graf zu Habsburg, Flandern und Tyrol, ꝛc. ꝛc. Bekennen öffentlich mit dieſem Brief, und thun Kund allermänniglich, daß Uns die Wittwe, Dyck, Buchhändlerin zu Leipzig, allerdemüthigſt zu vernehmen geben laßen, was Geſtalten ſie entſchloſſen ſeye, Gottlieb Wilhelm Rabeners ſämtliche Schriften, nebſt dem Leben des Verfaſſers von C. F. Weiße, in Sechs octav-Bänden im Druck herauszugeben; Weilen aber ſie beſorge, daß ihr ſothane Schriften von gewinnſüchtigen Leuthen unter verſchiedenen Formaten nachgedrucket, und dadurch ſie in Schaden verſetzet werden mögte; Als bittete Uns dieſelbe demüthigſt, daß Wir ihr, und ihren Erben über ſolches Werk Unſer Kayſerliches Privilegium impreſſorium auf zehen Jahre zu ertheilen gnädigſt geruhen möchten. Wann Wir nun gnädiglich angeſehen ſolche der Supplicantin demüthigſt-ziemliche Bitte; So haben Wir derſelben und ihren Erben die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun auch ſolches hiemit wiſſentlich, in Kraft dieſes Briefes, alſo und dergeſtalten, daß Eingangs erwehnte Wittib, Dyck, und ihre Erben, vorgedachte Schriften in offenem Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feil haben, und verkauffen laſſen, auch ihnen ſolches Niemand ohne ihren Conſens, Wiſſen und Willen, innerhalb denen nächſten zehen Jahren, von dato dieſes Briefs angerechnet, im heiligen Römiſchen Reich nachdrucken und verkauffen, viel weniger etwas daraus nehmen, und zuſammentragen ſolle, weder in kleiner noch gröſſerer Form, unter was geſuchtem Schein das immer geſchehen mögte. Und gebieten darauf allen, und jeden Unſeren und des heiligen Reichs Unterthanen und Getreuen, inſonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchbindern, und Buchhändlern, bey Vermeidung Sechs Marck löthigen Goldes, die ein jeder, ſo offt er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unſere Kayſerliche-Cammer, und den andern halben Theil obgedachter Wittib Dyck, oder ihren Erben, unnachläſſig zu bezahlen verfallen ſeyn ſolle, Hiemit ernſtlich, und wollen, daß ihr, noch Einiger aus euch ſelbſt, oder jemand von euretwegen obangezeigte Schrifften innerhalb deren obbeſtimmten Zehen Jahren nicht nachdrucket, diſtrahiret, feil habet, umtraget, oder verkauffet, noch auch ſolches anderen zu thun geſtattet, in keine Weiß noch Wege, alles bey Vermeidung obbeſtimmter Straff der Sechs Marck löthigen Goldes, auch Verlierung deſſelben eueren Druckes, den vielgedachte Dyck, und ihre Erben, oder deren Befehlshabere, mit Hülff und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo ſie dergleichen bey euch und einen jeden finden würden, alſogleich aus eigenem Gewalt, ohne Verhinderung männigliches, zu ſich nehmen, und darmit nach eigenem Gefallen thun und handlen mögen; jedoch ſolle mehr ernannte Dyck, und ihre Erben, ſchuldig und verbunden ſeyn, von mehr ernannten Schrifften die gewöhnliche Fünff Exemplarien zu Unſerem Kayſerlichen Reichs-Hof-Rath bey Verluſt Unſerer Kayſerlichen Freyheit zu liefern, und dieſes Privilegium anderen zur Nachricht und Erinnerung dem Buch vorandrucken zu laſſen. Mit Urkund dieſes Briefs beſiegelt, mit Unſerm Kayſerlichen aufgedruckten Secret-Inſiegel, der geben iſt zu Wien den Zehenden Januarii, anno Siebenzehen Hundert Acht und Siebenzig, Unſers Reichs im Vierzehenden.

Joseph *mppr.*

(L. S.)

Vt R. Fürſt Colloredo *mppr.*

Ad Mandatum Sac. Cæſ. Majeſtatis
proprium.

Andreas Edler von Stock *mppr.*

Leben und Charakter des Verfaſſers

von

C. F. Weiſſe.

(Geſchrieben im November 1771.)

Deutſchland hat vor kurzem zween ſeiner verdienſtvollſten Männer und ſeiner vorzüglichſten Schriftſteller verloren. Gellert und Rabener — Wer kennt nicht dieſe Namen, wer vereiniget ſie nicht, als die Namen zweyer Freunde, die gemeinſchaftlich und mit Glücke arbeiteten, ihr Vaterland in ſeiner eigenen Sprache zu ergötzen, zu belehren und zu beſſern? Ohne Zweifel ſind dieſer beiden Männer Schriften mit dem allgemeinſten Beyfalle geleſen worden, und haben das allgemeinſte unverſtellteſte Lob erhalten. Man darf ſich darüber nicht wundern. Ihre Schönheiten ſind nicht vonder verſteckten Art, die nur wenige empfinden, die übrigen Leſer aber, wenn ſie dieſelben loben ſollen, auf Treue und Glauben annehmen müſſen: ſondern ſo offenbar, ſo leicht zu finden, ſo der gemeinſten Faſſung gemäß, daß jeder Leſer, auch gültiger Richter derſelben ſeyn kann. Aber das Vergnügen iſt ein zu kleiner Zweck für einen edelgeſinnten Schriftſteller. Er will auch nützlich ſeyn. Wirklich arbeiteten beide für die Verbeſſerung ihrer Leſer, wann ſchon nicht beide auf gleiche Weiſe. Thorheiten ſind oft den Laſtern ähnlich, entſpringen aus denſelben, oder führen auf ſie. Wer ſeine Mitbürger von jenen befreyen will, muß auch dieſe zugleich angreifen: und indem Rabener bloß das Unſchickliche und Ungereimte im Betragen dem Gelächter bloßſtellete, ſo machte er auch zugleich das Boshafte und Widerſinnige des Charakters verhaßt.

So verſchieden auch der perſönliche Charakter iſt, auf welchen ihre Schriften ſchließen laſſen: ſo kommen ſie doch darinn überein, daß ſie beide ſtrenge in ihren Pflichten waren, beide; Wahrheit, Religion und Tugend liebten. Dem gemeinen Haufen, welcher Dinge und Menſchen nur nach dem Schalle der Namen, die man ihnen giebt, und nach den erſten Begriffen beurtheilet, die er von dieſen Namen hat, kann die Vergleichung eines geiſtlichen Liederdichters und eines beiſſenden Satyrenſchreibers, eines ernſthaften Predigers der Sittenlehre und eines lachenden Sittenrichters anſtößig ſeyn. Aber der Mann von Verſtande wird wiſſen, daß der üble Ruf, in der ſeit langer Zeit die Satyrenſchreiber ſtehen, entweder bloß von der wirklichen Bösartigkeit einiger wenigen Schriftſteller dieſer Art, oder von dem allgemeinen Unwillen der Menſchen über diejenigen herkommt, die etwas an ihnen tadeln und noch dazu lächerlich machen wollen. Der Vorwurf mochte wirklich in verſchiedenen Fällen wahr ſeyn. Diejenigen, welche einzelne Perſonen lächerlich machten, um ihnen zu ſchaden, oder ſie zu erniedrigen, oder diejenigen, die die Menſchen überhaupt lächerlich machten, weil ſie ſie verachteten, dieſe konnten keine gute Menſchen ſeyn, konnten keine Liebe verdienen, wenn man auch ihre Talente bewundern mußte. Aber Rabeners Satyre iſt erſtlich von dem Fehler der Perſönlichkeit ſo frey, als nur immer eine Satyre davon frey ſeyn kann. Wenig andere Satyrenſchreiber, auſſer ihm, laſſen ſich ohne Anekdoten, ohne Schlüſſel verſtehen. Bey ihm darf man nur dem Menſchen überhaupt und ſich ſelbſt kennen. Zweytens wendete er niemals den Spott, den er in ſeiner Gewalt hatte, dazu an, dasjenige Ungereimte lächerlich zu machen, das wegen der zu nahen Verbindung mit dem Verehrungswürdigen geſchont werden muß. Endlich zeigt er überhaupt als Menſch und als Schriftſteller die Tugend. Er huldiget ihr bey jeder Gelegenheit: er verräth überall, daß er nicht bloß die Thorheit und die Bosheit, ſondern auch die Weisheit und Rechtſchaffenheit bemerket hatte. Man höre ihn ſelbſt, was er von einem ſatyriſchen Schriftſteller fodert, und darnach beurtheile man das, was er geleiſtet hat. »Wer den Namen eines Satyrenſchreibers verdienen will, ſagt er, »deſſen Herz muß redlich ſeyn. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund »des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige »der Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. Nach »der Religion muß ihm der Thron des Fürſten und »das Anſehn der Obern das Heiligſte ſeyn. Die »Religion und den Fürſten zu beleidigen, iſt ihm »der ſchrecklichſte Gedanke. Er liebet ſeinen Mitbürger aufrichtig. Iſt dieſer laſterhaft; ſo liebt »er den Mitbürger doch, und verabſcheuet den »Laſterhaften. Die Laſter wird er tadeln, ohne »der öffentlichen Beſchimpfung die Perſon desjenigen auszuſtellen, welcher laſterhaft iſt, und nach

»tugendhaft werden kann. Er muß eine edle »Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott »dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und »einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich »und laſterhaft zu ſeyn. Er muß die Welt und »das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen »Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß liebreich ſeyn, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer »ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, »was er in einen ſcherzhaften Vortrag einkleiden »will.«

Der Mann, der ſich dieſe Pflichten auflegen, der ſie erfüllen konnte, mußte ein hochachtungswürdiger Mann ſeyn. Nicht bloß eine Menge vereinigter Talente, ſondern auch Menſchenliebe und Wohlwollen; aber auch Muth, mit einem Worte, Tugend gehöret dazu, wenn ein ſolcher Mann ſoll gebildet werden. — Es ſind drey ſchwere Fragen, die Rabener jedem Satyrenſchreiber auf ſich zu thun vorlegt. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unſern Feind zu beſſern? Hat er die Fehler auch wirklich an ſich, die wir lächerlich machen? — Unſer Rabener konnte ſie alle von ſich bejahen. Ich habe ſchon bemerkt, daß unter allen Satyren der alten und neuen Zeit, die ſeinige am wenigſten perſönlich war. Es iſt in der That keinem, der die Natur in irgend einer Art ſchildern will, möglich, ohne alles Original zu ſchildern. Der Stoff muß nothwendig aus dem wirklichen Leben hergenommen ſeyn, wenn er auch durch die Zuſammenſetzung neu wird. Alſo war es ohne Zweifel ein gewiſſer Geiziger, ein gewiſſer Pedant, der ihn auf den Charakter ſelbſt aufmerkſam gemacht und ihm die erſten Züge deſſelben gelehrt hatte. Aber einmal ſchrieb er nicht eher, als nachdem er viele ſolche Züge aus verſchiedenen Fällen geſammelt und die Fälle ſelbſt vergeſſen hatte. Ueberdieß, wo er auch ſich der Perſon oder der Begebenheit noch bewußt war, die zu der Schilderung Anlaß gegeben hatte: ſo vermiſchte er doch die Züge, die er von ihr nahm, mit ſo vielen andern, die bloß aus der allgemeinen Kenntniß des Charakters genommen waren, daß weder er, noch die übrigen die Perſon unter dem idealen Bilde erkannten. »Die Charaktere »meiner Thoren, ſagte er, ſind allgemein: nicht »ein einziger iſt darunter, auf welchen nicht zehn »Narren zugleich billig Anſpruch machen können. »Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, ſo »nehme ich die unverſchämte Stirne von Baven, »die ſtolzen Augenbraunen von Mäven, die vornehm dummen Blicke vom Gargil, die aufgebla-

„ſenen Backen vom Kriſpin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblaſenen Bauch von „Adraſten, den gebieteriſchen Gang vom Neran: „und aus dieſen ſieben ſchaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Gav und „Mäv, können die übrigen ſagen, daß ich ſie gezeichnet habe? Suffen wird auch noch leben, „wenn ſie alle todt ſind, und ein jeder von ihnen „wird wohl thun, wenn er ſich diejenigen Fehler „abgewöhnt, welche er in dieſer Kopie lächerlich „findet.“

Die Satyre alſo war nicht in ſeiner Hand ein Werkzeug, mit welchem er ſich vertheidigen oder andere angreifen wollte. Er hatte keinen Feind, den er verächtlich zu machen ſuchte, keinen Gegner, an deſſen Demüthigung ihm etwas wäre gelegen geweſen. Er nahm ſich nicht, wie viele Schriftſteller dieſer Art, gewiſſe, auch wirklich verachtungswürdige Leute zum Ziele, auf die er ſeine Pfeile abdrückte. Er ſtritt nicht mit dem Menſchen, er ſtritt nur mit der Thorheit und dem Laſter. Selbſt dasjenige, was dem Charakter eines ehrlichen Mannes, der das Lächerliche und Ungereimte ſo leicht bemerkt, am gefährlichſten ſeyn kann, nämlich, daß er den Menſchen nach und nach geringe zu ſchätzen anfängt, wenn er der

Thorheiten ſo viele, und ſelbſt bey den Weiſten geſehen hat: dieſe Verachtung gegen das menſchliche Geſchlecht, mit welcher Wohlwollen und Güte nicht beſtehen können, war weder in Rabeners Charakter, noch in ſeinen Schriften. Seine Satyre iſt lachend, ſcherzhaft, nicht bitter; und er ſelbſt war gewiß im Stande, dieſelbe Perſon, an der er vielleicht ſehr lächerliche Fehler bemerkt hatte, zugleich von ganzem Herzen hochzuachten, wenn ſie im übrigen wahre Verdienſte beſaß. Auch weiß ich mich nie zu erinnern, daß es iemals Jemand gewagt hätte, von irgend einer Stelle in ſeinen Satyren öffentlich eine Deutung zu machen. Diejenigen, welche dieß zuweilen aus einem dem menſchlichen Herzen ſehr gewöhnlichen Vorwitze verſuchten, wurden immer durch die folgenden Züge der Satyre ſelbſt, die ſchlechterdings bey Einer Perſon nicht zuſammen kommen konnten, widerlegt: und zuweilen brauchte Rabener ſelbſt einen kleinen Kunſtgriff, ſie zu beſchämen. Wie ſinnreich wurden einſt dieſe Deuter durch das ſiebzehnte Blatt im Jünglinge hintergangen, das einer ſeiner Freunde nach ſeiner Anlage verfertiget, wo ihnen im ein und zwanzigſten gezeigt wurde, daß die in jenem entworfenen Schilderungen lange vor den Perſonen, auf die ſie konnten gedeutet werden,

werden, da geweſen, und von alten und neuen Schriftſtellern erborgt waren. Noch mehr überraſchte er ſie durch das Mährchen vom erſten April. Alles war im Aufruhr, als man unter den ſatyriſchen Gemälden ſo gar die vermeynten Anfangsbuchſtaben der lächerlich gemachten Perſonen fand. Ich bin ein perſönlicher Zeuge von Geſellſchaften geweſen, wo der ganze Abend damit zugebracht wurde, zu jedem Buchſtaben den Namen zu finden, und man fand in der That Namen zu jedem, und mehr als Einen Namen zu einigen. Hätte man Rabenern für den Verfaſſer gehalten; ſo hätte man gewiß nicht erſt Deutungen verſucht: denn ihn kannte man ſchon, und man erwartete keine perſönliche Satyre von ihm. Aber er hatte ſich vollkommen zu verbergen gewußt. Man hielt das Stück für die erſte Geburt eines jungen vortrefflichen Kopfs, der ſeine Talente mißbrauchte, bis Rabener mit dem Schlüſſel hervortrat, und den voreiligen Deutern durch die Anfangsbuchſtaben, die ſie hatten erklären wollen, die Lehre gab:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Perſius.

Doch, welches die gewöhnlichſten Mißbräuche der Satyren ſind, und derer, die ſie leſen; die Abſichten, welche man ſich dabey vorſetzen ſoll, und die Art, wie man dieſe erreichen kann, mit einem Worte, alle Regeln, nach denen unſer Rabener muß beurtheilet werden, und nach welchen er ein ſo ſchätzbarer Mann und ſo berühmter Schriftſteller worden iſt, hat er ſelbſt in ſeiner Abhandlung, von dem Mißbrauche und der Zuläſſigkeit der Satyre auseinander geſetzt. Man ſieht aus dieſer Schrift, daß er ſeine Pflicht im ganzen Umfange kannte, und aus ſeinen übrigen, wie genau er ſie beobachtet hat. „Einen ſo moraliſchen Satyriker kenne ich nicht,“ ſagt der fromme Verfaſſer der Schrift, die den Titel führt: geheimes Tagebuch. „Bey aller Laune ſieht man es ihm doch immer an, daß gute Abſichten ihn leiten. Wie ſehr ſcheint er mir hierinnen Swiften zu übertreffen!“

Seine Abſichten waren alſo lauter. Das Gute zu befördern, die Tugend, die geſunde Vernunft und die Religion zu empfehlen, ein anſtändiges, würdiges Betragen allgemeiner zu machen, die Pedanterey der verſchiedenen Stände zu mindern, ſo wohl Kleinigkeiten, die über die Gebühr geſchätzt, als auch wichtige Dinge, die in Verachtung gerathen, wieder auf ihren Werth zu ſetzen: kurz, die Vollkommenheit, und mithin die wahre Glückſeligkeit des Menſchen war der Zweck ſeiner Werke. Aber war ſie auch die Wirkung derſelben? Ich glaube es; ſo weit als ſie überhaupt die Wirkung einer menſchlichen Bemühung ſeyn kann. Keine, weder die ernſthafte, noch die ſcherzende Moral kann gewiß ſeyn, daß ſie die Sitten beſſert. Dieß iſt allein das Werk einer höhern Macht und des Menſchen ſelbſt. Aber das kann ſie hoffen, daß ſie die Beſſerung veranlaſſet, indem ſie vielleicht lange zuvor, ehe die Aenderung geſchieht, dem Menſchen die Gedanken und Betrachtungen beybringt, die bey ihm durch beſondere Umſtände, aber doch erſt mit der Folge der Zeit, wirkſam und zu ſeiner Beſſerung kräftig geworden ſind. Weder das Schauſpiel, noch die Satyre beſſer auf der Stelle. Es iſt ohne Wunderwerk nicht möglich, daß man als ein Narr zu leſen anfangen und als ein Weiſer aufhören ſollte. Alle Aenderungen in der menſchlichen Natur geſchehen durch Stufen, nach und nach. Viele Urſachen müſſen dabey zuſammen kommen; aber zu dieſen gehöret doch vornehmlich der ſittliche Unterricht, und derjenige gewiß am meiſten, der am meiſten Aufmerkſamkeit erweckt, das heißt, der nicht ohne Vergnügen vernommen wird. Wenn man inzwiſchen gewiſſe Fehler oder Thorheiten, die dazumal, als der Verfaſſer ſchrieb, noch ſehr gewöhnlich waren, ſich verlieren, oder doch ſeltener werden ſieht, wenn man ſich gewiſſer Dinge itzt ſchämet, aus denen man ſich zu derſelben Zeit eine Ehre machte; ſollte man es bloß der Mode, die oft neue Fehler, neue Thorheiten in die Stelle der alten ſetzt, zuſchreiben, und den Sittenlehrern gar kein Verdienſt beymeſſen? Das heißt in der That ſichtbare Urſachen leugnen, um verborgene aufſuchen zu können. Wenn die Vorſtellungen des Schadens oder des Ungereimten, das aus gewiſſen Handlungen entſpringt, gar keinen Einfluß auf den Menſchen hätten, wenn er ſich weder durch die ernſthafte Folge jener Thorheiten, noch durch ihre lächerliche Ungeſtaltheit abſchrecken ließe; was könnten überhaupt Unterricht, Beyſpiele, Geſetze, was könnte ein Menſch zur Beſſerung eines andern thun? — Ich ſchreibe in der That den Rabeneriſchen Satyren die Abſtellung manches Fehlers zu, der itzt nicht mehr unter uns herrſcht, und der ſonſt geherrſchet hat.

Den Charakter der Rabeneriſchen Satyre zu ſchildern, würde überflüßig ſeyn, nachdem es ſchon Herr Profeſſor Ramler in ſeiner Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften nach dem Batteux auf eine Art gethan hat, zu der nichts hinzuzuſetzen übrig bleibt. »Rabener, dieſer Lieblingsautor unſers Landes, ſagt er, hat in Proſe gedichtet, wie Lucian und Swift. Ein lachender ſatyriſcher Genius, mehr voll Salz, als voll Bitterkeit, männlich ſchön in ſeiner Schreibart, gerecht und lehrreich in ſeinem Tadel, ganz unerſchöpflich in ſeinen Erfindungen. Welche Gallerie von Bildern, welche Verſchiedenheit von Charakteren in ſeinem Swiftiſchen Teſtamente, in dem Mährchen vom erſten April, im deutſchen Wörterbuche, in der Chronike und Todtenliſte, in den Sprüchwörtern des Panſa, und beſonders in den Briefen, die er Perſonen von allen Ständen und Charakteren in die Feder legt! — — Wir empfehlen ihn unſern Leſern, als einen Autor, der, wie Moliere, mehr als Eine Klaſſe von Zuſchauern zu vergnügen, mehr als Eine Fähigkeit des Verſtandes zu beluſtigen, und mehr als Eine Art der Thorheit zu beſtrafen weiß.« —

Warum hat uns doch ein ſo vortrefflicher Schriftſteller nicht mehr liefern können! Nach dem Reichthume ſeines Witzes, nach dem Umfange ſeiner Kenntniſſe und der Scharfſinnigkeit ſeines Beobachtungsgeiſtes, war er es im Stande, und ganz gewiß würde er uns noch weit wichtigere Auftritte der menſchlichen Thorheiten gezeiget, und das dem Publico in ſeinem Abſchiede an daſſelbe verſprochene Vermächtniß nicht entzogen haben, wenn er nicht ſeiner Schriften durch einen unglücklichen Vorfall wäre beraubt worden.

Obgleich das Leben eines Gelehrten, oder eines Mannes, der in bürgerlichen Aemtern geſtanden hat, keine großen und ſehr abwechſelnden Begebenheiten enthält, die die Neugier an und für ſich reizen; ſo ſind doch die Umſtände eines Mannes von vorzüglichen Gaben und eines Schriftſtellers vom erſten Range, ſo geringe ſie auch ſcheinen mögen, immer für die Leſer ſeiner Schriften wichtig. Die Achtung und die Neigung, die man für den Mann hatte, erregt natürlicherweiſe die Wißbegierde, auch in Anſehung ſeiner Geburt, ſeiner Erziehung, ſeiner Glücksumſtände und ſeiner Lebensart. Ueberdieß werden die Schriften eines Mannes doch in gewiſſer Maaße beſſer verſtanden, und mit weit mehr Nutzen geleſen, wenn man ſeinen perſönlichen Charakter und die Begebenheiten weiß, durch die er iſt gebildet worden. Die Umſtände, die wir von Rabenern erzählen können, ſind nur allgemein, und werden eben deswegen vielleicht weniger den Wunſch der Leſer befriedigen, oder unſere Abſicht erreichen laſſen. Aber Ihre Erzählung wird uns wenigſtens lebhafter wieder an den ſchätzbaren Mann erinnern, wenigſtens unſern Leſern zeigen, wie gut der witzige Schriftſteller mit dem arbeitſamen Bürger beſtehen könne.

Gottlieb Wilhelm Rabener wurde den 17ten September 1714 zu Wachau, einem Ritterguthe unweit Leipzig geboren. Sein Vater, Juſtus Gottlieb Rabener, war damals Beſitzer deſſelbigen und zugleich Anwald im Leipziger Oberhofgerichte, ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, obgleich nicht ſelten hypochondriſchen Anfällen ausgeſetzt. Bis in das vierzehnte Jahr genoß er daſelbſt des Unterrichts eigner Lehrer, und unter dieſen namentlich der Aufſicht des noch itztlebenden Stadtpredigers in Dresden, Herrn M. Grenzens, der nachher ſein Beichtvater war, und ſich durch verſchiedene gelehrte Schriften bekannt gemacht hat. Im Jahre 1728 gieng er auf die Landſchule nach Meißen, wo vormals ſein Großvater väterlicher Seite, M. Juſtus Gottfried Rabener, als Rektor gelehret hatte. Für dieſen hatte er eine vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus ſeinem Bildniſſe und ſeinen Schriften kannte. Er fand hier unter andern ſeiner Mitſchüler den Herrn

M. Grabener, itzigen ſehr verdienten Rektor an der Schulpforte, einen Verwandten, dem er ſeine Ergebenheit durch das Vermächtniß ſeines ſämmtlichen Vermögens zu erkennen gegeben, den noch lebenden Herrn Profeſſor Gärtner in Braunſchweig und den ſeligen Profeſſor Gellert. Mit dieſen errichtete er eine genaue Freundſchaft, die auf der Univerſität fortgeſetzt wurde, und bis an ſeinen Tod dauerte. Rabener wurde von Gellerten als Freund geliebt, als Schriftſteller hochgeſchätzt, als ein äußerſt brauchbarer und geſchäfftiger Mann bewundert. Oft ſprach derſelbe von ihm in ſeinen Lehrſtunden, als von einem vorzüglichen Beyſpiele, daß der ſtrengſte Fleiß in Geſchäfften, ſelbſt in trocknen und mühſamen Geſchäfften, mit der größten Munterkeit des Geiſtes und dem lebhafteſten Witze ſich vertrage. Gellert, der ernſthafte, leidende Gellert, wurde auch noch in ſeinen letzten Jahren von dem Scherze ſeines Freudes aufgeheitert. Sie erinnerten ſich beide, wann ſie ſich von Zeit zu Zeit wieder ſahen, ihrer erſten jugendlichen Verbindungen und Begebenheiten. Rabener erzählte ſie mit ſeiner gewöhnlichen Laune und einem ſcherzhaften Muthwillen, und Gellerts eigne Munterkeit wurde dadurch wieder erweckt. Darüber entſpann ſich ein kleiner freundſchaftlicher Streit zwiſchen ihnen; ſie erneuerten die Zeit ihrer Jugend, und Gellert kam immer mit einem entwölkten und lächelnden Geſichte wieder von ihm.

Nachdem er die gewöhnlichen ſechs Jahre in Meißen zugebracht hatte, kam er 1734 auf die Univerſität nach Leipzig zurück, wo er ein paar Jahre darauf ſeinen Vater verlor. Hier bauete er auf den feinen Grund, den er auf der Schule gelegt hatte, und bediente ſich in jedem Theile der Litteratur der vorzüglichſten Lehrer. Sein Hauptſtudium war inzwiſchen die Rechtsgelehrſamkeit, worinnen er einen ſo guten Fortgang machte, daß er 1737 unter dem Herrn D. Hommel eine ſelbſt verfertigte Streitſchrift, de mitiganda furti poena ob reſtitutionem rei ablatae, öffentlich vertheidigte. Da er ſich auch gern in praktiſchen Dingen, und hauptſächlich in ſolchen, welche die Landesverfaſſung betreffen, umſehen wollte, ſo begab er ſich oft zu dem damaligen Kreys-Landſteuereinnehmer Lazer: dieſer machte ihm Luſt zur Kenntniß der Steuerſachen, und verſchaffte ihm auch Gelegenheit dazu. In kurzem brachte er es darinnen zu einer ſolchen Wiſſenſchaft und Fertigkeit, daß er alle dahin einſchlagende Arbeiten kannte und mit Leichtigkeit und Vergnügen verrichtete. Rabener war für Geſchäffte gemacht. Er faßte eine Sache leicht, überſah vieles mit Einem Blicke, und konnte geſchwind die Hauptſachen von den Nebenſachen, das Nothwendige von dem Entbehrlichen unterſcheiden. Er vollbrachte deswegen in kurzer Zeit mehr, als viele bey einem ängſtlicherm Fleiße in weit längerer zu thun vermögen. Unter dieſen ernſthaften Geſchäfften, die er zu ſeinem Berufe gemacht hatte, vergaß er nicht die Muſen. Sie waren überall ſeine liebſten Begleiterinnen, und verſüßten ihm die trockenen Arbeiten ſeiner Lebensart. Er machte ſich bald durch ſeinen Witz und lebhaften Verſtand bekannt, und alles, was nur Geſchmack liebte, drang ſich zu ihm, und ſuchte ſeine Freundſchaft.

Mit dem Julius des 1741ſten Jahres fieng der Herr Profeſſor Schwabe ſeine witzige Monatsſchrift, die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, an, ein Journal, das zur Aufnahme des Geſchmacks in der Poeſie und Beredtſamkeit viel beygetragen, ſo unvollkommen und ungleich auch die Aufſätze noch dazumal ſeyn mußten. Es gab vielen jungen guten Köpfen Gelegenheit, ſich zu verſuchen, reizte die Leſer durch ſeine Mannichfaltigkeit, und vermehrte alſo die Zahl und den Eifer der deutſchen Leſer und Schriftſteller. Hier that ſich Rabeners ſatyriſche Laune zuerſt hervor.

Von der Mitte des Jahres 1741 bis zur Mitte des Jahres 1744 war er ein Mitarbeiter davon. Es erſchienen darinnen verſchiedene gröſſere und kleinere Aufſätze von ihm, die itzt den erſten Band ſeiner Satyren ausmachen. Der Character und Werth dieſer Schriften iſt bekannt. Der Inhalt iſt nicht immer für alle Stände gleich lehrreich: denn die Thorheiten ſind nur aus gewiſſen Ständen genommen, und der Gelehrtenſtand, den er dazumal am meiſten kannte, hat dazu die meiſten hergegeben. Viele derjenigen Fehler, über die er ſpottet, ſind nicht mehr, oder nicht auf dieſelbe Weiſe vorhanden. Ueberdieß ſind gewiſſe ſatyriſche Gemälde von ihm zu Gemeinörtern aller folgenden Wochenblätter und Satyren geworden: daher thun ſie nicht mehr dieſelbe Wirkung auf alle Leſer, als bey ihrer erſten Erſcheinung. Die Züge ſind freylich, um ſie lächerlich zu machen, verſtärkt, aber nicht ſo ſehr, daß ſie das Bild unkenntlich machen ſollten. Viele Vorſtellungen und der ganze Ausdruck ſind in hohem Grade luſtig. Ueberdieß iſt die Schreibart nicht bloß rein, ſondern auch gedrängt und genau; ein Vorzug, der dem gröſſten Theil unſrer erſten Proſaiſten fehlte. Noch befindet ſich in eben dieſen Beluſtigungen ein ſcherzhaftes Gedicht von ihm, ſchon im Jahre

1737 verfertiget, Beweis daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind, welches itzt die erſten Seiten ſeines zweyten Bandes einnimmt. Nach dieſem zu ſchließen, würde er kein mittelmäßiger Dichter geworden ſeyn, und leicht ein zweyter Horaz, wenn er ſich des Verſes in ſeiner Satyre bedienen wollen. Er iſt durchgängig wohlklingend und kräftig. Mit wie vieler Laune charakteriſiret er z. B. die Lohenſteiniſche Schreibart:

Will ein erhabner Geiſt, ein zweyter Lohenſtein,
Der Phöbus Hofpoet und erſter Günſtling ſeyn,
Und der genennten Zahl mit reingewaſchner Lippe,
Im gläſerhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch ſtreun; bricht ſein erhitzter Muth,
Beſchwängert von der Kunſt, durch Flammen, Blitz und Gluth;
Ruft er die Schwefelbrunſt der donnerharten Flammen,
Und ruft Mägerens Zunft, und ruft den Styx zuſammen:
Tanzt er auf Stelzen her, wann er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunſt des Herzens Marmor ſchmelzt;

Läßt er rund um ſich her des Unglücks Nordlicht glänzen:
Lacht er in Gleichniſſen, ſeufzt Chrien, weint Sentenzen!
So kömmt ein Zoilus, und ruft: der Dichter ſchwillt!
Sein ganzer Vers ein Rauch, ſein Kopf mit Dunſt erfüllt.
Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
Im Paroxyſmus ſingt, und Oden phantaſiret, u. ſ. w.

Die Beluſtigungen brachten noch einen andern Vortheil. Unſre beſten jungen Köpfe arbeiteten daran, und viele derſelben verbanden ſich dadurch zu einer noch genauern Freundſchaft. Viele von ihnen waren, ob ſie gleich die Beluſtigungen, als die erſte deutſche Schrift dieſer Art, für ein dem deutſchen Witze ſehr nützliches Journal erkannten, dennoch ſchon vom Anfange her darüber mißvergnügt geweſen, daß ſo wohl nicht wenige, und noch darzu gar unſchmackhafte Streitſchriften eine Aufnahme darinnen gefunden, als auch überhaupt in den Aufſätzen nicht eine ſtrengere Wahl beobachtet würde. Mit den häufigen und immer härtern Anfällen, welche beide Urſachen den Beluſtigungen zuzogen, wuchs natürlicherweiſe das Mißvergnügen. Verſchiedene, unter denen ſich auch Rabener befand, trugen, mit Anführung dieſer Gründe, bey dem Herausgeber an, daß mit dem ſechsten Bande dieſes Journals geſchloſſen, und bey eben demſelben Verleger ein neues von gleicher Art möchte angefangen werden, zu welchem auch ſie ihre Arbeiten beyzutragen ſich erboten, wenn dabey, in Abſicht auf dieſe beiden Punkte, eine andere Einrichtung getroffen würde. Der Herausgeber willigte darein. Alle Mitarbeiter wandten, nach dem Maaße ihrer damaligen Einſichten und Fähigkeiten, ihren Fleiß an, vorzüglich gute Stücke in dieſen Band zu verfertigen, damit er wenigſtens gegen die vorhergehenden ſich ausnähme, und ſie mit Ehren ſchlöſſen. Rabener ließ es an ſeiner Seite an vielen Ermunterungen nicht fehlen, welches ohnedieß ſeine Gewohnheit war, weil er ſich des deutſchen Witzes und der Monatsſchriften, in die er arbeitete, mit einem ſehr patriotiſchen Eifer annahm. Er faßte bey dieſer Gelegenheit den Entſchluß, eine Schrift unter dem Titel: Vorleſungen eines Profeſſors von Oryacon, über die Beluſtigungen im Jahre 1844 gehalten, demſelbigen Bande anzuhängen. Dieſes ſollte gleichſam eine Kritik und Vertheidigung der Beluſtigungen, beides zugleich, und zwar in einer ſatyriſchen Schreibart ſeyn: ſchlechten Stücken durch einen ſatyriſchen Zug das Urtheil ſprechen, und unbillige Anfälle mit einem eben ſo lachenden Spotte abweiſen. Er hatte dabey viele Satyren auf unächte Kritiker, und ihre Art, die alten Autoren zu behandeln, oder vielmehr zu mißhandeln, desgleichen auf geſchmackloſe Alterthumsforſcher angebracht. Denn er wollte auf eine gleiche Weiſe, als von ihnen öfters bey den Werken des Alterthums geſchehen, auch bey den Beluſtigungen verfahren. Da der Bär, das Breitkopfiſche Buchdruckerzeichen, zu vielen ungeſalznen Scherzen über die Beluſtigungen Anlaß darbieten müſſen, ſo hatte ſich auch hier der Verfaſſer die Gelegenheit, dieſelben zu rügen, durch die Erfindung zubereitet, daß aus dem Schutte eines Hauſes ein Bär, das Schild des Breitkopfiſchen Hauſes in Leipzig, hervorgezogen worden. Der aquacoviſche Herr Profeſſor ließ ſich darüber in gar gelehrte Diſcuſſionen ein, und verſuchte, ob er dadurch verſchiedenen ihm dunkeln Stellen aus Schriften derſelben Zeit, die bey Gelegenheit der Beluſtigungen, auf einen Bär anſpielten, ein Licht anzünden könnte, fand aber beym Schluſſe, daß ſeine Bemühungen hierinnen wohl vergeblich ſeyn möchten, weil er nicht im

Stande

wäre, eine vernünftige Verbindung zwiſchen den Beluſtigungen und dem Bäre auszudenken. Schon war Rabener in ſeiner Arbeit weit gekommen, als der Entſchluß, die Beluſtigungen nicht weiter fortzuſetzen, geändert wurde. Rabener hörte alſo damit auf, nützte verſchiedene Stellen und einzelne ſatyriſche Züge in ſeinen folgenden Aufſätzen, und vertilgte ſeine Vorleſungen.

Indeſſen hatte ſich Gärtner, als der Urheber dieſes Anſchlages, und mit ihm Cramer und Adolph Schlegel, zur Verfertigung einer ſolchen Monatsſchrift, wie ſie die neue Fortſetzung der Beluſtigungen eingerichtet zu ſehen gewünſchet, vereiniget, und da ſich von ungefähr ein bremiſcher Buchhändler zum Verleger darbot, ſo wählten ſie dieſen um ſo viel lieber, weil ſie auf dieſe Art, wie ihre Abſicht war, deſto leichter verborgen zu bleiben hofften. Die Geſetze, die ſie dabey zum Grunde legten, und die der Herausgeber ſelbſt in Vorſchlag brachte, können denjenigen zum Muſter dienen, die eine Monatsſchrift dieſer Art unternehmen wollen. Der Herausgeber ſolle bloß die Angelegenheiten mit dem Verleger beſorgen, aber außerdem, in Abſicht auf die einzurückenden Arbeiten, vor ſeinen Mitarbeitern kein Recht voraus haben, und ſeine eignen Stücke gleicher Kri-

tik

ik und Entſcheidung, als die übrigen, unterworfen; kein Mitarbeiter ſolle ohne Bewilligung der andern dazu gezogen werden; kein Aufſatz eines Mitarbeiters aber einen Platz finden, wenn nicht die meiſten Stimmen dafür ausgefallen; alle Mitarbeiter ſollen jedes Stück kritiſiren, und wenn ſich einer nicht entſchließen könnte, die von den meiſten Stimmen verurtheilten Stellen wegzuſtreiſtreichen, oder zu ändern, ſolle es zwar bey ihm ſtehe- das Stück ganz zurück zu behalten, aber doch daſſelbe, ſo lange es nicht nach der Entſcheidung der meiſten geändert worden, vom Journale ausgeſchloſſen bleiben; daß mit den eingeſandten Stücken ebenfalls nach der Entſcheidung der meiſten müſſe verfahren werden; und endlich, weil damals viele Leſer gewohnt waren, bloß aus dem untergeſetzten Namen auf den Werth oder Unwerth eines Aufſatzes zu urtheilen, daß keinem Stücke der Name ſeines Verfaſſers beygefüget werden ſolle. So bald mit dem Verleger alles in Richtigkeit gebracht war; ſo wurde Rabenern die Entdeckung davon gemacht, der ſich ungemein darüber freuete, und dieſer kleinen Geſellſchaft beytrat. Man geſellte ſich hierauf auch Schmidten von Lüneburg, Eberten und Zachariä zu. Anfangs war auch Mylius unter dieſen: aber ſie fanden bald, daß ſie in Anſehung ſeiner ſich getäuſchet, und derſelbe in den gemachten Plan ſich entweder nicht fügen wollte, oder nicht konnte, und gleich, nachdem das erſte Stück erſchienen, in welchem ſich von ihm weiter nichts findet, als die Abhandlung, daß das Feuer keine Materie ſey, gieng er wieder ab. Sie bewarben ſich gleichfalls um auswärtige Mitarbeiter, und erſuchten Strauben in Breslau und Elias Schlegeln in Kopenhagen um ihre Beyträge, wovon der erſte ihnen ſein ſchon geraume Zeit zuvor gedrucktes Gedicht, von der Vortrefflichkeit der Dichter, die ſchwer zu leſen ſind, überließ, der letzte aber mehrere Beyträge gethan, auch ſein Trauerſpiel, die Trojanerinnen, ihnen zur Kritik überſendete. Von Hagedorn, dem ſie gleichfalls davon Eröffnung gemachet, nahm durch ſeinen Beyfall und ſeine Freude vielen Antheil daran. Nun arbeiteten die Verfaſſer der bremiſchen Beyträge im Verborgenen. Sie hatten auch das Vergnügen, bey den erſten beiden Stücken, da ſie die Vorrede von Bremen aus datirt hatten, unerkannt zu bleiben, und von den Bewegungen, welche die unerwartete Erſcheinung dieſer Monatsſchrift verurſachte, nebſt den Bemühungen, ſie zu entdecken, ſelbſt Zeugen zu ſeyn. Als die wahren Verfaſſer bekannter zu werden anfiengen, trat auch Gellert zu ihnen, den gleich Anfangs dazu zu ziehen, verſchiedene Umſtände verhindert hatten. Er unterwarf ihrer Beurtheilung, die ſehr ſtrenge zu ſeyn pflegte, ſein erſtes Buch von Fabeln und ſeine Betſchweſter, deren Verfertigung er, bis er ſie vollendet hatte, geheim gehalten, verbeſſerte ſie nach ihren Kritiken ſehr ſorgfältig, und überließ die erſte Bekanntmachung der letztern dieſer neuen Monatsſchrift. Schon bey dem zweyten Bande wurde ihre Anzahl aus Hamburg erſt durch den ſeligen Giſeke, und hernach durch den ſeligen Spener, einen jungen Dichter, der noch in Leipzig durch einen frühen Tod der Welt entriſſen wurde, verſtärket. Zuletzt, da ſchon die Geſellſchaft durch den Abgang einiger, die Leipzig verlieſſen, ſich zu vermindern anfieng, erhielt ſie einen neuen Zuwachs in Klopſtocken, Fuchſen und Schmidten von Langenſalze, von denen aber die beiden letzten nur zu den vermiſchten Schriften Beyträge gethan.

Man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung über die Geſchichte der bremiſchen Beyträge vergeben, da es gewiß die erſte periodiſche Schrift von vermiſchtem Inhalte war, die ſo viele ausnehmend ſchöne und keine ſchlechten Aufſätze in Proſa und in Verſen enthielt. Sie machet einen merkwürdigen Zeitpunkt in unſerer Litteratur aus, weil der Beyfall, mit dem ſie aufgenommen wurde, das Studium unſerer Sprache und die Begierde, durch deutſche Schriften Ruhm zu erwerben, weit allgemeiner machte. Von dieſer Zeit an iſt die Anzahl unſerer Dichter und Proſaiſten erſtaunlich gewachſen: und wann auch die meiſten darunter ſchlecht oder wenigſtens mittelmäſſig ſind; ſo können wir uns damit tröſten, daß ſelbſt der groſſe Eifer unfähiger Köpfe um einen gewiſſen Vorzug den ſie nicht erreichen, immer ein Beweis iſt, daß andre beſſere Köpfe ihn zuvor wirklich erhalten haben, und noch erhalten werden.

Die meiſten Aufſätze, die den zweyten Theil der ſatyriſchen Schriften unſers ſel. Rabeners ausmachen, erſchienen nach und nach in dieſen neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, welche vier Bände ausmachen, und in den Sammlungen vermiſchter Schriften, unter welchem Titel dieſelben Verfaſſer ihre Bemühungen fortſetzten. Dieſe Arbeit aber war nicht bloß für das Publicum, ſondern auch für dieſe rechtſchaffenen Männer ſelbſt vortheilhaft. Ihre Freundſchaft hatte nun einen gewiſſen Zweck, ihre Vertraulichkeit wurde größer, ihre Zuſammenkünfte, die ſie wöchentlich an beſtimmten Tagen in einem feſtgeſetzten Umlaufe hielten, unterhaltender. Alle ſahen in der Folge dieſen Theil ihres Lebens als den angenehmſten, und dieſe Vereinigung ihrer Arbeiten als die vornehmſte Urſache ihrer eignen Vollkommenheit und des guten Erfolgs ihrer Schriften an. Das Schickſal entfernte ſie bald von einander: aber ihre wechſelſeitige Freundſchaft blieb unverändert. Kaum konnte irgend einer, nach dieſer Trennung, neue, eben ſo vertraute und innige Freunde wieder finden.

Rabener hatte ſchon im Jahre 1741 das Amt eines Steuerreviſors des Leipziger Kreißes erhalten, ein beſchwerliches Amt, das mit vielen Reiſen auf dem Lande umher, mit Unterſuchungen und Abmeſſungen des Eigenthums, und mit einer mühſamen Vertheilung der Abgaben, nach dem Verhältniſſe dieſes Eigenthums oder auch Gewerbes, beſchäfftiget iſt; das eine genaue Kenntniß der Landesverfaſſung und eine geprüfte Rechtſchaffenheit erfodert. Er war auch in dieſem Amte nicht einen Augenblick müßig. Seine Geſchicklichkeit zog ihm beſtändig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog ſie mit der äußerſten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die ſie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er brachte ſie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht ſelten Aufträge, die beſondere Vorſichtigkeit erfoderten, und er hatte es ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit, die er keinen Abſichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß ſelbſt diejenigen Perſonen, wider welche ſeine Entſcheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren. Seine Erholung waren ſeine witzigen Arbeiten. »Alle meine Satyren, ſchrieb er mir einſt, habe ich auf »meinen Expeditionen und während ſolcher Geſchäffte gemacht, wo ich mit den Antipoden des »Witzes zu thun hatte.« Der itzige Herr Hofrath Käſtner in Göttingen, dem ein ſcherzhafter Satyr oft auch die Geißel in die Hand gegeben, verfertigte auf ihn bey jener Veranlaſſung folgendes ſeine Sinngedichte:

Zu ſpotten und uns arm zu machen,
Iſt Rab'ners doppeltes Bemühn:
Man ſieht ihn über alle lachen,
Und alle ſeufzen über ihn.

Rabener ſagte im Scherze zu ihm, daß er dieſes als Advokat der Bauern und der Narren gemacht habe.

Indeſſen entriß die Vorſehung unſerm Rabener einen Freund nach dem andern, um ihre Verdienſte an entfernten Orten zu belohnen, und durch ſie zugleich Kenntniß, Geſchmack und Liebe zu unſerer Mutterſprache zu verbreiten. Rabeners Luſtigkeit und Gabe zum Scherze mußte ihm nothwendig viel Geſellſchafter erwerben; und ſeine Rechtſchaffenheit und ſein Verſtand neue Freunde machen: aber ſein Herz wurde doch immer zu dieſen alten Vertrauten gezogen. Er genoß ihrer, aber meiſtens nur durch ſein Andenken und durch den Briefwechſel. Auch ich hatte das Glück, um das Jahr 1750 mir ſeine Gewogenheit zu erwerben. Mit jedem der folgenden Jahre vermehrte ſich ſeine Liebe und Vertrauen gegen mich. Wie viel heitere Augenblicke genoß ich in ſeinem Umgange! wie vielen Unterricht! wie manchen treuen Rath! Das Andenken ſeiner Freundſchaft wird mir lebenslang theuer ſeyn.

Gegen das Ende des 1751ſten Jahres ſchrieb er ſeine ſatyriſchen Briefe, die er im folgenden Jahre herausgab, und die den dritten Theil ſeiner Schriften ausmachen. Meinem Urtheile nach hat ſich in dieſen ſein ſchöpfriſcher Geiſt am meiſten geäußert. Die Gabe, die Sitten, die Denkungsart, den Ton jeder Lebensart, jedes Charakters, jeder herrſchenden Leidenſchaft genau zu treffen, dieſe eigenthümliche Gabe des dichteriſchen Genies hat er nirgends in einem ſo hohen Grade gezeiget. Er läßt Leute von allen Ständen ſprechen,

chen, und alle reden ihre eigne Sprache. Das Bildniß iſt allemal getreu, und die Züge, die er wählt, ſind allgemein kenntliche Züge, die jedermann in Originalen bemerkt hat, die aber nur Er ſo zuſammen zu finden, ſo ins Licht zu ſtellen wußte. Dieſe Schilderungen hatte er nicht bloß aus ſeinem Kopfe entworfen. Er hatte wirklich die Menſchen geſehen, ſie aufmerkſam, als ein philoſophiſcher Beobachter, geſehen. Sein Amt und ſeine ländlichen Reiſen ſelbſt hatten ihn unter mancherley Klaſſen von Menſchen geführet, und ihn die Sitten und den Ausdruck verſchiedener Stände und Charaktere kennen gelehrt. — Wer einmal dieſes geiſtige Auge hat, kann an jedem Orte und an jedem Menſchen lernen. Swift gieng in Wirthshäuſer, den gemeinen Mann zu ſtudiren. In der That muß man erſt den Menſchen kennen, wenn man ihn kopieren will, und man lernt ihn nicht kennen, wenn man ihn nicht in ſehr verſchiedenen Umſtänden und Verfaſſungen ſieht. Erſt die Abweichungen von dem Gewöhnlichen machen uns aufmerkſam.

Indeſſen zog ſein Fleiß, ſeine Treue, Geſchicklichkeit und Ordnung in ſeinen Berufsarbeiten die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten immer mehr auf ſich. Sie ſahen, daß er dem Vaterlande in einem höhern Poſten noch weit wichtigere Dienſte leiſten könnte, und wünſchten auch ſeine bisherigen zu belohnen. Man berief ihn alſo nach Dresden in das Oberſteuercollegium, wo er, nach Herrn Hofmanns Tode, die Stelle eines erſten Oberſteuerſekretärs erhielt. Er verließ Leipzig, als den Wohnplatz ſeiner beſten und älteſten Freunde, als den Ort ſeiner jugendlichen Freuden und ſeiner erſten gelungenen Arbeiten, mit Schmerzen. Aber er zog ſeinen Beruf ſeiner Luſt, und die Hoffnung, noch nützlicher zu ſeyn, allen übrigen Betrachtungen vor. In Dresden fand er, wie es bey ſolchen Verdienſten nicht anders zu vermuthen war, unter Hohen und Niedern Bewunderer, Gönner und Freunde. Zwey Jahre darnach, 1755, gab er den vierten und letzten Theil ſeiner ſatyriſchen Schriften heraus. Er enthält des Anton Panſa von Mancha Abhandluug von Sprüchwörtern, wie ſolche zu verſtehen und zu gebrauchen ſind: Beweis, daß die Begierde, Böſes zu reden, weder vom Stolze noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre, an die Königl. Akademie zu Pau in Bearn: das Mährchen vom erſten April, und endlich Abbitte und Ehrenerklärung. — Das erſte Sprichwort war bereits im Jänner des 1750ſten Jahres in die vermiſchten Schriften zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes eingerückt: die zwote Abhandlung aber ſo wohl, als das Mährchen vom erſten April, doch ohne Schlüſſel, beſonders abgedruckt worden. Mit Unzufriedenheit ſah das Publikum dieſen Band, als den letzten angekündiget. Er ſtund noch in der vollen Reife des männlichen Alters, ſeine Geſundheit und ſeine Kräfte waren noch ungeſchwächt, ſein Witz noch eben ſo lebhaft, ſein Blick noch eben ſo ſcharf. Ueberdieß ſchien er itzt in eine höhere Sphäre einzurücken, wo Thorheit und Weisheit ſich beſſer ausnehmen, wo das Gemälde derſelben ſo wohl mehr Vergnügen machet, als mehr Nutzen ſtiftet. Aber er hatte ohne Zweifel gegründete Urſache zu dem Entſchluſſe, den er faßte. Er rechtfertigte ihn in der Vorrede. »Ein »ernſthafteres Alter; Geſchäffte, die täglich gehäuft werden; der Verluſt der beſten Freunde: »eine argwöhniſche Vorſicht, die meinem itzigen »Stande vielleicht noch unentbehrlicher iſt, als ſie »mir vor drey Jahren war: Leſer, die noch immer gewohnt ſind, zu lachen, ſo lange ſie über »andre lachen, und welche unverſöhnlich wüthen, »ſo bald ſie glauben, ihr eignes Geſichte im Spiegel zu ſehen: der geſchwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug ſind, Schlüſſel zu machen, wo keine Schlüſſel nöthig ſind: »

»die tückiſche Bosheit dererjenigen, welche ſich getroffen finden, und ſchweigen, und welche doch hämiſch im Namen dererjenigen ſeufzen, die gewiß nicht gemeint und gewiß nicht getroffen ſind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfaſſer ſchreibt, die Originale zuerſt ſuchet, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich ſeyn muß: alles dieſes ſind Urſachen, welche mir meinen Vorſatz ernſtlich machen.« In einem ſeiner Privatbriefe an mich ſchrieb er: »Sie denken auch, daß mein Schwur, nichts mehr bey meinem Leben drucken zu laſſen, der Schwur eines Liebhabers oder eines Poeten ſey? aber nein; wenn mir auch der Kitzel wieder ankäme, ſo habe ich doch nicht Luſt, mir den Kopf zu zerſtoßen. Mit den Kathederthoren und den Narren aus den drey Fakultäten konnte ich fertig werden, und wenn es eine Brauſche am Kopfe gegeben hätte, ſo durfte ich nicht fürchten, ſie allein zu tragen: denn ich habe auch Fäuſte: aber die Thoren aus den Paläſten und den Antichambern ſind mir zu gefährlich, und (im Vertrauen!) es ſind nicht die kleinſten.« Ungeachtet dieſer feyerlichen Verſicherung glaubte man ihm immer nicht ganz, da er zugleich die Erklärung von ſich gab, daß er deswegen nicht aufhören werde, Originale zu Schildereyen aufzuſuchen: aber nur die Bedingung hinzuſetzte, daß er ſie erſt nach ſeinem Tode herausgeben wolle. Man glaubte nicht, daß ein Autor ſo wenig Eitelkeit haben könne, nunmehro zu ſchreiben aufzuhören, da er des Erfolgs ſeiner Schriften, durch den allgemeinen Beyfall, den die erſten erhalten hatten, ſo gewiß geworden war. Aber man kannte ihn nicht. Er war feſt in ſeinen Entſchlüſſen, wenn er ſie einmal mit Ueberlegung gefaßt hatte. »Ich beſitze,« ſagte er, »gewiß Eigenliebe genug, jenes Lob auch »nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein ſo unpartheyiſches Lob iſt, und je weniger ich hernach »im Stande bin, meine Fehler zu entſchuldigen, »oder wider ſcheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.« Er arbeitete auch wirklich unter ſeinen überhäuften Geſchäfften beſtändig in ſeinen Erholungsſtunden an ſatyriſchen Aufſätzen und Entwürfen. Noch das Jahr vor dem Kriege ſah ich bey ihm einige Nachahmungen aus dem Lucian und einen Entwurf zu einem Werkchen, das den Titel hatte: *Entzückungen oder Geſichter*, in denen eine vorzüglich kühne Satyre herrſchte. Auch theatraliſche Arbeiten hatte er unternommen. Ein

Luſtſpiel, der Freygeiſt, war bereits bis zum vierten Aufzuge fertig. Nur von dieſem letzten Stücke erinnere ich mich des Entwurfs. Ein junger ausſchweifender Menſch, der aus Lüderlichkeit ein Freygeiſt geworden war, hatte ein tugendhaftes und kluges Mägdchen für eine Buhlſchweſter verlaſſen. Da ſeine erſte Geliebte wußte, daß er die Grundſätze der Religion nicht ſo wohl verwarf, als die Empfindungen derſelbigen bey ſich zu erſticken ſuchte: ſo gerieth ſie auf den Einfall, ihn durch folgende Liſt zu gleicher Zeit zu beſchämen, zu beſſern und vielleicht wieder zu gewinnen. Sie ſagte ſich in einem Briefe völlig von ihm los, und bat nur noch um einen einzigen Beſuch. Er erſchien. Sie überredete ihn, daß in dem Kaffee, mit dem ſie ihn bewirthete, der ſtärkſte Gift geweſen. Sie habe dieß veranſtaltet, um ſich an dem Urheber ihres Unglücks zu rächen, und glaube um ſo viel weniger ſtrafbar zu ſeyn, da ſie nichts gethan, als ſeine eignen Grundſätze, die ſie ihrer gekränkten Liebe nnd Eiferſucht gemäß gefunden, ausgeübt habe. Er gerieth in das tödtlichſte Schrecken, und wurde äuſſerſt verzagt und fromm. Da ſie ihn einige Zeit in der Unwiſſenheit gelaſſen, entdeckte ſie ihm die Sache: er kam dadurch zur Vernunft, und heirathete ſie, wenn ich es anders noch recht weiß. So viel aber weiß ich, daß die Situationen ungemein gut angelegt, die Charaktere wohl ausgebildet, der Dialog launig und munter und die Handlung ſehr intereſſant war. Er hatte noch ein ander kleineres Stück bereits angelegt, das, wo ich mich nicht irre, eine kleine Feyengeſchichte zum Grunde hatte. Einige Anzeigen laſſen auch vermuthen, daß er Etwas, von der ſchweren Kunſt, mit der Welt zufrieden zu ſeyn, müſſe ausgearbeitet haben. Endlich hatte er einen ſehr angenehmen Briefwechſel mit verſchiedenen ſeiner Freunde geſammelt, von dem die wenigen hier *) befindlichen Briefe ein bloßer Ueberreſt ſind. Warum bemächtigte ich mich doch damals nicht dieſer Papiere, und wendete dadurch wenigſtens Einen Verluſt ab, den der Krieg anrichten ſollte!

Dieſer brach bald aus. Ich brauche wenig davon zu ſagen. Die meiſten Briefe der folgenden Sammlung **) ſind während deſſelben geſchrieben. Sie enthalten davon viele Umſtände, und werden alſo auch ſelber für diejenigen intereſſant ſeyn, die, gegen den Witz gleichgültig, aus bloßer Neugier leſen. Er wurde von den vornehmſten Officieren des preußiſchen Heers, die damals in Dresden waren, aufgeſucht, geliebt und hochgeſchätzt. Der Prinz Heinrich ſah ihn mehr als einmal. Selbſt der König verlangte ihn zu ſprechen. Dieſe Unterredung hätte für unſern Rabener und für die deutſchen Muſen gleich vortheilhaft ſeyn können. Denn er beſaß alles, was zu einer ſolchen Unterredung gehört, äußerlichen Anſtand, Klugheit und Gegenwart des Geiſtes: aber ſie hatte nicht ſtatt, da der König plötzlich aufbrach, und, ſo viel ich mich erinnere, niemals, oder doch nur auf kurze Zeit wieder nach Dresden kam. Indeſſen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 beſuchte Rabener ſeine Freunde hier in Leipzig, nachdem ſchon der größte Theil ſeiner Amtsarbeiten aufgehöret hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch ſein Geiſt! doch ſchien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu ſehen. Er nahm daher mit mir die Verabredung, daß er zwo Abſchriften von ſeinen bereits verfertigten ſatyriſchen Aufſätzen nehmen, und eine davon mir anvertrauen wollte. Da aber nach ſeiner Rückreiſe der Briefwechſel zwiſchen hier und Dresden durch die feindlichen Heere unterbrochen, die Packete eröffnet wurden, und viele dadurch verloren giengen, oder in fremde Hände kamen, ſo vertraute

---

*) Siehe den ſechſten Theil.

**) Dieſer war anfangs dieſe Nachricht von ſeinem Leben vorgeſezt.

traute er das eine Exemplar einem andern ſeiner Freunde in Dresden, und behielt das Original bey ſich.

Es folgte die unglückliche Belagerung von Dresden im Monat Julius des 1760ſten Jahres. In dem dadurch entſtandenen Brande giengen ſeine vorher angezeigten Handſchriften ſo wohl im Originale, als in der Abſchrift darauf: denn beyde Häuſer, wo er ſie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flamme. Die Beſchreibung dieſer Verwüſtung mögen die Leſer in ſeinem lebhaften Briefe an den Herrn Hofrath Ferber nach Warſchau vom 16ten Auguſt leſen: ein Brief, der ihm in der Folge beynahe ſo viel Verdruß, als ſein Verluſt bey der Einäſcherung des Hauſes, das er bewohnte, ſelbſt machen mußte. Ein unvorſichtiger Freund, dem er in Vertrauen war gezeiget worden, hatte vermuthlich heimlich eine Abſchrift davon genommen. Bald war dieſer Brief faſt durch ganz Deutſchland in allen Händen: kein Wunder, daß ſich ein eigennütziger Buchhändler deſſen bemächtigte! er ward, nebſt ein paar auf gleiche Art erhaſchten Gellertſchen Briefen, gedruckt, an zehn Orten gedruckt. Da er mit vieler Freymüthigkeit und Laune geſchrieben, und Dresden noch in der Gewalt einer fremden Macht war, ſo konnte er in der That nicht ganz außer Sorgen wegen der Folgen ſeyn. Noch unangenehmer waren ihm die falſchen Urtheile, die viele nach dieſem Briefe von ſeinem Charakter fällten. Bey einer ſo traurigen Begebenheit noch das Lächerliche bemerken und darüber ſpotten zu können, ſchien vielen Leichtſinn und ein hartes unempfindliches Herz zu verrathen. Es wäre itzt ſehr unnöthig, Rabenern wegen dieſes Briefes zu rechtfertigen. Erſtlich hat er dieſes ſelbſt in der Vorrede zur ſechsten Auflage ſeiner ſatyriſchen Schriften gethan: und überdieß iſt es itzt, nachdem die erſten ſtärkſten Eindrücke dieſes unglücklichen Vorfalls erloſchen ſind, mehr einem jeden möglich, ſich in Rabeners Stelle zu ſetzen. Empfindlichkeit bey der Noth anderer, beſonders bey einer allgemeinen Noth, iſt eine nothwendige Eigenſchaft eines guten Charakters, aber nicht Niedergeſchlagenheit. Wenn ein Mann bey dem Unglücke noch Gegenwart des Geiſtes behält: ſo wird er auch ſtets noch ſeine gewöhnliche Denkungsart haben äußern, und die, ſeinem Genie gemäßen Beobachtungen oder Betrachtungen anſtellen. Nur durch eine gänzliche Zerrüttung der Seele kann die Aeußerung des Temperaments und der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen eines Mannes aufgehoben werden. Und durfte Rabener

ner alſo ſeine Gabe, das Lächerliche zu ſehen, auch bey dem Unglücke beybehalten: ſo konnte es ihm bey dieſer Gelegenheit auch nicht an Gegenſtänden dazu fehlen. Auch der Muthloſeſte, dem bey der gegenwärtigen Gefahr kein, auch im geringſten Grade ſcherzhafter Gedanke einfällt, erinnert ſich doch, wann ſie vorbey iſt, vielleicht aus keinem Auftritte ſeines Lebens mehr lächerlicher Handlungen von ſich und andern. Nichts läßt uns leichter in das Lächerliche verfallen, als die Furcht, wann ſie ausſchweifend wird, und die Mittel zur Rettung nicht mehr nach Ueberlegung wählt. Ueberdieß wird das, was an ſich nur im geringen Grade luſtig war, durch den Kontraſt des Unglücks ſelbſt, wenn man nunmehr von dieſem befreyet und davor ſicher iſt, noch weit lächerlicher. Und Rabeners Brief war in der That vier Wochen nach der Begebenheit, die er erzählt, geſchrieben: er war an einen vertrauten Freund geſchrieben, mit dem Rabener zu ſcherzen gewohnt war, und enthält am Ende nichts, was nicht auch der mitleidigſte Mann in ſolchen Umſtänden hätte ſchreiben können.

Die Perſonen, von welchen er in dieſen Briefen am freymüthigſten geſprochen hatte, wurden am wenigſten dadurch beleidiget. Viele Staabsofficiere der kaiſerlichen Armee waren ſeine Freunde: und einer davon bezeigte ihm noch nach dem Kriege ſeine und ſeiner Mitbrüder Hochachtung und Freundſchaft. Rabeners Antwort darauf iſt merkwürdig genug, hier eingerückt zu werden, da ſie ſich nicht in der Sammlung ſeiner freundſchaftlichen Briefe findet:

Wie freundſchaftlich haben mich Ew. H. mit Ihrem angenehmen Briefe überraſcht! Ich war ſchon ganz kleinmuthig, weil ich in der That befürchtete, Sie, mein theuerſter Herr, hätten mich vergeſſen: und wie ſollten Sie nicht mitten unter Ihren Geſchäfften und einem ruhigen Ueberfluſſe einen armen ſchüchternen Flüchtling vergeſſen, der keine Vorzüge weiter hat, als Ihre Freundſchaft!

Ihr Brief traf mich eben auf meiner Brandſtelle an, wo ich mich auf eine traurige Art meiner Freunde und Feinde erinnerte. Aber das Vergnügen, von Ihnen einen Brief zu erhalten, war ſo groß, daß ich Verluſt und Feinde vergaß, und nur an meinen A * * dachte.

In der That koſtet mich dieſer unglückliche Krieg ſehr viel, ungeachtet ich, das weiß der Himmel! an dem ganzen Kriege nicht Schuld bin. Doch bin ich dadurch ſehr viel entſchädiget worden, daß ich unter feind- und freundſchaftlichen Armeen ſo viel rechtſchaffene Männer und würdige Freunde gefunden habe, und meinen redlichen, beſten A** — Ja, mein Herr, dieſe glückliche Bekanntſchaft bezahlt mir viele Angſt.

Werde ich Sie wohl jemals in meinem Leben wieder ſehen? Wohl niemals. Zwar wünſchte ich es ſehr. Aber ja ohne das große Gefolge: ja nicht auf Ihrem bunten Berufsfuchſe auf dem Paradeplatze!

Niemand von Ihren beſten Freunden kann Ihnen mehr Glück wünſchen, als ich für Sie alle Tage vom Himmel erbete: den Sie müſſen wiſſen, daß Ihr freundſchaftlicher Ketzer oft betet, und niemals eifriger, als wann er wünſchet, daß es Ihnen wohl gehen ſoll.

Meine Geſundheitsumſtände ſind leidlich genug, ob ich ſchon dieſen Sommer über immer gekränkelt habe, welches eine Folge von den bisherigen Beängſtigungen ſeyn mag. Meine Feinde ſagen, es wäre ein Anfang von dem Podagra: aber nur meine Feinde ſagen es. Ich wüßte nicht, wo es herkäme. Von hübſchen Mägdchen? — Sie haben ja das Podagra nicht? Alſo von Mägdchen kann es nicht ſeyn. Vom Zorne? Gewiß vom Zorne nicht: denn ich lache mehr über die Welt, als daß ich mich über ſie ärgere. Vom Weine? Wenigſtens vom Tokayer nicht. Ich glaube alſo, Gott verzeihe mirs! daß ich, wenn es ja das Podagra ſeyn ſoll, es von Ihrem Paſſe habe, und von der Angſt, in der ich damals war.

Sie wiſſen die großen Veränderungen, die ſeit dem 5ten November bey uns vorgefallen ſind. Sie würden Dresden kaum mehr kennen, ſo aufgeheitert, ſo freudig, ſo hoffnungsvoll ſind wir bey unſrer neuen Herrſchaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht iſt es doch einem Fürſten, von ſeinen Unterthanen geliebt zu werden! Gott zeigt uns die glücklichſten Ausſichten, nachdem wir, wie Ew. H. Sich ſehr wohl ausdrücken, die Rechte des Herrn in ſeinem Grimme haben kennen gelernet. Gebe Gott, daß wir uns beſſern, und daß auch alle diejenigen ſich bekehren, die an unſerer Beſſerung ſieben Jahre lang gearbeitet haben! Ich umarme Sie und küſſe Sie, und werde nie aufhören, Ihr Freund zu ſeyn, wann man mir es auch bey Feuer und Schwerdt unterſagte. Leben Sie wohl, und gönnen mir, unverändert Ihr freundſchaftliches Andenken.

X.

Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnung ſeines Fürſten. Er wurde Steuerrath. Meine Leſer werden in dem folgenden Briefe, wo er mir ſelbſt dieſe ſeine Beförderung meldet, einen Mann erkennen, der viel und in ſolchen Geſchäfften zu arbeiten, wo er nach ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen recht nützlich ſeyn kann, für ein größer Glück hält, als Vermögen und Rang.

Wenn Sie, mein beſter Freund, erfahren, daß ich Steuerrath geworden bin, ſo glauben Sie nur nicht, daß ich deswegen einen heiligen Schein um den Kopf bekommen habe. Sie wiſſen, wie ich über dieſen Artikel denke. Was mir die Sache angenehm machet, iſt, daß es ganz ohne mein Vorwiſſen, unter den gnädigſten Ausdrücken, als wirklicher Steuerrath, nebſt einer nähern Verbindung mit dem Collegio, mit Beybehaltung meines bisherigen Amts, mit einem dieſem Charakter gewöhnlichen Range, mit etwas mehrerer Arbeit, ohne Beſoldungserhöhung geſchehen. Alles dieſes, und auch das letzte, iſt mir um verſchiedener Urſachen willen lieb, die ich Ihnen ſchon mündlich ſagen werde. Man ließ mir verſchiedene Vorſchläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bey dem einen Vorſchlage mit weniger Arbeit, eine anſehnliche Verbeſſerung haben konnte. Ich habe ſie alle unterthänigſt verbeten, und geäußert, daß ich die Arbeit nicht ſcheue, mehr Beſoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange, und, ſo lange ich lebe, bey der Steuer zu bleiben wünſche, wo ich meine Arbeit ſchon kenne, und meiner Vorgeſetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundſchaft habe ꝛc. Unſer höchſtſeliger und ewiggeliebter Churfürſt *) fand dieſes alles billig, und fiel von ſelbſt auf dieſe Einrichtung, die nun mit mir getroffen iſt. Bin ich nicht ein philoſophiſcher Narr? Aber glauben Sie, mein liebſter Weiße, ich befinde mich, wo ich bin und wie ich bin, recht wohl. Lateo bene et bene vivo! Bleiben Sie des Steuerraths wahrer und zärtlicher Freund, wie Sie es vom Steuerreviſor und Sekretär allezeit geweſen ſind, ſo bin ich glücklich. Ich küſſe Ihrer rechtſchaffenen Frau mit dem demüthigſten Stolze eines nagelneuen Steuerraths — erſchrecken Sie nicht — die Hände. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie tauſendmal.

Rabener.

Seit dieſer Zeit ſah ich ihn jährlich zweymal, in der Oſter- und Michaelismeſſe, und während dieſer Meſſen täglich. Ich ermunterte ihn, einen Verſuch zu Wiederherſtellung ſeiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derſelben noch lebhaft wären. Einige davon, und insbeſondere

die

---

*) Friederich Chriſtian.

die Entzückungen, deren ich oben gedacht habe, ſchien er ſelbſt vorzüglich zu bedauern. Aber er war dem ungeachtet unbeweglich. Seine Amtsgeſchäffte, ſagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsſtunden zu allen Schriftſtellerarbeiten unfähig und ſtumpf. Ueberdieß würde itzt ſein Spott nicht mehr lachend, ſondern bitter ſeyn, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen: und endlich, ſetzte er im Scherze hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben. Alles, was ich über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, die ich itzt herausgebe *) ſammelte und niederlegte. Er wollte durchaus nichts bey ſeinem Leben *drucken laſſen*, weil er dadurch am beſten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider ſeinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deswegen in der Vorrede zur ſechſten Ausgabe ſeiner Schriften dieſe Sammlung an, und erklärte, daß nichts anders, weder bey ſeinem Leben, noch nach ſeinem Tode gedruckt und als eine authentiſche Schrift von ihm ſollte erkannt werden. Ich wiederhole hier dieſe Erklärung, und hoffe, daß es meinen ſeligen Freund vor der Eitelkeit oder dem

---

*) nämlich den ſechſten Theil dieſer Schriften.

Eigennutze dererjenigen ſchützen wird, die durch die Herausgabe untergeſchobener oder verworfener Aufſätze von ihm ſich könnten ehren oder bereichern wollen.

Indeſſen iſt auch bloß dieſe Sammlung von Briefen ein ſchätzbares Geſchenke für das Publicum, und in ſo ferne es den Mann ſelbſt nicht bloß nach ſeinem Witze will kennen lernen, noch erheblicher, als irgend einer ſeiner Aufſätze. Dieſe Briefe ſind alle wirklich von ihm geſchrieben und gar nicht geändert worden. *) Er dachte noch nicht daran, als er ſie ſchrieb, daß ſie jemals ſollten gedruckt werden, und die Leſer ſehen ihn alſo darinnen wirklich ſo, wie er ſich ſeinen vertrauteſten Freunden zeigte. Die Urtheile und die Geſinnungen, die darinnen vorkommen, ſind die, welche er wirklich hatte. Die Gelegenheiten, bey denen er ſie äußert, ſind wirkliche Begebenheiten: Alles iſt in dieſen Briefen Wahrheit und Natur.

Solche

---

* Wenn ja hin und wieder einige Zeilen oder auch Stellen weggeblieben, die entweder das Publicum zu wenig intereſſirten, oder die zu perſönlich oder vielleicht zu freymüthig waren; ſo wird man dem Herausgeber dieſe Behutſamkeit um deſto eher vergeben, da er von dem ſeligen Manne bey ſeinem Leben ſelbſt dieſe Vollmacht erhalten.

Solche Briefe aber, wenn ihr Inhalt nur einigermaßen erheblich iſt, ſind immer der beſten Lebensbeſchreibung vorzuziehen. Es iſt unmöglich, daß ſich nicht in dieſe das Vorurtheil oder die Neigung deſſen, der ſie ſchreibt, mit einmiſche: es iſt unmöglich, daß er von denen Umſtänden, die den Charakter entdecken, ſo vollkommen unterrichtet ſey, daß er in der Erzählung keinen verſtellen, nicht ſeine Schlüſſe für wirkliche Facta angeben ſollte. Aber in den Briefen des Mannes wird er ſelbſt ſein eigner Geſchichtſchreiber, und zwar der Geſchichtſchreiber derjenigen Begebenheit, die itzt erſt vorgegangen: er ſchildert den Zuſtand der Seele, in welchem er ſich eben itzt befindet, und wenn er uns auch nichts Wichtiges von ſeinen Begebenheiten erzählet; (denn freylich ſind dieſe Briefe nicht gleich intereſſant:) ſo läßt er uns doch tiefer in die Natur ſeiner Empfindungen und Gedanken hineinſehen. Und gewiß, unſer Rabener wagt nichts, wenn er ſich der Welt ſo zeiget, wie er war. Einige Leute können zuweilen ſeine Munterkeit zu ausgelaſſen und ſeinen Spott zu beißend, aber kein Menſch wird ſein Herz böſe finden. Er ſah vielleicht zuweilen dasjenige von einer lächerlichen Seite an, was andere nur ernſthafter Betrachtungen fähig halten;

aber niemals lachte er in der Abſicht, jemanden zu beleidigen, oder ihm zu ſchaden.

Ich hätte dieſe Sammlung mit Briefen, die er an mich geſchrieben, vermehren können. Aber die älteſten, die die wichtigſten und zu einer Zeit geſchrieben waren, wo er ſich noch mehr mit dem Witze und der Leſung neuer Schriften unterhielt, habe ich unglücklicherweiſe verloren, und die ſpätern enthalten bloß Privatangelegenheiten. Dieſes gilt auch von vielen andern Briefen, die er an verſchiedne ſeiner übrigen vertrauten Freunde geſchrieben. Die Sammlung ſelbſt hat er 1765 in der Oſtermeſſe in der Dyckiſchen Buchhandlung niedergelegt, und ihr nach ſeinem Tode alle Rechte darauf übertragen.

Von dieſer Zeit an fieng ſeine Geſundheit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle vom Podagra. Er verlor es wieder, vielleicht weil ihn ſeine Geſchäffte hinderten, dieſe heilſame Krankheit, die oft das Zeichen eines ſonſt dauerhaften und feſten Körpers iſt, gehörig abzuwarten. Im Jahr 1767 bekam er den erſten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismeſſe nach Dresden zurück kam. Er erzählt mir dieſes in dem folgenden Briefe mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit.

Am 30. October, 1767.

Liebſter, beſter Freund,

Sonnabends halb zwey Uhr fuhr ich von Ihnen wohl geſättiget ab, und kam bey garſtigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr in Dresden glücklich an. — Aber wie befinden Sie ſich mit Ihrer guten kranken Frau? das will ich vorher wiſſen. — Dienſtags Abends ſpeiſete ich, oder ſaß vielmehr bey einem guten Freunde, aß gar nichts, und tranck nur ein Glas Waſſer; ſetzte mich geſund nieder, und ſtund krank auf. Kaum konnt' ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeſchlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bey manchen Worten die Sprache ſtammelnd und ſchwer war. Die Nacht gieng noch gut vorbey. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte, nach eingenommener Arzney, über Hals und Kopf zur Ader laſſen, laxiren, ſchröpfen u. ſ. w. und ſo iſt es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarreſt, befinde mich aber ziemlich beſſer. Wenn die Holoplegie kömmt. — Adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer beſten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuſe zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Auſtern, Lerchen und Witz! Was meynen Sie, ſoll daraus werden? Der erſte Schritt zum Grabe wäre alſo gethan. Wann kommt der zweyte? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unſer beſter Herr von Hagedorn hat mir den Vorſchlag gethan, mich und Dietrichen von unſerm berühmten Graff für ſein Kabinet malen zu laſſen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden: aber nicht eher, als bis ich geſund bin: denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen laſſen.

— — — — — — —

— — — — — — —

Allen meinen Freunden mein krankes Kompliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich ſoll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das? Leben Sie wohl, liebſter Weiße, lieben Sie unaufhörlich

Ihren

Rabener.

Dieſer Unfall gab nebſt einem andern kleinen Umſtande wenig Wochen darauf zu dem Gerüchte Anlaß, daß Rabener geſtorben ſey. Ich ſelbſt beweinte ſchon meinen Freund, ſo ſicher ſchienen die Nachrichten, die davon acht Tage lang nach Leipzig kamen, als ich unvermuthet folgenden angenehmen Brief erhielt.

Am 22. November 1767.

Noch lebe ich, mein liebſter Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgeſprengt haben. Denn am heiligen Abende vor dem Bußtage war die ganze Stadt voll, ich ſey geſtorben, ungeachtet meine Geſundheitsumſtände nicht gefährlicher waren, als ſonſt.

Das verurſachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hauſe das Martinſingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chore mit Fackeln verrichten ließ. Daran ſtarb ich, und hatte noch das ſeltne Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fenſters lauſchte, und mein Sterbelied mit ſang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verſchiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man ungefähr nach meinem Tode von mir ſagen wird, und ſo zufrieden ich auch damit ſeyn kann, ſo habe ich doch deswegen nicht Luſt, eher zu ſterben, oder mir den Faden abſchneiden zu laſſen, als bis mein Knaul ganz abgeſponnen iſt.

In der That habe ich vier Wochen unmenſchlich ausgeſtanden, verſchiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geſchlafen, und alles an einem arthritiſchen Huſten, den mein Arzt ein beneficium naturae zu nennen beliebt. Wäre dieſer nicht noch zur rechten Zeit gekommen, ſo wäre ich, ſpricht der böſe Mann, an einem Steckfluſſe ohne Rettung geſtorben. Denken Sie, beſter Freund, was meine Natur für eine hämiſche Natur ſeyn muß. Erſt eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon geſagt: Hinter drein ein Steckfluß, ohne den geringſten Wink zu geben, daß ich dem Tode ſo nahe wäre, als ob dieß nur ſo ein Spaß wäre? Warte Natur! Ich habe dich ſo väterlich gepflegt! Iſt das der Dank? Warte, warte! Wie eine Bauernnatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal geſund!

Noch bin ich es nicht, und die Luft kann ich gar nicht vertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen; aber ich habe mich auch recht geſperret. Ins

Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer reiſen, um mir mit vielen Koſten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine ganze Krankheit iſt ein zurückgebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, in die äußerlichen Theile zu treten.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechiſch und Lateiniſch dazu gehöret, wenn man ſterben ſoll. Und am Schlage und Steckfluſſe! Kann man ſich wohl einen ſanftern Tod wünſchen? Iſt das nicht eine wahre εὐθανασία? Aber für dasmal hat es nicht ſeyn ſollen, und Sie können bey allen, die mich noch todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe: ja, daß ich auf dem Wege bin, deſto geſünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde, und zur Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie denn mit Ihrer guten Frau und Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich und bleiben der Freund

Ihres

Rabener.

Er gieng auch wirklich das folgende Jahr 1768 ins Karlsbad. Die erwarteten Folgen blieben außen: es fand ſich hingegen ein periodiſcher Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage den 7ten Merz 1769. »Jener, ſchrieb »er mir, hieß Hemiplegie, und ließ an der linken »Seite unangenehme Empfindungen zurück: der

»itzige Apoplexia ſanguinea, und das heftig wal-
»lende Blut drängte ſich dergeſtalt zum Gehirne,
»daß ich mich noch itzt nicht von dem grauſamen
»Schwindel erholen kann u. ſ. w.

Seit dieſem Anfalle erholte er ſich niemals ganz wieder. Seine Kräfte verloren ſich, ſeine Munterkeit, ſein Witz ſelbſt nahm ab. Ich ſah ihn noch ein paar Meſſen, aber ich erkannte nur ſchwach meinen ehemaligen geſellſchaftlichen, luſtigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Geſellſchaft mitbrachte. Beſonders merklich war dieſe Veränderung in der Oſtermeſſe 1770. Er kam zu ſeinen Freunden, mehr um bey ihnen auszuruhen, als ſich bey ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber ſie waren ſeltner, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beſchwerlich, und er brauchte Gehülfen, mit einem Worte, ſein Geiſt ſchien in dem Streite mit ſeinem Körper, den er ſo lange ausgehalten hatte, endlich unterzuliegen.

Wir ſahen ihn da in Leipzig zum letztenmale. Sein Abſchied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte ſeyn würde; ſondern weil er ſich genöthiget ſah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er inskünftige nur alle Oſtermeſſen hieher kommen wollte. Er hatte ſo viel

Liebe für dieſen Ort, und für die Freunde, die er hier beſaß, daß er ungerne dem Vergnügen entſagte, ſie zweymal des Jahres zu ſehen. Der folgende Sommer und auch ein Theil des Winters war leidlich genug, doch vermehrte ſich ſeine Entkräftung des Kopfs hauptſächlich in Abſicht des Gedächtniſſes, und ſein Schwindel beſtändig. Aber die Annäherung der Oſtermeſſe erfüllte ihn mit Vergnügen und Hoffnung. Die Vorſehung hat dieſe nicht erfüllt. Zu Ende der damaligen Steuerſeſſionen überfiel ihn eine Art, eines Steckfluſſes. Ein ſich dazu geſellendes Fieber aber nebſt einigen andern guten Umſtänden ließen noch Hoffnung übrig, daß auch dieſesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor ſeinem Tode fand ſich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorherſah, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren ſchienen. Den 22ſten Merz ſtund er des Morgens früh auf, ſagte, daß er ſich wohl befände, trank ſeinen Kaffee ruhig, nahm den Beſuch eines Freundes an, und redete von ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach Leipzig. Gegen zehn Uhr ſetzte er ſich auf den Sopha, fieng ein wenig an zu ſchlummern, und nachdem er wieder jähling erwachte, rufte er ſeinen Bedienten, ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte, und es erfolgte ſein Tod, ein ſchleuniger Tod, ohne Schmerzen, ſo wie er ſichs gewünſcht hatte. Den 26ſten Merz wurde er früh unter den Lobſprüchen ſeiner Vorgeſetzten und Collegen, und unter den Thränen ſeiner zahlreichen Freunde, auf dem ſo genannten böhmiſchen Kirchhofe, in der Rathsgruft ſeinem Stande gemäß beygeſetzt. Einer ſeiner Freunde, der Herr geheimde Kabinetsſekretär Müldener, hielt ihm eine Standrede, die ſeiner würdig war. Ganz gewiß war er einer der ſchönſten Geiſter ſeiner Zeit. Deutſchland verlor an ihm einen ſeiner erſten und beſten Schriftſteller, ſein Vaterland einen Patrioten und arbeitſamen Bürger, ſein Fürſt den getreueſten Diener, ſeine Freunde den rechtſchaffenſten, den edelſten Freund.

Er gehörte zu den außerordentlichen Menſchen, die von der Natur auf eine vorzügliche Art zu dem ausgerüſtet werden, was ſie in der Welt ſeyn und thun ſollen. Er dachte, er ſagte alles auf eine ihm eigne Weiſe, ſeine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungeſucht, wurden auf die natürlichſte Weiſe ausgedrückt, und waren doch ſo auffallend luſtig und ſcherzhaft, und von einem ſo durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Seine Fähigkeiten und ſein Charakter ſtimmten vollkommen überein, ihn zu dem Manne zu machen, der er wirklich war. Sein Gemüthe war immer ſo ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder Beſorgniſſe unterbrochen wurde. Das Unangenehme im menſchlichen Leben rührte ihn nur leicht, und ließ ihm immer noch Freyheit des Geiſtes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken. Nie iſt ein Deutſcher ein beſſerer Geſellſchafter geweſen. Er genoß oft das Vergnügen, eine ganze Verſammlung bey ſeinem Eintritte aufleben zu ſehen. In der That ſagte er eben ſo gute Einfälle, als er ſchrieb; er erzählte vortrefflich: er ſpottete mit wahrem Witze, und doch ohne zu beleidigen. Er verſchonte den Furchtſamen, und hielt den Dreuſten in Schranken. Der öffentliche Tiſch, an welchem er vormals in Leipzig ſpeiſete, wurde von allen, die Geſchmack hatten, als ein Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit geſucht. Aber alle, die von ihm ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in ſeiner Gegenwart die Fröhligkeit zur Ausgelaſſenheit werden, niemals der Scherz die Gränzen der guten Sitten, oder der Pflicht überſchreiten. Aber ſein eigner Witz ergoß ſich nur für ſeine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil: und er verbarg ihn ſogar oft, wenn ſie ihn bloß deswegen in ihre Geſellſchaft zogen. Kein Menſch war weiter von dem Charakter eines Luſtigmachers entfernt, als er. Da, wo er wußte, daß man auf ſeine Luſtigkeit Rechnung gemacht und andere darauf vertröſtet hatte, war er ernſthaft. Dieſes war ſo bekannt, daß es auch kein Vornehmer mehr wagte, ihn anders als aus Freundſchaft an ſeine Tafel zu ziehen.

Viele ſeine in Geſellſchaft geſagten Scherze verdienten aufbehalten zu werden. Aber ſie ſind zum Theil vergeſſen, und die, welche ich noch weiß, werde ich mich ſehr hüten, bekannt zu machen. Solche Anekdoten beluſtigen, ohne im geringſten von dem Manne etwas Neues zu lehren. Sie ſind oft mit beſondern Umſtänden ſo zuſammenhängend, daß der Scherz nur von wenigen ſo empfunden werden kann, als von denenjenigen, welche dabey gegenwärtig geweſen ſind, und oft thun ſie demjenigen, von dem ſie erzählt werden, oder dem, an den ſie gerichtet ſind, oder denen, die dabey verwickelt waren, Schaden. Von einem vertrauten Freunde nimmt man auch den freyſten Scherz nicht übel, man lacht ſelbſt mit: man will aber deswegen nicht von andern belacht ſeyn, und der Inhalt einer luſtigen Erzählung werden.

Er war freymüthig, ohne unbeſcheiden, und offenherzig ohne ſchwatzhaft zu ſeyn. Er ſagte die Wahrheit, und ſcheute weder Stand noch Perſon. Indeſſen gehörte viel dazu, ehe man ſeine ganze Vertraulichkeit erwarb. Dadurch wurden ſeine Freundſchaften ſo feſte, daß ſeine erſten auch ſeine letzten waren, und ſo viel ich weiß, hat er niemals eine errichtet, die er in der Folge bereuet hätte. Dieſen Freunden aber diente er von ganzem Herzen, bald mit ſeinem Vermögen, bald durch ſeine Empfehlung, bald mit ſeinem Rathe und ſeiner Belehrung. Voller Treue für ſeine Regenten, voll patriotiſchen Eifer für ſein Vaterland, voller Ehrfurcht für ſeine Vorgeſetzten, beſaß er im Gegentheile ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen. Dieſe erwarb er ſich nicht durch Schmeicheleyen, ſondern durch ſeine Einſichten in die Geſchäffte ſeines Berufs.

Er war im höchſten Grade arbeitſam, und opferte Vergnügen und Geſundheit ſeinen Geſchäfften auf. Obgleich die nothwendigen Arbeiten ſeines Berufs ſchon an und für ſich zahlreich und mühſam genug waren: ſo unternahm er doch freywillig noch neue, damit er eben dieſe Arbeiten ſeinen

nen Nachfolgern erleichtern möchte. Er hatte zeitig an den Geſchäfften, die ihm ſeine Pflicht auferlegte, Geſchmack gewonnen, und unterrichtete ſich ſo genau von der ganzen Landesverfaſſung und dem Steuerweſen insbeſondere, als es kaum zu ſeinem Amte nöthig geweſen wäre; und da er hier eben den geſchäfftigen Geiſt, den eindringenden Verſtand und die ſcharfe Beurtheilungskraft mitbrachte, wodurch er ein ſo vorzüglicher Schriftſteller geworden war: ſo hätte er in kurzem alle die Einſichten, die dazu gehören, nicht bloß die Geſchäffte nach einmal gemachten Einrichtungen zu treiben, ſondern dieſe Einrichtungen ſelbſt zu verbeſſern. Die ordinäre Steuerſekretariatsexpedition beſitzt, vermöge eines vorangeſetzten teſtamentariſchen Vermächtniſſes, ein Denkmal ſeines Fleißes, in einer Sammlung aller Geſetze und Verordnungen, die ſich nicht allein auf die ganze Landesverfaſſung überhaupt, ſondern auch auf Kammer, Acciſſachen u. ſ. w. erſtrecket. Sie beſteht aus fünf Foliobänden, und iſt mit einem ungeheuren Fleiße aus den älteſten Landtagsacten, Reſcripten und Befehlen geſammelt, und mit einem alphabetiſchen Verzeichniſſe verſehen. Außer dieſem von ihm ſo benannten Repertorio hat er noch eine andere Sammlung unter dem Titel: Repertorium annale, gefertiget. In dieſen finden ſich alle Generalien und Verordnungen, welche die Steuerverfaſſung insbeſondere betreffen. Dieſe hat er auf eine chronologiſche Art vom 15ten Jahrhunderte angeordnet, und dabey zugleich die Quellen, woraus er ſie genommen, als den Codex Auguſtäus, oder andere bey denen Steuerſekretariatexpeditionen befindliche Nachrichten angegeben. Hierüber hat er auch noch einen beſondern Band ſchon als Steuerreviſor geſchrieben, welcher die Grundſätze der Steuerverfaſſung insbeſondere enthält, und zugleich durch Stellen aus dem bürgerlichen, kanoniſchen und Lehnrechte erläutert. Dieſen pflegte er ſelbſt im Scherze den Steuerkatechiſmus zu nennen. Jedermann ſieht, wie viel juriſtiſche Gelehrſamkeit, wie viel Kenntniß, wie viel Arbeitſamkeit zu ſolchen Werken gehörte, und wie nützlich ſie für diejenigen ſeyn müſſen, welche die dahin einſchlagenden Geſchäffte beſorgen. Seine trockenſten Arbeiten haben durchgängig das Gepräge des guten Geſchmacks und des offenen Kopfs. Seine Vorträge, ſeine Gutachten, ſeine Ausfertigungen ſind kurz, bündig, richtig, ordentlich und deutlich, ohne die Weitſchweifigkeit, die Ueberladung mit Kunſtwörtern und die wortreiche Beredſamkeit zu haben, die ſonſt Schriften dieſer Art eigen iſt, obgleich auch ohne Affectation einer ſchönen Schreibart am unrechten Orte. Und in der That, ſollte denn ein Mann von Geſchmack nicht alle Sachen anders thun, als ein gemeiner Menſch ohne Fähigkeit und ohne Empfindung? Sollte der Witz bloß dazu dienen, eine Geſellſchaft oder müßige Leſer zu beluſtigen? Der Scharfſinn zu bloßen unnützen Speculationen? Sollten nicht vorzügliche Gaben des Geiſtes, wenn ſie nur frühzeitig genug auf Geſchäffte des bürgerlichen Lebens angewandt werden, auch dieſe in einer weit höhern Vollkommenheit vollziehen? Rabener war ein Beweis, daß dieſes wirklich ſtatt finde.

Gegen ſeine Collegen und Untergebenen war er Güte, Freundſchaft und Dienſtbefliſſenheit. Und ſo ſtrenge er gegen ſich ſelbſt war, ſo nachſichtsvoll war er gegen Andre in Dingen, die dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren ſeine Führerinnen in ſeinem Amte. Er diente ohne eigennützige Abſichten, ſo bald er konnte: er war auch gegen Bitten unbiegſam, ſo bald man nach ſeiner Einſicht nicht das Recht auf ſeiner Seite hatte.

Sein Tag war ordentlich abgetheilt, und ſeine Zeit wurde von ihm ausgekauft. Er ſtund gemeiniglich ſehr früh auf, und that die ſchwerſten Geſchäffte zuerſt, um ſie mit der vollen Munterkeit ſeines Geiſtes zu thun. Seine Mahlzeiten nahmen ihm nur wenig Zeit weg, und er verließ ſie, ſo bald ſeine Geſchäffte ihn rufen. Er war gegen keine Art der geſellſchaftlichen Ergötzungen unempfindlich; und wie wäre dieß bey einem Manne möglich geweſen, der ſelbſt ſo viele Talente hatte, zu ergötzen? aber er liebte keine mit Ausſchweifung. Seine letzte Kranheit legte ihm noch eine ſtrengere Mäßigkeit auf.

Er kannte die Liebe, aber nicht die Wohlluſt. Seine Sitten waren äußerſt ſtrenge, wenn gleich zuweilen fein Scherz frey war. Er liebte den Umgang mit vernünftigen Perſonen des ſchönen Geſchlechts, und kannte gewiß viele vortreffliche unter denſelben durch Umgang oder durch Briefe. Er ſah es ſehr gern, wenn ſich ſeine Freunde frühzeitig verheuratheten, und ermunterte ſie ſelber auf alle Weiſe dazu. Kurz vor dem Dresdner Bombardement war er ſelbſt noch feſt entſchloſſen, ſich zu verheurathen, und in ſeinem Herzen, wie er mich mehr als Einmal verſichert, war ſchon ſeine Wahl gemacht. Aber er vollzog dieſe nicht, da der Krieg ihn zu einem längern Aufſchube nöthigte: und er in der Folge urtheilte, (denn er ließ ſich die Leidenſchaft nicht beherrſchen,) daß die bequemſte Zeit zur Ehe vorüber ſey.

Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, beſuchte den öffentlichen Gottesdienſt ordentlich, und dachte und lebte als ein Chriſt. Er verabſcheuete die Spötter, und demüthigte ſie oft durch einen empfindlichern Spott, als ihr Angriff war. Aber er verachtete auch die Scheinheiligen, die Zänker und die Verketzerer, und machte ſie oft lächerlich. Vielleicht hat dieß einigen Leuten, die immer die Religion und die Fehler ihrer Anhänger vermiſchen, und auf den Schein des Chriſtenthums mehr als auf ſeine Thätigkeit ſehen, Anlaß gegeben, zu glauben, Rabener wolle die Religion ſelbſt lächerlich machen. Aber ſeine Schriften, noch mehr ſein Leben und ſein Umgang zeigten ganz entgegenſtehende Geſinnungen.

Er war ein ordentlicher Haushälter, ſparſam, nicht karg, freygebig, nicht verwenderiſch. Er entzog ſich ſelbſt Bequemlichkeiten, die er bedurfte, um nicht dadurch vielleicht in der Zukunft in die

Nothwendigkeit zu kommen, Wohlthaten einſchränken zu müſſen.

Er verabſcheuete die Schmeicheley, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut, oder in ſeiner Gegenwart ertheilt wurde; er ahndete es durch eine beißende Antwort an einem gewiſſen Manne als eine Beleidigung, der ihn einſtens einer zahlreichen Geſellſchaft als den großen Rabener vorſtellte.

Sollte ich einige Züge in ſeinem moraliſchen Charakter vergeſſen haben, ſo verweiſe ich meine Leſer auf das zwey und vierzigſte Stück des Jünglings, wo er unter den Namen Philet von einem ſeiner Freunde auf eine würdige Art geſchildert iſt.

Er war von mittlerer Größe, ſtark, aber doch wohl gebaut. Seine Kleidung war im höchſten Grade reinlich, ohne Pracht. Sein immer heiteres, lächelndes Geſichte und ſein glänzendes Auge kündigten ſeinen lebhaften Geiſt und ſeine ſatyriſche Laune an. Aber ſeine Geſtalt wird beſſer und getreuer auf die Nachwelt kommen, als es durch eine Beſchreibung möglich wäre. Einer unſerer vortrefflichſten Künſtler, Herr Bauſe, hat ſein Bildniß,

niß, das der berühmte Herr Graff in Dresden gemalt hatte, in Kupfer geſtochen. Es iſt eben ſo ähnlich, als es der Kunſt nach ſchön iſt.

Seine Schriften ſind auch in auswärtige Sprachen überſetzet, und ungeachtet ſolches nicht mit gleichem Glücke geſchehen iſt, ungeachtet der ſatyriſche Schriftſteller am meiſten verliert, wenn er über die Gränze ſeiner Sprache und die Sitten ſeines Volks hinaus geht, doch gerne geleſen und mit Beyfall aufgenommen worden. In Frankreich gab man zween Bändchen davon heraus. Der Ueberſetzer nannte ſich Boisſpreaux. Aber es vereinigten eigentlich zwo Perſonen ihre Arbeit. Ein gewiſſer Sellius, der ein geborner Deutſcher war, und Herr de Chardin. Jener überſetzte aus dem Originale in ſchlecht franzöſiſch, dieſer aus dem ſchlechtern in beſſeres. Hieraus läßt ſich leicht abnehmen, wie getreu die Ueberſetzung gerathen ſeyn müſſe? Doch hat man in der Choix litéraire, die in Genf herauskam, und nachmals in dem Pariſer Journal étranger, einige Stücken weit beſſer geliefert. Nachgehends hat Herr Huber, der die Deutſchen durch ſeine ſchönen Ueberſetzungen den Franzoſen ſo rühmlich bekannt macht, einige in gegenwärtiger Sammlung vorkommende

Briefe ins Franzöſiſche überſetzt: *) In ebendeſſelben Sammlung der beſten deutſchen Gedichte aber, nebſt einer kurzen Nachricht von Rabeners Leben, ein paar ſeiner Sprüchwörter geliefert. **) ***)

In London kamen ebenfalls zween Theile davon in engliſcher Sprache heraus. †) Aber der Ueberſetzer verſtund weder die deutſche Sprache, noch die deutſchen Sitten. In einer andern engliſchen Sammlung kleiner Schriften zum Vergnügen ††)

findet

---

*) Der ganze Titel ſeines Buchs iſt: *Lettres choiſies de M. Gellert*, traduites de l' Allemand par *M. Huber*. Précedes de l'Eloge de l' Auteur, ſuivies de quelques lettres de M. Rabener & des Avis d'un Pere à ſon fils en l'envoyant à l' Univerſité par M. Gellert. A Leipzig, chez les Heritiers de Weidmann & Reich, 1770.

**) Choix de Poëſies Allemandes, par M. Huber, Tome 4 pag. 259.

***) Ganz neuerlich (1776) ſind wieder 4 Bände der Rabeneriſchen Satyren in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel erſchienen: Mélanges amuſans, récréatifs & ſatyriques de litterature allemande, traduits librement de M. Rabener. Par M. N. L. F. 4. Vol. in 12. A Paris chez Coſtard.

†) S. Bibl. der ſchönen Wiſſenſch. 2. Theil, S. 434.

††) The Country Seat; or Summer Evenings Entertainments. Vol. the Second. London T. Lownds. 1762.

findet ſich, als ein Anhang, ſein Traum von abgeſchiedenen Seelen.

Eine ſehr gute holländiſche Ueberſetzung ſeiner ſämmtlichen Schriften erſchien in Amſterdam in vier Bänden, nebſt deſſen von Houbracken geſtochenem Bildniſſe. Dieſes letztere war eine Kopie von einem Wernigerothiſchen Kupferſtiche nach einem Gemälde des Herrn Liziewsky, den man einer Ausgabe ſeiner Schriften vorzuſetzen willens war: aber da der ſelige Mann nicht damit zufrieden war, nahm er die Platte zu ſich, und verlor ſie im Brande. Die paar Zeilen darunter ſind von einem holländiſchen Dichter, Herrn Rulland, dem Ueberſetzer der Gellertſchen geiſtlichen Lieder, welcher ebenfalls einen groſſen Antheil an der Ueberſetzung von unſers Freundes Satyren hat.

Es ſind auch verſchiedene Stücke in däniſcher und ſchwediſcher Sprache erſchienen.

So einen ausgebreiteten Ruhm erlangte Rabener in und auſſerhalb ſeinem Vaterlande. Obgleich viele Fehler, die er verſpottet, abgeſtellet ſind, und ſich vielleicht noch mehr verlieren, und mithin die Satyre auf dieſelben weniger anziehend machen werden: ungeachtet viele ſeiner ſatyriſchen Züge durch den öftern Gebrauch der folgenden Schriftſteller dieſer Art, den Stachel verloren haben, und dieſes etwas dazu beytragen könnte, das Vergnügen zu ſchwächen, das ſie ehedem gemacht haben: ſo iſt doch ſo viel wahre Schilderung der nie abwechſelnden Thorheiten und Tugenden der menſchlichen Natur darinnen, viele ſo unnachahmliche Züge eines *Originalgenies*, daß ſie immer den Leſer in hohem Grade beluſtigen und auch belehren können. Sein Name wird den Deutſchen, den Sachſen, ſeinen Freunden unvergeßlich bleiben. »Der Charakter dieſes Mannes, — ſo ſchließt Gellert eine ſeiner moraliſchen Vorleſungen an ſeine Zuhörer — »der Charakter dieſes Mannes verdienet »eben ſo viel *Hochachtung*, als ſein Genie. Lernen »Sie an ſeinem Beyſpiele, daß man ein *Original*autor und doch zugleich für die Geſchäffte des Vaterlandes der arbeitſamſte und brauchbarſte Mann »ſeyn kann.«

Satyren

Satyren.

Erſter Theil.

Vorbericht
zur ſechſten Auflage.

Ich habe mir gleich Anfangs das Geſetz gemacht, keine Auflage von meinen Satyren merklich zu verändern, und noch weniger zu vermehren. In der Vorrede zum vierten Theile erkläre ich mich zugleich, daß ich von meinen ſatyriſchen Ausarbeitungen weiter nichts bekannt machen würde: Und noch gegenwärtig iſt beides mein ſehr ernſtlicher Entſchluß, welchen zu erfüllen mir nunmehr deſto weniger ſchwer fallen wird, da alle meine ausgearbeiteten Aufſätze dieſer Art durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen ſind, und neue zu fertigen weder mein Amt, noch andere vorwaltende Umſtände verſtatten wollen.

Inzwiſchen nöthigen mich doch zween unerwartete Vorfälle, daß ich gegenwärtige neue Auflage mit einem kurzen Vorberichte begleiten muß.

Der erſte Vorfall iſt ein ſchweizeriſcher Nachdruck meiner Satyren, vom Jahre 1759. wo man auf dem Titelblatte „Frankfurth und Leipzig,“ und die ſonderbare Anmerkung geſezt hat, daß es die neueſte Auflage ſey. Ich will mich über die Moralität eines ſolchen Unternehmens nicht weitläuftig erklären. Niemand weiß es beſſer, als die Buchhändler, wie koſtbar der Verlag eines Buchs, und wie ungewiß Anfangs der daraus zu erwartende Vortheil ſey. Findet ſich ein beträchtlicher Abgang und der verhoffte Nutzen davon; wie empfindlich muß es einem jedem ſeyn, wenn ein Anderer ſich dieſes Vortheils bemächtiget, und ohne Einwilligung des Verfaſſers, welcher an ſeinen Schriften allemal ein Eigenthum behält, einen Nachdruck veranſtaltet, bey dem er nunmehr nichts wagt, und den er mit leichtern Koſten unternehmen kann, da er weiter nicht nöthig hat, ſich mit dem Verfaſſer über ſein Manuſcript zu vergleichen? Eine ſolche Handlung bleibt allemal unanſtändig und ungerecht: das iſt der gelindeſte Ausdruck, den ich brauchen kann. Für einen ehrliebenden Mann iſt ſie unanſtändig; und ungerecht iſt ſie auch alsdann, wenn ſchon keine Privilegien wären, die ihn daran hindern ſollten: denn ein ehrlicher Mann iſt auch ohne Geſetze ehrlich. Beſonders demjenigen Nachdrucke, über den ich mich hier beſchwere, könnte ich verſchiedene Vorwürfe machen, von welchen vielleicht dieſer der geringſte wäre, daß Pappier und Druck eine hungrige und ſchlechte Werkſtatt verrathen: Aber ich will mich ohne Umſtände auf das Urtheil dererjenigen berufen, welchen ſolcher in die Hände gekommen iſt; und es war ein unbilliges Mittel ſeinen Unwerth zu verſtecken, daß man ihn dem Publico mit Kupferſtichen anpries, welche doch ſo ſteif und ungeſchickt abkopirt ſind, daß ſie bloß für dieſen ſchmutzigen Nachdruck beſtimmt, und deſſen allein würdig zu ſeyn ſcheinen.

Vielleicht wird man das Unternehmen eines ſolchen Nachdrucks mit der Gewohnheit rechtfertigen; aber Straßenraub iſt noch gewöhnlicher. Es bleibt mir allemal unbegreiflich, daß man bey einem ſo anſehnlichen Gewerbe, als der Buchhandel iſt, und bey welchem ſich ſo viele rechtſchaffene Leute beſchäfftigt finden, dennoch ungeſtraft das ſeyn kann, was ein ehrlicher Mann zu werden ſich ſchämt. Zwar giebt es gewiſſe Umſtände, die einen Nachdruck entſchuldigen, oder wohl gar nothwendig machen können: aber keiner von dieſen Umſtänden findet ſich bey gegenwärtigem Falle. Nirgends in Deutſchland, und am wenigſten in Sachſen, wird die Einfuhre und der Verkauf derer in der Schweiz gedruckten Bücher gehindert, oder ſchwer gemacht; der rechtmäßige Verleger meiner Satyren hat allemal genugſamen Vorrath, und zum Ueberfluſſe, Vorrath von zweyerley Drucke, von ſtärkerm ſowohl, als etwas klärerm; der Preis, den er darauf geſetzt hat, iſt in Anſehung der gegenwärtigen Zeiten ſehr billig; der ſchlechte Nachdruck iſt eben ſo theuer, und nicht vermehrt, ob man ſchon unverſchämt genug geweſen iſt, ihn als eine vermehrte

mehrte Auflage anzukündigen; er iſt ganz ohne Vorwiſſen, und ohne die nöthige Einwilligung des Verfaſſers veranſtaltet, und ich habe in mehr als einer Abſicht dadurch beleidigt werden müſſen. Ich bin überzeugt, daß dieſe Gründe einen ernſthaften Eindruck bey einem jeden rechtſchaffenen und ehrliebenden Manne machen müſſen: Aber freylich werde ich ſie hier nur vergebens anführen; denn hier rede ich mit Chriſtoph Heilmannen, Buchdruckern zu Biela in der Schweiz.

An den zweyten Vorfall, der mich zu gegenwärtigem Vorberichte nöthigt, kann ich ohne äußerſte Gemüthskränkung nicht denken. Man hat ſich ſeit etlichen Monaten angemaßet, der Welt durch den öffentlichen Druck einige Briefe von mir bekannt zu machen, die ich in Vertrauen an meine Freunde, und nicht an die Welt ſchrieb. Briefe von dieſer Art verſtatten offenherzige und freyere Ausdrücke, welche man allemal mehr einſchränken und behutſamer faſſen würde, wenn man vermuthen könnte, daß ſie auf eine ſolche Art gemißbraucht werden ſollten. So unſchuldig oft gewiſſe Anſpielungen auf die Charaktere und Umſtände anderer Perſonen ſind, die unſer Freund kennt; ſo verdächtig ſcheinen ſie einem fremden Leſer: Und iſt dieſer Leſer abergläubiſch, oder boshaft, ſo entſteht daraus für den Verfaſſer ein doppelter Vorwurf, oder wohl gar ein Verdruß,

den

Iſt ſeine Privatangelegenheiten einen unangenehmen Einfluß haben kann. Geſchieht es aber, wie es beſonders bey dem von mir nach Warſchau geſchriebenen Briefe geſchehen iſt, daß ſelbiger durchaus verändert, mit ganz fremdem Witze verunſtaltet, durch geliehene Gedanken unſcheinbar gemacht, und wohl gar durch einen übel angebrachten Nationaleifer verſtümmelt wird: ſo ſind dieſes die empfindlichſten und gefährlichſten Umſtände, in die ein Verfaſſer ganz unſchuldiger Weiſe verſetzet werden kann. Ich berufe mich auf das unpartheyiſche Urtheil aller derer, welche ſolchergeſtalt ſelbſt in der täglichen Erwartung ſeyn müſſen, daß, wie es mir geſchehen, auch von ihren Familienbriefen einige durch den Druck bekannt gemacht werden, ſo bald ein eigennütziger Menſch berechnen kann, daß dadurch einige Thaler zu gewinnen ſeyn möchten. Vielleicht, ich hoffe es wenigſtens, hat derjenige, welcher ſich meiner Briefe auf eine ſo unerlaubte Art bemächtigte, die Abſicht nicht gehabt, mir zu ſchaden, und er ſcheint zu fühlen, wie ungerecht ſein Unternehmen ſey, da er auf den Titel Dresden, Leipzig oder Frankfurth geſetzt, und ſich dadurch verſteckt zu halten geſucht hat: Aber alles dieſes rechtfertigt ihn in keine Wege, und er kann, ohne die Abſicht zu haben, mir dennoch vielerley Verdruß zuziehen; Ob ich ſchon bey dieſer Gelegenheit rühmen muß, daß diejenigen, welche in meinem Briefe nach Warſchau genennt waren, ſich mit viel Beſcheidenheit und Freundſchaft gegen mich betragen haben, da ſie wohl wußten, wie unzufrieden ich ſelbſt über den Druck eines Briefs war, der ſehr gleichgültige und unſchuldige Scherze enthielt, ſo lange ihn niemand, als mein Freund in Warſchau las, dem er ganz wider ſeinen Willen und ohne ſein Verſchulden aus den Händen geſpielet worden iſt.

Die Verſtümmelung dieſer Briefe nöthigt mich, ſie gegenwärtigem Vorberichte ſo, wie ich ſie für die Meinigen erkenne, in ihrer Ordnung beyzufügen. Ich habe hierzu noch denjenigen genommen, den ich an den Herrn Hofprediger Cramer nach Copenhagen geſchrieben, weil ich beſorgen muß, daß man ihn, da ſich einmal darauf bezogen worden, auf eben dieſe unbillige und verſtümmelte Art bekannt machen dürfte; ob ich ſchon Urſache habe zu hoffen, man werde nunmehr, da ich mich darüber erklärt, nicht weiter gegen mich ungerecht ſeyn, noch durch Ausbreitung dergleichen vertrauter Briefe, mich den Vorwürfen meiner Freunde blos ſtellen.

Leipziger Michaelismarkt, 1761.

G. W. R.

Nach-

Nachſchrift.

Dieſer Vorbericht war bereits gedruckt, als ich erfahren mußte, daß man an einem auswärtigen Orte, ſich vom neuen Mühe gebe, noch mehrere von meinen vertrauten Briefen aufzuſuchen, um ſolche durch den Druck bekannt zu machen. Durch ein ſo unverantwortliches Beginnen, bin ich aufs empfindlichſte gerührt. Ich weis kein Mittel weiter, dieſem vorzubeugen, als daß ich dem Rathe meiner Freunde folge, und ſelbſt eine beſondre Sammlung von dergleichen freundſchaftlichen Briefen veranſtalte. Für dieſe Abſicht verſpare ich zugleich diejenigen Briefe, ſo ich in dem Vorberichte angekündigt habe, und bis dahin bitte ich mir von dem Publico eine billige Nachſicht aus. Ich werde, ſo bald die Umſtände ein wenig ruhiger ſind, von meinen entfernten Freunden, diejenigen Briefe beyzuſchaffen ſuchen, von denen ich glaube, daß ſie auch für einen fremden Leſer nicht ganz gleichgültig ſeyn können. Sollten aber wider Verhoffen inzwiſchen dergleichen Briefe ausgeſtreuet werden; ſo erkläre ich ſolche für untergeſchoben, und unrichtig: welches ich deſto zuverläßiger behaupten kann, da ich aus der traurigen Erfahrung habe, wie verſtümmelt alle diejenigen einzeln Briefe ſind, welche bisher unter meinem Namen zum Vorſcheine gekommen. Dadurch, daß dieſe Briefe in eine beſondere Sammlung gebracht werden ſollen, gewinnen zugleich diejenigen, welche meine Satyren von den erſten Auflagen gekauft haben, weil ihre Exemplare auf ſolche Art an ihrem erſten Werthe nichts verlieren: ein Umſtand, der ſo oft vernachläßigt wird, und welcher doch, beſonders bey Büchern von einem gewiſſen Preiße, billiger beobachtet werden ſollte.

Vorbericht

zur erſten Ausgabe.

Vom Mißbrauche der Satyre.

Einige Urſachen haben mich veranlaßt, diejenigen ſatyriſchen Schriften in zween Theile zuſammen zu bringen, welche ich ſeit einigen Jahren in verſchiedenen periodiſchen Blättern einzeln drucken laſſen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieſes Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Kritiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides iſt mit gutem Erfolge geſchehen. Ich bin ſo glücklich geweſen, daß die meiſten meiner Schriften öffentlichen Beyfall gefunden haben, und die verbindliche Nachſicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich aufgemuntert, gegen mich ſelbſt deſto weniger Nachſicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubeſſern, welche man auf eine ſehr beſcheidne Art und mit gutem Grunde dabey ausgeſetzt; ſondern auch denen, ſo viel möglich, abzuhelfen, welche bey einer ſtrengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, dieſe Arbeit fortzuſetzen, wofern ſern mich nicht mein unruhiges Amt zu ſehr zerſtreut, oder andere Vorfälle es hindern.

Vielleicht giebt es Leſer, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satyren zu ſchreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzſchrift für mich aufzuſetzen. Vernünftigen Leſern würde ich nichts Neues ſagen; für unvernünftige aber ſchreibe ich nicht.

Ich weiß wohl, wie zweydeutig die Begriffe ſind, welche ſich viele von der Satyre machen. Sie ſind gar zu ſehr gewohnt, das Pasquill mit der Satyre zu verwechſeln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähſchrift ſey, wo man, ohne ſich zu nennen, den ehrlichen Namen des andern zu verunglimpfen, und ihm Laſter oder Verbrechen anzudichten ſucht; Sie wiſſen auch ſo viel, daß die Satyre nur die Laſter der Menſchen, und das Lächerliche einer thörichten Aufführung durch Spotten kennbar zu machen ſucht, um Andern einen Ekel dawider beyzubringen, und wo möglich, die Laſterhaften ſelbſt tugendhaft zu machen. Beides wiſſen ſie, und dennoch ſeufzen ſie über einen Satyrenſchreiber ſo ſehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Urſachen dieſer ungereimten Urtheile liegen an den Schriftſtellern ſowohl, als an den Leſern.

Ich will mich bemühen, einige Urſachen aus einander zu ſetzen, warum viele Leſer auf eine ſo unbillige Art von der Satyre urtheilen.

Die vorgefaßte Meynung iſt wohl eine der wichtigſten. Man hat es uns in unſrer Jugend geſagt, daß die Satyre vom Pasquille wenig oder nichts unterſchieden ſey. Wir würden ſelbſt nachdenken müſſen, wenn wir dieſen Unterſchied finden wollten; vielmals aber können wir nicht ſelbſt denken, und noch öfter ſind wir zu bequem dazu. Ohne uns alſo weiter zu bekümmern, ſagen wir in kindlichem Gehorſam nach, was unſre Mutter und Großmutter vor uns geſagt haben; und dieſe waren doch auch chriſtliche Weiber! Dergleichen Leſer ſind in der That mehr zu bedauren, als zu beſtrafen. Sie können bey ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute ſeyn, denn viele Leute ſind auch aus Dummheit fromm, und ihre gute Abſichten erſetzen das, was ihnen am Verſtande fehlt.

Diejenigen ſind weit weniger zu entſchuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laſter lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet ſind, von ihrem unſchuldigen Nachbar alles Böſe zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenſchaften eingeben. Vielleicht halten dieſe es für einen Eingriff in ihr Amt: denn dazu haben ſie ſo viel Eigenliebe, daß ſie ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Abſichten eines Satyrenſchreibers für Menſchenliebe halten ſollten. Gemeiniglich rührt ihre Wut aus der Quelle ſo vieler Laſter, aus der Heucheley, her. Sie fühlen es, daß ihre Aufführung ſchändlich iſt; ſie haben ſich zu lieb, als daß ſie ſolche ändern ſollten; ſie glauben, genug gethan zu haben, wenn ſie ihr einen guten Anſtrich geben. Sie eifern auf die Satyren, um auf die Verleumdung eifern zu können, nur unter dieſer ehrbaren Maske verfahren ſie lieblos mit ihrem Nächſten, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß ſie gefährliche Verleumder ſind. Denn wie wollte der ein Verleumder ſeyn, welcher eben um deswillen die Satyren verflucht? Es kann ſeyn, daß ich dieſen niedrigen Geſchöpfen zu viel thue. Vielleicht iſt die Heucheley nur in ihren jüngern Jahren die Urſache dieſer Ausſchweifungen; bey zunehmendem Alter erlangen ſie durch die unermüdete Uebung, Böſes zu reden, eine ſolche Fertigkeit darinnen, daß ſie es wirklich mit Ueberzeugung reden, daß ſie glauben, Buße zu predigen, wenn ſie läſtern, und daß ihnen die Satyre im Ernſte verdächtig wird, weil ſie allein den Beruf haben, Heiden zu bekehren.

Bey vielen iſt die Begierde, auf die Satyre zu ſchmähen, nichts anders, als die Sprache eines böſen Gewiſſens. Davon ſind ſie überzeugt, daß die rühmliche Abſicht der Satyre nur dieſe iſt, die Laſter zu verfolgen.

folgen. Weil ſie aber ſo gar unempfindlich noch nicht ſind, daß ſie ihre eignen Laſter nicht wahrnehmen ſollten; ſo wird ihnen dieſe Abſicht ſchrecklich. Jeden Streich, der auf die Laſter geſchieht, fühlen ſie auf ihrem Rücken. Können dieſe wohl etwas Beſſers thun, als daß ſie dieſe Satyre überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben ſie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn ſie dieſe große Abſicht erreichen? Nun mag die Satyre wider die Laſter eifern; ſie iſt verdächtig. Man fängt an, Mitleid mit den Laſtern zu haben, weil man gehört hat, daß die Abſichten der Satyre boshaft ſind, daß man nicht beßern, ſondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laſter verfolgen, ſondern den armen unſchuldigen Nebenchriſten um ſeinen guten Namen bringen will. Hinter dieſes Vorurtheil verbergen ſie ſich, und genießen ihre Laſter ruhig. Sucht man ſie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler, ſo ſchreyen ſie über Gewalt, und man bedauert ſie, an ſtatt daß man über ſie lachen ſollte. Mit einem Worte, ſie ſind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungeſtraft muthwillig ſeyn zu können.

Verſchiedene von ihnen ſind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satyre abgeſchildert; ſie ſchweigen hämiſch dazu ſtille, und beſeufzen nur das Unrecht, welches andre neben ihnen zugleich leiden müſſen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unpartheyiſch zu ſcheinen, und von dieſen wieder vertheidigt zu werden. Können ſie gar ihre ungerechte Sache zur Sache des Herrn machen, ſo haben ſie doppelt gewonnen, und für einen laſterhaften Heuchler iſt nichts zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen Lehren ſeines Amts durch ein unheiliges Leben entkräftet, findet ſein Bild. Er erſchrickt, und ſchweigt. Er ſucht mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Ausdruck, welcher durch eine unbillige Auslegung den Verfaſſer zum Religionsſpötter machen kann. Er findet ein Wort, welches in ſeinem tückiſchen Munde zur Läſterung wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das Wehe! aus, und verdammt den Verfaſſer. Sein Pöbel, welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und verfolgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur aus wahrer Hochachtung für die Religion ihren laſterhaften Diener entlarven wollen. In der That ſind dieſe die gefährlichſten Feinde der Satyre; aber eben um deswillen verdienen ſie kein Mitleid, und die Religion ſelbſt fodert es, daß wir ſie, wenn gar keine Beſſerung zu hoffen iſt, ohne Barmherzigkeit vertilgen.

Es giebt noch andere Feinde der Satyre. Dieſe ſind die traurigen Leſer. Sie ſind wirklich nicht untugendhaft; ſie haſſen die Laſter von Herzen; ſie würden es zufrieden ſeyn, wenn man alle Laſterhafte dem Teufel mit Leib und Seele übergäbe; aber ſpotten ſoll man nur nicht über die Laſter. Ich weiß nicht, wie dieſen engbrüſtigen Leuten zu helfen iſt; vielleicht weiß es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menſchen wird durch nichts ſo empfindlich gerührt, als wenn man ſie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen ſage, daß ihre Laſter abſcheulich ſind; wenn es hoch kömmt, ſo werden ſie verdrüßlich. Aber alsdann ſchämen ſie ſich, wenn ich ihnen ihre Schoosſünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen ſie ſich brüſten, auf der lächerlichen Seite zeige. Wir können unſern Kindern die äußerlichen Fehler des Uebelſtandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir ſolche vor ihren Augen nachahmen; ſie ſehen alsdann, wie häßlich ſie laſſen, und ſchämen ſich. Wollen wir erwachſenen Perſonen weniger Einſicht zutrauen? Wenn ich die Abſicht habe, zu beſſern; ſo thue ich am vernünftigſten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt gemacht hat. Inzwiſchen glaube ich, es wird gut ſeyn, wenn ich mit dieſen traurigen Feinden der Satyre gemeine Sache mache. Sie ſollen mit den Laſtern zanken; ich will über die Laſter ſpotten. Vielleicht ſind wir glücklicher, wenn wir mit zuſammengeſetzten Kräften unſre Mitbürger tugendhaft zu machen ſuchen; ſie mit Feuer und Schwert, ich aber mit Scherze.

Wenn ich ſage, daß viele um deswillen Feinde der Satyre ſind, weil ſie nicht wiſſen, was die Ironie ſey, und worinnen deren Stärke und Schönheit beſtehe; ſo ſage ich wirklich etwas, welches dem guten Geſchmacke meiner Landsleute eben nicht zur Ehre gereicht. Inzwiſchen iſt es doch wahr, und alles, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich mich in ihrem Namen ſchäme. Spreche ich: »Die wohllüſtigen Ausſchweifungen der Jugend ſind die Urſachen einer unglücklichen Ehe, eines ſchimpflichen Alters, und eines troſtloſen Sterbens;« ſo verſtehen ſie mich ganz wohl, und werden dieſen Gedanken für erbaulich halten. Wollte ich aber ſagen: »Glückliche Jünglinge, die ihr die kurzen Augenblicke einer ſinnlichen Wohlluſt dem ungewiſſen Vergnügen vorzieht, welches die mürriſche Jugend dem Alter verſpricht: die ihr zu vornehm erzogen ſeyd, als daß ihr den gemeinen Mann um die altväteriſche Glückſeligkeit einer geſegneten Ehe beneiden ſolltet! Es koſtet euch in eurer Jugend tauſend Unruhe, und oft euer ganzes Vermögen, um einem ſiechen und beſchwerlichen Alter mit ſtarken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermüdet fort! Nur der geſittete Pöbel lebt tugendhaft, um ruhig zu ſterben; ſterbt ihr, ſterbt ihr auch mit Schrecken, ſo wißt, daß Leute von euerm Stande und Vermögen weit über dieſen ängſtlichen Gedanken erhaben ſind.« Wollte ich dieſes ſagen; ſo würde ich in Gefahr ſeyn, von vielen unwiſſenden Richtern für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was ſoll man mit dieſen Leuten anfangen? Man ſchicke ſie wieder in die Schule! Da mögen ſie den Voſſius lernen, und ſich erklären laſſen, was die Figur der Ironie heiße!

Nichts iſt gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satyren zu ſchreiben? Das iſt leicht zu beantworten. Sagt mir erſt: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? »Uns? Die »Begierde, dich von deinem ſündlichen Vorhaben »abzuziehen; das Verlangen, die Unſchuld deinen bittern Spöttereyen zu entreißen! mit einem »Worte, die allgemeine Menſchenliebe: Iſt dieſes nicht Beruf genug?« Gut! Und eben dieſe allgemeine Menſchenliebe iſt auch mein Beruf, Satyren zu ſchreiben. Die Laſter zu ſchrecken, die lächerlichen Fehler den Menſchen verächtlich vorzuſtellen, vernünftige Bürger zu ſchaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; ſind euch dieſe Urſachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine ſchriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben dieſe Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher ſchreiben.

Es kommen alſo dieſe feindſeligen Urtheile, denen die Satyre ausgeſtellt iſt, gemeiniglich von ſolchen Leſern her, welche ſich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverſtandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähſucht, aus hämiſcher Heucheley, aus murriſchem Eigenſinne, aus Unwiſſenheit und aus andern Leidenſchaften das bittere Vergnügen machen, ſich zu Feinden der Satyre aufzuwerfen. Ich habe aber oben geſagt, daß die Verfaſſer eben ſowohl als die Leſer, an den übelen Begriffen

Urſache ſind, welche ſich viele von der Satyre machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß ſie die allermeiſte Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satyrenſchreibers verdienen will, deſſen Herz muß redlich ſeyn. Er muß die Tugend, die er andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürſten, und das Anſehen der Obern das Heiligſte ſeyn. Die Religion und den Fürſten zu beleidigen, iſt ihm der ſchrecklichſte Gedanke. Er liebt ſeinen Mitbürger aufrichtig. Iſt dieſer laſterhaft, ſo liebt er den Mitbürger doch, und verabſcheut den Laſterhaften. Die Laſter wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beſchimpfung die Perſon desjenigen auszuſtellen, welcher laſterhaft iſt, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und laſterhaft zu ſeyn. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß liebreich ſeyn, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen ſcherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte, er muß ein rechtſchaffner Mann ſeyn!

Wären alle Satyrenſchreiber dieſes, wie ſie es alle ſeyn ſollten; ſo glaube ich gewiß, die meiſten ihrer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht ſind, vernünftig zu denken, würden ſich, wo nicht vor ſich ſelbſt, doch wenigſtens vor der Welt ſchämen, länger ihre Feinde zu heißen. Es iſt wahr, wir würden, wenn dieſe ſtrengen Regeln beobachtet werden ſollten, ein paar hundert Satyrenſchreiber weniger haben. Aber, das iſt auch in der That alles, was man dem Vaterlande nur wünſchen kann. So lange dieſer Wunſch unerhört bleibt; ſo lange haben die Verfaſſer die meiſte Schuld, daß die Satyren ſo vielen Leſern verdächtig ſind.

Kein Pasquillant iſt zu laſterhaft, er flüchtet ſich hinter die Satyre. Er ſchämt ſich nicht, dem Unſchuldigen Laſter anzudichten; aber ein Pasquillant zu heiſſen, ſchämt er ſich doch. Seine Bosheit iſt gefährlicher, als die Tücke des Straßenräubers. Er verdient, wie dieſer, die Rache der Geſetze, und er iſt unwürdig, daß wir weiter ſeiner gedenken.

Wir ſind ſehr geneigt, die Fehler an unſern Feinden lächerlich zu machen, und ſchmeicheln uns, daß wir eine Satyre ſchreiben, wenn wir dieſes thun. Ich zweifle daran. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unſern Feind zu beſſern? Hat er die Fehler auch wirklich an ſich, die wir lächerlich machen?

Drey ſchwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns ſelbſt, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menſchenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde iſt. Wir ſind beleidigt; unſer Feind ſoll es empfinden, wie gefährlich es ſey, denjenigen zu beleidigen, der ſeine Fehler einſieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn beſſern? Nein! denn er iſt unſer Feind, und wir verlören zu viel, wenn derjenige durch ſeine Beſſerung ſich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bey der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als dieſen, daß er unſer Feind iſt. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bey uns Verſehen heißen, das ſtellt uns der Haß an unſern Feinden als die abſcheulichſten Laſter vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satyre ſeyn ſoll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachſüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es ſehr unvorſichtig iſt, wider ſeinen Feind Satyren zu ſchreiben; geſetzt, daß wir in der That die Abſicht hätten, ihn zu beſſern, und geſetzt, daß er wirklich laſterhaft wäre. Unſer Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur ſagen, daß wir von ihm beleidigt ſind, und daß wir als Feinde ſchreiben: ſo hat er ſeine Fehler vertheidigt, und kann ganz ruhig laſterhaft bleiben. Er bringt die Leſer auf ſeine Seite, welche ohnedem geneigt genug ſind, an der guten Abſicht der Satyre zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, an ſtatt, daß wir die Fehler unſers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bey manchen die Urſachen unterſuchen wollten, warum ſie mit ſo vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menſchen eifern; ſo würden wir finden, daß es aus Misgunſt, und aus ihrem ſchwarzen Geblüte herkomme. Ein rechtſchaffner Satyrenſchreiber wird ſich freuen, wenn es aller Welt wohlgehe; dieſe aber knirſchen über das Glück ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm ſein Glück vorzuwerfen. Was ſollen ſie thun? Sie vergiften ihm ſeine Zufriedenheit; ſie machen die Quelle verdächtig, aus der ſein Glück entſprungen iſt, und werfen ihm vor, daß er ſich deſſen nicht vernünftig bediene. Dadurch ſchaffen ſie ſich ein frommes und weiſes Anſehen, und wollen uns bereden, daß ſie dieſes Glücks weit würdiger wären. Unter hundert Satyren, wider die Pracht und Verſchwendung der Reichen, kommen gewiß funfzig aus der Feder ſolcher Verfaſſer, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß ſie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine ſo prächtige und verſchwenderiſche Art, wie jene, laſterhaft zu ſeyn. Sie ſind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen iſt ein Reicher ohne Unterſchied ein ungerechter Mann. Er und ſein Vater müſſen Wucherer geweſen ſeyn; wo kämen ſonſt die Schätze her? Die Tugend aber adelt nur, reich macht ſie nicht; ſagt der Herr Verfaſſer mit einer bittern Miene, und ſchielt ganz kleinmüthig auf ſeinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht ſelbſt Urſache, daß der Verſchwender und die Wucherer die Satyren verdächtig machen?

Es iſt ein Unglück für die Satyre, wenn ſie denen in die Hände geräth, welche witzig genug ſind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen ſpotten. In der That ſind ſie weder boshaft noch neidiſch; aber ſie ſind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt ſoll mit lachen. Sie ſpähen die Fehler des andern aus, nicht, ihn zu beſſern, ſondern ihn lächerlich zu machen. Sie ſind froh, daß es Fehler giebt; ſonſt könnten ſie nicht witzig ſeyn. Wären alle Menſchen tugendhaft; wie ſehr würden ſie ſich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender Verſtand durch die Erfahrung die gründliche Einſicht erhält, welche nöthig iſt, das Herz eines Laſterhaften zu durchforſchen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; ſo bald ſie vernehmlich reden und leſerlich ſchreiben können, ſo bald reden und ſchreiben ſie Böſes. Sie ſpotten, ehe ſie denken lernen, und weil noch immer viel Gutes unter dem Muthwillen eines ſo lebhaften Jünglings verborgen liegt, welches ſich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet; ſo wird man finden, daß ſie aufhören zu ſpotten, ſo bald ſie anfangen, zu denken. Inzwiſchen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satyre wird verhaßt, weil ſie ihre Spöttereyen für Satyren ausgeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe ſie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöſchen; man gebe einmal acht, ob nicht dieſe eben diejenigen ſind, welche in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man ſich bey der Satyre bedienet, will mit einer außerordentlichen Vorſicht gewählt ſeyn, wenn ſie nicht anſtößig werden und den Leſer wider die Satyre aufbringen ſoll. Viele glauben, recht herzhaft zu ſchreiben, wenn ſie recht unglimpflich ſchreiben. Sie murren die Fehler der Menſchen an, an ſtatt daß ſie mit ihnen lachen ſollten; aus Liebe zur Wahrheit ſchimpfen ſie. Sie thun ſehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem böſen, ſo kömmt ſie wenigſtens aus einem groben Herzen her: das iſt alles, was man zu ihrer Entſchuldigung ſagen kann; aber wie viel von den Leſern ſind geneigt, dieſe Entſchuldigung gelten zu laſſen? Und dennoch ſind ſie allemal weit erträglicher, als der ungezogne Witz derer, welche nicht ſatyriſch ſeyn können, ohne unflätig zu ſeyn. Ich kenne Männer, welche ſich einbilden, ſehr fein zu denken; welche im Stande ſind, einen ganzen Abend lang eine Geſellſchaft lachend bey Geſchichten mit den gröbſten Zweydeutigkeiten zu unterhalten, ohne ein einzigesmal roth zu werden. Sie ſind gemeiniglich die erſten, die über ihre kurzweiligen Einfälle lachen, und ſie zwingen dadurch wenigſtens den Wirth, aus Gefälligkeit mit zu lachen; Vernünftige aber werden einen ſo niederträchtigen Witz verabſcheuen. Verhängt es nun der Himmel in ſeinem Zorne, daß ein dergleichen ungeſitteter Menſch gar ſchreibt, und ſeine Satyren, wie er es nennt, drucken läßt; was für einen Begriff müſſen die Leſer von einer Satyre bekommen? Hoffen ſie etwan zu beſſern? Ich glaube nicht, und ſie werden es auch nicht geſtehen, daß ſie für den Pöbel ſchreiben; ob ſie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menſchen zu zeigen, gar zu weit, und verſchonen keinen Stand. Es iſt wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfodert, daß man nicht alle nenne, ich werde ſonſt durch meine Uebereilung mehr ſchaden, als ich durch meine billigſten Abſichten nutzen kann. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürſten dringen, und die Ausführung der Obern verhaßt, oder lächerlich machen wollen. Iſt es nicht ein unverſchämter Hochmuth, daß ſie in ihrem finſtern Winkel ſchärfer zu ſehen glauben, als diejenigen, welche den Zuſammenhang des Ganzen vor Augen haben; ſo iſt es doch ein übereilter Eifer, der ſich mit nichts entſchuldigen läßt. Sie haben ſelbſt noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu ſeyn; wie können wir von ihnen erwarten, daß ſie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren ſollen? Es giebt andre Stände, welche zwar ſo heilig nicht ſind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken; bey denen aber doch die Billigkeit erfodert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend iſt ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denenjenigen zu entdecken, deren Ernſthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten ſoll. Wollen wir ſie durch bittre Satyren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Geſetzt, ein ſolcher Lehrer hat ſeine Fehler, welche verdienen, beſtraft zu werden! Vielleicht iſt er eigennützig, vielleicht pedantiſch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann ſeyn. Werfe ich ihm dieſe Fehler vor, ſtelle ich ihn dem Gelächter ſeiner Schüler bloß, geſetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu beſſern; ſo werde ich allemal mehr ſchaden, als nutzen. Ich werde ihn vielleicht nicht beſſern, und ſeine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er ſie ihrer Pflichten erinnert, ſo oft wird ihnen einfallen, daß ſie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieſes Andenken macht ihnen die wichtigſten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bey dem dieſes Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird ſelten als ein redlicher Mann ſterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebeſſert; dem Vaterlande aber habe ich an ſeinen Schülern hundert ungeſittete Bürger gezogen. In der That erſchrecke ich allemal, wenn ich ſehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satyre fällt. Ihn bedaure ich ſelten; aber die Folgen davon ſind mir zu ernſthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn ſie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satyre beyzubringen ſuchen?

Die Geiſtlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz ſatyriſcher Köpfe auf ſie am meiſten anprellt. Ich bin ſehr unzufrieden damit. Da verſchiedne unter ihnen ſo wenig ſorgfältig ſind, ihre Fehler zu verbergen; ſo können ſie von uns nicht verlangen, daß wir ſie nicht wahrnehmen ſollten. Sie ſind nicht über die Satyre erhaben, das räume ich ihnen nicht ein; viele ſind tief unter derſelben, wenn man ſie nach ihrer unanſtändigen Aufführung beurtheilen ſoll, und viele würden gar zu ſorglos ſeyn, wenn ihre ehrwürdige Kleidung ſie vor allen Streichen der Satyre ſchützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorſichtig genug dabey verfahren könne. Es gilt hier beynahe eben das, was ich oben von den Lehrern in Schulen geſagt habe. Die Religion läuft Gefahr; verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher geſetzt iſt, die Religion zu predigen. Das Volk iſt nicht allemal einſehend genug, einen Unterſchied zwiſchen der Perſon desjenigen, der ſie lehrt, und zwiſchen ſeinen Lehren ſelbſt zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich einen beſſern will, und dadurch in Gefahr komme, das Anſehen der ganzen Religion zu ſchwächen, welche man dem Volke nicht ehrwürdig genug vorſtellen kann? Iſt ein Geiſtlicher wirklich laſterhaft; ſo überlaſſe man ihn der Obrigkeit, welche aufmerkſam genug iſt, dem Aergerniſſe zu ſteuern, das ſeine laſterhafte Aufführung in der Kirche veranlaſſen kann. Hat er lächerliche Fehler, und wir finden ſchlechterdings nöthig, dieſe zu züchtigen; ſo muß unſere Satyre ſo allgemein ſeyn, daß nur die Fehler lächerlich werden, ſeine Perſon aber, ſo viel es möglich iſt, verdeckt und unerkannt bleibe. Sind es Kleinigkeiten, ſind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen; ſo habe man Geduld, oder mäßige wenigſtens die Bitterkeiten mit aller Vorſicht. Iſt er ein Ignorant, und doch exemplariſch, (denn es giebt viele exemplariſche Ignoranten); ſo verehre man ihn wegen ſeines guten Wandels, und verzeihe ihm ſeine Unwiſſenheit. Durch Donatſchnitzer kömmt die Kirche nicht in Gefahr, und wir können uns mit der angenehmen Vorſtellung beruhigen, daß wir gelehrter ſind, als er.

Ich habe bey dem Charakter eines Satyrenſchreibers gefodert, daß das Ehrwürdige der Religion ſeine ganze Seele erfüllen muß. Iſt dieſes, ſo wird er nicht allein in Anſehung der Geiſtlichen nach denen Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; ſondern er wird auch ſeine größte Aufmerkſamkeit darauf gerichtet ſeyn laſſen, daß durch ſeine Satyren das Anſehen der Religion nicht im geringſten geſchwächt werde. Wie kann ſich derjenige rühmen, daß ſeine Abſicht ſey, die Tugend allgemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtſinnig iſt? Ein ſolcher Menſch wird laſterhaft, um nicht lächerlich zu ſeyn. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemißbrauchten Namen der Satyre ſich Mühe geben, den ganzen Bau unſers Glaubens zu erſchüttern. Ihre unſinnige Wut, ſo ohnmächtig ſie auch iſt, verdient das Tollhaus, und keine vernünftigen Vorſtellungen. Ich will nur eines Mißbrauchs gedenken, welcher, wenn ich freundſchaftlich urtheilen ſoll, mehr Leichtſinn, als Bosheit, verräth. Es giebt gewiſſe Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig ſind, und zur Religion ſelbſt nicht gehören; ſie machen den geiſtlichen Wohlſtand aus. Man hüte ſich ja, dieſe lächerlich zu machen! Iſt das Volk abergläubiſch, ſo wird es unſere Schriften verabſcheuen; iſt es ſo leichtſinnig wie wir, ſo wird es bey dieſen gleichgültigen Gebräuchen nicht ſtille ſtehen, ſondern weſentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion ſpotten lernen.

Es war in Deutſchland eine Zeit, wo die Satyre nicht anders, als auf Unkoſten der Bibel, witzig ſeyn konnte. Wenn man recht fein ſcherzen wollte, ſo ſcherzte man aus den Pſalmen, und es gab muntere Köpfe, welche, ſo zu ſagen, eine ganz ſatyriſche Concordanz in Bereitſchaft hatten, um in ihrem Witze unerſchöpflich zu ſeyn. Zur Abwechslung brauchten ſie die Geſänge der Kirche, und ſie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhörer der Geiſtliche durch Bibel und Geſänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von dieſem verderbten Geſchmacke, das iſt der gelindeſte Name, den man dieſer Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worinnen beſtund der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, ſondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern luſtig vor, daß wir die geſchwinde Fertigkeit beſaßen, den ernſthafteſten Gedanken der Schrift durch eine poſſierliche Verdrehung dermaßen zu verunſtalten, daß er ſo abgeſchmackt ausſah, wie unſer eigner Gedanke. Sie fanden dieſes Mittel ſehr bequem, ſpaßhaft zu ſeyn, ohne daß es nöthig geweſen wäre, Verſtand zu haben; ſie ahmten es mit Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieſer Mißbrauch ſo allgemein, daß niemand witzig war, als ein bibelfeſter Luſtigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherze auch um deswillen keinen Abſcheu haben wollen, weil ſie wirklich dem ehrwürdigen Anſehen der Religion nachtheilig ſind; ſo hätte man ſich wenigſtens darum ihrer ſchämen ſollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigſten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal acht! So bald ein Stallknecht ſich fühlt, daß er feiner denkt, als die Viehmagd; ſo wird er ſie mit ſeinem Spaße aus der Bibel, oder einem geiſtlichen Liede, überraſchen. Das ganze Geſinde ſchreyt vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochſenjungen, und die arme Viehmagd, welche ſo witzig nicht iſt, ſteht beſchämt da. Der ſatyriſche Stallknecht! Man laſſe ihm ſeinen angeerbten Witz! Sind wir eiferſüchtig darüber?

Darauf bin ich ſtolz, daß in meinen ſatyriſchen Schriften alles mit möglichſter Sorgfalt vermieden iſt, was einigen Leichtſinn gegen die Religion verrathen, oder als ein Mißbrauch der Schrift und Geſänge angeſehen werden könnte. Ich habe dieſes jederzeit für meine erſte Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernſthaft genug geäußert habe. Deſto empfindlicher hat es mir ſeyn müſſen, da ich erfahren, daß man einer von meinen Schriften dieſen Vorzug ſo gar gerichtlich ſtreitig machen wollen. Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich mich dieſer Gelegenheit bediene, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht leſen ſie es mit Vergnügen, denn dergleichen poſſierliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidſchwur iſt ohnſtreitig eine der wichtigſten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menſchen als einen Chriſten, oder nur als einen Menſchen überhaupt, betrachten. Der Mißbrauch der Eidſchwüre iſt mir vor vielen andern Laſtern verabſcheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieſes Mißbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menſchen geſucht, welches immer geneigt iſt, ſich ſeiner Pflichten, ſo viel möglich iſt, zu entläſtigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter ſelbſt, und wohl vielmals wider ihren Willen, Schuld daran ſind. Die Vorſicht, mit welcher man in alten Zeiten ſich des Eides bediente, war Urſache, daß er ſich in ſeinem wahren Werthe erhielt. Je behutſamer man war, die Eide zuzulaſſen, deſto mehr Ehrfurcht behielt man für dieſelben im Gerichte. Itzt ſind unſre Richter weit nachſehender, und ich weis nicht, iſt es die Bosheit der Menſchen, oder iſt eine andre Urſache, welche das Uebel beynahe unvermeidlich macht, daß man vor den meiſten Gerichtsbänken faſt mehr von Eiden, als von Sporteln, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverſchämter Leichtſinn bey Ablegung eines Eides gewiſſer maaßen zu einer Art des Wohlſtandes geworden war. Frauenzimmer, welche ſich würden geſchämt haben, ihrem Bräutigame vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und geſetzten Mine, die Verſicherung ihrer Treue zu geben, hüpften mit dem flatterhaften Leichtſinne einer Coquette vor den Richterſtuhl, und ſchwuren mit lachenden Minen den ſchrecklichſten Eid. Männer, und Männer, deren Amt vielmals erfodert, daß ſie ſelbſt andre vor dem Meineide warnen müſſen, verrichteten dieſe Handlung mit einer ſo frechen Sorgloſigkeit, daß ſie um nichts bekümmert zu ſeyn ſchienen, als wie ſie ihre Füße wohl ſtellen, den Hut unterm Arme anſtändig halten, und den Mantel auf eine galante Art zurückſchlagen möchten. Wer ſie in dieſer Stellung geſehen hätte, der würde darauf nicht gefallen ſeyn, daß ſie hier wären, vor dem Angeſichte des oberſten Richters ſich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müſſen, daß ſie da ſtünden, vor der anweſenden Geſellſchaft einen Scaramutz zu tanzen. Der niederträchtigſte Eigennutz ungewiſſenhafter Advocaten iſt an den meiſten Meineiden Urſache. Können ſie es nur ſo weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kömmt; ſo haben ſie gewonnen. Fühlt ihr Client noch einige Regungen der Menſchlichkeit; iſt er noch nicht ganz ohne Gewiſſen: So werden ſie, um einige Thaler beym Proceſſe zu erbeuten, alle ihre Beredſamkeit anwenden,

wenden, ihn entweder eben ſo verſtockt zu machen, als ſie ſind; oder, weil dieſes ſo leicht nicht möglich iſt, ihm wenigſtens durch falſche Begriffe vom Eide, und von deſſen geheimen Verſtande, das Gewiſſen, wie ſie es nennen, zu erleichtern, und ihn zu Ablegung eines ungerechten Eides zu vermögen.

Alles dieſes hatte ich wahrgenommen, und ich ſetzte mir vor, meinen Mitbürgern dieſen thörichten Leichtſinn lächerlich zu machen; in der Hoffnung, diejenigen, welche keiner ernſthaften Betrachtung fähig ſind, würden ſich wenigſtens um deswillen ſchämen, weil dieſe Aufführung unanſtändig iſt. Ich redete davon in der ſatyriſchen Sprache der Ironie, und ſagte von dem **Eidſchwure**: »In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und »daher geſchah es auch, daß unſre geſitteten Vorfahren, »die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſey »etwas ſehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes »ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort, ſo »wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkömmt, »deſto weniger will es ſagen. **Einen Eid ablegen**, »iſt bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine »Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſſe »Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die »Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas »verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, »bis man den Hut wieder aufſetzt; mit einem Worte, es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Ein Compliment aber gehört unter die nichts bedeutenden Worte. *Etwas eidlich verſichern*, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſcheinlich machen. *Van Höken* in ſeinem allezeit fertigen Juriſten nennt den Eid herbam betonicam, und verſichert, einem *den Eid deferiren*, ſey nichts anders, als ſeinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen, und die Formel, *ſich mit einem Eide reinigen*, heiſſe ſo viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem *Reinigungseide* gehöre weiter nichts, als drey geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand die Vorurtheile der Jugend an ſich, und ein ſo genanntes Gewiſſen hätte; ſo würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines beſſern belehrten, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten. Gott ſtraf mich! oder: *Der Teufel zerreiſſe mich!* iſt bey Matroſen und Muſketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als *bey tauſend Teufeln*, weil er von altem Adel war. *Ich will nicht zu Gott kommen; Ich bin des Teufels mit Leib und Seele;* iſt das gewöhnliche Sprüchwort eines gewiſſen Man-

»rens,

tens, welcher gar zu gern ausſehn möchte, wie ein Freygeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen, und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch ſchwört er alle Augenblicke, mit der witzigſten Mine von der Welt, bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude Jeſus, Maria! rufen wollte. **Seinen Eid brechen**, will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch nicht mehr, als **die Ehe brechen**, und um deswillen iſt ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verſchiedenen Orten, beſonders in großen Städten, ſo viel als ein Mann, der zu leben weis. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unſre Deutſchen werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzoſen beynahe gleich thun.«

Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, ſie könnten, ohne mein Erinnern, einſehen, daß dieſes in der lachenden Sprache der Ironie eben dasjenige geſagt ſey, was ich oben von dem Mißbrauche des Eides, von dem ſtrafbaren Leichtſinne der Schwörenden, und von der Bosheit derjenigen ernſthaft geſchrieben habe, welche ihre Clienten zu einem falſchen Eide bereden. Ich ließ dieſe Stelle, nebſt andern, in eben dieſem ironiſchen Charakter, unter dem Titel: **Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs** *), in die Monatſchrift der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes einrücken, und ich war ſo glücklich, daß dieſer Aufſatz bey vernünftigen Leſern Beyfall fand.

Ich weis aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall dieſe Monatſchrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände geſpielt wird. Sie finden in dem Artikel von **Complimenten**, in dem von **Eidſchwüren**, und ſonſt einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geiſtliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, ſo iſt es ihm zu gute zu halten, daß er ſolche, außer ihrem Zuſammenhange, für verdächtig hält. Auch dieſes will ich bey ihm noch entſchuldigen, daß er auf der Kanzel ſo wohl, als bey dem Kindtaufeſſen, ängſtlich wider dieſe Schrift eifert; wider dieſe gefährliche böſe Schrift, die er noch nicht geſehen hat. Kurz, er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt ſich das Schreiben an! Richter und Schöppen, Müller,

---

*) Siehe dieſe Sammlung ſatyriſcher Schriften, den zweyten Theil.

Bauern und Einnehmer werden vorgefodert; man will das böſe Buch heraus haben, es kömmt endlich, und man behälts im Arreſte! Hätte man es hierbey bewenden laſſen; ſo würde man an dieſem Verfahren nichts weiter auszuſetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäußerte Vorſicht. Ich bin wenig damit zufrieden, daß dieſes Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geſchehen, daß Leute von ſchwacher Einſicht eine Schreibart nicht verſtehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht verſteht, der doch lateiniſche Bücher hat. Das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, wovon es die ernſthafte Abſicht nicht überſieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorſichtig genug ſeyn, dergleichen Leuten alles wegzuräumen, was ihre Unwiſſenheit mißbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorſichtig gemißbraucht, und über die Eide leichtſinnig geſcherzt. Wäre dieſes geweſen; ſo würden ſie diejenige Strafe verdient haben, welche ein ſolcher leichtſinniger Mißbrauch nach ſich zieht; aber nein! davon findet ſich in den Acten nicht die mindeſte Spur. Sie haben darinnen geleſen, ſie haben mit Vergnügen darinnen geleſen, und das iſt ein Verbrechen! Man treibt die Unterſuchung weiter; man will alle wiſſen, die in dieſem Buche geleſen haben. Es werden Zeugen vernommen, und das Anſehen der Eide zu vertheidigen, werden vergebne Eide geſchworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche ſich den Satan haben blenden laſſen, das Buch zu leſen. Hätte man wohl eine grimmigere Unterſuchung wider Fauſtens Höllenzwang anſtellen können? Alſo gieng die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Cenſur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in dieſem Winkel von Sachſen nicht. Die Acten ſind voll von beleidigenden Ausdrücken, von ſolchen Ausdrücken, welche einem Richter unanſtändig ſind, und welche die Geſetze, als Beſchimpfungen, geſtraft wiſſen wollen. Man nennt meine Schrift: **Verwegenſte Sätze von Geringſchätzung der Eidſchwüre; gottloſe, gewiſſenloſe Lehren; ein ärgerliches Weſen; verdächtige und ſpöttiſche Ausdrückungen von Eidſchwüren; ausgeſtreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergerniß; Verführung unſchuldiger Herzen; ſkoptiſche Sätze; Sätze, welche zu nichts geſchickter ſind, als ein zügelloſes Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern,** u. ſ. w. Und wo kömmt denn Ihnen alle dieſe Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche ſo viel Giftiges finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen niemand finden wird? Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch geleſen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geſchrieben iſt? Muß man denn ſo ungezogen ſeyn, wenn man für die Ehre der Religion zu eiſern glaubt? Und kann man ſein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie ſollte der Herr Gerichtsverwalter geſprudelt haben, wenn er in den Zeiten gebohren wäre, wo die Hexenproceſſe noch Mode waren! Es iſt ein Glück für mich, daß wir in Sachſen kein Auto da Fe haben! Ich ſehe im Geiſte, wie er aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhaufen trägt! In der That bin ich überzeugt, daß dieſes ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Auſſerdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten; ſo bin ich geneigt, ihm [illegible]ergehen zu verzeihen, deſſen er ſich, wie ich aus chr[illegible]r Liebe hoffe, mit der Zeit ſchämen wird. Ich wünſche ihm mehr Gutes, als er von mir Böſes geſagt hat. Ich will ihm, ſo viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et magnum Dei beneficium eſt, ſenſu communi valere, ſagt Cominäus!

Ehe ich ſchlieſſe, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher ſich bey der Satyre ſehr oft äußert, und an dem die Verfaſſer ſo wohl, als die Leſer, Schuld ſind. Manche ſind nicht im Stande, Satyren und lebhaft zu ſchreiben, wenn ſie nicht einen aus dem Volke herausheben, und ſeine Laſter oder lächerliche Gewohnheiten der Welt zur Schau ſtellen. Sie verfolgen und zerarbeiten ihn ſo lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich iſt. Ich ſetze voraus, daß ſie dieſes in der That aus Liebe zur Tugend, und andre vor ſeinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindſchaft und Verbitterung, nur um ſich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen ſie den Namen eines Satyrenſchreibers nicht einmal. Geſetzt aber auch, ihre Abſicht wäre billig; ſo glaube ich doch, daß dieſe verzweifelte Kur nicht eher zu brauchen iſt, bis das Laſter gar zu gefährlich iſt, und zur Beſſerung ſonſt keine Mittel mehr übrig ſind. Derjenige, welchen wir auf dieſe Art dem Haſſe, oder dem Gelächter Preis geben, iſt nunmehr ganz außer dem Stande, ſich zu beſſern; ſo wohl, als ein Miſſethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich laſterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich glaube aber auch, daß wir ſelbſt bey dieſer perſönlichen Satyre, dieſes iſt ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, parteyiſch zu werden. Aus allgemeiner Menſchenliebe fangen wir an, ſeine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureißen, ſo bald er Muth genug hat, ſich zur Wehre zu ſtellen. Ich will dieſen Satz mit nichts beweiſen, als mit unſern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieſer Beweis geht über alle. Außer der Gefahr, in welche ſich auf dieſe Art ein Satyrenſchreiber begiebt, ſich aus ſeinen Schranken zu verirren, wird er ſelbſt ſehr viel dabey verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Verfaſſer zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt ſchreibe? wenigſtens würde ich ſehr betreten ſeyn, wenn man mich auf mein Gewiſſen darüber fragen wollte. Wir wollen es alſo nur aufrichtig geſtehen; wir ſchreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die perſönliche Satyre dieſen großen Zweck erlangen? Ich glaube es nicht. Unſre Satyre wird nur denen gefallen, welche den lächerlichen Menſchen kennen, den wir züchtigen. Wollen wir dieſen Thoren mit verewigen? Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weis, als was wir von ihm geſagt haben, mit eben dem Vergnügen unſre Schrift leſen, wie es allenfalls die jetzt lebenden thun? Hundert kleine Umſtände, die uns lächerlich ſind, fallen ſodann weg, und werden den Nachkommen gleichgültig. Wie viel vermiſſen wir, eben um deswillen, an den Satyren des Juvenals? Boileau, deſſen Witz vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen großen Theil der Unſterblichkeit ſeinen Scholiaſten zu danken. Viele Schriften vom Swift kommen uns abgeſchmackt vor, weil wir in Deutſchland die Originale nicht kennen, und die Gelegenheit nicht mehr wiſſen, welche ſeine perſönlichen Satyren veranlaßt haben. Thun wir uns alſo durch dergleichen perſönliche Satyren nicht ſelbſt Schaden?

Wie unendlich ſind die Vorzüge, welche die allgemeine Satyre vor der perſönlichen hat! Dadurch, daß ich Laſter oder Fehler, welche vielen zugleich gemein ſind, zum Gegenſtande meiner Satyre wähle, vermeide ich bey billigen Leſern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenſchaften, aus perſönlichem Haſſe, aus Begierde, mich zu rächen, ſchreibe. Gewinnt ein Autor ſo viel, erlangt er das Zutrauen der Leſer, daß ſeine Abſichten tugendhaft, billig und uneigennützig ſind; ſo hat er ſchon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß ſeine Satyren beſſern werden, und da er den Beyfall der vernünftigen Welt auf ſeiner Seite hat, ſo muß der Laſterhafte ſich ſchämen, ihn anzufeinden. Ich laſſe ihm Platz, ſich zu beſſern, da ich ſeine Perſon geſchont habe. Noch iſt er unerkannt; noch weis niemand, daß er dieſer Laſterhafte iſt; nur ich weis es, und ſein Gewiſſen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt ſoll es nicht erfahren, daß er laſterhaft geweſen iſt. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satyre muß eine allgemeine Beſſerung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich iſt, eben dieſe Thorheit iſt in Liſſabon und Moskau lächerlich. Die Narren ſehen, wie die Menſchen, alle einander ähnlich; nur einige Züge verändert das Klima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die ſchmeichelhafte Vorſtellung, daß, wenn ich die ſatyriſche Geißel wider die Ungereimtheiten meines Nachbars aufhebe, ſich alle Thoren eines ganzen Landes bücken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wird aber dieſes geſchehen, wenn ich ihnen ſage, daß ich meinen Nachbar meyne? Eine allgemeine Satyre bleibt der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die uns lächerlich ſind, ſind auch die Thoren ihrer Zeit. Schildre ich das Laſter allgemein; ſo lieſt der Enkel den Charakter eines Laſterhaften, er vergißt, daß dieſer ſchon vor hundert Jahren geſtorben iſt, und ſucht ihn in ſeiner Stadt.

Ich habe mich vor perſönlichen Satyren in meinen Schriften mit allem Fleiße gehütet. Die Charaktere meiner Thoren ſind allgemein; nicht ein einziger iſt darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig Anſpruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, ſo nehme ich die unverſchämte Stirne von Baven, die ſtolzen Augenbraunen von Mäven, die vornehmdummen Blicke von Gargil, die aufgeblaſnen Backen vom Kriſpin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adraſten, den gebieteriſchen Gang vom Nerant; und aus dieſen ſieben ſchaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können die übrigen ſagen, daß ich ſie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn ſie alle todt ſind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er ſich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieſer

Kopie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzige Perſon zum Original vorgenommen; ſo bin ich doch ſorgfältig bemüht geweſen, ſo lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden iſt.

Ich bin dieſe Vorſicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menſchenliebe ſchuldig geweſen. Deſto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leſer verantworten, welche ſo vorwitzig ſind, und zu dieſen allgemeinen Charakteren dennoch gewiſſe Perſonen aufſuchen, welche darunter gemeynt ſeyn ſollen. Es iſt dieſes ein ſehr gewöhnlicher Fehler der Menſchen. Darf ich es wohl ſagen, woher er rühret? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satyre, daß ſie nicht ſo wohl auf die Fehler der Menſchen, als auf die Perſonen, gehen ſoll. Wir ſuchen daher Perſonen, ſo bald wir eine Satyre in die Hände bekommen. Es iſt eine gewiſſe Bosheit in uns, die uns in einer beſtändigen Beſchäfftigung erhält, die Fehler andrer auszuſpähen. Wir freuen uns, wenn andre lächerlich gemacht werden: denn wir ſind ſehr geneigt, mehr über die Fehler andrer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter dieſen Entdeckungen ſind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, ſondern unſer närriſcher Nachbar gemeynt iſt. Könnten wir wohl ſo ruhig ſeyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe beſäßen? Vielleicht glaubt unſer Nachbar, die

Satyre gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beyde über einander. Verdient nicht unſer boshafter Vorwitz die ſchärfſte Satyre? Durch unſre Auslegungen wird dasjenige eine perſönliche Beleidigung, was der Verfaſſer in der billigen Abſicht geſchrieben hat, keinen zu beleidigen, ſondern alle zu beſſern. Es iſt wahr, für den Verfaſſer iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man an zehn Orten zugleich den Thoren findet, den er auf ſeiner Stube geſchildert hat! Man geſteht dadurch, daß ſeine Charaktere ſehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet ſind. Aber dieſe Schmeicheley muß ihm ſo ſchätzbar nicht ſeyn, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menſchen verfolgt, die Menſchen aber als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beyfall kitzelt nur ſeinen Witz; dieſer aber macht, daß er ein Recht erhält, auf ſein redliches Herz ſtolz zu ſeyn.

Da meine ſatyriſchen Schriften das Schickſal gehabt, daß andre den Schlüſſel dazu geſucht, und ſie auf ſo vielerley Art ausgelegt haben; ſo nahm ich ſchon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieſes Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu laſſen. Der Verfaſſer eines Wochenblatts, ſo der Jüngling *) heißt, hat die Mühe

---

*) S. den Jüngling, erſter Band, das 17te und 18te Stück.

Mühe auf ſich genommen. Ich brauche zu meiner Vertheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier wiederhole.

* * *

Ich bin ſo glücklich mit meinen Blättern, daß ſie Leſern in die Hände gekommen, welche eine ſo durchdringende Einſicht und Scharfſinnigkeit beſitzen, daß ſie ſogleich die Originale zu den abgebildeten Charaktern wiſſen. Dieſe Scharfſinnigkeit macht ſo wohl denen, welche ſie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich ſehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben anſieht, deren Auflöſung in ihrer Gewalt iſt. Ich habe vor andern Schriftſtellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüſſel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe; ſo iſt es mir gleichgültig, ob die Leſer die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich ſie nur nicht kenne. Ich denke, daß ſich allezeit ein Original zu dem Abgeſchmackten finden wird, den man beſchreibt; es fehlt ja in der Welt an ſolchen Leuten nicht. Man mag ſich alſo immerhin in die Ohren ſagen: Ja, ja, das iſt das Frauenzimmer; es iſt nach dem Leben getroffen; es iſt, als wenn ich dieſen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir ſähe: wenn man Recht hat, ſo erfreut es mich, daß ich die Natur ſo glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Kopie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft; ſo verſichere ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meyne, welche die abgebildeten guten Eigenſchaften beſitzen. Ich bedaure weiter nichts, als daß ſich meine Leſer zuweilen nicht eher, als andre, nennen. Unterdeſſen will ich der Welt das Vergnügen gönnen, und ihr daher heute einige Charakner vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich ſie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Perſonen ſind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechſel einlaſſen, welche dieſe Perſonen kennen, damit ſie zu einer ganz unſtreitigen Gewißheit in ihren Auflöſungen gelangen können.

Ja** iſt ſchön; das wiſſen wir alle. Sie iſt auch ein unſchuldiges Frauenzimmer? Ja, ja! Sie iſt reich; das läugnet niemand. Allein die gute Ja** lobt, aus großer Begierde, gelobt zu werden, ſich ſelbſt allzuſehr. Der Schade, den ſie davon hat, iſt ſehr groß. Nunmehr will es niemand mehr glauben, daß ſie ſchön, daß ſie reich, daß ſie ein unſchuldiges Frauenzimmer iſt.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet ſeine Gegenwart; wo er hinkömmt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm ſagen: Er iſt gar zu poetiſch. Ein großer Fehler! Man flieht ihn, wie die Peſt. Es iſt auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er ſo viel ausſtehen ſoll, als man bey dem Herrn C** auszuſtehen hat. Wenn ich ſtehe, ſo lieſt er mir ſeine Gedichte vor; ſetze ich mich nieder, ſo lieſt er ſie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und lieſt mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit ſeinen geiſtreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Kirche vor ihm ſicher? Es hilft nichts; er lieſt immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umſonſt, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tiſche; er hält mich immer noch auf. Ich reiße mich los, und ſetze mich nieder; auch vom Tiſche jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bette, und ſchlafe ein. Er weckt mich auf, und lieſt mir ſeine Verſe vor. Iſt wohl

etwas

Universitäts Bibliothek München

etwas unvermögliches zu denken? Er iſt ein billiger, rechtſchaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm alles nichts: Es ſcheut ſich alle Welt vor ſeinen Verſen.

Kliton hat in ſeinem ganzen Leben nicht mehr als zwo Verrichtungen gehabt, zu Mittage und zu Abend zu eſſen. Es ſcheint, daß er nur zur Verdauung gebohren worden ſey. Er ſpricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bey dem letztern Schmauſe aufgetragen, was für Eſſen, wie viel Eſſen, was für Braten und Beygerichte aufgeſetzt worden ſind. Er beſinnt ſich ganz genau darauf, was man für Gerichte bey dem erſten Aufſatze gebracht hat, und eben ſo gewiß beſinnt er ſich auf die Früchte, und Aſſietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Waſſer her, von denen er getrunken hat. Er verſteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mit Appetit, an einem guten Tiſche zu ſpeiſen, wo er nicht iſt. Er iſt ein außerordentlicher Mann in ſeiner Art, der die Kunſt, ſich gut zu nähren, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er iſt auch der Kenner guter Biſſen; es wird kein Menſch wieder gebohren werden, der ſo viel, und ſo gut iſſt. Man darf auch ſelten dasjenige loben, was ihm misfällt. Er hat ſich bis auf ſeinen letzten Hauch zu Tiſche tragen laſſen; er gab eben an dem Tage, da er ſtarb, einen Schmaus. Er mag ſeyn, wo er will, ſo wird er eſſen; und wenn er in die Welt zurückkehrt, ſo kömmt er zum Eſſen wieder.

Ka** befindet ſich wohl auf, und ſieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und ſieht doch blaß. Er verdaut gut, und ſieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterinn, und ſieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Georg**an iſt ungemein freygebig gegen abgelebte Greiſe, und verſchwendet ſeine Geſchenke an alte reiche Wittwen. Verlangt Georg**an vielleicht, daß ich glauben ſoll, er thue ſolches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geſchenke ſind Netze und Fallſtricke, die er ihren Erbſchaften legt. Will er ſeine Großmuth bezeigen; will er ohne Eigennutz ſchenken, ſo beſchenke er mich; denn ich bin jung und munter, und ſterbe ohne Teſtament.

Unſer Wuchrer F** iſt ein ſchlauer Kopf! Er hat eine Frau, die ſo reizend ausſieht, daß ihn niemand zum Hahnrey gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war allen unverwehrt, und dennoch fand ſich kein Menſch, welcher ſich ſelbſt ſo ſehr verläugnen können, daß er auf dieſen Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eiferſüchtig; er bewacht ſie, und läßt ſie von andern bewachen. Welcher Lärm! Es wimmelt unter ſeinen Fenſtern von jungen Stutzern, die ſich faſt zu Krüppeln ſeufzen, und den halben Wechſel daran wenden, wenn ſie nur eine einzige Nacht Herr F** ſeyn können. Herr F** hat ſeine Sachen vortrefflich gemacht.

Die Madame *** iſt vor Zeiten verbuhlt und faſt ein wenig allzu galant geweſen. Man hat von ihr geſprochen, und dieſes hat ſie bewogen, ſich den allzulärmenden Ergetzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie iſt eben noch ſo empfindlich, aber vorſichtiger. Sie hat eingeſehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht ſo wohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denſelben, beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer ſehr wirklich und angenehm ſind, wenn ſie gleich verſchwiegen werden. Sie iſt ſchön; aber ihre Schönheit iſt majeſtätiſch, die ſich leicht Ehrerbietung zuwege bringen würde, wenn ſie gleich kein ernſthaftes Weſen annähme. Sie kleidet ſich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn ſie ſagt, daß ſie nicht zu gefallen ſuche; ſo ſetze ſie ſich allezeit in den Stand, zu rühren, und erſetzt dadurch die Reizungen ſorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reizungen verloren, und wenn man die friſche Farbe ausnimmt, die mit der erſten Jugend verſchwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem ſie dieſelbe blendend zu machen ſuchen; ſo darf die Madame *** nichts bedauern, weil ſie nichts verloren hat. Sie iſt groß und wohlgebildet; ſie hat eine angenommene Nachläßigkeit; ihre Geſichtsbildung und ihre Augen ſind gezwungen ernſthaft. Wenn ſie aber nicht darauf denkt, Achtung auf ſich zu geben; ſo verrathen die Augen ein luſtiges Weſen und Zärtlichkeit. Ihr Verſtand iſt lebhaft, ohne unbeſonnen zu ſeyn, vorſichtig, und ein wenig zur Verſtellung geneigt. Ob ſie gleich ein ſprödes Anſehen hat; ſo iſt ſie doch angenehm in Geſellſchaften. Ihre Grundſätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müſſe; ſie verlangen nur, daß allein der Geſchmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen ſoll.

Herr G** hat ſich einen ganz neuen Weg zu ſeinem Glücke gebahnt. Es giebt eine gewiſſe Art von Leuten, welche gern die Vornehmſten vor andern ſeyn wollen, und es nicht ſind; dieſen hängt er an. Er läßt ſich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht ſie ſelbſt freywillig an, und bewundert ihre groſſen Geiſter. Was ſie ſagen, lobt er: wenn ſie es wieder läugnen; ſo lobt er dieſes auch. Verneinen ſie etwas; ſo verneint ers mit. Bejahen ſie etwas; ſo ſagt er auch

Ja. Kurz, er hat ſich das Gebot auferlegt, allen zu ſchmeicheln; denn das iſt ihr das eintraglichſte Gewerbe. Er macht aus Narren Unſinnige. Wo er hinkömmt, läuft ihm alles entgegen, Köche, Weinſchenken, Gaſtwirthe und Zuckerbecker. Sie grüßen ihn; ſie ſtellen ihm zu Ehren eine Gaſterey an, und wünſchen ihm zu ſeiner Ankunft Glück. Man ſehe, was der Müßiggang und fremdes Brodt thun kann. Hat Herr G** nicht einen ganz neuen Weg zu ſeinem Glücke gefunden?

Die Mademoiſelle *** ziehet einen Handſchuh ab, uns eine ſchöne Hand zu zeigen, und ſie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß vorausſetzt. Sie lacht über luſtige und ernſthafte Dinge, um ſchöne Zähne zu verrathen; wenn ſie ihr Ohr ſehen läßt, ſo bedeutet ſolches das, daß es ſchön iſt; und wenn ſie niemals tanzt, ſo kömmt es daher, daß ſie, mit ihrer Geſtalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu ſeyn, Urſache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiſelle *** redet beſtändig, und hat keinen Verſtand.

Was? Der Madame *** ſollte ein einziger Mann genug ſeyn? Gewiß! nur ein Mann iſt für die Madame *** zu wenig. Man wird ſie eher dazu nöthigen, daß ſie ſich an einem Auge begnügen laſſe.

Der Herr Profeſſor mag ſprechen, oder Reden halten, oder ſchreiben; ſo will er citiren. Er läßt von dem Fürſten der Philoſophen ſagen, daß der Wein trunken macht, und von dem größten Redner der Römer, daß das Waſſer denſelben mildere. Wenn er ſich in die Moral einläßt; ſo iſts nicht er, ſondern der göttliche Plato, welcher verſichert, daß die Tugend liebenswürdig iſt, und das Laſter gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einen ſo wohl, als aus dem andern, Fertigkeiten entſtehen.

hen. Die gemeinſten und alltäglichſten Gedanken, und ſogar diejenigen, die er ſelbſt noch denken kann, will er den Alten, den Lateinern und Griechen ſchuldig ſeyn, nicht etwan, um dem, was er geſagt hat, mehr Gewicht zu geben, oder vielleicht mit ſeiner Wiſſenſchaft ſich ein Anſehn zu machen. Nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr ***, und loben nur die verſtorbenen Poeten; allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; Es iſt der Mühe nicht werth, daß man ſtirbt, um Ihren Beyfall zu erhalten.

Der Herr Doctor liebt die Inſecten; er ſammlet ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand ſo ſchöne Schmetterlinge von allerley Geſtalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit beſuchen Sie ihn itzt? Er iſt in einen tödtlichen Kummer verſenkt; er iſt murriſch und finſter; ſeine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entſetzlichen Verluſt erlitten. Kommen Sie nur näher, und ſehen Sie das an, was er Ihnen auf ſeinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es iſt ihm den Augenblick geſtorben! Was iſt es denn? Es iſt eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narre! merkſt du nicht, warum dich P*** mit Geſchenken überhäuft! Du biſt reich, du gehſt auf der Grube! Stirb! Verſtehſt du kein Deutſch?

* * *

Man wird ſich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt als Aufgaben vorgelegt habe, welche ſie auflöſen ſollte *). Ich und mein Verleger haben verſchiedene Briefe erhalten, in welchen die Perſonen angegeben werden, die ich gemeynt haben ſoll. Ich muß eilen, und dieſe Briefe beantworten; ſonſt bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine ſo gefährliche Sache wäre, ein Autor zu ſeyn. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind, und ich kann bey meinem Vergnügen ſchwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, iſt. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt ſeyn könnte; ſo traute ich mich nicht auf die Gaſſe und vor die Stadt. So werden die guten Abſichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt ſchreiben, und man giebt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unſchuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier ſind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Perſonen, die ich abgebildet haben ſoll, weggelaſſen habe.

---

*) S. den Jüngling im erſten Stück.

Mein Herr,

Mit Ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit ſage. Sie ſind für einen jungen Menſchen zu boshaft. Ich habe Ihr ſiebzehntes Blatt mit Erſtaunen geleſen. Im Anfange fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martiale, der ſeinen Freunden mit ſeinen

Gedichten zur Laſt wird *). Dieſes brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Originale zu Ihren Charaktern finden wollen, ſpotten würden, indem Sie aus den Schriften der Alten lächerliche Charaktere überſetzten, ohne ſolches anzuzeigen. Ich wurde in dieſer guten Meynung beſtärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenz fand **); denn ich wußte ſo wohl die Stelle aus dem Mar-

---

*) Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quocunque venis, fuga eſt, et ingens
Circa te, Ligurine, ſolitudo:
Quod ſi ſcire cupis, nimis poeta es.
Hoc valde vitium periculoſum eſt.
Non tigris catulis citata raptis,
Non & ipſa medio peruſta ſole,
Nec ſic ſcorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat, labores?
Et ſtanti legis, & legis ſedenti:
Currenti legis, & legis cacanti:
In thermas fugio, ſonas ad aurem:
Piſcinam peto, non licet natare:
Ad coenam propero, tenes euntem:
Ad coenam venio, fugas ſedentem:
Laſſus dormio, ſuſcitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir juſtus, probus, innocens, timeris?
Mart. lib. V. ep. 89.

**) Hoc novum eſt aucupium: Ego hanc primus inveni viam.
Eſt genus hominum, qui eſſe primos ſe omnium rerum volunt;

Martial, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenz, noch von der Schule her, auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle meine Regiſter von meinen Autoren nachgeſchlagen, und in keinem die übrigen Charaktere geſunden hatte. Sie haben es alſo unter dieſem Kunſtgriffe nur verbergen wollen, daß Sie viel große und vornehme Männer lächerlich zu machen ſuchen. Das iſt ſehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Profeſſor, der immer citirt, verſtanden hatten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Profeſſur ſuche! Ich wollte Ihrer ſpöttiſchen Zunge bald Einhalt thun. Die Univerſität ſollte mir gewiß Recht ſchaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufſchieben. So viel ſage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weis wohl mehr, als Sie denken.

Leipzig,
den 29ſten April.

Z. A. M.

Dieß iſt der liſtigſte unter meinen Correſpondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem Martial und Terenz einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht,

> Nec ſunt. Hos conſector: hiſce ego non paro me, ut rideant;
> Sed eis ultro arrideo, & eorum ingenia admiror ſimul.
> Quicquid dicunt, laudo; id ruſum ſi negant, laudo id quoque:
> Negat quis, nego; ait, ajo; poſtremo imperavi egomet mihi,
> Omnia aſſentari. Is quaeſtus nunc eſt multo uberrimus &c.
>
> *Terentius in Eunuch. Act. II. Sc. I.*

Recht, daß die übrigen in keinem Regiſter ſtehen. Der Himmel weis, was ich mir in ſeiner Perſon für einen gelehrten und wichtigen Mann bey der Univerſität zum Feinde gemacht habe. Der Profeſſor, den ich meyne, iſt ein Franzos. Bruyere *) hat ihn in ſeinen Charaktern abgebildet; daß ich keinen itztlebenden Gelehrten meyne, beſtätiget nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Da ich faſt alle Häuſer dieſer Stadt kenne; ſo iſt es mir nicht ſchwer geworden, diejenigen ausfindig zu machen, welche Sie in Ihrem ſiebzehnten Blatte ſo wohl gezeichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen ſchreiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief drucken laſſen. Unterdeſſen kann ich doch nicht errathen, wo der Profeſſor ſeyn ſoll, der immer citirt. Ich weis niemanden. Die hieſigen Gelehrten haben nicht darum ſtudirt, daß ſie citiren wollen. Sie lieben, ſo viel weis ich, alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die ſie vor-

---

*) Herille, ſoit qu'il parle, qu'il harangue, ou qu'il écrive, veut citer. Il fait dire au Prince des Philoſophes, que le vin enyvre, & à l'Orateur Romain, que l'eau le tempere; s'il ſe jette dans la morale, ce n'eſt pas lui, c'eſt le divin Platon, qui aſſure, que la vertu eſt aimable, le vice odieux, ou que l'un & l'autre ſe tournent en habitude: les choſes les plus communes, les plus triviales, & qu'il eſt même capable de penſer, il veut les devoir aux Anciens, aux Latins, aux Grecs. Ce n'eſt ni pour donner plus d'autorité à ce qu'il dit, ni peut être pour ſe faire honneur de ce qu'il ſçait. Il veut citer. *Bruy.* p. 440.

tragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunſt, mit der ſie geſchrieben haben, wegen der Geſchichte, die man daraus lernen kann, und wegen anderer ſolchen Urſachen mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdeſſen kann es ſeyn, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen deſſen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bey Ihrem Verleger abfordern laſſen will. Ich wüßte niemanden. Ich bin

Mein Herr Jüngling,

den 2 May, 1747.

Ihr fleißiger Leſer
A.

Herr A. weis niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das iſt gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie ſind ein loſer Vogel. Ich habe Ihr ſiebzehntes Blatt mit Vergnügen geleſen. Sie ſind ein Schriftſteller für mich. Da ich mit den hieſigen Frauenzimmern ſehr vertraut bin: ſo hatte ich kaum von dem Charakter der Fa** die erſte halbe Zeile geſehen, daß ſie ſchön wäre, ſo wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiſelle ** meynten. Es iſt an dem, daß ſie ſich ſehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu ſagen, auf die ich meine Haare friſiren laſſe; ſo redet ſie gleich von einer neuen Mode, die ſie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zum Worte kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleyen ſagen wollen; ſo iſt ſie oft ſo unverſchämt geweſen, und hat zu mir geſagt, ich hätte vollkommen recht, und ſagte nur noch zu wenig. Und ma foi, ich ſagte ihr ſo viel, daß ſie hätte ſollen roth werden. Habe ich da nicht ſtumm werden müſſen? Kurz: Sie haben ſie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vorzeiten verbuhlt und allzu galant geweſen, iſt doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht recht? Wahrhaftig Sie ſind in Charaktern ſehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 4 May 1747.

der Ihrige

Jacob Flink.

Herr Flink irrt ſich; es kann ſeyn, daß ſich die Mademoiſelle ** ſelbſt lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeſchickt iſt, und ſie ſeinem unbeſcheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiſelle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne ſie nicht. Fa** iſt eine Römerinn *); die Madame *** aber die Madame Lürſay, eine Franzöſinn, deren Geſchichte Herr Crebillon der jüngere beſchrieben hat **). Allein in meinem ſiebzehnten Blatte

---

*) Bella es, novimus, & puella, verum eſt,
Et dives, quis enim poteſt negare?
Sed dum te nimium, Fabulla, laudas,
Nec dives, neque bella, nec puella es.
Mart. lib. I. ep. 29.

**) Coquette jadis, même un peu galante, une avanture d'éclat, & qui avoit terni ſa reputation, l'avoit deiſt aus Verſehen ein Charakter weggelaſſen worden, in welchem ich Herrn Flinken meynte. Weil ich nach ſei-

nem

---

goutée de plaiſirs bruyans du monde. Auſſi ſenſible, mais plus prudente, elle avoit compris enfin, que les femmes ſe perdent moins par leurs foibleſſes, que par le peu de menagement, qu'elles ont pour elles-mêmes; & que pour être ignorés, les tranſports d'un amant n'en ſont ni moins réels, ni moins doux . . Elle étoit belle, mais d'une beauté majeſtueuſe, qui même, ſans le ſerieux, qu'elle affectoit, pouvoit aiſement ſe faire reſpecter. Miſe ſans coquetterie, elle ne negligeoit pas l'ornement. En diſant, qu'elle ne cherchoit pas à plaire, elle ſe mettoit toujours en état de toucher; & reparoit avec ſoin ce que près de quarante ans, qu'elle avoit, lui avoient enlevé d'agrémens: elle en avoit pas même peu perdu; & ſi l'on en excepte cette fraicheur, qui diſparoit avec la premiere jeuneſſe, & que ſouvent les femmes flétriſſent avant le tems, en voulant la rendre plus brillante; Madame *Lurſay* n'avoit rien à regretter. Elle étoit grande & bien faite; & dans ſa nonchalance affectée, peu des femmes avoient autant des graces, qu'elle. Sa Phyſionomie & ſes yeux étoient ſéveres forcément, & lors qu'elle ne ſongeoit pas à s'obſerver, on y voyoit briller l'enjouement & la tendreſſe. Elle avoit l'eſprit vif, mais ſans étourderie, prudent, même diſſimulé. Au reſte, quoique prûde, elle étoit douce dans la ſocieté. Son Syſtême n'étoit point, qu'on ne dût pas avoir des foibleſſes, mais que le ſentiment ſeul pouvoit les rendre pardonnables. *Crebillon dans ſes égaremens de l'eſprit & du coeur* p. 17.

nem Urtheile ſo glücklich in Charaktern bin; ſo will ich denſelben itzt noch nachholen.

Man ſagt, daß Herr Flink ſchön ſey; es ſagen es viele, und niemand ſagt es ſo oft, als er ſelbſt. Aber warum ſollte er wohl ſchön ſeyn? Warum er ſchön ſeyn ſoll? Sein Lakey friſirt ihm die Haare am beſten; er iſt immer wohlriechend; er iſt ſo lange auf den Tanzboden gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am beſten; er iſt beſtändig unter Frauenzimmern, weil ſich niemand die Mühe nehmen und ihm die Thüre weiſen laſſen will; er iſt immer ſehr vertraulich mit ihnen, und ziſchelt ihnen beſtändig etwas ins Ohr; er ſchreibt Briefe an ſie, die er für ſehr ſinnreich und galant hält, weil ihm niemand darauf antwortet; er weis genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gaſtereyen. Warum ſollte Herr Flink nicht ſchön ſeyn? Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Monſieur,

Wenn ich viel eſſe, ſo eſſe ich für mich viel. Er iſt ein junger Menſch, was hat Er ſich um mich zu bekümmern? Wir können freylich nicht alle ſo gelehrt ſprechen, als Er. Spreche Er von ſeinen Büchern; ich will von meinem Braten ſprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, ehe ich mich zu Tiſche ſetzen kann. Er wird in ſeinem ganzen Leben doch nicht ſo viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als Er. Ich bekümmere mich wenig um Ihn. Ich bin noch nicht todt, wie Er in ſeinem Blättchen von mir ſpricht, und ich will noch lange leben. Künftig habe Er vor Leuten von meinem Alter mehr Reſpekt. Deswegen habe ich an Ihn geſchrieben. Ich denke, wenn Er mit ſeiner ſchmähſüchtigen Zunge fortfährt, daß Er noch auf das Carcer geſetzt werden ſoll. Ich will mich einmal ſo nennen, wie Er mich genannt hat.

Leipzig,
den 4ten May 1747.

Kliton.

Mich dünkt, daß zwiſchen denen, die viel eſſen, und zwiſchen den Klitons, welche Bruyere *) beſchreibt, noch ein ziemlicher Unterſchied ſey.

---

*) *Cliton* n'a jamais en toute ſa vie, que deux affaires, qui eſt, de diner le matin & de ſouper le ſoir, il ne ſemble né que pour la digeſtion: il n'a même, qu'un entretien, il dit les entrées, qui ont été ſervies au dernier repas, où il s'eſt trouvé; il dit, combien il y a eu de potages; il ſe ſouvient exactement, de quels plats on a relevé le premier ſervice; il n'oublie pas les fruits & les aſſiettes; il nomme tous les vins, & toutes les liqueurs, dont il a bû; il poſſede le langage des cuiſines autant, qu'il peut s'étendre, & il me fait envie de manger à une bonne table, où il ne ſoit point. C'eſt un perſonnage illuſtre dans ſon genre, & qui a porté le talent de ſe bien nourir jusques où il pouvoit aller. On ne reverra plus un homme, qui mange tant, & qui mange ſi bien; auſſi

Mein Herr Jüngling,

Es iſt wahr, Sie haben der Welt in Ihrem ſiebzehnten Blatte ſchwere Räthſel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß ausſieht, eine junge Haushälterinn hat, und doch immer blaß ausſieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen ſuchen dürfen, daß Sie ſeine Haushälterinn jung und artig nennen. Es iſt nunmehr ſchon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut, und doch blaß ausgeſehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit ſeine Gebieterinn beſchreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterinn; ſie war ſchmutzig, und ward Haushälterinn; er hat nichts, und ſie iſt doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle, am 3ten May.

X.

N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle ſtudirt haben?

Das weis ich nicht. Die Haushälterinn, von der ich geredet habe, ſoll durchaus jung und artig ſeyn; ich

---

eſt-il l'arbitre des bons morceaux, & il n'eſt guéres permis d'avoir du gout pour ce qu'il deſapprouve. Mais s'il n'eſt plus, il s'eſt fait du moins porter à table juſqu'au dernier ſoupir: il donnoit à manger le jour, qu'il eſt mort; quelque part où il ſoit, il mange; & s'il revient au monde, c'eſt pour manger. *Bruyere* p. 397.

will es ſo haben. Martial hat mich zu dieſem Charakter veranlaßt *).

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie ſind; Sie mögen ſich verbergen, wie Sie wollen. Sie ſind mein Landsmann, und dieſes laſſe ich mir nicht abſtreiten, ſeitdem Sie Ihr ſiebzehntes Blatt geſchrieben haben. Wie glücklich haben Sie doch einen gewiſſen Heuchler getroffen, der in unſrer Stadt ſchon ſo viele Erbſchaften erſchlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen ſo vieler Wittwen und Waiſen noch nicht zur Reue und Erkenntniß ſeiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle ſeine Ungerechtigkeiten genug thue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und mit einem großen Lärmen alle Jahre einmal Almoſen austheilt. Habe ich den Georg**an nicht errathen? Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Aſchersleben,
am 5ten May, 1747.

Ihr aufmerkſamer Leſer,
Michael Gewiß.

---

*) Pulcre valet Carinus, & tamen pallet.
Parce bibit Carinus, & tamen pallet.
Bene concoquit Carinus, & tamen pallet.
Tingit cutem Carinus, & tamen pallet.
Puellam amat Carinus, & tamen pallet.
Mart. lib. I. ep. 78.

Folgender Brief betrifft eben dieſen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten Sie ſich denn vor keinem Proceſſe? Wenn der Herr Licentiat ** keine Erbſchaft von Ihnen erſchleichen kann; ſo kann er doch eine Ruge wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Straße. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er iſt eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein Deutſch verſteht, mit Geſchenken überſchüttet, damit er ſterben ſoll. Ich möchte ſehr gern mit Ihnen bekannt ſeyn, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine koſtbare Perſon mit der goldnen Uhr nennen, welche nur gern wiſſen will, ob ſie von Ihnen gemeynt worden iſt. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig,
am 6ten May, 1747.

Ihr fleißiger Leſer,
T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen laſſen, welchen unter dieſen beyden ich gemeynt haben ſoll. Bald wird keine Stadt in Deutſchland mehr ſeyn, wo meine Blätter geleſen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat ſchon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbſchaften zu erſchleichen geſucht haben *).

---

*) Munera quod ſenibus viduiſque ingentia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem?

Leipzig, den 29ſten April.

Mein Herr,

Ich will Ihnen funfzig Thaler geben, wenn Sie mir den Namen des Verfaſſers vom Jünglinge nennen. Sie können nichts dafür, daß in dieſem gottloſen Blatte rechtſchaffne Leute verleumdet werden; das weis ich wohl. Daß ich Urſache habe, auf meine Frau eiferſüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinen Fenſtern wimmelt, iſt leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Menſch einen Wuchrer nennt, das iſt eine Injurie! Die muß die Obrigkeit beſtrafen! Funfzig Thaler wende ich daran, damit Sie ſehen ſollen, daß ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G**

Herr G** muß mehr bieten, wenn der Verleger ſeinen Schriftſteller verrathen ſoll. Der Jüngling läßt ſich um einen ſo geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar ſagen, daß ich den Charakter des G** aus dem

Mar-

Sordidius nihil eſt, nihil eſt te ſpurcius uno:
Qui potes inſidias dona vocare tuas:
Sic avidis fallax indulget piſcibus hamus,
Callida ſic ſtultas decipit eſca feras.
Quid ſit largiri, quid ſit donare, docebo,
Si neſcis: dona, Gargiliane, mihi.

Mart. lib. IV. ep. 56.

Munera qui tibi dat locupleti, Gaure, ſenique:
Si ſapis, & ſentis, hic tibi ait, morere.

Mart. lib. VIII. ep. 27.

Martial *) genommen: Allein, ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es iſt. Denn er verſteht ohne Zweifel kein Latein, und kann alſo nicht wiſſen, ob ich nicht einige Züge hinzugeſetzt habe.

Mein Herr Jüngling,

Wenn Sie nur nicht ſo viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen und von einem mit ſchwarzen Augen redeten, ſo würden Sie ein hübſcher frommer Menſch ſeyn, der es nicht ſo ſehr mit der itzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieſes habe ich daraus geſehen, daß Sie der eiteln Mademoiſelle **, die ſich auf ihre ſchönen Hände und Füße ſo ſchrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text ſo wohl geleſen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich ſehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menſchen bey ihnen aus- und eingehen. Ich weis nicht, wie der Himmel ſo lange zuſehen kann. Er iſt ſehr langmüthig. Ach wie ſchlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Am 5ten May.

Ihre andächtige Leſerinn,
Flavia.

N. S. Itzt gehen ſchon wieder zween Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?
Flavia

---

*) Nullus in urbe fuit tota, qui tangere vellet
Uxorem gratis, Caeciliane, tuam,
Dum licuit; ſed nunc, poſitis cuſtodibus, ingens
Turba fututorum eſt. Ingenioſus homo es.
Mart. lib. I. ep. 74.

Flavia könnte freylich am beſten wiſſen, wen ich meynte, weil ſie alt iſt, und Neuigkeiten liebe, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiſelle ** aus dem Bruyere *) und eine Abbildung der Madame ** aus dem Juvenal **) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beſchrieben, der allein die verſtorbenen Poeten lobt. Wollen Sie Sich in einen bekannten Streit wagen?
Am 5ten May.

Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Luſt hätte, mich irgend in einen Streit einzulaſſen. Derjenige, den ich meynte, heiſt **Vacerra**, und Martial hat ihn vor mir gemeynt ***).

Mein

---

*) Argyre tire ſon gant, pour montrer une belle main, & elle ne neglige pas, de découvrir un petit ſoulier, qui ſuppoſe, qu'elle a le pied petit; elle rit de choſes plaiſantes ou ſerieuſes, pour faire voir de belles dents: ſi elle montre ſon oreille, c'eſt qu'elle l'a bien faite, & ſi elle ne danſe jamais, c'eſt qu'elle eſt peu contente de ſa taille, qu'elle a épaiſſe; elle entend tous ſes interêts à l'exception d'un ſeul, elle parle toujours, & n'a point d'eſprit. Bruyere p. 138.

**) Unus Iberinae vir ſufficit: ocyus illud
Extorquebis, ut haec oculo contenta ſit uno.
Iuvenal. Satyr. VI. v. 53.

***) *Miraris veteres, Vacerra, ſolos,*
Nec laudas niſi mortuos Poetas,

Mein Herr,

Wenn Sie keine Raupen ſammlen, ſollen ſolches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doctor, der die Inſecten ſo ſehr liebt, iſt mein Freund; ich ſuche die Raupen mit ihm, und wenn er ſeine Familie itzt ein wenig leiden läßt; ſo wird es ihr künftig deſto beſſer gehen, wenn er ſein Raupencabinet verkauft haben wird.

Am 8ten May, 1747.

Thomas Raupe.

Ob ich gleich den Charakter dieſes Doctors aus dem Bruyere *) genommen habe; ſo will ich doch den Freund des Herrn **Thomas Raupe** ſo lange meynen, bis er ſein Raupencabinet verkauft hat, und bis es ſeiner Familie beſſer, als itzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten ſehen, wie ſehr ſich diejenigen geirret haben, welche

die

Ignoſcas petimus, Vacerra: tanti
Non eſt, ut placeam tibi, perire.

Mart. lib. VIII. ep. 69.

---

*) Il aime les inſectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes; c'eſt ſurtout le premier Homme de l'Europe pour les papillons; il en a de toutes les tailles & de toutes les couleurs. Quel tems prenez-vous pour lui rendre viſite? Il eſt plongé dans une amere douleur, il a l'humeur noire, chagrine, & dont toute ſa famille ſouffre; auſſi a-t-il fait une perte irreparable; approchez, regardez ce qu'il vous montre ſur ſon doigt, qui n'a plus de vie, & qui vient d'expirer, c'eſt une chenille, & quelle chenille! *Bruyere* p. 283.

die Originale zu meinen Charaktern errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein ſiebzehntes Blatt eingerückt, und doch haben ſich einige gefunden, welche beſondre Perſonen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben ſoll. Ein Schriftſteller verſpottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob dieſe oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine ſo bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur ſo viel ſagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeynt haben will, der ſo dreiſt iſt, daß er Originale zu meinen Charaktern angiebt. Was meine Leſer denken wollen, das laſſe ich ihnen frey; ich verlange nur, daß ſie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen ſollen.

* * *

Wie ſehr werde ich nunmehr meinen künftigen Leſern ihre Mühe erleichtern! Sie können es ſicher glauben, ich meyne niemanden, als diejenigen, welche wiſſen, wen ich gemeynt habe.

Leipzig,
in der Oſtermeſſe, 1751.

G. W. R.

DE

DE
EPISTOLIS GRATVLATORIIS
ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ,
Oder deutlicher zu reden:
Von der Vortreſflichkeit
der
Glückwünſchungsſchreiben
nach dem neueſten Geſchmacke.

Wodurch
Herrn N. N.
als Derſelbe die hohe Schule rühmlichſt verließ,
ſeine Ergebenheit bezeugen wollte
Deſſen
aufrichtigſter Freund und Diener
Martin Scribler, der Jüngere *).

GOTTES
WORT
UND
STEUERN
GEBEN
916

---

*) Dieſe Abhandlung ward zum erſtenmale gedruckt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, M. Auguſt 1741.

VIRGILIVS.

Procumbit humi bos *).

---

*) Es iſt ein ordentlicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftſteller einige Worte ſetzet. Wenn in dem ganzen Buche nichts Gutes iſt, ſo ſind wenigſtens die Worte des alten Schriftſtellers gut; ich habe es alſo auch nicht unterlaſſen wollen. Ich habe mir wenigſtens angelegen ſeyn laſſen, eine ſolche Stelle ausfündig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorſatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieſes iſt nach dem neueſten Geſchmacke.

Mein Herr,

Sie haben mir vielmals deutliche Proben von Ihrer aufrichtigen Freundſchaft gegeben, und haben mich dadurch Ihnen ſehr verbunden gemacht; ich geſtehe es ewig öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Sie niemals ſo groß geweſen iſt, als itzt, da Sie dieſen Ort verlaſſen. Ihr Abſchied würde mir zwar ſchmerzlich fallen: Allein, das Vergnügen, Sie mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu ſehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinem Vaterlande ſo natürlicher, als rühmlicher Eifer zu ſchreiben: dieſes ſind die Urſachen, warum ich Ihren Abſchied ſo gelaſſen anſehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Ihr Abſchied kömmt mir zu unvermuthet *). Nur vor wenig Tagen habe ich dieſen

---

*) Hierinn iſt die erſte Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeuget, die ich in Verfertigung eines Glückwünſchungsſchreibens, nach der neuſten Mode, beſitze. Ihr Abſchied iſt mir gar nicht unvermutheter gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon ſeit dem Tode des Kaiſers bin ich mit dieſer Schrift fertig geweſen. Ich habe mit ſehnlichem Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, ſie unter die Preſſe zu bringen. Es würde aber ein unſchätzbares Werk weggeblieben ſeyn, wenn ich nicht ſo behutſam und eilfertig gethan hätte. Meine wertheſten Mitbrüder,

ſen Ihren Entſchluß erfahren. Ich bin alſo nicht im Stande geweſen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu verwenden. Sie iſt eine unreife Frucht *) weniger Stunden, und die darinn häufig vorkommenden Fehler wird nichts, als Ihr Wohlwollen, und meine beynahe ganz unglaubliche Eilfertigkeit entſchuldigen müſſen. Von der wenigen Muße **), die ich habe, und der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrüßliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

Alle dieſe Hinderniſſe überſteige ich auf eine muthige Art. Ich liefre Ihnen dieſe Arbeit, und widme Ihnen

---

die wünſchende Geſellſchaft, ſieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde ſehr altväteriſch geklungen haben, wenn ich geſagt hätte, daß dieſes Werkchen mit gründlichem Vorbedachte und reifer Ueberlegung geſchrieben ſey.

*) Dieſes Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftigkeit; will es aber bey dem geneigten Leſer möglichſt verbitten. Es widerleget ſich auch aus obigem von ſelbſt, und iſt nur eine Figur.

**) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich ſpräche, daß ich nichts zu thun hätte, und allem Anſehen nach ſo bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beſchwert werden dürfte, ſo redete ich zwar die Wahrheit; aber ich ſagte etwas, quod indignum eſſet noſtris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, et fauſta quaevis apprecante.

Ihnen eine, wo nicht ganz neue *) und von mir zuerſt erfundene, doch noch nicht ſattſam erkannte Wahrheit. Der Nutzen unſrer gelehrten Glückwünſchungsſchreiben iſt zu wichtig, als daß ich denſelben mit Stillſchweigen übergehen ſollte. Ich will denſelben angenehm, deutlich, gründlich, und ſo beſchreiben, daß mir hoffentlich niemand ſeinen Beyfall verſagen, ſondern vielmehr zugeſtehen wird: gegenwärtige Schrift ſey nach dem neueſten Geſchmacke, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unſrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünſchungsſchreiben anzuſehen. Beſonders werde ich mich der Kürze befleißigen **).

§. 1. Im Paradieſe ***) lebten unſre erſten Aeltern bey der größten Zufriedenheit. Dieſes Glück dauerte

---

*) Wir leben anitzt, dem Himmel ſey Dank, in denen Zeiten, wo alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bey dem Richterſtuhle, neue Wahrheiten bey dem Krankenbette, ja ſo gar neue Wahrheiten auf der Kanzel: und ich wäre nicht werth, in dieſem Jahrhunderte geboren zu ſeyn, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Friſt eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

**) Dieſes iſt eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebſt der Ordnung im Vortrage, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen iſt. Sed bono vino hedera non opus est.

***) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich iſt, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften nur wenige Zeit. Je häufiger ſich ihre Nachkommen mehrten, deſto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen zu. Der kleine Ueberreſt der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, ſchwammen in einem

zuerſt anzumerken, damit es dem Leſer deſto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abſchnitt halte ich für ein Meiſterſtück eines Glückwünſchungsſchreibens. Ich hatte verſprochen, kurz zu ſchreiben, und fange, aller Kürze unbeſchadet, vom Paradieſe an. Wie ſchwer ſollte es einem andern fallen, die Wörter Paradies, Arche Noah, babyloniſchen Thurm, Sem, Aſien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine ſo natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieſes kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tauſend Meilen faßt, das ſtellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in ſechstauſend Jahren geſchehen iſt, das wiſſen wir in wenig Punkte zu ſchlieſſen. Noch mehr. Wer hätte meynen ſollen, daß ich den Urſprung unſrer heutigen Glückwünſchungsſchreiben in dem Paradieſe zu ſuchen wüßte? Der folgende Abſchnitt wird es weiſen, daß ich ihn rühmlichſt gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es ſey vorjetzt genug. Nunmehr weis der Leſer, was er ſich von mir zu verſprechen hat. Und die Folge wird weiſen, daß dieſes und alle auf ſolche Art eingerichtete Schreiben nichts anders ſind, als [illegible].

nem Kaſten.) Die Ruhe und Einigkeit ſchienen wieder hergeſtellt zu ſeyn: es währete aber nicht lange. Die Herrſchſucht wollte ſich einen Thurm bis in die Wolken bauen: doch eine höhere Vorſicht zerſtörte dieſes verwegene Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verſtunden einander nicht mehr. Sie mußten ſich trennen. Die ſtolzen Nachkommen Sems ließen ſich in dem fetten Grunde Aſiens nieder. Der braune Mohr erwählte ſich die ſandigten Gegenden Lybiens. Ob es die Sohne Japhets geweſen, welche ſich unſere nordliche Gegend zum Sitze ausgeleſen, mag ich nicht unterſuchen. Und es bemuhen ſich die Geſchichtsforſcher noch bis itzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen ſind, welches Columbus nach ſo ſpäten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So ſehr wurden diejenigen zerſtreut, welche allerſeits Kinder eines Vaters waren; und ſo wenig verſtehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat ſeinen Urſprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entſtunden Geſellſchaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verſtunden einander, und ſchlugen ſich daher zuſammen. Die meiſten von ſolchen Geſellſchaften hatten zwar keine andre Abſicht, als ſich zu ſchützen und zu nähren: viele aber giengen hierinnen weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte ſie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten ſich, ihre Seele und deren Kräfte zu beſſern. Sie richteten Schulen auf. Sie erfanden ſchöne Wiſſenſchaften, und brachten ſie in Aufnahme. Aegypten legte den erſten Grundſtein zu dieſem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf ſeinen

Lehrmeiſter. Rom entriß Griechenland Zepter und Lorbeer, und pflanzte beydes auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung und fremde Gewalt verjagten die Muſen aus dieſer angenehmen Wohnung. Sie zogen ſich weiter nach dem rauhen Norden, und wir ſind nebſt unſern Nachbarn ſo glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen. Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat ſich hierinnen vor allen andern hohen Schulen eines beſondern Vorzugs zu rühmen. Tauſend vortreffliche Werke ſind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meiſten mit Stillſchweigen, und will nur eine Art derſelben anführen. Wer *) thut es uns in Glückwünſchungsſchreiben zuvor? Wir haben es hierinnen aufs höchſte gebracht. Ein jedes derſelben iſt ein Innbegriff ſeltner Schönheit, ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muſter, welches die Vorfahren mit ſtummer Verwunderung verehren würden, die ſpäteſten Nachkommen aber als unverweßliche Merkmale unſerer Glückſeligkeit rühmen müſſen. Dieſes alles ſchreibt ſich aus dem Paradieſe her. W. Z. E. W. **)

§. 3.

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muſter vorgeſetzt habe, und denen gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es giebt noch eine große Menge andrer Glückwünſchungsſchreiben, die aber bey ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unſrer itzigen und neueſten Art zu denken keinen Geſchmack haben.

**) Finis coronat opus. Dieſe vier Buchſtaben wollen mehr ſagen, als alle hieroglyphiſche Figuren der ägyptiſchen Prieſter. Sie zeigen an, daß ich fertig

§. 3. Ich habe alſo den rühmlichen Urſprung der Glückwünſchungsſchreiben auf ſo eine Art dargethan, daß kein vernünftiger Menſch *) etwas daran auszuſetzen haben wird.

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neueſten Mode eingerichteten Glückwünſchungsſchreiben verſtehe. Nemlich, ich verſtehe darunter nichts anders, als eine ſauber gedruckte Abhandlung, worinnen viele Worte, auf eine ungefähre Art, mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen ausgezieret ſind, damit die Weisheit des Verfaſſers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen treflichen Zuwachs erhalte, und bey dieſer Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas annehmliches vorgeſagt werde. Hievon will ich ausführlicher handeln.

---

bin, daß ich ordentlich gedacht habe, daß mein Beweis unumſtößlich iſt. Man mag ſchreiben, wie man will: Man ſetze nur zum Schluſſe W. Z. E. W. ſo ſchreibt man mathematiſch. Dieſe Buchſtaben ſind nichts anders, als das alte Plaudite. Der Verfaſſer bittet ſich dadurch den Beyfall des Leſers aus, daß er ſeine philoſophiſche Rolle ſo vortreflich geſpielet hat.

*) Es iſt die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf ſetzet. Im Lateiniſchen klingt es noch männlicher: Cui ſanum eſt ſinciput et occiput. In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Oſtermeſſe ans Licht treten wird, ſind zwey Alphabete ſolcher gründlichen Formeln angemerkt, welche aber gröſtentheils aus dem Holländiſchen genommen ſind.

§. 4. Mit großem Vorbedachte habe ich oben geſagt, ich wollte, was die Glückwünſchungsſchreiben wären, entwerfen *). Ich bin ſo pedantiſch nicht, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte **). Dieſes iſt viel zu verdrüßlich, zu geſchweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Geſetze ſelbſt davor, als vor etwas gefährlichem, warnen ***). Nur ehedem gieng es an, da man noch eigenſinnig war, da man genau wiſſen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig ſchrieb, und viel dachte. Es iſt dieſes itzt ein beſchwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bey Jahren ſind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieſer Sklaverey entriſſen. Dieſes unterhält unſre Fähigkeit, daß wir mehr ſchreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freyheit zu ſagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der leſe unſre Glückwünſchungsſchreiben.

§. 5.

---

*) Ich kann den Unterſchied nicht beſſer ausdrücken, als durch die Diſtinction: inter definitionem et deſcriptionem.

**) Es kömmt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weis ſehr umſtändlich, was zu einer Definition erfordert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich beſitze, und daſelbſt nur nachſchlagen dürfte. Mehr gehöret zu einem rechtſchaffnen Gelehrten nicht.

***) L. 202. D. de R. I. Omnis definitio &c. periculoſa eſt &c.

§. 5. Ich nenne die Glückwünſchungsſchreiben eine Abhandlung. Es ſey aber ferne von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müſſe man dasjenige, was auf dem Titelblatte ſteht, darinnen ordentlich ausführen. Dieſes iſt ſchlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünſchungsſchreiben. Man muß etwas ſagen, deſſen ſich der Leſer nicht verſieht. Das Unerwartete rührt am meiſten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man von den Regeln der Geſelligkeit handeln, und erzählt die Geſchichte des Aeneas und Turnus. Man verſpricht die Mittel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beſchreibt dafür das Weſen des Schwefels und Salzes. Man ſtellet ſich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poëſie anführen, und rühmt die Fabeln des Criſpinus *).

§. 6. Dieſe Abhandlungen müſſen ſauber gedruckt ſeyn. Dieſes wird hauptſächlich erfodert; darum habe ich es auch zuerſt angemerket. Es nimmt den Leſer unvermerkt ein, und indem er den ſchönen Druck bewundert, ſo überſieht er manchen Fehler. Zum Titel, bey welchem man ſich der längſten **) und fürchterlichſten

---

*) Meine Leſer werden es beſtens entſchuldigen, daß bey dieſem Abſchnitte keine Note iſt. Es iſt kein Verſehen, welches mir, beſonders bey gegenwärtiger Abhandlung, beynahe nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheiſchig machte, es in folgenden Abſchnitten wieder einzubringen.

**) Der Titel, welchen ich dieſer Schrift vorgeſetzet habe, kann dieſen Satz am beſten beweiſen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und ſten Wörter zu bedienen hat, nimmt man die anſehnlichſten Lettern. Soll er recht zierlich ſeyn, ſo muß er ausſehen, wie die Grabſchrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr ſetzen laſſen, als der Verſtorbne in ſeinem ganzen Leben zu thun fähig geweſen iſt. Daß der Anfangsbuchſtabe *) in einem zierlich geſchnittnen Stocke ſtehen muß, verſtehe ſich von ſelbſt. Und jedermann wird zu Steuer **) der Wahrheit bekennen müſſen, daß eine ſchlechte Abhandlung weit erträglicher ſey, als ein ſchlechter Anfangsbuchſtabe.

§. 7.

---

mancher Dichter empfindet bey denen Verſen, die er zur Welt gebracht, die kützelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bey mir verſpürt, als ich den erſten Bogen aus der Druckerey bekam.

*) Videatur mein S. beym Anfange dieſer Schrift!

**) Bey dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze bey, welche ich auf den Titel ſtechen laſſen. Ein andrer, der meine Fähigkeit im Denken nicht beſitzt, würde nimmermehr darauf gekommen ſeyn. Weil ich dieſes Werk ſelbſt verlegen werde, ſo habe ich die Koſten nicht geſcheut, dieſes Kupfer verfertigen zu laſſen. Es iſt die allerneuſte Mode. Es macht ein Buch beliebt. Und was das ſchönſte iſt, ſo wird gar nicht erfodert, daß ſich die Münze zur Abhandlung ſchicke, oder etwas davon in derſelben gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobſchrift auf die Glückwünſchungsſchreiben eine Steuermünze ſuchen ſollen? Bloß dem Worte Steuer hat der Leſer das ſchöne Bildchen zu danken.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zuſammen verknüpften Worten beſtehen. Worte ſind alſo das Hauptſtück unſerer Glückwünſchungsſchreiben. Wenn man dieſe hat, ſo hat man alles. Es giebt noch viele unter unſern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verſchweige, welche in dem irrigen Wahne ſtehen, man müſſe zuförderſt wiſſen, was man ſchreiben wolle, und alsdann erſt um die Worte und Ausdrücke bekümmert ſeyn. Verkehrte Meynung! Worte muß man zuförderſt haben. Dieſe muß man mit einander verknüpfen; und alsdann ſieht man, was man geſchrieben hat. Es iſt hier eben, wie mit der Poeſie. Wenn ich den Reim *) habe, ſo habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers ſoll; und wenn der Reim fehlt, ſo iſt mir der ſchönſte Gedanke nichts nütze.

Je fremder die Worte ſind, und je weniger ſie, außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, deſto ſchöner wird die Schrift. Es würde ſehr gemein laſſen, wenn man nichts ſetzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flöſſe. Ich will ein Gleichniß **) geben. Sie kennen, mein Herr, jenes

---

*) Ich werde hiervon in meinem Poeta in nuce, oder in meiner Sammlung 10000 auserleſener Reime, vermittelſt welcher man, beſonders bey Magiſterpromotionen, auf die leichteſte poetiſche Art, ſatyriſche und ernſthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papiere bringen kann, ausführlich handeln.

**) Es wollte mir hier ſchwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich alſo mit großem Nutzen der Freyheit, welche ſich meine wertheſten Mitbrüder vorlängſt angemaßt haben:

Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarſchaft in Verwunderung bringt. Ihre Spitzen nimmt ſie aus Holland; die Ohrgehenke aus Indoſtan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsſchmucke nöthig iſt. Die Kleidung iſt ein Werk der Perſianer. Ihr Fiſchbeinrock hat ſeinen Urſprung dem Nordpole zu danken, und ſie würde tauſend nöthige Dinge entbehren müſſen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute ſolche von dem Süderpole herzuſchaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat ſie nichts, als den Körper. Gleichwohl müſſen Sie zugeſtehen, daß alle dieſe fremden Sachen auf eine geſchickte Art zuſammen verknüpft ſind, und jedermann die wohlausgeſonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit unſern Glückwünſchungsſchreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Aſien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; alles muß etwas dazu hergeben. Dieſes weis der Verfaſſer auf eine ſinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er ſeine prächtige Schrift.

§. 8. Dieſe Worte *) müſſen auf eine ungefähre Art mit einander verknüpft ſeyn. Was dieſes ſagen

wolle,

> Daß ſie nämlich mit Gleichniſſen reden, wenn ihnen die trocknen Schlüſſe zu mühſam ſind.

---

*) Die Regeln, welche ich in dieſem Abſchnitte gebe, werden ſich durch ein Exempel am beſten erläutern laſſen. Es war am 2ten Jänner 1740, als ich in die wünſchende Geſellſchaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorſitzende redete mich zuerſt an. Er ſagte

wolle, das iſt in dem vorhergehenden Abſchnitte größtentheils ausgeführt. An dieſem Orte will ich nur einige

praktiſche

mir die Regeln und Geſetze ſeiner Geſellſchaft. Ich verſprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freymäurer, welcher das Jahr vorher geſchrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte ſtehende Ueberſchrift, und ſagte, daß ich nach dieſer Ordnung alſobald meine Antrittsrede halten ſollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen ſollte. Er beſann ſich ein wenig, und ſagte mir, ich ſollte handeln: Von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich ſogleich eine bewundernswürdige Rede. Als ich mit ſolcher fertig war, gab ich den Freymäurer dem Vorſitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darinnen, nach Anleitung und Ordnung eben dieſer Ueberſchriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieſes ſehr natürlich auf unſre Geſellſchaft, und beſonders auf mich an, rühmte dabey, wie leicht zu vermuthen iſt, meine Rede ungemein, und hielt es mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der erſten Hälfte derſelben zu ſehr an den aufgegebenen Satz gebunden hätte; verſicherte mich zugleich, daß die andere Hälfte unverbeſſerlich, und nach ihrem neueſten Geſchmacke ſey. Man wird die Wahrheit dieſes Urtheils ſelbſt erkennen, wenn man ſich das Vergnügen machen will, ſie zu leſen; zu dem Ende habe ich ſie dieſer Abhandlung beydrucken laſſen.

praktiſche Regeln geben, welche man bey allen dergleichen Ausarbeitungen mit beſonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Geſellſchaft zu ſeyn, welche ſeit geraumer Zeit auf dieſer hohen Schule blüht, und ſich die wünſchende Geſellſchaft nennt. Sie beſteht aus zwölf Perſonen und einem Vorſitzer. Wir kommen alle Wochen einmal zuſammen. Ein jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Dieſe beſtehen entweder aus einem weiſen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberſchrift, oder aus einem Stucke des Alterthums und der Hiſtorie, oder aus einer kritiſchen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgeſucht, ſondern müſſen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz unterſchieden ſeyn. Ein jeder Gedanke wird auf einen beſondern Zettel geſchrieben. Auf ſolche Weiſe bringen wir auf 52 Zetteln 52 bündige Gedanken zuſammen. Dieſe wirft der Vorſitzende in ſeinen Hut, rühret ſie wohl unter einander, und legt ſie alsdann in eine Reihe auf den Tiſch. Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, ſteht alsdann auf. Der Vorſitzende ſagt ihm einen Satz, welcher ihm zuerſt beyfällt. Dieſer muß ſogleich abgehandelt werden, und in den 52 Zetteln findet er eine unerſchöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er aus dem Stegreife eine männliche, bündige, gelehrte, ſinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anſtoß, vorbringen kann. Es iſt dieſes nichts Unmögliches. Ein jeder Gedanke fuhrt uns auf den andern. Ein zufälliges Wort iſt hierzu genug. Will ſich auch dieſes nicht finden, ſo ſuchet man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteſte Mittel iſt die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebenen Gedanken gar zu hartnäckigt, und wollen ſie ſich auf keine Weiſe verbinden laſſen; ſo ſagen wir dieſelben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und ſchließen mit einem verwundrungsvollen: Jedoch, wo gerathe ich hin! Dieſes heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe; ſo muß ich ſie auch mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen auszieren, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröſtlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieſes ſey, das werde ich in dem Folgenden weiſen. *Ex* *) *vngue* **) *leonem* ***). Ich

---

*) Es wird dem gemeinen Weſen ſehr zuträglich ſeyn, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen Ex beſonders hundert und ſiebenzehnmal mit Nachdrucke anführet.

Ecl. 3. Puero ſylueſtri EX arbore lecta
Aurea mala decem miſi.
Ecl. 6. Iniiciunt ipſis EX vincula ſertis.
Ecl. 7. EX illo Corydon.
Ecl. 10. EX vobis vnus.
Georg. L. 1. Collectae EX alto nubes.
Ibid. Reuolant EX aequore mergi.
Ibid. Nec minus EX imbri ſoles.
Ibid. L. 2. Inſeritur vero EX foetu nucis &c.
Ibid. Non vllo EX aequore cernes.
Ibid. EX ſe ipſa remittit.
Ibid. EX arbore plantas.
Ibid. Oſcilla EX alta ſuſpendunt.
Ibid. L. 3. Pugnam EX auro.

geſtehe zwar gar gern zu, daß es eine etwas mühſame
Arbeit

Ibid. EX hoſte trophaea.
Ibid. Aliam EX alia generando.

Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leſer den über *Virgilii* Opera verfertigten Indicem *Nicolai Erythraei* aufzuſchlagen, welchen ich hier maſcula imitatione ausgeſchrieben habe.

**) a Graeco ὄνυχες, *Terent.* in Eun. Act. IV. Sc. 3. v. 6.
Vnguibus in os alicui inuolare.
Tibull. Libr. I. el. 8. v. 12. Vnguinum praeſegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repaſtinare vngues.
Ouid. I. de arte amandi:
Et nihil emineat, et ſint ſine ſoedibus vngues.
Horat. I. epiſt. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter vngues.
Videatur omnino *Fabri* Theſaurus, ſub voce *Vnguis.*

***) Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bey dem Worte Leo ſchöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geſchichten, Münzen, ſinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sterkunſt, und andern Wiſſenſchaften machen könnte. Es war auch dieſes anfänglich mein löblicher Vorſatz, und es würde dieſem Abſchnitte eine ſonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Regiſtern, die ich beſitze, davon nichts rechtes finden können, ſo bin ich hinlänglich entſchuldigt. Denn es iſt bekannt, daß wir Gelehrte nichts weiter wiſſen, als was in den Regiſtern ſteht.

Arbeit iſt. Ich weis *) aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen laſſen, welche von ſolcher Wichtigkeit lange nicht ſind, als ein dergleichen lobliches Vorhaben. Dieſe Anmerkungen müſſen aus vielerley Sprachen beſtehen. Hierbey darf man ſchlechterdings nicht ſparſam ſeyn. Man ſchreibt für Gelehrte, und alſo muß man ſie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieſes **) heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es iſt eine leichte Sache, die Gottesgelahrheit zu faſſen, die inländiſchen und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneykunſt zu begreifen, und ein Meiſter der Weltweisheit zu werden. Dazu gehöret nicht mehr, als höchſtens eine Zeit von drey Jahren, ſo iſt man darinnen vollkommen. Aber Spra-

---

*) *Heſiod.* Op. et Dies. v. 172. ſq.

Μηκέτ' ἔπειτ', ὤφειλον, ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
'Ανδράσιν ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐστὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσονται καμάτου καὶ ὀϊζύος, οὐδέ τι νύκτωρ,
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

**) Ich muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche von einem Gelehrten mehr fodern wollen, als Sprachen. Es iſt mir zu verdrüßlich, mich in dieſen Streit einzulaſſen. Ich will meine Gegner nur auf den R. *Moſes Ben Maimon* weiſen, welcher ſie zur Gnüge beſchämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. folgendermaßen redet:

וצריך להשתדל ולבדוק שיהיו כולן בעלי מראה נבוני
לחש ושידעו ברוב לשונות כדי שלא תשמען מפי
התורגמן :

chen zu lernen; dieſes iſt dasjenige, womit wir in der zarteſten Jugend anfangen, vom Morgen *) bis auf den Abend zubringen, und doch in dem ſpäteſten Alter noch nicht fertig ſind. Sollte dieſes nicht die wahre Gelehrſamkeit ſeyn? Sollten dieſes nicht die ſicherſten Merkmale ſeyn, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo **) ſey?

Zwar

---

*) Dieſes drückt der Ebräer alſo aus: ממזרח־שמש עד־מבואו Wenn ich nun die Beſchreibung der übrigen Morgenländer, als des Chaldäers,

ממדנח שמשא עד מטמציה

und des Syrers,

ܡܢ ܡܕܢܚ ܬܫܒܘܚܬܗ ܕܡܫܝܚܐ ܡܠܐ
ܠܥܠܡܐ ܟܠܗ

und des Arabers,

من مشارق الشمس الي مغاربها

dagegen halte; ſo muß ich dem gelehrten *Flacius* in Claui Scripturae P. II. Tr. VII. p. m. 758. D. Wagenſeil in Synopſi Hiſt. vniuerſ. P. I. p. m. 264 ſeq. beypflichten, welche die ebräiſche Sprache für die allererſte und die Mutter der andern Sprachen halten.

**) Ich kann nicht läugnen, daß es mir ſehr ſauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weis, worinnen die Schönheit eines Glück-

Zwar möchte mancher einwenden: Es ſey unmöglich, daß ein jeder eine ſo weitläuftige Wiſſenſchaft in Sprachen beſitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, ſie zu erlernen; nicht ein jeder ſey fähig *), ſolche zu faſſen. Sollte man denn deswegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu ſchreiben? Keinesweges. Ich ſehe es nicht als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verſtehen müſſe. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen beſtehen ſollen. Was man nicht ſelbſt kann, das werden doch wohl unſre guten Freunde können. Dieſe **)

wünſchungsſchreibens beſteht, der dürfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italiäniſcher Poet geſagt: Eccovi, benigno Lettore, un parto di poche ſere, che ſe ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma ſi ſarà conoſcer Figlio d'APOLLO con qualche raggio di Parnaſo. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italiäniſches ſetzen wollte, gleichwohl mir nichts anders, als vorſtehendes bekannt war: ſo habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als dieſe Schönheit miſſen wollen.

*) On voit peu d'Eſprits ſans doute, qu'ils ne ſoient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain deſir d'apprendre & d'augmenter leurs lumieres, qui ſe peut fortifier par une bonne Methode. *Mr. Noble* dans l'Ecole du monde.

**) It is a true ſaying, that miſfortunes alone prove one's friendships, they ſhow us not only other people's for us, but our own for them; we hardly know our

ſind ſchuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwiſſenheit zu reiſſen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechiſch, Rabbiniſch, Ebraiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Arabiſch, Franzöſiſch, Italiäniſch, und Engländiſch könne? Ich verſtehe nichts als meine Mutterſprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr anſehen, wenn ich nicht ſo offenherzig wäre, und es anitzt öffentlich bekennte. Ich habe *) ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen verlegen, und ich habe ihrer Freygebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abſchnitte dem geneigten Leſer mitgetheilet **).

Es

ſelves any other wiſe. *New Letters of Mr. Al. Pope*, p. 107.

*) Ich muß hier die aufrichtige Fürſorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Danke rühmen. Ich habe durch ihre Beyhülfe einen ſo ſchönen Vorrath von Anmerkungen in verſchiednen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu ſchreiben. Nur kann ich noch nicht ſchlüßig werden, wovon es handeln ſoll.

**) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserleſene Sammlung von Noten in ausländiſchen, und bey uns ganz unerhörten, Sprachen verſprochen. Es iſt mir verdrüßlich, daß er in Erfüllung ſeines Verſprechens ſo ſaumſelig iſt. Hätte ich ſie zeitig gehabt, ſo würden ſie gegenwärtiger Abhandlung ein beſonderes Anſehen gegeben haben.

Es iſt dieſes gar kein Fehler von mir. Wenn niemand nichts ſchreiben wollte, als was er verſtünde; ſo würde gewiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen, welche alle Meſſen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unſre Namen auf den Titel ſetzen laſſen.

§. 10. In unſern Glückwünſchungsſchreiben pflegen wir unſern Gönnern oder guten Freunden etwas Annehmliches vorzuſagen.

Es könnte das Anſehen gewinnen, als wäre dieſes der Hauptzweck: er iſt es aber nicht. Wir ſchreiben nicht darum, weil wir etwas wünſchen wollen; ſondern wir wünſchen, damit wir ſchreiben können. Die Erfahrung wird dieſes am beſten beweiſen. Man ſehe unſre Glückwünſchungsſchreiben an. Den größten Theil macht eine ſogenannte Abhandlung aus. Dieſe ſteht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unſerm Gönner oder guten Freunde. In jenem ſagen wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefſinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir ſind. In dieſem aber bedauern wir in möglichſter Kürze, daß die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den Händen gewachſen, und ſtärker geworden ſey, als unſer Vorſatz geweſen. Wir bezeigen unſern Unwillen, daß wir abbrechen müſſen; wir beklagen, daß der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz iſt, und was wir noch alles gleichſam auf der Flucht ſagen können, iſt dieſes: Die Verdienſte *) unſers Gönners oder Freundes wären ohne

---

*) Sie werden alſo, wertheſter Freund, mir nicht zumuthen, daß ich Ihnen itzt einen ausführlichen Wunſch, oder ein wohlgeſetztes Lob liefern ſolle.

dieß jedermann bekannt; und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermögend wären; empfehlen uns anbey deſſen hohem Patrocinio oder Freundſchaft, und verharren, bis zu dem letzten Hauche unſers Lebens, Diener und Freunde.

Wünſche von dieſer Art ſchicken ſich für alle; und dergleichen weitläuftige Ausdrücke ſind darum unentbehrlich, weil wir mit unſern Lobſchriften vorher fertig ſind, ehe wir noch wiſſen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehr habe ich den Urſprung der Glückwünſchungsſchreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich habe geſagt, was ich unter Glückwünſchungsſchreiben verſtehe. Ich bin dieſen gemachten Entwurf ſtückweiſe durchge-

gan-

> Ich gönne Ihnen alles Gutes. Sie beſitzen mehr ruhmwürdige Eigenſchaften, als ſich in ein Glückwünſchungsſchreiben von dieſer Art ſchicken. Ich liebe Sie aufrichtig. Allein, Sie werden mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts ſage. Ich würde das Gelübde brechen, welches ich bey meinem Eintritte in die glückwünſchende Geſellſchaft gethan: ich würde mir meine Mitbrüder zu Feinden machen. Dieſes können Sie mir nicht anſinnen. Zu geſchweigen, daß gegenwärtige Abhandlung fertig geweſen, ehe ich an Sie gedacht habe. Ich und meines gleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geſchrieben, zu viel Liebe und Hochachtung, als daß wir etwas ausſtreichen oder ändern ſollten.

gangen. Ich habe Regeln gegeben, und bin ſolchen ſelber gefolget. An Noten und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel ſeyn; und wenn ich nicht ſo ſittſam wäre, ſo würde ich ſagen, daß gegenwärtige Schrift ein Muſter aller Glückwünſchungsſchreiben, eine unläugbare Probe meiner unerſchöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler in- und ausländiſchen Schönheiten, und ein ſolches Werk wäre, welches, wie wir großen Geiſter tiefſinnig zu reden pflegen, wo nicht ſich ſelbſt übertreffe, doch ſeine eigne Parallele ſey.

COROLLARIUM *)

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu leſen gab; ſo entdeckte dieſer gleich anfangs einen großen Fehler daran. Ich hätte nämlich, ſagte er, vergeſſen, dem Zoilus, beym Eingange meiner Schrift, eines zu verſetzen. Ich hätte ihn warnen ſollen, daß er ſich mit ſeinem alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen ſollte: allein, es iſt mit gutem Vorbedachte unterlaſſen worden. Ich will gar nicht böſe werden, wenn

---

*) Weil Corollarium nicht mehr, wie bey unſern Vorfahren, eine ſolche Propoſition heißt, die aus den vorhergehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt; ſondern vielmehr dadurch dasjenige angezeigt wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird: ſo bin ich befugt geweſen, dieſen Anhang ein Corollarium zu nennen.

ſich jemand wider dieſes Werkchen aufwerfen; es ſoll mir vielmehr ein beſonders Vergnügen ſeyn. Auf ſolche Weiſe bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas Neues, und vielleicht noch viel zu ſchreiben. Ich habe mich ſchon auf verſchiedene beißende und ſpöttiſche Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich alſo jedermann, wer es auch ſey, zu einem gelehrten Kampfe auffodern. Sollte aber niemand, wie ich faſt vermuthe, das Herz haben, ſich an mir zu vergreifen; ſo werde ich mich genöthiget finden, in dem nächſten Glückwünſchungsbriefe, unter verdecktem Namen, ſelbſt wider mich zu ſchreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu ſeyn, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine ſtarke Sammlung auserleſener Streitſchriften unter dem Titel [illegible] zu liefern. Schreiben muß ich, und zwar viel ſchreiben; denn ich bin ein Gelehrter.

Rede,

Rede,

beym

Antritt in die wünſchende Geſellſchaft,

nach den im vorſtehenden 3ten §. und der beygefügten Anmerkung vorgeſchriebenen Regeln,
aus dem Stegreife gehalten
von
Martin Scriblern, dem Jüngern.

Am 1ſten Jänner 1740.

Von der
wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerdings ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält *).

Ein ſolcher Mann wird durch ſeine Ehrlichkeit anſehnlich, und ein jeder muß die Vorſorge deſſelben mit Stillſchweigen bewundern **).

Es

---

*) Vir bonus et prudens dici delector ego, ac tu. *Horat.*

**) Tum pietate gravem, ac meritis, ſi forte virum quem Conſpexere, ſilent. *Virgil.*

Es iſt aber auch nichts ſo gut, es iſt zu etwas ſchädlich. Was iſt ſo nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigſten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unſrer Sicherheit, als das Schwert? Und oft bringt es uns ſelbſt den Tod *).

Wer Ehrlichkeit und Verdienſte ſelbſt von ſich rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht ſich verhaßt, der ſchadet ſich ſelbſt **).

Für einen Großſprecher wird man ihn halten ***), und glauben, daß er ſeine Fehler unter dem ſcheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle †).

Wer dasjenige in der That ſeyn will, was er von ſich rühmt, der hat unter allen Regeln beſonders viere wohl in Acht zu nehmen ††).

Er muß ſeinen Beruf wohl abwarten, und nicht eher ruhen, bis er ſeiner Pflicht eine völlige Gnüge geleiſtet hat †††)!

Er

---

*) Nil prodeſt, quod non laedere poſſit idem.
Igne quid vtilius? Si quis tamen vrere tecta
Comparat, audaces inſtruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur enſe viator,
Ille ſed inſidias, hic ſibi portat opem.
Ovid.

**) Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
Horat.

***) Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu!
Horat.

†) Fallit enim vitium ſpecie virtutis et vmbra! *Iuuenal.*

††) Quatuor ex omni - - - - *Virgil.*

†††) - - - Suſceptum perfice munus! *Virgil.*

Er muß das Wahre von dem Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen *);

Er muß, was ſeinem Amte wohlanſtändig iſt, auf das genaueſte beobachten **);

Er muß endlich der weiſen Vorſicht des Himmels alles ruhig überlaſſen ***);

Aber wie wenige unter uns thun dieſes! Wie wenige kennen ihre eigne Schwäche †)!

Wie wenige warten ihrem Beruf gebührend ab! Man ſollte zwar meynen, ſie wären in beſtändiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun ſie gar nichts ††).

Fodert ihr Beruf eine Verſchwiegenheit, ſo glauben ſie doch, es ſey ihnen erlaubt, alles, was ſie hören,

---

*) - - - Pulſa, dignoſcere cautus,
Quid ſolidum crepet, et pictae tectoria linguae. *Perſ.*

**) - - - Rigidi ſeruator honeſti. *Lucan.*

***) Permittes ipſis expendere numinibus, quid
Conueniat nobis, rebusque ſit vtile noſtris.
Nam pro iucundis aptiſſima quaeque dabunt Di;
Charior eſt illis homo, quam ſibi. *Iuuen.*

†) - - - Egomet me noui.
SY. Pauci iſtud faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix decimus quisque eſt, qui ipſus ſe nouerit. *Plaut.*

††) Eſt ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concurſans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens. *Phaedr.*

ren, was in der Nacht der Vergeſſenheit, was noch ſo tief verſteckt bleiben ſollte, in der ganzen Welt auszubreiten *).

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden ſie eine innerliche Regung, ſolche zu beobachten; ſo reut ſie doch dieſer Vorſatz gleich wieder. Sie bleiben bey dem erſten Schritte ſtill ſtehen, weiter gehen ſie nicht fort **).

Viele ſtört die Rachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten, und dieſe verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele ſey ***).

Je leichter ſie dieſen Fehler vermeiden könnten, deſto thörichter handeln ſie, daß ſie es nicht thun †).

Und wie konnten ſie dieſe Leidenſchaft wohl leichter überwinden, als wenn ſie bloß die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk ſeyn ließen ††)?

Die zweyte Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen.

Man

---

*) - - - Loca nocte ſilentia late,
Sit mihi fas audita loqui: ſit numine veſtro
Pandere res alta terra, et caligine merſas. *Virgil.*

**) Dum licet, et modici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine ſiſte pedem. *Ovid.*

***) - - - - Quippe minuti
Semper et infirmi eſt animi, exiguique voluptas
Vltio. *Iuvenal.*

†) Tu quod cavere poſſis, ſtultum admittere eſt. *Terent.*

††) Vincet amor patriae - - - *Virgil.*

Man dürfte hier nur der Wahrheit ſelbſt folgen, welche durch ihren Glanz die dickſte Finſterniß vertreibe *).

Dieſes iſt der erſte Grund, worauf dieſe ganze Wiſſenſchaft ruht; nur dieſen dürfte man ſich bekannt machen **).

Allein, man iſt zu verdroſſen, und dieſes macht uns die leichteſte Sache beſchwerlich ***).

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unſerm verdrüßlichen Hochmuthe nicht entſagen, und eben dadurch wird unſre ganze Vorſicht zu Schanden gemacht †).

Oft glauben wir dem äußerlichen Scheine zu viel ††).

Wenn man drittens in ſeinem Berufe das Wohlanſtändige beobachten will; ſo darf man kein abgeſchmackter Nachahmer alles desjenigen ſeyn, was uns vorkömmt †††).

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich ſelbſt groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns

---

*) Noctem flammis funalia vincunt. *Virgil.*

**) Elementa velint ut diſcere prima. *Horat.*

***) Nulla eſt tam facilis res, quin difficilis ſiet,
Quam invitus facias - - - *Terent.*

†) Ingratam - - - pone ſuperbiam
Ne currente retro funis eat rota. *Horat.*

††) Nimium ne crede colori. *Virgil.*

†††) Scribere ſi fas eſt imitantem turpia Mimos. *Ovid.*

uns nicht kennen; denen, die uns beſſer kennen, wird man lächerlich *).

Es iſt unanſtändig, wenn ein ſolcher Mann andern ſpotten, und über ihre Beſchimpfung frohlocken will **).

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich der öffentlichen Gebräuche entziehen will, welche nichts Abergläubiſches, nichts Eitles bey ſich haben ***).

Kurz: Bey allen ſeinen Handlungen darf er auch das ſchärfſte Urtheil der ganzen Welt nicht ſcheuen †).

Die vierte und letzte Pflicht iſt, daß er ſich der liebreichen Vorſorge des Himmels überlaſſe.

Die Welt iſt ein verführeriſches Labyrinth; man muß alles der Leitung des Himmels anheim ſtellen ††).

Je

---

*) - - - Verbis iactans gloriam
Ignotos fallit, notis eſt deriſui. *Phaedr.*

**) Scit riſiſſe vafer, multum gaudere paratus,
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat. *Perſ.*

***) - - - Non haec ſolennia nobis
Vana ſuperſtitio - - - *Virgil.*

†) - - - Volet haec ſub luce videri,
Iudicis argutum quae non formidat acumen. *Horat.*

††) Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta,
Parietibus textum caecis iter: ancipitemque
Mille viis habuiſſe dolum, qua ſigna ſequendi
Falleret indeprenſus et irremeabilis error. *Virgil.*

Je weniger man von ihm verlangt, deſto mehr erhält man von ihm *).

Es heißt hier gar nicht:

- - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque ſanguine gaudet **).

Man thue ſeine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige ſorgt der Himmel! Was will man weiter ***)?

Eine reiche Aernte wird ſodann unſre Belohnung ſeyn ****).

Wir können dieſes thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt †), und dieſer iſt auch der erſte Urheber davon ††).

Non

---

*) Quanto quisque ſibi plura negaverit,
A Dis plura feret - - - *Horat.*

**) - - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque ſanguine gaudet. *Ovid.*

***) Et dubitant homines ſerere, atque impendere curam?
Quid maiora ſequar? *Virgil.*

****) Quid faciat laetas ſegetes. *Virgil.*

†) - - Equidem credo, quia ſit diuinitus illis
Ingenium - - *Virgil.*

††) - - Horum omnium cauſa
Conſtituiſſe Deum fingunt. - - *Lucret.*

Non omnes arbuſta iuuant humilesque myricae *)!

Man darf nicht einen Augenblick aufſchieben, ſeine Lebensart vernünftig einzurichten **), und eine Blutegel läßt nicht eher ab, zu ſaugen, bis ſie ganz voll Blut iſt ***).

Meine Rede könnte hier wohl manchem unordentlich und verwirrt ſcheinen †), wenn man nicht bedächte, daß der Menſch um deswillen aufrecht erſchaffen ſey, damit er den Himmel betrachten ſolle ††).

Glückſelig iſt derjenige, welcher von freyen Stücken ohne Zwang thut, was recht iſt, und keinen Richter ſcheuen darf †††).

Die

---

*) Non omnes arbuſta iuuant, humilesque myricae.
Virgil.

**) Incipe: qui recte viuendi prorogat horam,
Ruſticus expectat, dum defluit amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aeuum.
Horat.

***) Non miſſura cutem, niſi plena cruoris, hirudo.
Horat.

†) - - - Farrago libelli. *Iuuenal.*

††) Os homini ſublime dedit caelumque tueri
Iuſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus. *Ouid.*

†††) - - - Vindice nullo
Sponte ſua ſine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant, nec verba minacia fixo
Aere legebantur. Nec ſupplex turba timebant
Iudicis ora ſui, ſed erant ſine iudice tuti. *Ouid.*

Dieſes geſchah in den erſten Zeiten; itzt ſind ſie viel ſchlimmer, und die Bosheit nimmt überhand *).

Die Waffen ſind ſchädlich; Wolluſt aber ſchadet weit mehr **).

Sehr wohlbedächtig hat Horaz geſagt:

> Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem.
> Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
> Aſperitatis et inuidiae corrector et irae.
> Recte facta refert. ***)

Und handelt derjenige nicht am vernünftigſten, welcher nichts Thörichtes unternimmt †)?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinem Zwecke.

Horaz, den ich nur itzt gelobt habe, ſtraft mich ſelbſt, wenn er ſagt:

---

*) Quippe aliter tunc orbe nouo caeloque recenti
Viuebant homines - - -
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas. *Iuven.*

**) - - - Saeuior armis
Luxuria incubuit. - - - *Iuvenal.*

***) Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae.
Recte facta refert. *Horat.*

†) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte. *Horat.*

Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi conſtet *)!

Der Haß gegen die Wolluſt hat dieſe kleine Unordnung verurſacht. Und gewiß iſt dieſer Eifer nöthig, denn wer die Schamhaftigkeit einmal verlieret, findet ſie nicht wieder **).

Allein es iſt mein Vorſatz nicht, die Laſter zu richten, und alle Narren durch die Muſterung gehen zu laſſen ***).

Wenn würde ich fertig mit Tadeln? Denn es iſt alles voll von lächerlichen Fehlern †).

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen und vernünftigen Mannes. Ich habe oben vier Regeln gegeben; ich will noch die fünfte hinzuthun:

Man muß friedfertig ſeyn, wenn man Gelegenheit zu ſtreiten hat; man muß dem Nächſten helfen, wenn man ihm gleich ſchaden könnte; man muß ſich der Tugend befleißigen, wenn es auch erlaubt wäre, laſterhaft zu ſeyn ††).

Wer

---

*) - - - Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi conſtet. *Horat.*

**) Laeſa pudicitia eſt, deperit illa ſemel. *Ouid.*

***) - - - Huc propius me,
Dum doceo inſanire omnes, vos ordine adite. *Horat.*

†) - - O quantum eſt in rebus inane! *Perſ.*

††) Tum certare odiis, tum res rapuiſſe licebit.
Nunc ſinite, et placidum laeti componite foedus. *Virgil.*

Wer dieſe Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht ſagen, daß er ſich mit geringen Kleinigkeiten beſchäfftige *).

Es iſt dieſes ein weſentliches Stück des Gottesdienſtes, welchen die Natur ſelbſt den entlegenſten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez ſagt:

> Nunc, quae cauſa Deum per magnas numina gentes
> Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
> Non ita difficile eſt, rationem reddere verbis **).

Ich weis, meine Herren, Sie haben einerley Meynung mit mir. Ich wünſche, daß dieſe flüchtige Probe den entſcheidenden Beyfall einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft erlangen möge. Dieſes, und die Ehre Ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünſchen zu überhäufen.

---

*) Rem peragit nullam - - *Martial.*

**) Nunc, quae cauſa Deûm per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
Non ita difficile eſt, rationem reddere verbis. *Lucret.*

Klage

wider

die weitläuftige Schreibart *).

Hochedler Herr,

Hochgeehrteſter Herr,

Welchergeſtalt Ew. Hochedl. in Ihrer Monatsſchrift,

> daß alle muntre Köpfe dieſes großen deutſchen Reichs die Freyheit haben ſollten, Ihre Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern,

hochgeneigt, und günſtig erlaubt, nicht minder,

> daß Denenſelben ſie die wohlgerathenen Proben, von der Stärke ihres Geiſtes, und der Gründlichkeit ihres Verſtandes, zur Bekanntmachung anvertrauen mochten,

zugleich erſucht; Solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich ſeyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1ſten Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in mehrerm.

Nach-

---

*) Ward zum erſtenmale gedruckt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Chriſtmonat, 1741.

Nachdem nun von meinem hochgeehrteſten Herrn hierdurch ich befehliget zu ſeyn glaube, dasjenige, ſo zur Ausbeſſerung der deutſchen Sprache dienet, treufleißigſt und pflichtſchuldigſter Maßen beyzutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

> quod culpa ſit, immiſcere ſe rei ad ſe non pertinenti, l. 36. D. de R. I.

wenigſtens wider den klaren Inhalt der Geſetze laufen würde, wenn jemand, daß ich mir dieſe Freyheit nehme, übel deuten wollte;

> quia, quotiens dubia interpretatio libertatis eſt, ſecundum libertatem, reſpondendum erit, l. 20 ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich mißfällig wahrnehmen müſſen, daß Dieſelben uns zwar von verſchiedenen Arten der Gelehrſamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten ſey, nicht alleine gefliſſentlicher Weiſe keine Anleitung gegeben,

> eius enim eſt non nolle, qui poteſt velle. Vlpianus l. 1. ad Sabin.

ſondern auch zum mehreſten ſolche Stücke uns vorgelegt, in welchen oftermals die gründlichſten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leſer bey denen bündigſten Beweiſen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in funfzig Perioden eingehüllet worden, was doch auf die angenehmſte und deutlichſte Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, ſollen, oder mögen;

> iniuſtus enim videtur, qui per ambages exponit, quod vna formula comprendere poteſt. Pyrrhus Mauritius, de Satisd. et fidej.
>
> Et illa actio eſt optima, quae breuiſſima. vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de conuent. it. Loriottus de tranſact. et Caccialupa de off. aduoc.

Als habe Ew. Hochedl. ſolches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß ſolchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefaſſet werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entſtehenden Falls, daß ich dieſerhalb, nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenſelben zur Bekanntmachung ſchierſtkünftig überſende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenſelben bin ich übrigens angenehme Freundſchaft zu erweiſen, vor die Perſon ſtets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meiſſen,
den 9ten Novembr.
1741.

ergebenſter
CAIVS IAVOLENVS,
I. V. D. Aduocatus & Not. Publ. Caeſ.
cor. Reg. El. immatr.

Unterdienſtſchuldigſtes Inſerat.

Auch,

Hochgeehrteſter Herr,

dürfte zwar manchen aus Eigenſinn beyfallen, daß dieſe meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig ſey, ob ich gleich in einem Satze dasjenige ſagte, wozu ein andrer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einſtreuung altväteriſcher Worte, und die barbariſchen Namen fremder Rechtsgelehrten ſo abgeſchmackt, als ihre beygebrachten Zeugniſſe wären;

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beſchuldiget werden mag, da ich dasjenige, ſo ich geſchrieben, ganz wohl verſtehe, einfolglich vor unzählig neuern Schriftſtellern einen groſſen Vorzug verdiene, anbey wider die arithmetiſche Verhältniß läuft, daß dasjenige, ſo in einem einzigen Satze geſagt wird, eben ſo weitläuftig ſeyn ſollte, als das, wozu ich die mühſame Umſchreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächſt die Beybehaltung geſchickter Kunſtwörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Beſtrafung, verdienet, über dieſes die Anziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugniſſe allerdings nach dem neueſten Geſchmacke zu ſeyn ſcheinet, da die eingebildetſten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, und engliſch ſagen laſſen, worauf vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutſcher von ſelbſt gefallen ſeyn würde;

Als zweifle ich nicht, Ew. Hochedlen werden ſich meinen Vorſchlag gefallen, und mir dasjenige Recht wiederfahren laſſen, welches Sie einem Patrioten, und Beförderer der deutſchen Sprache ſchuldig ſind. Ich bin

Ew. Hochedlen

Datum vt in literis.

ergebenſter

C. IAVOLENVS.

Memoires d' Amourette,

oder

Lobſchrift auf Amouretten,

ein Schooßhündchen *).

Geneigter Leſer!

Die vornehmſte Sorge eines Schriftſtellers geht dahin, wie er ſich des Beyfalls ſeiner Leſer verſichern möge. Die meiſten ſchreiben heutiges Tages aus Hunger; viele ſuchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Abſicht zu erbauen; alle aber bemühen ſich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Abſicht iſt keine von dieſen dreyen. Ich ſchreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt leſen. Dieſes iſt meine vornehmſte Leidenſchaft. Ich habe dir es ſchon einmal geſtanden; ich will es auch itzt nicht läugnen. Iſt es ja eine Sünde, ſo iſt es doch nur eine Erbſünde. Mein Vater iſt ein Autor geweſen; mein Großvater hat Bücher geſchrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich geſtern noch eine nicht übel gerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunſt iſt Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können.

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Hornung 1741.

nen. Wird man es mir alſo wohl übel nehmen, wenn ich dem angebornen Triebe, zu ſchreiben, nicht widerſtehen kann? Daß unſre Frauenzimmer noch itzt gern Liebesbriefe abfaſſen, ſolches kömmt uns gar nicht fremd vor. Denn ſchon Eva hat ſehr zärtlich an ihren Adam geſchrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier ſiehſt du alſo, geneigter Leſer, meine Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder aus Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Beſten, ſondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung, ſchreibe: ſo erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu ſeyn, daß ich mir dein Wohlwollen, und eine günſtige Aufmerkſamkeit ausbitte.

Ich kann dieſes, als eine ſchuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, deſſen allgemeinen Gebrauch du, nebſt vielen dergleichen Wohlthaten, dem Gehirne unſrer Nachbarn zu danken haſt. Ich kenne die abgöttiſche Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägſt, und weis deine Gütigkeit, welche die abgeſchmackteſten Sachen bewundert, wenn ſie nur dieſen anſehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl ſonſt hierzu bewegen ſollen? Ich bin vielleicht der erſte, der von einem Thiere Memoires ſchreibe. Meine Amourette iſt keine Marquiſinn; und ich kann nicht behaupten, daß ſie aus einer beſondern anſehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jug[illegible]rloren, und erſt nach ſpäten Jahren durch viel[illegible]theuer wieder gefunden worden ſey. Eben ſo wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß ſie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende

Schönheit und eiſenfeſte Tugend einen irrenden Ritter ihres Geſchlechtes gefeſſelt habe. Du wirſt weder Liebesſtreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern ſeyn ſoll, ſo ſiehſt du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beſtändigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe gebe ich meiner Schrift dieſen Namen, und du würdeſt undankbar ſeyn, wenn du ſie nicht mit geneigten Augen anſehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchleſen wollteſt.

Ich halte es für etwas Ueberflüßiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobſchrift mache. Wer Amouretten von Perſon kennt, der weis, daß es ihre ſonderbaren Eigenſchaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer ſie aber nicht kennt, dem will ich ſie durch die lebhafteſten Züge bekannt machen. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß mir eine niederträchtige Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amourettens Tugenden nur erzählen, ſo iſt auch die Lobſchrift fertig. Sollte ich etwan eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen ſeiner Freygebigkeit und Verdienſte herausſtreichen: ſo würde ich alle Künſte der Beredſamkeit anwenden müſſen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrſcheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will, ſo darf ich nur die Wahrheit reden laſſen. Dieſe brauchet keine Schminke.

Von der Geburt unſrer Amourette kann ich nicht viel beſondres ſagen. Sie iſt im Jahre 1735 in Cölln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne dieſes Dorf um deswillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geſchichtſchreibern eine mühſame Unterſuchung, und den andern Dorfern ſelbiger Gegend einen hitzigen Wettſtreit erſpare, welches unter ihnen ſich dieſer Ehre anzumaßen habe. Bey der Geburt ſelbſt hat ſich eben nichts Merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, ſagte mir, daß ſie gleich anfangs ſehr gewinſelt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein die Folge hat gewieſen, daß die abergläubiſche Meynung ungegründet geweſen iſt. Ihre Mutter iſt aus einem zwar guten, doch gemeinen Bürgerhauſe; und ihr Vater ſoll von einem adlichen Hofe ſeyn. Es iſt eine Vermuthung, welche viele Umſtände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieſes iſt etwas gewöhnliches, und kann Amouretten bey vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt erſäuft worden ſind, und meine Amourette würde ein gleiches Schickſal erfahren haben, wenn ſie nicht ihre ehrliche und gute Geſichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb alſo die einzige in ihrer Mutter Hütte; und es wäre daher kein Wunder geweſen, wenn man ſie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wolluſt und eigenwilligen Freyheit gelaſſen hätte. Allein dieſes geſchah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche ſie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, ſondern es für ihre Schuldigkeit hielt, ſie ſelbſt zu ſäugen. Bey zunehmendem Alter ward ſie zu allen moglichen Hundetugenden angehalten. Ich verſtehe darunter die Wachſamkeit, die Treue, ein freundliches Weſen, und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte ſie es weit, und ihre beſondere Fähigkeit, welche ſie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, ſie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Dieſe Sorge iſt vergebens geweſen, und es dienet ſolches alten Leuten zum kräftigen Troſte, welche daraus abnehmen können, man müſſe eben nicht dumm ſeyn, wenn man zu Jahren gekommen iſt.

Kaum hatte ſie es ſo weit gebracht, daß ſie ſich ſelbſt forthelfen konnte: ſo trug ihre Mutter Bedenken, ſie länger unter ihrer Aufſicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlaſſen, und ward in ein Haus gebracht, wo man ſie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abſchiede dieſer einzig geliebten Tochter ſehr kläglich gethan, ſolches iſt mir unbekannt. Dieſes hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung geſehen, daß ſie derſelben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müſſe. Ihr freundliches und dienſtfertiges Bezeigen machte ſie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den prächtigen Namen, den ſie noch itzt führet.

Einen Umſtand darf ich nicht vergeſſen, welcher in ihrem Leben beynahe der merkwürdigſte geweſen iſt. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen; ſo war man bedacht, ſie auf Reiſen zu ſchicken. So gefährlich dieſes zu ſeyn ſchien, und ſo viel Furcht unzählige Beyſpiele deswegen erwecken können; ſo wenig ließ man ſich doch davon abwendig machen. Man wußte ſich auf ihre Tugenden zu verlaſſen, und lediglich dieſen hat man es zuzuſchreiben, daß alles nach Wunſche abgelaufen iſt. Sie wird in die Fremde geſchickt, wo ſchon viel junge Hunde verführet worden ſind. Amourette mußte ohne Hofmeiſter dahin gehen. Man hatte ſeine Urſachen. Sie hielt ſich eine geraume Zeit daſelbſt auf, bis ein unvermutheter Zufall ſie nöthigte, wieder in ihre Heimat zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward dadurch ſehr erbaut: denn Amorette brachte ihr ehrliches und unſchuldiges Geſicht wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und erſetzte mit doppelten Liebkoſungen dasjenige, was ſie bisher entbehren müſſen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; ſie bellte noch eben ſo, wie vorher; und man merkte nicht die geringſte lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen iſt, daß ſie auf ihrer Reiſe keine Schulden gemacht hat. Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand ſich aber in der That ſo. Ich vermuthe, daß ſie keine Liebhaberinn vom Spielen und von zärtlicher Geſellſchaft, ſondern bloß allein auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht geweſen iſt. Von Moden und andern galanten Neuigkeiten brachte ſie gleichfalls nicht das geringſte mit. Ich führe dieſes um deswillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß ſich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr ſolches für eine Einfalt auslegen wollen.

Geſtehe es nur, geneigter Leſer, meine Erzählungen ſcheinen dir fabelhaft zu ſeyn. Von Reiſen zu kommen, ohne Schulden, ohne Moden, mit unverſchlimmertem Gemüthe? Dieſes ſind Sachen, welche wider alle Wahrſcheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widerſprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht ſagen, wenn es nicht wahr wäre! Iſt dieſes nicht Beweis genug?

Ich ſehe ſchon, du wirſt begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willſt ihre Geſtalt wiſſen. Wie ſoll ich dir aber dieſe beſchreiben, ohne daß es ſchmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe: ſo zweifle ich nicht, der ſinnreichſte unter ihnen würde ſie alſo abmalen: „Ich ſoll dich beſingen, „bezaubernde Amourette! Aber flöße du mir zuvor das „Feuer deiner Augen in meine Adern, damit ich mich „recht lebhaft ausdrücken könne. Die Natur hat an „dir alle Schönheiten verſchwendet, und ſich dergeſtalt „erſchöpft, daß ſie in langer Zeit nicht vermögend ſeyn „wird, wieder einen ſolchen Hund zu zeugen. Deine „Haare, deine unbeſchreiblichen Haare, übertreffen die „zarteſte Seide des ſtolzen Perſiens. Auf deiner Stirne „ſcherzen die Grazien, und deine zarten Ohren würden „vollkommen ſeyn, wenn ſie nicht immer bey unſerm „ſchnaubenden Bellen taub wären. Deine Augen ſind „Sonnen, welche durch ihre freundlichen Stralen beleben, durch ihre erzürnten Blicke den zitternden Liebhabern Blitze und donnerſchwangere Wolken gebären. „Deine korallne Schnauze übertrifft den Purpur der „aufgehenden Morgenröthe. Deine weiße Bruſt übertrifft an Schönheit den ewigen Schnee, welcher auf „den Gipfeln der unerſteiglichen Alpen liegt. Was Wunder, wenn dein Herz von Eiſe iſt? Deine wohlgebauten Pfoten tragen einen niedlichen Körper, welchen die „Natur durch braune und weiße Flecke reizend gemacht „hat. Glückſelig iſt der, welcher die äußerſte Spitze deiner Krallen anrühren darf. Dein zierlich gekräuſter „Schwanz iſt der Sitz einer zärtlichen und aufgeweckten „Seele, welche ihre Regungen durch freudiges Wedeln „an den Tag legt. Verzeihe mir, Amourette, wenn ich meine Ruhe niederlege! Meine Wuth wird ohnmächtig. »Sie verläßt mich.«

Dieſes würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten ſeyn, und ich glaube, viele der witzigen Köpfe könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich abſprechen. Allein dieſes iſt zu weitläuftig. Ich will die eine kürzere Beſchreibung machen, wenn ich ſage, daß Amarantine einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken, und alle Schönheiten eines Schooßhundes hat. Was Wunder, wenn in einem ſo ſchönen Körper auch eine ſchöne Hundeſeele wohnet!

Amarantine weis, daß ſie ſchön iſt. Dieſes hat ſie mit andern Frauenzimmern gemein. Allein, ihre Schönheit macht ſie weder hochmüthig noch lüderlich; und hierinnen iſt ſie von vielen unterſchieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; ſie ſchmückt ſich nicht, und nahm es für den größten Schimpf an, als ich ihr nur im Scherze ein Schönpfläſterchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat ſchon ſehr viel neue Frauenzimmermoden erlebt, iſt aber nicht zu bewegen geweſen, die ihrige zu ändern, von welcher ſie glaubt, ſie ſey die natürlichſte.

Sie liebt Geſellſchaft, ſie ſtattet Beſuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber höret man ſie von ihrem Nächſten übel ſprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach andrer Hunde Umſtänden fragen. Sie redet auch nicht vom ſchönen Wetter; und ob ſie gleich nicht ſpielt, ſo wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen macht ſie ſich zwar nicht gemein; ſie verachtet aber auch niemand. Der Rangſtreit iſt ihre kleinſte Sorge, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß ſie einem Pudel die Oberſtelle ließ, von dem

ſattſtandesmäßig war, daß ſein Vater ein Freyherrnhund geweſen.

Aus dem Schmucke, oder andern Koſtbarkeiten, macht ſie ſich wenig. Einige Halsbänder und zwey Decken ſind ihr ganzer Staat. Ob der Korb, in dem ſie liegt, auch dazu gehöre, das mögen die Rechtsgelehrten unter ſich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche ſie beobachtet, iſt merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut iſt, und ſäuft nicht eher, als wenn ſie durſtet. Nur darinnen iſt ſie den Menſchen ähnlich, daß ſie eine Liebhaberinn vom Caffee iſt.

Dieſes ſind die vornehmſten Tugenden, welche meine Tonnemine zieren. Es iſt kein Zweifel, daß ſie deren nicht noch mehr beſitzen ſollte. Allein ſie macht ſo wenig Rühmens von ſich ſelbſt, daß ich befürchte, ich würde ihre Beſcheidenheit beleidigen, wenn ich ſie weiter lobte.

Ich will unpartheyiſch ſeyn. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Widerſacher für Fehler ausgeben wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleumdungen ſind.

Man wirft ihr vor, ſie ſchlafe zu lange; ſie liege beſtändig im Bette. Iſt denn dieſes ein Fehler? Iſt es nicht vielmehr ein untrüglicher Beweis, daß ſie, wenigſtens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hauſe ſey?

Sie ſoll verliebt ſeyn. Man will unſchuldige Kleinigkeiten bemerket haben, aus welchen die Uebelgeſinnten ganze Romane machen. Es geſchieht ihr zu viel. Zwar zu gewiſſen Zeiten empfindet ſie einige verliebte Schwach-

heiten;

heiten: aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr, ein freundliches Zureden, iſt vermögend, ſie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann iſt man erſt tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, ſolchen zu befriedigen, beydes aber großmüthig überwindet.

Sie ſoll neidiſch ſeyn. Man will es daraus ſchlüſſen, daß ſie in einen heftigen Eifer geräth, wenn ſich ein fremder Hund ins Haus ſchleicht. Iſt denn dieſes neidiſch? Iſt es nicht eine Probe ihrer Wachſamkeit? Jeder Hund muß den andern am beſten kennen. Vermuthlich ſieht ſie, daß dieſe fremden Hunde nur die tückiſche Abſicht haben, auszuforſchen, was in einem Hauſe vorgeht, um bey der nächſten Zuſammenkunft hämiſche Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette ſey dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wiſſen, daß ſie vielmals ganz tiefſinnig und ohne Gedanken läge, und ſich zum öftern ſo weit vergäße, daß ſie nicht einmal auf die Reinlichkeit ihres Felles genugſam bedacht wäre. Du irreſt dich, mein Freund, ſagte ich zu ihm. Dieſes iſt kein Zeichen einer Dummheit. Amourette iſt tiefſinnig, und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weis, ob ſie nicht die Quadratur des Zirkels unterſucht, oder gar mit einer philoſophiſchen Spitzfindigkeit beſchäfftigt iſt? Ich werde in dieſer Muthmaßung dadurch beſtärket, weil ſie ihre Gedanken nicht deutlich von ſich geben kann, und ich unlängſt ſelber geſehen habe, daß ſie mit dem Kopfe wider die Wand anlief. Sind dieſes nicht Spuren einer abſtracten Gelehrſamkeit?

Es ſey genug! Ich habe Amourettens Abkunft, ihre Schickſale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amourettens Leben und Thaten beſchrieben. Sie lebt noch. Ich wünſche ihren Verdienſten eine Dauer von vielen Jahren. Sie iſt es würdig. Allein, ſie iſt auch ſterblich, und ſtirbt vielleicht eher als mancher Menſch, der ſich ſo vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr ſo vielmals bey dem Grabe eines Laſterhaften euer eigennütziges Lob verſchwendet! ſollte es geſchehen; ſollte meine Amourette ſterben: verehret die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypreſſenreiſer auf ihre Aſche! Beſingt ihre ſeltnen Eigenſchaften! Amourette verdient es! Wenigſtens werdet ihr von derſelben mit gutem Grunde mehr ſagen können, als daß ſie gebohren und geſtorben ſey.

Martin Scribler, der Jüngere.

Lobſchrift
auf
die böſen Männer *).

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die böſen Männer eine Lobſchrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit ſey, ernſthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unſchuldigſten Handlungen der Mannsperſonen auf eine boshafte Art beurtheilte: ſo wird man ſich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen laſſen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meiſten meiner Mitſchweſtern glauben, daß ſie es am wenigſten verdienen. Ein zwanzigjähriger Eheſtand hat mich die Vortrefflichkeit der böſen Männer einſehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend ſeyn, weil ich nichts rede, als was ich ſelbſt erfahren habe. Dieſe Gründe ſcheinen mir wichtig genug zu ſeyn, und ich bin verſichert, daß der Beruf desjenigen weiſen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die böſen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigſtens nicht ſtärker geweſen iſt, als der meinige.

Noch

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Maymonat 1742.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer und die Ordnung im Vortrage: ſo bedenke man nur, daß ſie ein Frauenzimmer geſchrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorſicht eines böſen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er ſelbſt gedacht hat.

Die unendliche Menge der böſen Männer überhebt mich der Mühe, zu beſchreiben, was ich eigentlich darunter verſtehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberfluſſe einige Erläuterung geben. Es befinden ſich noch hier und da Geſchöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Dieſe ſtehen in dem abergläubiſchen Wahne, als erfodre Pflicht und Gewiſſen, daß ſie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Kreaturen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrſchſüchtigen Eigenſinne zum Beſten erſchaffen, ſondern um deswillen da ſind, daß durch eine aufrichtige Liebe und beyderſeitige Hülfe die Beſchwerlichkeit des menſchlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, dieſe ſehen die Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieſer Meynung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeiſten Männer ſchon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer iſt ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt geſetzt iſt, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen ſeines Oberhauptes unterwürfig ſeyn muß. Dieſes iſt der eigentliche Begriff, den man ſich macht. Wer dieſen Begriff zur Wirklichkeit bringt, der verdient allererſt den rühmlichen Beynamen eines böſen Mannes.

Es erhellet hieraus, daß der Urſprung der böſen Männer in dem Weſen der Sache und in der Natur ſelbſt liegt. Wäre dieſes nicht, ſo würde mir es eben ſo wohl erlaubt ſeyn, den Adam an ihre Spitze zu ſtellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur böſen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung ſolcher Exempel für allzu leichtſinnig, und ich glaube, ich werde beſſer thun, wenn ich ohne fernern Umſchweif dem Leſer zeige, daß ich Urſache habe, die böſen Männer zu loben.

Das Laſter der Eigenliebe iſt ſo reizend als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meiſten Schuld. Ich weis nicht, ob man Urſache dazu hat; ſo viel aber weis ich wohl, daß wir denjenigen unendlich verbunden ſind, welcher uns davor ſchützt. Ich kenne einen Mann, ein Muſter ſeines Geſchlechts, die Krone aller böſen Männer. Wäre er nicht ſo ſittſam und beſcheiden, ſo würde ich ihn nennen. Dieſer Mann giebt ſich alle Mühe, die Eigenliebe ſeiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß ſie vernünftig iſt; er will aber doch nicht, daß ſie es glauben ſoll, oder daß ſie andre Leute für vernünftig halten. Wie ſoll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Mienen; ſie darf kein Wort reden, ſo weiſt er, wie abgeſchmackt es ſey. Er beſchämt ſie in öffentlichen Geſellſchaften, ja er geſteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß ſie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erſter Ehe weit mehr Verſtand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beyden iſt. Müſſen wir nicht alle dieſen Mann loben? Wie unglücklich könnte ſeine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenſchaft würde!

Reißt er ſie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann iſt das Oberhaupt ſeiner Familie. Dieſes erfodern die Rechte, und nach eben dieſen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann ſeyn, ſo muß er ſich dieſelbe zu erwerben wiſſen. Das geſchieht am leichteſten auf die ſinnliche Art. Was iſt aber ſinnlicher, als was der Körper fühlt? Und was fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Iſt alſo nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bey ſeiner Frau mit geballter Fauſt die Rechte der Natur zu behaupten weis?

Wenn ich ſage, das Frauenzimmer ſey ein ſchwaches Werkzeug; ſo ſage ich nichts mehr, als was ſchon alle Welt weis. Dieſe angeborne Schwäche iſt Urſache, daß wir den Laſtern am wenigſten widerſtehen können. Eine geringe Reizung iſt genug, uns laſterhaft zu machen. Niemals aber ſind die Reizungen ſtärker, als wenn wir uns in dem Ueberfluſſe aller Dinge befinden. Dieſer muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben ſollen. Es geſchieht nur zu deinem Beſten, geliebte Freundinn, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen konnte. Er vertraut deinen Händen nicht einen Groſchen Geld an. Du mußt dir an dem elendeſten Tranke, an den unſchmackhafteſten Speiſen, an den ſchlechteſten Kleidern genügen laſſen. Es geſchieht nicht aus Geiz; nein, meine Freundinn; es geſchieht zu deinem Beſten. Genug, daß du dein Leben friſten kannſt. Dieſes iſt die Urſache, warum wir eſſen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringſte Ueberfluß würde eine

Quelle tauſendfachen Unglücks ſeyn. Ich habe nicht nöthig, dieſes genauer auszuführen; du wirſt es ſelbſt einſehen können.

Iſt dir Mäßigkeit eine ſo große Tugend, wie ſie es denn wirklich iſt; ſo muß wohl derjenige Mann laſterhaft ſeyn, welcher ſich unmäßig und wohllüſtig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Geſetze, niemand aber, der Geſetze giebt, iſt denſelben weiter unterworfen, als er es ſelbſt für gut befindet. Dein Mann verſpielt alle ſein Vermögen. Wie löblich iſt dieſes? Könnte dich nicht der Beſitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheil zur Verſchwendung reizen? Er iſt niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abſcheu vor der Trunkenheit machen, als ein beſoffner Mann? Nur um deinetwillen beſäuft er ſich, damit du ſehen ſollſt, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit ſey. Er entzieht ſich deinen Armen, und bringt die meiſte Zeit bey andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beſtändige Beſitz eines Gutes macht uns daſſelbe ekelhaft. Du würdeſt ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann iſt lobenswürdig.

Dieſes ſind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unſern böſen Männern haben. Nichts iſt empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigſt liebt. Wie ſehr wird uns aber dieſer heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wohllüſtiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böſer Mann ſtirbt! Was iſt leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer chriſtlichen Standhaftigkeit zu er[illegible]en? Wir trauern, weil uns der Schneider eine ſchwa[illegible] Kleidung gemacht hat;

und wenn wir ja weinen, ſo geſchiehet es, weil ſein Abſterben nicht eher erfolgt iſt.

Noch tauſend Urſachen könnte ich anführen, die uns den böſen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man ſonſt dem Frauenzimmer vorwirft. Es ſcheint mir überflüßig zu ſeyn, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweiſen, den die Beyſpiele der meiſten Männer unſrer Stadt unläugbar machen. Vielleicht iſt mir der Leſer verbunden, daß ich dasjenige auf zwey Blättern ſage, was ich mit einer kleinern Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

Trauerrede
eines Wittwers
auf den Tod ſeiner Frau,
in
der Geſellſchaft der geplagten Männer
gehalten;
Nebſt einer
Nachricht von dieſer Geſellſchaft *).

Mein Herr,

Sie werden ſich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die ſich einbildete, ſie könnte ihre jungfräulichen Zungenſünden nicht ſchärfer büßen, als wenn ſie eine Lobſchrift auf die böſen Männer verfertigte. Ich fodre itzt, im Namen unſers Geſchlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und erſuche Sie, beyliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Geſellſchaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geſchlechte nachtheilig ſeyn, wenn es von dem weiblichen an Groß-

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Chriſtmonat 1742.

Groſmuth übertroffen werden ſollte; ſo viel kann ich Sie verſichern, daß ich dieſe Trauerrede aus einem eben ſo redlichen Gemüthe gemacht habe, als unſre Wittwe ihre Lobſchrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieſer Geſellſchaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel beſſer, als den erſten Chriſten; wir verſammlen uns nur bey verſchloßnen Thüren, aus Furcht vor den Weibern. Niemand weis die Abſicht unſrer Zuſammenkunft, nicht einmal der Wirth, von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieſer hält uns für Quäker, weil wir allezeit tiefſinnig ausſehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zuſammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausſtehen müſſen. Sie können glauben, daß es uns niemals an Materie zu reden fehle. Es geht in unſrer Geſellſchaft zu, wie in den Invalidenhäuſern, wo die alten Soldaten von nicht, als von Feldzügen, von Hunger, von Beſchwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangenen Wunden zeigen. Es iſt mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieſer Geſellſchaft nähere Nachricht zu geben; dieſes aber darf ich wohl ſagen, daß wir einen Vorſitzenden unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht beſondre Vorzüge hat. Demjenigen, welcher itzt dieſe Würde bekleidet, wollten verſchiedne unter uns den Rang ſtreitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, ſeine Frau ließe ihn allemal unter den Tiſch kriechen, ſo oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unſrer Geſellſchaft haben, iſt augenſcheinlich. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich verſichere, daß derjenige der beſte Philoſoph ſey, der eine böſe Frau hat. Die Bändigung der Affekten, die Entſagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles deſſen, was uns in Ausübung der Weltweisheit ſtören kann: dieſes, ſage ich, bringt niemand ſo hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm ſeine Frau in die Haare, ſo wird er ſich darüber nicht entrüſten; weil er glaubt, ſie thue es mit zureichendem Grunde. Geht ſie auf Eroberung aus, und iſt ſie bemüht, den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren; ſo wird er ſich mit einer philoſophiſchen Geduld waffnen; denn er weis, es widerfahre ihm nichts, wozu er nicht präſtabilirt ſey. Schlagen Sie alle Schriften der tiefſinnigſten Weltweiſen nach, kein einziger wird eine böſe Frau zur beſten Welt rechnen; aber unſre Geſellſchaft iſt überzeugt, daß böſe Weiber zur beſten Welt gehören.

Vielleicht halten Sie dieſe unſre Glückſeligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will Ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der ſchönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Geſundheit, der nicht vorher krank geweſen iſt; ein Sklave, der zehn Jahre auf den Ruderbänken geſchmachtet hat, wird nach ſeiner Loslaſſung am beſten ſagen können, wie edel die Freyheit ſey; und ein Mann, der eine böſe Frau begräbt, empfindet einen ſolchen Grad der Wohlluſt, den niemand beſchreiben kann, als wer in meinen Umſtänden iſt.

Ich halte die Geſellſchaft der geplagten Männer für eine Pflanzſchule, in welcher man die geſchickteſten Leute zu den allerbeſchwerlichſten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen ſtarken Beweis in der glaubwürdigen Reiſebeſchreibung des berufnen Klims, welcher unter andern vernünftigen Geſetzen der Einwohner des Planeten Nazers beſonders dieſes rühmt, daß ſie zu den beſchwerlichſten Verrichtungen die geduldigſten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühſeligen Aemtern mache; dieſes einzige muß ich, mit Ihrer Erlaubniß, erinnern, daß ſich, nach meiner Meynung, niemand beſſer zu einem Scribenten ſchicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur ſelbſt, was ein Autor ausſtehen muß. Er ſtellt ſich den Urtheilen aller Welt bloß; er geht durch gute und böſe Gerüchte, und die letztern ſind gewiß häufiger, ſo lange es mehr Leute giebt, die leſen, als die ſchreiben können. Wie ſtandhaft wird hierbey ein geplagter Mann ſeyn! Haben ihn die unfreundlichen und gehäßigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja ſo gar die erbitterten Hände ſeiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; ſo wird er gewiß auch alsdann gelaſſen bleiben, wenn die Leſer ſeine Schriften mit dem ſtrengſten Eifer beurtheilen. Ich weis nicht, mein Herr, ob Sie verheurathet ſind; ich ſollte es aber faſt glauben, und ich bin begierig, Ihre Frau kennen zu lernen. Den ſparſamen Wachsthum der ſchönen Wiſſenſchaften ſchreibe ich keiner andern Urſache, als dieſer, zu, daß es unter uns eine ſo große Anzahl Scribenten giebt, welche entweder gar keine, oder doch keine böſen Weiber haben. Wenn dieſe ſchreiben, ſo haben ſie nicht das Herz, bey ihrer guten Abſicht ſtandhaft zu bleiben. Die geringſte Drohung, ein Zeitungsblatt erſchreckt ſie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; ſie gehen bey dem erſten Feuer die Flucht. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwiſchen den Actien, und den Schriften dieſer unabgehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein

Nordweſtwind, ein kleiner Seeſturm, ein Kaper iſt vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: dieſe aber gerathen gleich ins Stecken, ſo bald ein Widerſacher aufſteht, der ihnen die Zähne weiſt.

Ich vermuthe, es werde Ihnen dieſe Erzählung eine Hochachtung für unſre Geſellſchaft beygebracht haben. Sie werden mich in dieſer Meynung beſtärken, wenn Sie die Anſtalt treffen, daß ich meine Trauerrede gedruckt leſen kann. Leben Sie wohl.

Trauerrede.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Geſetze unſrer Geſellſchaft mit mehrerm Vergnügen beobachtet, als itzt, da ich mit Ihnen von dem Verluſte reden ſoll, welchen ich durch das Abſterben meines Weibes erlitten habe. Schon ſeit vielen Jahren wünſchte ich mir dieſe Gelegenheit, zu reden, und dieſes bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abriſſe die ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau vorſtellen möchte, welche mich ein zehnjähriger Eheſtand deutlich genug hat kennen lernen. Sie wiſſen wohl, meine Herren, daß mir bey ihren Lebzeiten dieſes zu thun nicht vergönnt war; ſie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreyet mich ihr Tod auch von dieſem Zwange; und wenn Sie bedenken wollen, wie ſehr mich dieſer Verluſt ſchmerze: ſo werden Sie auch wohl einſehen können, wie groß mein Vergnügen ſeyn müſſe, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmerten Wittwers: ſo wird Ihnen doch dieſer Trauermantel und dieſer lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben ſo ſehr gerührt, als andre, welche der Himmel in meine Umſtände verſetzt hat: nur darinnen unterſcheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Tach zu verbergen ſuche. Gönnen Sie mir eine kleine Aufmerkſamkeit. Hierdurch machen Sie mich Ihnen ſo verbindlich, daß ich meine Wünſche verdoppeln werde, Ihnen bey einer gleichen Gelegenheit eben ſo gefällig ſeyn zu können.

Meine Liebe hat ſich mit einer Krankheit angefangen, womit die meiſten unſers Geſchlechtes befallen werden. Mir iſt es einerley, ob man ſie Milzſucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; ſo viel weis ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich ſey bezaubert, und dieſes war allerdings nicht unwahrſcheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Perſon, die ich meine Grauſame nannte, brachte mich in die äußerſte Verwirrung. Ich ſah, ich ſeufzte, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Geblüt kam in ein heftiges Wallen, ich ward unruhig, und gieng des Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küſſen, welche mich, wie ich klagte, gefeſſelt hielten. Ich küßte ſie, und dieſes brachte meine Bezauberung aufs höchſte. Ich verlor die Sprache, wenigſtens diejenige, welche man bey geſunden Leuten hört. Ich redete von nichts, als vom Sterben, von Entzückungen, von Kometen, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich ſo gar in Verſen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberinn in einen Schäfer, und ich beſchwur die Felſen; bald dünkte mich, ich ſey mehr, als alle Könige, und der Zepter war das geringſte, was ich zu den Füßen meiner Gebieterinn legen konnte. Endlich erbarmte ſich meine Grauſame. Sie gab mir ihre Hand, und dieſes endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Geſichter verſchwanden, und ich ſah meine Frau. Alle ſchmeichelnde Entzückungen verloren ſich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterinn. Sie werden es entſchuldigen, meine Herren, wenn ich in dieſer Beſchreibung zu weitläuftig geweſen bin. Sie haben ſich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entſchließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heurathen; nunmehr werden Sie einſehen können, daß die Ueberlegung an dieſer Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen kurzen Abriß von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau verſprochen; ich will dieſes Verſprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß alles ganz beſonders geweſen iſt.

Mich dünkt, diejenigen ſehen den Nachdruck und Gebrauch unſrer Sprache nicht genugſam ein, welche das Wort **Eheſtand** als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchſten Grad der Freundſchaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beyderſeitigen Vergnügens, und ich weis nicht, durch was für ſchöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht dieſe Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philoſophiſcher Junggeſellen; ich glaube aber nicht, daß eine ſolche Auslegung im gemeinen Leben einen großen Nutzen habe. Wenigſtens war derjenige Eheſtand ganz anders beſchaffen, in welchen mich das Verhängniß geſetzt hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß ſie ſich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; ſie hatte mich geheurathet, um ſich ernähren zu laſſen. Dieſes hielt ſie für ihre Pflichten des Eheſtandes; und ich muß es geſtehen, daß ſie dieſelben niemals gebrochen hat.

Ich bewundre ihre Einſicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich ſie die Meynung derer zu behaupten wußte, welche glaubten, daß die Herrſchaft der Männer in den Geſetzen der Natur nicht den geringſten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumſchränkten Macht legte ſie durch Blicke und ſchmeichleriſche Minen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie gieng weiter; ſie befeſtigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernſthafteres Verlangen. Ich ſchwieg, und ließ mir alles gefallen, um wenigſtens den Reſt der eingebildeten Herrſchaft zu erhalten. Endlich machte ſie ihren Sieg vollkommen; ſie befahl, ſie drohte, und ich wußte durch nichts, als durch einen blinden Gehorſam, mein Schickſal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel geſinnt, als daß ſie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen ſollen. Sie überließ ſich der Vorſehung des Geſindes. Sie befürchtete, ſie möchte die Natur beſchimpfen, wenn ſie diejenigen ſchönen Hände in der Küche beſudelte, welche ich ehedem recht abgöttiſch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch itzt zweifelhaft waren, ob ſie den Schnee, oder den Alabaſter, überträfen.

Ich war ſo glücklich, daß ſich beſtändig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das verbindlichſte vorzuſagen, daß ſie die artigſte Perſon von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine ſo anbetenswürdige Göttinn zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glücke; ſie konnte dieſe Schmeicheley wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weis aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenſchaften, oder darüber, daß man ihr ſagte, ich ſey ein Sterblicher. Dieſes muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß ſie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anweſenheit vorbrachten; ſelbſt meine Frau war hierinnen vorſichtig. Eine ſolche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehöret haben, wenn man dieſes in meiner Gegenwart hätte ſagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erheben. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir dieſe ihre Einſicht ſehr theuer zu ſtehen kam. Ich weis, wie viel es mich gekoſtet hat, nur ihren Reifenrock in baulichem Weſen zu erhalten, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen nicht ohne ſaure Mühe erworben hatte. Sie hatte etwas geleſen, das ſie für einen ſinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf ſich deutete, wenn ſie ſagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perſer ſpinne für ſie; der Mohr ſauge ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu ſchaffen; der Europäer wage ſein Leben, alles dieſes herzubringen; ihr Mann aber ſey nur um deswillen erſchaffen, daß er die nöthigen Koſten dazu verdiene. Ich weis nicht, ob dieſer Gedanke wohl ausgeſonnen iſt; daß er aber allerdings gegründet geweſen, ſolches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht gedenken, meine Herren, als wäre der Endzweck dieſes prächtigen Aufputzes der geweſen, daß ſie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keinesweges. Hierinnen war ſie unbeſorgt, und ſie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüßig halten, was ihren Männern zu gefallen geſchieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtſamſten ſind, wenn ſie niemanden, als ihre Männer, um ſich haben. Die ganze Stadt ſollte Zeuge von ihrer wohlausgeſonnenen Pracht ſeyn. Sie beſuchte Geſellſchaften, welche ihr zu dieſer Abſicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn ſie merkte, daß ſie den ſchmeichleriſchen Beyfall eines artigen Herrn erhalten, und eine eiferſüchtige Nachbarinn in Unruhe geſetzt hatte.

So koſtbar dieſer Aufwand war, ſo ſorgfältig war meine geſchickte Frau, denſelben durch verſchiedne Arten der Sparſamkeit einigermaßen zu erſetzen. Niemals ſchien ihr das Geſinde boshafter zu ſeyn, als wenn die Zeit heran kam, da es ſeinen Lohn fodern konnte. Sie war recht ſinnreich in Erfindung der Urſachen, ſolchen zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit anſehen, wenn ein Dienſtbothe mit leeren Händen von ihr ziehen muſte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierinnen erzeigte ſie ſich als eine gute Bürgerinn, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Geſetz war, welches ſie am liebſten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerühret zu werden, anhören können, ſo oft ſie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigſten Eifer über ſeine Faulheit, ſein liederliches Leben, und ſeine niederträchtige Aufführung von ſich ſtieß. Wenn ich zuweilen dieſes Bezeigen für unfreundlich halten wollte; ſo wuſte mir meine gute Wirthinn die ſchweren Zeiten ſehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieſer Erzählung können Sie wohl ſehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Chriſtenthum nicht die kleinſte geweſen iſt. Ich kann Sie, meine Herren, das im Ernſte verſichern, daß ihre Andacht jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und ſie ſchlief ungeſtört ſo lange, bis ſie ihre Berufsarbeit zum Caffeetiſche nöthigte. Deſto munterer hingegen war ſie an den Feyertagen. Sie bereitete ſich etliche Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht, und wuſte ihren Anzug mit einer ſehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie ſie ſagte, die geringſte Unordnung ihren Nebenchriſten in der andächtigen Beſchäfftigung ſtören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich verſichert, es geſchähe dieſes nicht aus Neugierigkeit, ſondern darum, weil ſie ein Vergnügen empfände, an einem Orte ſo viel gläubige Seelen beyſammen zu ſehen, welche allerſeits mit ihr aus einerley Abſicht dahin gekommen wären.

Es erfodern, wie Ihnen bekannt iſt, die Statuten hieſigen Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zuſammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabey zu ſeyn, der könnte glauben, es geſchähe dieſes wegen des Caffees und des Spielens: allein, dieſe Meynung iſt falſch; es geſchieht lediglich in der Abſicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und geſehen hat. Auch hierinnen übertraf meine Frau ihr ganzes Geſchlecht. Ich habe bey dieſer Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerkſam ſie in der Kirche geweſen war. Ihre Beredſamkeit war erſtaunend, wenn ſie den Inhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stätte geredet worden war. Sie machte die ganze Geſellſchaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spöttereyen billig den Namen eines ſtarken Geiſtes verdient, wenn ſie eine Mannsperſon geweſen wäre. Die reichſte Materie wird endlich erſchöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine ſtrenge Richterinn auf die andern Perſonen, welche zugegen geweſen waren. Es ſchien etwas Uebernatürliches zu ſeyn, wenn man ſie die geheimſten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verſtohlnen Blicke jener

Freundinn, welche die Eiferſucht ihres Mannes ſo behutſam gewählet hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über geſeſſen, einen weitläufigen Roman zu erzählen, und ſchwur, daß vier wohlhabende Männer vergebens ſeufzeten. Sie ſtellte ihren Freunden mit einer ungemeinen Zuverſicht die Nativität, indem ſie mit vieler Wahrſcheinlichkeit anzeigte, warum es dieſer oder jener unglücklich gehen müßte. Der ſündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang ſtreitig gemacht, war die einzige Urſache, warum ſie der Himmel zween Tage darauf augenſcheinlich gezüchtiget, und durch einen Verluſt gedemüthiget hatte, welchen ihr Mann in ſeiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das ſie fällte, endigte ſich mit dem chriſtlichen Seufzer, ſie wolle niemanden nichts Böſes nachgeredet haben.

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genauern Begriff von der Kinderzucht meiner verſtorbenen Frau beyzubringen. Sie wiſſen, meine Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, ſo kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweiſen. Dieſe Tochter hat mir in den erſten ſechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekoſtet. Ich will von dem prächtigen Aufputze des Wochenzimmers nichts gedenken, welcher allerdings verſchwenderiſch würde geweſen ſeyn, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau, und ihrer Nachkommen, alſo eingerichtet worden wäre: nur dieſes muß ich erinnern, daß mir damals die guten Wünſche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte dieſe Tochter zur Welt gebracht, und alſo alles verrichtet, was man von einer Mutter fodern kann. Der Wohlſtand nöthigte ſie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über ſich nähme. Schon im zweyten Jahre zeigte das Kind, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeiner verehrten Mama, die deutlichſten Proben eines durchdringenden Verſtandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen ſeinen Unwillen bezeugte, wenn jemand ſo unbedachtſam war, und ihm widerſprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben ſo grauſam, ihr Kind zu ſchlagen, als wider ihr eignes Eingeweide zu wüten. Man war ſehr ſorgfältig, meine Tochter zu unterweiſen. Das erſte, was ſie von ihrer Mutterſprache lernte, war dieſes: Sie ſey ein artiges Kind, und wenn ſie fromm wäre, ſo ſollte ſie auch einen hübſchen Mann bekommen. Dieſe wichtige Ermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte ſo vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieſer Tochter, daß ſie alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geſchlechts hielt. Im vierten Jahre verſtand ſie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte ſie einen Geſchmack von ſchönen Kleidern; im ſechsten war ſie vermögend, über ihre Geſpielinnen zu ſpotten; im ſiebenten faßte ſie die Regeln des Lombers, und andern Zeitvertreibs; im achten unterwies man ſie in der Kunſt, zärtlich zu blicken, und artig zu ſeufzen; und nunmehr war meine Frau eben im Begriffe, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beyzubringen, was der gemeine Mann Chriſtenthum und Wirthſchaft nennt, als eine unvermuthete Krankheit dieſe ſorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme itzt auf denjenigen Umſtand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichſte Rührung gedenken kann. Was bey einem Trauerſpiele die Auſwickelung des Knotens heißt, das iſt in dem Eheſtande der Tod unſrer Weiber. Je verwirrter, je betrübter bey jenem das traurige Schickſal der aufgeführten Perſonen vorgeſtellt wird, deſto wichtiger ſcheint uns die Auſwickelung. Ich ſehe dem Tode meiner Frau getroſt entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beſchwerliche Rolle zu ſpielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweiſen ſo lebhaft zu rühmen wiſſen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobey gleich die erſten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher ſie in ſeiner Sprache ſehr umſtändlich verſicherte, daß ſie ſich nicht wohl befinde. Er hatte Recht: denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergeſtalt zu, daß er an nichts weiter gedachte, als ſie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu verſammeln. Man kann das Gemüth eines Menſchen niemals beſſer einſehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, ſich von der Beſchwerlichkeit des Leibes frey zu machen. Dieſes habe ich an meiner ſterbenden Frau beobachtet. Sie foderte einen Spiegel; ſie ſah ſich an, und erſchrack. Ich ſterbe, rief ſie, ich ſterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, ſie zu tröſten. Ich redete ihr zu: ſie ſolle nur freudig ſterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; ſie ſtieß mich mit den Worten von ſich: Schweig, Verräther! Dieſes war ihr letzter Blick, welchen ſie in dem Augenblicke mit ihrem Tode verſiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beſchreiben, was ich damals in meinem Gemüthe empfiengen. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhiget. Er befindet ſich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der größten Höhe in den tiefſten Abgrund wirft; ſein Schiff ſcheitert; er glaubt, es ſey alles verloren, und erwacht. Mein Eheſtand hat zehn Jahre gedauert; die ſchärfſten Proben einer ſtrengen Geduld hatte ich ausgehalten, und ſah ich nicht die geringſte Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet ſtarb.

Dieſes wird genug ſeyn, Ihnen, meine Herren, einen hinlänglichen Begriff von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau beyzubringen. Vermuthlich werden Sie überzeugt ſeyn, daß ſich der Titel, Ihr Mitglied zu heißen, nicht ganz unrechtmäßig gewesen. Ich beſcheide mich deſſen gar wohl, daß ich nur die unterſte Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt ſind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Nach-

Auszug
aus der Chronik des Dörfleins Querlequitſch,
an der Elbe gelegen *).

Geneigter Leſer!

Du wirſt mir nicht zumuthen, daß ich dir ſagen ſoll, wie ich zu dem Manuſcripte gekommen ſey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich ſpräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden; ſo würdeſt du es vielleicht, als ein ſchätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchleſen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehörte in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, ſo würdeſt du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht geſonnen, dir eine Unwahrheit vorzuſagen; du ſollſt aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geſchichtſchreibern zur Vorſchrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Aprilmonat 1742.

Den eigentlichen Verfaſſer dieſer Chronicke, und die Zeit, wenn ſie geſchrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte ſteht anſtatt des Namens ein N., welches der Verfaſſer ſonder Zweifel um deswillen gethan hat, daß er den Leſer neugierig machte, und deſto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daſelbſt geſchrieben. Ob ich Recht habe, wirſt du aus denen Umſtänden urtheilen, die in dem Auszuge ſelbſt vorkommen. Wenn aber dieſer Pfarrer gelebt, und die hiſtoriſchen Nachrichten geſammlet hat, ſolches iſt noch ungewiſſer. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Krells Tode geſchehen ſey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk ſelbſt iſt von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabet ſtark. Die Schrift iſt ſehr klein und unleſerlich, auch hin und wieder, ich weis nicht, aus was für Urſachen, Platz gelaſſen worden. Der Auszug, den ich geben will, ſoll deſto kürzer ſeyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen ſich diejenigen beluſtigen, welche in Ergänzung verſtümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet ſind.

Gleich durch den erſten Anblick des Buchs wird man überführet, daß der Verfaſſer von einem beſondern Geſchmacke, und kein abgeſagter Feind ſeiner Verdienſte müſſe geweſen ſeyn. Man findet daſelbſt ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künſtlich, doch ziemlich deutlich, gerathen iſt. Es ſtellt die fliegende Fama vor, die zwo ſehr dicke Backen und eine Trompete kennbar machen. An dieſer hängt ein Tuch, worinnen man eine menſchliche Fi-

gur

Hut mit einer runden Mütze, einem Ueberſchlägelchen, und einem altväteriſchen Kleide erblickt. Es iſt eine Umſchrift dabey, von der ich aber nichts, als die beyden erſten Buchſtaben, errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Paſtor loci, heiſſen, wiewohl ſie auch Poeta laureatus heiſſen konnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zuſammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeerkranz ſeyn ſoll. Unten feſſelt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchſtaben gegraben ſind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, ſo zielen dieſe auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabey ſtehen ſehr viele Leute, welche mit Verwunderung, und aufgehabnen Händen, nach dem Bilde ſehen. Sie ſind alle ſehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeiſter des Dorfs halte, weil er das Maul ſchrecklich aufſperrt. Die Ausſicht ſtellt eine Landſchaft, und darinnen das Dorf Querlequitſch vor, über dem ein offnes Buch ſchwebt, das ſonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik ſelbſt bedeuten ſoll. Ich finde dieſe Worte darinnen: Nil ſine me. Dem Bilde gegen über iſt ein Blatt leer gelaſſen, auf welchem ſteht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber ſeine Erfindung ſelbſt nicht verſtanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden iſt; das weis ich nicht. In Beſchreibung dieſes Bildes bin ich um deswillen weitläuftig geweſen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könnte; denn heutiges Tages, und ſchon ſeit vielen Jahren, ſind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und ſo weitläuftig iſt, daß man ihn, ohne eine rechte geſunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchleſen kann. Ich will ihn ganz herſetzen: »Hellgeblaſene Kriegstrompete und Friedenspoſaune! Das iſt, eine kurz gefaßte Chronike des weit berühmten Dorfleins Querlequitſch an der Elbe, worinnen deſſen beliebte, aber zuweilen betrübte, Geſchichte, von den älteſten, mittlern und neuern Zeiten, aus zuverläßigen Nachrichten, alter Leute Munde, und andern Urkunden genommen, zugleich auch die darinnen einſchlagende Geſchichte der aſſyriſchen, perſiſchen, griechiſchen und römiſchen Monarchien, nebſt denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiſerthümer, Fürſtenthümer und Reiche, Leben und Thaten der Päbſte, Kaiſer, Könige, Fürſten ꝛc. nebſt ihren guten und böſen Eigenſchaften, vorgetragen, die unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, Mond und Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechenden und fliegenden Thieren, ſo wohl auf der Erde, als im Waſſer, auch was ſonſten lebet, webet und Odem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch die verderblichen, abſcheulichen und verteufelten Meynungen der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, Manichäer, Wiedertäufer, Moliniſten, Syncretiſten, Atheiſten, Indifferentiſten, und aller Ketzer, die ſich in Iſten endigen, heftig und kräftig widerlegt, zur Warnung und Vermahnung, beſonders aber zum Troſte des chriſtlichen Häufleins in Querlequitſch, mit beliebter Kürze, und eilfertiger Feder entworfen durch N.«

Auf der erſten Seite ſteht die Zueignungsſchrift an ſeinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeiſtern in Merane, und des löblichen Schneiderhandwerks daſelbſt Oberälteſten. Er weiſet darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er ſeinem Herrn Schwiegervater durch viele lateiniſche Stellen gewieſen hat, wer Cicero geweſen ſey, ſo fragt er ihn und die ganze Bürgerſchaft, ob Herr Klunker nicht ein anderer Cicero ſey? Er beweiſt es durch Exempel, und unter andern daraus, daß er den Stadtſchreiber daſelbſt, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; ſo daß man billig ausrufen können: Excessit! evasit! erupit!

Auf der 5ten Seite ſchreitet er näher zu ſeinem Vorhaben, und führet die Urſachen an, die ihn bewogen haben, zu ſchreiben. Er erzählt dieſelben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigſte, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen ſeiner Freunde, Gönner und Vorgeſetzten mit gutem Gewiſſen nicht länger widerſtehen, und lieber der gelehrten Welt dieſes Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9ten bis zur 12ten Seite weiſt er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13ten Seite aber deſſen großen Nutzen, und

Von S. 15 bis 19 erklärt er ſich auf ſechs Seiten, daß er wegen ſeiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und dieſe Zueignungsſchrift ſchließen müſſe, worauf auf der 10ſten und 11ſten Seite ein herzlicher Seufzer folget.

Auf der 22ſten Seite ſtehen dieſe Worte: Ungeheuchelte Lobſchriften und ſchuldige Ehrendenkmaale auf den T. T. Herrn, Herrn M. . . Verfaſſern der Chronik des Dörfleins Querlequitſch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr M. ſolche vermuthlich nicht erlebt, weil bis S. 40 leere Seiten in dem Manuſcripte ſind.

Auf der 40ſten Seite fängt ſich endlich die Chronik ſelbſt mit großen Buchſtaben Q. B. D. V. an.

Gott aber ſchuf nur ein Männlein, und ein Fräulein, ſind ſeine erſten Worte, und er weiß ſchon, wie wunderbar, durch ſo viele Jahrhunderte, Länder und Orte, ſich das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzet, ſo daß anitzt nur allein in Querlequitſch neun und achtzig vernünftige Seelen zu finden wären, wobey er wünſchet, daß ſie möchten für Krieg, Peſt und theurer Zeit behütet werden, welches ſie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdient hätten.

Auf der 46ſten Seite geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tauſend Jahren in Querlequitſch ausgeſehen habe? Er iſt der Meynung, daß die hieſige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnet geweſen, und vielleicht an dem Orte, wo anitzt die Kanzel ſtehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüſten gehöret worden ſind. Hierauf legt er ſeine ganze Gelehrſamkeit aus, und redet von einem Cherusker Fürſten Arminius, von den Hermundurern, und Myſen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila gedenkt, und bewundert das Schickſal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heiſſe Italien geworfen, um die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu zerſtören. Er beſinnt ſich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche dieſen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 59ſten Seite kömmt er wieder zu ſich ſelbſt, und erinnert, er hätte um deswillen in ſeiner Erzählung ausgeſchweift, weil er beweiſen wollen, wer ihre Vorfahren in daſiger Gegend geweſen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber gar nichts, als etwas zweifelhaftes, ſagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müſſe, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beſeufzt den verderblichen Hußitenkrieg, in welchem vermuthlich die ſchönſten Urkunden von dieſem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bey dieſer Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und lacht recht herzlich über die ſanctam ſimplicitatem des Bauers, welcher in Coſtnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhauſen getragen, dieſen theuren Märtyrer zu quälen.

Auf der 66ſten Seite will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewiſſen aus dieſem Krame zu kommen, einem jeden hierinnen ſeine Meynung laſſen. Genug, ſpricht er, daß wir müſſen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus iſt, da iſt auch eine cauſſa; atqui ſchließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe ſind ein effectus, ergo müſſen wir eine cauſſam gehabt haben, und dieſe ſind eben unſre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden ſo mühſam ſuchte. Durch eine ausführliche

Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieſer Schluß ſey, und verwünſcht den Ariſtoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch ſeine Sophiſterey die ganze Welt mit Blindheit geſchlagen habe. Am Rande ſtehen die Worte: O Vernunft! wie ſchädlich biſt du! Die Dinte iſt aber ganz friſch, und die Züge ſind nach der heutigen Art, daher ich vermuthe, dieſe Randgloſſe müſſe nur etwan vor zwanzig Jahren gemacht ſeyn.

Auf der 68ſten Seite dankt er dem Himmel mit einem inbrünſtigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus dieſem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu ſetzen. Er beſchreibt ſodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Größe, Zäune, Graben, und Eintheilung der Gaſſen des Dörfleins Querlequitſch, welches ich aber alles unberührt laſſe, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf dieſe Stunde deſſen äußerliche Beſchaffenheit unverändert iſt.

Auf der 80ſten Seite beſinnt er ſich, daß er in Eil vergeſſen habe, zu ſagen, wo der Name Querlequitſch herſtamme. Er hat aber ſo einen löblichen Abſcheu vor alten Unterſuchungen bekommen, daß er ſich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es ſey, wegen ſeiner anmuthigen Lage, in dem Pabſtthume quaerelarum quies genannt worden. Es kömmt ihm dieſes höchſtwahrſcheinlich vor, weil man nur die Buchſtaben a und arum wegwerfen, und ies in itſch verwandeln dürfe. Er beweiſt dieſes auch nachdrücklich, indem er ſagt, man müſſe keine geſunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einſehen wolle.

Auf der 81ſten Seite wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitſch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtſamen, Gerichten und Privilegien. Des geſtrengen Junkers Ritterſitz wird zuerſt vorgenommen. Es iſt keine Mauer, keine Stube, kein Fenſter, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach ſeiner Länge und Breite beſchreibt, ja den Einfältigen zum Beſten hat er ſo gar einige Riſſe nebſt dem Maaßſtabe beygefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchleſen. Doch darf ihm dieſes nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unſre Chronikenſchreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte ſteinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders iſt, als eine Verzierung von Laubwerke; er will es aber für ein hochadeliches Wapen anſehen, woraus er verſchiedene Verbindungen des geſtrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Anſprüche auf ſechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängniſſe dienen muß, hält er für beſonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Widerſpänſtigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber ſacerdotem iuſtitiae, und zeigt bey dieſer guten Gelegenheit den gegründeten Unterſchied zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillſchweigen nicht übergehen. Er macht eine beynahe eben ſo leb-

haſte

hafte Abbildung davon, als von dem Ritterſitze; über die dabey ſtehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zuſammenkommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil ſie ihn auf die Geſchichte der alten abgöttiſchen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt dieſe Materie mit vieler Beleſenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften geſehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140ſten Seite folgen die geiſtlichen Hauptgebäude. Sie beſtehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder ſind auch nicht geſpart. Ich will dem geneigten Leſer mit einem Auszuge davon nicht beſchwerlich fallen. Einige Umſtände aber kann ich nicht unberühret laſſen.

Wie lange die Kirche geſtanden habe, weis er eigentlich nicht; wohl aber, daß ſie ſchon im Pabſtthume geweſen. Die Geſchichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrſcheinlich vor, daß Seckendorf ſich dieſes Manuſcripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkeſſel, welcher noch in der Kirche eingemauert iſt, kann er ohne Thränen niemals anſehen, und er hält ſolchen für etwas, das zum papiſtiſchen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten und einträglichen Beichtſtuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat ſich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfaſſer, als eine alte Münze, ſehr hoch hält, und nicht allein einen Abriß davon, ſondern auch die Münze ſelbſt beyfügt.

Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen ſolle. Aber durch eine unermüdete Unterſuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Waſſer, auf der andern aber eine Figur gefunden, welche beynahe als ein gekröntes Bruſtbild ausgeſehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umſchrift: vedkend. Seine Freude über dieſen Fund iſt ganz unausſprechlich. Er beweiſt, daß dieſe Münze Karl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen laſſen. Er beſchreibt die ganzen Kriege der Sachſen, und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefaltnen Händen, welcher ſolchen großen Schatz ſo lange erhalten, und ihn mit dieſer koſtbaren Münze beſeliget habe. Ich ſchickte ſie unlängſt dem berühmten Herrn Profeſſor Kohler zu, um ſeine Meynung darüber zu vernehmen; er ſchrieb mir aber, es ſey nichts anders, als ein alter verroſteter Deckel von einer Mithridatbüchſe.

Er rühmt ferner den ſchönen Büchervorrath, womit die Sacriſtey ausgeziert ſey, welche er deswegen armamentarium ſacrum nennet, und verſichert, es wären ſo viel praktiſche Bücher, Sterne und Kerne, und andre bibliſche Rüſtzeuge darinnen, daß man ſich binnen einer halben Stunde mit einer troſtreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirche angemachte Halseiſen ſoll ein untrügliches Merkmaal guter Policeyordnung ſeyn. Er wünſcht, daß alle diejenigen daran geſchloſſen würden, welche ſich nicht ſchämten, ihrem Pfarrer, anſtatt des guten Decems, Wicken und Treſpe zu geben, da ihnen doch dieſer das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierſtube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojaniſche Pferd. Aus dieſem, ſpricht er, wären ſo viele tapfere Helden geſtiegen, welche das hochmüthige Troja in die Aſche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das ſtolze Babel beſtürmte.

Doctor Luthers Hauspoſtille nennt er ſein Palladium, deſſen ganze Geſchichte er aus dem Alterthume hervorſuchet.

Von der 203ten bis 279ſten Seite iſt das Geſchlechtsregiſter der geſtrengen Junker von N. Erb- Lehn- und Gerichtsherren auf Querlequitſch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, ſo viel möglich, ſeiner eignen Worte bedienen.

Hanns von N. ward geboren 1429, und lebte fünf und ſechzig Jahr. Man weis von ihm gar nichts weiter, als daß er einen ſehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des Vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unſäglich liebte. Als der Hund ſtarb, ſchickte er dem Pfarrer eben ſo viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn geſtorben wäre. Es mag ein löblicher Herr geweſen ſeyn.

Georg von N. aß, trank, und vermählte ſich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber ſpinnenfeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieſer auf der Kanzel die derbe Wahrheit ſagte, da es doch an einem ſo privilegirten Orte geſchah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe geſpeiſt, dieſer Georg aber brachte es ab. Er war ein rechter Atheiſt, ohne Gottesfurcht und Gewiſſen, und wie er lebte, ſo ſtarb er auch; denn er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf ſeinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders geweſen ſey, als wenn ſich die Katzen gebiſſen hätten. Er ſtarb ohne Kinder, und das Gut fiel an ſeinen Vetter **Caſimir von N.**

Von der 280ſten bis 336ſten Seite ſind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daſelbſt beſchrieben. Es iſt dieſes mehr ein Zuſammenhang vieler Lobſchriften, als eine hiſtoriſche Erzählung; und wie dergleichen beſondre, und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meiſten aber ekelhaft ſind: ſo iſt auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu läugnen, daß derjenige ſchlechterdings Pfarrer in Querlequitſch ſeyn muß, der ein Vergnügen daran finden ſoll. Ich will alſo die Geduld meines Leſers nicht mißbrauchen, und nur etwas Weniges daraus anführen.

M. **Heinrich Quad**, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und ſtarb. Er hat ein Buch geſchrieben, welches den Titul führt: Προς ἑαυτον, oder wohlgemeynter Unterricht für die einfältigen Pfarrherren, wie ſie ſich auf der Kanzel züchtig geberden ſollen. Mit Holzſchnitten.

George Voigt, verſtund das Hausweſen vortrefflich, und predigte ziemlich.

M. **Curt Hauzius**. Er war ein ſtarker Zelote. Er ward allemal braun im Geſichte, wenn er an den

Pabſt gedachte, und hat ſechs und funfzig neue Ketzer gemacht. Er lebte in groſſer Uneinigkeit mit ſeinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingſtbier hat er ſich ſehr ereifert, woran er auch ſtarb.

M. Heinrich Bockſtandius ſollte des Kanzlers Krells Ordonnanz unterſchreiben, deſſen [illegible]ich weigerte, und des Amts entſetzt ward. Der Herr Autor ſieht dieſen Umſtand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieſer ſey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas ſchreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und ſind alsdann einige Blätter leer gelaſſen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronik nach Krells Tode geſchrieben ſey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Veidt den Groſſen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeiſter dieſen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich ſchreiben und leſen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paßion ſingen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtſchaffnen Schulmeiſter gebührt. Mithin ſey er zwar kein groſſer Held, aber doch ein groſſer Schulmeiſter geweſen.

Auf der 336ſten Seite findet man verſchiedene geſammlete Nachrichten von gelehrten Querlequitſchern, unter denen etwa folgende die berühmteſten zu ſeyn ſcheinen:

George Greif, eines Bauern Sohn, legte ſich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat als etwas Beſonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er ſehr lange Finger, und im Geſichte eine ſo dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden iſt.

Antonius Cuntz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und diſputirte deswegen de capillamento Vlpiani, wobey er auf dem Katheder die Wichtigkeit ſeines Satzes mit ſolcher Heftigkeit vertheidigte, daß er ſich etwas im Leibe zerſprengte, und kurz darauf ſtarb.

Balthaſar Wurzel, ein Arzt und geſchickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, ſo wußte er gleich, wie ſie auf griechiſch hießen. Er erfand viele Univerſalmedicinen und Lebenstincturen, ſtarb aber in ſeinen beſten Jahren, und vermachte der Bürgerſchaft zu Zwenka bey Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinſel, Miniſterii Candidatus, war des alten **Martin Pinſels**, Pfarrers zu Querlequitſch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerſchaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, ſo ſollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunſch ward zu allerſeits Vergnügen erfüllt, und der gute Pinſel von ſeinem Herrn Vater zu allen guten Wiſſenſchaften und Künſten angehalten. Er hatte aber einen ſchweren Kopf, eine ſtotternde Sprache, und ein langſames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Luſt zum Studiren, ſondern wollte ſchlechterdings ein Grobſchmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn ſo lange, bis er ſeinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und funfzigſten Jahre ſeines Alters als Informator zu Dresden ſanft und ſelig entſchlief.

Ilgen Pape, ein Meiſterſänger und poßierlicher Mann. Er hatte ſehr hohe Abſätze an ſeinen Schuhen, und gieng beſtändig, als wenn er im Sande wadete. Er ſchnaubte heftig, wenn er redete, und ſang alles ab, was er ſagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Urſache weinen und zittern geſehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und ſah, ohne daß es ihm etwas ſchadete, in den Bliz. Er ſtarb an der Schwulſt, und ſchrieb: Das blinde Alter, oder: Tobias, ein Trauerſpiel.

Zacharias Pape, des Vorigen Bruder, und auch ein Meiſterſänger, doch von jenem ganz unterſchieden. Er ſchminkte ſich dergeſtalt, daß man niemals ſeine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wuſch er ſich in Roſenwaſſer, und kaute beſtändig Süßholz. Sein Wammes war mit Knöpfen von buntem Glaſe beſetzt, und an dem Halſe trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; dieſe hatten ihn gelehrt, wie er ſeine Glieder auf eine erſtaunliche Weiſe ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zuſammenziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war ſehr ungeſund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte ſind zuſammengedruckt unter dem Titel: Cani-

cularen.

culares. Er ſchrieb ein Sinngedicht auf ſeine Leyer, und lachte ſich darüber zu Tode.

Endlich machen auf der 384ſten Seite allerhand vermiſchte Merkwürdigkeiten einen erwünſchten Schluß. Die Züge ſind hier in dem Manuſcripte von den vorigen ganz unterſchieden, und ich glaube, daß des Verfaſſers Ehefrau dieſe Merkwürdigkeiten niedergeſchrieben habe. Meine Vermuthung iſt nicht unwahrſcheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung iſt noch itzt nicht altväteriſch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von deſſen Chronik man ſchwören ſollte, daß ſeine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leſer verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben ſie ſich zufrieden, wenn ſie auch nicht wiſſen, wie oft Soldaten daſelbſt im Quartiere gelegen, und des geſtrengen Junkers ſeine Feuereſſe gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und ſchmerzlichen Beyleide aller Anweſenden, den Unterrock verſengt habe. Eben ſo erbaulich iſt es, wenn man lieſt, wie oftmals die Bauern in Querlequitſch mit dem Durchfalle heimgeſucht worden ſind. Die Geſchichte von einem Pferdediebe, deſſen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit dieſem Diebe ſind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für ſich aber ſehr erbaulich. Des Schulmeiſters älteſter Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, iſt Anno 1542 jämmerlich in die Miſtpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Schaden.

den. Wer dieſe und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wiſſen will, dem kann ich das Original ſelbſt zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtſinnige Gemüther aus ihrem verſtockten Irrthume reißen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewiſſe Vorbedeutung der ſechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, geſehen, ſollte wohl vermögend ſeyn, die Hartnäckigkeit unſrer Atheiſten zu beſchämen: allein mein Beruf iſt nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfodert, den geneigten Leſer nicht länger aufzuhalten. Ich ſchließe alſo mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuſcripts ſtehen:

Exegi monumentum aere perennius,
Non omnis moriar.

Ende des erſten Theils.

Inhalt

Inhalt
des Erſten Theils.

A.

Herrn C. F. Weiße Nachricht von dem Leben, Charakter und den Schriften des Verfaſſers S. 5

Satyren, Erſter Theil 75

Vorbericht zur ſechsten Auflage 77

Nachſchrift 83

Vorbericht zur erſten Auflage: Vom Mißbrauche der Satyre 84

De Epiſtolis gratulatoriis ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ; oder von der Vortrefflichkeit der Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmacke 145

Antrittsrede in die mürriſche Geſellſchaft, von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers 171

Klage wider die weitläufige Schreibart 183

Memoires d'Amourette, oder Lobſchrift auf Amouretten, ein Schooßhündchen 187

Lobſchrift auf die böſen Männer 198

Trauerrede eines Wittwers auf den Tod ſeiner Frau, in der Geſellſchaft der geplagten Männer gehalten; nebſt einer Nachricht von dieſer Geſellſchaft 204

Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitſch, an der Elbe gelegen 210

Gottlieb Wilhelm Rabeners

ſämmtliche

Schriften.

Zweyter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

Bibl. Acad. Lund.

Universitets Bibliothek

Satyren.

Zweyter Theil.

Schreiben
von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen. *)

Mein Herr,

Man hat mir geſagt, Sie wären ſeit etlichen Monaten mit einer Sammlung verſchiedener deutſchen Schriften beſchäfftigt. Bey dieſer Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu leſen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden ſich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menſchen anſehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlaſſen hat, und im *Begriffe* ſteht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlichermaßen daſelbſt binnen drey Jahren zu abſolviren. Daß ich mir dieſe Freyheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umſtand, von deſſen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich ſechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und ge-

---

*) S. Belustigungen des Verſtandes und Witzes. Wintermonat 1742.

lehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die erſten Jahre überſtanden, und mich geſchickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzuſehen; ſo ließ ich bey einem unermüdeten Eifer diejenigen Wiſſenſchaften mein Hauptwerk ſeyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelſten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einſicht zu, daß Sie von ſelbſt errathen können, worinnen alſo meine vornehmſte Bemühung beſtanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geſchichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie, und andre davon abhangende Wiſſenſchaften. Man bemühte ſich, uns einen kleinen Vorſchmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptſächlich unſers Vaterlandes beyzubringen. Es wurden auf Koſten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache unterrichten ſollten. Ja, welches beynahe unglaublich iſt, ſo gar in der deutſchen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden getrieben, ſo viel es auf Schulen möglich iſt. Von der Malerey, Muſik und Tanzkunſt will ich nicht einmal etwas erwähnen, ſo wenig als von der Anweiſung, wie man die Buchſtaben leſerlich und ſchön ſchreiben ſoll.

Was meynen Sie davon, mein Herr? Ich weis, Sie laſſen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die koſtbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieſes ein Fehler geweſen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendſünde hätte entſchuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden ſich dereinſt ſchämen müſſen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ihres Großvaters vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateiniſch, griechiſch, ebräiſch, die Redekunſt, und die Logik, dieſes ſind die Wiſſenſchaften, worauf ich mich mit einem unerſättlichen Fleiße, und mit Ausſchließung aller andern gelegt habe.

Iſt es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geſchichte, und beſonders unſerer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieſes vermehret ihre leichtſinnige Neugierigkeit, zu der ſie ohne dem mehr als zu geneigt iſt. Aus dieſer Urſache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachſagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter iſt, als die Unruhe, worein Deutſchland durch den Tod des Kaiſers geſtürzt ſeyn ſoll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wiſſenſchaften nützen, das kann ich nicht einſehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimat gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrſchaft; ich weis, daß unſer Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in ſeinem Petſchafte hat: dieſes hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geſchlecht, und alle Wapen des Kaiſers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen ſoll, ſolches ſcheint mir ein verwegnes Unternehmen zu ſeyn. Es ſind Geheimniſſe, welche man nicht erforſchen, ſondern den Regenten überlaſſen muß; zu geſchweigen, daß man vielmals an den Höfen ſelbſt nicht weis, was Rechtens iſt: wie will man es in den Schulen wiſſen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzoſen, und die Gemüthseigenſchaften der Italiäner haben mir jederzeit einen Abſcheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutſch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unſer Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutſch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrſtunden kam, und meine Mutter verſtund mich allemal, wenn ich um Geld ſchrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchſehen, und die Schreibart ändern laſſen; dieſes geſchiehet aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig ſey. Daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften auf Schulen getrieben werden, das laſſe ich eher gelten. Es kommen doch immer griechiſche Wörter darinnen vor. Die Malerey, Muſik und das Tanzen ſchicken ſich am beſten fur Frauenzimmer, und die Kunſt, leſerlich und ſchön zu ſchreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müſſen ſchlecht ſchreiben; dieſes iſt ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieſer Beweis? nicht wahr? vortrefflich! Sollten Sie wohl in einem jungen Menſchen ſo viel Verſtand, und einen ſo guten Geſchmack ſuchen?

Die lateiniſche Sprache kam mir ſo einnehmend und reizend vor, daß ich mich ſchäme, ein gebohrner Deutſcher zu ſeyn. In der griechiſchen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig ſage, wenn ich ſpreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man ſie nicht bey Hofe einführt, und ich bin gewiß verſichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechiſchen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich hebräiſch ohne Punkte verſtehe, das iſt das wenigſte, deſſen ich mich rühmen kann. Die Redekunſt hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muſter, die ich mir erwählte, waren zwar nicht nach dem neuſten, jedoch nach meinem Geſchmacke. Beſonders in den Figuren war ich ſehr ſtark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, beſtunden in nichts, als Fragen und Ausrufungen. Die Erlernung der Logik war meine ernſthafteſte Beſchäfftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie iſt gar zu deutlich, und die Kunſtwörter ſind zu ſehr geſpart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen will; ſo muß meine Ueberzeugung kunſtmäßig ſeyn; und ich mag denken, was ich will, ſo denke ich in forma Meiner Abſchiedsrede kann ich mich ohne einige Selbſtliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und inſonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieſelbe eigentlich gehalten habe; ſolches kann ich Ihnen nicht ſagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, ſo würde ich ſie Ebraico Latino-Graecam nennen. Dieſes letzte Meiſterſtück meiner Fähigkeit mochte wohl Urſache ſeyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und alſo die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigſten Umſtand noch nicht einſehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu ſchreiben. Sie ſollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule gieng ich nach Hauſe zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adeliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Abſichten erfoderten, daß ich unſerm gnädigen Herrn ſogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte ſich nach der Einrichtung der Schule, und beſonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm alles, was ich izt geſchrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerkſamkeit machte mich beredt, und ich verſprach mir ſchon im voraus die

Anwartſchaft auf eine Pfarre. Allein, wie ſehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie ſelbſt von meiner Beſtürzung, die ich empfand, als mir derſelbe mit einem ernſthaften Geſichte ungefähr alſo antwortete: „Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, ſein Vater hat etwas Geld verloren, und er die Zeit verderbt. Er hat ſtudirt, und iſt keinem Menſchen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger geweſen, wenn er ſich auf diejenigen Wiſſenſchaften etwas mehr gelegt hätte, von denen er geglaubt, daß ſie ſo verächtlich und überflüßig ſind? Muß er ſich nicht ſchämen, daß er in Griechenland zu Hauſe, und in Sachſen ein Fremdling iſt? Daß er die Geſetze ſeines Solons verſteht, und nicht die geringſte Kenntniß von den Rechten ſeines Vaterlandes hat? Hätte er ſich nicht die Sprachen der Ausländer wenigſtens nur in etwas bekannt machen ſollen; wenn er ſie auch allenfalls nicht beſſer gelernt hätte, als die deutſche? Wie viel brauchen wir lateiniſche und griechiſche Sprachmeiſter? Ich tadle deswegen nicht an ihm, daß er lateiniſch und griechiſch gelernt hat. Dieſes muß ſeyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, kömmt mir eben ſo abgeſchmackt vor, als er, da er ſeine Mutterſprache nicht beſſer verſteht. Was glaubt er wohl, was ich mit meinem Schneider anfangen ſollte, wenn er nichts arbeiten könnte, als ſolche Kleider, wie ſie Seneka und Sokrates getragen haben? Würde der Kerl nicht Hungers ſterben müſſen, wenn er ſonſt nichts gelernt hätte? Mit ſeiner Redekunſt lockt er keinen Hund aus dem Ofen, geſchweige, daß er die Gemüther der Zuhörer rühren ſollte, und ſeine ganze Logik beſteht aus Worten ohne Gedanken. Hat ihm denn niemand auf der Schule geſagt, wie unentbehrlich es heutiges Tages ſey, daß man die ſogenannten gelehrten

»Sprachen und Künſte mit den neuern Wiſſenſchaften »verknüpfe?» Ich konnte dieſes nicht läugnen. Ich geſtand, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütze, vorgeworfen hätten. Ich ſagte aber auch, daß andere meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuverſicht prophezeihet hätten, ich würde dereinſt die Zierde ihrer Schule, eine Bruſtwehr wider die einreißende Barbarey und eine Stütze des Vaterlandes ſeyn. Er ſchüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von ſich gehen.

Wie meynen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe geweſen iſt? Wahrhaftig, ſo ſehr hat ſich wohl Plato kaum geſchämt, als ihn Diogenes durch einen nackichten Hahn, wegen ſeiner irrigen Meynung, lächerlich machen wollte. Ich gieng ganz beſtürzt nach Hauſe.

Allein, das war noch nicht genug. Dieſer Tag ſchien recht zu meiner Demüthigung auserſehen zu ſeyn. Ich fand unſern Hofmeiſter, welcher ſeinen Sohn mit vielem Eifer ausgeſcholten hatte. Ich hörte nur noch ſo viel, daß er zu ihm ſagte: »Du biſt mir ein braver Kerl! »Du ſchickſt dich zu allem, wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Ein Narr bleibt ein Narr, und wenn man ihn »im Mörſel zerſtieße. Du kannſt nichts, du haſt nichts »gelernt, du willſt nichts lernen; was ſoll denn endlich »aus dir werden? Halte dein Maul, oder . .! Fort! »Packe dich! Geh mir aus den Augen!» Ich erſtaunte, als ich dieſes hörte. Wie? dachte ich. Unſer Hofmeiſter, ein Bauer, ein Mann, der weder leſen noch ſchreiben kann; der verſteht die Redekunſt! Sarkaſmus, Diaſyrmus, Ploke, Anaphora, Ellipſis, Aſyndeton, ſind dieſes nicht alle die Figuren, die ich itzt von ihm gehöret habe? Und der Kerl hat nicht ſtudirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er ſich ſo ereifert hätte? Was? ſprach er, das iſt mein Junge, und ich ſoll mich nicht ärgern, daß ſich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unſer Hofmeiſter verſteht auch die Logik. Iſt dieſes nicht der bündigſte Schluß in Darii? War es nicht eben ſo viel, als wenn er geſagt hätte: Wer einen ungerathenen Sohn hat welcher ſich auf die faule Seite legt, der muß ſich ärgern; Atqui, ich habe einen ſolchen ungerathenen Sohn, Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen geſtehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unſers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieſer Hofmeiſter aber ganz und gar kleinmüthig. Gehört zu einem Gelehrten heutigestages mehr, als lateiniſch, griechiſch, und ebräiſch; kann auch der einfältigſte Bauer in Figuren und Schlüſſen reden, ohne daß er weis, wie ſie auf griechiſch heißen, oder in welcher Forme ſie ſind: Wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir denn ſo viele ſchlafloſe Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger ſeyn, wenn man auf Schulen ſich die Sprachen der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man ſie nennt, in den galanten Wiſſenſchaften ſich übt? Sollte es wohl lächerlich ſeyn, wenn man ſich einbildet, die Erlernung einiger Kunſtwörter machte uns zu Rednern und Philoſophen?

Nein, ich kann mich dieſes nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meynung nicht ab. Das ſey fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden ſeyn, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in dieſem Urtheile beſtärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der beſten Forme verharren,

Dero

ergebenſter Diener,
Irenäus Maſtigophorus.
ſonſt
Friedrich Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bey müßigen Stunden des Hieronymus Comitem ſiue Lectionarium denen zum Beſten in griechiſche Verſe überſetzt, welche der lateiniſchen Sprache nicht mächtig ſind. Weil ich nun glaube, daß es eine beſondre Beluſtigung des Witzes abgeben kann; ſo überſende ich Ihnen dieſe Ueberſetzung zu beliebigen Gebrauche.

Lebenslauf
eines
Märtyrers der Wahrheit. *)

Es iſt in Geſellſchaften nichts gewöhnlicher, als daß einer den andern mit beſtändigen Erzählungen von ſich ſelbſt und ſeinen Fähigkeiten unterhält. Wir ſind uns die nächſten; und weil wir ſchuldig ſind, von unſerm Nächſten alles Gutes zu reden, ſo glauben wir, es erfodere die natürliche Pflicht, uns ſelbſt zu loben. Ich will die wahrhaften Urſachen dieſer thörichten Eigenliebe nicht unterſuchen; weil ich nicht geſonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe ſolches nur um deswillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaßen rechtfertige. Bezeigſt du ſo viel Geduld, andre anzuhören, welche ſich bey lebendigem Leibe rühmen; ſo gönne mir deine Aufmerkſamkeit, wenn ich dir nach meinem Tode ſage, wer ich geweſen bin. Das habe ich mit andern Menſchen gemein, daß ich meinem Namen die Unſterblichkeit wünſche, wenn auch gleich der Körper verweſen muß. Wollteſt du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen; ſo würde ich vor vielen unglücklich ſeyn, an deren Verdienſte man wenigſtens ſo lange gedenkt, als die Erbtheilung währt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in ſo geringe Umſtände geſetzt, daß meinen Tod beynahe niemand, als der Leichenſchreiber, erfahren hat. Hätte ich ein anſehnliches Ver-

---

*) S. Beluſt. des Verſtandes und Witzes, Brachmonat, 1742.

mögen beſeſſen; ſo würden meine ſchmerzlich betrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben anſagen laſſen, daß ihr Herr Vetter in Gott ſelig verſchieden ſey; oder ich würde mir noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner haben miethen können, welcher der chriſtlichen Gemeine die ewige Wahrheit bewieſen hätte, daß unter allen Erſchrecklichen der Tod das Erſchrecklichſte, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem drey und ſechzigjährigen Körper gefahren ſey. Allein, meine Armuth hat mir nicht verſtattet, einen ſo prächtigen Abſchied aus der Welt zu nehmen. Ich bin geſtorben als ein Märtyrer der Wahrheit, das iſt, arm und unbeweint; und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren ſoll, ſo muß ich ihr ſolches ſelbſt ſagen.

Daß ich im Jahre 1674 den 17ten September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, geboren bin, ſolches ſcheint kein Umſtand von beſondrer Wichtigkeit zu ſeyn, und ich kann eben ſo wenig dafür, als es ohne mein Verſchulden geſchehen iſt, daß mein Vater nicht ein Hochedelgebohener, Hochedler, Veſter und Hochgelahrter Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf drey Rittergütern, ſondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meiſter Lollinger, Bürger und Schneider daſelbſt, geweſen iſt. Ich brachte zween Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im erſten Jahre reden, und ſchon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern Vater und Mutter zu übertäuben. Meine Aeltern hielten dieſes für eine vergnügte Vorbedeutung, ich würde mit der Zeit ein großer Rechtsconſulent werden. Sie irrten ſich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit geweſen ſind. Ich fieng frühzeitig an, ſolches merken zu laſſen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daß mein Vater in ſeinem Berufe nicht gar zu gewiſſenhaft war. Ich verwies ihm ſolches auf eine zwar kindiſche, doch empfindliche Art, und weil ich es oft that, ſo gab er mir endlich, durch einen derben Schilling, die erſten Früchte der Wahrheit zu ſchmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtſam. Mein Vater ſtarb, und hinterließ meine Mutter, als eine junge Wittwe, mich aber als einen unerzogenen Knaben. Meine Mutter that über dieſen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und ſchrie; ſie verſteckte ſich hinter einen großen Schleyer; ſie wünſchte mit ihrem Manne zu verweſen, und ſchwur der ganzen Welt ab. Ich dachte auch nach meiner kindiſchen Einfalt, es wäre ihr Ernſt, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthume. Nach deren Verlauf ward ſie aufgeräumt; ſie ſcherzte, ſie lachte, ſie beſuchte ihre Nachbarn, und ich ſah verſchiedne junge Leute aus- und eingehen, ohne daß ſie böſe darüber ward. Kurz, ſie hatte ihren Mann vergeſſen, und die Luſt war ihr vergangen, mit ihm zu verweſen. Ich fragte, warum ſie mich und andre ſo betrogen hätte? Ein Paar Ohrfeigen aber waren die ganze Antwort. Einsmals ſah ſie in den Spiegel, und fragte mich: ob ich nicht eine ſchöne Mutter hätte? Ich ſagte: Nein; und dieſes brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um ſich leiden, und es ward beſchloſſen, mich auf eine Schule zu thun. Es geſchah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man fand es für gut, mich auf eine andre Schule zu bringen; ich folgte willig, und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitſchüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit. Ei-

nige

[illegible] legten ſich mit groſſem Eifer auf die Erlernung ſolcher Wiſſenſchaften, von denen ich glaubte, daß ſie abgeſchmackt, und einem Gelehrten nur zur Laſt wären. Einige waren hochmüthig, weil ſie auf lateiniſch und griechiſch zu ſagen wußten, wer ſie erſchaffen hätte. Dieſe verſicherte ich, daß ich ſie ohne Lachen nicht anſehen könnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freymüthigkeit, und alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Fauſt, als in der Gelehrſamkeit; dieſer Zorn, ſage ich, war ſo nachdrücklich, daß ich alsbald die Schule räumen, und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitern Schimpf gehen ließ.

Dieſer unvermuthete Streich hätte mich bald zum Mammelucken gemacht. Im erſten Schrecken nahm ich mir feſt vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden. Es gieng mir aber, wie denjenigen Dichtern, welche die Verſe verſchworen. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen ſehr edlen Begriff gemacht hatte, wodurch ich aber meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche ihre einzige Sorge ſeyn ließen, wie ſie den Pflichten gegen ihr Vaterland Genüge leiſten, die Hoffnung ihrer Aeltern erfüllen, und deren ſaure Mühe und aufgewandte Koſten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wiſſenſchaften mit Ernſte ausübten, nach denen ſie ſich nennen; ſolche Leute glaubte ich zu finden. Ich irrte mich. Gleich den erſten Abend erſchreckte mich eine Geſellſchaft trunkner Menſchen, welche unter Schreyen und Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es ſey ein Auflauf, oder wenigſtens Feuer in der Gaſſe. Ich ſah durchs Fenſter; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Koth, und ich hörte aus dem

Reden der andern, daß ſie ſich bemühten, einem Meiſter der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Dieſe Begebenheit machte mich aufmerkſam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitſchüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrheit eifrigſt Befliſſner war, und ſich rühmte, er habe ſich in der Schenke zweymal feſt geſoffen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir wollte ſich die Würde eines Lehrers beyder Rechte erſtehen, weil er ſich innerlich überzeugt fand, daß nimmermehr etwas aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thaler machte ihn zum Autor und Reſpondenten; und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, ſeine Diſputation ins deutſche überſetzen mußte, ſo verſprach er mir zur Vergeltung ein Anſehnliches, welches er aber noch an demſelben Abende verſpielte, und mich auf ſeine bevorſtehende Heurath vertröſtete. Mein Stubennachbar erlernte die Medicin, gieng aber lieber mit fleiſchichten Körpern, als ekelhaften Gerippen, um, und verfluchte den abgeſchmackten Eigenſinn ſeiner Lehrer, welche ihn mit ſo vielen griechiſchen Wörtern martern wollten. Dieſe und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich ſollte ſchweigen? und ich ſollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und manche, die einen ſchönen Gedanken oder artigen Einfall haben, ſolchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht ſo ſehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich ſagte es ungeſcheut, daß das Verfahren der meiſten meiner Mitſchüler unverantwortlich und unſinnig wäre. Bey aller Gelegenheit ſtellte ich ihnen ihre Thorheit ſo wohl ernſthaft, als lächerlich, vor. Ich ſchilderte zu verſchiedenen malen nicht allein die Laſter, ſondern auch die Perſonen, auf eine ſatyriſche Art in Verſen ab; und wenn ich dieſes that, ſo empfand ich bey mir ſelbſt eine doppelte Wohlluſt. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigſten Abſichten wurden ſchlecht belohnt. Man mied meine Geſellſchaft, man verachtete, man verſpottete, man verabſcheuete mich, und ich erfuhr, daß einige ſich verſchworen hatten, mich öffentlich zu beſchimpfen. Es wäre auch gewiß geſchehen, wenn ich nicht beyzeiten die Vorſicht gebraucht, und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangenen Studien zu vollenden.

Das Schickſal führte mich zu einem Manne, der mir freyen Unterhalt gab, und mir große Gefälligkeiten erwies. Er glaubte, ſeine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieſes bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht ſagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit geweſen wäre. Seine große Leidenſchaft beſtund in der Begierde, Recht zu behalten, ſeine vorgefaßte Meynung zu vertheidigen, und mit allen aufs unbarmherzigſte zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, ſelbſt etwas Nützliches zu ſchreiben, aber mit deſto größerm Vorwitze die Schriften andere durchwühlen. Ein Comma, ein Punkt, ein einziger Buchſtabe war vermögend, ihn in die größte Wut zu bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widerſprachen. Er beſaß einen erſtaunenden Vorrath von Büchern nach ſeinem Geſchmacke; wie er denn glaubte, der ſey kein rechtſchaffner Gelehrter, welcher nicht wenigſtens ſechs bis acht Pfund Bücher geſchrieben habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über dieſe Anfrage. Sollte ich ſprechen, er wäre ein geſchickter und dem gemeinen Weſen nützlicher Mann; ſo würde er mich mit neuen Wohlthaten überhäuſt haben. Aber alle dieſe mußte ich verlieren, wenn ich die Wahrheit redete: Ich redete ſie doch. Ich ſagte, daß Männer von ſeinen Fähigkeiten bey dem Baue der Gelehrſamkeit unentbehrlich wären; indem ſie den Schutt wegfahren müßten, welcher den Bauleuten hinderlich ſey. Mehr brauchte ich nicht zu ſagen, mich zu verderben. Ich mußte auf der Stelle aus dem Hauſe, unter Begleitung tauſend lateiniſcher Schimpfworter, welche ich vorher mein Tage nicht gehort, und erſt lange hernach in Burmanns Schriften geleſen habe.

Der Verluſt dieſes Mäcenaten ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich erſetzet. In den Landesgeſetzen war er ganz unerfahren, deſto geübter aber in den römiſchen Rechten. Es gieng mir wohl bey ihm: weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten laſſen, daß er mehr Geſchicklichkeit habe, eine Rede pro roſtris zu halten, als eine Rüge zu machen, ſo hob er ſeine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. 1. C. de donat. reuoc. daß ich ihm nicht wieder unter die Augen kommen ſollte.

Ein unverhoffter Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es ſchien, ich würde den Grund zu meinem künftigen Glucke legen. Es gieng mir alles nach Wunſche: ich weis nicht, ob die Leute daſelbſt die Wahrheit beſſer vertragen konnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht alles öffentlich ſagte, was ich bey mir ſelbſt dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht anſehnlich, aber doch austräglich, war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als eine Gelegenheit erfoderte, einen Glückwunſch zu verfertigen. Ich handelte darinnen von der Vernunft, und ließ ihn drucken, ob ſich gleich meine Freunde mit allen

Kräften dawider ſetzten. Ein Mann, welchen ſein Amt ehrwürdig machte, fand ſich dadurch beleidigt. Es würde verdächtig gelaſſen haben, wenn er ſeine Perſon hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte alſo Schrift und Religion. Auf eine unſchuldige Art hatte ich das Wort Broſamen mit einfließen laſſen. Dieſes war genug, Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionsſpötter, ein Atheiſt; dieſes waren die gelindeſten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich ſey der Antichriſt. Kurz, ich ſollte mich öffentlich auf den Mund ſchlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahr in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich ſchien mein widriges Schickſal verſöhnt zu ſeyn. Man bot mir ein Amt an, mit dem Bedinge, ein Frauenzimmer zu heurathen. Hunger und Armuth überwanden allen Zweifel. Meine bisherigen Umſtände hatten mich ſo ſchüchtern gemacht, daß ich mir alles gefallen ließ, welches mir ehedem unerträglich geweſen ſeyn würde. Meine Frau liebte Geſellſchaft; ſie ſpielte. Vermögen und Einnahme ward auf Putz verwendet, die Haushaltung verſaumt, und mir zugemuthet, vieles zu überſehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehört. Meine Geduld ward ermüdet. Ich ſagte, ein Weib müſſe ſich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßigen Ausgaben zu vermeiden, der Wirthſchaft vernünftig verſtehen, und ſich keiner Herrſchaft anmaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelaſſen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich dieſe Wahrheiten! Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes ſchädlicher ſey, als der Zorn aller andern Kreaturen. Man hieß mich einen nackigten Bettler, einen verlaufnen Kerl, den man auf der Straße aufgeleſen hätte, der nicht werth ſey, daß er durch die Heurath eines liebenswürdigen Frauenzimmers in eine ſo anſehnliche Schwägerſchaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine knieende Abbitte hätte thun müſſen, welche aber, ich weis nicht, ob zu meinem Glücke oder Unglücke, unvermuthet ſtarb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menſchen geſchonet, ſo war auch nunmehr niemand, der ſich meiner annahm. Man wußte meine Vorgeſetzten auf eine tückiſche Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich ſollte mich verantworten, und meine Fehler geſtehen; ich behauptete aber, ich wäre unſchuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgeſetzten geblendete und parteyiſche Richter. Dieſes war Urſache genug, mich zu verdammen. Die Entſetzung von meinem Amte, die Einziehung meines wenigen Vermögens, und ein achtjähriges Gefängniß waren die Belohnungen meiner offenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freygelaſſen, und man legte mir auf, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und ſeitdem iſt es mir unmoglich geweſen, irgendswo mein Glück zu finden; vielmehr ſah ich mich gezwungen, den Reſt meiner Jahre auf eine ſo niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, ſolches der Nachwelt wiſſen zu laſſen. Ich bin elend, nackend und bloß, ohne Freunde, in der äußerſten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre . . . geſtorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabſcheut, ſo bin ich doch mit mir ſelbſt zufrieden geweſen.

Der Lebenslauf dieſes ſogenannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu ſeyn geſchienen. Er iſt wirklich im Jahre 1738 in ſeiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Froſt und Hunger geſtorben ſey. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigſten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß ſein betrübtes Beyſpiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche ſich einbilden, es ſey ein großmüthiger Eifer für die Wahrheit, wenn ſie, ohne Anſehen der Perſon, ohne Freunde und Vorgeſetzte zu ſchonen, dasjenige mit einer unverſchämten Stirn andern unter die Augen ſagen, was ihnen oftmals Eigenliebe, Hochmuth, Undank und Unvernunft in den Mund legen.

Sendſchreiben
von der
Zuläßigkeit der Satyre *).

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedanken von der Satyre zu wiſſen. Ich ſoll Ihnen ſagen, ob ich ſolche für zuläßig halte, und was vornehmlich bey deren Verfertigung zu beobachten ſey. Vielleicht könnte ich der Mühe, davon zu ſchreiben, überhoben ſeyn, wenn ich Sie auf diejenigen Bücher wieſe, welche von beyden umſtändlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch dieſe Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Freundes werde hierinnen mit noch mehrerm Nachdrucke bey Ihnen wirken, als die Regeln fremder Perſonen. Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Gedanken davon zu ſchreiben; Sie dürfen ſich alſo um ſo viel weniger wundern, wenn Sie keine philoſophiſche Abhandlung erhalten; und weil es ein Brief iſt, den ich an Sie ſchicke, ſo bin ich hoffentlich entſchuldigt, wenn ich keine ſyſtematiſche Ordnung dabey beobachte.

Von der Zuläßigkeit der Satyre weitläuftige Gründe beyzubringen, ſcheint mir überflüßig zu ſeyn. Ich kenne Ihre angeborne Neigung zu dieſer Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir ſchwerer fallen, Sie

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, Auguſtmonat 1744.

Sie zu überzeugen, daß ſie verwerflich wären, als zu beweiſen, daß ich ſie allerdings für ein nöthiges Stück der Sittenlehre halte. So lange eine Satyre dieſe Abſicht behält, daß ſie die Laſter lächerlich machen, und den Menſchen einen Abſcheu davor beybringen will; ſo lange ſehe ich nicht, warum ſie tadelhafter ſeyn ſoll, als die tiefſinnigſte Abhandlung eines moraliſchen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweiſen bündig, und durch die Zeugniſſe berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift anſehnlich machen will. Ich getraue mir ſo gar, zu behaupten, daß ſie bey unterſchiedenen Fällen, und bey einer gewiſſen Art von Laſtern beynahe nützlicher ſey, als die ernſthafteſte Strafpredigt. Wenn wir die Laſter lächerlich machen, ſo greifen wir die Menſchen an demjenigen Orte an, wo ſie am empfindlichſten ſind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn ſie nicht ſchon gar zu ſehr verwildert ſind, ſo müſſen ſie einen Abſcheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche ſie bey Vernünftigen zum Geſpötte macht. Ein Exempel wird meinem Satz ein mehreres Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Beluſtigungen nehmen, welchen Sie mir zugeſchickt haben *). Wenn ich zum Harpax ſagen wollte: Schämſt du dich nicht, du Geizhals, daß du mit ſo ängſtlicher Sorge, mit ſo ungerechten Händen, unter ſo vielen Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beſchwerliches, ein vergängliches Gut an dich zu bringen ſuchſt, welches du doch in der Welt laſſen mußt, welches dir dein Leben kummervoll, und den Tod erſchrecklich macht! Was meynen Sie, daß dieſes beym Harpax für einen Eindruck

---

*) S. die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes auf d. eilft. St. S. 192.

ſchaffen dürfte? Spräche ich: Bedenke doch, Harpax, was du thuſt! Der Geiz iſt ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke, und viel thörichter und ſchädlicher Lüſte, welche die Menſchen ins Verderben und Verdammniß verſenken! Ja, ja, würde Harpax ſprechen, unſer Pfarrer ſagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieſes wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzählen Sie ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deswillen bey ſeinem Sterben unruhig und ängſtlich iſt, weil er die verſcharrten Beine nicht noch vor ſeinem Ende freſſen, oder mit ſich nehmen ſoll, welcher gegen ſeinen vertrauteſten Freund argwöhniſch iſt, welcher ſich ſeine beſten Knochen herzuſchleppen läßt, um ſolche wenigſtens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben ſeine geizige Seele von ſich bläſt: Erzählen Sie ihm, ſage ich, dieſe Fabel; was gilts, Harpax wird ſich ſchämen, und wenigſtens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß ſeine Leidenſchaft thöricht iſt.

Aber, wer hat euch den Beruf gegeben, andre zu tadeln? Seyd ihr ſelbſt ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächſten bekümmern könnt? Schreibt ihr wohl eure Satyren aus Liebe, zu beſſern, und nicht vielmehr aus Begierde, zu lachen? Dieſes ſind gemeiniglich die Einwürfe, die man macht. Sie ſind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu ſchreiben, von eben dem habe ich auch den Beruf, Satyren zu verfertigen. Daß ich ſelbſt nicht ohne Fehler bin, ſolches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeigt den Menſchen den Weg zum Himmel, den er vielleicht ſelbſt nicht geht, und dennoch bleibt ſein Vorung eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabſicht einer Satyre ſeyn. Daß ich aber über die Fehler lache; daß ich ſie andern lächerlich mache: dieſes iſt ein unſchuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf ſolche Art würde ich die Einwürfe beantworten. Wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher ſie gemacht hat. Es iſt niemand anders, als der, welcher ſich getroffen merkt. Prüfen Sie dieſe Grundregel. Sie werden ſie allemal wahr befinden. Ich will bey meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde ſchreyen? Gewiß nicht ein junger Herr. Dieſer wollüſtige Verſchwender hält einen Geizigen für ſeinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch ſeinen eignen Vater darinnen abgeſchildert gefunden hätte. Harpax ſieht ſein Bildniß; er erblickt ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt; dieſe kommt ihm abſcheulich vor. Er ſchmähet auf den Spiegel; er flucht demjenigen, der ihm ſolchen vorhält. Harpax iſt der einzige, welcher Ihren Beruf hierzu wiſſen will, welcher Ihnen Ihre eignen Unvollkommenheiten vorwirft, welcher Ihre Abſichten tadelhaft macht.

Allein, die Satyre hat noch andre Feinde, welche behutſamer gehen. Sie loben die Einrichtung und Abſicht derſelben; ſie geben aber nicht zu, daß jemals ein Laſterhafter dadurch gebeſſert worden ſey. Ich weis nicht, ob dieſe Wahrheit allgemein iſt. Beſſert die Satyre nicht allemal den Laſterhaften; ſo hält ſie doch vielleicht andre ab, laſterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beydes weg; ſo muß die Satyre doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, ſondern in den Gemüthern der Menſchen wäre der Fehler zu ſuchen. Wenn die Schwachheit ſo eingerichtet iſt, wie ſie eingerichtet ſeyn ſoll, ſo verdient ſie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Opern-Bühne ſchuldig iſt; und derowegen halte ich es für unbillig, die Vorwürfe derer beyzupflichten, welche durch die Schaubühne geärgert worden ſind. Wir ſehen Opern; wir haben aber die Theorie; wir haben [illegible] mit der unſchuldigſten Tugend; wir können uns ſonſt der Theatern enthalten, wenn wir den [illegible] Chriſtenthums der Jugend ſehen; werden wir aber allemal angenehmer? Werden wir beſſre Chriſten? Wenigſtens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch ſagen: Durch die Opern erregen wir den Zorn Gottes gegen uns; wir ärgern und Brüder: Wäre es nicht alſo den Regeln der Klugheit gemäß, ſich mit einer ſo gefährlichen Arbeit gar nicht zu vermengen? Ich weis wahrhaftig nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Die Wahrheit, ſo viel ſie iſt, machet hiernach euch Feinde. Es würde unbeſchreiblich ſeyn, wenn man bey aller Gelegenheit die Wahrheit ſagen wollte, und ich glaube, wer Opern ſchreiben will, der muß ſeine Umſtände wiſſen, und allerdings vorſichtig ſeyn. Vielleicht habe ich [illegible] Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieſes ſind ungefähr meine Gedanken von der Zuläſſigkeit der Opern. Die Lehre von dem, was bey ihrer Verfertigung zu beobachten ſey, iſt von einem viel weitläufigern Umfange. Ich will die ausführliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder bis zu meiner mündlichen Unterredung anſparen, vorjetzt aber nur etwas erinnern. Es würde ſchon genug ſeyn, wenn ich hier bloß dasjenige wiederholte, was ich oben von dem Nutzen der Opern geſagt habe. Soll durch die Ab-

ſicht

ſollt vernünftig ſeyn, ſo muß ſie ſuchen, die Laſter lächerlich zu machen, und den Menſchen einen Abſcheu davor beyzubringen.

Was alſo kein Laſter iſt, mit dem hat die Satyre nichts zu thun. Clitore ſchielt. Ein wunderlicher Kopf, welcher gern ſinnreich heißen, und in einer Geſellſchaft die luſtige Perſon abgeben wollte, beobachtet an Clitoren dieſen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, ſo würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm geſunde und muntere Augen gegeben hat; allein er iſt zu leichtſinnig dazu. Er will lachen; er will andre zu lachen machen, und Clitore muß der unſchuldige Gegenſtand ſeiner nach ſchimpflichen Einfälle ſeyn. Aber Clitore thut verächtlich, ſie wirft ihre ſchielenden Blicke mit einer andächtigen Frömmigkeit in der Kirche herum. Nunmehr wird ſie lächerlich; nunmehr giebt ſie die ſchönſte Gelegenheit zu einer Satyre.

Eine der gewiſſeſten Regeln iſt dieſe: Die Satyre ſoll die Laſter tadeln, nicht aber die Perſonen. Ich muß dieſer Regel Beyfall geben, und ſie ſcheint mir demjenigen Satze zu folgen, welchen ich oben zum Grunde gelegt habe. Demnach aber halte ich auch diejenigen nicht für ſtrafbar, welche ihre Gedanken bey Verfertigung der Satyre auf eine gewiſſe Perſon richten. Meine Vorſchrift, meine Ausdrücke, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter ſeyn, wenn ich ein Urbild vor mir ſehe. Ich tadle alsdenn nicht die Perſon, ich tadle das Laſter, welches dieſe an ſich hat. Leſe ich den Geiz, welcher von dem komiſchen Dichter in den Beluſtigungen gemacht worden iſt, ſo werde ich viel mehr gerührt, wenn ich an Argenan denke; und vielleicht hat der Verfaſſer auch an ihn gedacht, um das Bild eines leoniſchen Doctors *) recht nach dem Leben zu ſchildern. Deswegen aber darf ich nicht ſagen, daß dieſes eine Satyre auf Arganten ſey. Sie geht auf alle diejenigen, welche eben ſo, wie unſer Argant, ihre faule Unwiſſenheit unter dem Doctorhute verbergen wollen.

Gemeiniglich verſtehen wir unter dem Worte Laſter nur die drey Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldgeiz, und die Wohlluſt. Ich glaube, es giebt noch einige Sachen, welche man ſo gar fuglich unter eines von dieſen dreyen Laſtern nicht bringen kann, und mit denen die Satyre doch auch zu thun hat. Ich weis nicht, ob ich es werde ehrgeizig, geldgeizig, oder gar wohllüſtig nennen können, wenn das Frauenzimmer in der größten Kälte mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Sturme und Regen den Hut unter dem Arme trägt. Dergleichen Gewohnheiten ſind nicht laſterhaft, aber vielleicht lächerlich; und es bleibt einem Satyrenſchreiber unverwehrt, über beyde zu lachen. Mit einigen Dingen der Gelehrſamkeit hat es gleiche Bewandniß. Ich will nur ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibart ſpotten wollte, die in öffentlichen Gerichten eingeführet iſt, und die man den Stylum curiae nennt, der würde unrecht handeln: Wenn aber Javolenus an ſeine Schöne ein Schreiben ſchickt, das einer Rüge ähnlicher ſieht, als einem Liebesbriefe; ſo iſt Javolenus ein Pedant. Er iſt nicht laſterhaft, er verdient aber doch, daß man ihm ſeine Thorheit vorrückt.

Wenn die Satyre die Laſter der Menſchen ſtraft; ſo vertritt ſie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie aber dieſe

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, 1 Th. S. 525.

dieſe keine Vorſtellung noch einiges Anſehen der Perſon leidet: alſo könnte es auch ſcheinen, daß die Satyre keines Menſchen ſchonen dürfe. Wenn ich dieſes behauptete, ſo würden ſonder Zweifel ſehr viele, und vielleicht die meiſten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz andrer Meynung. So verhaßt mir die Lügen iſt, ſo unbeſonnen ſcheint es zu ſeyn, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stillſchweigen ſo wohl meinen Pflichten, als der geſelligen Klugheit, Genüge thun; ſo thue ich am beſten, wenn ich ſchweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu laſſen, als meinen Glauben zu verläugnen: Würden Sie aber denjenigen nicht für unſinnig halten, welcher ſeinen Glauben ohne Noth nur darum bekennte, damit er ſterben möchte? Die Pflichten gegen uns ſind ſtärker, als die Pflichten, welche wir andern ſchuldig ſind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freymüthigkeit uns ſelbſt augenſcheinlich zuziehen, iſt wichtiger, als der ungewiſſe Nutzen, den wir durch eine unbedachtſame Satyre zu ſchaffen ſuchen. Ich mag hier nicht unterſuchen, ob wir auch allemal die vernünftige Abſicht haben, zu nutzen. Vielleicht iſt es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht iſt es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände giebt. Wie unvermerkt kann man ſich ſelbſt betrügen! Es giebt Perſonen, welche ihre Gewalt gefährlich und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müſſen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laſter an ſich; aber hüten Sie ſich, dieſes Laſter anzugreifen. Es bleiben noch tauſend andre Fehler übrig, womit ſich Ihre Satyre beſchäfftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für ſtrafenswerth achten? Stellen Sie ſich aber zween Söhne vor, welche ihren trunkenen Vater auf der Erde und entblößt liegen ſehen. Der eine lacht darüber, er ruft die Nachbarſchaft herzu; er zeigt ihr an ſeinem Vater, wie ſchändlich die Trunkenheit ſey, er weiſt ihr deſſen Blöße. Der andre wendet ſein Geſicht ab, er bedeckt den entblößten Vater. Welcher von dieſen beyden Söhnen iſt wohl der vernünftigſte?

Von der Schreibart, deren man ſich in der Satyre zu bedienen hat, will ich nur noch ein Paar Worte ſagen. Mein Vortrag muß ordentlich ſeyn; denn ich will andre überzeugen. Er muß nicht ausſchweifend ſeyn, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht ſeyn; denn ich will den Verſtand meiner Leſer nicht ermüden, ſondern beluſtigen. Alle niederträchtige, alle anſtößige Schreibart muß ich ſorgfältig vermeiden; ſonſt werde ich mehr ſchaden, als erbauen. Viele glauben, recht beißend zu ſchreiben, wenn ſie ſchmähen und ſchimpfen. Allein, dieſes ſchickt ſich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laſter und Fehler der Menſchen lächerlich machen will. Vielmehr könnte man ſie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Koth werfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches beſonders Ihnen nützlich ſeyn kann. Sie haben eine Lebensart erwählt, worinnen Sie, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben werden, öffentlich und an heiliger Stäte zu reden. An dieſem Orte müſſen Sie die Laſter ſtrafen; aber hüten Sie ſich, daß Sie ſie nicht alsdann lächerlich zu machen ſuchen. Sie werden mir dieſe Warnung zu gute halten. Ich weis Ihre Neigung, und kenne große Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in dieſen Fehler gebracht hat. Oftmals vergeht man ſich wohl gar ſo weit, daß man auf der Kanzel über ſolche Sachen eifert, welche nicht einmal wider die Wohlanſtändigkeit ſind, geſchweige wider das Chriſtenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend einen um die Kirche ſehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke die Pracht der Großen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten ſagte, ſie hätten

. . . ſechs Viehe vor dem Wagen
und ſechſe hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unſers Glaubens, ſo wußte ich vielmals nicht, ob ich über die Ketzerey weinen oder lachen ſollte. Dergleichen Vortrag iſt allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht erbaulich. Ich will Ihnen ein andres Muſter geben, da ich wohl wünſchen wollte, daß Sie es, wie in andern Sachen, alſo auch darinnen nachzuahmen ſich bemühen möchten. Die Religionsſpötter ſind Leute, welche wegen ihrer abgeſchmackten Meynungen wohl verdienten, nicht überführt, ſondern lächerlich gemacht zu werden; aber wie ernſthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weis nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in ſeinen heiligen Reden vorzuhalten? Dieſes iſt die wahre Sprache eines geiſtlichen Redners. Wenn er von eben dieſer Sache an einen vornehmen Mann ſchreibt, oder in andern Schriften handelt, ſo iſt ſein Ausdruck ſchon aufgeweckter, und in vielen Stellen ſatyriſch.

Ich will die weitere Ausführung dieſes Satzes bis zu einer andern Zeit verſparen, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelſchriften überhaupt, und inſonderheit von der Kanzelſatyre, durch neuere Exempel zu erläutern.

Von
Unterweiſung der Jugend. *)

Ich habe unſern geſtrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Hermann. Wir bemüheten uns, ausfindig zu machen, warum es ſo ſchwer ſey, eine gründliche Gelehrſamkeit zu erlangen? Und woher es komme, daß ſo wenige unter den Gelehrten den anſehnlichen Titel verdienen, mit welchem ſie ihre Blöße ſorgfältig zu bedecken wiſſen?

Die von dir angeführten Urſachen ſind wichtig genug. Die blinde Liebe der meiſten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu anſehnlichen Mitgliedern des gemeinen Weſens zu machen. Der Sohn muß ſtudiren, damit er Doctor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas Rechtſchaffnes zu lernen. Er lebt alſo ſich zur Laſt, und dem Vaterlande zum Schimpfe. Wäre dieſer ein Schneider geworden; ſo würde er gewiß ſein Brodt verdienen, da er anitzt von der Sparſamkeit ſeiner Vorfahren, oder dem Einbringen ſeiner Frau leben muß.

Du haſt recht, mein Freund; vielleicht aber giebſt du mir auch Beyfall, wenn ich eine Urſache anführe, welche noch allgemeiner iſt.

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unſrer Jugend zu der Gelehrſamkeit beſchaffen iſt. Bis in das zehnte Jahr überläßt man uns der Aufſicht der Frauenzimmer,

---

*) S. Beluſt. des Verſtandes und Witzes. Wintermonath 1742.

[illegible] Welche glauben, ſie haben genug gethan, wenn ſie uns reinlich halten, wenn ſie uns leſen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Katechiſmus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr iſt es Zeit, daß man uns der Aufſicht eines Hofmeiſters übergiebt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt iſt; darnach fragt man eben nicht. Aber: wie viel verlangt der Herr für ſeine Mühe? Das iſt unſre erſte Sorge. Der Wohlfeilſte bleibt allemal der Beſte. Dieſer führt uns eben den Weg, welchen er ſelbſt unter ſo vielen Seufzern und Thränen gegangen iſt. Ein Gelehrter muß die lateiniſche Sprache verſtehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt alſo eine Grammatik, welche die beſte zu ſeyn ſcheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweiſung faſſen wir eine Menge dunkler Kunſtwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß noch weniger verſtehen, als die Sprache ſelbſt, die wir daraus erlernen ſollen. Endlich überwinden wir dieſe Schwierigkeit. Man giebt uns des Cicero Schriften, nebſt andern Büchern, zu leſen, und unſre Väter weinen vor Freuden, wenn ſie ſehen, daß ihre Kinder im zwanzigſten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verſtund. Nunmehro zieht der gelehrte, oder beſſer zu ſagen, der lateiniſche Sohn, auf hohe Schulen. Du darfſt von ihm nicht verlangen, daß er in der alten und neuern Geſchichte, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wapenkunſt, und dergleichen erfahren ſeyn, und einen Vorſchmack von der Mathematik, Weltweisheit, und andern Wiſſenſchaften erlangt haben ſollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt: er hat müſſen Latein lernen. Es würde lächerlich ſeyn, wenn du ihn fragen wollteſt, ob er deutſch verſtünde? Ob er einen guten Brief ſchreiben könnte? Er iſt ja ein Deutſcher, er iſt in Meiſſen geboren; ſollte er nicht deutſch verſtehen? Von der griechiſchen Sprache hat er noch zur Noth ſo viel begriffen, als er auf der hohen Schule binnen drey Jahren zu verlernen gedenkt. Wie geſchwind verlaufen dieſe! Er muß eiligſt nach Hauſe. Sein Vater verlangt es, weil ein Amt und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehr iſt unſer Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieſes die gewöhnlichſte Art ſey, unſre Jugend zu unterweiſen? Du wirſt es nicht läugnen können; du wirſt aber auch zugleich geſtehen müſſen, daß ſolches die wahrhafte Urſache ſey, warum mir ſo wenige ſich eine rechtſchaffne Gelehrſamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruht meines Erachtens darinnen, daß wir glauben, wer die lateiniſche Sprache verſtehe, der ſey ein Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derſelben diejenige Zeit verſäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden ſollten.

Aber ſoll ein Gelehrter kein Latein verſtehen? Dieſes iſt meine Meynung keinesweges. Ich behaupte vielmehr, daß er in dieſer Sprache eben ſo ſtark ſeyn müſſe, als in ſeiner Mutterſprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend die Erlernung derſelben ſo ſchwer machen?

Der alte Richard, welcher geſtern in unſrer Geſellſchaft war, ſoll mir zum Beweiſe meines Satzes dienen. Du kennſt ſeinen Sohn, der anitzt durch wirkliche Verdienſte unter den Gelehrten eine anſehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieſer das ſechſte Jahr erreicht, als ihn ſein ſorgfältiger Vater der Aufſicht eines jungen Menſchen anvertraute, welcher ihm die nöthigſten Gründe unſers Glaubens beybringen, und ihn zu einer wohlanſtändigen Aufführung angewöhnen ſollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieſer fragte, das mußte, ſo viel es möglich ſeyn wollte, in lateiniſcher Sprache geſchehen. Jede Sache, die im Hauſe, auf der Gaſſe, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinſten Geſchäffte, welche täglich vorfielen, wurden auf lateiniſch benannt. Dieſe Bemühung gieng glücklich von ſtatten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard ſchon vermögend, ſich in der lateiniſchen Sprache ordentlich und deutlich auszudrucken, und regelmäßig zu reden, ohne zu wiſſen, warum er ſeine Worte eben ſo, und nicht anders ſetzen müſſe. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn die vornehmſten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache ſchon verſtund, ſo faßte er dieſe in wenigen Monaten. Die griechiſche Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wiſſen unentbehrlich. Weil aber ſein Vater meynte, es ſey eine gelehrte Eitelkeit, griechiſch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen; ſo ſchien es genug zu ſeyn, ihn nach den ordentlichen Regeln ſo weit zu bringen, daß er alles verſtünde, was griechiſch abgefaßt wäre. Er erlangte auch ſolche Geſchicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieſes nicht zu einem Hauptwerke machte; ſo blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künſten und Wiſſenſchaften Unterweiſung zu geben. Nach unſrer heutigen Einrichtung iſt es eine bekannte Sache, daß die franzöſiſche Sprache vielmals weit unentbehrlicher iſt, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm alſo einen Franzoſen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm ſein Hofmeiſter, ſchon in den erſten Jahren, bloß durch Geſpräche, wo nicht eine Kenntniß von der Hiſtorie, dennoch eine Luſt dazu beygebracht; ſo war es nachher um ſo viel leichter, auch darinnen weiter zu gehen. Die ältere Geſchichte wurde nicht vergeſſen; die neuere aber, und beſonders die Geſchichte ſeines Vaterlandes, blieb allemal der Hauptzweck. Die größern Schriften der lateiniſchen Redner und Poeten wurden zugleich ſorgfaltig durchgegangen, nicht ſo wohl die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren ganzen Bau, und die Bündigkeit des Vortrags einzuſehen. Hierdurch lernte unſer Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Starke eines Heldengedichtes, und diejenigen Urſachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine ſolche Art wohl leichter fallen, als auch in ſeiner Mutterſprache die Geſchicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten ſo wohlanſtändig iſt? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bey, ſo weit er nämlich bey ſeinem damaligen Alter dazu vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorſicht, die Kräfte ſeines Verſtandes und Nachdenkens durch die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu ſchärfen und in Ordnung zu bringen. Zu ſeiner Gemüthsergetzung ward ihm ein Tanzmeiſter und ein Zeichenmeiſter nebſt andern Künſtlern gehalten, und Richard iſt dennoch ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohnheit gelernt hat, wie man leſerlich und zierlich ſchreiben müſſe. Wenn ich davon noch nichts geſagt habe, wie ſorgfältig man ihn von Zeit zu Zeit in ſeinem Chriſtenthume unterwieſen; ſo darf man darum nicht denken, als ob dieſes verabſäumt worden wäre. Du kennſt ſeinen vernünftigen Vater, das iſt ſchon genug. Auf ſolche Weiſe ward der Grund zu derjenigen Gelehrſamkeit gelegt, welche Richard nunmehr beſitzt. Nur dieſes muß ich noch erinnern, daß man ihn erſt im neunzehnten Jahre auf die hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beyſpiel dieſes gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweiſung unſrer Jugend in den erſten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelſt du aber, ob dieſe Art, die Jugend zu unterweiſen, auch allgemein, und bey andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden ſey? Ich getraue mir, ſolches zu behaupten.

Iſt es wohl ſchwerer, die lateiniſche Sprache zu erlernen, als die franzoſiſche, oder die deutſche? Das kannſt du nicht ſagen. Wie alt biſt du geweſen, als du deutſch reden konnteſt, und entſinneſt du dich wohl, daß du ſchon im achten Jahre mit deiner Franzoſinn zu plaudern vermögend warſt? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekelhafter Regeln, brachten dich ſo zeitlich zu dieſer Geſchicklichkeit. Eben das verlange ich bey der lateiniſchen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geſchickt ſind, die Jugend auf ſolche Art zu unterweiſen? Wie viele giebt es nicht, die zwar wiſſen, wie ſie auf der Katheder, aber nicht, wie ſie in der Küche lateiniſch reden ſollen? Wir beyde haben ſtudirt; wir laſſen uns beyde Gelehrte nennen, und dennoch ſollte es uns ſchwer fallen, die gemeinſten Handlungen der Menſchen auszudrücken. Ich gebe dieſes zu, mein werther Hermann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meynung nicht widerlegt, ſondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären andre in ihrer Jugend beſſer angeführt worden; ſo würde es uns und andern an der Geſchicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bey wenigen antrifft. Unterdeſſen will ich dir doch verſchiedne aufweiſen, welche dieſe Geſchicklichkeit wirklich beſitzen, noch mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, ſolche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art, ihre Kinder zu unterweiſen, entweder ſelbſt nicht verſtehen, oder aus Geiz die nöthigen Koſten ſcheuen. Du kenneſt jenen Vater, welcher mehr auf ſeine Pferde wendet, als auf ſeinen Sohn. Er ſcheuet keine Koſten, ſeinen Budel recht abrichten zu laſſen; wenn er aber dem Lehrmeiſter ſeines Sohnes ein Quartal bezahlen ſoll, ſo geſchiehet es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unſrer Kinder, daß unſre eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweiſung derſelben ankäme; ſo würden wir hierinnen eher verſchwenderiſch, als karg ſeyn, und ich weis gewiß, es würden ſich viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leiſten, was ich von einem Lehrmeiſter gefodert habe. Bedächten wir aber auch, daß ſich von unſern Kindern nur diejenigen den Studien widmen ſollten, denen die Natur die Fähigkeit dazu verliehen hat; ſo würden wir ſehen, daß es ſehr leicht ſey, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweiſen, welche mir die vernünftigſte zu ſeyn geſchienen hat.

Irus.

Eine lucianiſche Erzählung. *)

Irus, der verlaßne Irus, deſſen Nahrung in Brode und Waſſer, die Kleidung in einem zerrißnen Mantel, und das Lager in einer Hand voll Stroh beſtund; dieſer ward auf einmal der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

Die Vorſicht riß ihn aus dem Staube, und ſetzte ihn den Fürſten an die Seite. Er ſah ſich in dem Beſitze unermeßlicher Schätze. Sein Auge erſtarrte vor dem ungewohnlichen Glanze des Goldes. Sein Pallaſt war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren ſeine ſchlechteſte Kleidung, und ſeine Tafel konnte man billig einen Innbegriff alles deſſen nennen, was die wohllüſtige Sorgfalt der Menſchen zur Unterhaltung des Geſchmacks erſonnen hatte. Eine unzählbare Menge ſchmeichelhafter Verehrer folgte ihm auf allen Schritten. Würdigte er jemanden eines geneigten Blickes; ſo hielt man denſelben ſchon für glückſelig, und wer ſeine Hand küſſen durfte, der ſchien allen beneidenswürdig zu ſeyn. Er glaubte, der Name Irus ſey ihm ein beſtändiger Vorwurf ſeiner vormaligen Armuth; er nannte ſich alſo Ceraunius oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über dieſe edelmuthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Wintermonat 1741.

zum Spotte den armen Irus genannt hatte, dieſer hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher jedermann unbekannt geweſen, itzt aber von allen mit einem ſchmeichleriſchen Beyfalle angenommen wurde: Jupiter hätte ſich in des Ceraunius Mutter verliebt, und in einen Ochſen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu genießen. Nunmehr baute man ihm Altäre; man ſchwur bey ſeinem Namen, und die Prieſter waren beſchäfftigt, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der große Ceraunius, dieſer ehrwürdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka ſey. Toxaris, ſein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Gluck, ein unermüdeter Fleiß, und eine vernünftige Sparſamkeit zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erſte Opfer ſeiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn ſchon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehr war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermoge, deſſen Vater den Donnerkeil in Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Toxaris habe die Götter geläugnet, die Tempel beraubt, die Prieſter verſpottet, und durch ungerechtes Gut ſeine Schätze vermehrt. Er ward ins Gefängniß geſchmiſſen, und zu einem ſchmählichen Tode verdammt. Seine geängſtete Frau, ſeine unſchuldigen Kinder warfen ſich mit Thränen zu den Füßen unſers unempfindlichen Tyrannen; aber umſonſt. Toxaris mußte ſterben, und alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb ſein einziger Erbe. Noch etwas fehlte ihm an ſeiner Glückſeligkeit. Er wollte ſich vermählen. Die Vornehmſten des Landes waren bemüht, in ſeine Verwandtſchaft zu kommen. Menippus war allein ſo glücklich, daß Irus auf ſeine Tochter Euforbia die Augen warf. Er hoffte durch eine nähere Verbindung mit dem angeſehenen und reichen

Menippus ſein eignes Glück noch mehr zu befeſtigen; und Euforbia war ſchön genug, ſein Herz einzunehmen. Ihr lockichtes Haar, ihre erhabne Stirn, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Bruſt, ihr majeſtätiſcher Gang, kurz, ihre ganze Geſtalt, hatten den hochmüthigen Irus gefeſſelt, und alle Dichter in Ithaka ſchwuren, daß Venus mehr als einmal uber dieſe Schöne eiferſuchtig geworden wäre. Die Vermählung geſchah. Der große Sohn des Jupiters eilte, ſeine Geliebte zu küſſen. O! ſprach er, indem er ſie umarmen wollte, o, wie vergnügt . . . . . .

Hier erwachte Irus; ſeine Glückſeligkeit war nur ein Traum geweſen. Er lag noch auf eben dem Strohe, worauf er ſich geſtern gelegt, noch unter eben dem zerriſſnen Mantel, womit er ſich den Abend zuvor bedeckt hatte. Ceraunius war verſchwunden, und der unſchuldige Toparis lebte noch.

Eine
Todtenliſte,
von
Nicolaus Klimen,
Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen *).

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufſatz gefunden, welchen ich itzt meinen Leſern mittheile. Unſer berühmter Klim hat ihn geſchrieben; ich kenne ſeine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daß es ſeine eigne Arbeit ſey, wenn man nur dieſes bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf ſeinen unterirdiſchen Reiſen die Gemüther der Menſchen vollkommen einſehen gelernt hatte. Als Küſter beſaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er ſich als Kaiſer in Quama anſehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf ſeine unterirdiſche Reiſebeſchreibung, in welcher man die deutlichſten Spuren finden wird, daß er als ein Philoſoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Verzeichniß unterſchiedner Perſonen, welche Zeit ſeines Küſteramts in Bergen geſtorben ſind. Er ſagt von einer jeden ſeine Meynung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in ſeinen Charakteren unparteyiſch geweſen ſeyn. Es wäre zu wünſchen,

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Hornung 1743.

ſehen, daß in allen Städten dergleichen Todtenliſten gehalten, und beym Schluſſe des Jahres zum Drucke gegeben wurden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele ſeiner Mitbürger nach ihrem Tode beſſer kennen zu lernen, als man ſie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als Hochedle, Hochgelahrte, Hochweiſe, Ehrſame und Tugendbelobte abgekündigt, welche bey ihrer Unwiſſenheit, bey ihrer niederträchtigen und lächerlichen Auffuhrung, keinen von dieſen Titeln verdient haben. Es iſt unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher ſich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekummert hat. Durch eine Todtenliſte von der Art, wie gegenwärtige iſt, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daß unſre Bürger dadurch wenigſtens eben ſo ſehr erbauet werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten geweſen, oder unehliche Kinder gehoren worden. Ich will es dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ob meine Hoffnung gegründet ſey. Vielleicht bedauern ſie mit mir, daß gegenwärtige Liſte nicht vollſtändig, ſondern durch die Unachtſamkeit der klimiſchen Erben der Anfang, und vermuthlich ein groſes Stück davon verloren gegangen iſt.

Bergen in Norwegen,
am $\frac{17}{28}$ des Wintermonats 1742.

B. Abelinſon.

. . . .
. . . . hochmüthig,
. . . . geizig;
er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Anſehen ſeines

langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern wurden unerträglich geweſen ſeyn.

Guſtav Trolle. Durch den Tod dieſes Mannes verlor unſre Stadt mehr, als ſie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke oder Unglücke ſeiner Mitbürger vielen Antheil, und wünſchte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur ſpottweiſe den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmaale ſeiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhorlich ließ er die Häuſer ſeiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überſchatten; und wenn der Himmel ſeine chriſtlichen Wünſche erhört hätte, ſo würden alle Rathmänner in Bergen, vom Bürgermeiſter an bis auf den Stadtſchreiber, wenigſtens Neſtors Jahre erreicht haben. Bey jedem Todesfalle tauchte er ſeinen Kiel in bittre Salzen und herben Wermuth ein. Er ſchien ganz untröſtbar über den Tod des Kapellans, welcher drey Vornamen hatte, und alſo dem Berufe unſers Dichters ſehr einträglich war. Die Muſen unterhielt er in beſtändiger Bewegung. So bald er die Feder eintunkte, ſo bald ſtunden ſie alle neun auf ſeinem Zeddel. Sie hatten auch Urſache, gehorſam zu ſeyn; denn es war ein ſehr hitziger Mann. Wenn ſie nicht gleich kamen, und ihm bey ſeiner ſauren Arbeit vorſpannten; ſo ſchimpfte er ſo lange auf ſie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küſter an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigſtens acht Groſchen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thranen durchleſen können. Bey Hochzeitgedichten war er ſehr ſcherzhaft. Der Name des

Brau-

Bräutigams oder der Braut mochte noch ſo verwirrt klingen, ſo wußte er ihn doch ſo lange herum zu zerren, bis er in demſelben einen Gedanken fand, der ſich zur Wiege ſchickte. Die Deutſchen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erſtenmale an des Stadtſchulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er ſo trunken war, daß er von ſeinem Verſtande nichts wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für ſechzehn Groſchen ſchüttete er ſein ganzes Herz aus. Er ſtarb auch in großer Armuth, und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz, und einen zerrißnen Mantel.

Suante Sture, verwaltete das Stadtſchulzenamt zwanzig Jahre lang; ſeine Frau aber hatte das Directorium actorum. Dieſe machte auch die Abſchiede, und die Parteyen mußten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daſelbſt nicht erſchien, der war ſachfällig; wer aber den größten Braten ſchickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu ſeyn, ſo mußten die Parteyen würfeln; derjenige gewann den Proceß, der die meiſten Augen warf. Der Stadtſchreiber war ſein Schwiegerſohn, und hatte bey ihm freyen Tiſch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der ſpielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unſerm Brahe. Schon im ſiebenten Jahre war er klüger, als ſeine Aeltern und Lehrmeiſter; im vierzehnten verwickelte er ſich in gelehrte Streitigkeiten, und ſchrieb kritiſche Anmerkungen über die philoſophiſchen Bücher ſeiner Zeit, welches in Norwegen einen großen Lärmen machte. Er war heftig in ſeinen Meynungen, in ſeiner Schreibart ſpöttiſch, und wenn ihm ſein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgeſetzt war, ſo ſchonte er keines Menſchen. Auf ſeinen leiblichen Vater machte er Satyren. Er hatte eine ſo herzliche Neigung gegen ſich und ſeine Einfälle, daß er ſich lieber würde den Staupbeſen haben geben laſſen, als einen artigen Gedanken auf ſeinem Herzen und Gewiſſen behalten wollen. Er ſchrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leſer ſchwerer zu verſtehen war, als ihm zu machen. Die Proſodie war ſein Leibſtudium nicht, und die Grammatik für ſeine hohe Gelehrſamkeit zu niedrig. Im zwanzigſten Jahre ſpürte er eine merkliche Abnahme ſeines Verſtandes, und ward ſo kindiſch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe ſich damals ſelbſt gefühlt, und ſein herannahendes Ende vermuthet; dieſes will man aus einer Ode ſchlieſſen, welche er unter dem Titel eines Schwanengeſangs der Nachwelt hinterlaſſen, und worinnen er von ſeiner muthwilligen Leyer Abſchied genommen hat. Er ſtarb auch wirklich kurz darauf, und hinterließ eine groſſe Anzahl Titel zu Büchern, die er hat ſchreiben wollen.

Guſtav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in ſeinem Leben nicht widerſprochen, und ſagte zu allem, ja. Nirgends ſchlief er ſanfter, als auf der Rathsſtube, beſonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, ſein Gutachten zu ſagen; ſo weckte ihn ſein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeiſter.

Hans Erichſon, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Leſung alter Bücher unermüdet, lebte in ſeiner Studierſtube zwey und ſiebenzig Jahre, und ward nach ſeinem Tode nicht vermißt, weil er in ſeinem Leben der Welt mit nichts genutzt hat. Unter ſeinen Papieren hat man einen Aufſatz gefunden, welcher den Titel führet: Unumſtößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, ſondern nur für ſich erſchaffen ſey.

Jugo Alricus, ein geſchickter Arzt. Wer unter ſeinen Händen ſtarb, der ſtarb dogmatiſch. Er konnte aus dem Uringlaſe beſſer wahrſagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte; ſo war dieſes ein ſicheres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder ſolche Weiber hatten, die ſich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete ſein Amt redlich. Alle ſeine Patienten curirte er auf griechiſch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates geſtorben ſind. Man kann leicht glauben, daß die Geiſtlichkeit, ich, der Küſter, und andre Todtengräber, dieſem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Chriſtian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Abo ſeine Wiſſenſchaften erlernet, war von einem unerſättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in ſeiner Freundſchaft unbeſtändig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyranniſch, in allen Arten wohlluſtig, in ſeiner Religion leichtſinnig, im Uebrigen aber ein Philoſoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen **Johann Horns**, und ein Enkel des berühmten gelehrten **Erich**

Horns. Ich nenne ſeine Vorfahren um deswillen, weil ſein eigner Name nicht gar zu bekannt iſt. Er hatte einen natürlichen Abſcheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden beſtunden in zehntauſend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weiſe Vorſehung nicht mit dieſem Vorzuge begabet; ſo würde er ſeinem Vaterlande zur Laſt gereiche haben. Seine Berufsarbeit war dieſe, daß er aus dem Bette aufſtund, und ſich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahre; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er ſchlief, ſo hat er ſein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre, gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er einſah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hätte, welches nicht er, ſondern ſeine Voraltern durch ihren Fleiß verdient. Um deswillen betrachtete er ſich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu ſeiner höchſten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch ſein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen ſollen; ſo würde er dieſes für einen Eingriff in fremde Güter angeſehen haben. Endlich ſtarb er, und hinterließ ſeine Schätze einem Vetter, welcher unſerm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu folge mußte ihm ein Leichenſtein geſetzt werden, auf den dasjenige kommen ſollte, was er in ſeinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es ſteht alſo weiter nichts darauf, als dieſes, daß er geſtorben ſey.

Nilſon Scribbens. Dieſer gelehrte Mann hatte eine ganz beſondre Natur. Unter andern war es merkwürdig, daß bey ihm ſeine Gelehrſamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte, ſo bald fieng er auch an, Bücher zu ſchreiben. Aus der Größe ſeiner

Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefaſtet hatte. Ein Tractätchen von zwey oder drey Bogen war ein untrügliches Merkmaal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu eſſen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, ſo ſchrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der groſſen Theurung im Jahre 1687 ſchrieb er die Univerſalchronike aller Nordſcheine, welche ſich ſeit dem Tode Knuts hatten ſehen laſſen, in zwölf Bänden, groß Quart, mit Figuren, nebſt einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheiſten. Dieſes gelehrte Werk fängt ſchon an, rar zu werden, weil es gleich in den erſten Jahren ſtark verbraucht worden iſt.

Johann Ryle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle caſus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern anſehen, ob ſie gerechte Sache hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er ſehr ernſtlich zum Frieden, und ſchlug ihnen ſeinen Beyſtand ſchlechterdings ab; denn ſie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Weſſen er ſich aber einmal annahm, den verließ er nicht, ſo lange derſelbe noch einen Groſchen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil beſtund im Schwören. Er war auch ſelbſt vermögend, in einem Athem drey falſche Eide zu thun. Er verſtund ſich ſehr wohl auf die Kunſt, Zeugen zu machen. Der Schelmen und Diebe nahm er ſich recht väterlich an, und weſſen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomiſt. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht ſo dachten, als er. Kein Gelehrter durfte ſich blicken laſſen, den er nicht mit der Feder in der Fauſt anfiel. Eigentlich hatte er ſich auf nichts gelegt; aber eben um deſswillen glaubte er, er ſey geſchickt, alles zu beurtheilen, es möchte ſeyn, aus welcher Diſciplin es wolle. Er war aus Nordheim gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Nordheim waren. Beſonders in Druckfehlern hatte er eine ſtarke Einſicht, worüber er ſich oftmals ſehr luſtig machte. In ſeiner Schreibart war er ſo ſpöttiſch, wie ein Bootsknecht, und konnte ſchimpfen, wie ein Kunſtrichter. Hätten ihn die unterirdiſchen Einwohner der Stadt Keba gehabt; ſo würde er auf ihrem gelehrten Kampfplatzen der beſte Maſtbakus geweſen, und wenigſtens für dreyßigtauſend Ricatu verkauft worden ſeyn.

Urſel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Frau beſchreiben, der würde in einer Perſon ſo viel verwirrte und einander entgegenlaufende Charaktere finden, daß es unmöglich ſcheint, dieſelben aus einander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe beſonders drey Zeitpunkte feſtſetzt.

Der erſte geht bis in ihr dreyßigſtes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unſerer einfältigen Mutterſprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daſelbſt zuſammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer ſehr ſtrengen Abgötterey beſtund. Sie ließ ſich anbeten, und ſchien doch unempfindlich dabey zu ſeyn. Man mochte ſie einen Tieger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerſchwangere Wolken heißen, ihre Bruſt mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bey allem that ſie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter keine bewegten ſie nicht; ſie ſah dieſelben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Gönner ſchuldig wären: und dieſe hielten es ſchon für ein großes Glück, wenn ſie nur in ihrer Gegenwart ſeufzen konnten. Viele brachte dieſe angenommene Sprödigkeit beynahe zur Verzweiflung. Sie ſchwuren, daß ſie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und Dolch; ſie leben aber noch alle, dem Himmel ſey Dank, bis auf dieſe Stunde friſch und geſund. Man wird an dieſer Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich verſichere, daß ich in meiner Jugend ſelbſt einer von denen geweſen bin, welche unter dieſen verliebten Feſſeln geſchmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieſes Geſtändniß eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küſter an der Kreuzkirche, ſondern nur ein junger Menſch und Baccalaureus der Philoſophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechiſchen und lateiniſchen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewiſſe Zuverſicht, die norwegiſchen Schönen würden eben ſo wohl mit ſich reden laſſen, als jene. Ich wählte bey meiner erſten Anrede an dieſelbe die zärtlichſten Verſe aus dem Anakreon; es ſchien aber nicht, als würde ſie dadurch ſehr gerühret. Ich ſtrich meine Verdienſte heraus, und erzählte ihr, daß ich drey Diſputationen von den Pantoffeln der alten europäiſchen Völker gehalten hätte; dennoch blieb ſie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugniſſe, welche ich zu Kopenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrſamkeit wegen, von der philoſophiſchen und theologiſchen Facultät bekommen hatte; allein ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beſchwor ſie bey dem Rocken der Parzen, ſie möchte mit mir Erbarmung haben: aber umſonſt. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieſer Name war mir ſo unerträglich, daß ich halb raſend von ihr gieng. Kurz darauf geſchah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaßen zu den unterirdiſchen Einwohnern brachte. Dieſen Umſtand führe ich um deswillen hier an, weil er die wahre Urſache meiner damaligen Tiefſinnigkeit iſt, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, und meinem guten Freunde, Magiſter Eduarden, vertraute; denn ich ſchämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateiniſchen Donatſchnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unſre Sigridinn. Dieſe bezeigte Grauſamkeit war ihrer Natur ſo ſehr zuwider, als der Abſchied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben ſo wohl von Fleiſch, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen, und Diſputationen von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieſelbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte dieſe Spröde ſo zahm machen, als ein Lamm. Ich verſchweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unſerm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollſteiniſche Edelmann iſt noch vielen bekannt; er hätte freylich ſein Wort halten ſollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küſter, ſo dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreyßigſtes Jahr aus. Nunmehr kömmt der andre Aufzug, und die Rolle, welche ſie darinnen bis in ihr vierzigſtes Jahr geſpielt hat, iſt nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreyßigſte Jahr ſey bey der Schönheit dasjenige, was im menſchlichen Leben das groſſe Stufenjahr heißt. Man wird wenig Schönen finden, welche daſſelbe überleben; ich beweiſe dieſes mit dem Exempel unſrer Sigridinn. Um dieſe Zeit verlor ſich das Feuer ihrer Blicke, welches ſo viele Herzen in Flammen geſetzt hatte. Ihre Anbeter verſchwanden mit ihren Reizungen; man konnte ſie anſehen, ohne den Verſtand zu verlieren, und wenn ſie gleich unempfindlich that, ſo wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu ſeufzen an ſie. In öffentlichen Geſellſchaften war ſie bemüht, den Reſt ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigſtens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen vorſagte, deren ſie ſeit langen Jahren gewohnt war; aber umſonſt. Man rechnete ſie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht anſehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Dieſe bezeigte Kaltſinnigkeit machte ſie unruhig; ſie ſuchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch koſten, was es wolle. Ihre verſtellte Sittſamkeit verlor ſich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverſchämt; ſie ſuchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was ſie nicht mit Liſt hatte erlangen können. Nunmehr fieng ſie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren alle Geſtirne und Mineralien in ſeinen Verſen verſchwendet hatte; dieſer leichtſinnige Dichter war ſo boshaft, daß er ſie die Chronike von Bergen nennte, und ihre ungezähmte Aufführung dergeſtalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf ſie zeigte, und ſie nur die verliebte Alte hieß.

Die allgemeine Verſpottung brachte ſie in diejenigen Umſtände, in welchen ſie bis an ihren Tod geblieben iſt. Sie ſah ſich in ihren Abſichten betrogen, und hatte alle fleiſchliche Hoffnung verloren; deswegen gerieth ſie in Verzweiflung, und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, ſchien ihr ein Abſcheu und eine Mördergrube zu ſeyn; ſie ſeufzte, wenn ſie ein ſchönes Frauenzimmer ſah, ſie eiferte wider die unſchuldigſten Gefälligkeiten, die man artigen Perſonen erzeigte; denn dieſes, ſagte ſie, ſey der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt ſie für Eitelkeit, und Lockungen des Satans. Die Haare ſtunden ihr zu Berge, wenn ſie tanzen ſah. Schwefel und Pech würde das Geringſte geweſen ſeyn, das ſie auf dieſe verſtockte Rotte würde haben herabfallen laſſen, wenn ſie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngſte Tag vor der Thüre, als um ſelbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfiengen, die ſündlichen Kontangen zu tragen. Von keinem Menſchen redete ſie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, beſonders aber das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe. Wiederfuhr jemanden ein Unglück an ſeinem Körper oder an ſeiner Nahrung; ſo waren dieſes allemal augenſcheinliche Zorngerichte, welche über das böſe Geſchlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmſte Urſache war, ſah ſie ſchon in der Hölle brennen, und der ſollte ſchlechterdings nirgends anders, als auf dem Miſthaufen, ſterben; denn er war ein Gräuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf ſie ſehen; darum ſah ſie beſtändig gen Himmel. In Geſellſchaften mochte ſie niemand haben; darum gieng ſie einſam, und verſchloß ſich in ihr Kämmerlein, und beſeufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie ſtarb endlich alt und lebensſatt, und hinterließ in den Naſen ihrer Mitſchweſtern einen ſtarken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch dieſe Erzählungen zu viel, ſo bin ich gewiſſermaßen zu entſchuldigen; denn ſie hat mir es in meiner Jugend auch ſauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Hamulfo Humblus, ein lateiniſcher Mann, und geſchworner Feind ſeiner Mutterſprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegiſche Sprache in Aufnahme bringen, und gewiſſe Regeln der Schreibart feſtſetzen wollten. Ihm war es einerley, ob er Dyrer, oder Titer ſchriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erſte ſey recht, den hielt er wenigſtens für einen Grillenfänger. Wenn er aber ſah, daß jemand im Lateiniſchen ein D für ein T ſetzte; ſo ſchlug er die Hände über dem Kopf zuſammen, und vergoß die bitterſten Thränen über den Verfall der ſchönen Wiſſenſchaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweiſen konnte. Niemand verdiente, nach ſeiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigſten einen auctorem claſſicum edirt hatte. Er ſchrieb eine kritiſche Unterſuchung der Frage: Ob Horaz die triefichten Augen von dem Rauche ſeiner Oellampe, oder von den geſalznen Fiſchen bekommen habe, die er in der Jugend bey ſeinem Vater gegeſſen. Er behauptete die erſte Meynung; und weil ſein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meynung zugethan war, ſo warf er einen ſo tödtlichen Haß auf ihn, daß er ſich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demſelben verſöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er ſich ärgern, daß er das Podagra bekam; und als ſein College, der Conrector, ein Programma in ſeiner Mutterſprache ſchrieb, ſo ereiferte er ſich dergeſtalt darüber, daß ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch ſtarb.

Sephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen ſeiner Mutter als ein gehorſamer Sohn gewandelt hat, bis an ſeinen Tod. Er wünſchte für ſein Vaterland zu ſterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit ſeiner Kriegsdienſte vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt, aber nur von Hauſe aus. Etlichemal geſchah es, daß er mit ins Feld rücken ſollte; ſo bald er aber Ordre bekam, ſo überfiel ihn eine ſtarke Engbrüſtigkeit, und er überſchickte an ſeiner Stelle ein Atteſtat vom Stadtphyſikus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und von dieſer Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen aber war er zu Hauſe nicht müßig; denn er trank alle Tage die Geſundheit des commandirenden Generals und ſeiner übrigen Kameraden, die im Felde ſtunden, deren Wohlſeyn er dergeſtalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von ſeinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu ſonderbarem Troſte, daß er ſeine Hände niemals mit Blute befleckt hatte. Im übrigen war er kühn und unerſchrocken, und machte ſich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals ſeinen kriegeriſchen Beruf empfinden ließ. Es iſt eine bloße Verläumdung, daß ihm unſer Pfarrer Schuld gab, er ſey ein rechter Atheiſt, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geſchieht ihm zu viel; denn ich habe es ſelbſt gehört, daß er allemal über das andere Wort ſagte: Hol mich der Teufel! und daß er zu jeder Lügen ſchwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabey nicht ekel. Er gerieth einsmals beym Spielen mit einem ſchwediſchen Officier in Händel, welcher ihn herausfoderte. Allein unſer ſanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrloſt, daß ihm allemal Hören und Sehen vergieng, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deswegen ſchlug er die Ausfoderung vorſichtig ab, unter dem Vorwande: Er ſey der einzige Sohn ſeiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatiſchen Geſchlechts; wenn ein Unglück geſchähe, ſo könnte die Nachwelt um ſeine Kinder kommen, worüber er ſich ein Gewiſſen machte, und mit einer Hand voll Blut ſey ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahre bekam er Befehl, ſich allerdings marſchfertig zu halten, und weder ſeine Engbrüſtigkeit, noch andere natürliche Fehler vorzuſchützen. Dieſes war ein Donnerſchlag in ſeinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergeſtalt in alle Glieder, daß er bis an ſein ſeliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen ſeiner gebeugten Mutter ſtarb, und in Frieden zu ſeinen Vätern verſammelt ward.

Curt Stemhill. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend hohe Abſichten, und eine vornehme Einbildung von ſeinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtſchule zu Bergen ſtudirte, dachte er wenigſtens regierender Bürgermeiſter in ſeinem Vaterlande zu werden. In dieſen ſchmeichelhaften Gedanken beſtärkte ihn der Aberglaube ſeiner Mutter, welcher damals, als ſie mit dieſem Sohne ſchwanger gegangen war, geträumt hatte, ſie brächte einen Knaben mit einer ernſthaften Miene und einem ſehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Koppenhagen lernte er mehr Menſchen kennen, als er in ſeiner Vaterſtadt jemals geſehen hatte. Dieſes verringerte ſeine Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und er erklärte ſich bey ſeiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtſchreiberdienſte vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieſer Hoffnung ſah er ſich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daß er bey zunehmenden Jahren als Mägdleinſchulmeiſter an der Barfüßerkirche ſein Brodt verdienen konnte; welchem Amte er auch bis an ſein Ende mit der größten Ernſthaftigkeit und unermüdeten Fäuſten vorgeſtanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum ſeiner Mutter ſey erfüllt; denn ein regierender Bürgermeiſter habe höchſtens nur über Hals und Hand die Gewalt; ein Schulmeiſter hingegen herrſche mit unumſchränkter Macht über den ganzen Körper ſeiner Schulkinder.

Veit Segherſell, war aus einem adelichen Geſchlechte, und ein Todfeind aller Haſen und Füchſe. Mit Hunden und Pferden gieng er um, als mit ſeines gleichen, und liebte ihre Geſellſchaft am meiſten, weil er unter ihnen die vernünftigſte Kreatur war. Aus dem Umgange mit Menſchen machte er ſich nicht viel; denn ſie redeten allemal von Sachen, die er nicht verſtand. Mit der Bibel konnte er ſich gar nicht behelfen, deſto beſſer aber mit dem Erbregiſter, welches ſeine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücken, weil ihm ſein Pfarrer geſagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte ſich es auch nicht ausreden laſſen, daß dieſer Nimrod ein Landedelmann in Aſſyrien geweſen wäre. Um die Geſchichte auswärtiger Völker und ſeines Vaterlandes bekümmerte er ſich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf ſeine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen ſeiner Tapferkeit, wegen ſeiner Staatserfahrenheit, oder wegen andrer Verdienſte, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelſtand erhoben ward; denn er ſagte, wenn ſolche Verdienſte einen Edelmann machten, ſo wäre ihm und ſeines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippſchaft nichts nütze. Seine Wirthſchaft ward ſehr unordentlich beſtellt. War er nicht auf der Jagd, ſo ſaß er bey Tiſche, und alsdann war er vermögend, ſeine ganze hochadeliche Nachbarſchaft zu Boden zu ſaufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte ſie durch Proceſſe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber ſelbſt bald nach, weil er, wegen Schulden, ſeinem Verwalter das Gut überlaſſen, und den Reſt ſeines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fiſchen, und war zugleich ein Wechsler. Dieſe Lebensart ſtund ihm aber nicht länger an; er bemühte ſich alſo, Kapellan in der ſanvenſiſchen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienſt er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Menſch konnte begreifen, wie es zugienge. Er ſagte aber: wer in Bergen einen Dienſt haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakey, oder ein Hahnrey ſeyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu ſeinem Amte. Wer nur einen ſolchen Dienſt ſuche, zu dem er ſich ſchicke, der würde ſeinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutſcher könne ein Amtmann, ein Amtmann ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieſer gar leicht ein Kapellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne ſchmälen, und mit ſeinem Willen ſolle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin ſähe er nicht, was man an ihm ausſetzen wolle.

beſſo

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er ſollte ſein Handwerk lernen; er ſtellte ſich aber ſo dumm dabey an, daß man ſehr bald ſah, er habe weder Witz noch Verſtand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte dieſe große Blödigkeit des Sohnes einigen ſeiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er ſchickte ſich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieſer Entſchluß ward ins Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte ſtudiren; er lebte auch wirklich ſechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Univerſität zu Koppenhagen; ſodann abſolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte ſein Vater ſo wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen ſey. Er behielt ihn bey ſich, und war zufrieden, daß er ihn wenigſtens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufſicht über ſeine Hühner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich ſtarb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten ſich über unſern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umſtände änderten ſich auf einmal. Ein lübeckiſcher Kaufmann, welcher ſein Vetter war, ſtarb unvermuthet, und hinterließ ihm ein anſehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Beſitze deſſelben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in ſeinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkaſten ſeines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit beſitze, jährlich dreytauſend Thaler Renten zu heben, und ein ſammtnes Kleid zu tragen, der habe Geſchicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deswillen fand

er

kein Bedenken, ſich dieſen Titel zu kaufen. Die Laſt, welche nunmehr ſeine Excellenz, der Herr Strandrath, auf ſeinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu ſehr, als daß er länger vermögend geweſen wäre, ſich auf den Füßen zu erhalten. Er ſetzte ſich alſo in einen Wagen, und zwey muntre Pferde ſchienen recht ſtolz zu ſeyn, daß ihnen die Ehre gegonnt ward, dieſen theuren Mann, die Zierde des Vaterlandes, durch die Gaſſen zu ſchleppen. Er hatte ſich eine ernſthafte und tiefſinnige Geſichtsbildung zugelegt; in ſeinem Umgange that er ſehr geſchäfftig; er hatte aber in der That itzt viel weniger zu thun, als ehedem in ſeines Vaters Hauſe, weil er damals eine ganze Heerde Hühner fütterte, nunmehr aber nur ſeinen Mops abrichten mußte, an dem er einen guten natürlichen Verſtand zu verſpüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eiferſucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er verſicherte, daß er niemals an den Wiſſenſchaften einen Geſchmack gefunden, und gleich anfangs bey ſich gemerkt habe, daß er zu etwas größerm, als zu einem Schulfuchſe, geboren ſey. Durch die Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach ſeines Vaters Tode, das Gnadenbrodt gegeſſen hatte. Das konnte er ſich gar nicht einbilden, daß ſein Vater ein Schneider geweſen wäre; Adler zeugten nur Adler; und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Abſterben ſeiner Mutter, welche ihm in dieſer Sache ein großes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von denen Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unterthänigſter Devotion, überreicht wurden, weiter nichts, als den Titel. War dieſer recht anſehnlich und weitläuftig: ſo ſagte er, es ſey ein Carmen von einem guten [illegible], und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod iſt auch niemanden ſo nahe gegangen, [illegible] den bergiſchen Muſen. Wäre alles dasjenige wahr geweſen, was in den Leichenverſen ſtund; ſo würde der Verluſt unerſetzlich ſeyn, welchen das Vaterland durch das Abſterben dieſes Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch ſeinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegiſchen Reiche vorgegangen wäre.

Karl Hunding. Dieſer Mann hatte durch das Glück und durch ſeinen unermüdeten Fleiß ein anſehnliches Vermögen erworben; gleichwohl ſeufzte er beſtändig über die nahrloſen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit ſeinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Menſch würde viel erſparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte ſich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine geſtickte Weſte hielt er für eine Todſünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß ſie uns an den kläglichen Fall der erſten Aeltern, und an den Verluſt derjenigen Glückſeligkeit erinnern ſollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er ſich weder Strümpfe noch Hoſen; und je mehr dieſe zerlöchert waren, deſto näher glaubte er dem Stande der Unſchuld zu kommen. Alle ſeine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und betete nicht einmal ein Vater Unſer umſonſt; denn die Gottſeligkeit, ſagte er, ſey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs Aeußerſte gebracht, brachte, und genöthigt, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun; ſo brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder ſeinem Geſinde am Lohne wieder ab. Die Haut ſchauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Biſſen Brodt anſprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche dieſe nichtswürdigen Müßiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm ſeine Frau ein Kind zur Welt brachte, ſo oft klagte er, daß er in ſeiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären freſſende Kapitalien. Als ſie zum fünftenmale in die Wochen kam, ſo ſchien er ganz untröſtbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, ſo gerieth er in eine ſolche Verzweiflung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und ſie nach der Mode erziehen ſollte, der müſſe bankerot werden, er ſey auch ſo ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, ſo war er allemal ſo vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewiſſe Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und ſie würde ſich haben ſehr elend behelfen müſſen, wenn ſie nicht ſchön ausgeſehen hätte; auf ſolche Weiſe aber fanden ſich verſchiedne Liebhaber ihrer Waare, und ſie verſtand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieſes; er ſchien aber nicht eiferſüchtig zu ſeyn; denn er meynte, es müſſe jedermann mit ſeinem Pfunde wuchern, ſo gut er könne; ſeine Frau thue nichts umſonſt, und was ihm dadurch an der Ehre abgienge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne alſo mehr dabey, als er verliere. Er war mit ſeiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That ſeine Betrübniß darüber nicht bergen: doch zog er ſich nicht ſo wohl die Schande, als die Vermehrung ſeiner Familie, zu Gemüthe. Er wollte dieſe ungerathne Tochter enterben, als er hörte, daß ſie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber dieſen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieſer ſich erklärte, ſie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift; ſo kam er auf einmal wieder zu ſich ſelbſt, und hielt dieſe Begebenheit für die glücklichſte in ſeinem Leben. Sein ältſter Sohn war ſehr liederlich, und verſchwendete mehr Geld, als der Vater erſparen konnte. Weil ihm dieſer keines gab, ſo borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als funfzehn pro Cent nahm, ſo mußte auch der Sohn allemal ſo viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und ſtarb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verſtand noch verwirrter machte, als er bey geſunden Tagen geweſen war. Er redete von nichts, als Intereſſen, von böſen Schuldnern, und ſeinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdiſchen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Löſegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen; es thut nach itzigem Cours nicht mehr, als ein und drey Quart! Dieſes waren ſeine letzten Worte, und er verſchied.

Seine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte ſehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieſer Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungeſunden Geblüte zuſchreiben wollten. Wenn ſie betete, ſo betete ſie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern ſehen; wie ſie denn über die Unbußfertigkeit der verſtockten Welt ſich dergeſtalt betrübte, daß ſie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelſten Worte, und ſolche Formeln, welche etwas Verwirrtes in ſich faßten, waren ihre Kern- und Troſtſeufzer; ſie hielt dasjenige für die Sprache des Geiſtes, was die ſich ſelbſt gelaßne Vernunft nicht verſtand. Die Liebe des Nächſten rechnete ſie zwar mit unter das Ceremonialgeſetz, gleichwohl that ſie den Armen im Urſelinerkloſter viel Gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündigt, und dem chriſtlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann mußte ſehr viel bey ihr ausſtehen; denn wenn ſie betete, ſo zankte ſie, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie ihm ſo gar mitten in der Andacht ein Bund Schlüſſel an den Kopf geſchmiſſen hat. Ihr Ehrgeiz war unerſättlich; wenn ſie auch bey dem Gottesdienſte auf die Knie niederfiel, ſo mußte es doch nach der Rangordnung geſchehen. Sie hatte die Gabe zu wahrſagen, und Geſichter zu ſehen. Das Geſchrey einer Krähe war ihr ſo verſtändlich, daß ſie allemal wußte, wer davon ſterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenſter, ſo ward ſie dadurch mehr gerühret, als wenn unſer Kapellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn ſich ein Stern ſchneuzte, ſo fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eyern träumte, erſchrack ſie dergeſtalt darüber, daß ſie das Teſtament machte, und ſich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieſer Einbildung ſtärkte ſie ihr Mann, auf alle erſinnliche Weiſe, und war dabey ſo glücklich, daß ſie einige Wochen darauf ſtarb.

Friedlev Frohton. Dieſes hoffnungsvolle Kind hat ſein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann ſich über den frühzeitigen Verluſt dieſes tugendhaften Söhnleins noch itzt nicht tröſten. Er fand einen recht männlichen Verſtand an demſelben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich ſein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieſes Kindes verriethen, ſeiner Meynung nach, eine große Seele. Wenn es auf ſeinem Stühlchen ſaß, ſo machte es eine ernſthafte Miene, als ein Arzt, welcher bey dem Krankenbette ſitzt, und zweifelhaft iſt, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen ſterben laſſen will. Eben dieſe ernſthafte Miene hielt der aufmerkſame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß ſein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müßte; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upſal oder zu Kopenhagen geſchehen ſollte, welche Ungewißheit ihm viele ſchlafloſe Nächte machte. Schon im Geiſte ſtellte er ſich vor, wie anſehnlich der junge Herr Doctor **Frohton** in einer ſammtnen Weſte einher treten, und den Glanz ſeines väterlichen Hauſes empor bringen würde. Aber auf einmal verſchwand dieſe ſüße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Troſt, als dieſen, daß er unter ſeinen Händen ſtarb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Klyſtier zu ſetzen, als er verſchied. Sein Vaterland bedauerte er ſo ſehr, als ſich ſelbſt. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen; ſo waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben dieſe frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte ſich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahr leben kann, wenn der Verſtand der Geſundheit ſchädlich iſt.

Sivart Stärcoter, ein Aſtronomus, welcher am Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit ſo unermüdetem Fleiße beſchauete, daß er zu nichts weiter geſchickt war, als an die Geſtirne zu ſehen. Bey den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in dem Umgange mit Menſchen, zu wiſſen nöthig iſt. Er war dadurch ſo tiefſinnig geworden, daß er ſeiner ſelbſt vergaß. Mehr als einmal geſchah es, daß er des Morgens im Schlafpelze und ohne Hoſen ausgieng. Wer ihm begeg-

nete,

nette, dem ſah er ſtarr in die Augen, ſchüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem dieſen wußte ſeine Seele nichts; denn der Körper bewegte ſich nur mechaniſch. Kurz vor ſeinem Tode ſah er mich in der Kirche; er gieng auf mich los, packte mich bey der Halskrauſe an, und ſagte mit einer zerſtreuten und mathematiſchen Miene zu mir: »Die eccentriſche Anomalie »iſt der Bogen des eccentriſchen Zirkels zwiſchen der Linie »Apſidum; das ſollte Er lange wiſſen, und ich ſchäme »mich, daß ich es Ihm erſt itzt ſagen muß.» Darauf gieng er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken ſtehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigſten erwürgen wollen. Er hat ſich vielmals des Nachts aus den Armen ſeiner Frau geriſſen, wenn ihm eine aſtronomiſche Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieſes ſehr unerträglich vor, und ſie hat zu gewiſſen Zeiten mehr über die Sterne geſeufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand ſie Gelegenheit, die Abweſenheit ihres Mannes durch den Zuſpruch ſolcher Leute zu erſetzen, welche irdiſcher geſinnt waren, als jener. Je geſtirnter der Himmel war, deſto ungeſtörter blieb ſie in ihrem Vergnügen; nnd wenn der Mann eine Mondenfinſterniß zu beſorgen hatte, ſo konnte ſie gewiß glauben, daß er an ſie nicht denken würde.

Schreiben
eines
Gratulanten an den Autor;
nebſt den
Gedanken des Autors
darüber *).

Mein Herr,

Ich muß es Ihnen ohne Schmeicheley geſtehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, ſo oft Sie mir auf der Gaſſe begegnen. Sie ſind ein Autor; und da ich mit Ihnen, wie ich bald erweiſen will, gleiches Recht zu dieſem prächtigen Titel habe, ſo glaube ich, ein Autor kann den andern ſo wenig, als vormals bey den alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen anſehen. Sie ſchreiben aus Liebe zum Vaterlande; und ſo oft ich die Feder anſetze, ſo oft iſt dieſes meine Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leſer mit einer patriotiſchen Miene verſichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichſte Neigung gegen das menſchliche Ge-

---

*) Unter dem Namen, der Autor, ſind verſchiedne Stücke in die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes eingerückt worden. Gegenwärtiges findet ſich daſelbſt im Hornung 1744.

Geſchlecht überhaupt, habe mich auf den rühmlichen Einfall gebracht, ihre Glückſeligkeit durch meine Schriften zu befördern. Sie, mein Herr, haben alle gebührende Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und ich laſſe mir in dieſem Stücke alle Gerechtigkeit wiederfahren; denn das Wohlwollen, welches ich gegen mich hege, iſt ſo ſtark, daß ich mich für die vollkommenſte Kreatur unter der Sonnen halte, meine Schriften niemals ohne Bewunderung anſehe, und ihnen den billigen Vorzug einräume, welchen ſie vor allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflichten meines Berufs ſo genau, daß ich niemals ohne Verachtung an diejenigen Werke gedenken kann, welche künftig die Preſſe verlaſſen werden. Sie ſchreiben, ohne zu denken, (wenigſtens ſuchen Sie uns dieſes zu bereden,) und ich muß Ihnen zugeſtehen, daß Sie, nach meiner Einſicht, dieſen Charakter mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu behaupten wiſſen. Mir aber läßt dieſes, ohne Ruhm zu melden, noch weit natürlicher, als Ihnen. Wer mich kennt, und es kennen mich viel Leute, der giebt mir das Zeugniß, daß man gleich bey dem erſten Anblicke, bey den erſten Worten, die ich rede, auf die ſinnlichſte Art überführt werde, daß mich die Natur recht dazu erſchaffen zu haben ſcheint, ein Autor, nach Ihrer Erklärung, zu ſeyn; denn ich bin im Stande, viel Stunden hinter einander eine ganze Geſellſchaft zu unterhalten, ohne daß man die geringſte Spur eines Nachdenkens in mir entdeckt. Ich glaube, dieſes würde genug ſeyn, Ihre Hochachtung zu verdienen; allein Sie wiſſen wohl, mein Herr, daß ein Autor am liebſten von ſich ſelbſt redet, und um deswillen werden Sie es nicht ungütig nehmen, wenn ich Ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner autormäßigen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich mich nicht ſehr irre, daß Sie der Himmel mit aller derjenigen Herzhaftigkeit ausgerüſtet hat, welche Ihnen und Ihren Herren Collegen, in dieſem ſtreitbaren Jahrhunderte, ſo unentbehrlich iſt. Aber ſollten Sie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; ſo würden Sie an mir einen deutſchen Burmann, einen kritiſchen Panduren, mit einem Worte, einen ſolchen Kunſtrichter finden, der an Dreiſtigkeit, und, wenn ichs ſagen darf, an Unverſchämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unſerm Vaterlande ſo manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bey Ihren Schriften, mein Herr, haben Sie keine andre Abſicht weiter, als daß Ihr Name unſterblich, und die Bewunderung der ſpäteſten Nachwelt ſeyn möge. Dieſes iſt der einzige Umſtand, in welchem ich von Ihrer Sittenlehre abgehe. Ich ſchreibe zwar auch für die Nachwelt; deswegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigſtens ſcheint mir derjenige eine ſehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte und einem leeren Magen der Unſterblichkeit entgegen ſehen muß. Ich bin für das Vaterland geboren, und mein Vaterland iſt für mich da. Die Pflichten gegen mich ſelbſt bleiben mir allezeit die ſtärkſten, und ich empfinde den innerlichen Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieſes freye Bekenntniß bey Ihnen zum Nachtheil gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weis es aus der Erfahrung, daß ſie niemals großmüthiger thun, als wenn ſie die Freygebigkeit des Verlegers zur Unſterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, Ihnen dieſes alles im Voraus zu ſagen; denn nunmehr werden Sie wohl einſehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein ſolcher Autor bin, dem ſein Leben ſo lieb iſt, als ſein Nachruhm. Wollten Sie daran nur im geringſten zweifeln, ſo darf ich Ihnen nur ein Wort ſagen. Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünſchender Poet; denn es darf es kein Mäcenat oder keine Mäcenatinn wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein andres Feſt zu begehen, denen ich nicht auf einem großen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefſten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Urſache, verharre, der unterthänigſt gehorſamſte Autor. Ich würde mich gegen Sie, mein Herr, nicht ſo aufrichtig erklären, wenn Sie nicht ſelbſt ein Bekenntniß von Ihrem guten Geſchmacke in der Poeſie abgelegt hätten. Ich weis wohl, was für Poeten auf Ihre Hochachtung einen Anſpruch machen dürfen. Leute, welche die Poeſie zu andern Dingen, als zum Gratuliren und Condoliren, anwenden; Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunſt ſo wenig entdeckt ſind, daß ſie ihnen nicht, ſtatt aller Wiſſenſchaften, dienen können; Leute, welche das Amt, zu wünſchen, für ſo geringe halten, daß ſie dabey noch Zeit haben, etwas zu lernen; ſolche Leute, ſage ich, verdienen Ihre und meine Betrachtung eben ſo wenig, als alle Autoren überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft ſtehen. Da ich aber hiervon völlig frey bin; ſo würden Sie gegen Ihren Mitbruder ſehr barbariſch ſeyn, wenn Sie mir bey meinen Umſtänden, die ich Ihnen gleich entdecken will, Ihr Mitleiden verſagen wollten. Ich finde nämlich an meinem eignen Exempel, daß der Geſchmack an den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften leider in großen Verfall gerathen iſt. Es verlohnt ſich beynahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles erſprießliche Wohlergehen anwünſche. Ich erinnere mich der glückſeligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, ſich ohne unſre poetiſche Einſegnung zu Bette zu legen. Kein Magiſter durfte ſich unterſtehen, mit gutem Gewiſſen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigſtens ein Dutzend gedruckte Zeugniſſe von dem Beſitze der ſieben freyen Künſte aufzuweiſen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran gedenke,) wir göttliche Poeten, hatten an der Geburt und an dem Abſterben unſrer Nebenmenſchen eben ſo viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. So bald ein Kind auf die Welt kam, ſo ſchwuren wir, ſo lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuren Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauſes, ſo wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, ſo war keine Muſe auf dem Parnaſſe, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte; denn es fehlte oftmals dem Wohlſeligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Geld. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn ſo bald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weiſe Vorſehung ſeiner Mama, zum Prieſter der Gerechtigkeit eingeweihet wurde; ſo zog ich dieſe graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruft hervor, und ließ ſie die Weisheit des jungen Herrn Doctors bewundern. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie mit Erzählung ſolcher Sachen aufhalte, die Ihnen nicht fremde ſind, aber doch noch bekannter ſeyn würden, wenn Sie ſo, wie ich, unter Reimen und Wünſchen, grau geworden wären. Ich bin niemals weitläuftiger, als wenn ich auf die Glückſeligkeit der vergangenen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenat war. Es gehe mir, wie den alten Schönen, welche ſich derjenigen Jahre mit Wolluſt erinnern, da ſie der Gegenſtand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke geweſen, aber eben um deswillen ein gerechtes Mißfallen empfinden, da ſie nunmehr ihre Schönheit verſchwunden, und ſich von der Menge ihrer Anbeter verlaſſen ſehen. Wenn es ſo fortgeht, ſo muß ich der unglücklichſte Menſch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freyet, man ſtirbt, man wird geboren, und alles dieſes ohne mich. Nichts Böſes ſoll man den Leuten wünſchen; wünſchet man ihnen aber etwas Gutes, ſo wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Segen herkommen? Und ſind unſer verſteckten Mitbürger nicht ſelbſt Schuld daran, wenn ſie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es ſind itzt die letzten Zeiten, und die Atheiſterey, die Philoſophie, der Undank .... O mein Herr, die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran gedenke. Halten Sie mir meinen Eifer zu gute: Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches ſich um tauſend gute Wünſche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe vielmals den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche ſie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat. Sollte es nicht dem gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn ſie ein Gratulantenſpital errichtete? Wenigſtens ſollte es mir ein beſonders Vergnügen ſeyn, wenn ich den vorüberreiſenden Fremden die Armenbüchſe vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen Segen anwünſchen ſollte. Denn ich bin das Wünſchen gewohnt, und um deswillen ſollte mir dieſe Arbeit nicht ſchwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieſer gute Vorſchlag jemals zu Stande kommt, und um deswillen wird es nöthig ſeyn, daß ich auf andere Mittel ſinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorſchlag gethan, daß ich um die Stapelgerechtigkeit anſuchen ſollte, vermöge welcher nur ich allein, und ſonſt niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum, die Freyheit haben ſollte, meinem Nächſten etwas Gutes zu wünſchen. Allein zu geſchweigen, daß mir dieſer Vorſchlag ein wenig zu weitläuftig ausſieht; ſo fürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünſchenden Mitbrüder in die erbärmlichſten Umſtände ſetzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie ſind berühmt, mein Herr Autor. Sie ſind in den witzigſten Geſellſchaften bekannt, und ich höre, daß Ihre Worte nicht ohne Nachdruck ſind. Thun Sie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglücklichen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünſchen berſten möchte! Empfehlen Sie mich Ihren Leſern zu freygebigem Wohlwollen! Sagen Sie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu ſingen habe; ſo werden ſich Gönner genug finden, welche eine natürliche Begierde beſitzen, beſungen zu werden. Umſonſt können ſie es freylich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will ſie alle loben, ich gebe Ihnen mein Wort; und ob ich gleich die Verdienſte meiner Helden noch nicht weis, ſo gehört dieſes doch nicht zur Hauptſache. Ich bin verſichert, ſie werden nicht unerkenntlich ſeyn, und ſchon dieſes iſt lobenswürdig genug. Damit Sie aber auch wiſſen mögen, wie viel Sie ſich von meiner Fähigkeit zu verſprechen haben; ſo will ich Ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath ſchöner Gedanken, wovon die meiſten bereits ausgearbeitet ſind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf ſeine beſondern Umſtände eingerichtet haben, oder wäre er etwan gen. ſo glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu ſinnreichen und tröſtlichen Einfällen Anlaß giebt; ſo bitte ich, mir ſolches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar ſeyn, Sie können ſich darauf verlaſſen; und ich wollte nichts mehr wünſchen, als daß ich Ihren Vornamen wüßte, ſo ſollte ein ganz Dutzend Götter zu Ihrem Befehle ſtehen. Hier haben Sie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe ſteht gleich dabey, und Sie werden finden, daß ſie billig iſt. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

Ihr bereitwilligſter Freund und Diener,

der Gratulant.

Liſte
einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1) Der gedrückte, aber erquickte Apollo. 1 Thlr. 8 gl.

2) Der jauchzende Pindus über die höchſterwünſchte Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieſes iſt um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben.

3) Hiſtoriſch-genealogiſche Nachrichten, wie viele aus Verſehen den Gradum angenommen. Erſter Theil. Der zweyte Theil ſoll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk ſehr weitläuftig wird. 2 Thlr.

4) Le jour ſans pareil, oder die Sonne in Gala, bey dem höchſterwünſchten Geburts- und Namensfeſte

feſte ꝛc. ꝛc. koſtet wegen des franzöſiſchen Titels 4 gr. mehr, als gewöhnlich.

5) Die träumende Clio. 1 Thlr. NB. Dieſes iſt eine ſpitzige Satyre, und muß ohne Cenſur gedruckt werden. Ich habe mich niemals in dieſes Feld gewagt; aber zu itziger Zeit braucht man nichts, als Muth dazu.

6) Der Eſelskopf, noch eine Satyre, nach dem heutigen Geſchmacke, in der ironiſchen Schreibart abgefaßt. Iſt nur für Leute, welche ſich meiner Geſchicklichkeit bey Streitſchriften bedienen wollen. 1 Thlr. 12 gr.

7) Zwey Dutzend Sonnette von verſchiedenem Inhalte, in welchen der letzte Vers allemal der ſchönſte iſt, weil der geneigte Leſer daſelbſt aufhören kann. Das Stück 8 gr.

8) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil ich die Pointen unterſtrichen habe. Das Stück 12 gr. Es kann aber auch in Batzen gezahlt werden.

9) Wohlgemeynter Himmelsſturm bey dem glücklich erlebten neuen Jahre. 16 gr.

10) Die erbärmliche Verzweiflung der Götter, bey dem Grabe u. ſ. w. Bey der Bezahlung richte ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr viel oder wenig Tugenden andichten muß.

11) Hitziger Streit zwiſchen der Tugend und einer reichen Weſte, entſchieden von der liebenswürdigen N. N. bey ihrer Verbindung mit u. ſ. w. ein Schäfergedicht, iſt unter Brüdern 2 Thlr. 2 gr. 6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn es baar bezahlt wird.

12) Hymen und die Reue, bey der im Himmel geſchloßnen Ehe ꝛc. ꝛc. Dieſes Stück will ich um 12 gr. laſſen, weil es mir ſchon lange auf dem Halſe liegt.

13) Trauer- und Leichenrede über den gewaltſamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeynter Wunſch, als der Wohledle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr, Herr . . . von . . der . . eifrigſt Beflißner, auf der hohen Schule zu . . die ſchon längſt verdiente höchſte Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten ſehnlichen Wünſchen, rühmlichſt erhielt ꝛc. Dieſes Stück wird umſonſt ausgegeben.

14) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdienſten des ꝛc. ausgeſtellt von Alethophilo, kaiſerlichen geſchwornen Notario. Es darf ſich niemand durch den Titel abſchrecken laſſen, denn es iſt poetiſch ausgeführt. 1 Thlr.

15) Die Blindheit des Schickſals, ein Leichengedicht. Iſt durch und durch philoſophiſch, weil ich es ſelbſt nicht verſtehe, und wider die Anhänger der beſten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müſſen die Preiße doppelt bezahlen, denn ich ſchreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten.

Der rechtſchaffne Mann! Wie ſehr würde ich dem guten Geſchmack aufhelfen, wenn ich ihn bey der Welt in einiges Anſehen ſetzen könnte! Es iſt ohnedem aus mit meiner Poeſie; es iſt ganz aus damit, denn man hat andre Begriffe von ihren Regeln und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorſchläge, die er indeſſen von mir erwarten kann, ſind leicht vorauszuſehen. Ich bin der Autor; ich rathe alſo zum Drucke. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn ſie ſeine Wünſche beyſammen ſiehet! Wenigſtens können doch die Einkünfte davon auf einige Zeit ſeine Seufzer hemmen. Sollte ſich aber, weil der Geſchmack ſehr böſe iſt, kein Verleger finden; ſo will ich ihm eine Heurath vorſchlagen, die ich vielleicht ſelbſt ſuchen würde, wenn keine Philippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche ſchon vergangene Michaelmeſſe bey meinem Verleger eingelaufen, aus Verſehen aber liegen geblieben iſt, wird ihm mehr Licht geben.

Allerſchönſter Herr Autor,

Als ich geſtern meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftſteller ſich in der Allee ſehen laſſen, auch daſelbſt ſpatzierte, um aus der Geſichtsbildung die Gemüther der Menſchen zu unterſuchen;

chen; ſo begegnete mir eine ungemein artige Perſon, welche ſich vor den andern allen unterſchied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite geſtemmt, und ſah ſehr ernſthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und ſchien ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt zu ſeyn. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehte den Hut in die Runde, und als er bey mir vorbey gieng, wäre er aus Tiefſinnigkeit beynahe hingeſtolpert. Ich bin von Stund an in ihn verliebt geworden. Waren Sie es, allerliebſter Herr Autor? Ich bin eben nicht häßlich, und habe ein ziemliches Vermögen, daß ich Sie daher mit Dinte, Feder und Papier wohl verſorgen wollte. Ich ſterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin,

Allerſchönſter Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerinn,

Eliſabeth Contuſch.

N. S. Da ich unter meiner eignen Gewalt und Aufſicht ſtehe, ſo mag ich, ob ich gleich ſchon Doctorinn und Licentiatinn heißen könnte, doch keinen andern, als den Autor, heurathen. Ich laſſe mir alle Morgen, bey dem Nachttiſche, wenn ich mir die Haare und das Geſicht zurichte, ein Stück von Ihren Schriften vorleſen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es iſt, als wenn ich mir noch einmal ſo gut gefiele, wenn ich Sie ableſen höre. Wo ich mich erinnere, ſo hatte der Herr ein rund Geſicht, mit einer breiten Stirne.

Es iſt nichts Gewiſſers, als daß ſich die Jungfer Contuſch in ihren Muthmaßungen geirrt hat. Ich ſage es zum andernmale, daß mich meine Arbeit nicht ſo viel Mühe koſtet, daß ich nöthig hätte, dabey tiefſinnig auszuſehen. Ich pflege auch nicht nachzudenken, wenn ich ſpatzieren gehe; ſondern meine Schreibtafel ſetzt mich in Stand, auch da zu ſchreiben. Unfehlbar hat ihr alſo ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der Zufall, wenn es mein Herr Client geweſen wäre! Ich weis von guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor Ungeduld geſtorben iſt. Ich werde mir alſo ein beſonderes Vergnügen machen, zwo Perſonen zu vereinigen, die für einander geboren zu ſeyn ſcheinen. Wie artig wird es nicht laſſen, wenn er ihr zu der Zeit, da ſie ſich das Geſicht zurichtet, ſeine Gedichte vorlieſt! Ich finde ohnedem in der Liſte ſeiner Werke nichts Verliebtes, und es wäre Schade, wenn er der Welt ſein poetiſches Talent, von einer ſo gefälligen Seite verbergen wollte. Vielleicht ſtillt er mein Verlangen, wenn er wegen ſeines Magens in Sicherheit iſt. Weil aber ein gewiſſer berühmter Schriftſteller ſagt, daß man ſeit Erſchaffung der Welt ſchon einige Beyſpiele von dem Eigenſinne des ſchönen Geſchlechts aufzuweiſen hätte; ſo könnte es leicht kommen, daß die Jungfer Contuſch ihr Glück nicht erkennen, und eine Heurath ausſchlagen wollte, wodurch ſie alle Züge ihres Geſichts verewigen könnte. In dieſem Falle erſuche ich meinen Herrn Clienten, nur nicht zu verzagen. Ich will für ihn ſorgen. Nach dem Entwurfe, den ich mir von meiner künftigen Hoheit gemacht habe, iſt es nunmehr Zeit, Streitſchriften anzufangen. Eheſtens werde ich meinen erſten Feldzug antreten. Mein Herr Client ſcheint über Ehre und

Schande weg zu ſeyn, und ſolche Leute ſind zu brauchen. Man frage mich nicht, wo meine Feinde ſind, und wodurch man mich beleidigt habe? Vielleicht werde ich böſe, daß mich niemand böſe machen will. Ich weis freylich noch nicht recht, was ich für eine Urſache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es iſt aber mein Troſt, daß es nur Kleinigkeiten ſeyn dürfen, weswegen wir Autoren das Recht haben, uns unſinnig anzuſtellen. Crede mihi, leuia ſunt, propter quae non leuiter excandeſcimus, qualia quae pueros in rixam et iurgia concitant. Nihil ex his, quae tam triſtes agimus, ſerium eſt, nihil magnum. *Seneca.*

Beweis,
daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind,
bey einer gewiſſen Gelegenheit im Jahre 1737 verfertigt *).

Nein! Länger ſchweig ich nicht! Mein Zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunſt ſpottet,
Ihr mit dem Falle droht, und ſich zuſammen rottet.
Drey ganzer Jahr hab ich geduldig zugeſehn,
Wie ihre Feinde ſich verſchworen, ſie zu ſchmähn,
Wie weit die Barbarey in ihrer Wut geſtiegen;
Und dennoch hab ich ſtets vor Furcht und Gram geſchwiegen.

Vor dieſem, wenn Lucil von Verſen übel ſprach,
So ſchlich ihm unvermerkt mein junger Satyr nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spötter der Gedichte,
Mit ungeſtrafter Hand, die Larve vom Geſichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war:
Mein reiſender Verſtand bemerkte die Gefahr.

Mein

---

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Wintermonat, 1741.

Mein ſcheuer Satyr ſah das klägliche Geſchicke,
Das Vers und Wahrheit traf; beſtürzt wich er zurücke,
Warf ſeine Geißel hin, und fluchte ſeiner Kunſt.
Die Muſe winkte mir, und hielt mir ihre Gunſt
Und mein Verſprechen vor; ſie drohte, mich zu haſſen,
Verhieß, und bat. Umſonſt! Ich ſchwur, ſie zu verlaſſen;
Ich ſchwur, und hielt es auch. Doch endlich ſiegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und ſchweige länger nicht;
Die größten Fehler ſuche, durch freches Splitterrichten,
Der ſchönſten Poeſie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geiſt, ein zweyter Lohenſtein,
Des Phöbus-Hofpoet und erſter Günſtling ſeyn,
Und der geneunten Zahl, mit reingewaſchner Lippe,
Im gläſerhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch ſtreun; bricht ſein erhitzter Muth,
Beſchwängert von der Kunſt, durch Flammen, Blitz und Glut;
Ruft er der Schwefelbrunſt der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft den Styx zuſammen;
Tanzt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunſt des Herzens Marmor ſchmelzt;
Läßt er rund um ſich her des Unglücks Nordliche glänzen;
Lacht er in Gleichniſſen, ſeufzt Chrien, weint Sentenzen:
So kömmt ein Zoilus, und ruft: »Der Dichter ſchwillt!
»Sein ganzer Vers iſt Rauch, ſein Kopf mit Dunſt erfüllt.

»Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
»Im Paroxyſmus ſingt, und Oden phantaſiret.«

Wenn unſer Seladon ſo ſüß und lieblich ſingt,
Und ſeiner Lalage Zimmt, Moſch und Biſam bringt,
Cryſtall und Perlen weint, den Kiel in Nektar tauchet,
Zibeth und Kalmus kaut, und Ambra von ſich hauchet,
Auf Nelken, Klee, Jeſmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein Weſt bey ſeiner Schönen weht,
Beklagt, daß ſeine Pein kein Thau, kein Balſam lindert,
Die neue Welt erſchöpft, und die Levante plündert,
Zu ſagen, daß ſein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angeſicht, das wie die Venus ſtralet,
Von Blumen aller Art, ein ganzes Chaos malet:
Was meynt ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er ſo koſtbar reimt? Was iſt ſein ganzer Lohn?
Man lachet über ihn. Der Neid, ſtatt ihn zu preiſen,
Eilt gleich, ihm ſeinen Platz im Tollhaus anzuweiſen.

Rächt, Muſen, euch und uns! Seht, wie die dreiſte Welt
Von Bürgern eures Reichs ein ſchnödes Urtheil fällt!
Straft ſie . . . Doch haltet noch mit eurem Zorn zurücke!
Es giebt der Spötter mehr! Kommt! Werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke ſchnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorbeer raubt;

Ja gar, o Frevelthat! . . . ja gar, ach, ſoll ichs ſagen! . .
Den Reim, den edlen Reim, will aus den Verſen jagen.
Eilt, Muſen! Reißt den Blitz aus eures Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!
Und kommt, und kämpft, und ſiegt, und ſchlagt die Feinde nieder,
Und ſchützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutſcher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Muſen redlich liebt!
Ihr, denen bloß der Reim die ganze Größe giebt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutſchlands heißet,
Und euch vor Hunger ſchützt! Denkt, was man euch entreißet,
So bald man euch den Reim, den Witz der Verſe, nimmt!
Daß unſer großer Dav noch ſeine Saite ſtimmt,
So manchen Namenstag in Demuth feſtlich feyert,
Und mit geſchickter Hand die Mahlzeit ſich erleyert;
Daß Mäv, der unſre Stadt durch ſeinen Ruhm erhebt,
Er, ſeiner Brüder Schmuck, im Ueberfluſſe lebt;
Daß Clelia nicht ſtolz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umſonſt nach ihren Küſſen ſchmachtet;
Daß Stentor ſich mit Luſt im Kupferſtich erblickt,
Und ſich die halbe Welt vor ſeinem Lorbeer bückt;
Daß ihr [illegible] Pegaſus nicht darf ſo ängſtlich ſchäumen:
Dies alles macht allein die Kunſt, geſchickt zu reimen.

Die Wahrheit ſchützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das ſchönſte Liederbuch,
Das zierlichſte Sonnet, das längſte Hochzeitcarmen;
Und ſtreicht die Reime weg.' Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, ſo lieblich es erſt in die Ohren fiel,
Nur Scherze, ſonder Kraft, ein froſtigs Wörterſpiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geſchwätz, das man beym Pöbel beſſer höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erſchafft!
»Der Reim? Wie? Dieſer Zwang, der das Gedicht »entſeelet?»
So wirft ein Tadler ein. »Der Henker, der uns quä»let,
»Der Ordnung und Verſtand auf ſeine Folter ſtreckt,
»Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angſt erweckt,
»Selbſt den geduldigſten der Leſer oft ermüdet,
»Der Wahrheit und Natur in ſchwere Feſſeln ſchmiedet.
»Das Feuer . . .» Frevler, ſchweig! Des Zwanges Mühſamkeit
Bringt gegen ihn dich auf; und was du ſprichſt, iſt Neid.
Wie ſollte wohl der Reim Verſtand und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geiſt und Feuer mindern?
Geh! Zähle ſelber nach! Sieh! viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde ſpricht,
Daß ſie den größten Schmuck aus alten Dichtern ſtehlen,
Daß ihnen Feuer, Geiſt, Verſtand und Ordnung fehlen;

Sie reimen gleichwohl nicht. Daß zwar ſo mancher ſitzt,
Und voll Verzweifelung bey ſeinem Hübner ſchwitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die Hände kläglich ringet,
Und doch, nach langer Quaal, kein glückliches Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß; das alles glaub ich dir,
Das alles geb ich zu: ich ſeh es wohl an mir.
Was iſt es aber mehr? Ein inniges Ergetzen,
Wenn man den Reim erhaſcht, weiß alles zu erſetzen.

Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
Den ſchönſten Einfall her, an den man nie gedacht!
Geſetzt, es ſchlöſſe ſich der erſte Vers mit Wonne:
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe Sonne.
Er denket weiter nach; er folgt der edlen Spur,
Beſchreibt den ganzen Bau der wirkenden Natur,
Erwiſcht den groſen Bär, beſinnt ſich auf Calliſten,
Verflucht die Eiferſucht, beſeufzet, daß die Chriſten,
(Gleich brachte mich der Reim auf unſer Chriſtenthum,)
Beſeufzet, daß die Welt ſo wenig nach dem Ruhm
Vergnügter Ehe ſtrebt, und ſaget uns zur Lehre,
Daß ſich ein Mädchen leicht in einen Bär verkehre.

Ihr Feinde dieſer Kunſt, geſteht es, daß ihr irrt!
Hört ſelbſt, wie ſchlecht ein Vers dem Ohre ſchmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es, bloß zu ſcandiren!
Verſuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren?
„Tartüff, der alte Schalk, betrügt die ganze Welt;
„Sevil iſt liederlich; Criſpin ein dummer Kerl;

»Stax macht gelehrten Wind; Neran verdreht die »Rechte;
»Florindchen lebt verhurt; und Harpax iſt ein Knicker;
»Clitander . . .» Doch genug! Ihr gähnt und ſchlummert ein;
Ich ſchlummre ſelber mit. Was könnte trockner ſeyn?
Ein angehängter Reim kann alle Schäden heilen.
Verſucht es nur einmal! verändert dieſe Zeilen,
Und ſprecht: »Tartüffe bleibt ganz unverbeſſerlich;
»Sevil lebt mit der Welt; Criſpinus lebt vor ſich;
»Stax iſt ein weiſer Mann; Neran ein Advocate;
»Florindchen lebt galant, und Harpax hält zu Rathe.»
Sagt ſelbſt, nimmt dieß das Ohr nicht ſchmeichelhafter ein?
Man lieſt, man lobet euch. Geſteht es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! fangt an, euch zu bekehren!
Verſöhnt der Muſen Zorn, und lernt den Reim verehren!

Es lebe, was ſich reimt! Schon ſtimmt mir Deutſchland bey,
Daß ein geſchickter Reim der Dichtkunſt Kleinod ſey.
Ich kann zu meinem Ruhm die Schutzſchrift nun vollenden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in Händen.

Ein Traum
von den
Beſchäfftigungen der abgeſchiedenen Seelen *).

. . . *Locus eſt et pluribus umbris.*

Die Seelen beſchäfftigen ſich nach der Trennung von ihren Körpern am liebſten mit denen Sachen, an welchen ſie im Leben auf dieſer Welt ihr größtes Vergnügen gefunden haben. Dieſer philoſophiſche Lehrſatz, welcher noch etwas älter iſt, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beſte Welt und den zureichenden Grund verdrängen ſoll. Nur will ich wünſchen, daß es nicht dem Grunde des Widerſpruchs eben ſo gehen möge. Denn wenn dieſe drey Stücke alle auf einmal abkommen ſollten; ſo dürften unſre philoſophiſchen Bücher in dreyßig Jahren eine ſehr altväteriſche Miene machen, und ihre tiefſinnigſten Schriften, welche ſie und ihre Verleger ihn bewundern, eben dem Schickſale unterworfen ſeyn, welches diejenigen Familiengemälde trifft, die man, wenn es hoch kömmt, bloß der alten Tracht wegen als eine Rarität noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelſten Winkel des Hauſes ſtellt, um niemanden zu ärgern. Dem ſey, wie ihm wolle; eine jede Sache iſt der Mode unterworfen, und die Philoſophie am meiſten *). Wenigſtens ich werde mich über den Verluſt dieſer drey philoſophiſchen Univerſalrecepte tröſten laſſen; wenn ich nur erfahre, daß meine abgeſchiedenen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieſes Grundſatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektriſchen Experimenten. Ich habe demſelben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine ſolche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein Poet ſeyn kann, der im Namen eines andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis beſingt.

---

*) Dieſer Traum ward zum erſtenmale durch den Druck bekannt gemacht in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 1ſter Band, 4tes Stück, 1744.

Eben dieſes iſt Urſache, daß ich heute meinen Leſern einen Traum von den Beſchäfftigungen der abgeſchiedenen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern vorlege. Im voraus aber muß ich ei-

nes

---

*) Der geneigte Leſer wird dieſes mit mehrerm ausgeführt finden, in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbeſſerten Druckers, welche künftige Meſſe zu Cölln ans Licht treten ſoll, und worinnen ich unter andern durch Zeugen und Documente bewieſen habe, daß der Ruhm des leibhaften Newtons unſers Vaterlandes, des philoſophiſchen Herrn *** die großen Manſchetten nicht überleben werde.

nes und das andre erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verſchiedne Freyheiten betrifft, ſo ich mir darinnen genommen habe.

Ich will es niemanden im Ernſte zumuthen, daß er glauben ſoll, ich habe wirklich alſo geträumet, ungeachtet es eben nicht unwahrſcheinlich iſt. Ich kann es zwar nicht läugnen, der Traum iſt ziemlich lang gerathen; aber in der Stadt, wo ich mich aufhalte, ſchlafen die Leute viel länger, als an andern Orten, und alſo träumen ſie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich ihn in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewiſſen Zeiten lauter Nacht, und faſt gar keinen Tag hat? Allein, ich habe nicht Urſache, ſo viel Umſtände zu machen. Ich will es nur frey bekennen, ich habe geträumt, damit ich ſchreiben wollte. Dieſes kann genug ſeyn, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer Beweis fodert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verſtehen. Ohne Ruhm zu melden, weis ich alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man ſchläft über dieſem Nachſinnen unvermerkt ein; man ſagt im Traume etwas, das man vielmals nicht ſagen würde, wenn man wachend und ſeiner Sinne mächtig wäre; man erwacht unvermuthet. Kein einziges von dieſen Stücken habe ich in meinem Traume ſo beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte ſeyn ſollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neueſten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeſchlafen; und was meinen Leſern etwan wiederfahren ſollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier ſteht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advokat bin, ſo kann ich bey meinem zarten Gewiſſen bezeugen, daß mich dieſer Traum um manche Stunde Schlaf gebracht hat. Ich bin nicht unvermerkt aufgewacht; dieſes braucht keines Beweiſes, man darf nur bis zum Ende leſen. Mit einem Worte, alles dieſes wird man in gegenwärtiger Schrift nicht finden, und dennoch muß ſie, Trotz allen Kunſtrichtern, ein Traum ſeyn, eben ſo gut, als Herrn *** Träume, nach ſeiner Meynung, mathematiſche Beweiſe ſeyn ſollen.

Von den Freyheiten muß ich noch etwas ſagen, welche ich mit in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeſchiedenen Seelen niemals ohne Kleider, und dergleichen Geräthe, erſcheinen laſſen. Ich kann eben nicht ſagen, daß dieſes aus einer beſondern Schamhaftigkeit geſchehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unſrer jungen Herren und einiger meiner Leſerinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerſeelen keine Halstücher, ſondern, wenn es hoch kömmt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe wichtige Urſachen, warum ich will, daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beybehalten ſollen. Wie viele derſelben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich ſo unbarmherzig, einigen ihre reichen Weſten zu rauben, wie viel hochwohlgebohrne Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verſtoßen, welche doch in ihrem Leben zum unſterblichen Ruhme ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beym pyrmontiſchen Brunnen geſchimmert haben! Das iſt noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarinn, dem witzigſten Frauenzimmer unſrer Gaſſe, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andre weſentliche Stücke ihres Verſtandes contreband gemacht hätte: was würde ſie in dieſer philoſophiſchen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal ſo ſchweren Todeskampf ausſtehen, wenn ſie befürchten müßte, daß ſie in jenem

Leben ohne Reifrock und Fächer erſcheinen ſollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unſrer galanten Stutzer ſtehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläſer zu brauchen, oder wenn ich ſo pedantiſch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern und zu pfeifen! Nein, das ſey fern! Sie ſollen trällern! Sie ſollen pfeifen! und Celinde kann freudig ſterben, ſo bald es ihr gefällt, denn ſie ſoll auch ihren Mops mitnehmen!

Nunmehr wäre der erſte Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt. Es wird mich bey weitem ſo viel Mühe nicht koſten, die andern Freyheiten zu entſchuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unſre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr iſt, daß die Seelen nach ihrem Abſchiede aus dieſem Leben dasjenige am liebſten thun, womit ſie ſich in der Welt am meiſten beſchäfftigt haben; ſo muß folgen, daß die deutſchen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unſer Land kommen. Unſer gelehrter Herr Profeſſor Quintus Calpurnius, deſſen gründliche Noten und edirte Schriftſteller ihn wenigſtens auf drey Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutſchem Pöbel; aber man merkt es ihm an den Augen, an ſeinen Geſprächen, und an ſeiner ganzen Aufführung an, daß ſeine Seele weit von hier iſt, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht ſogleich nach ihrer Auflöſung vom Körper unter die verfallnen Gemäuer des alten Latiens ſich verkriechen, oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen ſollte, um ihren edlen Hunger nach Antiquitäten zu ſtillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Abſätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends als

bey

ders antreffen, als in den Thuillerien zu Paris; es müßte denn ſeyn, daß ihn der Wohlſtand nöthigte, nach Verſailles zu eilen, um dem Könige früh Morgens beym Aufſtehen das Hemde zu reichen; denn eben dieſes iſt dasjenige, was er ſich itzt am meiſten wünſchet, und wozu er, nach dem Urtheile der vernünftigſten Leute, ſich am beſten ſchickt. Sollten alſo die Seelen der Ausländer bey uns nicht eben ſo wohl etwas finden, welches ſie neugierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle gar nicht dran. Burmanns Seele, die Seele des Bentley, die verketzernde Seele des Jurieu werden in Deutſchland an mehr als an einem Orte die angenehmſte Beſchäfftigung und hundert theure Mitglieder der gelehrten Welt finden, welche ihnen den Rang ſtreitig zu machen ſcheinen. Vielleicht iſt Addiſon mehr als einmal auf meiner Studierſtube geweſen, um zu ſehen, wie ſich ein Deutſcher geberdet, wenn er ein Chronoſtichon macht. Sollte es wohl mit den abgeſchiedenen Seelen der Franzoſen anders beſchaffen ſeyn? Sie mögen uns gleich hundertmal Verſtand und Witz abſprechen; darinnen ſind ſie doch einig, daß unſer Brodt nahrhaft iſt, und je mehr ſie auf uns läſtern, deſto dienſtfertiger ſind wir, ſie zu ernähren, itzt wie ein Papagoy bloß dadurch das Futter verdient, daß er ſeinen Herrn einen Hahnrey, und die gnädige Frau eine Hure heißt. Was iſt wohl natürlicher, als daß ſie auch nach ihrem Abſterben in dasjenige Land kommen, wo keiner ein Narr iſt, der franzöſiſch reden kann? Vielleicht flattert itzt, indem ich dieſes ſchreibe, mancher hungrige Marquis über unſrer Stadt, und ſchimpft uns, damit er eine Ritterzehrung erhalten möge.

Dieſer Vorbericht war nöthig. Ich komme nunmehr zum Hauptwerke.

Mir träumte, ich ſey geſtorben. Ich ſah den Körper, von dem ſich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redutenmaske; oder Koch ſeine theatraliſche Kleidung anſieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde nicht gern ſehen, wenn mir jemand hierinnen widerſprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung ſtören, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper ſo gleichgültig anſehen könnte. Bey mir iſt dieſes gar nicht unwahrſcheinlich. Ich bin in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, in welcher kein junges Herrchen war, als des Amtmanns Sohn, und der Stadtſchreiber. Ich habe um deswillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, ſich mit ihrem Körper am meiſten zu beſchäfftigen; zu geſchweigen, daß mein Körper eben nicht ſo gebaut geweſen, daß er mich in dieſem Stücke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu beſonders ſorgfältigen Beſchäfftigungen bewogen hätte. Ich berufe mich hierinnen auf den guten Geſchmack meiner verſtorbenen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange ſie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden vermeynte, als bey mir. Ich verlange alſo, daß man wenigſtens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig ſeyn ſollte. In Sachen, welche die Körper und Menſchengeſichter angehen, kann man dem Ausſpruche ſolcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, ſicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verſtand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweiſe fordere. Dieſe kleine Ausſchweifung iſt um ſo viel nöthiger geweſen, je mehr einem Geſchichtſchreiber daran liegt, daß man gegen ſeine Erzählungen nicht mißtrauiſch ſey, oder ſeine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte alſo von meinen Leſern ohne weitere Complimente, daß ſie in dieſe Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel ſetzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, ſolches zu glauben; denn dieſe beſchäfftigt ſich mit nichts, als mit ihrem Geſichte, und einigen ſeufzenden Schäfern, denen nichts, als ihr Körper, und ſehr wenig von der Seele bekannt iſt, es müßte denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grauſame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen ſeyn, welche die arkadiſchen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden ſchaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es alſo immer nicht glauben; ich bin es zufrieden. Sie ſoll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beſtändig um ihren Nachttiſch, vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herum flattern, und vielleicht ſelbſt beſchäfftigt ſeyn wird, dieſen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

So bald ich meinen erblaßten Körper vor mir ſah, ſo eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mürriſchen Gelehrten werfen uns beſtändig den Nachttiſch vor, und vielmals begehen ſie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unſerm Nachttiſche kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben ſie mehr Eitelkeiten, als wir mit unſrer Schminke und mit dem Brenneiſen. In ihren Schriften bewundern ſie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit wenigerer

Gewiſſheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, andern zu gefallen, ihre Eiferſucht . . . . Es iſt alles wahr, Chloris; aber izt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welc[illegible]d vielen Gelehrten ſo natürlich iſt, der Feder[illegible]gen, um zum Troſte meiner kritiſchen Mitbrüder dieſe wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entſetzen, da meine abgeſchiedne Seele, als ein Geiſt, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu ſchreiben! Ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deswegen überfiel, und dergleichen Angſt empfindet wohl niemand, als ein Poet, welcher einen Reim ſucht, und ihn nicht erhaſchen kann. Siebenmal, und noch ſiebenmal bemühte ich mich, zu ſchreiben; aber allemal umſonſt. Ich wollte ein gewiſſes Regiſter aufſchlagen, welches mir ſo oft in meinen gelehrten Wehen geholfen hatte; aber auch dieſes zu thun war ich nicht im Stande. Ich ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und bedauerte, wegen dieſes unerſetzlichen Verluſts meiner entworfnen Schrift, den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde ſagen, daß ich mich ſelbſt bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in dieſem Punkte ſo offenherzig zu ſeyn. Genug, ich ſah, daß es mit meiner ganzen Gelehrſamkeit aus war, weil ich nicht mehr ſchreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieſes, daß ich zum Bücherſchranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher überſah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daſeyn erhalten hatten. Hier ſtund ich ſo vergenügt, und entzückt, wie Aeltern, welche zwar ſelbſt keine Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen, welche ſie bereits ans Licht der Welt gebracht haben, aus ſchmeichleriſcher Eigenliebe ſo viel Verſtand und Geſchicklichkeit bewundern, als außer ihnen ſonſt niemand wahrnehmen kann.

Vielleicht würde ich [illegible] Entzückung noch lange geblieben ſeyn, wenn ich nicht [illegible] Traume das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten ſo hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Iſt er todt? Iſt er auch gewiß todt? ſchrien ſie. Ja! Endlich einmal iſt er im Ernſte todt! Geſchwind ſchickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen! antwortete ein Vetter von mir; und eine Muhme, welche durch mein Abſterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewiſſe gründliche Liebhaber bey ihr zeither vergebens geſucht, und ihr um deswillen die Freyheit zu ihrem großen Verdruſſe nicht geraubt hatten; dieſe Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich, wegen ihrer unvermutheten Bekümmerniß, in großer Ungewißheit gelaſſen haben, wenn ſie nicht alsbald, unter herzlicher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stimme geſeufzet hätte: Der ehrliche Vetter! Tröſte ihn Gott! Es iſt ihm recht wohl! Wir wollen ihm ſeine Ruhe gönnen! Dieſes war die Loſung zum Plündern. Den erſten Sturm hatte meine Geldcaſſe auszuſtehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe gieng es eben ſo. Sie thaten alles in eine Kammer, welche ſie, wie ich hörte, wollten verſiegeln laſſen, und zwar von einem gewiſſen Manne, deſſen Name mir entfallen iſt, welcher aber ein ehrlicher und glaubwürdiger Mann ſeyn ſollte, weil er ein großes Petſchaft und zween Zeugen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelaſſen zugeſehen: als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen ſollte, ſo fieng ich an zu zittern. Alles ward aufs ſorgfältigſte durchgeſucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte ſtunden: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe! hatten ſie eine ſo andächtige Ehrfurcht, daß ſie dieſelben ſorgfältig aufhoben: aber über ein Paar Laus Deo ſchüttelten ſie die Köpfe gewaltig, denn dergleichen Latein konnten ſie gar nicht leſen. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wütend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, ſie zu vertheidigen; vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend geweſen ſeyn, wenn nicht meiner Schweſter Sohn, ein Meiſter von ſieben freyen Künſten, wider ſeinen Willen mir beygeſtanden, und das ganze Packet unter den Tiſch geworfen hätte, mit der Verſicherung: Es ſey nur Makulatur. Der Ignorant! Als meine Erben noch mit dieſer Haushaltung beſchäfftiget waren, merkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrſchaft ein gewiſſes Compliment herſagen mußten, das ſie das herzliche Beyleid nenneten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich ſtark und allgemein ſeyn, denn ihre Formulare endigten ſich alle mit den Worten: Daß der Himmel den betrübten Hinterlaſſenen dieſen empfindlichen Verluſt durch anderweitige Glücksfälle reichlich erſetzen möchte! Allein der kräftigſte Troſt lag ſchon in der Kammer, und meine Muhme war ſo boshaft, einer gewiſſen Mäklerinn, welche ihr den Sohn eines reichen Kaufmanns abhändig gemacht hatte, anwünſchen zu laſſen, daß der Himmel dieſelbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren ſollte.

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranſtaltet, man eilte damit ganz ungewöhnlich, und, ſobald der Schneider alles gekauft und zurechte gemacht hatte, was zu einer ſchmerzlich gebeugten Miene gehört; ſo gab man Geld über Geld, mich aus dem Hauſe zu bringen. Dieſes geſchah endlich unter einer anſehnlichen Begleitung. Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller derer kläglichen Gebräuche, ſo diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nehmen, und Mittel hinterlaſſen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem verſiegelten Päcktchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir ſelber geweſen bin, ſo zweifelhaft war ich doch über dieſer Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich ſey, welchen er meyne. Ich ſah mich in der ganzen Kirche um, in der Meynung, vielleicht noch eine andre Leiche zu finden, auf welche alle dieſe Lobeserhebungen gehen ſollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und nunmehr merkte ich, daß ich es ſelbſt im ganzen Ernſte ſeyn müßte. Er nennte mich einen groſſen, berühmten, gründlichgelehrten Mann, eine Stütze der Wiſſenſchaften, ſeinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen; für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Er verſchwendete mehr als zwanzig Figuren, die Bekümmerniß abzuſchildern, welche meine Erben über das frühzeitige Abſterben ihres Herrn Vaters empfunden, und dieſe waren aus Dankbarkeit ſo beſcheiden, daß ſie ſich unter dem Flore verſteckten, um ihn nicht öffentlich zu widerlegen. Er ſchrieb ihnen verſchiedne andächtige Recepte vor, welche bey Stillung der Thränen ſehr probat ſeyn ſollten: das hätte der ehrliche Mann wohl erſparen können! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld zu.

Endlich machte er es gar zu arg. Er ſchwur, und er ſchwur mit einer ſolchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Geſichte ward; er ſchwur, ſage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größrer Menſchenfreund, ein ſtarker Beförderer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, aber noch ein weit ſtärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waiſen geweſen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe ſey eine ſichtbare Vergeltung dieſer ſeltnen Tugenden geweſen. »Brechet hervor,» rief er, »brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Ge»beine der weiland hochedelgebornen Frauen, Frauen ** » Himmel! wie erſchrack ich, als ich hörte, daß er meine verſtorbene Frau citirte! ich floh, ohne mich umzuſehen. Ich floh vor Angſt zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die hochedelgebornen Gebeine möchten mir nachkommen, ſchwang ich mich in die Höhe, und erblickte daſelbſt eine große Menge abgeſchiedner Seelen, welche mir theils fremd, theils bekannt waren. Dieſer unvermuthete Anblick ſetzte mich in Erſtaunen. Ich machte vor Verwunderung ein Paar ſo große Augen, wie ein Würzkrämer in Ritzebüttel, wenn er in ſeinem Leben zum erſtenmale auf die Börſe nach Hamburg kömmt. Eine ſo zahlreiche Verſammlung von Geiſtern hätte ich mir an dieſem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beſchäfftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig, und doch unentſchloſſen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerſt hinwenden ſollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich zu einer von den abgeſchiedenen Seelen zu nahen, und ſie um dasjenige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine ſehr lebhafte Seele, wie etwan die Seelen der jungen Herren ſeyn mögen, merkte dieſe meine Befrembung am erſten. Wir kannten beyde einander nicht; aber ſie war ſo gefällig, daß ſie auf mich zuflog, mich tauſendmal auf das vertrauteſte umarmte, und ſagte: »Ganz unterthäniger Diener, mein allerliebſter Herr »Bruder! Ich bin erfreut, daß ich die Ehre haben ſoll, »Sie hier zu finden. Kann ich Ihnen in etwas dienen, »ſo bitte ich ganz gehorſamſt, befehlen Sie nur. Nichts »auf der Welt ſoll mir angenehmer ſeyn, als wenn ich »im Stande bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen. »Sie können ſich ſicher auf meine Verſchwiegenheit und »Bereitwilligkeit verlaſſen. Nehmen Sie es nicht für »ein bloſes Compliment an! Es iſt, hol mich der Teufel! mein Ernſt; ich ſteh allemal zu Dero Befehl.« Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im Begriffe, ein ſo liebreiches Anerbieten mit vielem Danke anzunehmen, als er ſich auf dem Abſatze herumdrehte, mit dem Munde pfiff, mich allein ließ, und im Fortgehen mit einer heiſchern Stimme einige Verſe ſang, von denen ich weiter nichts, als dieſe Worte verſtehen konnte:

Je quitterai le jour
Plutôt, que mon amour,
Quand j'aime, quand j'aime.

Ich ſah, daß er einige Schritte von mir eine gleiche Dienſtfertigkeit einer andern Seele, unter vielen Küſſen und Umarmungen, zuſchwur, welche er vielleicht eben ſo wenig kannte, als mich, wenigſtens verließ er ſie eben ſo geſchwind wieder, und ich konnte daraus ſchlieſſen, daß ſeine ganze Beſchäfftigung nur in Freundſchaftsverſicherungen beſtünde.

Dieſer Vorfall hatte mich noch zweifelhafter gemacht, als ich anfangs geweſen war. Ich hatte das

Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich ſah, zu erkundigen; aus Furcht, ich möchte noch einmal in die dienſtfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieſer Ungewißheit erblickte ich, nicht weit von mir, eine Seele, welche auf alles dasjenige aufmerkſam zu ſeyn ſchien, was in dieſer Gegend vorgieng. Ich merkte deutlich an ihr, daß ſie noch etwas wichtigers, als eine bloſſe Neugierigkeit, aufmerkſam machte. Zuweilen ſchienen ihre Mienen ernſthaft zu ſeyn, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas Spottendes, und, wenn ſie auch lachte, ſo geſchah dieſes doch mit einer ſo edlen Art, daß man die deutlichſten Spuren von Mitleid und Liebe dabey wahrnahm. Ich würde ſie um deswillen für niemand anders, als für die abgeſchiedne Seele des engliſchen Zuſchauers gehalten haben, wenn ſie nur ein kurzes und breites Geſicht gehabt hätte. Weil ich es alſo nicht ſelbſt errathen konnte, ſo faßte ich das Herz, mich ihr zu nähern. Ich eröffnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß ſie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand, und ſagte: »Ich will dein Verlangen erfüllen. Seitdem ich von meinem Körper getrennt worden, ſeitdem iſt dieſes mein einziges Vergnügen, daß ich auf die Handlungen der abgeſchiednen Seelen Acht habe. Eben dieſes war vormals meine Beſchäfftigung, daß ich auf meine Mitbürger Achtung gab. Ich zeigte ihnen in Schriften, worinnen ſie fehlten, und wodurch ſie ihre Glückſeligkeit befördern konnten. Folge mir! Du wirſt alles erfahren, was die nützlich ſeyn kann.» Ich bat ſie, mir ihren Namen zu ſagen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in dieſem Stücke alle Verſchwiegenheit verſprechen müſſen. Meine Leſer werden mir verzeihen, daß ich hierinnen mein Verſprechen halten muß. Die abgeſchiednen Seeſen ſind noch etwas gewiſſenhafter, als die Seelen der Liebhaber.

Nicht weit von uns ſah ich einen groſſen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches ſie verurſachten, machte mir Luſt, näher hinzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Verſicherung, daß man in dieſem Gedränge gar leicht Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und bat ihn, mich zu begleiten. »Ich will es endlich thun,« ſagte derſelbe; »allein, entdecke mir vor allen Dingen, ob du ein Poet biſt?« Dieſer Zweifel gieng mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es niemanden rathen wollen, eine ſo unbehutſame Frage an mich zu thun. Ich empfand den ſchmerzlichen Verluſt meiner zurückgelaßnen Schriften auf einmal wieder. Ich war ſo thöricht, daß ich umkehren, und einige gedruckte Beweiſe holen wollte. Ich gab ſolches meinem Führer zu verſtehen; allein, er machte mir eine ſo ernſthafte Miene, daß ich mich über meine Autorſchaft zum erſtenmale ſchämte. Ich verſicherte ihn alſo nur mit furchtſamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunſt geweſen wäre. »Das »iſt gut,« ſagte er; »ich habe dieſe Frage deswegen an »dich gethan, weil man ſich in dieſer Gegend, welche du »betrachten willſt, ohne eine Kenntniß der Gemüthsarten und Ausſchweifungen der Poeten in gar nichts finden kann. Du wirſt wunderliche Gegenſtände ſehen. »Es ſcheint, als ob ſich die Natur an dieſem Orte verloren hätte, und du wirſt finden, daß daſelbſt alle Handlungen nicht ſo ſind, wie ſie natürlicher Weiſe zu ſeyn »pflegen, weil dergleichen Poeten nicht ſo denken, wie ſie »natürlich denken ſollten. — Die ganze Gegend, fuhr er fort, »wird beſonders von einer Seele in Bewegung geſetzt, welche ſich in ihrem Leben durch poßierliche Hand-

»lungen

»ichungen von andern unterſchieden hat. Ihr ganzer Aufzug ſieht einem Traume ähnlicher, als einer wirklichen »Begebenheit, welches eben daher kömmt, daß dieſe Seele »mit dergleichen Träumereyen ſich in ihrem Leben am »meiſten beſchäfftigte. Sie hat in jener Welt die edlen »Bemühungen vernünftiger Männer um den guten Ge»ſchmack ſehr übel verſtanden. Was jene durch Wiſſen»ſchaft und Beſcheidenheit erhielten, das ſuchte ſie durch »Geſchrey und Ungeſtüm vergebens zu erhalten.»

Mein Führer wollte weiter reden; allein, ich war aus Neubegierde ſo ungeduldig, daß ich ihn bey der Hand faßte, und mich durch den Pöbel drängte. Ich ſah auf einem hohen Gerüſte eine Seele in der gewöhnlichen Pracht eines Marktſchreyers, für welchen ich ihn gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher geſagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geſchmacks ſey. Er hatte ſich auf einem erhabenen Orte, wo er alles überſehen, und ein jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüſte erbaut. Jedoch war die Architektur davon ſehr gothiſch und abgeſchmackt, und die Verzierungen waren ganz ungleich. Einige Stücke davon beſtanden in Schnitzwerke, welche ſehr prächtig, und mit vieler Kunſt ausgearbeitet zu ſeyn ſchienen. Mein Führer verſicherte mich, daß dieſer Charlatan ſolche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man ſie als merkwürdige Ueberreſte der griechiſchen und römiſchen Architectur aufgehoben, verſchiedne aber durch einige ſeiner Bande, ſo er zu London und Paris deswegen unterhalten, erbeutet hätte, und nunmehr ſo unverſchämt ſey, ſolches für ſeiner eignen Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihm mehr als einmal ſeiner Dieberey zu überführen gewußt, und ihm ſo gar die Oerter genannt, wo er ſie herbekommen habe. Dieſe Nachricht ſchien mir ſehr glaublich, denn ich ſah, daß dieſe gekaperten Zierrathen kaum den vierten Theil ſeines Theaters ausmachten, die übrigen drey Theile aber aus Klötzern und ungehobelten Bretern, zum Theile aber aus Puppenwerke und ſolchem Geräthe beſtunden, welches man den Kindern zum Spielen giebt. Alles dieſes war ſehr unordentlich zuſammengenagelt, und es ſchien ſo baufällig zu ſeyn, daß es alle Augenblicke einzufallen drohte. Es würde vermuthlich auch geſchehen ſeyn, wenn nicht verſchiedne Perſonen, welche ſeine Liverey trugen, ſolches mit vieler Sorgfalt unterſtützt hätten. Gleichwohl ſchien bey dieſen mißlichen Umſtänden ihr Principal ganz unbeſorgt zu ſeyn. Er gieng mit ſtarken Schritten auf dieſem Gerüſte hin und wieder, und ſo oft er ſeine Medicamente anpries, ſo redete er mit einer ſolchen zuverſichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude davon erſchütterte. Niemals habe ich etwas Uebermüthigers geſehen, als dieſen Charlatan. In ſeinem Geſichte war er ſehr häßlich und ungeſtalt; gleichwohl konnte man es ihm von weitem anſehen, daß er ſich geſchminkt hatte, und dem ungeachtet war er ſo eitel, zu glauben, daß er der ſchönſte Charlatan ſeiner Zeit ſey. Man hat es, wie mir mein Führer erzählte, vielmals verſucht, ihm aus ſeinem Irrthume zu helfen, und ihm um deswillen Spiegel vorgehalten: allein, dadurch iſt er jedesmal ſo erbittert geworden, daß er nicht allein die Augen feſt zugedrückt, ſondern auch den Spiegel ſelbſt mit einem Knittel, den er gemeiniglich ſeinen Beweis zu nennen pflegte, zerſchlagen, und auf diejenigen losgeprügelt, welche es mit ihm ſo redlich gemeynt, und ihm ſeine Häßlichkeit zeigen wollen. Seine Kleidung ſah natürlich ſo aus, wie das fürſtliche Gewand eines von denen theatraliſchen

Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte beſuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verſchiedenen Orten dergeſtalt zerriſſen, daß ſie nicht einmal ſeine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen ſuchte, daß er über die Löcher verſchiedne Sinngedichte und Heldenoden klebte, welche ſeine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bey den gemeinen Marktſchreyern habe ich gefunden, daß ſie ihr Theater durch Anklebung verſchiedner Zeddel anſehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß ſie ihre Geſchicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichſten, Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In dieſem Stücke war es hier ganz anders beſchaffen. Sein Theater war über und über mit Dedicationen und Vorreden beklebt, und an denen Orten, welche am meiſten in die Augen fielen, war ſein Bildniß unter vielerley Geſtalten zu ſehen, welche jedoch wenigſtens darinnen einander ähnlich ſahen, daß ſie allerſeits entweder mit Lorbeerzweigen, oder mit einem gewiſſen Glanze ausgeziert waren, der die Unſterblichkeit vorſtellen ſollte. Anſtatt der Privilegien aber führte er einen groſſen Blaſebalg in der Hand, welchen er allemal zuſammendrückte, ſo oft er von der Liebe zum Vaterlande redete.

Einen Umſtand kann ich nicht unberührt laſſen, weil er mir einige Nachricht von der Religion unſers Charlatans gab. Auf der erſten Seite des Theaters ſtund das Götzenbild eines Frauenzimmers. Dieſes trug eine Krone von Federſpulen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgeſteift waren. An derſelben hiengen die Namen verſchiedner alter und neuer

Schriftſteller, welche ſie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil ſie ſich geweigert, ſie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch größer aber ihr Bauch, und hierinnen habe ich nichts ähnlicher geſehen, als den Abgott der alten Deutſchen, welchen ſie den dicken Püſter nannten, und deſſen ſich die Betrügerey der heidniſchen Prieſter zum Schrecken des Volks zu bedienen wußte, wenn ſie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer ſpeyen ließen; ungeachtet er nur ein Klotz war. Ihre Hände waren ſehr ſtark und plump. In der linken hielt ſie ein Fernglas, welches ſie aber nicht brauchen konnte, weil ſie blind war; gleichwohl merkte ich, daß ſie es für ihr Geſicht hielt, um den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte ſie ein Gefäß voll Dinte, das ſie denen in die Augen zu ſchütten drohte, welche ſich nicht entſchließen konnten, ſie für eine Gottheit zu erkennen. Sie ſaß auf einem ſehr erhabnen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblaſenen Schlauche beſtund, ſo, wie etwan diejenigen geweſen ſind, in denen die Götter der Heiden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füßen lag ein nacktes Frauenzimmer, deſſen Name mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgſte Feindinn ſeyn mochte. Dieſem Götzenbilde nahte ſich unſer Charlatan, ſo oft er merkte, daß ſeine Hitze und ſein Eifer für das allgemeine Wohl einigermaßen nachließ. Er betete ſie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er ſelbſt verehrt ſeyn wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altare einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, ſondern ein andrer, ſie geſchrieben. Das ſicherſte Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieſes, wenn ihm unter ſeiner andächtigen Beſchäfftigung der Schaum vor den Mund trat, und er ein gelehrtes Zucken in ſeinen Händen empfand, ſo wie es etwa bey den heftigſten Paroxyſmis neidiſcher und zänkiſcher Schriftſteller ſeyn mag. Dieſes Augenblicks bediente er ſich mit groſſem Nutzen, und alsdann war er am geſchäfftigſten, ſeine gelehrten Medicamente unter die Zuſchauer auszutheilen, ihnen die probateſten Recepte des guten Geſchmacks vorzuſchreiben, und von denen Wundern zu erzählen, welche dieſe Univerſalarzneyen bey verſchiednen ſeiner kindlichgehorſamſten Patienten gewirkt, die ſie mit offnem Munde verſchlungen hatten.

Sein größtes Geheimniß beſtund in einer gewiſſen Art Pillen. Eine jede Doſe davon wickelte er in eine von den Lobſchriften, welche man ihm zu Ehren, und der Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und dadurch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf ſolche Art den Leuten ſeine Pillen und ſeinen Ruhm zugleich beybrachte. In der That hatten dieſe Pillen eine erſtaunende Wirkung. Kaum hatte ſie der Patient eingenommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirne empfand, das ſo lange anhielt, bis ſich die Natur half, welches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Natur geſchah; ſondern alle Unreinigkeiten giengen durch die Finger weg; und was mir dabey am ſeltſamſten vorkam, ſo fiengen die meiſten der Patienten dieſe Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches ſie ſodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte ſelbſt widmeten, und zu fernerer Beförderung des guten Geſchmacks überreichten. Sodann erhielten ſie von ihm die Gewalt, unter ſeiner Aufſicht andre zu kuriren. Ich habe gemerkt, daß ſie in ihrer Kur oftmals viel heftiger waren, als ihr Oberhaupt, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß einer derſelben nur einige Schritte von mir einem der Zuſchauer eine ziemliche Anzahl Pillen in den Hals ſteckte, um ihn auch wider ſeinen Willen von dem übeln Geſchmacke zu kuriren. Ich habe vergeſſen, zu erinnern, daß der Anführer dieſer kleinen Charlatane erſchreckliche Abentheuer von ſeinen Kuren zu erzählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu ſagen: Dieſen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich durch meine herrlichen Elixire, durch meine vortrefflichen Pillen curirt! Nein! zum wenigſten ſein ganzes Vaterland war es, dem er geholfen hatte, und ſo oft ſeine Pillen bey einem Patienten ſo, wie ich oben erzählt habe, durchſchlugen, ſo oft gratulirte er auch dem ganzen gemeinen Weſen. Beynahe hätte ich den wichtigſten Umſtand ganz mit Stillſchweigen übergangen. Ordentlicher Weiſe haben unſre Marktſchreyer etliche Schnuren angereihter Zähne an dem Halſe hängen, welche ſie preßhaften Patienten ausgeriſſen haben, und nunmehr als Siegeszeichen herumtragen. Meine Leſer können wohl glauben, daß unſer Arzt dergleichen redende Zeugen ſeiner Geſchicklichkeit und Erfahrung eben ſo wohl an ſich hängen hatte. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle aber eine große Schnur zuſammengereihter und auserleſener Donatſchnitzer, welche er aus den Schriften gelehrter Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich bey dem Anblicke dieſer koſtbaren Pracht unmöglich des Lachens enthalten: zu meinem größten Unglücke aber ward ich von einem dieſer witzigen Adepten darüber entdeckt, welcher ſich durch die andern Geiſter drängte, und indem er auf mich zueilte, einmal über das andre rief: Halt auf! Halt auf! Ich ſuchte mich unter dem Volke zu verbergen; er fand mich aber dennoch, und als er mich angepackt hatte, ſagte er: »Laſſe ſich der Herr kuriren!

„Der Herr hat den Staar, einen gefährlichen Staar! „Er kommt nicht aus meinen Händen, bis ich Ihm denſelben geſtochen habe! Halte der Herr im Guten, oder „ich brauche Gewalt!“ Hier half weder Bitten noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde gewiß die erſchrecklichſten Experimente haben ausſtehen müſſen, wenn nicht mein Begleiter, ich weis nicht mehr, was für ein Mittel, ausfindig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbariſchen Wohlthäters zu entreißen.

Indem ich noch vor Schrecken außer mir war, ſo kam ein Schatten, welcher dieſe Gewaltthätigkeiten von fern wahrgenommen haben mochte, in vollem Laufe auf mich zu. „Proteſtiren Sie, mein Herr,“ rief er, als er wohl noch zehn Schritte von mir war, „proteſtiren „Sie! Ergreifen Sie das heilſame beneficium appellationis! Sie können es bezahlen, ich ſehe es Ihnen „an, Sie haben die gerechteſte Sache von der Welt. Ich „diene Ihnen mit Vergnügen, und ich will es billig „machen. Sie ſollen es erfahren. Wir wollen unſern „Gegner ermüden, bis er ſelbſt kommen und einen Vergleich anbieten ſoll. Ich will Ihnen für ein weniges „Geld Zeugen ſchaffen, ſo viel Sie verlangen. Befehlen Sie etwa alte Documente? Ich will gleich welche „zurechte machen. Wir wollen die Sache durch alle „Inſtantien durchſetzen, und verlangen Sie es, ſo müßte „ich meine Praxin ſchlecht verſtehen, wenn ich es nicht „in möglichſter Kürze dahin bringen wollte, daß Ihr „Rechtshandel in dreyßig Jahren noch eben ſo verwirrt „ausſehen ſoll, als er itzt iſt. Ich bin recht dazu geboren, meinen bedrängten Clienten beyzuſtehen. Feige „werde ich, dem Himmel ſey Dank, auch durch nichts, „und im Schreiben bin ich unermüdet, ſo lange ich noch

»einen Finger rühren kann. Aber Geld müſſen Sie »freylich haben; denn ich und Ihr Richter können ohne »Geld die Sache nicht recht einſehen. Was betreffen »denn Ihre Streitigkeiten? Machen Sie mir nur einen »kleinen ſtatum cauſſae! einen ganz kleinen ſtatum »cauſſae! Aber ja kurz, ſo kurz als immer möglich, »denn ich bin kein Liebhaber von Weitläuftigkeiten.« Ich erſtaunte über die boshafte Dienſtfertigkeit dieſer kleinen geſchwätzigen Seele, die ſo voll Begierde nach meiner gerechten Sache um mich herum ſprang, daß ſie nicht ein Auge von meinem Schubſacke verwandte. Ich fieng ſchon an, zu zweifeln, ob ich den praktiſchen Händen meines rechtlichen Beyſtandes entgehen, und ohne Proceß von ihm loskommen würde, als ich mich beſann, ihn zu bitten, daß er mir ſein Wort halten, und in einer ſehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glückſeligkeit betreffenden Sache, die ich ihm gleich entdecken würde, treulich beyſtehen, vor allen Dingen aber bey meinem Richter es dahin bringen ſollte, daß ich das Armenrecht erlangen möchte. »Das Armenrecht!« rief er mit einer kleinmüthigen Stimme. »Ich wollte Ihnen gern »dienen; aber ich mache mir ein Gewiſſen daraus, eine »Sache anzunehmen, welche ich gleich beym erſten Anblicke unbillig finde. Streiten Sie ja nicht, Sie haben das größte Unrecht von der Welt! Vergleichen »Sie ſich in der Güte, ich rathe es Ihnen wohlmeynend. Zum wenigſten werde ich mich wohl hüten, an »Ihrem boshaften Vorhaben Theil zu nehmen. Sie »ſollten ſich ſchämen, einem ehrliebenden und gewiſſenhaften Advokaten, wie ich bin, dergleichen Antrag zu »thun! Leben Sie wohl!«

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich auf eine ſolche Art von dieſem verdrüßlichen Handel loszuwickeln. Doch dieſe Freude war nur von kurzer Dauer. Denn ehe ich mich es verſah, ſprang eine Seele mit einem großen Körper hinter einem Buſche hervor, und auf mich los. Ich erſchrack, wie leicht zu glauben iſt, da ich mir an dieſem einſamen Orte von einem ſo unvermutheten Ueberfalle nichts Gutes verſprechen konnte. Ich floh, ohne mich umzuſehen, und war vor Angſt außer mir, als ich fühlte, daß man mich bey den Haaren hielt. Ich wandte mich um, in der Abſicht, meinem Verfolger zu ſagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als dieſer ſich mit einer demüthigen Geberde, jedoch ohne meine Haare loszulaſſen, vor mir bückte, und zu mir ſagte:

Der Ehrfurcht gieb es Schuld, geprieſner Mäcenat,
Daß ich aus reger Glut, mit demuthsvollen Händen,
Den Wunſch . . . .

»Ich habe nicht einen Dreyer in meinem ganzen Vermögen;» war meine Antwort. Darauf ließ er mich mit einer verächtlichen Miene los, und ich ſah ihn zu einem großen Schwarme kleiner Geiſter eilen, welche einer dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigen Anzuge man ihre großen Verdienſte und Gaben einigermaßen wahrnehmen konnte. Ihr Geſchrey war ſo verwirrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was es bedeuten ſollte.

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte einen Miſchmaſch von Altären, von Zierde des Vaterlandes, von Wundern ſeiner Zeit, von Nachwelt, von Unſterblichkeit, und von hundert ſchönen Sachen, deren eine jede, durch die Bank gerechnet, wenigſtens einen Gulden werth war. Beſonders kam mir eine etwas klare Stimme ſehr bekannt vor, welche, um ihr Anliegen recht feurig zu verſtehen zu geben, immer über das dritte Wort, O! rief. Es war luſtig anzuſehen, wie unermüdet dieſe kleinen Geiſter ihrem beſungnen Helden nachliefen, welcher, wie man deutlich merken konnte, von dem vielen Weihrauche mehr und mehr aufſchwoll, und durch ſeine hohen Blicke zu verſtehen gab, daß er ſich dieſes Ruhms allerdings nicht unwürdig erkennte. Endlich erbarmte er ſich ſeiner Clienten, kehrte ſich um, und blieb ſtehen. Dieſes vermehrte den Lärm. Die kleinen Seelen ſtolperten über einander weg, und drängten ſich, weil eine jede die nächſte ſeyn wollte. Sie hielten die offnen Hände empor, und ſahen alle mit ſehnlichen Blicken auf den patriotiſchen Geldbeutel ihres theuren Gönners, welcher auch in der That großmüthig genug war, und durch eine reiche Spende ihre ehrfurchtsvollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, welche ſich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Athem vergöttert hatte: wer denn dieſer berühmte und tugendhafte Mann ſey? wie er heiße? wodurch er ſich um ſein Vaterland ſo verdient, und eines ſo ausnehmenden Lobes würdig gemacht hätte? »Das weis ich alles nicht,« antwortete ſie mir kaltſinnig; »aber heute iſt ſein Geburtstag!«

Zwo Seelen, die ich anfangs für Bierſchröter anſah, welche aber, wie ich von meinem Begleiter erfuhr, ihrem Leben Kritici, und ganz abſcheulich gelehrte Männer geweſen ſeyn ſollten, verurſachten einen großen Auflauf in der Gegend vor dem Stadtthore, wo ſich ſonſt zu gewiſſen Zeiten die Ringer und Klopffechter von dem

Pöbel bewundern laſſen. Sie hatten einander auf die grimmigſte Art bey den Haaren angefaßt, und ein jeder bemühte ſich, den andern zu überwältigen. Dieſer Kampf war merkwürdig, aber auch ungewiß, weil ſie einander beyde gewachſen waren. Ich war nicht im Stande, einige Nachrichten von den Urſachen ihrer Verbitterung zu erfahren; denn alles, was ich noch horen konnte, waren ſolche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigſte Kutſcher nicht gelernt hat, wenn er auch in ſeiner Mutterſprache noch ſo ſtark iſt. Endlich fiel der eine mit großer Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte vermuthlich gerechte Sache haben, denn er ſchlug, aus Liebe zum Vaterlande und zu den ſchönen Wiſſenſchaften, ganz unbarmherzig mit geballter Fauſt auf ihn zu. Sie beſudelten ſich beyde, und erregten einen ſolchen Staub, daß ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen zu ſehen.

Ich richtete alſo meine Aufmerkſamkeit auf die Umſtehenden, welche auf verſchiedne Art an dieſem Abentheuer Antheil zu nehmen ſchienen. Einige waren ſo muthwillig, daß ſie durch ein unaufhörliches Huß! Huß! dieſe erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren kritiſchen Unterſuchungen noch mehr anfeuerten, und ſo oft ein Schlag geſchah, ſo oft bezeigten ſie durch ein leichtſinniges Händeklopfen ihren Beyfall; ja, ich ſah ſo gar, daß einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen, wodurch ſie dieſelben ganz wütend zu machen wußten. Einige der Zuſchauer lachten, und dieſe ſchienen mir am meiſten unparteyiſch zu ſeyn, weil ſie beyde für unſinnig hielten. Andre waren bemüht, die Streitenden aus einander zu reiſſen; aber ſie bemühten ſich nur vergebens, und verſchiedne waren ſo unglücklich, daß ſie von ihnen in dieſer Unordnung für ihre guten Abſichten empfindliche Stöße bekamen. Die meiſten nahmen Antheil an dieſer Zerrüttung, und es ſchien beynahe ein allgemeiner Krieg zu werden. Ein jeder ſchlug ſeinen Nachbar in die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wiſſen, warum? Verſchiedne, welche man vorher gar nicht geſehen noch gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleiben können, verließen ihren Ort, eilten hinzu, und holten ſich Schläge, nur in der Abſicht, damit man ſie kennen lernen mochte, und ſie ſchienen recht vergnügt zu ſeyn, wenn ſie ſahen, daß man auch über ſie lachte.

Endlich wurden unſre beyden Fechter, welche alle dieſe Unruhe veranlaßt hatten, ihres Streits müde. Sie giengen von einander, und ich war ſo verwägen, den Ueberwinder, welcher den andern von ſeinem guten Geſchmacke ſo handgreiflich überführt hatte, zu fragen, was die Urſache ihres hitzigen Kampfs geweſen ſey. »Vermuthlich,« ſagte ich zu ihm, »haben Sie, mein Herr, »ſich des wahren Wohls Ihres Vaterlandes angenommen. Vermuthlich haben Sie eine Wahrheit zu vertheidigen gewußt, ohne welche viel tauſend Menſchen »unglücklich hätten werden müſſen. Iſt es nicht das »ewige, ſo wird es doch wenigſtens das zeitliche Wohl »Ihrer Mitbürger ſeyn, welches Sie mit Hintanſetzung »Ihres Ruhms und Ihrer Ehre vertheidigt haben.« »Ach! noch viel mehr!« war ſeine Antwort; »noch etwas viel Wichtigers! Solche Kleinigkeiten gehen mich »nichts an! Bedenken Sie nur einmal, mein Herr, »bedenken Sie nur einmal den Raſenden, den Unſinnigen, das Scheuſal der gelehrten Welt, den ‥ O! ‥« Weiter konnte er vor Zorn nichts ſprechen. «Was iſt «denn aber das Erſchreckliche, das dieſer Raſende, dieſer «Unſinnige begangen hat?» »Die ganze Natur möchte »

»ſich entſetzen!« antwortete er mir. »Abſcheulicher iſt »es niemals erhört worden! Turnus! Die Haare ſte»hen mir zu Berge, wenn ich dran gedenke! Ueberle»gen Sie es nur ſelbſt! Turnus, ſpricht der verſtockte »Böſewicht, habe blaue Augen gehabt. Und ich, mein »Herr, als ein ſo berühmter Scholiaſt, der ſchon vor »zweyhundert Jahren ein großer Mann geweſen iſt, ich »habe es ihm aus einer Stelle des Virgils bewieſen, daß »Turnus ſchwarze Augen hatte, und gleichwohl hat er »mir öffentlich widerſprochen, da er doch mein Schüler »geweſen iſt? Iſt das wohl erhört?«

Wer war froher, als ich! Nunmehr ſah ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen ſeyn würde, wenn mein Held auch nicht Recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß ſich ein Paar Kunſtrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Denn, dem Himmel ſey Dank! unſre Kunſtrichter machen es gar nicht ſo. Dieſe unterſuchen die gelehrten Wahrheiten ohne die geringſte Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vorurtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten ſind ſie beſcheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, ſo bald ſie überführt werden, daß ihre Meynung irrig iſt, und freuen ſich, wenn man ſie davon überführt. So machen es unſre heutigen Kunſtrichter in dieſen geſitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freylich ganz anders!

Dieſes waren ungefähr meine Betrachtungen, welche ich damals bey mir anſtellte, und ich hieng ihnen mit ſolchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher ſich indeſſen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nachſah, winkte, daß ich ihm folgen ſollte. Er zeigte mir von fern in der Stadt die ängſtliche Beſchäfftigung einer abgeſchiednen Seele. Wir begaben uns näher hinzu, und ich ward bald gewahr, daß ſie ſehr verhungert ausſah. Sie ſchwärmte um einen prächtig vergoldeten Wagen, welcher vor dem Hauſe eines Kaufmanns hielt, deſſen Name mir wohl bekannt war, ſehr vielen aber in der Stadt noch bekannter, als mir, iſt, weil ſie ſeinen Staat durch ihren Vorſchuß unterhalten müſſen. Anfänglich war ich zweifelhaft, was die Abſicht dieſer unruhigen Seele ſeyn müßte, und beynahe hätte mich die zerrißne und übelgeflickte Kleidung auf die argwöhniſchen Gedanken gebracht, es ſey eine von denen Seelen, welche in der Welt eine doppelte Berufsarbeit haben, und die Reiſenden entweder um ein Almoſen anſprechen, oder beſtehlen. Allein ich merkte meinen Irrthum, als ich näher kam, und ſah, daß es die wirthſchaftliche Seele des Vaters von dieſem jungen Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in ſeinem Leben gekannt zu haben. Er war der Reichſte dieſer Stadt, und darum merkwürdig, weil er ſich, mit ökonomiſchen Händen, die Schuhe und Strümpfe ſelbſt geflickt, und es von allen ſeinen Mitbürgern in der Kunſt, zu hungern, am weitſten gebracht hatte. Wohl nimmermehr hätte er geglaubt, daß ſein landüblicher Wucher und ſeine exemplariſche Sparſamkeit dem Sohne Gelegenheit geben ſollte, ſich mit lachendem Muthe und vollen Händen desjenigen zu entſchütten, was er unter Sorgen und Kummer einzeln zuſammengeſcharrt hatte. Und eben dieſes war die beſtändige Marter, welche ſeine abgeſchiedne Seele ſeit ihrer Trennung vom Leibe gequält hatte. Jeder Tag gab dem Sohne eine neue Gelegenheit zur Verſchwendung, und alſo auch jeder Tag dieſer Seele eine neue Art von Peinigung.

Eben itzt hatte ſich der Kauſ[illegible] eine Kutſche machen laſſen, welche gleich ſo viel k[illegible]te, als ſein Vater durch eine vorſichtige Abſchwörung eines eigenhändig ausgeſtellten Wechſels ſich und ſeinen Nachkommen zum Beſten verdient hatte. Hätte wohl unſrer Seele irgend etwas empfindlicher ſeyn können, als dieſes? Wohl hundertmal verſuchte ſie, den Kutſcher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieſer war zu körperlich, und die Seele zu ätheriſch. Sie fiel den Pferden in den Zügel, ſie brauſten; weiter konnte ſie nichts thun.

Sie verließ alſo dieſen unglückſeligen Wagen unter vielen Vermaledeyungen, und ſchwang ſich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und ſah Wunder. Was konnte ihr erſchrecklicher ſeyn, als der Anblick des koſtbaren Porcellans, der prächtige Aufſatz von Gläſern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allen leider ein todtes Kapital von vielen tauſend Thalern lag? Dreymal ſtampfte ſie auf das ſündliche Kanapee. Fünf und achtzig Thaler! rief ſie, und ſeufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängſtigung. Sie fiel auf das Gold zu, ſie ſuchte es abzukratzen; aber freylich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten ſich ihr, aber auch hundert Höllenmattern. Endlich erblickte ſie ein Contobuch. Dieſes ſchien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, ſie ward ruhig; aber dieſe Ruhe war nur von kleiner Dauer. Denn in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer, hielt ein ſaubergeſchriebnes Pergament in der Hand, auf welchem ich das Wort Von deutlich ſehen konnte. Er gieng zur Kaſſe, vermuthlich in der Abſicht, ſeine ritterlichen Verdienſte geltend zu machen. Welcher entſetzlicher Anblick für unſre Seele! So gar das Contobuch ließ ſie liegen. Sie [illegible] zur Kaſſe, ſie ſetzte ſich drauf, ſie ſtemmte ſich nach äuſſerſtem Vermögen, deren Aufſchlieſſung zu verhindern, ſie ſuchte ſich des unglückſeligen Pergamentes zu bemächtigen; aber alles vergebens. Der Kaufmann ſchloß mit der gröſten Zufriedenheit ſeine Kaſſe auf. Er langte einen Beutel heraus, welcher wenigſtens ſo wichtig war, als ſiebzehn Ahnen, und gieng im Triumphe davon. Nimmermehr werde ich die Verzweiflung vergeſſen, welche unſre Seele von ſich blicken ließ. Sie blieb ganz troſtlos auf der Kaſſe liegen. Sie umarmte dieſelbe, und rief mit wimmernder Stimme einmal über das andre: »O Levi! O Marx!« Dieſe Angſt gieng mir nahe. Ich wollte ſie tröſten. Ich wollte mir von der Urſache ihres Kummers nähere Nachricht geben laſſen. Ich nahm ſie freundlich bey der Hand, und ſagte: »Geben Sie mir doch . . . . . .« »Was! Geben!« rief ſie; »ich bin ſelber ein armer »unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein groſſer »Bengel kann arbeiten! Geht ins Almoſen!« Dieſe Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer, wegen verſchiedner Urſachen, ein Verlangen, aus der Stadt, und wieder an dem Orte zu ſeyn, wo wir uns vorher befunden hatten. Er war ſo gefällig, mich ohne Weigerung dahin zu begleiten. Wir ſtunden ſtill, und ſahen uns um, ob wir irgendwo eine Seele in einer Beſchäfftigung erblicken mochten, welche unſre Aufmerkſamkeit verdiente. Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieteriſchen Stimme: Vorgeſehn! Ich ſprang auf die Seite, in der Meynung, es wäre vielleicht die abgeſchiedne Seele eines Sänftenträgers. Wie groß war nicht meine Verwunderung, als ich an deren Stelle einen Schatten ſah,

Universitäts- München

deſſen Kleidung machte, daß ich, nach der Gewohnheit unſrer Stadt, den Hut vor ihm abzog. Er dankte mir mit einer ſtolzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu ſehen, und ich fand in ſeiner Geſichtsbildung eine lächerliche Vermiſchung von Scheinh . . .
. . . . . . chmü. . . . .
. . jüdiſchen und niederträchtigen . . . . . .
. . . . uſuraria . . . . . .
und Waiſen . . . . dennoch eiſern . .
. . . . . kurz . . . . . ärger . . . . .
. . . . . . wiſſens *). Unter ſeinem Arme hielt

---

*) In dem eingeſandten Manuſcripte findet ſich hier eine große Stelle, welche, man weiß nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf der Poſt, dergeſtalt zerrieben und unleſerlich gemacht worden, daß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande geweſen iſt, den eigentlichen Inhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieſer Verluſt iſt höchlich zu bedauern, weil dadurch die ganze Erzählung ſo dunkel und unverſtändlich gemacht worden iſt, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieſer Schatten geweſen ſeyn müſſe, welchen der Herr Verfaſſer im Traume geſehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erläuterung darüber zu bitten, zumal da es demſelben gefallen hat, den eigentlichen Ort ſeines Aufenthalts zu verſchweigen. Inzwiſchen erſucht man denſelben um eine vollſtändige Abſchrift ſeines Charakters. Man hat es ohne ſein Vorwiſſen

hielt er ein Buch, welches ſehr gebraucht zu ſeyn ſchien. Ich konnte aber auf dem Titel weiter nichts leſen, als die Worte: Der allzeit fertige ꝛc. Er ſchien ſehr tiefſinnig zu ſeyn, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, wovon ich noch dieſes ganz eigentlich verſtund: »Der Ketzer hätte mir gar wohl acht Procent geben können!« Ich fragte meinen Begleiter, ob er dieſen verkappten Wucherer kenne? Er legte mir aber die Hand auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden.

Die

nicht wagen wollen, ſolchen gänzlich herauszulaſſen, und der Eingriff würde zwar vielleicht gelehrt, aber dennoch ſtrafbar geweſen ſeyn, wenn man ſolchen ſelbſt hätte ergänzen, und unſre Arbeit für das Original deſſelben hätte ausgeben wollen. Der beſte Rath hat dieſer zu ſeyn geſchienen, wenn man die ganze Stelle aufs ſorgfältigſte ſo drucken ließe, wie ſie in dem Manuſcripte noch zu erkennen geweſen. Vielleicht erlangt man dadurch bey denjenigen Gelehrten einen großen Beyfall, welche in dergleichen Art von verſtümmelten Schriften, in denen kein Verſtand iſt, die größte Weisheit ſuchen, und ihren Namen durch deren mühſame und wichtige Ergänzungen zu verewigen gedenken. Man erwartet von den deutſchen Grutern und Gronoven alle billige Erkenntlichkeit für die kritiſche Ausgabe, und will nur wünſchen, daß durch deren Unterſuchung nicht zu neuer Heftigkeit und Verbitterung in der gelehrten Republik Anlaß gegeben werden möge!

Die Nachricht, daß ſich die Seele des Cicero in Geſellſchaft verſchiedener Griechen und Römer in dem Garten eines nicht weit von hier gelegnen Landguts habe blicken laſſen, machte unter allen Geiſtern eine große Bewegung. Ein jeder eilte aus Neugier dahin, und ich ſelbſt war unter dieſer Zahl. Der Anblick vergnügte mich, und ſeine Mienen, welche etwas Großes zeigten, prägten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieſer patriotiſchen Seele ſchuldig iſt. Ich bemerkte inzwiſchen dennoch etwas Niedergeſchlagenes an ihr, welches von einer Scham herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deswillen nahm ich Gelegenheit, mich bey einem Schatten, welcher dem Cicero folgte, und ſein Freygelaſſener geweſen ſeyn mochte, darnach zu erkundigen. „Er hat wohl Urſache,“ antwortete mir dieſer, „niedergeſchlagen und beſchämt zu ſeyn, weil er erfahren, daß man ihn in einem Lande den unerbittlichen Händen eines Geſchlechtes preißgegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und wenn es hoch kömmt, aus einem römiſchen Conſul zu einem lateiniſchen Sprachmeiſter macht. Die größte Betrübniß aber für ihn iſt noch dieſe, daß er wegen dieſer Mißhandlung ſich bey den Göttern ſeines Landes beſchwert, aber zur Antwort erhalten hat, eben dieſes ſey die Strafe, wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld gegeben, daß er zum öftern viel Stolz und einen unanſtändigen Hochmuth an ſich habe blicken laſſen, welcher nicht beſſer gezüchtiget werden könne, als durch einige Commentatores.“ Ich erſchrack über dieſes ſtrenge Urtheil des Pluto, welches mir faſt unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheiten dennoch beſtärkt worden wäre.

Ungefähr hundert Schritte von uns erblickten wir eine Menge tiefſinniger Seelen in beſtaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernſthaft, und ihr Gang monarchiſch. Sie ſchienen ſehr uneinig unter einander zu ſeyn, und je näher ſie uns kamen, deſto deutlicher hörte man ihren Streit, ſo gar, daß ihr Anführer ſich umkehren, und mit drohender Fauſt, und einem fürchterlichen: Me Dius fidius! Friede gebieten mußte. Dieſer Aufzug ſchien die Seele des Cicero ſehr zu befremden. Er vermuthete ſich eines wichtigen Antrags, und glaubte, wie ich nachdem erfuhr, daß es vielleicht Geſandten eines auswärtigen Volks, oder ſogenannter Barbaren, wären, welche ſich aus Hungersnoth gezwungen ſähen, bey dem Rathe und Volke um Brodt aus Sicilien oder Aegypten anzuſuchen. Er empfieng ſie mit einer mitleidigen Miene: aber wie ſehr erſtaunte er nicht, als der Anführer dieſer Proceſſion ihm eine ſehr wunderliche Verbeugung aus dem Alterthume machte, welche nach Grävs Berichte zu den Zeiten des Ennius unter den Stutzern in Rom Mode geweſen ſeyn ſoll. Cicero hielt dieſen erſten Anfall ſtandhaft aus, und es ſchien, daß er den Vortrag mit einiger Ungeduld erwartete. Dieſer erfolgte endlich, nachdem der Orator dieſer Geſandtſchaft ſich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetoriſche Poſitur geſetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erſchrecklich großes Buch überreicht hatte, welches vier der ſtärkſten ſeiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf deſſen Rücken die Worte glänzten: OPERA OMNIA. Cicero entſetzte ſich ein wenig über dieſe ausländiſche Maſchine; noch aufmerkſamer aber war er, als ihn der Anführer folgendergeſtalt anredete: Omnino, ſi quid eſt in me ingenii, quod ſentio, quam ſit exiguum . . . exiguum . . . quod ſentio, quam ſit exiguum. Vermuthlich mochte dieſe unumſtößliche Wahrheit die Kräfte unſers Demoſthenes ſo ſehr mitgenommen, oder auch der Anblick des Cicero, welchen er ſich ganz anders vorgeſtellt hatte, eine ſo große Verwirrung in ſeinem Gemüthe verurſacht haben. Er hielt eine lange Weile innen, und ließ dem Cicero Zeit, ſich von ſeiner Verwunderung zu erholen, welcher von der ganzen Anrede nicht ein Wort verſtanden hatte, und ſeinen Atticus fragte: was dieſes für eine Sprache ſey? Denn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieſes lateiniſch ſeyn ſollte, ſo fremd und unvernehmlich kam ihm dieſe Sprache vor. Endlich erholte ſich unſer Redner, nachdem er ſeine Zuflucht zum Hute genommen, in welchem das Concept lag. Er verſicherte den Cicero in dem feinſten und in ciceronianiſchem Lateine, daß er und ſeine Geſellſchaft für Freuden außer ſich wären, und dieſen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen wollten, an welchem ſie das Glück gehabt, denjenigen kennen zu lernen, welcher zu ſeiner Zeit das ſchönſte Latein geredet, und deſſen Gelehrſamkeit ihnen zu Erlangung der Leibesnahrung und Nothdurft dienlich geweſen wäre. Er rühmte beſonders ſeine eigene Wenigkeit, da er an den Schriften des Cicero das Werk der Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, und ſie in gegenwärtigem bequemen Formate durch die koſtbarſten und tiefſinnigſten Noten, durch Sammlung aller nur erſinnlichen Leſarten, und durch ein erſtaunendes Regiſter brauchbar, und zugleich ihrer beyden Namen unſterblich gemacht habe. Zum Schluſſe beſeufzte er die verſtockte Blindheit ſeiner deutſchen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas mehr, als lateiniſch, fodern wollten, und ſo gar anfiengen, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche in Deutſchland auch der Pöbel verſtehen könnte, zu entweihen.

weihen. Hier beſchloß er ſeinen Vortrag mit einem freundlichen Diener und Cicero, welcher überdrüßig ſeyn mochte, einem ihm unverſtändlichen Gewäſche zuzuhören, antwortete nichts weiter, als: Cura, vt valeas! und ließ ihn ſtehen.

Seine Abweſenheit bewog uns, dieſen Ort auch wieder zu verlaſſen. Wir kehrten zurück, und es begegnete uns eine Seele, welche ſich uns mit taumelnden und ſchleichenden Schritten zu nahen ſchien. Sie dehnte ſich, ſie wiſchte die Augen, und gähnte zu zweyen Malen ſo laut, daß ich ſtehen blieb, um zu ſehen, ob ſie aufwachen, oder einſchlafen würde. Nach einer langen Weile kam ſie uns ſo nahe, daß ich weichen mußte, aus Furcht, von ihr getreten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, ſeine Meynung wäre, daß ich mich in ein Geſpräch mit ihr einlaſſen ſollte. Ich that es, und redete ſie mit lauter Stimme an, um ſie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein Paar Worte geſagt, als ſie die Augen erſchrecklich weit aufſperrte, die Arme von ſich ſtreckte, auf den Raſen niederſank, und weiter nichts ſagte, als: Gute Nacht! und in dem Augenblicke ſchlief ſie auch ſanft und ruhig.

Ich war verdrüßlich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen laſſen, dieſe träge Seele anzureden. Er lachte aber nur, und ſagte: »Ich habe wohl gewußt, »daß es dir nicht anders gehen würde, als wie es mir, »und noch vielen hundert Seelen gegangen iſt, welche »mit ihr haben reden wollen. Dieſes iſt eben die Seele »des berühmten Träumers, welcher in ſeinem Leben ſo »oft auf dem hamburgiſchen Walle nur darum ſpatzieren »gefahren iſt, daß er in ſeiner Kutſche deſto gemächlicher »ſchlafen könnte. Eben darinnen beſtund ſeine einzige

»Arbeit. Keine Leidenſchaft hat ihn jemals ſtören kön-
»nen. Dieſes brachte ihn zu einem feiſten Körper, und
»ſehr hohen Alter. Man hat niemals zuverläßig erfah-
»ren können, wie lange er gelebt habe; ſo viel aber iſt
»gewiß, daß er etliche funfzig Jahr geſchlafen hat. Seine
»Vorältern hatten in ihrer Handlung durch eine unermü-
»dete Arbeit und Wachſamkeit ſo viel erworben, daß ihr
»Sohn mit der größten Gelaſſenheit ſchlafen konnte. Er
»iſt eben derjenige, welcher die Sonne in ſeinem ganzen
»Leben nicht hat aufgehen ſehen. Es iſt lächerlich genug,
»wenn es wahr iſt, was mir einige Schatten von ihm er-
»zählt haben. Sie ſagen, es ſey noch ſehr früh und in der
»Morgendämmerung geweſen, als er geſtorben. Seine
»Seele hat ſich anfangs gar nicht entſchließen können, ſich
»von dem Bette zu entfernen, worinnen es ihr ſo lange
»Jahre wohlgegangen, und worinnen ſie jederzeit ihre
»größte Glückſeligkeit gefunden. Endlich ſey ſie doch ge-
»nöthigt worden, ſolches zu verlaſſen, weil ſie der Lärm,
»und das geſchäfftige Bezeigen ihrer Hinterlaßnen beun-
»ruhigt, und beynahe munter gemacht hätte. Sie habe
»ſich mit halbgeſchloßnen Augen aus dem Zimmer gewagt,
»und ſey gleich zu der Zeit in dieſe Gegend gekommen, als
»die Sonne hervorgebrochen. Dieſer Anblick ſey ihr ſo
»unerträglich geweſen, daß ſie die Hand vor das Geſicht
»gehalten, und getaumelt habe; nicht anders, als ein
»Gefangner, welcher viele Jahre unter der Erde geſeſſen
»hat, und auf einmal an das Tageslicht kömmt. So
»viel iſt indeſſen gewiß; ſo lange ich ihn kenne, ſo lange
»hat er ſich auch in dieſer Gegend aufgehalten, wo er
»noch itzt ſchläft, ohne ſich zu bekümmern, wo er eigent-
»lich ſey, oder was um ihn herum vorgehe. Einige ſei-
»ner Landsleute haben mich verſichert, daß er beſtändig
»träge und unempfindlich geweſen, und wenn er auch ge-

»geſſen, getrunken, oder ſonſt etwas gethan, was er zur Erhaltung ſeines Körpers unumgänglich thun müſſen; ſo habe man doch eigentlich gemerkt, daß es mit der gröſſten Schläfrigkeit geſchehen ſey. Zuweilen hat er ausgeſehen, wie ein anders vernünftiges Geſchöpf, welches wacht; ſo bald er aber angefangen, den Mund zu bewegen, wie ein wachender Menſch, welcher reden will, ſo hat man gleich gemerkt, daß er in der That ſehr feſt geſchlafen, denn ſeine Worte ſind eben ſo verwirrt und ohne Verſtand geweſen, wie die Worte derer ſind, welche man noch vor Mitternacht in ihren Träumen hört. Unterdeſſen hat er doch ein ſehr exemplariſches Ende genommen. Anfänglich iſt er ungemein unruhig geweſen, als ihm ſein Seelſorger auf des Arztes Anrathen die Nachricht gebracht, daß er ſterben müſſe. Er hat davon durchaus nichts hören wollen. Bey den erbaulichſten und tröſtlichſten Beſchreibungen von der Glückſeligkeit jenes Lebens hat er mit dem Kopfe geſchüttelt. Als aber ſein Beichtvater von ungefähr die Worte ſagte: Wie glückſelig ſind die, welche zur ewigen Ruhe gelangen, und ſelig entſchlafen! ſo drückt er ihm die Hände, gähnt ihn an, und ſtirbt.»

Dieſe Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieſer träumenden Seele ſtehen blieb. Ich konnte ſie nicht ohne Mitleid anſehen. Wie unglückſelig, dachte ich bey mir ſelbſt, iſt ſo ein Menſch, welcher in der Welt lebt, ohne im geringſten die Pflichten zu erfüllen, die er ſich und ſeinen Mitbürgern ſchuldig iſt. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genießen, welches ihm tauſend angenehme Gegenſtände zeigen. Wäre er nur einigermaßen aufmerkſam, ſo würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher ſich die Größe des allgemeinen Schöpfers entdeckt.

deckt. Er genießt ſein Vermögen nicht. weil er es, wenn es hoch kömmt, nur anwendet, ſich durch unordentliches Eſſen und Trinken in einer Trägheit zu erhalten. Des edeln Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen empfinden, die Gelegenheit ſuchen, auch andre glücklich, und durch eine vorſichtige Austheilung ihres Vermögens mehr als eine Nachwelt ſich verbindlich zu machen. Sein Leben iſt ein beſtändiger Tod und eine Marter für diejenigen, welche mit Schmerzen auf ſein Abſterben warten, weil er erſt alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in dieſen ernſthaften Betrachtungen noch weiter fortgefahren; ehe ich mir es aber verſah, bekam ich mit einem Prügel einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß ich ganz ſchwindlicht darüber ward, und daß mir der Hut auf die Erde fiel. Ich kehrte mich voll Verdruß um, in der Abſicht, denjenigen zu ſehen, welcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grobheit zu begehen. »Ihr ſeyd ſehr unbeſcheiden, mein »Freund,« fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, »daß Ihr »Leuten, die Ihr nicht kennt, und die Euch nichts gethan »haben, auf eine ſo ungeſchliffne Art begegnet!« »Und »Ihr ſeyd ein ziemlicher Narr, wie ich merke,« verſetzte er mit einem lauten Gelächter, »daß Ihr einen witzigen »Scherz übel nehmt. Merkt Ihr denn nicht, daß ich »ein ſatyriſcher Kopf bin?« Dieſe unverſchämte Antwort bewog mich, ihn genauer anzuſehen, und ich entſann mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erſt vor einem Jahre geſtorben war, und ſich über einer Satyre zu Tode geſchimpft hatte.

Ich war durch dieſe verdrüßliche Begebenheit ſo unruhig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir vielleicht noch ein witziger Kopf aufſtoßen, und mich braun und blau ſatyriſiren. Um deßwillen that ich meinem Begleiter den Vorſchlag, daß wir uns in eine ſchattichte Gegend zurückziehen wollten, welche vor uns lag, und von der ich glaubte, daß es darinnen, wo nicht einſamer, doch ſichrer ſeyn würde.

In beyden betrog ich mich. Ich erblickte daſelbſt eine große Geſellſchaft, die meiſtens aus Frauenzimmern beſtand. Weil ſie in eben der Stadt gelebt hatten, wo ich mich aufhielt; ſo kannte ich ſie alle, und ich fand ihre Beſchäfftigungen nicht im geringſten verändert. Sie ſpielten, ſie tranken Caffee, manche redeten gar nichts, die meiſten aber ſchlugen ein ſo lautes Gelächter auf, daß ich begierig ward, dieſe zuerſt zu beobachten. Ich nahte mich ihnen; ich hätte aber nicht gemeynt, daß eben ich die Urſache dieſer allgemeinen Lebhaftigkeit und Freude geweſen wäre. Je näher ich kam, deſto heftiger fiengen ſie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen die Urſache zu wiſſen; aber ſie waren ſo boshaft, und ſagten mir ſolche nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mich in ihrem Leben, durch ein ganz artiges und ſinnreiches Sonnet auf ihren Mops, ſehr verdient gemacht hatte, war ſo dankbar, und half mir aus meiner Verwirrung. »Ich »will es Ihnen nur ſagen,« ſprach ſie zu mir, »warum »wir ſo luſtig ſind. Wir hatten ſchon viel Stunden lang »in der verdrüßlichſten Stille beyſammen geſeſſen, ohne »ein Wort zu reden, weil wir müde waren, die Trachten, »den Gang, und die Mienen aller der Seelen, die bey »uns vorbeygehen mußten, zu beurtheilen. Auch mit »den Abweſenden waren wir bereits fertig, ja, was das »allerbetrübteſte war, ſo waren wir auch ſchon darüber »einig, daß es heute ſchönes Wetter wäre. Wir ſahen »einander ganz niedergeſchlagen und verdrüßlich an, die »Zeit ward uns lang, und wenn dieſer artige Herr hier,

»ſeiner

»einer von meinen ehemaligen Schäfern, den Sie noch wohl kennen müſſen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, ſo glaube ich, wir würden vor langer Weile gar eingeſchlafen ſeyn. Von ungefähr erblickten wir Sie von weitem, und zwar in einer Poſitur, die wichtig genug war, daß wir alle aus vollem Halſe lachten.« Hier hielt ſie inne, ſtemmte beyde Arme in die Seite, und fieng von neuem mit ihrer ganzen Geſellſchaft ein ſo lautes Gelächter an, daß ich ganz beſchämt da ſtund. »Merken Sie es denn noch nicht?« fuhr ſie fort, als ſie einigermaßen ſich erholt hatte. »Um des Himmels willen, ſehen Sie doch Ihren Hut an, wie beſtaubt er ausſieht!« »Wenn dieſes an mir das Lächerlichſte iſt,« antwortete ich, »ſo kann ich ihm bald abhelfen.« Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geiſt vom Kopfe geſcherzt hätte, wodurch er eben ſo ſtaubicht geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal dieſe reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, ſo, daß ſie von neuem in ein tiefſinniges Stillſchweigen verfielen, und ich ſelbſt nicht länger Luſt hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich ſchlich mich um deswillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Geſellſchaft andrer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in ſeinem Leben eben dieſe Geſellſchaft durch ſeine Einfälle ergötzt hatte, die ſie damals galant, ungezwungen, ſinnreich, und, ich weis ſelbſt nicht mehr, wie vortrefflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeſchiednen Seelen, ganz verändert. Er war ſtumm, trocken, nicht eine einzige Perſon in der Geſellſchaft ſchien das artige und witzige Weſen, ſo er vormals gehabt, an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zuckte die Achſeln, und verſicherte mich, er ſey die unglückſeligſte unter allen Seelen. Sein Abſterben ſey ihm ſo plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in der Eil weder Uhr, noch Stockband, noch Tobaksdoſe mit ſich genommen. »Drey Sachen, rief er, in welchen meine ganze Lebhaftigkeit, mein ganzer Witz beſtand! Was iſt doch der Verſtand eines Stutzers ohne dieſe Stücke! Wenn ich einen artigen Scherz machen will, ſo vermiſſe ich mein Stockband, und meine feinen Einfälle auf einmal. Ich bin nicht im Stande, das geringſte Urtheil von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von meinem Gedichte zu fällen, weil ich keine Priſe Tobak nehmen kann.« Ich bedauerte dieſen entkräfteten Stutzer um deſto aufrichtiger, da ich ſchon in meinem Leben dergleichen Geſchöpfe niemals ohne herzliches Mitleiden anſehen können. Ich war nicht im Stande, ihm zu ſeinem Witze wieder zu verhelfen, um deswillen erſann ich eine Urſache, welche mich, wie ich vorgab, nöthigte, ihn zu verlaſſen.

Mein Begleiter war eben im Begriffe, mir die bekannte Geſchichte von der abgeſchiednen Seele eines Harlekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung und mit dieſer allen Harlekinsverſtand verloren hatte; als wir durch ein neues Abentheuer geſtort wurden. Eine Frauenzimmerſeele, die ich nicht wahrgenommen hatte, weil ich ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeſchlichen, und fiel mir von hinten zu um den Hals, um welchen ſie die eine Hand ſchlug, mit der andern aber die meinige auf eine ſo zärtliche Art drückte, daß ich aus dieſer wohllüſtigen Beredtſamkeit mehr errathen konnte, als wenn ſie ſich mündlich erklärt hätte. Ich konnte leicht merken, daß es eine von den irrenden Schönen wäre, und die Dunkelheit des einſamen Orts, wo wir uns befanden, vermehrte meinen Verdacht. Sie ſchien in mich ſo verliebt zu ſeyn, als es eine Perſon von dergleichen Charakter zu ſeyn fähig iſt. Ich ſpürte deutlich, daß ſie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverſchämter ward. Ich war begierig, dieſer dreiſten Schönen ins Geſicht zu ſehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich ſprang zurück. »Biſt du es?« ſagte ſie, und gieng kaltſinnig fort. Meine Leſer werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieſes die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that ſie freundlich. So bald ſie mich ſah, ward ſie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß ſie gieng. Wird nunmehr jemand noch zweifeln, daß unſre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was ſie am meiſten in ihrem Leben gethan haben?

Ein ängſtliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem dicken Geſträuche hörte, machte mich aufmerkſam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte dieſe ächzende Seele ein großes Unglück betroffen haben. Ich fand ſie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter, und unſre Komödianten, ihre Schäfer vorſtellen. Er hielt einen Hirtenſtab in der Hand, an welchem ein grünes Band hieng, welches er unter tauſend Seufzern mit ſolcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bey ihm ſtund. Endlich ſah er mich mit zerſtörten Blicken an. Er ſprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. »Grauſame!« rief er; »haſt du dich doch endlich bewegen laſſen? Ich ſehe ſchon, anbetenswürdige Sylvia, ich ſehe ſchon in deinen Augen das Mitleid, welches du gegen den unglückſeligen Thyrſis hegeſt!

»Ach ſtrenge Sylvia! warum verachteſt du mich?
»Die Sonne brennt, und wirft die Stralen unter »ſich:
»Luft, Feld und Erde brennt, die kühlen Steine »brennen
»Von Flammen, die auch ſchon die jungen Lämmer kennen;
»Dein Thyrſis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
»Und du alleine nur willſt Schnee und Kälte »ſeyn?
»So bald ich neulich dich, (du wirſt es wohl noch »wiſſen) . .

»Du irrſt dich, mein Freund,« ſagte ich zu ihm, »ich »bin nicht deine Sylvia, und dennoch . . .« »Ja, »verſtelle dich nur,« rief er mit einer rechten Schäferwut, »verſtelle dich nur, du mörderiſche Schöne! Freylich biſt du nicht meine Sylvia! Menalks Sylvia biſt »du! Glückſeliger Menalk! Verlaßner Thyrſis! Ich »habe es mit meinen Augen geſehen, daß Menalk den »Straus auf ſeinem Hute getragen, den ich für dich, »nur für dich allein, gebunden hatte. Ich ſetzte dich zur »Rede, die Hirten wiſſen es alle. Du antworteteſt mir »nicht einmal! Du eilteſt von mir! Du giengſt zu deiner Heerde! Unempfindliche Schäferinn! Sind meine »Flammen ſtrafbar, ſo ſtrafe mich; aber ſtrafe vorher »dich ſelbſt, denn nur die Blitze deiner Augen ſind es, »welche mich in Brand geſetzt haben.

»Wer böſe Zauberey getrieben,
»Dem wird das Feuer ſonſt in Rechten zuerkannt.
»Ich weis von ſolcher nichts, und wollte nur was »lieben,
»Und werde doch darum verbrannt;

»Der Richter, welcher mich ſo grauſam will verdammen,
»Schlägt ſelbſt das Feuer auf, und trägt das Holz zuſammen.«

Nunmehr fieng mir an, beynahe Angſt zu werden, und ich wünſchte mir, aus den Händen der ſchwärmenden Seele befreyt zu ſeyn. Er hielt meine Knie ſo feſt umſchloſſen, daß es nicht möglich ſchien, mich von ſeiner Zärtlichkeit frey zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück; aber dadurch ward mein Schäfer ganz außer ſich gebracht. Er faßte mich von neuem bey der Hand, und ſagte: »O Sylvia! ich bitte dich bey »den Göttern dieſer Flur! höre einmal auf, grauſam zu »ſeyn! Wenn dein Herz nicht noch härter iſt, als jene »Felſen, ſo laß dich mein Unglück rühren! Laß mich ſeuf»zen! Ich beſchwöre dich bey den Nymphen, welche dort »hinter jenem Buſche lauſchen, und bey den cryſtallnen »Fluthen, welche hier über dieſe Kieſel rollen, habe Mit»leiden mit dem Unglückſeligſten:

»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!
»Gönnt mirs, ihr verſchwiegnen Bäume,
»Daß ich von der Marter träume,
»Die mein Mund ſo oft erzählt!
»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!«

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über dieſen Opernſchäfer zu lachen. »Und du lachſt noch?« ſchrie er, indem er von der Erde aufſprang. »Und du ſpotteſt »noch mit meiner Verzweiflung?

»Nun weis ich Aermſter nicht, was weiter übrig iſt,
»Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke;
»Vielleicht liebſt du mich tode, weil ich dich lebend kränke.«

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als er von mir, und in die Sträucher eilte.

Ich erſchrack, ich befürchtete, ſeine Verzweiflung dürfte nicht ohne Wirkung ſeyn. Ich wollte ihm nachgehen, um ſeiner Raſerey Einhalt zu thun; aber mein Führer hielt mich zurück. »Du kannſt ganz ruhig ſeyn,« ſagte er. »Dieſes iſt der Schatten eines von den Schäfern, welche ihr Leben am höchſten bringen, wenn ſie alle Tage verzweifeln, und welche ſich niemals beſſer aufbefinden, als wenn ſie von Gift und Dolche reden. Er war in ſeinem Leben ſehr zärtlich, und glaubte, für keine Kreatur ſchicke es ſich beſſer, zärtlich zu ſeyn, als für einen Schäfer. Er ward alſo ein Schäfer, nur in der Abſicht, damit er recht regelmäßig ſeufzen könnte. Tag und Nacht war er beſchäfftigt, durch Leſung ſolcher Schriften ſich vollkommen zu machen, welche von Feuer und Flammen rauchten, und von verliebtem Mord und Todſchlägen voll waren. Und eben dadurch gerieth ſein Gehirn in ſolche Unordnung, daß er, als ein arkadiſcher Don Quichot, auf Abentheuer ausgieng. Dieſe grauſame Sylvia, für welche er dich anſah, iſt nirgends anders, als in ſeiner Einbildung möglich geweſen. Sein ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zugebracht, und noch auf dem Todbette hat er von nichts, als Klee und Milch, geredet; ja ſo gar den Arzt, als ihm dieſer an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rücken geſtreichelt, weil er ihn für ſeinen Hylax hielt. Du darfſt dich alſo nicht wundern, daß er dich ſchlechterdings zu

»ſeh

»ſeiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß
»außer ihm in der ganzen Welt noch ein Schäfer geweſen
»iſt, welchen ſeine verderbte Einbildung ſo ſehr wahnwitzig
»gemacht; doch ſoll es, wie man mir geſagt hat, noch hin
»und wieder verſchiedne Seladonchen geben, welche einen
»ziemlichen Anſatz zu dieſer hitzigen Krankheit haben.«

Zum größten Unglücke entdeckte mich der Schatten meines ehemaligen Barbiers. Es war nicht möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, ſo ſehr ich es auch wünſchte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in ſeinem Leben, durch ſein unermüdetes und politiſches Geſchwätz, geweſen war. Es half aber nichts, ich muſte mich gefaßt machen, ſeine tiefſinnigen Beurtheilungen von Staatsſachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz außerordentlich, die er darüber bezeigte, daß er mich hier ſehen ſollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. »Sie
»ſind doch allemal fein geſund geweſen?« ſagte er. »Sie
»haben ſie doch alle wohl verlaſſen? Und Ihre Jungfer
»Muhme? . . Sie werden mich wohl verſtehen? Nun
»das will ich eben nicht ſagen. In der That wollte ich
»ihr es gönnen. Das Mädchen iſt gut. Lebt denn der
»alte Hauptmann noch? Ich habe tauſend Spaß mit
»ihm gehabt. Was ich Ihnen ſage. Der konnte recht
»erzählen, wenn er bey Humor war! Den pommerſchen
»Krieg, den wußte er auf ein Haar! ohne Flatterie! Es
»würde gewiß ganz anders abgelaufen ſeyn, wenn er nicht
»abgedankt hätte. Aber hören Sie nur an. Ich weis
»nicht, das Ding ſieht ſehr bunt aus. Mit meinem
»Willen iſt es gar nicht geſchehen, daß Prinz Karl übern
»Rhein gieng. Es war doch nun mit alle dem, wie es
»war. Der Franzoſe, es mag nun ſeyn, wie es will, er

»iſt doch einmal der Franzoſe, und ein Chriſt, ſo gut als »wir. Was ich Ihnen ſage. Er hätte es können bleiben laſſen. Mit alle dem mag der Rhein ein ziemlich »breites Waſſer ſeyn. Aber horen Sie nur an. Ich »denke, ich denke, es ſoll bald anders werden. Der eine »von den Herren Cantons . . Ich will es Ihnen ſchon »einmal erzählen, wenn wir allein ſeyn werden. Vor »dem Türken? Ach! der Bluthund, der darf ſich nicht »breit machen! Was ich Ihnen ſage. Das merkte ich »gleich im voraus, ohne Flatterie! Meine Großmutter »ſeliger . . ich weis nicht, ob Sie ſie werden gekannt »haben. Es war eine kleine bucklichte Frau. Sie wohnte »hinten am Walle. Hören Sie, das war eine Frau! »Sie hat mich noch aus der Taufe gehoben. Es gieng »bey ihrem Teſtamente auch mit Kräutern zu. Was geſchehen iſt, das iſt geſchehen. Ich habe, Gott Lob, »auch mein Brodt gehabt. Ich ſpreche immer: ehrlich »währt am längſten; und mein kleiner Chriſtel war noch »dazu ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn ſagen? Ich »habe es ganz drüber vergeſſen! Ja, der Türke . . .« »Ja, ja, der Türke,« antwortete ich voll Verdruß, »ich »kenne ihn wohl; aber hier läßt es ſich davon nicht gut »reden. Wir ſprechen einander ſchon weiter, itzt habe »ich nicht Zeit, mich länger aufzuhalten.« Ich ließ ihn ſtehen, und gieng fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelächter. Ich wandte mich um, und erblickte eine Seele, welche ſo verhungert ausſah, wie ein Goldmacher, und ſo tückiſch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir ſehr vertraulich die Hand, und ſagte: »Sie haben recht wohl gethan, »daß Sie ſich den unſinnigen Schwätzer vom Halſe geſchafft haben. Ich habe ihrem ganzen Geſpräche zugehört, und mich über Ihre Geduld gewundert. Es iſt

»ewig zu bejammern, daß es Leute giebt, die ſich um Sachen bekümmern, welche ſie nicht verſtehen. Wenn es nur Barbierer wären, welche ſich in politiſche Händel miſchten; ſo möchte es allenfalls noch hingehen, und es würde ſich vielleicht darüber lachen laſſen. Aber, es giebt Männer mit großen Parücken, die es nicht viel beſſer machen, als Ihr Barbier. Anſtatt, daß ſie für ihre Pflicht, und für das Beſte ihres Vaterlandes ſorgen ſollten; ſo ſitzen ſie beyſammen, und plaudern über die Zeitungen. Ich bin, wie Sie mich hier ſehen, in meinem Leben auch aus dem politiſchen Stande geweſen, und habe dabey Gelegenheit gehabt, einzuſehen, was das heiße, ein Land zu regieren. Mit einem Worte! Ich war eines Edlen Hochweiſen Raths Straßenbereiter, ein geſchworner Mann, und hatte meine theure Pflicht. Die Finanzſachen waren meine liebſte und vornehmſte Arbeit; und wenn es nach meinem Vorſchlage gegangen wäre, die Stadtkaſſe hätte alle Jahre um hunderttauſend Thaler reicher ſeyn müſſen. Aber freylich, wie es nun geht! Wer etwas verſteht, der hat ſeine Feinde. Der Bürgermeiſter merkte, daß ich ihn überſehen konnte, das war ſchon genug, mich zu ſtürzen. Nur mein Vaterland dauert mich, dem ich zu frühzeitig entriſſen worden bin. Tag und Nacht habe ich mitten in meiner ſchweren Berufsarbeit auf Mittel und Wege geſonnen, das Wohl meiner Mitbürger in beßre Aufnahme zu bringen. Ich merkte wohl, in was für einen kläglichen Verfall das Finanzweſen gerathen war; denn als ich um eine Zulage für meine patriotiſch geleiſteten Dienſte anſuchte, ſo gab man mir abſchlägliche Antwort, und zur Urſache gab man dieſes an: Es ſey kein Geld in der Kaſſe. Von dieſem Augenblicke an nahm ich mir vor, meinem Vaterlande unter die Arme zu greifen. Alle Tage gab ich ein neues Mittel an die Hand, die gemeinen Einkünfte zu erhöhen, und eben dadurch verdiente ich den würdigen Beynamen des Projektmachers. Ja, mein Herr, hätte man mir nur gefolgt. Ich hätte auch meine theure Pflicht auf mir, ſo gut als der Bürgermeiſter; und gleichwohl wieſen ſie mich mit meinen Vorſchlägen allemal ab. Was meynen Sie? Ich machte ein Projekt, daß man die Geiſtlichen abſchaffen, ihre Beſoldungen einziehen, und die Rathsherren anhalten ſollte, daß ſie ſelbſt nach der Zeche und zur Frohne predigen müßten. Was hätte man nicht ein Jahr lang in der Stadt erſparen können? Und den Geiſtlichen war ich ſo nicht gut, beſonders unſerm dicken Oberpfarrer, der hätte es auf dieſe Art gewiß empfinden ſollen, was das heiße, einen geſchwornen Mann von der Kanzel zu werfen. Glauben Sie wohl, daß mein Vorſchlag angenommen ward? Ich verſuchte es auf eine andre Art. Ich überreichte eine Schrift, in welcher ich aufs deutlichſte ausgerechnet hatte, daß die Stadtkaſſe alle Monate um dreytauſend Thaler vermehrt werden würde, wenn eine jede Frau, welche die Herrſchaft über ihren Mann führte, monatlich drey Mark zur Einnahme erlegen müßte. Hätte wohl ein Vorſchlag billiger und vernünftiger ſeyn können, als dieſer? Aber es fehlte nicht viel, daß mich nicht alle Weiber, von der Bürgermeiſterinn an bis auf meine eigne Frau, geſteinigt hätten. In der That durfte ich mich vier Wochen lang nicht ſehen laſſen, und das war die Belohnung für meinen wohlgemeynten Eifer. Dennoch ward ich nicht müde, in der Hoffnung, daß wenigſtens einmal meinen Mitbürgern die Augen zu ihrem Beſten aufgehen würden. Unſer Küſter, welcher auch kein Narr ſeyn wollte, gab mir unter den Fuß,

»Ich ſollte eine Vorſtellung thun, daß man auf die Möpſe eine Kopfſteuer legen, und daß die Gratulanten ordentliche Hauſierzeddel löſen, und alle ihre Glückwünſche auf Stempelpapier drucken laſſen ſollten. Aber ich weis nicht, das Ding kömmt mir zu überſtudirt vor, und ich traue Ihnen die Einſicht zu, daß Sie geſtehen werden, daß meine Projekte nicht allein die beſten und einträglichſten, ſondern auch die vernünftigſten ſind, denn ich habe meine theure Pflicht. Was meynen Sie davon? Sagen Sie mir es offenherzig!«

Ich weigerte mich anfänglich; endlich aber geſtund ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir des Küſters ſeine Einfälle nicht unrecht zu ſeyn ſchienen. Die Menge der Gratulanten ſey ſo anſehnlich, daß aus den Hauſierzeddeln, und aus dem Stempelimpoſt, der auf die guten Wünſche gelegt werden ſollte, der gemeinen Stadtkaſſe eine große Summe zuwachſen könnte. Es wäre dieſes auch als eine gewiſſe und beſtändige Einnahme anzuſehen, da man nicht befürchten dürfte, daß dieſe Art von poetiſchen Inſecten jemals vergehen würde, wenigſtens ſo lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche ſich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieſes dem gemeinen Weſen nicht zur Laſt, weil man dergleichen mechaniſchen Dichtern gar wohl zulaſſen könnte, daß ſie ihre unterthänigſte Devotion um etliche Schillinge ſteigerten. Die Kopfſteuer auf die Möpſe habe meinen völligen Beyfall, zumal, wenn ſie bey Strafe der Confiſcation ausgeſchrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schooßhund gern mit zwölf bis funfzehn Mark löſen, und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfſteuer legte; wenigſtens

wir,

würden ſich in dieſem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiſcation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch ſeinen Vorſchlag eine große Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrſchaft über die Männer mit drey Mark erkaufen müßten. Dieſe würden es alsdann entgelten ſollen, und ſie würden es auch nicht einmal zulaſſen, daß die Weiber den Beytrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugeſtünde, daß ſeine Frau Herr ſey, ſo wie ein jeder nur ſeinen Nachbar für einen guten geduldigen Mann, niemand aber ſich ſelbſt dafür hielte. Der Vorſchlag wegen Abſchaffung der Geiſtlichen wäre ſo abgeſchmackt und parteyiſch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denſelben niemand fallen, als ein Straßenbereiter. Der geiſtliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meiſten zu mißfallen, welche den wenigſten Verſtand beſäßen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel . . . »Was! Pöbel!« rief mein Projectmacher mit einer grimmigen Stimme: »Weis der Herr wohl, was er redet? Weis der Herr »wohl, wer ich bin? Weis der Herr wohl, daß ich »ein geſchworner Mann bin? Daß ich meine theure »Pflicht habe? Das ſoll Er mir nicht umſonſt gethan »haben! Er iſt ein Verräther des Vaterlandes! Ein »Rebell! Ein Meineidiger! Ich will Ihm meine »theure Pflicht . . . . .« und damit fiel er über mich her, und würgte mich mit ſeinen patriotiſchen Klauen dergeſtalt, daß ich ſeine Liebe zum Vaterlande auf das erſchrecklichſte empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld ſeine theure Pflicht beſänftigt hätte. Sogleich ließ er mich los, und gieng fort.

Nunmehr konnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet erwachen. Was wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette ſtieße, und erwachte? Allein, ich habe noch keine Luſt, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigſtens noch zwölf Originale, deren Tode ich mit ſchmerzlichem Verlangen entgegen ſehe, weil ihre Bemühungen in dieſer Welt ſo lächerlich und abgeſchmackt ſind, daß ich mir meine Leſer gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit ſich ihre Seelen beſchäfftigen. Es verlohnt ſich alſo die Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod ſchlafend erwarte.

Abhandlung
von
Buchdruckerſtöcken *).

Zueignungsſchrift
an die
Marquiſinn von L***

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein Deutſcher, mich unterſtehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine ſolche Schrift zu ſetzen, in welcher eine der ſchwerſten Materien, nach der Metaphyſik, abgehandelt wird. Die witzigſten Eurer Landsleute wählen ſich eine Marquiſinn zur Schutzgöttinn ihrer gelehrten Werke, welche ſie in die Welt ſenden, und ich lobe ſie darum. Derjenige Leſer müßte ſehr unbeſcheiden ſeyn, der ſich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beſchützt, oder die, mit der Livrey einer Marquiſinn, ſich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht ſo ſehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieſes für einen der weſentlichſten Vorzüge Eures Volks erkennen, und hier öffentlich rühmen ſollte. So oft ich ein Buch ſehe, es mag in Cölln, oder auf Koſten der Compagnie herausgekommen ſeyn; ſo iſt eine Marquiſinn allemal das erſte, was mir in die Augen fällt. Niemals ſehe ich dieſes, ohne die Glückſeligkeit Eures Volks zu beneiden, und mein Deutſchland, dieſes rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berühmt werden kann, weil er keine Marquiſinn hat. Ihr würdet ſehr grauſam ſeyn, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, dieſen natürlichen Mangel dadurch zu erſetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute ſind ſo gefällig, daß ſie uns mit allen denen Moden verſorgen, die uns Deutſche zu lebhaften Franzoſen, oder, welches einerley iſt, zu vernünftigen Kreaturen machen. Ich glaube alſo, ſie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquiſinn, eben ſo groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich verſichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit zu Paris niemand trage, als ein gewiſſer Chevalier, ein gewiſſer Marquis, und ein gewiſſer Prinz vom Geblüte, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht iſt es nicht wahr, was mein Schneider ſagt, und vielleicht iſt in ganz Frankreich kein ſolcher Aermel, als der meinige. Es mag ſeyn! Das will ich nicht unterſuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn ſich jemand die Frage einfallen ließe: Ob auch wirklich eine Marquiſinn von L*** in der Welt ſey? Denn auf dieſe Art würde man an meinem größten Verdienſte zweifeln wollen. Chloris hat eine ſolche Hochachtung gegen meinen pariſiſchen Aermel, daß ſie mich geſtern früh für den vernünftigſten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel, wenn ich glaube, meine Landsleute ſind ſchuldig zu bekennen, ich ſey unter allen denen Schriftſtellern, welche ſich ſeit der letzten Michaelmeſſe verewigt haben, der gelehrteſte, gründlichſte und tiefſinnigſte, weil ich die Ehre habe, der Marquiſinn von L*** gegenwärtige Blätter zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich wünſche mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen, Ihr werdet mir dieſe Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich Euch, Madame, geſtehe, daß ich mir kein größeres Glück vorſtellen könnte, als wenn meine Leſer in gegenwärtiger Abhandlung einen ſo feinen Geiſt fänden, daß ſie anſtengen, zu zweifeln, ob ſie auch wirklich ein deutſches Original, und nicht vielmehr aus dem Franzöſiſchen überſetzt wäre. Allen meinen Gerechtſamen auf die Nachwelt wollte ich entſagen, wenn ich dieſes Glück erlebte. Niemals kann ich ohne eine kleine Eiferſucht an den deutſchen Verfaſſer gewiſſer bekannter Briefe gedenken, dem der glaubwürdige Vorredner dieſes ſchmeichelhafte Zeugniß giebt: Es habe dieſe Briefe zwar freylich nur ein Deutſcher geſchrieben; aber gleichwohl wären ſie ſo vortrefflich abgefaßt, daß ſie verdienten, von einem Franzoſen geſchrieben zu ſeyn. Auf Euch allein, Madame, wird es ankommen, ob ich in meiner Hoffnung glücklich oder unglücklich ſeyn ſoll. Gewinne ich nur Euren Beyfall, ſo weis ich gewiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den Ruhm eines großen Gelehrten und die Ewigkeit abzuſprechen. Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu ſeyn,

---

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 1ſter Band, 5tes Stück, 1745.

Madame,

der Eurige,
Waldemar von Tyſchotſchlen.

R. S.

N. S.

Aus großer Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzoß, und unſterblich zu ſeyn, habe ich vergeſſen, mich bey Euch, Madame, zu entſchuldigen, daß ich Euch eine Schrift widme, welche ſo gelehrt iſt, daß Ihr nicht ein Wort davon verſtehen werdet. Aber dieſes thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß Ihr die Zueignungsſchrift leſen ſollt; denn eben um deswillen ſeyd Ihr eine Marquiſinn, und ich bin ein Autor. Ich will mein Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigſten Landsleute rechtfertigen, wenn ich Euch künftig eine Abhandlung von Kupferſtichen, einige algebraiſche Galanterien, und eine kritiſche Unterſuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr ſeyd nicht eine Stunde ſicher, daß ich Euch nicht mit einer politiſchen Deduction von dem öſterreichiſchen Succeſſionskriege heimſuche. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küſſe Euch die Hände.

Abhandlung.

Ich nehme mir itzt vor, eine Sache auszuführen, welche ſo ſchwer und tiefſinnig iſt, daß ich von meinen Leſern doch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerkſamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches ſie unachtſam überſehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunkel und unbegreiflich vorkömmt. Um deswillen halte ich für billig, einige bey ſchwerſten Sätze vorher zu erklären, und verſchiedne der wichtigſten Begriffe aus einander zu wickeln, damit ich nicht das geringſte verſäume, wodurch ich mich um meine Leſer verdient machen kann. Die Gelehrten, welche im Denken geübt ſind, wie ich, werden dieſe Einleitung freylich nicht nöthig haben; ich erwarte alſo den Dank für dieſe Bemühung nur von dem ſchönen Theile meiner Leſer. Bloß dieſem zu gefallen, werde ich zwar bündig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, ſo ſchreiben, wie verſchiedne unſrer Philoſophen zu thun pflegen, wenn ſie den Eingang zu einer Abhandlung machen, welche vielmals bey weitem ſo wichtig nicht iſt, als die meinige.

»Ich nehme dieſes als einen Heiſcheſatz an, daß die Vorſtellungskraft der Seele ſich nach der Lage der Korper richtet. Es gründet ſich dieſes auf die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung von Leib und Seele. Zu mehrerm Beweiſe könnte ich den Satz des nicht zu Unterſcheidenden anführen, wenn nicht bereits ausgemacht wäre, daß unmöglich ein Ding zugleich ſeyn, und nicht ſeyn kann. So wenig gegenwärtig meine Abſicht iſt, das Lehrgebäude der gelegentlichen Urſachen über einen Haufen zu werfen; ſo wenig werde ich auch itzt unterſuchen, ob die Geſichtspunkte der Vorſtellungskraft, welche ſich bis in die Zirbeldrüſe fortpflanzen, nur einfach oder vielerley ſind. Genug, daß der Grund dasjenige in der Urſache iſt, woraus man das darinnen Gegründete erklärt. Denn das Ganze zuſammen genommen iſt ſeinen Theilen gleich; und wenn die Urſache geſetzt wird, ſo wird auch die Wirkung geſetzt. Es iſt zwar andem, daß es unendliche Wahrſcheinlichkeiten giebt; doch ſind dieſe Wahrſcheinlichkeiten der Vermuthungen eben ſo gewiß, als die Erweiſe von vorne. Es

»thut nichts, daß das Maaß der Kräfte in der Welt einerley iſt; ſo lange noch die Korper untheilbar ſind, und ſo lange der Raum ausgedehnt iſt, dennoch aber keine Eigenſchaften hat. So deutlich alle dieſe Wahrheiten an und für ſich ſind; ſo werde ich mich doch noch beſſer erklären können, wenn ich ſie in folgenden Schluß zuſammenfaſſe: Die Seele iſt ein Spiegel, in welchem ſich die andern Monaden alle im Kleinen abbilden, und wenn man die dunkeln Ideen einer Seele kennen ſollte, ſo würde man die Eigenſchaft aller Weſen erkennen. Nun iſt aber außer Streit daß die einfachen Dinge, jedes für ſich, beſtehen, durch die verwirrte Vorſtellung aber nur ein Haufen zu ſeyn ſcheinen. Alſo folgt von ſelbſt, daß Etwas dasjenige iſt, was Etwas ſeyn kann, indem die Bewegung die Veränderung eines Orts, der Ort aber die vorgeſtellte Verhältniß unterſchiedner von einander abſtehender Dinge iſt. W. Z. E. W.»

Dieſes wird genug ſeyn, meinen Leſer zu demjenigen vorzubereiten, was ich ſagen will. Ich läugne gar nicht, daß es mich viel Mühe gekoſtet hat, alles in ein völliges Licht zu ſetzen. Vorſtehender Beweis hat meine Leibes- und Gemüthskräfte ſehr mitgenommen. Aber deſto gelehrter iſt er auch. Ich denke ſtark, wie ein Philoſoph; dennoch aber trage ich meine Gedanken ſehr deutlich vor, wie man ſehen kann, und eben dieſes iſt der Grund, warum ich einen merklichen Vorzug vor andern nicht unbillig verlangen kann. Ich ſchreite nunmehr zur Hauptſache.

Buchdruckerſtöcke nenne ich diejenigen Verzierungen und Bilder, welche theils über die gedruckten Schriften, theils bey den Anfangsbuchſtaben, theils aber zum Schluſſe derſelben geſetzt werden. Ich bin nicht geſonnen, ihre Genealogie zu unterſuchen. So viel aber iſt wohl gewiß, daß ſie nicht viel jünger ſeyn können, als Fauſt und Guttenberg. Es iſt dieſes ein neuer Beweis, durch welchen wir unſre Vorzüge vor andern Völkern, und beſonders vor den eingebildeten Franzoſen, behaupten können. Sind wir Deutſche die Erfinder der Buchdruckerkunſt, wie ſolches vor einigen Jahren in allen Zeitungen mit mehrerm ausgeführet worden iſt; ſo will ich denjenigen ſehen, welcher ſo verwägen ſeyn, und uns die Erfindung der Buchdruckerſtöcke abſprechen will. Die Meynung derer iſt bereits von vielen widerlegt worden, welche ſie den Gothen zuſchreiben wollen, denen wir die witzigen Verzierungen an unſern Kirchen und Thürmen zu danken haben. Ich bin alſo der Mühe überhoben, dieſes Vorurtheil itzt zu beſtreiten.

Hätte ich die boshafte Abſicht, in der gelehrten Republik ein neues Feuer anzurichten; ſo würde ich hier die ſchönſte Gelegenheit dazu finden. Wäre wohl etwas leichters, als ein Dutzend widrige Meynungen zu erſinnen, welche ein'ge Feinde der Buchdruckerſtöcke gehabt haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ein gewiſſer berühmter Mann, den ich nicht kenne, und den auch ſonſt niemand kennt, ſich habe verlauten laſſen: dergleichen Buchdruckerſtöcke wären nichts anders, als was die Tonnen bey den Wallfiſchen ſind, welche man ihnen vorwirft, damit ſie das Schiff in Ruhe laſſen. Man gäbe nämlich dem geneigten Leſer ein Bildchen in die Hand, daß er damit ſpielen, und die Schrift ſelbſt verſchonen ſollte. Beſaße ich ſo viel Unverſchämtheit, als mancher Autor beſitzt, der in der gelehrten Hiſtorie noch lange ſo berühmt nicht iſt, als ich; ſo würde ich, ohne roth zu werden, meinem Leſer eine Unwahrheit ſagen, und ihn verſichern, daß der groſſe Engländer Will. Lightbury in ſeinen Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro ſexto, ſectione quarta, §. 9. ſq. p. m. 419. ſich ſehr merkwürdiger Worte bedient habe, welche im Deutſchen alſo ungefähr lauteten: »Um deswillen muß ich Ihnen, Mylord, aufrichtig bekennen, daß meiſtentheils die ſchön»ſten und wichtigſten Buchdruckerſtöcke vor den mager»ſten und abgeſchmackteſten Abhandlungen ſtehen. Sie »kommen mir daher nicht viel anders vor, als diejeni»gen Tafeln, auf welchen die koſtbarſten Speiſen und Ge»tränke gemalt ſind, und welche öfters vor ſolchen Gaſt»höfen hängen, in denen man gleichwohl kaum ſo viel »bekommen kann, als zur Stillung des Hungers und »Durſtes nöthig iſt.» So weit unſer Will. Lightbury, könnte ich ſagen; und es wäre allerdings verwägen genug von mir gehandelt, wenn ich ſprechen wollte, daß dieſe Stelle in einem engliſchen Scribenten ſtünde, da in der ganzen Welt niemals ein William Lightbury geweſen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr iſt, was dieſer ſoll geſagt haben. Dem ungeachtet würde ich dieſe dreiſte Lügen mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichſten Exempeln bewährter Schriftſteller beweiſen können, welche im Fall der Noth mit eignen Händen alte Manuſcripte und Documente verfertigen, und noch öfterer ſehr umſtändlich ſich auf die Zeugniſſe groſſer Männer beziehen, welche ſie gleichwohl ſo wenig kennen und geleſen haben, als ich und meine Leſer den William Lightbury. Ja, was noch mehr, ich erlebe wohl gar in kurzer Zeit das Vergnügen, daß andre in mehr als einer philoſophiſchen Diſputation, auf Treu und Glauben, ſich auf den Ausſpruch meines William Lightbury berufen; und wer weis, ob ſich nicht jemand des gemeinen Beſtens ſo väterlich annähme, und eine Schrift unter dieſem Titel abfaßte: »Verſuch einer abgenöthigten Vertheidigung wider die gefährlichen Meynungen des Will. Lightbury in ſeinen bekannten Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro ſexto, ſectione quarta, §. 9. ſq. pag. mihi 419. zur Aufnahme des guten Geſchmacks und aus Liebe zum werthen Vaterlande, in möglichſter Kürze ſehr eilfertig, jedoch mathematiſch, entworfen von N. N. auf Koſten des Verfaſſers.« So leicht würde mir es ſeyn, Verwirrungen und Befehdungen unter vielen unſerer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher ſeinen Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewiſſen braucht, als mancher Advokat, welcher nur ſo lange für einen ehrlichen Mann angeſehen zu ſeyn wünſcht, als der Proceß gangbar iſt, und um deswillen in einer Stunde ſo viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu ſeinem rechtlichen Verfahren voritzt nöthig hat.

Um deswillen verſichere ich meine Leſer, daß weder ein gewiſſer berühmter Mann, noch ein Will. Lightbury, noch auch, ſo viel mir bekannt iſt, ſonſt jemand etwas zum Nachtheile der Buchdruckerſtöcke geſchrieben hat. Ich kann alſo mit ruhigem Gemüthe in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Abſicht lediglich dahin gerichtet ſeyn laſſen, daß ich in verſchiednen Exempeln zeige: »was vornehmlich bey der Wahl und geſchickten Einrichtung der Buchdruckerſtöcke, nach Beſchaffenheit einer jedweden Schrift, und deren weſentlichem Inhalte, zu beobachten ſey, damit die Natur der Sache allenthalben beybehalten, und dem Leſer ein auf-

»richtiger Begriff von demjenigen beygebracht werde, »weſſen er ſich zu dieſer Schrift und ihrem Verfaſſer zu »verſehen habe.«

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den übeln Geſchmack denken können, welcher bisher bey den juriſtiſchen Schriften, in Anſehung der Buchdruckerſtocke, geherrſcht hat. Da ich ſelbſt ein Prieſter der Gerechtigkeit bin, und ſo gut liquidiren kann, als ein Poſtamtmann; ſo liegt mir viel daran, daß ich auch in dieſem Stücke der eingeriſſnen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könnte ich dieſem Uebel dadurch ſteuern, wenn ich aufrichtig geſtände, daß mich dieſer Mißbrauch mehr als einmal die bitterſten Thränen gekoſtet hat; ſo würde ich dieſes wehmüthige Bekenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unſer groſſer Alciatus in ſeiner Gloſſa ad l. 4. D. de Iuſtitia et Iure §. fruſtra enim 14. aus der Erfahrung ſehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advokat nicht auf die Augen, ſondern auf die Hände ſeiner Clienten ſehen müſſe, und es allerdings wider den Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrter ſich durch Thränen bewegen ließe; ſo halte ich es für ſehr vergebens, dieſes Bekenntniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug ſeyn, wenn ich einige Vorſchläge thue, was künftig in Anſehung der Buchdruckerſtöcke bey juriſtiſchen Schriften zu beobachten ſey.

Unter ſechs praktiſchen Abhandlungen de eo, quod iuſtum eſt, circa, wird man wenigſtens fünfe antreffen, über welchen die Gerechtigkeit mit verbundnen Augen, mit dem Schwerdte, und mit der Wage ſitzt. Ich weis es wohl, daß dieſes ihr gewöhnlicher Aufzug iſt, und ich würde dabey gar nichts erinnern, wenn man ſie nur über ſolche Schriſten ſetzte, welche von den Rechten unſerer Vorfahren, der alten Deutſchen, handeln. Von dieſen allenfalls will ich glauben, daß bey ihnen die Gerechtigkeit verbundne Augen und in den Händen Schwerdt und Wage gehalten habe: allein, die Zeiten ändern alles. Bey uns iſt dieſe Tracht gar nicht mehr Mode. Wie lächerlich würde es ausſehen, wenn ich jenen Landjunker, der nichts thut, als daß er trinkt und ſpielt, mit Helm und Harniſche malen wollte, wie ſein Großvater gemalt iſt, der in denen rauhen Zeiten lebte, in welchen man es noch für rühmlich hielt, fürs Vaterland zu ſterben? Nein, itzt ſind unſre Zeiten weit geſitteter und aufgeklärter, und ich halte es für billig, daß auch wir, jeder in ſeinem Stande, uns nach dem heutigen Geſchmacke richten lernen. Ich rathe es alſo meinen Collegen aufrichtig: Wenn ſie nützliche Anleitungen zur güldnen Praxis ſchreiben wollen; ſo müſſen ſie den Buchdruckerſtock ſo wählen, daß die Göttinn der Gerechtigkeit nicht allein die Augen verbunden habe, ſondern ſie müſſen ihr die Binde auch über die Ohren recht feſt machen, daß ſie weder hört noch ſieht. Die Hände hingegen müſſen ſie ihr ſchlechterdings frey laſſen, damit ſie zugreifen kann, wenn die Parteyen ihren Beweis und Gegenbeweis übergeben, es beſtehe nun dieſer in baarem Gelde, oder in Victualien.

Aber ſo ſtrenge will ich doch nicht ſeyn, daß ich die Wage ganz und gar abſchaffen wollte. Nein! ſie hat noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welche de iuſtitia diſtributiua handeln, iſt die Wage ganz unentbehrlich. Schriebe ich nur für Juriſten, ſo würde es nicht nöthig ſeyn, mich zu erklären, was iuſtitia diſtributiua in verſchiednen Richterſtuben heiße. Aber dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen, muß ich anmerken, dieſe ſey eine praktiſche Kunſt, zu unterſuchen, wie ſich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen, und ein Kober Krebſe, den uns ein armer bedrückter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns ſein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unſers Eifers fur die gerechte Sache zuſchickt. Dieſes heißt iuſtitia diſtributiua *). Und in dieſem Falle iſt die Wage ganz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeynend rathen, daß man die Gerechtigkeit bey dergleichen Gelegenheit mit offnen und unverbundnen Augen vorſtellte; denn es trägt dieſes viel dazu bey, den ſtatum cauſſae recht einzuſehen.

Ich beſitze ein Buch, aber der Titel iſt weggeriſſen; um deswillen iſt mir der Verfaſſer und die Jahrzahl, wenn es herausgekommen, unbekannt. So viel kann ich aus dem Drucke ſchließen, daß es ziemlich alt ſeyn mag.

---

*) Hiervon iſt mit mehrerm nachzuſehen des berühmten Herrn Profeſſors in Leiden Gille Hoovenboeck nomenclator forenſis, oder juriſtiſches Wörterbuch, in welchem, unter dem Buchſtaben J, obige Beſchreibung de iuſtitia diſtributiua von Wort zu Wort ſich befindet, und noch dieſes hinzugeſetzt iſt, daß nach verſchiedner Rechtsgelehrten Meynung ein Kober Krebſe probatio ſemiplena, ein wildes Schwein aber documentum guarentigionatum heiße. Ich habe aber davon mit Fleiße in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieſes nur den holländiſchen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande ganz und gar nicht eingeführt iſt.

mag, und die ſogenannten Summarien der Kapitel zeigen durchgängig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor ſich ausdrückt, de vltimo ſine cauſſidicorum handelt. Von der Sache, welche darinn ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil ſie auf unſre Zeiten gar nicht paßt. Allein, dieſes muß ich doch als einen Beweis des guten Geſchmacks anführen, den man in vorigen Zeiten gehabt, daß man daſelbſt beſonders drey Stöcke antrifft, welche außerordentlich wohl gewählt ſind. Der erſte ſteht gleich über dem Anfange der Vorrede, und iſt ein feiner Holzſchnitt, der eine Wollſchur, und im Proſpecte den Tempel der Gerechtigkeit ganz zierlich vorſtellt, mit der Ueberſchrift: Paſtoris eſt, tondere pecus! Der Anfangsbuchſtabe iſt ein A, ſo auf einem Expensbuche ſteht. Zum Schluſſe der Abhandlung iſt eine zuſammengekrümmte Schlange, ungefähr ſo, wie man die Ewigkeit malt. In dem innern Raume derſelben erblickt man die Worte: In ſaecula ſaeculorum. Ob dieſes letztere nur ein andächtiger Wunſch ſeyn ſoll, den der Verfaſſer, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen, in unſern Zeiten aber auch altväteriſch gewordnen, Soli Deo gloria, angehangen hat? das weis ich nicht. Ich glaube aber, daß dieſe Stöcke ſich alle dreye gar füglich auf den abgehandelten Satz, de vltimo ſine cauſſidicorum, deuten laſſen.

Anfänglich hatte ich mir vorgeſetzt, einen Buchdruckerſtock auszudenken, den man vor eine Schrift ſetzen könnte, in welcher von der Billigkeit, ſich der Wittwen und Waiſen ohne Eigennutz und redlich anzunehmen, gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewiſſer vornehmer Mann ausgeredet, und zur Urſache angeführt, daß dergleichen Stöcke gar überflüßig wären, da dieſe Materie nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gehörte, welche wenig Leſer, und um deswillen ſchwerlich einen Verleger finden würden. Aus Hochachtung gegen dieſen großen Mann bin ich zwar ſeinem Rathe gefolgt; nur befürchte ich, daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werde, von verſchiednen juriſtiſchen Sätzen zu handeln, welche man eben ſo wohl für ſolche theoretiſche Wahrheiten, als jene halten, und glauben wird, daß ſie weder Leſer, noch Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der That nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenſchaft [illegible]es Advokatengewiſſens, von Wiedererſtattung des un[illegible]chterworbnen Gutes, welches man mit aller Legalität ſeinen Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der Eidſchwüre, von der Strafe der Erbſchleicher, und von hundert andern Sachen zu reden. Ja nach eben dieſer Regel wird es vergebens ſeyn, von der Taxordnung etwas zu gedenken. Und dennoch glaube ich, alle dieſe Stücke ſollten die ſchönſten Erfindungen zu den zierlichſten Buchdruckerſtöcken geben. Ich kann dieſen Verluſt kaum verſchmerzen. Geſetzt auch, daß alle dieſe Dinge nicht mehr Mode, und höchſtens nur theoretiſche Wahrheiten ſind! Darf man denn deswegen nicht weiter davon ſchreiben? Kann man ſie denn nicht wenigſtens unter die juriſtiſchen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen Abhandlungen nicht wenigſtens eben ſo nützlich ſeyn, als die Abhandlungen von den Salben der Griechen, und von den langen und kurzen Röcken der Römer? Ich wette darauf, wer davon ſchreibt, kann ſich den Beyfall der berühmteſten Männer, und wenigſtens in vier Wachenblättern den Titel eines doctiſſimi, clariſſimi, viri celeberrimi, Auctoris aetatem venerandi, verſprechen. Nur von der Billigkeit, ſich der Wittwen und

Waiſen ohne Eigennutz anzunehmen, von ſolchen Pflichten eines Rechtsgelehrten, die unſre alten Vorfahren, die Barbaren, welche nichts von Gloſſis und Brocardicis wußten, für ſo unentbehrlich hielten, nur davon ſoll es nicht erlaubt ſeyn, etwas zu ſchreiben, aus Furcht, man möchte vergebens geſchrieben haben? Das halte ich für grauſam! Und dennoch ſehe ich mich gezwungen, dem mir gegebenen Rathe dieſes großen Mannes zu folgen, weil er mein nächſter Vetter iſt; weil er über zwanzigtauſend Gulden beſitzt; weil er drey Aerzte hat, die ihn alle drey auf einmal mit Medicamenten verſorgen, und er alſo, wofern dieſe ihr Handwerk recht verſtehen, nicht lange mehr leben kann. Vor der ganzen Welt müſſen mich dieſe Gründe rechtfertigen; und wer mir nunmehr noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutze nachgegeben, und nicht die Liebe zur Wahrheit über alles gehen laſſen, der muß ſein Lebtage keinen reichen Vetter gehabt haben. Und auf ſolcher Leute ihr blödes Urtheil gebe ich nichts, wie billig.

Für die Schriften unſrer ſtarken Geiſter habe ich lange, doch vergebens nachgedacht, einen Buchdruckerſtock ausfindig zu machen. Ueber Wahrheiten zu ſpotten, welche wir, kleine Seelen, unter einander gemeiniglich die wichtigen Wahrheiten der Religion nennen; dazu gehört eine ſo beſondre Fähigkeit, welche man ordentlicher Weiſe bey vernünftigen Kreaturen nicht antrifft. Ich rede gar nicht von allen. Dem Spinoza will ich, was den tiefſinnigen Verſtand anbetrifft, ſein Recht gern wiederfahren laſſen, und unſern ſtarken Geiſtern gonne ich das Vergnügen, ſich eben ſo wohl Spinoziſten zu nennen, als ich mich für einen eifrigen Wolfianer ausgab, da ich noch in Prime ſaß. Das wäre barbariſch, wenn man unſern Freygeiſtern nicht einmal dieſen Titel einräumen wollte. Ein Geſchöpf, welches ſich ſo viel Gewalt anthut, daß es ſeine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet, worinnen ihm ſein eigner Verſtand widerſpricht; welches ſeiner Vernunft entſagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glückſeligkeit anzupreiſen; welches ſich der Verachtung aller Welt ausſetzt, um unſer Lehrmeiſter zu werden; welches in dieſer Welt ſein Glück von ſich ſtößt, uns zu verſichern, daß wir in jener Welt keines zu hoffen haben; welches ein Narr wird, um ein Autor zu heißen; ein ſolches Geſchöpf ſollte nicht einmal ſo viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinoziſten zugeſtünden?. Der Einwurf taugt gar nichts, er iſt abgeſchmackt, wenn man auf die Erfahrung trotze, daß der ſchwächſte Kopf oftmals der ſtärkſte Geiſt ſey; daß dazu viel weniger Verſtand gehöre, die Gründe der geoffenbarten Religion zu läugnen, als zu beweiſen; daß derjenige die Geſetze des Staats beleidige, welcher die Geſetze der Offenbarung über einen Haufen zu werfen ſucht; daß die Pflichten der Geſelligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man ſeinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüth zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen beßre Mittel anzugeben. Alle dieſe Einwürfe ſind ungegründet, ſie ſind abgeſchmackt. Ich habe es ſchon oben geſagt, und hier ſage ich es noch einmal. Das iſt ein richtiger Beweis, und noch weit gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unſre ſtarken Geiſter einigen Engländern treuherzig nachbeten, wenn ſie die bibliſche Geſchichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichem Eifer, für die gerechte Sache unſrer ſtarken Geiſter, bin ich von meiner Hauptſache ganz abgekommen. Ich wollte von den Buchdruckerſtöcken handeln, welche vor ihre Schriften gehören, und gleichwohl gerathe ich in einen ſo heftigen Eifer, mich ihrer anzunehmen, als wäre man ſchon im Begriffe, ſie ins Tollhaus zu ſtecken. Es ſchadet nichts, wenigſtens iſt es meine Schuld nunmehr nicht, wenn man ſie ja noch dahin bringen ſollte, wo diejenigen eingeſchloſſen und verwahrt werden, welche aus Mangel der Vernunft ſich und andern ſchaden konnen. Das Meinige habe ich gethan, und komme nun wieder zur Hauptſache.

Meine Leſer werden ſich erinnern, daß ich gleich anfangs erwähnt, wie ich lange und vergebens nachgedacht hätte, einige Buchdruckerſtöcke ausfindig zu machen. Dieſes bewog mich, eine der neueſten Schriften unſrer ſtarken Geiſter aufzuſchlagen, und wenn die andern alle ſo ſind, ſo halte ich meine Sorge beynahe für überflüßig, weil ich finde, daß die Stöcke mit Einſicht gewählt ſind. Dieſe ganz neue, und wo ich nicht irre, die allerneueſte Abhandlung fängt ſich mit einem J an. Dieſer Buchſtabe ſteht in einer viereckichten Verzierung, auf welcher ein Fuchs ſitzt. In ſeinen Pfoten hält er einen Kopf. Weil es nur ein Holzſchnitt iſt, ſo habe ich nicht recht deutlich unterſcheiden konnen, ob es der Kopf von einem Menſchen oder von einem unvernünftigen Thiere iſt; und eben dieſes hat mich noch bis auf dieſe Stunde zweifelhaft gelaſſen, ob es das Bruſtbild des geſchickten Herrn Verfaſſers ſeyn, oder auf die bekannte Fabel gehen ſoll, welche Phädrus von der Maske erzählt, die zwar vortrefflich ausgeſehen, aber kein Gehirn gehabt hat. Ich bin hierinn freylich noch ungewiß; aber je mehr ich in der Abhandlung ſelbſt leſe, deſto mehr glaube ich auch, daß der Verfaſſer nach der Gewohnheit andrer großen Schriftſteller, der Nachwelt ſein Bildniß mittheilen wollen. Beyläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio a *Iul. Vrſino* exhibito in appendice ad Ciaccon. p. 120. edit. Sanctandr. nachgeſchlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem obgedachten Herrn Autor vollkommen ähnlich ſieht; und dieſes überzeugt mich von ſeinem guten Geſchmacke noch mehr.

Vermöge der natürlichen Ordnung komme ich nunmehr auf die Philoſophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freygeiſt, welcher ſich nicht unter der anſehnlichen Geſtalt eines Philoſophen groß und furchtbar zu machen ſucht. Die Menge der philoſophiſchen Schriften verdiente wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben ſo großen Menge von Buchdruckerſtöcken verſorgte, welche vor dieſelben geſetzt werden könnten. Man konnte ſich hiervon einen doppelten Nutzen verſprechen. Ich würde dadurch dem Mißbrauche ſteuern, welcher beſonders bey dieſer Art von Schriften eingeriſſen iſt, und überdieß würden die Leſer noch den Vortheil haben, daß ſie bey Erblickung eines deutlichen Buchdruckerſtocks wenigſtens etwas verſtünden, da gemeiniglich die Abhandlungen ſelbſt ſo eingerichtet ſind, daß man ohne beſondre Erleuchtung nicht einſehen kann, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie ſeyn ſoll. Mein Vorſatz erlaubt mir nicht, ſo weitläuftig zu ſeyn, als es das allgemeine Beſte erfodert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Abſichten vorzuziehen, ſo lange man einem Autor das Recht nicht abſprechen kann, mehr auf ſich, als auf das gemeine Beſte, zu ſehen. Um deswillen werde ich für dießmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückſeligen Zeiten zu erleben, in welchen wir durch mehr, als ein gedrucktes Zeugniß, den Vorwurf unſrer eiferſüchtigen Nachbarn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutſche zu wenig Witz, und zu viel Ernſthaftigkeit beſitzen. Unſre muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Verwägenheit unternehmen ſie Beweiſe der ſchwerſten und ernſthafteſten Materien aus der Metaphyſik, und dennoch alles mit einer ſpaßhaften Miene, und mit einer ſehr merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn ſie von den ewigen Wahrheiten der beſten Welt zu reden verſprechen, ſo werden ſie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Chloris reizend, und ihr Mund ſo bezaubernd ſey, daß ſie von ihrer beſten Welt erſt alsdann recht überführt werden könnten, wenn ſie dieſen Mund küſſen dürften. »Das erſte Weſen aller Dinge legte mit weiſer »Vorſicht die Kräfte in den Menſchen, die Mittel zu »wählen, welche zu Beforderung ſeiner Glückſeligkeit »dienlich ſind, und dasjenige zu meiden, was ihm an »Erlangung derſelben hinderlich ſeyn konnte.« So prächtig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Beweiſe? Der Beweis folgt unmittelbar drauf. »Ich wähle die »Chloe, weil ich bey ihrer Liebe der Glückſeligſte bin: »aber mit der größten Kaltſinnigkeit begegne ich Selinden, denn ihre Sprodigkeit will keine Schäfer, ſondern »Sklaven, haben.« Iſt dieſer Beweis nicht ganz unerwartet? Iſt er nicht eben um deswillen vortrefflich? Unſer großer Philoſoph liebt Chloen, und flieht Selinden! Warum? Denn das erſte Weſen aller Dinge (§. 1.) legte mit weiſer Vorſicht (§. 4.) die Kräfte in denſelben (§. 9. 10.), durch eine freye Wahl (§. praeced.) ſein Glück und ſein Unglück zu befordern. Es wird einem ſolchen ſtarkdenkenden Geiſte ein leichtes ſeyn, die Exiſtenz Gottes auf eine ſo ſpielende und luſtige Art zu beweiſen, daß auch der Setzer ſeiner Schrift vor herzlicher Ueberzeugung ſich des Lachens nicht enthalten kann, ſo bald er die Demonſtration in die Hände bekommt. Konnte wohl ein vortrefflicheres Mittel, als dieſes, ausgeſonnen werden, auch den Pöbel von den wichtigſten Wahrheiten der höchſten Philoſophie und der natürlichen Gottesgelahrheit zu überzeugen? Gewiß keines! Und wer ſo unverſchämt ſeyn, und mir darinnen widerſprechen wollte, der müßte . . . ich weis beynahe nicht, was ich von ihm denken ſollte; mit einem Worte, der müßte ſo eigenſinnig, als Wolf, ſeyn. Wenn ich meine philoſophiſchen Helden mit einem Blicke überſehe; ſo finde ich bey allen eine große Aehnlichkeit, die ſie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen iſt ernſthaft und anſehnlich; die Einkleidung iſt luſtig und poßierlich. Ich werde alſo für alle einen Buchdruckerſtock vorſchlagen. Vielleicht ſchickte ſich dieſer am beſten, wenn ſie ſich wollten gefallen laſſen, über ihre Schriften ein Bild zu ſetzen, welches einen griechiſchen Philoſophen in ſeiner ehrwürdigen Kleidung vorſtellte; jedoch mit dem Unterſchiede, daß er den Mantel, den Hut, und die komiſche Stellung eines Scapins an ſich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag ſich den Pantalon wählen; und wenn die Kleidung des Pantalons auch noch zu ernſthaft iſt, dem laſſe ich die freye Wahl, die dritte Art von dergleichen Trachten zu nehmen, welche bey ſeiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es giebt unter unſern Philoſophen eine gewiſſe Secte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meynung ſo gut zu verſtecken wiſſen, daß man darauf ſchwören ſollte, ſie verſtünden ſelbſt nicht, was ſie ſchreiben. Ihre Sprache iſt ſo dunkel, wie die Räthſel der

Morgenländer, und wenn ſie anfangen, recht tiefſinnig zu demonſtriren; ſo ſollte man glauben, ſie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich ſie um deswillen philoſophiſche Quaker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen ſie geſchieht es, daß ich ihnen dieſen Titel beylege. Ich ſuche auch zwiſchen ihnen und den Quakern keine Aehnlichkeit weiter, als in der Art, mit welcher beyde ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That ſchlechten Dank wiſſen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geiſtlichen Hochmuthe der Quaker, von ihrem verderbten Geblüte, von ihrer unachtſamen Kleidung, von gewiſſen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrſätzen, wenigſtens dem Wortverſtande nach, widerſprechen, und von andern dergleichen Sachen eine Aehnlichkeit auf meine Philoſophen herleiten wollten. Es iſt hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt ſich im Nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Itzt will ich beym Hauptſatze bleiben, da ich dergleichen Philoſophen, ihrer myſtiſchen Sprache wegen, mit den Quakern in eine Reihe ſtelle. Für dieſe ſchickt ſich wohl kein Buchdruckerſtock beſſer, als derjenige, welcher die Prieſterinn zu Delphis auf ihrem Dreyfuße mit begeiſterter Geberde, und derjenigen heiligverzerrten Miene vorſtellt, mit welcher ſie die neugierigen und verzweifelnden Menſchen durch ihre hohen Ausſprüche noch zweifelhafter macht. Dieſer Buchdruckerſtock hat ſeinen zureichenden Grund in dem Weſen des Dings; oder, niedriger zu reden, er ſchickt ſich auf meine quakeriſchen Philoſophen vollkommen. Dieſe bekommen, über ihren Erweiſen, von der Einheit, von dem ſich ſelbſt Beſtimmenden, vom leeren Raume, und dergleichen, eben ſolche kunſtmäßige Verzuckungen auf ihren Großvaterſtühlen, als die delphiſche Prieſterinn unter ihrem Wahrſagen auf dem Dreyfuße bekam. Wenn dieſe ſchäumte, ſo redete ſie die Sprache der Gotter, denn ein Sterblicher verſtund ſie nicht; und wenn dergleichen Philoſophen bündig ſchreiben, ſo ſchreiben ſie unverſtändlich, denn dieſes nennen ſie die Sprache der Weisheit. Die delphiſchen Ausſpruche, ſo dunkel ſie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete ſie abergläubiſch nach, ohne zu wiſſen, was darunter verſtanden würde. Iſt aber nicht eben dieſes auch bey uns die Urſache, daß wir in der Weltweisheit ſo abergläubiſche Sectirer in **aner finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeiſter gedacht hat? Und oftmals hat dieſer nichts gedacht. Wer ſich an dem Tempel zu Delphis vergreifen wollte, dem drohten die Prieſter mit den rächenden Blitzen der Gotter, und ganz Griechenland ward in Harniſch gebracht. Frevelt man aber mit einem Philoſophen, ſo erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftſteller, welche das Lehrgebäude ihres Abgotts, durch Heiſcheſätze, Lehrſätze, Grundſätze, und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit a + b — x zu Heiden demonſtriren. Kömmt es aber gar zu weit, daß ſich ihr Anführer ſelbſt in den Kampf mengt: ſo werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung verſprechen können, als daß er uns methodo mathematica auf einmal aus einem Menſchen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphiſche Prieſterinn wahrſagte nicht eher, als bis ſie durch genugſame Opfer, Geſchenke und Belohnungen, in ihre heilige Wuth gerieth; und meine Philoſophen werden niemals eher : : Doch ich irre mich. Meine Philoſophen ſchreiben bloß aus Liebe zur Wahrheit.

Unſre heidniſchen Vorfahren gaben ihren Prieſtern, den Barden, Schuld, daß ſie in ihren Liedern und Geſängen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, und gleichwohl ſelbſt die Geizigſten im ganzen Volke waren. Da wir nunmehr Chriſten ſind; ſo iſt freylich dieſe üble Gewohnheit mit noch viel andern Laſtern abgekommen, welche die alten Deutſchen an ſich hatten. Doch etwas Aehnliches davon findet ſich noch bey einigen unſerer Philoſophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten gedenken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewiſſe Maße dazu anheiſchig gemacht habe. Es giebt deren zwiſchen Straßburg und Breslau nur drey, höchſtens vier, welche in ganzen Quartanten von den Pflichten der Menſchen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des höchſten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers aus der Natur, von der Belohnung und Beſtrafung des Guten und Böſen, von der Unſterblichkeit der Seele, von der Bändigung aller heftigen Leidenſchaften, und von der wahren Zufriedenheit eines Menſchen, mit ſolcher Lebhaftigkeit und mit ſolchem Eifer ſchreiben, daß ſich ihre Abhandlungen auf das erbaulichſte leſen laſſen. Gleichwohl will man aus beſondern Umſtänden dieſer Moraliſten ſchließen, und für gewiß verſichern, daß ſie, wenn man ſie als Menſchen, und nicht als Philoſophen betrachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen ihre Mitbürger, erfüllen; daß ſie in Beſtimmung des höchſten Gutes ſehr ungewiß ſind, und ſich ſehr körperliche Begriffe davon machen; daß ſie an die Erkenntniß des Schöpfers, an die Vergeltung des Guten und Böſen, und an die Unſterblichkeit der Seele nicht länger denken, als ſie auf der Katheder ſtehen, oder an dem Pulte ſitzen. Niemals ſind ſie, ſagt die Gelehrtenhiſtorie unſrer Zeit, wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn man ihnen ihren Rang ſtreitig machen will. Nur erſt alsdann kömmt ihnen der Geiz recht abſcheulich vor, wenn ihre

Gläubiger ſo unphiloſophiſch ſind, und auf ihre Bezahlung dringen. Und iſt ihre Chloe, (denn die Philoſophen haben auch ihre Chloen,) iſt dieſe, ſage ich, ſo niedrig geſinnt, daß ihr die Geſchenke und Küſſe eines erhitzten Stutzers lieber ſind, als die abſtracten Seufzer ihres dogmatiſchen Anbeters; ſo kann man gewiß glauben, daß er in der nächſten Meſſe eine große Abhandlung wider die unbändigen Leidenſchaften der Wohlluſt und der unordentlichen Liebe ſchreiben wird. Für dieſe Philoſophen weis ich keinen beſſern Buchdruckerſtock vorzuſchlagen, als ihr eignes Bildniß. Sie ſollen die Wahl haben, ob ſie ſich nur im Bruſtbilde, oder in ihrer völligen Größe wollen vorſtellen laſſen. Die Larven, unter welchen ſie ſich ordentlich zu verbergen ſuchen, will ich ihnen nicht ganz nehmen; ſie mögen ſolche behalten, doch ſo, daß man wenigſtens die Hälfte von ihrem wahren Geſichte ſehen kann. Ein einziges Lineament, das man von ihnen erblickt, wird ſchon genug ſeyn, dem Leſer zu zeigen, wer hinter der Larve ſteckt. Es muß artig anzuſehen ſeyn, wenn die eine Seite des Geſichtes einem Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes gleicht, die andre Seite aber ſolche Züge blicken läßt, welche die heftigſten Leidenſchaften eines eingebildeten, eines geizigen, eines ausſchweifenden Gemüths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß ſich meine Philoſophen durch dieſen wohlgemeynten Vorſchlag beleidigt finden werden. Geſchähe dieſes aber, ſo verdienten ſie wohl, daß ſie die Obrigkeit ſelbſt anhielte, entweder gar nicht mehr zu ſchreiben, oder ihr Bildniß ſo vorzuſehen, daß ſie auch nicht einmal die Hälfte des Geſichtes bedecken dürften. Ich weis beynahe nicht, welche von dieſen beyden Strafen für ſie die grauſamſte ſeyn würde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärtiger Abhandlung weiter fortzufahren, und gegen die übrigen Gelehrten und Schriftſteller eben die Bereitwilligkeit zu zeigen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, die Freygeiſter und einige Philoſophen, gezeigt habe; ſo erhalte ich von meinem guten Freunde, Peter Trommern in Augsburg, einen Brief, worinnen er meldet, daß er von meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift abzufaſſen, Nachricht erhalten, und um deswillen ſich die Mühe gegeben habe, einige Buchdruckerſtöcke zu ſchneiden, wovon er mir den Abdruck ſchickt. Er überläßt mir die Mühe, ausfündig zu machen, vor welche Bücher ſie ſich eigentlich ſchicken, und bittet mich, ſeine Arbeit ſo wohl, als ſein löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu liefern, der gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf es ihm, als meinem Freunde, freylich nicht wohl abſchlagen, ungeachtet ich von einigen ſeiner Buchdruckerſtöcke gar nicht errathen kann, vor welche Bücher ſie ſich eigentlich ſchicken ſollten. Weil aber Herr Trommer vor allen andern wegen ſeiner Geſchicklichkeit in der Kunſt, Buchdruckerſtöcke zu ſchneiden, berühmt iſt, ſo will ich ſie meinen Leſern mittheilen. Hoffentlich wird ſich dieſes Verzeichniß eben ſo anmuthig leſen laſſen, als ein Meßcatalogus, wo man auch nur Titel von Büchern lieſt, und oftmals ſolche Titel, aus denen man den eigentlichen Inhalt der Bücher, zu welchen ſie gehören, wohl nimmermehr errathen ſollte. Finden ſich, wie ich gar nicht zweifle, Liebhaber zu dieſen Buchdruckerſtöcken; ſo kann ich ihnen melden, daß Herr Peter Trommer künftige Oſtermeſſe zu Leipzig in Bräunings Hofe rechter Hand anzutreffen, und bey ihm alles um einen leidlichen Preis zu bekommen ſeyn wird. Ich behalte mir die Erlaubniß vor, nach der Meſſe einige

Nachricht zu geben, welche von dieſen Stücken am meiſten abgegangen ſind. Hier iſt das Verzeichniß ſelber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallenen Tempeln und Säulen ſitzt derjenige Vogel, welcher nur im Finſtern ſieht, und bey Tage blind iſt, der ſich vom Ungeziefer und kleinem Gewürme nähret, deſſen gräßliches Geſchrey niemals etwas Gutes bedeutet, und welcher, ſo bald er zu ſchreyen anfängt, alle Vögel der ganzen Gegend wider ſich rege macht. Was mir bey dieſem Stücke am beſten gefällt, iſt dieſes, daß Herr Trommer mit vieler Geſchicklichkeit dieſem Vogel eine ſo ernſthafte Miene zu geben gewußt, daß er alle andre Vögel mit Verachtung anzuſehen ſcheint, welche nicht, wie er, unter alten Gemäuer und im Dunkeln ſich beſtändig aufhalten. Ein Paar große Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgeſperrter Schnabel, und ſtarke Klauen ſcheinen einen jeden zu warnen, dieſen Vogel in ſeinem Neſte anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer iſt ein Mann zu ſehen, welcher, nach einer beygebrachten Anmerkung, der römiſche Kaiſer Domitian ſeyn ſoll. Er thut ungemein geſchäfftig, und ſcheint ſich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieſes ſeine wichtigſte Beſchäfftigung iſt, daß er Fliegen fängt. Das Bild iſt vortrefflich gemalt, ich kann es nicht läugnen; nur weis ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er dieſen Mann nicht in römiſcher, ſondern in deutſcher Kleidung vorgeſtellt hat.

Der dritte Buchdruckerſtock iſt das Bild des griechiſchen Weiſen, welcher die Sterne ſorgfältig betrachtet, auf den Weg aber nicht ſieht, und um deswillen in eine Grube fällt. Herr Trommer hat hierbey den Einfall, den vielleicht der meiſte Theil meiner Leſer auch haben wird, daß ſich nämlich dieſes Stück am beſten vor einige aſtronomiſche Abhandlungen ſchicke. Ich will dieſem nicht gänzlich widerſprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker ſich um die Sterne mehr bekümmern, als um dasjenige, was ſie auf der Erde, und gegen ſich ſelbſt ſo wohl, als gegen andere Menſchen zu beobachten haben. Es iſt wahr, es giebt deren verſchiedene, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht verſäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuſpüren; und welche nichts thun, als daß ſie mit elektriſchen Experimenten ſpielen, zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andre Obſervationen anſtellen. Gleichwohl ſollte ich meynen, daß es noch viel mehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben dieſen Urſachen einen Anſpruch auf gegenwärtigen Buchdruckerſtock machen könnten. Und beſonders möchte ich ihn einem gewiſſen Manne vorſchlagen, welcher über die Unterſuchung der jüdiſchen Alterthümer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbine in Geſellſchaften unerträglich wird.

Eine Geſellſchaft von Schuſtern ſitzt an einem Tiſche beyſammen. Auf demſelben liegt eine Landkarte von Deutſchland. Man ſieht es ihnen an ihren Geſichtern ganz deutlich an, daß ſie ſehr heftig mit einander ſtreiten. Der eine weiſt mit dem Finger auf Schleſien, und ſieht ſehr bedenklich dabey aus; zween haben einander bey den Haaren erfaßt, und der dritte liegt ſchon unter der Bank, und überhaupt ſieht die ganze Geſellſchaft ſehr patriotiſch aus. Mich dünkt, dieſes Stück ſollte ſich ſehr gut vor eine politiſche Monatſchrift ſchicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfaſſe in der Hand, vor einem Altare, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menſchen, die übrigen

Gliedmaßen aber, und beſonders die von den Kopf herauf von verſchiedenen Thieren hat. Herr Trommer hat mich ſehr gebeten, ihm einen Käufer zu dieſem Buchdruckerſtöcke zu verſchaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande iſt, Bücher zu ſchreiben, vor welche ſich ein ſolcher Stock ſchickt; und wenn ſich dieſer nicht entſchließt, ſolchen zu kaufen, ſo zweifle ich ſehr, ob er einen Liebhaber finden wird. Allenfalls muß ſich Herr Trommer entſchließen, ihn nach ** zu ſchicken, wo er ihn gewiß an Mann bringen kann.

Die Fabel iſt bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann ſich Mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweiſen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie wenigſtens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge und affenmäßigen Handlungen verbergen, und ſich in ihren Poſituren, wie Menſchen, anſtellen ſollen. Als er es durch gute und ſcharfe Mittel endlich ſo weit gebracht, daß ſie einigermaßen menſchlich gethan, ſo verderbte ihm ein Spötter ſeine ganzen Bemühungen, da er Nüſſe und Aepfel unter ſie wirft, wodurch ſie auf einmal aus ihrer unnatürlichen Stellung gebracht werden, und ſich ſo zeigen, wie ſie natürlich ſind. Dieſe Fabel hat mein augsburgiſcher Freund ſehr lebhaft in einem Stocke ausgedrückt. Der Mann, welcher ſich Mühe giebt, die Affen zu unterweiſen, ſcheint ſich ſein Amt ſo angelegen ſeyn zu laſſen, als wenn er mit der wichtigſten Sache von der Welt zu thun hätte. Aber die unterſchiedenen Stellungen ſeiner Schüler geben deutlich genug zu verſtehen, daß ſie nur aus Zwang vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen ſteht, und ihnen droht. Unter der menſchlichen Kleidung guckt das Affengeſicht allemal vor. Verſchiedene blecken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe beſonders, welcher vor andern anſehnlich iſt, droht, ihn zu kratzen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuſchauer einen Korb voll Obſt, nach welchem ſie alle mit luſternen Blicken ſehen, und auf dem Sprunge zu ſtehen ſcheinen, Lehre und Zwang zu verlaſſen, um ihren natürlichen Trieben wieder zu folgen. Dieſer Buchdruckerſtock findet wegen ſeiner außerordentlichen Sauberkeit, mit der er gezeichnet iſt, vor allen andern meinen Beyfall, und ungeachtet er ſich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht ſchickt, ſo würde ich doch dem Verleger ſehr verbunden ſeyn, wenn er die wenigen Koſten nicht ſcheuen, und dieſen Stock kaufen wollte, damit er meiner Schrift vorgeſetzt werden könnte. Ich weis gewiß, er iſt zu gefällig, als daß er mir dieſe Bitte abſchlagen ſollte.

Hinkmars von Repkow

Noten ohne Text *).

Nunmehr thue ich den erſten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreyßig Jahren hatte mich die Natur mit ſo ſtarken und dauerhaften Gliedmaßen begabt, als zu einem Scribenten erfodert werden. Dennoch habe ich, welches faſt unglaublich iſt, jedesmal über mich ſelbſt ſo viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrſamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruche gekommen iſt, ich nehme einige kritiſche Verſuche aus, welche ich im Jahre 1719, bey der damaligen großen Theurung, mir und dem guten Geſchmacke zum Beſten, doch jedesmal unter fremdem Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreyßig Jahren alſo habe ich nur einen Zuſchauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerkſamkeit war dahin gerichtet, zu ſehen, welches die ſicherſten und leichteſten Mittel wären, ſich auf einmal über andre zu ſchwingen, und bis auf die ſpäteſte Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geſchichtſchreiber, der Philoſophen, der Dichter, und aller übrigen Gelehrten, ſo beſchwerlich, ſo ungewiß, und ſo gefährlich ſind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von dieſen Arten Schriften zu vermengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert

Exem-

---

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 2ter Band, 4tes Stück, 1745.

Exempel zu behaupten, daß man durch keine Mittel in der Welt leichter zur gehörigen Autorgröße gelangen kann, als durch die Beſchäfftigung, die Schriften andrer Männer durch Noten zu vermehren, und zu verbeſſern. Leute, von denen man ſchwören ſollte, daß ſie die Natur zu nichts weniger, als zu Gelehrten, geſchaffen hätte; Leute, welche, ohne ſelbſt zu denken, die Gedanken der Alten und anderer berühmten Männer erklären; ſolche Leute ſind es, die ſich groß und furchtbar machen; und wodurch? Durch Noten! Noten alſo ſind der rechte Weg, zu demjenigen Zwecke zu gelangen, welchen alle Gelehrte, auf verſchiedne Arten, aber mit ungleichem Erfolge, ſuchen. Ich brauche nicht zu beweiſen, daß bey einem dergleichen Buche des Herrn Verfaſſers Noten allemal das Vornehmſte und Wichtigſte ſind, der Text ſelbſt aber nur etwas Zufälliges, wenigſtens von der Erheblichkeit lange nicht iſt, als die angehängten Noten. Ich beziehe mich auf die Vorreden, ſo man vor dieſen Büchern findet, und worinnen mein Satz allemal, nur auf verſchiedne Art, behauptet iſt. Einem ſolchen Verfaſſer würde es daher gleichviel gelten, wenn der Text auch gar untergienge. Nur um ſeine Noten darf die Nachwelt nicht kommen; dieſer Verluſt wäre unerſetzlich. Dieſe Betrachtung hat mich zu dem Entſchluſſe gebracht, Noten zu ſchreiben, ohne um einen Text beſorgt zu ſeyn, da dieſer, wie gedacht, ohnedem nur ein Nebenumſtand bey einem Buche iſt. Ich überlaſſe die Beſchäfftigung, einen Text zu gegenwärtigen Noten zu machen, andern, die weder diejenige Erfahrung, noch Geſchicklichkeit beſitzen, die ich mit gutem Gewiſſen von mir ſelbſt rühmen kann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich dadurch unſrer itzigen Jugend Gelegenheit gäbe, ſich in Texten zu üben. Es kann gleichviel gelten, ob ſie eine Materie von den itzigen politiſchen Umſtänden, oder aus der Arzneykunſt, oder aus den bürgerlichen Rechten dazu wählen wollen. Eine Abhandlung von dem leeren Raume ſollte ſich auch nicht unrecht dazu ſchicken; denn dergleichen Betrachtungen werden nicht ſehr geleſen, und ſolche Texte braucht ein Notenautor, wie ich bin, am liebſten. Ich wollte wünſchen, daß ſich bald wieder ein Komet ſehen ließe. Meine Noten ſollten ſich ganz vortrefflich ausnehmen, wenn ſie unter einer Abhandlung davon ſtünden. Man wird zwar darinnen nicht ein einziges Wort von Kometen finden: aber deſto beſſer wäre es; denn natürlicher Weiſe haben dergleichen Noten, wie die meinigen ſind, ohnedem mit dem Texte weiter kein Verhältniß, als das, welches ihnen der Setzer giebt. Mit einem Worte, mit dem Texte mag ich gar nichts zu thun haben, den überlaſſe ich kleinen Geiſtern. Ich bin ein Gelehrter, und zwar ein Gelehrter bey Jahren, darum ſchreibe ich Noten; denn das iſt ein wichtiges Werk! Ich erſtaune, wenn ich zurückſehe, und eine unzählbare Menge Männer hinter mir erblicke, welche ſich ſo viele Jahre lang mit ſo vieler Sorge, auf ſo verſchiedene Art, um den Namen eines Gelehrten bemüht haben, von mir aber in einer Zeit von zween Tagen, auf die bequemlichſte Art von der Welt, und ohne meinem Verſtande und Nachdenken die geringſte Gewalt anzuthun, eingeholt, ja weit übertroffen ſind. Allen meinen Enkeln will ich es anrathen. Noten ſollen ſie machen! Und, wollen ſie es ſo hoch bringen, wie ihr Großvater, ſo machen ſie Noten ohne Text! Eine Sache, welche, außer mir, wohl noch kein Deutſcher gewagt hat. Nun werden es die übermüthigen Franzoſen doch auch glauben, daß es in Deutſchland Schöpfer gebe, welche von ſich ſelbſt etwas hervorbringen, und noch mehr thun können, als nachahmen.

Wie ſehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Beförderer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! »Der große Repkow,« wird es einmal heißen, »bedient ſich in ſeinen gelehrten Noten ohne Text, unter andern, folgender ſehr nachdenklichen Worte ꝛc.« Kann ein Schriftſteller zu ſeiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn ſich ein andrer Schriftſteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der franzöſiſchen Akademie ſeine Meynung durch mein Anſehen behaupten, und ſagen wird: „Voyez le ſavant Allemand, Monſieur Enkemar de Repikof, dans ſes Remarques ſans Texte &c.“ Und wer iſt mir wohl dafür gut, daß nicht vielleicht, ſo bald gegenwärtige Abhandlung nur die Preſſe verlaſſen hat, ſchon irgendwo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, nur, daß er in ſein hiſtoriſches Univerſallexicon, unter dem Buchſtaben R. dieſe Nachricht ſetzen könne: »Repkow (Hinkmar von) auf Budigaß, ein Nachkomme des großen Ecko von Repkow, ſchrieb Noten ohne Text, und ſtarb. Er war ein billiger Verehrer ſeiner eignen Schriften, und überhaupt ein ſehr gelehrter Mann. Seine vortrefflichen Noten ohne Text hat man in viele Sprachen, und ſo gar ins Norwegiſche, überſetzt. Die verſchiednen Auflagen davon ſind unzählig; doch iſt diejenige wegen ihres breiten Randes und der artigen Leiſte die beſte, welche wir dem Fleiße des geſchickten Herrn Cowley Lizard in London zu danken haben. Von ihm ſtammt die berühmte Secte der Autonotiſten ab, und er iſt der Urheber der berufenen methodi Repkovianae. Mehrere Nachricht von ihm findet man in dem theatro Budigaſſiano de claris

»ris Repkoviis.« Gewiß! von wem die Nachwelt ein ſolches Urtheil fället, deſſen Mühe iſt reichlich vergolten; denn dieſes begreift alles dasjenige in ſich, was der Ehrgeiz eines Gelehrten wünſchen kann.

Vor Entzücken über die dankbare Nachwelt vergeſſe ich beynahe meine itztlebenden Leſer, welche es vielleicht zufrieden ſeyn würden, wenn ich von mir ſelbſt etwas weniger redete. Ich will zwar abbrechen, aber mich nicht entſchuldigen; denn alles, was ich bisher geſagt habe, das vertritt die Stelle einer Vorrede zu gegenwärtigen Noten ohne Text. Die Vorreden aber ſchreibt der Verfaſſer wohl nicht leicht um des geneigten Leſers willen, ſondern ſeinetwegen. Mein Troſt iſt, daß ich im Nachſtehenden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir ſelbſt ausführlich, doch ohne die geringſte Partheylichkeit, zu reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten zur Zueignungsſchrift.

O Muſen, helfet mir!] Ueberhaupt muß ich erinnern, daß dergleichen Anrufung der Muſen bey glückwünſchenden Dichtern nichts weiter iſt, als ein bloſſes Compliment. Die Muſen mögen nun helfen oder nicht, dadurch wird ſich der Dichter doch nicht irre machen laſſen. Dieſe Formel ſagt eben ſo wenig, als diejenige, wenn man ſpricht:

Erlaube, theurer Mann!

Wenn es auch gleich der theure Mann nicht erlauben wollte, ſo würde er dennoch, auch wider ſeinen Willen, hören müſſen, daß er die vollkommenſte Kreatur unter allen Kreaturen ſey; denn das Carmen iſt einmal gedruckt, und mit gutem Gewiſſen kann er es dem ehrlichen Dichter nicht zumuthen, daß er die Unkoſten umſonſt ſollte aufgewandt haben. Ich mißbillige darum dieſe Anrufung der Muſen gar nicht. Es ſind die poetiſchen Honneurs, die wir unſern Mäcenaten machen. Eine Schildwache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn ſie bey Ankunft eines vornehmen Mannes: Ins Gewehr! ruft, und auf dem Parnaſſe iſt die große Ehrenbezeugung dieſe, wenn wir alle neun Muſen paradiren laſſen. Ich halte es um deswillen denen ſehr für übel, welche dieſe gute Ceremonie abſchaffen wollen. Sie bringen den armen Dichter um ein Paar Verſe, die ihm nicht ſauer werden können, und die zum wenigſten nichts ſchaden, wenn ſie auch nichts helfen ſollten.

Dieß ſchwere Werk, dich, Gönner aller Gönner,] Es iſt allerdings vielmals ſehr ſchwer, denjenigen mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu rühmen, an den die Zuſchrift gerichtet iſt. So leicht es iſt, Reinbecken als einen großen Gottesgelehrten, Wolfen als einen Philoſophen, Hofmannen als einen geſchickten Arzt, und Canitzen als einen Dichter vorzuſtellen, ſo ein ſchweres Werk iſt es hingegen, wenn ich den Aberglauben, als einen Mann, auf deſſen Bruſt Licht und Recht glänzen, oder Starrkatern in Eulenburg, deſſen der hamburgiſche Patriot gedenkt, als einen Prieſter der Gerechtigkeit abbilden ſoll. Wie viel Mühe koſtet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unſrer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Aehnlichkeit hat, als die große Perücke! Wir beſchwören das Alterthum, und bannen alle Weiſen Griechenlands und Roms zuſammen, damit ſie zu ihrer Beſchämung anhören ſollen, daß in unſern Tagen ein Mann lebt, der Davus heißt.

Von Kleinigkeiten groß, von ſchlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt ſtets von ſich ſelbſt zu ſingen,
Sind Dinge, die uns ſpät, der Lobſucht ſtets gelingen.

Eben dieſe Lobſucht iſt noch das einzige Mittel, welches unſern Dichtern bey ihren Zuſchriften die größten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das iſt genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobſchrift dem Original ähnlich ſind, das iſt eine Sache, die man eben ſo genau nicht unterſuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darinn einer gewiſſen Art von Malern, welche die Bildniſſe großer Fürſten und Herren feil haben. Alle dieſe ſehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem Vierzehnten an, bis auf den General Menzel, haben nur ein Geſicht. Der einzige Unterſchied beſteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und wenn es hoch kömmt, in einem Schnurrbarte. Dem ungeachtet weis man, wen es vorſtellen ſoll, und derjenige muß blind ſeyn, der es nicht aus der Unterſchrift ſehen ſollte. Machen es die meiſten unſrer heutigen Scribenten in ihren Zuſchriften wohl anders? Sie haben nur eine Art zu loben, und ein jeder, den das Verhängniß dazu erſehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen, und ihr Mäcenat werden ſoll, den ſtellen ſie uns allemal, als den vollkommenſten, als den tugendhafteſten Sterblichen vor. Kurz, auch ihre Gönner und Helden haben nur ein Geſicht; den Unterſchied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel] Ich bin ein Poet, das iſt ein poſtulatum, und ich will es keinem Menſchen rathen, mir zuzumuthen, daß ich dieſen Satz beweiſen ſoll. Wenn man alſo im obigen Texte die Worte: **Mit Zittern wagt mein Kiel**, nicht von der demüthigen Poſitur verſtehen wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigſten Ehrfurcht zu überreichen pflegen; ſo würde es allerdings ſehr unnatürlich ſeyn, zu ſagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben ſo vertraut umgehen, wie mit einer Schäferinn, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von ſeiner Fertigkeit zu reimen, von ſeinem Geldmangel, und von den Capitalen ſeines Gönners gewiß überzeugt iſt, iſt das unerſchrockenſte Geſchöpf unter allen Thieren. Läßt ſich alſo wohl mit Grunde von ihm ſagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, ſo geſchieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu gefallen.

Und wenn du, groſſer Held.] Dieſes Beywort iſt ſo gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, ſolches dem unbekannten Gönner beyzulegen, welchem gegenwärtiges Werk künftig einmal dedicirt werden könnte. Ein Autor ſchmiegt ſich gemeiniglich in ſeinen Zueignungsſchriften dergeſtalt vor den Füßen ſeines Gönners, daß ihm derſelbe natürlicher Weiſe nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deswillen, weil ich zum voraus ſetze, daß die Zueignungsſchrift an keinen von bürgerlichem Stande, ſondern an jemanden meines gleichen gerichtet wird. Wir ſind Ritter. Alle Ritter ſind, vermöge der Erfahrung, Helden, und große Helden werden wir, ſo bald uns ein Autor braucht. Hierbey fällt mir eine Geſchichte ein, welche ich anführen muß. Als ich dem Pfarrer in meinem Dorfe ſeinen Sohn zum Subſtituten gab; ſo ward, wie man leicht glauben kann, dieſer wichtige Umſtand der Kirchenhiſtorie von mehr, als einem Rohre, beſungen. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle die ſchönen Gedanken anzuführen, welche bey dieſer vortrefflichen Gelegenheit verſchwendet wurden. Keiner aber hat mich ſo ſehr gerührt, als derjenige, da ein Dichter den jungen Subſtituten des großen Vaters großen Sohn nannte. Ich bin verſichert, daß dieſer prächtige Ausdruck bey dieſer Gelegenheit nicht zum erſten Male angewandt iſt, und ſonder Zweifel auch in folgenden Zeiten ſeine Liebhaber finden wird. Aber eben dadurch ſuche ich auch obige Worte meines Textes zu rechtfertigen. Denn ſchickt er ſich für einen Dorpfarrer, und ſeinen Subſtituten; ſo wird man ihn einem Kirchenpatrone gewiß nicht ſtreitig machen können.

Mich deiner Gunſt empfohlen] Gunſt heißt hier, und bey andern dergleichen Zuſchriften, in poetiſchem Verſtande, ſo viel als baares Geld.

Du ſelbſt ein Dichter biſt, der Ewigkeit entgegen] oder, wie es im Zuſammenhange des Textes heißen würde: Du ſiehſt der Ewigkeit entgegen, weil du ſelbſt ein Dichter biſt. Man ſieht wohl, daß dieſe Zueignungsſchrift in Verſen abgefaßt iſt; und weil ſie in Verſen abgefaßt iſt, ſo folgt natürlicher Weiſe, daß der Verfaſſer ein Poet ſeyn muß: denn eben dadurch unterſcheidet ſich ein Poet von andern Geſchöpfen, daß er Verſe macht. Es iſt alſo nichts neues, wenn ein Poet glaubt, er könnte ſeinem Gönner nicht angenehmer ſchmeicheln, als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erklärt ſich dieſes aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine jedwede Art der Schriftſteller für ihr Handwerk hat. Wird ein Arzt ein Schriftſteller; ſo wird er ſagen, daß ſein Mäcenat, an den die Zueignungsſchrift gerichtet iſt, auch ein Arzt ſey, und ein ſchreibender Rechtsgelehrter macht alle ſeine Gönner zu Ulpianen. Ich kenne einen Kunſtrichter, welcher zu der Freygebigkeit eines ziemlich begüterten Landkramers ein ſo großes Vertrauen hatte, daß er ihm ein Buch zueignete, welches von den kritiſchen Streitigkeiten unſrer Zeit handelt. »Ich widme dir »dieſe Blätter,« ſagte der Verfaſſer in ſeiner Zueignungsſchrift, »da du ſo glücklich biſt, ſelbſt ein Kritikus zu »ſeyn.« Der Landkramer erſchrack. Er fragte ſeinen Informator, was ein Kritikus für ein Ding ſey? Und weil ihm dieſer eine verhaßte Beſchreibung davon machte, ſo fehlte nicht viel, daß jener den Verfaſſer nicht rechtlich belangte.

Noten zur Vorrede.

Und mit Anmerkungen] Anmerkungen heißen diejenigen Zeilen, welche der Buchdrucker unter den Text ſetzt. Mit dieſem haben ſie keine Verbindung weiter, als daß ſie auf eben der Seite ſtehen, oder wofern der Raum dieſes nicht zulaſſen will, wenigſtens ſich allemal auf diejenige Seite beziehen, wo die Worte des Textes zu finden ſind. Beſonders zweyerley wird dabey erfodert.

fodert. Sie müſſen in die Augen fallen, und unerwartet ſeyn. Jenes geſchieht, wenn man ſagt, was andre ſchon geſagt haben, oder kunſtmäßig zu reden, wenn man die Alten und Neuen fein häufig anführet, und die Gelehrten, welche gegen alle vier Winde wohnen, citirt. Das Unerwartete hingegen beſteht darinnen, wenn ich Sachen ſage, welche kein Menſch in meinen Anmerkungen ſuchen würde. Zum Exempel: Im Texte ſteht das Wort **Cicero**, und in der Anmerkung unterſuche ich die Frage: Ob Nebucadnezar auch wirklich Gras gefreſſen habe, wie ein Vieh?

Zu dieſer Vorrede] Denn eine Vorrede heißt nur um deswillen eine Vorrede, weil ſie gleich auf das Titelblatt, oder die Zueignungsſchrift folgt, Der Herr Verfaſſer darf ſich gar kein Gewiſſen machen, wenn er darinnen Sachen ſagt, die zum Buche gar nicht gehören.

Erläutert] Das iſt ein erſchrecklicher Druckfehler, und ſoll **erweitert** heißen, welches ein jeder ehrengünſtiger Leſer in ſeinem Exemplare zu ändern beliebe. Ich wäre nicht werth, daß ich ein Autor hieße, wenn ich bey dieſen Anmerkungen die Abſicht gehabt hätte, den eigentlichen Verſtand des Textes zu erklären, oder zu erläutern, zu geſchweigen, daß vielmals ein Text keinen eigentlichen Verſtand hat. Aber das iſt die wahre Pflicht vieler unſrer heutigen Scribenten, daß ſie eine Sache weitläuftig dehnen, und dasjenige auf etlichen Bogen ſagen, was der ungelehrte Pöbel in wenig Zeilen faſſen würde.

Ich weis aber nicht, ob ich dieſer meiner Schrift die Ewigkeit verſprechen darf:] Das iſt nur eine beſcheidne Vorſtellung von mir; ich weis dieſes aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Dieſe Formel iſt der ſo gewöhnliche väterliche Segen, welchen wir unſern Büchern mittheilen, wenn wir ſie in die Welt ſchicken. Von dem Nachdrucke dieſes Segens kann niemand beſſer urtheilen, als wer Gelegenheit gehabt hat, entweder durch die Erfahrung, oder auf andre Wege, ſich einen hinlänglichen Begriff von derjenigen inbrünſtigen Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche Liebe nennt. Ein Schriftſteller empfindet dieſe in dem ſtärkſten Grade. An unſern Kindern halten wir dasjenige für Schönheiten und Artigkeiten, was wir an den Kindern andrer Leute für Leibesgebrechen und Laſter anſehen. Ein Autor, welcher die Mängel andrer Schriften aufs ſchärfſte beurtheilt, iſt dennoch oftmals von einer blendenden Liebe gegen ſeine eigne Arbeit dergeſtalt eingenommen, daß er denjenigen für einen neidiſchen Klügling, für einen Verräther des Vaterlandes ausſchreyen wird, welcher ſich unterſteht, ihm und andern zu ſagen, daß ſeine gelehrte Geburt nur ein Krüpel; oder gar eine Mißgeburt ſey. Er wird ergrimmen wie ein Bär, dem man ſeine zottichte Brut raubt, und wer ihm in dieſer Wut begegnet, der iſt verloren. Ich getraue mir, noch mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe eines Scribenten gegen ſeine witzige Zucht diejenige Neigung weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weiſe gegen ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kind niemals, ohne ekelhaften Widerwillen, anſehen können, von dem er gewiß weiß, daß es nicht ſein iſt; ein Scribent aber keinesweges. Oefters iſt dieſer bemüht, der Welt diejenigen Sachen, als ſeine leiblichen Kinder, anzupreiſen, welche ihr ganzes Weſen und Daſeyn dem Fleiße andrer Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als den Namen, zu danken haben. Dennoch erkennt er ſie für die Seinigen.

nigen. Derjenige greift ihm ans Herz, welcher ihm den Titel eines Vaters abſprechen will. Da nun unſre Gelehrten und Schriftſteller ſo geneigt ſind, ihren Gedichten und Büchern die Ewigkeit zu prophezeihen, wie empfindlich, wie ſchmerzhaft muß es nicht einem ſo liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er ſieht, daß er das Werk ſeiner Hände, welches er der Welt zugedacht hatte, noch ſelbſt überleben muß. Kömmt dieſes frühzeitige Abſterben von der ſchwächlichen Natur, und der hinfälligen Beſchaffenheit unſrer Schriften her, ſo iſt allerdings noch einiger Troſt dabey. Geſchieht es aber, daß ſie durch einen gewaltſamen Tod dahin geriſſen, und durch die unerbittlichen Hände eines grauſamen Kunſtrichters aufgerieben werden, ſo kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umſtände vorſtellen, als diejenigen ſind, in welchen ſich ein ſo gebeugter, und in die tiefſte Trauer verſetzter Scribent befinden muß. Er iſt deſto unglücklicher, da ihm nicht leicht jemand ſein Beyleid bezeigen, und dieſen unverhofften Verluſt beklagen wird. Ein Troſt, den zum wenigſten andre Väter, bey dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

FARRAGO LIBELLI] Bey dieſen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Ueberſchrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen verſchiednes erinnern. Die Verſe des Juvenals heißen eigentlich ſo:

Quicquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, diſcurſus, noſtri eſt farrago libelli.

Ich habe aber mit Fleiß nur die letzten Worte davon behalten, weil ich befürchten mußte, viele meiner Leſer möchten ein gar zu ſchlechtes Vertrauen zu dieſer Schrift bekommen, wenn ſie durch die angezognen Verſe des Juvenals auf die Meynung gebracht würden, als wollte ich Sachen darinnen abhandeln, welche, gewiſſer Urſachen wegen, nicht allemal gern geleſen werden.

Indeſſen ſchicken ſich dieſe Worte, farrago libelli, hieher. Ich weis ſie nicht nachdrücklicher zu überſetzen, als durch das Wort **Miſchmaſch**; und dieſes zeigt meinen Leſern auf einmal an, was ſie in dieſen Noten ohne Text zu ſuchen haben.

Ich bin ſo neidiſch gar nicht, daß ich mich dieſer Ueberſchrift ganz allein anmaßen, und andern Schriftſtellern verwehren wollte, ſich derſelben, in gleichem Falle, zu bedienen. Nichts wünſche ich eifriger, als daß ich in dieſem Stücke Nachfolger finden möge, welche mit der gelehrten Welt eben ſo offenherzig umgehen, als ich thue. Anſtatt der ausſchweifenden Titel: **Kurze, doch gründliche Abhandlung von ꝛc. Neue und höchſtnöthige Wahrheiten ꝛc. Exegetiſch=theoretiſch=praktiſche Unterſuchung, ob ꝛc. Unumſtößlicher Beweis, daß ꝛc. Verſuch einer heilſamen und erbaulichen ꝛc. Abgenöthigte, doch mit vieler Beſcheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit ſelbſt gegründete Vertheidigung wider ꝛc. Univerſal ꝛc.** Anſtatt aller dieſer Titel würden die meiſten ihrer Verfaſſer mit beſſerm Rechte, und mit mehrerer Wahrheit ſich dieſer Worte bedienen: Farrago libelli; und die Nachwelt hat es bloß meiner Bemühung zu danken, daß nächſtens ein guter Freund von mir ſich dieſer Worte, bey ſeinem Buche, bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur- und Völkerrechts, und zwar methodo mathematica abgefaßt hat.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen, ohne von dergleichen Ueberſchriften noch etwas überhaupt zu gedenken. Ich finde einen großen Mißbrauch darinnen, daß ſich die meiſten ſolcher Sentenzen aus alten Poeten und Philoſophen anmaßen, welche ſie, ohne die Wahrheit zu beleidigen, und ihr Autorgewiſſen zu beſchweren, vor ihre Schriften gar nicht ſetzen ſollten. Ich will an deren Stelle einige andre vorſchlagen, und ich traue meinen Leſern ſo wohl, als den zukünftigen Autoren, ſo viel Geſchmack und Einſicht zu, daß ſie die Wahl, vor welche Bücher eine jede dieſer Ueberſchriften gehöre, ſelbſt treffen werden, ohne daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Dieſe Arbeit iſt wenigſtens ſo wichtig, und dem Vaterlande eben ſo vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn Woldamars von Zſchaſchlau, welcher *) ſeinen muthwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdruckerſtöcken verſchwendet hat, und dabey gewiſſe eigenſinnige Regeln vorſchreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unſrer Schriftſteller zu merklichem Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederſchlagen würden, wenn dieſe nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß ſie den pedantiſchen Vorſchriften der Vernunft Gehör geben ſollten. Hier ſind meine Ueberſchriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich genug iſt, ſo behalte ich mir vor, in einer beſondern, und hoffentlich ſehr weitläuftigen, Abhandlung deren mehr zu liefern.

Duce-

---

*) S. vorſtehende Abhandlung, auf der 146ſten Seite.

Duceris, vt neruis alienis mobile lignum.
Horat.

- - - Nihil mea carmina curas?
Nil noſtri miſerere? Mori me denique cogis?
Virgil.

Scilicet oblitus patriae, patrisque, LATINE?
Horat.

Quid faciam, praeſcribe. Quieſcas. Ne faciam, inquis,
Omnino verſus? Aio. Peream male, ſi non
Optimum erat. Verum nequeo dormire - -
Horat.

Quos ego? - - - - *Virgil.*

- - - Procumbit humi - - *Virgil.*

- - Κυνος ὀμματ' ἐχων. *Homer.*

Grammatici certant, - - -
- - - rabies armauit, - -
- - - - - - et vsque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite, dicat.
Horat.

Quae virtus, et quanta - - -
Nec meus hic ſermo eſt - - *Horat.*

Felices errore ſuo - - - *Lucan.*

Dic aliquid dignum promiſſis. Incipe: nil eſt.
Horat.

- - - Di te, Damaſippe, Deaeque
Verum ob conſilium donent tonſore - -
Horat.

Die

Dieſes würde genug ſeyn können, zu zeigen, wie redlich ich es mit meinem gelehrten Vaterlande meyne. Ich will aber noch mehr thun, und den Witz aller muntern Kopfe in Deutſchland in Bewegung bringen. Virgil ſagt an einem gewiſſen Orte:

Caedicus Alcathoum - - Sacrator Hydaſpen,
Partheniumque Rapo, et praedurum viribus
Orſen.
Meſſapus Cloniumque, Lycaoniumque Eri-
caten,
- - Atronium, Salius, Saliumque Neaices.
· · · · · · · · · · · · ·
Dî Iouis in tectis iram miſerentur inanem
Amborum, et tantos mortalibus eſſe labores

Hiermit fodre ich alles auf, was nur einen Finger regen, und ſchreiben kann! Derjenige, welcher die grundlichſte Nachricht geben wird, vor welches Buch ſich dieſe Ueberſchrift ſchicke, der ſoll bey dem Verleger ſechs Ducaten zum Preiße erhalten! Mit Freuden ſehe ich dem ämſigen Lärmen entgegen, welcher, wegen dieſer anſehnlichen Belohnung, unter unſern Gelehrten entſtehen wird. Dieſes verlange ich noch, daß ſie ihre Briefe poſtfrey einſenden, und ihre Namen verſiegelt beylegen, zugleich auch eine Anweiſung geben, an wen der Preiß bezahlt werden ſoll. Als einen kleinen Nebenumſtand muß ich nur dieſes noch erinnern, daß ich ſelbſt [illegible] Aufloſung dieſer gelehrten Aufgabe mit arbeiten w[illegible] So viel kann ich inzwiſchen bey aller der Aufrichtigkeit verſichern, welche mir und allen Scribenten meiner Art bey dergleichen Fällen ſo eigen iſt, daß ich zur Zeit nicht weis, welche Art von Büchern ich zu dieſer Ueberſchrift eigentlich vorſchlagen ſollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung weis, daß ich, im Vertrauen zu ſagen, gar öfters ganz feine und ſcharfſinnige Einfälle habe; ſo will ich nicht gut dafür ſeyn, daß ich dieſen aufgeſetzten Preiß nicht ſelbſt verdienen ſollte.

Und die friedfertige Antwort jenes Landedelmanns iſt zu bekannt, als daß ich ꝛc.] Weil nicht alle meine Leſer Gelegenheit haben, dieſe Worte in dem vortrefflichen Theatro Europaeo ſelbſt nachzuleſen; ſo will ich ſolche allhier mit einrücken: »Ich bin auf meiner väterlichen Hufe geboren und erzogen. Niemals habe ich die geringſte Neigung gehabt, mich in die Händel der Welt zu miſchen, oder mit dem Degen in der Fauſt dasjenige zu thun, was die meiſten meiner unruhigen Nachbarn, fürs Vaterland fechten, nennen. Ich habe allemal geglaubt, es ſey beſſer, bey geſundem Körper unbekannt, als bey verſtümmeltem Körper berühmt zu ſeyn. Der Lorbeer auf dem Haupte, und ein hölzerner Arm oder Fuß iſt für mich niemals eine ſo reizende Vorſtellung geweſen, daß ich mich hätte bewegen laſſen, meiner Ruhe und Bequemlichkeit zu entſagen. Das ganze Dorf weis, und mein Pfarrer wird es ſub fide paſtorali, und manu propria bezeugen können, daß ich nichts weniger, als blutdürſtig bin; ich nehme diejenige Zeit aus, da die Jagd offen iſt.« So redet unſer Junker.

Kritiſch un[illegible]ehrt.] Dieſes iſt ein Pleonaſmus. Man denke ja nich[illegible] wären es zwo ganz unterſchiedne Sachen, kritiſch und gelehrt zu ſchreiben. Keinesweges! Ein Kritikus von der Art, deren unſer Text erwähnt, iſt ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehrter, nach meinem Begriffe, darf niemals andern Recht geben. Jener iſt mit keinem Menſchen, mit ſich ſelbſt aber gar wohl zufrieden; ein Gelehrter auch. Kurz, die Kritik iſt von der Gelehrſamkeit ſo unzertrennlich, als die gründliche Wiſſenſchaft der Rechte von einem conſultiſſimo iuris vtriusque Doctore, oder Verſtand und Tugend von einem Kapitaliſten.

Die Gröſſe deiner Gaben.] Wenn ein Dichter an ſeinem Helden die Gröſſe ſeiner Gaben rühmt, ſo verſteht der Leſer ordentlicher Weiſe deſſen Gemüthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für ſein ſauber eingebundnes Carmen, von ſeinem großmüthigen Gönner erhält. Allein ſo unbeſcheiden iſt nicht leicht ein Dichter, daß er dieſer Gaben ausdrücklich gedenken ſollte. Es verſieht ſich wohl von ſelbſt, daß er ſich und der Wahrheit ſo groſſe Gewalt nicht umſonſt anthun, und Tugenden rühmen wird, welche vielmals derjenige, der ſie beſitzen ſoll, ſelbſt nicht an ſich gemerkt hat. Mancher würde nicht beſungen werden, wenn ſich der Dichter nicht auf die Gröſſe ſeiner Gaben Rechnung machte. Simonides ſollte einen Wettſtreit mit Mauleſeln beſingen. Derjenige, deſſen Mauleſel den Preis davon getragen hatte, mochte ſein Geld ſo lieb haben, als ſeine Ehre, und bot um deswillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieſes empfand Simonides übel. »Ich,« ſagte er, »beſinge keinen Mauleſel.« So bald man ihm aber die Belohnung erhöhete, ſo bald ſang er von Mauleſeln, und rufte:

Χαίρετ' ἀελλοπόδων θύγατρες ἵππων!

Mich dünkt, wir beſingen heut zu Tage unſre Mäcenaten noch eben ſo!

Hierbey muß ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben ſeinen guten praktiſchen Nutzen hat. Iſt ein Dichter von der Freygebigkeit ſeines Gönners ſchon hinlänglich verſichert; ſo wird er am beſten thun, wenn er mit einer philoſophiſchen Großmuth alle vergängliche Reichthümer unter ſeine Füße tritt, die Geldbegierde, als das unanſtändigſte Laſter eines Gelehrten verflucht, und die poetiſche Mäßigkeit mit den lebhafteſten Farben abſchildert.

Wofern es aber bekannt iſt, daß unſer Gönner die Muſen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetiſche Fröhner haben will, ſo wollte ich einem jeden, dem ſein eigner Magen lieb iſt, wohlmeynend gerathen haben, daß er ſich wegen ſeiner Hauptabſicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verſtand ſeines Gönners, ſeine Freygebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geſchichte jenes griechiſchen Fechters, an welchem die Götter ſichtbarliche Zeichen und Wunder gethan, und ihn um deswillen zerſchmettert hatten, weil er ſo unverſchämt geweſen, und den ehrlichen Simonides um zwey Drittheile ſeines ſauer verdienten Lohns betrügen wollen. Pindar, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat dieſe Kunſt auch verſtanden. Die Stelle iſt bekannt, da er dem Xenokrates unter die Augen ſagt, »daß »die Mode, umſonſt zu ſingen, ſchon verlängſt abgekommen, und altväteriſch geworden ſey. Zwar ehedem, ſpricht er, »waren die Muſen nicht gewinnſüchtig, keine »ließ ſich für Geld dingen, und Terpſichore verkaufte ihre »Lieder noch nicht. Nunmehr aber iſt es gar wohl erlaubt, dem gegründeten Ausſpruche jenes Argiers nachzuleben, welcher zwar ſelbſt weder Geld noch Freunde »hatte, dennoch aber ſagte: Das Geld, nur das Geld »macht einen Mann! Du biſt ein kluger Mann! Xenokrates, du wirſt mich verſtehen!

Fervet, immenſusque ruit profundo
Pindarus ore,
Laurea donandus Apollinari!

Das Anſehen dieſes groſſen Dichters ſchützt uns wider alle Vorwürfe. Es iſt zwar allerdings, wie Horaz uns warnet, ſehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in dieſem Stücke nicht. Denn, ſind wir nicht ſo feurig, wie Pindar, ſo ſind wir doch wenigſtens eben ſo geldgierig! Man ſage ja nicht, daß ich mich an ſo berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Urſachen, als wegen ihrer Fehler, erinnern könnte. Es geſchieht gar nicht, dieſelben zu verkleinern, ſondern die groſſen Beyſpiele unſrer Zeiten durch andre groſſe Beyſpiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie ſehr ſich bereits die meiſten meiner Landesleute den Alten genähert haben. Es iſt über dieſes noch zu erweiſen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler iſt. Ich glaube es nicht, und kenne zu meiner Beruhigung Leute genug, welche meiner Meynung ſind.

Ohne eigennützige Abſichten, ohne Vortheil, bloß zu Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften.] Eine jede Zunft der Gelehrten, und derer, welche ſich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewiſſen Formeln, unter welchen ſie ihre wahren Abſichten zu verbergen weis. So viel ich Quackſalber gehört habe: ſo viele haben auch verſichert, daß ſie nicht etwan deswegen öffentlich ausſtänden, um ihren Vortheil dabey zu ſuchen. Nein, keinesweges! Nur preßhaften Perſonen beyzuſpringen, und ihren Nebenchriſten aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieſes iſt die wahre Urſache, warum ſie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte beſuchen. Zu Beförderung der heilſamen Juſtiz, zu Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuren Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewiſſe Art der Rechtsgelehrten, ſo der unſtudierte Laye Rabuliſten nennt, die Wittwen und Waiſen um ihre Häuſer bringen will; ſo geſchieht es zwar, aber wie? Allemal mandatario nomine, nobiliſſimum iudicis officium deſuper implorando. Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in ſeinem Berufe niemals unermüdeter iſt, als wenn er liquidiren ſoll. Allezeit aber geſchieht dieſes, welches ja wohl zu merken iſt, Amts und Gewiſſens wegen. Dieſes könnte ſchon genug ſeyn, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor ſagt, er ſchreibe ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften. Dieſe Formel iſt allezeit das Weſentliche einer Schrift, und da ich in einem freyen Lande wohne, wo weder die ſächſiſchen Whigs, noch die ſchweizeriſchen Torys, zu fürchten ſind; ſo getraue ich mir ohne Scheu zu behaupten, daß bey vielen unſrer heutigen Scribenten die Bewegurſachen eigennützig und voller Leidenſchaften ſind. Freylich ſagen wir dieſes nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir verſichern vielmehr den Leſer, daß unſre Schriften das Tageslicht nimmermehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchriſten, die Beſſerung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unſrer Mitbürger, die ſchwere Amtspflicht, die ernſtliche Aufmunterung unſrer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andre rühmliche Urſachen dazu bewogen hätten. An unſerm eignen Ruhme iſt uns ſo wenig gelegen, daß wir verſichern, wir würden ganz gleichgültig bey den Urtheilen des Leſers ſeyn. Ja, wir erniedrigen uns vielmals ſo weit, daß wir bitten, man möchte uns unſre Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig ſeyn, der dieſes nur einmal verſucht! Man wage es nur, und ſage uns, daß unſer Vortrag unordentlich und trocken ſey, daß unſre Wahrheiten ſehr alte Wahrheiten wären, daß kein Menſch einen Nutzen aus unſern Schriften erlangen könne, daß wir unſerer Landesſprache eine beſſere Genüge geleiſtet haben würden, wenn wir gar geſchwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unſre Obern, und nicht vielmehr wir ſelbſt, uns aufgemuntert haben: In was für eine Wut wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung der Nebenchriſten, nicht das Wohl unſrer Mitbürger; nein! uns ſelbſt, unſre beleidigte Ehre werden wir vertheidigen;

Und ein jeder glaubt, es werde noch in tauſend Jahren Scholiaſten geben, welche ſeine gelehrte Schrift mit kritiſchen Anmerkungen bereichern, und über eine zweifelhafte Leseart andern Scholiaſten Verſtand und guten Namen abſprechen.] Und ich glaube, daß mir ſelbſt dieſes widerfahren wird. Eine ſo ſchmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige iſt, wovon unſer Text redet, iſt niemanden zu gute zu halten, als mir, weil auſſer mir niemand ein ſo wichtiges Werk geſchrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text ſind. Ich ſtelle mir hierbey deſſen künftiges Schickſal auf das lebhafteſte vor. Ich überſehe mit einem ehrgeizigen Blicke eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine ſtärkende Beruhigung in mir ſelbſt, wenn ich an meine ſpäteren Nachkommen gedenke, wie ſie mit einer abgöttiſchen Ehrfurcht den Verſtand und

Witz des Hinkmars von Repkow bewundern werden: Ja, ich gehe in dieſen prophetiſchen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unſre alten Deutſchen noch Barbaren, als man zu Rom für die Aufnahme des guten Geſchmacks in der Dichtkunſt und Beredtſamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte, mit welcher wir, die geſitteten Nachkommen dieſer barbariſchen Deutſchen, ſo viel gelehrte Kriege, in unſerm eignen Vaterlande, auf das muthigſte unternommen und fortgeführt haben. Iſt wohl alſo im geringſten zu zweifeln, daß nach Verlaufe vieler Jahrhunderte eben dieſes die wichtigſte Beſchäfftigung ſolcher Völker ſeyn kann, die wir itzt für eben ſolche Barbaren halten, für welche die Römer unſre Väter anſahen? Hätten es dieſe Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Myſen Zeit und Kräfte verſchwenden wurden, die wahre Geſtalt ihrer Schuhe ausfindig zu machen? Und wer leiſtet denn uns die Gewähr, daß nicht itzt ein Volk in Wildniſſen und Wäldern herum irrt, deſſen witzige Kinder nach tauſend Jahren mit ängſtlicher Bemühung unterſuchen werden; ob die Hüte der alten Deutſchen unter der Regierung Kaiſer Carls des Siebenten hoch aufgeſteift, oder niedrig geweſen ſind? Ich verehre den Fleiß desjenigen großen Mannes, welcher ſich, unſerm Vaterlande zum Beſten, ſo manche unruhige Stunde, ſo viele ſchlafloſe Nächte um ein V, oder wegen eines zweifelhaften Manuſcripts Chriſten zu Heiden macht. Iſt es aber wohl unmöglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo itzt, indem ich dieſes ſchreibe, ein räuberiſcher Tartar unter ſeinem Zelte auf Mord und Beute denkt, ſein witziger Enkel künftig eine Katheder erbauen, ſich auf derſelben, als Kunſtrichter, blähen, und um ein deutſches Wort über ſeine kritiſchen Widerſacher ein grauſames Blutgerichte halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland ſo viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tauſend Jahren den Tartarn eben dasjenige ſeyn, was die alten Römer uns itzt ſind. Ja, ich bin für Freuden außer mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein Autor Claſſicus für die jungen Tartarn in Oczakow ſeyn werden. Und vielleicht ſteht gar einmal ein kalmukiſcher Gräv auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländiſchen Alterthümern in mein Vaterland treibt, welcher unter dem Schutte einer Stadt in Deutſchland ſo viele Weisheit hervorzieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloſchnen Grabſchrift, der Himmel weis, von welcher Schneidersfrau, in ſeinem Vaterlande unſterblich macht.

Wie ich zum Exempel.] Dieſe Worte werden ſehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfodert, daß ein Schriftſteller von ſich ſelbſt bey allen Gelegenheiten am meiſten redet. Bey den übrigen Stellen werde ich die Noten weglaſſen. Hier aber kann ich es unmöglich über mein Herz bringen, davon zu ſchweigen, was die Worte, wie ich zum Exempel, eigentlich ſagen wollen. Ich zeige dadurch die Größe meiner Arbeit, und die Wichtigkeit derjenigen Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beſchäfftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriff eines meiner ehemaligen Lehrmeiſter, nichts anders, als ein Ding, welches lateiniſche Verſe ſcandiren, und eine gewiſſe Anzahl Wörter von verſchiedner Länge, nach dem Sylbenmaaße, in Ordnung ſtellen konnte. Dieſes war auch die einzige Urſache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplariſchem Nachdrucke dazu angehalten wurde. Ich ſollte lateiniſche und griechiſche Verſe machen lernen, und ich lernte es auch; wenigſtens traf ich die Melodey der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weis wohl, daß man viele Geſchicklichkeit haben muß, wenn man gute lateiniſche Verſe machen will; ich weis aber auch, daß ſolche Arbeiten von den meiſten nicht deswegen gelobt werden, weil ſie gut ſind, ſondern weil ſie mit römiſchen Buchſtaben gedruckt ſind. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es allemal ſicherer ſey, lateiniſch, als deutſch, zu dichten. Der beſte deutſche Poet iſt in den Augen der lateiniſchen Welt weiter nichts, als ein deutſcher Michel, oder höchſtens ein leidlicher Versmacher. Ein jeder glaubt, er habe Geſchicklichkeit genug, ein Werk ſeiner Mutterſprache aufs unbarmherzigſte zu richten. Schreibt aber jemand ein lateiniſches Carmen; ſo ſieht man es als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums an, und ſagt, der Dichter habe uns ein geiſtreiches Werk geliefert. Um deswillen verabſcheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher ſpricht: »Viele der Neuern, welche lateiniſche und griechiſche Verſe machen, wären den Alten ſo ähnlich, als die Affen den Menſchen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenſchaften, nach.

Multa tulit, fecitque puer, ſudauit et alſit.

Dieſes ſind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugniſſes, welche auf nichts anders zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, ſo oft ich mit Jamben und Trochäen zu kämpfen hatte. So ſauer mir oftmals meine Siege geworden ſind, ſo groß war auch meine Zufriedenheit, wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte, welche man an den Gedichten des Horaz und Virgils erblickt. Was dieſe beyden Dichter nur Schönes und Göttliches geſagt hatten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Verſen, und vielmals würde ein unpartheyiſcher Leſer zweifelhaft geworden ſeyn, ob er einen lateiniſchen Neujahrwunſch von Hinkmarn von Repkow, oder ein Stück aus des Virgils Aeneis läſe. Mein redlicher Lehrmeiſter war darüber ſo erfreut, daß er mich beſtändig ſeinen kleinen Hannibal nennte, der die Schätze Latiens plünderte, und ſein Vaterland damit bereicherte.

Erb- Lehn- und Gerichtsherr.] Dieß iſt eine bekannte Geſchichte, welche **Müller** in ſeinen Annalibus umſtändlich erzählt. Er nennt ihn **Martin Quaaſt**, und berichtet, daß er ein Quackſalber in Königſee geweſen ſey, welcher durch ſeine köſtlichen, bewährten, und von römiſch kaiſerlicher Majeſtät privilegirten Pulver, beſonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken, ſich ſo viel verdient, daß er unweit Langenſalza ein Vorwerk an ſich gekauft, und ſich um deswillen unter allen ſeinen Recepten Erb Lehn- und Gerichtsherr auf Braunsdorf, Juzareda, Scharfenpelß, Thura, Koltſchau, Knechtendorf, und Lehnerroda geſchrieben, ungeachtet er an allen dieſen Dörfern weiter keinen Anſpruch zu machen gehabt, als daß ihm zween oder drey Bauern daraus einige Hühner und Käſe zu einem jährlichen Erbzinſe entrichten müſſen. Noch dieſes muß ich, als einen ſehr wichtigen Umſtand, erinnern, daß **Martin Quaaſt** bereits unter Johann Georg dem Andern geſtorben iſt. Ich bemerke dieſes um deswillen, damit ſich meine Leſer nicht übereilen, und dieſen ritterlichen Pedanten unter den Itzlebenden ſuchen.

Des Dichters Leyer klingt.] Zum ewigen Ruhme meiner Landsleute muß ich hier erinnern, daß wir dem Geſchmacke und den Vorſchriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieſes will ich eben nicht behaupten, daß wir uns angelegen ſeyn ließen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabnen Gedanken, die lebhaften Empfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andre Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für weſentliche Stücke eines göttlichen Dichters anſah. Allein, dieſes wird uns niemand ſtreitig machen, daß wir noch eben ſo wohl auf dem Rohre blaſen, noch eben ſo wohl leyern, und unſre Saiten noch eben ſo wohl ſtimmen, als Homer, Anakreon, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unſre Hochzeit- und Leichenverſe zeugen davon. Kein Poet iſt zu klein, er wird ſeinen Mäcen verſichern, daß er, nur ihm zu Ehren, die deutſche Laute ſtimme. Und was iſt gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr heiſchres Rohr ſeufzen? Ja viele haben es ſo weit gebracht, daß ſie zugleich auf der Flöte blaſen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leyer ſpielen, und welches faſt unbegreiflich iſt, zugleich ſich auf den Pegaſus ſchwingen, und den geſchärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieſes alles in einer Zeit von vier Verſen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja ſo gar übertreffen?

Sein Argwohn.] Dieſer gieng ſo weit, daß man niemals eines ſchlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichen Gedanken zu bringen, er ſelbſt ſey dadurch gemeynt.

Und eine ſolche Kritik, ſo ſcharf ſie auch iſt, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden, bringen.] Der Einwurf iſt ungegründet, wenn man glaubt, es werde dieſes eine groſſe Verwirrung und Unordnung in dem demokratiſchen Reiche des Witzes erregen, und ein ſolcher unerbittlicher Kunſtrichter beſchwere nur ſein Gewiſſen, indem er ſonder Zweifel manche junge und ſtreitbare Muſen ſchüchtern mache, wenn er ihren Werken, und beſonders den Streitſchriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abſpricht. Geſetzt auch, wie ich es denn auch gewiß glaube, daß alle die Streitſchriften, welche in unſern Tagen die Hände der Setzer beſchäfftigt, und die Geduld der Leſer ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren: benimmt man ihnen denn dadurch ihren Werth gänzlich? Ein Kalender iſt eines der nützlichſten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kömmt, ſo kaufen wir ihn mit der größten Begierde; das ganze Jahr über leſen wir darinnen, und wenn das Jahr vorbey iſt, ſo iſt auch der Werth unſers Kalenders vorbey. Würde wohl etwas lächerlicher ſeyn können, als wenn man dieſen Beweis dazu brauchen wollte, den Nutzen und den Werth der Kalender zu beſtreiten? Ich kenne viele Bücher, beſonders viele praktiſche und politiſche Schriften, der philoſophiſchen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft, und in kurzer Zeit findet man ſie da, wo man die alten Kalender findet. Geſchieht nicht dieſes alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur, und darf man wohl der Kritik dasjenige zur Sünde rechnen, was natürlicher Weiſe nicht anders geſchehen kann? Ich habe noch auf keiner Bibliothek eine Sammlung von Kalendern gefunden, und wer um deswillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geſchmack vorwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher ſeyn, als der berühmte Scribent, welcher

cher in der Vorſtadt wohnt, und mir, ſo oft er mich ſieht, mit Seufzen erzählt, daß es mit der Poeſie ganz und gar aus ſey, weil ſich niemand ſo viel Gewalt anthun kann, ſeine Werke mehr zu leſen.

Gemeiniglich aber glauben wir, dieſes gehe nicht uns, ſondern unſern Nachbar an.] Hier wird im Texte dasjenige weiter ausgeführt, was vorher nur kürzlich berührt worden iſt. Allerdings iſt die Beſorgniß, daß dadurch manche junge und ſtreitbare Muſe ſchüchtern gemacht werde, ſo ungegründet und abgeſchmackt, als Strephons Beweis von der beſten Welt. Ich weis gewiß, viele werden die Stellen von der Vergänglichkeit ſolcher Schriften mit der freudigſten Zuverſicht leſen, da ihre Werke von einer weit dauerhaftern Natur, als andre, und der gelehrten Verweſung gar nicht, oder wenigſtens doch ſo geſchwind nicht, unterworfen ſind. Und vielleicht ſind ſie es dennoch. Herr **Grobbens**, jener berühmte Kaufmann, geht niemals lieber in die Komödie, als wenn des Moliere Geiziger geſpielt wird. Er lacht aus vollem Halſe uber den betrognen Harpagon, dem man ſeinen Geldkaſten entwendet, und zu gleicher Zeit greift er in den Schubſack, zu fühlen, ob er auch den Schlüſſel zu ſeiner Kaſſe noch wohl verwahrt habe. Herr Grobbens iſt geizig, das wiſſen wir alle; aber daß er und ſeines gleichen auf dem Theater gemeynt ſey, das glaubt Herr Grobbens nicht. Es fällt mir noch etwas ein. Sollte eine junge und ſtreitbare Muſe, wie man ſie nennen will, ſchüchtern gemacht werden; wie viel Selbſterkenntniß und Ueberlegung würde dazu gehören? Zwo Sachen, welche man, ohne ſeine Uebereilung und Unwiſſenheit in der Gelehrtenhiſtorie zu verrathen, bey denen gewiß nicht ſuchen darf, welche uns alle Meſſen mit ihrem Witze, und beſonders mit Streitſchriften, heimſuchen. Aber der fruchtbare Herr Magiſter Stucker, deſſen Schriften in der Oſtermeſſe verkauft, und noch vor der Michaelismeſſe vergeſſen werden, dieſer unermüdete Mann iſt ganz kleinmuthig geworden, als unlangſt ſeinen Werken eine dergleichen traurige Nativitat geſtellt worden iſt. Ich räume dieſes ein. Kann das meinen Satz über den Haufen werfen? Ein einziges Exempel macht noch lange keine Moglichkeit wahrſcheinlich. Wohl hundert kleine Stuckers ſehe ich alle Tage durch meine Gaſſe laufen, durch deren ſtandhafte Unverſchämtheit ich meinen Satz wider alle Einwürfe beweiſen und vertheidigen kann.

Ja, eben dadurch gewinnen ſie vielmals mehr, als ſie verlieren.] Dieſe Materie iſt ſo unerſchopflich, daß ich nicht Umgang nehmen kann, noch eine Note davon zu verfertigen. Was iſt es denn nun auch für ein groſſes Ungluck für diejenigen Schriften, welche die Zeit noch in ihrer Jugend, und, wenn ich ſo ſagen darf, in der Wiege dahin rafft? Bekömmt die Nachwelt von ihnen nichts zu ſehen; ſo haben ſie auch den wichtigen Vortheil davon, daß die Nachwelt von ihnen dasjenige nicht erfährt, was wir von ihnen wiſſen, und wir wiſſen von ihnen dasjenige, was ich hier, um ihren guten Namen zu ſchonen, nicht ſchreiben mag. Bleiben aber von ihren Werken noch einige Fragmente übrig, (denn das iſt ſo gar unmoglich eben nicht, daß in drey Alphabeten wenigſtens ein vernunftiger Gedanke ſeyn kann,) gut! ſo wird vielleicht einmal in jenen Tagen ein Scholiaſt aufſtehen, welcher über den unerſetzlichen Verluſt eines ſo wichtigen und gelehrten Buchs ängſtlicher thut, als wir nimmermehr thun würden, wenn man die Gewaltthätigkeit ausübte, und uns zwänge, eben dieſes Buch zu leſen, da es noch nicht verloren gegangen iſt.

Denn nur ſeit vorgeſtern haben die Deutſchen angefangen, männlich und ſtark zu denken, und, durch die Proben ihres reifen Witzes, den Witz der Franzoſen und Engländer zu übertrefſen.] Wem dergleichen Wunderdinge von den Deutſchen unwahrſcheinlich vorkommen möchten, dem muß ich durch eine Note aus ſeinem Zweifel helfen. Es iſt eben itzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfaſſung gegenwärtiger Noten ohne Text beſchäfftigt bin. Alles, was vorher in Deutſchland geſchrieben worden iſt, das kömmt mir, wenn ich es gegen dieſe meine Abhandlung betrachte, ſo rauh und barbariſch vor, daß ich über die Blindheit erſchrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgeſtern fange ich an, zu ſchreiben, und ich wünſche meinen Deutſchen Glück dazu, daß ich mich entſchloſſen habe, zu ſchreiben. Ich bin nicht der erſte, welcher zu ſeinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutſche Witz und Verſtand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben ſeyn, und welcher den Zeitpunkt des guten Geſchmacks von demjenigen Augenblicke feſtſtellt, da er ſich aus mitleidigem Erbarmen bewegen laſſen, die Feder einzutauchen, und ſein unwiſſendes Vaterland zu lehren. Künftig alſo wird ſich die Epoche der deutſchen Gelehrſamkeit von vorgeſtern anfangen, und wollte jemand ſo verblendet, und gegen meine Verdienſte ſo undankbar ſeyn, daß er dieſe meine Zeitrechnung nicht gehorſam, und ohne Murren, annähme, dem ſey Trotz geboten! Denn ſchimpfen kann ich auch.

Der von ihm gemachte Charakter aber ſoll ſehr ungleich, und hin und wieder ſich ſelbſt widerſprechend ſeyn.] Das kann wohl ſeyn, und dennoch

noch halte ich es für keinen Fehler. Ich ſehe mich genöthigt, etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beſchreiben. Man kann meines Erachtens einen Kunſtrichter gar füglich als einen Mann vorſtellen, der auf die Heftigkeit der Kunſtrichter, und verſchiedne Schooßſünden der Gelehrten, mit der größten Heftigkeit, voller Eigenliebe und kritiſchen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bey verſchiednen Gelegenheiten, wo man es am wenigſten vermuthen ſollte, ſehr vernünftig und gelaſſen urtheilt. Don Quichott blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er gleich ſeinem Sancho Panſa die erbaulichſten und vernünftigſten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf dem Kopfe, die verroſtete Lanze in der Hand, und ſaß auf ſeiner Roßinante; gleichwohl waren ſeine Unterredungen ſo tiefſinnig und philoſophiſch, als vielmals die Unterredungen eines außerordentlichen Lehrers der Weltweisheit nicht ſind. Nur erſt alsdann ward er ein Narr, wenn er von Rieſen träumte, und Windmühlen beſtürmte. Wenn ich mich recht entſinne, ſo habe ich geleſen, daß Cervantes, eben durch dieſen ungleichen und abwechſelnden Charakter, ſich und ſeinen Don Quichott berühmt gemacht hat. Das iſt ja nicht eben ſo gar unwahrſcheinlich, daß ein Menſch bey gewiſſen Fällen vernünftig ſeyn kann, welcher uns doch auf einer andern Seite lächerlich ſcheint. Ich kenne einen gewiſſen Rechtsgelehrten, welcher das Orakel aller unruhigen Bauern, die Zuflucht aller zänkiſchen Nachbarn, und ein Vormund aller Schelme und Diebe iſt. Wer ihn auf der Richterſtube hört, oder ſeine eingebrachten Sätze lieſt, der ſollte gewiß glauben, es würde Wittwen und Waiſen und dem ganzen Vaterlande ſehr erſprießlich ſeyn, wenn er in den nächſten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch

weiß

weis dieſer Prieſter der Gerechtigkeit, in gewiſſen Geſellſchaften, von der Liebe des Nächſten, und den Pflichten der Menſchen, von den wichtigſten Wahrheiten jenes Lebens, ſo geſetzt und ſo lehrreich zu reden, daß ein gewiſſer Edelmann unlängſt zweifelhaft war, ob er, wo nicht ein Quacker, doch wenigſtens ein Miſſionarius ſey, welcher Heiden bekehren wollte. Wenn Doctor Purgan vor dem Krankenbette ſteht, und mit einer räthſelhaften Miene an den Puls fühle; ſo ſind ſeine Geſpräche ſo kunſtmäßig und griechiſch, daß man darauf ſchwören ſollte, er habe das Fieber ſelbſt. Und eben dieſer Herr Doctor Purgan kann bey jener Kaufmannsfrau, deren Leibarzt er iſt, ſo deutlich und vernehmlich reden, als kein Schäfer bey ſeiner Phyllis. Würde es nicht verwägen ſeyn, wenn ich diejenigen nicht für Philoſophen halten wollte, welche eigennützig, rachſüchtig, wohllüſtig, hochmüthig, mit einem Worte, welche auf der Katheder große Weltweiſen, und in ihrem Hauſe. die kleinſten Geiſter ſind? Jener ehrwürdige Heuchler, mit gefaltnen Händen, welcher uns wöchentlich . . . So weit gehe die Note; das Uebrige erklärt unſer Text.

Und deſſen ungegründete Meynung.] Ich würde hierbey Gelegenheit haben, über ſeine einfältigen Vorurtheile ziemlich zu ſpotten, und er verdient es wohl! Weil er aber meiner in ſeiner letzten Vorrede ſehr rühmlich gedacht, ja ſo gar nur unlängſt in ſeine Werke ein poetiſches Sendſchreiben an mich eingerückt hat: ſo verſichre ich meine Leſer, daß ich noch niemanden gefunden habe, welcher in Beforderung des guten Geſchmacks und der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland ſo unermüdet und glücklich geweſen, als eben dieſer berühmte Mann.

Bey denen man um Feſſeln flehe.] Dieſe ſchöne Stelle recht zu verſtehen, muß man wiſſen, daß unſre Dichter niemals verliebter ſind, als wenn ſie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieſes zu denen Moden in der Poeſie, von welchen ich, in einer abſonderlichen Schrift, umſtändlich handeln werde. Man ſollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen Vieren krieche, würde wenig Eindruck machen; aber bey den poetiſchen Schönen iſt es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Feſſel iſt etwas unerhörtes, denn alle ihre Gebieterinnen ſind Königinnen, und zwar recht grauſame Königinnen; aber, welches wohl zu merken iſt, auch nur in poetiſchem Verſtande. Denn wir leſen in der arkadiſchen Chronik, daß dergleichen gefeſſelte Liebhaber beherzt genug geweſen ſind, in einer Woche wohl drey ſolche Koniginnen vom Throne zu ſtoßen, und bey der vierten um Feſſeln zu flehen.

Nach Gründen.] Denn eben itzt iſt die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedichte aber auf ſeine Ehefrau.] Man findet darinnen alles dasjenige Zärtliche und Verbindliche, was die Sprache einer vernünftigen Liebe erfodert. Und denen, welche die große Welt kennen, hat es um deswillen ſehr wahrſcheinlich vorkommen wollen, daß dieſes Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetiſchen Erzählungen, gehöre. Es ſey nirgends erhört, ſprechen ſie, daß ein Paar Eheleute einander, bey lebendigem Leibe, ſo viele Schmeicheleyen in Verſen vorſagen könnten. Es ſey gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein verehlichter Dichter, bey dem Leben ſeiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche verſchwende, welchen er ſonſt mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Geniglich kämen ſie nicht eher ins poetiſche Feuer, bis die Wohlſeligverſtorbene auf der Bahre liege, und die häufigen Proben der Wittwerthränen ließen uns noch vielmals ungewiß, ob der Schmerzlichgebeugte unter ſeinem Flore vor Freuden, oder vor Schmerzen geweint habe. Allein mir ſcheinen dieſe Urtheile und angeführten Gründe ſehr ſeichte. Ich könnte unterſchiedne geſammelte Proben von dergleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in der erſten Zeile ſieht, daß der betrübte Wittwer ſeiner nicht mächtig geweſen iſt. Ich will mich aber lieber auf das gültige Zeugniß des ſo glaubwürdigen Berkenmeyers beziehen, welcher uns von einem gewiſſen unbekannten und ſehr weit entlegnen Volke erzählt, »daß ihre Ehen die glückſeligſten und vergnügteſten Ehen wären, und daß ein jeder glaube, die beſte »Frau zu haben. Die Weiber unter dieſem fremden »Volke wären gefällig, treu, und verehrten die Männer, als ihre Herren. Man fände unter ihnen Weiber, welche in der zwar etwas rauhen Sprache ihres »Landes die Redlichkeit ihrer Männer beſängen, und »Männer, welche die Zärtlichkeit ihrer Weiber mit gleichen Liedern vergälten.« Dieſes ſind des vortrefflichen Berkenmeyers eigne Worte, und wer ſolches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte, der würde ſich an Berkenmeyern und an unſerm Frauenzimmer ſehr verſündigen. Ich weis es, daß es eine hämiſche Lobſchrift auf die böſen Männer *); und eine boshafte Trauerrede eines Wittwers **) giebt. Das wirft aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir wiſſen es gar wohl, daß die erſte ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat, an welcher es gar nicht liegt, daß ſie, als Jungfer, alt und lebensſatt ihren Geiſt aufgeben muß; und von dem Verfaſſer der Trauerrede iſt es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf dieſen verzweifelten Entſchluß, ſeine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen ſeiner beſondern Verdienſte, den ſiebenten Korb zugeſchickt hatte. Wahrhaftig, ein edles Paar von Lobrednern, welche mit ihren Zungenſünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheurathet zu werden.

---

*) Im erſten Theile dieſer Sammlung, S. 198.

**) Ebendaſ. S. 264.

Welche Ziegeuner und elende Poeten.] Dieſen verwägenen Ausdruck ſucht er alſo zu rechtfertigen.

Ich ſoll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Ziegeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hätte, daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen in Geſellſchaft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzſchrift nicht nöthig hätte.

Meine Meynung iſt gar nicht dieſe geweſen, als wäre zwiſchen Ziegeunern und elenden Poeten eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meynung wäre; ſo wollte ich mir doch getrauen, ſie zu vertheidigen. Ein Ziegeuner würde vielleicht eine ganz andre Lebensart erwählen, wenn er zu etwas beſſerm geſchickt wäre; und ein reimender Scribent müßte ſo gar den Ueberreſt desjenigen Verſtandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen, zugeworfen hat, wenn er ſo klägliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas Klügers vorzunehmen. Die Verwunderung, die ſich ein Ziegeuner bey dem Pöbel durch ſein Wahrſagen zuwege bringt, iſt der Verwunderung ſehr gleich, die ein Reimer durch ſeinen betäubenden Witz bey dem leſenden Pöbel erhält. Unter den leſenden Pöbel aber rechne ich Leute von allerley Stande: und wollte man mich gerichtlich anhalten, dieſe Art von Pöbel genauer zu beſtimmen; ſo könnte es freylich geſchehen, daß man Männer in Magiſter- und Doctorhüten, Männer mit Sternen auf der Bruſt, Männer in ehrwürdiger Kleidung, darunter anträfe. Was die Räubereyen der Ziegeuner anbelangt; ſo haben ſich meine Poeten gar nicht zu ſchämen, wenn man auch darinnen viel Aehnliches zwiſchen ihnen und den Ziegeunern zu finden glaubt. Sie plündern eben ſo wohl, als jene. Aber ſie plündern ebenfalls nur aus Hungersnoth; und aus Hungersnoth zu rauben, iſt, wie bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein Diebſtahl. Sie rauben alſo nur Berufs wegen!

Ich weis nicht, warum ich mich ſo gern elender Schriftſteller annehme. Vielleicht geſchieht es bloß aus einer allgemeinen Menſchenliebe; vielleicht aber kömmt es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich noch von meiner erſten Jugend behalten habe, und welche machen, daß ich dergleichen Scribenten nicht anſehen kann, ohne mitleidig gerühret zu werden. »Schreib, mein Sohn, »ſchreib, und ſchäme dich nicht! Schreib unermüdet, »denn die Natur hat dir geſunde Finger gegeben.« Dieſes war der letzte Segen, den mir mein Vater, tröſte ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf ſeinem Todbette ertheilte. Er verließ mir ein ſchlechtes Vermögen, es iſt wahr; aber dieſe Vermahnung hat mich ſo aufgemuntert, daß ich niemals hungrig zu Bette gegangen bin, ſo lange ich derſelben gefolgt habe. Ich ſchrieb aus allen Leibeskräften, und es gedeihte mir ganz wohl. Seit der Zeit hat ſich freylich viel geändert. Ich habe

die

dieſes Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Urſachen, welche mir riethen, mich von dergleichen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unüberſteigliche Hinderniſſe, ein guter Scribent zu werden; um deswillen ſchreibe ich, wie Sie, mein Herr, wiſſen, gar nichts mehr.

Im Ernſte zu reden, ſo iſt es eine betrübte Sache um gute Scribenten. Sie laſſen ſichs blutſauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben ſie auch ja ein Werk in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird ſo viel wagen, es zu verlegen? Sie müſſen noch Geld zugeben, wenn ſie ihren Namen gedruckt ſehen wollen; und ſind ſie auch gedruckt, wohl gut! wie viel finden ſie denn Leſer? Sehr wenig; oder ich müßte unſre Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittag gieng ich vors Thor. Ich ſah einen großen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzuzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beſchäfftigung, ſeine Paketchen unter den gewöhnlichen Betheurungen, und mit Berufung auf die erſtaunenden Kuren, ſo er gethan, und auf ſeine vortrefflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Marktſchreyer. Was für ein Unterſchied, dachte ich bey mir ſelbſt, iſt nicht zwiſchen dieſem Marktſchreyer, und meinem Arzte in der Stadt, den jeder für einen geſchickten, behutſamen und erfahrnen Mann hält, in deſſen Vorzimmer aber nicht der zwanzigſte Theil der Leute iſt, wie bey dieſem Quackſalber! Aber woher kömmt das? Er verſichert nichts, wovon er nicht überzeugt iſt. Er kann ſich nicht überwinden, ſeine Medicamente mit einer etwas zuverſichtlichern Miene anzupreiſen; er iſt zu ehrlich, als daß er andre Aerzte neben ſich verkleinern ſollte; mit einem Worte, er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurſt bey ſich, welcher den Pöbel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu ſeinen Arzneyen beybringen kann. Mein Arzt iſt ein vernünftiger Mann, und jener Marktſchreyer ein Windmacher! Welche Ausſchweifung! werden Sie ſagen; von elenden Scribenten auf die Quackſalber zu kommen! Sie haben Recht, mein Herr, es iſt allerdings eine Ausſchweifung, welche vielleicht nur alsdann zu entſchuldigen ſeyn würde, wenn zwiſchen den niederträchtigen und unverſchämten Aufſchneidereyen der Unwiſſenheit und dem gewinnſüchtigen Handwerke dieſes Marktſchreyers, und zwiſchen dem Betragen und den Abſichten elender Scribenten die geringſte Gleichheit wäre. Aber dieſes iſt freylich nicht, und um deswillen iſt meine Ausſchweifung gar nicht zu entſchuldigen. Es ſey darum! Ich mag es nicht ausſtreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich, in dergleichen Fällen, recht leicht zu tröſten. Wollte ich gar nichts ſchreiben, waren damals meine Gedanken, als was ſich reimt, und was auf eine vernünftige Weiſe zuſammenhängt; ſo ſchreibe ich mich an den Bettelſtab, und meinen Verleger ins Hoſpital. Ungefähr ſo dachte ich damals; und Sie wiſſen wohl, daß einem alternden Autor dergleichen Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müſſen alles leſen, was ich geſchrieben habe, es mag zuſammen klingen, wie es will. Sehen Sie es allenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meine Gedanken ſchriftlich zu vertheidigen. Vielleicht machen Sie künftig nicht ſo viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und Kohlharts Beyſpiel,] Wer Kohlharten auf der neuberiſchen Bühne ſpielen ſehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzoſe wäre, den billigen Ruhm zugeſtehen müſſen, daß ihm nur ſehr wenige in der Kunſt, die Leidenſchaften der Menſchen lebhaft und natürlich vorzuſtellen, beygekommen ſind. Hatte er die Rolle des Brutus zu ſpielen; ſo vergaß man Kohlharten ganz, und beweinte den Brutus. Und eben dieſer, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor Lachen außer uns waren, wenn er den eingebildeten Kranken vorſtellte. So bald ſich Kohlhart ſehen ließ; ſo bald ward das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch ſeine Geſchicklichkeit die größten Fehler des Schauſpiels zu verdecken. Ja ich glaube beynahe, daß er vermögend geweſen wäre, durch ſeine verführeriſche Kunſt die elendeſten Schauſpiele erträglich zu machen. Dieſer vortreffliche Kohlhart ward bey zunehmendem Alter durch ſeine kränklichen Umſtände ſehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erſchien nur ſelten auf der Schaubühne. Nach und nach fieng man an, ihn zu vergeſſen, und es fehlte nicht viel, daß er nicht noch bey ſeinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenig Tage vor ſeinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne geſehen. Seine Bruſtbeſchwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte alſo nur die Rolle einer ſtummen Perſon, und mußte in der Kleidung eines Bedienten den Stuhl einem tragiſchen Helden zurechte ſetzen, welcher wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit kaum verdiente, auf der reibhandiſchen Bühne eine ſtumme Perſon vorzuſtellen. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unſern Kohlhart in dieſer geringen und unedlen Beſchäfftigung erblickte: ſo bald er den Stuhl hingeſetzt hatte, trat er ab. Ich ſah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerſpiele ſchien mir dieſer Auftritt der traurigſte zu ſeyn. Wenig Tage darauf ſtarb er. Kaum erfuhr ich ſeinen Tod, als mir alle dieſe Umſtände aufs lebhafteſte wieder beyfielen. Dieſer Mann, dachte ich bey mir ſelbſt, welcher in ſeinen jüngern Jahren das Händeklatſchen des Parterre und die Bewunderung der Augen erregte; dieſer kömmt bey zunehmendem Alter ſo weit herunter, daß er, als er das letztemal in ſeinem Leben ſich auf der Schaubühne zeigt, eine ſtumme Perſon, und eine ſo gleichgültige Handlung vorſtellen muß, in der er von dem wenigſten Theile der Zuſchauer bemerkt worden iſt. Dieſer Gedanke bekräftigte bey mir die Wahrheit des bekannten Satzes, daß die ganze Welt eine Schaubühne ſey. Wie mancher Staatsminiſter, welcher die Bewunderung und die Schmeicheleyen des ganzen Volks erzwingt, wird vor ſeinem Ende ſo weit gebracht, daß man ihn, da er noch lebt, ſchon vergißt, und oft ſieht er ſich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen Miene unter dem geſchwätzigen Pöbel der Bedienten in der Antichambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vorigen Jahre bloß durch ſeine gnädige Vermittelung aus dem Staube erhoben worden iſt!

Ich habe nicht nöthig, bloß am Hofe dieſe Aehnlichkeit zu ſuchen; ich finde ſie auch in andern Ständen. Es wird kaum vierzig Jahr ſeyn, daß Klimene die Königinn aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß damals galant, der nicht um Klimenen ſeufzete, und alle junge Herrchen unſerer Stadt flatterten um dieſe Schöne herum. Verſchiedne, welche ſich für viel zu witzig hielten, als daß ſie den Gottesdienſt beſuchen ſollten, beſuchten ihn doch; aber nur um Klimenens willen. Wie flüchtig iſt doch der Ruhm der Menſchen! Am Sonntage ſah ich dieſe vergötterte Klimene ganz gebückt aus der Kirche ſchleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Schickſal.

ſal. Es begegneten ihr verſchiedene junge Stutzer, deren Väter vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beynahe verzweifelt waren. Und itzt konnten ſich die muthwilligen Söhne dieſer zärtlichen Väter kaum entſchließen, der veralteten Klimene aus dem Wege zu treten. Sie würden ſie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen haben, wenn nicht ein großes Gebetbuch, das ſie unter ihrem zitternden Arme trug, ſie aufmerkſam, und ihren leichtſinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unſrer Gelehrten wohl ein beſſres Schickſal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten iſt beynahe noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen; denn die Gelehrſamkeit ändert die Moden faſt noch öfter, als das Frauenzimmer. Syſtemata der verſchiednen Diſciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, ſind itzt lächerlich. Dichter, welche nicht ſicher auf der Straße gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdienern bewundert zu werden; dieſe gedemüthigten Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungeſtört hin und wieder gehen, man ſieht ſie nicht mehr, man hat ſie vergeſſen; und wollen ſie nicht gar verhungern, ſo müſſen ſie ſich der ſparſamen Großmuth eines Buchdruckers überlaſſen, welcher ſie als Corrector in ſeiner Druckerey ernährt. So kläglich war doch Kohlhards Schickſal noch nicht!

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu ſeyn; ſo wünſche ich mir von ihm nur dieſes, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Thorheiten der Menſchen vorſtellen müſſen; habe ich dieſes mit einigem Beyfalle gethan: o! ſo wünſche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelaſſen werde, indem ich noch ſpiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bey der letzten Scene das Plaudite von dem gründlichen Geſchmacke witziger Kenner fodern darf! Aber, o Himmel, iſt mir auch Kohlharts trauriges Schickſal beſtimmt; ſo gieb mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich ſo bedauert, wie ich Kohlharten bedauert habe!

Conata laceſſere Teucros.] Die Verdienſte, welche ſich dieſes Frauenzimmer in der gelehrten Welt erworben, ſind ſo weſentlich und ſo wichtig, daß ich nicht begreifen kann, warum es ſich durch eine ſolche Beſchreibung, und durch die Vorzüge ihres Geſchlechtes zu vertheidigen geſucht hat. Mir ſcheint es wenigſtens, daß ſie nicht die beſte Art gewählt habe, mit welcher ſie ihr Mißvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leſer überführen will, daß man ſich an ihr verſündigt habe. »Die Hochachtung,« ſchreibt ſie, »welche man unſerm Geſchlechte ſchuldig iſt, iſt zu allen Zeiten unter geſitteten Völkern für etwas ſo unverbrüchliches gehalten worden, daß ich hoffe, man werde dieſe Verletzung derſelben gegen eine Perſon, die ſolches auf keinerley Weiſe verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen.« Wer die kleinen Balgereyen ſchon weis, welche ſeit einiger Zeit zwiſchen den witzigen Köpfen vorgefallen ſind, der wird es zufrieden ſeyn, daß ich die eigentlichen Umſtände dieſer gelehrten Mordgeſchichte hier nicht anführe; und wer ſie nicht weis, der kann ſich allenfalls tröſten, wenn ihm eine ſolche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierinnen ganz unpartheyiſch, und ſo wenig Vergnügen ich über die Aufführung ihres Gegners empfinden,

ſo

welches ſie ein ungezognes Verfahren nennen will: ſo überflüßig würde es auch ſeyn, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl ſieht, daß ſie ſelbſt Muth genug hat, ſich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen; von welcher eine gewiſſe Art unſrer heutigen Kunſtrichter ſelbſt geſtehen wird, daß ſie männlich genug ſey. Meine Gedanken, welche ich bey Leſung dieſer Vorrede gehabt, ſind ungefähr dieſe:

Auch ich habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung; es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer dieſe Hochachtung ſelbſt verlangt, und ſich auf die ruhige Poſſeß beziehet, in welcher ſie und ihre Vorfahren ſeit hundert und mehr Jahren geweſen ſind.

Da unſre Verfaſſerinn bey dieſer ganzen Streitigkeit, nicht bloß als ein Frauenzimmer, ſondern als eine Scribentinn anzuſehen iſt; ſo hat ſie um ſo viel weniger Urſache, ſich auf dieſe wohlhergebrachte Hochachtung zu ſteifen, welche ſie von uns aus rühmlichern Gründen verlangen kann. Ein gelehrtes Frauenzimmer kann dieß weiter nicht fodern, als eine gelehrte Mannsperſon. Beyde können unſre Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrſamkeit und ihr Witz ſolche verdienen. Iſt dieſes nicht; ſo habe ich ſchon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines ſchreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man, in gleichem Falle, wider die Scribenten männlichen Geſchlechts ohne Beleidigung des Wohlſtandes brauchen darf.

Jn

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der Geiſtlichen. So bald ſich aber ein Geiſtlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftſteller mengt, und durch ſein Exempel den alten und wahren Satz bekräftigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor ſeyn könne: ſo bald vergeſſe ich den Prieſter, und lache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer ſeyn, wenn mich dieſer Mann um deswillen verketzern, und ſagen wollte: ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man ſeinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten ſchuldig ſey, und welche unter allen Völkern für etwas ſo unverbrüchliches gehalten worden?

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch ſehr viel leiden, wenn wir die Galanterie ſo hoch treiben, und die Fehler einer Scribentin dulden, oder gar bewundern wollten, bloß darum, weil ſie von den Händen eines Frauenzimmers kömmt. Wir haben bereits unter unſern Mannsperſonen eine ſo große Menge erbärmlicher Schriftſteller, daß es ſehr unverantwortlich ſeyn würde, auch die andere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts mit dieſer [illegible] zu vermehren. Ich wünſche wohl, daß alle Frauenzimmer einen Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften finden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prächtig drucken laſſen, was ſie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen ſie es vorleſen, und ich werde es ſelbſt mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hin und wieder fehlerhaft iſt; nur gedruckt mag ich es nicht ſehen. Dieſe ſehr unumſchränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttiſche zugeſtehen, hört hier gleich auf, ſo bald wir ſie aber in dem Buchladen antreffen. Sie ſey witzig, ſie ſucht ihren Geſchmack anzupreiſen, ſie ſchreibe, um ihren Verſtand zu ſchärfen: aber ſie ſchreibe nur für ſich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut ſie es aber doch, ſo behalte ich mir vor, mit nächſtem ein Kochbuch zu ſchreiben; und wollte das Frauenzimmer anfangen über mein Kochbuch zu ſpotten, da ich wirklich ein ſehr ſchlechter Koch bin, ſo hoffe ich, die geſitteten Völker werden dieſe Verletzung der Herrſchaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen geweſen iſt, und die Beleidigung einer Perſon, die ſolches auf ſchimpfliche Weiſe verdienet hat, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schriften ihr Bildniß ſetzt, oder in der Vorrede beweglich um Pardon ruft, weil ſie ein Frauenzimmer iſt, verräth entweder ihr böſes Gewiſſen und die Unrechtmäßigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunſtrichter voll Leidenſchaften, und eben ſo wohl zu blenden ſind, als die Richter der Phryne, welche ihren Liebeshandel verziehen haben würden, wenn ſie nicht den Schleyer zurückgeſchlagen hätte.

Aus dem, was ich bisher angeführet habe, wird man urtheilen können, wie es billig ſey, einem Frauenzimmer kein Quartier zu geben, welches ſich in gelehrte Streitigkeiten wagt, und für eine ungerechte, oder doch zweifelhafte Sache, mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wuth kämpft. Ich habe auch keinen Scholiaſten gefunden, welcher den Arruns für ungeſitteter oder ungezogen gehalten, daß er Camillen im Treffen erleget, und ihrem Siegen Einhalt gethan. Sie wagte ſich unter das Heer ſtreitender Männer, und die Götter erhöheten den Arruns, welcher unbekannt geſtorben wäre, wenn er nur durch den Sieg über die kriegeriſche Kamilla den Tod ſeiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bey einer andern Gelegenheit der Kamilla mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er ſeine Feindinn, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches ſich in den Krieg der Kunſtrichter miſcht, wagt viel, und begiebt ſich ſelbſt der Rechte, die außerdem ein Frauenzimmer hat.

. . . Graditur bellum ad crudele,
. . . et noſtris nequicquam cingitur armis
Cara mihi ante alias . . .
. . . Vellem, haud correpta fuiſſet
Militia tali, conata laceſſere Teucros.

Niſi quod ſit dictum prius.] Ich will die Gewohnheit eben nicht tadeln, welche einige unſerer Gelehrten an ſich haben, wenn ſie ihre Schriften durch die Sentenzen alter und neuer Autoren auspuʒen; aber dieſes würde ich doch gern ſehen, wenn ſie damit etwas ſparſamer umgiengen, als die meiſten zu thun pflegen. Ich finde zwiſchen dergleichen Schriften und unſern Luſtgärten in dieſem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es iſt dem Geſichte angenehm, wenn man in denſelben einige wohlgearbeitete Statuen erblickt; nur müſſen deren nicht gar zu viel ſeyn, wenn der Garten nicht das Anſehen eines Bilderſaals gewinnen ſoll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieſer empfindliche Schaden erwachſen, daß man ſich bloß mit Betrachtung der Statuen beſchäfftigen, und auf den Garten entweder ſeine Aufmerkſamkeit gar nicht richten, oder doch ziemlich gleichgültig dabey ſeyn würde. Wo ich mich nicht ſehr irre; ſo läuft ein Schriftſteller bey ſeinem Werke eine gleiche Gefahr.

Wenn ich auf einer jedweden Seite eine, auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neuern finde, ſo wird mich dieſes ſo zerſtreuen, daß ich den Spruch des Horaz bewundern, und meinen Autor darüber vergeſſen werde; oder vergeſſe ich ihn auch nicht gänzlich: ſo wird er doch meine Aufmerkſamkeit mit dem Horaz theilen müſſen, die er ſonſt ganz zu fodern hätte. Zu geſchweigen, daß es bey vielen eine große Unbedachtſamkeit verräth, wenn ſie den Leſer zu oft an den Witz der alten und neuern Gelehrten erinnern. Sie verwöhnen ihn dadurch, und machen, daß er lauter gleich witzige Sachen von ihnen verlangt. Iſt der Verfaſſer nicht im Stande, ſeinen Leſer mit dergleichen beſtändig zu unterhalten; ſo wird er es demſelben auch nicht verargen können, wenn ihm ſeine Schrift ekelhaft wird. Ich habe heute Nachmittags ein Frauenzimmer beſucht, welche zwar nicht ſchön, aber doch noch ganz leidlich häßlich iſt. Sie hatte den Fehler begangen, verſchiedne andre Frauenzimmer zu ſich zu bitten, welche ſo ſchön waren, daß ſie meine Aufmerkſamkeit, und die Bewunderung aller andern Mannsperſonen, erweckten. Wir vergaßen uns ſo weit, daß wir uns nur mit dieſen Schönen beſchäfftigten, und an unſre nicht ſo ſchöne Wirthinn beynahe gar nicht dachten. Gegen dieſe bezeugten wir nichts, als nur die allgemeinen und nöthigſten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidigung des Wohlſtandes nicht überhoben ſeyn konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen; aber, es war auch ein großer Fehler von unſerer Wirthinn, daß ſie uns in eine Geſellſchaft brachte, welche angenehmer und reizender war, als ihre Perſon.

Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut, oder doch noch ziemlich gut ſind. Es würde mir ſehr leid ſeyn, wenn ſich die elenden Scribenten darnach richten wollten. Aus Liebe zu mir und zu allen Leſern, will ich ihnen von ganzem Herzen anrathen, daß ſie allemal über die dritte Zeile den Homer, den Horaz, den Boileau, den Hagedorn, und alle Schriftſteller, die anders ſind, als ſie, anführen. Sie werden ihre Werke dadurch noch erträglich machen, und die Käufer haben Gelegenheit, wegen ihres aufgewandten Geldes ſich deſto mehr zu beruhigen. Ja, was noch mehr iſt, ſie locken vielleicht dadurch, ihre Schriften zu leſen, viele an, welche außerdem ſo viel Selbſtverläugnung wohl nicht haben würden, dieſes zu thun. Alsdann geht es dergleichen Leſern, wie den Liebhabern der Alterthümer, welche in den betrübteſten Wüſteneyen, und mitten unter altem Schutte ſich mit dem größten Vergnügen aufhalten können, weil ſie noch hin und wieder den prächtigen Reſt der alten Baukunſt zu bewundern Gelegenheit finden.

Und ſeine Vorreden ſchloß er niemals, ohne zu ſeufzen, zu ſchimpfen, und zu drohen.] Bey dieſer Gelegenheit muß ich zum Schluſſe noch dieſes erinnern, daß künftig bey meinem Verleger eine Schrift in Octav, zwey Alphabete, ſechs Bogen ſtark, zu bekommen ſeyn wird, welche den Titel führt: »Abgenöthigte »Vertheidigung wider verſchiedne parteyiſche und abge»ſchmackte Einwürfe und Kritiken, in möglichſter Kürze, »auf Anſuchen vieler Freunde entworfen, und ans Licht »geſtellt, durch Hinkmarn von Repkow.» Es giebt Leute, welche Schriften tadeln, die ſie nicht verſtehen, und auch niemals geleſen haben. Das Beyſpiel dieſer großen Männer hat mich aufgemuntert, merkwürdige Streitſchriften im Voraus zu verfertigen, und Gegner lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von denen ich noch weniger weis, was ſie wider gegenwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieſes zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der iſt nicht meiner Meynung; und wer nicht meiner Meynung iſt, den bin ich, als ein Gelehrter, wohl befugt, nach äußerſtem Vermögen zu verunglimpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetiſcher Ordnung im Anhange mit beydrucken laſſen, und wer unter den Herren Gelehrten mich ſchimpfen will, der wird die Gütigkeit haben, ſeine Werke noch vor künftiger Frankfurter Meſſe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung poſtfrey einzuſenden.

Ich weis es wohl, es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entſtehen; aber ich kann mir nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu ſchreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schriebe ich nicht; ſo würde ich der ungeſundeſte Menſch von der Welt ſeyn. Auf dieſe Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unſterblich; kurz, ich muß ſchreiben, denn ich ſchreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.

Verſuch
eines
deutſchen Wörterbuchs*).

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen; ſo werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutſche Wörter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmal derjenige, der ſie braucht, etwas ganz anders dabey denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige, der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig ſeyn, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte feſtzuſtellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, iſt unausſprechlich. Wir werden einander beſſer, und mit völliger Zuverläßigkeit, verſtehen; alle Zweydeutigkeiten werden ſich verlieren; und mancher, den man itzt aus Mißbrauch einen geprieſnen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf ſey.

---

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 3ter Band, 1tes Stück, 1745.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dieſes Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir ſelbſt thue. Bey denen, welche glauben, derjenige ſey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne; bey dieſen werde ich mich, durch meine Beſcheidenheit, in ſchlechte Hochachtung ſetzen. Aber es ſey darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande; ſo wird es ſich alsdann ſchon zeigen, ob dieſe arbeitſamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht deutlicher ſe[illegible]önnen. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine [illegible]ammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig geweſen ſey, und Sachen angeführet habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überſchreiten; ſo will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da ſteht, und dennoch bleibt es Bayles Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs beſte empfehle; damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, ſo bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. **Einem ein Compliment machen**, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine höfliche Verſicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen, und dieſes iſt auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug und geſchickt ſeyn, als er will, kann ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wakkeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in ſeiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmendem Alter ſich von ſeinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn ſeit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Weſen ſechs Kinder wohl erzogen, und bey allen ſeinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieſer machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväteriſches, doch ſehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte ſeinen ehrenveſten Nacken nur ein klein wenig, und überließ ſeinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus ſieht man die Verhältniſſe der Complimente eines Armen gegen einen Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bey dieſer Gelegenheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſeyn von den Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: **Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen**; und: **Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment!** Was aber dieſes eigentlich heiße, das läßt ſich im Deutſchen gar nicht erklären, weil es ſelbſt im franzöſiſchen Grundtexte nicht das Geringſte bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja gute Freunde. Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauche überſetzen ſollte; ſo könnte es ungefähr alſo lauten: »Ich würde Sie für den gröbſten Menſchen »von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich ſo gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir ſo viel Complimente zu machen.«

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigſter Diener; ich verharre Eure Hochedl. gehorſamſt ergebenſter ꝛc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc. ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu ſeyn Deroſelben ꝛc. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen; ſo denken ſie dabey eben ſo wenig, als mein Schneider bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerot machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidſchwur *)

In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſre ungeſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſey etwas ſehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort, ſowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkömmt, deſto weniger will es ſagen.

Einen Eid ablegen, iſt bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſſe Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufſetzt. Mit einem Worte: es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment ſey, davon ſiehe Compliment.

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſcheinlich machen.

Van Höken, in ſeinem allezeit fertigen Juriſten, nennt den Eid herbam betonicam, und verſichert, einem den Eid deferiren, ſey nichts anders, als ſeinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel, **ſich mit einem Eide reinigen**, heiſſe ſo viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drey geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hatten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein ſogenanntes Gewiſſen hätte; ſo würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines beſſern belehren, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten.

---

*) Hier iſt dasjenige nachzuſehen, was im erſten Theile dieſer Satyren, und zwar in der Abhandlung vom Mißbrauche der Satyre auf den 109ten und folgenden Seiten erzählt wird.

Gott ſtraf mich! oder: **Der Teufel zerreiſſe mich!** iſt bey Matroſen und Muſketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als wenigſtens **bey tauſend Teufeln**, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprüchwort eines gewiſſen Narrens, welcher gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freygeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen, und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte; und dennoch ſchwört er alle Augenblicke, mit der witzigſten Miene von der Welt, bey Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude **Jeſus Maria!** rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber eben daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen, und um deswillen iſt ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verſchiedenen Orten, beſonders in groſſen Städten, ſo viel als ein Mann, der zu leben weis. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unſre Deutſchen werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzoſen beynahe gleich thun.

Ewig.

Iſt ein Wort, welches ein jeder nach ſeinem Gutbefinden, und ſo braucht, wie er es für ſeine Umſtände am zuträglichſten hält. **Eine ewige Treue zuſchwören**, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein dieſe Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchſtens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbſte habe ich einen jungen Ehemann gekannt, deſſen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewähret hat.

Ewig lieben, iſt noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetiſche Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheuratheten Perſonen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer ſehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren ſoll. Denn man will Exempel wiſſen, daß eine ſolche **verliebte Ewigkeit** auf einmal aus geweſen ſey, ſo bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu ſeyn, und angefangen, **eine ewige Gegenliebe** zu fühlen.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an einem Abende drey **ewige Freundſchaften** überlebt habe.

Wenn es hoch kömmt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wieder, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt: denn ceſſante cauſſa, ceſſat effectus.

Einen ewigen Frieden ſchlieſſen, iſt ein Galliciſmus, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bey uns ein Waffenſtillſtand, und, mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabey ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes etwas auf weiſſes Papier ſchreibt, und es dem Drucker übergiebt. **Die Schlüſſel zur Ewigkeit** alſo hat der Setzer, und ſie beſtehen aus gewiſſen bleyernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſtreben, (ſiehe **Unſterblichkeit**) beſteht in einer gewiſſen Krankheit, welche nicht ſo wohl dem Patienten ſelbſt, als vielmehr andern, beſchwerlich iſt. Gemeiniglich überfällt ſie junge Leute, und verliert ſich bey zunehmendem Alter; doch geſchieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet ſind, und alsdann iſt ſie nicht allein deſto gefährlicher, ſondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem ſolchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und ſcharfe Mittel darwider ſind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxyſmus nur ſtärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke ſehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Perſonen, welchen man auch nicht widerſprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beſte Mittel dawider ſoll dieſes ſeyn, wenn man, ſo oft ſich eine dergleichen preßhafte Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräuſches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft iſt, nicht thut, als ob man ſie hörte, oder ſähe, oder das Geringſte von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böſes von ihnen ſpricht. Das Recept mag nicht unrecht ſeyn. Ueber die eigentlichen Urſachen dieſer Krankheit ſind die Arzneyverſtändigen unter einander noch ſehr ſtreitig. Einige halten ſie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil ſie, wie andre epidemiſche Krankheiten, zu gewiſſer Zeit und oft wiederkommt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da ſie angemerkt haben, daß ſie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich iſt. Andre glauben, ſie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält ſie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der ſelige Herr geheime Rath Hofmann in Halle nennt ſie das Autorfieber, im dritten Kapitel ſeiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verſtande dieſes Worts reden; denn was es im eigentlichen Verſtande heißt, ſolches iſt bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verſtande ehrwürdig iſt, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen ſollte, deſſen Bedeutung in meinem Wörterbuche feſtzuſtellen. Im figürlichen Verſtande alſo heißt **ehrwürdig** ſo viel, als ſchwarz, und ein **ehrwürdiger Mann** ſo viel, als ein Mann in einem ſchwarzen Rocke. Ich gründe dieſe Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter dieſen Männern in ſchwarzen Röcken ſind viele, an denen man nicht das geringſte Ehrwürdige findet, als das ſchwarze Kleid. Ich konnte ſie mit Namen nennen; aber es iſt überflüßig, denn ich weis gewiß, ſie werden ſich bey Leſung dieſes Artikels ſelber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unſrer Sprache das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuchs in die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe, und keine andern, diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meyne, und welche man gewiß für Layen anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet giengen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts **ehrwürdig** vorausſetze; ſo werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchſtens zwölf Procent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beyſpringt, und auf ein Pfand, das zweymal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahrsfriſt das Pfand eingelöſt werden, oder verfallen ſeyn ſoll; dieſer Mann wird künftig ein **ehrwürdiger Wucherer** heißen: denn gienge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. **Ehrwürdige junge Herren** würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kennte einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten ſollte, ſo natürlich weis er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſeyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdoſe, und Manſchetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rauſch, iſt ein ganz neues Wort, aber eine ſehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterſcheiden ſollte, welcher von beyden Berauſchten der Schuldheiß im Dorfe, oder Paſtor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürden nicht ſchwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Anſehen geben, heißt bey dieſer Art Leuten ſo viel, als eine große Unterkehle und einen ſteifen Nacken machen, und **ein ehrwürdiges Amt bekleiden**, ſo viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hauſe ſelbſt thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieſes mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verſtande, oder von ſolchen Männern genug ſeyn, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Weſen nicht dulden würde, wenn ſie nicht ſchwarze Röcke trügen. Wie wenig alſo dieſe Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verſtande verdienen: ſolches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einſehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre ſchwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. **Ein ehrwürdiges Amt ſuchen**, heißt in einigen Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heurathen.

Gelehrt.

Das Wort **gelehrt** hat mit dem Worte **tugendhaft** beynahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſeyn; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die wenigſten. Freylich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich des Titels eines Gelehrten anmaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſey noch ein ſehr groſſer Unterſchied zwiſchen einem Gelehrten und zwiſchen einem Manne, der keine Profeßion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen; ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforſchen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überführen wollen; Sachen, die in der Welt nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen; und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beynahe zu viel! Wenn das gelten ſoll, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch, ſey. Verlangt man noch dieſes; was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſchte mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie, außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann; ſo will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich ſeyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwa jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor **Titus Manlius Vermicularis.** Es geht nunmehr in das drey und funfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eignen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten und der Nachwelt zur Warnung, Dohatſchnitzer geſammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern; er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein beleſner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todt ſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt: ſo oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateiniſch, und mit niemanden ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd, und mit ſeinem Hausknechte, denn dieſe gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! wenn er noch lange lebe; ſo bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateiniſches Programma zugeführt; in welchem er ſo viel himmelſchreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römiſchen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Leſung der erſten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er kreichte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da. Wenn das Ding ſo fortgeht: ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veſte, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das Geringſte von der Rechtsgelehrſamkeit verſtehe; aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterlefze, als zehn andere ſeines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedlen, unſer Herr Vanno, hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es iſt gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernſte geworden iſt; er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſeyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben! Das iſt der leibhafte Papa! Er iſt kaum funfzehn Jahr alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und in kurzem wird er es ſeyn! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſeyn müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab; ſo werden ſie die betrübteſte Figur von der Welt vorſtellen. Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſeyn, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, George Knut, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten römiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt;

ſo ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbrige Zweydrittheile einwechſelt. Nur ohnlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtellte die Venerem victricem vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren dieſe große Männer einig. Ob ſie aber victrix oder armata ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

. . . Quid me galeata laceſſis?
Vincere ſi poſſum nuda, quid arma tenens?

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſo gar ſeine Köchinn allen Leuten erzählt, was Ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſeyn, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beynahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Manz, iſt mein ſehr naher Vetter; aber er ſchämt ſich meiner, und ſeiner ganzen Freundſchaft: denn er behauptet, Troz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin geweſen ſey. Wer ſo liederlich ſeyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihm dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. »Das hat ein Schelm geſchrieben!« rufte er, und holte den Mabillon, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen Affairen außerordentlich beſchäfftigt. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenſeits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört: denn das läßt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendent durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edenburg gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar nicht.

ziele, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig herumgehen ſehen, daß ich befürchte, es dürfte mit nächſtem eine große Meuterey wider die Czaarinn auf ſeiner Studierſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studierſtube gehen. Bey alle dem aber ſchreibt er doch ſehr viel Staatsſachen, und ſo gar politiſche Monatſchriften; doch werden ſie, dem Himmel ſey Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im Concepte, und ſagt: Dieſes ſey ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Itzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche des Königs in Frankreich an das orientaliſche Kaiſerthum ausführet. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlichgelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, ins Tollhaus geſperrt werden; ſo werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeynten Vaterlande durch ein neues Project zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brodt ehrlich verdienen kann.

Ich weis nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Gryphan rechnen darf. Er hat wirklich ſtudirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen ſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drey Jahren mehr, als zweytauſend

Thaler, auf der Univerſität zu unterhalten gewußt hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem jetztlebenden gelehrten Deutſchland. Man wird doch nicht etwas mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringſte! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann verſichern. In Leipzig heurathete er eine Jungfermagd; denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt oder häßlich werden; ſo läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſelbſt bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich, meines Erachtens, vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo beſchaffen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur, wie wohlfeil er iſt: ſo zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er ſeinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben; ſo geduldig iſt er, daß er ſo gar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können; und wer weis denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an dieſem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiſte Freude, und ich habe mir ſchon ein gewiſſes Haus in unſrer Stadt auserſehen, wohin ſich zu einem Zuchtmeiſter kein Menſch beſſer ſchickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Töchtern fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſeyn müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſey; ſo muß ich doch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es iſt ein gelehrtes Werk?! Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen ſtarken Mathematikus gekannt, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hörte, daß man eine mäßige Monatsſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrſamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die ſeinige für die wahre; alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth: dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine ausführliche Abhandlung erfodert, welche wenigſtens ſo viele Bogen einnehmen dürfte, als die europäiſche Fama.

Gelehrter Wind, hiervon ſiehe mit mehrern die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problema.

Menſchenfeind.

Unter dieſem Namen verſtehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüßlichen und mürriſchen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er ſie zu Menſchen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter ſind, als wenn ſie ſich in Geſellſchaft andrer Menſchen befinden. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dieſe Sittenlehrer Rechte haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere Bedeutung des Worts **Menſchenfeind** Statt haben kann.

Ich ſehe, und zwar vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Menſch nichts anders iſt, als ein Thier, welches nur ſich für vollkommen, alle andre menſchliche Thiere aber, die um daſſelbe herum ſind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erſchaffen iſt, nur ſeinetwegen erſchaffen iſt; welches ſich Mühe giebt, dasjenige zu ſcheinen, was es nicht iſt; welches ſehr mühſelig lebt, um elend zu ſterben; welches thöricht iſt, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu ſeyn; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle dieſe Wahrheiten vorſagt. Wer ſo verwägen iſt, dieſes zu thun, der iſt ſein Feind.

Menſchenfeinde alſo ſind **Leute, welche die Wahrheit ſagen.** Ein häßliches Laſter, wodurch man die glückſelige Einbildung andrer Leute ſtört, und zugleich ſein eignes Glück hindert.

Ein **Menſchenfeind** würde ich ſeyn, wenn ich ſagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande ſeiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Witwen wider ſich reizte, und das Vermögen verlaßner Mündel an ſich riſſe; daß dieſe noch in funfzig Jahren mit Thränen [illegible]n Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter ſein Andenken verfluchen würden. Alles dieſes thut Neran; es iſt wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieſes vorzuhalten, denn ich mag keines Menſchen Feind ſeyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Prieſter der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, ſo oft ich zu ihm komme; dieſes aber geſchieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran iſt, ſo ſind noch viele andre, und ich würde von den größten Paläſten anfangen, und bis in die Hütten des geringſten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweiſen, daß man ein Menſchenfeind würde, ſobald man die Wahrheit ſagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtſamen, verſtockten, ich weis beynahe nicht, wie ich ſie arg genug ſchimpfen ſoll! mit einem Worte, bey den verhaßten Satyrenſchreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, **Erbfeinde der Menſchen** zu ſeyn, und welche ſo unbeſonnen ſind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche

Obrigkeit nicht Anſtalt macht, dieſe Menſchenfeinde auszurotten: ſo lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde ſicher ſeyn können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das Erſchrecklichſte iſt, ſo gar Leute, welche ſich durch den Bannſtral, den ſie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel anſehnlich und furchtbar machen, werden dennoch dieſen verwägnen Menſchenfeinden nicht fürchterlich genug ausſehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorſtelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich ſeyn wird, den man heute [illegible] ehrwürdig gehalten hat.

Unter dieſen ſatyriſchen Menſchenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichſten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menſchen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine ſolche Wahrheit, die man uns mit einer ſpöttiſchen Miene ſagt; denn oftmals ſind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen ſpottend nachahmet, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unſers ſchönen Geſchlechts muß ich erinnern, daß alles, was ich bisher geſagt habe, von ihm nicht zu verſtehen iſt. Nichts auf der Welt iſt ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm iſt nur der ein Menſchenfeind, welcher ſchmeichelt. Brigitte iſt abergläubiſch, neidiſch, und verläumdet ihren Nächſten; Flavia iſt verbuhlt, und überläßt ihre Gunſt an den Meiſtbietenden; Cälie iſt ſo hochmüthig, daß ſie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringſten nachgeben würde, und ſollte ſie mit ihrem Manne auch Bettelbrodt eſſen müſſen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieſes Brigitten, Flavien und Cälien trocken unter die Augen zu ſagen, ohne von ihnen ein Menſchenfeind genannt zu werden. Sie werden ſich ſchämen, ſie werden ſich beſſern, ſie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank ſagen. So merklich ſind die Vorzüge, welche ſolches Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur ſchwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewiſſen, ſind bey unterſchiednen Leuten, die in öffentlichen Geſchäfften ſtehen, eine gewiſſe Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben ſie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwiſchen aber ſind ſie doch ſo unentbehrlich, als dieſe, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird alſo bey dergleichen Leuten ſo viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande ſeiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein **Unverpflichteter** zu thun nicht wagen darf, ohne ſeine Leidenſchaften zu verrathen. Weil in gewiſſen Gegenden ſowohl geiſtliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geſchenke und aufzuwendende Unkoſten erlangt werden; ſo iſt es gar wohl zu verſtehen, was die geleiſtete **theure Pflicht** heißt; und alsdann wird der Ausdruck, **ſeine Pflicht ſorgfältig zu erfüllen ſuchen,** nichts anders ſagen, als wenn ich ſpreche: ſich ſorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern ſo viel wieder zu erpreſſen, als das Amt gekoſtet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewiſſenhafter Richter ſprechen, wenn ihm der Beklagte Geſchenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewiſſenhaften Richters ſeine Frau Liebſte nicht in Pflichten ſteht, und ſich daher mit ſeinen Geſchenken zu dieſer wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein pflichtmäßiges Urtheil verlangt. Ich habe einen Schöſſer gekannt, welcher das Expensbuch beſtändig vor ſich liegen hatte, und daher von ſich ſelbſt rühmte, daß er ſeine Pflicht niemals aus den Augen ließe; denn er glaubte, nur um deswillen ſey er ein verpflichteter Schöſſer, daß er ſeinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtmäßig arbeiten, überſetzen. Aber das wäre ein erſchrecklicher Schnitzer wider den juriſtiſchen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewiſſen Amtmann weiſen. Wenn dieſer über die nahrloſen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt; ſo ſpricht er allemal: »Ein ehrlicher Mann kann es »faſt nicht mehr ausſtehen. Lauter Arbeit ex officio! »Bald Armenſachen! Bald Berichte wegen brandbe»ſchädigter Unterthanen! Bald wegen herrſchaftlicher »Sachen! Alles ex officio!« Sachen alſo, davon in der Taxordnung nichts ſteht, ſind Sachen ex officio, und freylich ſind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verſtand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben; ſo wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, wel-

chem

chen man ſich auf der Katheder von dem Worte Verſtand mache.

Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die groſſe Welt, und in der groſſen Welt heißt Verſtand ſo viel, als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand, iſt nichts anders, als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigſte und nützlichſte Mann in der Stadt ſeyn, das hilft ihm alles nichts; der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es iſt nicht für einen Dreyer Verſtand darinnen! ſpricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieſt. Warum? Mein Wirth iſt ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die ſchönſte Ode auf die Börſe trüge, ſo würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verſtand, ſagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld ſieht, wenn gleich ſein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lomber ſpielt, Knötchen macht, zum Fenſter hinaus ſieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn ſpottet. In Geſellſchaften, wo ſie keines von dieſem allen thun kann, iſt ſie nicht im Stande, etwas weiter zu ſagen, als ein trocknes Ja und Nein; und ſpielt ſie nicht mit ihrem Fächer: ſo würde man ſie für eine ſchöne Statue anſehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat ſie doch viel Verſtand, denn ihre Mutter hat ihr ein ſehr ſchönes Vermögen hinterlaſſen.

Der Menſch hat einen ſehr guten natürlichen Verſtand, heißt ſo viel: Er hat von ſeinen Aeltern eine reiche Erbſchaft überkommen, und nicht nöthig gehabt, ſelbſt Geld zu verdienen.

Was alſo dieſes heißt: **Er wuchert mit ſeinem Verſtande**, das darf ich niemanden erklären; es verſteht ſich von ſich ſelbſt.

Ich bin der Dümmſte eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verſchiednen Grade des Verſtandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ungefähr folgenden Tariff machen:

1000 Thaler, **nicht ganz ohne Verſtand;**
6000 Thaler, **ein ziemlicher Verſtand;**
12000 Thaler, **ein feiner Verſtand;**
30000 Thaler, **ein großer Verſtand;**
50000 Thaler, **ein durchdringender Verſtand;**
100000 Thaler, **ein engliſcher Verſtand;**

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jeden tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reitpferd. Er beſaß aber viermal hundert tauſend Thaler, und um deswillen verſicherte mich mein Correſpondent, daß er in ganz Mecklenburg beynahe der Verſtändigſte wäre.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verloren! wird man alſo von einem bankerotten Kaufmanne ſagen, und ich kenne einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzt, als wenn man ſagen wollte, ſie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieſes iſt noch der einzige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft, und durch ihren unſinnigen Staat an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren *eingebrachten Verſtand*, daß ich mich kunſtmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und ihren *unverſtändigen Mann* auf das bequemlichſte zu ernähren.

Beytrag

Beytrag zum deutſchen Wörterbuche *).

Als ich es wagte, der gelehrten Welt meinen Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs mitzutheilen; ſo bat ich mir zugleich den Beytrag meiner Landsleute zu dieſem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin ſo glücklich geweſen, daß an mich verſchiedne Artikel eingeſandt worden ſind, und mein Vergnügen darüber iſt ſo groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anſtehen kann, ein Paar davon bekannt zu machen, welche vollig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet ſind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden dieſe neue Proben noch andre aufmuntern, ihrem Beyſpiele zu folgen, um mich durch ihre geſchickte Beyhülfe in den Stand zu ſetzen, daß ich noch vor dem Schluſſe des itzigen Jahres ſolches unter die Preſſe bringen kann. Den Herren E** und Gl** ſtatte ich zugleich für dieſe ihre Bemühungen den verbundenſten Dank ab. Ich wollte wohl wünſchen, daß ich ihre völligen Namen, und den Ort ihres Aufenthalts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einige kleine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der übrigen von ihnen eingeſandten Wörter beygefallen ſind. Dem Herrn Kr** muß ich ſagen, daß er die Abſicht, welche ich bey unſerm Wörterbuche habe, nicht recht eingeſehen haben mag. Dergleichen Artikel, wie er eingeſendet hat, ſcheinen in ein Wörterbuch zu gehören, das nur für eine einzige Familie geſchrieben iſt. In dem Hauſe, worinnen er wohnt, mag er ein ſehr aufgeweckter und ſchalkhafter Kopf ſeyn, welcher ſeine ganze Familie, und vielleicht auf Koſten andrer, zu lachen macht. Nur befürchte ich, ſein Witz geht nicht weiter, als bis an die Hausthüre. In andern Häuſern wird ihn ohne Beyhülfe eines Scholiaſten niemand verſtehen. Dergleichen Familienſcherze ſind gute Quodlibete, welche nur eine geſchloßne Geſellſchaft einſieht, und belacht. Andern ehrlichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen, daß ſie ſolche leſen ſollten.

---

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 3ter Band, 2tes Stück, 1745.

Verſchiedne meiner Correſpondenten haben verlangt, ich möchte ihnen einige Wörter vorſchlagen, deren Bedeutung ſie unterſuchen könnten. Ich will etliche davon herſetzen, deren Bedeutung mir am zweydeutigſten, und am unbeſtimmteſten zu ſeyn ſcheint. Die verſchiednen Redensarten, bey welchen ſie gebraucht werden, verurſachen wegen dieſer Ungewißheit eine ſolche Verwirrung im gemeinen Leben, daß ein jeder Patriotiſchgeſinnter nicht einen Augenblick zaudern ſollte, eine gewiſſe Bedeutung davon feſtzuſtellen. Ich erwarte dieſen Beytrag mit dem größten Verlangen. Den Nutzen davon haben ſie und ihre Kinder zu genieſſen. Hier ſind die Wörter ſelbſt:

Andacht.
Artig.
Bezaubert.
Demuth.

Ehre

Ehrgeiz.
Eiferſucht.
Freyheit.
Geſchmack.
Geſundheittrinken.
Gleichgültig.
Großmuth.
Ich.
Körnigt.
Kunſtrichter.
Rangſtreit.
Scherzhaft.
Sparſamkeit.
Unparteyiſch.
Unſchuld.
Witz.

Dieſes mag genug ſeyn. Es giebt noch unzählich andre Wörter, welche wenigſtens ſo wichtig, als dieſe, ſind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geſchickten Landsleuten überlaſſe. Die Briefe ſind an den Verleger zu ſenden, und ihre Namen ſollen verſchwiegen werden, wann ſie es verlangen.

Deutſch.

Iſt ein Schimpfwort. Die Franzoſen ſprechen: **Er hat den Fehler, daß er ein Deutſcher iſt.** Denn, wie bey vielen Franzoſen der Verſtand überhaupt ſehr ſonderbar iſt; ſo haben ſie gefunden, daß alle die, welche dieſſeits des Rheins geboren ſind, weder witzig, noch tapfer, und alſo gute ehrliche Menſchengeſichter, mit einem Worte, Deutſche ſind.

Es klingt alles ſo gar deutſch in ſeinen Verſen, iſt der tiefſinnige Machtſpruch, den über deutſche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bey ihren Franzöſinnen zur Noth ſo viel gelernt haben, daß ſie die Utrechter Zeitungen exponiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verſtand darum geben würden, wenn ſie keine Deutſche, ſondern unter dem Conſulate des Cicero in Rom geboren wären. Ihnen kommt nichts ſo lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutſchen Sprache Donatſchnitzer zu vermeiden. Den, der ſich Mühe giebt, zierlich und regelmäßig deutſch zu ſchreiben, können ſie, ihrer Meynung nach, nicht ärger beſchimpfen, als wenn ſie ihn einen **deutſchen Michel** heißen. Dieſes Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigſtens eben ſo viel Schande und Laſter in ſich, als bey den alten Juden ein Samariter, oder bey den Savoyarden ein Barbet. Ich habe angemerkt, daß die deutſche Sprache unter ihren Kindern beſonders zwo Arten von Feinden hat. Einige verfolgen ſie aus Hochmuth und Eigennutz, andre aber verachten ſie aus Leichtſinn. Jene geben ſich eine ernſthafte, gebieteriſche und monarchiſche Miene. Sie ſind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehabnem Arme zu behaupten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Ruthe Gnüge zu leiſten. Man nennt ſie auch römiſchgeſinnte Männer, oder lateiniſche **Görgen**, zur ſchuldigen Vergeltung der deutſchen Michel. Es liegt ihnen viel daran, die deutſche Sprache zu unterdrücken, welche ſie ſelbſt ſo wenig verſtehen. Ihr Anſehen dürfte freylich ſehr fallen, wenn die Welt anfienge zu glauben, ein Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er ſchon ein lateiniſcher Sprachmeiſter ſey. In **Lehmanns** ſpeyeriſcher Chronik finden wir die Geſchichte eines treufleißig verordneten Lehrers, welcher ein ſo abgottiſcher Verehrer des Cicero geweſen, daß er ſeinen Sohn bloß deswegen der lateiniſchen Sprache von Mutterleibe an geweihet, weil er eine Warze auf der Naſe gehabt. Und ungeachtet ſich bey zunehmenden Jahren geäußert, daß ihn die Natur nicht zu einem Cicero,

cero, ſondern höchſtens zu einem deutſchen Holzhacker geſchaffen; ſo hielt ſich doch dieſer gelehrte Vater in ſeinem Gewiſſen für verbunden, einem ſo deutlichen Berufe, als ſein Sohn an der römiſchen Naſe trug, nicht zu widerſtreben. Ja, er ſoll in ſeinem Eifer ſo weit gegangen ſeyn, daß er ſein Kind, bey vermerkter Widerſpänſtigkeit, amtsmäßig und mit der Ruthe in der Fauſt gezwungen, die Finger auf die lateiniſche Grammatik zu legen, und ſeine deutſche Mutterſprache ſolemni ritu formulaque abzuſchwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutſch zu lernen; denn ſein Schuſter redete deutſch, und er redete ſo gut als ſein Schuſter; beyde aber hatten es niemals gelernt, und verſtunden einander doch. Dergleichen lateiniſche Zeloten kann man dadurch keinesweges beſänſtigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechiſche und lateiniſche Sprache unentbehrlich ſey; daß ein Mann, welcher kein Latein verſtehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die ſklaviſche Hochachtung, welche ſie gegen alles dasjenige hegen, was lateiniſch klingt; und daß man ihnen nur die allzuabergläubiſche Verbitterung gegen ihre Mutterſprache, als einen lächerlichen Fehler, anmerke. So beſcheiden auch dergleichen Einſchränkungen ſind, ſo wenig ſind ſie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maſchine geräth in Unordnung, wenn ſie dergleichen Friedensvorſchläge hören. Ad rogum! ad rogum! ſchreyen ſie, ſo bald ſie eine Abhandlung ſehen, welche zur Aufnahme und Verbeſſerung der deutſchen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden beſitzt ein Exemplar von den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, in welchem ein ſolcher Pflegvater, unter dem Namen Irenäus Miſtigophorus *), mit zitternden Händen geſchrieben hatte:

HVNC TV ROMANE CAVETO!

Die zweyte Art der Antideutſchen machen diejenigen aus, welche die deutſche Sprache nur aus Leichtſinn verachten. Dieſe ſind von den erſten weit unterſchieden. Wenn jene etwas leſen, das nicht lateiniſch iſt, ſo ſchüttelt ſich ihre ganze Natur; dieſe leichtſinnigen Feinde aber können es noch ſo ziemlich gelaſſen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutſchen Sprache geredet wird. Ja, ich habe es ſo gar mit meinen Augen geſehen, daß man einem ſolchen Undeutſchen, welcher ein junges Herrchen von Profeſſion war, zwey Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter ſchadete, als daß er lachte, trällerte, pfiff, ſich auf einem Beine herumdrehte; und ſo bald er mit einer Priſe Tabak dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, ſo ſagte er weiter nichts, als: Pardieu! le miſerable jargon! Sogleich war auch ſein Paroxyſmus vorbey, und man ſah zwiſchen ihm und einer vernünftigen Kreatur beynahe nicht den geringſten Unterſchied. In der That verdienen dieſe Feinde der deutſchen Sprache, daß man ſie mit Langmuth erträgt. Denn, wenn ſie die deutſche Sprache verſpotten; ſo geſchieht es eben ſo wenig aus Bosheit, als wenn ſie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutſchen Meiſters, und nicht der witzige Schneiderverſtand eines erfindſamen Franzoſen hervorgebracht hat. Sie ſpotten, weil es deutſch

---

*) S. die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 2ter Th. S. 465. und in gegenwärtigen Schriften, 2ter Th. S. 513.

deutſch heißt, und lachen, weil es nicht franzöſiſch iſt. Wer ein gegründetes Urtheil oder Beweiſe von der Nichtswürdigkeit der deutſchen Sprache von ihnen fodern wollte, der foderte zu viel. Genug, es iſt Mode, ſie zu verachten, und ihr Verſtand ändert ſich ſo oft, als die Mode; dieſes aber geſchieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahrhunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund ſuchen, wollen aus den Lehrſätzen der Phyſik, und aus der Erfahrung beweiſen, daß es deswegen ſo viele luſtige Feinde ihrer Mutterſprache unter uns gebe, weil die Franzoſen in ihrem Umgange ſo artig und einnehmend wären, daß viele von unſerm deutſchen Frauenzimmer ihnen nichts abſchlagen könnten. Ich laſſe die Vermuthung an ihren Ort geſtellt ſeyn. Unwahrſcheinlich iſt ſie freylich nicht, und ich ſollte faſt ſelbſt glauben, daß die Natur dergleichen poßierliche Körper nicht zur Welt bringen könnte, ohne ſich der Verbindung eines franzoſiſchen Papas und einer deutſchen Mutter zu bedienen. Dieſes mag von den unterſchiednen Arten der Feinde, welche die deutſche Sprache hat, genug ſeyn.

Er iſt ein ehrlicher alter Deutſcher; dieß würde ein Anfanger in der deutſchen Sprache alſo erklären: Er iſt ſo ehrlich, wie ein alter Deutſcher. Aber das wäre ein großer Sprachſchnitzer; ſondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man ſonſt Hoflichkeiten, und in gewiſſem Verſtande, auch Complimente nennt. Denn hierdurch, und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, noch ſo ziemlich gleich thun.

Altdeutſch heißt daher in einigen Geſellſchaften ſo viel, als grob.

Deutſche Redlichkeit, iſt ein verbum obſoletum, oder höchſtens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit mehrern des **Panzirollus** Abhandlung von denen Sachen, welche bey uns verloren gegangen ſind.

E**

Fabel.

Eine Fabel iſt, ordentlicher Weiſe, und beſonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein ſolches Gedicht, über welchem der Name eines Thieres, oder ſonſt eines Dinges ſteht, das noch etwas dümmer iſt, als der Verfaſſer. Wir würden zu viel von ihm fodern, wenn wir eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darinnen ſuchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch ſo trocken, noch ſo abgeſchmackt, noch ſo undeutlich ſeyn; ſo iſt doch das, was ein ſolcher Fabeldichter im Namen ſeines Thiers ſagt, für eine unvernünftige Beſtie noch allemal klug genug geſprochen. Er ſchreibt: Der . . eine Fabel. Und ſiehe, ſo iſt es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort **Fabel** wird noch in einem andern Verſtande, und zwar von ſolchen **Erzählungen** gebraucht, welche **zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich** ſind. Daß ein Frauenzimmer ſich über den vermeynten Tod ihres Liebhabers dergeſtalt betrübt, daß ſie ſich ſelbſt ums Leben bringt; und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verluſt ihrer Schönen ſo untröſtbar ſind, daß ſie in ganzem Ernſte Anſtalt machen, ſich zu erſtechen: das iſt wohl möglich, aber nimmermehr wahrſcheinlich, und eben um deswillen gehört die Geſchichte des Ovids vom Piramus und von der Thisbe mit allem Rechte unter die Fabeln.

Dieſe Beſchreibung, welche ich von dem Verſtande des Worts **Fabel** gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tauſend Erfindungen. Mir ſind deren ſchon ſo viele beygefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich ſtarken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weis, was noch geſchieht? Ein Dichter bin ich zwar nicht; aber hundert Leute machen Verſe, die doch keine Dichter ſind; und geſetzt, ich ſchriebe nicht feurig, ſo würde ich gewiß ziemlich fließend ſchreiben. Das iſt ſchon genug! Und wenn mir auch hierinnen alle vernünftige Welt widerſpräche; ſo weis ich doch, Strephon giebt mir ſeinen Beyfall, denn ihm gehts auch ſo! Damit aber die gelehrte Welt vor großem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich faſt befürchten muß; ſo will ich inzwiſchen von vieren meiner Fabeln nur den Inhalt herſetzen. Man wird finden, daß ſie durchgängig möglich ſind; keine einzige aber wahrſcheinlich iſt.

Die erſte Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit, noch Vermögen hatte, aber deſto tugendhafter war. Bloß ihrer Tugend wegen liebte er ſie. Er heurathete ſie, und die ganze Stadt lobte ſeine Wahl; denn die meiſten Bürger dieſer Stadt waren tugendhaft, und keiner heurathete aus eigennützigen und niederträchtigen Abſichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verfloſſen, und nicht ein einzigesmal hatten ſie einander Gelegenheit zu einem Mißvergnügen gegeben. Noch im zwanzigſten Jahre liebten ſie einander noch ſo vernünftig, eben ſo zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf dieſen Umſtand werden meine Leſer ja wohl merken; denn das iſt eine Hauptfabel. Agenor verlor ſeine Frau, welche bloß um deswillen ſchwer zu ſterben ſchien, weil ſie ſich von ihrem Manne trennen ſollte. Zehn Monate hat Agenor zugebracht, ehe er ſich einigermaßen tröſten, und zu einer neuen Heurath entſchließen konnte. An fünf Monaten wäre es ſchon genug geweſen; aber zu einer Fabel mußten es ſchlechterdings zehn Monate ſeyn.

Die zweyte Fabel,

noch etwas unwahrſcheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Philinde, eine junge Wittwe, welche den Neran durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichſten Manne in der Stadt gemacht hatte, liebte ihn ſo zärtlich, daß ſie ihm auch nicht ein einzigmal ſeine Armuth vorwarf. Sie trug ſo viel Ehrfurcht gegen ihn, daß es ſchien, als hätte ſie beynahe gar vergeſſen, wie groß ihr Einbringen wäre. Konnte ſie ja etwas betrüben; ſo war es die große Behutſamkeit, mit welcher Neran ſich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für ſich etwas weniger ſparſam zu ſeyn; und brauchte ſie ſelbſt einiges Geld, ſo bat ſie ihren Mann mit ſo vielen Liebkoſungen darum, als wäre es ſein eignes Vermögen. Neran ſtarb, und die Chronik ſagte, daß ſie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untroſtbar geweſen, an welchem er geſtorben. Ja, man will ſo gar verſichern, daß ſie über dieſen Verluſt ſich niemals zufriedner zu tröſten gewußt, als wenn ſie den armen Freunden ihres verſtorbnen Mannes mit ihrem Vermögen beyſpringen können. Niemals habe ſie dieſes anders genennt, als die Verlaſſenſchaft ihres Nerans, an welche alle ſeine Verwandten Anſpruch zu machen hätten, welche deſſelben bedürftig wären. So weit geht dieſe Fabel.

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, deſſen Beruf war, eine große Geſellſchaft Leute wöchentlich vor allen Laſtern zu warnen. Es kam ihm beynahe kein Laſter verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz malte er alſo aufs abſcheulichſte ab, ſo oft er hierzu Gelegenheit fand. »Das iſt nichts Unmögliches! Das hören wir oft!« werden meine Leſer rufen. »Geduld! ich will weiter erzählen. Dieſer Mann wußte ſein Vermögen den Armen auf eine ſo vorſichtige Art zufließen zu laſſen, daß die wenigſten erfahren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von ſich gehen, ſie müßte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmanne, welcher ehrlich, aber in ſeiner Handlung unglücklich war, lieh er ein anſehnliches Kapital, ohne Verzinſung, damit er ehrlich bleiben, und ſechs unerzogne Kinder ernähren könnte. Auf Pfänder lieh er gar nicht, und niemals ſoll er über fünf Procent genommen haben. Eine ſchöne Fabel, zu der ich aber den Titel nicht weis!

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

Phokles war ein berühmter Dichter derjenigen Stadt, in welcher bey ſchwerer Strafe niemand gelobt werden durfte, der nicht wirklich tugendhaft war. In dieſer Stadt ſchätzte jedermann die Dichtkunſt nach ihrem Würden. Kein Reimer ward daſelbſt geduldet, und man hat zween aus dem Weichbilde verwieſen, welche aus Faulheit nicht arbeiten wollten, ſondern zur Stillung ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Namenstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Steinwohlmeynend rathen, daß er ſich in dieſe Stadt nicht wagte! Alle Leute ſuchten die Freundſchaft des Phokles zu gewinnen, damit er ihnen die Fehler entdecken ſollte, welche ſie an ſich hätten. Der Biſchoff daſelbſt bat ihn gleichfalls darum, und dieſem ſagte er: »Du biſt ein »hochmüthiger, ein eitler, ein niederträchtiger und harter Mann; du lehreſt deine Gemeine ſehr erbaulich, »aber ſie kann deinen Lehren nicht glauben, weil dein »Leben beweiſt, daß du ſie ſelbſt nicht für wahr hälteſt.« Dieſes bewegte den Biſchoff dergeſtalt, daß er ihn aufs zärtlichſte umarmte, und ſeine redliche Offenherzigkeit vor öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regierenden Bürgermeiſter entdeckte, daß er ein ſehr unwiſſender Mann, und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu heißen,

heißen, ſo lange er nicht unterließe, mehr auf ſeinen Nutzen, als auf den Nutzen ſeiner Bürger zu ſehen; ſo fehlte nicht viel, daß ihn dieſer nicht mit Gewalt genöthigt hätte, an ſeiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeiſters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden; er mochte wollen oder nicht. Es war erſtaunlich anzuſehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundſchaft ihm die reichſten Kapitaliſten begegneten. In ſeiner Geſellſchaft vergaßen ſie, daß ſie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmergeſellſchaften waren todt und ſchläfrig, in welchen Phokles nicht war. Denn damals, als Phokles lebte, wußte man von Fächern nichts; Lomber ward gar nicht geſpielt; und die Kunſt, den Nächſten zu richten, war nur in ein Paar Familien bekannt. So bald man den Phokles nur von weitem erblickte, ſo bald war alles vergnügt und lebhaft. Lebte Phokles in meiner Stadt; ſo würde man hier auf die Vermuthung fallen, er ſey nur deswillen ſo beliebt geweſen, weil er dieſen ſchönen Kindern artige Schmeicheleyen vorgeſagt, ihre ſchönen Hände verewigt, ihre Augen beſungen, mit unter ein Paar Takte geſeufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und ſeine Nachbarinn Tieger und Fels geſcholten hätte, weil ſie ſo unmenſchlich grauſam geweſen, und ihm einen Kuß verſagt. Dieſes iſt gemeiniglich die Sprache unſerer heutigen Dichter. Aber Phokles ſang ganz anders! Er rühmete die Phyllis wegen ihrer anſtändigen Sittſamkeit; Kleonen wegen ihrer vernünftigen Wirthſchaft. Er lobte Aſinen wegen ihrer ſorgfältigen Kinderzucht, wodurch ſie noch die Nachwelt ihrer Stadt glücklich zu machen ſuchte. Er beſang die Unempfindlichkeit der Kalliſte gegen die leichtſinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphroſynen rühmete er, daß ſie noch mehr tugendhaft, als ſchön wäre: und vergötterte Leonoren wegen ihrer ehelichen Treue. Wegen ihrer ehelichen Treue? Das klingt ſehr altväteriſch! Es kann wohl ſeyn; aber es iſt auch ſchon lange, daß Phokles geſtorben iſt. Er ſtarb in eben dem Jahre, als kein Laſterhafter glücklich, kein Philoſoph ein Pedant, keine junge Wittwe verbuhlt, kein junger Herr in ſich ſelbſt verliebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften, kein Richter geldgierig, kein Advocat ein Lügner, kein Wucherer niederträchtig, und noch kein Narr geehrt war. In dieſem Jahre ſtarb Phokles. Iſt es alſo wohl ein Wunder, wenn uns ſeine Lobgedichte altväteriſch vorkommen? Dieſes muß ich noch erinnern, daß Phokles alle andre Dichter für größre Dichter hielt, als ſich ſelbſt; daß er vor Vergnügen außer ſich war, ſo oft er ein ſchönes Gedicht von einem andern zu leſen bekam; daß er in fremden Werken die Fehler andrer überſah, und entſchuldigte, und nur gegen ſeine eignen Schriften ein unpartheyiſcher und unerbittlicher Richter war; daß er niemals mehr erröthete, als wenn man der Schönheit ſeiner Gedichte Gerechtigkeit wiederfahren ließ; und daß er aus einem kleinen Eigenſinne, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furchtſamkeit, alle Gelegenheit vermied, ſeine Gedichte unter die Leute, oder wie wir es heut zu Tage nennen, auf die Nachwelt zu bringen; denn das muß man wiſſen, daß dieſer Ausdruck damals ſehr ſelten vorkam. Eben dieſes beſcheidne Mißtrauen iſt Urſache, daß wir von ſeinen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben. Und dennoch nennt ihn jedermann den großen Phokles!

»Welcher Wiſchwaſch!« ruft Mäv. Ein Dichter, der durch wenige Bogen berühmt worden iſt! Der

eigne

»gegen ſeine eigenen Lieder unempfindlich iſt! Der andere Dichter für größer gehalten hat, als ſich! Ein »Dichter, der ein großer Mann, und doch ſo gemein »iſt, wie Phokos! Iſt wohl was Ungereimters? Iſt »wohl jemals etwas Unwahrſcheinlichers erfunden worden, als dieſes?« Du haſt Recht, Mäo! Aber eben darum iſt die Geſchichte des Phokos eine Fabel; und eine Fabel wird es ſeyn, ſo bald ich der Welt erzähle, daß du ein geſchickter Dichter ſeyſt! Dieſes mag von denen Fabeln zur Probe genug ſeyn, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es iſt ewig Schade, daß ich keiner bin.

Dieſen Augenblick höre ich, daß mein Hauswirth in den letzten Zügen liege. Wenn er doch nur dasmal ſtürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich thun müſſen. Meine Leſer ſollten es auch zu genießen haben. Ich wollte die Rede drucken laſſen. Wie prächtig würde ſich das ausnehmen, wenn mein Verleger dieſen Titel an ſeinen Laden kleben ließe!

[illegible]

das iſt:

Das fürchterlichſte unter allen fürchterlichſten.

Oder:

Das unerbittliche Geſchick des ungerechten Himmels
durch einen frühzeitigen Tod;

Bey der Baare
des weiland Hochedelgebohrnen, Beſten,
und Hochgelahrten Herrn,

Herrn N. N.

Erb-Lehn- und Gerichts-Herrn auf N. N.
berühmten Doctors beyder Rechte,

Welcher im vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines ruhmvollen
Alters, zur größten Betrübniß ſeiner noch jungen, und
nun deſto mehr untröſtbaren, hinterlaſſenen Frauen Wittwe,
und ſämmtlicher in die tiefſte Trauer verſetzten Erben,
zum Schrecken aller nachbleibenden Wittwen und Waiſen,
zum Unglücke aller Dürftigen und Verlaſſenen, der ganzen
Stadt zum Jammer, und zu einem unerſetzlichen Verluſte
der edlen Gerechtigkeit, viel zu früh,
doch ſelig, verſchied,

in Gegenwart der leidtragenden Bürgerſchaft
und unter Begleitung vieler tauſend Thränen,
in Form einer Standrede betrachtet.

Eine Fabel

von

N.

Auf Verlangen zum Drucke befördert.

Ehe ich dieſen Artikel von Fabeln ſchlieſſe, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe oben geſagt, daß dasjenige eine Fabel ſey, was zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich iſt. Aus dieſem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche nicht allein möglich, ſondern auch höchſt wahrſcheinlich iſt. Ich finde dieſen Fehler beſonders in den Fabeln des Phädrus. Die Geſchichte von dem verdorbnen Schuſter, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er ſeinen Ruhm nicht durch ſeine Geſchicklichkeit, ſondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; dieſe Geſchichte iſt ſo wahrſcheinlich, daß ich ſelbſt in meiner Stadt mehr, als zehn dergleichen mediciniſche Schuſter kenne; wenigſtens ſind es ſolche Leute, welche zu allem in der Welt ungeſchickt ſind, und doch die Verwägenheit haben, ſich für Aerzte auszugeben. Wie wohl würden ſie thun, wenn ſie jedesmal über ihre Recepte die Verſe ſchreiben:

> Quantae putatis eſſe vos dementiae,
> Qui capita veſtra non dubitatis credere,
> Cui calceandos nemo commiſit pedes!

Sie könnten dafür die beyden griechiſchen Buchſtaben, α und ω, weglaſſen. Der Verluſt, den ſie durch Weglaſſung dieſer beyden Buchſtaben litten, wäre zwar freylich groß, weil ſie gemeiniglich weiter kein Griechiſch verſtehen, als dieſes; aber es wäre doch fein aufrichtig gehandelt.

Ich will noch eine Probe herſetzen, damit man deſto deutlicher ſehen könne, wie ſehr Phädrus wider dieſe Regel verſtoßen habe. Iſt wohl eine Geſchichte wahrſcheinlicher, als dieſe, daß eine häßlichgebildete Schweſter ſich über ihren Bruder erzürnt, welcher ſeine ſchöne Bildung gegen ſie gerühmt; daß es einen jungen Menſchen gegeben habe, welcher ſeine Geſtalt im Spiegel bewundert; und daß ein Frauenzimmer um Rache geſchrien, als ſie wegen ihrer Häßlichkeit verſpottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieſes eine Fabel ſey; und wenn man mir widerſprechen wollte, ſo behaupte ich, daß meine andächtige Nachbarinn, welche ihren Mann alle Wochen wenigſtens einmal mit dem Pantoffel ſchlägt, auch unter die Fabeln gehört. Dieſes aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Exiſtenz ſeiner Frau gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden. Es ſcheint auch faſt, als ob Phädrus ſeinen Fehler ſelber gemerkt hätte. Er ſpricht:

> . . . . Illa iraſcitur,
> Accipiens (*quid enim?*) cuncta in contumeliam.

Dieſes quid enim? würde ſich im Deutſchen nicht beſſer ausdrücken laſſen, als durch: *Iſt das wohl Wunder? Machen es unſre Frauenzimmer nicht alle ſo?* Was aber unſre Frauenzimmer alle thun, das iſt wohl keine Fabel.

Ich war anfänglich Willens, unter dieſe fehlerhaften Fabeln des Phädrus ſeine ſechste Erzählung im zweyten Buche von dem geſchäfftigen Müßiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen geſucht, weil er glaubt, es ſey dieſes keine wirkliche Erzählung, ſondern eine Allegorie, und gehe eigentlich auf die jungen Advokaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch niemand ſeinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern ſehr beſchäfftigt ausſehen wollen, und um deswillen flüchtig durch die Gaſſen laufen; niemals ausgehen, ohne ein Stückchen Acten im Buſen zu haben; die Richterſtube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihnen begegnen, anreden; alle Geſellſchaften mit ihrem caſu in terminis quälen; von ihren gewonnenen Proceſſen ſo viel Aufhebens machen, als mancher junger Officier von dem letztern Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt und tiefſinnig ausſehen, wenn ſie Mittags um zwölf Uhr vom Rathhauſe kommen, damit man glauben ſoll, ſie hätten ſich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile ſterben müßten, wenn ſie nicht die Geſchicklichkeit beſaßen, zum Verdruſſe der halben Stadt auf die geſchäfftigſte Art nichts zu thun. Dieſes iſt die Auslegung, welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit ſie gegründet ſey, will ich nicht unterſuchen. Recht wahrſcheinlich kömmt ſie mir freylich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutſch, und anſtatt, daß ich bey deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom ſeyn ſollte; ſo verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterſtadt, und ſehe auf dem Rathhauſe und auf dem Markte eine Menge junger Müßiggänger herumlaufen, welche vor großer Beſchäfftigung, nichts zu thun, keichen. Geſetzt auch. es ſey eine allegoriſche Erzählung; ſo kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewiſſe Art junger Advokaten gemeynt habe? Könnte es denn nicht eben ſo wohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigſtens kenne ich einen, welcher ſo ängſtlich durch die Gaſſen läuft, als wenn ihn die Seelen der Verſtorbnen verfolgten, welche an ſeinen Pillen haben erſticken müſſen. Er thut ſo unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodiſchen Ende zubereiten müßte. Oft beſteht ſeine große Arbeit in weiter nichts, als daß er einen Hund aufſuche, ihn zu würgen, oder Rhabarber holt, um eine Frau zu kuriren, welche der Mann durch ſeine Vermittelung los zu werden ſucht. Dieſes ſind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe. Meine Leſer ſollen den Ausſpruch thun, ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegoriſche Erzählung auf die jungen Advokaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andre Arten müßiger, und doch geſchäfftiger, Gelehrten gehe? Hier ſind die Worte des Phädrus ſelbſt:

> Eſt ardelionum quaedam Romae natio,
> Trepide concurſans, occupata in otio,
> Gratis anhelans, multa agendo nihil agens,
> Sibi moleſta, et aliis odioſiſſima.

Gl**

Geheime Nachricht
von
D. Jonathan Swifts
letztern Willen *).

Mylord,

Ich bin zeither nicht im Stande geweſen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen beſondern Umſtänden des ſwiftiſchen Teſtaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, Ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es iſt allerdings wahr, daß unſer Swift zwölftauſend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauſes ausgeſetzt hat. Die Nachricht von dieſem löblichen Vorhaben war ſchon vor ſeinem Tode bekannt; aber die meiſten machten ſich, wie auch Sie, Mylord, ſelbſt gethan haben, unrichtige Begriffe von dieſer mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieſes Geld ſey zur Verwahrung und zum Unterhalte phyſikaliſcher Narren beſtimmt, welche klug ſeyn würden, wenn ihr Körper nicht

---

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 3ter Band, 4tes Stück, 1746.

nicht ungeſund, und ihr Gebilde nicht verderbt wäre: allein, hierinnen betrog ſich unſre ganze Stadt.

Swift, deſſen Charakter Sie wohl gekannt haben müſſen, beſchäfftigte ſich in ſeinem Leben niemals mit dieſer Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorſorge des Magiſtrats, und den Händen der Aerzte und Barbierer überließ. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moraliſchen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bey geſundem Körper dennoch die gefährlichſten und anſteckendeſten Krankheiten haben.

Seine Dienſtfertigkeit erſtreckte ſich über ganz Großbritannien; und er hatte Lords und Schreiber in ſeiner Kur. Durch eine vieljährige Erfahrung war ihm bekannt, daß es mit der moraliſchen Narrheit eben die Beſchaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem vornehme Leute am meiſten geplagt ſind, Leute von geringerm Stande aber nur ſelten, oder doch wenigſtens nicht heftig befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm ſo vortheilhafte Vorſchläge, daß er ſich zu Weſtminſter niederlaſſen, und ſeine Kuren daſelbſt treiben ſollte. Er hat es aber allemal auszuſchlagen geſucht, weil er glaubte, er ſey dieſer weitläuftigen Arbeit nicht gewachſen, und die Menge der Narren ſey daſelbſt viel zu zahlreich, als daß er ſie in die Kur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am beſten, weil daſelbſt gleich ſo viel Narren waren, als er beſtreiten konnte. Indeſſen war er doch ſo billig, daß er Weſtminſter und London von Hauſe aus mit Recepten verſorgte.

Er ſtarb in ſeinem neun und achtzigſten Jahre, und doch wünſchte er ſich ſelbſt, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angeſehenen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Vorſorge gegen ſeine Mitbürger verließ ihn auf dem Todbette nicht. Simon Tuck, ſein Beichtvater, den das Mädchen der Mylady Wedle und ſein dickes Kopf zum Predigtamte berufen hatte, fragte ihn nur wenig Stunden vor ſeinem Tode: ob er freudig ſtürbe? »Nicht recht freudig,« antwortete ihm der ſterbende Swift; »ich wünſchte mir wohl noch einige Zeit zu leben, da ich Euch kenne, und weis, daß Ihr meiner Kur vor andern bedürft.«

Alle dieſe Umſtände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß Sie geglaubt haben, Swift habe ſein Tollhaus für hypochondriſche Narren geſtiftet. Seiner Vorſorge werden ſich ſowohl in Irrland, als Großbritannien, ganz andre Narren zu erfreuen haben. Narren, welche ſich dieſes am wenigſten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig geſtorben iſt.

Sie können ſich hiervon noch beſſer überzeugen, wenn ich Ihnen ſage, daß ſich Swift in ſeinem Teſtamente auf ein Codicill berufen hat, welches man verſiegelt in ſeinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Perſonen, welche Swift vor andern für würdig hält, in ſeinem neuen Tollhauſe zu wohnen. Er hat das Parlament erſucht, ſein Teſtament zur Vollziehung zu bringen. Man iſt itzt damit beſchäfftigt, und ich hoffe, Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nachbenannten Perſonen eingeweiht werden ſoll, weil ſie dieſer Wohlthat vor allen andern bedürftig ſind:

Nikolaus Carring, mein Küſter, würde es ſehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerſt nennte. Er beſitzt ſo viel geiſtlichen Hochmuth, daß er verdiente, Lord Erzbiſchoff zu werden; und da er ſeine Verdienſte um die Kirche am beſten kennt, ſo verzweifelt er ſelbſt noch nicht gänzlich an ſeinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfinn Yarmouth zuwider ſeyn, welcher er Schuld giebt, daß ſie ihm ſchon zweymal hinderlich geweſen, und den König Georg wider ſeine Perſon eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu ſeyn; ſo iſt er faſt gar Willens, ſich zum Prätendenten zu ſchlagen. Er ſagt ſeinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit ſeiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derſelben unſre Geiſtlichen eine ſo unumſchränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man beſonders aus den Küſtern ſo gar wenig machte, die doch bey den Jakobiten in einem größern Anſehen ſtünden. Dem ungeachtet habe ich ihn bey ſeiner Religion in andern Punkten ſehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in ſeinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchſpiele zu St. James hält er für einen Quäker, weil dieſer ihm einmal begegnet iſt, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unſerm Biſchoffe ſchwört er bey ſeiner Seele, daß er ein Jakobit ſey, weil dieſer ihn unlängſt **Nikolaus**, und nicht, **Herr Nikolas**, gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider ſind, oder ihm nicht mit ſo vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey ſeinem ehrwürdigen Küſteramte ſodern zu konnen glaubt. Um deswillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen ſoll, und um ſeinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, ſoll Herr Niklas den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord **Lavat** verdient, ſein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenſtellen in der Welt nach Verdienſten ausgetheilt würden; ſo wäre Lord Lavat ein Kutſcher. Er iſt aber Lord, kraft ſeines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er iſt ſehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienſte ſeiner Vorältern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten ſoll, deſſen Vorfahren müſſen wenigſtens zu Wilhelm Conqueſtors Zeiten ſchon hochgeborne Fuchsjäger geweſen ſeyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überſtimmt, und verhindert wird, ſeine heilſamen Rathſchläge zum Beſten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente ſitzen, verſichern wollen, daß er ſeit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort geſprochen, ſondern zu allen Billen ſtillſchweigend ſeine Einwilligung gegeben habe. So viel iſt gewiß, man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Proteſtation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erſtreckt ſich ſeine Staatskunſt weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfaſſung andrer Länder iſt er ganz unwiſſend. Ich bin ſelbſt dabey geweſen, als in einer Geſellſchaft von den Vorzügen der deutſchen Reichsritterſchaft geſprochen, und auf gut britiſch davon geurtheilt wurde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. „Ich,“ rief er, „ich aber lobe mir die Herren Cantons.“ Denn die Cantons hielt er, nach ſeiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Deutſchland. Dieſe große Unwiſſenheit und Dummheit unſers Lords macht, daß ich befürchte, er ſey im Stande, ſich bey der nächſten Gelegenheit zu einer Bande mißvergnügter Unterthanen zu ſchlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird alſo Sorge tragen, ihn in meinem Tollhauſe ſorgfältig zu verwahren.

Da in Großbritannien die Vornehmſten des Reichs ſich eine Ehre daraus machen, die Gelehrſamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern; ſo ſehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen ſo frey, wie bisher, herumzugehen. Das iſt ihm nicht genug, daß er ſelbſt unwiſſend, und weit dümmer iſt, als ſein Pachter. Er macht ſich ſogar eine Ehre daraus, in ſeiner Unwiſſenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die ſchonen Wiſſenſchoften, und wenn er recht gnädig iſt, ſo ſpricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Geſellſchaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzigtauſend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow ſehr ſchön iſt, auf dem Hydepark bewundert, und bey Hofe geduldet. Er hält ſich mit vielen Unkoſten zween Sekretäre auf ſeinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halſe zu lachen, ſo bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu ſchimpfen; ja, er ſteht im Begriffe, ſich noch einen dritten aus Deutſchland zu verſchreiben, weil er glaubt, ein Deutſcher ſey zum Bewundern am geſchickteſten, und zu einem Jakob Pudding, welche Leute er ſehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groß thun will; ſo verſichert er mit den theuerſten Schwüren, daß er in ſeinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch geleſen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen raſenden Kopf, den Grafen Shaftsbury für einen mürriſchen Schulfuchs, und die ganze großbritanniſche Nation für pedantiſch, weil ſie zugelaſſen hat, daß der Versmacher Dryden in der Abtey Weſtmünſter begraben worden ſey. Wenn Lord Pallbrow noch zwey Jahre in ſeiner Dummheit hingeht, ſo iſt nichts gewiſſer, wenigſtens nichts wahrſcheinlicher, als daß noch gar ein Freygeiſt aus ihm wird. Er ſoll alſo ins Tollhaus, und zwar ſo bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Biſchoff O-Carry, verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, ſeine Gemeine werde ihn nicht ſehr vermiſſen, weil ſie ihn ſehr ſelten, als Biſchoff, zu ſehen bekömmt. Sein Kapellan hat alle biſchöfflichen Bemühungen; Seine Hochwürden aber laſſen ſich aus Beſcheidenheit nur an der Beſoldung und Accidentien begnügen. Er ſchachert wie ein portugieſiſcher Jude. Er aſſecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er ſitze in ſeiner Studierſtube, ſo ſteht er auf dem Boden, und ſieht ſich nach dem Winde um. Er leiht ſeine Kapitalien mit großer Vorſicht, und mit weit beſſerm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börſe thun kann. Ich bin ſeinetwegen oft in Sorgen geweſen, weil ich weis, daß auch der vorſichtigſte Wuchrer unglücklich ſeyn kann. Es würde ein ſehr wichtiger Punkt in unſrer Kirchenhiſtorie werden, wenn ihn einmal ein Wechſelgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen ſollte, oder wenn dieſer hochwürdige Mann Bankerot machte, und in den Schuldthurm geſperrt würde. Die armen Mitgefangnen ſollten mich dauern; denn ich traue ihm zu, daß er die Almoſenbüchſe ſehr ungleich theilen, und allemal wenigſtens den zehnten Theil für ſich, als Biſchoff, behalten würde. Man ſchaffe alſo dieſen Wuchrer ins Tollhaus, und wenn es möglich iſt, auch denjenigen, welcher ihn zum Biſchoffe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daß ſich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin ſehr übel damit zufrieden, daß man ihn geſtört hat. Er hätte ſich bey dem damaligen ſtarken Oſtwinde immer, als ein braver Britte, hängen können; ſo würde das Land einen Phantaſten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhauſe unterbringen möchte. Dieſer unmündige Knabe iſt, trotz der geſunden Vernunft und ſeines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, ſondern auch ſein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden: denn er hatte dieſe ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da ſich auf einmal alle ſeine Glieder mit der größten Ernſthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preßte ſich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halſe ſtehen. Eine Unterkehle, noch majeſtätiſcher von Anſehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, unterſtützte dieſes Haupt, und die weiſe Natur erzeigte ſich dadurch ſehr ſorgfältig, da ſie wohl wußte, daß dieſes Haupt von den ſchweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllt wäre. Seine Augen, welche ſeit etlichen Monaten mit nichts beſchäfftigt geweſen waren, als auf der Schaubühne, mit unſrer artigen Tänzerinn, der Jungfer **Poper**, zu buhlen; dieſe flüchtigen Augen wurden auf einmal finſter, und er ſoll, wenn es wahr iſt, was man von ihm ſagt, ſich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerkſamkeit in ſeiner ehrwürdigen Magiſtratsmiene geübt haben, mit welcher ſich einige Frauenzimmer üben, wenn ſie zärtlich und reizend ausſehen wollen. Aber an ſeinem ganzen Körper hat nichts ſo viel ausſtehen müſſen, als ſein armer unſchuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzuſehen, mit was für Gewalt dieſer auf einmal hervorbrach. Zuſehends ſchwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meiſter **King** hat ſich am längſten erhalten, und ich kann ihm bey ſeinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den anſehnlichſten Magiſtratsbauch zuzuſchneiden weis. Ein ſolcher prächtiger Bauch will gute und ſichre Beine haben, das verſteht ſich von ſelbſt, und wer es nicht glaubt, der darf nur unſerm Herrn **Something** zuſehen, wenn er durch die Gaſſen ſteigt. Es geſchieht dieſes alles mit der behutſamſten Langſamkeit, und das Pflaſter ſcheint unter dieſer verehrungswürdigen Laſt zu krechzen. Dieſes iſt unſers **Somethings** Abſchilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr ſey, dem will ich rathen, ſeine Geſellſchaft zu ſuchen. Was er ſpricht, das ſpricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer hört er aufmerkſam und argwöhniſch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Policey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und Schwäche des Vaterlandes. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen geſprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unſre jungen Ritter, wenn ſie zum erſtenmale in dem Hauſe der Gemeinen geweſen, und Subſidien bewilligt haben. Wer ihm zu ſchmeicheln weis, den verſichert er ſeines Schutzes, und ſeiner väterlichen Vorſorge, und wer ſich vor ſeinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuverſichtlichen Miene geſchieht, mit welcher die alten Konige die Kröpfe anrührten. Dieſes wird genug ſeyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus ſoll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch in dieſem Jahre geſchehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell auch in mein Tollhaus zu ſchaffen. Man hatte mich bereden wollen, er ſey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verſchiednen unſrer Bürger wiederfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu geſtehen, alle die Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau iſt an allem Schuld. Dieſe iſt es, welche die Parteyen verdammt und loszählt; ihr Mann aber iſt weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieſer einſehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über alle andre Frauensperſonen den Vortritt behaupten. Nur ſie iſt Urſache, daß der brave Kaufmann Car.. er in den ſchweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um ſein ganzes Vermögen brachte, nicht etwa, weil ſeine Sache ungerecht war, ſondern weil ſeine Frau ſich an der Frau Nowtell gröblich verſündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über ſie frevelhafter Weiſe genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geiſtlichen Aemter in unſrer Stadt ſeit einigen Jahren mit ſo elenden Leuten beſetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf iſt, und dieſe Stellen beſetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundinn iſt, hat das Jus praeſentandi; die Frau Nowtell vocirt ſie; der Rath muß ſie beſolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß ſie in der Predigt gähnen und ſchlafen dürfen. Dieſes iſt noch der Reſt ihrer natürlichen Freyheit, deſſen ſie ſich auch ſehr wohl zu bedienen wiſſen. Alles dieſes hat mich bewogen, meinen gefaßten Entſchluß zu ändern. Die Frau Nowtell ſoll die ihrem unſchuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhauſe bekommen; ihr Mann aber, der durch dieſen Verluſt ſeiner Frau außer Stand geſetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohlthun, wenn er ſein Amt von ſich ſelbſt niederlegt, ſich zur Ruhe begiebt, ſeine Küche und Wirthſchaft beſorgt, und bey müßigen Stunden ſeine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthauſe in Pflichten ſtehenden Perſonen meine Werke der chriſtlichen Liebe ausüben könnte; ſo fallen mir unter den Sekretären, Schreibern und Einnehmern eine ſo große Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfangen ſoll. Meine zwölftauſend Pfund Sterlings reichen wahrlich nicht zu, ſie alle zu unterhalten. Die Commun ſollte ſich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich ſterben, wenn ich die Hoffnung, daß dieſes geſchehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle dieſe Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, ſtarb mir zu früh: ich hätte ihn ſonſt in meinem Teſtamente gewiß nicht vergeſſen: aber deſto treulicher will ich für ſeine werthen Angehörigen ſorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Lauter Partridgen, und politiſche Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich dieſen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch dieſen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einſicht in die Zukunft iſt, und mit ſo vieler Gewißheit ſie alle Dinge zu beſtimmen wiſſen, die im Staate und in den Familien geſchehen ſollen; ſo wenig werden ſie ſich träumen laſſen, daß ich itzt Anſtalt mache, ſie ins Tollhaus zu bringen. Sie ſollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in abſteigender Linie von dem weiſen Partridge herkommt, der ſoll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und wenn er gar ein politiſcher Autor iſt, ſo ſoll er den Rang noch über meinen Küſter haben. Ich will dieſes ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von dieſen Partridgen übergehe. Wer dieſen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der ſoll, zur Strafe, ſchuldig ſeyn, ihre Schriften zu leſen, und ſich von ihnen die Nativität ſtellen zu laſſen.

N. S. Sollten die Narren aus dieſer Familie gar zu häufig anwachſen; ſo mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philoſoph.

Herr **Dewlapp** Eſq: hat einen ſo wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich ſey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr iſt. In ſeiner Jugend war er der lächerlichſte Junker in der ganzen Grafſchaft. Dieſes hinderte ihn, die geringſte Kenntniß von der Religion oder von andern Wiſſenſchaften zu erlangen. Itzt wird er in ſeinem drey und vierzigſten Jahre ſeyn, und er hat in ſeinem ganzen Leben noch nichts geleſen, als die geſchriebnen Zeddel, welche ihm ſein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit ſpricht, ſo lange ſeine Natur ſich ſelbſt gelaſſen iſt, der erſtaunt über ſeine Dummheit; denn er iſt nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anſtoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf ſteigt, und dieſes geſchieht ſchon beym andern Gerichte; ſo ſieht man den Herrn **Dewlapp** in ſeiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; ſein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann ſchlimmer, als ſein Kapellan. Dieſer iſt ihm lächerlich, weil er ein Geiſtlicher iſt; denn ihm kömmt nichts abgeſchmackter vor, als die Religion. Er läuft vom Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt; und bringt man ihn auf den Zuſtand der Seele nach dieſem Leben, ſo weis er über dieſe Materie auf eine ſo feine Art zu ſpotten, wie ein Lohnkutſcher. Herr Dewlapp weis gar nichts, und daher kommt es auch, daß er nicht weis, was er aus Seligkeit machen ſoll; und weil er das nicht weis, ſo ſchließt er nach ſeiner natürlichſten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weißen Frau, und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Eſquires zu fürchten macht. Nach dieſer Beſchreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Urſache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, ſondern ihn ganz ſicher in ſeiner Freyheit dürfte herumgehen laſſen, ohne zu befürchten, daß er den geringſten Schaden in der menſchlichen Geſellſchaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich iſt, und dieſen Fehler mißbraucht eine Menge hungriger kleiner Geiſter, welche ihrem Verſtande entſagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie beſitzen etwas mehr Geſchicklichkeit, als ihr Wirth, den ſie dadurch ſich verbindlich zu machen wiſſen, wenn ſie ſeinen Gedanken eine Form geben, und ſie drucken laſſen, daß ſie ausſehen, wie ein Buch. Dieſes iſt der wahre Urſprung von allen denen Schriften, die ſeit dreyzehn Jahren wider die Religion herausgekommen ſind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugeht, daß in allen dieſen Schriften ſo wenig Zuſammenhang und Verſtand ſey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwiſſenden und trunknen Ritters Dewlapps Tiſchreden ſind, welche von ſeinen hungrigen Koſtgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieſer Schwärmerey geſteuert werde; ſo verlange ich, daß Herr Dewlapp Eſq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird; ſo hoffe ich, daß er die Religion unangetaſtet laſſen ſoll. Er wird bey einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in ſeiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieſes iſt, dünkt mich, für ihn und für die Welt der kleinſte Verluſt. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der dritte Theil ſeiner Einkünfte zur Beköſtigung der kleinen Freygeiſter angewendet werde. Dieſes wird ſie, wie ich hoffe, beruhigen, und ſie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu ſchreiben, da ſie nunmehro weiter nicht nöthig haben, ihr Brodt damit zu verdienen.

James Diaper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Geſetzen in beſter Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne, und nicht der Frau, die Herrſchaft gebühre. Er ſpottet alſo über diejenigen, welche ſich aus der Poſſeß werfen laſſen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen dieſe etwas rathen. Seine Frau iſt die vernünftigſte Frau von der Welt. Da ſie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; ſo ſucht ſie ihn mit dem freundlichſten Zureden davon abzuziehen. Seine Verſchwendung ſetzt ſie in die Umſtände, daß ſie vielmals darben muß. Sie erträgt dieſen Mangel mit der größten Gelaſſenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, ſeinen Aufwand zu mäßigen, und ſich ſeiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verſtoßung ihres Geſchmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe ſteht, ſich zum drittenmale ohne Rettung in denſelben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß ſeine Frau vernünftig ſey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es iſt ſeine Frau, und ſeiner Frau darf ein rechtſchaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre ſonſt die Herrſchaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er iſt dieſen Abend geſonnen, zu Hauſe zu bleiben; ſeine Frau ſchmeichelt ihm wegen dieſes vernünftigen Entſchluſſes. Gleich ändert er ſeinen Vorſatz; er geht aus, und zwar in die liederlichſte Geſellſchaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hauſe ſey, und nicht ſeine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem geſtrigen Rauſche weh; dieſen Abend will er nicht trinken. Er ſagt es, und giebt auf die Mienen ſeiner Frau Achtung. Dieſe Unglückſelige ſcheint ganz freudig darüber zu ſeyn. Kaum merkt er es, als er ſich ankleidet, und die ganze Nacht durch ſäuft. Er wird krank nach Hauſe gebracht. Das ſchadet nichts; er hat doch ſeine Herrſchaft behauptet. Iſt Diaper nicht ein Narr? Ich ſollte es wohl meynen. Er ſoll ins Tollhaus.

Der junge **Thomas Swallow** wird ſich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhauſe alt werden ſoll. Er iſt in der That nicht älter, als ſiebenzehn Jahre; aber bey ihm kann das Alter nicht entſchuldigen. Er verdient meine Vorſorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig ſchrieb. Deſſen Sohn, der Vater meines jungen Zöglings, war ſchon weit ſchlimmer. Er ſchrieb Gedichte über Gedichte, ſo ſchlecht, daß ſelbſt die Niederländer darüber ſpotteten; ja, was das Erſchrecklichſte war, ſo ließ er ſeine Gedichte in einen Band zuſammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe ſeines Vaters, hat ſchon ein ziemliches Bändchen von ſeinen eignen Gedichten im Manuſcripte liegen, welches er zu ediren droht, ſo bald er mündig wird. Es iſt hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anſtalt, ihn in Sicherheit zu bringen; ſo würde ich es bey unſern Kindern nicht verantworten können. Unſere Enkel würden noch am glücklichſten ſeyn; denn bis zu ihnen dürfte von ſeinen poetiſchen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück befahre ich nicht über das arme Land, wenn ich zuſehe, daß durch unſern jungen

Dichter ſein Geſchlecht fortgepflanzt würde! Es ſcheint, daß das Uebel in dieſer poetiſchen Familie mit jedem Grade ſteigt; und ſollte dieſer wieder einen Sohn zeugen: was iſt gewiſſer zu befürchten, als daß man denſelben gar an Ketten ſchließen, und ihm die Hände auf dem Rücken zuſammenbinden müßte, damit er nicht ſchreiben könnte? Da der Großvater abgeſchmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel ſeinen Vater ſchon itzt übertrifft: was ſoll aus dem Urenkel werden? Man ſperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es ſchon dadurch, daß er die elenden Gedichte ſeines Vaters bewundert, und im Begriffe ſteht, ſie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu laſſen. Er fängt ſchon an, ſeine eignen Gedichte andern vorzuleſen. Auf der Gaſſe ſogar fällt er die Leute an, und lieſt ſie ihnen mit Gewalt vor. Er iſt mißvergnügt, wenn man ſie nicht lobt, und unverſöhnlich, wenn man ſie tadelt. Ungeachtet ſeiner Jugend kann er doch ſchon ſchimpfen, wie ein Kunſtrichter von funfzig Jahren. Was ſoll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieſes iſt mein letzter Wille.

Wenn ich unſern Math. Pidgeon, dieſen verſchwenderiſchen Jüngling, fragen wollte, was mit ſeinem alten geizigen Oheime, Hugh-Pounces, anzufangen wäre? ſo zweifle ich nicht, er würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen verſichern, daß ſein Oheim ein Narr ſey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht zu läugnen, daß Pounces ein Narr ſey, wenn ich ſehe, daß er alle erſinnliche Anſtalt macht, auf dem Geldkaſten Hungers zu ſterben, und ſein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlaſſen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entſchließen, ihn in mein Tollhaus zu nehmen. Ich werde billiger ſeyn, wenn ich dieſe Stelle unſerm leichtſinnigen Jünglinge einräume. Es iſt in der Philoſophie noch eine große Streitfrage, welcher von beyden der größte Narr ſey? Derjenige, welcher bey ſeinem mißtrauiſchen Alter, als ein reicher Geizhals verhungert? Oder ein unbeſonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers ſterbe? Wenigſtens iſt jener dem gemeinen Weſen nicht ſo ſehr zur Laſt, da im Gegentheile die Obrigkeit ſich genöthigt ſieht, dieſen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hoſpitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher ſich von ſeinem Geldkaſten niemals zu weit entfernt, iſt gewiſſermaßen ſchon eingeſperrt. Warum ſoll ich ihn in meinem Tollhauſe verſchließen? Ich will alſo, man bringe den jungen Nath. Pidgeon dahin. Hier ſoll er bleiben, bis er dreyßig Jahre alt iſt. Müßig darf er nicht gehen; denn eben dieſes iſt ſein Unglück. Er ſoll weder Mittags noch Abends etwas zu eſſen bekommen, wenn er nicht vorher mit ſeiner Hand ſo viel verdient hat, als ſein Eſſen koſtet. Auf ſolche Weiſe wird er erfahren, wie ſchwer es ſey, ſeinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm ſeines Oheims Intereſſerechnungen, dieſe ſoll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn ſo weit bringt, daß er arbeitet und rechnet; ſo wird man ihn im dreyßigſten Jahre ſeines Alters ohne Bedenken wieder frey laſſen, und ihm das Vermögen ſeines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiß, das Vaterland wird es dereinſt erkennen, daß ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarſchaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen, der wird ſich nicht wundern, wenn er ſie in meinem Codialle findet. Ihr Haus iſt einem verwünſchten Schloſſe, und ſie einem Poltergeiſte ähnlich, der alle Menſchen quält, die ihm nicht entweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet ſich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag ſpukt ſie im Hauſe herum. Nirgends poltert ſie ärger, als in der Küche, und niemals iſt ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn ſie herumgeht, und Pſalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es iſt nicht lange, daß dieſelbe beynahe ihr rechtes Auge über dem ſchönen Pſalm verloren hätte; denn das andächtige Geſpenſt murmelte eben den Schluß deſſelben her, als die Magd aus Unvorſichtigkeit das Salzfaß verſchüttete, und um deswillen von den bußfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gaſſe, in der ſie wohnt, weiß dies, und ich habe gefunden, daß ſeit ſechs Jahren, (denn ſo lange iſt Sara Knidly eine Witwe,) die Miethen um die Hälfte des Preiſes gefallen ſind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenſter wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn wen ſie mit ihren Augen erreicht, der iſt ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für ſie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welchem ſie wohnhaft iſt, noch zur Zeit verſchonet, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böſe bußfertige Rotte zu verſchlingen. Unterdeſſen wünſcht ſie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihrem Gebeten, wenn ſie aufſteht, und ſieht, daß noch Leute um ſie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigſten die Frauenzimmer ihrer Gaſſe in ihrer ſündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troſte, dieſe Nacht über mit Schminke und Puder verziert hat. Denn wir Mannsperſonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiß, wenn die erſchrecklichen Gerichte, mit denen ſie alle Stunden droht, hereinbrechen werden, ſo wird ſie ſich vom Himmel wenigſtens etliche ausbitten, die er ihr zum ſonderbaren Troſte erhalten ſoll. Ich erſuche das Parlament, ſich dieſer Heiligen mit aller möglichen Vorſicht zu bemächtigen, damit ſie nicht entwiſche, oder aus Andacht etlichen die Hälſe breche, welche ſich ihrer Perſon verſichern wollen. Sie ſoll in dem abgelegenſten Winkel des Tollhauſes eingeſperrt bleiben, damit ſie die andern Narren nicht närriſcher mache. Wäre einer von dieſen Narren gar nicht zu bändigen; ſo ſoll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle geſperrt werden. Es iſt eine grauſame Strafe, ich geſtehe es; aber ſie ſoll auch nur in ſchweren Verbrechen Statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein ſolcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelaſſen werde. Ein Zuchtmeiſter ſoll in der Thüre ſtehen bleiben. Denn ich weiß, daß ſie bey aller ihrer Andacht ſehr viel irdiſche Wünſche hat, und niemals leichter zu überwinden iſt, als wenn ſie über die Schwachheit der andern ſeufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entſtehen könnte, wenn der Freygeiſt, Herr Dewlapp Eſq. und die andächtige Sarah Knidly zuſammengeſperrt würden, und durch die Einſamkeit in Verſuchung geriethen, ihr Geſchlecht zu vermehren. Erbarmen möchte man die junge Brut! Den Augenblick möchte man ſie erſticken! Denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß etwas abſcheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, deſſen Vater ein [illegible] Freygeiſt, und die Mutter eine verläumderiſche Betſchweſter iſt. Man hüte ſich alſo ja wohl, und verwahrloſe das arme Land nicht mit einer ſo unbegreiflichen Mißgeburt.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, Jakob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu ſtiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, dieſen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezogenen Miene in mein Zimmer, und verſicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen ſehr nützlich ſeyn könnte, wenn ich ſeinen Rath annehmen wollte. Vor ſeinen Augen, ſagte er, könnten ſich die Thorheiten der Menſchen nicht verſtecken. Er kenne ſie alle, er verfolge ſie aufs ſchärfſte, und die Liebe zur Wahrheit ſey bey ihm ſo ſtark, daß er ſich ſelbſt nicht ſchonen würde, wenn er etwas Lächerliches oder Thörichtes an ſich wahrnehmen ſollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er ſagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bey meiner Stiftung dieſe Leute ja vor allen andern mir beſtens empfohlen ſeyn laſſen. Ich fand auf dieſer Rolle zehn Perſonen, und erſtaunte, als ich ſah, daß gleich die erſten fünf davon Geiſtliche waren, deren Lehren ſo vernünftig ſind, und deren Lebensart ſo erbaulich iſt, daß ſie wohl verdienten, ſelbſt in den Augen der Narren und unſrer kleinen Religionsſpötter ehrwürdig zu ſeyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er dieſe Männer des Tollhauſes würdig hielte; ich fragte ihn um die Urſache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverſchämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geiſtliche wären, und daß die Geiſtlichen . . . Ich fiel ihm ſogleich in die Rede, weil ich merkte, daß er ſich anſchickte, dieſem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Laſt zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Perſonen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden.

Der ſechſte Narr war ſein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er ſich hätte entſchließen können, in ſeinem Alter die Thorheit zu begehen, und ſeine Mutter, eine mürriſche geizige Frau und abergläubiſche Betſchweſter, zu heurathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväteriſchen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nennte, ſchon längſt verdient hätte, die ſiebente Stelle in dieſer Narrenrolle einzunehmen. Da dieſer raſende Jüngling ſeines Vaters und ſeiner Mutter nicht geſchont hatte; ſo dürfen drey ſeiner Lehrer ſich nicht wundern, wenn ſie erfahren werden, daß er an ihre Verſorgung auch gedacht, und ſie unter ſeine Narrencandidaten geſetzt hatte. Er gab ſie für unerträgliche Pedanten, lateiniſche Wurmkrämer, und ich weis nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Urſache, und vielleicht dieſe ſeyn, daß ſich dieſe redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernhaftigkeit, als dieſer Spötter vertragen konnte, hatten angelegen ſeyn laſſen, ihn vernünftig zu machen. Ich ſchließe dieſes unter andern daraus, daß er ſich gegen mich beſchwerte, einer von dieſen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu ſagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entſchuldige; daß ein Jüngling, welcher frech genug ſey, ſeiner Lehrer zu ſpotten, in ſeinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu ſterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig ſeyn könne, ſo lange deſſen Herz boshaft ſey. Dieſer Vorwurf ſchmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur ſeine redliche Freymüthigkeit, ſagte er, erweckte die Milz ſeiner Lehrer, und er tadelte nicht die Perſon ſeiner Lehrer, ſondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich. und er würde nicht aufhören, zu ſagen, daß ſie Narren wären, ſo lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwägenheit dieſes jungen Menſchen ganz erſtaunt war; und weil er verſprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen ſollte, ſo hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verſtellten Gelaſſenheit zu verſichern, daß ich mir ſeinen Eifer zu Nutze machen, und ſolche Veranſtaltungen treffen wollte, daß des Vaterlandes Beſtes beobachtet werden, und er die billigſte Belohnung dafür erlangen ſollte. Ich habe ihm einen verſiegelten Brief gegeben, welchen er nach meinem Tode den Vorſtehern des Teſtaments ſelbſt einhändigen ſoll. Ich erſuche alſo dieſe Herren, demjenigen aufs genauſte und ſonder Verzug nachzukommen, was ſie in dieſem verſiegelten Schreiben veranſtaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lange ich leben möchte, und ob es nicht gar geſchehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; ſo will ich, zu Vermeidung aller Schwierigkeiten, hier einige Recrouten zu meinem Tollhauſe vorſchlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird ſie ſogleich kennen, wenigſtens werden ſie leicht zu erfragen ſeyn. Hier ſind ſie: **Johann Gale, Lady Flower, G. Säfety, Carl Brackfeſt, Catharina Buckey, John San, Martin Fläce, Caſpar Wickſtaff, William Knall,** und der Moraliſt **Richard Kinsmann.**

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, ſollen die Irrländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutſchen ſoll man einen beſondern Flügel bauen, und die Sachſen ſollen, als unſre alten Landsleute, zuerſt untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anſpruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für dieſe guten Leute ſorgen, doch unbeſchadet den Narren unſers lieben Vaterlandes.

Dieſes iſt mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin ſehen, daß derſelbe aufs genauſte erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen dieſe Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich als ein Patriot wünſche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollſäcken ſitzen möge. Ein guter Wunſch, der vielleicht ſo gar unmöglich nicht iſt, als es wohl ſcheint! Dublin, am $\frac{17}{28}$ Brachmonats, 1745.

(L. S.) D. Jonathan Swift,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abſchrift von dem ſwiftiſchen Codicille. Sie können ſich darauf verlaſſen; ich habe ſie ſelbſt gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, ſich des letzten Segens unſers Swifts theilhaftig zu machen, und dieſes Codicill in allen ſeinen Clauſeln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erſte, was man that, war dieſes, daß man ſich der angezeigten Narren zu bemächtigen ſuchte. Die Lords Lavat und Pallbrow ſtellten ſich abſcheulich ungeberdig, und der erſte würde ſich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden geſucht hätte, daß in dieſes Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigſtens ſechzehn Ahnen hätte. Dieſes einzige beruhigte ihn gewiſſermaßen;

denn er hoffte auf ſolche Art eine zahlreiche und anſehnliche Geſellſchaft zu finden.

Der Biſchoff O-Carry wollte Feuer vom Himmel fallen laſſen, weil das Parlament ſo ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antaſtete. Aber eben daraus ſah man, daß Swift Recht gehabt hatte, und Seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küſter, Herr Nikolaus, machte nicht viel Umſtände, ſobald er nur vernahm, daß er den Rang über den Biſchoff haben ſollte.

Herr Something, ſo ſehr er auch anfangs erſchrack, faßte ſich doch, da man ihm verſprach, daß er der Policey im Hauſe vorſtehen, und mit der Frau Nowell wechſelsweiſe das Regiment führen ſollte. Die Frau ſpie Feuer, als man ſie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung iſt ihr verſprochen worden, daß ſie die Erlaubniß haben ſollte, nach Ableben des Küſters und Biſchoffs zween andre Candidaten zu votiren.

Des Dewlapp Eſq. konnte man ſich leicht bemächtigen; denn man gieng nach Tiſche zu ihm, da er beſoffen war und ſchlief. Man will für gewiß ſagen, daß er ſeitdem beſtändig geſchlafen; wenigſtens thut er ſo träumend, wie ein Menſch, der im erſten Schlafe geſtöret wird, und davon mag wohl ſeine gute natürliche Dummheit Schuld ſeyn. Seine Koſtgänger ſcheinen ſich zu beruhigen, da ſie hören, daß ſie von dem dritten Theile ſeines Vermögens unterhalten werden ſollen. Es iſt große Hoffnung da, daß ſie wieder klug werden dürften. Der eine hat ſich ſchon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tiſche ein Paar Blätter lieſt, und ſich wundert, wie er ſpricht, daß in dieſem Buche ſo viel vernünftige Sachen ſtehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James Diaper hat appellirt, und behält ſich vor, ſeine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwiſchen hat man ihn doch eingeſperrt; aber ſeine arme Frau iſt ganz troſtlos. Der junge Thomas Swallow ſaß eben an ſeinem Pulte, machte ein Sinngedicht unter ſein Conterfay, welches er vor den erſten Band ſeiner künftigen Werke ſetzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in ſein Gefängniß, und dieſes ſchien ihn ſehr kräftig zu tröſten. Math. Pidgeons ſchrie über ſeinen alten geizigen Oheim, dem er ſein Unglück zuſchrieb. Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigſtens nur eine Flaſche Pontack zu geben. Es iſt ihm aber abgeſchlagen worden, er müßte ſie denn mit ſeiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war luſtiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf ſie eben über ihrer Andacht an. Sobald ſie hörte, was man wollte, ſchmiß ſie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauſte ihm die Perücke. Dem Stockmeiſter kratzte ſie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsſchreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre ſtand, übergab ſie dem Teufel. Aber alles half nichts, ſie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieſes, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein ſchlug. Itzt ſitzt ſie, und betet, und ſingt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch ſo weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halſe verdorren ſollen; denn der Herr, ſpricht ſie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gaſſe Freudenfeuer angezündet, und es iſt ſo lebhaft darinnen, als ſonſt niemals. Der Preiß der Miethen ſteigt; nur in ihrem Hauſe getraut ſich noch niemand zu wohnen.

Sobald der muthige Knabe, Jacob Halley, Swifts Tod erfuhr, und hörte, daß man ſein Teſtament öffnete: ſo meldete er ſich, und übergab den verſiegelten Brief; in der gewiſſen Hoffnung, eine reiche Belohnung ſeines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in ſeiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

„Das Parlament wird von mir Endesunterzeichnetem erſucht, ſich der Perſon des Jacob Halley, der ihnen dieſes Schreiben verſiegelt einhändigen wird, zu verſichern. Man wird aus meinem Codicille geſehen haben, wie groß die Bosheit dieſes Jünglings ſchon itzt iſt, und ich überlaſſe der weiſen Einſicht des Parlaments, zu urtheilen, wie ſchädlich derſelbe künftig dem Vaterlande ſeyn könnte, wenn er fortfahren ſollte, diejenigen fur Narren zu halten, welche die Hochachtung des ganzen Landes verdienen. Es iſt zu befürchten, daß er nimmermehr zu beſſern ſeyn werde, da er ſeine hämiſche Bosheit fur Liebe zur Wahrheit, und ſeine ſchmähſüchtige Wut für ſatyriſchen Witz hält. Seine Raſerey, welche er bey ſeinen Aeltern und Vorgeſetzten anfängt, wird bis an den Thron des Königs dringen, und eher nicht aufhören, bis ſie das Heiligſte der Religion befleckt hat. Er iſt nicht würdig, in mein Tollhaus zu kommen. Ich ordne, daß man ihn in das allgemeine Zuchthaus zu den Uebelthätern bringe, welche mit ihm die Geißel verdient haben. Ich beſtimme hierzu zweyhundert Pfund, welche nach dem Tode dieſes Unſinnigen dem Zuchthauſe heimfallen ſollen. Ich verordne ſolches kraft dieſes, als meinen letzten Willen.

Jonathan Swift.

Man las ihm dieſen Brief vor. Er erſtaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte ſeine guten Abſichten herausſtreichen; aber man ließ ihn weiter nicht reden, ſondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt ſchimpft er Tag und Nacht, und das Parlament iſt Willens, ihm einen Beißkorb machen zu laſſen.

Beynahe hätte ich vergeſſen, zu ſagen, daß man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfindig gemacht hat. Der eine iſt ein Barbier in der St. James Straße, bey welchem man einen Stammbaum des Prätendenten mit politiſchen Anmerkungen, und eine Schutzſchrift für den Ritter St. Georg gefunden hat. Dieſe Schrift mag ziemlich gefährlich ſeyn; aber ſie iſt ſo verwirrt abgefaßt, daß man ſie nicht verſtehen kann. Der zweyte iſt ein caſſirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, ſeine Perſon in Begleitung zweener holländiſcher Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regimente gejagt worden iſt. Er hatte einen Plan von der Schlacht bey Dettingen bey ſich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben ſollte, daß ſie nicht gerades Weges ſelbſt vor Verſailles rücken, und ſolches übertrumpeln können. Der dritte iſt ein Schuſter, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahre 1747 das päbſtliche Reich untergehen, Ludwig der Funfzehnte von Huſaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen, und das Leder ſo theuer werden ſollte, als es ſeit der Königinn Eliſabeth Zeiten nicht geweſen.

Mit Aufſuchung der Narrenrecrouten wird es ſchon etwas mehr Mühe und Arbeit koſten. Man hält inzwiſchen dieſen Artikel des Codicills ſo geheim, als nur möglich iſt, und man hat auf die Narren ein wachſames Auge, damit keiner entwiſche. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft iſt, da werden gewiſſe Aufſeher gehalten,

ten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müſſen. Man kann noch bis dieſe Stunde nicht erfahren, wer der Joh. Gale iſt, und es ſteht ein Preis von zehn Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es ſeine gute Richtigkeit. O. Safety wird genau beobachtet. John Sun, der wider ſein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat ſich ſelbſt angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von ſeiner böſen und verſchwenderiſchen Frau wegkomme. Man unterſucht die Sache. Die Frau ſieht noch ganz reinlich aus; ſie hat ein Paar groſſe ſchwarze Augen, und die Meynungen der Richter ſind ſchon getheilt. Dem Gerichtsſchreiber hat beym letzten Verhör ihr Buſen gefallen; man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war ſonſt ſeine Köchinn, und er heurathete ſie bloß wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween Caſpar Wickſtaffs. Man iſt lange zweifelhaft geweſen, welcher gemeynt ſey. Der eine wohnt bey Williams Kaffeehauſe, der andre auf der Fleet-Straße. Man hat den erſten im Verdachte, weil er ſich gewiſſe Gratulanten hält, die ihm viel Gutes vorſagen, und alle Jahre ein Paarmal wünſchen müſſen, daß der Himmel dieſes theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlſeyn erhalten wolle. Die übrigen Narren ſind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein Paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauſes einen ſchönen Platz ausgeleſen, welcher unweit des Hafens gelegen, und zeither der Tummelplatz unſrer jungen Herrchen und witzigen Stutzer geweſen iſt. Die Wahl iſt gut; denn auf ſolche Art bleibt dieſer Platz gewiſſermaßen noch ferner, was er geweſen iſt. Für eine gewiſſe Art Reimer, die ſich unter einander geiſtvolle Poeten nennen, wird noch ein ſchmaler Gang am Hafen ledig und unbebaut gelaſſen. Er ſoll aber mit einer Blanke verwahrt werden, damit kein Unglück geſchehe. Ich ſollte nicht meynen, daß es nöthig ſey; denn, aus ihren Verſen zu urtheilen, ſcheint es eben nicht, daß ſie ſehr tiefſinnig ſeyn müſſen. Doch kann die Vorſicht nicht ſchaden.

Der Riß iſt ſchon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Deutſchen beſtimmt iſt. Um ſich bey dieſem Volke ein größeres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzoſen verfertigen laſſen, und die Ausführung des Baues ſoll auch an einen Franzoſen verdungen, kurz, alles franzöſiſch werden. Ich habe hier etliche Deutſche geſprochen, welche darüber ſehr vergnügt ſind. Die Vorſorge des Parlaments geht noch weiter. Es iſt ein Projekt gemacht worden, wodurch man im Stande zu ſeyn hofft, eine große Anzahl dieſes Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen deutſchen Höfen unter der Hand auszuwirken geſucht, daß ein jeder ihrer Unterthanen, beſonders derjenigen Gelehrten, welche das Anſehen haben wollen, weit klüger zu ſeyn, als andre, zehn und mehr Reichsthaler zu dieſer Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Atteſtats bekommen ſoll, daß er ein großer, berühmter, vernünftiger, und gründlichgelehrter Mann ſey, und ſeinen Verſtand mit ſo und ſo viel Thalern gelöſt habe. Die Namen dieſer Subſcribenten ſollen gedruckt werden, und niemand ſoll alsdann bey ſchwerer Strafe befugt ſeyn, an ihrer Klugheit im geringſten zu zweifeln. Hierdurch hofft man, erſtaunende Summen aufzubringen. Das Parlament ſieht es zwar zum voraus, daß die größten Narren am meiſten dazu ſteuern werden, um recht klug zu ſcheinen. Aber es thut nichts. Es iſt doch wenigſtens dazu gut, daß ſie auf ſolche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man giebt ſich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die daſigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey ſoll ein ſehr nachdrückliches Empfehlungsſchreiben herüber geſendet haben. Es iſt ihm aber rund abgeſchlagen worden. Und dieſes mit Rechte. Denn unſre Nation iſt durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaßen erſchöpft, und daher nicht im Stande, eine ſo ungeheure Menge franzöſiſcher Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu ſeyn,

Mylord,

Dero

Dublin,
am $\frac{10}{21}$ März 1746.

gehorſamſter Diener,

Richard d'Urſey, Eſq.

N. S.

Sie werden entſchuldigen, Mylord, daß ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Deutſchen genennt, die er für würdig hält, in ſein Tollhaus zu kommen. Es iſt etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu ſtark werden.

Nach-

Nachricht

von einem

Schlüſſel zu Swifts Codicille *).

Leipzig.

Bey Bartius Erben unterm Rathhauſe iſt zu haben: Schlüſſel zu D. Jonathan Swifts Codicille; in Octav, viertehalb Bogen. Wir haben in einer Monatſchrift vor einiger Zeit ein Schreiben eines **Richard d' Urfey Eſq.** an einen Mylord erhalten, worinnen von **D. Jonathan Swifts** letztem Willen wegen Erbauung eines Tollhauſes für moraliſche Narren umſtändliche Nachricht gegeben, und zugleich Swifts Codicill eingerückt worden iſt.

Der Verfaſſer des Schlüſſels, welcher vermuthlich nicht eher ruhig ſchlafen können, bis er viertehalb Bogen von ſich gegeben, macht ſich dieſe Mühe dadurch leicht, daß er uns einen Auszug vom Codicille liefert, welcher faſt einen Bogen einnimmt. Er redet von der Satyre überhaupt, und insbeſondere, und macht ein trockues Gewäſche von dem, wozu man wirklich keinen Schlüſſel braucht. Dieſes bahnt ihm ganz natürlicher

---

*) Dieſe Nachricht iſt in den öffentlichen Zeitungen im Jahre 1746 eingerückt geweſen.

Weiſe einen nähern Weg zu ſeinem Vorhaben. Er erzählt, daß man ſeither in verſchiednen Geſellſchaften zweifelhaft geweſen, ob dieſes Codicill, und das ganze Schreiben des Eſq. eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen, oder nicht vielmehr nur ein deutſches Original ſey?

Hierzu braucht er zwey Blätter, ehe er die wichtige Entdeckung macht, es ſey in der That nur ein deutſches Original.

Nunmehr hat er gewonnenes Spiel. Er folgert hieraus recht freudig, daß alle die Namen, welche im Codicille ſtehen, nur erdichtete Namen ſind. Dieſes hat ihn aufmerkſam und argwöhniſch gemacht. Er hat herumgeſonnen, wer unter dieſen erdichteten Namen verſteckt ſeyn müſſe? Und endlich hat er es glücklich errathen.

Ihm haben wir es nunmehr zu danken, daß wir wiſſen, was für deutſche Ehrenmänner unter dem Namen der Lords verborgen liegen. Den Lord Pallbrow kennt er, und nennt uns ſogar den Ritterſitz, auf dem Ihre Excellenz wohnen. Den jungen Rathsherrn Something hat er gleich vom weiten am dicken aufgeblähten Bauche erkannt. Er glaubt, er ſey nach dem Leben getroffen, und er laſſe mit ihm bey einem Schneider arbeiten. Der Biſchoff O-Carry ſey kein rechter Biſchoff, aber ſonſt bekannt genug. Was uns am bedenklichſten geſchienen hat, iſt die Entdeckung von dem unſinnigen Dichter Thomas Swallow. Es ſteht im Codicille ausdrücklich, daß er noch nicht mündig ſey, und der Verfaſſer des Schlüſſels nennt ihn doch virum clariſſimum. Wie wenig reimt ſich das zuſammen? Mit einem Worte, er hat alles auspunktirt, ſogar, wer Johann Gale iſt, den er fur einen Thorſchreiber hält.

Wir laſſen alle dieſe Vermuthungen an ihren Ort geſtellt ſeyn, ſowohl als den Namen des Verfaſſers dieſes ſwiftiſchen Codicills, welcher uns ſehr umſtändlich angezeigt, und ſogar deſſen Amt, ſo er gegenwärtig bekleidet, gemeldet wird.

Wir nehmen uns die Freyheit, nur etwas zu erinnern.

Es iſt eine Beleidigung für einen vernünftigen Satyrenſchreiber, wenn man glaubt, daß die Namen, deren er ſich in ſeinen Charakteren bedient, nur auf gewiſſe einzelne Perſonen gehen müſſen. So enge Gränzen hat nur ein Paſquill; eine Satyre iſt viel allgemeiner. Wenn ich den Herrn **Something** nenne; ſo meyne ich wohl zwanzig hochmüthige Narren auf einmal, und wir getrauen uns, zwiſchen Leipzig und Hamburg mehr, als ein Dutzend lächerliche **Swallows**, zu finden.

Noch eine größere Beleidigung iſt dieſes, daß er den Namen des Verfaſſers vom ſwiftiſchen Codicille nennt. Wir haben Urſachen, an der Richtigkeit dieſes Angebens ſehr zu zweifeln; und wäre es auch richtig, ſo können wir es mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer Unhöflichkeit belegen, daß er es wagt, einen Mann zu nennen, den vielleicht ſein Amt, oder andre Urſachen, bewegen, ſich noch zur Zeit verborgen zu halten.

Weil in dem ſwiftiſchen Codicille, und beym Schluſſe des Briefs eines Promemoria gedacht wird, in welchem Swift diejenigen Deutſchen genannt, welche in ſeinem Tollhauſe aufgenommen werden ſollen; ſo hat der Verfaſſer des Schlüſſels ſolches auch zum Drucke befördert. Es iſt fünf Bogen ſtark, ſehr enge gedruckt, und beſteht aus lauter Namen; im Uebrigen iſt es auch bey **Boetius** Erben zu bekommen.

Nikolaus Stefzgen in Augsburg iſt itzt beſchäfftigt, die in dieſem Promemoria benannten Candidaten des ſwiftiſchen Tollhauſes, wovon beynahe zwey Drittheile Gelehrte ſind, in Kupfer zu ſtechen, wobey er bittet, daß diejenigen, ſo ſich in Alongenperucken zu ſehen wünſchen, ſich binnen hier und Oſtern melden möchten.

Noch zur Zeit ſind wir nicht im Stande, zu urtheilen, ob dieſes Promemoria authentiſch ſey? Ganz unwahrſcheinlich iſt es nicht, und wir finden eine ziemliche Menge Narren darunter, welche uns und der Welt dafür bekannt ſind. Es ſtehen aber viele darinnen, die wir zum erſtenmale kennen lernen, und der Verfaſſer des Schlüſſels hat ſich bey uns ſehr verdächtig gemacht.

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſey?

Bey der Magiſterpromotion eines Freundes
im Jahre 1743 gefertigt.

Meinen freundlichen Dienſt zuvorn.

Ehrſamer, und Namhafter,
Günſtiger Herr und guter Freund!

Als Derſelbe mir eine umſtändliche Speciem facti, nebſt copeylich angefügten Nachrichtungen, Diplomatibus, und andern dahin einſchlagenden Urkunden, ſub ⊙. ♂ ═ || et △ zugeſchickt, und dabey ſeine billige Beſorgniß geäußert:

> Ob ein Poet gleich andern vernünftigen Kreaturen mit Steuern beleget, zu deren Verrechtung im Weigerungsfalle durch nachgelaſſene Zwangsmittel angehalten, und alſo nach der Verfaſſung hie-

> ſiger Lande, unter andern zum Kopfſteuern gezogen werden moge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Demnach erachte ich nach fleißiger Verleſung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen zu ſeyn:

Daß ein Poet, qua talis, keineswegesmit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfaſſung entgegen, zu Regiſter zu bringen oder zu cataſtriren, am mindeſten aber mit Nachdrucke zu terminlicher Verrechtung der fälligen Kopfſteuer anzuhalten, oder ſonſt auf dergleichen Weiſe ichtwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtſamen zu verhängen ſey. Von Rechtswegen. Urkundlich mit meinem Inſiegel beſiegelt.

(L. S.) CAIVS IAVOLENVS,

J. V. D.

Rationes decidendi

in Sachen,

Die Verſteurung der Poeten, und was dieſem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Anſehen gewinnen könnte, daß ein Poet keinesweges berechtiget ſey, ſich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derſelbe mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genießen, ſich anmaßet, und ſeine angebliche Befugniſſe zu behaupten, bey keiner Gelegenheit entſtehet, einfolglich die Beſchwerungen von ſich auf andere zu wälzen, unbillig ſcheint:

> omnes enim perſonae, quibus lucrum per hunc ordinem defertur, etiam grauamen, quod ab initio erat complexum, omni modo ſentiant, ſiue in dando ſit conſtitutum, ſiue in quibusdam faciundis, vel in modo, vel conditionis implendae gratia, vel alia quacunque via excogitatum. Neque enim ſerendus eſt is, qui lucrum quidem amplectitur, onus autem ei annexum contemnit.
>
> *l. vn. C. de Caducis tollendis §. pro ſecundo 4.*

Dieſes auch, nach dem einhelligen Ausſpruche der alten und neuen Rechtsgelehrten, um ſo viel weniger bey den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls durch die eingeſtandene Befreyung dieſelben nur deſto mehr in ihrer mythologiſchen Einbildung verſtärkt, und mit der Obrigkeit eben ſo willkührlich, als ſie mit ihren Göttern thun, zu ſchalten, veranlaſſet werden möchten;

> ideoque illis, qui ſidera vertice tangunt, frena non relaxanda videntur.
>
> *vid. Pacificus a Lapide de nociferis reipublicae animalibus c. 4. §. 8.*
>
> *Godofr. ad h. l.*
>
> *Bellonius de laudibus Alexandri Sauli VIII, 3.*

et aequum eſt, vt ille, qui immortalitatem anhelat, mortalitatis ſentiat incommoda.

Petr. ab Vbaldis de illo, quod iuſtum eſt circa inſomnia, IX, 3.

Blaſius Michalorius de Vtopia, per totum.

Indem nicht unbillig zu beſtreiten ſteht, daß durch dergeſtaltige Freyheiten noch mehrere angelocket werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels ſich beyfallen laſſen möchten, ihre beſchwerliche Berufsarbeit zu verlaſſen, und dargegen in der müßigen Geſellſchaft der Muſen, oder in dem Schooße einer metaphyſikaliſchen Schöne auf Erſcheinungen und Reime zu warten, um deswillen denn bey den Römern die weiſe Verordnung geſchehen:

quod tolerandi quidem ſint Poëtae, nunquam tamen gaudeant nec vllo priuilegio, nec munerum vacatione, nec ab angariis ſeu parangariis ſint immunes.

Contius in Scholiis ad Corpus Iuris Ciuilis.

Charondas in πιθανῶν, ſeu veriſimilium V, 3. §. 9.

Rosnardus in protribunalibus I, 4.

Hiernächſt die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld, beſitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im Stande ſey, dadurch aus dem Wege

geräumt

geſchloſſen werden könnte, daß dieſe erwähnte Poeten ordentlicher Weiſe die Gabe der Dreiſtigkeit beſitzen, und dasjenige, was ihnen fehlet, und ein anderer in Proſa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Verſen ganz artig, und deutlich zu fodern wiſſen,

> id autem apud ſe quis habere videtur, de quo habet actionem. Habetur enim, quod peti poteſt.
>
> *l. 143. ff. de V. S.*

ſolchergeſtalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten iſt, ſo lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelaſſen bleibe, ſich an den Geburtstägen und Hochzeitfeſten ihrer Mäcenaten, über deren hohes Wohlſeyn gegen die Gebühr zu erfreuen,

> genus enim eſt donum Labeo a donando dictum, munus ſpecies: nam munus eſt donum cum cauſa, vtpote natalitium, nuptalitium.
>
> *l. 194. ff. de V. S.*
>
> et quae ſunt reliqua Poëtarum [illegible]
>
> *Gloſſa ad hanc legem.*

wie man denn die guten und austräglichen Umſtände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verſchwendung abnehmen könne, da ſie nicht, wie andere Geſchöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfniſſen zufrieden ſind, ſondern bis auf den Geringſten unter ihnen Wäldern, Ambra und Zibeth eſſen, Nektar trinken, ihren Gebieterinnen, und wären es auch nur Kammermädchen, korallene Lippen, Zähne von Elfenbein, purpurne Wangen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflochten, und tauſenderley Pracht zu verſchaffen wiſſen; überhaupt aber jedermann ohne Ausnahme, ſo Werbung und Handthierung in ſächſiſchen Landen treibt, und ſich darinnen enthält, ſein Handelsgeld, Zins, und alles ſein werbend Gut und Vermögen verſteuern ſoll,

Cod. Aug. P. I. p. 37. P. II. p. 1373. 1377. ſeqq.

und alſo unter dieſe allgemeine Verfaſſung die poetiſche Nahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte;

Sintemalen aber und nachdem die höchſte Billigkeit erfodert, daß man zwiſchen ſterblichen Bürgern, und unſterblichen Dichtern, einen großen Unterſchied machet, und die, welche in gerader Linie vom Jupiter abſtammen, mit einigerley Abgaben nicht beſchwere, vielmehr den proſaiſchen Layen eignen und gebühren will, daß ſie die Prieſter des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieſer vergänglichen Zeitlichkeit frey halten, welche die Schlüſſel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bey denen es lediglich ſteht, ob uns die Nachwelt loben oder tadeln ſolle; anbey die eingeſtreute Beſorgniß wegen der ungezäumten Einbildung der Poeten ſo unnöthig, als unzulänglich, und bloß ein gravamen de futuro iſt;

> in dubio enim quilibet praeſumendus eſt bonus.
>
> *Goveanus, in variis lectionibus.*

eben ſo wenig auch zu fürchten ſtehe, daß durch Nachlaſſung dergeſtaltiger Freyheiten und Privilegien andre zum Nachtheile des gemeinen Weſens angelocket werden möchten, ſich um den Lorbeer, und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bey gegenwärtigen betrübten Zeiten faſt das Anſehen gewinnt, daß man aus Eigenſinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Sylben, fodern, und ihm ſogar anſinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht jedermanns Werk iſt; am allerwenigſten aber die angezogenen römiſchen Gebräuche hierinnen etwas beweiſen mögen, da auf eben ſolche Art behauptet werden könnte, daß der ſo unentbehrliche methodus mathematica dem gemeinen Weſen nachtheilig ſey;

> Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino.
>
> *l. 2. C. de maleficis, mathematicis et caeteris ſimilibus.*
>
> *Godofredus et omnes Commentat. ad hunc titulum.*

andere die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gerechnet wird, welche wohl ſchwerlich praktiſch werden dürfte, ſo lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was ſie gröſtentheils ſind;

er

> et ea, quae raro acciderunt, non temere in agendis negotiis computantur,
>
> l. 64. ff. de R. I.

die Verſchwendung hingegen, welche man ausſchweifenden Poeten zur Laſt legen will, vielmehr zu Behauptung ihrer Steuerfreyheit gereichen muß, da, ohne einen ſo koſtbaren Aufwand, die wenigſten vermögend ſeyn würden, denjenigen vorzüglichen Character zu behaupten, welcher ihnen allein anſtändig iſt, und da es in der That einerley wäre, ob man einem gemeinen Manne Feuer und Waſſer, oder einem Poeten Nectar und Ambroſia, unterſagen wollte; überhaupt aber ein Poet, ſtatt der angeſonnenen Beſchwerung, vielmehr eine Steuerbegnadigung, gleich andern preßhaften Perſonen zu verdienen ſcheint, indem er bloß aus Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und aus Begierde der Nachwelt zu gefallen, ſich öfters in ſo verwirrte Umſtände ſetzt, daß er ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt, daß er Sterne beſchwört, Todte beruft, ganze Flüſſe mit ſeinen Thränen anſchwellt, Felſen belebt, und den einſamen Wäldern die Grauſamkeit einer Doris klagt, eben ſo, wie jener tapfere Ritter von der traurigen Geſtalt, welcher ſich in dem ſchwarzen Gebirge die empfindlichſte Buße auflegte, um die Härtigkeit einer unempfindlichen Prinzeſſinn von Toboſo zu erweichen; endlich aber und zuletzt, die Immunität der Poeten um deſto billiger zu behaupten ſeyn will, je weniger man Exempel beybringen wird, daß ſolche jemals zur Beſteurung angezogen worden, und je geneigter die Muſen ſind, uns bey der ruhigen Freyheit zu erhalten;

Krie-

> *Arrianus* ait, multum intereſſe, quaeras, utrum aliquis obligetur, an aliquis liberetur. Ubi de obligando quaeritur, propenſiorem eſſe debere nos, ſi habeamus occaſionem, ad negandum. Ubi de liberando, ex diverſo, ut facilior ſis ad liberationem.
>
> *L. 47. ff. de O. et A.*

Dis iſt, wie im Reſponſo enthalten, von mir billig erkannt.

Menſ. Febr. 1763.

Zwey Thl. 12 Gr. -- Pf.

Der [illegible] [illegible] bey Abfaſſung dieſes Inſtruments.

Ende des zweyten Theils.

Inhalt
des zweyten Theils.

Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen S. 5
Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit 14
Sendſchreiben von der Zuläßigkeit der Satyre 24
Von Unterweiſung der Jugend 34
Irus, eine lucianiſche Erzählung 41
Eine Todtenliſte, von Nicolaus Klimen, Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen 44
Schreiben eines Gratulanten an den Autor; nebſt den Gedanken des Autors darüber 70
Beweis, daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind; bey einer gewiſſen Gelegenheit im Jahre 1737 verfertigt 84
Ein Traum von den Beſchäfftigungen der abgeſchiednen Seelen 91
Abhandlung von Buchdruckerſtöcken 146
Hinkmars von Repkow Noten ohne Text 175
Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs 226
Beytrag zum deutſchen Wörterbuche 254
Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen 274
Nachricht von einem Schlüſſel zu Swifts Codicille 305
Rechtliches Informat über die Frage: Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſey? Bey der Magiſterpromotion eines Freundes im Jahre 1743 gefertigt 309

Gottlieb Wilhelm Rabeners

ſämmtliche

Schriften.

Dritter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

Bibl. Univ. Lund.

Univer... Bibliothek

Satyren.

Dritter Theil.

Vorbericht.

Es iſt noch gar nicht lange, daß man über den Mangel deutſcher Briefe klagte, und vielleicht mit gutem Grunde. Man beſchwerte ſich, daß dieſe Gegend des deutſchen Witzes noch am wenigſten angebauet, oder doch nur hin und wieder von Pedanten, lateiniſchen und deutſchen Pedanten, Pedanten vom Hofe und von der Stadt, bewohnet ſey.

Seit etlichen Jahren haben wir nicht mehr Urſache, über dieſen Mangel uns zu beſchweren. Wir ſind mit Briefen und Briefſtellern in ziemlicher Menge verſorgt. Bald werden wir wünſchen, daß unſre Landsleute ſich mit einer andern Art von Witze beſchäfftigen möchten.

Es iſt vielen unter unſern Deutſchen ſehr gewöhnlich, daß ihr Witz langſam und ſpät erwacht; erwacht er aber auch einmal, ſo ſind ſie bis zum Ekel witzig. Der Beyfall, den einige anakreontiſche Oden verdieneten, machte das halbe Land anakreontiſch. Man ſang von

Wein und Liebe, man tändelte mit Wein und Liebe, und die Leſer gähnten bey Wein und Liebe. Ein Heldengedicht, deſſen Vorzüge vielleicht erſt in hundert Jahren den verdienten Beyfall allgemein haben werden, macht zwey Drittheile des Volks epiſch. Aus allen Winkeln, wo ein Autor ſchwitzt, kriechen epiſche Hochzeitwünſche, epiſche Todtenſtücke, epiſche Wiegenlieder hervor, und der kleinſte Geiſt flattert, ſo weit er kann, in die Höhe, um ihren geſchwärzten Wolken hoch daher rauſchend zu donnern. Mit den Briefen geht es uns eben ſo, und wir ſind in Gefahr, bey dieſer Art des Witzes noch mehr auszuſtehen, je gewiſſer ein jeder glaubt, daß es ſehr leicht ſey, Briefe zu ſchreiben, und je leichter es iſt, aus allem, was man geſchrieben hat, einen Brief zu machen.

Mit Erlaubniß dieſer meiner Herren Collegen will ich hier die Kunſt ihres Handwerks ein wenig verrathen. Sie haben geleſen, daß man einen Brief ſo ſchreiben ſolle, wie man rede; aber weiter haben ſie nicht geleſen, ſonſt würden ſie gefunden haben, daß man im Stande ſeyn müſſe, vernünftig zu reden und zu denken, wenn man es wagen wolle, vernünftige Briefe zu ſchreiben. Viele von ihnen reden und denken pöbelmäßig, und wie ſie reden und denken, ſo ſchreiben ſie auch ihre Briefe; ſie ſchreiben ſehr viele Briefe, weil ihnen der Mangel des Verſtandes den Vortheil verſchafft, daß ſie mit groſſer

Geſchwindigkeit wenig denken und viel plaudern. So muß man es machen, wenn man, nach ihrer Art, ſcherzhafte, freundſchaftliche, oder vertraute Briefe der Welt mittheilen will. Der ſteife und ſtrotzende Witz, den uns die Ausländer ſo oft vorwerfen, äußert ſich beſonders bey denen, welche fühlen, daß ſie gelehrt und beleſen ſind, auf eine andre Art. Sie machen ſehr tiefſinnige Abhandlungen von uralten Wahrheiten, jagen ſolche durch alle Fächer der Dialektik und Schulberedtſamkeit durch, machen dieſes gothiſche Gewebe mit Sentenzen der Alten erbaulich, und mit ſchönen Sinnbildern anmuthig, und wenn ſie endlich unter Mühe und Angſt ſechs Bogen zuſammengepredigt haben; ſo ſetzen ſie darüber:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr, und vornehmer Gönner!

den Augenblick wird dieſes gelehrte Werk ein Brief!

Das iſt das große Geheimniß, und der wahre Kunſtgriff, deſſen ſich ein arbeitſamer Deutſcher bedienen kann, wenn er ein gelehrter Briefſteller von vier Quartbänden werden will. Durch dieſes vortreffliche Mittel getraue ich mir aus allen Folianten meines Vaterlandes Briefe zu machen. Sollte dieſes nicht ein Weg ſeyn, der aſiatiſchen Baniſe, welche bey Kennern und andern, ihren vorigen Werth verloren hat, zu ihrem alten Anſeſen wieder zu verhelfen, wenn man nach dem itzigen herrſchenden Geſchmacke einen Brief daraus machen? Wie das angehen könne? Sehr leicht. Wir wollen es verſuchen:

Gnädiges Fräulein,

Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des erzürnten Himmels, zerſchmettern die Pracht der mit Gold bedeckten Thürme, und wie es etwan weiter lautet. Dieſes; Gnädiges Fräulein, wiederholt man auf allen Seiten ein paarmal; ſo iſt es ein Brief, oder der Leſer, der es läugnen will, muß gar keinen Geſchmack, und gar keine geſunden Begriffe von einem Briefe haben. Das will ich doch nicht wünſchen, daß ſich jemand dieſen kritiſchen Fluch muthwillig auf den Hals laden möchte, welcher bey andern Gelegenheiten ſchon vielen ſo ſchrecklich geweſen iſt!

Da ich der ſchreibenden Welt dieſe beyden Handgriffe bekannt gemacht habe; ſo ſcheint es faſt überflüßig zu ſeyn, weitere Anleitung zu Briefen zu geben. Nun weis man, wie man artig, vertraut und geſchwind, man weis auch, wie man gelehrt ſchreiben ſolle.

In dieſe Klaſſen werden ſich, glaube ich, die meiſten Briefe einſchränken laſſen. Allenfalls nehme ich diejenigen aus, welche man Amts- und Berufsbriefe nennen könnte, und welchen der Kanzleyſtyl eigen iſt. Die

Gewohnheit rechtfertigt dieſe Schreibart, und macht ſie unentbehrlich. Wer dieſen Kanzleyſtyl zur Unzeit unterläßt, iſt eben ſo wohl ein lächerlicher Pedant, als derjenige, der ihn zur Unzeit braucht.

Von der Titulatur muß ich noch etwas gedenken. Es iſt uns Deutſchen nicht zuzumuthen, daß wir unſer gezwungnes und buntes Wortgepränge auf einmal verlaſſen ſollten, mit dem wir die Eingänge unſrer Briefe prächtig machen. Am wenigſten wollte ich, daß die witzigen Köpfe die erſten wären, dieſe Gewohnheit lächerlich, und das Mein Herr, oder Madame, allgemein zu machen. Ihnen wird man es gewiß als eine ungeſittete Vertraulichkeit, oder eine Verabſäumung des Wohlſtandes auslegen. Diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben, weitläuftige und prächtige Titel zu fodern, haben auch allein das Recht, ſich davon loszuſagen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie es nach und nach thäten, und dadurch unſre deutſche Ehrenbezeugungen biegſamer und natürlicher machten. So lange ſie ſich dieſes Rechts nicht ſelbſt begeben; ſo lange gehören dergleichen verzerrte Titulaturen unter die nothwendigen Unbequemlichkeiten des Ceremoniels. In erdichteten Briefen, und bey unſern Freunden können wir das vertraute Mein Herr ohne Gefahr brauchen, und wir thun wohl, wenn wir es in dergleichen Fällen allgemein machen.

Ich wollte wünſchen, daß ſich jemand die Mühe gäbe, eine chronologiſche Geſchichte der Komplimente und Titulaturen zu ſchreiben. Ich habe angemerkt, daß das Lächerliche der Titulaturen in eben dem Grade geſtiegen, in welchem der gute Gehalt der Münzen gefallen iſt. Als wir noch nach zinniſchem Fuße ausmünzten, da war ein Edler ein wichtiger und verehrungswürdiger Mann. Nach und nach ſtieg man auf Wohledler, auf Hochwohledler, auf Hochedel. Itzt hat noch nicht einmal Hochedelgebohrner den innerlichen Werth, den ſonſt Edler hatte, und der Himmel weis, ob wir nicht in funfzig Jahren ſo hoch hinauf getrieben werden, daß wir denjenigen, den wir vor hundert Jahren Edler hießen, alsdann in Gott Vater und Herrn nennen müſſen.

Da ich ſo viel Nachtheiliges von den Briefen, von ihren Verfaſſern, und von andern dabey vorfallenden äuſſerlichen Umſtänden ſage: ſo werden meine Leſer vermuthen, daß ich mich dieſes Augenblicks bediene, deſto vortheilhafter von mir und meinen Briefen zu ſprechen, um auch für mich das angemaßte Recht der Autoren zu behaupten, die gemeiniglich nicht eher zu ihrem Lobe ſchreiten, als wenn ſie zehn andre Schriftſteller der Welt verdächtig gemacht haben. Ich werde es nicht thun. Ich will mich und meine Sammlung dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ohne zu flehen, und ohne zu trotzen. Man kann leicht glauben, daß ich als Autor zu viel Empfinlung habe, bey dieſem Urtheile gleichgültig zu bleiben. Der Beyfall der Kenner macht mich ſtolz; der Beyfall derer, die nicht Kenner ſind, macht mir ein Vergnügen. Ich wünſche mir von keinem von beyden getadelt zu werden, es ſey mit Grunde, oder ohne Grund. Ich bin noch kein ſo abgehärteter Autor, daß ich bey dem Tadel meines Leſers, wer der auch ſey, gelaſſen ſeyn könnte.

Die Einrichtung meiner ſatyriſchen Briefe iſt ungefähr dieſe. Ich habe gewiſſe Anmerkungen von dem Lächerlichen oder Laſterhaften der Menſchen gemacht. Dieſe Anmerkungen habe ich durch Briefe erläutert. Um meinen Leſern durch die Abwechslung die Sache angenehm zu machen, habe ich hin und wieder dieſen Briefen die Geſtalt einer zuſammenhängenden Geſchichte gegeben. Da ſie alle nur erdichtet ſind; ſo habe ich beſonders in Anſehung der Titulaturen nicht nöthig gehabt, ſorgſam zu ſeyn. Es iſt meine Abſicht nicht geweſen, meinen Leſern durch dieſe Sammlung Formulare in die Hände zu geben, die ſie bey andern Gelegenheiten brauchen könnten. Ich wollte es wohl wünſchen, daß man in der Welt ſchriebe, wie man dächte; auf dieſen Fall würde meine Sammlung ungemein praktiſch ſeyn, und ich würde vor andern Briefſtellern unendliche Vorzüge erlangen. Weil man aber in der Welt gemeiniglich anders ſchreibt, als man denkt; ſo will ich zufrieden ſeyn, wenn man durch meine Bemühung, und durch mein gegebnes Beyſpiel

uns

nur ſo viel lernt, wie man einen Brief verſtehen ſoll, in welchem der Verfaſſer anders gedacht hat, als er ſchreibe.

Das zu Ende ſtehende Verzeichniß der in dieſer Sammlung befindlichen Briefe wird die ganze Einrichtung des Werks, und meine Abſichten näher entdecken.

Von der Behutſamkeit, die ich gebraucht habe, auch in dieſem Theile meiner Schriften weder den Wohlſtand zu verletzen, noch jemanden perſönlich zu beleidigen, will ich weiter nichts ſagen. Die gerechteſte Sache wird verdächtig, wenn man ſie zu oft und zu mühſam entſchuldigt. Zugleich würde ich meine Leſer beleidigen, wenn ich an ihrer Billigkeit und Einſicht bey aller Gelegenheit zweifeln wollte. Das einzige, was ich hierbey thun kann, iſt dieſes, daß ich denen, welche mich und meine Schriften noch nicht kennen, das Glaubensbekenntniß meiner Satyre empfehle, welches ich in der Vorrede zum erſten Theile meiner Schriften abgelegt habe *).

Leipziger Oſtermarkt,
1752.

G. W. R.

---

*) S. Erſter Th. S. 105. u. f.

Die Klagen wegen der Kinderzucht ſind ſo alt, und »ſo allgemein, daß ich nicht Willens bin, mich »gar zu lange dabey aufzuhalten. Diejenigen, welche »Kinder haben, beſchweren ſich mit der größten Bitterkeit, daß es ſo viel Mühe koſte, Jemanden zu finden, »der den Willen und das Geſchick habe, die Kinder redlich zu unterweiſen, und vernünftig anzuführen. Eben »ſo unzufrieden und mißvergnügt ſind auf der andern »Seite diejenigen, welche ſich, unter dem Titel der Hofmeiſter und Informatoren, der Unterweiſung der Kinder in Familien unterziehen. Denn von dieſer Art der »Kinderzucht rede ich itzt; die Fehler der öffentlichen »Schulen verdienen eine beſondre Betrachtung. Ich »glaube, man hat auf beyden Seiten Urſache, ſich zu »beſchweren, und gemeiniglich ſind beyde Schuld »daran.

»Aeltern, welche die Pflichten der Aeltern nicht »verſtehen, und wie viele verſtehen ſie nicht? Aeltern, »welche in ihrer Jugend ſelbſt keine Erziehung gehabt, »und nicht verlangen, daß ihre Kinder vernünftiger werden, als ſie ſind, die vielmehr nur darauf ſehen, daß »ſie mit einer ſorgfältigen Erſparung alles Aufwands »dieſelben heranziehen mögen; ſolche Aeltern verdienen »das Glück kaum, einen geſchickten Mann in ihr Haus

»zu bekommen, welcher es getreuer und redlicher mit ihren Kindern meynt, als ſie es ſelbſt mit ihnen meynen.

»Kinder, und beſonders Kinder vornehmer Aeltern, zu ziehen, iſt die wichtigſte, aber auch die ſchwerſte Arbeit, die man ſich vorſtellen kann. Wird ſich wohl ein Mann, der Gelehrſamkeit, Geſchmack, und gute Sitten beſitzt, ſo leicht entſchließen können, ein Amt über ſich zu nehmen, bey dem ſo wenig Vortheil, und oft noch weniger Ehre, allemal aber viel Verdruß und Arbeit iſt?

»Ein Vater, welcher niemals gewohnt iſt, vernünftig zu denken, iſt auch nicht im Stande, ſich vernünftige Vorſtellungen von der Verbindlichkeit zu machen, die er einem Manne ſchuldig iſt, der das ſchwere Amt der Erziehung mit ihm theilt. Er ſieht dieſen Mann als einen ſeiner Bedienten, und wenn er recht artig denkt, als den Vornehmſten ſeiner Bedienten an. Er wird ihm nicht mehr Achtung erweiſen, als er einem ſeiner Bedienten erweiſt; und kann er alsdann wohl verlangen, daß ſeine Kinder dieſen ihren Hofmeiſter mehr ehren ſollen? Wie viel unglückliche Folgen fließen aus dieſer einzigen Quelle, wenn die Kinder ſich durch das Beyſpiel der Aeltern berechtigt halten, denjenigen zu verachten, der ihr Führer und Lehrer ſeyn ſoll!

»Die Beſoldung, oder, wie es in vielen vornehmen Häuſern genannt wird, der Lohn, den man dem Hofmeiſter giebt, iſt ſo kümmerlich und geringe, daß ein rechtſchaffner Mann unmöglich Muth genug behalten kann, ſein ſklaviſches Amt mit dem Eifer und der Munterkeit zu verwalten, die bey dieſer Verrichtung ſo nöthig ſind.

»Und, damit der Hofmeiſter ſein Geld ja nicht mit Müßiggehen verdiene, ſo ſind viele ſo ſinnreich, daß ſie von ihm alle Wiſſenſchaften, und über die Wiſſenſchaften alle mögliche Handdienſte fodern, und es gern ſähen, wenn er Hofmeiſter, und Perükenmacher, und Hausvoigt, und Kornſchreiber zugleich wäre.

»Können dergleichen unbillige Aeltern ſich es wohl befremden laſſen, wenn ihre Kinder ſchlecht und niederträchtig erzogen werden, da ſie mit demjenigen, der ſie erziehen ſoll, ſo niederträchtig und eigennützig verfahren?

»Da ich dieſes ſage, ſo weis ich, daß ich alle diejenigen auf meiner Seite habe, denen in adelichen Häuſern und andern Familien die Erziehung und Unterweiſung der Jugend anvertraut iſt. Sie werden ſo billig ſeyn, und mir in demjenigen auch Beyfall geben, was ich itzt anführen will.

»Sie geben den Aeltern eben ſo oft, und noch öfter, Gelegenheit, unzufrieden mit ihnen zu ſeyn.

»Viele ſind verwägen genug, dieſes Amt auf ſich zu nehmen, und die anvertraute Jugend in Wiſſenſchaften und guten Sitten zu unterweiſen, welche bey ihrer tiefen Unwiſſenheit, eine ſo ſchlechte Aufführung haben, daß ſie ſelbſt noch verdienten, unter der Hand eines Zuchtmeiſters zu ſtehen. Die Sorgfalt, welche man wegen des äuſſerlichen Wohlſtandes auch in den kleinſten Umſtänden beobachten muß, iſt ihnen auf niedern und hohen Schulen ſo gleichgültig, und wohl oft ſo lächerlich geweſen, daß ſie es für brav gehalten haben, ungezogen zu ſeyn. Nun kommen ſie in ein Haus, wo rechtſchaffne Aeltern eben ſo ſorgfältig verlangen, daß ihre Kinder wohlgeſittet erzogen, als daß ſie in Wiſſenſchaften unterrichtet werden mögen. Wie

verpflich-

»empfindlich muß es ihnen ſeyn, wenn ſie dieſem ſich ſelbſt gelaſſenen Hofmeiſter ihre Kinder zur Aufſicht anvertrauen ſollen, welche gar leicht, ihrer Jugend ungeachtet, das Unanſtändige an ihrem Lehrer wahrnehmen müſſen, da ſie dergleichen weder bey ihren Aeltern, noch bey ihren Bedienten, zu ſehen gewohnt ſind. Die Bedienten ſelbſt finden ihn lächerlich, und er wird es endlich dem ganzen Hauſe, da er ſich ſo wenig Mühe giebt, ſeine Fehler zu verbergen, oder zu ändern. Und dennoch wird eben dieſer ungeſittete Menſch die bitterſten Klagen führen, daß man ihm in dieſem Hauſe nicht mit der Achtung und Ehrerbietung begegne, die er im Namen ſeines Amts fodert.

»Es iſt ein Unglück, daß gemeiniglich nur diejenigen ſich dieſer Lebensart widmen, welchen die Armuth ihrer Aeltern, und ihre niedrige Geburt die Hoffnung benimmt, ihre Abſichten auf etwas höheres, als auf die Erlangung einer Dorfpfarre, zu richten. Es geſchieht alsdann gar zu leicht, daß ihre Aufführung entweder zu ſchüchtern und kleinmüthig iſt, weil ſie gewohnt ſind, einſam und im Dunkeln zu leben; oder ſie iſt zu trotzig und zu ſtolz, weil ſie zu wenig Gelegenheit gehabt haben, ſich und die Welt kennen zu lernen. Beydes ſind Folgen, welche ihnen bey der Unterweiſung der Jugend nachtheilig ſind. Kömmt endlich dieſes noch dazu, daß ihre Abſichten allzueigennützig ſind, daß ſie die Beforderung in ein Amt je eher je lieber zu erlangen wunſchen, es geſchehe auch, wie es wolle; ſo wird ihnen die übernommene Arbeit deſto verdrüßlicher, und die geringſte Verzögerung ihrer Hoffnung unerträglich fallen.

»Aber darum getraue ich mir noch nicht, zu behaupten, daß ein Menſch deswegen, weil er nicht von

[illegible]

armen Aeltern, und nicht von niedriger Geburt herſtammt, weil er vielleicht höhere Abſichten ſeines künftigen Glücks hat, als eine mittelmäßige Beförderung, weil er nicht einſam und im Dunkeln, ſondern vor den Augen der Welt erzogen worden, daß, ſage ich, ein ſolcher Menſch ſtets geſchickt ſey, die Jugend zu unterrichten, und vernünftig zu erziehen. Nein, dieſes getraue ich mir nicht zu behaupten; die Erfahrung würde mir widerſprechen. Man bemerkt es nur gar zu oft, daß diejenigen am meiſten ungeſittet ſind, welche die beſte Gelegenheit gehabt haben, wohl erzogen zu werden.

»Ich kann mir kein lebhafter Vergnügen vorſtellen, als wenn vernünftige Aeltern, die keine Mühe und Koſten ſparen, ihren Kindern eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen, einen Mann finden, der bey einer geſitteten Aufführung ein redliches Herz und die Geſchicklichkeit beſitzt, ſeinem Amte vollkommen vorzuſtehen; wenn ſie die Früchte ſeiner redlichen Bemühungen von Zeit zu Zeit wahrnehmen; und wenn ſie alsdann eine Gelegenheit erlangen, das Glück dieſes rechtſchaffenen Mannes auf eine vollkommene Art zu befeſtigen.

»Ich will hier mit einer Anmerkung ſchließen, die ich aus einem lateiniſchen Buche entlehne, und zwar aus einem Buche, das viele von denen Herren nicht geleſen haben, welche doch glauben, daß ſie gelehrt, geſchickt, und beredt genug ſind, die Jugend, und künftig eine ganze Gemeine zu unterweiſen. Es faſſet dieſe Stelle ein unvergleichliches Recept in ſich, wie man bey der Wahl eines Informators und Hofmeiſters verfahren ſoll. Wer Kinder hat, und dieſe Stelle, darum weil ſie lateiniſch iſt, nicht verſtehe, der laſſe ſich ſolche von ſeinem Informator verdeutſchen, und gebe ihm da-

„bey genau auf die Augen Acht, ob er ſich im Geſichte verwandele. Iſt er gelehrt, und geſchickt, und wohlgeſittet; ſo wird er dieſe Stelle ſehr billig finden. Iſt er alles dieſes nicht; ſo wird er es ſehr übel nehmen, daß man ihm die Erklärung einer ſo pedantiſchen Aufgabe, die ſich auf unſere Zeiten gar nicht mehr ſchickt, zumuthen können. Aber vielleicht verſteht er zu ſeiner innerlichen Beruhigung ſo viel Latein nicht, als nöthig iſt, ſie deutſch zu erklären. Hier iſt die ganze Stelle:

„De paedagogis hoc amplius, vt aut ſint eruditi plane, quam primam eſſe curam velim, aut, ſe non eſſe eruditos, ſciant. Nihil enim peius eſt iis, qui paulum aliquid vltra primas literas progreſſi, falſam ſibi ſcientiae perſuaſionem induerunt. Nam et cedere praecipiendi peritis indignantur, et, velut iure quodam poteſtatis, quo fere hoc hominum genus intumeſcit, imperioſe atque interim ſaevientes, ſtultitiam ſuam perdocent. Nec minus error eorum nocet moribus.

QVINTILIANVS.

„Damit ich nicht das geringſte verabſäume, meinen Satz deutlich und begreiflich zu machen; ſo will ich ein Paar Briefe einrücken, welche dasjenige näher beweiſen werden, was ich hier vielleicht ein wenig zu ernſthaft voraus erinnert habe.“

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Meine Jungen wachſen heran, und es iſt nun Zeit, daß ich ihnen einen geſcheiden Hofmeiſter halte. Bisher habe ich den Schulmeiſter laſſen zu ihnen gehen; aber er kann ſie nicht mehr bändigen. Ich weis, in welchem Anſehen Sie in Leipzig ſtehen, und daß Ihr Vorzimmer beſtändig von ſolchen krummgebuckten Kreaturen voll iſt, welche Hofmeiſterſtellen oder Informationes ſuchen. Leſen Sie mir einen hübſchen geſunden Kerl aus. Sie wiſſen es ſelbſt, daß bey mir weder Menſchen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteſte, iſt ein durchtriebner Schelm. Er hat einen offenen Kopf, und iſt auf die Mägde, wie ein kleiner Teufel; ich darf es den Buben nicht merken laſſen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertige Schelm! Er iſt noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in humanioris gar feine principio. Ferdinand iſt meiner Frau ihr Junge. Er iſt immer kränklich, und das geringſte Aergerniß kann ihm ſchaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen ſeyn, und meine Frau hat ſchon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteſte Mädchen iſt zwölf Jahre. Sie ſoll noch ein bißchen Catechiſſen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag ſehen, wie er mit ihr zurechte kommt. Mit dem kleinen Mädchen hat der Hofmeiſter gar nichts zu thun, die behält die Mamſel bey ſich. Sehn Sie nun, Herr Profeſſor, das iſt die Arbeit alle. Ich werde Ihnen ſehr verbunden ſeyn, wenn Sie mir einen hübſchen Menſchen verſchlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein verſteht, ſich in Wäſche und Kleidung reinlich und ſauber hält, Franzöſiſch und Italiäniſch ſprechen kann, eine ſchöne Hand ſchreibt, die Mathematik verſteht, Verſe macht, ſo viel man fürs Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kann, und, wo möglich, ein wenig zeichnet. In der Hiſtorie muß er auch gut beſchlagen ſeyn, vor allen Dingen aber in der Wapenkunſt. Jſt er ſchon auf Reiſen geweſen, deſto beſſer. Aber er muß ſich gefallen laſſen, bey mir auf meinem Gute zu bleiben, und ſich wenigſtens auf ſechs Jahre bey mir zu vermiethen. Dafur ſoll er bey meinen Kindern auf der Stube freye Wohnung haben, mit dem Kammerdiener eſſen, und jährlich funfzig Gulden bekommen. Zum heiligen Chriſte und zur Meſſe gebe ich nichts; dergleichen Betteleyen kann ich nicht leiden. Sind die ſechs Jahre um; ſo kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Jch will ihn ſodann an ſeinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorſchläge ſind ganz billig. Hat der Menſch Luſt zur Wirthſchaft, ſo kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird ſein Schade nicht ſeyn, denn er weis doch nicht, wozu ers einmal brauchen kann. Jch werde für Jhre Bemühung erkenntlich ſeyn, und bin,

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Jhr

dienſtbereitwilligſter

***

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädigſt mir ertheiltem Befehle unterthänigſt nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle

die

diejenigen Subiecta quovis modo zu ſondiren, von denen ich geglaubt, daß ſie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, als ein wahrer Mäcenat, und Beſchützer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche Conditiones ſuchen; aber es iſt zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm ſeyn, und ſich nicht gefallen laſſen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewiſſen Grund zu ihrem größern Glücke zu legen. Die wenigen Wiſſenſchaften, ſo ſie etwa beſitzen, machen ſie ſo ſtolz, daß ſie unverſchämt genug ſind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts beſtehen, als Kinder zu informiren, ſo viel zu fodern, daß man dafür gar reichlich drey Bediente in Livrey halten könnte. Ich habe einen jungen Menſchen bey mir gehabt, welcher in der That alle diejenigen Fähigkeiten beſitzt, ſo Ew. Excellenz bey einem Hofmeiſter für Dero junge gnädige Herrſchaft verlangen. Ueber dieſes iſt er von einem geſetzten Weſen, tugendhaft, und ſogar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und chriſtlich. Es wird keiner, ſo wie dieſer, vermögend ſeyn, Dero junge Herren zu wackern Männern fürs Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauſes zu erziehen. Aber was hilft das? Seine Foderungen ſind ungeheuer, und Ew. Excellenz ſind viel zu einſehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Ahnherren ſo vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen ſollten, als rechtſchaffene Kinder. Wollen Sich Dieſelben eine Luſt machen, ſo geruhen Sie gnädig, deſſen eigenhändigen Aufſatz ſeiner lächerlichen Prätenſion in der copeylichen Anlage ſub A. zu leſen. Mit einem Worte, ein ſo theurer Hofmeiſter iſt für Ew. Excellenz keine

Sache. Es ſind noch einige andere bey mir geweſen, welche ſichs für eine große Gnade halten, als Hofmeiſter in Ew. Excellenz Dienſte zu treten. Sie verſtehn freylich das wenigſte von dem, was Dieſelben verlangen; und ich kann nicht läugnen, daß bey den meiſten die Aufführung nicht die beſte iſt. Inzwiſchen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß ſie Leute ſind, welche mit ſich handeln laſſen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon werden Sie in der Beylage ſub B von ihnen finden. Ew. Excellenz gnädigſten Diſpoſition dieſerhalb bin in Unterthänigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbey wäre, ſonder alles unziemende Maaßgeben, ich ließe dieſe Candidaten alle auf einmal zu mir kommen, und ſie auf die Hofmeiſterſtelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigſten für ſeine Bemühung haben wollte, könnte ich ſodann gedachte Hofmeiſterſtelle zuſchlagen. Doch überlaſſe alles zu Dero erleuchtem Ermeſſen ich lediglich, und verharre mit der tiefſten Devotion,

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,
Ew. Excellenz

unterthänig gehorſamſter Diener,
* * *

N. S.

Wollten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, ſo Dieſelben zu diſponiren haben, meinem älteſten Sohne gnädig conferiren; ſo würde dieſes mit der größten Unterthänigkeit ich Lebenslang veneriren.

A. En-

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu ſeyn, für die von Seiner Excellenz gefoderten Bemühungen und Dienſte, als Hofmeiſter der jungen Herrſchaft, jährlich folgendes verlangen könne:

1) Für Aufſicht, Unterweiſung im Chriſtenthume, und in der lateiniſchen Sprache, überhaupt . .	50 Thlr.	. .
2) Für die franzöſiſche Information monatlich zwey Thaler, thut auf dreyzehn Monate	26 Thlr.	. .
3) Dergleichen im Italiäniſchen, zwey Thaler	26 Thlr.	. .
4) Als Schreibemeiſter, monatlich einen Thaler, zwölf Groſchen . .	19 Thlr.	12 gl.
5) Für Lektionen im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drey Thaler	39 Thlr.	. .
6) Mit den Verſen, bittet er, ihn gnädig zu verſchonen.		
7) Als Tanzmeiſter, monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwo Stunden geben, . . .	13 Thlr.	. .
8) Als Fechtmeiſter, täglich eine Stunde, zwey Thaler, zwölf Groſchen	32 Thlr.	12 gl.

9) Als

9) Als Bereiter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler . . . 52 Thlr. . .

und verſpricht er hierbey weder Accidentien zu fodern, noch ſonſt einigen Aufwand zu veranlaſſen.

10) Für die Anleitung in der Geſchichte, Wapenkunſt und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehört dieſes zum erſten Kapitel.

11) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrſchaft zu ſpeiſen, um Gelegenheit zu haben, derſelben auch einige Anweiſung in der Kunſt zu geben, wie ſie mit Anſtand eſſen ſolle, und ſich bey der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Edelleuten fehle.

12) Junker Ferdinand muß der Aufſicht und Zucht des Hofmeiſters lediglich überlaſſen bleiben, ohne von der gnädigen Frau beſchützt zu werden, welches man zu ſeinem eignen Beſten wünſcht.

13) Bey dieſer Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu gehen, welches durch einen Kornſchreiber am beſten verrichtet werden kann.

14) Nach Verlauf der ſechs Jahre hoffet man gnädige Beförderung.

Obige Koſten betragen zuſammen . 258 Thlr. . .

Es ſoll weder Treue noch Fleiß geſpart werden, die Pflicht eines Hofmeiſters nach allem Vermögen redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorf.

B. Ver-

B.

Verzeichniß derer Candidaten, die ſich zur Hofmeiſterſtelle angegeben haben.

1) N. N. Ein junger Menſch, zwey und zwanzig Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bey mir zu Tiſche gehabt, und gefunden, daß er zu viel iſſt. Verlangt außer den zwey ordentlichen Mahlzeiten, annoch Frühſtück und Veſperbrodt, und über dieſes täglich drey Kannen Bier. Will funfzig Thaler haben.

2) N. N. Artium Magiſter, vierzig Jahre alt. Scheint ein geſetzter Menſch zu ſeyn. Hat ſchon ſeit zwanzig Jahren als Informator unter adelichen Herrſchaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte aushalten können. Mag ehedem in ſeinen Wiſſenſchaften nicht unrecht geweſen ſeyn; doch hat er in dieſen zwanzig Jahren alles wieder ausgeſchwitzt. Inzwiſchen weis er immer noch ſo viel, als Ew. Excellenz junge Herrſchaft zu lernen nöthig hat. Bittet ſich über die funfzig Gulden freyes Bier und Tabak aus, ſo viel er braucht. NB. Raucht, nur Bremer.

3) N. N. neun und zwanzig Jahre alt, friſch und geſund vom Körper, der Gottesgelahrheit Befliſſener, predigt einen ziemlichen Baß, und beſitzt eine große Stärke in Poſtillen. Will mit funfzig Gulden zufrieden ſeyn, wenn er in ſechs Jahren Subſtitute werden kann.

4) N. N. Hat zehn Jahre lang auf Univerſitäten gelebt, aber noch nicht abſolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den

ſechs Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er verſäumt hat. Er iſt ein luſtiger Kopf, und wird ſich für Junker Fritzen gut ſchicken. Bittet flehentlich um Verſorgung und Brodt, da er ſich mit einem Nähermädchen verſprochen hat. Er ficht.

5) N. N. ſieben und zwanzig Jahre alt, iſt überſichtig, redet lateiniſch und griechiſch, kann aber kein Deutſch. Deſto beſſer ſchickt er ſich zu einem Informator in ein adeliches Haus. Es iſt ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, ſondern auch von dem Adel zu verlangen, daß ſie die ſogenannten deutſchen witzigen Schriften mit Geſchmack leſen, und Deutſch lernen ſollen. Als wenn ein Deutſcher nöthig hätte, deutſch zu lernen! quae! qualis! quanta! Er verlangt ccIIↃↃↃ H. S. ſage 2100 Seſtertien, thut, nach unſerer Münze etwa ſiebenzig Thaler leicht Geld.

6) N. Seines Handwerks ein Poet, ſchreibt einen fließenden Vers, alles in Reimen, und iſt ein Todfeind von den itzigen ſchweren ſtrotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel ſey Dank, daß es noch hin und wieder Leute giebt, die Geſchmack haben! Außer der Mythologie, die er trotz zehn andern verſteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Feſttagsepiſteln in Reime bringt, ohne ein Wort im Grundtexte zu ändern, oder zu verſetzen. Wenn er damit fertig iſt, will er ſich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünſchen iſt er unerſchöpflich. Er erbietet ſich, ohne Beſoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweyhundert Verſen baar vier Groſchen gegeben werden, wobey er es jährlich wenigſtens

ſtens auf achtzig Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgeſetztes Kleid, es mag ſo alt ſeyn, als es wolle. Um ein Paar ganze Hoſen wollte ich Ew. Excellenz ſelbſt für den armen Schelm, ſtatt des Handgelds, gebeten haben. NB. Er iſt auch witzig, und ſatyriſch, man möchte ſich vor Lachen ausſchütten. Ew. Excellenz können tauſend Spaß mit ihm haben. Böſe wird er nicht leicht, man müßte denn ſeine Verſe tadeln.

7) Da Ew. Excellenz gar wohlbedächtig zu ſagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit erträglicher ſey, als einer, der keinen Haſen hetzen kann; ſo wollte ich Ihnen wohl M. N. vorſchlagen. Er hat wider ſeinen Willen ſtudiren müſſen, weil es ſein Vormund ſchlechterdings verlangt; er hat aber vor allen Wiſſenſchaften ſo einen Abſcheu, und dagegen zu den Jagdhunden eine ſolche Neigung, daß man ſeine Mutter, ſo des herrſchaftlichen Verwalters Frau geweſen, nicht ohne Grund im Verdacht gehabt, daß ſie mit ihrem gnädigen Herrn vertraut gelebt. Wenigſtens hat ſie ſich an ihm verſehen. Gelernt hat er alſo wenig oder nichts; aber er iſt ein ganzer Jäger. Lerchennetze ſtrickt er als ein Meiſter, und in der ganzen Gegend iſt keiner, der den Vogelheerd ſo geſchickt anrichten kann. Er will funfzig Thaler, und alle Fuchsbälge. Fängt auch Hamſter.

8) N. N. iſt kurz, unterſetzt, und im Durchſchnitte wenigſtens zwey und eine halbe Elle ſtark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte; doch habe ich viele ſchöne Teſtimonia von ihm geſehen, die er von Schulen mitge-

bracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeiſter nicht ſonderlich zu brauchen iſt, ſo wird er doch alsdann ſehr gut ſeyn, wenn Ew. Excellenz Gäſte haben. Denn ob er gleich nur ein ſchlechter Bürger iſt, ſo ſauft er doch troz manchem Kavalier. Er iſt mit funfzig Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rauſch bekömmt, den er ſich trinkt, ſo oft er die Honneurs vom Hauſe macht.

9) N. N. ein guter ſtiller ehrlicher Menſch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt; aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: »O ja! »Hochedler Patron!« Ich glaube, daß er grundgelehrt iſt, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird ſich alles gefallen laſſen. Ich fragte, was er zur Beſoldung haben wollte; aber er bückte ſich ſehr tief, und ſagte: »Wie Sie befehlen! Hochedler Patron!« NB. Trägt keine Manſchetten.

10) N. N. Ein ſüßes artiges Herrchen. Iſt geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch ſo. Hat vier Jahre in Leipzig ſtudirt, und in vier Jahren keinen Hut auf den Kopf gebracht. Hat ſich, wie er ſagt, vornehmlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet ſich, die junge Herrſchaft zu friſiren. Macht Dintenflecke aus der Wäſche, bohnt Schränke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausſchneiden. Als ich von ihm wiſſen wollte, wie viel er an Beſoldung verlangte, ſo machte er einen Rückpas, und ſagte ganz klar: »Sie»benzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochedlen!« Er gefällt meiner Frau.

11) Wenn Ew. Excellenz einen Menſchen haben wollen, der im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italiäni-

ſchen, und der Hiſtorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen möglichen Wiſſenſchaften Unterweiſung geben ſoll, ſo ſchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verſteht zwar von allen dieſen nichts; er iſt aber meiner Schweſter Sohn, und kömmt alle Wochen wenigſtens zweymal zu mir, mich mit vieler Demuth ſeiner Devotion zu verſichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wiſſen. Ich habe ihn zeither, mit gutem Erfolge, jungen Leuten zur Privatinformation vorgeſchlagen, welche ſo billig geweſen ſind, ihn monatlich, in Anſehung meiner, zu bezahlen, ohne ſeine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juriſtiſchen Collegia, ungeachtet er ein Theologus iſt. Achtzig Thaler Beſoldung dürften wohl nicht zu viel ſeyn; denn er iſt mein Vetter.

Der Schleifwege zum geiſtlichen Schafſtalle ſind ſo viel, daß jemand dieſer Gegend ſehr kundig ſeyn muß, wenn er es unternehmen will, ſie alle, oder doch nur die meiſten davon zu beſchreiben. Eines der ſicherſten und gewöhnlichſten Mittel iſt dieſes, wenn ſich der Candidat durch das Kammermädchen dem Herrn darſtellen läßt. Ich glaube nicht, daß jemand ſo abergläubiſch ſeyn, und hierbey etwas Bedenkliches finden wird. Wider das Recht der Natur läuft es wenigſtens nicht, und die Kirchengeſchichte unſrer Zeit rechtfertigt den Gebrauch. Die Gelegenheit und der Raum verſtatten mir nicht, weitläuftig zu ſeyn; außerdem würde ich mir Mühe geben, zu beweiſen, daß die Vocation in der Hand eines ſolchen Frauenzimmers einen doppelten Werth erhalte. Ein Mann, der Muth genug hat, dieſen Schritt zu wagen; den weder Exempel noch Vernunft abhalten können, ſich mit einer Perſon auf ewig zu verbinden, welche zwar nicht allemal, doch ſehr oft, von einer problematiſchen Tugend iſt, und gewiß nicht vergeſſen wird, bey der geringſten Gelegenheit ihm vorzuſagen, daß er durch ſie Schutz und Amt gefunden hat; ein ſolcher Mann ohne Gefühl wird gewiß auch in ſeinem Amte ſtandhaft, und immer unempfindlich bleiben; und die größten Verfolgungen, die über ſein Amt ergehen,

„werden ihn nicht niederbeugen, da er weit größere in ſeinem Hauſe zu erdulden gewohnt iſt.

„Dieſe Betrachtungen bewegen mich, jungen Leuten wohlmeynend zu rathen, daß ſie ſo bald, als es möglich iſt, dergleichen Bekanntſchaften ſuchen, um ſich ihrem Glücke zu nähern. Ich will es beiden Theilen leicht machen, und für beide ein Formular liefern, wie man ſein Herz in dergleichen Fällen ausſchütten müſſe.“

An ein Kammermädchen.

Mademoiſelle,

Da ich weis, wie viel Sie zu gewiſſen Stunden über den gnädigen Herrn vermögen, ſo glaube ich, daß ich mein Glück in keine beſſern Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünſche mir, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen; und dieſes durch Ihren Vorſpruch. Sie werden keine Urſache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgeſetzt habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich ſonſt der gnädigen Herrſchaft ganz ſchuldig bin, und da ich mich von meinem Vorfahren wenigſtens dadurch unterſcheiden werde, daß ich weder zu mürriſch, noch zu pedantiſch bin, Ihnen bey müßigen Stunden auf vielerley Art zu ſagen, daß ich ſey,

Mademoiſelle,

der Ihrige.

***

N. S.

Ich bin Magiſter, drey Ellen drey Zoll lang, ſechs und zwanzig Jahre alt, habe, wie man mir ſagt, einen feinen Fuß, und bin ſehr geneigt, zu ſeiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magiſter,

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er ſagte, . . . nein, gewiß nein, ich kanns Ihnen nicht ſagen, was er ſagte; erſt ſagte er gar nichts, aber hernach . . . . ich werde ganz roth, er kriegte mich beym Kinne, und ſagte, wie er immer ganz ſpaßhaft iſt: »He! »kleine Hure, willſt du dir den Informator . . . .« ich kanns bey meiner Ehre nicht rausſagen; er fragte mich, ob ich Sie kennte? »Bey meiner Frau Muhme habe »ich ihn geſtern geſehen,« ſagte ich, und da ſagte ich weiter nichts. Mit einem Worte, mein Herr Magiſter, es iſt ſo gut, als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts. Der Vorreiter hat ihr des Schulmeiſters älteſten Sohn vorgeſchlagen, und ſie hat es auch dem Vorreiter verſprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, ſo einen rothkopfigen Informator; den ſollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie ſich immer fertig. Sobald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolik kriegt, will ich ihn noch einmal daran erinnern.

Er iſt ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur ſagen, daß Sie ſich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Menſche bey ſich, das Maulaffengeſichte möchte auch gern Kammermädchen heißen. Der vorige Informator ſagte immer, ſie hätte ſchöne weiße Zähne; ich denke, der Balg wird ihm wohl nachziehen, wenn er weg iſt. Aber, ich weis nun nicht, was ſie thun wird, wenn ſie nun, ich ſetze nun den Fall, ſie bliebe noch da, da nehmen Sie ſich ja vor ihr in Acht, es iſt ein böſes gefährliches Thier, ſie hat ein meſchantes Maul. Gott bewahre einen jeden Chriſten vor ihr! der Nickel! Nun, wie geſagt, machen Sie Ihre Sachen fertig, daß Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerinn.

N. S.

Wie Gott will! Ich bin immer noch ein und zwanzig Jahr alt. Unſer alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Ihre Dienerinn. Für das ſchöne Band danke ich; es iſt auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt wohl Leipzig.

»Wenn etwa dieſe Art, ſeine Abſichten zu erklären, »zu dreiſt, und nicht fein genug vorkömmt, den will »ich durch den kleinen Roman befriedigen, welcher in »den nachfolgenden ſechs Briefen erzählt wird. Hat je»mand von meinen Leſern Zeit und Luſt, ſich ſelbſt im »Briefſchreiben zu üben, der wird wohl thun, wenn er »den zweyten Theil dazu verfertigt, und die Neubegierde »ſeiner Freunde befriediget, welche vielleicht gern möch»ten wiſſen wollen, ob der Candidat die Pfarre wirk-

»lich angenommen; ob ſeine, und der jungen Wittwe »Wünſche erfüllt worden: und ob der Kirchenpatron »noch oft nöthig gehabt, ſie über ihren ſeligen Mann zu »tröſten.«

Schreiben

Einer Prieſterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magiſter,

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen inliegenden Brief zu überſenden. Er betrifft Ihre Beforderung an die Stelle meines ſeligen Mannes. Sollte die Sache zur Richtigkeit kommen, ſo wünſche ich Ihnen im voraus Glück, und beſonders dieſes, daß Sie des Amts länger genießen mögen, als mein ſeliger Herr, welcher es nur vier Jahr lang verwaltet hat, und deſſen Tod mir deſto ſchmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreyjährigen Eheſtande, in meinem zwey und zwanzigſten Jahre, als eine unglückliche Wittwe verlaſſen hat. Das Amt iſt ſehr mühſam wegen der ſtarken Wirthſchaft, die damit verknüpft iſt, und die ohne großen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigſtens ſiebenhundert Thaler, und mein ſeliger Herr würde ſich dadurch unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens ſolches beſtreiten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche ſolches allemal auf einem Brete ausgezahlt bekommen muß. Sollten Sie veranlaßt werden, eine Gaſtpredigt zu thun, ſo ſtehe Ihnen mein Haus und Tiſch zu Dienſten, wenn es Ihnen gefiele, bey mir abzutreten. Fänden ſich noch einige Schwierigkeiten wegen Ihrer Beförderung, ſo haben Sie das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen nach Vermögen, und mit gutem Erfolge dienen werde, da ich ſeit vielen Jahren mich der Gnade unſers Kirchenpatrons rühmen kann. Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines Hochgeehrten Herrn

ehrendienſtwillige,
N. Wittwe.

N. S.

Ich habe von meinem ſeligen Herrn, tröſte ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen iſt immer kränklich, daß es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muß ich nicht bey allem meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwey und zwanzigſten Jahre erleben! Antworten Sie ja bald.

Mein Herr,

Der Herr Stiftsrath hat mir ſo viel Gutes van Ihnen zu rühmen gewußt, daß ich glaube, keine beſſere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt iſt eines der austräglichſten; doch muß ich Ihnen auch dieſes ſagen, daß die meiſten Einkünfte in der Wirthſchaft beſtehen. Es wird nöthig ſeyn, daß Sie wenigſtens tauſend Thaler in Händen haben, um das Inventarium anzuſchaffen. Könnten Sie ſich mit der Wittwe verſtehen, daß ſie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein billiges überließe, ſo wären einige hundert Thaler zu erſparen. Sie iſt ein billiges Weib, und ich habe ſie allemal als eine gute Frau gefunden. Noch eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache zur Richtigkeit kömmt; ſo ſehn Sie ſich nach einer guten Wirthinn um, welche auf dem Lande erzogen iſt, und die Haushaltung, beſonders die hieſige Landesart, wohl verſteht; denn darauf kömmt viel an, ſonſt ſind Sie gleich im erſten Jahre ruinirt. Ich überlaſſe alles Ihrer Einſicht, denn ich bin keiner von denen, welche die Vocationes mit ſolchen Bedingungen übergeben, die eigennützig ſind, oder dem Candidaten zur Laſt fallen können. Melden Sie mir Ihre Entſchließung, und ob Sie eine Gaſtpredigt thun können. Da ich als Officier wenig auf meinem Gute, und unverheurathet bin, auch keine eigne Wirthſchaft habe, und auf dem Schloſſe bauen laſſe; ſo will ich Ordre ſtellen, daß Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gaſtpredigt thun. Die Wittwe wird Ihnen alle Höflichkeit erweiſen. Schreiben Sie mir, ſo bald Sie können. Mein Reitknecht ſoll die Antwort bey der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

N. S.

Sie ſind doch nicht ſchon mit einem Mädchen verſprochen?

Gnädiger H[illegible]

Ich ſehe das Anerbieten Ew. Gnaden, die Austräglichkeit des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen, und noch dazu kränklichen Kinde, ihr Vermögen, und eine ganz eingerichtete Wirthſchaft, billig als einen göttlichen Beruf an. Geſchieht es mit Dero gnädigen Erlaubniß, ſo will ich auf künftigen Sonntag die Gaſtpredigt thun, und ſodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bey meinem Amte ſo bezeigen, daß Ew. Gnaden mit der getroffnen Wahl zufrieden ſeyn ſollen; zu Dero gnädigſten Protection empfehle mich gehorſamſt, und bin ꝛc. ꝛc.

Hochgeehrte Frau,

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragne Amt zu beſinnen. Ich folge dem mir gegebenen Winke mit Freuden, und verlaſſe mich auf Dero Vorſpruch bey dem gnädigen Herrn. Da ich auf dieſe Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe, ſo werde ich mich weiter Ihres wohlgemeynten Raths bedienen; und weil ich mich wegen der ſtarken Wirthſchaft nothwendig bald verheurathen muß; ſo werde ich keine Frau, als von Ihrer Hand, annehmen. Ich weis, daß Sie bey Ihrer guten Einſicht nach meinem Wunſche wählen, und mich auch auf dieſe Art glücklich machen werden. Künftigen Sonntag, ſo Gott will, ein mehrers. Ich werde alsdann meine Gaſtpredigt thun, und Gelegenheit haben, Ihnen ausführlicher die

Verſicherung zu thun, daß ich [illegible] wahrer Hochachtung ſey ꝛc. ꝛc.

Gnädiger Herr,

Ew. Hochwohlgebohrnen Gnaden überſende durch den alten Hanns die Antwort des Herrn Magiſters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunſche lauten wird. Ich erkenne mit demüthigem Danke, die Gnade, welche Sie bey dieſer Gelegenheit auf eine ſo vorſichtige Art gegen mich hegen. Nehmen Sie ſich einer armen verlaſſenen Wittwe ferner an, und ſeyn Sie verſichert, daß ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich ſeyn werde. Ich glaube, ſeit ſechs Jahren einiges Recht auf Ihre gnädige Vorſorge erlangt zu haben, und alles, was ich wünſche, iſt dieſes, daß ich ferner auf Ihrem Gute bleiben, und ſo oft, als möglich, Sie mündlich überzeugen könne, daß ich unverändert ſey,

Gnädiger Herr,

Dero

demüthige Dienerinn,

***

Kleiner Narr,

Thuſt du doch ſo demüthig und ehrbar, als wenn wir einander erſt geſtern hätten kennen lernen. Verlaß dich auf mich! Habe ich dich das erſtemal mit Ehren unter die Haube gebracht, ſo will ich dich auch itzt gewiß mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candidat iſt verflucht hitzig. Wer Teufel hat ihn ſo kirre gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm gienge, ſo machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Gaſtpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmarſchirt kommen. Neige dich fein tief, und werde hübſch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir; Hannchen, gieb ja wohl auf deine ſchelmiſchen Augen Acht. Dein ſchwarzer Ritter, ſo hitzig er iſt, ſcheint mir kein ſolcher ehrfurchtsvoller Pinſel zu ſeyn, wie der gute ſelige Mann, dem ich wohl hätte ein längeres Leben wünſchen wollen. Laß es gut ſeyn, wir wollen ihn ſchon dreſſiren, wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stelle dich ja recht züchtig und fromm; wenn er dein Mann iſt, kannſt du ſchon wieder einbringen, was du itzt verſäumſt. Fromme Wittwen, böſe Weiber! nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, ſo komme ich auf den Sonntag früh ſelbſt. Da mußt du recht erſchrecken, wenn ich komme. »Je! Gnädiger Herr,« mußt du rufen, und dich tief, tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küſſen wollteſt. Ich werde kein Narr ſeyn, und es zulaſſen. Bedaure, daß du nicht im Stande wäreſt . . daß du dir die hohe Gnade nicht verſehen hätteſt . . daß du, da ich dir das erſtemal die Gnade meines Zuſpruchs gönnete, ſo wenig geſchickt . . . daß du bey deinen betrübten Umſtänden . . . (geſchwind fahre nach dem Schnupftuche, und reibe dir die Augen) daß dein ſeliger Mann . . . (immer beſſer geweint) daß du als eine unglückliche verlaſſene Wittwe . . . Siehſt du, ſo mußt du recht beſtürzt reden, immer von vorne anfangen, und nichts ausreden. Ich will dir zur rechter Zeit in die Rede fallen. »Meine liebe Frau Magiſtrinn, (will ich mit einem huldreichen Tone auf dich herab reden) faſſen Sie ſich, es iſt Gottes Wille, und Sie ſind eine zu gute Chriſtinn, als daß Sie unter Ihrem Kreuze murren ſollten. Tragen Sie es, als eine vernünftige Frau, in Geduld. Der Himmel, der Sie auf eine ſo ſchmerzliche Art betrübt hat, wird Sie vielleicht auf andere Art wieder erfreuen. Sie ſind dieſe fromme Gelaſſenheit Sich ſelbſt, und Ihrem armen Kinde ſchuldig. Sind Sie bey Ihren glücklichen Umſtänden andern, als eine vernünftige Frau, ein Exempel geweſen, ſo ſeyn Sie es auch itzt bey Ihrem Unglücke. Verſichern Sie ſich meiner Dienſtbereitwilligkeit auf alle nur mögliche Art. Der Herr Candidat ſcheint mir ein vernünftiger Mann zu ſeyn, der gewiß keiner armen Wittwe Unrecht thun wird. Ich werde Ihnen die Freundſchaft, die ich gegen Ihren ſeligen rechtſchaffenen Mann gehabt, (geſchwind wieder ein bischen geweint) gewiß niemals entziehen. Ihre Tugend und Ihr Unglück verdienen meine ganze Vorſorge.« Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weſte, was du am erſten kriegen kannſt. Ich werde mich vornehm zurückziehen, und dir die Hand väterlich drücken. Siehſt du, Hannchen, das iſt ungefähr der Text zu unſrer Komödie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich ſtehe dir für das Uebrige. Je klüger dein künftiger Mann iſt, je lieber wollen wir ihn betrügen. Der vorige war, unter uns geredt, ein wenig gar zu dumm. Der Verwalter ſoll dir Fiſche und Wildpret geben, ſo viel du brauchſt. Du weißt doch, daß auf dem Schloſſe gebaut wird, und kein Zimmer für mich zurechte gemacht iſt. Weißt du das nicht? Im Ernſte nicht? Freylich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müſſen. Der Herr Candidat mag oben im Studierſtübchen ſchlafen. Ich will mein Plätzchen ſchon finden. Verſtehſt du mich? Nun, führe dich fein ſchlau auf. Es wird ſchon gehen. Lebe wohl. Es bleibt beym Alten.

N. S.

Zerreiß den Brief ja, der Teufel möchte ſein Spiel damit haben.

Ein ſehr wichtiger Beweis von der Größe und Stärke unſerer Religion iſt gewiß dieſer, daß ſie auch an denjenigen Orten gewaltig und fruchtbar iſt, wo die geiſtlichen Aemter zu ihrer Schande durch die Vorſorge ſolcher Männer beſetzt werden, welche kaum unvernünftiger ſeyn könnten, als ſie ſind, wenn ſie auch gar keine Religion hätten.

»Ich habe ſchon ſonſt Gelegenheit gehabt, meine Gedanken davon bekannt zu machen *). Damit das Unſinnige deſto beſſer in die Augen falle, welches diejenigen begehen, die auf eine ſo unvorſichtige Art das wichtige Recht mißbrauchen, welches die Obrigkeit ihren vernünftigern Vorfahren gegönnt hat; und damit das Unanſtändige denen deſto mehr in die Augen falle, welche, ungeachtet ihrer ungeſitteten Lebensart und pöbelhaften Unwiſſenheit, unverſchämt genug ſind, die ewigen Wahrheiten eine Gemeine zu lehren, die ihnen nicht einmal ihr Vieh zu hüten anvertrauen würde; ſo habe ich die Züge in nachſtehenden beiden Briefen ziemlich

---

*) Im vierten Theile ſiehe: Antons Panſa von Mancha Abhandlung von dem Sprüchworte: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand.

»lich ſtark und deutlich gemacht, und von einem jeden »dergleichen Charakter einen Strich entlehnt, um meine »Kopey recht verabſcheuenswürdig zu machen. Sie »werden darum nicht unwahrſcheinlich; ich glaube, daß »faſt in einer jeden Dioces wenigſtens ein Original ſeyn »wird.

»Ich habe dieſen Eingang etwas ernſthaft abfaſſen »müſſen, weil ich hier mit einer Art Leſer zu thun bekomme, unter denen verſchiedne ſind, welche nebſt vielen andern Sachen, die ſie nicht verſtehen, auch dieſes nicht wiſſen, was die Eigenſchaft der Satyre und »Ironie erfodere, und daher ſchon öfters auf den unglücklichen Einfall gekommen ſind, mich in ihrem kleinen unwiſſenden Herzen, und wohl öffentlich, zu verketzern, wenn ich von dem Thörichten ihres Standes, »und von den unbilligen Abſichten ihrer Beförderer, in »der lachenden Sprache der Satyre geredet habe, um »diejenigen deſto verehrungswürdiger zu machen, welche »eine wahre Zierde ihres Amts, und alſo ganz anders »ſind, als ſie.«

Lieber Herr Bruder,

Es iſt mir recht lieb, daß dein Alter ſich abgeführet hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weis nicht, ob die Leute ſich einbilden, daß wir ihnen darum Amt und Brodt geben, daß ſie uns alle Sonntage die bitterſten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen ſchieben ſollen. Für die Bauern iſt das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, ſo lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich ſonſt nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande, und für uns; die wir alte Landedelleute ſind, ſieht das andächtige Kopfhängen ſehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, ſo würdeſt du ein ehrbarer frommer chriſtlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich geworden ſeyn. Was meynſt du, Brüderchen, was iſt rühmlicher, über der Poſtille, oder beym Deckelglaſe einzuſchlafen? Laß die Pfaffen für uns beten, wir wollen für ſie ſaufen. Jeder nach ſeinem Berufe! »Aber »auf dieſe Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh,« ſagte dein Alter. Gut! Wer weis denn auch, obs wahr iſt. Fahren wir, wie unſere Alten; ſo wollen wir auch leben, wie unſere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, ſittlich! Ein rechtſchaffener Deutſcher müßte ſein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reiſen wollte, daß er Waſſer trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen! Du brauchſt einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorſchlagen, das iſt ein ganzer Kerl. Er iſt zehn Jahre als Feldprediger bey meinem Regimente mit herumgelaufen, und er iſt recht, wie ich mir ihn wünſche. Er hat an mich geſchrieben, und gebeten, dir ihn vorzuſchlagen. Da, lies den Brief ſelbſt. Ich verliere ihn ungern. Der iſt recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämſt, ſo wird er nicht muckſen. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu freſſen, ſo iſt er zahm, wie ein Lamm. Du wirſt deine Freude mit ihm haben. Er ſäuft dich und deine hochadlichen Gäſte alle unter den Tiſch, und wenn er die ſchwarze Kutte ausgezogen hat, ſo flucht er, wie ein Korporal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, ſeinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchler ſteht ſo fromm da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel ſahren wollte. Meine Kathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer gieng mir manchmal ins Gehege! Nun, Brüderchen, wie geſagt, nimm ihn. Seinethalben magſt du leben, wie du willſt. Und wenn du heute zum Teufel fährſt, ſo fährt er morgen nach. Es iſt ein braver Kerl. Grüße mir deine Menſcher. Lebe wohl.

Gnädiger Herr Obriſter,

Es iſt beym Herrn von ** eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte ſie gern haben. Kathrinchen ſagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüßig, und möchte gern einmal meinen eignen Herd, und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und ſorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit ſeinem Patrone in großer Feindſchaft gelebt hat; aber die Schuld war ſeine. Ich getraue mir beſſer mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren ſchon. Wenn er mir giebt, was mir gehört; ſo mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur Gnade, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie ſind zu vornehm, als daß Sie uns zu gefallen fromm und chriſtlich leben ſollten. Und unter uns geſprochen, aus dem beſtändigen Poltern kömmt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert ſichs ſo wohl. Es iſt ſchlimm genug, wenn die Herren einmal bey Hofe ſind, und ein Paar Wochen ehrbar thun müſſen; ſollen wir ihnen auch das Leben ſauer machen, wenn ſie ſich beym Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt beſſer. Saufen und Huren iſt bey Herren von Ihrer Art und Erziehung außer den Ahnen immer noch das einzige, womit ſie ſich von uns bürgerlichen Pöbel unterſcheiden. Halten Sie mir dieſen Scherz zur Gnade; ich rede, wie ichs meyne. Sie kennen mich ſchon. Mit einem Worte, gnädiger Herr Obriſter, ſchaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, meine Seele! nicht ein Glas-Wein mehr mit Ihnen. In dieſer Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obriſter,

Dero

zum Gebete und unterthänigſt zu
dienen ſtets willigſter

N. Feldprediger.

Ich bin überzeugt, daß dem gemeinen Volke, und beſonders dem Landvolke, ein geſchickter und fleißiger Schulmeiſter faſt noch unentbehrlicher ſey, als ein gelehrter und beredter Prediger. Und dennoch iſt man an vielen Orten bey der Beſetzung dieſes Amtes beynahe noch leichtſinniger, und noch weniger beſorgt, als bey den andern geiſtlichen Aemtern. Ich will mich nicht dabey aufhalten. Ich will meinen Schulmeiſter reden laſſen. Noch zur Zeit iſt er nicht befördert; ich weis aber ein gewiſſes Rittergut, wo ich ihn in Vorſchlag bringen will, und ich hoffe gewiß, er wird ſein Glück daſelbſt machen.«

Hochwürdiger, Hochgelahrter Herr,
Gnädiger Herr Lieutenant,

Unſer Schäfer hat mir erzählt, daß Ihr Schulmeiſter in voriger Woche geſtorben iſt, und daß Sie bemüht ſind, dieſe Stelle, ſo bald möglich, wieder zu beſetzen. Da ich im vorigem Jahre den Lerchenſtrich von Ew. Gnaden gepachtet, und zwey Gulden mehr gegeben habe, als mein Vorfahr; ſo nehme ich mir die Freyheit, Ew. Excellenz dienſtfreundlichſt zu bitten, Sie wollen die hohe

Gnade haben, und mich zu Ihrem allerunterthänigſten Schulmeiſter machen. Meine Stimme iſt gut, und ich getraue mir die größte Kirche zu füllen. Die Orgel ſchlage ich friſch, und in Fugen bin ich ſtark. Ich habe das Unglück gehabt, dreymal abgeſetzt zu werden; aber meine Feinde ſind Schuld daran, und vielleicht wäre es das letztemal auch nicht geſchehen, wenn ich dem Superintendenten zu rechter Zeit einen gemäſteten Truthahn geſchickt hätte. Das erſtemal kam es über des Schulzens Frau her. Der Korporal gab mich an; aber er mochte wohl ſeine Urſachen haben. Es giebt böſe Leute, die alles zu Bolzen drehen, und ich war noch nicht verheurathet. Das zweytemal war mein eigner Pfarrer Schuld daran. Ich weigerte mich, ihm den Prieſterrock aufs Filial nachzutragen; und deswegen machte er dem Kirchenpatrone weiß, ich ſey alle Tage im Branntweine beſoffen. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß es alle Wochen nur ein Paarmal geſchahe, und noch dazu war es im damaligen Winter grimmig kalt. Das drittemal war ich vollends gar unſchuldig. Es fiel dem Superintendenten ein, daß ich in ſeiner Gegenwart catechiſiren mußte. Freylich gieng es nicht recht, wie es ſeyn ſollte, und meine Jungen wußten mehr, als ich ſie fragen konnte; aber der Catechiſmus iſt auch niemals mein Hauptſtudium geweſen, weil ich mich von Jugend an aufs Vogelſtellen gelegt habe. Soll man deswegen einen ehrlichen Mann abſetzen, weil er das nicht verſteht, was zu ſeinem Amte gehört? Wie viel Pfarrer und Superintendenten würden ohne Amt herumlaufen, wenn das eingeführt werden ſollte! Wie geſagt, wenn ich in Zeiten geſchmiert hätte, ſo wäre ich wohl beſſer gefahren. Aber meine Frau wollte nicht daran; ſie hatte den Truthahn gar zu lieb. Sehen Sie, gnädigſter Herr Lieutenant,

nant, das iſt nun alles, und davon macht man ſo ein Aufhebens. Ich denke, in Ihr Dorf werde ich mich ganz gut ſchicken. So viel Ihre Bauerjungen von Gottes Worte brauchen, will ich ihnen doch wohl vorſagen. Für armer Leute Kinder mag es halbweg ſeyn. Auf den Reſpekt halte ich; da gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will die Jungen zuſammenpeitſchen, ſie ſollen Oel geben, wenn ſie nicht gut thun wollen. Was mir am Chriſtenthume und dem Catechiſmus abgeht, das erſetze ich auf eine andere Art. Sie haben keinen Barbier im Dorfe, den Sie doch ſo nothwendig brauchen, da Sie ſich beſtändig daſelbſt aufhalten. Das verſtehe ich perfect. Ich will Ew. Gnaden umſonſt ſcheeren, nach dem Striche und wider den Strich, wie Sie es verlangen, und alles umſonſt, darauf können ſich Ew. Excellenz verlaſſen. Die gnädige Frau Gemahlinn iſt eine Liebhaberinn vom Branntweine: das ſage ich Ihnen, ſo ſchön muß ihn kein Menſch abziehen, als ich. Meine Frau hat ein beſondres Geheimniß, Froſchleichwaſſer zu machen, welches zu einer reinen Haut, und wider die Sommerſproſſen hilft. Das wird ſehr gut für den älteſten Junker ſeyn, welcher ſehr viel auf ein hübſches weißes Geſichtchen hält. Ich glaube, Ew. Magnificenz ſollen ſo viel Einſicht haben, und finden, daß ſich niemand beſſer zu Ihrem Schulmeiſter ſchickt, als ich. Rechnen und Schreiben iſt auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner Statt thut. Ich denke ja wohl, das geſchieht in den meiſten Aemtern, daß einer den Titel und die Beſoldung hat, und einen großen Jungen für ſich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht iſt, das wird doch bey einem armen Dorfſchulmeiſter auch angehen. Mit einem Worte, ich verlaſſe mich darauf, daß ich den Dienſt kriege. Gevatterbriefe und Hochzeitbriefe, das iſt mein Werk, die kann ich ſchreiben, trotz zehn andern! Ich ſchicke Ihnen von beyden eine Probe mit, die ſich gewaſchen hat. Wenn Sie mir den Dienſt geben, gnädigſter Herr Lieutenant, ſo ſchenke ich Ihnen den beſten Lockfinken, den ich habe. Der junge Herr ſoll meinen Staar kriegen, das iſt ein Staar! Er kann Ew. Gnaden in dreyerley Sprachen einen Hahnrey heißen, und hat mehr gelernt, als mancher Magiſter. Laſſen Sie mir durch Ihren Pachter antworten, gnädiger Herr. Er darf mir nur den Brief mit dem Dreſcher überſchicken. Ich halte mich mit meiner Frau itzt, weil ich keinen Dienſt habe, haußen in der Kneipſchenke am Anger auf. Und hiermit Gott befohlen. Der ich allſtets verharre,

Gnädiger Herr Lieutenant,
Ew. Excellenz

allerunterthänigſt, treugehorſamſt
pflichtſchuldigſter
* * *

N. S.

Meine Frau meynte, ob ich nicht, wenn ich das Schuldienſt kriegte, von Ew. Gnaden den Titel als Kantor bekommen könnte? Da bey allen Aemtern die Titulaturen ſteigen, ſo möchte ich auch nicht gern zurück bleiben. Es wird ſich wohl geben.

A.

Formular
zu einem Gevatterbriefe, à 8 gl.

T. T.

Nachdem es dem großen Gott gefallen hat, meine liebe Hausfrau in Gnaden zu entbinden, und uns beyderſeits Aeltern mit einem jungen Töchterlein zu erfreuen, und aber uns, als chriſtlichen Aeltern, obliegen will, dieſes Kindlein dem Herrn vorzutragen, und hierzu chriſtliche Taufzeugen zu erbitten, worzu wir Ew. ꝛc. vorlängſt in unſer Herz eingeſchloſſen haben:

Als ergeht an meinen Hochzuehrenden Herrn, und zukünftig werthgeſchätzten Herrn Gevatter, mein dienſtfreundliches Suchen und Bitten, Dieſelben wollen Sich gefallen laſſen, morgen des Nachmittags um drey Uhr, wird ſeyn der ſiebente May, ſich allhier einzufinden, dieſes chriſtliche Werk zu verrichten, und ſodann in unſrer Behauſung mit Speis und Trank, ſo viel Gott beſchert hat, großgünſtig vorlieb zu nehmen. Dafür werde ich ſeyn

T. T.

Meines Hochzuehrenden Herrns,
und zukünftigen werthgeſchätzten
Herrn Gevatters,

dienſtwilligſter
ꝛc. ꝛc.

B.

Detto ein Formular,

noch etwas feiner; koſtet einen Gulden Trankgeld für den Schulmeiſter.

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,
Inſonders Großgünſtiger, Hochzuehrender
Herr Gevatter,
Vornehmer Freund,

Denenſelben kann aus erfreutem Gemüthe nicht verhalten, welchergeſtalt der allgewaltige Gott meine Eheliebſte ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde heute Morgens um acht Uhr in Gnaden entbunden, und uns beyderſeits mit einem wohlgeſtalten jungen Söhnlein verehret.

Wenn denn ſolches unſer Kindlein, gleich andern Menſchen, in Sünden empfangen und gebohren, und dahero uns Aeltern obliegen will, ſolches zur heiligen Taufe befördern zu laſſen, dazu aber chriſtliche Mittelsperſonen, und Taufzeugen erfodert werden, und zu unſerm hochzuehrenden Herrn Gevatter das Vertrauen haben, daß Dieſelben nebenſt andern dieſes chriſtliche Werk auf ſich nehmen werden;

Als ergehet an Dieſelben mein und meiner Eheliebſten dienſt- und ehrenfreundliches Bitten, Sie wollen von Ihren vornehmen Geſchäfften ſich ſo viel abmüßigen, ſonder Beſchwerde morgendes Tages, gönnets Gott, gegen drey Uhr in der Kirche allhier zu erſcheinen, obgedachtes unſer Kindlein in der Taufe vortragen zu helfen, darauf mit Ihrer Frau Eheliebſte in meiner Behauſung einzuſprechen, und mit den Tractementen, ſo der liebe Gott an Speis und Trank beſcheren wird, verlieb und willen zu nehmen.

Solches, wie es Denenſelben zu Ehren, mir und meiner Eheliebſten aber zu ſonderbarem Gefallen, und unſerm Kindlein zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gereicht; alſo ſind wir es andere Wege zu verdienen, und zu verſchulden gefliſſen, unter göttlicher Obhut verbleibende,

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter
Herr,
Meines Hochzuehrenden Herrn Gevatters

dienſtwilliger
N. N.

C.

Formular
zu einem Hochzeitbriefe.

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Vornehmer Freund,

Denenſelben gebe ich hiermit zu vernehmen, welchergeſtalt auf vorher abgeſchicktes Gebet, und darauf erfolgte göttliche Fügung, auch mit Genehmhaltung und Einwilligung beyderſeits Aeltern, ich mich unlängſt mit

Jungfer N. N. Herrn N. N. allhier eheleiblichen jüngſten Tochter in ein beſtändiges Ehegelöbniß eingelaſſen, und ſolches uf den funfzehnten innſtehenden] Monats, vermittelſt prieſterlicher Copulation zu vollziehen entſchloſſen.

Wenn denn dabey meinen Hochgeehrten Herrn nebſt deren Eheliebſte auch gerne ſehen und haben möchte; als ergeht an Dieſelben mein dienſt- und ehrenfreundlich Bitten, Sie wollen belieben, Sich ſo viel von Ihren obhabenden vornehmen Verrichtungen dießmal zu entbrechen, bemeldten Tages in meiner Behauſung allhier einzufinden, der prieſterlichen Trauung beyzuwohnen, und Gott um eine gedeyliche Ehe anzurufen, und ſodann nach beſchehenen ſolchem Actu das der Zeit und Gelegenheit nach angeſtellte Hochzeitmahl zu genießen, und vollenden zu helfen.

Wie nun ſolches zuvörderſt dem Stifter des heiligen Eheſtandes zu Ehren, mir und meiner Verlobten, und beyderſeits Anverwandten, zu ſonderbarem Gefallen und Freundſchaft gereicht; alſo bin ich ſothane hohe Ehrenerweiſung in dergleichen, und andern Begebenheiten zu verdienen ohnvergeßlich, maaßen unter Gottes Schutz und Obhand verharre,

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,
Meines großgünſtig Hochgeehrten
Herrn

allezeit dienſtwilliger
N. N.

„Da

Damit ich meine Brieſe auch für dieſenige Art der Gelehrten brauchbar mache, welche ganz anders denken, und anders reden, als Vernünftige denken und reden, ſo will ich nachſtehenden Brief einrücken. Man gebe mir nur nicht Schuld, daß die Sache übertrieben ſey. Findet man nicht allemal aphthonianiſche Chrien, und iſt auch nicht allemal auf dem Rande beygeſetzt, wie der Gedanke im Griechiſchen oder Lateiniſchen heißt, den man vorbringt; ſo findet man doch das Weſentliche dieſer Pedanterey ſehr oft. Man mache mit einem jeden Brieſe, den ein Pedant mit Fleiß, und, nach ſeiner Art mit Ueberlegung ſchreibt, die Probe, und zergliedere ihn nach den Regeln der Schulkunſt, ſo wird man das Steife, und das Schematiſche auch alsdann finden, wenn ſich ſchon der Verfaſſer die Gewalt angethan hat, weder Sentenzen ſeiner Alten, die er Weisheit nennt, noch todte Sprachen, die ſeine Gelehrſamkeit ausmachen, darunter zu miſchen. Ich bin von dieſer Wahrheit ſo überzeugt, daß ich mir gewiß zu behaupten getraue, mein Brief würde bey dieſer Art Schriftſtellern großen Beyfall gefunden haben, wenn ich ihn nicht durch dieſen Vorbericht verdächtig gemacht hätte.»

CHRIA APHTHONIANA.

Wird um eine Rectoratſtelle in einem kleinen Städtchen gebeten.

Hochedelgebohrne Frau,
Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn,

Laus auctoris & dictum. Sokrates, die Zierde Griechenlands, der Phönix ſeiner Zeit, der Weiſe, welcher unter den andern Weiſen hervorleuchtete, gleichſam als der Mond unter den kleinen Feuern, tanquam inter ignes luna minores; Sokrates, ſage ich, den, Hochedelgebohrne Frau, Xantippe ſelbſt nicht von ſeiner philoſophiſchen Höhe herunter zanken konnte; dieſer hat ſehr wohl und gelehrt geſagt apud *Xenophontem* Memor. Lib. IV. cap. I.

Αἱ ἀριϛαι δοκουσαι ειναι φυσεις, μαλιϛα παιδειας δεονται.

zu Deutſch alſo lautend:

Drum glaubet mir zu dieſer Friſt,
Daß die Natur, ſo ſchön ſie iſt,
Dennoch den Unterricht vermißt.

Paraphraſis. Er wollte damit gleichſam andeuten, daß die vortrefflichſten Gemüther der Jugend die meiſte Zucht nöthig hätten, oder, wie es nach dem eigentlichen Verſtande unſers Grundtextes lauten möchte, daß ſie mehr als andre der vernünftigen Anweiſung eines gelehrten Schulmannes bedürften, und zwar ſchlechterdings und unumgänglich bedürften, wie das Wörtlein δεονται ſolches klärer, als die Mittagsſonne, anzeigt.

Cauſa. Denn wie nothwendig iſt es nicht, Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn, daß man der Natur zu Hülfe komme, welche nur den rohen Stoff zu groſſen Geiſtern ſchafft, und das Uebrige der ſorgfältigen Ausbildung der Schulleute überläßt?

Contrarium.

Unrecht, ja dreymal und viermal unrecht thun diejenigen, welche dieſe Vorſorge verabſäumen, und, da ſie der Himmel in ein Amt, quaſi in ſpeculam geſetzt hat, darauf zu ſehen, daß das Beſte einer Stadt, und des gemeinen Weſens überhaupt, befördert werde, dennoch die Sorge für die Schulen verabſäumen, und die Sache nicht für ſo wichtig halten, allen Stein zu bewegen, damit ſie fleißige und geſchickte Lehrer dahin ſetzen, und dieſen die Unterweiſung der Jugend anvertrauen möchten, die dieſe Unterweiſung deſto nöthiger hat, je hoffnungsvoller ſie iſt, και μαλιστα παιδειας δεονται, zu reden aus dem Sokrates, und deſſen obangeführten Worten.

Parabola.

Pferde von der beſten Art müſſen am meiſten durchgearbeitet werden. Sie machen es bey dem edlen Feuer ihren Herren oft am ſchwerſten; aber deſto nöthiger iſt es, ſie ſorgfältig zuzureiten. Ein träges unedles Pferd braucht dieſe Bemühung nicht; aber es iſt auch nur für den Pflug geboren.

Exemplum.

Wer war größer, als Dionyſius der Zweyte, da er noch Tyrann, und das Schrecken von Sicilien war? Das widrige Glück konnte ihm den Thron nehmen, aber niemals die Begierde, der Welt zu nutzen: So groß er geweſen war, ſo wenig ſchämte er ſich doch, die griechiſche Jugend zu lehren, und mit der Hand, womit er ganze Länder zerſtört hatte, mit eben der Hand ſuchte er die Kinder der Corinthier zur Weisheit zu führen.

Teſtimonium.

Wie unglücklich diejenigen ſind, ſo die Zucht ihrer Kinder verabſäumen, das beweiſen die traurigen Folgen, welche zuerſt ihre eignen Familien empfinden, und welche nach dieſem das ganze gemeine Weſen treffen. Dieſe unglücklichen Aeltern möchten ſich wohl laſſen vom Homer zurufen:

Αἴθ' ὄφελον, ἄγαμος τ' ἔμεναι, ἄγονος τ' ἀπολέσθαι.

Epilogus. Sie ſehen hieraus deutlich, Hochedelgebohrne Frau, wie nöthig es iſt, daß E. E. Wohlw. Rath dieſer Stadt das erledigte Schulrectorat ungeſäumt beſetze, und mit einem Manne beſetze, deſſen Standhaftigkeit, deſſen Fleiß, deſſen Treue, deſſen Anſehen, deſſen Gelehrſamkeit, deſſen weiſe Einſicht in die großen Wahrheiten, die uns Sokrates und Homer hinterlaſſen haben, deſſen . . . jedoch, ich ſage nichts weiter, Sie werden mich verſtehen. Ich habe mich mit meinem Suchen an Sie gewandt, da ich weis, daß Ihr theurer Ehegemahl in dieſem Jahre unter Ihren auſpiciis an der Regierung iſt. Erlange ich das Vergnügen, daß Sie mit Ihren vielgeltenden, und erleuchteten Füßen in meine Meynung herabſteigen; ſo bin ich glücklich, und ich weis gewiß, daß ſodann der ganze Ehrenveſte Rath hinter drein ſteigt, et manibus pedibusque in Tuam deſcendit ſententiam.

Ich verharre in dieſer großen Hoffnung ad extremum vſque vitae halitum,

Hochedelgebohrne Frau,
Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn,
Ew. Hochedelgeb.

gehorſamſt ergebenſter, und
ehrendienſtwilligſter
N. N.

Es iſt beynahe keine Handlung und Beſchäfftigung
»in der Welt, welche man nicht in gewiſſe Regeln
»gebracht, mit Grundſätzen befeſtiget, und mit Exempeln
»erläutert hat. Wir haben eine Kunſt zu lieben,
»eine Kunſt zu trinken, eine Kunſt zu regieren, eine
»Kunſt zu leben. Mit ſolchen Kleinigkeiten beſchäfftigt
»ſich unſer ſpielender Witz, wichtigere Sachen verabſäumen
»wir. Sind wohl alle dieſe Künſte dem Menſchen
»ſo nöthig, als ihm die Kunſt zu beſtechen iſt? Ich
»ſchäme mich, daß ich der erſte ſeyn muß, der meinen
»Landsleuten die Augen öffnet, meinen Landsleuten, die
»ſo oft mit einem patriotiſchen Stolze die Glückſeligkeit
»ihrer aufgeklärten und erleuchteten Zeiten rühmen. Ich
»will es thun, wenigſtens will ich einen Verſuch davon
»liefern. Es iſt mir vielmals ganz unbegreiflich geweſen,
»durch welches Schickſal ich zu dem Amte verſtoßen
»worden bin, das ich führe *); nunmehr glaube ich, es
»einzuſehen. Die Kunſt zu beſtechen habe ich meine
»Landsleute lehren ſollen; dazu war mir mein Amt nöthig.
»Ich will dieſem deutlichen Berufe folgen. Man
»wird meiner Lehre glauben können, da ich mit Ueberzeugung
»lehre. Der zärtliche Ovid lehrte die Kunſt
»zu

---

*) Dieſer Brief ward im Jahre 1752 geſchrieben.

»zu lieben; der feurige Horaz die Kunſt zu dichten; und ich, berechtigter durch mein Amt, ich lehre die Kunſt zu beſtechen.

»Es wird nicht leicht jemand zu finden ſeyn, der in ſeinem Leben nicht wenigſtens einmal, es ſey nun als Kläger, oder als Beklagter, in die traurige Nothwendigkeit wäre gebracht worden, daß er einen Theil ſeines Glücks, oder wohl gar ſein ganzes Glück der zufälligen Einſicht des Richters, und den von deſſen Willkühr abhangenden Geſetzen Preis geben müſſen *). Und was iſt hierbey wohl nöthiger, als die Kunſt zu beſtechen? Will er ſich auf ſeine gerechte Sache verlaſſen? das iſt ein leerer Name, ein Wort ohne Beſtimmung. Wer ſoll entſcheiden, ob ſeine Sache gerecht iſt; da man noch in den wenigſten Richterſtuben einig iſt, was Gerechtigkeit ſey? Soll man dieſe Entſcheidung aus den Geſetzen nehmen? Aber müſſen die Geſetze nicht ſo wollen, wie der Richter will? Oder iſt der Richter etwan der Geſetze wegen da? Vielleicht; aber ſelten.

»Iſt es wohl ſicher, ſich auf die Erfahrung und billige Einſicht des Richters zu verlaſſen? Wer leiſtet uns die Gewähr, daß der Richter erfahren, und billig, und einſehend ſey? Es iſt möglich, daß er es ſeyn kann; aber Sachen, die möglich ſind, machen noch keine Wahrſcheinlichkeit aus; und was dann und wann

»ge-

---

*) So oft ich in dieſer Abhandlung eines Richters erwähne, ſo oft nehme ich dieſes in dem allgemeinſten Verſtande, und begreife darunter alle diejenigen, denen Amts- oder Commiſſionswegen, oder auf andere Art die Entſcheidung, oder auch nur die Unterſuchung einer Sache aufgetragen iſt.

»geſchieht, das kann keine allgemeine Regel werden. Richterſtuben werden beſetzt, wie andere Aemter; wollen wir von ihnen mehr verlangen, als von andern Aemtern? Oftmals, und nur gar zu oft, nimmt der Richter zwey Drittheile von der gerechten Sache für ſich; in das übrige Drittheil theilen ſich ſeine Schreiber, die Advokaten, und die Parteyen. Was hilft mir bey dieſer Plünderung die augenſcheinlichſte Gerechtigkeit, die auf meiner Seite iſt? Wie glücklich bin ich, wie viel gewinne ich nicht, wenn ich die hohe Kunſt verſtehe, einem eigennützigen und unwiſſenden Richter auf eine anſtändige Art, und mit gutem Nachdrucke begreiflich zu machen, daß meine Sache gerechter iſt, als die Sache meines Gegenparts, oder, im Kanzleyſtyl zu reden, wenn ich weis, meinen Richter zu beſtechen?

»Das iſt alles Pedanterey, was der unnütze Fleiß müßiger Rechtsgelehrten von der Erklärung der Geſetze geſchrieben hat. Für wen ſchreiben ſie dieſes? Für die Richter? Viele von ihnen leſen nicht einmal die Geſetze, wie ſollen ſie Geduld genug haben, die trocknen Erklärungen zu leſen? Für die Advokaten? Den wenigſten unter ihnen iſt daran etwas gelegen, daß die Geſetze deutlich ſind. Für die Parteyen? Was hilft es den Parteyen, Erklärungen zu wiſſen, die dem Richter ekelhaft, und den Advokaten in ihrer Nahrung ſo nachtheilig ſind? Die ſicherſte, die beſte, die vortheilhafteſte Art, den wahren und eigentlichen Sinn der Geſetze ſeinem Richter deutlich zu machen, iſt die Kunſt, ihn zu beſtechen.

»Ein Richter wird noch immer, wenigſtens um die Formalien ſeines Amts zu beobachten, unparteyiſch und gewiſſenhaft thun. Iſt er noch nicht gar zu lange

»Richter, oder iſt er ſonſt von einer gemeinen und ſchlechten Erziehung, ſo wird er von Zeit zu Zeit etwas fühlen, das ihm ſagt, es ſey unbillig, parteyiſch zu ſeyn. Dieſes Etwas nennt der Pobel Gewiſſen, und es iſt vielmal für einen Theil der Parteyen von ſchlimmen Folgen. Durch die Kunſt zu beſtechen erleichtern wir unſerm Richter die Unbequemlichkeit des Gewiſſens.

»Ich verlange aber ſchlechterdings, daß man ſolches als eine Kunſt anſehe, und ſehr vorſichtig dabey verfahre. Man muß die Geſchicklichkeit beſitzen, die Gemüther der Menſchen, und, im gegenwärtigen Falle, die Leidenſchaften eines Richters zu erforſchen. Kein Umſtand in ſeiner Verwandtſchaft, in ſeinem Hauſe, iſt zu klein, den man nicht ſorgfältig bemerken, und ſich zu Nutze machen müßte. Der Angriff muß von der Seite geſchehen, wo der Richter uns die Blöße giebt, ſonſt wird er ſich vertheidigen, und der Gegner wird ſich unſere Unvorſichtigkeit zu Nutze machen.

»Wie die Arten der Beſtechung ſehr verſchieden ſind, ſo iſt die erſte Regel dieſe: Man muß ſich durchaus nicht merken laſſen, daß man beſtechen will.

»Einmal iſt der Satz richtig und ausgemacht: ein jeder will für einen ehrlichen Mann gelten, der ſich außerdem ſehr viele Mühe giebt, es nicht zu ſeyn. So niederträchtig unſer Richter iſt, ſo hungrig er iſt, ſich beſtechen zu laſſen; ſo ſehr werden wir ihn beleidigen, wenn wir ihm merken laſſen, daß wir die Abſicht haben, ihn zu beſtechen. Er muß ſich ſchämen, nicht vor ſich, ſondern vor uns; er wird den Namen eines unparteyiſchen Richters behaupten, er wird ſeiner Natur Gewalt anthun, gerecht zu ſeyn, um uns das nachtheilige Vorurtheil zu benehmen, daß er das ſey, was ner iſt. Er muß befürchten, daß wir die Einſicht ſeines Fehlers mißbrauchen, und entweder den Werth der Gefälligkeit nicht erkennen, die er uns durch ſeine Nachſicht bezeigt, oder ihm gar ſeinen Fehler öffentlich vorrücken, wenn wir etwa eine andere Gelegenheit finden ſollten, mit ihm unzufrieden zu ſeyn. Dieſe ungewöhnliche Gerechtigkeit wird ihm ſodann deſto leichter ankommen, je gewiſſer ein aufmerkſamer Gegner ſich unſre Dummheit zu Nutze macht. und den beleidigten Richter dadurch auf ſeine Seite bringt, daß er ihn, wegen ſeiner uns erzeigten ſtrengen Gerechtigkeit, auf eine anſtändigere und bündigere Art ſchadlos hält.

»Ich habe bey einer andern Gelegenheit bezeugt, wie ſehr ich wünſchte, daß meine Landsleute ſich gewöhnen möchten, ſo zu ſchreiben, wie ſie denken. Gegenwärtigen Fall nehme ich aus. Wo die Frage entſteht, ob ich mein Vermogen verlieren, oder der Wahrheit Eintrag thun will? da iſt die Wahl leicht. Bey einem Richter, welcher die Ehrliebe dergeſtalt in ſeiner Gewalt hat, daß er damit machen kann, was er will; bey dieſem würde es ſehr unvorſichtig ſeyn, durch die Wahrheit ſeine Ehrbegierde zu reizen. Dadurch, daß ich dieſen Fall ausnehme, widerſpreche ich meinem Satze gar nicht. Eine andere Sprache iſt diejenige, die ich in Geſellſchaften, und im gemeinen Leben rede, da kann ich, da ſoll ich die Wahrheit ſagen; eine ganz andere Sprache aber iſt der ſtylus curiae, da muß ich dem Herkommen gemäß reden, oder, welches einerley iſt, ich muß den Richter zu eben der Zeit, da ich ihm zeige, daß er ein Schelm iſt, verſichern, daß ich ihn für einen unpartheyiſchen, für den billigſten Mann halte.

»Damit ich dasjenige deutlicher mache, was ich hier »geſagt habe, ſo will ich ein Paar Briefe einrücken, wo »man dem Richter ſagt, daß man ihn beſtechen will. Ein »jeder ſetze ſich an die Stelle des Richters, und prüfe ſich, »was er in dieſem Falle werde gethan haben.«

Mein Herr,

Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen: die Klage, die mein ehemaliger Mündel wider mich erhoben hat, iſt leider gegründet genug. Ich habe einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens theils verwahrloſet, theils an mich gebracht. Vielleicht wäre ich wenigſtens vorſichtiger geweſen, wenn ich nicht die Abſicht gehabt hätte, meine Tochter an ihn zu verheurathen. Dieſes würde meine Sache, und meine Rechnungen, gerechtfertigt haben. Mein Fehler iſt es nicht, daß ſich dieſe Ehe zerſchlagen hat. Inzwiſchen bin ich unglücklich, daß ich über eine Sache angegriffen werde, da ich mich nicht vertheidigen kann. Es würde mir dieſer Zufall noch empfindlicher ſeyn, wenn ich mit einem Richter zu thun hätte, der zu gewiſſenhaft wäre, ſich beſtechen zu laſſen. Ich freue mich unendlich, mein Herr, daß Sie es nicht ſind. Sie haben den Ruhm in der ganzen Stadt vor ſich, daß Sie zuerſt auf Ihren Vortheil, und hernach auf Ihrer Clienten Sache ſehen. Sie werden mir nicht ungütig nehmen, daß ich hier eine Sache gegen Sie erwähne, die Sie, meines Wiſſens, niemals heimlich gehalten haben. In der That iſt es auch für Sie kein Fehler. Und wäre es ja ein Fehler, ſo würde die Schuld auf diejenigen fallen, welche Sie in dieſes Amt geſetzt, da Sie ihnen nicht haben unbekannt ſeyn können. Mit einem Worte, es iſt hier etwas zu verdienen. Mein Advokat, ein Mann, welcher wohl verdiente, Ihr Nachfolger zu ſeyn, iſt überzeugt, daß ich eine ungerechte Sache habe, und dennoch getraut er ſich durch Deren gütige Vermittelung den Proceß wenigſtens zwölf Jahre aufzuhalten, wenn ich tauſend Thaler Gebühren dran wagen wollte. Dieſer Vorſchlag ſcheint mir, unter uns geſprochen, etwas eigennützig zu ſeyn. Ich habe es anders ausgerechnet. Von dieſen tauſend Thalern würden ungefähr dreyhundert Thaler an Sie, als Richter, kommen; Sie ſollen aber fünfhundert davon haben. Zweyhundert ſende ich Ihnen hiermit auf Abſchlag, die übrigen dreyhundert bekommen Sie ſofort, wenn ich den Proceß ohne Weitläuftigkeit gewonnen habe. Ich rede mit einem Manne von Erfahrung; es wird mir alſo nicht ſchwer, Ihnen die Billigkeit meines Suchens verſtändlich zu machen. Nehmen Sie es immer ohne Bedenken an. Sie, mein Herr, können an Ihrem ehrlichen Namen nichts weiter verlieren; ich aber kann einen Proceß dadurch gewinnen. Ich verlaſſe mich auf Ihre billige Einſicht, und bin,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochgeehrter Herr Commiſſar,

Es iſt weiter nichts, als eine Zunöthigung von meinen Unterthanen, welche ſich durch den Eigennutz eines ungewiſſenhaften Advokaten haben aufwiegeln laſſen. Die Sache iſt in der That durch die Länge der Zeit, und die

Bosheit meiner Gegner ſehr verworren. Ich bin erſchrocken, da ich gehört habe, daß die Commißion an Sie ausgebracht worden iſt, weil ich weis, daß Sie ſich vielleicht zu allem, nur zu keinem Commiſſar ſchicken. Man hat mir von Ihrer Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit ſo viel beſondre Umſtände erzählt, daß ich untröſtbar ſeyn würde, wenn man mich nicht zugleich verſichert hätte, daß man Sie mit einer Bouteille Wein, und einer Hand voll Dukaten zu allem vermögen könnte, was man verlangt. Ich bediene mich dieſes Mittels deſto lieber, da ich es nicht mißbrauche, ſondern Ihnen nur die Billigkeit meiner Sache deutlich zu machen ſuche, welche Sie außerdem ſo wenig verſtehen. Ich erwarte Sie auf den Sonntag bey mir; meine Pferde ſollen Sie abholen. Wir wollen uns mit einander ſatt trinken, und die Sache dabey überlegen. Damit Sie ſehen, wie erkenntlich ich ſeyn will; ſo mache ich hier einen Anfang mit einem Duzend Dukaten. Es ſoll nicht das letzte ſeyn, ſo Sie von mir bekommen, und für Ihre Küche will ich ſorgen, ſo lange die Jagd währt. Sie, mein Herr, denke ich doch wohl noch ſatt zu machen. Ich erwarte Sie alſo gewiß, und hoffe ſodann gegen die Gebühr einen beyfälligen Bericht von Ihnen zu erhandeln, bin im übrigen,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Ich habe gehört, daß Ihnen mein Kläger heute früh ein Fäßchen Auſtern geſchickt hat. Der dumme Teufel!

Er weis noch nicht recht zu leben, wenigſtens verſtehe ich die Praxin beſſer, als er. Auſtern ohne Wein ſind ein ungeſundes Eſſen. Ich habe die Ehre, Ihnen mit einem Feuillet Burgunder aufzuwarten, welchen der Ueberbringer dieſes bey Ihnen abzuladen Befehl hat. Ich hoffe, Sie werden nunmehr nicht einen Augenblick mehr zweifeln, daß meine Sache die gerechteſte ſey; und ich glaube, daß es heute nur Ihr Scherz geweſen, da Sie bey der Ankunft der Auſtern gegen meinen Advokaten gedachten, daß Kläger wirklich viel vor ſich habe. Sollten Sie wider Vermuthen bey der Sache noch einigen Zweifel finden; ſo ſteht beym Austrage derſelben noch ein Korb Champagner zu Dienſten. Ich thue alles, was möglich iſt, Ihnen die Augen zu offnen. Fällt es Ihnen etwas ſchwer, den Abſchied zu machen, ſo trinken Sie nur ein Paar Bouteillen von meinem Weine. Ich ſtehe Ihnen dafür, rationes decidendi werden ſich ſodann von ſich ſelbſt geben. Unter Erwartung, daß der Burgunder ſeine gute Wirkung thun werde, verharre ich mit aller Hochachtung,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Dero

ergebenſter Diener.

Gnädige Frau Amtmanninn,

Der Teufel iſt wieder einmal mit Euerm Herrn gar los. Das bisgen Dahlen wird doch den Hals nicht koſten ſollen! Das Menſch ſieht gut aus, es iſt wahr, und ich traf ſie auf der Panſe allein an; und da habe ich nun ſo etwan mit ihr geſchäkert. Gewiß, Frau Amtmanninn, weiter habe ich nichts gethan, oder doch nicht viel mehr. Darüber hätte meine Frau nicht ſollen ein ſolches Lärmen machen. Ich kann ja nichts dafür, daß ſie häßlicher ausſieht. Eine runde derbe Magd iſt mir freylich lieber. Wir Bauern, wir haben Fleiſch und Blut eben ſo gut, wie vornehme Leute. Und wenn man über ſo ein bischen Ehebrechen den Kopf verlieren ſoll, ſo möchte ich wiſſen, wie unſer gnädiger Herr Amtmann ſeinen Kopf ſo lange durchgebracht hat. Mit einem Worte, Frau Amtmanninn, ich ſehe die Karte wohl. Mein Gütchen ſticht Euerm Herrn in die Augen. Wißt Ihr was? ganz kriegt ers ſo nicht; ich will was Uebriges thun, es ſoll mir nicht darauf ankommen. Schelme muß man ſchmieren. Die Wieſe hinter Euerm Vorwerke hat der Herr Amtmann ſchon lange gern von mir haben wollen. Ich will ſie ihm geben; ſie iſt unter Brüdern zweyhundert Thaler werth. Ich will thun, als wenn ich ſie ihm verkaufte. Da bleibt alles hübſch in ſeiner Ordnung. Aber darnach muß er mir auch das arme Menſch aus dem Gefängniſſe laſſen davon ſpringen. Ich will ſie ſchon wegbringen, daß ſie nimmermehr wieder ins Amt kommen ſoll. Ueberlegt es immer, gnädige Frau Amtmanninn, ich dächte nun ſo, es wäre ein Vorſchlag zur Güte. Auf dieſe Art kriegt Ihr die Wieſe, und die Unkoſten; und wenn ich zum Schwur käme, ſagte mein Advokat, ſo kriegtet Ihr nichts. Leſt Euch aus, was Ihr wollt. Ich nähme die Wieſe, wenn ich an Eurer Stelle wäre. Geſtern habe ich geſchlachtet, da ſchicke ich Euch ein halbes Rind, das mag ein gutes Wort für mich einlegen. Kurz und gut, gnädige

Frau Amtmanninn, befehlt Eurem Herrn, daß er mich ungeſchoren läßt. Er mag immer einmal durch die Finger ſehen; er hat es ja beym Schulzen auch gethan. Lebt wohl, Frau Amtmanninn. An die Panſe will ich gedenken. Seht immer, wie Ihr mir dasmal raushelft. Braucht Eure Tochter etwan einen Stein Flachs? Wie geſagt, lebt wohl. Ich bin,

Gnädige Frau Amtmanninn,

Eure Hanns.

»Ich will meine Leſer nicht fragen, was ſie in dem Falle thun würden, wenn ſie an des Richters Stelle wären, und dergleichen Briefe erhielten, wie diejenigen ſind, die ich hier angeführt habe. Ich wenigſtens würde mich ſehr leicht entſchließen, und wenn ich einen noch ſo ſtarken Trieb empfände, mich beſtechen zu laſſen, ſo würde ich mir bey einem dergleichen unvorſichtigen Antrage doch Gewalt anthun, und Wieſe, und Wein und Geld, mit einer gerechtigkeitliebenden und unparteyiſchen Miene verachten, um meinen guten Namen zu retten, und bey einer beſſern Gelegenheit noch einmal ſo viel zu verdienen. Ein vernünftiger Client, er habe nun eine gerechte oder ungerechte Sache, wird weit behutſamer gehen, und ſeinen Zweck auch weit eher erlangen. Die Leidenſchaften der Richter ſind wie die Leidenſchaften anderer Menſchen. Den Beyfall eines dummen Mäcenaten werde ich mir nicht leichter erwerben, als wenn ich von der Bewunderung rede, zu der ſein Verſtand alle Welt zwingt. Keine Verführungen

„ſind dem Frauenzimmer gefährlicher, als wenn man ihnen von dem Werthe ihrer Tugenden, von ihrer edlen Grauſamkeit, und von unſern unſträflichen und ehrliebenden Abſichten vorprediget. Ein eigennütziger und partheyiſcher Richter nimmt unſer Lob mit offnem Munde an, wenn wir ihm mit der Hochachtung ſchmeicheln, die ſeine vorgegebene Billigkeit und Unpartheylichkeit verdienen. Er fühlt es zwar, daß wir nicht wahr reden; unſre Unwahrheit aber thut ihm ſo wohl, daß er ſich Mühe giebt, zu glauben, es ſey unſer Ernſt, daß er ſich nach und nach ſelbſt zu bereden ſucht, er ſey wirklich der billige und unpartheyiſche Mann, von dem wir reden. Er ſinnt bey ſich auf eine Entſchuldigung, wie er das Verfahren rechtfertigen könne, wenn er unſer Geſchenk annehmen wollte. Er ſieht, daß es weniger verdächtig ſeyn würde, wenn unſre Sache gerecht wäre; er giebt ſich alſo Mühe, unſre Sache gerecht zu finden. Er wendet ſie ſo lange von einer Seite zur andern, bis er eine gute Seite findet; an dieſe hält er ſich. Er entſchuldiget die verdächtige Seite, er bearbeitet ſich endlich, zu glauben, daß unſre ganze Sache gerecht ſey, und erfreut ſich über dieſe Entdeckung. Nunmehr macht er ſich ein Gewiſſen daraus, unſre gerechte Sache unvertheidigt zu laſſen. Seine theure Amtspflicht iſt nun die vornehmſte Triebfeder, die ihn nöthigt, ſich unſrer anzunehmen; die Geſchenke aber ſind ein ganz kleiner Nebenumſtand, den er aus lauter Begierde zur Gerechtigkeit ſchon anfängt zu vergeſſen. Wenigſtens ſieht er es nur als eine kleine Erkenntlichkeit an, die wir ſeiner Unpartheylichkeit ſchuldig ſind, und die er ohne Bedenken annehmen kann, weil unſre Sache allein die gerechte Sache iſt. Wie viel haben wir gewonnen, wenn wir unſern Richter ſo weit bringen können, daß

man

ner ſich Mühe giebt, ſich ſelbſt zu betrügen; daß er vergißt, er ſey beſtochen? Wie nachdrücklich wird er uns unterſtützen, wenn er uns mit einer innerlichen Ueberzeugung unterſtützt! Würden wir dieſen großen Endzweck wohl erlangt haben, wenn wir ihn nicht kunſtmäßig beſtochen hätten?

»Damit es meinen Leſern bey dieſer ſo unentbehrlichen Wiſſenſchaft nicht an Exempeln fehle, ſo will ich deren ein Paar hier einrücken. Es wird ſie ein jedweder nach ſeinen Umſtänden einzurichten, und zu verändern wiſſen.«

Mein Herr,

Ich empfinde das Unglück, welches alle redliche Vormünder empfinden, wenn ſie undankbare Mündel herangezogen haben. Ich habe mir wegen meines jungen Vetters weder eine Unachtſamkeit, noch einige Untreue vorzuwerfen; ich habe ſein Vermögen redlich, wenigſtens ſo gut, als das meinige, beſorgt. Deſto mehr muß es mich kränken, da ich erfahre, daß dieſer junge unbeſonnene Menſch bey Ihnen verſchiedene Klage wider mich erhoben hat. Durch einen Zufall, den ich nicht habe vermeiden können, ſind ein großer Theil meiner Privatrechnungen verloren gegangen, durch welche ich meine Unſchuld darthun, und den muthwilligen Zunöthigungen meines Mündels widerlegen könnte. Es würde mich dieſes unruhig machen, wenn ich mit einem andern Richter zu thun hätte, als mit Ihnen, mein Herr. Wie glücklich bin ich, da ich weis, daß mein guter Name, meine zeitliche Ruhe, von der weiſen Einſicht eines Mannes abhängt, welcher ſich ſeit vielen Jahren den Ruhm verdient hat, daß er der gerechteſte Mann ſey! Sie wiſſen es, mein Herr, und Sie haben die traurigſte Erfahrung ſelbſt gehabt, wie empfindlich es einem rechtſchaffenen Vormunde ſey, dergleichen undankbare Vorwürfe von der ausſchweifenden Jugend anzuhören. Erinnern Sie ſich einmal dieſer Erfahrung, und haben Sie Mitleid mit mir. Eine nachdrückliche Zuredung von Ihnen wird dieſen jungen Menſchen, der von Natur nicht boshaft, ſondern nur verführt iſt, gar leicht wieder in Ordnung bringen. Sein Advokat wird ſich ſeines Unternehmens ſchämen müſſen, wenn er aus Ihren Vorſtellungen ſieht, daß Sie, mein Herr, ſein Beginnen verabſcheuen. Sie werden mich hierdurch mit einemmale aus einer Unruhe reißen, welche mich viele Jahre hindurch beängſtigen, und mir viele Unkoſten verurſachen könnte. Viele hundert Thaler würden kaum zureichend ſeyn, mich eines Anſpruchs zu entſchütten, welcher mir durch den Verluſt meiner Rechnungen ſehr gefährlich wird. Es iſt nichts billiger, als daß ich Ihnen eine kleine Verſicherung meiner Erkenntlichkeit gebe. Da ich durch Ihre gütige und vielvermögende Vermittelung ſo viel hundert Thaler erſparen kann; ſo ſind beyliegende zweyhundert Thaler nur ein geringer Anfang derjenigen Schuld, die ich abzutragen mir vorgenommen habe. Ich beſchwöre Sie bey Ihrer Amtspflicht, bey Ihrer Begierde, unrechtleidenden Perſonen beyzuſpringen, bey dem Ruhme, den Sie ſich bey aller Welt erworben haben, daß Sie ein Feind aller ungerechten Bedrängungen und koſtbaren Rechtshändel ſind, bey der Hochachtung, die ich und die ganze Stadt für Sie hege, beſchwöre ich Sie, betrüben Sie mich dadurch nicht, daß Sie dieſer meiner guten Abſicht eine unrechte Deutung geben. Sehen Sie dieſe Kleinigkeiten nicht als etwas an, das mir gehört; ſehen Sie es vielmehr als einen Theil desjenigen an, was Sie durch Ihre Bemühung den Klauen meines ungerechten Gegners entreißen. Dieſer unbillige Menſch wurde mir es mit Gewalt abgepreßt haben. Muß ich mich alſo nicht freuen, wenn ich es in den Händen eines rechtſchaffenen Mannes wiſſen kann, welcher es nur anwendet, das Armuth zu unterſtützen, und unrechtleidenden Perſonen beyzuſpringen? Nehmen Sie es zu dieſem großen Endzwecke an; glauben Sie, daß niemand ſo begierig iſt, erkenntlich zu ſeyn, als ich es bin; retten Sie mich aus den Händen eines eigennützigen Gegners, und erſparen Sie einem jungen unbeſonnenen Menſchen die Schande der Undankbarkeit. Hemmen Sie dieſen Rechtshandel, oder zum mindeſten helfen Sie mir ohne Weitläuftigkeit zu dem Rechte, das ich habe, und doch ſchwer beweiſen kann. Von einem ſo erfahrnen, gelehrten, und rechtſchaffenen Manne, als Sie ſind, mein Herr, iſt dieſes noch das wenigſte, was ich erwarten kann. Von mir erwarten Sie Hochachtung und Dankbarkeit, ſo lange ich lebe. Ich bin,

Mein Herr ꝛc.

der Ihrige.

Hochgeehrteſter Herr Commiſſar,

Meine unruhigen Bauern haben wenig gewonnen, daß ſie die Unterſuchung an Sie ausgebracht haben. Meine Sache hätte in keine glücklichern Hände, als in die Ihrigen, fallen können, da Sie ein Mann ſind, der

Einſicht, Erfahrung und Billigkeit hat. Verzeihen Sie mir ein Lob, das ich Ihnen nicht unter die Augen ſagen ſollte, da ich Ihre Beſcheidenheit kenne. Es iſt das erſtemal, daß ich die Ehre habe, an Sie zu ſchreiben, und es liegt mir daran, daß Sie wiſſen, wie genau ich Sie dem ungeachtet kenne. In der That ſage ich nichts weiter, als was mich Ihre Obern von Ihnen weit umſtändlicher, und noch weit rühmlicher verſichert haben. Darf ich es wohl geſtehen, daß ich hohen Orts ſelbſt Anlaß gegeben habe, Sie zum Commiſſar in dieſer Sache zu erbitten? Vielleicht iſt Ihnen die Arbeit ſehr beſchwerlich; aber entſchuldigen Sie immer meine Freyheit. Rechtſchaffne und geſchickte Männer, wie Sie ſind, ſucht man man auch wider ihren Willen. Die Sache iſt durch die Länge der Zeit, und die Bosheit der Gegner, in der That ſehr verworren; aber deſto nöthiger iſt mir der Beyſtand eines ſo unparteyiſchen Richters. Ich verurſache Ihnen Mühe, für die ich gewiß erkenntlich ſeyn werde. Sollten Sie etwan baaren Verlag, oder ſonſt Aufwand nöthig haben; ſo überſende ich hier ein Dutzend Dukaten. Dem ungeachtet erwarte ich Ihre Liquidation vollſtändig. Bey einer ſo außerordentlichen Arbeit, als dieſe iſt, müſſen Sie durch Ihren Fleiß und Unparteylichkeit den geringſten Schaden nicht leiden. Ich würde ſehr gern ſehen, wenn ich noch vor dem Termine aus der Sache mündlich mit Ihnen ſprechen könnte. Meine Pferde ſollen Sie abholen. Ich höre, Sie ſind ein Liebhaber von der Jagd; halten Sie ſich ein Paar Tage bey mir auf, wir wollen uns wohl vergnügen. Ich ſende Ihnen einen kleinen Friſchling. Sehen Sie einmal, ob es ſich nicht der Mühe verlohnt, ſie zu ſchießen. Ich erwarte Sie gewiß. Einen freundlichen Wirth, und ein gutes Glas Wein ſollen Sie finden. Ich bin mit der aufrichtigſten Zuneigung,

Mein Herr,

Ihr Diener.

„Dieſe beiden Briefe ſagen in der That eben dasjenige, was die ſagen, welche ich oben eingerückt habe. „Sie drücken es nur auf eine feinere Art aus; und ein „Richter muß in der That ſehr unempfindlich, oder ganz „altväteriſch ſeyn, wenn er ſich nicht auf dieſe Art gewinnen läßt.

„Es giebt noch eine feinere Art, den Richter zu beſtechen. Dieſes geſchieht im Spielen. Ein Client hat „viel gewonnen, wenn er es dahin bringen kann, daß „er mit ſeinem Richter ein hohes Spiel ſpielt. Ein Richter, der ſich ſo weit verläugnen kann, daß er Geſchenke „nimmt, wird gemeiniglich auch bey dem Spiele eigennützig genug ſeyn. Alsdann erfodert es die Klugheit, „daß wir ſo viel verſpielen, als nur möglich ſeyn will. „Wir wagen nichts, wenn er unſre Abſichten auch merkt. „Es iſt deſto beſſer für uns. Er kann keinen anſtändigern Vorwand haben, unſer Geld an ſich zu bringen, „als durch den Gewinnſt; er ſucht aber auch weiter „nichts, als einen anſtändigen Vorwand, und iſt wegen „der Abſichten unbekümmert, in denen wir es verſpielen. „Wir werden wohlthun, wenn wir ihm das Geld, das „er gewonnen hat, nicht gleich bezahlen. Man ſchickt „es den nächſten Morgen darauf, und thut, als ob „man ungewiß wäre, wie viel man eigentlich verſpielt „habe. Bey dieſer Ungewißheit bekommt man Gele-

»genheit, ihm noch einmal ſo viel zu ſchicken, als er be»kommen ſollte. Ich würde ungefähr dieſen Brief dazu »ſchreiben.«

Mein Herr,

Sie werden ſich nun nicht mehr wundern, wenn ich Ihnen die Urſache ſage, warum ich geſtern Abends in einer beſtändigen Zerſtreuung geſpielt habe. Der Advokat meines Gegners iſt bey mir geweſen, und hat mich ſo lange aufgehalten, bis ich zu Ihnen gieng. Der ungewiſſenhafte Mann! Seine Bosheit hat neue Waffen erdacht, mich niederzuwerfen. Bey der gerechteſten Sache, die ich habe, kann ich doch der unglücklichſte Mann werden. Er macht gar kein Geheimniß daraus, daß er nicht eher ruhen will, bis er mich ganz mürbe gemacht. Seine Wut geht ſo weit, daß er ſelbſt Sie, mein Herr, nicht ſchonet, und in allen Geſellſchaften ungeſcheut vergiebt, Sie wären der einzige, der ſich einkommen ließe, ihn an ſeinem Rechte zu hindern. Ein ſolcher Vorwurf muß einen gerechten und unparteyiſchen Mann, wie Sie ſind, mehr vergnügen, als kränken. Sie alſo, mein Herr, ſind nach dem Bekenntniſſe Ihrer und meiner Feinde noch der einzige, der meine gute Sache unterſtützt. Wie glücklich bin ich, wenn Sie die Gütigkeit haben, und ſich derſelben ferner annehmen! Es muß Ihnen natürlich ſeyn, dieſes zu thun, da Sie ein ſo billiger Mann ſind. Wenigſtens würden es meine Feinde für eine Frucht ihrer Drohungen halten, wenn Sie anfiengen, derſelben mit wenigerm Eifer ſich anzunehmen. Nein, das läßt ſich von Ihnen gar nicht denken. Meine gerechte Sache, und mein gerechter Richter laſſen mich dabey

bey ganz ruhig ſeyn. Ich bin mit unveränderter Hochachtung,

Mein Herr ꝛc.

N. S.

Hier überſende meine geſtrige Spielſchuld. Meine Zerſtreuung iſt ſo groß geweſen, daß ich vergeſſen habe, wie viel ſie eigentlich betragen. War es mehr, ſo bitte, mir es zu melden; ich werde es mit Danke zahlen.

»Wäre der Richter wider Vermuthen ſo großmüthig, und wollte das Uebrige zurückſchicken, ſo traue ich »meinem jeden zu, daß er ſo viel Erfindung haben wird, »wahrſcheinlich zu behaupten, es ſey wirklich ſo viel geweſen. Leute, die begierig ſind, Geld zu nehmen, machen es uns nicht ſauer, wenn wir ſie überführen wollen, daß ſie ſchuldig ſind, es anzunehmen.

»Ich will hier eines Fehlers gedenken, den viele »Clienten begehen, wenn ſie dem Richter ihre Sache »empfehlen. Sie haben in der That die Abſicht, erkenntlich zu ſeyn, wie man es nennt, oder legal zu reden, »den Richter zu beſtechen. Sie verſichern ihn deſſen ſo »wohl mündlich, als ſchriftlich; ſie geben ihm aber weder mündlich noch ſchriftlich etwas. Dieß iſt ein großer »Fehler! Et formula cadunt, ſagt der Juriſt! So »behutſam man ſeyn muß, einem Richter zu ſagen, was »man denkt; ſo ungeſchickt iſt es doch, ihn nur mit Verſprechungen aufzumuntern. Männer, die die Gerechtigkeit verauctioniren, müſſen baares Geld ſehen, oder »ſie ſehen gar nichts. Wie wollen wir ihnen zumuthen, »

»daß ſie, was wir wünſchen, thun, und ſich nur auf unſre Großmuth verlaſſen ſollen? Trauen wir ihnen vielleicht nicht, und glauben wir, daß unſer Geſchenk etwan vergebens angebracht ſeyn mochte? Es iſt möglich; aber dergleichen Mißtrauen müſſen wir nicht an uns merken laſſen, oder der Schade iſt unerſetzlich, den wir uns zuziehen. Wir müſſen bey dem Richter etwas wagen, da wir etwas bitten; der Richter hat nicht Urſache, bey uns etwas zu wagen. Was ſoll der Richter für einen Vorwand haben, uns an unſer Verſprechen zu erinnern, wenn er gethan hat, was wir wünſchten, und wir das nicht erfüllen, was wir ihm verſprochen? Ich will ein Formular von einem dergleichen leeren Briefe hier einrucken, um meine Leſer wohlmeynend davor zu warnen.»

Hochzuehrender Herr Rath
und Amtmann,

Ich hoffe, meine gerechte Sache wird bey dem letztern rechtlichen Verfahren ſo deutlich geworden ſeyn, daß ich mir nichts gewiſſers verſprechen kann, als einen guten Ausgang des Proceſſes. Inzwiſchen weis ich, wie viel auf Sie ankömmt, um die Cabale meines Gegners zu zernichten, welcher ſo boshaft iſt, zu wünſchen, daß die Sache wenigſtens ſehr ſpät verloren werde, wenn er ſie ja einmal verlieren müſſe. Ich verlaſſe mich auf Ihre gute Vermittelung, und auf den Ruhm, den Sie als ein gerechter Mann haben. Die außerordentlichen Bemühungen, die ich Ihnen dadurch verurſache, verdienen meine ganze Erkenntlichkeit. Ich wage es noch nicht, itzt einen Anfang damit zu machen, da ich wohl weis, wie empfindlich ein Mann von Ihrem Charakter ſeyn muß, wenn ihm etwas angeboten wird, das ihn verdächtig machen könne, weil andre die guten und billigen Abſichten nicht wiſſen. Helfen Sie mir aus dieſem beſchwerlichen Handel. Da ich Ihnen auf dieſe Art ſo viel Mühe mache, und Ihnen eine Laſt aufbürde, die ich nicht von Ihrem Amte, ſondern nur von Ihrer Freundſchaft verlangen kann, ſo iſt es weiter nichts, als nur ein geringer Anfang meiner Erkenntlichkeit, wenn ich Ihnen Verſicherung gebe, daß ich nach volliger Beendigung der Sache Ihnen wenigſtens mit funfzig Dukaten aufwarten, und über dieſes mich für einen beſtändigen Schuldner von Ihnen erkennen werde. Ich überlaſſe mich Ihnen mit dem größten Vertrauen, und bin unausgeſetzt,

Hochzuehrender Herr Rath
und Amtmann,
Ihr
ergebenſter Diener.

»Ein dergleichen lediger Brief ohne Saft und Kraft, und ohne den geringſten bündigen Beweis, verdient eine Antwort, wie etwan die folgende iſt.»

Mein Herr,

Ich werde mich freuen, wenn Ihre Sache ſo beſchaffen iſt, daß ſie zu Ihrem Vortheile ausſchlagen muß. Ich werde nichts thun, als was die Gerechtigkeit erfodert, um das Vertrauen zu verdienen, ſo Sie gegen mich äußern. Kläger hat allerdings viel vor ſich, das werden Sie ſelbſt nicht läugnen können. Indeſſen will ich keinen Fleiß ſparen, Ihre Hoffnung, ſo gut es möglich ſeyn will, zu erfüllen, und mich bey Ihnen von einem empfindlichen Verdachte zu rechtfertigen, als wäre ich auf die Gerechtigkeit der Sache nur alsdann erſt aufmerkſam, wenn man mir eine Belohnung von ferne weiſt. Wodurch habe ich bey Ihnen ein ſo bittres Kompliment verdient? Sie hätten es nicht thun ſollen, mein Herr; und ich muß geſtehen, daß mich Kläger in dieſem Stücke beſſer kennt. Aber es ſey drum; dem ungeachtet will ich Ihnen zeigen, daß dieſe kleine Beleidigung mich nicht hindert, mit aller Ergebenheit zu ſeyn,

Mein Herr,

Ihr Diener

***

»Wir erſparen dem Richter die Mühe, roth zu »werden, und uns viel beſchwerliche Komplimente und »Krümmungen, wenn wir ihn beſtechen, ohne ein Wort »im Briefe davon zu ſagen. Es iſt auch dieſes Mittel »das beſcheidenſte, und für den Richter das ſicherſte, da »er kein Bedenken haben kann, unſern Brief allen zu »zeigen, die ihn ſehen wollen, weil ſie doch nur den Brief, »und nicht dasjenige ſehen, was im Briefe gelegen hat. »Seine Antwort an uns iſt ihm deſto weniger gefähr»lich, weil nur wir ſie verſtehen, und ſie für den dritten »Mann ein Räthſel bleibt. Wenn ich alſo meine ge»rechte Sache durch ein Paar Dutzend Dukaten begreif-

»lich machen wollte; ſo würde ich ſie ungefähr mit die-
»ſem Briefe überſenden.

Herr Commiſſar,

Mein Agent hat mir gemeldet, daß Sie ſich entſchloſſen haben, in meiner Sache des näheſten Bericht zu erſtatten. Ich empfehle Ihnen nochmals alles aufs beſte. Ich verlange weiter gar nichts, als was die Gerechtigkeit haben will. Es würde ganz vergebens ſeyn, mehr von Ihnen zu fodern; aber ich kann ruhig ſeyn, daß ich Sie bey dieſer Gelegenheit habe als einen Mann kennen lernen, der billig und einſehend iſt. Alles, was ich bitte, iſt dieſes, daß Sie die ungegründeten Zunöthigungen meiner Unterthanen in Ihrem Berichte ſo deutlich aus einander ſetzen, und ſo gründlich widerlegen, daß alle, die ihn leſen, eben ſo davon überzeugt werden, als Sie es ſind; und daß dem Gegentheile nichts übrig bleibt, die Sache länger zu verzögern. Mein Agent hat Ordre, den Bericht ſofort abzulöſen, und wenn Sie es verlangen, Vorſchuß zu thun. Da Sie mir alle Gelegenheit benommen haben, mich dankbar gegen Sie zu erzeigen; ſo kann ich doch wenigſtens dieſes nicht geſchehen laſſen, daß Sie meinetwegen ſich in koſtbaren Vorſchuß ſetzen ſollen. Ich bin unverändert,

Mein Herr,

der Ihrige ꝛc.

»Wenn nun ein Paar Dutzend Dukaten in dieſen
»ſtummen Brief gelegt worden, ſo kann ihn der Herr
»Commiſſar ganz ſicher alſo beantworten:»

Gnädiger Herr,

Sie beſitzen die Geſchicklichkeit, Ihre gerechte Sache ſo deutlich und überzeugend vorzutragen, daß man nicht einen Augenblick anſtehen kann, Ihrer Meynung beyzupflichten. Ich habe, ſo bald ich Ihren Brief erhielt, die Acten noch einmal ſorgfältig durchgeſehen, und finde in der That, daß die Zweifel, die ich mir machte, ſo erheblich nicht ſind, als ich vorher meynte. Der Bericht wird morgen abgehen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß er Ihnen nicht nachtheilig iſt. Ihr Agent hat ihn abgelöſt, und mich genöthigt, zwanzig Thaler Vorſchuß anzunehmen. Gewiß, gnädiger Herr, Sie ſind gar zu ſorgfältig, und Ihr Agent faſt zu eigenſinnig, daß er über dieſen Vorſchuß nicht einmal Quittung von mir annehmen wollen. Ich werde Gelegenheit ſuchen, die Sache ſo einzurichten, daß Sie Ihre Aufmerkſamkeit und Achtung gegen mich nicht einen Augenblick gereut. Sie haben böſe verſtockte Unterthanen, ein hartnäckiges Volk! Noch bis auf dieſe Stunde habe ich nicht einen Dreyer Commißionsgebühren von ihnen bekommen können. Sie ſind eine blinde Heerde, die ſich von ihrem ungewiſſenhaften Advokaten irre führen läßt; fiat juſtitia, pereat ruſticus! Die Leute wollen es nicht beſſer haben. Ich habe meine ſchwere Pflicht auf mir; allen kann ich es unmöglich recht machen. Ich habe Ihrem Agenten im Vertrauen geſagt, wo er ſich wegen des Berichts melden ſoll. Ein guter Bericht braucht dennoch einen guten Vortrag. Ich weis, gnädiger Herr, Ihnen darf man eine dergleichen Sache nur halb ſagen, ſo verſtehen Sie ſolche ganz. Ich bin mit der größten Ehrfurcht,

Gnädiger Herr,

Deren

unterthäniger Diener

***

»Das wären alſo einige Proben, wie man einen »gewinnſüchtigen Richter mit Gelde zahm machen ſoll. »Allemal aber geht das nicht an. Es giebt unter ihnen »Leute, welche von ihrer Pflicht ſo enge Begriffe haben, »daß man ihnen, ungeachtet aller nur möglichen Behutſamkeit, dennoch kein baares Geld anbieten darf, »ohne ſie zu beleidigen, und uns ihrer bitterſten Empfindlichkeit auszuſetzen. Um deswillen iſt es ſehr nöthig, daß man die Denkungsart eines jeden Richters »wohl prüfet, ehe man hier einen Schritt wagt. Nimmt »der Richter kein baares Geld, ſo bleiben doch noch hundert Wege übrig, ſeine theure Pflicht zu überraſchen. »Ich kenne einen Mann, welcher ſich gewiß ſehr unbändig anſtellen würde, wenn man ihm anſinnen wollte, »funfzig Thaler zu nehmen; und eben dieſen gewiſſenhaften Mann will ich mit einem halben Eymer Wein »weiter bringen, als einen weniger gewiſſenhaften Richter mit funfzig Thalern. Nur das baare Geld hat ein »ſo verhaßtes Anſehen, und viele ſind ihrer Mutterſprache »ſo wenig mächtig, daß ſie glauben, das Wort, ſich beſtechen laſſen, werde nur in dem Falle gebraucht, wo

»ein Richter baares Geld annimmt. Man mache ſich
»die Unwiſſenheit zu Nutze. Es iſt aber nöthig, daß
»ſolches mit eben der Vorſicht geſchehe, die ich in dem
»Vorhergehenden mit vieler Sorgfalt angerathen habe.
»Ein geſchickter Client muß ſo erfindſam ſeyn, daß er für
»ein jedes Geſchenk einen anſtändigen Vorwand hat.
»Damit meine Abhandlung auch in dieſem Falle praktiſch
»werde, ſo will ich einige Exempel mittheilen. Ich habe
»oben einen Brief eingerückt, wo der Beklagte die Au-
»ſtern ſeines Klägers mit einem Feuillet Burgunderwein
»überboten hat. Ich will dieſes Thema noch einmal
»annehmen.»

Hochgeehrter Herr Kammerrath,

Mein Freund in Straßburg hat etliche Piecen Burgunderwein an mich ſpedirt, und gebeten, ihm einen Kaufmann dazu zu verſchaffen. Ich ſchicke Ihnen hier zur Probe ein Feuillet, weil ich weis, daß Sie ein Kenner ſind; Sie werden finden, daß er ſehr gut iſt. Haben Sie die Gütigkeit, und trinken ihn auf meine Geſundheit. Können Sie jemanden erfahren, der eine Partie davon kaufen will, ſo werden Sie meinen Freund und mich Ihnen ungemein verbinden. Ich habe von einem ſichern Freunde aus Hamburg ein Paar Fäßchen Auſtern bekommen; ſie ſind aber bey itziger warmen Witterung ſo ſchlecht, daß ich mich ſchämen muß, Ihnen mit ſo elendem Zeuge aufzuwarten. Es iſt mir nicht allein, ſondern allen Kaufleuten ſo gegangen, die mit der letzten Poſt Auſtern erhalten haben. Ich erwarte künftige Neujahrsmeſſe etliche Körbe Champagner, etwas extra feines. Ich bin,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,
Dero
ergebenſter Diener,
* * *

N. S.

Wie ſteht es denn mit dem Proceſſe? Mein Advokat iſt gar zu ſaumſelig. Nehmen Sie ſich meiner an, ſo viel billig iſt.

»Etliche Klaftern Holz vor die Thüre des Richters geführt, ſie, ohne lange zu fragen, abgeladen, wieder fortgefahren, und ſodann erſt den Brief übergeben, thut bey einer geringen Sache ſeine gute Wirkung. Was will ein gewiſſenhafter Richter in der Angſt anfangen, wenn das Holz einmal da liegt, und niemand mehr da iſt, der es wieder wegfahren will? Inzwiſchen muß man doch dieſem Geſchenke, ſo gering es iſt, einen gewiſſen Anſtrich geben, damit es einen Werth erhält, und nicht beleidiget. Vielleicht geht es auf dieſe Art an.»

Mein Herr,

Es iſt ein Mißverſtändniß von meinem Verwalter geweſen, daß er Ihnen im vorigen Herbſte nicht mehr, als eine Klafter Holz, ausgezeichnet hat. Hier ſende ich deren noch viere. Ueber den Preiß wollen wir uns auf die Oſtermeſſe vereinigen. Ich bin ohnedem noch Ihr großer Schuldner; aber ich werde auf Mittel denken, es nicht länger zu bleiben. Wird denn meine Sache bald zum Berichte reif ſeyn? Ich wünſche ſehr, daß ich endlich aus dem böſen Handel kommen möge. Mein einziger Troſt iſt noch dieſer, daß ich mit einem ehrlichen Manne zu thun habe, der ein unparteyiſcher Richter, und mein Freund iſt . . .

A propos! Ich laſſe ſechs Mitteleichen fällen. Ich habe ſie der Frau Liebſte zu Ihrem neuen Gartenhauſe verſprochen. Aber dafür behalte ich mir die Erlaubniß vor, auf Johanne einen friſchen Hering darinne zu eſſen, wenn es fertig ſeyn wird. Sie ſehen, daß ich nichts umſonſt thue. Den Braten bringe ich ſelbſt mit, und für Wein mag meine Frau ſorgen. Ich bin mit der alten deutſchen Redlichkeit,

Mein Herr,

Ihr

guter Freund und Diener,

***

»Ich habe einen guten Freund, der ſeinen Proceß »mit nachſtehendem Briefe gewonnen hat. So wenig »gehört vielmals dazu, glücklich zu ſeyn, wenn man die »ſchwache Seite des Richters entdeckt hat, und ſeinem »Geſchenke, wenn es auch das wichtigſte nicht iſt, ein »gutes Anſehen zu geben weis.»

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Doctor,

Man hat mir geſagt, daß Ihnen in Ihrem ſchönen Münzkabinette noch drey Glockenthaler fehlen. Ich habe die Doubletten davon, und warte Ihnen damit auf. Sie werden mir nicht anmuthen, etwas dafür zu nehmen. Vielleicht haben Sie künftig einmal einige Stücken doppelt, und erlauben mir etwas davon. Weil Sie ein Kenner ſind, ſo bitte ich mir Ihre Gedanken über beyliegende Gemmam aus. Sie ſoll vom Kaiſer Galba ſeyn. Das Geſicht giebt es, wenn ich anders den Sueton recht verſtanden habe. Wäre dieſe Gemma, was ich glaube, ſo verdiente ſie wohl einen Platz in Ihrer Sammlung. Bey mir wird ſie nicht geſucht, weil ich weder auf alte Münzen, noch alte Gemmas viel halte. Ich habe meinem Gerichtsverwalter befohlen, Ihnen dieſe Stücken ſelbſt einzuhändigen, wenn er ſich die Ehre geben wird, Ihnen meine Leuterungsſache beſtens zu empfehlen. Die Bauern mißbrauchen die Nachſicht der Geſetze. Ich bin unverändert

Ew. Hochedelgeb.

dienſtergebenſter Diener,

***

»Ich könnte noch viel andere Exempel anführen, »wie man ſeine Geſchenke an den Richter bringen müſſe, »ohne den Wohlſtand zu beleidigen. Aber dieſes mag »inzwiſchen genug ſeyn, weil ich itzt nicht Willens habe, »eine weitläuftige Abhandlung, ſondern nur einen Ver»ſuch von der Kunſt zu beſtechen zu ſchreiben.

»Ich wollte wünſchen, [illegible] ich gewiſſe Regeln ge»ben konnte, wie eigentlich das Verhältniß zwiſchen der »Sache, um derentwillen man den Richter beſticht, und

»zwiſchen dem Geſchenke ſeyn müſſe. Es iſt aber ſehr ſchwer, etwas zuverläßiges davon anzugeben, weil die Perſon des Richters und des Clienten oft ein andres Verhältniß ausmachen, und weil noch öfter darauf geſehen werden muß, wie verzweifelt unſre Sache ſchon iſt, die wir retten wollen.

»Die Hauptregel iſt wohl dieſe, daß man lieber zu viel als zu wenig thue. Bey einem Richter, der nicht gar zu niederträchtig iſt, muß wenigſtens fünf Procent von dem Werthe der Sache gerechnet werden, die wir verlangen oder retten wollen. Bey einem hungrigen Richter kann man auch wohl weniger thun. Kleinigkeiten ſind von Zeit zu Zeit nöthig, um uns bey dem Richter in gutem Andenken zu erhalten; aber man muß ſie oft wiederholen, und ſich nicht zu ſehr darauf verlaſſen. Wie auf dem Lande alles wohlfeiler iſt, als in großen Städten, ſo iſt es auch mit der Gerechtigkeit. Man hat mir einen Gerichtsverwalter genannt, welcher ſich mit einer Kanne Butter blind machen läßt; bey uns iſt kaum ein Faß hinreichend.

»Weil ich einmal auf die Beſtechung von Viktualien komme, ſo will ich eine ungefähre Taxordnung machen, wie man ſich dabey zu verhalten hat.

»Wir wollen vorausſetzen, der Beſitzer eines mittelmäßigen Landgutes von zwölftauſend Thalern wird in Anſpruch genommen, daß er ſolches durch ein falſches Teſtament an ſich gebracht habe. Damit man nun eine Mittelſtraße nehmen darf, ſo ſoll der Proceß in einer kleinen Stadt anhängig ſeyn. Ich ſetze auch voraus, daß des Beklag[illegible] Sache ziemlich unrecht ſey. Auf dieſe beſtimmten Fälle würde ich die Taxordnung etwa ſo einrichten:

»»1) Bey Inſinuation der Klage, dem Amtsboten einen halben Gulden, und ein Glas Brannewein. Es iſt bekannt, wie viel Einfluß vielmals der kleinſte Diener der Gerechtigkeit in einer Sache hat.

»»2) Bey der Litisconteſtation, der Frau Amtmanninn einen Scheffel Weizen, einen Truthahn, und einen Schinken.

»»3) Binnen der Zeit, als rechtlich verfahren wird, erhält man den Richter durch verſchiedene kleine Gefälligkeiten in der Aufmerkſamkeit. Man richtet ſich nach der Jahrszeit; der mittlere Preiß iſt eines Guldens werth.

»Nota bene! Den Gerichtsactuar nicht zu vergeſſen!

»»4) Bey Verſendung der Acten zum Verſpruche Rechtens würde ich höchſtens ein Paar Scheffel Haber, und mehr nicht geben. Es kömmt dabey auf den Unterrichter ſo gar viel nicht an, und dennoch muß man ihn im Odem erhalten.

»»5) Bis zum Gegenbeweiſe, wie Num. 3.

»»6) Aber nun geht das Opfern an! Den Gegenbeweis lege man einem fettgemäſteten Ochſen zwiſchen die Hörner. Man müßte mit einem Heiden zu thun haben, wenn ihm bey dieſem Anblicke das Herz nicht brechen ſollte.

»»7) Der größte Vortheil beſteht im Zeugenverhören. Außer dem, daß ein Beklagter ſeine Zeugen noch vor dem Termine gehörig zuzurichten wiſſen muß, ſo iſt nöthig, daß man denjenigen, der die Zeugen vernehmen ſoll, die Zunge wohl löſe. Niemand, als wer eine gute Kenntniß der praktiſchen Rechte hat, kann wiſſen, wie viel bey einer vortheilhaften Zeugenausſage auf eine vortheilhafte Frage ankomme. Pecuniam in

»tempore negligere, maxima ſaepe parſimonia eſt. oder, wie es im Deutſchen lautet, hier bekommt der Amtmann ſo viel Getreide, daß er noch einen Ochſen mäſten kann, und Butter in Menge. Derjenige, welcher zunächſt unter ihm arbeitet, erhält ein Bällchen feine Leinwand; der dritte in der Reihe, dergleichen, etwas ſchlechter; und alle Schreiber, wie ſie folgen, bekommen ihren Antheil von der Beute.

»5) Bey dem Verfahren, wie bey der dritten Nummer; aber doppelte Doſin. Inzwiſchen wird zum Urtheil beſchloſſen. Erlangt man nun durch dieſes Recept ein gutes Urtheil, ſo wollte ich wohl rathen, daß man wegen der künftigen Zeiten die ganze Richterſtube auf das ererbte, und durch Urtheil und Recht beſtätigte Landgut bitten, und bey dem Leichenеſſen der Gerechtigkeit nichts ſparen möchte, das Wohlwollen des Richters gegen uns zu befeſtigen.

»Aus dieſem kurzen Plane wird man ſehen, wie man bey dem Fortgange der Sache, oder in andern Fällen, verfahren müſſe. Es bezieht ſich dieſer Plan nur auf die Taxordnung der Viktualien; es verſteht ſich aber von ſich ſelbſt, daß man in ſolchen wichtigen Proceſſen zu eben der Zeit, wo man bey des Richters Frau in der Küche ſeine Nothdurft vorſtellig macht, auch in des Richters Stube durch baares Geld der Sache den Ausſchlag giebt.

»Es ſind außer dem baaren Gelde und den Viktualien noch andre Arten, einen Richter zu beſtechen. Eine Vorbitte aus dem Munde einer ſchönen Frau macht oft einen überzeugendern Eindruck, als zwanzig alte Rechtsgelehrte. Ich unterſtehe mich in dieſem Falle nicht, jemanden etwas zu rathen. Ein jeder muß wiſſen, wie empfindlich er dabey iſt; wie viel ihm daran liegt, ſeinen Proceß zu gewinnen; und wie der Richter geſinnt ſey. So viel bleibt ausgemacht, daß das Recept probat iſt. Ich kenne einen Gerichtsſchöſſer auf dem Lande, der ſeinem Edelmanne die Gerechtigkeit abgepachtet, und den ſeltenen Ruhm bis dieſe Stunde behauptet hat, daß er gegen alle Bauern unpartheyiſch iſt, nur diejenigen ausgenommen, welche ſchöne Weiber haben.

»Ich glaube, es iſt bey dieſer Sache noch ein Mittel zu treffen. Ein Frauenzimmer kann oft durch unſchuldige Freyheiten den Eigenſinn des ernſthafteſten Richters brechen. Sollte man nicht am beſten thun, wenn man ſich der Willkühr ſeiner Frau überließe? Liebt ſie uns, ſo wird ſie das Spiel höher nicht, als auf eine erlaubte Coquetterie treiben, und dem Richter höchſtens unſchuldige Freyheiten verſtatten; liebt ſie uns aber nicht, . . . ja, meine Herren, da kann ich Ihnen ſelbſt nicht rathen; liebt ſie uns nicht, ſo wird ſie immer Gelegenheit finden, zu thun, was ſie will, ohne allemal darauf zu ſehen, ob ſie uns einen Proceß damit gewinne.

»Ohne jemanden bey dieſer bedenklichen Sache etwas zu rathen, will ich hier ein Paar Briefe liefern. Der Richter ſoll von vornehmen, der Beklagte von geringem Stande ſeyn. Deſto wahrſcheinlicher wird die Sache.»

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Ich unterſtehe mich noch einmal, Ew. Excellenz die Sache meines Mannes unterthänig zu empfehlen. Die hohen Verſicherungen, die Sie mir vor einigen Wochen mündlich gaben, ſind durch die Bosheit unſers Gegners fruchtlos gemacht worden. Es muß mir dieſes deſto empfindlicher ſeyn, da ich weis, daß Ew. Excellenz von der ungerechten Zunöthigung des Klägers überzeugt ſind. Man unterfängt ſich nunmehr, meinen Mann auch um deswillen doppelt zu verfolgen, da Ew. Excellenz die hohe Gnade gehabt haben, Ihres Schutzes ihn zu verſichern. Behaupten Sie, gnädiger Herr, Ihr Anſehen, und zugleich die Gerechtigkeit unſrer Sache. Ich werfe mich Ihnen zu Füßen; laſſen Sie ſich die unſchuldigen Zähren einer Unglücklichen rühren, welche ſchon in den erſten Wochen ihres Eheſtandes alle die Bitterkeit empfindet, von welcher oft eine Ehe von vielen Jahren ganz befreyet iſt. Das Unglück, ſo meinem Manne droht, zwinget mich, durch mein ungeſtümes Bitten die Gnade Ew. Excellenz zu mißbrauchen. Nur dasmal retten Sie uns noch! Wie leicht muß es Ihnen fallen, da Sie ſo großmüthig und gerecht ſind! Ich bin dafür mit der tiefſten Ehrfurcht

Ew. Excellenz

demüthigſte Dienerinn.

„Das verſteht ſich ſchon von ſich ſelbſt, daß die Verfaſſerinn des Briefes jung und ſchön ſeyn muß. Außerdem wäre es ein ſehr leerer und trockner Brief. Aber eine ſchöne Unglückliche, die ſich thränend zu unſern Füßen wirft, die in den erſten Wochen ihres Eheſtandes ſo viel Verfolgung unſchuldiger Weiſe ausſtehen muß, dieſe, deucht mich, verdient noch wohl, daß man ihr alſo antworte."

Madame,

Ihr Unglück rührt mich. Ich habe mir laſſen die Acten vorlegen; ich finde aber verſchiedne bedenkliche Umſtände, die, wie es ſcheinen will, Ihrem Manne ſehr nachtheilig ſind. Ich werde mich erfreuen, wenn Sie mich überzeugen können, daß meine Beſorgniß ungegründet ſey. Eine mündliche Unterredung iſt dazu wohl am geſchickteſten. Ich bin den ganzen Tag beſchäfftigt, früh um ſechs Uhr aber werde ich noch ungeſtört ſeyn. Ich erwarte Sie in meinem Kabinette. Mein Kammerdiener hat Ordre, Sie durch die Gallerie zu mir zu führen. Faſſen Sie einen Muth. Ich wenigſtens will thun, was in meinem Vermögen iſt. Leben Sie wohl!

»Es ſetze ſich ein jeder in die Umſtände des Beklagten. Die Sache iſt auf dem Wege, gewonnen zu werden. So viel iſt gewiß: wird der Vorſchlag angenommen, ſo kann er verſichert ſeyn, daß er in einer Stunde mehr gewinnt, als er in zehn Jahren durch die koſtbarſte Chicane nicht erlangt. Soll er ſeine Frau in das Kabinett ſchicken? Was ſoll ich ihm rathen? Gewiß, das weis ich nicht; ſo viel weis ich, daß ich lieber Richter, als Beklagter, ſeyn möchte.

»Wenn man das Wort beſtechen im weitläuftigern Verſtande, und zwar dafür annimmt, daß es eine Kunſt ſey, durch welche der Kläger oder der Beklagte ſich der herrſchenden Leidenſchaften des Richters unmittelbar, oder durch andre Perſonen dergeſtalt zu bemächtigen weis, daß er ihn auf ſeine Seite ziehen, und den

»Proceß nach ſeinen Abſichten herum leiten, und zu Ende »bringen kann, wenn es, ſage ich, in dieſem Verſtande »genommen wird, ſo kann man gar wohl behaupten, »daß ein Richter auch durch die Furcht beſtochen werden »könne. Es giebt deren verſchiedne, welche die Welt ſo »wohl kennen, daß ſie ſich mehr vor ihren Obern, als »vor ihrem Gewiſſen, fürchten. Viele müſſen ſtumm »ſeyn, um bittre Vorwürfe zu vermeiden; noch andre »ſind in ihrer Wirthſchaft gewiſſen Zufällen ausgeſetzt, »welche ſie ſehr zahm machen. Von einer jeden dieſer »Arten will ich eine Probe geben: ein billiger Client »wird ſie nicht mißbrauchen, und kann er es ganz vermeiden, ſie gar nicht gebrauchen.«

Mein Herr,

Ich habe geſtern Mittags bey Seiner Excellenz, dem Herrn von ***, geſpeiſt. Die Gnade, welche Dieſelben ſeit vielen Jahren auf eine vorzügliche Art mir erzeigt, gab mir Gelegenheit, ihnen von der Verdrüßlichkeit Eröffnung zu thun, die mir durch den bewußten Haushaltungsproceß zugezogen wird. Ich war ſo glücklich, Seine Excellenz von der Billigkeit meiner Befugniſſe durch ein kurzes Promemoria zu überzeugen. Sie wunderten ſich, wie bey dieſen klaren Umſtänden die Sache ſo lange Zeit bey der Commiſſion unerörtert bleiben können. Als ein aufrichtiger Freund von Ihnen, mein Herr, nahm ich Gelegenheit, Ihr Verfahren zu entſchuldigen; ich war auch endlich ſo glücklich, Seiner Excellenz die widrige Meynung zu benehmen, zu welcher Sie, wie Dieſelben ſich gegen mich ausdrückten, ſchon ſeit einigen Jahren, und bey verſchiedenen Gelegenheiten gegründete Urſachen bekommen hätten. Haben Sie die Gewogenheit, und beſchleunigen den Hauptbericht. Sie ſind zu billig, und zu einſehend, als daß Sie ihn zu meinem Nachtheile abfaſſen ſollten. Ich weis, darauf kann ich mich verlaſſen. Ich habe Seiner Excellenz Hoffnung gemacht, daß er längſtens binnen drey Wochen von Ihnen eingeſendet werden würde. Laſſen Sie mich in meinem Verſprechen nicht ſtecken; ich werde gewiß in drey Wochen Seiner Excellenz wieder aufwarten, und ſodann das Vergnügen haben, Ihnen zu melden, wie der Bericht aufgenommen worden iſt. Bin ich im Stande, Ihnen höhern Orts zu dienen, ſo verſehen Sie ſich zu meiner Freundſchaft aller möglichſten Bereitwilligkeit. Ich verharre u. ſ. w.

Hochgeehrteſter Herr Amtmann,

Ich habe gewiſſe Nachricht, daß meine Feinde ſich Mühe geben, einen Befehl zur Reviſion meiner Caſſe an Sie auszuwirken. Nun bin ich zwar alle Stunden im Stande, Rede und Antwort zu geben. Weil aber dieſes Rechnungsweſen ſo weitläuftig iſt, weil mir noch verſchiedene Belege fehlen, und weil ich aus einer, vielleicht gar zu gefälligen, Nachſicht gegen das Anſuchen der Contribuenten mich in eine ziemlich verwirrte Reſtordnung eingelaſſen habe, ſo erwarte ich von Ihrer Freundſchaft, daß Sie mir, ſo bald der Befehl einlangt, unter der Hand Nachricht geben, und mich nicht übereilen. Ich zweifle an dieſer Gefälligkeit nicht einen Augenblick, da ich im Stande bin, auf andre Art erkenntlich zu ſeyn. Sie ſind der billigſte und gewiſſenhafteſte Beamte; das geſteht Ihnen jedermann zu. Aber würden Sie nicht

gern

ganz gleichgültig ſeyn, wenn ich unvermuthet zu Ihnen käme, und auf Befehl die Vorlegung der Depoſitengelder verlangte? Urtheilen Sie hieraus, wie empfindlich auch dem ehrlichſten Rechnungsführer eine dergleichen Ueberfallung ſeyn müſſe. Sie verſtehen mich doch wohl, Herr Amtmann? Mit einem Worte: Halber Dienſt, und ganze Freunde! Eine Hand wäſcht die andre, und ich bin, u. ſ. w.

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ich will Ihnen die ganze Sache aufrichtig geſtehen. Die Bekanntſchaft, die ich ſeit vielen Jahren mit dem Manne gehabt, hat eine gewiſſe Art der Vertraulichkeit zwiſchen mir und ſeiner Frau veranlaßt, welche denjenigen allerdings etwas zweydeutig ſeyn muß, die mehr neugierig, als billig ſind. Es war eine Unvorſichtigkeit von mir; aber weiter war es auch nichts, daß ich bey der Abweſenheit des Mannes länger in ihrem Hauſe blieb, als es vor den Augen der gemeinen Leute der Wohlſtand zu erlauben ſchien. Ich ſchwöre es Ihnen zu, es iſt nicht mehr, als drey, höchſtens viermal geſchehen, und jederzeit im Beyſeyn ihrer Verwandtinn, welche ihre Jahre und ihre Frömmigkeit glaubwürdig machen. Wäre der Mann bey ſeiner unerwarteten Rückkunft nicht trunken geweſen, ſo würde er ſich vernünftiger aufgeführt haben. Ich war genöthigt, ihm den Degen aus der Hand zu reißen; denn ſo weit, glaube ich, geht die Freundſchaft nicht, daß man ſich ſoll erſtechen laſſen. Dieſes aber wird wohl nicht wider die peinliche Halsgerichtsordnung ſeyn, daß ich in ſeinem Hauſe meinen Beſuch im Schlafpelze und in Pantoffeln abgelegt habe. Meine Pflicht erfoderte, daß ich eine unſchuldige Frau den Händen ihres raſenden Mannes entriß, und ſie ſo lange in mein Haus nahm, bis ich ſie mit anbrechendem Tage dem Schutze ihrer Aeltern überlaſſen konnte. Ihre alte fromme und rechtſchaffene Verwandte kann alles, was ich ſage, bezeugen. Sie liegt noch bis itzt auf ihren Knien, und fleht den Himmel an, daß er dem armen Manne ſeinen verlornen Verſtand wiederſchenken wolle.

Sehen Sie, Hochgeehrter Herr Stadtrichter, das iſt der eigentliche und wahre Verlauf der Sache. Muß der Mann nicht unſinnig ſeyn, daß er über dieſe Kleinigkeiten ſolche Bewegung macht, die Obrigkeit wider mich aufzubringen ſucht, und ſo vieles Geld dran ſetzen will, ein gerichtlicher Hahnrey zu werden? Ich bin allemal im Stande, mich zu rechtfertigen; allein die Freundſchaft gegen dieſen Unſinnigen, die Hochachtung fur ſeine unſchuldig gekränkte Frau, und das Verlangen, ruhig zu ſeyn, iſt Urſache, daß ich wünſche, ohne Weitläuftigkeit aus der Sache zu kommen. Ich weis, mein Herr, wie viel Sie über ihn vermogen. Reden Sie ihm, als Freund und als Richter, zu, daß er anſteht, ſeine eingebildete Beleidigung weiter zu ahnden. Erwerben Sie ſich das Verdienſt, eine unglückliche Frau mit einem Manne auszuſöhnen, welcher ſich übereilt hat, und eine Freundſchaft wieder herzuſtellen, die zwiſchen mir und ihm ſo lange Zeit, und bis auf den traurigen Augenblick unverbrüchlich gepflogen worden iſt. Sie machen ſich durch dieſe gütige Vermittelung zwo Familien auf einmal verbindlich, und ich insbeſondre werde Gelegenheit ſuchen, Ihnen in der That zu zeigen, daß ich mit der größten Erkenntlichkeit ſey,

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,
Ihr
ergebenſter Diener,
* * *

N. S.

Ich habe vorige Woche von den Gebrüdern N. N. einen Wechſel auf fünfhundert Thaler an Zahlungsſtatt annehmen müſſen, welchen Sie ausgeſtellt haben, und der auf künftige Meſſe gefällig iſt. Es iſt mir bekannt, daß Ihre Umſtände Sie gegenwärtig ſchlechterdings hindern, Zahlung zu leiſten. Ich verlange auf keinerley Art, Ihnen beſchwerlich zu fallen. Melden Sie mir Ihre Gedanken in ein Paar Zeilen, oder noch beſſer, erzeigen Sie mir dieſen Abend die Ehre, und ſpeiſen Sie mit mir in meinem Garten. Wir ſind ganz allein. Mündlich von allem ein mehrers.

»Da, wie ich oben erinnert habe, die Kunſt zu beſtechen eine Kunſt iſt, ſich der herrſchenden Leidenſchaften eines Richters zu ſeinem Vortheile zu bemächtigen; ſo wird es eſt eine ſehr vergebne Arbeit ſeyn, daß man ihn durch Mitleiden und Erbarmung zu bewegen ſuche. Dieſe Empfindungen ſind allzu menſchlich für einen Mann, den gemeiniglich ſein Amt zu ernſthaft macht, als daß er bey den Thränen einer Wittwe weinen ſollte. Er gewöhnt ſich hart, um deſto unparteyiſcher und von dieſer Seite unempfindlich zu ſeyn; denn wenn er ja empfindlich ſeyn ſoll, ſo müſſen die Urſachen dazu gewiß einträglich ſeyn. Das aber ſind die Thränen des Armuths nicht. Man wird mir nicht zumuthen, dasjenige zu wiederholen, was ich ſo oft geſagt habe. Ich weis freylich, daß es Richter giebt, die zum großen Schaden ihrer häuslichen Nahrung ganz anders geſinnt ſind, ich weis auch, daß dieſe eine ziemliche Anzahl ausmachen; aber das weis ich auch, daß der größte Hauſe von ihnen ganz anders und gründlicher denkt. Und nur von dieſem größten Haufen rede ich. Die andern ſind Phänomena, die zur Ausnahme gehören. Wieder zur Hauptſache zu kommen! Man hüte ſich alſo wohl, dem Richter durch Thränen und Klagen, und Erzählung unſers Elends einen Ekel gegen unſre Sache beyzubringen. Er wird die Augen wegwenden, um unſern Jammer nicht zu ſehen. Hätten wir nicht ſo gar ängſtlich und kläglich gethan, ſo würde er ſich vielleicht noch einen guten Begriff von unſerer Sache gemacht haben; da wir ihn aber mit den dürftigen Klagen betäuben, ſo iſt er nur unſer Richter, und hört auf, unſer Freund zu ſeyn. Eine Sache, welche die Erfahrung beſtätiget, hätte eben nicht nöthig, mit Beyſpielen erläutert zu werden; zum Ueberfluſſe aber will ich es doch thun.»

Mein Herr,

Es wird nun faſt ein Jahr ſeyn, daß ich wegen der tauſend Thaler klagen müſſen, die Herr N. meinem verſtorbnen Manne ſchuldig verblieben iſt. Die Billigkeit meiner Forderung iſt klar, und mein Advokat hat mich verſichert, mein Beweis wäre ſo überzeugend, daß mir die Obrigkeit ohne Weitläuftigkeit zu meinem Rechte verhelfen werde. Ich habe, dieſes Jahr über, mir und meinen Kindern den nothdürftigſten Unterhalt entzogen, um ſo viel Geld aufzubringen, als nöthig geweſen iſt, Ihnen, mein Herr, an Gerichtsunkoſten zu entrichten. Nun iſt es mir weiter nicht moglich, einen Groſchen daran zu ſetzen. Ich lebe in der größten Dürftigkeit. Stellen Sie ſich, mein Herr, vier unerzogene Kinder vor, die mir am Halſe hängen, und um Nahrung flehen, welche ich ihnen nicht geben kann. Ich küſſe die kleinen Unglücklichen, um ſie zu beruhigen, und ſage ihnen, daß wir unſer Glück von den Händen eines gerechten und großmüthigen Richters erwarten. Die armen Kinder verſtehen mich nicht, ſie weinen, weil ſie mich weinen ſehen, und küſſen meine mütterlichen Zähren. Gewiß, mein Herr, Sie haben das Leben von fünf Unſchuldigen in Ihren Händen. Schaffen Sie mir Recht! Ich beſchwore Sie bey der Zärtlichkeit, die Sie als Vater gegen Ihre Kinder haben. Erbarmen Sie ſich meiner! Verhelfen Sie mir zu dem, was mir gehört, und laſſen Sie nicht zu, daß meine Feinde ſich meines Armuths mißbrauchen. Retten Sie mich, mein Herr, damit die Thränen meiner Kinder nicht etwa künftig einmal Ihren Kindern zu ſchwer werden. Ach, mein Herr, verzeihen Sie mir die Heftigkeit meiner Empfindungen! Ich bin ganz ohne Hülfe, wenn Sie mich verlaſſen. Verlaſſen Sie mich nicht, damit es Ihnen und den Ihrigen beſtändig wohlgehe! Ich erbitte dieſes auf meinen Knien von Gott, und bin,

Mein Herr,

Dero

demüthige Dienerinn.

Madame,

Wenn Ihr Advokat die Sache beſſer verſteht, als ich; ſo wollte ich, daß er an meiner Stelle Richter ſeyn müßte. Haben Sie gerechte Sache, ſo wird es ſich zuletzt ſchon ausweiſen; man muß der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen, wie es ſich nach Vorſchrift der Geſetze gehört. Das verſtehe ich, und Sie verſtehen es nicht, Madame. Mit Thränen und Klagen löſt man weder einen Bericht, noch ein Urtheil ab. Haben Sie kein Geld, ſo müſſen Sie keinen Proceß führen. Hat Ihnen das Ihr Advokat nicht geſagt? Warum haben Sie ſo viel Kinder, wenn Sie ſolche nicht ernähren können? Meinen Kindern giebt niemand etwas, als was ich verdiene; und was mir gehört, das laſſe ich mir nicht nehmen. Mit einem Worte! Sie ſind noch funf Thaler Gerichtsgebühren und baaren Verlag ſchuldig; und bezahlen Sie dieſe binnen acht Tagen nicht, ſo laſſe ich Sie auspfänden, oder ich will kein ehrlicher Mann ſeyn. Ich ſchwöre nicht vergebens, das wiſſen Sie. Leben Sie wohl!

»Ich habe bisher größtentheils nur von der un-
»mittelbaren Beſtechung geredet. Es iſt nöthig, daß ich
»noch ein Wort von der mittelbaren ſage, welche einen
»ſo großen und wichtigen Theil von der Hiſtorie unſrer
»Proceſſe ausmacht.

»Es gründet ſich dieſes auf den alten und wahren
»Satz: daß eine große Anzahl unſerer Richter unmündig
»iſt. Sie ſtehen ſehr oft unter der Vormundſchaft ihrer
»Weiber, oder ihrer Kinder, oder ihrer Subalternen.

»Das erſte, was ein vernünftiger Client thun kann, iſt dieſes, daß er ſich nach dergleichen Umſtänden wohl erkundiget. Gemeiniglich ſind die Weiber der Richter die erſte Inſtanz für die Parteyen. Man hüte ſich ja, ſie zu übergehen. Ich wenigſtens bin allemal der Meynung geweſen, daß es beſſer ſey, den Richter und die Geſetze, als des Richters Frau, wider ſich zu haben. Nach dem ordentlichen Laufe der Natur hat der Richter nur in der Richterſtube, ſeine Frau aber im ganzen Hauſe zu befehlen. Der Richter lenkt die Geſetze nach ſeinem Gutbefinden, die Frau den Mann nach ihrem Winke. Ein Richter, er ſey auch wie er wolle, hat doch immer einen gewiſſen Zwang von ſeiner Pflicht und ſeinem Gewiſſen: die Frau des Richters iſt durch keine gebunden; und wenn ſie ſich einmal vornimmt, Recht zu behalten, ſo überſchreyt ſie die Geſetze und alle Rechtsgelehrten.

»Was ich hier ſage, braucht keinen Beweis, die Erfahrung lehrt es, und ich will einem jeden, dem ſeine gerechte Sache lieb iſt, wohlmeynend rathen, ſich nach dieſer Erfahrung zu richten.

»Beſondre Regeln braucht man dabey nicht. Es gelten hier eben diejenigen, die ich oben wegen der Richter feſtgeſetzt habe. Man gebe ſich Mühe, die herrſchenden Leidenſchaften der Frau zu erfahren. So viel herrſchende Leidenſchaften eine Frau hat, und man ſagt, deren wären eine ziemliche Anzahl; ſo viel Wege hat man, zu ſeinem Zwecke zu gelangen. So viel iſt gewiß, mit alten Münzen und Gemmis werde ich die Frau eines Richters nicht verführen; aber das weis ich ſehr wohl, daß eine Garnitur Meißner Porcellan, zu ſeiner Zeit angebracht, Wunder thut. Ein guter Freund von mir war durch die Unachtſamkeit ſeines Ad-

»Advokaten ſo unglücklich, daß er ſeinen Proceß verlor.
»Keine Leuterung, keine Appellation half ihm mehr; er
»war ganz abgewieſen. Endlich fand er ganz unvermuthet
»einen Weg, ſich durch einen reichen Stoff am rechten
»Orte zu empfehlen; und da hieß es: **Nunmehro
»aus den Acten ſo viel zu befinden** ꝛc.

»Wer die Kunſt recht verſteht, den Beyfall der Frau
»ſeines Richters zu gewinnen, der hat viel Vortheile,
»die man nicht hat, wenn man ſich nur an den Mann
»hält. Es macht bey der Richterinn einen viel ſtärkern
»Eindruck, wenn ich nachtheilig von andern Frauenzimmern,
»und beſonders von der Frau meines Gegners
»rede. Ich kann es ſicher wagen, ihr damit zu ſchmeicheln,
»daß ſie ihr weibliches Anſehen über ihren Mann
»und ſein Amt behaupte. Iſt eine ſolche Frau noch über
»dieſes zärtlich; wie viel haben wir gewonnen! Das
»muß man nicht allemal verlangen, daß ſie ſchön ausſieht.
»Sieht ſie ſchön aus, deſto beſſer, unſer Vortheil
»iſt doppelt. Sieht ſie häßlich aus, wer kann ſich helfen;
»man drücke die Augen feſt zu, und verläugne ſeine Empfindungen.
»Wie viel leidet ein Menſch nicht, ſein Glück
»zu machen!

»Weil ich angefangen habe, alle meine Sätze durch
»Briefe zu erläutern; ſo will ich es auch hier thun. Man
»wird aus einem jeden dieſer Briefe ſehen, in welchem
»Falle er zu gebrauchen iſt; ich habe nicht nöthig, es
»darüber zu ſchreiben.»

Madame,

Sie haben völlig Recht, die Eitelkeit dieſer Frau iſt ganz unerträglich. Sollte man wohl glauben, daß dieſe Prinzeſſinn die Frau eines Mannes ſey, der mich um ſechshundert Thaler ungerechter Weiſe verklagt, und der ſo ängſtlich thun kann, als wenn er mit Weib und Kind verhungern müßte, wenn ihm nicht ſchleuniges Recht wider mich verſchafft wurde? Ich habe mich geſtern erkundigt, wie viel die Elle von den Spitzen koſte, mit denen ſie ſich am Sonntage in Ihrer Geſellſchaft ſo brüſtete. Wie viel meynen Sie wohl, Madame? Sie werden es kaum glauben. Ich bin ſo glücklich geweſen, noch acht Ellen von dieſer Sorte aufzutreiben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen damit aufwarten darf. Mich dünkt, Madame, ſie ſchicken ſich für Ihren Stand beſſer, als für dieſe Närrinn. Aergert es Sie, daß dieſe Frau ſich anmaßt, eben ſo koſtbare Spitzen zu tragen, als Sie tragen, Madame; ſo vermitteln Sie nur, daß ich meinen Proceß gewinne. Iſt das wahr, was mein Kläger bey den Acten ſagt; ſo wird ihn ſodann die Noth zwingen, die prächtigen Spitzen ſeiner Frau zu verkaufen, um etwas zu haben, wovon er lebt. Iſt das aber nicht wahr, was er dem Richter ſo kläglich vorſeufzt; ſo verdient der Heuchler und ſeine ſtrotzende Frau Ihre Rache doppelt. Mit einem Worte, Madame, Sie haben itzt dieſe Familie in ihren Händen. Sie kennen ihren Bettelſtolz; züchtigen Sie ihren Hochmuth, und ſchaffen Sie dadurch Ihnen und mir Recht. Von Ihren Händen allein erwarte ich mein Recht, und bin,

Madame,

u. ſ. w.

Hochzuehrende Frau Amtmanninn,

Wird Sie es nun bald gereuen, daß Sie geſtern die Partey von meinem Gegner ſo eifrig nahmen? Aber vielleicht wiſſen Sie das noch nicht, was ſchon die ganze Stadt weis. Im Ernſte, wiſſen Sie es noch nicht? Ich will es Ihnen ſagen. Der Mann, welcher nicht einmal ſo viel Vermögen hat, mir die dreyhundert Thaler zu bezahlen, die ich von ihm aus dem Teſtamente ſodere; der durch den Mangel ſo weit gebracht iſt, daß er ſich nicht ſchämt, mir die Richtigkeit der Foderung zu läugnen; der Mann, der geſtern das Glück hatte, von Ihnen bedauert zu werden; dieſer Mann hat heute einen Befehl gebracht, daß er den Rang über den Herrn Amtmann haben ſolle. Sehen Sie, Madame, ſo bald Sie nun wieder mit ſeiner Frau in Geſellſchaft kommen; ſo werden Sie Ihren Platz zu nehmen wiſſen, der Ihnen nach dem Befehle gehört. Die guten Zeiten ſind vorbey, wo die Frau Amtmannin oben an ſaß, und alsdann erſt Madame. Gewiß, bedauern Sie mich immer ein wenig, ich verliere am meiſten dabey. Wird nun der Herr Amtmann wohl noch das Herz haben, mir wider einen Mann Recht zu verſchaffen, den die Vorſicht ſo hoch über ihn und ſeine Frau erhoben hat? Ich beklage Sie von ganzem Herzen. Mehr kann ich nicht thun. Bey allen dieſen Unglücksfällen, die Sie treffen, bin ich dennoch mit der größten Ehrfurcht,

Hochzuehrende Frau Amtmanninn,

Ihr

gehorſamſter Diener.

Gnädige Frau Amtshauptmanninn,

Eine Abbitte und eine Ehrenerklärung iſt das wenigſte, was ich von Ihnen fodern kann. Können Sie mir im Ernſte einen ſo ſchlechten Geſchmack zutrauen, daß ich das Geſicht der Commerzräthinn für reizend halten ſollte? Die Schmeicheleyen, die ich ihr geſtern ſagte, giengen wenigſtens ihr Geſicht nicht an. Könnte ich mir auch ſo viel Gewalt anthun, ſie zu lieben; ſo müßte es gewiß nur darum geſchehen, daß ich mich an ihrem Manne rächte, der mich in einen ſo verdrießlichen Rechtshandel verwickelt hat. Es iſt wahr, die ehrliche Frau verläßt ſich auf ihre Reizungen ſo ſehr, als ihr guter Mann auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache, die er wider mich auszuführen gedenkt; doch ich will hoffen, ſie ſollen beide verlieren. Dem ungeachtet muß ich geſtehen, die Commerzienräthinn iſt eine billige Frau. Sie hat mir geſtern ins Ohr geſagt, daß Sie, gnädige Frau, noch ganz erträglich ausſähen, und geſteht, daß Ihre Hände ſchön ſind. Ich kam zugleich auf meinen Proceß zu reden, und that ein wenig ſtolz auf die Billigkeit meiner Sache. »Es kann ſeyn,« ſagte ſie mit ihrer hohen Miene; »aber vielleicht wird ſie der Herr Amtshauptmann ſo gar gerecht nicht finden, wenn ich nur einmal Gelegenheit habe, mündlich mit ihm davon zu ſprechen.« Verſtehen Sie dieſe triumphirende Sprache, gnädige Frau Amtshauptmanninn? Ich will wünſchen, daß ſie Ihr Gemahl nicht verſteht. Unterbrechen Sie dieſe Kabale. Gewiß, eine ſolche Schönheit, von der vorigen Regierung, iſt gefährlich. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, daß ich Ihnen dieſen Abend aufwarten, und diejenigen Hände küſſen darf, welche das Glück haben, ſelbſt von ihren Feinden bewundert zu werden. Ich werde in der gebeugten Stellung eines demüthigen Clienten gekrochen kommen, wegen meines Rechtshandels Ihren Vorſpruch bey Ihrem Gemahle mir auszubitten. Werden Sie wohl, gnädige Frau, das Herz haben, es mit den hinreiſſenden Blicken der Frau Commerzienräthinn anzunehmen, die für den Herrn Amtshauptmann deſto gefährlicher ſeyn müſſen, da ſie ſchon ſeit dreyßig Jahren gewohnt ſind, zu ſiegen? Ich habe die Ehre zu ſeyn,

Gnädige Frau Amtshauptmanninn,

Ihr

unterthäniger Diener,

* * *

Madame,

Ich habe Willens, meinen Nachbar zu verklagen. Von der Billigkeit meiner Klage, und von der Bündigkeit meines Beweiſes bin ich überzeugt: ich wage es aber doch nicht, ehe und bevor ich weis, ob es mit Ihrer Zufriedenheit geſchieht. Wir wiſſen es alle, Madame, daß Ihr Mann das Amt hat, Sie aber den Verſtand haben, der zu ſeinem Amte gehört. Er iſt ſo billig, daß er ſich Ihrer Leitung überläßt, und, wie es auch einem gehorſamen Ehemanne gebührt, nichts thut und ausſpricht, als was Sie zu thun und zu ſprechen ihm anbefehlen. Stehen Sie meiner Sache bey. Verſichern Sie ſich meiner Dankbarkeit, von der das beyliegende Päcktchen nichts, als nur eine kleine Probe iſt. Geben Sie nur einen Wink, ſo weis ich, daß die ganze

Richterſtube zittert, und Ihr Mann ein beyfälliges Urtheil fur mich abfaßt, noch ehe er meine Klage zu ſehen bekommt. Wie glucklich iſt unſre Stadt, Madame, da Sie regierender Stadtrichter ſind! Wir bekommen unſer Gluck von Ihnen durch den Mund Ihres Mannes. Der Himmel erhalte dieſen noch lange Jahre, damit wir Sie nicht verlieren. Das iſt, Madame, der aufrichtigſte Wunſch

Ihres

gehorſamen Dieners.

»Dieſes wären alſo einige Formulare, die man brauchen kann, wenn ein Richter die Maſchine der Gerechtigkeit iſt, durch welche ſeine Frau die Proceſſe der Parteyen nach ihrem Gutbefinden lenkt.

»In den Fällen, wo ein Richter dieſes Directorium ſeinen Kindern aufgetragen hat, verfährt man auf eben dieſe Weiſe. Iſt die Tochter an der Regierung; deſto beſſer! Ich bin in einem Hauſe bekannt, wo die Tochter die Amtsſtube, und der Vater die Küche beſorgt; wo der Vater von den gangbaren Rechtshändeln, und den bey dem Amte vorfallenden Sachen nicht die mindeſte Kenntniß, und die Tochter eben ſo wenig Erfahrung von der Küche hat; wo der Vater über der Mahlzeit entweder gar nichts ſpricht, oder es doch nur zu entſchuldigen ſucht, daß das Eſſen verſalzen iſt, die Tochter aber den Gäſten erzählt, was ſie ſeit fünf Jahren in ihrem Amte für caſus in terminis erlebt hat. Mit einem Worte, die gütige Natur hat der Tochter den Verſtand in ziemlich reichem Maaße

»gegeben, den ſie, vielleicht aus weiſen Urſachen, dem »Vater entzogen. Alles dieſes deſto beſſer zu erläutern, »will ich ein Paar Brieſe einrücken, die ich vor eini»ger Zeit an den Vater und an die Tochter geſchrieben »habe.»

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,

Auf Dero geehrteſtes vom ſechzehnten dieſes habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß wir heuer bey uns eben ſo ſchlechte Eichelmaſt haben, und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſagt man, daß an vielen Orten die Bräune unter die Sauen gekommen ſey. Die Butter will noch nicht wohlfeil werden; ſieben Groſchen iſt der genaueſte Preiß. Flachs die Menge! der Stein aufs höchſte zween Thaler. Mit dem Unſchlitt laſſen Sie es immer noch anſtehen. Es iſt itzt in keinem Werthe. Ich kann es Ew. Hochedelgeb. wohl glauben, daß Sie vielen Verdruß mit den Mägden haben. Es iſt leider bey uns nicht viel beſſer; das machen die wohlfeilen Zeiten! Spindeln habe ich Ihnen aus dem Gebirge verſchrieben, und ich hoffe, Sie itzt beſſer zu verwahren, als das letztemal. Eine gute Freundinn von mir möchte auf Weihnachten gern eine geſunde und gute Amme haben; wollten Ew. Hochedelgeb. nicht ſo gütig ſeyn, und uns eine vorſchlagen? Die Frau Obriſtlieutenantinn iſt mit der, die Sie ihr geſchickt haben, ganz ungemein wohl zufrieden. Sie machen Ihnen mich dadurch ſehr verbindlich, und können gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung ſey,

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,

ꝛc. ꝛc.

N. S.

Inliegenden Brief bitte unverzüglich an die Mademoiſelle Tochter zu übergeben; er betrifft Fatalia!

Mademoiſelle,

Nur dieſes einzige mal haben Sie noch die Gütigkeit, und nehmen meine Appellation an. Ich kann mir itzt nicht anders helfen, und Sie haben die geringſte Verantwortung nicht dabey, da die letzte rejection ſine clauſula geſchehen. Wie es mit dem Urtheil in Sachen N. contra N. zugegangen ſey, kann ich gar nicht begreifen. Saluo honore ſententionantium iſt ſehr elend geſprochen. Es zeugt von Ihrer Unparteylichkeit und guten Erfahrung, daß Sie die Leuterung ohne Schwierigkeit zugelaſſen haben. Zween von der hieſigen Bande haben die Tortur glücklich ausgeſtanden, der dritte hat bekannt. Sollten Sie ſich es wohl ſo närriſch träumen laſſen, daß kein Notarius bey der peinlichen Frage adhibirt worden iſt? Hier ſende ich Ihnen die drey Conſtitutiones ineditas, welche Sie verlangt. Der zweyte Theil vom Bauerrechte iſt ſchon lange aus der Preſſe; wiſſen Sie das noch nicht? Aus dem Oberhofgerichte werden Sie wieder eine Inhibition kriegen. Laſſen Sie es immer einmal darauf ankommen. Ueber beykommende Sportuln bitte mir bey Gelegenheit Quittung aus. Wir haben noch keinen Ordinarium. Befehlen Sie, daß ich weiter aufs juriſtiſche Orakel pränumeriren ſoll? Die Sache wegen des Abzugsgeldes iſt wohl gar ins Vergeſſen gekommen. Laſſen Sie doch noch einmal in Ihrem Archive nachſuchen, ob ſich von den bewußten Lehnbriefen gar nichts findet. Ich habe die Ehre zu ſeyn,

Mademoiſelle,

der Ihrige.

N. S.

Haben Sie die Gütigkeit, und befehlen dem Papa, daß er den gebirgiſchen Mann wegen der Butter befriedigt. Ich habe den Verdruß und den Anlauf von den Leuten, und weis bald nicht mehr, wie ich ſie bey der Geduld erhalten ſoll.

»In denjenigen Gerichtsſtuben, wo die Demokratie eingeführt iſt, und wo ein jeder, von dem Thürſteher an bis zu dem Richter, ſein Votum hat; da iſt für »die Parteyen allerdings eine ſehr koſtbare Gerechtigkeit. »Es gehört Geduld und Geld dazu, wer hier zu ſeinem »Endzwecke kommen will. Ein jeder will an den Parteyen ſaugen. Bey ſolchen Gelegenheiten muß man »es machen, wie **Taubmann**, dem der fürſtliche Hof »verboten war, und zwar unter der Bedrohung, daß »man ihn mit Hunden hinaus hetzen würde. Er wagte »es doch. Er ließ für jeden Hund, der ihn anfiel, einen »Haſen laufen, und kam endlich durch dieſe Liſt zum Fürſten, wo er die Sache erlangte, die er wünſchte. Es »iſt alſo hier nichts zu thun, als daß man ſich in die Zeit »und in den Ort ſchickt. Beſondere Regeln, wie man »ſich in dieſem Falle zu verhalten habe, laſſen ſich nicht »geben. Die Hauptregeln ſind ſchon im Vorhergehenden

»von mir angeführt worden, und dieſe beobachtet man
»auch in dem gegenwärtigen Falle.

»Dieſes wären alſo die wichtigſten Vorſchriften von
»der Kunſt zu beſtechen. Ich mag nicht weitläuftiger
»ſeyn, da ich weiter nichts habe thun wollen, als einen
»Verſuch liefern. Ueberhaupt iſt das Werk ſo wichtig,
»und von einem ſo weiten Umfange, daß ich nicht im
»Stande bin, es allein zu überſehen. Es würde mir
»lieb, und dem gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſeyn,
»wenn man in allen Gerichtsſtuben dieſe wenigen Bogen
»wollte durchſchießen, und von Zeit zu Zeit die beſondern
»Arten nachtragen laſſen, deren ſich vorſichtige Parteyen
»bedienen, ihre Richter und Commiſſarien zu gewinnen.
»Die Fälle, welche etwa künftig bey meinem Amte noch
»vorkommen ſollten, will ich ſehr ſorgfältig aufzeichnen.
»Wir wollen mit vereinten Kräften uns bemuhen, den
»ſtreitenden Parteyen einen ſicherern Weg zu weiſen, als
»ihnen die ungewiſſen Geſetze zeigen. Bringen wir
»auf dieſe Art eine vollſtändige Sammlung zu Stande;
»ſo wird ſie, wie mich deucht, mehr als andere prakti-
»ſche Bücher, den Namen eines Hodegetae forenſis
»verdienen.

»An dieſes Werk ſoll ſodann noch ein Anhang kom-
»men, von der **Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen.** Der
»Plan iſt ungefähr dieſer:

»Das erſte Kapitel handelt von der Nothwendig-
»keit, zu beſtechen. Hier wird dasjenige kurz wieder-
»holt, was ich auf den vorhergehenden Blättern geſagt
»habe.

»Das zweyte Kapitel handelt von der Billigkeit,
»ſich beſtechen zu laſſen. Ich zeige dieſelbe aus dem
»Rechte der Natur, und fange den Beweis von dem
»Suum cuique an.

»Das dritte Kapitel erläutert dieſes aus den geiſtlichen und weltlichen Rechten noch mehr.

»Im vierten Kapitel führe ich die beſondern Verfaſſungen jedes Landes, und

»Im fünften die geheimen Statuta jedes Amts und jeder Expedition an. Dieſes Kapitel iſt das ſtärkſte; aber auch das nützlichſte.

»Das ſechſte Kapitel handelt eine Controvers über das Gewiſſen ab. Dieſes Kapitel iſt eines der gelehrteſten, weil ich alle nur mögliche Antiquitäten vom Gewiſſen zuſammengetragen habe.

»Das ſiebente Kapitel liefert Recepte wider das Gewiſſen.

»Nota! Dieſes Kapitel iſt für alle Stände.

»Ich werde mir Mühe geben, im achten Kapitel zu zeigen, daß ein Richter ſchuldig ſey, den Parteyen es leicht zu machen, wenn ſie ungewiß ſind, wie ſie es mit Anſtand unternehmen ſollen, ihn zu beſtechen. Dieſes iſt ein Conſectarium aus dem zweyten Kapitel.

»Die letzten ſechs Kapitel handeln von den Cautelen, welche die Richter zu beobachten haben, wenn ſie ſich auf eine vortheilhafte Art wollen beſtechen laſſen. Eine der vornehmſten Cautelen iſt dieſe: der Richter muß ſpröde thun. Ich habe dieſen Ausdruck von der Coquetterie entlehnt. Ein Mädchen von einem zweydeutigen Charakter wird ihren Beruf weit glücklicher treiben können, wenn ſie ſich das Anſehen eines tugendhaften und eingezogenen Frauenzimmers erhalten kann. Dergleichen Ausſchweifungen, wenn ſie mit Vorſicht geſchehen, ſind allemal einträglicher, und das Publikum bleibt in einer Art der Ungewißheit, die dem guten Namen des Mädchens ſehr vortheilhaft iſt. Sie wird, ohne mein Erinnern, ihre Ernſthaftigkeit ſo zu mäßigen wiſſen, daß ſie von dem Wilden und Rauhen unterſchieden bleibt, wodurch die Jugend und ihre Freunde zu ſehr abgeſchreckt werden konnten.

»Auf eben dieſe Art muß ſich ein Richter geberden. Er muß es einem aufmerkſamen Klienten errathen laſſen, daß er gegen Geſchenke nicht unempfindlich ſey; und dennoch muß er den Klienten in einer gewiſſen Art der Ehrfurcht zu erhalten wiſſen, daß dieſer glaubt, er ſey der einzige, dem es geglückt habe, ihn zu beſtechen. Man glaubt nicht, wie ſehr dieſes den Preiß der Geſchenke erhöht. Die Parteyen opfern noch einmal ſo viel, um durch den anſehnlichen Werth des Geſchenks die Verwägenheit einigermaßen zu entſchuldigen, die ſie unternehmen, einen ſo unparteyiſchen und gerechten Mann zu blenden. Ein Richter, welcher ſich ſeine Leidenſchaften zu ſehr merken läßt, welcher die Gerechtigkeit dem erſten dem beſten, der darauf bietet, für ein geringes Geld zuſchlägt; ein ſolcher Richter iſt ſelbſt Urſache, wenn der Werth ſeiner Waare fällt. Ordentlicher Weiſe bekömmt man für ein Dutzend Dukaten ſogar viel Gerechtigkeit eben nicht; wie kann es nun ein ſolcher Mann bey ſeinen Kollegen und bey den Nachkommen verantworten, wenn ihm ſchon von einem einzigen Dukaten Hören und Sehen vergeht?

»Mit dieſer Regel iſt noch eine andere ſehr genau verwandt, welche befiehlt, daß man von den Armen nichts, von den Reichen deſto mehr nehmen ſoll. Sie folgt aus eben dem Grundſatze, aus welchem ich die vorhergehende hergeleitet habe, und hat außerdem noch einen doppelten Nutzen. Dadurch, daß ich dem Armen die nichtswürdigen Kleinigkeiten, ſo er mir anbietet, mit einer freundlichen und mitleidigen Miene wieder zurück gebe, erheuchle ich mir den Ruhm eines

»frommen Richters. Den elenden Gulden, den ich dem armen und nothdürftigen Klienten zurück gebe, trägt er mit Thränen und Freuden nach Hauſe; er wird nicht ruhen, bis die ganze Nachbarſchaft unſre Großmuth erfährt, und gewinnt er auch nunmehr ſeinen Proceß nicht, wie er ihn natürlicher Weiſe nicht gewinnen kann, da er ein Armer iſt; ſo wird er dennoch die Schuld ſeinem Richter nicht beymeſſen, dieſem frommen und unparteyiſchen Manne, welcher aus großer Liebe zur Gerechtigkeit nicht einmal einen Gulden hat annehmen wollen:

»Außer dieſem Geruche der Heiligkeit, den ich mir bey tauſend andern Fällen wohl zu Nutze machen kann, habe ich auch dieſen Vortheil, daß der Reiche, wenn er von den Armen meine Großmuth erfährt, ſeine Geſchenke deſto wichtiger einrichten muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, auch abgewieſen zu werden. Nach den Regeln der Proportion fällt es dem armen Bauer weit ſchwerer, eine alte dürre Henne zu ſchenken, als es ſeinem Edelmanne fällt, den ich durch meine gerühmte Unparteylichkeit nöthige, mir den beſten gemäſteten Truthahn aufzuopfern. Da der Arme ſo viel verliert, wenn er auch wenig ſchenkt; ſo iſt es ihm zu gute zu halten, wenn er ſeinem kleinen Geſchenke einen großen Werth beylegt, und viel Gerechtigkeit dafür verlangt. Erlangt er dieſe nicht, ſo glaubt er, berechtigt zu ſeyn, es dem ganzen Dorfe zu klagen, wie himmelſchreyend ſein Richter verfährt, den er, nach ſeiner Sprache zu reden, nicht ſatt und gerecht machen können, ob er ihm ſchon das Brodt in den Rachen geſteckt, welches er ſeinen armen Kindern vom Tiſche genommen. Ein Reicher hingegen, wenn er auch durch ſeine Geſchenke den Endzweck nicht erhält, wird dennoch

»entweder ſo billig, oder ſo vorſichtig ſeyn, und die Mittel verſchweigen, die er angewendet hat, ſein Recht zu behaupten. Dieſen Satz habe ich in der Abhandlung ſelbſt ſehr weitläuftig ausgeführt, da wider ihn in den meiſten Kuchen der Richter ſo gröblich verſtoßen wird.

»Ein Richter hat ſich wohl vorzuſehen, daß er von denjenigen keine Geſchenke nimmt, welche mit ſeinen Obern und Vorgeſetzten in einiger Verbindlichkeit oder Verwandtſchaft ſtehen. Thut er es dennoch, und iſt er dabey nicht vorſichtig genug, ſo iſt er auf einmal, ohne Rettung, verloren; hütet er ſich aber, und zeigt er demjenigen, der ihn beſtechen will, einen gerechten Abſcheu vor einer ſolchen Handlung; ſo gewinnt er dadurch doppelt ſo viel, als er dem äußerlichen Anſehen nach durch die Abweiſung dergleichen Geſchenke verliert. Dieſe Cautel hat mir Gelegenheit gegeben, dem Richter ſehr weitläuftige Regeln wegen der Sorgfalt vorzuſchreiben, mit welcher er ſich gleich beym Anfange des Proceſſes erkundigen müſſe, ob eine der Parteyen auf dieſe oder jene Art mit einem von ſeinen Obern, oder mit denen, die er ſonſt zu fürchten hat, in einiger Verbindlichkeit ſtehe. Ich habe gewieſen, daß ein Richter ſchuldig ſey, dieſes zu thun, ehe er noch die Klagen lieſt. Denn in dieſen Fällen wird die Gerechtigkeit der Sache nicht durch die Beweiſe der Parteyen entſchieden, ſondern durch die Akten, die der eine oder andre von ihnen bey unſern Obern hat. Damit ich nicht das geringſte verabſäume, wodurch dem gemeinen Weſen geholfen werden könne; ſo zeige ich in meiner Abhandlung, wie man dieſe Verbindung der Parteyen durch die gewöhnlichen Stammbäume ausfindig machen kann. Ich zeige auch, wie man die Grade zählen muß, welches von der gewöhnlichen Art ganz abgeht, weil durch dieſe Art der Stammbäume nicht ſo wohl die Verwandtſchaften, als die politiſchen Verbindungen der Parteyen mit den Obern ausfindig gemacht werden ſollen. Es ſind in dieſem Kapitel viele Aufgaben, welche den Verſtand eines jungen Richters üben können, wenn er ſich die Mühe geben will, die Stammbäume daraus zu verfertigen. Die Fälle, von denen ich daſelbſt rede, habe ich aus ſolchen Acten genommen, welche vor den anſehnlichſten Richterſtuben und Commiſſionen ergangen ſind. Damit ich den Leſern einen hohen Begriff von der Wichtigkeit meines Vorſchlags beybringe; ſo will ich ihnen nur eine von ſo vielen Aufgaben erzählen, die ich angeführt habe. Sie iſt folgende: Cajus klagt wider den Sempronius aus einem Teſtamente, wegen eines Vermächtniſſes von fünfhundert Thalern. Das Teſtament hat ſeine Richtigkeit. Sempronius räumt es ſelbſt ein; es iſt ihm durch wiederholte Urthel auferlegt worden, die fünfhundert Thaler zu bezahlen, alle Appellationen, die er eingewendet hat, ſind rejicirt, und er iſt ſo weit getrieben, daß bereits der Termin zur Hülfe anberaumt worden. Was ſoll Sempronius thun? Soll er bezahlen? Die Geſetze, die Urthel, die Billigkeit wollen es haben. Kleinigkeiten! Er hat einen Advokaten, der Geſetze, und Urthel, und Billigkeit überſieht. Er bezahlt nicht, und findet einen Weg, daß zu nochmaliger Unterſuchung dieſer Sache eine beſondere Commiſſion niedergeſetzt wird. Der neue Commiſſar, ein Mann von Erfahrung, wirft die Acten bey Seite, und unterſucht, in was für einer Verbindung Sempronius mit demjenigen ſteht, der ſein Oberer und Mäcenas iſt. Er findet die Verbindung alſo: Sempronius hat einen Bruder, Titius; die Frau des Titius, Calpurnia, hat eine Schweſter, deren Mann, Cajus, ſeinen jüngſten Sohn, Lälius, zum Schreiben und Rechnen angehalten und ſo weit gebracht, daß er in einer gewiſſen Herrſchaft Kornſchreiber geworden, und vor drey Wochen die Tiburtia, ein Mädchen geheurathet hat, das Seine Excellenz, der Obere und Mäcenat des neuerwählten Kommiſſars, fünf Jahre lang, als ein ſchönes und artiges Mädchen gefunden hat, und noch alſo findet. Aus dieſem allen fertigt der Kommiſſar ſeinen Stammbaum; und weil er das nur vor kurzem verheurathete Mädchen als ein documentum noviter repertum billig anſieht; ſo wird das bisherige Verfahren aufgehoben, und Kläger, Cajus, genöthigt, ſich mit dem Sempronius zu vergleichen, ſo gut er kann. Ich bitte diejenigen von meinen jungen Leſern, welche ſich künftig als Prieſter der Gerechtigkeit wollen einweihen laſſen, daß ſie die Mühe ſich nicht dauern laſſen, die Verbindungen dieſer Aufgabe in einen Stammbaum zu bringen. In Sachen von Wichtigkeit, wie dieſe iſt, kann man nicht zeitig genug anfangen, ſich zu üben.

„Bey der Anweiſung von der Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen, habe ich endlich auch dieſe Regel wiederholt: Ein Richter darf es nicht gar zu ſehr auf die Großmuth ſeiner Partheyen ankommen laſſen, und nicht verſtatten, daß ihm die Geſchenke nur von ferne gewieſen werden. Accipe, dum dolet! Die Erkenntlichkeit, die die Partheyen alsdann erſt leiſten wollen, wenn der Proceß zu Ende iſt, gehöret zu den leeren und unnützen Komplimenten. Sie bedeuten nichts mehr, als das bekannte: **Mein Herr, wie**

[illegible]

wollen ſehen! welches uns die Großen in ihren Vorzimmern machen, wenn wir von ihnen etwas bitten, was ſie uns nicht gewähren wollen. Ein Client, der in Angſt iſt, ſeinen Proceß zu verlieren, thut in dieſer Abſicht eben ſo große und eben ſo vergebne Gelübde, als derjenige thut, der während des Sturms dem großen Chriſtoph die Wachskerze verſprach. Ich zeige hier, wie alsdann ein Richter den zaudernden Parteyen es ſo nahe legen könne, daß ſie nicht einen Augenblick anſtehen, ihn zu verſöhnen. Es giebt mir dieſer Umſtand Gelegenheit, die ganze Abhandlung von der Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen, mit den bekannten Verſen zu ſchließen:

Dum proceſſus ventilatur,
Dum aegrotus aegrotatur,
Studeas accipere.
Nam proceſſu ventilato,
Et aegroto relevato,
Nemo curat ſolvere.

Ich habe in den Schriften des Plato eine Stelle gefunden, die mich ſehr aufmerkſam gemacht hat. »In der Abhandlung von der Einrichtung ſeiner neuen Republik iſt er ſehr weitläuftig, wenn er auf die Fehler des Magiſtrats zu reden kommt. Bey dieſer Gelegenheit führt er ein attiſches Sprüchwort an, welches ungefähr ſo viel ſagt, daß einige **Rathsherren in Athen zum Nutzen, andere aber nur zur Zierde des Vaterlandes zu dieſer Ehrenſtelle erhoben worden** *). Ich habe dieſen Gedanken ganz neu gefunden; und ich wundre mich, daß ſeit ſo viel Jahrhunderten niemand darauf gefallen iſt, durch den Ausſpruch eines ſo weiſen Mannes den verjährten Eigenſinn zu beſiegen, der ſich noch in allen Städten durchgängig behauptet, und der verhindert, daß niemand in den Rath kommen kann, als wer die Geſchicklichkeit und den Willen hat, dem Vaterlande zu nützen. Wie viele wohlgebildete Kinder der Stadt, denen es am Verſtande fehlt, würden Brodt haben, wenn man wenigſtens eine gewiſſe Anzahl aufnähme, welche nur zur Zierde des Vaterlandes ernährt würden. Man könnte dieſen Gedanken noch weiter ausführen, und

---

*) Τους μεν φασι εργῳ ὠφελουντας, τους δε δια το σεμνυνεσθαι κοσμον παρεχοντας. Plato Rep. l. 2. p. m. 413.

„zum Beſten einer jeden Republik allgemeiner machen, wenn man einige zum Nutzen, einige zur Zierde, einige ſo wohl zum Nutzen als zur Zierde, und endlich noch andre in dergleichen Aemter aufnähme, welche weder zum Nutzen noch zur Zierde des Vaterlandes gereichten. So widerſinnig dieſes letztere klingt; ſo groß würde doch der Nutzen ſeyn, den man davon zu erwarten hätte. Dergleichen Männer ſind in Aemtern ſo unentbehrlich, als der Schatten im Gemälde. Ein Mann, der zum Nutzen des Vaterlandes dienet, würde weniger in die Augen fallen, wenn nicht ein College neben ihm ſäße, der nicht zum Nutzen, ſondern bloß zur Zierde des Vaterlandes geſchaffen wäre. Und dieſer würde ſehr unbemerkt da ſitzen, wenn es nicht noch andere gäbe, die weder zum Nutzen, noch zur Zierde des Vaterlandes gereichten. Dadurch, daß man bisher niemanden das Anſehen eines Vaters der Stadt hat zugeſtehen wollen, als nur demjenigen, der ſo wohl zum Nutzen als zur Zierde des Vaterlandes geſchickt iſt, durch dieſes Vorurtheil iſt es gekommen, daß man ſo viel Mühe hat, die erledigten Stellen zu beſetzen. Oft ſind ſie zum unerſetzlichen Schaden des gemeinen Weſens wegen Mangel geſchickter Candidaten lange Zeit und wohl ganz und gar unbeſetzt geblieben; oft hat man ſeine Zuflucht zu einer einzigen erleuchteten Familie nehmen, und durch Vater und Sohn, und Enkel, und Schwiegerſohn, die Gerechtigkeit müſſen verwalten laſſen, welche gar leicht zu einer Familiengerechtigkeit hätte werden können, wenn wir nicht in den glücklichen Zeiten lebten, wo die Geſetze mehr gelten, als eigennützige Abſichten.

„Ich wollte, daß ich Gelegenheit geben könnte, dieſen Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Die Nahrung würde allgemeiner ſeyn; die Aemter würden viel leichter beſetzt, und viel luſtiger verwaltet werden. Ein jeder würde in den Stand kommen, dem Vaterlande zu dienen, wo nicht mit dem Verſtande, doch mit einem wohlgewachſnen Körper, und wo auch mit dieſem nicht, doch wenigſtens mit ſeinem Daſeyn.

Ich ſollte hoffen, daß meine patriotiſchen Vorſtellungen einigen Eindruck machen würden; aber ich weis auch leider, wie ſchwer es hält, eingewurzelte Vorurtheile auszurotten. Vielleicht giebt man ſich nach und nach; vielleicht erleben unſere Kinder dasjenige, was uns itzt unmöglich ſcheint.

»Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich für die Nachwelt ſchreibe. Dieſes hat mich bewogen, ein Formular zu entwerfen, wie etwan in künftigen, vielleicht ſehr ſpäten Zeiten, ein junger Menſch es anfangen ſoll, wenn er einen innerlichen Beruf empfindet, zur Zierde des Vaterlandes ein Rathsherr zu werden. Diejenigen, welche an einer ſo problematiſchen Sache, und an den Sitten der Nachwelt keinen Antheil nehmen, können dieſes Formular ſicher überſchlagen, ohne etwas dabey zu verlieren. Die folgenden zween Briefe ſind ſchon etwas wichtiger, und mehr praktiſch.»

Madame,

Ich habe das Glück, Ihre Pathe zu ſeyn. Dieſes giebt mir ein Recht, auf alle diejenigen Aemter Anſpruch zu machen, welche durch die Hand Ihres Mannes vergeben werden. Die nur unlängſt eröffnete Rathsſtelle erinnert mich an dieſes Vorrecht. Sie wiſ-

ſen,

Universitäts- Bibliothek München

ſen, Madame, wie vorſichtig und zärtlich meine Aeltern mich jederzeit erzogen haben. Ihre Sorge, mich durch eine pöbelmäßige Strenge und einen unzeitigen Fleiß zu früh niederzudrücken, und zu dem Amte, das ich itzt ſuche, ungeſchickt zu machen, dieſe liebreiche Vorſorge meiner Aeltern hat mich in den Stand geſetzt, daß ich itzt bey einem geſunden, wohlgebauten und gut genährten Körper das Vermögen, welches ich geerbt, ruhig genießen, und die kleinen Spöttereyen der Pedanten über den Mangel der Gelehrſamkeit und des Verſtandes gelaſſen überſehen kann. Ich weis, Madame, und Sie wiſſen es noch beſſer, als ich, daß der Mangel dieſer beyden Kleinigkeiten mich nicht unfähig macht, dem Amte, das ich ſuche, würdig vorzuſtehen. Zween unter uns können allezeit Verſtand und Gelehrſamkeit ſicher entbehren, wenn nur der dritte zugleich in unſerm Namen verſtändig, gelehrt und fleißig iſt. Man hat mich verſichert, daß dieſes Verhältniß faſt in allen Aemtern gemein ſey. Ich hoffe, man wird in unſrer Stadt von den Sitten unſrer Vorfahren, und den allgemeinen Gewohnheiten nicht abgehen. Glauben Sie, Madame, es iſt für die Stadt allemal verträglicher, wenn ihre Väter weniger gelehrt, und beſſer gebaut ſind. Das Anſehn eines ſtarken Körpers bringt beym Volke eine Hochachtung zuwege, die derjenige, welcher zwar verſtändig und gelehrt, aber ſo wohl nicht gewachſen iſt, nur ſelten erlangt. Durch Anſehen und Hochachtung aber wird das Volk regiert, und die Gerechtigkeit gehandhabt. Es giebt gewiſſe Fälle, wo der Rath paradiren muß, und wo man durch eine Garnitur wohlgewachſner Rathsherren mehr Beyfall und Vortheil erlangt, als durch den pedantiſchen Troß derjenigen, die incognito, und zugleich für uns

ver

verſtändig und fleißig ſeyn müſſen. Dieſes ſind die Fälle, Madame, wo ich hoffe, meinem Vaterlande dienen zu können, und wo ich vor Eifer brenne, es zu thun. Ich will meinen Stuhl wohl füllen, und meinem Amte Zierde machen. Verlaſſen Sie ſich darauf. Machen Sie mich, und zugleich mein Vaterland glücklich. Verſchaffen Sie mir ein Amt, für das ich gebohren und erzogen bin. Es koſtet Sie nur ein Wort, ſo erlange ich meinen Wunſch. Dieſes Eine Wort werden Sie mir doch nicht verſagen, Madame? Sie thun es nicht, ich weis es gewiß, und meine einzige Sorge iſt dieſe, wie ich Ihnen ſodann für Ihre Bemühung meine Ergebenheit lebhaft genug bezeigen will. Ich bin mit der tiefſten Hochachtung ꝛc.

»Weil ich einmal auf dem Wege bin, meine Beleſenheit in den Schriften der alten Griechen blicken »zu laſſen; ſo will ich nachſtehende zween Briefe des »**Alciphrons** einrücken *).

»Um ſie unſern Zeiten ähnlicher zu machen, ſo »habe ich ſie nach Art der neuern Franzoſen ſo frey überſetzt, daß ſie dem Originale faſt gar nicht mehr ähnlich ſind. Die Gewaltthätigkeit, die man auf dieſe »Art an den Schriften andrer ausübt, würde ohne das »entſcheidende Beyſpiel der witzigen Franzoſen etwas »unverantwortliches ſeyn. Ich behalte mir vor, den »Nutzen davon bey einer andern Gelegenheit zu zeigen; »itzt muß ich nur ſo viel erinnern, daß ich mich bey »dieſer Freyheit ungemein wohl und bequem befunden »habe.

---

*) Alciphr. lib. 1. Ep. 11. 12. p. m. 23.

»Da ich dieſe Erklärung vorgeſetzt habe, ſo will
»ich hoffen, daß ich gegen die voreilige Weisheit eines
»eigenſinnigen Kunſtrichters geſichert ſeyn werde. Ich
»werde mir die Mühe nicht geben, es zu beantworten,
»wenn man mir vorwirft, daß es unter den Griechen
»Männer gegeben hätte, welche mit der ganzen Welt
»zufrieden geweſen wären, wenn ſie Knaſter und Bier
»gehabt hätten. Ich würde es ſehr leicht von Wort zu
»Wort haben überſetzen können; es würde aber unſern
»Zeiten unverſtändlich geworden ſeyn *). Wenn mir
»nicht Matanaſius zuvor gekommen iſt; ſo bin ich
»vielleicht der erſte, der entdeckt hat, daß ſchon bey den
»Griechen die kleinen poſſierlichen Figuren gebräuchlich
»geweſen, die man auf den Kamin ſetzt, und Pagoden
»nennt **). Ein Beweis, daß dieſer Geſchmack ſo go-
»thiſch nicht iſt, als man wohl glauben ſollte. Ariſte-
»nät braucht eben dieſes Wort in einem Briefe an den
»Libanius, wenn er von einem ſtummen Rathsherrn
»in Konſtantinopel redet, der ſich bey ſeiner Bequem-
»lichkeit alles gefallen ließ, was man in Vorſchlag
»brachte, und den das gemeine Volk um deswillen nur den
»Jaherrn nennte ***). Die Anmerkung wird überflüſſig
»ſeyn, daß es bereits bey den Griechen Weiber gegeben
»habe, die ihren Männern das Leben ſauer gemacht.

---

*) Ὅτι κάρδαμον ἔχει καὶ ζῦθον, προσγελῶν ἅπασι, τὸν τῆς [illegible] τῷ τρόπῳ δῆλον. Alciphr. l. all.

**) Ὥσπερ τὰ πρόσωπα τὰ κωφὰ, ἃ ἐπὶ ταῖς [illegible] ἔχομεν, προσφέρεις [illegible]. Alciphr. l. all.

***) Προσμειδιῶν τε καὶ ἐπινεύων. Ariſtenaet l. 1. ep. 7. p. m. 74.

»Unſer Text ſagt es mit klaren Worten; aber es ſagen »es noch mehr Texte. Ob ich das Wort: **fauler** »**Schlingel**, recht überſetzt habe, will ich von Ken»nern entſcheiden laſſen *). Bey dem zweyten Briefe »werden die Kunſtrichter ſehr ſtutzen, wenn ſie hören, »daß es in Athen zwölfe geſchlagen hat. **Der Hahn** »**kräht ſchon**, würden ſie geſagt haben; aber ſie wür»den nicht verſtanden worden ſeyn.

»Wie leicht iſt es doch, gelehrt zu ſchreiben! Ich »war Willens, nur ein Wort zu meiner Vertheidigung »zu ſagen, und habe eine ganze Seite voll kritiſcher »Weisheit hingeſchrieben. Der Himmel weis, wie »viel Gewalt ich mir anthun muß, nicht ſo gelehrt zu »ſeyn, um meinen Leſern nicht unerträglich zu werden. »Was ich geſagt habe, iſt gnug, meine Ueberſetzung »zu retten.»

Herr Bürgermeiſter,

Endlich habe ich einen Mann gefunden, der recht nach Ihres Herzens Wunſche iſt. Sie können die erledigte Rathsherrnſtelle nicht beſſer beſetzen, als mit ihm. Er kömmt den ganzen Sommer nicht von ſeinem Weinberge, und den Winter hindurch nicht vom Kamine. Ein Mann, der, wenn er Knaſter und Bier hat, mit der ganzen Welt zufrieden iſt! Aus dieſem Manne können Sie machen, was Sie wollen. Er hilft Ihnen da ſitzen, wenn Sie es verlangen, und Sie können ihm ſo heftig begegnen, als Sie wollen, Sie beleidigen ihn gewiß nicht. Ich bin Bürge für ihn, daß er Ihnen niemals widerſprechen ſoll. Zu mehrer Sicherheit giebt er Ihnen einen Revers darüber. Muthen Sie ihm nur nicht zu, daß er viel reden darf; widerſprechen wird er wenigſtens nicht. Auf ſein Votum können Sie ſichern Staat machen. Er iſt wie die Pagoden von Thon, die man auf den Kamin ſetzt, und die länger als eine Viertelſtunde mit dem Kopfe nicken, wenn man nur ein wenig mit dem Finger dran rührt. Ich empfehle ihn beſtens, und bitte mir bald Antwort aus. Er verdient Ihr Wohlwollen. Leſen Sie nur ſeinen Brief, den er an mich geſchrieben hat. Können Sie ſich einen beſſern Kollegen wünſchen? Vor ſeiner Frau furchten Sie ſich nicht. Sie hat einen närriſchen Kopf, aber nur für den Mann; außerdem iſt ſie zahm und ſehr gefällig. Ich kenne ſie. Es iſt ihr nur um den Rang zu thun. Hat ſie den erlangt, ſo wird ſie gewiß keine Unruhe in der Stadt anrichten, oder ſich einiger Herrſchaft anmaßen. Das können Sie der Frau Bürgermeiſterinn ſagen, damit ſie nicht ohne Noth argwohniſch und eiferſüchtig wird. Folgen Sie mir, mein Herr. Machen Sie dieſe Maſchine zum Rathsherrn. Es wird Sie nicht gereuen, u. ſ. w.

---

*) Γαστερ αργαι. conf. Liban. Ep. 493. p. m. 248.

Vielgeliebteſter Herr Schwager,

Rathsherr möchte ich nun freylich gern werden. Ich habe mir immer ſo ein Aemtchen gewünſcht, bey dem man den Körper ſchonen kann. Sie wiſſen es, Herr Schwager, ich bin ein wenig langſam und bedächtig, gut, wie ein Kind; alle heftige Bewegungen leidet mein feiſter Körper nicht. Aber das wäre recht, wie ich mirs wünſchte. Meynen Sie nicht, daß ich es werden könnte? Reden Sie einmal mit dem Herrn Bürgermeiſter. Er ſoll einen recht frommen und lieben Collegen an mir haben; mit Willen wenigſtens will ich ihn niemals erzürnen, den ehrlichen Mann! Reden Sie einmal mit ihm. Aber ſollte er es wohl nicht gern ſehen? Je nun, wiſſen Sie was, Herr Schwager, wenn es auch nicht iſt, ſo mag es dasmal bleiben. Ich möchte ihn nicht böſe machen. Reden Sie nur mit ihm. Meine Frau, ſie hat auch ihr Köpfgen vor ſich, wie eine andere Frau, meine Frau ſpricht immer zu mir: Mann! wird denn nimmermehr nichts aus dir? Willſt du denn ein ewiger fauler Schlingel bleiben? Laß es gut ſeyn, mein Engelchen, ſpreche ich zu ihr, es wird ſich ſchon geben! Sehen Sie, Herr Schwager, das wäre nun ſo eine Urſache, warum ich mich in den Rath wünſchte. Der liebe Hausfriede! . . Sie verſtehn mich ſchon. Das Weibchen iſt gut; nur die fliegende Hitze! die, die, die . . . wie geſagt, Sie verſtehn mich ſchon. Stellen Sie es dem Herrn Bürgermeiſter vor. An gutem Willen und an Geſchicklichkeit ſoll es mir wohl nicht fehlen. Ich habe eine ſehr vernünftige Frau; bin ich nur einmal Rathsherr, ſo kann ſie mir mit Rath und That beyſtehen. Nun es bleibt dabey! Hören Sie einmal, was der Bürgermeiſter dazu ſagt. Uebereilen Sie ſich nicht; kömmt Zeit, kömmt Rath. Ich muß abbrechen; ich habe ſchon lange geſchrieben, und meine Frau läßt mir ſagen, ich ſoll zu Bette gehn. Gute Nacht! Lieber Himmel; es ſchlägt ſchon zwölf Uhr . . Die Nacht habe ich mir gewiß mit dem vielen Schreiben verderbt. Thun Sie Ihr Beſtes, Herr Schwager. Ich gähne mich noch todt. Gute Nacht!

Seit der Zeit, daß ich mir vorgenommen habe, ſatyriſche Briefe zu ſchreiben, bin ich von dieſem Gedanken ſo voll geweſen, daß faſt eine jede merkwürdige Stelle, die ich in einem Buche leſe, mich auf den Einfall bringt, einen Brief darüber auszuarbeiten. Eben ſo gieng es mir mit der Stelle in der Odyſſee, wo ich durch die grauſame Freundſchaft des Polyphems auf eine empfindliche Art gerührt ward. Ich wünſchte mir, dieſen Gedanken in einem Briefe anzubringen; ich wandte meinen Polyphem auf alle Seiten herum, um eine Aehnlichkeit mit einem Manne zu finden, deſſen Charakter etwas Lächerliches und Tadelnswürdiges an ſich hätte. Endlich ſchuf ich mir eine gewiſſe Art eines ungerechten Richters. Ich bewaffnete ihn mit einiger Gewalt, Schaden zu thun; ich bauete ihm eine Höhle, aus welcher er das umliegende Land ſchrecken ſollte; ich ſchaltete hin und wieder kleine Epiſoden ein, und endlich ward der Brief fertig, der nachſteht.

»Es iſt für einen Verfaßer nicht vortheilhaft, wenn der Leſer gar zu genau weis, was die Gelegenheit zu einer Schrift gegeben, und wie ſich ein Gedanke aus dem andern entwickelt hat. Sagt man ihm dasjenige zu zeitig, was er ſelbſt entdecken ſollte, ſo fällt das Unerwartete, und eben dadurch der größte Theil der Annehmlichkeit weg.

»Ich verliere bey dieſer Erklärung allerdings, das ſehe ich gar wohl voraus: aber ich habe dieſen Schaden lieber verſchmerzen, als in einen Verdacht fallen wollen, der mir noch weit empfindlicher ſeyn würde.

»Nunmehr ſind meine Leſer überzeugt, wenigſtens hoffe ich es, daß mein ungerechter Richter nur des Polyphems wegen erdacht worden. Hätten ſie das nicht gewußt, wie viel vergebene Mühe würden ſie ſich gemacht haben, das Original zu errathen. Hätten ſie auch kein Original dazu gefunden, wie es denn nicht möglich iſt, da dergleichen ungerechte Richter, wenigſtens in unſern Landen, nicht ſind, ſo würden ſie doch mich nicht aus dem Verdachte gelaſſen haben, daß meine Satyre eine perſönliche Satyre ſey. Nun kann ich ihr Urtheil gelaſſen erwarten. Derjenige Leſer muß ſehr verſtockt ſeyn, der dem ungeachtet glauben will, daß ein ſolcher Polyphem unter uns wohne.»

Gnädiger Herr,

Iſt es möglich, daß Sie dieſen Mann erſt jetzt haben kennen lernen? und Sie wohnen ſchon ſechs Jahre in der Gegend, welche unter ſeiner Ungerechtigkeit ſeufzt? Aber vielleicht kennen Sie ihn noch itzt nicht einmal recht genau. Ich will ihn malen, nach dem Leben will ich ihn zeichnen. Machen Sie ſich dieſe Entdeckung zu Nutze, und hüten Sie ſich vor ihm.

Er giebt ſich Mühe zu vergeſſen, was er geweſen iſt, ungeachtet ſeine Aeltern ſich dieſes Sohnes mehr zu ſchämen haben, als er ſich ſeines Vaters zu ſchämen hat, welcher in Armuth lebt und ehrlich iſt. Er hat für gut angeſehn, eine mittelmäßige Stadt zu ſeinem Aufenthalte zu wählen, um ſeine Verdienſte deſto merklicher zu machen. Das iſt die Höhle, in welcher er die Beute verzehrt, die er in der umliegenden Gegend von etlichen Meilen zuſammen raubt. Er hat ſo einträgliche Begriffe von der Amtspflicht, daß er gerecht iſt, nur ſeinen Vortheil zu machen, und eben dieſes Vortheils wegen zu andrer Zeit die größten Ungerechtigkeiten begeht. Der Hochmuth iſt ſeine ſtärkſte Leidenſchaft, eine Leidenſchaft, die immer diejenigen am meiſten martert, welche die wenigſten Verdienſte haben. Er erinnert ſich noch, und ſagt es allen denen, die es nothig zu wiſſen haben, daß er vor zwanzig Jahren neben dem Miniſter auf dem Kanapee geſeſſen hat. Er wiederholt dieſen Umſtand ſo oft, als er merkt, daß man an ſeiner unumſchränkten Gewalt, zu ſchaden, zweifelt. Ungeachtet dieſes Hochmuths iſt er noch immer niederträchtig genug, Geſchenke zu fodern, wenn man ihm ſolche nicht ſo geſchwind, als er wünſcht, entgegen bringt. Er beſtimmt ſelbſt den Werth derſelben, wenn er findet, daß ſie für ſeine Parteylichkeit ein zu geringer Lohn ſind. Es iſt gefährlich, von dem Preiſe abzugehen, den er ſetzt. So vorſichtig ein anderer Richter iſt, um zu verbergen, daß er ſich habe beſtechen laſſen; ſo mühſam iſt dieſer, es allen zu ſagen, von denen er itzt oder kunftig Geſchenke vermuthen kann. Von alle dem, was ſein Amt erfodert, verſteht er weiter nichts, als die Kunſt, das nicht zu thun, was er thun ſoll. In ſeiner Jugend war es in verſchiedenen Häuſern noch Mode, daß vornehme Leute mit der Religion leichtſinnig ſcherzten, daß ſie in ihrem Amte ſich aus Bequemlichkeit auf den Fleiß ihrer Untergebnen verließen, von ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich ſprachen, und in den artigſten Geſellſchaften auf eine unflätige Art witzig waren. Er iſt beynahe der einzige, der dieſe pöbelmäßige Mode noch beybehalten hat. Mit der Religion ſcherzt er leichtſinnig, weil er ſich Mühe giebt, den traurigen Gedanken von der ernſthaften Folge einer Religion zu ſeiner innerlichen Beruhigung zu überwältigen. Seine Untergebnen haben die ganze Laſt des Amts bey einem geringen Unterhalte auf ſich, weil er zu ungeſchickt iſt, es ſelbſt zu verwalten. Ich kenne niemanden, dem es natürlicher läßt, von den ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich zu ſprechen, als ihm, weil niemand natürlicher dumm iſt, als er. Die unflätige Sprache iſt ſeine Mutterſprache. Er iſt ſtark darinnen, noch ſtärker, als ſein Geſinde. Von dieſem Witze iſt er ein wahrer Kenner, den weis er zu ſchätzen. Die Thränen eines nothleidenden Unterthanen ruhren ihn bey weitem ſo nicht, als eine unerwartete Zote: mit dieſer kann man ihn gewinnen. Er hat einen Advokaten in ſeiner Pflege, welcher bey einem jeden neuen Proceſſe auf neue Unflätereyen ſinne und ſo glücklich iſt, durch dieſen Witz einen beyfälligen Richter zu behalten. So grauſam er gegen die Unterthanen ſeines Fürſten iſt, ſo ein harter Vater iſt er auch. Er hat ſich zum drittenmale verheurathet, und, welches bey ihm faſt unglaublich iſt, er hat zum drittenmale eine vernünftige Frau bekommen. Wie glücklich wäre dieſe Elende, wenn er zum drittenmale zum Wittwer würde! Sie hat es einmal gewagt, die Thränen einer gedruckten Gemeine ſich bewegen zu laſſen und für ſie zu bitten; dieſes Mitleiden findet er ſo widernatürlich, daß er es ſie noch itzt empfinden läßt. Seine Kinder ſind ſo tugendhaft und vernünftig, daß ſie wohl verdienten, ſeine Kinder nicht zu ſeyn. Wären ſie ihm ähnlicher, ſo würde er ſie mehr lieben.

Glauben Sie wohl, gnädiger Herr, daß man, dieſes häßlichen Charakters ungeachtet, dennoch faſt eine Stunde lang mit Vergnügen in ſeiner Geſellſchaft ſeyn kann? Wirklich kann man es ſo lange ſeyn;

aber man muß ſich ſeiner Schwäche zu bedienen wiſſen. Ich habe es verſucht. Ich ließ mich bey ihm melden, als ein Mann, der die Ehre zu haben wünſchte, ihn kennen zu lernen, und ihm ſeine unterthänige Aufwartung zu machen. Er nahm mich an, nachdem mich ſein alter Bedienter, welcher Kutſcher, und Gärtner, und Koch und Schreiber zugleich war, an der Treppe empfieng, und im Pompe durch drey große Säle, eine Küche und zwo Vorrathskammern in das Kabinet zur Audienz führte, wo ich dieſes Geſchöpf, das theure Schrecken ſeiner Bauern, und die Geißel ſeiner Gerechtigkeit, in prächtigem Schlafpelze am Pulte ſitzend ſand. So dick er iſt, denn ſeine ſchweren Berufſarbeiten haben ihm immer noch Zeit gelaſſen, fett zu werden: ſo geſchwinde ſprang er auf, bedauerte, daß er in ſeinem Nachtkleide überraſcht ward, warf zween große Stöße Akten über den Hauſen, die er ſeit vielen Jahren zur Parade neben ſich ſtehen, und ſeit vielen Jahren über den Hauſen geworfen hat, gieng mir mit einer großen geſchäftigen Miene entgegen, und empfieng mich mit Huld und Gnade. Sie können wohl glauben, daß bey einem ſolchen Auftritte kein Kompliment natürlicher iſt, als dieſes, daß man die Freyheit entſchuldigt, die man ſich genommen hat, einen Mann von ſolchen Geſchäften zu ſtören. Er nahm es mit der lächelnden Miene an, mit der eine alte Jungfer widerſpricht, wenn man ihr die Schmeicheley macht, daß ſie ſchön ſey. Sein linker Arm hieng nachläßig über das Schreibepult, und die Finger waren geſchäftig, in verſchiedenen Schreiben und Suppliken zu wühlen. Er ſeufzte über ſein Amt, über den Anlauf der Leute, über die vielen herrſchaftlichen Arbeiten ex officio. Ich war in allem ſeiner Meynung, und ſeufzte ergebenſt mit. Dieſes machte, daß er ſein Herz zu mir herab neigte, und mir nach verſchiedenen wichtigen Unterredungen endlich von großen Veränderungen im Staate ganz im Vertrauen einen Wink gab. Ein Brief von Seiner Excellenz . . . mehr durfte er nicht ſagen. Ein Hofmann, wie er, ſagt alles nur halb, und denkt gar nichts dabey! In der That wies er mir von ferne einen Brief, und ließ mich ſehr vorſichtig weiter nichts leſen, als **Hochedelgebohrner, Hochgelahrter.** Mit einem male verſchloß er ihn ins Pult, brach ab, und ſah mir ſteif in die Augen. Ich antwortete ihm mit einem beredten Achſelzucken, ſchlug die Augen in die Hohe, und lachelte. Wir verſtunden beyde einander: er, daß ich ſeine Einſicht in das Zukünftige des Staats bewunderte, und ich, daß er ein Narr war. Nach einer landesverrätheriſchen Pauſe von zwo Minuten, nahm er mich bey der Hand, und ſagte: Seria in craſtinum! und ſagte mir vielleicht damit ſein ganzes Latein. Womit kann ich Ihnen dienen? mit Ungariſchem Weine? mit Champagner? mit Burgunder? Mit Burgunder doch wohl am liebſten. Burgunder, Johann, vom beſten, geſchwind! rief er ſeinem Bedienten zu, der von ferne an der Thüre ſtund, und ſich die Haare auskämmte. Er kam. Burgunder? Nein, gnädiger Herr, ein rother Landwein. Ich trank ihn als ein wahrer Patriot, und ſchlurfte ihn ſo prüfend durch meine Zähne, als der Schmarutzer kaum thut, welcher gegen Sie, gnädiger Herr, niemals mehr Ehrfurcht bezeugt, als wenn Sie Burgunder und Auſtern haben. Bey dem erſten Glaſe nöthigte er mir eine Schmeicheley ab, die mir nicht ſchwer ward, weil ich mich darauf gefaßt gemacht hatte; bey dem zweyten erzählte er mir den ganzen Umfang von ſeinem Amte, und ſeufzte noch einmal darüber, daß er ein ſchweres Amt hätte. Ein ſehr vergebner Seufzer! denn, wenn es ihm ſchwer wird, ſo geſchieht es gewiß nur alsdann, wenn er Jemanden glücklich machen ſoll. Und in dieſe Umſtände ſetzt er ſich ſehr ſelten, oder er muß wenigſtens die Hälfte von dem Glücke zu genießen haben. Bey dem dritten Glaſe rühmte er die Gnade, die das Miniſterium für ihn habe. Das Kanapee ward nicht vergeſſen. Bey dem vierten Glaſe verſicherte er mich ſeiner Freundſchaft. Verlohnte dieſe Verſicherung wohl die Mühe, vier Gläſer ſauern Landwein zu trinken? Ich verbat mehrern Wein, und ſchützte den Gehorſam vor, den ich meinem Arzte ſchuldig wäre, einen Gehorſam, von dem mein Arzt nichts weiß. Er beſchäftigte ſich noch faſt eine halbe Stunde mit ſeiner Größe, und beſchloß den letzten Aufzug mit ein paar artigen Unflätereyen. Ich ſtund von meinem Stuhle auf, und entfloh ſeinem Witze und ſeinem Weine.

Hätten Sie mir wohl ſo viel Geduld zugetraut, gnädiger Herr? In der That habe ich ſie gehabt, und habe ſie eine Stunde lang mit Vergnügen gehabt; dennoch will ich Ihnen nicht rathen, mir es nachzuthun. Da ich nicht in der geringſten Verbindung mit ihm und mit ſeinem Amte ſtehe, ſo war er mir erträglich. Ihnen hingegen wird er es nicht ſeyn, und Sie wird er eine gewiſſe Hoheit empfinden laſſen, die ſeine Dummheit ehrwürdig machen ſoll. Am wenigſten wagen Sie es itzt, da Sie in den unglücklichen Proceß gerathen ſind. Bisher hat er ſie geſchont, oder ſchonen müſſen; nun ſieht er Sie als ein Opfer an, das von ſeiner Hand ſterben ſoll, das für ihn geſchlachſchlachtet wird. Ich bin gar nicht mit dem Einfalle zufrieden, den Sie gehabt haben, ihn mit dem Eymer Wein zu beſänftigen. Dadurch machen Sie ihn nicht menſchlich, nicht billig; wenn es hoch kömmt, erlangen Sie von ſeiner Ungerechtigkeit nur eine kurze Friſt. Polyphem war im Begriffe, den Ulyſſes mit ſeinen noch übrigen Gefährten zu freſſen. Ulyſſes gab ihm von ſeinem göttlichen Weine. Der ungerechte Cyclop trank davon, er lobte den göttlichen Wein; dreymal trank er davon, und ſagte zum Ulyſſes: **Dein Wein iſt vortreflich, mein Freund, dich will ich zuletzt freſſen!** Hätten Sie wohl geglaubt, gnädiger Herr, daß ſich mein Brief ſo pedantiſch ſchlieſſen ſollte? Ich bin mit beſtändiger Hochachtung u. ſ. w.

Da ich noch auf hohen Schulen war, und die Welt nicht kannte, ließ ich mir das Vorurtheil beybringen, es gehöre mit unter die unbemerkten verzehrenden Krankheiten eines Staats, wenn Privatperſonen, als Beſitzer von Dorfern und Landgütern, zu viel Freyheit hätten, das Recht über ihre Bauern unter dem Namen der Erbgerichte zu verwalten. Dieſer Wahrheit ein fürchterliches Anſehen zu geben, ſtellte man die Moglichkeit vor, daß ein Gerichtsherr ungerecht ſeyn konnte; daß der Unterthan durch dieſe Ungerechtigkeit, welche noch immer den Schein einer Legalität hätte, nach und nach entkräftet und außer den Stand geſetzt würde, dasjenige zu leiſten, was er ſeinem Fürſten ſchuldig wäre; daß ihm oft nicht Zeit gelaſſen, oder daß es ihm doch ſehr ſchwer gemacht würde, wenn er wider dergleichen Unterdrückungen den Schutz der obern Richter anflehen wollte. Man wollte angemerkt haben, daß dergleichen oftere Zunöthigungen und Unterdrückungen den Unterthan trotzig und verſtockt machten; daß ihm alles verdächtig ſey, was man von ihm fodere; daß er ſich endlich auch in denjenigen Sachen widerſetzlich bezeigte, die er und ſeine Vorfahren zu thun ſchuldig geweſen. Der Schade von dergleichen Gewaltthätigkeiten falle mit der Zeit dem Beſitzer des Rittergutes ſelbſt unglücklicher Weiſe zur Laſt. Er empfinde das Armuth ſeiner ausgeſaugten Unterthanen zuerſt, wenn dieſe unvermogend gemacht wären, ihm Zinſen und Dienſte ferner zu leiſten. Es ſey ganz falſch, wenn

»man glaube, daß ein bemittelter Unterthan nicht zu bändigen, und ein Bauer alsdann erſt zahm würde, wenn er ganz verarmt ſey. So bald er gar nichts mehr zu verlieren habe, ſo bald mache ihn die Verzweiflung muthig. Aus Rachſucht bemühe er ſich nunmehr ſeinen Gerichtsherrn durch ungerechte Proceſſe auch zu entkräften, und, ſo viel möglich, mit arm zu machen. Es ſey ſchwer, einen aufgebrachten und rebelliſchen Bauer von ſeinem Gute und aus dem Dorfe zu verjagen, noch ſchwerer aber eine ganze Gemeine. Gemeiniglich treffe das Unglück den Gerichtsherrn zuerſt, daß er, durch die Laſt der Proceſſe ermüdet, ſein Gut verſtoßen müſſe. Dieſes wären die gewöhnlichſten Folgen von einer übelverſtandnen Herrſchaft, und von dem unglücklichen Mißbrauche der ihnen erlaubten Erbgerichte: Folgen, die dem Gerichtsherrn und den Unterthanen ſchrecklich, nur dem Gerichtsverwalter und den Advokaten vortheilhaft ſeyn können!

»Das waren ungefähr die akademiſchen Grillen meiner Lehrer. So ſchimpft ein Armer auf den Reichthum, eine alte Betſchweſter auf die Wolluſt der Jugend, und ein Profeſſor, der keine Bauern hat, auf die Gewaltthätigkeit der Gerichtsſtube. Vielleicht wäre er der erſte, der ſie drückte, wenn ihm der Himmel ein Dorf voll Unterthanen in die Hände gäbe.

»Mir ſind die Augen aufgegangen, da mich mein Beruf in die Umſtände ſetzte, die Natur der Bauern genauer zu anatomiren, und einzuſehn, wie vortrefflich die Ausbeute ſey, welche die Gerechtigkeit giebt. Es wäre zu wünſchen, daß unſre Erbgerichte deſpotiſcher gelaſſen und weniger eingeſchränkt worden wären.

»ren. Es hebt den Werth der Rittergüter. In den Anſchlägen finde ich kein Kapitel billiger, als das, von Gerichtsnutzungen. Vielleicht wäre es beſſer und ausdrücklicher, wenn man es rechtliche Contribution, oder Gerichtsbeute nennte: aber es iſt ſchon genug, daß man weis, was man darunter verſteht. So viel iſt freylich wahr, wenn der Unterthan in Armuth gebracht wird, ſo leidet der Gerichtsherr zugleich; aber der leidet doch nicht, der ſeine Gerichte verwaltet. Im Handel und Wandel muß allemal einer verlieren, wenn der andre gewinnen ſoll. Werden die Unterthanen arm, wird es der Gerichtsherr mit; gut genug, daß das Geld im Lande bleibt. Der Gerichtsverwalter, die Advokaten, die obern Richter, alle, die in der Fabrik der Gerechtigkeit arbeiten, bis auf den unterſten Kopiſten gewinnen dabey. Es muß gleichwohl eine große Beruhigung für den Gerichtsherrn ſeyn, wenn er ſieht, daß ſeine widerſpenſtigen Unterthanen durch Hunger gedemüthiget ſind, geſetzt auch, daß er dieſes Vergnügen nicht eher erlebt, als wenn er ſelbſt halb verhungert iſt. Das Verlangen, ſich zu rächen, geht über alles.

»Man hat es in unſerm Lande für gut angeſehn, die Gewalt der Erbgerichte ſehr vorſichtig einzuſchränken. Ich, als ein Unterthan, darf dawider nichts ſagen. In der That würde ich auch nichts Neues ſagen, da meine Landsleute ſchon vor langen Zeiten die vortheilhafte Einſicht erlangt haben, wie ſie dieſe Einſchränkung ſich erträglich machen können. Die größte Kunſt beſteht darinne, daß ſie die Verwaltung ihrer Gerichte einem Manne anvertrauen, der an ihren Abſichten gemeiniglich arbeitet. Sie haben die Wahl, und in dieſer Wahl müſſen ſie behutſam ſeyn.

»Noch ein Vortheil iſt dieſer, daß ſie von den Sporteln der Gerichtsſtuben ihren Antheil behalten. Es hat einen doppelten Nutzen, welcher ſo deutlich in die Augen fällt, daß ich ihn nicht erſt erklären darf.

»Alles, was ich noch thun kann, iſt dieſes, daß ich durch nachſtehende vier Briefe meinen Satz erläutere. Der erſte und zweyte Brief zeigt, wie ein Gerichtsverwalter ſeyn muß; der dritte Brief iſt der Gegenſatz von dieſen, und zeigt, wie er nicht ſeyn ſoll. Dieſes deſto lebhafter zu machen, habe ich den vierten Brief hinzugeſetzt. Ich wünſche, daß meine Leſer die guten Abſichten erkennen mögen, die ich dabey gehabt habe. Folgen ſie meinem Rathe, und bedienen ſie ſich der Vortheile, die ich ihnen zeige, mit Ernſte: ſo gebe ich ihnen mein Wort, es ſoll in zehn Jahren kein Bauer mehr im ganzen Lande ſeyn. Und, o! wie ruhig kann ein Edelmann auf ſeinem Gute leben, wenn er es ſo weit gebracht hat!«

Gnädiger Herr,

Ich ſage es Ihnen aufrichtig, zu ihrem Gerichtsverwalter ſchickt ſich niemand beſſer, als ich. Sie haben ſo geſunde Begriffe von der Gewalt über Hals und Hand, und die Beutel Ihrer Unterthanen, daß ich mich freue, unter Ihrer Anführung dieſen elenden Geſchöpfen den Nachdruck unſerer Gerechtigkeit fühlen zu laſſen. Wenn ich die Sache recht anſehe, ſo finde ich, daß die Bauern nicht für ſich, ſondern für ihren Edelmann geſchaffen ſind. Ich weis, daß man es bey uns nicht öffentlich ſagen darf, und daß auf dem Katheder noch hin und wieder der Satz behauptet wird, daß die Bauern und der Gerichtsherr, beide Unterthanen

nen eines Fürſten ſind. Ich weis dieſe theoretiſche Wahrheiten gar wohl. Wir können es geſchehen laſſen, daß ſich die Gelehrten auf hohen Schulen und ein paar milzſüchtige Schriftſteller damit beſchäftigen. Genug, daß wir für uns die Erfahrung haben, welche allen dieſen Pedantereyen widerſpricht. Was wir noch thun können, um vor den Augen des gemeinen Volks den äuſſerlichen Wohlſtand zu behaupten, das iſt dieſes, daß wir die Bauern niemals anders, als mit der ſtrengſten Legalität, plündern. Darf ich es wohl wagen, gnädiger Herr, Ihnen zu ſagen, daß ich eben darinn meine Stärke habe? So bald ich Ihnen diejenigen Lehrer nenne, die mich auf hohen Schulen zur Gerechtigkeit eingeweiht haben; ſo bald werden ſie weniger an meinem Vorgeben zweifeln. Wollen Sie noch mehr Beweis haben? Davor habe ich mich ſehr gehütet, was man gründliche Rechtsgelehrſamkeit nennet. Kautelen ſind mein Hauptſtudium geweſen, und ich war im Stande, Geſetze zu verdrehen, ehe ich noch wußte, was Novellen hießen. Die erſte Probe meiner Geſchicklichkeit waren einige Hurenproceſſe, die ich glücklich ausgeführet habe. Ich war noch kein Jahr ein Advokat, als mir ſchon zweymal die Praxis unterſagt wurde. Meine Unerſchrockenheit, mit welcher ich die Obern und die Richter, zum Beſten meiner Klienten, beleidigte, brachte mich vier Wochen ins Gefängniß. Sie können wohl glauben, gnädiger Herr, daß mich dieſe Vorfälle ſehr berühmt gemacht haben, und es iſt beynahe keine ungerechte Sache, die ich nicht vertheidigen muß, und gewiß rühmlich vertheidige. Fragen Sie einmal in meiner Gegend nach, mit welchem Eifer ich meine Gerichtsbeſtallungen ſuche. Es giebt gewiſſe Handgriffe, durch welche man das Vermögen der Unterthanen an ſich ziehen, und dennoch der gerechteſte Mann ſeyn kann. Es ſind Geheimniſſe, die ich nicht ſagen kann, die ich aber zu Ihrem guten Vergnügen ins Werk ſetzen werde, wenn Sie mir die Stelle überlaſſen ſollten, um die ich bitte. Fragen Sie den Herrn von . . . deſſen Gerichte ich verwalte. Er wird Ihnen ſagen, wie weit ich es in einem Jahre gebracht habe. Seine Bauern ſind alle zu Grunde gerichtet; itzt arbeite ich noch an den Schulzen, und ich hoffe, ihn nach der Aernte auch an den Bettelſtab zu bringen. Es iſt wahr, der Herr von . . . hat zugleich ſein ganzes Vermögen verſtritten, und er iſt durch die Proceſſe in Anſehung ſeines Standes weit ärmer geworden, als ſeine Bauern; aber was thut das? Er hat Recht behalten, ſeine trotzigen Bauern ſind gedemüthiget, und ich habe dabey ein ziemliches Vermögen verdient. Verhungert der Herr von . . ſo iſt das mein Fehler nicht; es iſt ein Fehler der theuren Gerechtigkeit, für die er zum Märtyrer geworden iſt. Ich habe weiter nichts gethan, als was er verlangt, und was mein Amt erfordert hat.

Sie ſollen es erfahren, gnädiger Herr, daß es nicht ruhmredige Verſprechungen ſind, die ich thue. Ich erwarte Ihren Entſchluß, und bin u. ſ. w.

Gnädiger Herr,

Es iſt freylich eine ſchlimme Sache, daß die Landes-Obrigkeit dem Gerichtsherrn die Bauern nicht ganz Preis gegeben, ſondern den kleinen Dorfmonarchen gewiſſe Gränzen geſetzt und verordnet hat, daß die Gerechtigkeit durch beſondere Perſonen unpartheyiſch verwaltet werden ſoll. Es läuft allerdings wider den Stand der natürlichen Freyheit, und wider die weiſen Abſichten der Natur, welche das Wild und die Bauern zum Nutzen und zum Vergnügen des Junkers geſchaffen hat. Aber was iſt zu thun? Einer höhern Gewalt muß man nachgeben. Genug, daß noch Mittel übrig ſind, dieſer höhern Gewalt auszuweichen. Sie haben, gnädiger Herr, beſtändig dieſe zu Ihrer Regel gehabt, daß derjenige, dem Sie, nach den Landesgeſetzen, die Verwaltung der Juſtiz anvertrauen müſſen, ſo unwiſſend, als möglich, ſey, um Ihre willkührlichen Anſprüche deſto beſſer zu behaupten. Da ich nicht glaube, daß Sie itzt erſt von dieſer guten Regel, abgehen werden; ſo mache ich mir Hoffnung, die erledigte Stelle als Gerichtsverwalter bey Ihnen zu erlangen. Ich bin ſo dumm und unwiſſend, als Sie es wünſchen können. Da ich die Rechtsgelehrſamkeit niemals anders, als handwerksmäßig gelernt habe; ſo kann es mir nicht ſchwer fallen, ſo zu denken, wie Sie befehlen. Sie, Gnädiger Herr, ſollen mein erſtes Geſetz ſeyn. In der That ſind mir die übrigen Geſetze deſto gleichgültiger, je weniger ich mit ihnen bekannt bin. Nur das einzige bitte ich, daß Sie mich auf Ihre Koſten wider höhere Obrigkeiten vertreten, wenn mein Verfahren als ungültig angefochten werden ſollte. Sie erlangen durch mich noch einen Vortheil, den Sie nicht überall finden. Man hat ein Sprichwort, ich weis aber nicht, in welcher Sprache, daß diejenigen Advokaten die ehrlichſten ſind, die am wenigſten verſtehen. Glauben Sie, gnädiger Herr, ich bin für zween Advokaten unwiſſend, und für dreye grob. Es mag es niemand, Sie und Ihre Gerechtſame anzugreiffen; ich will ihm ſo unbeſcheiden begegnen, daß er wenig Ehre davon haben ſoll. Muß ich Strafe geben, ſo verlaſſe ich mich auf Ihr baares Geld. Sollte es gar bis zum Gefangniße kommen, ſo werden Sie mich auf eine billige Art ſchadlos halten; aber Abbitte und Ehrenerklarungen will ich ex officio thun, ohne etwas dafür zu verlangen. Scheinen Ihnen dieſe Bewegungsgründe nicht wichtig genug, mir Ihre Gerichte anzuvertrauen? Ich will Ihnen noch einen Vorſchlag thun. Ich will die Beute mit Ihnen theilen. Die Gerichtsſporteln ſollen zur Hälfte Ihre ſeyn, wenn Sie mir nur erlauben, noch einmal ſo viel von Ihren Bauern zu erpreſſen. Ueberhaupt finde ich dieſe Art in Kompagnie zu ſporteln ſehr billig. Den Gerichtsverwalter muntert es auf, hungriger zu ſeyn, als er ſonſt ſeyn würde; den Gerichtsherrn aber nothiget es, nachſehender zu ſeyn, weil er außerdem allemal die Halfte verlieren würde, wenn er gerechter wäre. Noch ein Vortheil fällt mir ein, den Sie, gnädiger Herr, durch mich erlangen. Kavaliere von Ihrer Art und Erziehung ſind niemals witziger, als bey Tiſche, und in Geſellſchaft des benachbarten Landadels. Wie nothig iſt es alsdann für Ihren Witz, daß Jemand mit an der Tafel ſitzt, den Sie ohne Verantwortung mißhandeln konnen? Ich verſtehe Spaß, gnädiger Herr. Für jede gnädige Grobheit, die Sie mir ſagen, werde ich mich mit einer Bouteille Wein bezahlt machen, das ſoll meine ganze Rache ſeyn. Da ich auf ihren Befehl mein Gewiſſen und meinen ehrlichen Namen daran wage, warum ſollte ich mich nicht für eine Bouteille Wein, Ihnen zu gefallen, zum Narren machen laſſen?

Wel-

Wollen Sie mir die Gnade erzeigen, und meiner Bitte Statt geben; ſo werden Sie ſehen, wie unermüdet ich mich beeifern werde, meine theure Pflicht zu erfüllen, und zu ſeyn ꝛc.

Gnädiger Herr,

Es hat mich Herr *** gebeten, ihn bey Ew. Gnaden zu empfehlen, da er gehört hat, daß Sie die erledigte Schöſſerſtelle auf Ihren Gütern wieder zu beſetzen im Begriffe ſind. Sie ſehen es ſelbſt ein, gnädiger Herr, daß dieſes Amt einen gelehrten, einen ehrlichen, und einen arbeitſamen Mann haben will. Es iſt ſchwer, alle drey Tugenden beyſammen anzutreffen; und wer ſie beyſammen beſitzt, der wird gemeiniglich ſo ſehr geſchätzt, und ſo ſorgfältig geſucht, daß er ſich kaum entſchließen dürfte, ein Amt, wie das Ihrige, anzunehmen, welches ihn vom Hofe und von aller Gelegenheit, ſein Glück weiter zu treiben, entfernt. Ew. Gnaden kennen mich zu gut, als daß Sie glauben ſollten, ich ſtellte Ihnen die Sache um deswillen ſo ſchwer vor, damit ich die Verdienſte meines Candidaten deſto geltender machen könnte. Er beſitzt wirklich alle die Eigenſchaften, die ich oben gefodert habe; er weis es aber ſelbſt ſo wenig, daß er immer zweifelt, ob er auch geſchickt genug ſey, dem Amte ſo vorzuſtehen, wie er ihm vorzuſtehen wünſchet. Dieſe Furchtſamkeit, vielleicht aber auch ein vernünftiges Verlangen, glücklich und ruhig zu bleiben, entfernen ihn vom Hofe. Er wünſcht, als ein ehrlicher Mann und unbekannt auf Ihrer Herrſchaft zu ſterben.

Wollen Sie eine genauere Nachricht von ſeinen Verdienſten haben? Er hat ſeine Jurisprudenz als ein Gelehrter erlernt. Er weis den Grund der Geſetze, und verſteht bey den dazu erfoderlichen Sprachen die Geſchichte der Rechtsgelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange. Dieſes unterſcheidet ihn von einem praktiſchen Schmierer und Rabuliſten. Er hat ſich Mühe gegeben, die Anwendung der Geſetze und die beſondre Verfaſſung des Landes ſich bekannt zu machen. Durch eine fleißige Uebung hat er dieſe Geſchicklichkeit erlangt, und vielen vor dem Richter beygeſtanden, die ihn um ſeine Hülfe gebeten. Dieſes unterſcheidet ihn von den theoretiſchen Pedanten. Er iſt ſo ehrlich, daß er keine Sache annimmt, ohne von ihrer Billigkeit überzeugt zu ſeyn; daß er einem nothleidenden Armen lieber dient, als einem Reichen, der Gewalt thut; daß er es ſehr ſelten zu einem weitläuftigen Proceſſe kommen läßt, und daß er es ſogleich im Anfange zu einem billigen Vergleiche zu bringen ſucht, wenn ihn nicht die Härte des Gegners, oder der Eigennutz des Richters daran hindert; mit einem Worte, er iſt ſo ehrlich, gnädiger Herr, daß er in fünf Jahren gewiß verhungern muß, wenn er ſo fortfährt, als Advokat ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Ich erinnere mich verſchiedner Gelegenheiten, wo der Richter ſo wohl, als ſein Gegner, ſich einen ſehr ſchlechten Begriff von ſeiner Geſchicklichkeit gemacht, und gar gezweifelt haben, ob er wirklich ad praxin admittirt ſey, weil er weder in der Richterſtube, noch in ſeinen Schreiben heftig geworden, ſondern ſein Recht mit der größten Gelaſſenheit und einem geſitteten Anſtande vertheidigt, ohne den Gegner zu ſchimpfen, oder dem Richter bittere Vorwürfe zu machen. Es wird nun zehn Jahre ſeyn, daß er die Gerichtsbeſtallung zu *** übernahm. Es war an dieſem Orte ſeit funfzig Jahren zur Gewohnheit geworden, daß die Herrſchaft und die Unterthanen einander durch ewige und koſtbare Proceſſe entkräfteten. In der That befanden ſich die Unterthanen in den kümmerlichſten und verzweifelteſten Umſtänden; und ſeit dieſen funfzig Jahren waren zwo Herrſchaften genöthigt worden, das Rittergut zu verkaufen, um ſich aus dieſen Proceſſen, und von ihrem völligen Untergange zu retten. Als mein Kandidat zur Gerichtsverwaltung kam; ſo beneideten ihn wegen dieſes Glücks viele, welche glaubten, er werde dieſes Amt ſo nutzen, wie es ſeine Vorfahren genutzt hatten: allein auch dazu war er zu ehrlich. Seine erſte Sorgfalt gieng dahin, wie er ſich beym Gerichtsherrn ein gewiſſes Anſehen erwerben möchte, welches ſich diejenigen gar leicht erwerben, die geſchickt und redlich ſind. Auf der andern Seite gab er ſich Mühe, das Zutrauen der Unterthanen zu gewinnen, und ihnen zu zeigen, daß er ein unparteyiſcher Richter ſey. Er erlangte beides. Wie leicht muß es einem Manne, den die Gerichtsherrſchaft für redlich, den die Unterthanen für unparteyiſch halten, wie leicht, ſage ich, muß es einem rechtſchaffnen Manne fallen, alle die Verbitterungen und Proceſſe zu heben, welche die Herrſchaft und die Unterthanen zugleich unglücklich machen? Kaum waren zwey Jahre verfloſſen, als er alle Streitigkeiten von Grunde aus verglichen hatte. Seine Vorſicht hat bis itzt neuen Irrungen vorzubeugen gewußt. Durch ſeine vernünftigen Vorſtellungen hat er ſeinem Edelmanne begreiflich gemacht, daß die Bauern Menſchen, und in unſerm Lande keine Sklaven ſind. Er hat den wunderbaren Satz behauptet, daß ein verarmter Unterhan viel unruhiger und gefährlicher ſey, als ein bemittelter. Die Bauern hingegen hat er durch ſein Anſehen, und, wo es nöthig geweſen, mit

Nachdruck zu ihrer Schuldigkeit angehalten. Nunmehro ſehen ſie es ein, wie glücklich ſie bey dieſer Ruhe und Eintracht ſind. Sie arbeiten an der Erhaltung derſelben mit ihm gemeinſchaftlich, und werden reich. In vorigen Zeiten war dieſes Dorf das Gehege verſchiedner hungriger Advokaten, welche den Stolz der Gerichtsherrſchaft und den Trotz der Unterthanen mißbrauchten. Seit acht Jahren ſind ſie verſcheucht; ſie vermeiden ſo gar dieſen Ort, in welchem ſie nunmehr verhaßt ſind, und eilen mißvergnügt von ferne vorbey, wie ein Wolf vor einer Heerde, welche unter der Wachſamkeit ihres Hirten und der Treue ſeiner Hunde ruhig iſt.

Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr, daß aus meinem Empfehlungsſchreiben eine Predigt von der Gerechtigkeit wird. Ich habe mich vergeſſen; es gereut mich aber nicht; denn ich weis, daß Sie eben das Vergnügen empfinden, den Charakter eines ehrlichen Advokaten zu leſen, das ich empfinde, da ich ihn ſchildere. Ich freue mich, daß ich die Gelegenheit in den Händen habe, Ihnen das Original zu verſchaffen. Sie werden es als eine Probe meiner Achtung für Ihre Perſon, und meiner Aufmerkſamkeit für Ihr Beſtes anſehen, und zugleich Ihnen mich verpflichten, wenn Sie dieſem ehrlichen Manne, den ich Ihnen empfehle, durch die gegebene Beförderung, Muth machen, ferner ehrlich zu ſeyn. Ich verharre mit unterthäniger Hochachtung, u. ſ. w.

Antwort.

Hochzuehrender Herr Doctor,

Wir kennen einander zu gut, als daß ich Ihnen meine

Gedanken nicht aufrichtig ſagen ſollte. Iſt das alles Ihr wahrer Ernſt, was Sie mir ſchreiben? oder haben Sie Ihren Brief um deswillen ſo erbaulich eingerichtet, daß ihn die ſtudirende Jugend ins Latein überſetzen, und die ſchönen Blühmchen und Sentenzen mit rother Dinte unterſtreichen ſoll, um ſie deſto bequemer auswendig zu lernen? Für einen Mann, der die Welt kennt, wie Sie, ſchreiben Sie wirklich zu pedantiſch. Ihr Candidat mag ein ehrlicher Mann ſeyn; ich glaube es: vielleicht würde er auch in Deutſchland ein großer und angeſehener Mann geweſen ſeyn, wenn er zu Hermanns Zeiten gelebt hätte; aber was ſoll man itzt aus ihm machen? Wie ſatyriſch ſind Sie, wenn Sie ſagen, daß ein gelehrter, ein ehrlicher und ein arbeitſamer Mann ſo ſehr geſchätzt, und ſo ſorgfältig geſucht werde. Geſtehen Sie es nur, Sie ſind ein wenig boshaft, und Ihre Lebhaftigkeit verleitet Sie zuweilen ſo weit, daß Sie ſich vergeſſen, und Sachen ſagen, die Ihnen bey Ihren Collegen nicht viel Ehre machen würden, wenn ſie ſollten gedruckt werden. So ein frommer und billiger Schöſſer würde mir meine Unterthanen in kurzer Zeit zu muthig werden laſſen. Der Bauer fühlt ſich, er ſchwillt, ſo bald er mehr als einen Kittel hat. Ruſtica gens, optima flens, et peſſima ridens! Sehen Sie, Herr Doctor, daß ein alter Kammerjunker auch noch Latein verſteht, ſo gut, wie ein Profeſſor. Mit einem Worte, ich habe für Ihren Candidaten alle die Hochachtung, die man für eine altväteriſche Tugend hat; aber brauchen kann ich ihn zu nichts. Kann ich ihm außerdem dienen, ſo ſoll es mit Vergnügen geſchehen. Zween Tage vorher, ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mich ſchon mit einem neuen Schöſſer verſehen. Er iſt noch ſehr jung, er verſteht gar nichts; aber er wagt es, mit tauſend

Thaler vorzuſchießen, von denen er nimmermehr einen Heller wieder ſehen ſoll. Inzwiſchen will ich doch als ein ehrlicher Mann mit ihm handeln, und ihm zulaſſen, daß er ſich, ſo gut er kann, von meinen Unterthanen bezahlt mache. Ich habe fette Hämmel darunter, die mag er nutzen, bis er ſatt und bezahlt iſt. So viel gewinnt er allemal dabey, daß ich ihm nicht auf die Finger ſehen werde. Die Gerichtsſtube will ich mit einem geſchickten Actuar beſetzen. Wenn der Verſtand hat, ſo braucht der Schöſſer keinen. Sehen Sie, mein Herr, das iſt mein Plan. Sie müſſen ihn billigen, wenn Sie unparteyiſch ſeyn wollen. Ich wollte wünſchen, daß ich Ihrem ehrlichen Candidaten ſonſt helfen könnte. Was meynen Sie, wenn ihn das Land auf gemeinſchaftliche Koſten ernährte, und den Fremden als eine Rarität fürs Geld ſehen ließe? Aber das müßte er ſich gefallen laſſen, daß er nach ſeinem Tode ausgeſtopft, und zum Wahrzeichen auf die Univerſitätsbibliothek geſetzt würde, daß ſich andre an ihm ſpiegeln könnten. Halten Sie mir dieſen Scherz zu gute, Sie wiſſen es wohl, ich ſpaße gern; und wenn ich an einen guten Freund ſchreibe, wie Sie ſind, ſo nehme ich mir kein Blatt vors Maul. Leben Sie wohl! Schicken Sie doch auf die Meſſe Ihren Candidaten zu mir. Ich möchte doch zum wenigſten gern ſehen, wie er ausſähe. Es iſt mir dergleichen Geſchöpf noch niemals vorgekommen. Bis dahin leben Sie wohl! Ich bin Ihr alter guter Freund, u. ſ. w.

Von dem Briefe, der itzt folget, weis ich nichts zu erinnern. Er erkläret ſich ohne eine Vorrede. »Hätte ich ihn vor zehn Jahren geſchrieben, ſo würde ich vielleicht wegen einiger Stellen in den Verdacht gefallen ſeyn, als machte ich auf mich ſelbſt eine Satyre. Nunmehr bin ich über dieſe Beſorgniß weg. Das wird wohl nicht nöthig ſeyn zu erinnern, daß die Satyre in dieſem Briefe nicht allgemein iſt, und nur diejenigen trifft, welche dergleichen Vorwürfe verdienen. Eine Erinnerung, die ich müde bin zu wiederholen, und die ich vielleicht für einen unachtſamen oder argwöhniſchen Leſer nicht oft genug wiederholen kann.«

Gnädiger Herr,

Ich bin in der That ganz andrer Meynung, als Sie ſind. Sie glauben, viel gewonnen zu haben, daß Sie, bey dem Proceſſe mit Ihren Unterthanen, die Commiſſion an einen jungen Mann auszubringen, Gelegenheit gefunden, der zum erſtenmale in dergleichen Geſchäfften gebraucht wird. Sie irren ſich gewiß, gnädiger Herr, wenn Sie ſich Hoffnung machen, ihn als einen ungeübten und noch unerfahrnen Mann, nach Ihrem Willen zu lenken. Mich hat es die Erfahrung gelehrt, daß gemeiniglich niemand gefährlicher ſey, als ein junger Commiſſar. Seine Begriffe von der Pflicht ſind noch zu wenig ausgearbeitet. Da er noch niemals dergleichen Auftrag gehabt; ſo glaubt er, er arbeite itzt vor den Augen des Hofs und des ganzen Landes. Ein amtsmäßiger Hochmuth, und das Verlangen, ſein künftiges Gluck zu empfehlen, macht ihn ſtrenge. Er verſteht nur das Finſtre und Schwere der Pflicht, und vergißt die Billigkeit darüber. Er iſt hart gegen den Unterthan, um ein treuer Diener ſeines Fürſten zu ſcheinen. Die Geſetze ſind ihm noch zu neu, als daß er ſie genau kennen ſollte. Er weis es noch nicht, daß dergleichen Geſetze eben ſo wohl zum Beſten des Landes, als dazu gegeben ſind, die Rechte des Fürſten zu ſchützen. Ueberzeugen Sie ihn, daß er gefehlt, daß er die Geſetze nicht recht verſtanden hat; ſo wird ihm ſein junger Stolz nicht verſtatten, es einzuſehen. Auf Ihre Unkoſten wird er ſeine Meynung behaupten. Ein Commiſſar muß ſehr Unrecht haben, wenn er davon überführt werden ſoll. Sie werden ihn beleidigen, wenn Sie ihn durch Geſchenke auf Ihre Seite bringen wollen. Vielleicht nimmt er ſie künftig an: itzt darf er es noch nicht thun, ohne ſeinem künftigen Glucke und dem Anſehen zu ſchaden, in das er ſich durch ſeine Gerechtigkeit ſetzen will. Aber er weis es, daß Sie ſelbſt Gelegenheit gegeben haben, daß er zum Richter in Ihrer Streitigkeit gewählt worden iſt. Eben das iſt die Urſache, gnädiger Herr, warum ich ſo viel böſe Folgen für Sie befürchte. Iſt Ihre Sache ungerecht, ſo wird er ſich freuen, es Sie nachdrücklich empfinden zu laſſen, daß er einer ungerechten Sache feind ſey. Haben Sie Recht, ſo iſt es für Sie noch weit gefährlicher. Er wird alle Kräfte daran ſetzen, Ihnen Ihr Recht ſtreitig zu machen, um bey Ihrem Gegner und andern den Vorwurf zu vermeiden, daß er parteyiſch, und um deswillen auf Ihrer Seite ſey, weil

Sie ſelbſt ihn zum Richter vorgeſchlagen haben. Keine Parteylichkeit iſt gefährlicher, als diejenige, welche die Richter begehen, um unparteyiſch zu ſcheinen. Was ich hier ſage, das ſchreibe ich aus einer Ueberzeugung, die mich die Erfahrung gelehrt hat.

Ein alter Richter, ein Mann, dem ſchon oft die Unterſuchung der Streitigkeiten aufgetragen worden, iſt bey ſeiner Erfahrung vorſichtig, gelaſſen, gegen beide Theile gefällig, und nachſehend. Sein Ehrgeiz iſt beruhigt. Hat er geirrt, ſo giebt er nach, weil er ſo oft Gelegenheit gehabt hat, zu ſehen, wie leicht es einem Richter möglich ſey, ſich zu irren. Er wird zur Ungebühr nicht ſtrenge ſeyn, weil er weis, daß das Glück ſeines Fürſten allein auf dem Wohlſtande ſeiner Unterthanen beruht. Niemals wird er behutſamer ſeyn, als wenn er einen Vorſchlag thun, oder ein Gutachten geben ſoll, von welchem oft das Wohl einer ganzen Gemeine abhängt. Er weis es, daß noch die Urenkel die unglücklichen Folgen eines übereilten und zu hitzigen Urtheils empfinden. Die Seufzer der Nachwelt bewegen ihn ſchon itzt; er iſt aufmerkſam und unparteyiſch, damit nicht ſein Andenken noch in ſpäten Jahren verflucht werde.

Wird es Sie nunmehr bald gereuen, gnädiger Herr, daß Sie auf den Einfall gekommen ſind, ſich die Unwiſſenheit eines jungen Richters zu Nutze zu machen? Ueberlegen Sie, was ich Ihnen ſo aufrichtig geſchrieben habe, und ändern Sie es noch, wenn es möglich iſt.

Niemand iſt ſtrenger, als ein junger Rathsherr, der als Richter die galanten Sünden beſtrafen ſoll, die er geſtern ſelbſt begieng, da er noch nicht Rathsherr war; niemand iſt grimmiger, als ein junger Officier, der in Friedenszeit zum erſtenmale vor den Augen ſeiner gnädigen Mama und Fräulein Schweſter kommandirt; niemand iſt parteyiſcher, als ein junger Commiſſar, der zum erſtenmale Gelegenheit ſucht, zu zeigen, daß er gerecht ſey. Drey Geſchöpfe, gnädiger Herr, vor denen ich auch meine Feinde warne! Ich werde mich freuen, wenn ich erfahre, daß Sie meine Freymüthigkeit nicht beleidigt hat. Ich hoffe dieſes von Ihrer Freundſchaft, und bin,

u. ſ. w.

Ich habe die billige Abſicht, den Nutzen von meinen »Briefen allgemein zu machen. Bisher habe ich »größtentheils nur für diejenigen geſorgt, welche in der »kleinen bürgerlichen Welt ihr Glück ſuchen. Hier will »ich noch zween Briefe für diejenigen einrücken, welche »ſich an den Hof wagen wollen. Sie ſind ſo deutlich, »daß ich nicht nöthig zu ſagen habe, wovon ſie handeln. Meine Leſer werden es bey dem erſten Anblicke »finden.«

Mein Herr,

Geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf. Nun bin ich endlich auf dem Wege, mein Glück zu machen, und ein Mann von Wichtigkeit zu werden. Seit acht Tagen habe ich Ihrem Rathe gefolgt, und was Sie mir gerathen haben, iſt die Stimme der Natur geweſen, denn ich finde mich ungemein leicht darein.

Am Montage habe ich mit dem Kammerdiener Brüderſchaft getrunken. Die ganze Antichambre iſt ſchon auf meiner Seite, und der kleine Läufer, welcher die Gnade hat, Seiner Excellenz Narr zu ſeyn, fängt an, eiferſüchtig auf meine witzigen Einfälle zu werden, und glaubt, Seine Excellenz würden ſich halb todt lachen, wenn ſie meine Schwänke hören ſollten. Arbeit genug für einen Tag, aber auch Ruhm genug!

Dienſtags legte ich den Grundſtein zu meinem Glücke. Kennen Sie das Mädchen, welches anfängt, dem gnädigen Herrn gleichgültig zu werden, da ſie es ſeit fünf Jahren nicht geweſen iſt? Ich brauchte nicht mehr, als zwo Stunden, ſie auf meine Schmeicheleyen aufmerkſam zu machen. Sie hat über das Herz ihres Herrn immer noch Gewalt genug, um mein Glück zu unterſtützen, und Seine Excellenz ſind ſo erkenntlich, daß ſie wünſchen, das Glück dieſes Mädchens auf eine dauerhafte Art zu befeſtigen.

An der Mittewoche habe ich ein Amt angetreten, welches zwar in der Welt kein Aufſehen macht, aber auf meiner Stube wichtig genug iſt. Dieſen und den folgenden Tag brachte ich zu, verſchiedene Clienten zu verſichern, daß ich mir ein ungemeines Vergnügen daraus machen würde, ihnen bey aller Gelegenheit zu dienen. Ich weis nicht mehr, wer ſie waren.

Am Freytage hat mich mein Schneider ausgebildet, und ich hätte wahrhaftig in mir das nicht geſucht, was ich nunmehr wirklich in mir finde.

Geſtern habe ich einige von meinen alten Gläubigern abgewieſen, und funfzehnhundert Thaler aufs neue geborgt. Ich borgte ſie mit einer ſehr guten Art, und ich glaube, der Kaufmann ſoll mich verſtehen. So klug iſt er wenigſtens, daß er ſie von mir nicht wieder fodern wird. Funfzehnhundert Thaler iſt eine Kleinigkeit; aber bedenken Sie, mein Herr, daß ich länger nicht, als ſeit ſechs Tagen, bey Hofe bin.

Heute früh bin ich in der Kirche geweſen. Meine Weſte that ihre gute Wirkung. Der Prediger gefiel mir nicht ſo, wie vor acht Tagen, da ich noch kein Hofmann

mann war. Wenn ich nicht irre, ſo predigt der Mann zu pedantiſch. Für den Pöbel mag er ganz erbaulich ſeyn. Seine chriſtlichen Tugenden treten ſo bürgerlich einher. Bewundern Sie immer dieſen Einfall; er hat mir heute viel Ehre in der Kapelle gemacht. Morgen iſt der zweyte Feyertag, um deswillen werde ich zur Ader laſſen.

Leben Sie wohl! Es iſt meinem neuen Stande gemäß, daß ich meine alten Freunde nach und nach vergeſſe. Gewiß vergeſſe ich Sie zuletzt; ich will aber doch thun, was mir möglich iſt. Verſuchen Sie es über acht Tage. Begegnen Sie mir. Ich werde Sie anſehen, ein Paar große Augen machen. »Ich ſoll Sie kennen, »mein Herr,« werde ich ſprechen. Sie werden mir Ihren Namen ſagen; ich werde, als vom Traume erwachend, zurück ſpringen, Sie umarmen, und ohne Ihre Antwort zu erwarten, mich aus Ihren Armen losreißen, weil mich höchſtdringende Geſchäffte nöthigen, nach Hofe zu eilen; mein Bedienter wird Ihnen meine Wohnung ſagen. Grüßen Sie meine Freunde; aber ich bitte Sie, ja incognito. Ich halte ſie hoch; aber die Zeiten ändern ſich. Der Hof giebt auf alle meine Bewegungen Acht. Wie geſagt, grüßen Sie die ehrlichen Leute; wenn ichs recht überlege, habe ich eben nicht Urſache, mich ihrer zu ſchämen. Leben Sie wohl! Ich habe die Ehre zu ſeyn,

Mein Herr,

Deren

dienſtwilliger Freund,

***

N. S.

Vornehme Leute pflegen des Wohlſtandes wegen gemeiniglich an einem oder mehrern Theilen der Religion zu zweifeln. Geben Sie mir einen guten Rath, an welchem zweifle ich? Ich dächte, weil ich erſt anfange, mich in der Welt zu zeigen, ich zweifelte noch zur Zeit an der Hölle. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Was meynen Sie?

Gnädiger Herr,

Da Ew. Gnaden die Miene einer Excellenz machen, und um deswillen nöthig finden, bey der übrigen Equipage auch einen Sekretär mit zu halten; ſo wünſchte ich mir wohl, dieſe Stelle zu erlangen. Ich weis, daß ich dabey weiter nichts zu thun habe, als der gnädigen Frau ihre Wäſchzeddel abzuſchreiben, den Verwalter einen Eſel zu heißen, und den Schuldleuten auf ihre Mahnbriefe in den gnädigſten und freundlichſten Ausdrückungen zu ſagen, daß ſie nicht bezahlt werden ſollen. Ich glaube daher, Geſchicklichkeit genug zu haben, dieſem Amte vorzuſtehen, und ich will, mit Hülfe einer reichen Weſte, in dem Vorzimmer ſo wichtig thun, daß man glauben ſoll, Ew. Gnaden arbeiteten in Ihrem Kabinette am allgemeinen Frieden. Da ich weis, gnädiger Herr, daß Sie zuweilen ein wenig hitzig ſind; ſo will ich verſprechen, es mit aller Geduld auszuhalten, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich zu meiner Schadloshaltung, ſo oft Sie in Ihrem Zimmer gegen mich hitzig ſind, im Vorzimmer gegen diejenigen grob ſeyn darf, die weniger ſind, als ich, oder die bey Ew. Gnaden etwas zu ſuchen haben. Sie werden kein Bedenken finden, mir dieſes zu erlauben, da es in den meiſten Vorzimmern der kleinen Potentaten, wie Ew. Gnaden ſind, Mode iſt. Um den Gehalt werden wir uns vergleichen. Ich ſehe hauptſächlich auf die Ehre, und verlange daher zum Anfange mehr nicht, als zweyhundert Thaler, bey freyer Beköſtigung und Wohnung. Dieſes aber bitte ich mir zugleich unterthänig aus, daß alle diejenigen Gelder, welche Ew. Gnaden aufborgen, durch meine Hände gehen. Ich werde Ihnen dadurch Ihre Mühe ſehr erleichtern. Denn da Sie die hohe Abſicht haben, längſtens in zehn Jahren einen Ihrem Stande gemäßen Bankerott zu machen; ſo getraue ich mir, es in fünf Jahren ſo weit zu bringen, daß ich einige tauſend Thaler erworben habe; daß Ihre Gläubiger betrogen, und Ew. Gnaden ein Bettler ſind. Ich bin mit unterthäniger Hochachtung ꝛc.

Ich will meinen Lesern hier einige Briefe mittheilen, »die mir von einer unbekannten Hand zugesendet worden ſind. Die Erfindung, ſeinen Leſern auf dergleichen Art ein Geheimniß im Vertrauen zu ſagen, iſt ſo neu nicht, daß ich ohne Sorge ſeyn ſollte, ob man es nicht auch für eine ſolche Erfindung halten werde. Ich muß mir alles gefallen laſſen. Weil aber in dieſen Briefen ſo viel Wahrſcheinlichkeit enthalten iſt; weil die traurige Geſchichte, die man darinnen findet, ſich ſo oft, obwohl mit verſchiednen Umſtänden, zuträgt; und weil ich ſelbſt bey dem Schluſſe eine ziemlich ernſthafte Lehre und Vermahnung bekomme: ſo wird man die Gefälligkeit haben, und glauben, daß dieſe Briefe nicht erdichtet ſind. Ich könnte einem jeden die Originale vorlegen; es ſoll aber niemand ein Recht haben, ſie von mir zu fodern, als ſolche Frauenzimmer, welche ſie zu ihrer Beſſerung brauchen.«

An den
Verfaſſer der ſatyriſchen Briefe.

Mein Herr,

Wenn es wahr iſt, was man mich verſichert, daß Sie künftige Meſſe den dritten Theil Ihrer ſatyriſchen Schriften herausgeben, und darinne eine Sammlung verſchiedner Briefe der Welt mittheilen wollen; ſo nehme ich mir die Freyheit, fur diejenigen um eine Stelle zu bitten, die ich Ihnen hier zu überſenden die Ehre habe. Es iſt dieſes die einzige Gelegenheit, mein Gewiſſen zu beruhigen, da ich durch mein übereiltes Exempel viele meiner Mitſchweſtern auf die Eitelkeit gebracht habe, eben ſo koſtbar und lächerlich zu thun, als ich gethan habe, und da ich zugleich hoffe, daß viele, die es noch nicht gethan haben, ſich deſto eher künftig vor dieſen Fehlern hüten werden.

Damit Sie alles deſto beſſer verſtehen, ſo muß ich Ihnen melden, daß mein Vater ein fürſtlicher Beamter geweſen iſt, welcher die Kunſt verſtanden, reich zu thun, da er es nicht war, und welcher ſich das gewohnliche Vergnügen machte, in Geſellſchaft der benachbarten Adelichen, das Geld, das er von den Bauern erpreßt hatte, zu verthun, um ſich bey ſeinen Gäſten ein gewiſſes Anſehen zu erwerben, welches nicht länger dauerte, als der Rauſch, den ſich ſeine hochadelichen Gäſte bey ihm tranken. Da es einem jungen von Adel ſo wenig koſtet, einem Bürgermädchen, das noch ſo ziemlich gebildet iſt, Schmeicheleyen vorzuſagen; ſo können Sie wohl glauben, wie ſehr dieſes meiner natürlichen Eitelkeit gefiel, und ich ward ſo thöricht, ein jedes Kompliment fur einen zärtlichen Seufzer zu halten. In Gedanken war ich ſchon gnädige Frau, und um meiner neuen Würde keine Schande zu machen, gewöhnte ich mich, alle diejenigen verächtlich anzuſehen, welche, nach meiner Meynung, der Himmel in ſeinem Zorne ohne Ahnen erſchaffen hatte.

Dieſes iſt die wahre Quelle aller meiner Thorheiten. Wie ſehr bin ich fur meinen Stolz gedemuthigt worden! Alle Gelegenheiten, welche mir gegeben wurden, mich zu verheurathen, ſtieß ich auf eine übermüthige Art von mir, da es nur bürgerliche Hände waren, die man mir anbot. Hier ſind die Briefe, und meine Antwort darauf, nach ihrer chronologiſchen Ordnung. Wie unvernünftig habe ich gehandelt!

Schreiben des Herrn Hofraths R** an die Mademoiſelle F**

Der Tod meiner Frau, welche vor einem Jahre geſtorben iſt, hat mich in die Nothwendigkeit geſetzt, für eine ziemlich weitläuftige Wirthſchaft und für die Erziehung zweyer Kinder zu ſorgen, wovon das älteſte acht Jahre iſt. Mein Amt, das ich verwalte, iſt mit ſo vieler Unruhe verknüpft, daß ich mich nicht im Stande ſehe, meinen häuslichen Angelegenheiten länger, wie bisher, vorzuſtehen, ob ich ſchon aus Liebe zu meinen Kindern wohl wünſchte, den ganzen Tag auf ihre Zucht und Unterweiſung wenden zu können, da ich, wenn ich mir als Vater nicht etwa zu viel ſchmeichle, ſo viel Gutes in ihren jungen Gemüthern zu finden glaube, welches die Hoffnung ſorgfältiger Aeltern mit der Zeit reichlich belohnen wird. Es iſt um deswillen eine meiner wichtigſten Sorgen, wie ich dieſen jungen Kindern den Verluſt erſetzen möge, den ſie durch den Tod einer vernünftigen und liebreichen Mutter ſo früh erlitten haben. Die Gelegenheit, die ich gehabt, Ihren Herrn Vater ſeit langen Jahren zu kennen, iſt Urſache, daß ich mir von Ihnen, Mademoiſelle, nichts anders, als den Charakter eines vollkommen tugendhaften und artigen Frauenzimmers habe vorſtellen können; und ich habe in der letzten Oſtermeſſe in Ihrer Geſellſchaft ge-

„funden, daß Ihre Vollkommenheiten meine Vorſtellungen
„weit übertreffen. Erlauben Sie alſo, Mademoiſelle,
„daß ich aus Verlangen, mich ſelbſt glücklich
„zu machen, und das Gluck meiner Kinder zu befeſtigen,
„Ihnen ſage, daß ich Sie aufrichtig und mit Hochachtung
„liebe, und nichts auf der Welt ſo ſehr wünſche, als
„einige Hoffnung Ihrer Gegenliebe zu erlangen. Sie
„allein, Mademoiſelle, ſind vermogend, mir das Andenken
„eines Veluſtes vergeſſend zu machen, welcher mir
„in der That bis itzt noch empfindlich iſt.

„Da meine Wahl ſo verſichtig iſt; ſo können Sie
„glauben, daß meine Liebe vernünftig und dauerhaft
„bleiben wird. Mein Amt und meine übrigen Umſtände
„ſind einträglich genug, Ihnen alles dasjenige zu verſchaffen,
„was Ihr Stand erfodert. Es wird im Uebrigen
„auf Sie ankommen, unter welchen Bedingungen
„Sie mir Ihre Hand überlaſſen wollen; denn ich verlange,
„daß Sie auch nach meinem Tode noch glucklich
„ſeyn ſollen. Haben Sie die Gütigkeit, und melden
„Sie mir, ob ich hoffen darf; denn ſo werde ich nicht
„einen Augenblick anſtehen, Ihrem Herrn Vater von
„meiner Abſicht Nachricht zu geben. Unter Erwartung
„einer gewünſchten Antwort bin ich mit der größten
„Hochachtung,

Mademoiſelle,

Dero

den 22ſten May,
1756.

ergebenſter Diener,
N**

Wie meynen Sie, mein Herr, daß ich dieſen Brief aufnahm? Itzt, da ich Zeit habe, ihn gelaſſner zu überdenken, ſinde ich in der That alles darinnen, was man von einem vernünftigen Liebhaber ſodern kann. Damals aber dachte ich ganz anders. Er kam mir froſtig und altväteriſch vor, und ich glaubte nichts, als die letzten Flammen eines verliebten Wittwers wahrzunehmen, welcher aus Liebe zu ſeinen armen Waiſen zu guter letzt noch einmal zärtlich thut, um für ſie eine gute Wärterinn zu erfreyen. Unendlich reizender und ſchätzbarer waren mir die Schmeicheleyen eines Jungen von Adel aus der Nachbarſchaft, der mich ſeit fünf Jahren verſicherte, daß ich ſchön und ſeine Göttinn ſey. Sagte der Herr Hofrath wohl ſo etwas, und hat er wohl mit einem Worte an meine Schönheit gedacht, auf die ich doch meinen ganzen Werth ſetzte? Dieſer von Adel war Lieutenant, und ich bildete mir ein, daß er mir bey einigen unſchuldigen Freyheiten, die ich ihm dann und wann erlaubte, nicht undeutlich zu verſtehen gäbe, er wolle mich heurathen, ſobald er eine Kompagnie haben würde. Ein Soldat, ein Hauptmann, ein zärtlicher Hauptmann ohne Kinder, war der nicht einem bejahrten Hofrathe und ernſthaften Wittwer mit zwey Kindern vorzuziehen? Ich ſollte es wohl glauben, wenigſtens glaubte ich es damals. In der That hatte ich unter den ſüßen Träumen eines adelichen Glücks ſchon mein vier und zwanzigſtes Jahr herangebracht; aber ich war auch keine Stunde mehr ſicher, daß mein zärtlicher Herr Lieutenant nicht Kapitain würde. Sollte ich mich ſelbſt an dieſem Glücke hindern? Ich that alſo, was eine Närrinn, wie ich, thun konnte, und ſchrieb an den Hofrath folgenden Brief:

Mein Herr,

Es iſt in der That eine große Schmeicheley für meinen »Vater, daß Sie ihm den Beſitz einer frommen und »

„chriſtlich erzognen Tochter zugeſtehen. Es würde Ihrer geſetzten und ernſthaften Liebe nachtheilig ſeyn, wenn Sie weniger auf die Tugend, als auf die äußerlichen Vorzüge eines Frauenzimmers ſähen; und ich habe die Ehre, Sie zu verſichern, daß ich noch niemanden geſehen, der ſo erbaulich und exemplariſch liebe, als Sie, mein Herr. Ihre Perſon und Ihr Amt verdienen meine ganze Hochachtung; ich glaube aber, daß ich noch zu jung und flatterhaft bin, um mich nach dem ehrwürdigen Muſter Ihrer ſeligen und noch im Grabe herzlich geliebten Frau zu bilden. Ich bin gewiß überzeugt, daß uns bey einer genauern Verbindung niemals Materie zu Geſprächen fehlen würde, da Sie ſo unerſchöpflich ſind, wenn Sie auf die Verdienſte Ihrer ſeligen Frau zu reden kommen, von denen der größte Theil Ihres Briefs angefüllt iſt. Ihre hoffnungsvollen Waiſen verdienen allerdings Ihre Zärtlichkeit. Es wäre unbillig, wenn ich dieſelben um einen Theil bringen wollte. In der That finde ich bey meinen itzigen Umſtänden noch keinen Beruf, Kinderfrau zu werden, zu welchem wichtigen Amte Sie mich, vor ſo vielen andern, auserſehen haben. Die Offenherzigkeit iſt noch eine Tugend von mir, die Sie in der letzten Oſtermeſſe nicht wahrgenommen haben. Sie können glauben, daß es mein ganzer Ernſt ſey, wenn ich mir die Ehre gebe, Ihnen zu ſagen, daß ich ſey,

Mein Herr,

. . . .
am 13ten Brachmonats,
1756.

Ihre Dienerinn,
F**

Sie können ſich vorſtellen, daß der Herr Hofrath die Luſt verlor, noch einmal um ſo ein närriſches Ding, als ich war, anzuhalten. Er verheurathete ſich anderwärts, und ich war mit meinem und ſeinem Entſchluſſe wohl zufrieden. Es vergieng mehr als ein Jahr, ohne daß ſich jemand um meine Liebe ernſtlich bewarb. Denn die kleinen zärtlichen Kläffer rechne ich nicht, welche um mich herumſprangen und ſeufzten. Ich ſah ihre Seufzer als eine Art Sporteln an, welche mir eben ſo wohl gehörten, als meinem Vater die Sporteln, die ihm ſeine gedemüthigten Bauern brachten. Ich würde unzufrieden geweſen ſeyn, wenn mich nicht dieſe kleinen ſüßen Würmer angebetet hätten. Ich wußte ſie aber mit der Majeſtät einer Göttinn ſo zahm und ſo ſehr in ihrer Tiefe zu erhalten, daß ſich keiner unterſtand, zu vertraut zu reden; und es koſtete mich nur ein Machtwort, nur einen gebieteriſchen Blick, ſo waren ſie in ihr erſtes Nichts verwandelt. Ich brauchte ſie, die Zärtlichkeit meines Lieutenants in der Bewegung und lebhaft zu erhalten, von dem es mir ſchien, daß er zuweilen deſto kaltſinniger ward, je vertrauter ich gegen ihn that. Es hatte ſeine gute Wirkung, und folgender Brief brachte ihn auf einmal ganz wieder zu mir:

Mademoiſelle,

Die langwierige Krankheit Ihres Herrn Vaters hat mir ein Glück verſchafft, das ich nicht zu ſchätzen weiß. Bey den öftern Beſuchen, die ich als ſein Medikus ablegte, hatte die Sorge für ſeine Geſundheit, wenn ich es aufrichtig geſtehen darf, nicht ſo viel Antheil, als das Verlangen, Sie, Mademoiſelle, zu ſehen. Sie haben mir es oft angemerkt, daß ich zerſtreut war. Sie dachten, es geſchähe aus Sorge für die bedenklichen Umſtände Ihres Herrn Vaters; Sie dachten falſch. Vielmals bin ich mehr mit Ihnen beſchäfftiget geweſen, als mit dem Pulſe des Kranken, den ich in Ihrer Gegenwart zu halben Stunden mit einer forſchenden Miene hielt, um das ſtille Vergnügen zu haben, Sie unbewegt anzuſehen, wenn Sie, ohne ein Auge von mir zu verwenden, mit einer kindlichen Zärtlichkeit den ſchrecklichen Ausſpruch ängſtlich erwarteten, den ich über das Leben oder die Geſundheit Ihres Herrn Vaters thun würde. Entſchuldigen Sie, Mademoiſelle, eine Verwegenheit, die ſich in der That mit nichts, als Ihrer Schönheit und meiner aufrichtigen Hochachtung gegen Sie, entſchuldigen läßt. Da ich ſo offenherzig bin, alles dasjenige zu geſtehen, was mir als ein Fehler ausgelegt werden könnte, wenn Sie weniger billig und gütig wären, als Sie ſind; ſo wage ichs, ein Bekenntniß abzulegen, welches für mich das wichtigſte iſt, das ich jemals thun kann. Ich bin ein ſolcher Verehrer Ihrer Schönheit und Tugenden, daß ich nichts weiter als Ihre Erlaubniß erwarte, Sie von der Hand Ihres Herrn Vaters zu meiner beſtändigen Freundinn mir zu erbitten. Soll meine Liebe glücklich ſeyn? Ich erwarte Ihren Ausſpruch. Sehen Sie nicht ſo wohl auf mein Vermögen und meine Einnahme, die zureichend ſind, Ihnen und mir alle Bequemlichkeit zu verſchaffen; ſehen Sie auf meine redliche und heftige Neigung, und machen Sie denjenigen nicht unglücklich, welcher nichts ſo ſehr wünſchet, als die Erlaubniß zu haben, Ihnen Zeit-

»lebens zu ſagen, daß er mit der zärtlichſten Hochachtung ſey,

Mademoiſelle,

am 3ten Februar,
1758.

der Ihrige,
D. Z**

Was meynen Sie, mein Herr? Das war doch ein andrer Brief, als der von dem trocknen Hofrathe. Glauben Sie, daß mir ein Liebhaber gleichgültig ſeyn konnte, deſſen Perſon ganz erträglich, deſſen Amt und Einkünfte gar anſehnlich waren; der eine ſo zärtliche Liebeserklärung, wie Sie in ſeinem Briefe finden, nach allen Regeln der Rhetorik heraus wurgte; und der, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, von meiner Schönheit geblendet, das Maul offen behielt, wenn er mich bey meines Vaters Krankenbette ſah? In der That würde ich kein Bedenken gehabt haben, meinen zärtlichen Arzt aus ſeiner Entzückung zu reißen; aber, der Herr Lieutenant, Seine Gnaden, der zukünftige Herr Kapitain, und vielleicht künftig gar einmal Seine Excellenz, der Herr General! Sollte ich dieſes Glück ſo muthwillig verſcherzen? dieſes Glück, das mir ſo möglich und nah zu ſeyn ſchien? Es iſt wahr, beynahe ward mir die Zeit lang. Itzt hätte ich in meinem ſechs und zwanzigſten Jahre Frau Doctorinn werden können, und wer leiſtete mir die Gewähr, daß ich in meinem dreyßigſten Frau Hauptmanninn ſeyn würde? Aber hatte ich nicht eben um deswillen einen Hofrath vergebens ſeufzen laſſen? Sollte ich mich nun einem Doctor in die Arme werfen? Ich faßte einen Entſchluß, der fein war, und glücklich ausſchlug. Ich ſchrieb an meinen Lieutenant, und meldete ihm den Antrag meines Liebhabers. Ich ließ ihn unter der Hand errathen, daß ich nicht ungeneigt ſey, einen Antrag anzunehmen, der für meine Umſtände ſo vortheilhaft zu ſeyn ſchien. Da ich auf den Punkt unſrer alten Liebe und Bekanntſchaft kam: ſo ſchrieb ich ſo unſchlüßig und verwirrt, daß er wohl merken konnte, was ich fühlte und meynte; ich geſtund ihm aber, daß ich allerdings thöricht geweſen wäre, mir mit einem Glücke zu ſchmeicheln, das für mich zu groß ſey. Es ſey mein Unglück und immer mein Fehler geweſen, die Aufrichtigkeit andrer nach meinem redlichen Herzen zu beurtheilen. Er ſollte mir darüber keinen Vorwurf machen, ich fände ſelbſt, wie unüberlegt ich gehandelt hätte. Wäre es ſein Ernſt geweſen, unſre Freundſchaft zu einer nähern Verbindung zu bringen; ſo würde er ſchon lange Gelegenheit gehabt haben, es zu thun. Ich wollte dem ungeachtet niemals aufhören, ſeine Freundinn zu ſeyn; er möchte dafür mein Freund bleiben, und mir itzt als mein aufrichtiger Freund rathen, was ich dem Doctor für eine Entſchließung melden ſollte. Ich erhielt den folgenden Tag von dem Lieutenant dieſen Brief:

Mein engliſches, mein allerſchönſtes Lottchen!

Der Donner ſoll dem verfluchten Quackſalber die Knochen entzwey ſchmeißen, wenn er ſich noch einmal unterſteht, über Ihre Schwelle zu ſchreiten, oder eine Zeile an Sie zu ſchreiben! Ein allerliebſtes Kind, wie Sie, mein Lottchen, iſt für keinen ſolchen griechiſchen Miſt-

»ſinken gemacht. Rund vorbey, Herr Doctor, der
»Biſſen iſt für ihn zu fett! Bedenken Sie, Lottchen,
»was Sie thun? Hat Ihnen die Natur darum ſo
»ſchöne Hände gegeben, daß Sie Pillen damit drehen
»ſollen? Wollen Sie Ihren gottlichen Mund von
»einem elenden Kerl küſſen laſſen, der den ganzen Tag
»das Uringlas vor der Naſe hat? Pfuy, Lottchen, Sie
»riechen ſchon nach todten Korpern; gewiß, Sie rie-
»chen ſchon darnach! Was wird künftig werden, wenn
»Sie ſelbſt mit helfen müſſen Hunde würgen, oder ar-
»me Sünder anatomiren? Wie iſt es möglich geweſen,
»daß Sie nur einen Augenblick haben zweifeln konnen,
»Ihren krummbeinichten Liebhaber mit einer langen
»Naſe heimzuſchicken? Schicken Sie ihn den Augen-
»blick fort, folgen Sie mir! Sie verdienen ein beſſe-
»res Glück! verſtehn Sie mich, ſchönſtes Lottchen, ein
»beſſeres Glück! Morgen Nachmittage werde ich bey
»Ihnen ſeyn. O wie viel habe ich Ihnen da zu ſa-
»gen, recht viel zu ſagen! Leben Sie wohl. Ich küſſe
»Sie tauſendmal in Gedanken; Stirne, Augen, Ba-
»cken, Mund, Bruſt, Hand, alles küſſe ich Ihnen, und
»Ihrem Wurmkrämer breche ich noch ſeinen griechi-
»ſchen Hals. Leben Sie wohl.»

Dieſer Brief ſetzte mich ganz außer mir. Bey der närriſchen Eigenliebe, die ich für mich, meine Schönheit und Verdienſte hatte, hielt ich ihn für eine völlige Liebeserklärung, für einen Ehekontrakt, und ich weis ſelbſt nicht wofür. Steht wohl von allem dieſen ein Wort darinnen? Nicht ein Wort. Wie blind ſind wir Mädchen, wenn wir uns einmal von den albernen Schmeicheleyen der verführeriſchen Mannsperſonen fangen und uns von einer Liebe einnehmen laſſen, von der uns unſer Stand und die Vernunft abhalten ſollte!

Mein Lieutenant kam, wie er verſprochen hatte. Er ſagte mir tauſend läppiſche Sachen vor, die mir damals ſehr wichtig vorkamen. Ich mußte mich in ſeiner Gegenwart hinſetzen, und an meinen Liebhaber folgenden Brief ſchreiben:

Hochzuehrender Herr Doctor,

Wenn Sie ſich auf den Puls nicht beſſer verſtehn, »als auf die Herzen der Mädchen; ſo ſind Sie ein »ziemlicher Pfuſcher. Die Sorge für die Geſundheit »meines Vaters hat mir Ihre Gegenwart etliche Monate über erträglich gemacht. Nun iſt er wieder geſund, Sie ſind für Ihre Mühe bezahlt; Haben Sie »weiter einen Anſpruch an ihn, oder ſoll er ſeine »Geſundheit mit ſeiner Tochter erkaufen? Nein, »Hocherfahrner Herr Doctor, dieſer Kauf wäre zu »theuer. Der Himmel erhalte meinen Vater beſtändig geſund! Blos darum wünſche ich es, damit er »Ihnen nicht vom neuen eine Wohlthat zu danken »habe, für die Sie ſich ſowohl bezahlt zu machen ſuchen. Ich werde ihm Ihre große Aufmerkſamkeit »auf einen kranken Vater und ſeine geſunde Tochter »zu rühmen wiſſen, damit er erfährt, warum er etliche Wochen länger das Bette hat hüten müſſen. »So gelehrt Sie ſeyn mögen, ſo wenig bin ich im »Stande, Sie zu leiden. Ein Liebhaber, der nach »Moſch und Ambra riecht, iſt mir lächerlich: Aber »Seufzer, die nach Rhabarbar und Eſſenzen riechen, »ſind mir gar unerträglich. Sind Sie böſe, im Ernſt »böſe? Geſchwind nehmen Sie Cremor Tartari, oder »ſonſt ſo was Niederſchlagendes ein; Sie werden am »beſten wiſſen, was wider den Zorn hilft. Ich weis,

„was wider die aufwallende Liebe gut iſt. Nichts „beſſer, als ein Brief, wie dieſer. Recipe, mein „Herr; friſch hinunter geſchluckt, und ein Glas Waſ„ſer darauf! Wohl bekomme es dem Herrn! Ich bin

. . .

am 8ten Februar
1738.

Ihre Dienerinn,
F . . .

Hätten Sie wohl geglaubt, mein Herr, daß ein Frauenzimmer, welches ſich ſchmeichelt, Erziehung zu haben, im Stande geweſen wäre, einen ſo unhöflichen und raſenden Brief zu ſchreiben? Aber was thut nicht eine Närrinn, wie ich war? Ich ſchrieb ihn in Gegenwart meines Hochwohlgebohrnen Lieutenants. Er hatte ſeinen Arm um meinen Nacken geſchlagen, da ich ihn ſchrieb, und er küßte mich für jeden allerliebſten artigen Gedanken, wie er meine groben Einfälle nennte. Ich war damals ſo wohl zufrieden mit mir und meinem Ritter, daß ich nicht weis, wozu mich ſeine Zärtlichkeit gebracht hätte, wenn er noch ein wenig mehr verwägen, und ich nicht beſorgt geweſen wäre, durch eine ſo vertraute Gefälligkeit die Hochachtung zu verlieren, in der ich ihn gegen mich erhalten mußte, wenn meine Abſichten auf ihn ernſthaft bleiben ſollten. Er liebte mich einige Monate feuriger, als jemals, und als ihn eine heftige Krankheit überfiel, merkte ich erſt, wie ſtark meine Liebe zu ihm war, die ich ihm nunmehr weder ſelbſt ſagen, noch andern entdecken durfte. In dieſer ängſtlichen Ungewißheit blieb ich länger, als ein Jahr, und ich war bey dieſer Unruhe, ſo unbeſorgt auf mich ſelbſt, daß ich nicht wußte, was um mich herum vorgieng, ob ich damals Anbeter hatte, oder nicht. Ich weis es in der That nicht. So viel weis ich, daß mir um dieſe Zeit Niemand mit einem ſchriftlichen Antrage beſchwerlich fiel. Er würde ſchlimm angekommen ſeyn. Endlich ward mein Lieutenant wieder geſund. Seine Krankheit hatte ihn ſehr mürriſch und verdrüßlich gemacht. Wenigſtens gab ich es ſeiner Krankheit Schuld, daß er bey unſrer erſten Zuſammenkunft ziemlich gleichgültig gegen mich that. Er erholte ſich nach und nach; gegen mich aber blieb er immer gleichgültig. Wie unruhig ward ich Thörinn! Ganz unvermuthet erhielt ich die Nachricht, er ſey nach Dresden gereiſt, um die Sachen wegen ſeiner Kompagnie in Ordnung zu bringen. Nach Dresden zu reiſen, ohne mir ein Wort davon zu ſagen, ohne Abſchied zu nehmen, ohne mir zu ſagen, daß er ſich dem glücklichen Augenblick nunmehr nahe, wo er meine Liebe und Beſtändigkeit krönen könne? Konnte ein Gedanke für mich grauſamer ſeyn, als der, welcher natürlicher Weiſe aus dieſen Vorſtellungen fließen mußte? Und doch war ich immer noch ſo leichtgläubig, daß ich mir einbildete, nur aus Liebe zu mir, nur um mich nicht zu kränken, ſey er ohne Abſchied und in der Stille fortgereiſt; um mir eine ganz unerwartete Freude zu machen, habe er mich nicht wollen wiſſen laſſen, wie nahe er ſeinem Glücke ſey. Mit ausgeſperrten Armen ſah ich im Geiſte meinen treuen Liebhaber zu mir zurück fliegen, um ſein neues Glück als Hauptmann mit mir zu theilen. Aber warum ſchrieb er mir nicht? Schreiben hätte er zum wenigſten gekonnt. Das hieß ich die Zärtlichkeit aufs höchſte treiben. Nun ward ich argwöhniſch und unruhig.

Mit

Mitten in dieſen kritiſchen Umſtänden verblendete der Himmel einen Profeſſor, der um mich warb. Mein Vater ſagte, er wäre ein gelehrter Mann. Es kann ſeyn. Aber ein Profeſſor, der gelehrt iſt, und ein Kapitain, den man liebt, ſind zwo ganz unterſchiedene Kreaturen. Er hatte ein gutes Auskommen, und ich wußte, ungeachtet aller Mühe, die ich mir gab, an ihm weiter nichts auszuſetzen, als daß er zwey und vierzig Jahre alt war. *Ein Mädchen von acht und zwanzig Jahren hätte ſich daran nicht ſtoſſen ſollen!* So! Wer hat Ihnen denn geſagt, mein Herr, daß ich damals acht und zwanzig Jahre alt war? Um dieſe Zeit ſind die Frauenzimmer in ihren ſtehenden Jahren, und ich war ſeit fünf Jahren beſtändig drey und zwanzig Jahre alt geweſen. Ihr Einwurf taugte alſo nichts. Laſſen Sie mich meinen Roman weiter erzählen. Die alten Römer mögen ſich vermuthlich an die Väter gewendet haben, wenn ſie ſich in die Töchter verliebt hatten; wenigſtens machte es mein Herr Profeſſor ſo. Er arbeitete an meinen Herrn Vater folgende gelehrte Schrift aus:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Kommiſſionsrath,
Vornehmer Gönner,

Ew. Hochedelgeb. mit gegenwärtigen Zeilen gehorſamſt »aufzuwarten, verbindet mich die unterthänige Hochachtung, die ich gegen Dero vornehmes Haus noch bis itzt unverändert hege. Es wird nunmehr ungefähr funfzehn Jahre ſeyn, daß ich das Glück hatte, von Ihnen als Informator Ihrer lieben Jugend ſo viele Wohlthaten zu genießen, die mir beſtändig unvergeß-

»lich ſeyn werden. Wie geſchwind ſind dieſe Jahre
»verſtrichen, und wie vielen Veränderungen ſind wir
»mit denſelben unterworfen! Ich kann ohne innige Regung
»noch itzt nicht an den ſchmerzlichen Verluſt gedenken,
»den Sie vor zehn Jahren durch den unvermutheten
»Hintritt Ihrer im Leben ſo zärtlich geliebten
»und nunmehr in Gott ſanft ruhenden Frau Eheliebſte
»erlitten haben. Gewiß, wenn Gottesfurcht und
»Tugend den Menſchen unſterblich machten; ſo würde
»dieſe wohlſelige Frau vor andern verdient haben, niemals
»zu ſterben. Aber Ihre unveränderte Liebe zu
»Ew. Hochedelgeb. ihre vernünftige Bemühung, die
»ihr anvertrauten Liebespfänder dem Schöpfer zur Ehre,
»ſich zur Freude und der Welt zum Beſten zu erziehen;
»ihre Sorgfalt, die Pflichten einer Chriſtinn zu erfüllen;
»ihre Liebe gegen den armen und nothleidenden
»Nächſten, dieſe und noch unzählich andre Tugenden,
»machen ſie unſterblich, wenn auch das Irrdiſche von
»ihr längſt verweſt iſt. Ew. Hochedelgeb. verzeihen,
»daß ich dieſe ſchmerzhafte Wunde wieder aufreiße,
»welche eine Zeit von zehn Jahren nicht völlig zuheilen
»konnen. Meine Thränen ſollen den Schmerz
»lindern, Thränen der Dankbarkeit und Freundſchaft,
»redliche Thränen! Sie ſind Zeugen der Hochachtung.
»Wie glücklich ſind Sie noch, Hochzuehrender Herr
»Kommißionsrath, da Sie der mütterlichen Sorgfalt
»dieſer rechtſchaffenen Frau die Erziehung einer tugendhaften
»Tochter zu danken haben, die Ihnen durch die
»Aehnlichkeit ihrer Geſichtszüge zwar beſtändig das
»Andenken ihres Verluſts verneuern muß; deren gottesfürchtiger
»und frommer Wandel aber, nebſt andern
»löblichen Eigenſchaften, Ihnen auf der andern Seite
»dieſen Verluſt wieder zum größten Theile erſetzt.
»Er-

»Erinnern Sie ſich, Hochedelgebohrner Herr, wie vergnügt Sie bey dem glücklichen Beſitze Ihrer ſeligen Frau Eheliebſte waren, und ſtellen Sie ſich dabey einmal vor, wie glücklich Sie denjenigen machen, welchen Sie würdigen, mit einer ſo liebenswürdigen Tochter zu vereinigen. Ein Glück, auf welches niemand Anſpruch machen darf, als der es zu ſchätzen weis, und den die Begierde, deſſen würdig zu werden, mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit gegen Ew. Hochedelgeb. verbindet. Fehlen mir, Hochedelgebohrner Herr, andre Vorzüge, ſo ſind es doch Hochachtung und Dankbarkeit nicht, die ich mir ſtreitig machen laſſe. Verdiene ich itzt die Ehre noch nicht, Ihr Schwiegerſohn zu ſeyn; ſo wird mein Beſtreben unermüdet ſeyn, mich ſo aufzuführen, daß Sie dieſe Wahl künftig nicht gereuen kann. Ein Wink von Ihnen wird mich ſo dreiſte machen, Ihrer Hochzuehrenden Jungfer Tochter dieſe meine tugendhafte Neigung und chriſtliche Abſicht zu eröffnen. Kommen Sie durch Ihren Vorſpruch meiner Blodigkeit zu Hülfe, und empfehlen Sie mich einer Perſon, die ich über alles in der Welt ſchätze. Sie haben bey meiner Beförderung den erſten Grund zu meinem Glücke gelegt, machen Sie es vollkommen. Sie verbinden mich auf dieſe Art Ihnen doppelt. Ich werde dafür mit unwandelbarer Devotion ſeyn,

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Kommißionsrath,
Meines Hochzuehrenden Herrn und vornehmen
Gönners

.. 5ten May 1740.

gehorſamſt ergebenſter Diener,
N.

Die

Dieſer Brief brach meinem Vater das Herz. Der Herr Profeſſor hatte ihn auf der ſchwachen Seite angegriffen; denn er war wider die Gewohnheit der meiſten Männer ſo ſchwach, daß er niemals ohne zärtliche Empfindung an den Tod ſeiner Frau denken konnte. Die Perſon des Herrn Profeſſors, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine guten Einkünfte waren ihm bekannt. Vielleicht kam auch dieſes dazu, daß er ſich die Laſt, eine erwachſene Tochter zu hüten, vom Halſe ſchaffen wollte. Er redete mir ſehr ernſtlich zu, ich ſollte den Vorſchlag annehmen. Sein hohes Alter, ſeine übrigen Umſtände mußten ihm dazu dienen, mich zu bereden. Ich wußte auf alles eine Antwort; und wenn ich nicht weiter konnte, ſo gab ich ihm zu verſtehen, daß ich mich entſchloſſen hätte, gar nicht zu heurathen. Ein närriſcher Entſchluß, meynte mein Vater; er war aber auch nicht ſo ernſtlich gemeynt. Vierzehn Tage brachte er zu, mich zu bekehren; immer war ſeine redliche Mühe vergebens. Endlich bat ich mir vier Wochen Bedenkzeit aus. Ich erhielt ſie, und wendete dieſe Zeit an, ohne Vorwiſſen meines Vaters dem Herrn Profeſſor folgende Antwort zu überſchicken:

Mein Herr,

Auf Befehl meines Vaters habe ich die Ehre, Ihnen „für die wohlgemeynte Kondolenz wegen des Ablebens „ſeiner vor zehn Jahren verſtorbenen Frau ergebenſt zu „danken. Mein Vater iſt mit mir einig, daß Sie ihr „die beſte Leichenpredigt gehalten haben; und ich insbeſondere bin überzeugt, daß Sie mehr geſchickt ſind, verſtorbenen Frauenzimmern Lobreden zu halten, als den „itztlebenden Schmeicheleyen vorzuſagen. Hätten Sie „um meinen Vater ſelbſt anhalten wollen; ſo würde

„dieſes freylich der beſte Entſchluß geweſen ſeyn, ſich an „ihn ſelbſt zu wenden. Da Sie aber mir die Ehre zu„gedacht hatten; ſo hätte ich wohl den Antrag von Ih„nen unmittelbar erwartet. Mit Ihrer Erlaubniß, ich „glaube, Sie, mein Herr, ſind ein Beweis, daß man „fromm, ehrbar und gelehrt ſeyn kann, und doch nicht „zu leben weis. Ich danke Ihnen für Ihre chriſtliche „Abſicht unendlich. Ich finde Bedenken, meinen alten „Vater zu verlaſſen, deſſen Jahre Wartung und Vor„ſorge brauchen. Kann ich in meinem Leben das Glück „nicht haben, die Verſicherung Ihrer Liebe anzuneh„men; ſo wunſche ich mir doch nichts mehr, als die „Ehre, daß Sie mir nach meinem Tode die Abdankung „halten. Sie ſind der erbaulichſte Leichenredner, den „ich kenne, und ich bin dafür mit unwandelbarer Devo„tion,

Mein Herr,

. . . .

am 20ſten des Brachmonats,
1740.

Ihre Dienerinn,
F**

N. S.

„Sie werden nicht nöthig haben, mir oder meinem „Vater zu antworten. Er denkt itzt an nichts, „als an den Tod ſeiner ſeligen Frau.“

Und was meynen Sie wohl, mein Herr, in welcher Abſicht ich dieſen Brief ſchrieb? Ich wollte meinem alten Liebhaber ein freywilliges Opfer bringen. Aus dieſem Entſchluſſe, den ich wider den Rath und Willen meines Vaters faßte, ſollte er urtheilen, wie beſtändig meine

Liebe, und wie billig es von ihm ſey, dieſe nunmehr zu belohnen, da er in den Stand gekommen, es nach ſeinem und meinem Wunſche zu thun. Mit der nächſten Poſt ſchrieb ich ihm dieſen Brief:

Mein Herr,

Können Sie wohl von mir itzt was anders erwarten, »als die bitterſten Vorwürfe? Gewiß, Sie haben ſie »verdient, hundertmal verdient, und dieſes itzt mehr, »als jemals. Erſt ſind Sie grauſam und werden krank, »um mich ein ganzes Jahr zu ängſtigen. Endlich werden Sie wieder geſund, aber nicht zu meiner Beruhigung; nein, um mich auf eine neue Art zu quälen. »Sie verreiſen, ohne mich es wiſſen zu laſſen, ohne mir »zu erlauben, daß ich Ihnen bey dem Abſchiede die zärtlichſte Verſicherung meiner Freundſchaft, meiner beſtändigen Liebe, gäbe. Wie viel wichtige Sachen hatte »ich Ihnen zu ſagen! Tauſend wichtige Sachen, auf »die meine ganze Ruhe ankömmt. Iſt für mich etwas »Wichtigers, als wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie »liebe? Und kann ich ruhig ſeyn, wenn ich nur den mindeſten Verdacht habe, an Ihrer Liebe zu zweifeln? »Sie fliehen, Grauſamer? Fliehen Sie, einen traurigen Abſchied zu vermeiden? Wie wenig kennen Sie »die Liebe, die Sie mich doch ſelbſt gelehrt haben! Es »würde mich Thränen gekoſtet haben; aber ich hätte ſie »in Ihren Armen geweint. Ich würde Sie beſchworen haben, Ihre Rückkunft zu beſchleunigen. Wie viel »Zärtliches hätten Sie mir dabey ſagen können, das ich »ſonſt gewohnt bin, von Ihnen zu hören! Glauben Sie »wohl, daß ich Ihnen würde eine Reiſe widerrathen haben, welche Sie thun, um Ihr Glück auf diejenige

»dauerhafte Art zu befeſtigen, die Sie ſo oft, und ſo oft »meinetwegen, gewünſcht haben? Kommen Sie, eilen »Sie zurück, ich erwarte Sie mit der zärtlichſten Ungeduld. Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich »Sie ſo heftig liebte? Kommen Sie, damit ich Ihnen von neuem ſagen kann, daß ich Sie ewig lieben »werde.

»Wiſſen Sie denn auch, mein irrender Ritter, in »welcher Gefahr Sie Ihre troſtloſe Prinzeßinn verlaſſen »haben? Drachen und Rieſen ſchwärmen um mein »Schloß herum, mich zu entführen. Tapfrer Roland! »Eilen Sie, dieſe Ungeheuer zu verjagen. Glauben Sie »nur nicht, daß ich ſcherze! Leſen Sie den eingeſchloßnen Brief. Er iſt von einem ſchwarzen Ritter aus »dem Königreiche Latium, welcher auf Abentheuer ausgieng, und den ich mit meinem Schwerte kecklich erwürgt habe. Ja, mein Herr, könnten Sie von Ihrer »zärtlichen und ewig treuen Charlotte einen andern Entſchluß erwarten, als den, welchen Sie aus dem andern »Briefe ſehen werden? Für dieſesmal bin ich der gedachten Gefahr glücklich entkommen. Werde ich immer Muth und Kräfte genug dazu haben, wenn Sie »mich länger verlaſſen? Eilen Sie! Bey Ihrer Liebe »beſchwöre ich Sie, eilen Sie, und ſagen Sie mir, daß »meine Sorge vergebens geweſen iſt. Was ich Ihnen »dafür ſagen werde? Daß Sie mein beſter Freund »ſind! Daß ich Sie unendlich liebe! Daß ich ganz die »Ihrige bin! Soll ich Ihnen noch mehr ſagen? Gut, »ich will Sie küſſen, tauſendmal will ich Sie küſſen. »Wie unruhig iſt man, wenn man liebt! Leben Sie »wohl!«

Wie gefällt Ihnen dieſer Brief, mein Herr? Könnte ein Mädchen, ohne den Wohlſtand ganz zu beleidigen, deutlicher, als ich, ſagen, was ſie wünſchte, und was ſie hoffte? Nun erwartete ich meinen Liebhaber auf den Flügeln der Liebe. Ich wußte, daß er die Kompagnie bekommen hatte. Ich war dem gewünſchten Augenblicke nahe, dem ich zehn Jahre entgegen geſehen hatte. Jede Minute, die ich vergebens auf ihn wartete, ſchien mir ganze Tage zu ſeyn. Er kam nicht, es verſtrichen vier Wochen, ohne daß ich von meinem Ungetreuen eine Zeile Antwort bekam. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm. Urtheilen Sie von meinem Schrecken, als ich folgendes las:

Mademoiſelle,

Ich erinnere mich der angenehmen Augenblicke ſehr »wohl, da ich das Vergnügen hatte, in Ihrer Geſellſchaft zu ſeyn. Glauben Sie, Mademoiſelle, daß wir »Officiere denen ſchönen Kindern unendlichen Dank »ſchuldig ſind, welche bey unſern müßigen Stunden, deren wir ſehr viele haben, ſich gefallen laſſen, unſre »Schmeicheleyen anzuhören, und ſie zu beantworten. »Außer dieſem Zeitvertreibe würde es für uns auf dem »Lande und in kleinen Städten nicht auszuſtehen ſeyn, »wo man ſo wenig Geſellſchaft findet, die unſerm Stande gemäß iſt. Ich glaube, Sie, als eine alte gute »Freundinn und Bekannte von mir, werden mir es gönnen, wenn ich Ihnen melde, daß ich eine Kompagnie »unter dem Regimente des Herrn Obriſten von *** bekommen habe, und geſtern ſo glücklich geweſen bin, mich »mit ſeiner Fräulein Tochter zu vermählen. Sie iſt, »wie Sie wiſſen, aus einem guten Hauſe, von altem

»Adel, nur ſiebzehn Jahre alt, bildſchön, und nicht ohne Mittel. Ich empfehle meine Frau zu Ihrer Freundſchaft, wenn ich wieder in Ihre Gegend kommen ſollte, welches ſo bald noch nicht geſchehen dürfte. Ich habe ihr ſo viel Gutes von Ihnen geſagt, daß ſie ſehr verlangt, Sie kennen zu lernen. Verſichern Sie Ihren Herrn Vater meiner Hochachtung. Was macht der rechtſchaffne Mann? Es iſt mir wohl bey ihm gegangen. Der Lieutenant von *** iſt an meine Stelle gekommen. Er hat mich gebeten, ihm Bekanntſchaften zu machen. Werden Sie wohl die Gefälligkeit für mich haben, Mademoiſelle, und ihm diejenige Freundſchaft gönnen, mit der Sie mich ſo lange Zeit glücklich gemacht haben? Er brennt vor Verlangen, mit Ihnen bekannt zu werden; ſo viel Gutes habe ich ihm von Ihnen erzählt. Er wird Ihnen gefallen, er iſt ein ſehr artiger und lebhafter Menſch. Ich muß abbrechen, weil ich den Augenblick auf meines Schwiegervaters Gut reiſe. Ich kann alſo weiter nichts ſagen, als daß ich mit aller Ergebenheit bin,

Mademoiſelle,

Dresden,
am 8ten Aug. 1740.

der Ihrige.

N. S.

»Die an mich überſendeten Briefe folgen hier mit ergebenſtem Danke zurück. Meine Frau hat ſich über den Ausdruck bald todt gelacht, wo Sie den armen Profeſſor einen ſchwarzen Ritter aus dem Königreiche Latium nennen. Leben Sie wohl!«

Das war alſo, mein Herr, der letzte Auftritt von der kläglichen Komödie, in der ich eine ſo närriſche Rolle geſpielt hatte. Ich bin nicht im Stande, Ihnen die Empfindungen zu beſchreiben, die ich beym Durchleſen dieſes Briefs fühlte. Zorn, Wut, Scham, Rache, alles empörte ſich in mir. Ich fiel auf die verzweifeltſten Anſchläge, mir Recht zu verſchaffen, oder mich ſelbſt auf ewig vollends unglücklich zu machen. Ich fluchte dem Himmel, meinem ungetreuen Verräther; ich fluchte mir ſelbſt. Dieſes alles geſchah in einer Raſerey von zwo Stunden. Endlich brachen die Thränen aus, und ich kam einigermaßen wieder zu mir. Ich Verlaſſene! ich unglückſelig Verlaſſene! dachte ich bey mir ſelbſt. Iſt das die Belohnung einer zehnjährigen Treue? Iſt das die Erfüllung der Eidſchwüre, und der theuerſten Verſicherung? Und der meyneidige Böſewicht triumphiret noch in den Armen meiner Feindinn, ſeiner Frau, über meine leichtgläubige Einfalt? Straft der Himmel dieſes Verbrechen nicht, ſo muß er ungerecht ſeyn. So ungefähr ſchwärmte ich. Ich zankte mit dem Himmel, und hätte doch mir allein den Vorwurf machen ſollen, daß ich ſo närriſch geweſen, den Schmeicheleyen eines Menſchen zu glauben, deſſen Stand über den meinigen war, der bey ſeinen Jahren und ſeiner Lebensart durch die Gewohnheit gerechtfertiget, und von der Welt gebilligt ward, wenn er ein hochmüthiges Bürgermädchen, eine Närrinn, wie ich, betrog, ſie zum Zeitvertreib um ihren guten Namen brachte, oder zum Spaße auf beſtändig unglücklich machte. Wie vielmal hatte ich ehedem über die Thorheit derer gelacht, welche ſich auf eine ſolche Art verführen laſſen! Hätte ich nicht beſſer auf meiner Hut ſeyn ſollen? War ich etwan vornehmer, ſchöner, reicher, als andre, die ſich in dergleichen Unglück geſtürzt hatten? Keines von allen. Der Hochmuth machte, daß ich für möglich hielte, beſtändig geliebt, und immer angebetet zu werden. Es iſt ſchändlich, wenn Männer, die es für ihr erſtes Geſetz halten, ihre Ehre zu vertheidigen, auf eine ſo unehrliche Art ein unſchuldiges Mädchen unglücklich machen, und oft eine ganze Familie in Schande bringen. Ein Mädchen aber, das ſich von ihnen beſtricken läßt, verdient weniger Mitleid, da ſie hätte an dem Exempel andrer lernen können, daß man ihr nur darum ſchmeichelte, um einiges Vergnügen zu haben, und ſie auf eine luſtige Art elend zu machen.

Nun fielen mir alle diejenigen vernünftigen Liebhaber ein, deren redliche Abſichten ich auf eine ſo hochmüthige und ſpröde Art von mir gewieſen hatte. Wie grauſam war ich an ihnen gerächt! Konnte ich mir wohl itzt dergleichen Gelegenheiten wieder verſprechen, da meine Jahre zunahmen, da der jugendliche Reiz meiner Schönheit anfieng zu verſchwinden, da mein Vater auf der Grube gieng, und ſein Tod mir die dürftigſten Umſtände drohte? Konnte ich mich nunmehr wohl entſchlieſſen, geringern Perſonen meine Hand zu geben, als die waren, denen ich ſie verweigert hatte? Ich faßte nun im ganzen Ernſte den grauſamen Entſchluß, nimmermehr zu heurathen. Ich ward ziemlich beruhigt, da ich das Herz gehabt hatte, ſo ein verzweifeltes Gelübde zu thun, und es vergieng eine ziemliche Zeit, ehe ich merkte, daß ich mich ſelbſt hintergangen hätte. Dieſer unerwartete Streich von meinem Ungetreuen hatte mich ſo hart getroffen, daß ich in eine langwierige Krankheit fiel. Ich brauchte faſt zwey Jahre, ehe ich mich völlig wieder erholte, und es geſchah endlich nicht anders, als mit dem gänzlichen Verluſte meiner noch übrigen Schönheit. O! hätte ich ſie zehn Jahre eher verloren, vielleicht wäre ich vernünftiger geweſen, vielleicht wäre ich itzt nicht ſo unglücklich!

Ich weis nicht, wie es kam, daß ſich nach einiger Zeit ein junger Rechtsgelehrter zu mir verirrte, und ſich einbildete, daß er mich noch lieben könnte. Vielleicht hatte die Hoffnung, meinem Vater mit der Zeit in ſeinem Amte zu folgen, oder ſonſt eine ſtärkere Kundſchaft in ſeiner Praxis durch mich zu erlangen, mehr Antheil an ſeiner Zärtlichkeit, als meine Perſon. Er ſchrieb an mich:

Mademoiſelle,

Denenſelben vermelde in höchſter Eil, daß ich nach reifer der Sachen Ueberlegung und eingeholtem Rath von meinen Freunden ernſtlich gemeynet bin, mich zu verändern, und nach nunmehro erfolgtem Abſterben meiner ſeligen Frau Mutter meine Wirthſchaft ſelbſt anzufangen. Die Kürze der Zeit, und meine dringenden Verrichtungen hindern mich, Ihnen umſtändlichere Anzeige zu thun, wie viel anſehnliche Gelegenheiten mir in hieſiger Gegend, mich zu verheurathen, angeboten worden. Wann aber ich das Vergnügen gehabt, bey dem unlängſt vor Ihres Herrn Vaters Amtsgerichten abgewarteten Termine, in Sachen George Frühauffen, contra Caſper Baldigen in puncto den Gemeinebrömmer betreffend, Dieſelben kennen zu lernen, und ich eine beſondre Zuneigung gegen Sie bey mir vermerkt; Als habe mir die Freyheit nehmen wollen, Dieſelben von meinen billigen, und in göttlichen und weltlichen Rechten gegründeten Abſichten zu benachrichtigen, mit angehängtem Suchen, Sie wollen meine Bitte nicht rejiciren, und mir erlauben, daß ich das

„Glück habe, mit aller legalen Ergebenheit zeitlebens „Dero gehorſamſter Diener zu ſeyn. Da Sie, Mademoiſelle, bey meiner Liebe allerdings die erſte Inſtanz „ſind; ſo habe Bedenken getragen, bey Dero Hochzuehrenden Herrn Vater eher in Schriften dieſerhalb einzukommen, bis ich weis, ob Sie meinem ergebenſten „petito hochgeneigt deferiren, als warum ich nochmalen inſtanter, inſtantius, inſtantiſſime bitte. Dieſen Augenblick kommt ein Oberhofgerichtsbothe, mit „einer Inhibition; ich werde daher genöthiget, abzubrechen, und habe nicht Zeit, etwas weiters hier zu ſagen, „als daß ich mit der größten Hochachtung unabläßlich „ſey,

Mademoiſelle,

Dero

⸗ ⸗ ⸗ ⸗

am 9ten Jan. 1741.

ganz ergebenſter Diener;
K. L. M.
Adv. immatr. et Not. Publ.
Caeſar. a Sen. Lipſ. creat.
& coram Regim.
Eleſt. confirm.
m. p.

Raptim.

Ipſe concepi!

Hätte ich dieſen ungeſchickten und pedantiſchen Brief etliche Jahre eher bekommen; ſo würde ich ihn gewiß, ohne mich lange zu beſinnen, unter den Tiſch geſchmiſſen haben. Itzt war ich gedemüthigt genug, daß ich ihn zweymal durchlas, und unſchlüßig blieb, was ich thun wollte. Die Gelübde, mich niemals zu verheurathen, fieng nach und nach an, mich zu gereuen. Mein Vater lag mir alle Tage in den Ohren, und er hätte, glaube ich, lieber geſehen, ich wäre ſelbſt auf die Heurath ausgegangen. Ich wies ihm den Brief. Er geſtund, der Herr Advocatus immatriculatus ſey ein Narr: er meynte aber auch, daß ich nicht die erſte und nicht die letzte Frau ſeyn würde, die einen Narren heurathe. Es koſtete mich viel Ueberwindung, und doch war ich im Begriffe, auf Befehl meines Vaters dieſem geſchäfftigen Liebhaber Hoffnung zu geben, als ich, vielleicht zu meinem Glücke, noch bey Zeiten erfuhr, daß eine Magd, mit der er auf Univerſitäten zu vertraut gelebt haben mochte, ihn auf die Ehe verklagen wollte. Ich war bey allem meinen Unglücke noch immer boshaft genug, mich darüber zu freuen, und ich ergriff dieſen Vorwand mit beiden Händen, mich von ihm loszureißen, und mit meiner gewöhnlichen Bitterkeit ihm alſo zu antworten:

Mein Herr,

Was Dieſelben in höchſter Eil mir wegen der legalen
»und in allen Rechten gegründeten Geſinnung gegen
»meine Wenigkeit unterm 7ten Januar a. c. in Schrif-
»ten vorzutragen, gelieben wollen, ſolches habe daraus
»allenthalben mit mehrern erſehen. Nun würde mir
»zwar eine beſondere Ehre ſeyn, Ihrem petito gezie-
»mend zu deferiren; Wenn aber ich in glaubwürdige
»Erfahrung gebracht, daß allem Anſehen nach zu Dero
»wertheſten Perſon und Liebe ein Concurs des ſchierſt-
»künftigſten ausbrechen möchte, und mein Vater in Sor-
»gen ſtehe, daß ich wegen meiner jüngern und nicht
»dinglichen Rechte und Anſprüche an Sie gar leicht leer
»ausgehen, oder doch in die letzte Klaſſe locirt werden
»dürfte: als habe Kraft dieſes, allen meinen An- und
»Zuſprüchen, wie ſie Namen haben möchten, hiermit
»zu Vermeidung unnöthigen, und auf geldſplitternde

„Weitläuftigkeit abzielenden Proceſſes aufs feyerlichſte renunciiren ſollen, wollen und mögen, mit der Verſicherung, daß ich nicht geſonnen bin, einer Magd diejenigen Rechte ſtreitig zu machen, welche ſie noch von den Univerſitätsjahren her zu behaupten vermag. Die ich für die Perſon Denenſelben zu billigen Freundſchaftsleiſtungen ſtets befliſſen bin: Als

Meines Hochgeehrteſten Herrn

* * *

am 30. Jan. 1743.

dienſtbereitwillige

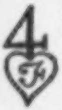
F***

Das war alſo wieder ein Liebhaber weniger. Ich glaube, es mochte nach und nach bekannt worden ſeyn, wie gefährlich es ſey, mir eine Liebeserklärung zu thun; denn es meldete ſich in zwey Jahren kein Menſch, ob ich ſchon anfieng, meiner Natur mit Farben und anderm Putze zu Hülfe zu kommen. So leichtſinnig ich in jungen Jahren war, ſo wenig hatte ich mich doch jemals überwinden können, eine freye und verbuhlte Aufführung anzunehmen. Nunmehr aber hielt ich es für nöthig, zu koquettiren, da ich wahrnahm, daß ich anfieng, auf der Gaſſe und in Geſellſchaften unbemerkt zu bleiben. Ich zwang mich, lebhaft zu ſeyn; ich ward gegen Vornehme und Niedrige gefällig; mit einem Worte, ich ward zahm, und doch konnte ich niemanden rühren, der mir verſeufzte. Ich glaube, ich würde es ihm nicht ſauer gemacht haben. So hochmüthig aber war ich doch noch, daß ich mich nicht gar zu weit unter meinen Stand verheurathen wollte. Sie können es daraus ſehen, mein Herr. Es kam einem Landkrämer ein, mich zu lieben.

Würden Sie mir wohl dazu gerathen haben? Leſen Sie ſeinen Brief.

N** den 7. May, 1745.

Ehren und viel Tugendſames
Frauenzimmer! Salut.



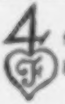
Hiernebenſt ſende ich Denenſelben im Namen und Geleite Gottes per Fuhrmann Hanns Görgen und Geſpann von Reichenbach ein Päckel mit allerhand Würz- und andern Waaren, gemerkt als in margine, zur Fracht 14 Pfund wiegend, und iſt alles content bezahlt. Sie werden günſtig erlauben, daß ich Ihnen damit ehrenfreundlich aufwarten thue. Anlangend meine Hochachtung und Liebe gegen Sie, deren ich Sie auf letzterm Jahrmarkt avertirt; ſo bin ich noch immer derſelben Meynung, und thue ich mir gar höchlich gratuliren, wenn Sie mich Deren Gegenliebe würdigen, und mir aviſo geben wollen, ob ich es wagen darf, bey dem Herrn Papa mich Ihrentwegen zu melden. Es ſoll dieſes ſogleich geſchehen. Den Ranzen, und emballage, worinnen beyfolgende Waaren eingeſchlagen ſind, wird der Fuhrmann bey ſeiner Rückreiſe wieder abfordern. Bitte ſolche coſty mit ein paar Zeilen zu übergeben. Gott verhelfe Ihnen ſalva. Denen empfohlen, verbleibe, und bin,

Ehren und viel Tugendſames
Frauenzimmer,
Deren
dienſtwilliger Freund,
N. N.

Die

Dieſer Brief zu kommen
Der ehren und viel tugendſamen Jungfer
N. N.

Nebſt einem Päckel
großgünſtig
in



gezeichnet,
zu eignen Händen zu
übergeben.
N.
franco par tout.

Sehen Sie, mein Herr, das war doch noch ein treuer Liebhaber, und der erſte, der ſeinen förmlichen Liebesantrag mit einem Geſchenke begleitete. Aber das war mir erſchrecklich, daß ich in einem Marktflecken vor dem Laden ſtehen, und Schwefelfaden verkaufen ſollte, da ich zu ſtolz geweſen war, einen Hofrath zu heurathen. Sie wiſſen wohl, was ſich in kleinen Städten die Tochter eines fürſtlichen Dieners für ein Anſehen zu geben weis; ſollte ich nun meinen Rang und Stand ſo ſehr verläugnen, und in R*** eine elende Würzkrämerinn werden? Mein Vater fühlte es ſelbſt, wie ungleich dieſe Heurath ſey, und befahl mir, eine abſchlägige Antwort zu ertheilen. Ich that es auf folgende Art:

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Salut.

Deſſen geehrtes vom 7ten paſſato iſt mir, nebſt dem Päckgen, wohl worden, welches ich danknehmend zu-

zurückſchicke, und meinem großgünſtigen Herrn beſſer verbunden bin. Beliebe der Herr à conto zu ſtellen. Mag nunmehr demſelben nicht verhalten, daß ich mich über meines Hochgeehrten Herrns Anſinnen gar höchlichen verfreuen thue. Weil aber mein Vater Bedenken trägt, mich von ſich zu laſſen; ſo kann ich demſelben in deſſen [illegible] Bitten ſo fort nicht folgen. Meine Freunde glauben überdieß, daß ich mit meinem Reifrocke in Ihrem Würzladen nicht Raum haben werde. Sie ſchreiben, es werde Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, eine Frau zu bekommen, wenn es auch gleich keine Tochter eines Kommiſſionsraths ſey. Unter Gottes Schutz verbleibende,

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Deſſen
gute Freundinn und Dienerinn.

Dieſes war die letzte Kraft meines jungfräulichen Stolzes, und nunmehr kam die Reihe an mich, gedemüthigt zu werden.

Hier fängt ſich der zweyte Theil meines Romans an. Wie traurig iſt die Veränderung für mich!

Mein Vater ſtarb. Was ich befürchtet hatte, geſchah, und noch weit mehr. Er verließ kein Vermögen, es meldeten ſich gar verſchiedene Gläubiger, und man fand in ſeinen Rechnungen viele Unrichtigkeiten, welche machten, daß auch die Kaution zurückbehalten ward. Ueberlegen Sie es einmal, mein Herr! Ein Mädchen von drey und dreyßig Jahren, ohne Aeltern, ohne Vermögen, hochmüthig zu befehlen, was zum nothdürftigſten

ſten Unterhalte erfodert wird; ein Mädchen, welches ſich durch ihren Hochmuth alle zu Feinden gemacht hatte, welches ſo bequem und vornehm erzogen, und itzt von allen verlaſſen und nicht geachtet war; mit einem Worte, eine alte Jungfer ohne Geld, ohne Schönheit, ohne Freunde, und deutſch zu reden, ohne Verſtand, iſt ſo ein Mädchen nicht eine erbarmenswürdige Kreatur? Was ſollte ich anfangen? Zwey Jahre hatte ich mich unter meinen Verwandten aufgehalten, und für die kleinen Gefälligkeiten, die ſie mir als ein Almoſen erwieſen, viel Demüthigung erfahren müſſen. Sie wurden mich überdrüßig, und ſie ſagten mir es deutlich, daß ſie wünſchten, ich möchte mich entſchließen, ſie zu verlaſſen. Wo ſollte ich hin? War ich nicht bey dieſen kümmerlichen Umſtänden zu entſchuldigen, daß ich einen Schritt wagte, der eine Folge meiner großen Verzweiflung war, der mich bey allen, die meine Noth nicht wußten, verächtlich und lächerlich machte, und deſſen ich mich gewiß noch itzt ſchämen würde, wenn mich nicht mein Unglück ſo abgehärtet hätte, daß ich weiter nicht im Stande bin, mich über eine Niederträchtigkeit zu ſchämen?

Mein Vater hatte ein armes Kind zu ſich zur Aufwartung, als Jungen, genommen, und ihn endlich zum Schreiben herangezogen. Er mochte bey dem Abſterben meines Vaters ungefähr dreyßig Jahre alt ſeyn. Seine Perſon war ſehr unanſehnlich, ſeine Sitten verriethen ſeine ſchlechte Abkunft und die Livrey, die er lange Zeit getragen hatte. Dieſer Menſch, welcher wenigſtens funfzehn Jahre meines Vaters demüthiger Johann geweſen war, ſollte itzt das unerwartete Glück haben, die ſtolze Tochter ſeines ehmaligen Herrn zur Frau zu bekommen, damit ſie nicht vor Hunger ſterben möchte. Glauben Sie nur, mein Herr, daß mich dieſer bittere Entſchluß viel Selbſtverläugnung gekoſtet hat. Dieſer Menſch hatte ſich bey dem Leben meines Vaters ſo wohl vorzuſehen gewußt, daß er einige hundert Thaler ſammlen, und ſich die Gnade eines vernehmen Mannes erwerben können, der ihm, als mein Vater geſtorben war, den Geleitseinnehmerdienſt in einem kleinen Orte an der Gränze verſchafft; einen Dienſt, der etwan zweyhundert Thaler eintragen mochte. Ich hörte, daß er noch unverheurathet ſey, und ich ſchrieb nachſtehenden Brief an ihn, welcher mich viel Thränen koſtete, ehe ich ihn zu Ende brachte. Wie krümmte ſich mein Hochmuth!

Mein Herr,

Es iſt eine von meinen angenehmſten Beſchäfftigungen, »wenn ich itzt an diejenige Treue und Ergebenheit zurück »denke, welche Sie, mein Herr, gegen meinen ſeligen »Vater funfzehn Jahre lang auf die unverbrüchlichſte »Art bezeigt. Dieſer rechtſchaffne Vater, welcher ſo vorſichtig als dienſtfertig war, hat ſich niemals in ſeiner »Wahl betrogen. Der erſte Blick, den er auf Sie that, »entdeckte ihm alles das Gute, und die lobenswürdigen »Eigenſchaften, welche den Werth Ihrer Seele ausmachten. Er eilte, Sie aus dem Mangel zu reißen, welcher Sie in dem Hauſe Ihrer armen Aeltern niederdrückte; er nahm Sie zu ſich, und liebte Sie bis an »ſein Ende, als ſein eignes Kind. Da er mich beſtändig mit Ihrem frommen, chriſtlichen Wandel, mit Ihrer »Treue, mit Ihrem Fleiße und mit der Hoffnung unterhielt, die Sie zu Ihrem künftigen Glücke von ſich »blicken ließen; ſo würde ich vielleicht vielmal Gelegenheit gehabt haben, über die Liebe meines Vaters gegen »Sie eiferſüchtig zu werden, wenn ichs nicht für einen

»Theil meines Schuldigkeit angeſehen hätte, Ihren
»Verdienſten Recht wiederfahren zu laſſen. Der unvermuthete
»Tod meines Vaters hinderte ihn, dasjenige
»zu Stande zu bringen, was er ſich zu Ihrem Beſten
»vorgenommen hatte. Alles, was er thun konnte, war
»dieſes, daß er wenig Stunden vor ſeinem Ende mir
»ſagte, wie nahe ihm dieſes gienge, wie ſehr er Sie liebte,
»und wie aufrichtig er wünſchte, daß ich mich entſchließen
»möchte, Ihnen, mein Herr, diejenige Freundſchaft
»zu erzeigen, die er Ihnen für Ihre redlichen
»Dienſte ſchuldig zu ſeyn glaubte. Er ſagte dieſes, und
»noch viel mehr, als er ſtarb. Der redliche Vater! Seit
»dieſem betrübten Abſterben ſind mir ſeine letzten Worte
»niemals aus den Gedanken gekommen, ob ich ſchon
»keine Gelegenheit gehabt habe, Ihnen, mein Herr,
»etwas davon zu eröffnen. Die glückliche Veränderung
»Ihrer Umſtände ſehe ich als eine Wirkung des letzten
»Segens meines Vaters, und als eine Belohnung Ihrer
»Verdienſte an, die Ihnen den Weg zu demjenigen
»weitern Glücke bahnet, deſſen Sie ſo würdig ſind. Ich
»bezeuge Ihnen meine aufrichtige Freude darüber, welche
»Ihnen vielleicht nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, da
»Sie, wie ich hoffe, noch itzt nicht aufgehört haben, ein
»Freund von meines Vaters Hauſe zu ſeyn, und da ich
»bereit bin, dem Wunſche meines ſterbenden Vaters,
»und wenn ich ſo ſagen darf, ſeinem letzten Willen aufs
»ſorgfältigſte nachzuleben, und es Ihnen zu überlaſſen,
»wie genau diejenige Freundſchaft unter uns ſeyn ſoll,
»welche mir mein Vater noch auf dem Todbette ſo nachdrücklich
»empfohlen hat. Ich glaube, diejenige Achtung
»und Gefälligkeit verſtanden zu haben, welche Sie
»mir, mein Herr, in meines Vaters Hauſe die letztern
»Jahre über bey verſchiednen Gelegenheiten gezeigt. Ich

rechne

»lebte damals unter der Gewalt eines Vaters, und es ſtund bey mir nicht, Ihnen zu eröffnen, wie geneigt ich ſey, dieſe Achtung zu vergelten. Sie ſelbſt, mein Herr, waren nach der Art aller tugendhaften Gemüther in dieſem Falle zu blöde, und glaubten, obwohl ganz ohne Urſache, meinen Vater zu beleidigen, der Sie als ſein Kind liebte, und damals ſchon Ihr Vater war. Sein Tod hat auf beiden Seiten den Zwang aufgehoben. Sie haben keine Urſachen mehr, blöde zu ſeyn, und ich ſtehe unter keiner Gewalt mehr, welche mich abhalten könnte, Ihnen zu ſagen, wie hoch ich Sie ſchätze. Es wird auf Ihrem Ausſpruche beruhen, wie weit ich in meiner Hochachtung gegen Sie gehen darf. Ich wenigſtens wünſche mir nichts mehr, als die beſtändige Freundſchaft eines Mannes, welcher wegen ſeiner Tugend und Verdienſte der einzige iſt, der einzige unter allen, den ich lieben kann, und deſſen Gegenliebe mir dennoch unſchätzbar ſeyn würde, wenn mich auch der Befehl meines Vaters nicht verbände, Sie darum zu erſuchen. Ich werde aus Ihrer baldigen Antwort ſehen, ob ich in meinem Zutrauen auf Ihre redliche Freundſchaft zu voreilig, und meinem ſeligen Vater gar zu gehorſam geweſen bin. Ich habe die Ehre, mit aller Hochachtung zu ſeyn,

Mein Herr,

. . .

am 6. Auguſt, 1747.

Ihre Dienerinn,
F**

Das war alſo meines Vaters Johann, der dickköpfige dumme Junge, wie ich ihn ſonſt beſtändig nennte, der war es, den ich itzt unter der Verſicherung meiner Hochachtung bitten, und bey der Aſche meines Vaters beſchworen mußte, er möchte doch das Werk der Barmherzigkeit und der chriſtlichen Liebe an mir armen verlaſſenen Waiſe ausüben, und mich, ſo bald als möglich, zu ſeiner gehorſamſt ergebenſten Frau machen, und eine Hand annehmen, von der er in vorigen Jahren ſo viel Naſenſtüber und Ohrfeigen bekommen hatte. So elend meine Umſtände waren, ſo viel Stolz hatte ich doch noch übrig, zu glauben, daß mein angebeteter Johann dumm genug ſeyn würde, mit beiden Händen zuzugreifen, und das Glück, ſo ich ihm an den Hals warf, feſtzuhalten. Aber wie ändert ſich doch alles mit der Zeit! Der dumme Johann war klüger, als ich wünſchte. Leſen Sie ſeinen Brief, und urtheilen Sie von meiner Beſchämung. Hier iſt er von Wort zu Wort:

Mademoiſelle,

Es hätte mir keine Erinnerung empfindlicher ſeyn können, »als diejenige iſt, auf welche Sie mich in Ihrem »Briefe zurückführen. Der Tod Ihres ſeligen Herrn »Vaters, eines Mannes, den ich noch im Grabe als »meinen Gönner und Verſorger verehre, dieſer Tod hat »mich ſo viele Thränen gekoſtet, und meine Wehmuth »wird verdoppelt, da Sie, Mademoiſelle, mir ſein Wohlwollen gegen mich auf eine ſo lebhafte Art abſchildern. »Wie elend würde ich itzt ſeyn, wenn er mich nicht aus »dem Staube geriſſen, mir ſo viele Jahre meinen Unterhalt gegeben, und mich zu demjenigen Amte geſchickt »gemacht hätte, das ich itzt verwalte! Ich wäre der undankbarſte und nichtswürdigſte Menſch von der Welt, »wenn ich dieſe Wohlthat jemals vergeſſen wollte. Meine

»Hochachtung gegen Sie, die bis in den Tod dauern wird, iſt das einzige, was ich als eine Art einer geringen Wiedervergeltung anbieten kann. Meine Armuth und mein geringer Stand hindern mich, mehr zu thun. Die Freundſchaft, deren Sie mich verſichern, iſt das wichtigſte auf der Welt, das ich mir wünſchen kann. Hätte ich mir wohl jemals einbilden können, daß Ihr ſeliger Herr Vater ſo viel unverdiente Liebe gegen mich hegen würde, daß er noch auf dem Todbette Ihrer Freundſchaft mich empfehlen ſollte? Und Sie, Mademoiſelle, ſind ſo geneigt, mich dieſer Freundſchaft zu würdigen? eine Ehre, deren ich mich am wenigſten verſehen hätte! Sie haben, ſo lange ich in Ihres Herrn Vaters Hauſe geweſen bin, mir nicht die geringſte Gelegenheit gegeben, auf einen ſo ſtolzen Gedanken zu fallen, und ich bin immer ganz troſtlos geweſen, wenn ich aus Ihrem Bezeigen gegen mich zu ſehen glaubte, daß Sie mich des Wohlwollens, das Ihr Herr Vater gegen mich äußerte, ganz für unwürdig hielten. Ich glaubte, in dieſen letzten zwey Jahren nach ſeinem Tode von Ihnen ganz vergeſſen zu ſeyn. Wie edel und großmüthig iſt Ihr Herz, welches ſo viel Antheil an meinem kleinen Glücke nimmt, und mir erſt itzt den letzten Willen des ſeligen Herrn Vaters auf eine ſo verbindliche Art eröffnet!

»Sie bieten mir Ihre Freundſchaft an. Ich würde deren unwürdig ſeyn, wenn ich ſolche für etwas anders, als eine Verſicherung Ihres ſchätzbaren Wohlwollens annehmen wollte. Ich habe Sie jederzeit als die Tochter meines Gönners verehrt, und es würde mir leid ſeyn, wenn Ihr Vorwurf gegründet wäre, und ich die letztern Jahre über wirklich Gelegenheit gegeben hätte, Ihnen meine Hochachtung verdächtig zu machen. Gön-

»nen Sie mir, Mademoiſelle, ferner Ihren Schutz und Wohlwollen. Es wird dieſes der größte Ruhm für mich ſeyn, da Sie bey Ihren-Jahren, und bey Ihrem reifen Verſtande, die Welt ſo wohl haben kennen lernen. Ich wage es, noch eine kurze Bitte zu thun. Es findet ſich eine Gelegenheit, mich mit der Tochter eines benachbarten Verwalters zu verbinden. Es iſt dieſes tugendhafte Mädchen das einzige unter allen, das ich lieben kann. Ich bin aber ihren Aeltern und in der hieſigen Gegend ſo unbekannt, daß ſie noch angeſtanden haben, einen fremden Menſchen glücklich zu machen. Ich habe mir die Freyheit genommen, mich auf Ihr Zeugniß, Mademoiſelle, zu berufen. Der Vater wird auf künftige Meſſe Gelegenheit ſuchen, Ihnen aufzuwarten. Sagen Sie ihm, daß Sie mich Ihres Wohlwollens würdig halten. Das iſt der größte Lobſpruch für mich, und mehr brauche ich nicht, glücklich zu werden. Wie leicht muß es Ihnen ankommen, mein Glück zu befeſtigen, da Sie ſelbſt ſo edel denken, und ſo geneigt ſind, dem Befehle eines ſterbenden Vaters nachzukommen! Ich werde dafür mit aller Demuth und Ehrfurcht, die ich Ihnen und der Aſche Ihres Herrn Vaters ſchuldig bin, unverändert ſeyn,

Mademoiſelle,

Ihr

gehorſamſter Knecht,

* * *

Wie meynen Sie, mein Herr, war das nicht ein niedlicher Korb? Sollten Sie dieſes wohl für die Schreibart eines dummköpfigen Johanns halten? Wäre er nur in ſeiner Antwort grob und unbedachtſam geweſen, ſo hätte ich doch zum wenigſten das Vergnügen gehabt, ihn einen Eſel zu heißen. Aber was ſollte ich itzt thun, da er auf allen vieren gekrochen kam, und mir mit Demuth, Ehrfurcht und Hochachtung ſagte, daß ich eine Närrinn wäre? Ich nahm mir vor, meinen Verdruß zu verbergen, und ſeinem Schwiegervater, wenn er das Zeugniß abholen würde, die größten Lobeserhebungen von ihm vorzuſagen. Aber es kam niemand, der mein Gutachten wiſſen wollte, und ich muß glauben, daß auch dieſes nur eine boshafte Erfindung war, mich abzufertigen. Ich unglückliches Mädchen! Was ſollte ich nun thun? Meine Freunde wurden immer treuherziger. Je länger ich ihr Brodt aß, je deutlicher ſagten ſie mir, daß ſie wünſchten, ich möchte nun bald vor eine andre Thüre gehen. Aber vor welche? Das wußten ſie nicht, und ich noch weniger.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Schweſter meines erſten Liebhabers, des Herrn Hofraths N** kennen zu lernen. Die Bekanntſchaft half mir weiter nichts, als daß ich erfuhr, ſeine zwote Frau wäre ihm vor einem halben Jahre auch wieder geſtorben. Es gehörte eine Unverſchämtheit dazu, dieſe Nachricht ſich zu Nutze zu machen; aber für ein Frauenzimmer, das demüthig genug geweſen, dem Schreiber ihres Vaters ihr Herz anzubieten, und welches nicht vor Scham geſtorben war, daß ſie eine abſchlägige Antwort von ihm erhalten hatte; für ein ſolches Frauenzimmer war die Entſchließung nicht zu ſchwer, einen verſchmähten Liebhaber um Gegenliebe anzuflehen. Ich ſchrieb an den Hofrath:

Mein Herr,

Ihre Frau Schweſter, welche mir die Ehre Ihrer Freundſchaft gönnt, hätte mir keine betrübtere Nach-

»richt ſagen können, als die von dem Tode Ihrer ſeligen
»Frau. Es iſt nun zu ſpät, Ihnen mein aufrichtiges
»Beyleid zu verſichern. Es würde eine Grauſamkeit
»von mir ſeyn, Ihre Betrübniß über einen Verluſt zu
»erneuern, der einem Manne, welcher ſo edel denkt, und
»ſo vernunftig liebt, als Sie, mein Herr, nicht anders,
»als höchſt empfindlich fallen muß. Sie haben völlig
»den Charakter eines ehrlichen Mannes. Die Welt und
»ich haben hiervon unzählige Proben: mir aber wird
»beſonders diejenige unvergeßlich ſeyn, da Sie ſelbſt vor
»einigen Jahren ſchriftliche Gelegenheit gegeben haben,
»mich davon zu überzeugen. Wie glücklich wäre ich,
»wenn es damals bey mir geſtanden hätte, mir ſolche
»zu Nutze zu machen! Ich liebe meinen verſtorbenen
»Vater noch itzt im Grabe zu ſehr, als daß ich mich
»überwinden kann, Ihnen die Urſachen zu ſagen, die
»mich daran hinderten. Ich will es eine Uebereilung,
»eine perſonliche Verbitterung, oder ſonſt eine Härte nennen,
»die ihn bewog, mich zu zwingen, Ihnen wider
»die Empfindung meines Herzens zu antworten. Mein
»Unglück würde doppelt ſeyn, wenn Sie bisher in den
»Gedanken geſtanden, als wäre ich ohne den ſtrengen
»Befehl meines Vaters vermögend geweſen, einen ſo
»thörichten Entſchluß zu faſſen. Laſſen Sie mir Gerechtigkeit
»wiederfahren, glauben Sie, daß ich von Ihren
»Verdienſten und von meinem Glücke beſſer geurtheilt
»habe. Itzt bin ich frey. Ich habe keinen Vater mehr.
»der mich hindern kann, glücklich zu werden. Zweifeln
»Sie noch an der Hochachtung, die ich gegen Sie gehabt,
»an den Thränen, die es mich gekoſtet, durch den
»Zwang undankbar zu ſeyn, an dem Verlangen, Ihre
»Freundſchaft und Achtung zu verdienen; zweifeln Sie
»noch an einem von dieſen allen, ſo will ich wider die

»Geſetze meines Geſchlechts einen Schritt thun, der Sie überzeugen ſoll, wie unbillig Sie zweifeln. Ich will Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie itzt noch eben ſo ſehr liebe, als damals; daß ich mir kein Glück mit einer ſo zartlichen Unruhe wünſche, als dieſes, die Ihrige zu ſeyn. Redete ich mit einem Manne, der weniger vernünftig und einſehend wäre, als Sie, mein Herr, ſind, ſo wurde ich mich ſchämen, meine Neigung und Liebe ſo offenherzig zu bekennen, und beide Ihnen anzubieten. Sie ſind zu gerecht, als daß Sie dieſes zu meinem Nachtheile auslegen ſollten. Gönnen Sie mir die Ehre, mir ſchriftlich zu ſagen, ob meine Hoffnung und mein Zutrauen zu Ihnen ungegründet geweſen iſt. Mein Herz ſagt mir, daß es nicht ſeyn werde; und mein Herz hat mich noch niemals betrogen. Ich bin mit aller erſinnlichen Hochachtung,

Mein Herr,

. . . ,

am 18ten des Heumonats,
1748.

Ihre Dienerinn.

Aber damals log mein Herz doch, und noch mehr, als ich gelogen hatte. Der Herr Hofrath war zu meinem Ungluck vernünftig Ich bekam mit dem nächſten Poſttage folgende Antwort:

Mademoiſelle,

Sie verbinden mich Ihnen durch das aufrichtige Beyleid über den Tod meiner ſeligen Frau. Ich habe viel verloren, und ich glaube, daß ich dieſen Verluſt niemals wieder erſetzen kann. Es iſt ſonſt mein Fehler geweſen,

»andern mit Erzählungen von den Vorzügen und Verdienſten meiner verſtorbenen Frauen beſchwerlich zu fallen; ich habe mich aber ſeit zwölf Jahren von dieſer Schwachheit ſo ſehr erholt, daß ich Ihnen, Mademoiſelle, weiter nicht ein Wort davon ſagen will. Die Verſicherung von Ihrer Freundſchaft und Ihrem Wohlwollen würde mir zu einer andern Zeit noch unſchätzbarer geweſen ſeyn, als ſie mir itzt iſt, da ich über den Tod meiner rechtſchaffenen Frau in meinem Gemüthe noch nicht ſo ruhig bin, daß ich im Stande wäre, ein Vergnügen ganz zu ſchmecken. Der Unwille Ihres ſeligen Herrn Vaters iſt mir in der That eine unerwartete Nachricht; er hat dieſen, ſo lange er gelebt, wenigſtens ſehr ſorgfältig zu verbergen gewußt, und ich habe Proben ſeiner Freundſchaft, die mir niemals Gelegenheit gegeben haben, daran zu zweifeln. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo thun Sie doch alles, was man von einer vernünftigen und wohlgezognen Tochter verlangen kann. Bey ſeinem Leben ſind Sie, wider die Empfindungen Ihres Herzens, gehorſam geweſen, und auch nach ſeinem Tode reden Sie von der unbilligen Härte eines Vaters mit einer Mäßigung, die Ihnen zur Ehre gereichen muß. Ich habe von den Pflichten der Kinder gegen die Aeltern ſo ſtrenge Begriffe, daß ich glaube, Kinder ſind ſchuldig, auch nach deren Tode ihre Befehle, ſo wunderſam ſie auch ſcheinen mögen, aufs genaueſte zu befolgen. Hat Ihr Herr Vater geglaubt, es werde Ihr Glück nicht ſeyn, wenn Sie die Meinige würden, ſo muß er, als ein vernünftiger Mann, ſo wichtige Urſachen gehabt haben, daß ich mich auch itzt nicht entſchließen kann, Sie zu einem Ungehorſame zu verleiten. Die Verheurathung meiner beiden Töchter, die vor zwölf Jahren noch unerzogene Kinder waren,

„würde mich in den Stand ſetzen, Ihnen, Mademoiſelle, meine Hand anzubieten, ohne den Vorwurf zu beſorgen, daß ich es in der Abſicht thäte, eine Kinderfrau für ſie zu ſuchen. Ich fühle aber meine Jahre, die mich oft ſo mürriſch machen, daß ich niemanden anmuthen kann, mit mir ſo viel Geduld zu haben, als meine Kinder gegen mich bezeigen, die bey mir im Hauſe ſind, und mich aufrichtig lieben. Hier erwarte ich meinen Tod gelaſſen, und was ich noch wünſche, iſt dieſes, daß es Ihnen wohlgehen möge. Ich bin mit beſonderer Hochachtung,

Mademoiſelle,

Ihr

ergebenſter Diener.

Sehen Sie, mein Herr, das war alſo wieder nichts. Ich glaube, der Hofrath mußte meinen unbeſonnenen Brief, den ich vor zwölf Jahren an ihn geſchrieben, noch aufgehoben haben. Wenigſtens hatte er ihn Punkt für Punkt beantwortet, und ich geſtehe es, daß ich noch mehr Vorwürfe verdiente. Was half es mir alſo, daß ich meinen Vater unſchuldiger Weiſe mit ins Spiel miſchte? Wieder eine Thorheit mehr!

Nun war ich ganz von meinen Freunden verlaſſen. Sie hatten mich von ſich geſtoßen. Ich kann es wohl ſo nennen; denn ſie waren endlich, da ich gutwillig nicht weichen wollte, hart gegen mich geweſen. Ich zog in ein kleines Städtchen, wo ich von dem Ueberreſte meines geringen Vermögens ſo kümmerlich leben mußte, als man es nur denken kann. Zu meinem Unglücke traf ich den Doctor in dieſem Städtchen an, welcher mich ehedem auch geliebt hatte. Er befand ſich in ſo reichlichen Umſtänden, daß ich wünſchte, es möchte ihm wieder einfallen, daß ich ehedem ſchön ausgeſehen hätte. Er floh meine Geſellſchaft auf alle Art; gleichwohl war er, wie ich erfuhr, immer noch ſo beſcheiden, daß er nichts Böſes von mir redete. Ich hielt dieſes für ein gutes Anzeigen, und bildete mir ein, er glaube vielleicht, ich ſey noch eben ſo wild, als ſonſt. Hätte er es nur verſucht! Er that es nicht. Es war mir auch nicht möglich, ihn zu ſprechen, denn er vermied alle Geſellſchaften, wo er glaubte, daß er mich finden würde. Endlich kam ich auf den Einfall, mich krank zu ſtellen. Ich ließ ihn unter dieſem Vorwande bitten, mich zu beſuchen; allein er entſchuldigte ſich, ich weis nicht mehr, womit, und ſchickte mir ſeinen Kollegen. Aus Verdruß ward ich nun im Ernſte krank; und weil ich ihn gar nicht zu mir bringen konnte, ſo ſchrieb ich an ihn:

Mein Herr,

Es iſt etwas hartes, daß Sie eine Kranke verlaſſen,
»die ihr Vertrauen auf Sie ganz allein geſetzt hat. Wäre
»ich Ihnen auch ganz unbekannt, ſo würde Sie doch
»Ihr Amt verbinden, gefälliger gegen mich zu ſeyn.
»Ich habe einmal die Erhaltung meines Vaters Ihrer
»Geſchicklichkeit und Sorgfalt zu danken gehabt. Bin
»ich Ihnen ſeitdem ſo gleichgültig geworden, daß Sie ſich
»die Mühe nicht geben wollen, von mir, wegen meiner
»eignen Perſon, eine gleiche Verbindlichkeit zu verdienen?
»Sie waren in vorigen Zeiten aufmerkſam auf mich;
»und wenn Sie mir nicht zu viel geſchmeichelt haben,
»ſo hatte ich das Glück, Ihnen zu gefallen. Ich verwahre
»Ihre ſchriftliche Verſicherung davon noch ſehr
»ſorgfältig; und ſo oft ich ſie durchleſe, empfinde ich ei-

»nen gewiſſen Stolz in mir, welcher ſich durch das billige Urtheil der Welt rechtfertiget, die von Ihrem Verſtande und Ihrer Einſicht überzeugt iſt. Eine Perſon, die Sie für Ihre Freundinn, und ich für vernünftig hielt, die aber uns beide betrogen hat, war Urſache, daß ich mich verleiten ließ, Ihr freundſchaftliches Suchen zu mißbrauchen, und Ihnen eine Antwort zu ſchreiben, deren ich mich noch mehr ſchämen würde, wenn ich nicht wüßte, daß ſie in den Händen eines vernünftigen Mannes wäre. Ich verlange meinen Fehler nicht zu entſchuldigen, den ich ſonſt der Bosheit unſrer gefährlichen Freundinn ganz zur Laſt legen könnte. Ich will es geſtehen, ich habe mich übereilt, und ich kann es Ihnen gar nicht verdenken, wenn Sie ſeit der Zeit geglaubt haben, ich ſey Ihrer Freundſchaft und Liebe unwürdig. Verlangen Sie noch mehr Reue über ein Vergehen, das ich alle Stunden bereue, wenn ich daran gedenke? Kommen Sie zu mir, Sie ſollen die Verſicherung aus meinem eignen Munde hören. Ich will Ihnen ſagen, wie hoch ich Sie halte; ja, wenn es meine Krankheit erlaubt, ſo will ich Ihnen aufs verbindlichſte ſagen, daß ich Sie liebe. Ich biete Ihnen meine Hand an, zum Zeichen meiner aufrichtigen Verſöhnung. Beſuchen Sie mich. Wollen Sie mich nicht als Ihre Freundinn beſuchen, ſo beſuchen Sie mich als eine Kranke, der Sie Ihren Zuſpruch nicht abſchlagen können, ohne doppelt ungerecht zu ſeyn. Ich erwarte Sie dieſen Nachmittag. Ich bin ſehr krank. Leben Sie wohl!«

Die Hoffnung, meinen zärtlichen und geliebten Arzt zu ſprechen, machte, daß ich meine Krankheit weniger fühlte, als ſonſt, und daß ich mit einer verliebten Ungeduld auf die Stunde wartete, in der ich mich mit ihm auszuſöhnen hoffte. Wie ſehr betrog ich mich! Er kam nicht, und ſchickte mir an ſeiner Statt dieſe grobe und beleidigende Antwort:

Hochzuehrende Jungfer Lieutenantinn,

Daß Sie eine Närrinn ſind, das habe ich lange gewußt; aber das hätte ich mir niemals träumen laſſen, »daß Sie auch eine ſo dreiſte und unverſchämte Närrinn »wären, als ich es nun erfahren muß. Wie können »Sie es wagen, mich an Ihre Grobheit zu erinnern, »die ich zu vergeſſen, mir, aus Hochachtung gegen Ihren ſeligen Herrn Vater, alle Mühe bisher gegeben »habe? Damit ja kein Laſter übrig bleibe, deſſen Sie »ſich nicht ſchuldig machen, ſo erdenken Sie auch eine »recht derbe und ungeſchickte Lügen. Wer war denn die »gefährliche Freundinn, die Sie und mich betrog? Ihr »herzallerliebſter Lieutenant war es. Ihres Vaters Johann müßte blind, oder mehr verſchwiegen geweſen »ſeyn, wenn ich nicht hätte erfahren ſollen, daß Sie »den unbeſcheidnen Brief in ſeinen Armen an mich geſchrieben. Nein, Mademoiſelle, was für den Lieutenant zu ſchlecht iſt, das iſt auch für mich nicht gut genug. Ihr herrliches Recept wider die Liebe hat ſeine »unvergleichliche Wirkung gethan. Es iſt ſeit der Zeit, »als ich es ſo friſch hinunter geſchluckt, mir nicht einen »Augenblick eingefallen, Sie hochzuachten, geſchweige »zu lieben. Was bin ich doch mit allen meinen Arzeneyen für ein Pfuſcher gegen Sie! Ich verwahre Ihren Brief noch ſehr ſorgfältig, als ein ſichres Gegengift »wider alle Liebe, dafern mir es ja wider Vermuthen »einmal einfallen ſollte, mich zu erinnern, daß Sie vor »zwölf Jahren, eine ſchrecklich lange Zeit! ſchön und rei-

»zend geweſen ſind. Sie können leben oder ſterben, wie
»es Ihnen gefällt. Aber bleiben Sie immer leben. Ich
»gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie niemals ſprechen
»werde. Ich rieche immer noch nach Rhabarbar und
»Eſſenzen. Erinnern Sie ſich wohl, wie ſehr Ihnen
»ſonſt davor ekelte? Der Himmel erwecke Ihnen doch
»bald wieder einen Officier, der ſich überwinden kann,
»den traurigen Reſt Ihrer Schönheit zu bewundern.
»Ein guter dauerhafter Lieutenant wird das beſte Recept
»wider Ihre Krankheit ſeyn. Kömmt dieſer nicht, ſo
»rathe ich Ihnen, nehmen Sie den erſten den beſten
»Musketier. Es hilft gewiß, oder ich muß mein Hand-
»werk gar nicht verſtehen. Nicht wahr, das iſt die beſte
»Kur? Leben Sie wohl, und helfen Sie ſich ſo gut, als
»Sie können. Alles, was ich thun kann, iſt dieſes, daß
»ich ſage, ich ſey,

Mademoiſelle,

vom Hauſe,
am 8ten Januar,
1749.

Ihr Diener.

Gewiß, mein Herr, das war zu arg! Es ſtund ihm frey, mich nicht zu lieben; aber dazu hatte er kein Recht, mich auf eine ſo plumpe Art zu beleidigen, und mir Vorwürfe zu machen, die man der geringſten Weibsperſon zu ſagen ſich ſchämen muß. Allein, was wollte ich anfangen? Es war noch eine ſehr große Barmherzigkeit von ihm, daß er meine Schande nicht in der Stadt ausbreitete, ſondern mir ſeine Grobheiten nur ins Ohr ſagte. Dieſer unerwartete Zufall war mir ſo ſchrecklich, daß meine Krankheit anfieng, gefährlich zu werden, und ich war genöthiget, einige Monate das Bette zu hüten. Weil man aber wenig Exempel hat, daß Leute vor Scham und Liebe geſtorben ſind, ſo erhielt ich mich auch, und ward nach und nach wieder geſund. Ich fieng an einſam zu leben, ich vermied alle Geſellſchaft, und es ward mir leicht, dieſes zu thun, weil niemand kam, der mir ſolches auszureden Luſt hatte.

Mitten in dieſer Kloſterzucht, da mich mein Unglück zwang, der Welt und der Liebe großmüthig zu entſagen, verſicherte man mich, daß der Profeſſor in Halle, der bey meinem Vater um mich geworben hatte, noch unverheurathet ſey. Es geht den alten Sproden, wie den Goldmachern. Je länger ſie betrogen werden, je größer wird ihre Hoffnung, daß ſie doch endlich zu ihrem Zwecke gelangen werden. Ich ſtellte mir es als etwas ſehr Mögliches vor, daß der Profeſſor aus Verzweiflung, mich nicht bekommen zu haben, gar nicht geheurathet hätte, daß er vielleicht noch itzt über meine Härte untröſtbar ſey, und daß er gewiß vor Freuden taumeln werde, wenn er erfahren ſollte, daß ich mich mitleidig entſchloſſen hätte, ihn aus ſeinem traurigen Junggeſellenſtande zu reiſſen. Aber was ſollte ich meiner ehemaligen Thorheit für einen Anſtrich geben, um mir einen Theil der Scham zu erſparen, die von meinem itzigen Unternehmen auf mich zurückfallen mußte? Die Erfindung war nicht mehr neu, die Härte meines Vaters ins Spiel zu miſchen. Ich hatte gefunden, daß es gefährlich ſey, die Schuld auf eine boshafte Freundinn zu ſchieben. Ich entſchloß mich zu einem Mittel, welches gewiß noch unverſchämter, als die erſten beiden Einfälle, war. Leſen Sie nur dieſen Brief:

Mein Herr,

Haben Sie etwan Urſachen gehabt, auf meinen Vater »unwillig zu ſeyn, ſo laſſen Sie dieſen Unwillen wenigſtens mich nicht empfinden. Er iſt vor einiger Zeit geſtorben, und er ſtarb beynahe untröſtbar, da er kein »Mittel hatte, Ihnen einen Irrthum zu benehmen, der »ſeiner Freundſchaft ſo empfindlich war. Ich will mir »Mühe geben, dieſen rechtſchaffenen Vater wenigſtens »im Grabe noch bey Ihnen zu rechtfertigen. Es wird »Ihnen nahe gehen, wenn Sie erfahren, wie unrecht »Sie gethan haben, einen Mann zu haſſen, der Sie als »ſeinen vertrauteſten Freund liebte.

»Erinnern Sie ſich wohl, mein Herr, eines Briefes, da Sie mir die Ehre anthaten, bey meinem Vater um mich anzuſuchen? So ſauer meinem Vater der »Entſchluß ward, mich von ſich zu laſſen, ſo wenig war »er doch Willens, mich an einem Glücke zu hindern, »das er für das größte hielt, welches ich mir in dieſer »Art wünſchen könnte. Er ſtellte mir Ihr Anſuchen »vor. Er gab mir zu erkennen, wie vortheilhaft es für »mich ſey, von einem ſo frommen, chriſtlichen und »rechtſchaffenen Manne, von ſeinem Freunde, geliebt zu »werden. Er las mir mit Thränen die Stellen aus »Ihrem Briefe vor, wo Sie ſeiner ſeligen Frau auf eine »ſo edle Art gedenken. Er bat mich, Ihnen meine Hand »zu geben. Er befahl mir es endlich ernſthaft und mit »ziemlicher Heftigkeit, da ich wegen meiner natürlichen »Blödigkeit, und wegen der Unentſchlüßigkeit, die uns »Mädchen eigen iſt, ihm ſo geſchwind nicht antworten »wollte, als er es verlangte. Endlich ſagte ich ihm, daß »ich nun keinen Zweifel mehr fände, welcher mich hinderte, Sie, mein Herr, meiner Hochachtung und Ge-

»genliebe zu verſichern. Er umarmte mich thränend, »der redliche Vater! Ich mußte mich ſofort zu ihm ſetzen, »und Ihnen, mein Herr, dieſe Verſicherung ſchriftlich »thun. Ich that ſie, und ich muß Sie, mein Herr, »noch itzt um Verzeihung bitten, wenn dieſe Erklärung »nicht in der feinen und geputzten Art abgefaßt war, die »mir, als einem ſtillen und in der Welt ganz unbekannten Mädchen, allerdings fremd ſeyn mußte. Ich ließ »mein Herz reden. Mein Herz empfand Hochachtung »und Liebe gegen Sie. Ich ſagte dieſes in meinem »Briefe. Vielleicht ſagte ich es gar zu treuherzig und »deutlich. Vielleicht habe ich mir dadurch Ihre Verachtung zugezogen. Ich bin unglücklich, wenn dieſes »iſt; aber nur mein redliches, mein offnes Herz machte »mich unglücklich. Mein Vater ſchloß dieſen Brief in »den ſeinigen ein. Ich erinnere mich deſſen noch wohl. »Er war voll von Verſicherungen der Freundſchaft. Er »ſchwur Ihnen eine ewige Zärtlichkeit. Wie ſorgſam »und liebreich empfahl er mich Ihrem Wohlwollen! So »freundſchaftliche, ſo liebreiche Briefe, mein Herr, hätten ja wohl eine Antwort verdient. Und doch erhielten wir keine, obſchon mein Vater noch einmal darum »bat, der es öfter nicht thun konnte, weil er fühlte, daß »er beſchämt war, und ein großer Theil des Schimpfs »auf mich fallen mußte. Wie konnten Sie, mein Herr, »einen ſo redlichen Freund ſterben laſſen, ohne ihm zu »ſagen, womit er Sie beleidigt hatte? Er ſtarb endlich, »und hatte das Glück nicht, als Ihr Freund zu ſterben. »Wie unruhig hat ihn dieſes noch in ſeinen letzten Tagen »gemacht!

»Ich kann mich unmöglich überwinden, länger zu »ſchweigen. Gewiß, mein Herr, ich wäre eines ſo rechtſchaffenen Vaters ganz unwürdig, wenn ich mir nicht

»Mühe geben wollte, ihn noch im Sarge bey einem
»Freunde zu rechtfertigen, den er für ſeinen beſten, für
»ſeinen einzigen Freund hielt. Nur dieſes bitte ich von
»Ihnen, mein Herr, ſagen Sie mir, ſagen Sie mir es
»aufrichtig, womit hat Sie mein Vater beleidigt? Was
»waren die Urſachen einer ſo unerwarteten Kaltſinnig-
»keit? Womit verdiente ich eine ſolche Verachtung, die
»mich vor den Augen der ganzen Stadt lächerlich mach-
»te? Ich will meinen Vater nicht entſchuldigen, wenn
»er nicht zu entſchuldigen iſt; aber vielleicht war es nur
»ein Mißverſtändniß. Vielleicht war es ein Streich
»von mißgünſtigen Freunden, die Ihre Leichtgläubigkeit
»mißbrauchten. Vielleicht haben Sie Unrecht, mein
»Herr! Treiben Sie Ihre Empfindlichkeit und Rache
»nicht zu weit. Würdigen Sie mich einer Antwort.
»Ich habe noch eben die Hochachtung gegen Sie, wie
»vormals, und, darf ich es wohl ſagen, noch eben die
»Liebe, welche Sie ſo ſchlecht belohnten. Ja, mein Herr,
»Ihnen zu zeigen, wie rechtſchaffen Sie mein Vater ge-
»liebt, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze, wie un-
»ſchuldig meine Zärtlichkeit von Ihnen beleidigt worden;
»Ihnen dieſes alles zu zeigen, biete ich Ihnen itzt von
»neuem ſelbſt die Hand an, die Sie durch meinen Vater
»verlangten. Wollen Sie mich noch einmal beſchämen?
»Die Freundſchaft meines Vaters, meine eigne Liebe zu
»Ihnen, beide verdienen eine Antwort. Ich erwarte
»ſie mit der erſten Poſt, und bin,

Mein Herr,

* * *

am 10ten des Chriſtmonats,
1747.

Ihre Dienerinn.

Wie gefalle ich Ihnen, mein Herr? Steigt nicht meine Unverſchämtheit mit jedem Briefe? Nun nahm ich mir vor, den Brief gar zu läugnen, den ich ehedem, wider meines Vaters Wiſſen, an den Profeſſor geſchrieben hatte. Er war fromm, und faſt ein wenig gar zu fromm. Dieſer Schwäche wollte ich mich bedienen. Konnte es nicht möglich ſeyn, daß mein Brief untergeſchoben, und meine Hand von böſen Leuten nachgemalt war? Ich wollte den Profeſſor zweifelhaft machen. Hätte ich ihn einmal ſo weit gehabt, daß er angefangen zu glauben, es habe ſich die Bosheit neidiſcher Leute mit ins Spiel gemiſcht; ſo hoffte ich gewonnen zu haben, und ihn ſo weit zu bringen, daß er an mich ſchreiben, oder gar zu mir kommen ſollte. Alsdann hätte es mich ein paar kleine Thränen gekoſtet, die zu ihrer Zeit beredter ſind, als alle goldne Sprüche der griechiſchen und römiſchen Weiſen. Das war mein Plan. Im Geiſte war ich ſchon Frau Profeſſorinn. Ich ward es nicht. Mit dem nächſten Poſttage kam ein Brief; aber was für einer? Leſen Sie einmal. Wie widrig iſt mein Schickſal!

Mademoiſelle,

Mein Mann, welcher unpaß iſt, hat mir aufgetragen,
„Ihnen den richtigen Empfang Ihres Briefs vom zehn-
„ten dieſes zu melden. Er läßt Ihnen durch mich aufs
„heiligſte zuſchwören, daß er noch itzt niemals ohne die
„größte Hochachtung an Ihren ſeligen Herrn Vater ge-
„denken könne. Aber das iſt ihm alles unbegreiflich,
„was Sie von einem Mißverſtändniſſe, von verloren
„gegangenen Briefen, von der Unruhe des Herrn Vaters
„auf ſeinem Todbette, und ich weis nicht, von was für

gefährlichen Kabalen mehr, ſchreiben. Er hat das Vergnügen gehabt, Ihren Herrn Vater noch ein Jahr vor ſeinem Ende auf der Meſſe zu ſprechen, und ihn in ſeiner Freundſchaft unverändert zu finden. Dieſer Umſtand muß Ihnen, Mademoiſelle, vermuthlich bey der Anlage Ihres Briefs unbekannt geweſen ſeyn. Mein Mann verlangt nicht, dieſes weiter zu unterſuchen, und er hat mir befohlen, davon abzubrechen, weil er glaube, eine nähere Entdeckung werde Ihnen eben nicht vortheilhaft ſeyn. So viel läßt er Sie verſichern, daß er noch immer bereit ſey, Ihnen nach Ihrem Tode die Abdankung zu halten. Ich weis nicht, was er damit meynen muß; aber vielleicht iſt es Ihnen verſtändlich. Er vermuthet, daß es nicht nöthig ſey, Ihnen den Schluß Ihres Briefs zu beantworten, da ich, als ſeine Frau, noch ſo geſund und munter bin, daß ich die Ehre habe, in ſeinem Namen an Sie zu ſchreiben. Mir, für meine Perſon, iſt es ungemein vortheilhaft, daß ich einen Mann habe, der von ſo einem artigen und erfahrenen Frauenzimmer aufgeſucht wird. Ich liebe ihn nun doppelt, ob ich gleich eiferſüchtig genug bin, um zu wünſchen, daß dergleichen verliebte Anfälle nicht zu oft auf ihn gethan werden mögen. Ich möchte ihn verlieren, oder doch nicht allemal die Erlaubniß von ihm bekommen, auf die Liebesbriefe zu antworten, die ſo herzbrechend ſind, als der Ihrige. Für dießesmal bin ich mit aller Hochachtung,

Mademoiſelle,

Ihre Dienerinn.

N. S.

»Mein Mann bittet ſich ein Paar Zeilen über den richtigen Empfang dieſes Briefs aus, weil er in

»großen Sorgen ſtehe, die Poſt möchte noch eben
»ſo unrichtig gehen, wie im Brachmonate des tauſend
»ſiebenhundert und vierzigſten Jahres.«

Alſo war der Profeſſor verheurathet! Konnte er mich wohl tiefer demüthigen, als daß er mir durch ſeine Frau antworten ließ? Keine Vorwürfe ſind uns Frauenzimmern bitterer, als die uns von Frauenzimmern gemacht werden. Ich empfand dieſe Wahrheit itzt doppelt, und doch mußte ich alles verſchmerzen, ſo ſehr ich auch in der vorigen Hoffnung betrogen, und von neuem beſchämt war.

Alle dieſe unglücklichen Verſuche ſchreckten mich doch nicht ab, mein Glück mit gewaffneter Hand zu verfolgen. Was ich von meinem Vater geerbt hatte, das beſtand in einigen koſtbaren Proceſſen, und einer ziemlichen Summe ausſtehender Sporteln, die ich mit der größten Strenge einzutreiben ſuchte, um zu zeigen, daß ich meines Vaters Tochter ſey. Es konnte dieſes ohne Widerſpruch nicht geſchehen, und faſt in allen Sachen diente der Advokat wider mich, der mich ſeiner Liebe ehedem in dem zärtlichſten Kanzleyſtyl ſo eilfertig verſichert hatte. Gemeiniglich iſt es bey andern Advokaten der Eigennutz, welcher ſie erhitzt, für die Sache zu kämpfen, zu welcher ſie gedungen ſind; bey dieſem aber kam noch ein Bewegungsgrund dazu, die Rache. Er verfuhr unbarmherzig mit mir. Ich ſann auf ein Mittel, ihn zahm zu machen, und damit er recht zahm werden ſollte, ſo ſetzte ich mir vor, ſeine Frau zu werden. Ich fiel ihn mit den Waffen des Eigennutzes und der Liebe an, und hielt meinen Sieg für gewiß. Ich ſchrieb ihm:

Mein Herr,

Ich überſende Ihnen mit dieſem Boten die Unkoſten, deren Bezahlung mir in dem letzten Urtheil zuerkannt worden iſt. Sie können glauben, mein Herr, daß der Verluſt einer ſo anſehnlichen Rechtsſache mir nicht ſo empfindlich iſt, als der Eifer, mit welchem Sie Klägern wider mich gedient haben. So gewiß ich auch von der Billigkeit meiner Sache überzeugt war, ſo wenig konnte ich mir doch vom Anfange an ein gutes Ende verſprechen, da ich an Ihnen einen Mann wider mich hatte, deſſen Geſchicklichkeit, Erfahrenheit in Rechten, und unermüdete Begierde, ſeinem Clienten redlich zu dienen, mir und aller Welt bekannt war. Ich habe Sie um deswillen jederzeit hochgeſchätzt; und dieſe Hochachtung hat ſich auch itzt vermehret, nachdem ich mit meinem Schaden erfahren habe, wie glücklich derjenige iſt, deſſen Sache Sie vertheidigen. Wäre ich mehr eigennützig, als billig, ſo würde ich Ihnen einen Eifer nicht vergeben können, den Sie wider mich, eine bekannte und aufrichtige Freundinn von Ihnen, wider mich, die Tochter eines Mannes, der auch Ihr alter und redlichſter Freund war, ſo hitzig äußern. Erinnern Sie ſich derjenigen Zeit gar nicht mehr, da ich das Glück hatte, von Ihnen geliebt zu werden? Ein Glück, das mir ſchon damals unendlich koſtbar war, ſo wenig es auch Ihre Umſtände litten, ſich mit mir auf diejenige Art zu verbinden, welche unſre Freundſchaft hätte dauerhaft machen, und Ihre Liebe belohnen können! Mir wenigſtens ſind dieſe vergnügten Zeiten noch immer unvergeſſen, und ob Sie mir ſchon die Gelegenheit benommen haben, Sie auf eine genauere und vertraute Art zu lieben, ſo iſt doch meine Hochachtung

»gegen Sie noch immer ſo ſtark, daß ich glaube, auch unter Ihrem Amtseifer gegen mich den Freund noch zu erkennen, deſſen Wohlwollen mir ſo ſchätzbar geweſen iſt. Ich nehme um deswillen meine Zuflucht zu Ihnen; Sie können mir eine Hülfe nicht abſchlagen, zu der Sie Ihr Amt verbindet. Sie werden aus den Beylagen diejenigen gegründeten und anſehnlichen Anſprüche ſehen, welche ich in der Verlaſſenſchaft meines Vaters bekommen habe. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, und führen Sie meine Sache aus. Die Kaution von dreytauſend fünfhundert Thalern, die mein Vater ſtellen müſſen, iſt mir noch nicht zurückgezahlt. Es hat mir nur an einem ſo erfahrnen und geſchickten Manne gefehlt, als Sie ſind, ſo würde ich ſie ſchon längſt wieder bekommen haben. Geben Sie ſich die Mühe, mehrere Umſtände bey mir mündlich zu erfahren, ſo werden Sie ſehen, wie leicht es Ihnen ſey, mir Recht zu verſchaffen. Ich trage alle Koſten willig, und werde Ihnen funfzig Thaler zu Beſtreitung des baaren Verlags zuſtellen, ſo bald ich die Ehre habe, Sie bey mir zu ſehen. Durch Ihre Bemühung hoffe ich, ein Vermögen zu bekommen, welches gar anſehnlich iſt. Ich werde dieſes Glück Ihnen allein zu danken haben, und ich glaube verbunden zu ſeyn, es mit Ihnen zu theilen, wenn Sie ſich entſchließen könnten, mich zu verſichern, daß Ihre Liebe und Freundſchaft gegen mich unverändert ſey. Ein Mann, dem ich mein ganzes Glück in ſeine Hände übergebe, hat ein billiges Recht, auch auf mein Herz Anſpruch zu machen. Ich erwarte Ihre Antwort, und bin mit aller Hochachtung,

Mein Herr,

* * am 13ten May,
1750.

Ihre Dienerinn,
F**

Dieſe erwartete Antwort kam ſehr geſchwind. Sie lautete alſo:

Mademoiſelle,

Wegen der überſendeten Unkoſten folgt inliegende Quit-
»tung. Ihr Communicatum ſende angeſchloſſen zurück.
»Ich habe nicht Willens, mich mit Ihren Sachen zu ver-
»mengen. Ich mag Ihr Geld nicht, und noch weniger
»Ihr Herz. Beſinnen Sie ſich noch auf den Konkurs?
»Leben Sie wohl! Ich muß ins Amt. Es iſt beynahe
»zwölf Uhr. Ich bin

Ihr Diener,
K. L. M.

N. S.
»Verſchonen Sie mich mit Ihren Briefen, oder ſchrei-
»ben Sie nicht ſo weitläuftig. Die Zeit iſt edel;
»ich habe mehr zu thun. Sie werden dem Boten
»lohnen. A Dieu.

Nun war von meinen alten Liebhabern niemand mehr übrig, als der ehrendienſtwillige Würzkrämer in R**. Sollte ich noch einen Angriff wagen, da ich ſo oft ſchimpflicher Weiſe abgewieſen war? Aber war ich nicht ſchon bey aller Schande abgehärtet? Was konnte ich weiter verlieren, wenn ich mich auch von meiner Höhe bis in den Kramladen meines ehemaligen Freyers herabließ? So weit hatte ich mich ſchon gefaßt, daß ich den Reifenrock vor der Thüre ausziehen wollte, damit ich Platz darinnen hätte. Was für Uebetwindung koſtet es einem Frauenzimmer, ehe ſie ſich, dieſes zu thun, entſchließt! Aber, wie ſollte ich es anfangen? Sollte ich von meines Liebhabers Verſtande, von ſeinen großen Verdienſten, von meiner Liebe zu ihm, ſollte ich von Pflicht und Gewiſſen reden? Was meynen Sie, mein Herr? Das ſind wohl ordentlicher Weiſe die Sachen nicht, die einen Kaufmann weichherzig machen. Vom Gelde konnte ich nicht viel ſagen; das wäre ſonſt wohl der bündigſte Schluß geweſen. Ich wagte eine ganz neue Art, zärtlich zu ſeyn. Ich ſetzte ihm den Degen an die Bruſt, und bat ihn demüthig um ſein Herz. Hier haben Sie meinen Fehdebrief.

Mein Herr,

Gewiß, Sie mißbrauchen meine Geduld. Da ich mir »ſeit fünf Jahren Mühe gegeben, Sie zu Ihrer Schuldigkeit zurückzubringen, da alle dieſe Mühe, alle meine »freundſchaftlichen Briefe vergebens geweſen; ſo ſehe ich »mich genöthigt, ein Wort im Ernſte mit Ihnen zu reden. Erinnern Sie ſich wohl Ihres Briefes vom 7ten »May 1745, in welchem Sie mich baten, ich möchte »mich entſchließen, die Ihrige zu werden? So ſchwer »es meinem Vater und meinen Freunden ankam, ihre »Einwilligung zu geben, ſo geneigt war doch ich dazu. »Ich meldete Ihnen die Zweifel meiner Verwandten, »zugleich gab ich Ihnen deutlich genug zu verſtehen, wie »angenehm mir ein Antrag ſey, der von einem Manne »herkam, an deſſen Redlichkeit und billigen Abſichten zu »zweifeln, ich nicht Urſache hatte. Ich überwand endlich die Zweifel meines Vaters und meiner übrigen »Freunde. Sie gaben ihre Einwilligung dazu, die ich »Ihnen ohne Verzug meldete, und Ihr Anerbieten aufs »feyerlichſte annahm. Hätten Sie diejenigen Pflichten, »die ein ehrlicher Mann für unverbrüchlich hält, nicht »genöthigt, mir zu antworten, ſo hätten es wenigſtens »

»die Pflichten des Wohlſtandes thun ſollen. Beide waren bey Ihnen nicht ſtark genug, eine Antwort zu erpreſſen. Ich ſchrieb in einigen Wochen darauf noch einmal an Sie. Ich wiederholte dieſes zum drittenmal, da ſich eine Gelegenheit für mich fand, die ich, ſo vortheilhaft ſie auch war, doch ausſchlug, um Ihren Wunſch zu erfüllen, und mich mit Ihnen zu verbinden. Noch erhielt ich keine Zeile Antwort. Ich überwand mich noch einmal, den letzten Entſchluß von Ihnen zu erfahren; aber auch dasmal umſonſt. Ich kann Ihnen durch eine Beſcheinigung aus dem Poſtamte beweiſen, daß alle dieſe Briefe richtig abgegangen ſind. Wie bin ich im Stande, Ihnen das Mißvergnügen deutlich genug zu beſchreiben, das ich empfand, da ich erfahren mußte, daß Sie der billige und aufrichtige Mann nicht wären, für den ich Sie gehalten hatte! Ich wagte noch den letzten Verſuch, und ſchickte am verwichnen Markte eine Freundinn an Sie, welche mündlich dasjenige wiederholen ſollte, was ich Ihnen ſo oft ſchriftlich, und vergebens, verſichert hatte. Aber auch dieſe Freundinn ließen Sie nicht vor ſich, und ſie kam unverrichteter Sache zurück. Wahrhaftig, mein Herr, das hieß meine Geduld aufs höchſte treiben. Ich verlange von Ihnen eine anſtändige Genugthuung. Melden Sie mir, weſſen ich mich zu Ihnen zu verſehen habe. Iſt Ihr gegebenes Wort, meine Freundſchaft, meine Liebe zu Ihnen, iſt Ehre und Gewiſſen nicht vermögend, Ihnen Ihre Pflicht und Schuldigkeit begreiflich zu machen; ſo muß es der Richter thun. Es geſchieht ſehr ungern, mein Herr, daß ich dieſen Entſchluß faſſe; aber meine Ehre verlangt ihn. Ich habe Ihre Verbindung in meinen Händen. Die weltliche Obrigkeit ſoll mir Recht ſchaffen, da Ihr Herz zu meyneidig iſt, es zu thun. Verlangen Sie eine Frau, die Sie redlich, die Sie zärtlich liebt, die bloß durch Ihre aufrichtige Gegenliebe glücklich zu werden verlangt, die ihr ganzes Wohl von Ihren Händen erwartet, die Geld und Vermögen genug hat, Ihre Aufmerkſamkeit zu verdienen: verlangen Sie dieſelbe; ſo ſollen Sie wiſſen, daß ich eine Freundinn bin, die alle Beleidigungen vergißt, die auf den erſten Wink Ihnen folgen und Sie ewig lieben will. Sind Sie noch hart und unempfindlich, ſo ſollen Sie erfahren, daß ich mein Recht ſuchen werde. Ich habe es ſchon einem Advokaten aufgetragen, welcher durch den weltlichen Arm Sie zwingen ſoll, redlich zu ſeyn. Er ſoll nicht ruhen, bis er Sie billig, oder ganz unglücklich gemacht hat. Wollen Sie nicht mit mir glücklich ſeyn, ſo ſollen Sie es auch nicht ohne mich bleiben. Meine Rache ſoll keine Gränzen haben. Die ganze Welt ſoll erfahren, wie ſtrafbar es ſey, ein Mädchen zu betriegen, deſſen Stand, deſſen Erziehung, deſſen redliches Herz mehr Achtung verdiene, als Sie, Undankbarer, gegen mich bezeigt haben. Ich laſſe Ihnen die Wahl, mein Herr, wollen Sie mit mir glücklich leben, oder wollen Sie ohne mich an den Bettelſtab gebracht ſeyn? Bis an den Bettelſtab! Eher ruhe ich nicht. Wie vergnügt wäre ich, wenn es mir erlaubt wäre, einen Mann zu lieben, welcher die Kunſt verſtanden hat, mein Herz zu gewinnen, meine ganze Hochachtung zu erlangen; einen Mann, den zu lieben, ich mein Glück und meine Hoffnung aufgeopfert habe. Fürchten Sie ſich vor der Verzweiflung eines beleidigten Frauenzimmers. Noch itzt fodert meine Liebe für Sie; bald aber wird ſie müde ſeyn, es zu thun. Wenn ich betrogen werden ſoll, ſo ruhe ich nicht, bis Sie ganz unglücklich ſind. Hier haben Sie Liebe und Rache.

Wäh

»Wählen Sie ſich! Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, länger nicht. Bedenken Sie Ihr eignes Wohl! Ich bin,

Mein Herr,

. . . .

am 27ſten des Chriſtmonats,
1750.

Ihre Dienerinn,
F**

Hätte ich wohl vor fünf Jahren glauben können, daß ich in ſo traurige Umſtände kommen würde, einen Mann mir mit Feuer und Schwerdte zu ertrotzen, und die Obrigkeit um Hülfe anzuflehen, daß ſie einen Würzkrämer in R** zwingen möchte, mich zur Frau zu nehmen? Es war mein Ernſt zwar nicht, die Sache ſo weit zu treiben, und ich würde vielleicht wenig ausgerichtet haben; aber es war ſchon ſchlimm genug, daß ich mich ſo grimmig anſtellen mußte, einen Mann zu ſchrecken, den ich ſonſt ſo verächtlich von mir gewieſen hatte. Ich hoffte, er würde aus Furcht vor einem Proceſſe mit Sack und Pack angezogen kommen, mich zu erlöſen. Allein er kam nicht, und ich erhielt an ſeiner Stelle folgenden demüthigenden Brief:

Was? ich ſollte wider meinen Willen eine Frau nehmen? Schwärmt Sie, Mamſell, oder hat Sie den Teufel im Leibe? Mannstoll muß Sie zum wenigſten ſeyn, ſonſt hätte Sie einen ſo raſenden Brief nicht geſchrieben. Das will ich doch ſehn, wer mich zwingen ſoll, ein Menſch zu heurathen, das mich vor fünf Jahren auf eine ſo ſpröde Art von ſich gewieſen hat? Ich

weiß

»weis den Henker von Ihren Briefen, und von Ihrer Freundinn, die Sie an mich geſchickt hat. Das ſind alles Lügen, kurz, derbe Lügen; verſteht Sie mich? Mit Ihrem Advokaten! darüber lache ich. Wir haben in unſerm Städtchen auch Advokaten, ſo ſchlimm, als der Ihrige kaum ſeyn kann. Sie mag nur kommen, wenn Sie Luſt hat. Ihn will ich zur Treppe hinunterſchmeiſſen, und Sie durchs Fenſter, wenn Sie mitkömmt; verſteht Sie mich? Die Obrigkeit muß mir Recht ſchaffen, ſo gut wie Ihr. Mit dem weltlichen Arme kömmt Sie mir gleich recht. Verklage Sie mich. Gut! wir wollen ſehen, wer das me[illegible] Geld daran zu ſetzen hat, ich oder Sie? So einen verlaufnen Nickel will ich wohl noch aushalten. Ich denke, Sie ſoll das Geld zu Brodte brauchen, daß der Advokat nicht viel davon ſchmecken wird. Und wenn Sie mich bis untern Galgen brächte, ſo mag ich Sie nicht. Ich würde mich doch ſelbſt hängen müſſen, wenn ich Sie als Frau am Halſe hätte. Das wäre doch was Schreckliches, wenn ein ehrlicher Mann in ſeinem eignen Hauſe vor einer Frau nicht ſicher ſeyn könnte, und das erſte das beſte Menſch heurathen müßte, das ſich in Kopf ſetzte, mit Ehren unter die Haube zu kommen! Ins Spinnhaus gehört ſo eine Drolle, wie Sie iſt. Geh Sie zum Teufel, und laſſe Sie ehrliche Leute ungeſchoren! Ich denke, Sie ſoll mich verſtehn. Lebe Sie wohl, wenn Sie kann. Ich bin Ihr Narr nicht.

N**
am 5ten Januarius,
1751.

* * * *

Haben Sie wohl in Ihrem Leben gehört, daß ein Liebesbrief mit einem ſo groben Proteſte zurückgeſchickt worden iſt? Ich ſah nun wohl, mit wem ich mir hatte zu ſchaffen gemacht, und daß dieſer der Mann nicht wäre, welcher ſich durch Advokaten und Richter ſchrecken laſſen, oder durch Drohungen betäuben ließ, zärtlich zu werden. Die Luſt vergieng mir, mein gutes Geld aufs Spiel zu ſetzen, und mich einem Manne aufzudringen, der Herz genug zu haben ſchien, ſeine liebſte Hälfte zum Fenſter hinunter zu werfen. Ich ließ meinen Vorſatz fahren, und nun bin ich ohne Rath und Troſt. Was ſoll ich armes Mädchen anfangen?

Wiſſen Sie was, Herr Autor, erbarmen Sie ſich meiner! Nehmen Sie mich zu Ihrer Frau! Sie ſind noch unverheurathet; Sie ſind faſt in meinen Jahren, oder doch nicht viel älter; Sie haben ein Amt, das mich und Sie ernähren kann. Eine alte Jungfer iſt ja wohl einen alten Junggeſellen werth. Ich dächte, Sie nähmen mich immer. Was meynen Sie? Machen Sie mir den Vorwurf nicht, daß ich in meinen jungen Jahren ſpröde geweſen bin, daß ich bey zunehmenden Jahren mich allen meinen Bekannten angeboten habe, und daß mich die Verzweiflung zu Mitteln getrieben hat, die eben nicht die gewiſſenhafteſten zu ſeyn ſcheinen. Es wäre unbillig, wenn meine Offenherzigkeit mir bey Ihnen ſchaden ſollte. Sie kennen mich nun von außen und von innen. Wer weis, ob Sie künftig mit Ihrer Frau nicht noch mehr betrogen werden, als mit mir? Wir wollen einander unſre Fehler nicht vorwerfen. Vielleicht haben Sie auch Fehler. Viele Mädchen werden um deswillen zu alten Jungfern, weil ſie, wie ich, in ihrer Jugend zu ſpröde geweſen ſind, und an allen Liebhabern etwas zu tadeln gefunden. Aber wo kommen

men denn die alten Junggeſellen her? In jungen Jahren lieben ſie zu flatterhaft. Sie glauben, alle Mädchen wären nur für ſie geſchaffen, und es brauche keine Mühe weiter, als daß ſie die Hand zum Fenſter heraus ſtreckten, ſo würden gleich zehn Mädchen kommen, und ſich daran halten. Iſt dieſe Eitelkeit nicht eben ſo lächerlich, als die unſrige? Mit zunehmenden Jahren merken ſie, daß man ſich nicht um ſie zankt, und daß die große Vorſtellung von der Wichtigkeit ihrer Perſon größtentheils eine eitle Einbildung geweſen iſt. Nun fangen die Herren aus Verzweiflung an, Böſes vom Frauenzimmer, von Jungfern und von Weibern zu reden; und ſind ſie gar Schriftſteller, wie Sie, hochzuehrender Herr Autor, ſo ſchreiben ſie Böſes, und ſpotten über unſer Geſchlecht. Das nennen ſie Satyren, die nur aus Liebe zur Wahrheit, und ihren armen Nebenchriſten zu beſſern, gedruckt werden. Aber, unter uns geſprochen, geſchieht es nicht aus Begierde, ſich wegen der Verachtung zu rächen, die das Frauenzimmer gegen ihre groſſen Verdienſte hat blicken laſſen? »Ich denke, Sie ſollen mich verſtehen,« ſagte mein Würzkrämer. Endlich rücken bey den Mannsperſonen die traurigen Jahre der Verzweiflung und des Eigennutzes heran. Wie alt waren Sie, mein Herr? Ich glaube, ich habe es oben ausgerechnet, daß Sie faſt ſo alt ſind, als ich. Wie geſagt, die Jahre des Eigennutzes. Man ſieht ſich nach einer reichen Frau um. Sie mag ausſehen, wie ſie wolle, ſie mag alt oder jung, in gutem oder böſem Rufe ſeyn, wenn ſie nur Geld hat. Bisweilen ſind die Herren ſo glücklich, den Schatz mit dem Drachen zu heben, der darauf liegt; und nun kommt gewiß die Reihe an ſie, gedemüthigt zu werden. Alle Spöttereyen über das weibliche Geſchlecht werden ſodann denen Herren reichlich vergolten, die in ihrer Jugend zu muthwillig, zu unbeſtändig geliebt, und nur eigennützig gewählt haben. Eine Frau, die ſich und ihren Reichthum fühlt, die überzeugt iſt, daß ſie bey der Wahl ihrem Gelde alles zu danken hat; eine ſolche Frau wäre thöricht, wenn ſie ihren Mann mehr lieben wollte, als ihr Geld. In der That geſchieht es auch ſehr ſelten. Es kommen zuweilen noch andre Umſtände dazu, die euch, ſtolze Herren, zahm machen. Es giebt Galanterien, die im Eheſtande nicht leicht unvergolten bleiben, wenn die Frau nur einigermaßen erträglich ausſieht, oder wenigſtens einen guten Kerl ehrlich bezahlen kann. Ich bin keine Freundinn von perſönlichen Satyren, dieſe Tugend habe ich Ihrer Vorrede zu danken; und wenn Ihnen dieſe Predigt zu bitter vorkommt, ſo bin ich nur aus allgemeiner Menſchenliebe bitter, wie Sie, mein Herr. Ich ſage auch nicht, daß es ſchlechterdings ſo kommen müſſe. Am wenigſten iſt das meine Meynung, daß ich Ihnen, hochgeehrteſter Herr Autor, die Nativität ſtellen wollte. Davor bewahre mich der Himmel! Das iſt gar nicht meine Abſicht. Ich ſage nur ſo . . . verſtehen Sie mich, . . . wie ſoll ich mich recht ausdrücken? ſo ungefähr, daß es doch wohl bey Ihnen auch einmal möglich ſeyn könnte. Und wenn es nun ſo möglich ſeyn könnte, ſo ſehe ich nicht, warum Sie nicht eben ſo lieb mich, als eine andre, heurathen wollten, mit der Sie eben ſo gut betrogen werden könnten. Wir ſchicken uns gar vortrefflich zuſammen. Ich möchte gar zu gern einen Mann haben; und Sie, mein Herr, verſtellen Sie ſich nur nicht, man ſieht es Ihnen an den Augen an, Sie möchten auch gern eine Frau. Vielleicht wollen Sie nur ein recht reiches Mädchen. Es kann ſeyn. Aber wiſſen Sie denn, ob ein recht reiches Mädchen auch Sie haben will? Geſetzt aber, Sie bekämen eine, nach Ihrem geizigen Wunſche, (denn ein wenig geizig ſind Sie, das können Sie nicht läugnen,) ſind Sie deswegen glücklich? Wohl ſchwerlich, oder es müßte alles nicht wahr ſeyn, was ich oben geſagt habe. Ich bin ja auch nicht ohne Mittel. Machen Sie nur meine Kaution frey. Vielleicht haben Sie eher Gelegenheit, es dahin zu bringen, als ein andrer. Und wenn ich gar nichts mitbrächte, ſo bringe ich Ihnen doch neun Expensbucher von meinem ſeligen Vater mit, worinnen noch ein großer Schatz von unbezahlten Sporteln ſteckt. Sporteln ſind wohl das nicht, wovor Ihr zartes Gewiſſen erſchrickt, oder ich müßte Sie und Ihre Kollegen gar nicht kennen. Sie können ja meine Sporteln mit den Ihrigen eintreiben laſſen, und wenn auch alle Bauern zu Grunde gehen ſollten. Es thut ein jeder, was ſeines Amts iſt. Der Umſtand wegen meines Vermögens wäre alſo aufs Reine gebracht. Wegen meiner Liebe laſſen Sie ſich noch weniger leid ſeyn. Wenn man in Ihren Jahren heurathet, ſo iſt dieſes gemeiniglich der letzte Punkt, wornach man fragt. Aber ich glaube auch, daß ich das Herz habe, Sie zu lieben. Wie weit wird man nicht durch Noth und Kummer gebracht? Ein Frauenzimmer, das ſich ſchon ſo viel in der Welt hat müſſen gefallen laſſen, als ich, wird nicht viel Ueberwindung mehr brauchen, einem Manne nachzugeben, der eigenſinnig, oder, wie man es gemeiniglich nennt, accurat und hypochondriſch iſt. Ein Fehler, den man Ihnen auch ſchuld giebt, wertheſter Herr Autor! Geſtehen Sie es nur aufrichtig, Sie ſind auch eiferſüchtig. Die Herren ſind es am meiſten, die es an andern Männern am wenigſten leiden können. O, mein allerliebſter Herr Autor! wie vergnügt wird unſre Ehe ſeyn! Ich bin wirklich durch die Jahre, durch Noth und Krankheit von meiner ehemaligen Schönheit ſo weit herunter gekommen, daß Sie meinetwegen nicht einen Augenblick in Sorgen ſeyn dürfen; und da ich, wie Sie wiſſen, eben kein Geld habe, ſo fehlen mir die Mittel, das durch Wohlthun zu erſetzen, und mir zu verſchaffen, was ich durch meinen todten Reiz nicht erlangen kann. Mit einem Worte, unſre Ehe iſt, als wenn ſie im Himmel geſchloſſen wäre. Ich erwarte Ihre Erklärung mit Schmerzen. Ich werde alle meine bisherige Noth vergeſſen; für die glücklichſte Perſon in der Welt werde ich mich halten, we[illegible] die Ihrige ſeyn kann. In dieſer Hoffnung bin ich mit der zärtlichſten Hochachtung,

Hochzuehrender Herr Autor,

Ihre

. . . .

am 26ſten des Heumonats,
1751.

aufrichtigſte und ergebenſte Dienerinn,
F**

Antwort des Autors an die Mademoiſelle F**.

Mademoiſelle,

Die Ehre iſt ganz unerwartet, welche Sie mir zugedacht haben. Es kann in der That nichts ſchmeichelhafter für mich ſeyn, als daß ein ſo verſuchtes Frauenzimmer, welches alle Schulen durchgeliebt hat, und mit ihrem zärtlichen Herzen zwanzig Jahre hauſiren gegangen iſt, ſich endlich auf mich beſinnt, und ihren verliebten Brandbrief bey mir einwirft. Bey allen meinen Fehlern, die Sie mit ſo vieler Einſicht an mir wahrgenommen haben, bin ich doch nicht undankbar. Kann ich Ihre Liebe nicht ſo fort auf die Art erwiedern, wie Sie es verlangen; ſo will ich doch auf eine andre Art gewiß erkenntlich ſeyn. Und vielleicht entſchließe ich mich dennoch, der Ihrige zu werden. Wenn ich ja einmal mit einer Frau betrogen werden muß, wie Sie gar gründlich angemerkt hab[illegible]o iſt es in der That am beſten, daß es durch Ihre g[illegible]ge Beſorgung geſchieht. Ein Unglück, das man voraus weis, iſt nur halb ſo empfindlich, als ein unerwartetes Unglück. Noch zur Zeit bin ich freylich nicht aufs Aeußerſte gebracht; aber vielleicht bin ich dem traurigen Augenblicke nahe, wo ich mich aus Verzweiflung entſchließe, Ihre Hand anzunehmen. Laſſen Sie mir Zeit, Mademoiſelle, mich recht zu beſinnen. Ich will es mit dem Publiko überlegen. Die Sache iſt fur mich von Folgen, und wichtig genug.

Sollten Umſtände kommen, welche mir anriethen, Ihre Liebe zu verbitten; ſo habe ich mich noch auf ein andres Mittel beſonnen, Sie aus Ihrer Jungfernoth zu reiſſen, und Ihnen ein Glück zu ſchaffen, das Ihnen fehlt. Was meynen Sie, Mademoiſelle? Ich will Sie **ausſpielen**! Ja, ja, im ganzen Ernſte, ausſpielen will ich Sie, und zwar auf die vortheilhafteſte Art von der Welt. Haben Sie nur Geduld, meinem Plane zuzuhören.

Ein jeder bürgerlichen Standes, der ſeit zehn Jahren in hieſigen Landen **muthwillig** bankrot gemacht hat, und ein jeder, der binnen den nächſten zehn Jahren auf dieſe legale Art andre um ihr Vermögen bringen will, ſoll gezwungen ſeyn, um Sie zu würfeln. Der Einſatz iſt der zehnte Theil von demjenigen, was er von ſeinen Gläubigern gewonnen hat, oder zu gewinnen gedenkt. Die Einlage geſchieht binnen dato und dem letzten des Wintermonats künftigen Jahres. Mit dem erſten des Chriſtmonats werden die Bücher geſchloſſen, und den letzten deſſelben, als am Tage Sylveſter, wird auf öffentlichem Markte, im Beyſeyn eines alten Notarien und ſieben alter Zeugen, allerſeits Junggeſellen, gewürfelt. Ich habe einen freyen Wurf. Mich deucht, es iſt billig. Wer die meiſten Augen wirft, hat die Ehre, Ihr Bräutigam zu ſeyn. Hat er ſchon eine Frau, ſo behalten Sie die erſte Hypothek auf ſein Herz; und er iſt ſchuldig, Ihnen die geſammte Einlage, als die Sie zur Mitgabe bekommen, mit ſechs Procent ſo lange zu verintereſſiren, bis entweder ſeine Frau ſtirbt, oder er Gelegenheit geſunden hat, Sie vom neuen auszuſpielen. In dieſem Falle bleibt Ihnen die erſte Einlage; die neue, die nur halb ſo ſtark ſeyn ſoll, als die erſte, wird zum Kapital geſchlagen, und derjenige, der Sie ausſpielt, bekömmt drey Quart Proviſion, behält aber keinen freyen Wurf. So geht es immer fort, bis Sie an einen Mann kommen, der keine Frau hat, und dieſer iſt ſchuldig, Sie zu heurathen.

Erlauben Sie, Mademoiſelle, daß ich Ihnen die Billigkeit meines Plans ein wenig deutlicher zeige.

Vielleicht ſind Sie unzufrieden, daß ich die Intereſſenten nur auf den bürgerlichen Stand einſchränke? Dieſes kann gar wohl möglich ſeyn, wenn Sie Ihre alte Neigung zum Adel noch nicht verloren haben ſollten. Aber laſſen Sie ſich es immer gefallen. Es iſt billig. Wollte ich die von Adel mit dazu ziehen, ſo würde der Zulauf zu groß ſeyn. Viele von guten Häuſern würden ſich an ihrer Ehre Schaden thun; denn es iſt ein größrer Vorwurf, ein Bürgermädchen zu heurathen, als einen muthwilligen Bankrot zu machen. Ich kenne ein Fräulein, das mit Ihnen einerley Charakter und einerley Schickſal hat. Für dieſes hebe ich die von Adel auf; und wenn es mit Ihrem Projekte gut abläuft, wie ich hoffe, ſo will ich dieſes Fräulein künftige Oſtermeſſe über ein Jahr auf eben dieſe Art in Auerbachs Hofe, unter der Garantie des Herrn von ***, ausſpielen. Das bin ich allenfalls zufrieden: Sollten Sie nämlich einem verheuratheten Manne zufallen, und es will Sie einer von Adel, gegen einen billigen Rabatt, an ſich kaufen, ſo ſoll es ihm frey ſtehen; nur ſoll er nicht gezwungen ſeyn. Beruhigen Sie ſich! Es wird gewiß nicht an Liebhabern fehlen, die es für vorträglicher halten, durch bürgerliches Geld ſich vor der Unbeſcheidenheit ihrer Gläubiger, und vor dem Hunger zu ſchützen, als unter dem ſtolzen Glanze der ſechzehn Ahnen kümmerlich zu darben. Das wäre alſo eins!

Fürs zweyte: Daß ich nur von denen rede, die **muthwillig** bankrot machen, das iſt billig. Es giebt Fälle, die den redlichſten Mann unglücklich machen können. Sollte dieſer noch unglücklicher werden, und gezwungen ſeyn, Sie, Mademoiſelle, zu heurathen? Das wäre grauſam! gewiß gar zu grauſam! Ein ehrlicher Mann, der bankrot machet, gewinnt nichts dabey. Wovon ſoll er alſo die Einlage thun? Ueberhaupt verlieren Sie wenig dadurch. Die Exempel ſind auch ſo häufig nicht.

Warum ich, **drittens**, zehn Jahre geſetzt habe, das hat dieſe Urſache. Wer einmal einen vernünftigen

Bankrot mit Vortheil gemacht hat, dem wird dieſe Nahrung gewiß ſo gut gefallen, daß er ihn wenigſtens alle zehn Jahre wiederholt. Kann er es binnen zehn Jahren nicht ſo weit bringen; ſo iſt er entweder zu ungeſchickt, oder er hat weder Geld noch Kredit mehr, oder er iſt ſo abergläubiſch geweſen, wieder ehrlich zu werden. Bey allen dieſen Leuten iſt nichts zu verdienen. Es iſt,

Viertens, ein vortrefflicher Einfall von mir, daß ich diejenigen mit dazu ziehe, die ſich Mühe geben, in den nächſten zehn Jahren muthwillig bankrot zu werden. Ueberlegen Sie es einmal ſelbſt. Alle Jahre ſteigt die Anzahl dieſer Glücklichen. Wenn Sie, Mademoiſelle, die Progreſſionsrechnungen verſtünden; ſo wollte ich Ihnen darthun, daß binnen zehn Jahren faſt zwey Drittheile unſrer vorſichtigen Mitbürger das Vergnügen haben werden, das übrige Drittheil um das Seinige zu bringen. Sehen Sie einmal unſre Kaufleute, aber die Kaufleute nicht allein, ſehen Sie auch andere Stände an! Wie bearbeiten ſich die meiſten von ihnen, ihren ehrlichen Namen mit ſechzig bis ſiebenzig Procent Gewinnſt zu verlieren! Geben Sie auf unſre handelnde Jugend, auf die Söhne derjenigen alten Kaufleute Achtung, welche altväteriſch genug waren, ehrlich zu ſterben. Bey den itzigen ſchweren nahrloſen Zeiten, bey den hohen Abgaben, über die man ſich beklagt, bey dem kläglichen Verfalle der Handlung, wiſſen dieſe jungen Herren die vornehme Kunſt, mit der beſten Art von der Welt, in einem Jahre unnöthiger Weiſe mehr zu verſchwenden, als ihre wirthſchaftlichen Väter bey den glückſeligſten Zeiten in fünf Jahren zur bequemen Unterhaltung für ſich und die Ihrigen brauchten. Sollten dieſe Herren, dieſe Hoffnung des Vaterlandes, nicht im Stande ſeyn, in zehn Jahren alles dasjenige zu verthun, was ihre Väter in funfzig Jahren geſammlet haben? Rechnen Sie einmal ſelber nach, wie glücklich Sie ſeyn werden, wenn alle dieſe Herren, größtentheils recht artige Herren, um Sie würfeln, und Ihnen den zehnten Theil ihrer Beute geben müſſen. Aber dieſer Entwurf iſt von mir nicht Ihrentwegen allein, Mademoiſelle, nein, er iſt ſelbſt dieſer bankroten Nachwelt zum Beſten gemacht worden. Gemeiniglich fehlt es dieſen Leuten an Unglücksfällen, welche ſie angeben ſollen. Ich glaube, derjenige, der Sie erwürfelt, braucht weiter keinen Unglücksfall, als dieſen, daß er die Ehre hat, Ihr Mann zu ſeyn. Er hat ein Recht, ſeinen Gläubigern mit der ehrlichſten Miene von der Welt zwanzig Procent weniger, als ſonſt, zu bieten. Ein doppelter Vortheil für ihn! Zwanzig Procent mehr zu gewinnen, und doch noch ehrlich auszuſehen! Daß ich,

Fünftens, nur von denen rede, die auf eine legale Art andre um das Ihrige bringen, das geſchieht, um die **muthwilligen** Bankrotirer von denjenigen zu unterſcheiden, welche die Reiſenden auf der Straße plündern, oder die Uhren aus der Taſche ziehen. Es war nöthig, dieſen Unterſchied zu beſtimmen, der außerdem ſehr ſchwer in die Augen fällt. Räuber und Diebe gehören an den Galgen; jene aber, wenn ſie es recht zu machen wiſſen, in allen Geſellſchaften oben an. Sie ſehen wohl, Mademoiſelle, wie viel Ehre Sie in Ihrem künftigen Eheſtande zu erwarten haben.

Sechstens: Vielleicht ſcheint es überflüßig, zu ſagen, daß die vergangenen und künftigen Bankrotirer **gezwungen** werden ſollen, um Sie zu würfeln, da ich mir die Mühe gegeben habe, zu erweiſen, wie vortheilhaft es für dieſelben ſeyn konne. Sie müſſen wiſſen, Mademoiſelle, daß diejenigen das Aeußerliche der Ehrlichkeit am ſorgfältigſten zu erhalten ſuchen, welche ſich die meiſte Mühe geben, nicht mehr ehrlich zu ſeyn. Ich will es lieber wagen, den ehrlichſten Mann einen Schelm zu heißen, er wird es nicht ſo hoch empfinden, als ein **muthwilliger** Bankrotirer. Um deswillen wird es nöthig ſeyn, Zwang zu brauchen. Die Richterſtuben müſſen angewieſen werden, ein zuverläßiges Verzeichniß derjenigen einzuſenden, die ſeit zehn Jahren **muthwilligen** Bankrot gemacht haben, wobey ich vorausſetze, daß der Richter weder Vetter noch Schwager von dem Bankrotirer iſt, und während des Konkurſes kein Geſchenk von ihm bekommen hat. Die künftigen Bankrotirer aber kann man dadurch zwingen, daß, wofern ſie ſich itzt nicht zur Einlage bequemen, ſie aller heilſamen Beneficien der Bankrotirer auf ewig verluſtig und gewärtig ſeyn ſollen, nach der Gerechtigkeit der Geſetze geſtraft zu werden. Sie haben gar nicht Urſache, dieſen Zwang für eine Grauſamkeit zu halten, da ſie es ſo billig befinden, durch vielerley Mittel ihre Gläubiger zu zwingen, daß ſie ihre Einwilligung dazu geben müſſen, ſich von ihnen bevortheilen zu laſſen. Ich glaube endlich,

Siebentens, nicht, daß Sie, Mademoiſelle, dabey eine Schwierigkeit finden werden, wenn ich Sie auf dieſe Art der ganzen bankroten Welt Preis gebe, und Sie dem Glücke der Würfel überlaſſen will. Wenn ich Sie anders aus Ihren Briefen recht habe kennen lernen; ſo muß es Ihnen gleichgültig ſeyn, was Sie für einen Mann kriegen, wenn es nur ein Mann iſt. Aber ich thue noch mehr; ich verſchaffe Ihnen zugleich ſo viel

Vermögen, daß Sie ein gegründetes Recht bekommen, Ihrem künftigen Manne es nachdrücklich fühlen zu laſſen, was das ſagen wolle, eine reiche Frau zu heurathen.

Machen Sie einmal einen Ueberſchlag von Ihrem künftigen Reichthume. Wir wollen ſehen: In die erſte Klaſſe kommen die, ſo ſeit zehn Jahren muthwillig bankrot gemacht haben. Auf jedes Jahr rechne ich vier ſolche Bankrote. Jeden Bankrot zu 25000 Reichsthalern. Sie ſehen, wie billig ich bin, da es bekannt genug iſt, daß vier Bankrote nicht zureichen, und daß 25000 Thaler für einen Bankrotirer gar nichts heißen. Die kleinen Schurken, welche ſich die Mühe nehmen, einen ehrlichen Namen nur für ein paar Tauſend Thaler hinzugeben, verdienen nicht einmal in Anſatz gebracht zu werden. Wir wollen ſie unter die übrigen mit einrechnen, welche das Handwerk beſſer verſtehen, und die, wenn ſie ihren guten Namen dran wagen, es doch nicht unter 25000 Thalern thun. Solchergeſtalt betragen die vier Bankrote auf ein Jahr 100000 Thaler —. Ich will den billigſten Accord nehmen, der ſeyn kann, und ſehr ſelten geſchloſſen wird. Ich will ſetzen, daß der muthwillige Bankrotirer mit den Gläubigern theilt, und ſie nur um die Hälfte betrügt. Wenn er ſo großmüthig iſt, und funfzig Procent giebt; ſo thut er mehr, als man verlangen kann. Es beträgt alſo die Beute von einem Jahre 50000 Thaler —. Hiervon den zehnten Theil zur Einlage genommen, thut auf ein Jahr 5000 Thaler — und auf alle zehn Jahre zuſammen funfzigtauſend Thaler. Was meynen Sie, Mademoiſelle? müſſen Ihnen nicht die Augen vor Freuden übergehen, wenn Sie ſehen, wie mühſam ich bin, Sie reich und glücklich zu machen? Aber das heißt alles noch nichts gegen den Vortheil, den Sie aus der zwoten

Klaſſe ziehen werden. Wir wollen das zum Fuße behalten, daß jeder Bankrot 25000 Thaler ſtark iſt, und bey jedem auf funfzig Procent accordirt wird. Wir wollen aber nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeit, die ich oben bey dem vierten Punkte angeführet habe, voraussetzen, daß ſich künftig alle Jahre die Bankrote verdoppeln. Der muß die Welt gar nicht kennen, wem dieſes unwahrſcheinlich vorkommen ſoll. Nach den Regeln dieſer Verdoppelung kommen im Jahre 1753 acht Bankrote, im nächſten Jahre ſechzehn, in dem darauf folgenden zwey und dreyßig Bankrote, und ſo fort. Damit Sie die Richtigkeit meines Plans deſto beſſer einſehen mögen; ſo ſende ich Ihnen zugleich die Tabelle, die ich dem Publiko zur Nachachtung bekannt machen will. Wie viel meynen Sie wohl, daß Ihr Antheil betrage? Weniger nicht, als 10230000 Rthlr. — Hierzu die 50000 Thaler aus der erſten Klaſſe, thut in

Summa 10280000 Thaler.

Ich bin vor Freuden ganz außer mir! Das hätte ich ſelber nicht gedacht! Es überfällt mich ein zärtlicher Schauer, wenn ich bedenke, daß Sie ein ſo reiches Frauenzimmer ſind, und daß es ſo ungewiß iſt, ob ich hernach das Glück haben kann, der Ihrige zu werden. Sollte Sie das Schickſal an einen verheuratheten Bankrotirer bringen, ſo belohnen Sie meinen Eifer. Es wird alsdann bey Ihnen ſtehen, ob Sie mich zu dem beneidenswürdigſten Sterblichen unter der Sonne machen wollen. Ich vergeſſe alle Ihre Abentheuer, vom Hofrathe an bis auf den Würzkrämer; ſogar vom Lieutenante weis ich nicht ein Wort mehr. Daran gedenke ich vollends gar nicht, daß Sie ein Frauenzimmer ſind, welches, allem Anſehen nach, dem künftigen Ehemanne bey der geringſten Beleidigung beide Augen auskratzen wird. Es gehe mir, wie es der Himmel beſchloſſen hat. Wer wollte ſich dadurch abhalten laſſen, ein Mädchen mit zehn Millionen und 180000 Thalern — zu heurathen? So verliebt bin ich in meinem Leben noch nicht geweſen, als ich in dieſem Augenblicke bin. Ja, Mademoiſelle, alt, krumm, lahm, bucklicht, blind, verbuhlt, herrſchſüchtig und abergläubiſch, alles mögen Sie ſeyn; ſeyn Sie nur die Meinige. Ich beſchwöre Sie bey Ihren 10180000 Thalern! Lieben Sie mich! Würdigen Sie mich alsdenn Ihrer Hand. Glauben Sie, daß ich mit der größten Unruhe, die ſich bey einer zärtlichen und einträglichen Liebe denken läßt, den glücklichen Augenblick erwarte, da ich die Erlaubniß haben ſoll, mich den Ihrigen zu nennen. Bis dahin bin ich mit der tiefſten Ehrfurcht,

Mademoiſelle,

Dero

Leipzig,
den 4ten Auguſt,
1751.

ganz gehorſamſt ergebenſter Diener,
der Autor.

Plan

Plan

der extra-favorablen Auswürflung einer alten Spritzen.

A. Erſte Klaſſe.

Jahre.	vier Bankrote, jeden à 25000 Rthlr.	Accord à 50 Procent.	Gewinnſt à 50 Procent.	Einlage zum 10ten Theile.
1743	100000 Rthlr.	50000 Rthl.	50000 Rthl.	5000 Rthl.
1744	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1745	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1746	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1747	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1748	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1749	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1750	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1751	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
1752	100000 = =	50000 = =	50000 = =	5000 = =
				50000 Rthl.

B. Zwote Klaſſe.

Jahre.	Anzahl der Bankrote.	Betrag à 25000 Rtl. von jedem Bankrote.	Accord à 50 Procent.	Gewinnſt à 50 Procent.	Einlage zum 10. Theile.
1753	8	200000	100000	100000	10000
1754	16	400000	200000	200000	20000
1755	32	800000	400000	400000	40000
1756	64	1600000	800000	800000	80000
1757	128	3200000	1600000	1600000	160000
1758	256	6400000	3200000	3200000	320000
1759	512	12800000	6400000	6400000	640000
1760	1024	25600000	12800000	12800000	1280000
1761	2048	51200000	25600000	25600000	2560000
1762	4096	102400000	51200000	51200000	5120000

Rthl. 10230000

Hierzu von der erſten Klaſſe = = 50000

Summa Summarum = = 10280000

Nota! Von dieſer Einlage wird aus Waiſenhaus Eins pro mille bezahlt.

Die große Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes liebt gemeiniglich in jungen Jahren von ganzem Herzen und närriſch, in reifern Jahren eigenſinnig, und im Alter lächerlich. Es gehört keine große Philoſophie dazu, dieſe Wahrheit einzuſehen. Man darf nur ein wenig auf die Handlungen der Menſchen, und, wenn man recht gründlich davon überzeugt ſeyn will, vornehmlich auf ſich ſelbſt Achtung geben. Eine kleine Unterſuchung ſeiner eignen Neigung wird machen, daß man von den Fehlern anderer gelinder urtheile. Ich will hier meinen Leſern einige Briefe vorlegen, in denen der Charakter eines zärtlichen Greiſes der wilden und unruhigen Liebe eines jungen Menſchen entgegen geſetzt iſt. An beiden ſieht man den Grund eines ehrlichen Herzens und einer edlen Denkungsart. Bey allem dem Lächerlichen, das ſie durch ihre Leidenſchaften verrathen, verdienen ſie einige Nachſicht. Ich wünſche, daß meine alten Leſer eben ſo anſtändig fehlen mögen, wenn ſie ja die Liebe einmal überraſchen ſollte. Meine jungen Leſer können ſich die Hochachtung der Welt gewiß verſprechen, wenn ſie das Herz haben, von ihren flüchtigen Ausſchweifungen ſo geſchwind, wie mein Original, zu ihrer Schuldigkeit zurückzukehren. Lächerliche Exempel erbauen nicht allemal ſo ſehr, als tugendhafte. Dieſes hat mich veranlaßt, eine Miſchung des Lächerlichen und Tugendhaften zu machen. Vielleicht iſt meine gute Abſicht nicht ganz vergebens.

»Ich werde mich erfreuen, wenn ich erfahre, daß ein »Alter aufgehört hat, lächerlich zu ſeyn, und daß ein »Jüngling ſich gehütet hat, es zu werden. Die Perſon »der Tochter des verliebten Greiſes war zu dieſer Ab»ſicht nöthig. Ich brauchte ſie, die wilde Hitze eines »jungen Menſchen zu dämpfen, und ihn in der Hoch»achtung zu erhalten, die er ſeinem alten Vater, ſo lä»cherlich auch dieſer liebte, dennoch ſchuldig blieb. Die»ſes konnte niemand thun, als ein Frauenzimmer, de»ren Jahre und Tugend ihn zur Ehrfurcht zwangen. »Ich habe mir Mühe gegeben, den Charakter der Fräu»lein, welche vom Großvater und Enkel zugleich geliebt »worden, ſo edel und vorzüglich zu bilden, als es nur hat »möglich ſeyn wollen. Ihre Schönheit und Tugend ent»ſchuldigen das Lächerliche eines alten Liebhabers, und »das Thörichte eines zärtlichen Jünglings. Was ich hier »geſagt habe, kann als ein kurzer Vorbericht meines klei»nen Romans angeſehen werden. Ich will meine Leſer »nicht länger aufhalten.«

Gnädiges Fräulein,

Ich habe ein Amt, welches mir einen anſehnlichen Rang in der Welt verſchafft. Zweytauſend Thaler Renten und fünfzehnhundert Thaler Beſoldung machen, daß ich bey einer vernünftigen Wirthſchaft ſehr gemächlich leben kann. Meine Kinder ſind alle verſorgt, und haben ihr Brodt. Ich bin noch munter genug, daß ich das Herz habe, Ihnen meine Hand anzubieten. Ihre eingezogene Lebensart und Ihr tugendhafter Charakter vermehren dieſe Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und ich vergeſſe dabey, daß Sie nur ſechzehn Jahre alt ſind. Vielleicht würde ich behutſamer ſeyn, Ihnen meine Neigung zu entdeeröffnen, wenn ich Sie nicht für zu vernünftig hielte, als daß Sie durch den kleinen Unterſchied der Jahre, der zwiſchen uns beiden iſt, ſich ſollten einſchrecken laſſen, Ihr Glück zu befeſtigen, und mich zugleich zu dem glücklichſten Ehemanne zu machen. Seit vierzig Jahren habe ich die Lebhaftigkeit nicht empfunden, die ich itzt empfinde, da ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe. Entſchließen Sie ſich bald, und wo möglich, zu meinem Vortheile. Ich werde künftige Woche ins Karlsbad reiſen, eine kleine Krankheit zu heben, die ſich ohnedem bald verlieren muß, da ſie mir ſchon zwanzig Jahre beſchwerlich geweſen iſt, und die in der That weiter nichts iſt, als eine Folge meines flüchtigen und feurigen Geblütes, ungeachtet mein ungeſchickter Medikus es für eine fliegende Gicht halten will. Laſſen Sie mich nicht ohne die Hoffnung wegreiſen, daß ich bey meiner Rückkunft die Erlaubniß haben werde, Ihnen mit der zärtlichſten Hochachtung zeitlebens zu ſagen, daß ich ſey,

Gnädiges Fräulein,

Ihr

. . . .

am 1ſten May, 1740.

gehorſamſter Diener.

N. S.

Gegen meine Tochter, die Hofräthinn, gedenken Sie nichts von meinem Vorſchlage. Ich weis, daß Sie eine vertraute Freundinn von ihr ſind; aber ſie möchte Ihre Vertraulichkeit mißbrauchen.

N. S.

Mein Enkel, den Sie kennen werden, und der ein gutes Kind iſt, wird Ihnen dieſen Brief zuſtellen. Ich habe ihn beredt, es beträfe Ihre Vormundſchaftsſchaftsrechnungen. Laſſen Sie ſich nichts gegen ihn merken. Ungeachtet er nur achtzehn Jahre iſt, ſo iſt er doch ſchlau genug, mehr zu errathen, als ich ihm noch zur Zeit will wiſſen laſſen.

N. S.

Die Juwelen von meiner ſeligen Frau habe ich noch alle, und ſie dürfen nur neu gefaßt werden. Die rechtſchaffne Frau! In ihrem ganzen Leben hat ſie mich nicht ein einzigesmal betrübt, und wenn ich auch der eiferſüchtigſte Mann von der Welt geweſen wäre, ſo hätte ich doch bey ihr nicht die geringſte Gelegenheit gehabt, es zu ſeyn.

Noch eins! Was halten Sie vom d'aylhoudiſchen Pulver? Ich finde es ganz gut.

Gnädige Tante,

Mein Großvater hat mir dieſen Morgen einen Brief gegeben, den ich der Fräulein L** in ihre eignen Hände zuſtellen ſoll. Er ſagte mir, daß er ſehr wichtige Vormundſchaftsrechnungen betreffe; dieſes ſagte er mir mit ſo viel Zärtlichkeit, und einer ſo muntern Miene, daß ich ſtutzig ward, und mich vielleicht verfärbte. Ich vermuthe es daher, weil er mich fragte, was mir fehle. Er nennte mich ſein beſtes Kind, und redete von der vortrefflichen Fräulein und ihrer wichtigen Vormundſchaftsſache mit ſo vielem Feuer, daß ich immer mehr argwöhniſch ward. Sagen Sie mir, gnädige Tante, machen die Vormundſchaftsſachen ſo lebhaft? Und macht dieſes die

Fräulein in ſeinen Augen ſo göttlich und vortrefflich, daß ſie ihn hat laſſen ihre Rechnungen calculiren? Ich weis nicht, was ich denken ſoll. Erinnern Sie ſich der jugendlichen Sorgfältigkeit, die unſer Großvater ſeit einigen Wochen in ſeinem Anzuge gezeigt; einer gewiſſen Pracht in ſeiner Equipage, die uns gleich in die Augen fiel, weil ſie ungewohnlich war. Er iſt geſelliger, als er jemals geweſen iſt, und itzt fällt mir ein, daß er vorgeſtern die Fräulein aus der Oper führte, in die er ſeit der Großmutter Tode nicht gekommen iſt. Was ſoll ich von dieſem allen denken? Sie haben, gnädige Tante, mehr als einmal über die Aufmerkſamkeit mit mir geſcherzt, die ich gegen die Fräulein bey aller Gelegenheit gezeigt. Ich habe niemals die Gewalt über mich gehabt, Ihnen zu geſtehen, daß ich die Fräulein liebe, daß ich ſie über alles in der Welt liebe. Ich bin gezwungen, es nunmehr zu geſtehen. Ja, gnädige Tante, über alles in der Welt liebe ich die Fräulein. Aber was rathen Sie mir? Wie ſoll ich mich verhalten, daß ich an mir ſelbſt nicht zum Verräther werde, daß ich die Hochachtung nicht beleidige, die ich meinem Großvater ſchuldig bin, und daß ich das unglückliche Vertrauen nicht mißbrauche, das er bey dieſer Gelegenheit in mich geſetzt hat? Ich werde der Fräulein den Brief nicht eher übergeben, bis ich Antwort von Ihnen habe.

Vetter,

Ihr habt ein ſchweres Amt übernommen. Ich glaube, daß Ihr nicht ganz ohne Grund argwohniſch ſeyd. Vielleicht könnte ich Euch noch mehr ſagen; aber ich mag Euch das Herz nicht ſchwer machen. Alles, was Ihr thun könnt, iſt dieſes, daß Ihr den Befehl Eures Großvaters ausrichtet. Habt Ihr nicht Herz genug, den Brief der Fräulein ſelbſt zu übergeben, ſo ſchickt ihn dieſen Abend zu ihr. Ich werde ganz allein bey ihr ſeyn, und Euch morgen mehr Nachricht geben können. Alſo habt Ihr es doch endlich geſtehen müſſen, daß Ihr die Fräulein liebt! Eure Wahl muß gewiß vernünftig ſeyn, weil Ihr mit dem Großvater einerley Geſchmack habt. Ich wünſche Euch Glück dazu. Wahrhaftig, eine ſo liebenswürdige Großmutter iſt werth, daß man ihr die Hände küßt. Armer Vetter! Ihr dauert mich, aber nur ein wenig. Warum ſeyd Ihr ſo mißtrauiſch gegen mich geweſen, und habt mir niemals geſtehen wollen, daß Ihr die Fräulein liebt? Vielleicht hätte ich Euch dieſe Unruhe erſparen können; denn für eine Tante ſchickt es ſich doch wohl am beſten, wenn ſie ein wenig kuppelt. Eure Aeltern haben Euch in ſolchen Umſtänden verlaſſen, daß Ihr es wohl hättet wagen können, lauter zu ſeufzen; und Euren Jahren hält man eine zärtliche Thorheit zu gute. Wie glücklich hättet Ihr werden können! Aber nun iſt alles aus. Ihr bekommt Eure Prinzeßinn zur Großmutter, und ich meine beſte Schweſter und Freundinn zur Mama, und das alles durch Eure Schuld. Ich dächte, Vetter, Ihr verzweifeltet ein Biſchen. Ihr ſeyd ja ein Poet, Ihr könnt ſingen, Ihr ſeyd ein unglücklicher Liebhaber, und in Eurem Garten iſt ein Echo. Was wollt Ihr mehr? Betäubt einmal die Felſen mit einer herzbrechenden Arie, in der Melodie: **Da der Großvater die Großmutter nahm!** Ich möchte Euch von ferne zuſehen, wie es Euch läßt, wenn Ihr aus Liebe verzweifelt. Wie gefällt Euch mein Troſt? Aber ein Wort im Ernſte. Ueberſendet der Fräulein den Brief; ſeyd vorſichtig, verlaßt Euch auf mich; und wenn auch alles wider Euren [illegible]ſch laufen ſollte, ſo vergeßt doch niemals, daß Euer Großvater ein rechtſchaffner Mann iſt, der mich und Euch zärtlich liebt. Lebt wohl.

Gnädige Tante,

Es iſt ein erſchrecklicher Troſt, den Sie mir geben, und der Scherz iſt beynahe zu bitter, mit dem Sie mir mein Unglück verwerfen. Ich will der Fräulein ſchreiben. Ich will ihr den Brief zuſchicken. Wahrhaftig, ich kann ihn nicht ſelbſt überbringen. Aber was ſoll ich ihr ſchreiben? Daß ich mit der zärtlichſten Unruhe . . . daß mein Großvater . . . daß ich ſchon lange Zeit her . . . Gnädige Tante, ich weis nicht, was ich ſchreiben ſoll. So unruhig bin ich noch niemals geweſen. Ich will gar nichts ſchreiben, oder doch ſehr gleichgültig. Es wäre wohl am beſten, ich übergäbe den Brief ſelbſt. Aber nein, das wage ich nicht. Mein Kompliment würde noch zerſtreuter ſeyn, als mein Brief. Gnädige Tante, ich verlaſſe mich auf Sie. Sie können viel thun. Sie ſind bey der Fräulein, wenn ſie den Brief bekömmt. Reden Sie für mich. Wie ſchwer iſt es, einen Großvater zu ehren, der mein Nebenbuhler iſt! Bey ſeinen Jahren, gnädige Tante, bedenken Sie einmal! und ein ſo vernünftiger Mann! Aber ich vergeſſe, daß er mein Großvater iſt, daß er mich zärtlich liebt. Ich muß abbrechen, um ſeine Liebe nicht zu beleidigen. Ich warte mit der größten Unruhe auf den morgenden Tag, und bin, ꝛc.

Gnädiges Fräulein,

Die Vormundſchaftsrechnungen, die mein Großvater, der das beneidenswürdige Glück erlangt hat, mit der größten Hochachtung, die man Ihren Verdienſten ſchuldig iſt, und mit den zärtlichſten Empfindungen, die eine Wirkung Ihrer Schönheit ſind, und von denen ich ſo lange Zeit her, ob ich es gleich niemals wagen dürfen, anders, als in ſtiller Ehrfurcht zu bewundern, und ſchon dieſes für eine Verwegenheit gehalten, wenn meine Augen einen Theil derjenigen Unruhe verrathen, die ich empfinde, und welche mich, gnädiges Fräulein, hindert, Ihnen inliegende Vormundſchaftsrechnungen, nebſt dem Briefe von meinem Großvater, ſelbſt zu überbringen. Ich kann alſo weiter nichts thun, als Sie, gnädiges Fräulein, mit der größten Hochachtung verſichern, daß ich zeitlebens ſeyn werde ꝛc.

Vetter,

Habt Ihr denn Euern Brief an das Fräulein wieder durchgeleſen, ehe Ihr ihn zugeſiegelt? Gewiß, Vetter, ſo verwirrt ſchreibt man nur im hitzigen Fieber. Bald fange ich an, Euch im Ernſte zu bedauern. War das der gleichgültige Brief, den Ihr an das Fräulein ſchreiben wolltet? Ich glaube, eine förmliche Liebeserklärung hätte nicht wunderbarer ſeyn können; wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß wohl noch niemals eine Vormundſchaftsrechnung mit einer ſo zärtlichen Verwirrung übergeben worden iſt. Der Großvater hat ſich ſchlecht vorgeſehen, daß er Euch zum Poſtillion angenommen; und Ihr hättet entweder dieſes Geſchäffte gar verbitten, oder gegen den Großvater billiger ſeyn ſollen. Zu Eurer Beſtrafung mochte ich Euch beynahe nicht ſagen, was Euer Brief eine Wirkung gethan hat. Das Fräulein erbrach ihn in meiner Gegenwart. Es war ſchon ſpät, da er ankam; denn eine Vormundſchaftsrechnung zu überſenden, und ſeine Meynung ſo deutlich vorzutragen, wie Ihr gethan habt, dazu gehört freylich Ueberlegung und Zeit, und es war immer noch viel, daß Ihr Abends um neun Uhr fertig werden können. Sobald ſie Eure Unterſchrift ſah, ſtutzte ſie. »Ein Brief von Ihrem Vetter, Madame,« ſagte ſie, und ward roth. Merkt wohl auf dieſen Umſtand, Vetter, Ihr könnt ihn ſowohl zu Eurer Beruhigung, als zu Eurer Demüthigung auslegen, wie Ihr wollt. Sie las Euern Brief einmal, ſie las ihn zweymal durch, ſie ſchüttelte mit dem Kopfe. »Vormundſchaftsrechnungen?« ſagte ſie; »von dem Herrn Großvater? durch Ihren Vetter? Einen Brief, wie dieſen? Davon verſtehe ich nicht ein Wort, Madame,« und gab mir den Brief in die Hände. Sie ſchien beſtürzt; aber doch ſchien ſie nicht unwillig zu ſeyn. Sie lächelte, als ſie mir den Brief gab. Ein Frauenzimmer, das bey einem Briefe von einem jungen Herrn lächelt, iſt ſo gar erbittert nicht! Merkt Euch dieß, Vetter. Mit Euerm Briefe war ich geſchwind fertig. Ich gab auf ihre Augen Acht, und wartete, was ſie für Mienen bey dem Briefe von unſerm Vater machen würde. Sie erblaßte. Der Brief zitterte in ihrer Hand, ſie ſtund auf, trat ans Fenſter, und ſteckte den Brief ein, ohne ein Wort zu ſagen. Ich ließ ihr ein wenig Zeit, ſich zu erholen. »Wie ſtehts, Fräulein?« ſagte ich endlich; »ſind die Nachrichten von den Vormundſchaftsſachen ſo

»wer-

»verdrüßlich? Wie kommen Sie mir vor?« Alles, was ſie mir antwortete, war dieſes, daß ſie zu mir kam, mir die Hand drückte, und Thränen in den Augen hatte. »Morgen ſollen Sie alles erfahren, Madame; ich bin »ganz außer mir; ich brauche Ihre Freundſchaft itzt »mehr, als jemals. Ich ſchreibe Ihnen morgen; heute »kann ich nicht ein Wort ſagen. Bleiben Sie meine »Freundinn, verlaſſen Sie mich nicht.« Sie war ſo bewegt, daß es mir ſelbſt nahe gieng. Ich eilte von ihr, um ſie in der Freyheit zu laſſen. Nun erwarte ich einen Brief von ihr. Lebt wohl, Vetter, und ſeyd vorſichtiger, als geſtern.

N. S.

Dieſen Augenblick erhalte ich den Brief von dem Fräulein. Der gute Alte! Bey allen ſeinen Fehlern bleibt er doch ein rechtſchaffener Vater. Vetter, ſeyd klug! die Sache wird ernſthaft.

Gnädige Frau Hofräthinn,

Ich muß Ihnen ein Anliegen eröffnen, welches ich gegen Sie am ſorgfältigſten verſchweigen ſoll; wenigſtens hat man mir ausdrücklich verboten, Ihnen etwas davon zu ſagen. Es iſt mir unmöglich, dieſem Verbote nachzuleben. Die Sache iſt für mich zu wichtig, ſie allein zu überlegen; und ich befürchte, meine Freundſchaft und mein Zutrauen gegen Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen aus einer Sache ein Geheimniß machen wollte, auf die meine Ruhe und mein ganzes Glück anzukommen ſcheint. Leſen Sie den eingeſchloßnen Brief von Ihrem

Herrn Vater. Werden Sie ſich nunmehr wohl noch wundern, daß ich geſtern Abends ſo unruhig und ganz außer mir war! Was ſoll ich auf dieſen unerwarteten Antrag antworten? Meine Glücksumſtände ſind allerdings nur mittelmäßig. Man zeigt mir eine Gelegenheit, ſolche auf eine anſehnliche Art zu verbeſſern. Der Rang, zu welchem man mich erheben will, iſt vielleicht nicht eine von den geringſten Bewegungsurſachen; wenigſtens iſt er in dem Briefe die erſte, auf die man mich weiſt. Soll ich alles dieſes abſchlagen, und mir doch nicht den Vorwurf eines unvernünftigen Eigenſinns zuziehen, vor welchem man mich ſtillſchweigend zu warnen ſcheint? Wird man in der Ehe dadurch glücklich, daß die Perſon, die man wählt, den Charakter eines rechtſchaffnen Mannes vor den Augen der ganzen Welt behauptet; ſo kann man ſich gewiß nicht glücklicher verheurathen, als mit Ihrem Herrn Vater. Was ſoll ich thun? Sollte mich nicht meine Jugend noch entſchuldigen, an ein ſo ernſthaftes Bündniß zu denken, als die Ehe iſt? Werde ich aber dieſe Entſchuldigung brauchen können, ohne in den Verdacht zu kommen, daß mir die hohen Jahre Ihres Herrn Vaters den Antrag zuwider gemacht haben? Ein Verdacht, der mir um deswillen doppelt empfindlich ſeyn muß, weil er den Muthwillen junger Leute zu Spöttereyen reizen, bey Ihrem Herrn Vater aber die Achtung ganz vertilgen wird, die er gegen mich, ohne daß ich es verdiene, zu haben ſcheint. Kann ich hierbey wohl gleichgültig bleiben, da mir ſo viel daran gelegen iſt, das Wohlwollen eines Mannes zu erhalten, der den Ruhm eines billigen, eines vernünftigen, eines einſehenden Mannes ſich ſeit ſo langen Jahren eigen gemacht hat? Nehme ich aber den Antrag an, wie ſehr ſtelle ich mich den bittern Beurtheilungen der Welt bloß! Wird man mir wohl das Recht wiederfahren laſſen, daß ich ihm meine Hand gegeben, weil er ein billiger, ein einſehender, ein vernünftiger Mann iſt, oder wird man nicht vielmehr glauben, daß der Eigennutz mich bewogen, einen Schritt zu thun, von dem mich nach dem Urtheile der richtenden Welt meine Jugend und ſein Alter hätten zurückhalten ſollen? Wie unglücklich wäre ich, gnädige Frau, wenn ich mir itzt bey dieſer Unentſchlüſſigkeit nicht Ihren freundſchaftlichen Rath verſprechen könnte? Als Schweſter liebe ich Sie itzt, gnädige Frau! Nehme ich das Anerbieten Ihres Herrn Vaters an, was ſoll ich unſrer Liebe alsdann für einen Namen geben, ohne daß er bey meinen jungen Jahren lächerlich wird? Gewiß, daran darf ich nicht denken: ich ſchäme mich vor mir ſelber. Ich glaube itzt den Brief von Ihrem Vetter beſſer zu verſtehen, als ich ihn geſtern Abends verſtand, da ich Ihnen ſolchen zu leſen gab. Vielleicht iſt ihm ſchon etwas von der Sache bekannt, und eine dergleichen Handlung von einem Großvater kann einem Enkel allerdings nicht gleichgültig ſeyn, wenn er auch auf weiter nichts ſieht, als auf den Verluſt eines Theils der gehofften Erbſchaft. Ich habe verſchiedene Urſachen, Sie zu bitten, daß Sie gegen ihn weder von dem Antrage des Herrn Vaters, noch von meinem Briefe etwas gedenken. Wir wollen ihm eine Unruhe erſparen, welche vielleicht vergebens ſeyn würde. Beſchleunigen Sie Ihre Antwort, gnädige Frau. Ich werde nicht eine Minute ruhig ſeyn, bis ich ſolche habe. Rathen Sie mir, aufrichtig rathen Sie mir; und, wo möglich, ſo, wie ich wünſche. Ihr Rath ſoll den Ausſpruch thun. Setzen Sie ſich an meine Stelle. Was würden wohl Sie thun? Ich bin ꝛc. ꝛc.

Was ich thun würde, mein gutes Fräulein? Das weis ich in der That ſelbſt nicht. Sie ſind ein allerliebſtes Mädchen. Ich glaube nicht, daß außer Ihnen noch ein Frauenzimmer in der Welt ſeyn kann, welches dem wunderbaren Einfalle meines redlichen Vaters einen ſo freundſchaftlichen Anſtrich geben würde. Aber geſtehen Sie es nur, geſtehen Sie es wenigſtens aus Freundſchaft zu mir, daß man auch mitten unter den Schwachheiten meines alten Vaters den vernünftigen, den rechtſchaffenen Mann erblickt. Es würde ſeiner Einſicht wenig zur Ehre gereichen, wenn er gegen Ihre Perſon und gegen Ihren tugendhaften Charakter weniger Hochachtung bezeigt hätte. Er iſt von Ihren Verdienſten ſo überzeugt, daß er ſich und ſeine Jahre vergißt, um Ihnen ſeine Hand anzubieten. Der rechtſchaffene Alte! Was ihn vor den Augen der Welt lächerlich machen könnte, das macht ihn vor meinen Augen immer ehrwürdiger. Wäre mein Vater dreyßig Jahre jünger, ſo würde ich aus Liebe zu ihm, und aus Freundſchaft gegen Sie, mir alle Mühe geben, Sie zu bereden, daß Sie ihn in ſeinen Wünſchen glücklich machten. Da dieſes nicht iſt, ſo kann ich in der That nichts dazu ſagen, ohne Ihren zärtlichen Geſchmack zu beleidigen, und auf der andern Seite meinen Vater an einer Hoffnung zu hindern, auf der ſein ganzes Glück zu beruhen ſcheint. Sie haben Recht, Fräulein, völlig Recht, daß zu einer vergnügten Ehe noch etwas mehr gehört, als die Wahl einer vernünftigen Perſon. Allerdings muß eine nähere Gleichheit in Jahren dabey ſeyn. Die Urtheile der Welt laſſen Sie ſich an nichts hindern. Die Welt urtheilt allemal anders, als wir handeln; und Sie mögen ſich entſchließen, wozu Sie wollen, ſo werden Sie allemal getadelt werden.

Fol

Folgen Sie Ihrer Neigung, ſo werden Sie die glücklichſte Wahl treffen. Fragen Sie Ihren Onkel, den Oberſten. Er iſt mit meinem Vater ſo vertraut, und im Uebrigen ſo vernünftig, daß er in dieſer Sache am beſten rathen kann. Meinem Vetter will ich nichts ſagen; aber das bitten Sie ihm ja ab, daß Sie glauben, der Eigennutz werde ihn bey dieſer Sache unruhig machen. Er hat ſeine Fehler, Fräulein, ſehr große Fehler; aber eigennützig iſt er nicht. Wenn ich ihn recht kenne, ſo glaube ich, er würde Ihnen von unſerm und ſeinem Vermögen noch weit mehr wünſchen, als Sie durch einen Ehecontract von ſeinem Großvater erlangen können. Verlaſſen Sie ſich darauf, ich will ihm nichts von allem ſagen. Wie gefällig ſind Sie, liebes Fräulein, daß Sie dem guten Menſchen ſo viel Unruhen erſparen wollen! Das verdient eine beſondre Erkenntlichkeit. Aber ich will ihm nichts ſagen, auf mein Wort. Der arme Vetter, wie unruhig wurde er ſonſt ſeyn! Darf ich es wiſſen, was Ihnen Ihr Onkel antwortet; ſo melden Sie mir es, ſo bald es ſeyn kann. Ich liebe Sie mit der vollkommenſten Zärtlichkeit einer aufrichtigen Schweſter; und ich glaube, daß ich Sie nicht zärtlicher lieben konnte, wenn Sie auch meine Mama wären. Denn vermuthlich war dieſes das furchterliche Wort, welches Sie in Ihrem Briefe meynten, und doch das Herz nicht hatten, es auszuſprechen. Leben Sie wohl! Mein Vater hat ſich entſchloſſen, ſeine Reiſe zu beſchleunigen. Er will ſchon morgen ins Karlsbad gehen, um deſto eher geſund und jung wieder zurück zu kommen. Konnen Sie es denn gar nicht übers Herz bringen, den guten Alten ein wenig zu lieben? Ueberlegen Sie es.

Gnädiger Onkel,

Es hat mir der Herr Kammerrath von ** einen Heurathsantrag gethan, durch den ich meine zeitlichen Glücksumſtände anſehnlich verbeſſern, und zu einem Range in der Welt gelangen könnte, um den mich vielleicht viele beneiden würden. Die Verdienſte des Herrn von ** und ſein redliches Herz machen ſich mir durch dieſen Vorſchlag noch weit kenntlicher, als ſie mir bisher geweſen ſind. Wollte ich bey meiner Verheurathung auf weiter nichts ſehen, als auf dieſe Umſtände; ſo würde ich nicht einen Augenblick nöthig haben, mich zu beſinnen. Allein meine Jugend iſt eine der wichtigſten Urſachen, welche mich unſchlüßig macht, die Hand eines Mannes anzunehmen, die ich vielleicht mit beſſerm Anſtande in kindlichem Gehorſam, als bey einer genauern Verbindung aus Zärtlichkeit küſſen würde. Ich werde die Urtheile der Welt wider mich erregen, und niemals im Stande ſeyn, die Vorwürfe zu beantworten, die man mir mit guter Wahrſcheinlichkeit, und doch allemal unſchuldig machen wird. Verſagen Sie mir, gnädiger Herr, bey dieſen zweifelhaften Umſtänden Ihren väterlichen Rath nicht. Sie ſind bey Ihrem Alter und Ihrer Erfahrung beſſer, als ich, im Stande, die Wichtigkeit einer Entſchließung einzuſehen, von der mein ganzes Glück abhängt. Ich bin ruhig, da ich mich Ihrer Liebe und Vorſorge verſichert halten kann. Ihre Einſicht wird mir das erſetzen, was mir bey meiner Jugend fehlt. Vergeſſen Sie nicht, daß ein Mädchen von ſechzehn Jahren dem ehrwürdigen Alter des Herrn Kammeraths viel leichter Ehrfurcht, als Liebe, verſprechen kann; ſo weis ich gewiß, daß Ihr Ausſpruch nach meinem Wunſche ausfallen wird. Ich überſende Ihnen ſeinen

Brief, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung, u. ſ. w.

Liebes Fräulein,

Ich werde wohl nicht nöthig haben, dich um eine deutlichere Erklärung deiner Meynung zu bitten. Ich glaube, dich zu verſtehen. Wenn ich auf weiter nichts ſehen wollte, als dich angeſehen und reich in der Welt zu wünſchen; ſo würde ich dir ernſtlich anrathen, die Hand des Herrn Kammerraths anzunehmen. Aber ich will dich auch glucklich in der Welt wiſſen, und das möchteſt du ſchwerlich bey ihm werden, da du bey deinen Jahren eher ſeine Enkelinn, als ſeine Frau, ſeyn könnteſt. Was muß der ehrliche Greis gedacht haben, da er dir einen ſolchen Brief geſchrieben hat? Ich ſehe ſein ganzes Herz darinnen. Er iſt ein rechtſchaffner Mann; er iſt in einen Fehler gefallen, der auch bey rechtſchaffnen Leuten eine Uebereilung bleibt. Aber ſo ſeyd ihr Mädchen. Ihr verführt Jünglinge und Greiſe; und der Teufel iſt euch nicht klug genug, ſo alt er iſt. Im Uebrigen verlaſſe dich auf mich. Du ſollſt ihn wider deinen Willen nicht zum Manne kriegen. Ich habe dieſen Nachmittag eine nothwendige Reiſe auf meine Güter zu thun. In acht Tagen komme ich zurück, und hernach will ich ſelbſt an den alten Kammerrath ſchreiben, und ihm meine Meynung ganz treuherzig ſagen. Er iſt billig, ich vermag etwas über ihn, und ich hoffe, die Sache ſo einzurichten, daß er ſich ſelbſt begreifen wird, ohne auf dich einen Widerwillen zu werfen. Lebe wohl.

Gnädige Tante,

Sie halten es alſo wirklich für möglich, daß ich wegen meines Schickſals vier Tage in Ungewißheit und doch ruhig bleiben könne? Zweymal habe ich vergebens um die Erlaubniß angeſucht, Ihnen aufzuwarten, und da ich mir endlich dieſe Erlaubniß ſelbſt gegeben, ſo ſcheinen Sie, gnädige Tante, über meine Dreiſtigkeit auf eine ganz ungewöhnliche Art ſo mißvergnügt, daß mich Ihre ernſthaften Vorwürfe noch unruhiger machten, als ich vorher war. Ich verlange ja nichts mehr zu wiſſen, als dieſes, ob ich glücklich oder unglücklich ſeyn ſoll. Ich glaube, dieſe Frage iſt natürlicher Weiſe für mich ſo wichtig, daß ich ſolche thun kann, ohne der Hochachtung zu nahe zu treten,, die ich Ihnen ſchuldig bin, und ohne die Pflichten zu beleidigen, die mein Großvater von mir fodern kann. Wie ſehr verbittern Sie mir eine Pflicht, die ich von meiner erſten Kindheit an mit Vergnügen beobachtet habe, und die mir itzt zum erſten male unerträglich wird, da man ſie zu hoch treibt. Ich glaube, gnädige Tante, mein Großvater und ich ſind in dieſem Falle als zwo fremde Perſonen anzuſehen, wovon eine jede das Recht haben muß, ihre Abſichten zu verfolgen, ſo gut es möglich iſt. Und ich glaube, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, daß ich noch mehr Recht dazu habe, als er. Meine Abſichten auf das Fräulein ſind gewiß älter, als die ſeinigen; und hat er derſelben ſeine Liebe eher und deutlicher entdeckt, als ich: ſo hat er etwas gethan, wovon ihn ſeine Jahre hätten abhalten ſollen, und woran mich meine Blödigkeit und eine unzeitige Beſcheidenheit gehindert hat. Es mag bloß auf den Ausſpruch der Fräulein ankommen, ich bin es ja zufrieden; nur das iſt zu hart, daß man mich hindern will, der

Fräulein meine Liebe eben ſo deutlich zu entdecken, als es mein alter Großvater gethan hat. Was will ſie für einen Ausſpruch thun können, wenn ſie davon nichts weis? Mein Großvater hält ſeine Abſichten vor mir am geheimſten; vielleicht mögen ſie alle wiſſen, nur ich noch nicht. Dieſes Mißtrauen will ich mir zu Nutze machen. Ich kann alſo dem Großvater ſagen, daß ich das Fräulein liebe, weil es mir ganz unbekannt iſt, daß er ſie liebt; und dem Fräulein kann ich meine Hand anbieten, da ich nicht weis, daß es mein Vater gethan hat. Halten Sie etwa, gnädige Tante, dieſen Einfall für zu verwägen? Vielleicht. Aber es iſt nun zu ſpät, mir ſolchen auszureden. Ich habe ſchon an den Großvater, an das Fräulein, und an den Oberſten von *** deswegen geſchrieben. Hier haben Sie eine Abſchrift von den Briefen. Entſchuldigen Sie, gnädige Tante, eine Uebereilung, wenn es eine iſt, die nunmehr nicht geändert werden kann. Vielleicht wäre ich vorſichtiger und gelaßner geweſen, wenn man ſich gegen mich etwas weniger geheimnißvoll bezeigt hätte. Die Umſtände, in die man mich geſtürzt hat, verdienen Mitleiden. Entziehen Sie mir ſolches nicht, gnädige Tante. Ich würde ganz ohne Troſt ſeyn, wenn Sie mich nur einen Augenblick an Ihrem unveränderten Wohlwollen zweifeln ließen. Das können Sie nicht thun; Sie ſind zu gütig dazu, ich weis es, und werde dafür niemals aufhören zu ſeyn, u. ſ. w.

Gnädiges Fräulein,

Ich wage es, Ihnen eine Sache zu entdecken, die Ihnen nicht mehr ſo unbekannt ſeyn könnte, wenn Sie die Gütigkeit gehabt hätten, ſeit einigen Monaten auf meine zärtliche Achtung gegen Sie etwas aufmerkſamer zu ſeyn. Ich liebe Sie, unendlich liebe ich Sie. Laſſen Sie Ihren Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren, und glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich die Heſtigkeit meiner Neigung gegen Sie noch mehr Ihrem tugendhaften Charakter, als Ihrer Schönheit, zu danken habe, ſo groß auch die Vorzüge ſind, die Sie durch die letztere vor vielen Ihres Standes und Ihres Geſchlechts erlangt haben. Dieſes ernſthafte Bekenntniß wurde manchem Fräulein übertrieben klingen; bey Ihnen aber darf ich dieſen Vorwurf nicht befürchten. Sie ſind von dem Werthe der Tugend, die Ihnen ſelbſt ſo eigen iſt, überzeugt; wie viel habe ich bey Ihnen gewonnen, wenn ich Sie überzeugen kann, daß auch ich dieſen Werth kenne! Ich kann es alsdann ſicher wagen, Ihnen mein Herz und meine Hand anzubieten. Durch den Tod meiner Aeltern bin ich in den Stand geſetzt, frey zu wählen; und ich habe niemanden, als meinen Großvater, welcher ein Recht hat, mir Regeln vorzuſchreiben. Dieſer ehrwürdige Greis liebt mich aufrichtig; und da ihm ſein hohes Alter nicht zulaßt, an etwas anders, als an ſeinen Tod und an das Glück ſeiner Kinder zu denken: ſo wird er ſich unendlich erfreuen, wenn er erfährt, daß ich auf dem Wege bin, ewig glücklich zu werden. Ich weis, wie hoch er Sie ſchätzt. Und wie ruhig wird dieſer gute Alte ſeinem nahen Tode entgegen ſehen, wenn er hoffen kann, daß ihm eine ſo liebenswürdige Tochter die Augen zudrücken ſoll! Gönnen Sie mir, gnädiges Fräulein,

ein Glück, welches ich durch Hochachtung und beſtändige Zärtlichkeit künftig zu verdienen ſuchen will, wenn ich auch itzt deſſen noch nicht würdig ſeyn ſollte. Laſſen Sie mich hoffen. Mehr verlange ich itzt nicht. Wie ſchwer wird es mir ſeyn, dieſes Verſprechen zu halten! Erinnern Sie mich daran, ſo oft ich es vergeſſe. Sie werden mich ſehr oft daran erinnern müſſen. Aber laſſen Sie mich nicht zu lange hoffen, ohne mich ganz glücklich zu machen. Ich erwarte dieſes Glück von Ihren Händen, die ich tauſendmal küſſe, und bin, u. ſ. w.

Gnädiger Herr Oberſter,

Die Freundſchaft, die Ew. Gnaden gegen meinen Großvater hegen, macht mir Hoffnung, daß ich nicht vergebens bitten werde, wenn ich mich Ihrem gnädigen Wohlwollen empfehle. Ich weis, wie ſehr Sie ſich allemal freuen, wenn Sie ſehen, daß es unſrer Familie wohlgeht. Schmeichle ich Ihnen wohl zu viel, wenn ich Ihnen entdecke, daß itzt mein ganzes Glück in Ihren Händen ſteht? Ich liebe die Fräulein von L**. Ich wünſche mir das Glück, mich auf ewig mit ihr zu verbinden. Ein Wunſch, der für mich faſt zu verwägen ſeyn würde, wenn ihn nicht ihre Tugend und Schönheit rechtfertigten. Meine Glücksumſtände ſind Ew. Gnaden bekannt. Meine Jugend hindert mich nicht, an eine Heurath zu gedenken, da ich bey meinem Vermögen weiter nicht Urſache habe, ein Glück in der Welt zu ſuchen. Ich würde es nicht beſſer finden, und dennoch durch dieſen Verzug in Gefahr kommen, das größte Glück zu verlieren, das ich mir jemals wünſchen kann. Alle, die die Fräulein kennen, ſind von ihren Verdienſten überzeugt. Dieſes macht mich unruhig. Mein Großvater, deſſen hohes Alter und ſchwächliche Geſundheit mich alle Tage in die traurige Furcht ſetzt, ihn zu verlieren, wird weit ruhiger ſterben, wenn er mit ſeinen abgelebten Händen vor ſeinem Ende diejenige noch als Tochter ſegnen kann, deren rühmliche Eigenſchaften ihm, wie ich glaube, bekannt genug ſind. Wie zufrieden muß der letzte ſeiner Tage ſeyn, wenn er ſieht, daß mich der Himmel durch dieſe Verbindung weit glücklicher gemacht hat, als er mir jemals bey aller ſeiner Zärtlichkeit wünſchen können! Ich habe dem Fräulein meine Neigung entdeckt; ſie wird ohne Ihren Ausſpruch ſich zu nichts entſchließen. Unterſtützen Sie mein Bitten, gnädiger Herr. Ich werde mit unermüdeter Sorgfalt alle Gelegenheit ſuchen, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthäniger Hochachtung ſey ꝛc.

Gnädiger Großpapa,

Sie hatten allerdings Urſache, mir bey Ihrer Abreiſe meine Zerſtreuung und Unruhe vorzuhalten. Außer der Beſorgniß für Ihre Geſundheit, welche mir bey einer ſo beſchwerlichen Reiſe und bey Ihren hohen Jahren in Gefahr zu kommen ſchien, hatte ich allerdings noch ein Anliegen, welches meinen innerlichen Kummer verrieth. Es geſchah damals nicht aus Mangel eines kindlichen Vertrauens, daß ich dieſen Kummer vor Ihnen verbarg. Ich bin von Ihrer väterlichen Liebe überzeugt genug, und die Art, mit welcher Sie Ihre Kinder lieben, iſt mehr die Zärtlichkeit eines vertrauten Freundes, als die Ernſthaftigkeit eines bejahrten Vaters. Mein Anliegen war zu wichtig, als daß ich hätte gelaſſen ſeyn können; und bey Ihrer Abreiſe war ich noch ungewiſſer, als itzt, ob ich in meinen Abſichten glücklich ſeyn würde. Erinnern Sie ſich, gnädiger Großpapa, wie oft Sie gewünſcht, mich noch vor Ihrem Ende verheurathet zu ſehen. Sie haben mir mehr als einmal vorgeſtellt, wie nöthig es ſey, meine Güter ſelbſt zu verwalten, und meine Jahre auf dem Lande in Ruhe zuzubringen, ohne mich um das zweydeutige Glück des Hofs zu bemühen, oder im Kriege mein Heil zu verſuchen. Sie haben den Einwurf niemals gelten laſſen, daß ich noch zu jung ſey, ruhig zu leben. Sie waren ſo gütig, mich zu verſichern, daß Sie bey Ihrem Alter ſich kein größres Vergnügen vorſtellen könnten, als die Familie desjenigen noch zu ſehen, der der einzige Erbe Ihres Namens ſey. Ich halte es für einen Theil meiner Pflicht, alles zu thun, was Ihnen ein Vergnügen machen kann. Dieſe Vorſtellung hat bey mir alle die Zweifel überwunden, welche mir ſonſt ſo wichtig ſchienen. Ihr Alter, gnädiger Großpapa, die tägliche Abnahme Ihrer Kräfte, die ſchreckliche Beſorgniß, Sie unvermuthet zu verlieren, da Sie der Himmel uns nunmehr zwey und ſiebenzig Jahre erhalten hat; alles dieſes iſt Urſache, daß ich mir vorgenommen habe, Ihren Wunſch und mein Glück zu beſchleunigen. Ich würde troſtlos ſeyn, wenn ich mir vorwerfen könnte, eins von beiden gehindert zu haben. Mein, gnädiger Großpapa, da ich das Zeugniß eines gehorſamen Sohnes von Ihnen ſo oft erhalten habe; ſo mag ich auch itzt nicht Gelegenheit geben, dieſen Titel zu verlieren, auf den ich ſtolzer bin, als auf mein ganzes Vermögen und auf meinen

nen Adel. Ich will mich verheurathen. Ich habe mir eine Perſon ausgeſehen, die Ihrer väterlichen Liebe würdig iſt. Ihr Stand und ihre Schönheit ſind das Vornehmſte nicht, was mich zu dieſem Entſchluſſe bewogen hat. Ihre Tugend iſt es, ihr unvergleichlicher Charakter. O wäre ich itzt bey Ihnen, gnädiger Großpapa, um Ihnen die Hände zu küſſen; um Ihnen alles zu ſagen, was ich fühle, da ich dieſes ſchreibe; um ein Zeuge von den väterlichen Thränen zu ſeyn, die Sie, ich weis es gewiß, die Sie über das Glück Ihres Enkels vor Freuden fallen laſſen; Ihres Enkels, der Ihre ganze Liebe hat, und an dem Sie den Segen Ihres Gebetes noch bey Ihrem Leben erfüllt ſehen! Ich ſchreibe in einer wahren Entzückung, aus Liebe zu Ihnen, meinem beſten Vater, dem liebreichſten Greiſe in der Welt, und aus Liebe zu meinem Fräulein, meinem engliſchen Fräulein! Kann man ſich wohl anders ausdrücken, wenn man von der Fräulein von L** redet? Ihre Perſon iſt Ihnen nicht unbekannt; aber ſollten Sie ihre Gemüthsart, ihre vortreffliche Gemüthsart ſo kennen, wie ich ſie ſeit etlichen Monaten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, Sie würden mit gefaltenen Händen mir vom Himmel ein Glück erbeten helfen, deſſen ich in der That kaum würdig bin, und das, wenn mir es der Himmel giebt, mir nur Ihrentwegen, nur als eine Belohnung Ihres redlichen Herzens und zur Erhörung Ihres Segens, gnädiger Großpapa, gegeben wird. Sie ſehen mein ganzes Herz; aber wem wollte ich es auch lieber entdecken, als Ihnen? Ich habe an die Fräulein geſchrieben, auch an ihren Onkel. Noch zur Zeit habe ich von beiden keine Antwort. Ich finde Urſachen zu hoffen, daß die Fräulein nicht abgeneigt iſt. Ein Umgang von etlichen Monaten hat mich ſie kennen gelernt, und ich weis, daß mein Brief nicht gleichgültig aufgenommen iſt. Sie wird es aber doch auf den Ausſpruch ihres Onkels ankommen laſſen. Nur eins befürchte ich noch. Ihr Onkel glaubt, ſie ſey zum Heurathen noch viel zu jung. Ich glaube es nicht, gnädiger Großpapa, und ich hoffe, Sie werden meiner Meynung ſeyn. Da ich nur zwanzig Jahre alt bin, ſo iſt ein Fräulein von ſechzehn Jahren für mich wohl nicht zu jung. Wäre ich älter, ſo würde ich mich allerdings ſchämen, ihrem Onkel zu widerſprechen. Ich bitte Sie, gnädiger Großpapa, an den Herrn Oberſten zu ſchreiben; Ihr Verſpruch giebt der Sache auf einmal den Ausſchlag. Eilen Sie, das Glück Ihres Sohnes zu beſchleunigen; ein Glück, von dem mein Leben und meine ganze Wohlfahrt abhängt. Der Himmel laſſe dafür Ihre Jahre geſegnet, und Ihr Alter ſeyn, wie Ihre Jugend. Dieß iſt der Wunſch Ihres Enkels, welcher Ihnen mit kindlicher Hochachtung die Hände küßt.

Vetter,

Nun kommt Ihr mir abſcheulich vor. Es iſt mein Ernſt, glaubt es mir, mein ganzer Ernſt. Wenn die Liebe einen jungen Menſchen zum Narren macht; ſo lache ich über ihn, oder bedaure ihn auch, nachdem er es verdienet. Aber wer aus Liebe boshaft und zum Heuchler wird, der verdient meinen Abſcheu. Sonder Zweifel ſeyd Ihr mit Eurer Weisheit ſehr zufrieden, daß Ihr auf die glückliche Erfindung gefallen ſeyd, die Fräulein, die ohnedem unruhig genug iſt, noch mehr zu beunruhigen, und Euren alten ehrlichen Vater zu einer

Zeit zum Zorne wider Euch zu reizen, wo ſeine Kur eine vollkommene Gemüthsruhe verlangt, wenn ſie nicht zu ſeinem Tode ausſchlagen ſoll, und wo der arme Vater doppelt unglücklich ſeyn muß, da er keinen vertrauten Freund um ſich hat, der ihn tröſten kann, und da auch ſein ungerathener Sohn von ihm entfernt iſt, deſſen Reue, denn ganz verſtockt ſeyd Ihr wohl noch nicht, deſſen Reue aber ein ſo aufrichtiges Beginnen ihn wieder beruhigen könnte. Wie wenig verſteht Ihr Euer eigenes Glück! Ich vermied die Gelegenheit, Euch zu ſprechen, zu der Zeit, da ich wirklich für Euch arbeitete, da es aber noch zu früh war, Euch etwas davon zu entdecken. So klug Ihr Euch zu ſeyn einbildet, ſo wenig ſeyd Ihr es, Vetter, ſo bald Eure Leidenſchaften in Bewegung kommen. Die Fräulein und ich hatten den Onkel unvermerkt auf unſre Seite gebracht. Gleich nach ſeiner Rückkunft wollte er an unſern Vater ſchreiben, und ihn von ſeiner Liebe abrathen. Sein Rath iſt vernünftig und freundſchaftlich; unſer alter Vater, Ihr wißt es wohl, iſt ein rechtſchaffner Mann, und von Einſicht. Er würde ſeine Uebereilung erkannt haben; er würde den Oberſten und die Fräulein gebeten haben, ſie zu vergeſſen, und niemand etwas davon zu entdecken; ich und Ihr hätten davon nichts gewußt; nach einiger Zeit hätte es Euch frey geſtanden, um die Fräulein anzuſuchen; Euer Vater würde ſelbſt dazu geholfen haben, und die Fräulein hätte, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, Euch eine Hand anbieten können, die frey war. Kurz, alles wäre nach Wunſche gegangen. Ich ſage Euch dieſes, Euren Stolz zu demüthigen. Alle meine freundſchaftlichen Abſichten habt Ihr durch Eure unbedachte Hitze verderbt. Die Fräulein muß Euch meiden, da Ihr Euch ſo öffentlich zum Nebenbuhler Eures Großvaters aufwerft. Dem

Onkel

Endlich könnt Ihr wohl nicht verlangen, daß er Euch mehr lieben ſoll, als ſeinen alten Freund, unſern Vater; und dieſer zärtlich liebende Vater muß Euch haſſen, da er noch nicht Zeit gehabt hat, ſich von ſeiner Schwachheit zu erholen, und da er Euch als die einzige Hinderung ſeiner Abſichten anſieht, durch welche er glücklich zu werden glaubte. Kann Euch der Haß eines Vaters, welcher Euch mehr, als ſich ſelbſt, liebte, gleichgültig ſeyn? Habt Ihr noch einige Empfindung der kindlichen Liebe, fällt es Euch noch zuweilen ein, wie zärtlich dieſer beleidigte Vater gegen Euch war, ſeyd Ihr noch ein Menſch; ſo müßt Ihr erſchrecken, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr mit eigner Hand, die der unglückliche Vater Euch beym Abſchiede ſo liebreich drückte, ihm das Herz durchbohrt. Denn das iſt die gewiſſe Folge, die Euer übereilter Brief haben wird. Er iſt mehr, als übereilt; er iſt boshaft und tückiſch. Ihr bemächtiget Euch im Anfange des Briefes ſeines Herzens, da Ihr ihn an ſeine Liebe, an Eure Jugend, an ſein Verlangen, Euch verheurathet zu ſehen, an Euren ehemaligen Gehorſam erinnert. Ihr malet ihm die Perſon, die Ihr Euch auserſehen habt, ſo vortrefflich und tugendhaft, als er ſie Euch wünſchen kann, und alsdann erſt, da Ihr ſeine ganze Zärtlichkeit in Bewegung gebracht habt, da der gute Greis gewiß ſchon vor Freuden über das bevorſtehende Glück ſeines liebſten Kindes geweint hat, alsdann erſt nennt Ihr ihm Fräulein von L**. Kann ein beleidigter Feind grauſamer ſeyn, als ſein Sohn gegen ihn iſt? Was war Eure Abſicht, ihn auf einer jeden Zeile an ſein Alter zu erinnern? Zitterte Euch die Hand nicht, da Ihr die Jahre des Fräuleins mit Euren Jahren verglicht, und glaubtet, daß Euer Verlangen unſträflich ſeyn würde, wenn Ihr älter wäret? Seyd Ihr allein ſo ſcharfſichtig, daß Ihr Euch einbildet, andre würden dieſe Vergleichung nicht verſtehen? Und waret Ihr wohl unverſchämt genug, zu wünſchen, daß andre und Euer Vater dieſe Bitterkeit verſtehen mochten? Vetter! Seyd Ihr bey dem Vorwurfe der Ehre und der Menſchen[illegible]be taub; ſo ſeyd Ihr es gewiß auch, wenn ich Euch an die Pflichten der Religion erinnern wollte. Es fehlt nur ein einziger Schritt noch zu Euerm völligen Verderben. Ich erſchrecke, ſo oft ich den Schluß Eures Briefs leſe. War Euch die Schrift nicht heilig genug? Eure Bosheit vollkommen zu machen, mußte ſelbſt das Gebet zu einem bittern Vorwurfe dienen. Ach, thorichter Vetter! Euer Alter ſey nicht wie Eure Jugend! Wie ſehr wünſche ich Euch das! Wie ſehr wünſche ich, daß Ihr niemals Urſache haben möget, mit Schrecken an den Mißbrauch dieſes Wunſches zu denken! Faſt ſchame ich mich Eurer. Verlangt nicht, mit mir zu ſprechen, bis wir Briefe von unſerm Vater bekommen haben, und bis ich ſehe, ob ihm Eure Thorheit das Herz bricht. Das hätte ich von Euch nicht geglaubt. Der redliche Vater! Ich bin itzt zu ernſthaft, Euch zu ſagen, was ich von Euern Briefe an das Fräulein halte. Er iſt ein Miſchmaſch von Pedanterie und Tändeley. Das Fräulein müßte wenig Geſchmack und Einſicht haben, wenn er ihr erträglich ſeyn ſollte. Ich ſchäme mich, das Fräulein zu ſprechen. Wie ſehr liebte ich Euch, Vetter, ehe ich Euch kannte, ehe ich noch wußte, zu welchem Grade der Bosheit Ihr fähig wäret! Ich mag Euch nicht ſehen, durchaus nicht, bis ich Briefe vom Vater habe. Vielleicht lebt er itzt nicht mehr, da ich dieſes ſchreibe. Ich weine! Seyd Ihr wohl verſtockt genug, gleichgültig zu bleiben, da Eure Thorheit mich zu Thränen zwingt? Nehmt dieſen Brief auf, wie Ihr wollt. Ich fühle es, daß ich Euch doch noch liebe. Liebte ich Euch weniger, ſo würde ich gelaßner ſchreiben. Ich war die

Euch

zärtlich liebende Schweſter.

Gnädige Tante,

Sollen denn auch Ihre Bedienten Zeugen von meiner Schande ſeyn? Viermal bin ich geſtern bey Ihnen geweſen. Sie haben verboten, niemanden vor ſich zu laſſen. Ich leſe es in den Augen aller, die im Hauſe ſind, daß ſie von meiner Uebereilung wiſſen. Gnädige Tante, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Ich habe einen Fehler begangen; ich ſchäme mich deſſen. Ich ſehe es ein, wie unrecht ich an meinem Vater gehandelt habe; ich glaubte es nicht. Ich hielt es für ein unſchuldiges Mittel, mein Glück zu befördern. Ich liebe meinen Vater unendlich; noch dieſen Augenblick liebe ich ihn ſo ſehr, als jemals. Es war keine Bosheit, nein, gnädige Tante; Unvorſichtigkeit, eine Thorheit war es, die von der Liebe und Jugend herkam. Verdient denn dieſe Thorheit, daß Sie mir Ihre Liebe entziehen wollen? daß Sie mich in einer Unruhe laſſen, die alle Angſt eines Miſſethäters übertrifft? Haben Sie denn noch keinen Brief von meinem Vater, von meinem beleidigten Vater? Ja! beleidigt habe ich ihn, aber aus Thorheit, nicht aus tückiſcher Bosheit. Erlauben Sie mir, zu Ihnen zu kommen. Ich bin außer mir!

Vetter,

Wie ſehr freue ich mich über Eure Unruhe! Noch ſeyd Ihr nicht ganz verloren. Ihr würdet weniger fühlen, wenn Ihr verſtockt wäret. Gebe doch der Himmel, daß Eure Reue nicht zu ſpät ſey! Der Augenblick wird es entſcheiden, da ich Briefe von unſerm Vater bekomme. Bis ich dieſe habe, kann ich Euch unmöglich ſprechen. Gebt Euch keine vergebene Mühe. Weder Euch, noch ſonſt einen Menſchen laſſe ich vor mich. Meine Bedienten wiſſen die Urſache nicht. Traut mir die Ueberlegung zu, daß ich ihnen eine Sache nicht ſagen werde, die ich vor meiner vertrauteſten Freundinn geheim halten muß. Auf den Abend erwarte ich Briefe mit der Poſt. Ihr ſollt den Augenblick Nachricht davon haben. Gott laſſe ſie vergnügt lauten! Wie ſehr werde ich mich erfreuen, wenn meine Sorge vergebens geweſen iſt, und wenn ich keine Urſache behalte, mich zu ſchämen, daß ich Euch ſo aufrichtig geliebt habe.

Gnädige Tante,

In dieſem Augenblicke kömmt die Poſt. Laſſen Sie nach Briefen fragen, und reißen Sie mich aus einer Beängſtigung, die mir unerträglich wird. Ich zittre, wenn ich daran gedenke, daß unſer guter Vater krank oder wohl gar . . . . Nein, das glaube ich nicht; das wird der Himmel nicht thun. Es war ja nur eine jugendliche Thorheit. Sollte die ſo hart beſtraft werden, als die größte Bosheit? Wie ſehr muß ich für meine Thorheit leiden, und wie groß muß die Angſt eines Menſchen ſeyn, der aus Vorſatz boshaft geweſen iſt? Der Augenblick, in dem ich die Briefe von Ihnen bekomme, muß mein künftiges Schickſal entſcheiden. Lebt er, iſt er noch geſund; wie froh will ich dem Himmel danken! Ich will mich aller Strenge geduldig unterwerfen, die mein Vater über mich beſchloſſen hat. Nimmermehr will ich ihn wieder beleidigen, den rechtſchaffnen Vater! Sollte er gar todt ſeyn; o, gnädige Tante, dieſe Gedanken kann ich nicht ertragen! An dem Tode des zärtlichſten Vaters Urſache ſeyn, Ihre Liebe verlieren, und dem Fräulein verächtlich werden, das entſchuldiget die gröſte Verzweiflung. Mein Entſchluß wird ſchrecklich ſeyn; aber es iſt mir auch alsdann unerträglich, länger zu leben. Ich erwarte die Briefe mit Zittern.

Vetter,

Der Vater lebt noch. Er iſt geſund. Hier iſt ſein Brief. Er iſt geſchrieben, daß Ihr ihn leſen ſollt. Es wird Zeit dazu gehören, ſeine Liebe wieder zu gewinnen, die Ihr ganz verloren habt. Ich glaube, er würde noch heftiger ſeyn, wenn er vermuthen könnte, daß Ihr und ich etwas von ſeinen Abſichten auf die Fräulein wüßten. Noch zur Zeit hält er Euch für unartig und dumm. Wüßte er ſo viel, als ich, ſo würde er Urſache haben, Euch für boshaft zu halten. Macht Euch den Fehler zu Nutze, den Ihr begangen habt. Seyd künftig klüger. Bemüht Euch, das Herz Eures Vaters wieder zu gewinnen. Es koſtet Euch ein groſes Opfer; aber ich kann Euch nicht helfen. Die Fräulein iſt unpaß, ich werde ſie morgen beſuchen. Lebt wohl, und glaubt, daß ich Euch liebe.

Frau Tochter,

Meine Reiſe iſt, Gott Lob! glücklich geweſen. Ich bin am fünften dieſes hier angekommen, und habe ſogleich meine Badekur angetreten, wobey ich mich wohl befinde. Im rechten Fuße habe ich ſeit einigen Tagen ziemliches Reißen. Es könnte wohl gar das Podagra werden. Je nun, nun! vielleicht lebe ich hernach noch zwanzig Jahre länger, und bin deſto muntrer, wenn es vorbey iſt. Aber aufs Hauptwerk zu kommen. Was für ein Narr iſt unſerm Jungen, meinem Enkel, in den Kopf geſtiegen! Lies einmal ſeinen Brief, Frau Tochter, den ich geſtern von ihm bekommen habe. Des Himmels Einfall hätte ich mir eher verſehen, als ſo einen albernen Streich von dem Buben. Kaum habe ich den Rücken gewandt, ſo wird das Närrchen verliebt, und weißt du wohl, in wen? In die Fräulein von L**. Ich ſehe wohl, ich muß dem Jungen wieder einen Informator halten, daß er in die Schule gehe, ſonſt wird er zu muthwillig. Bedenke nur einmal, Frau Tochter, der Limmel iſt kaum neunzehn Jahre alt, und will ſchon eine Frau haben; und was das Lächerlichſte iſt, bloß aus Hochachtung für mich will er eine Frau haben, damit ich das geſchwinde Vergnügen haben ſoll, in meinem zwey und ſiebenzigſten Jahre zu erfahren, wie meine Urenkel ausſehen. Ich glaube, Frau Tochter, der Bube iſt betrunken geweſen, da er an mich geſchrieben hat. Wenn habe ich ihm denn gute Worte gegeben, daß er ſich verheurathen ſoll? Meine ſelige Frau hat wohl ein paarmal davon geſprochen, ich habe wohl auch ein Wort davon laufen laſſen, es kann ſeyn; aber die Fräulein von L** iſt keine Sache für ihn, ſchlechterdings keine Sache. Das Mädchen iſt gut genug, es iſt wahr, ſie iſt gut erzogen, ein frommes chriſtliches Mädchen, und ſieht ganz reinlich aus; aber ſie iſt für ihn viel zu jung. Was ſoll ſie mit ſo einem Laffen anfangen, der ſelber noch eine Kinderfrau braucht? Und wenn die Fräulein ja heurathen will, ſo wird ihr der Oberſte ſchon einen feinen vernünftigen Mann ausſuchen, der in ſeinen beſten Jahren iſt, und die gute junge Fräulein vollends heran ziehen kann. Ihr Vermögen iſt auch, unter uns geſprochen, nicht das ſtärkſte, und Fritze muß eine Frau mit Gelde haben, da er nichts gelernt und kein Amt hat, folglich nichts verdienen kann; denn für einen Müßiggänger iſt er noch lange nicht reich genug. Aber ſo machen es heut zu Tage unſre junge Herrchen. Wenn ſie ein Paar Dörfer voll Bauern und ſieben Haare im Kinne haben, ſo denken ſie, ſie ſind reich und alt genug, Papa zu werden. Hernach ſetze ſich der Taugenichts auf ſein Gut, und wird der vornehmſte Bauer im Dorfe. Zu meiner Zeit, o! da wars ganz anders. Ich war ein mäßiger Burſche von dreyzehn Jahren, als mich mein Vater ſeliger, der Oberſtwachtmeiſter, mit nach Wien nahm. Da half ich Wien entſetzen, und ſchlug den Türken. Das gieng warm zu, Frau Tochter. Die Strapazzen, und was ich in folgenden Jahren ausgeſtanden habe, hätte Fritze nimmermehr ausgeſtanden. Ich war ſchon vier und zwanzig Jahre alt, als mir mein Vater eine Frau gab. Ich will Fritzen ſchon auch eine geben, wenn es wird Zeit ſeyn;

aber die Fräulein von L** nicht. Sage es dem Limmel! Ich weis nicht, Frau Tochter, ſeit welcher Zeit hat denn der Bengel lernen die Nativität ſtellen? Woher weis er denn, daß ich bey meinen hohen Jahren nicht lange mehr leben kann? Zwey und ſiebenzig Jahre, und die noch nicht einmal völlig, ſind bey meinem geſunden und ſtarken Körper ja kein ſo ſchrecklich hohes Alter; und meiner ſeligen Großmutter Bruder hat in ſeinem drey und ſiebenzigſten Jahre noch taufen laſſen. Die Zeit mag Fritzen ſchrecklich lang werden, daß der Großvater ſo ein zähes Leben hat. Mit einem Worte, Fritz iſt ein Narr, ſag es ihm; und damit er klug werde, ſo habe ich mich entſchloſſen, daß er drey Jahre auf Reiſen gehen ſoll. Er kann ſeine Sachen darnach einrichten. Sobald ich zurückkomme, ſoll er fort. Er ſoll über Wien, wo ich meine erſte Kampagne gethan habe, nach Italien, und ſodann weiter; und damit der Junge unterwegens keinen Schaden nimmt, ſo will ich ihm meinen alten Kammerdiener mitgeben. Kömmt er nach drey Jahren wieder heim, und ich habe ihn in ein feines austrägliches Amt gebracht; ſo mag er ſich eine Frau nehmen, ich bins zufrieden, aber die Fräulein von L** nicht. Er kann eine hübſche reiche Wittwe freyen. Es wird ihm auch gut thun, wenn er einen Thaler Geld mit kriegt. Die Zeiten ſind ſchwer! Nun, wie geſagt, Frau Tochter, er kann ſich reiſefertig halten. So bald ich komme, muß er fort. Laß ihn den Brief leſen. Es wird ſo gut ſeyn, als wenn ich ihm ſelber geantwortet hätte. Lebe wohl, und antworte mir bald.

N. S.

Ich habe ein paar Tage vor meiner Abreiſe der Fräulein von L** gewiſſe Rechnungen zugeſchickt. Ob ſie ſolche wohl muß bekommen haben? Erinnere ſie daran. Vielleicht antwortet ſie ein Paar Zeilchen. Sie darf den Brief nur unfrankirt gleich auf die Poſt geben. Ich möchte nur wiſſen, wie Fritze auf die Fräulein gefallen wäre. Der Laffe!

Gnädige Frau Hofräthinn,

Ich befinde mich etwas leidlicher, und bitte mir nunmehr die Ehre Ihres Zuſpruchs aus. Mein Onkel hat an den Herrn Kammerrath geſchrieben; hier iſt eine Abſchrift von ſeinem Briefe. Ich bin ſehr wohl zufrieden, daß die Sache allem Anſehen nach beſſer ausſchlägt, als ich anfangs hoffen können. Dieſe Unruhe wäre alſo größtentheils überſtanden; aber ich befinde mich in einer neuen. Ich verlange ſehr, mit Ihnen zu ſprechen. Wie glücklich iſt man, wenn man eine ſo vertraute Freundinn hat, als Sie ſind, gnädige Frau! Ich mißbrauche Ihre Liebe; aber ich weis mir nicht zu helfen. Kommen Sie bald. Ich bin, u. ſ. w.

Hochwohlgebohrner Herr Kammerrath,
Hochgeehrter Herr Bruder,

Wenn Sich der Herr Bruder noch wohl befindet, ſo wird es mir lieb zu vernehmen ſeyn. Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank, für meine Jahre ganz wohl. Im übrigen hat die Fräulein von L**, meine liebe Baſe, mich avertirt, daß mein Hochzuehrender Herr Bruder eine chriſtliche Abſicht auf das Mädchen habe. Deſſen freue ich mich nun gar ſehr, und danke dem Herrn Bruder herzlich für das freundſchaftliche Zutrauen zu meiner Familie, und namentlich zu dem guten Kinde. Sie iſt fromm und wohl erzogen, und eine gute Wirthinn, die ihren Mann einmal in Ehren halten wird. Allermeiſt aber kann ich dem Herrn Bruder nicht verhalten, daß das Mädchen faſt zu jung iſt, in den heiligen Eheſtand zu treten. Sie wird kaum noch ſechzehn Jahre ſeyn, und das, deucht mich, iſt faſt zu jung, eine Wöchnerinn zu werden. Man macht die guten Dinger vor der Zeit alt, und ſie kommen in das Eheſtandskreuz, ehe ſie recht anfangen zu leben. Wie ich denn dem Hochgeehrten Herrn Bruder nicht bergen mag, daß die Fräulein ſehr ſchwer daran geht. Sie iſt von ſo gutem jugement, daß ſie des Herrn Bruders Verdienſte vollkommen einſieht. Sie gratulirt ſich gar höchlich, wie es denn auch billig iſt, der Ehre, die ihr angetragen wird, und ſie hat mich verſichert, daß ſie nichts mehr wünſche, als mit der Zeit einen Mann zu haben, der ſo rechtſchaffen und edel geſinnt ſey, als der Herr Bruder. Nicht minder ſieht ſie wohl ein, wie groß das Glück in Anſehung der zeitlichen Umſtände ſey, das ihr angetragen wird. Unbeſchadet dieſem allen iſt ſie von dem Gedanken nicht abzubringen, daß ſie noch zu jung ſey. Wenn aber ich es ſehr ungern ſehe, daß ſie ſich in den Kopf geſetzt hat, vor ihrem zwanzigſten Jahre nicht zu heurathen; ſo wäre dieſes mein unvorgreiflicher Rath, man ließe das Mädchen vollends heranwachſen. Iſt ſie zwanzig Jahre, und der Herr Bruder bleibt auf ſeiner Meynung, eh bien, vielleicht giebt ſichs hernach eher. Der Herr Bruder iſt bey ſeinen Jahren noch munter und vigoureux, und wird dieſer gebetenen Dilation gar wohl deferiren können.

nen. Es laufen hier keine fatalia, wie in foro. Selbſt beliebigem Gutachten überlaſſe dieſes alles, was ich hier wohlmeynend ſchreibe. Poſito aber, der Herr Bruder fände Bedenken, ſeinem Suchen zu inhæriren, und glaubte, daß bey mehr zunehmenden Jahren es bequemer und ſeinem Alter anſtändiger wäre, unverheurathet zu bleiben, und den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen, und das Wohl ſeiner lieben Kinder, die den Herrn Bruder mit vieler Aufrichtigkeit verehren, fernerweit als ein zärtlicher Vater zu beſorgen, die auch denſelben pflegen und warten, als es für einen guten ehrlichen Vater gehört, und rechtſchaffenen Kindern allenthalben eignet und gebühret; poſito alſo, ſage ich, es vergienge dem Herrn Bruder die Luſt, ſich wieder zu vermählen: ſo wird es mir lieb ſeyn, wenn Er für mich und die Meinigen die gute Meynung behält, und der Fräulein hold und gewogen bleibe, wie es denn dieſelbe verdient, und es weiter zu verdienen ſuchen wird. Der ich den Herrn Bruder göttlicher Obhut empfehle, und nach abgelegtem guten Wunſche zu einer erſprießlichen Badekur und glücklichen Wiederkunft, mit alter deutſcher Treue unabläßlichen beharre,

Hochwohlgebohrner Herr Kammerrath,

Meines Hochgeehrten Herrn Bruders

dienſtwilliger Freund und Diener,

N.

Frau Tochter,

Sende dem Herrn Oberſten von *** inliegenden Brief unverzüglich zu. Es liegt mir daran. In acht Tagen hoffe ich, ſo Gott will, zurück zu kommen. Ich bin ſeit etlichen Tagen nicht gar zu wohl geweſen. Das Reißen in Gliedern wird immer heftiger. Die hieſigen Aerzte ſind alle der Meynung, es ſey eine fliegende Gicht. Ich hätte es doch nicht gedacht. Die beſtändige Mattigkeit iſt das, was mir am meiſten beſchwerlich fällt. Der Appetit iſt ſchlecht, und der Schlaf unruhig. Mit einem Worte, ich fuhle meine Jahre. Das Alter iſt ſelbſt eine Krankheit, ſagten unſre Väter. Wie Gott will! Ich bin alle Stunden bereit. Der Himmel bringe mich nur wieder geſund zu Euch, damit ich meine Kinder vor meinem Ende noch ſegnen kann. Sage es Fritzen, er ſoll nicht auf Reiſen gehen, ich habe mich anders entſchloſſen. Wenn es geht, wie ich wünſche, ſo habe ich einen Weg vor mir, ihn glücklich zu machen. Mündlich ein mehrers. Grüße Fritzen. Der Junge wäre gut genug, wenn er nur klüger wäre. Vielleicht giebt es ſich mit den Jahren. Wie nachſehend ſind doch die Aeltern gegen die Fehler ihrer Kinder! Wenn die Fräulein noch nicht an mich geſchrieben hat, ſo kann es Anſtand haben, bis ich zurück komme. Ich werde ſie wohl bey ihrem Onkel ſprechen. Ich bin,

Liebe Frau Tochter,

Dein redlicher Vater.

N. S.

Fritze ſoll ſich zwey reiche Kleider machen laſſen, und neue Livrey für die Bedienten. Wenn ich komme, daß alles fertig iſt. Lebe wohl.

Hochwohlgebohrner Herr Oberſter,
Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Die Schwierigkeiten, welche das Fräulein von L** gefunden hat, mich ihrer Gegenliebe zu würdigen, vermindern die Hochachtung im geringſten nicht, die ich gegen ſie hege. Sie ſind ihrem Alter und ihrer Einſicht ſo anſtändig, daß ich ſie doppelt verehren muß. Hätte ſie meinen Wunſch erfüllt, ſo wäre ich gewiß der glücklichſte Mann geworden; ihr Glück aber würde immer noch unvollkommen geweſen ſeyn, da mich meine Jahre zu ernſthaft machen, ihre Liebe zu vergelten. So ungerecht bin ich nicht, daß ich mein Glück dem ihrigen vorziehen ſollte. Der Herr Bruder ſind ein neuer Beweis, wie unſchätzbar ein vernünftiger Freund ſey. Ich ſehe meine Uebereilung ein, die ich begangen habe. Sie erinnern mich auf eine ſehr beſcheidne Art meines Alters, und der Pflicht, die ein Greis bey ſeinem herannahenden Ende zu beobachten hat. Ich will Ihr Vertrauen zu verdienen ſuchen, und mich einer Leidenſchaft entſchlagen, die mir bey meinen Jahren nicht mehr anſtändig iſt. Ich verwandle die Liebe, die ich gegen das tugendhafte Fräulein hegte, in eine väterliche Zärtlichkeit. Dieſen einzigen Fehler halten Sie mir zu gute, daß ich zu eiferſüchtig bin, den Beſitz dieſes liebenswürdigen Kindes jemanden anders, als meinem Enkel, zu gönnen. Ich weis, daß er ſie anbetet. Er verdiente nicht mein Sohn zu ſeyn, wenn er anders dächte. Es iſt mir unbekannt, ob das Fräulein gütig genug iſt, ſeine jugendlichen Fehler zu überſehen, und ob ſie ſich entſchließen kann, einen Menſchen zu lieben, der weiter keine Verdienſte hat, ihrer würdig zu ſeyn, als dieſe, daß er den Werth ihrer Tugenden und ihrer vorzüglichen Eigenſchaften empfindet. Nehmen Sie Gelegenheit, Hochgeehrteſter Herr Bruder, die Neigungen des Fräuleins zu unterſuchen. Das Vermögen, welches mein Enkel von ſeiner Mutter ererbt hat, iſt gar anſehnlich. Ich werde ihn, wenn ich lebe, in noch bequemere Umſtände zu ſetzen ſuchen. Ich will ihm einen anſtandigen Rang kaufen. Sterbe ich einmal, ſo fällt der größte Theil meines Vermögens wieder auf ihn. Aber ich will haben, daß er mir noch bey meinen Lebzeiten für meine Vorſorge danken ſoll. Für das danken uns die Kinder ſelten, was wir ihnen durch unſern Tod laſſen müſſen, weil wir es nicht ändern können. Diejenigen Wohlthaten genießen wir ſelbſt mit, die wir ihnen bey unſerm Leben erweiſen. Kann ſich mein Enkel eine großere Wohlthat wünſchen, als die, um welche ich für ihn bitte? Er hält es ſelbſt für die größte, ich weis es. Machen Sie ihn und zugleich mich glücklich, wertheſter Herr Bruder. Wir wollen das Vergnügen unſerer Kinder befeſtigen, weil wir beide noch leben. Vielleicht hat uns der Himmel unſre hohen Jahre nur um deswillen ſo lange gefriſtet, daß wir an dieſem Glücke gemeinſchaftlich arbeiten ſollen. Ich denke ganz ruhig an meinen Tod, wenn ich mir vorſtelle, daß ich in den Armen dieſer zärtlich geliebten Enkelinn ſterben ſoll. Laſſen Sie dieſe mir ſo angenehme Vorſtellung nicht vergebens ſeyn. Eilen Sie, meine Bitte zu erfüllen. Sie wiſſen nicht, wie lange Sie bey Ihren Jahren noch im Stande ſind, es zu thun. Ich wenigſtens fühle mein Alter alle Tage mehr. Meine Mattigkeit und andre Beſchwerungen erinnern mich ſtündlich an den letzten wichtigen Schritt, den wir zu thun haben. Ich werde meine Rückreiſe beſchleunigen, und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, da ich von Ihnen erfahre, ob ſich das Fräulein entſchließen kann, meinen Enkel glücklich zu machen, und einem redlichen

Vater, der ſie ſo zärtlich liebt, ſeine Bitte, vielleicht ſeine letzte Bitte, zu gewähren. Der Himmel laſſe unſre Kinder geſegnet ſeyn! Das Gebet eines Vaters bleibt nie unerhört. Es wird ihnen wohlgehen, und ſie verdienen es auch. Wir wollen uns lieben, Herr Bruder, bis wir ſterben. Unſre Kinder ſollen von uns lernen, was Freundſchaft ſey, damit ſie uns auch im Grabe noch ſegnen. Dieſes ſchreibe ich mit der wahren Hochachtung eines alten Freundes, und bin,

Hochwohlgebohrner Herr Oberſter,
Meines Hochgeehrteſten Herrn Bruders
ergebenſter Diener,
***

N. S.

Es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie und die Fräulein vergeſſen, daß ich die Uebereilung begangen habe, ſie auf eine andre Art zu lieben, als es itzt geſchieht. Ich würde Sie bitten, gegen keinen Menſchen etwas davon zu gedenken, wenn ich nicht wüßte, daß Sie auch ohne meine Bitte ſo gefällig wären, meine Schwachheit zu bedecken. Grüßen Sie die Fräulein in meinem Namen tauſendmal. Wie ſehr verlangt mich bey Ihnen zu ſeyn! Die guten Kinder! Es gehe ihnen ewig wohl!

Bey Vernünftigen iſt es eine der vornehmſten Regeln in der Freundſchaft, daß man Niemanden zu ſeinem vertrauten Freunde wähle, deſſen Charakter, deſſen Fehler und Tugenden man nicht vorher ſorgfältig geprüſt hat. Man behält zwar ſtets die Freyheit, ſich von ſeinem Umgange zurückzuziehen, wenn man findet, daß er die Hoffnung nicht erfüllt, die man ſich von ſeiner Aufrichtigkeit gemacht hat; allein der Vorwurf iſt dennoch bitter, und unſrer eignen Ruhe nachtheilig, wenn wir erfahren müſſen, daß wir zu leichtgläubig, oder doch nicht vorſichtig genug geweſen ſind.

»Ich habe mich vielmal gewundert, wie es kommen müſſe, daß man bey dem Heurathen, bey dieſer wichtigſten und faſt unzertrennlichen Art der Freundſchaft, ſo wenig Sorgfalt bezeigt, vernünftig zu wählen. Es wäre dieſe Vorſicht beſonders um deswillen ſehr nöthig, da gemeiniglich von beiden Theilen alle Sorgfalt angewendet wird, einander zu hintergehen, und ſeine Fehler zu verbergen. Unſere Vorfahren haben in gewiſſen Handlungen drey Hauptmängel feſtgeſetzt, welche den Kauf ungültig machen, wenn ſie verſchwiegen worden ſind. Sollte der Eheſtand nicht wichtig genug ſeyn, daß man ihrer auch wenigſtens drey feſtſetzte, durch welche die Verbindlichkeit von beiden Theilen aufhörte, ſo bald ſie verſchwiegen würden?

»Ich gebe hiermit allen verheuratheten Perſonen, beiderley Geſchlechts, die Freyheit, und erſuche ſie darum, daß eine jede drey Fehler aufſetzen möge, von welchen ſie glaubt, daß ſie ſo wichtig ſeyn könnten, die Ehe zu trennen. Es wird dieſe Nachricht zu einem Schlüſſel ſo vieler unglücklichen Ehen dienen, und ich werde Gelegenheit bekommen, aus allen Fehlern zuſammen drey der wichtigſten auszuſuchen, und es an ſeinem Orte in Vorſchlag bringen, daß ſie durch ein Landesgeſetz für zureichend erklärt werden möchten, als Hauptmängel alle Verbindung des Eheſtandes aufzuheben. Mein Verleger ſoll die Aufſätze annehmen; ich werde ſie ſodann mit Verſchweigung der Namen und Orte zuſammendrucken laſſen, und einen Vorſchlag thun, der dem gemeinen Weſen nicht anders, als vortheilhaft ſeyn kann, wenn er das Glück haben ſollte, die Achtung der Obern zu verdienen.

»So viel muß ich noch erinnern, daß unverheurathete Perſonen kein Recht haben ſollen, dergleichen Fehler in Vorſchlag zu bringen. Sie haben gemeiniglich zu viel Vorurtheile, und ich würde müſſen gewärtig ſeyn, viele wichtige Kleinigkeiten anzuhören.

»Da ich die Hoffnung nicht habe, daß mein patriotiſcher Einfall ſo bald zu Stande kommen, und als ein allgemeines Geſetz eingeführt werden möchte; ſo würde ich gern ſehen, wenn meine Mitbürger ſich wollten gefallen laſſen, ihre Liebesbriefe, ſtatt der bisherigen Seufzer und Flammen, und verſtellten Schmeicheleyen, ſo einzurichten, daß ſie ein wahres und redliches Bekenntniß ihrer Fehler wären. Wie viel unglückliche Ehen würden wir weniger haben, wenn dieſes geſchähe!

»Ich gebe hier eine Probe von einem ſo aufrichtigen Bekenntniſſe. Die übrigen Briefe, die angedruckt ſind, erläutern dasjenige noch weiter, was ich von dieſer Materie oben geſagt habe. Wenn ich die Aufſätze einmal der Welt bekannt mache, welche wegen der drey Hauptmängel im Eheſtande bey mir einlaufen werden; ſo will ich zugleich einen reichen Vorrath von Formularen für alle Stände und Arten der Liebhaber beiderley Geſchlechts liefern, wie ſie einander von ihren Fehlern beyzeiten Nachricht geben ſollen. Das Werk wird, wenn ich anders die Welt kenne, ziemlich weitläuftig ausfallen. Es ſoll auf Vorſchuß gedruckt werden, und ich will zu mehrerer Erbauung die Namen derjenigen vordrucken laſſen, welche darauf pränumeriren.

»Hier ſind die verſprochenen Briefe.«

Mademoiſelle,

Ich liebe Sie mit der größten Hochachtung. Bey den Vorzügen, die Sie ſo ſchätzbar machen, und bey meiner Gemüthsart iſt nichts natürlicher, als daß ich Sie ewig zu lieben wünſche. Geben Sie mir Ihre Hand; ſo glaube ich der glücklichſte Mann auf der Welt zu ſeyn. Vielleicht wundern Sie ſich über meinen unregelmäßigen Antrag. Meine Offenherzigkeit iſt Schuld daran, und die Sache, die ich bitte, iſt mir gar zu wichtig, als daß ich in dem Romanſtyle darum bitten ſollte. Ich laſſe Ihnen acht Tage Zeit, Ihre Erklärung zu thun; länger halten Sie mich nicht auf, ich erſuche Sie mit aller der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie empfinde. Mein Alter, meine Perſon, meine Glücksumſtände ſind Ihnen bekannt; aber vermuthlich meine Fehler nicht. Ich will ſo offenherzig ſeyn, und Ihnen dieſe ſagen.

Ich bin eigenſinnig, ſehr eigenſinnig, Mademoiſelle. Sie können die Ordnung in meinem Hausweſen einrichten, wie Sie wollen, und wie es meine Umſtände leiden; aber über dieſe Ordnung muß unverändert gehalten werden.

Ich muß eine jede Stunde voraus wiſſen, wenn ich eſſen, ſchlafen, arbeiten, und mich vergnügen ſoll. Die Veränderung einer einzigen Stunde bringt mich auf die ganze Woche in Unordnung. Ich werde Ihnen nichts an Putz und Bequemlichkeit mangeln laſſen, was Ihr Stand erfodert, und meine Einkünfte erlauben. Aber es wohnen in meiner Gaſſe Männer, welche noch einmal ſo vornehm und noch einmal ſo reich ſind, als ich. Werden Sie das Herz haben, die Weiber derſelben prächtiger ausgeputzt zu ſehen, und ihren größern Aufwand zu bemerken, ohne eine gleiche Pracht und eben ſo viel Aufwand zu verlangen? Gewiß, Mademoiſelle, ich würde es Ihnen abſchlagen, und alsdann würden mich weder Bitten noch Thränen erweichen. Nur aus Liebe zu Ihnen würde ich Nein ſagen. Es iſt keine Thorheit koſtbarer, als die Thorheit, es denen gleich zu thun, welche vornehmer und reicher ſind, als wir. Wenn man ſein ganzes Vermögen daran gewendet hat, um Vernünftigen zehn Jahre lächerlich zu werden; ſo iſt man die übrige Zeit des Lebens Vernünftigen und Unvernünftigen verächtlich, wenn ſie ſehen, daß uns die Armuth hindert, länger thöricht zu ſeyn. Wenn Sie meine Frau ſind, ſo verlange ich, daß Sie ſich eben ſo viel Mühe geben, mir durch einen reinlichen Anzug zu gefallen, als Sie ſich in den erſten Tagen unſers Eheſtandes geben werden. Eine Frau, welche ſich mehr für die Welt, als für ihren Mann putzt, verräth eine Sorgloſigkeit, welche ihrem Manne empfindlich, und der Welt verdächtig ſeyn muß. Eiferſüchtig bin ich nicht; aber ich werde es gern ſehen, wenn Sie Ihre Aufführung ſo vorſichtig einrichten, als wenn Sie den eiferſüchtigſten Mann von der Welt hätten. Meine Bedienten ſind gewohnt, von mir als freye Menſchen und nicht als Sklaven gehalten zu werden. Es ſcheint mir unrecht, ihnen ihre Armuth empfinden zu laſſen, da ſie gemeiniglich keinen Fehler weiter haben, als dieſen, daß ſie nicht ſo reich ſind, wie wir. Ich glaube nicht, daß es Ihnen ſchwer fallen wird, ſich eben ſo glimpflich gegen ſie zu bezeigen, da dieſes das bequemſte Mittel iſt, die Hochachtung und Treue der Bedienten zu gewinnen. Noch unzufriedner bin ich über diejenigen Herrſchaften, welche ſich zu ihren Bedienten allzu vertraulich herablaſſen. Man giebt ihnen eine Freyheit, deren ſie ſich mit der Zeit gewiß mißbrauchen. Ich werde Ihnen ſehr verbunden ſeyn, wenn Sie zu keiner Zeit vergeſſen, daß Ihr Aufwartmädchen niemals Ihre vertraute Freundinn iſt. Bemächtigen Sie ſich der Herrſchaft in der Küche. Ich verlange nicht, daß Sie ſelbſt kochen ſollen; aber das verlange ich, daß das Geſinde Sie für eine vernünftige Wirthinn, und nicht für ein erwachſenes Kind hält, welches nur da ſitzt, um ſich füttern zu laſſen. Ich habe einen ſehr armen Vater, welcher ein redlicher Greis, aber kränklich, und ein wenig einfältig iſt. Getrauen Sie ſich wohl, ihn ſo zu lieben, wie Ihren eignen Vater? Ich werde es von Ihnen verlangen. Das Vermögen, welches mir der Himmel bey meiner Handlung gegeben hat, das hat er mir vermuthlich darum gegeben, um dieſem redlichen Manne ſein Alter erträglich zu machen. Es würde mir nahe gehen, wenn Sie anders dächten; und ich würde es nicht zulaſſen, gewiß nicht, Mademoiſelle. Auf dieſen alten redlichen Vater bin ich ſtolz, und meine Freunde können mir niemals empfindlicher ſchmeicheln, als wenn ſie dieſem gutherzigen Alten in ſeiner ſchlechten Kleidung eben die Achtung bezeigen, die man einem angeſehenen Greiſe von Stande ſchuldig iſt. Wie ſehr werde ich Sie lieben, Mademoiſelle, wenn Sie ſich gewöhnen können, dieſen guten Alten zu lieben! Noch eins. Ich kann mir nicht hitzig widerſprechen laſſen. Ich habe nicht allemal Recht, es iſt wahr; aber ich ſehe es gern, wenn man mir Zeit läßt, dieſes ſelbſt einzuſehen. Ich ſehe es ſehr bald ein, und alsdann ſchäme ich mich doppelt, ſowohl über meine Uebereilung, als über die Nachſicht meiner Freunde, die ich gemißbraucht habe.

Sehen Sie wohl aus allen dieſen Umſtänden, Mademoiſelle, daß ich die ungewöhnliche Abſicht habe, Herr im Hauſe zu ſeyn? Es iſt eine ſehr altväteriſche Mode; aber ich will ſie doch beybehalten wiſſen. So viel kann ich Ihnen inzwiſchen verſichern, daß, ſo gewiß ich Herr im Hauſe zu ſeyn verlange, ſo gewiß will ich auch, daß meine Frau Frau im Hauſe ſeyn ſoll. Dieſe Verſicherung muß Sie beruhigen.

Was urtheilen Sie, Mademoiſelle? Getrauen Sie ſich, einen Mann zu heurathen, der alle dieſe Fehler hat? Glauben Sie, dem ungeachtet glücklich mit ihm zu leben? Ich bitte mir binnen acht Tagen Ihre Antwort aus. Entſchließen Sie ſich dazu, ſo bin ich der glücklichſte Menſch. Können Sie ſich nicht entſchließen, ſo werden Sie mir bey einem aufrichtigen Geſtändniſſe wenigſtens nicht Schuld geben, daß ich Sie habe betrügen wollen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N**

Hochzuehrende Tante,

Herr N** hat mir einen Antrag gethan, welcher eine genauere Ueberlegung wohl zu verdienen ſcheint. Noch bin ich unſchlüßig, ob mir ſchon die offenherzige Art, mit welcher Herr N** ſich erklärt, beſonders gefällt, und viel Gutes verſpricht. Ich überſende Ihnen ſeinen Brief, und bitte mir Ihren guten Rath, ſo bald als es möglich iſt, aus. Die mütterliche Liebe, welche Sie bey andern Gelegenheiten gegen mich geäußert haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir von ganzem Herzen rathen werden. Ich würde itzt meine verſtorbene Mutter mehr als jemals vermiſſen, wenn mir nicht Ihre Wohlgewogenheit ein Recht gegeben hätte, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Ich habe meinen Onkel, und einige meiner Freundinnen des Wohlſtandes wegen zugleich mit zu Rathe gezogen; aber auf Ihren Ausſpruch, hochzuehrende Frau, werde ich es allein ankommen laſſen, da mein Onkel, wenn ich es wagen darf zu ſagen, ein wenig gar zu ſorgſam iſt, und meine Freundinnen zu leichtſinnig ſind. Ich bin mit der Zärtlichkeit einer gehorſamen Tochter,

Hochzuehrende Frau,

Dero

***

Hochzuehrender Onkel,

Es iſt mir, wie Sie aus inliegender Abſchrift ſehen werden, von dem Herrn N** ein Vorſchlag zu einer

Hey

Heurath gethan werden. Da auf dieſer Wahl mein ganzes zeitliches Glück beruht; ſo ſehe ich mich genöthigt, den guten Rath eines Mannes zu ſuchen, welcher die Welt ſo wohl kennt, als Sie, und von deſſen gütiger Vorſorge ich ſo überzeugt bin, als von der Ihrigen. Sie haben als Onkel die Gewalt, mir zu befehlen; und deſto williger werde ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit folgen, da ich Ihnen mit nichts, als mit der Bitte beſchwerlich falle, mir Ihren guten Rath zu ertheilen. Ich bitte, die Antwort zu beſchleunigen, und verharre ꝛc.

Liebe Baſe,

Du biſt ein glückliches Mädchen, daß Du die Achtung und die Zuneigung eines Mannes haſt erlangen können, welcher ſo einſehend und vernünftig iſt, als Dein Bräutigam. Wie glücklich würden unſre Ehen ſeyn, wenn es eingeführet wäre, daß junge Leute einander ihre Fehler entdeckten, anſtatt daß ſie ſich alle Mühe geben, einander durch Schmeicheleyen ſolche zu verbergen, und ſich auf beiden Seiten zu betrügen! Der Schritt, den Du itzt thuſt, iſt der wichtigſte Schritt, den ein Frauenzimmer in ihrem ganzen Leben thun kann. Und doch iſt man gemeiniglich bey keinem ſo leichtſinnig, als bey dieſem. Die Uebereilung von einer Minute iſt der Grund zu einem Mißvergnügen, das oft viele Jahre dauert, und ſich nicht eher endiget, als mit dem Tode. Alle unſre Einſicht, welche wir Frauenzimmer zu haben glauben, iſt gemeiniglich nicht hinreichend, die Verſtellung einer Mannsperſon zu überſehen, welche ſich um unſre Gegenliebe

liebe vermißt. In andern Fällen ſind wir ſcharfſinnig genug, nur in dieſem nicht, wo ſich Vorurtheile, Eigennutz und andre Leidenſchaften einmiſchen, die uns deſto leichter blenden, je klüger wir uns zu ſeyn dünken. O wie viel haſt Du gewonnen, liebe Tochter, daß Du alle Fehler Deines künftigen Mannes ſchon itzt beſſer kennſt, als ſie manche Frau an dem ihrigen nicht kennt, mit dem ſie wohl ſchon viele Jahre in einer mißvergnügten Ehe gelebt hat! Alle die Fehler, die Herr R** von ſich ſelbſt ſagt, ſind Tugenden, weil er ſie geſteht; und ſein Eigenſinn, wenn es anders ein Eigenſinn iſt, verſpricht einer vernünftigen Frau ein wahres Glück und ein dauerhaftes Vergnügen. Kannſt Du Dir wohl mehr wünſchen, als einen Mann, der nur deswegen Herr im Hauſe ſeyn will, damit er Dir bey Freunden und Bekannten das Anſehen der Frau vom Hauſe behaupten kann? Wie unvernünftig handeln unſre Weiber, welche die Größe ihres Anſehens auf die Verachtung ihrer Männer bauen wollen! Der Vorwurf fällt allemal auf ſie zurück, daß ſie bey dem Verſtande, mit dem ſie ſich brüſten, keine klügere Wahl getroffen, und einen Mann genommen haben, deſſen ſie ſich ſchämen müſſen. Die Entſchuldigung, daß ſie der Eigennutz dazu gebracht hat, gilt hier nichts, oder es müßte möglich ſeyn, daß man einen thörichten Fehler mit einer noch größern Thorheit entſchuldigen könnte. Laß Dich das nicht abſchrecken, daß er Dir ſo deutlich heraus ſagt, wie weit er Dir den Aufwand und Staat zulaſſen will. Wäre er weniger billig, und hätte er nicht Willens, als ein ehrlicher Mann zu ſterben; ſo würde er dieſe Vorſicht nicht brauchen. Er hat Recht. Es iſt keine Thorheit abgeſchmackter, als wenn man ſich durch einen übermäßigen Aufwand denjenigen gleichſehen will, welche ihr Stand über uns erhebt. Vornehmern wolden wir lächerlich; denen, die uns gleich ſind, verächtlich; nicht einmal den Pöbel blenden wir. Verlohnt es ſich wohl der Mühe, ſein Vermögen zu verſchwenden, um den Namen einer Närrinn zu erkaufen? Es iſt dieſes ein Fehler, den Weiber von demjenigen Stande, in welchen Du treten ſollſt, ſich immer vorwerfen laſſen müſſen, und immer mit Grunde. Nimm ihn, liebe Tochter, gieb ihm Dein Wort, ſo bald Du kannſt. Das iſt mein Rath. Bloß um deswillen verdient er Deine ganze Hochachtung und Zärtlichkeit, daß er Muth genug hat, vor den Augen der ganzen Stadt mit ſeinem alten guten Vater ſo groß zu thun, deſſen geringen Herkommens ſich vielleicht ein anderer ſchämen würde, der nicht ſo vernünftig wäre, als Dein Liebhaber. Wie gewiß kannſt Du ſeyn, daß er Dich auch im Alter noch zärtlich lieben wird, da er mitten unter den Schmeicheleyen, die er Dir als Liebhaber ſagt, mit einem ſo edlen Triebe Deine Hochachtung für ſeinen Vater von Dir verlangt. Was für Liebe und Ehrfurcht kann ſich Dein Bräutigam künftig von ſeinen Söhnen verſprechen, da er ſelbſt ein ſo tugendhafter Sohn iſt! Mit einem Worte, Du biſt glücklich. Gieb ihm Deine Hand. Dein Verſtand und Deine gute Aufführung verdienen dieſes Glück. Lebe wohl mit ihm! Mädchen, ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Lebe ewig wohl! Ich liebe Dich als Mutter.

Hochzuehrende Tante,

Von einer ſo liebenswürdigen Freundinn konnte ich mir nichts anders, als einen ſo aufrichtigen Rath und

den

die zärtlichſten Wünſche verſprechen. Ich habe dem Herrn R** geantwortet. Er wird, wie ich hoffe, mit meiner Erklärung, die er vom neuen ziemlich treuherzig gefodert hat, zufrieden ſeyn. Werde ich bey meiner Ehe glücklich, ſo werde ich es durch Sie, hochzuehrende Frau. Ich ſende Ihnen meine Antwort, und zugleich einige Briefe von meinem Onkel und einigen Freundinnen mit, die ich mir zurück ausbitte. Sie lieben mich alle, ich weis es; aber wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe theils eigennützige, theils flatterhafte Liebe von der mütterlichen Zärtlichkeit, die Sie, wertheſte Tante, gegen mich bezeigen. Ich küſſe Ihnen dafür die Hände; der Himmel laſſe mir ſie noch viele Jahre küſſen! Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich der Vorſorge einer ſo gütigen Mutter beſtändig verſichert ſeyn kann! Auf künftigen Sonnabend werde ich Sie beſuchen. Vielleicht begleitet mich Herr R** zu Ihnen. Er muß Sie kennen lernen. So viel er ſich auf ſeinen alten Vater zu gute thut, ſo ſtolz bin ich auf meine liebe Tante. Ich bin mit der kindlichſten Hochachtung,

Hochzuehrende Frau,

Dero

u. ſ. w.

Liebe Baſe,

Der Antrag iſt vortheilhaft, nimm ihn immer an. Ich habe mich nach ſeinen Umſtänden erkundigt. Er ſtehe gut. Wenigſtens funfzigtauſend Thaler hat er im Vermögen, und iſt ein guter Wirth. Wenn er nur noch

Pferde und Wagen abſchaffte. Er könnte alle Jahre dreyhundert Thaler erſparen, thut an Kapital à fünf Procent ſechstauſend Thaler. Denke einmal an, Baſe, was das ſagen will, und zwar bey einer Handlung, wie die ſeinige, wo er das Kapital wenigſtens auf zwanzig Procent nutzen kann. Sieh, wie weit Du es bringſt. Mannichmal kann eine Frau viel ſagen, wenn ſie es recht anfängt. Auf ſeine Bedienten wendet er auch zu viel; die Leute leben wie die kleinen Herren. Viel Arbeit und mäßig Futter macht gute Leute, ſagte mein ſeliger Vater immer. Nun er mag das halten, wie er will; es geht mich nichts an, und was mich nicht brennt, löſche ich nicht.. Wie geſagt, nimm den Mann! Aber das ſage ich Dir, fange es klug an; es wird Dein Schade nicht ſeyn. Eine gute Eheſtiftung iſt das Hauptwerk. Schmiede das Eiſen, weil es warm iſt. Itzt thut er alles, was Du verlangſt. Wenn er Dich einmal hat, hernach mußt Du nach ſeiner Pfeiſe tanzen. Du wirſt mich wohl verſtehen. Ich will Dir meinen Advokaten ſchicken, der weis, wo die Zäume hängen. Du bringſt ihm ſiebentauſend Thaler mit. Laß Du Dir dreyßigtauſend Thaler dagegen vermachen. Stirbt er ohne Kinder, . . . was meynſt Du wohl, ob das geſchehen wird? Nun, albernes Mädchen, darüber mußt Du nicht roth werden; wie geſagt, ſtirbt er ohne Kinder, ſo muß das ganze Vermögen an Dich fallen, ſchlechterdings an Dich, dafür ſorge ja, denn Du biſt ſeine Frau. Was gehn Dich ſeine armen Freunde an? Der alte Vater wird doch auch nicht ewig leben, und Du kannſt hernach noch allemal thun, was Du willſt. Es iſt beſſer, ſeine Freunde ſehen Dir in die Hände, als Du ihnen. Die Zeiten werden immer ſchlimmer, ſieh Dich ja wohl vo[illegible]euern und Gaben ſteigen. Der Einnahme wird i[illegible]wenige, ger; und was ſoll hernach eine arme Wittwe anfangen, wenn ihr der Mann geſtorben iſt? Die Freunde ſind alsdann immer die ſchlimmſten. Wie geſagt, heurathe ihn in Gottes Namen; es iſt eine gute Partie. Mein Advokat ſoll Dir noch mehr ſagen. Ich muß auf die Börſe gehn. Lebe wohl!

N. S.

Die dreyßigtauſend Thaler laß Dir in feinſilbrigen Zweydritteln verſchreiben. Je ſpäter Dein Mann ſtirbt, deſto mehr thun ſie hernach; denn das Agio ſteigt, Gott Lob! alle Tage.

Schweſterchen,

Biſt Du toll? Du wirſt doch den eigenſinnigen Mann nicht heurathen wollen? Das wird einmal ein zärtlicher Ehemann ſeyn, der ſchon als Liebhaber ſo deutſch von der Leber weg ſpricht, ehe er noch weis, ob Du ihn haben willſt. Das ſtünde mir an, daß ich mir auf eine ſo gebieteriſche Art ſollte Lebensregeln vorpredigen laſſen. Es wundert mich, daß Dein zärtlicher Tyrann nicht gleich das Maaß mitgeſchickt hat, wie weit Dein Reifenrock ſeyn ſoll, wenn Du das Glück haſt, ſeine unterthänig gehorſamſte Frau zu werden. Alles von der Welt laſſe ich mir gefallen. Aber das mag ſich mein künftiger Mann ja nicht unterſtehen, daß er mir vorſchreiben will, was ich für Kleider tragen ſoll. Dafür iſt er mein Mann, und nicht mein Schneider. Hat er das Herz nicht, eine Frau zu ernähren, welche ſo viel braucht, als ich, [illegible] er mich nicht nehmen; oder, wenn er mich doch [illegible], ſo ſoll er ſehen, wie ich ihm den Kopf will zurechte ſetzen. Was hilft uns denn unſer Eingebrachtes? Geben wir das um deswillen hin, daß wir die hohe Ehre haben, Frau zu werden? Sachte, vielkühner Ritter! Heut zu Tage ſpielt man die Romane anders! Ein Mädchen, das dem Manne tauſend Thaler zubringt, hat das Recht, ihm alle Jahre tauſend zu verthun. Dafür hat er auch eine Frau, die ihm Ehre macht. Soll ich mich um deswillen nicht ſo prächtig halten, als meine Nachbarinn, damit mein Mann ehrlich bleibe? Wo kömmt denn dieſe neue Weisheit her? Laß es ſeyn, Schweſterchen, daß der Mann zum Teufel gehe und bankrot macht; was ſchadet das der Frau? Und wenn alle Gläubiger betrogen werden, ſo gewinnt doch die Frau, oder ſie muß es ſehr dumm anfangen. Aber Dein Mann verliert ja ſeinen ehrlichen Namen dabey? Aber warum denn? Bey uns wohl nicht, Schweſterchen. Es iſt niemand ehrlicher, als ein muthwillig bankroter Kaufmann, und niemand glücklicher, als ſeine Frau, die ihn dazu gebracht hat. Wie altväteriſch biſt Du! Mit einem Worte, Dein Liebhaber mag ſeyn, wie er will, für mich wäre er nicht. So lange ich noch nach meinem Kopfe leben kann, ſo lange mag ich noch nicht ins Zuchthaus. Thue, was Du willſt, mit meinem Willen ſollſt Du den alten Jeſus Sirach nicht heurathen. Deswegen wollen wir nicht ſitzen bleiben; ich gebe Dir mein Wort. Für unſer Geld können wir uns einen Mann kaufen, wie wir ihn haben wollen, einen feinen geduldigen und gehorſamen Mann: das laſſe ich eher gelten. Lebe wohl und übereile Dich nicht. Ich bin Deine aufrichtige Freundinn ꝛc.

Jungfer Muhme,

Ihr Herzensbändiger ſcheint ein allerliebſter Pedant zu ſeyn. Was muß er mit ſeiner Ordnung ſagen wollen, die er ſo einförmig gehalten wiſſen will, daß ihm nicht eine Viertelſtunde verrückt wird? Der hätte ſollen einen guten Schulrektor in einem kleinen Städtchen abgeben, wo die Knaben von früh um ſechs Uhr an, bis auf den Abend um zehn Uhr, nach dem Takte der Ruthe ſich anziehen, lernen, eſſen, trinken und ſchlafen müſſen, und das heute wie geſtern, und morgen wie heute. Unmöglich iſt es Ihr Ernſt, daß Sie dieſen ſchematiſchen Mann heurathen wollen. Verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck; mein Bruder nennte ihn ſo, und lachte erſchrecklich dazu. Es muß wohl ein artiges Wort ſeyn; denn mein Bruder iſt witzig, wie der Henker! Wie geſagt, Ihr Ernſt kann es unmöglich ſeyn, oder Sie ſollten mich ſehr dauern. Bedenken Sie einmal, was ſoll das für eine Zucht werden? Einen Tag, wie den andern, beſtändig ordentlich, das iſt ja gar unerträglich! Soll ich Ihnen einmal wahrſagen? Wollen Sie wiſſen, wie es gehen wird? Hier haben Sie Ihren Lebenslauf.

Früh um ſechs Uhr ſteht die junge Frau auf, nachdem ſie dreymal gegähnt, und zweymal die Augen gewiſcht hat. Sie zieht ſich an, und zwar gleich reinlich und ſorgfältig, damit ſie das ſeltne Glück hat, ihrem theuern Gemahle zu gefallen. Es wundert mich, liebe Jungfer Muhme, daß Ihnen Ihr Liebhaber nicht auch vorgeſchrieben hat, wie lang der Morgenſegen ſeyn ſoll. Wie leicht könnten Sie länger beten, als er es ausgerechnet hat, daß Sie beten ſollen! Weiter!

Um ſieben Uhr wird Thee oder Kaffee getrunken, drey, höchſtens vier Taſſen, mehr nicht, junge Frau, bey

Leibe nicht mehr, daß ja die Wirthſchaft nicht in Unordnung geräth. Mit dem Schlage achte muß auch das Frühſtück verzehrt, und alles wieder abgeräumt und an ſeinen Ort geſetzt ſeyn.

Um acht Uhr geht der Mann auf die Schreibeſtube. Er küßt Sie zum Abſchiede, und geht! Sehen Sie nun, Jungfer Muhme, darauf können Sie alſo ſichre Rechnung machen, daß, wenn er Sie den erſten Tag früh um acht Uhr geküßt hat, ſo küßt er Sie das ganze Jahr lang früh um acht Uhr. Beträgt in einem Jahre, richtig gerechnet, dreyhundert und fünf und ſechzig Küſſe zum Frühſtücke, und wenn wir ein Schaltjahr haben, noch einen Kuß mehr.

Von acht bis zwölf Uhr haben Sie Zeit, Ihre Wirthſchaft zu beſorgen, und wie Ihr zukünftiger Eheherr ſehr tiefſinnig ſich ausdrückt, ſich der Herrſchaft in der Küche zu bemächtigen.

Um zwölf Uhr kömmt er heim. Sorgen Sie ja, daß Sie fein nach Rauche riechen, und Ruß am Arme haben, damit er die gute Wirthinn ſehe. Aber vor allen Dingen ſorgen Sie, daß das Eſſen mit dem zwölften Schlage auf dem Tiſche ſtehe.

Bis um zwey Uhr wird gegeſſen, und wie ich hoffen will, nichts gethan, als Kaffee getrunken.

Um zwey Uhr geht er wieder an ſeine Arbeit, und Sie gehn ins Bette. Denn ſo ein Barbar wird er doch nicht ſeyn, daß er Ihnen dieſes verwehren wollte. Schlafen koſtet ja kein Geld, und wenn Sie ſchlafen, ſo widerſprechen Sie auch nicht; zween Hauptpunkte, die Ihr Sittenprediger ſehr einzuſchärfen ſuchte! Bis um ſieben Uhr alſo thun Sie, was Ihnen gefällt, und dieſes werden wohl die einzigen Stunden ſeyn, wo Sie im Stande der natürlichen Freyheit leben, wie mein Bruder zu ſagen pflegt.

Um ſieben Uhr erſcheint der Herr vom Hauſe wieder, und verſichert die Frau vom Hauſe ſeiner Gunſt und geneigten Willens zuvorn.

Um acht Uhr kömmt das Abendeſſen unverzüglich.

Um neun Uhr, denn ſo lange, und länger nicht, darf man bey Tiſche ſitzen, wird die Tafel aufgehoben, vielleicht gebetet; und ſodann erhebt ſich der Herr mit ſeiner huldreichen jungen Frau zum Kamine, eine Pfeife Tabak zu rauchen und ſie zu examiniren, wie ſie heute ihre Stunden eingetheilt hat.

Es ſchlägt zehn Uhr. Geſchwind die Pfeife ausgeklopft, ausgezogen, zu Bette gegangen, und hernach — — was weis ich! Vermuthlich alles nach Stunden und Minuten, damit wir ja nicht in Unordnung kommen.

Früh um ſechs Uhr wieder aufgeſtanden, und ſodann ut ſupra, ſpricht mein Bruder.

Nun, liebe Jungfer Muhme, wie gefällt Ihnen der Lebenslauf? So ordentlich geht die Sonne nicht auf und unter. Muß ſo ein Eheſtand nicht ſchön ſeyn? Aber das rathe ich Ihnen, wenn Sie einmal in die Wochen kommen ſollten, daß Sie ſich ja an die Stunde binden, die er Ihnen ſetzt; ſonſt bringen Sie ihn um alle ſeine Ordnung.

Im Ernſte, Ihr Liebhaber iſt unerträglich. Wenn Sie es gut mit ſich ſelbſt meynen, ſo flechten Sie ihm ein niedliches Körbchen, und ſchicken Sie ihn heim. Das verdient der Eigenſinn. Ich verharre

Ihre Dienerinn,
ꝛc. ꝛc.

Liebe Schweſter,

Das muß ich geſtehen! So offenherzig habe ich noch keinen Liebhaber geſehen! Eine ganz neue Mode, ſein Glück zu machen, wenn man ſeine Fehler beichtet! Das wolle der Himmel nicht, daß das Ding unter uns Mädchen Mode werde! Was meynſt Du wohl, Schweſter, das ich zu meinem Amadis ſagen ſoll? Soll ich etwan ſprechen: »Ich habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich ein Mädchen bin, welches einen Mann haben möchte, und wenn er auch noch dümmer wäre, als Sie, tapfrer Amadis! Ich gebe Ihnen meine Hand, um mich dem jungfräulichen Zwange zu entreißen, und als Frau thun zu können, was ich will. Ich habe den Fehler, daß ich keine Mannsperſon haſſe, ob ich gleich nur einen auf einmal heurathe. Ich kann nicht leiden, daß Sie mir widerſprechen, denn Sie ſind der Mann, und ich bin ein ſchwaches Werkzeug. Ich werde Ihnen nicht mehr verthun, als ich brauche; aber ich brauche ſehr viel, um andern Weibern nichts nachzugeben. Ich werde alle Tage in Geſellſchaft gehen, damit mir Ihre beſtändige Gegenwart nicht zur Laſt wird. Sorgen Sie für Geld zum Spielen, damit Sie Ehre von mir haben. Wenn ich erſt ſpät in der Nacht nach Hauſe komme, ſo ſchlafen Sie nur ruhig. Ich bin mündig, und kann mir ſelbſt rathen. Für die Wirthſchaft werden Sie ſorgen, denn Sie ſind Herr vom Hauſe. Ich habe Sie geheurathet, um eine Frau zu ſeyn, und Sie, mein Herr, haben die Ehre, daß Sie mein Mann ſind, um mich zu ernähren; wie Sie das möglich machen, das iſt meine Sorge nicht. Dieſes ſind meine Fehler, zärtlicher Amadis; beſinnen Sie ſich, ob Sie dem ungeachtet ſich getrauen, mit mir glücklich

»zu leben.« Wie gefällt dir das, Schweſter? Sollte ich ſo treuherzig ſeyn? Ich weis wohl, wie ich bin: was braucht es mein Liebhaber zu wiſſen? Er wird es zeitig genug erfahren, wenn er mich am Halſe hat. Du denkſt vielleicht, Schweſter, was für ein glückliches Mädchen Du biſt, daß Du ſo einen treuherzigen Beichtſohn zum Freyer haſt. Glaub es nur nicht. Das ſind die ſchlimmſten, die ſich ſo aufrichtig ſtellen. Wage es einmal, wenn er Dein Mann iſt, und wirf ihm ſeine Fehler vor! »Habe ich Dir es nicht geſagt,« wird er ſprechen, »daß ich dieſen Fehler habe? Warum haſt Du »mich genommen?« Aber das iſt das Schlimmſte noch nicht. Hat Dein Mann das Herz, ſo viel Fehler von ſich ſelbſt zu ſagen: wie wird er Dir die Ohren reiben, wenn er Deine Fehler kennen lernt! Das wäre mir unerträglich. Wenn ich ſchon Frau bin, und Kinder ziehe, ſoll ich da noch erſt mich ſelbſt ziehen und hofmeiſtern laſſen? Nein, Herr Mann, das laſſe er bleiben, oder es läuft nicht gut ab!

Mit einem Worte, Schweſter, überlege, was Du thuſt, und mache Dich nicht ohne Noth unglücklich. Lebe wohl!

Liebe Jungfer Gevatterinn,

Ich weis nicht, was ich Ihnen rathen ſoll. So viel iſt gewiß, ich möchte lieber des Herrn R** Vater oder Bedienter ſeyn, als ſeine Frau. Er verlangt von Ihnen gar zu viel, gewiß gar zu viel. Mein ſeliger Mann, tröſte ihn Gott! hätte mir ſo kommen ſollen, wie Ihnen Ihr Liebhaber begegnet; mit Füßen hätte ich ihn getreten, den Hund! Es kann unmoglich ein gutes Ende nehmen, da er ſchon ſo früh anfängt, die Klauen ſehen zu laſſen. Das wolle der Himmel nicht, was ſoll daraus werden! Wir armen Weiber! Wir haben die ganze Wirthſchaft und die Kinder auf dem Halſe, wenn unſre Männer aus dem Hauſe gehen und vornehmen, was ſie wollen. Sollen wir nicht zu Hauſe unſern Willen haben, da wir ohnedem halbe Sklavinnen ſind? Ueberlegen Sie es wohl, Jungfer Gevatterinn; bey Ihren Jahren und bey Ihrem Gelde können Sie allemal wählen, wie Sie wollen. Der junge Herr P** wird außer ſich ſeyn, wenn er es erfährt. Sie können es nicht verantworten, daß Sie dem armen P** beſtändig ſo ſpröde begegnet haben. Verſtand hat er freylich nicht, aber deſto beſſer für ſeine künftige Frau. Hat er doch Geld, und wenn der Vater ſtirbt, ſo will er Baron werden, und den Pfefferkram aufgeben. Denken Sie einmal! Frau Baroneſſinn! Gnädige Frau Baroneſſinn! Wie das klingt! Und wenn Sie den Herrn R*** heurathen, ſo heißt es Frau R*** ſchlechtweg, und wenn es hoch kömmt, ſo kömmt eine Frau Commerzienräthinn heraus. Wie geſagt, übereilen Sie ſich nicht. Es wäre ewig Schade um Sie. Ich bin ꝛc.

N. S.

Wiſſen Sie denn auch, daß Ihr Herr R** ſchon vierzig Jahre alt iſt?

Mademoiſelle,

Ich habe neulich vergeſſen, Ihnen noch einen Fehler von mir zu ſagen. Es iſt dieſer, daß ich ſehr ungeduldig liebe, wenn ich liebe; und daß ich ſehr unruhig bin, wenn ich in vierzehn Tagen die Erklärung noch nicht erhalten kann, die ich mir binnen acht Tagen ausgebeten. Haben Sie die Güte, melden Sie mir Ihre Entſchließung. Auf der Welt wünſche ich mir nichts ſo ſehr, als Ihre Gegenliebe. Ich werde vielleicht untröſtbar ſeyn, wenn Sie mir eine abſchlägliche Antwort geben; aber ich ſchätze Sie zu hoch, als daß ich Ihnen den geringſten Zwang anthun ſollte. Erklären Sie ſich frey. Bin ich unglücklich genug, Sie nicht zur Frau zu bekommen; ſo laſſen Sie mir wenigſtens die Hoffnung, daß Sie mich für Ihren Freund annehmen wollen. Ich werde das ewig ſeyn, und mich aufrichtig freuen, wenn es Ihnen allezeit ſo wohl geht, als es Ihre Tugend verdient. Ich bin

der Ihrige,
N**

Mein Herr,

Vielleicht würde ich Ihnen geſchwinder geantwortet haben, wenn ich nicht ſo viel Hochachtung für Sie hätte. Ich habe Zeit gebraucht, um zu überlegen, ob ich das Zutrauen verdiene, welches Sie gegen mich äußern. Der Rath meiner nächſten Anverwandten ſchien mir in einer ſo wichtigen Sache nöthig zu ſeyn. Eine unvorſichtige Entſchließung würde vielleicht der erſte Fehler geweſen ſeyn, den Sie an mir billig zu tadeln gefunden hätten. Diejenigen von meinen Freunden, auf deren Einſicht ich mich verlaſſen kann, verſichern mir ſo viel Gutes von Ihnen, mein Herr, daß ich mich nicht länger bedenken darf, Ihnen meine Hand anzubieten. Ich thue es mit der Empfindung einer Perſon, welche wünſchte, durch Ihre Liebe glücklich und Ihrer Zuneigung immer würdiger zu werden. Ich bin ꝛc.

Ich hoffe, ich will mich mit der Erfahrung ſchützen, wenn ich behaupte, daß viele aus Neigung lieben, aber aus Eigennutz heurathen. Wenigſtens haben diejenigen kein Recht, mir zu widerſprechen, welche ſich mit einem Frauenzimmer verbinden, die, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ihre Großmutter ſeyn könnte. Dieſe Liebhaber der Alterthümer gewinnen in der That ſehr viel, wenn man ihnen Schuld giebt, daß ihre Verbindungen aus Eigennutz geſchehen. Wäre dieſes nicht, ſo würde man ſie gar für närriſch halten; und ich glaube, nach der Art, wie die heutige Welt denkt, iſt es immer rühmlicher, eigennützig, als närriſch zu ſeyn. Ich bin alſo nicht wider dieſe Art der Ehen. Dieſes ſcheint mir unleidlich zu ſeyn, daß man dergleichen Frauenzimmer, welche ohnedem ihr Alter abergläubiſch macht, ſo viel von Liebe und zärtlichen Empfindungen vorſchwatzt. Es iſt unbillig, ihre Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen. Ich will ein Formular geben, wie man in dergleichen Fällen ſeufzen müſſe. Ein jeder, der es braucht, wird es nach ſeinen Umſtänden zu verändern wiſſen. In der Hauptſache werden wir immer einig ſeyn, wenn wir anders aufrichtig ſeyn wollen.«

Madame,

Da ich nur fünf und zwanzig Jahre alt bin, und Sie geſtern in Ihr ſieben und funfzigſtes getreten ſind; ſo wird mich die ganze Welt für einen Narren halten, wenn man erfährt, daß ich mich habe überwinden können, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe, und Sie um Ihre Gegenliebe bitte. Wäre ich einer von den jungen leichtſinnigen Menſchen, welche auf weiter nichts ſehen, als auf die Jahre und auf ein friſches blühendes Geſicht, ſo würde ich mir ſelbſt dieſen Vorwurf der Thorheit machen. Aber, nein, Madame, meine Liebe iſt gründlicher und ernſthafter. Außer dem, daß Sie, ungeachtet Ihrer Jahre, noch immer das muntre und friſche Weſen beybehalten, das Sie in vorigen Zeiten ſchön und reizend gemacht haben mag; ſo beſitzen Sie gewiſſe Vorzüge, Madame, die Ihren Werth unendlich erhöhen. Jedes Jahr, das Sie zu alt ſind, können Sie mit tauſend Thalern abkaufen; und Sie kommen mir bey dieſer Rechnung kaum als ein Mädchen von ſechzehn Jahren vor. Ich ſchwöre Ihnen alſo bey Ihrem Gelde, und allem, was mir ehrwürdig iſt, daß ich Sie und Ihre Vorzüge aufs heftigſte liebe. Entſchließen Sie ſich, die Meinige zu ſeyn. Ich glaube, Sie werden bey Ihren Umſtänden mehr nicht von mir verlangen, als Ehrfurcht und Geduld. Dieſe verſpreche ich Ihnen. Da Sie ſo vernünftig ſind, Madame, ſo traue ich Ihnen zu, daß Sie meine Geduld nicht mißbrauchen, und zum längſten in ſechs Jahren Anſtalt machen werden, mich in die Umſtände zu ſetzen, daß ich den ſchmerzlichen Verluſt einer ſo ehrwürdigen Frau als ein betrübter Wittwer zween Monate lang beweinen, und ſodann durch Hülfe Ihres Geldes mir ein junges Mädchen wählen kann, in deren

An

Armen ich dasjenige empfinde, was ich itzt nicht fühle, und welche mich vergeſſen läßt, daß ich mir die Gewalt angethan habe, zu ſeyn,

Madame,

der Ihrige.

»Ich habe mich ſchon oben erklärt, in wie weit ich es entſchuldige, wenn junge Mannsperſonen alte Weiber heurathen. Lächerlich ſind ſie mir immer, das kann ich nicht läugnen. Sind ſie aber nur mit ihrem guten Vortheile lächerlich, und machen Sie nur Anſtalt, daß ihre bejahrten Schönen ſich zu rechter Zeit abführen; ſo werden ſie etwas haben, womit ſie ſich über die Spöttereyen der Welt tröſten können. Sie kommen mir wie diejenigen vor, die vor dem alten Bilde einer Heiligen knien, das ſchon ihr Großvater angebetet hat. Werden ſie erhört, ſo iſt es ſchon genug; nur darf dieſe Andacht nicht zu lange dauern. Oft fehlen wir in unſrer Hoffnung, und alsdann iſt das Unglück nicht zu überſehen. Ich habe einen Freund, welchen ſeine Schulden nöthigten, auf dieſe verzweifelte Art zärtlich zu thun. Er hat ſein Unglück zwanzig Jahre mit ziemlicher Gelaſſenheit ertragen. Schon dreymal hat er alles eingekauft, was zur Trauer eines Wittwers gehört; und dreymal hat ſich ſeine fünf und ſiebenzigjährige Phyllis entſchloſſen, wieder geſund zu werden, und vom neuen aufzuleben. Er hat mich gebeten, nachſtehenden Brief bekannt zu machen, damit er ſich bey denen entſchuldige, welche ihm die ungleiche Heurath

»mit einer fünf und funfzigjährigen Wittwe ehedem als eine Thorheit haben auslegen wollen.

»Er wünſcht, daß ſich andre an ſeinem Exempel ſpiegeln, und ſich auf die Sorgfalt der Aerzte nicht zu ſehr verlaſſen mögen, welche nicht allemal im Stande ſind, einen Körper zu tödten, bey dem die Liebe alle heilſame Arzneyen entkräftet. Hier iſt der Brief, welcher der Grund zu ſeinem Unglücke war. Kann man wohl ſo unempfindlich ſeyn, und ſolchen Reizungen widerſtehen?«

Mein Herr,

Ich weis in der That nicht mit Gewißheit zu ſagen, wie alt ich eigentlich bin. Nach meinem Taufſcheine bin ich etliche und funfzig Jahre. Ich kann mir aber nicht anders einbilden, als daß ſich der Küſter verſchrieben haben muß: denn nach meinen Kräften, nach der Begierde, die Welt zu genießen, und nach dem Verlangen, Ihnen, mein Herr, zu gefallen, nach allen dieſen Umſtänden zu urtheilen, bin ich unmöglich älter, als dreyßig, höchſtens ſechs und [illegible] Jahre. Ich bin auf dem letzten Balle ungemein [illegible] Ihnen zufrieden geweſen. Sie haben bey Ihren zwanzig Jahren etwas ſo geſetztes und männliches, welches alle meine Aufmerkſamkeit verdienet. Die andern jungen Herren flatterten um die Mädchen herum, die weder zum Lieben noch zum Tändeln alt genug, und viel zu jung ſind, vernünftig mit ſich reden zu laſſen. Ich werde es ewig nicht vergeſſen, mit welcher Achtung Sie mir den ganzen Abend hindurch begegneten. Ich war die erſte, die Sie zum

Tanze auffoderten, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie verſichre, daß ich bey aller Ihrer Beſcheidenheit die loſe Sprache Ihrer Augen verſtanden, und Ihr ganzes Herz geſehen habe, als Sie mir die Hand zum erſtenmale küßten. Faſt ſind Sie noch ein wenig zu furchtſam. Ich will Ihrer Schüchternheit auf dem halben Wege entgegenkommen. Ich will Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe. Urtheilen Sie, wie jung mein Herz ſeyn muß, da es mit dem Ihrigen einerley fühlt. Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich bey einer genauern Verbindung mit Ihnen mich wegen derjenigen Jahre ſchadlos halten kann, in denen ich an der Seite eines abgelebten närriſchen Mannes ganz troſtlos ſeufzen müſſen. Meine Aeltern zwangen mich, ihn zu heurathen, weil er Vermögen hatte; ich konnte ihn aber, aller Bemühungen ungeachtet, dahin nicht bringen, daß er ſeines Lebens überdrüßig geworden wäre. Dreyßig Jahre, können Sie es wohl glauben? dreyßig Jahre lebte er noch, und nur mir zum Trotze iſt er nicht eher, als vor fünf Jahren, geſtorben. Ich bin ganz frey, und beſitze, außer einem zärtlichen Herzen, Geld genug, Sie glücklich zu machen. Wollen Sie meine Hand anne[illegible] Hier iſt ſie. Es kömmt auf Sie an, wie vie[illegible] verlangen, ſich einen Rang zu kaufen, und eine anſtändige Equipage anzuſchaffen. Mit wem ich mein Herz theile, mit dem theile ich auch mein Vermögen. Mit der Zeit ſoll beides ganz Ihre ſeyn. Wären Sie weniger blöde, ſo würde ich mehr behutſam ſeyn, Ihren meine Empfindungen zu entdecken. Ihre Liebe iſt mir unſchätzbar; wie groß wird das Vergnügen noch alsdann ſeyn, wenn künftig einmal, der Himmel gebe, ſo ſpät, als möglich, die Zeiten kommen, die uns bey einem herannahenden Alter nöthigen, unſere Liebe in eine ernſthafte Freundſchaft zu verwandeln! Ich brenne für Verlangen, Ihre Entſchließung aus Ihrem Munde zu hören. Ich werde auf den Abend zu Hauſe ſeyn. Wie jugendlich ſchlägt mein Herz, da ich dieſes ſchreibe! Ich zittere, aber nur für Vergnügen zittere ich. Wie entzückend wird der Augenblick ſeyn . . . Nein, mein Herr, mehr kann ich nicht ſagen. Beynahe vergeſſe ich, daß ich ein Frauenzimmer bin. Mit einem Worte, ich liebe Sie. Preſſen Sie mir kein offenherziger Bekenntniß ab. Ich liebe Sie, und bin ganz

die Ihrige.

Die Menſchen ſind ſo ſinnreich, daß ſie vielmal »ihren größten Thorheiten einen frommen Anſtrich zu geben wiſſen. Bis auf die übereilten Ehen erſtreckt ſich dieſe Art der Andacht. Viele heurathen, ohne zu überlegen, ob ſie im Stande ſind, den unentbehrlichen Aufwand zu beſtreiten, welchen eine Wirthſchaft erfodert. Sie ſehen die Noth voraus, in die ſie ſich und die Ihrigen ſtürzen; ſie können aber der Liebe nicht widerſtehen. Und weil ſie in andern Handlungen vernünftig genug ſind, nichts unbeſonnenes zu unternehmen; ſo ſuchen ſie ſich zu bereden, daß diejenige Thorheit, zu welcher ſie ſich itzt anſchicken, eine Art von guten Werken ſey, wo ſie ihr chriſtliches Vertrauen auf die göttliche Vorſorge an den Tag legen, und den Himmel, ſo zu ſagen, bey ſeinem Verſprechen feſthalten wollen, damit er Anſtalt mache, ſie zu ernähren. Sie beten, und beten vielleicht andächtig: aber auch eine Thorheit, die man mit Gebet anfängt, bleibt dennoch eine Thorheit, und zieht oft die unglücklichſten Folgen nach ſich, welche in dem gegenwärtigen Falle deſto empfindlicher ſind, je weniger wir uns vorwerfen wollen, daß die Schuld unſer ſey. Wir wollen den Himmel zur Verantwortung ziehen. Wie leicht wird uns das Herz, wenn wir jemanden finden, dem wir unſre Uebereilung Schuld geben können! Ein leichtſinniger Thor flucht auf das Schickſal; ein frommer Thor ſeufzt über den Himmel. Beide ſind Thoren!

„Da dieſe unvorſichtigen Verbindungen nicht un-
„gewöhnlich ſind; ſo werden ſich vielleicht Leſer finden,
„welche ſich nachſtehende zween Briefe zu Nutze machen
„können.“

Mademoiſelle,

Ich habe einige Jahre her das Vergnügen gehabt, durch einen öftern Umgang den Werth Ihrer Tugenden und die Vortrefflichkeit Ihrer Gemüthsart kennen zu lernen. Da ich und Sie über die erſten Jahre weg ſind, in denen man die Empfindungen der Liebe gar leicht einer flüchtigen Uebereilung Schuld giebt; ſo kann ichs wagen, Ihnen meine Zärtlichkeit zu entdecken, und Sie zu verſichern, daß ich es für mein größtes Glück in der Welt halte, der Ihrige zu ſeyn; und daß ich dieſes mit einer ſo reifen Ueberlegung ſchreibe, daß ich überzeugt bin, dieſes Glück wird mir nach vielen ſpäten Jahren noch eben ſo ſchätzbar ſeyn, als es mir itzt iſt. Was für ein Himmel muß ein Eheſtand ſeyn, wo ſich die Liebe auf Tugend gründet, und wo man ſich von beiden Theilen Mühe giebt, die Hochachtung gegen einander immer neu zu erhalten, und täglich zu vermehren! Dieſe ſeltne Glückſeligkeit kann ich mir von niemanden in der Welt verſprechen, als von Ihnen, Mademoiſelle; und ich meines Orts müßte aller Empfindungen der Menſchheit unwürdig ſeyn, wenn ich das Geringſte verſäumen wollte, Ihre Glückſeligkeit eben ſo vollkommen zu machen, als ich die meinige zu ſehen wünſche. Kann ich hoffen, in meinen Wünſchen glücklich zu ſeyn? Das macht mir keine Sorge, daß mein Amt ſehr wenig einträglich iſt; daß Sie ſelbſt kein Vermögen beſitzen; und daß ich keine ſo nahe Hoffnung vor mir ſehe, wie dieſem Mangel der zeitlichen

Glücksumſtände abzuhelfen ſeyn möchte. Es kann nicht fehlen, eine ſo tugendhafte Liebe, wie die unſrige iſt, läßt der Himmel nicht unbelohnt. Er wird uns Wege zu unſrer Verbeſſerung zeigen, die wir als einen Segen unſrer vernünftigen Abſichten anſehen können. Geſetzt aber auch, unſere Umſtände verbeſſerten ſich nicht; geſetzt, wir lebten kümmerlich: o wie viel haben wir vor tauſend Familien voraus, da uns unſre aufrichtige und zärtliche Liebe nicht Zeit läßt, an unſern Mangel zu denken! Ich wenigſtens, Mademoiſelle, ich traue mir, bey Waſſer und Brodt der vergnügteſte Ehemann zu bleiben, wenn ich das Glück habe, der Ihrige zu ſeyn.

Antwort.

Nein, wahrhaftig nein, mein Herr, das iſt meine Religion nicht. So hoch ich Sie ſchätze, und ſo lieb ich Sie als einen meiner beſten Freunde habe: ſo wenig kann ich mich entſchließen, als Frau im Namen Gottes mit Ihnen zu hungern. Glauben Sie mir, es geſchieht nicht aus Leichtſinn, daß ich ſo ſchreibe. Sie kennen mich. So lebhaft ich bin, ſo ernſthaft bin ich auch, wenn ich an eine Verbindung denke, deren Folgen ſo wichtig ſind. Ich bin überzeugt, daß Sie der rechtſchaffenſte Mann von der Welt ſind, daß Sie mich aufrichtig lieben, daß Sie alles daran wagen würden, mich glücklich zu machen; daß unſer Eheſtand ein wahres Muſter einer vernünftigen Ehe ſeyn würde; das alles weis ich: Aber, mein Herr, aus Hochachtung gegen Sie, aus wahrer Freundſchaft, verſtehen Sie mich wohl, aus bloſſer Liebe zu Ihnen, mag ich Sie nicht zum Manne haben. Glauben Sie denn, daß unſer Eheſtand nur vier und zwanzig Stunden dauern ſoll? Und glauben Sie denn, wenn man vier und zwanzig Stunden Waſſer und Brodt gegeſſen hat, daß man ſich nicht ein wenig Fleiſch und Zukoſt wünſcht? Bey einem leeren Magen kann ſichs unmöglich lange zärtlich lieben. Stellen Sie ſich einmal vor, daß wir in chriſtlichem Vertrauen auf die Vorſorge des Himmels Mann und Weib ſind; daß Sie an dieſem Ende der Stube ſitzen, und ich an dem andern; daß Sie nichts zu eſſen haben, und daß mich hungert; daß ich aus Liebe zu Ihnen recht ſatt thue, und daß Sie aus zärtlicher Gegenliebe den Kopf traurig ſtützen, und unruhig nachdenken, wo Sie etwas zu eſſen für Ihre verhungerte Hälfte, für Ihr andres Ich hernehmen ſollen: was für ein Himmel der Ehe wird dieſes ſeyn? Je mehr wir einander lieben, je bekümmerter müſſen wir ſeyn, wenn wir ſehen, daß es uns an den unentbehrlichſten Nothwendigkeiten fehlt. Wiſſen Sie wohl, was ich thun würde, wenn Sie alsdann mein Mann wären? Ich würde mir die äußerſte Gewalt anthun, mich alle Mittage um zwolf Uhr mit Ihnen zu zanken, mich bis aufs Schlagen mit Ihnen zu zanken, und Sie ſo lange zu reizen, bis Sie im Zorne zu mir ſprächen: »Da, verhungre Beſtie!« Wie ruhig wäre meine Liebe gegen Sie, wenn Sie alsdann meine Noth nicht fühlten, wenn Sie vor Aergerniß vergäßen, daß Ihre liebe Frau nichts zu eſſen hätte, wenn ich den Kummer, unſern Mangel zu empfinden, ganz allein litte! Was wollen wir uns unſer Leben ſo ſchwer machen! Der Himmel will uns alle ernähren, es iſt wahr; aber das verſprach der Himmel zu der Zeit, da wir noch nicht ſo viel brauchten, wie itzt, und da die Eitelkeit der Menſchen viel tauſend unnöthige Dinge noch nicht erſonnen hatte, die in der Welt, worinne wir nun ſind, ganz unentbehrliche Dinge geworden ſind. Noch eins fällt mir ein. Können wir durch unſre übereilte Zuverſicht nicht andre auch unglücklich machen? Als ein unverheurathetes Frauenzimmer ſollte ich zwar zu blöde ſeyn, dieſes zu ſagen; aber aus Furcht zu hungern ſage ich alles, was mir einfällt. Mit einem Worte, ich glaube gewiß, daß es eine Art der Grauſamkeit ſey, wenn junge Leute ſich verheurathen, ohne zu wiſſen, wie ſie ihren Nachkommen den nothdürftigen Unterhalt und die nöthige Erziehung geben ſollen. Damit wir einander recht zärtlich und exemplariſch lieben können, ſollen deswegen unſre armen Kinder verhungern, oder dem Vaterlande zur Laſt ſeyn? Wiſſen Sie was? Sie für ſich haben zu leben, ich für mich auch; aber beide zuſammen haben wir kein Brodt. Wir wollen leben, wie bisher. Ich liebe Sie als einen vernünftigen und rechtſchaffenen Freund, und Sie lieben mich als Ihre Freundinn. Dabey ſoll es bleiben, und wir wollen niemals eher zuſammenkommen, bis wir zu Hauſe uns ſatt gegeſſen haben. Unſer Umgang wird immer vergnügt, immer tugendhaft bleiben, und wir werden den dauerhafteſten Vortheil haben, daß wir bey unſerer Freundſchaft nicht unruhig ſind. Sind Sie mit meiner Antwort zufrieden? Wie ſchwer wird es mir, eine Sache auszuſchlagen, die ich bey andern Umſtänden für mein größtes Glück halten würde! Leben Sie wohl!

Da die Natur allen Thieren den Trieb zu lieben eingepflanzt hat, ſo fühlen ihn auch die Pedanten, und oft fühlen dieſe ihn mehr, als vernünftige Geſchöpfe, weil man aus der Zergliederungskunſt will wahrgenommen haben, daß diejenigen Kreaturen am brünſtigſten ſind, die am wenigſten denken. Ich will meinen Leſern eine Art von dergleichen Seufzern mittheilen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie alle ſo beantwortet würden, wie ich dieſen beantwortet habe. Auf dieſe Art würde ſich das ſchmutzige Geſchlecht der Pedanten weniger vermehren.«

Hochzuehrende und Werthgeſchätzte Jungfrau!

Wenn ich Ihnen ſage, daß die Sonne zum Erwärmen, der Vogel zum Fliegen, und der Menſch zum Lieben erſchaffen iſt; ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, von der der wilde Scythe ſo ſehr, als der vernünftig denkende Grieche, überzeugt war. Amor omnibus idem! Die weiſe Natur hat dem Menſchen einen Trieb eingepflanzt, welchen er Liebe nennt, und der auf die Vermehrung ſeines Geſchlechtes abzielt. Ohne dieſen Trieb würden die großen Abſichten der mütterlichen Natur nicht beſtehen, und die Welt würde in ihr erſtes Chaos zurückfallen, wenn die Menſchen nicht liebten.

Ich, hochzuehrende und werthgeſchätzte Jungfrau, ich, der ich minima particula, ein kleiner Theil, dieſes Ganzen bin, ich fühle dieſe Triebe der Natur mehr als jemals, da ich das Glück gehabt, Sie kennen zu lernen. Ich halte es für meine Pflicht, dieſer Stimme zu folgen. Sie würden rebelliſch ſeyn, wenn Sie dieſen Trieben der Natur ſich widerſetzen, und nichts fühlen wollten, da Sie doch zu eben dieſen großen Abſichten ſo fühlbar geboren ſind.

Laſſen Sie uns denn, werthgeſchätzte Jungfrau, dieſe Triebe vereinigen, und, ſo viel an uns iſt, hindern, daß die Welt nicht zur Wüſte werde.

Sie heißen Dorothea, denn Sie ſind eine wahre Gottesgabe; und da ich Theodor heiße, ſo wird es überflüßig ſeyn, zu beweiſen, daß wir beide für einander geſchaffen zu ſeyn ſcheinen.

Jener malte eine Sonnenbluhme mit der Ueberſchrift:

Sequitur ſuum!

Wie dieſer iſt die Sonne:
So biſt du meine Wonne!

anzudeuten, daß ein Verliebter niemals ſeinen geliebten Gegenſtand aus den Augen laſſe, ſondern ſich, gleich einer Sonnenbluhme, nach demſelben beſtändig wende und kehre. Glauben Sie, hochzuehrende Jungfrau, daß ich niemals meine eheliche Pflicht aus den Augen laſſen, ſondern mit unverwandten Augen nach Ihnen, wie ein Schiffer nach dem Polarſterne, ſehen, und mir Mühe geben werde, Ihnen durch meinen Wandel ad oculum zu demonſtriren, daß ich bis zu dem letzten Hauche des

Lebens, ja wo möglich, noch länger, voll Hochachtung, Liebe und Ergebenheit ſey,

Hochzuehrende und Werthgeſchätzte Jungfrau,

Meiner Hochzuehrenden und Werthgeſchätzten
Jungfrau,

gehorſamſter und ehrendienſtwilliger
N.

Antwort.

Mein Herr,

Es iſt ein großer Fehler von meinen Aeltern, daß ſie mich haben Dorothea nennen laſſen. Weil ich aber auch Johanna, und Sie Kaſpar heißen; ſo mache ich mir ein Gewiſſen daraus, die Natur in ihrer Ordnung zu ſtören, und mit Ihnen ein Bündniß einzugehen, welches mir nicht den großen Abſichten der mütterlichen Natur gemäß zu ſeyn ſcheint. Ich weis nicht, was ich thun würde, wenn Sie ein vernünftig denkender Grieche wären, und ich eine wilde Scythinn; ſo viel aber weis ich, daß ich es lieber zufrieden bin, wenn die Welt in ihr erſtes Chaos zurück fällt, als wenn ich mich, gleich einer Sonnenblume, nach Ihnen wenden und kehren ſoll. Jene malte einen kleinen Korb, mit der Ueberſchrift:

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

Unter tauſend glücklichen Vorzügen, die der Bauer
»vor vielen Vornehmen genießt, iſt auch dieſer, daß
»er meiſtentheils vernünftig, vorſichtig und uneigen-
»nützig liebt. Es iſt wahr, er fängt gemeiniglich da in
»der Liebe an, wo wir aufhören; aber dieſes iſt ein neuer
»Vorzug für ihn; und wenn er weniger ſeufzt, ſo iſt er
»auch weniger lächerlich. Er überlegt, ob er eine Frau
»ernähren kann. Er ſucht ſich eine Frau, die ihm in ſei-
»ner Nahrung helfen ſoll. Er ſorgt, daß ſeine Kinder
»geſund und arbeitſam erzogen werden. Ein wenig Ei-
»ferſucht erhält die Liebe neu und lebhaft; und auch die-
»ſes Vergnügen fehlt dem Bauer nicht. Zur Abwechs-
»lung will ich ein Paar Briefe einrücken, welche zeigen,
»wie unſchuldig man in den Hütten liebt.«

Grethe,

Du biſt ein flinkes Menſch. Ich habe es in der Heuärnte geſehen, wie dir die Arbeit friſch von der Fauſt gieng. So eine Frau möchte ich haben! Willſt du mich, ſo ſchlag ein. Ich habe ein bezahltes Häuschen, funfzig Gülden baar Geld, und der gnädige Herr iſt mir auf ein ganzes Jahr Arbeiterlohn ſchuldig. Er wird mich ſchon bezahlen, wenn er Geld kriegt. Wir wollen uns redlich und ehrlich nähren, und für unſre Kinder wird ſich auch Brodt finden, wenn ſie arbeiten lernen. Was meynſt

Du, Grethe? Nimm mich, ich bin Dir gut. Thue mir nicht ſo ſchön mit Nachbars Chriſteln. Stecke den Brief nur hinter den Backofen, ich will ihn ſchon finden. Ich bin Dir recht gut.

Hanns,

Je nun, nun! Kann ich Dich doch wohl nehmen, wenn ich Dir gut genug bin. Wir wollen beten und arbeiten, es wird ſchon gehn. Für die Kinder iſt mir nicht leid; armer Leute Kinder brauchen nicht viel. Ich kriege von meiner Mutter noch zwanzig Gülden raus, und ein Ehrenkleid. Sonſt habe ich nichts. Ein neues rothes Mieder habe ich noch mit weißen Knöpfen, und einen gehenkelten Thaler. Wir wollen einander in Gottes Namen nehmen. Brodt wollen wir wohl verdienen. Ich ſcheue die Arbeit nicht. Mit Deinem Chriſtel! Ich habe ſeit dem Pfingſtbiere nicht mit ihm geredt. Du ſchierſt mich nur. Sage ich Dir doch auch nichts von der großen Hofmagd. Du kannſt mit meiner Mutter reden. Ich muß auf die Fröhne. Rede nur mit der Mutter.

Es giebt gewiſſe Vorurtheile, welche durch die Zeit und Gewohnheit dergeſtalt gerechtfertigt worden ſind, daß es eine Nothwendigkeit iſt, ſich ihnen zu unterwerfen, und daß man von denſelben nicht abgehen kann, ohne ſich den Urtheilen der Welt, und vielen daraus erwachſenden Verdrüßlichkeiten bloßzuſtellen. Dieſe privilegirten Vorurtheile äußern ſich nirgends ſtärker, als bey den Ehen, wenn eine von den beiden Perſonen ſich unter ihren Stand verheurathet. Dieſe Ungleichheit des Standes iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, da gemeiniglich ein jeder glaubt, er ſey beſſer, als ſein Nachbar. Ein reicher Bauer, der die Tochter eines armen Taglöhners freyt, wird das ganze Dorf und alle Bauerpatricien wider ſich aufbringen. Die Bürger machen unter ſich eine unendliche Abtheilung der Grade ihres Standes, und ſind ganz troſtlos, wenn einer von ihnen dieſe willkührliche Rangordnung übertritt. Bey niemanden fällt es mehr in die Augen, als bey dem Adel. Und dieſer hat, meines Erachtens, auch noch das meiſte Recht, wider ſolche ungleiche Heurathen zu eifern, da mit dem Adel verſchiedene weſentliche Vorzüge verbunden ſind, welche durch dergleichen Verbindungen entweder ganz wegfallen, oder doch Verwirrungen machen müſſen, wenn man ſich derſelben, dieſem ungeachtet, ferner anmaßen will. Die Exempel

»pel ſind ſo gar häufig nicht, daß ein reicher Bürger
»ſich mit einem armen Fräulein verbindet. Es iſt nicht
»zu läugnen, daß dergleichen Ehen oft auf beiden Thei-
»len vergnügt und glücklich ausſchlagen; und dennoch
»glaube ich, daß beide Theile viel dabey wagen. Sind
»die zärtlichen Monate des Eheſtandes vorbey; ſo kann
»es leicht geſchehen, daß den Mann eine Wahl gereut,
»durch welche ſeine Reichthümer nicht vermehrt worden
»ſind. Seine Frau aber muß ſehr vernünftig und billig
»ſeyn, wenn ihr nicht von Zeit zu Zeit der Rang ihrer
»Vorfahren und der demüthigende Gedanke einfallen ſoll,
»daß die Vorwürfe ihrer Verwandten gegründet ſind.
»Ich will Gelegenheit nehmen, dieſes in nachfolgenden
»zween Briefen weiter auszuführen.«

Gnädiges Fräulein,

Die Gelegenheit, die ich ſeit zwey Jahren gehabt, Sie kennen zu lernen, und durch einen täglichen Umgang Ihre Vorzüge und Tugenden einzuſehen, macht mich ſo dreiſt, Ihnen eine Erklärung zu thun, die Sie ſich vielleicht itzt am wenigſten vermuthen. Sie betrifft die Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und das Verlangen, das ich habe, durch die Erlaubniß, Sie zu lieben, und ewig der Ihrige zu ſeyn, glücklich zu werden. Ich weis die Einwürfe, gnädiges Fräulein, die Sie machen können, und die ich gewiß befürchten müßte, wenn ich von Ihrer billigen Denkungsart nicht beſſer überzeugt wäre.

Die Verbindung einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande wird nur denenjenigen übereilt vorkommen, welche von meiner zärtlichen Achtung für Ihre Perſon und von Ihrer Einſicht, die Sie über die kleinen Vorurtheile der Welt erhebt, unrechte Begriffe haben. Meine Vorfahren haben immer den Ruhm gehabt, ehrliche Leute zu ſeyn. Sie waren in der Stadt, wo ſie wohnten, von einigem Anſehen. Sie ſind zwar alle nur Bürger geweſen, aber tugendhafte Männer, und ich darf mich keines einzigen ſchämen. Das Glück, welches meinem Vater in der Handlung zufiel, brachte ihm die Bekanntſchaft und das Vertrauen der größten Familien zuwege. Ich bin der einzige Erbe ſeines hinterlaßnen Vermögens, welches mir überflußige Gelegenheit verſchafft, auf eine bequeme und ſehr anſtändige Art zu leben. Was mir noch an meinem zeitlichen Glücke mangelt, iſt der Beſitz einer ſo vernünftigen und tugendhaften Perſon, als Sie ſind, gnädiges Fräulein. Da Sie weder Aeltern noch nahe Anverwandte haben; ſo beruht mein Glück bloß auf Ihrer Wahl und auf Ihrem Ausſpruche. Darf ich hoffen? Wird es Ihnen ſchwer fallen, denjenigen glücklich zu machen, der es ohne Sie nicht ſeyn kann? Verlangen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mir die adlichen Vorzüge, welche die Natur meinen Vorältern verſagt hat, durch Geld verſchaffen ſoll? Aber werde ich Sie deswegen aufrichtiger lieben, als es itzt geſchieht? Werde ich, da Sie ſo billig ſind, in Ihren Augen mehr Verdienſte erlangen? Ich glaube keins von beiden. Verlangen Sie es ſchlechterdings, ſo will ichs thun; aber, ich geſtehe es, ich thue es ungern. Nicht darum, daß ich es denenjenigen übel auslege, welche es für nöthig hielten, ſich in den Adel einzukaufen; keinesweges. Es giebt Fälle, wo der Adel eine Belohnung auch für bürgerliche Tugenden iſt; und ſie iſt nöthig, auch andre aufzumuntern, ſich um ihr Vaterland verdient zu machen. Ich, gnädiges Fräulein, ich habe um mein Vaterland keine Verdienſte weiter, als ein redliches Herz und die Reichthümer meiner Aeltern. Auf das erſte bin ich ſtolz; aber eine ſo allgemeine Pflicht, als dieſe iſt, redlich zu ſeyn, giebt uns noch kein Recht, eine ſo wichtige Belohnung, als die Erhebung in den Adelſtand iſt, dafür zu fodern. Auf meinen Reichthum hingegen habe ich gar nicht Urſache ſtolz zu ſeyn. Es iſt ein Glück, das der nichtswürdigſte Menſch erlangt haben würde, wenn er meines Vaters einiger Sohn geweſen wäre. Kann ichs alſo wohl wagen, mich unter den Adel zu drängen, ohne den Vorwurf zu verdienen, der denen, die zu dieſer vorzüglichen Würde gelangen, gemeiniglich, und nur zuweilen ohne Grund, gemacht wird? Die vom Adel, welche vernünftig ſind, würden mit meiner Eitelkeit Mitleiden haben; die aber, die nicht vernünftig ſind, würden mich für einen lächerlichen Thoren halten, und mich verachten. Die vom bürgerlichen Stande würden das ſagen, was man in dergleichen Fällen immer ſagt; und immer ſagt man mehr Böſes von andern, als Gutes. Sie werden mich als einen Mann anſehen, der ſich ihrer ſchämte. Ein Bürger, der Vermögen und Anſehen hat, iſt zu ſtolz, als daß ihm die Geſellſchaft eines neuen Edelmanns ohne Verdienſte erträglich ſeyn ſollte. Was für ein unglückſeliges Mittelding zwiſchen den Adlichen und Bürgerlichen würde ich alsdann ſeyn! Jene würden mich verachten, und dieſe vermeiden. Rathen Sie mir wohl, gnädiges Fräulein, daß ich mir einen ſolchen Vorwurf ſo theuer erkaufen ſoll? Und dennoch will ich es thun, wenn Sie mir es rathen. Die Urtheile der ganzen Welt werde ich nicht achten, wenn ich dadurch das Glück erlange, daß Sie mich Ihrer Liebe würdigen. Ich erwarte Ihren Ausſpruch mit Ungeduld. Auf dieſem beruht meine ganze Zufriedenheit. Laſſen Sie mich nicht zu lange in der traurigen Ungewißheit, ob ich es wagen darf, zu ſagen, ich ſey,

Gnädiges Fräulein,

der Ihrige.

Mein Herr,

Ich muß mich ſchämen, daß ich noch bis itzt in einer Sache unſchlüßig bin, die mir von einem ſo vernünftigen Manne, und auf eine ſo anſtändige Art angetragen wird. Ich kenne den Werth Ihres Herzens. Meine Hochachtung gegen Sie iſt ſtärker, als eine gemeine Hochachtung. Ich glaube, ſie kömmt der Liebe ſehr nahe. Ich will dieſe Empfindung für eine Liebe halten, die ich der Tugend ſchuldig bin. Mit Ihrer Hand bieten Sie mir ſo viel Vortheile des Glücks an, welche ſtärker ſind, als ich jemals hoffen können; und welche allein ſtark genug ſeyn würden, ein jedes Frauenzimmer, das nicht reicher iſt, als ich, zu einem geſchwinden Entſchluſſe zu bringen. Mit einem Worte, ich kann nicht vernünftiger und zugleich vortheilhafter lieben, als wenn ich Sie liebe, mein Herr. Und dennoch bin ich ſo ſchwach, mich durch die kleinen Vorurtheile der Welt unſchlüßig machen zu laſſen, über welche, wie Sie mir ſchmeicheln, ich erhoben ſeyn ſollte. Meine Begriffe von dem wahren Werthe des Adels ſind den Ihrigen ganz ähnlich. Der Adel giebt denen, die ihn verdienen, einen anſehnlichen Vorzug, und er vermehrt die Schande derjenigen, welche ſeiner, und ihrer Ahnen unwürdig ſind. Ein Bürger, der durch ſeine Verdienſte um das Vaterland ſich ſelbſt dieſen Vorzug erworben, hat das Recht, von mir mehr Hochachtung zu fodern, als ein adlicher Taugenichts, den ein blinder Zufall aus einem alten Hauſe hat laſſen geboren werden. Auch darinn bin ich mit Ihnen einig, daß ein jeder bürgerlichen Standes nicht behutſam genug ſeyn kann, die Rechte des Adels auf ſich zu bringen, die ihn, wenn er es nicht ſchon vorher iſt, weder vernünftiger, noch tugendhafter machen. Ich wenigſtens würde für Sie, mein Herr, nicht einen Augenblick mehr Hochachtung haben können, als ich itzt habe, wenn Sie gleich in dieſem neuen Glanze zu mir kämen, in der Hand das koſtbare Pergament, und auf einer jeden Seite zwey Ahnen hätten. Da ich vom Adel ſo billig urtheile; ſo können Sie wohl glauben, daß mir nichts abgeſchmackter vorkommt, als der lächerliche Hochmuth der kleinen adlichen Seelen, welche alle andere und die vernünftigſten Männer verachten, weil ſie bürgerlichen Standes ſind. Dieſe Kreaturen haben wohl Urſache, auf die Vorzüge der Geburt zu trotzen; denn wenn dieſe nicht wären, ſo würden ſie oft gar nichts haben, womit ſie ſich von dem niedrigſten und unedelſten Pöbel unterſcheiden könnten. So wahr dieſes alles iſt, und ſo gewiß ich von dem überzeugt bin, was ich hier ſage; ſo gewiß iſt es doch auch, daß wir in einer Welt leben, die durch Vorurtheile regiert wird, und die zu alt iſt, als daß ſie ſich durch uns eines beſſern ſollte belehren laſſen. Dieſe mit Vorurtheilen eingenommene Welt iſt ſo unbillig, daß ſie die Heurath einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande ſchwerlich entſchuldigen wird, wenn auch dieſer noch ſo angeſehen und der vernünftigſte Mann wäre. Iſt dieſer Mann reich, und das Fräulein arm; ſo wird ein Theil des Vorwurfs mit auf ſie fallen, und man wird ſich Mühe geben, ihre Abſichten verdächtig, und wenigſtens eigennützig zu machen. Was hat ſie alsdann für Mittel in Händen, ihre Unſchuld zu vertheidigen? Und wie empfindlich muß ein ſolcher Vorwurf ſeyn, den man nicht ablehnen kann? Werden ihre eignen Verwandten billig genug ſeyn, ihren Entſchluß zu rechtfertigen, oder wird es ihnen nicht immer einfallen, daß ſie etwas gethan, das ein Fräulein von altem guten Hauſe nicht hätte thun ſollen? Es ſind Vorurtheile, mein Herr, ſehr lächerliche Vorurtheile, Sie haben Recht; aber ſie ſind doch allgemein, und um deswillen allemal gefährlich.

Müſſen Sie es nicht geſtehen, mein Herr, daß dieſer Fehler nicht dem Adel allein eigen iſt? Er iſt unter denen vom bürgerlichen Stande noch viel ſtärker. Ich will nur ein Exempel anführen. Ein Doctor iſt ein Bürger, ein Handwerksmann auch. Was für Bewegungen erregt das in der bürgerlichen Welt, wenn ein Doctor die Tochter ſeines Schuſters heurathet? Alle Kaffeegeſellſchaften, alle Wochenſtuben ſchreyen Ach und Weh über dieſe widernatürliche Verbindung. Haben Sie immer die gefällige Nachſicht gegen die Thorheiten meines Standes, welche ſich durch die Thorheiten des Ihrigen ſo lange rechtfertigen, bis beide vernünftiger denken, und billiger urtheilen lernen. Es iſt einem Fräulein wohl erlaubt, einen Mann bürgerlichen Standes hochzuachten, und ſeine aufrichtige Freundinn zu ſeyn, wenn man ihr gleich nicht erlauben will, ſich genauer mit ihm zu verbinden. Iſt eine ſolche Freundſchaft ohne Tadel nicht einer Liebe vorzuziehen, welche ſo bitter getadelt wird? Hat dieſer Mann Vermögen, iſt er wegen ſeines ehrlichen Charakters in der Stadt angeſehen: wie glücklich kann er ein Bürgermädchen machen, das arm, aber tugendhaft iſt! Die ganze Welt wird ſeinen Entſchluß preiſen; Adliche und Bürgerliche müſſen ihn wegen ſeiner Großmuth hochachten; die Familie, welche er in ſo vortheilhafte Umſtände geſetzt hat, wird ihn ſegnen und ehren. Hat ein Fräulein das Glück, ſeine Freundinn zu ſeyn; ſo wird ſie es nunmehr doppelt ſeyn müſſen, da ihm ſeine vernünftige Wahl ſo viel Ehre macht.

Sehen Sie, mein Herr, das ſind ungefähr meine Zweifel, die ich itzt habe, und die ich Ihnen nicht ſo offenherzig ſagen würde, wenn ich Sie weniger liebte. Laſſen Sie mir noch eine kurze Bedenkzeit; ich will mich hernach näher erklären. Das können Sie inzwiſchen gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung unverändert ſey

die Ihrige.

N. S.

Führen Sie mich heute in die Komödie. Es wird über unſern Text ein ſehr erbauliches Stück geſpielt. Ich erwarte Sie gewiß. Sie ſollen auf den Abend mit mir ſpeiſen, und mir ſagen, wie es Ihnen gefallen hat. Hier iſt der Komödienzettel. Bis auf Wiederſehen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß oftmals ein Frauenzimmer »»bürgerlichen Standes durch ihre Tugenden »»und ihre gute Aufführung das Glück verdient, ſich mit »»einem von Adel zu verbinden. Trägt ihre Schönheit »»etwas dazu bey, ſo iſt es für ſie ein Vorzug mehr; und »»ſie verdient doppelte Achtung, wenn ihr Vermögen ſo »»anſehnlich iſt, daß ſie ihren Mann auch auf dieſer Seite »»glücklich machen kann. Die Erfahrung lehrt uns, daß »»dergleichen Ehen vielmal der Grund einer dauerhaften »»Zufriedenheit ſind. Wenn beide Theile mit Vernunft »»wählen, und mit Zärtlichkeit ſich lieben; ſo haben ſie »»ein Recht, alle die Spöttereyen großmüthig zu verachten, »»welche von dem Pöbel darüber ausgeſtoßen werden.

»»Was ich hier angeführt habe, iſt die Schutzſchrift »»von dem, wovon nachſtehende Briefe handeln. Sie »»gehen diejenigen nichts an, welche vernünftig ſind; und »»ſie können nur die beleidigen, welche ein Recht haben, »»ſich für die Originale dazu aufzuwerfen. Sie werden »»ſich wohl ſelbſt melden; noch zur Zeit kenne ich ſie nicht, »»und ich werde mich ſehr erfreuen, wenn meine Leſer ſich »»überzeugen können, daß es dergleichen Originale nirgend »»gebe. Ich will den Vorwurf gern leiden, daß »»meine Charaktere unwahrſcheinlich ſind. Was ich als »»Autor dabey verliere, das gewinne ich auf der andern »»Seite als ein aufrichtiger Patriot wieder.«

Mademoiſelle,

Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun, der Ihnen Ehre macht.

Mein Vater heurathete ein blutarmes Fräulein aus einem uralten Hauſe. Mein Großvater vermählte ſich mit der Baroneſſinn von ***, deren Vorfahren zu Kaiſer Friedrichs des Rothbarts Zeiten zum heiligen Grabe als Ritter reiſten. Von meinem Urgroßvater iſt es bekannt, daß er ſich nicht entſchließen konnte, eine reiche Gräſinn zu heurathen, bloß darum, weil ihr Vater ein Kaufmann geweſen war. Er nahm ein armes Fräulein, welche von ſo gutem Adel war, daß ſie ſelbſt den Beyfall des Herzogs erhielt. Mit einem Worte, alle meine Vorfahren ſind ſo vorſichtig geweſen, daß ſie nicht unter ihren Stand geheurathet, und niemals ihren Adel mit bürgerlichem Blute befleckt und vermengt haben.

Und dennoch habe ich ſo viel Ueberwindung, Ihnen, Mademoiſelle, zu ſagen, daß ich Sie liebe, und dieſes in der ernſtlichen Abſicht, Sie zu meiner Gemahlinn zu nehmen. Ich gebe mich der Verachtung des ganzen Adels bloß, ich weis es wohl; aber ich kann es nicht ändern. Ein Bürgermädchen zu heurathen, das will viel ſagen! Sonſt war ich der erſte, der gegen dergleichen widernatürliche Ehen eiferte. Aber Noth bricht Eiſen! Meine Umſtände zwingen mich zu dieſem verzweifelten Entſchluſſe. Was ich von meinem Vater geerbt habe, das iſt ein altes adeliches Blut und neue Schulden. Die drey Güter, von denen ich mich ſchreibe, gehören meinen Glaubigern. Ich ſtehe in Gefahr, künftige Meſſe eine traurige Figur zu machen, wenn ich mich nicht durch Ihre Liebe rette. Sie haben Geld, und ich den Stand; wir wollen unſre Vorzüge mit einander theilen, ſo fehlt es uns beiden nicht an dem, was wir brauchen. Ich will die Schande Ihrer geringen Herkunft mit meinen alten Pergamenten zudecken. Erlauben Sie mir dafür, daß ich mit Ihren Wechſeln mich gegen die Grobheit meiner Gläubiger ſchütze. Ich mache Sie zu einer gnädigen Frau; iſt es wohl unbillig, daß Sie mich dagegen bey meinen Rittergütern erhalten? Wäre eine Möglichkeit, daß ich Ihr Geld, ohne Sie, bekommen könnte; ſo können Sie mir heilig glauben, daß ich Ihr Geld allein, und Ihre Perſon nicht verlangen wollte. Aber ich weis es ſchon, das thun Sie nicht; und ehe ich Ihr Geld miſſe, ſo will ich mir lieber gefallen laſſen, Ihre Perſon zugleich mitzunehmen. Glauben Sie nur nicht, daß Sie mir zu viel aufopfern. Ich wage meinen guten Namen, den Ruhm aller meiner Ahnen wage ich daran, der Ihrige zu werden; können Sie mir wohl dieſes mit Ihrem Gelde zu theuer bezahlen? Noch etwas muß ich Ihnen ſagen. Da Sie bürgerlich erzogen worden ſind; ſo haben Sie vielleicht die gemeinen Vorurtheile, daß mich unſre Ehe verbinden würde, Sie mit Hochachtung und aufrichtig zu lieben, und daß Sie ein Recht erhielten, in öffentlichen Geſellſchaften und in Gegenwart des ganzen Landadels mir, als Ihrem Manne, auf eine vertraute Art zu ſchmeicheln; keins von beiden. Bin ich Herr von Ihrem Vermögen, ſo habe ich, was ich geſucht. Von Ihrem Herzen verlange ich nicht Herr zu ſeyn, ob ich gleich will, daß Sie von mir, als Ihrem Manne, Befehle annehmen. Das bitte ich Sie, vergeſſen Sie ſich in Geſellſchaften nicht. Hochachtung und Ehrfurcht gehört mir. Eine vertraute Zärtlichkeit würde den Vorwurf rechtfertigen, den mir der Adel machen kann. Am beſten wird es ſeyn, wenn Sie, ſo viel möglich, die Geſellſchaften vermeiden, die über Ihren Stand ſind. Es wird Ihnen an Umgange nicht fehlen, da ich Willens bin, von Ihrem Gelde eine ziemliche Anzahl Bedienten zu ernähren. Meines Pfarrers Frau iſt ein ganz feines Weib, zu der können Sie ſich halten. Ein Umgang mit Ihres gleichen wird Ihnen am beſten anſtehen. Bey meinen Unterthanen heißen Sie immer gnädige Frau. Wenn ich vom Hofe abkommen kann, will ich Sie dann und wann beſuchen. Es würde öfter geſchehen, wenn Sie ſchön ausſähen; aber mit Ihrer Erlaubniß, Sie ſehen ſehr häßlich aus. Es ſey drum! Sind Sie doch reich, und für eines Bürgers Tochter ſehen Sie immer erträglich genug aus, zumal da Sie Ihr Schneider ſo wohl zu kleiden weis. Sehen Sie, Mademoiſelle, ich ſage es Ihnen, wie mirs ums Herz iſt. Mein Kammerdiener hat Befehl, nicht eher von Ihnen wegzugehen, bis er mir Antwort bringt. Ungeachtet Ihrer ſchlechten Erziehung traue ich Ihnen doch ſo viel Einſicht zu, daß Sie das Glück erkennen werden, welches ich Ihnen entgegen trage. Machen Sie ſich nicht vor der Welt lächerlich, und ſchlagen Sie eine Ehre nicht aus, die nicht alle Tage kömmt. Unſre armen Kinder dauren mich; denn ohne Kinder wird es doch nicht ganz abgehen, das ſehe ich ſchon. Ihre Mutter wird ihnen ein ewiger Vorwurf ſeyn, und ich bin freylich Schuld daran. Wer kann ſich helfen? Sie müſſen über die Unbeſcheidenheit meiner Gläubiger ſchreyen, welche mich ſo weit treiben. Was iſt zu thun? Sie mögen ſich durch die Welt bringen, ſo gut es angehen will; können Sie doch ſtudiren, dazu ſind ſie noch immer gut genug. Gott Lob! ich und alle meine Vorfahren haben niemals ſtudirt. Pedanterey iſt unſer Familienfehler nicht, hol mich der Teufel! nicht, das ſage ich Ihnen, Mademoiſelle! Leſen und ſchreiben kann ich ſo ziemlich; aber einen Haſen will ich Ihnen hetzen, trotz dem beſten Jäger, und wenn ich die Aufwartung habe, ſo mache ich auch der Antichamber Ehre; das können Sie mir glauben. Ich wüßte in meinem Leben nicht, wenn ich ſo viel geſchrieben hätte, als itzt an Sie; aber was thut die Liebe und der Glaubiger nicht? Das will ich nimmermehr vergeſſen, was mich dieſer Brief für Ueberwindung gekoſtet hat. Kurz, antworten Sie bald, und ſo, wie ich wünſche. Es ſoll Sie nicht gereuen. Ich bin

Ihr Diener,
***

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, der Sie auf den glücklichen Einfall gebracht hat, mich zu einer gnädigen Frau zu machen. Das iſt alles, was ich mir in meinem Leben wünſchen kann. Als ich noch jung und unverſtändig war, da würde ich zufrieden geweſen ſeyn, wenn ein feiner ehrbarer Bürger gekommen wäre; da ich aber älter und verſtändiger ward, ſo that ich bey mir ſelbſt eine Gelübde, daß ich niemanden, als einen Edelmann, heurathen wollte. Sie glauben nicht, gnädiger Herr, was für ein närriſcher Hochmuth unter der Bürgerkanaille iſt. Eine Doctorsfrau, deren Mann vielmal das liebe Brodt nicht hat, wird ſich nimmermehr überwinden können, der Frau des reichſten Kaufmanns den Rang zu geben. Mir iſt es am Sonntage ſo gegangen, daß die Tochter eines Profeſſors, welche ihrer ſeligen Mutter Brautkleid anhatte, ſich über mich drängte, ungeachtet der Stab von meinem Stoffe acht Thaler koſtete. Das will ich ihr gewiß empfinden laſſen, habe ich nur einmal die Gnade, Ihre Gemahlinn zu ſeyn. Mit Freuden überlaſſe ich Ihnen meine Hand und mein ganzes Vermögen. Nun ſehe ich erſt, wie viel Dank ich meinem weiſen Vater ſchuldig bin, welcher aus liebreicher Vorſorge bey ſeinen Schätzen verhungerte, um ſeiner einzigen Tochter ein ſo anſehnliches Vermögen zu hinterlaſſen, welches mich würdig macht, Ihre Gemahlinn zu werden. Wenn es wahr iſt, was man meinem Vater Schuld gegeben, daß er den größten Theil ſeiner Reichthümer von dem Landadel zuſammengewuchert hat; ſo halte ich es für eine Art des billigen Wiedererſatzes, Ihnen, gnädiger Herr, ſolche Preis zu geben. Ich laſſe mir alle die Bedingungen gefallen, unter denen Sie mir Ihre Hand anbieten. Ich will alle die vornehmen Geſellſchaften meiden, in denen Sie ſich meiner zu ſchämen haben. Die Vorwürfe, die mir von adlichen Damen gemacht werden, will ich in Demuth ertragen, wenn ich nur dafür die Freyheit behalte, andern Weibern, die geringer ſind, als ich, und Ihren Unterthanen es empfinden zu laſſen, daß ich gnädige Frau bin. Das einzige bitte ich Sie noch, erlauben Sie mir, daß ich in der Meſſe, unter der Bedeckung von vier bis fünf Bedienten, mich durch den Landadel drängen darf. Ich hoffe, Ihnen und Ihren Ahnen mit meinem Reifrocke Ehre zu machen; und begegnet mir eine von meinen alten bürgerlichen Bekannten, ſo will ich von meiner gnädigen Höhe mit einer eben ſo ſtolzen Miene auf dieſe elende Kreatur herabſehen, als wenn meine Vorfahren das heilige Grab auch hätten erobern helfen. Mit einem Worte, Sie ſollen Ihre Freude an mir haben, und Ihre Wahl ſoll Sie gewiß nicht gereuen. Ich erwarte einen Aufſatz von Ihren Schulden, damit ich die Gläubiger auf die Zahlung vertröſten kann. Ich habe Vermögen genug, ſie zu befriedigen; und Sie können nehmen, ſo viel Sie zu Ihrem Staate brauchen. Ich ſehe es zwar im voraus, daß mein ganzes Vermögen mit der Zeit wird verloren gehen, und daß mich Ihre Schulden und Ihr Aufwand in kümmerliche Umſtände bringen werden; aber es ſey drum. Es iſt immer rühmlicher, wenn man als gnädige Frau hungert, als wenn man mit bürgerlichen Händen Almoſen austheilen kann. Ich erwarte die Ehre Ihres Zuſpruchs, um Ihnen mündlich zu ſagen, daß ich mit der größten Hochachtung ſey,

Gnädiger Herr,

Ihre

demüthige Dienerinn.

N. S.

Könnte die Hochzeit nicht noch vor der Faſten werden? Es iſt hernach gar zu lange bis auf Oſtern.

Antwort von einem andern Inhalte.

Gnädiger Herr,

Urtheilen Sie ſelbſt, wie groß mein Verlangen ſeyn muß, adlich zu werden, da mich nicht einmal Ihr Brief hat beleidigen können, ſo grob und pöbelmäßig er auch abgefaßt war. Ich verzeihe Ihnen dieſe Kleinigkeiten, um bey meinen großen Abſichten deſto glücklicher zu ſeyn. Da ich ſchon ſo lange vergebens auf einen dergleichen ernſthaften Antrag gewartet habe; ſo greiſe ich itzt mit beiden Händen zu, ohne auf Ihre Perſon zu ſehen, die zu einem Manne, und wozu ich Sie brauchen will, gut genug, im Uebrigen aber ganz unerträglich iſt. Nehme ich die hohe und unverſchämte Miene aus, die Sie haben; ſo finde ich gar nichts, was Sie von den Livreybedienten unterſcheiden könnte. Selbſt in den prächtigſten Kleidern behalten Sie den Anſtand eines Kutſchers, und Sie haben nöthig, allen Leuten, wie Sie in dem Briefe an mich gethan, ſehr umſtändlich zu ſagen, wie ſorgfältig Ihre Aeltern ſich gehütet, ihr adliches Blut mit keinem Bürgerblute zu beflecken; ſonſt würde, wenn man dieſes nicht weis, Ihre ſelige Frau Mutter in einen Verdacht kommen, der ihr weniger Ehre machte, als ihrem Vorreiter. Ihre Aufführung, gnädiger Herr, mag vielleicht zu manchen Zeiten der Antichamber Ehre machen, wie Sie mich verſichern; außerdem aber gewiß keinen Geſellſchaften. Es iſt überflüßig, die Leute mühſam zu überführen, daß Sie nicht ſtudirt haben. Nicht allein dieſes ſieht man Ihnen ſehr wohl an, ſondern auch das, daß Sie niemals etwas geleſen, niemals, wenigſtens nicht mit Ihrem Willen, in vernünftiger Geſellſchaft geweſen, mit einem Worte, daß Sie nicht für die geſittete Welt, ſondern für einen Strick Hunde geboren ſind. Was Sie noch von dem Pöbel unterſcheidet, und Ihre vornehmen Abſichten behaupten kann, iſt dieſes, daß Sie im Begriffe ſtehen, bankrot zu werden. Sehen Sie, gnädiger Herr, ich ſage es Ihnen auch, wie mirs ums Herz iſt; und wenn ich das Glück habe, die Ihrige zu ſeyn, ſollen Sie noch mehr erfahren. Ungeachtet dieſes nachtheiligen Charakters, den Sie haben, und den ich mir von Ihnen machen muß, bin ich dennoch nicht eine Minute unſchlüßig, Ihnen meine Hand zu geben. Genug, Sie ſind von Adel, und ſo ein Mann fehlt mir. Ein Bürger, welcher wohl erzogen, vernünftig, im Umgange artig, in ſeinen Handlungen redlich, in ſeiner Nahrung glücklich und ſorgfältig, in ſeiner Liebe uneigennützig und zärtlich, in der ganzen Stadt angeſehen iſt; ein ſolcher Bürger würde mich vielleicht zur glücklichſten Frau machen können: allein bey allen dieſen Vorzügen iſt es doch nur ein Bürger, und dieſe Geſchöpfe kann ich durchaus nicht leiden. Von meiner erſten Kindheit an konnte man mir nicht empfindlicher ſchmeicheln, als wenn man mich im Scherze kleines Fräulein hieß. Bey zunehmenden Jahren fiel dieſer Scherz freylich weg; aber ich erſetzte den Verluſt dadurch, daß ich mir ſelbſt Mühe gab, mich zu überreden, es ſey nichts, als ein übereiltes Verſehen von der Natur, daß ſie mich in meiner bürgerlichen Aeltern Hauſe hätte laſſen geboren werden, und ich ſey vom Himmel zu nichts geringerm, als zu einer gnädigen Frau, beſtimmt. Durch Leſung einiger Romane kam ich damals auf den wahrſcheinlichen Zweifel, ob ich nicht die Tochter eines Lords, eines Marquis, oder ſonſt eines vornehmen Kavaliers, und nur wegen einiger politiſchen Abſichten unter dem verdeckten Namen des Bürgers, der mein Vater heißt, in ſeinem Hauſe unerkannt erzogen ſey. Dem ſey, wie ihm wolle; ich mag es itzt nicht unterſuchen. Es möchte mir ſonſt einfallen, daß ich mich weit unter meinen Stand verheurathete, wenn ich die Ihrige würde. Die Zeit wird mir zu lang, auf eine glückliche Entwicklung des Geheimniſſes von meiner Geburt zu warten. Sie ſollen mich haben, und wenn mein Vater ein Reichsgraf wäre. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, die Bedingungen, die Sie mir verſchrieben, werde ich mir nicht alle gefallen laſſen. Daß Sie mich zur Pfarrfrau und zu Ihren Bauern verbannen wollen, daraus wird nichts. Bürgerliche Geſellſchaft habe ich in meinem Leben nicht leiden können; nun werde ich nicht erſt anfangen, mich daran zu gewöhnen. Es konnte mir keine größre Beleidigung wiederfahren, als wenn man mich in Zuſammenkünfte oder auf Bälle bat, wo nichts als bürgerliches Geſchmeiße, und für mich keine von Adel waren. Sollte ich mich künftig ſo wegwerfen, da ich wirklich eine gnädige Frau bin? Glauben Sie mir, daß ich zu leben weis, und daß mir der Umgang mit denen von Adel nichts neues iſt. Ich habe Grafen zu Anbetern gehabt, mit Baronen bin ich ſo vertraut geweſen, als ich kaum mit Ihnen werden kann, und eine ganze Menge junger Edelleute habe ich laſſen vergebens ſeufzen, gegen die ein ſolcher Dorfjunker, wie Sie ſind, gar nichts heißt. Verlaſſen Sie ſich auf mich, man ſoll mir in der vornehmſten Geſellſchaft meine Erziehung nicht anſehen: aber dergleichen Geſellſchaft will ich beſuchen, ſchlechterdings will ich ſie beſuchen, und wenn Sie, gnädiger Herr, mit allen den altadlichen Damen in leinwandnen Andriennen, raſend darüber würden. Urtheilen Sie hieraus, ob ich geneigt bin, mir viel von Hochachtung und Ehrfurcht; von Befehlen und Gehorſam vorſchwatzen zu laſſen. Das unterſtehen Sie ſich nur nicht, oder ich will Ihnen Ihren hochadlichen Kopf zurechte ſetzen. Darüber aber gebe ich Ihnen mein Wort, und das will ich heilig halten, daß ich Ihnen weder zu Hauſe noch in Geſellſchaften auf eine vertraute Art ſchmeicheln werde. Es würde mir ſehr empfindlich ſeyn, wenn Sie es thun wollten. Das unterſtehen Sie ſich nur nicht. Gegen alle Kavaliere werde ich zärtlicher thun, als gegen Sie. Von allen, nur von meinem Manne nicht, will ich mir Schmeicheleyen laſſen vorſagen; mit der halben adlichen Welt will ich koquettiren; mit einem Worte, ich will mich ſo aufführen, daß man glauben ſoll, ich ſey aus dem älteſten Hauſe. Nur machen Sie mir keine Schande, und laſſen Sie ſich es etwan einfallen, eiferſüchtig zu werden. Pfuy, das wäre ſehr bürgerlich! Eben um deswillen heurathe ich Sie, daß ich die Freyheit haben will, Sie öffentlich zum Hahnrey zu machen. Heyrathete ich einen guten ehrlichen Bürger; ſo würde ich es nur können in der Stille thun, und dieſer pöbelmäßige Zwang iſt mir zuwider. Da ich einen ſo vornehmen und Ihrem Range anſtändigen Entſchluß gefaßt habe; ſo können Sie gewiß glauben, daß ich mich nicht kränken werde, wenn Sie die Drohungen wahr machen, und mich nur ſelten beſuchen. Deſto beſſer! Habe ich Ihren Namen und Ihr Wapen, ſo können Sie hingehen, wohin Sie wollen: Sie ſind mir ganz überley. Laſſen Sie ſich unſre armen Kinder nur nicht dauern. Sie ſollen an den wenigſten Urſache ſeyn, auf mein Wort! Dafür laſſen Sie mich ſorgen, das iſt meine Sache; und ich werde ihnen eine ſo anſtändige Erziehung zu geben wiſſen, daß ſie Ihnen ganz unähnlich ſeyn ſollen. Was mein Vermögen anbetrifft, ſo iſt es ganz zu Ihren Dienſten. Ich will alle Ihre Schuldleute bezahlen, Ihre Güter will ich frey machen; aber Ihre Güter ſollen dafür mein ſeyn; ich will allein an die Stelle aller Ihrer Gläubiger treten. Führen Sie ſich vernünftig und beſcheiden gegen mich auf, wie es ſich für einen Ehemann gehört; ſo ſollen Sie die Erlaubniß behalten, zu thun, als wären die Güter noch Ihre. Sie ſollen der oberſte Voigt ſeyn, und den Unterthanen befehlen, was ich für genehm halten werde. Kommen Sie aber auf den unglücklichen Einfall, meine gütige Nachſicht zu mißbrauchen; ſo ſchwöre ich Ihnen bey Ihrem Ahnenſtolze, ich will grauſamer mit Ihnen verfahren, als alle Ihre Gläubiger verfahren ſind. Der Ehekontrakt ſoll ſo eingerichtet werden, daß ich allemal das Recht behalte, Sie aus meinen Gütern zu werfen, und eher will ich nicht ruhen, bis ich Sie zum Arreſt gebracht habe. Mit einem Worte, es ſteht bey Ihnen, ob Sie glücklich oder unglücklich ſeyn wollen. Wählen Sie, was Sie am beſten finden. Unſre Vermählung kann vor ſich gehen, wenn es Ihnen gefällt. Je eher, je lieber! Bis dahin, und länger nicht, bin ich mit der größten Zärtlichkeit und mit demüthiger Hochachtung,

Gnädiger Herr,

Ihre

unterthänigſte Dienerinn.

N. S.

Ich erwarte durch Ihren Kammerdiener Antwort. Der Menſch hat etwas, das mir gefällt.

Dritte Antwort, von den vorigen beiden ganz unterſchieden.

Mein Herr,

Ihr Kammerdiener hat mir einen Brief von Ihnen überbracht, welcher vermuthlich nicht an mich, ſondern an eine andre Perſon gerichtet iſt. Ich glaube nicht, daß ich mit meiner Aufführung Ihnen Gelegenheit gegeben habe, ſo nachtheilig von mir zu urtheilen, und mir ſo unanſtändige Vorwürfe zu machen, welche die gemeinſten Weibsperſonen beleidigen müſſen. – Ich halte es für kein Unglück, die Tochter eines ehrlichen Bürgers zu ſeyn. Ich wäre meines rechtſchaffnen Vaters unwürdig, wenn ich mich meiner Geburt ſchämen wollte. Unter den vielen Verdienſten, die Ihnen fehlen, iſt allem Anſehen nach die Beſcheidenheit eines der vornehmſten. So ſchlecht die Begriffe ſind, die Sie ſich von meiner bürgerlichen Erziehung machen, ſo wohl bin ich doch im Stande, dieſen Fehler an Ihnen wahrzunehmen. Ich bin niemals ſo ſtolz geweſen, auf eine Verbindung zu hoffen, die über meinen Stand iſt; aber dazu bin ich doch noch zu ſtolz, daß mir Ihr Antrag erträglich ſeyn ſollte. Das Vermögen, das ich beſitze, und welches in Ihren Augen meinen ganzen Werth ausmacht, würde ich ſehr übel anwenden, wenn ich mir dadurch das bittre Glück erkaufen wollte. die Frau eines Edelmanns zu werden, deſſen Liebe ſo eigennützig. und deſſen Denkungsart ſo unedel iſt. Ueberlegen Sie es wohl, mein Herr, ob Sie nicht Urſache haben, mit meinem Entſchluſſe wohl zufrieden zu ſeyn. Ihren vornehmen Anverwandten erſpare ich den Verdruß, ſich meiner zu ſchämen, da es denſelben weit rühmlicher ſeyn muß, wenn ihr Vetter mit unbeflecktem Adel im Gefängniſſe verhungert, als wenn er ſich am Tiſche ſeiner bürgerlichen Frau ſatt eſſen kann. Sie ſelbſt vermeiden die großen Gewiſſensbiſſe, die Nachwelt mit halbadelichen Kindern zu verwahrloſen. Ich bin im Begriffe, einem Ihrer ſtärkſten Glaubiger meine Hand zu geben. Es wird dieſes in gewiſſer Maaße zu meiner Beruhigung dienen,

worinn

wenn ich Sie mit der demüthigen und gebeugten Miene eines böſen Schuldners vor einem Manne ſtehen ſehe, deſſen Frau Ihnen ehedem verächtlich genug geweſen iſt, ihr die empfindlichſten Grobheiten vorzuſagen. So bald Sie im Stande ſeyn werden, einzuſehen, daß Sie dieſe Vorwürfe verdient haben: ſo bald werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie aufrichtig zu verſichern, daß ich mit aller Hochachtung ſey,

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

Heut zu Tage iſt dieſes wohl unſtreitig eine der größten Nahrungen, daß man Geld borgt, und es nicht wieder bezahlt. Sie iſt dergeſtalt allgemein worden, daß, da ſie ſonſt nur ein Vorrecht der Kaufleute war, ſich nunmehr auch der gemeinſte Mann darauf legt. Selbſt die Gelehrten und ehrwürdige Männer haben ſich dieſes Vortheils bemächtigt. Es hat mich dieſes veranlaßt, einige Formulare zu verfertigen, wie man Geld borgt, wie man mahnet, und wie man durch eine beſcheidne Antwort ſeine Gläubiger hintergehen kann, ohne nöthig zu haben, ſie zu bezahlen. Weil ich aber doch gern ſähe, daß meine Landsleute ſo ehrlich wären, als es ohne ihren merklichen Schaden geſchehen kann; ſo habe ich in nachſtehenden Briefen meinem Schuldner den Charakter eines Mannes gegeben, welcher zwar im Ausborgen leichtſinnig, und bey ſeiner Wirthſchaft unvorſichtig, im Grunde aber ein ehrlicher Mann iſt.«

Mein Herr,

Es haben mich verſchiedne gute Freunde gebeten, daß ich ihnen die Ehre erzeigen, und einige tauſend Thaler von ihnen borgen möchte. Ich habe es allen abgeſchlagen, weil ich Niemand verbunden ſeyn will, als Ihnen, mein Herr. Mein Sekretär hat Ordre, tauſend Thaler von Ihnen in Empfang zu nehmen, die ich dieſen Abend brauche. Es iſt eine Kleinigkeit, die ich aber als eine beſondre Probe Ihrer Freundſchaft gegen mich anſehe, und ſie ſo hoch ſchätzen werde, als wenn Sie mir in der wichtigſten Sache gedient hätten. Sie können ſich wegen des Wiedererſatzes auf mein Wort verlaſſen. Wollen Sie noch ſichrer ſeyn, ſo ſollen Sie meinen Wechſel haben. Ich diene Ihnen bey andern Gelegenheiten mit Vergnügen, u. ſ. w.

Antwort.

Ew. Gnaden haben Ihr Zutrauen ſo oft gegen mich geäußert, daß ich billig Bedenken tragen muß, es zu mißbrauchen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen mit den verlangten tauſend Thalern zu dienen, ohne meine übrigen Freunde eiferſüchtig auf mich zu machen. Davon bin ich überzeugt, daß ich mich auf Ihr hohes Wort ſo ſehr, als auf Ihren Wechſel, verlaſſen kann. Sie werden mich davon noch mehr überführen, wenn Sie die Gnade haben, und Ihrem Sekretär befehlen wollen, daß er diejenigen zweytauſend Thaler an mich bezahle, welche in der letzten Meſſe verfallen ſind. Es wird mich dieſes im Stande erhalten, Ihnen bey einer andern Gelegenheit wieder zu dienen. Ich bin mit der größten Ehrfurcht u. ſ. w.

R**

Herr Bruder,

Denke, wie mirs geht. Ich verlange von dem verfluchten Juden, dem Kaufmanne N., tauſend Thaler. Ich habe ſie mit der artigſten Art von der Welt verlangt, und der Schurke hat mir es nicht allein abgeſchlagen, ſondern mich auch noch um zweytauſend Thaler gemahnt, die ich ihm ſchuldig bin, und die ich ſchon lange vergeſſen hatte. Er iſt dieſen Morgen bey mir geweſen, und droht mit dem Arreſte. Sey ſo gut, und ſtrecke mir die zweytauſend Thaler vor, bis auf künftigen Wollmarkt. Ich will Dich redlich bezahlen. Ich erwarte dieſe Freundſchaft von Dir gewiß, da Du auch weißt, wie einem zu Muthe iſt, den die Wechſel verfolgen. Unterſchreib wenigſtens meinen Wechſel mit; vielleicht giebt mir der Hund noch ein halb Jahr Nachſicht. Unterſchreiben wirſt Du doch? Das wird ein Kavalier dem andern nicht leicht abſchlagen. Lebe wohl, und antworte geſchwind.

Antwort.

Herr Bruder,

Kurz von der Sache zu kommen; ich habe kein Geld, und ſo lange ich nicht beſoffen bin, unterſchreibe ich mich für Niemand. Das iſt eben unſer Unglück, daß wir Kavaliere für einander mit Freuden unterſchreiben, und mit Angſt bezahlen müſſen. Unter hunderten werden funfzig durch dieſe unüberlegte Treuherzigkeit bankrot.

Wer ſein Vermögen ſelbſt verſchwendet, genießt doch noch etwas dafür; wer ſich aber mit verbürgt, der muß in eines andern Namen verhungern. Nimm mir dieſe Predigt nicht übel. Du kennſt mich; und wenn ja eins ſeyn ſoll, ſo iſt es beſſer, Du wirſt itzt ein wenig auf mich verdrüßlich, da ich Dir es abſchlage, als wenn Du künftig mein Todfeind werden ſollteſt; und das würdeſt Du gewiß, wenn ich mein Geld von Dir wieder haben wollte. Du dauerſt mich von ganzem Herzen, Herr Bruder, bey meiner Seele, von ganzem Herzen; aber wie ſoll ich Dir helfen? Geld habe ich nicht, das weißt Du, dazu bin ich zu vornehm, und über ein halbes Jahr, wenn wir bezahlen ſollen, hätte ich gewiß eben ſo wenig Geld. Was wollen wir hernach beide anfangen, da Du itzt allein nicht weißt, was Du machen ſollſt? Es iſt ſchlimm genug, daß wir den chriſtlichen Wuchrern ſo viel gute Worte geben müſſen, wenn wir Geld borgen; laß ihn Dir nun wieder gute Worte geben, bis Du ihn bezahlſt. Rechnen das die Schurken für nichts, daß wir ſie unſrer Freundſchaft verſichern, ihnen alle unſre Dienſte anbieten, uns vor ihnen bücken und demüthigen, wenn wir ihnen die Gnade erzeigen, und ihnen für zweytauſend Thaler ein Blättchen Papier geben? Hätten ſie nicht mehr Geld, als wir, und brauchten wir nicht das nothdürftig, was ſie überflüßig haben; ſo wollten wir der Bürgerkanaille wohl anders begegnen. Laß ihn eine Weile laufen, er wird es ſchon überdrüßig werden. Fürchteſt Du dich vor dem Wechſelarreſte? Du wirſt kein Kind ſeyn! Wer ſo viel ſchuldig iſt, wie Du, der, dächte ich, ſollte das Handwerk beſſer verſtehen. Verſtehſt Du es nicht, ſo rede mit meinem Advokaten, der wird Dich es lehren; und wenn Du es verlangſt, ſo ſoll er die Sache ſo herumdrehen, daß Dir Dein Gläubiger noch Abbitte und Ehrenerklärung thun muß. Ein guter Advokat iſt allemal beſſer, als baar Geld! Iſt es unrecht? Gut, da laß ihn dafür ſorgen, und fährt er zum Teufel, ſo fährt einer mehr hin! Das ſchadet Dir nichts. Dafür iſt er ein Advokat, daß er wiſſen muß, was Rechtens iſt. Lebe wohl, es wird ſchon gehen!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Der Herr Oberſtlieutenant von *** hat mir Sie als einen ſehr geſchickten Advokaten angerühmt. Ich brauche Ihre Hülfe. Der Kaufmann N. hat einen Wechſel von mir auf zweytauſend Thaler, die ich nicht bezahlen kann, und doch bezahlen ſoll, wenn ich nicht Arreſt haben will. Was ſoll ich thun? Hindert Sie Ihre Krankheit, ſelbſt zu mir zu kommen; ſo ſchreiben Sie mir wenigſtens ein Paar Zeilen, und geben mir einen guten Rath. Ich will erkenntlich ſeyn. Leben Sie wohl!

Gnädiger Herr,

Aus der Sache wollen wir bald kommen. Können Sie ſchwören? In einer Viertelſtunde kann man zehn Wechſel abſchwören. Ich weis, daß ich mit einem Kavalier rede, der die gemeinen Vorurtheile nicht hat, die man dem Pöbel läßt; ſonſt würde ich nicht ſo gerade zu mit Ihnen reden. Ich verlange nicht, daß Sie einen falſchen Eid thun ſollen. Sie ſollen nur bey dem Eide etwas anders denken, als der Kläger denkt, und als Sie gefragt werden. Sie ſchwören alsdann keinen falſchen Eid, ſondern nur den Eid nicht, den man von Ihnen verlangt hat. Wie man das eigentlich mache, das will ich Ihnen mündlich ſagen, wenn ich die Gnade habe, Ihnen aufzuwarten, denn ich denke übermorgen wieder auszugehen, ſo Gott will, und mein Medikus. Sollten Dieſelben wider alles Vermuthen, nehmen Sie mir es ja nicht ungnädig, daß ich dergleichen von einem ſo artigen Hofmanne denke, ſollten Sie wider alles Vermuthen ein Bedenken dabey finden, und, in der Sprache des gemeinen Mannes zu reden, zu gewiſſenhaft dazu ſeyn, ſo wollen wir es an einem andern Ende angreifen. Wie alt ſind Ew. Gnaden geweſen, als Sie den Wechſel über die zweytauſend Thaler ausſtellten? Und wenn nur noch zwo Minuten an fünf und zwanzig Jahren fehlen; ſo ſoll der Herr N. nicht ſo viel . . . kriegen. Das wird Ihnen doch keine Gewiſſensbiſſe machen, wenn Sie ſich des Rechts bedienen, das Ihnen die Geſetze geben? Haben Sie Ihren Namen ganz unter dem Wechſel ausgeſchrieben? Ich wollte, es fehlte was, und wenn es auch nur ein D für ein T wäre, es ſollte Ihrem Gläubiger warm genug machen. Können Sie ſich wohl noch erinnern, ob Sie die zweytauſend Thaler baar, und in den Sorten, worinnen ſie verſchrieben worden, ausgezahlt bekommen, oder haben Sie gute Sorten gegen ſchlechte verſchrieben? Hat Ihnen der Kaufmann etwan Waaren daran gegeben, oder unter dem Titel von

Proviſion, Agio und dergleichen viel abgezogen? Beſinnen Sie ſich ja recht. Ihre Chriſtenpflicht und die Geſetze verbinden Sie, auf dieſen Fall dem Wucherer nicht nachzuſehen, ſondern ihn andern zum Exempel zu züchtigen. Ich habe verſchiedene mal dieſen caſum in terminis mit gutem Erfolg ausgeführt. Könnte nicht etwan Ihr Sekretär den Wechſel vorher zu ſehen bekommen? Das wäre ein Meiſterſtreich. Er müßte ihn den Augenblick in Stücken zerreißen, und zum Fenſter hinaus werfen. Was will der Kaufmann hernach mit dem Sekretär anfangen? Verklagen? Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Es ſoll ihm dreytauſend Thaler koſten, ehe er die zweytauſend Thaler wieder kriegt. Man wirft dem Richter eine Hand voll Dukaten an den Kopf, ſo iſt er blind und taub. Kurz, dafür laſſen Sie mich ſorgen; und was Ihr Sekretär thut, das iſt nicht Ihre Sünde. Gefallen Ihnen alle dieſe Vorſchläge nicht; ſo will ich Ihnen noch einen andern thun. Rekognoſciren Sie den Wechſel nicht. Wenn ihn die Gerichte produciren, ſo ſtellen Sie ſich ſo trunken, daß Sie weder reden noch ſehen können. Sie gewinnen doch wieder einige Stunden Luft; kömmt Zeit, kömmt Rath. Wenn alle Stränge reiſſen, ſo weis ich noch ein Mittel; aber das iſt freylich ein verzweifeltes Mittel. Ich habe es bey andern Gelegenheiten mit gutem Vortheile gebraucht. Mit einem Worte, gnädiger Herr, ich will Sie närriſch machen, ſo bald es Ihnen gefällt. Befehlen Sie nur. So närriſch, daß Sie ſelbſt nicht wiſſen ſollen, wie Sie daran ſind. Noch eins. Was meynen Sie, wenn ich Ihnen von Ihrem Gläubiger einen Wechſel auf dreytauſend Thaler ſchaffe, die er von Ihnen geborgt hat? Den Augenblick ſollen Sie den haben. Mein Schreiber kann alle Hände nachmalen; und wie man die Siegel nachdruckt, das verſtehe ich. Ich mag das Ding anſehen, von welcher Seite ich will, ſo gefällt mir dieſer Vorſchlag am beſten. Haben Sie doch nicht nöthig, ihn auf die dreytauſend Thaler zu verklagen; es iſt genug, wenn Sie ihm zu eben der Zeit mit dem Arreſte drohen, da er ſich gegen Sie unnütze macht. Und treibt er die Sache gar zu weit; gut, ſo muß er ſie bezahlen; geben Sie ihm ſeine zweytauſend Thaler davon, und wenn Ihnen das dritte Tauſend auf dem Gewiſſen liegt, ſo geben Sie es nur mir, ich will mit meinem Gewiſſen ſchon zurechte kommen.

Wenn ich Zeit hätte, ſo wollte ich Ihnen noch mehr Wege vorſchlagen, wodurch Sie ſich retten können. Leſen Sie ſich inzwiſchen hier aus, was Sie wollen. Ich bin allemal zu Ihren Dienſten. Ich erwarte Ihren Entſchluß, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

N. S.

Ich wollte wohl ſehen, daß ich morgen zu Ihnen kommen könnte; aber ich habe von vielen Jahren her allemal Dienſtags meinen Faſttag, und arbeite vor der Sonnen Untergang nicht. Ich halte dieſes Gelübde ſo heilig, daß ich es nicht breche, und wenn ich hundert Dukaten zu verdienen wüßte. Es iſt auf die Mittwoche noch Zeit genug. Ueberlegen Sie es inzwiſchen. Das Abſchwören des Wechſels wäre gewiß das beſte Mittel. Wie Sie wollen, gnädiger Herr!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen. Von allen Ihren Vorſchlägen, die Sie mir gethan haben, gefällt mir nicht ein einziger. Sie ſind ſehr praktiſch, es iſt wahr; und ich glaube gewiß, daß es hundert Perſonen von meinem Stande giebt, welche niederträchtig genug ſind, dergleichen Mittel zu ihrer Rettung zu ergreifen. Ich mache Ihnen deswegen keinen Vorwurf. Die unbeſtimmte Art, mit der ich Sie um Ihren Beyſtand anſprach, und mit der Sie vielleicht von vielen angeſprochen worden ſind, die, wie Sie ſich ausdrücken, ſo pöbelmäßig gewiſſenhaft nicht ſind, als ich es bin; dieſe freye Art, ſage ich, hat Ihnen vermuthlich ein Recht gegeben, von mir eben ſo nachtheilig, als von andern meines gleichen zu denken, und mir Vorſchläge zu thun, über die ich mich in ihrem Namen ſchämen muß.

Die unruhigen Umſtände, in denen ich mich dieſe Meſſe wegen verſchiedener drückenden Schulden befinde, haben mir Gelegenheit gegeben, über mich ſelbſt ernſthafter nachzudenken. Ich finde es, daß ich von meinen erſten Jahren an leichtſinnig genug geweſen bin, Gelder aufzuborgen, ohne zu wiſſen, ob ich jemals im Stande ſeyn würde, wieder zu bezahlen, und ohne mich durch dieſen Gedanken lange zu quälen. Die vernünftige Vorſicht meines Vaters, die ich in meinen akademiſchen Jahren Geiz nannte, gab mir das, was zu einer ſtandesmäßigen Aufführung und zu meinem Studiren gehörte, überflüßig, dasjenige aber nur nothdürftig, was ich zu meinem Nebenvergnügen brauchte. Ich gerieth in eine Geſellſchaft junger Leute, welche, ihrem Range nach, weniger waren, als ich, und gleichwohl mehr Aufwand machen konnten. Ein übelverſtandener Ehrgeiz nöthigte mich, es ihnen gleich zu thun. Dieſes konnte ich nicht thun, ohne Schulden zu machen, und ich fiel einigen Wucherern in die Hände, welche meine Thorheit zu ihrem Vortheile mißbrauchten. Dieſes ſtürzte mich von einer Schuld in die andre. Ich hatte mir vorgenommen, ſie redlich zu bezahlen. Ich that es auch wirklich bey dem Tode meines Vaters, deſſen Verlaſſenſchaft aber ſo anſehnlich nicht war, daß ich es ohne meine Unbequemlichkeit hätte thun können. Die Gelegenheit, die ich fand, bey Hofe mein Glück zu machen, nöthigte mich zu einem Aufwande, der über meine Kräfte gieng. Ich borgte vom neuen, und bey jeder Stufe, die ich höher ſtieg, verwickelte ich mich in neue Schulden. Diejenigen, die mir itzt Geld verſtreckten, waren größtentheils eben ſo ungewiſſenhaft, als diejenigen Wuchrer, welche mich auf Schulen geplündert hatten. Mit einem Worte, eine jede Schuld nöthigte mich, eine noch ſchlimmere Schuld zu machen, um mich von jener zu befreyen; und ich wagte alles daran, um den Ruhm nicht zu verlieren, daß ich ein ehrlicher Mann ſey. Nunmehr bin ich aber ſo weit getrieben, daß ich nicht mehr weis, wie ich mich retten ſoll.

Sehen Sie, mein Herr, das iſt die wahre Geſchichte meines Unglücks, und die Genealogie aller meiner itzigen Schulden. Ich habe ſie Ihnen mit Fleiß ſo umſtändlich geſchrieben, damit Sie nicht allein Gelegenheit haben ſollen, von mir beſſer zu denken, ſondern auch von andern Kavalieren eine billigere Meynung zu faſſen, die, wie ich, ihre Schuldner nicht bezahlen können, und die oft bey dem redlichſten Herzen, das ſie haben, bankrot werden müſſen. Sie werden nach und nach eingeflochten, bis ſie ganz verloren gehen. Die Ungerechtigkeit ihrer Gläubiger, unrichtige Begriffe von der Ehrbegierde, eine Unachtſamkeit in ihrer Wirthſchaft, und die träumende Hoffnung auf ein unerwartetes Glück, das ſie retten ſoll; dieſes ſind die gemeinſten und wichtigſten Urſachen an dem Umſturze der größten Häuſer. Von denen rede ich nicht, welche muthwillige Betrüger ſind, und deren ſind ſehr viel; nur von denen rede ich, die, wie ich, unvorſichtig genug, aber doch ehrlich ſind.

Nun ſtellen Sie ſich einmal vor, wie ſehr ich durch Ihren Brief muß gedemüthigt worden ſeyn, da ich ſehe, daß Sie mich für einen Betrüger, und nicht für einen verunglückten Mann anſehen, welcher ein Mittel ſucht, ſich zu retten, ohne ſein Gewiſſen und ſeine Ehre zu verlieren. Und beides müßte ich verlieren, wenn ich nur einen einzigen von Ihren Vorſchlägen annähme.

Es gehört wirklich eben ſo wenig Verſtand dazu, einen verſtellten Eid zu leiſten, als wenig Verſtand nöthig iſt, jemanden dergleichen anzurathen. Da ich noch in der erſten Klaſſe ſaß, ſah ich dieſe Weisheit ſchon ein, und mein Präzeptor, ſo einfältig er auch war, überführte mich doch, daß dergleichen Kunſtgriffe auch den niedrigſten Pöbel ſchändeten. Ihnen, als einem Rechtsgelehrten, darf ich das nicht weiter erklären, und da Sie ein Chriſt ſind, der Gott zu Ehren alle Wochen einmal faſtet; ſo werden Sie beſſer, als ich, überzeugt ſeyn, wie abſcheulich dergleichen betrügeriſche Eide ſind.

Ich weis die Geſetze wohl, die uns von der Verbindlichkeit des Wiedererſatzes losſprechen, wenn man in einem gewiſſen Alter geborgt hat; aber das weis ich auch, daß uns in gewiſſen Fällen die Ehre dazu verbindet, wenn es gleich die Geſetze nicht thun. Die Vorſicht der Geſetzgeber war nöthig, der Bosheit derjenigen zu ſteuern, die ſich unſers jugendlichen Unverſtandes bedienen, um etwas zu gewinnen; wider diejenigen aber dürfen wir uns dieſes Mittels nicht bedienen, die uns als ehrliche Leute geholfen haben, wir ſetzen uns ſonſt in eine Klaſſe mit den Wahnwitzigen und Verſchwendern, für welche die Geſetze auf eben die Art geſorgt haben. Bin ich in meinem fünf und zwanzigſten Jahre nicht eben ſo verbunden, ehrlich zu ſeyn, als im ſechs und zwanzigſten? Der Taufſchein wird mich wider mein ehrliebendes Gewiſſen nicht ſchützen, wenn er mich auch wider den Richter ſchützt. Mit einem Worte, dergleichen Rechte der Unmündigen ſind meiſtentheils nur eine Zuflucht der unbeſonnenen Jugend, welche ohne Verſtand borgt, oder der Betrüger; beides mag ich mir nicht vorwerfen laſſen.

Was ſoll ich von Ihren übrigen Mitteln ſagen, die Sie mir vorſchlagen? Befreyt mich eine unvollkommne Unterſchrift von der Verbindlichkeit, die ich haben würde, wenn ich auch gar nichts unterſchrieben hätte? Seinem Gläubiger den Wechſel mit Gewalt aus den Händen zu reißen, iſt eine Art eines Raubes, die das Rad verdient, und nicht den Beyfall der vernünftigen Welt, wenn auch dieſe vernünftige Welt nicht einmal ehrlich wäre.

Ueber den Vorſchlag, mich närriſch zu machen, will ich mich nicht erklären. Sie hätten verdient, daß ich Ihnen die Antwort durch meinen Bedienten geben ließe.

Der Einfall, einen falſchen Wechſel auf den Namen meines Gläubigers zu ſchreiben, iſt nur Ihrer werth, und mir zu abſcheulich, als daß ich noch ein einziges Wort davon ſagen ſollte.

Was ich wünſche, iſt dieſes, daß niemand von meinen Freunden in ſo verzweifelte Umſtände gerathen möge, ſich Ihrer Hülfe zu bedienen. Leben Sie wohl!

Herr Sekretär,

Ich bin unglücklich, ohne Hülfe unglücklich! Alle meine Schulden ſind mit einem male aufgewacht. Sie verfolgen mich, und ich muß noch dieſen Abend vor ihnen fliehen. Wollte Gott, ich könnte mich vor mir ſelbſt verbergen! Ich ſchäme mich meiner, und das Verlangen, alle meine Gläubiger zu bezahlen, und ehrlich zu bleiben, entſchuldigt mich weder bey mir ſelbſt, noch vor den Augen der Welt. Sie werden bey dem Herrn Obriſtlieutenant erfahren, wo ich mich aufhalte. Beſchleunigen Sie Ihre Rückreiſe, Sie mögen die Sache zu Stande gebracht haben, oder nicht. Ich lege Ihnen alle die Mahnbriefe bey, die geſtern und heute an mich gekommen ſind. Sie finden bey einem jeden meine Antwort. Wie ſehr bin ich gedemüthigt, daß ich habe müſſen die Sprache der böſen Schuldner annehmen! Beruhigen Sie meine Gläubiger, ſo gut Sie können. Sie ſollen alle bezahlt werden, alle ehrlich bezahlt werden; aber gerechter Gott! wenn? womit? Das weis ich nicht! Ich Unglücklicher! Kommen Sie zurück! Geſchwind kommen Sie zurück! Ich muß fort.

Gnädiger Herr,

Nun kann ich Ihnen nicht länger nachſehen. Die zweytauſend Thaler muß ich morgen auf den Abend haben, oder ich bediene mich der Mittel, die Sie wiſſen. Ich thue es ungern; aber ich werde ſelbſt gedrängt. Sie haben mich von einem Tage zum andern aufgehalten. Länger kann ich nicht nachſehen, ohne meinen Kredit ſelbſt zu verlieren. Das werden Sie mir nicht zumuthen. Machen Sie ſich keinen Schimpf; und wenn Sie es doch thun, ſo geben Sie mir die Schuld nicht. Ich erwarte mein Geld ohne Verzug, und verharre mit unterthänigſter Hochachtung

Ew. Gnaden u. ſ. w.

N**

Antwort.

Mein liebſter Herr R**,

Es iſt billig, Sie ſollen bezahlt werden. Längſtens auf den Freytag früh. Bis dahin haben Sie noch Geduld. Ich ſoll morgen Geld haben, das mir ein guter Freund ſchuldig iſt. Sie haben mir als ein ehrlicher Mann gedient, und ich habe den Willen, als ein ehrlicher Mann zu bezahlen. Ich bin mit meinem Pachter unglücklich geweſen, es wäre ſonſt ſchon vor der Meſſe geſchehen. Waren es nicht Louis blanc, die Sie mir vorſtreckten? Ich glaube, ja; gut, Sie ſollen ſie haben, oder doch wenigſtens das Agio. Was thun ſie gegen Mard'or? Schicken Sie nur auf den Freytag früh zu mir, und den Wechſel mit. Ich werde Ihre gefällige Nachſicht niemals vergeſſen, und Ihnen dienen, wo ich kann. Leben Sie wohl.

N. S.

Können Sie einen holländiſchen Brief auf fünfhundert Thaler brauchen?

Gnädiger Herr,

Dieſelben erhalten durch meinen Ladendiener den Auszug für die ausgenommenen Stoffe und andre Waaren. Es wird Ihnen nicht ſchwer fallen, die kleine Poſt an ſechshundert Thalern zu bezahlen. Meine Freunde haben mir gerathen, es gerichtlich zu ſuchen, weil ich ſo oft vergebens darum bitten müſſen. Es würde mir leicht ſeyn, es auszuführen, da Sie die Rechnung unterſchrieben haben; ich will es aber nicht gern thun, um Ihnen das Vergnügen zu laſſen, daß Sie Ihre gegebne Kavalierparole ohne richterlichen Zwang erfüllen. Ich bin mit unveränderter Ehrfurcht

Ew. Gnaden u. ſ. w.

Mein Herr,

Ihre Freunde kennen mich und Sie nicht, ſie würden Ihnen ſonſt billiger rathen. Ich will es Ihnen nicht vorrücken, daß Sie mir den Preiß der Stoffe zu hoch angeſetzt haben; es iſt einmal geſchehen, und ich habe mich dazu bekannt. Sie ſollen der erſte nicht ſeyn, dem ich etwas ſchuldig bleibe. Ich erwarte Sie auf den Freytag Nachmittage. Sie werden wohl Doppien nehmen? Haben Sie dieſe Meſſe etwas neues von Stoffen? Bringen Sie mir welche mit, ſo ſchön Sie ſolche haben. Ich bezahle baar. Es ſoll zu einer Meſſe für meine Frau. Nur nicht gar zu bunt. Verſtehen Sie mich? A Dieu!

Gnädiger Herr,

Mein Advokat wird Ihnen geſagt haben, daß der über die Juwelen ausgeſtellte Wechſelbrief an zweytauſend fünfhundert Thaler an der Peterpaulmeſſe gefällig geweſen iſt. Sie haben mich bis auf heute vertröſtet, und ich nehme mir die Freyheit, mich unterthänig zu erkundigen, um welche Stunde ich Ihnen aufwarten darf. Sie wiſſen noch, gnädiger Herr, wie genau Sie gehandelt haben, und können gewiß glauben, daß ich nicht fünf Thaler daran verdiene. Deſto weniger wird mir es zuzumuthen ſeyn, länger nachzuſehen, da die ganze Summe mein baarer Verlag iſt. Brauchen Sie ſonſt dieſe Meſſe etwas, ſo werden Sie gnädig befehlen, und ich werde Ihnen damit dienen, ſo bald ich meine zweytauſend fünfhundert Thaler von Ihnen bekommen habe. Sollte mein Advokat ſich dieſen Morgen bey Ihnen melden; ſo ſagen Sie ihm nur, daß die Sache bis gegen Abend Anſtand hätte. Weiſen Sie ihm allenfalls dieſen Brief, damit er nicht nach der Ordre verfährt, die ich ihm geſtern Abends gegeben habe. Er war heute früh nicht zu Hauſe, als ich zu ihm ſchickte. Sie ſehen, gnädiger Herr, mit wie viel Vorſorge ich mir angelegen ſeyn laſſe, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthänigem Reſpekt ſey

Ew. Gnaden

u. ſ. w.

Antwort.

Hochgeehrteſter Herr,

Hat Ihnen denn mein Sekretär das Geld noch nicht ausgezahlt? Das iſt ganz unverantwortlich! Ich habe es ihm ſchon am Montage befohlen. Er mußte am Dienſtage früh wegen einer dringenden Angelegenheit verreiſen, und hat in der Eil aus Unvorſichtigkeit meine Kaſſe und alles in ſeinem Beſchluſſe behalten. Längſtens künftigen Sonnabend kommt er gewiß wieder. Haben Sie ſo lange Geduld. Ich will ihm ſeine Unvorſichtigkeit verweiſen, daß er es empfinden ſoll.

Man iſt doch gar zu unglücklich, wenn man ſich auf andre Leute verlaſſen muß. Es verdrießt mich doppelt, daß er ſo einen ehrlichen Mann, wie Sie ſind, ſo lange warten läßt. Sie ſollen Ihr Geld haben. Es iſt ſchon abgezählt, ich weis es. Einen tollern Streich hätte mir mein Sekretär nicht machen können! Sie ſollen Ihr Geld richtig haben. Ihr Advokat iſt noch nicht bey mir geweſen. Aber wozu brauchen denn zween ſo gute und alte Freunde, als wir ſind, einen Advokaten? Das hätten Sie nicht thun ſollen, gewiß nicht, mein Herr. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann! Ich bezahle meine rechtſchaffnen Freunde ehrlich, und wenn weder Advokaten noch Richter in der Welt wären. Dieſe Meſſe werde ich nichts brauchen. Ich habe mich vom Gelde entblößt, und Sie wiſſen wohl, ich kaufe ohne Noth nicht gern, wenn ich nicht gleich, oder doch bald bezahlen kann.

Den Augenblick fällt mir etwas ein. Die Prinzeſſinn von *** will eine Haarnadel kaufen; ſie muß aber ſchön ſeyn. Dabey wäre ein Thaler zu verdienen. Soll ich Sie vorſchlagen? Kommen Sie übermorgen früh in die Antichambre, da werden Sie mich finden. Oder, wiſſen Sie was, lieber auf den Markt; da wird die Prinzeſſinn um eilf Uhr ſelbſt ſeyn. Sehen Sie, wie freundſchaftlich ich für Sie ſorge. Aber bringen Sie Ihren Advokaten nicht mit. Ihre Durchlauchten möchten ſich vor ſeiner Perücke entſetzen. Gewiß, das Kompliment von Ihrem Advokaten kann ich Ihnen noch nicht recht vergeben. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Wir wollen gute Freunde bleiben. Leben Sie wohl, bis auf Wiederſehen, u. ſ. w.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Das Abſterben meines ſeligen Mannes hat mich in kümmerliche Umſtände geſetzt. Die Gnade, die Ew. Hochwohlgeb. gegen ihn ehedem bezeigt, werde ich nunmehr für mich und meine armen unerzognen Kinder unterthänig ausbitten. Die erſte Probe von Dero gnädigen Vorſorge wird dieſe ſeyn, wenn Sie die Veranſtaltung treffen, daß der itzige Meſſe verfallene Wechſel an fünfhundert und funfzig Thalern ausgezahlt werde. Er iſt meinem älteſten Sohne auf ſein Antheil im Erbe zugefallen; und weil er im Begriffe ſteht, auf die Univerſität zu gehen, ſo muß er dieſe Poſt zu ſeinem nothdürftigen Unterhalte aufnehmen. Es beruht ſein ganzes Glück darauf, da er ſonſt nichts zu leben hat, und von mir auf keine Art unterſtützt werden kann. Ew. Hochwohlgebohrne Gnaden ſind als ein großmüthiger Beſchützer armer Waiſen bekannt, und ich zweifle an gnädiger Geſtattung meiner Bitte im geringſten nicht, da es Ihnen ſo leicht fallen muß, mit dieſer Kleinigkeit ein armes Kind glücklich zu machen, welches die Gnade gehabt hat, ſein ganzes Vermögen Ihren Händen ſeither zu überlaſſen. Gott, der Gott der Wittwen und Waiſen, wird ein reicher Vergelter ſeyn, und Ihr hohes Haus ſegnen. Ich bin mit der tiefſten Devotion

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden

demüthigſte Dienerinn,
M.

Antwort.

Liebe Frau Magiſterinn,

Sie verlangen das Ihrige auf eine ſo beſcheidne und verpflichtende Art zurück, daß ich mich ſchämen muß, ſo lange Ihr Schuldner geweſen zu ſeyn. Es kömmt mir freylich die Ankündigung des Wechſels itzt ein wenig unvermuthet; aber ich will Rath ſchaffen. Kann es nicht gleich in der Meſſe ſeyn, ſo ſoll es doch geſchehen, ſo bald ich nach Hauſe komme. Ich thue nichts, als was meine Schuldigkeit iſt; und wenn Ihr lieber Sohn fromm und fleißig iſt, ſo will ich weiter für ihn ſorgen. Ich will noch heute verſuchen, ob es möglich iſt, ein Stipendium für ihn auszuwirken. Er kann ſich, wenn er herkömmt, bey dem Herrn Profeſſor N. melden, der mir verſprochen hat, ihm einen Freytiſch zu geben. Die Kollegia ſoll er auch bey ihm umſonſt hören. Der ehrliche Mann thut mir alles zu Gefallen, was ich verlange. Mit einem Worte, ich will für ihn ſorgen, und wenn er nach Leipzig geht, kann er erſt auf mein Gut zu mir kommen, und das Geld gegen den Wechſel heben. Ich bin dieſe kleine Bemühung der Freundſchaft ſchuldig, die mir Ihr ſeliger Mann erwieſen hat. Seyn Sie von meiner Aufrichtigkeit überzeugt, und leben Sie allemal wohl!

Nota! »Der Herr Sekretär wird ſorgen, daß dieſe
»ehrliche Frau vor allen andern bezahlt wird.
»Davor behüte mich Gott, daß ich auch die
»Thränen der Wittwen und Waiſen auf mich
»laden ſollte. Dieſe Schuldpoſt nagt mich
»am Herzen. Ich habe noch vor meiner Ab-
»reiſe mit dem Profeſſor geredet, er hat mir
»es verſprochen. Sorgen Sie ja für die arme
»Frau. Ihr Mann war ein rechtſchaffner
»Mann. Sie muß ihr Geld nach der Meſſe
»haben, es komme her, wo es wolle.«

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Ich habe dieſe Meſſe verſchiedene Waare loszubinden, um deswillen ich den Herrn Bruder erſuche, das kleine Wechſelchen an vierhundert Thalern meinem Agenten zu bezahlen. Da ich es Ihnen drey Jahre ohne Intereſſen creditirt habe; ſo verſehe ich mich gewiſſer Zahlung. Es ſteht ohnedem in meiner Gewalt nicht, länger nachzuſehen, da ich den Wechſel an Herrn N. und Kompagnie gegen eine Schuldfoderung cedirt habe. Der Herr Bruder wiſſen, wie dieſe Juden ſind, und daß ſie mit ihren Schuldnern ſo ſäuberlich nicht verfahren, als wir von Adel mit einander umzugehen pflegen. Es ſollte mir ſehr leid ſeyn, wenn der Herr Bruder es zur Weitläuftigkeit kommen ließen. Ich wenigſtens wäre ganz außer Schuld, denn der Wechſel iſt nicht mehr in meiner Hand. Eben itzt erfahre ich von meinem Gerichtsverwalter, daß Ihr Herr Schwiegervater dieſen Abend ſehr unbaß nach Hauſe gekommen ſey. Wie Gott will! Der Alte verläßt Pfennige; Sie werden ſich wohl tröſten laſſen. Die Haſenjagd iſt heuer ſehr ſchlecht. Das macht das liebe Hagelwetter. Der Teufel hat doch immer ſein Spiel. Geſtern Abends iſt mir mein beſter Fuchs im Stalle umgefallen; ich glaube nicht, daß mir mein beſter Freund ſo nahe gehen kann. Es war ein Fuchs, trotz einem Fuchſe! Der Donner hole mich, mein beſtes Pferd war es! Und hiermit Gott befohlen. Auf die Bezahlung des Wechſels verlaſſe ich mich alſo gewiß, und bin, u. ſ. w.

Antwort.

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Es iſt mir nicht lieb, daß Sie meinen Wechſel von ſich gegeben haben. Ich werde ihn bezahlen, darauf können Sie ſich verlaſſen; aber dieſe Meſſe iſt es unmöglich, das ſage ich Ihnen, es komme auch, zu was es wolle. Daß Sie ihn drey Jahre ohne Intereſſen gehabt haben, iſt mir bekannt; aber der Herr Bruder wiſſen auch, daß wir Spielſchulden nicht zu verintereſſiren pflegen. Sollte mich Herr N. aufs Aeuſſerſte treiben, ſo werde ich gerichtlich ſagen müſſen, was dieſer Wechſel eigentlich iſt; und es ſollte mir nahe gehen, wenn ich, wider meine Gewohnheit, dergleichen Ausflucht brauchen müßte, da ich wirklich Willens bin, den Wechſel zu bezahlen, und wenn er noch ungültiger wäre. Ich hätte mich zu Ihrer Freundſchaft wohl verſehen, daß Sie mich den Zunöthigungen des Herrn N. und Kompagnie nicht auf dieſe Art Preiß geben würden. Ich habe ihnen ſagen laſſen, daß ſie von mir auf dieſen Wechſel nicht einen Dreyer bekommen würden, und ſie möchten ihren Regreß nehmen, an wen ſie wollten, oder ſonſt thun, was ihnen gefiele. Der Herr Bruder werden alſo andre Anſtalt machen, Ihre Schulden zu bezahlen. In künftiger Meſſe trage ich die Poſt ab; aber an niemanden, als an Sie, und auch nicht eher. Das habe ich bey mir beſchloſſen, und Sie kennen mich. Von der Krankheit meines Schwiegervaters weis ich nichts. Die Nachricht wird wohl keinen Grund haben. Der rechtſchaffne Mann ſollte mich dauern, ſo hart er auch gegen mich und meine Frau jederzeit geweſen iſt. Ich bin unverändert

Ew. Hochwohlgeb. u. ſ. w.

Gnädiger Herr,

Wundern Sie ſich etwan, was ich will? Mein Geld will ich haben. Ja, ja, im ganzen Ernſte, mein Geld, das ich Ihnen ſo lange geliehen habe; und wenn ich das nicht kriege, ſo will ich Sie haben, oder es müßte keine Gerechtigkeit im Lande ſeyn. Tauſend Thaler iſt kein Pappenſtiel, und ich habe Ihren Wechſel darüber, wiſſen Sie das wohl, gnädiger Herr? Das iſt keine Kunſt, daß vornehme Leute in den Tag hinein borgen, und uns arme Leute hernach betrügen wollen. Sie haben mich nun ſeit zwo Meſſen bey der Naſe herumgeführt. Ich bin der Komplimente ſatt. Geld, mein Herr, und kein Kompliment, das will ich haben, oder Sie ſitzen in vier und zwanzig Stunden zwiſchen vier Mauern. Und ſollte ich Sie zu Tode füttern, ſo laſſe ich Sie nicht aus dem Arreſte, bis Sie zu Heller und Pfennigen bezahlt haben. Wie geſagt, das iſt keine Kunſt! Erſt kommt ihr Herren, und ſtrotzt von Gold und Silber, Gott weis, ob ein Dreyer darauf bezahlt iſt! und da ſind wir armen Kaufleute eure gute Freunde, eure Herzens gute Freunde, da herzt ihr und küßt uns, bis ihr das Geld habt. Und wenn ihr es denn habt, ſo hole der Teufel den verfluchten Juden, der es wieder haben will, wenn der Wechſel verfallen iſt. Halten Sie mirs zu Gnaden, daß ich ſo deutſch weg rede; aber es iſt ſchlimm genug, daß es wahr iſt. Wir armen Kaufleute müſſen es uns laſſen blutſauer werden; und wenn wir mit Angſt und Noth ein paar Thaler Geld zuſammengeraſpelt haben, ſo kömmt ſo ein vornehmer Müßiggänger, und betrügt uns drum. Ich meyne eben Sie nicht, gnädiger Herr; aber meine tauſend Thaler muß ich auf den Donnerſtag haben, oder es wird nicht gut. Kurz! Geld oder Arreſt! was Sie wollen. Ich bin

Ew. Gnaden

unterthäniger Diener,

Hanns Puff und Komp.

Ant=

Antwort.

Mein lieber ehrlicher Hanns Puff,

Sie bleiben doch der alte Deutſche, der Sie allemal geweſen ſind. Sie ſollen Ihr Geld haben, laſſen Sie ſich nur nicht leid ſeyn. Wir wollen deswegen allemal gute Freunde ſeyn. Kommen Sie auf den Freytag früh zu mir, da ſollen Sie es finden. Es gefällt mir nur, daß Sie mit Ihren Freunden ſo wenig Umſtände machen. Wir verſtehen einander ſchon. Mein Sekretär ſoll Ihnen alles bezahlen. Er wird auf den Donnerſtag Abend erſt wieder kommen. Bis auf den Freytag warten Sie doch, mein guter Alter? Nicht wahr? Sie ſind doch nicht böſe?

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Sie ſind geſtern Abends kaum zur Stadt hinaus geweſen, als ich mit der Poſt hier ankam. Ich habe die Briefe und Ihre Ordre gefunden. Die Urſachen meiner geſchwinden Rückkunft ſind dieſe. Am Dienſtage Abends kam Ihr Herr Schwiegervater ganz krank von der Fiſcherey zurück. Ich fuhr zu ihm, ſo bald ich die Nachricht erhielt. Er war in Gefahr, und dieſe mehrte ſich dergeſtalt, daß der Medikus ſchon an der Mittewoche früh an ſeinem Aufkommen zweifelte.

Ich bin von ſeinem Bette nicht weggekommen, weil er zuſehends ſchwächer ward. Er bezeigte ein großes Verlangen, Sie und die Frau Gemahlinn zu ſprechen. Es war aber unmöglich, weil er gegen Mitternacht in meinen Armen verſchied. Ich habe ſogleich von den Gütern Beſitz nehmen, und alles verſiegeln laſſen. Ich konnte nicht eher, als geſtern ſpät, hier ankommen, ſo ſehr ich auch eilte, Ihnen Nachricht davon zu geben, und Ihnen mein unterthäniges Beyleid mündlich zu bezeigen. Von dem Herrn Oberſtlieutenant habe ich auch nicht eher, als dieſen Mittag, Ihren Aufenthalt erfahren können. Dieſen Vormittag habe ich angewendet, Ihre Gläubiger zu beruhigen. Die anſehnliche Verlaſſenſchaft des ſeligen Herrn Schwiegervaters hat ſie ſo gefällig gemacht, daß ſie Ew. Gnaden nicht allein nachſehen, ſondern mit ihrem ganzen Vermögen unterthänig aufwarten wollen, wenn Sie es verlangen. Hanns Puff und Kompagnie haben mich beſchworen, Sie ihrer unterthänigen Devotion zu verſichern. Ich bin u. ſ. w.

Ende des dritten Theils.

Inhalt

des dritten Theils.

Vorbericht Seite 3

Schreiben eines von Adel an einen Profeſſor, in welchem einen guten Hofmeiſter zu wählen gebeten, und geſagt wird, was man von ihm für Fähigkeiten verlange 13

Antwort des Profeſſors, nebſt zwo Taxen von einem geſchickten und eilf ungeſchickten Hofmeiſtern 20

Empfehlungsſchreiben an ein Kammermädchen, wegen der erledigten Hofmeiſterſtelle 31

Antwort im Kammermädchenſtyle 32

Ein kleiner Roman zwiſchen einer jungen Prieſterwittwe und einem Herrn Kandidaten. Beſteht aus folgenden Briefen:

Schreiben der Prieſterwittwe an den Kandidaten, worinnen ihm ein Wink von dem göttlichen Berufe gegeben wird 34

Einladungsſchreiben des Kirchenpatrons an den Kandidaten 35

Antwort des Kandidaten an den Kirchenpatron 37

Dergleichen an die Prieſterwittwe 37

Schreiben der Prieſterwittwe an den Kirchenpatron 38

Deſſen

Deſſen lehrreiche Antwort an die Wittwe S. 39

Ein Oberſter empfiehlt ſeinen Feldprediger zu einem Dorfpfarrer 43
Bittſchreiben des Feldpredigers an den Oberſten wegen dieſer Sache 45

Ein abgeſetzter Schulmeiſter bittet um einen Schuldienſt, und liefert drey Proben von ſeiner Stärke in Gevatter- und Hochzeitbriefen 47

Chria Aphthoniana, worinnen um eine Rektoratſtelle in einem kleinen Städtchen gebeten wird 56

Eine praktiſche Abhandlung von der Kunſt zu beſtechen, ingleichen ſich beſtechen zu laſſen. Beſteht aus folgenden Briefen:

Schreiben, wie ein ungewiſſenhafter Vormund den Richter nicht beſtechen ſoll 64
Dergleichen, wie ein Rittergutsbeſitzer den Kommiſſar nicht beſtechen ſoll 65
Dergleichen, wie ein Kaufmann ſeinen Richter nicht beſtechen ſoll 66
Eine ungeſchickte Art, wie ein Bauer ſeine gnädige Frau Amtmänninn zu beſtechen ſucht 67
Schreiben, wie ein ungewiſſenhafter Vormund es machen ſoll, wenn er den Richter beſtechen will 71
Dergleichen für einen Rittergutsbeſitzer an den Kommiſſar 73

des dritten Theils.

Anweiſung, wie man einen Richter beym Spiele beſtechen kann S. 76
Formular eines leeren Briefs, allen ſtreitenden Parteyen zur Warnung geſchrieben 78
Eines ungerechten Richters unparteyiſche Antwort darauf 79
Ein Handgriff, wie man einem Richter, den man beſticht, die ſaure Mühe erſparen kann, roth werden 81
Des Richters Antwort auf den ſtummen Brief 82
Gebeſſertes Formular, wie ein Kaufmann ſeinen Richter beſtechen ſoll 84
Anleitung, einen Richter mit Holze zu beſtechen 85
Ingleichen mit alten Münzen und Gemmis 86
Recept, wie eine ſchöne Frau den Richter gewinnen ſoll 91
Des Richters vielbedeutende Antwort darauf 93
Ein Brief, wie man einen Kommiſſar mit der Furcht vor ſeinen Obern beſticht 94
Dergleichen mit der Furcht vor ſeinem eignen böſen Gewiſſen 95
Dergleichen mit der Furcht vor Wechſelſchulden 96
Eine arme gedruckte Wittwe bittet um Gerechtigkeit bey ihrem Richter 99
Des Richters Antwort 100
Vier Formulare von der mittelbaren Beſtechung durch die Weiber der Richter, nach ihren verſchiedenen herrſchenden Leidenſchaften 103

Inhalt

Schreiben an einen Amtmann, der viel von der Küche, und nichts von der Amtsſtube verſteht S. 109

Dergleichen an ſeine juriſtiſche Tochter, ſo das Directorium Actorum führt 110

Von der Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen, ingleichen von einer ganz neuentdeckten computatione graduum 112

Bittſchreiben eines jungen Menſchen, der zur Zierde des Vaterlandes Rathsherr werden will 122

Empfehlungsſchreiben eines Mannes, der aus Bequemlichkeit Rathsherr werden will 126

Schreiben des bequemen Kandidaten 127

Nota. Beide ſind aus dem Alciphron getreulich überſetzt.

Charakter eines juriſtiſchen Polyphems 130

Vier Briefe, denen zum Beſten geſchrieben, die Gerichtsbeſtallungen ſuchen 140

Ein Brief von der Gefahr, die man läuft, wenn man einen jungen und noch ungeübten Mann zum Richter oder Kommiſſar bekömmt 151

Zwey Formulare für diejenigen, welche in vornehmen Häuſern Sekretarien werden wollen, um die Hofluft zu gewohnen 155

des dritten Theils.

Roman einer alten Spröden. Darinnen ſind folgende Briefe enthalten:

Schreiben der alten Spröden an den Verfaſſer der ſatyriſchen Briefe S. 160
Der Hofrath N** wirbt um die Spröde 162
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Hofrath N** 164
Ein mediciniſcher Doctor wirbt um die Spröde 166
Zartliches Schreiben des Herrn Lieutenants an die Spröde 169
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Doctor 171
Ein Profeſſor wirbt um die Spröde 174
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Profeſſor 177
Herzbrechendes Schreiben der Spröden an ihren Lieutenant 179
Des Lieutenants ſchreckliche Antwort darauf 181
Ein Advokat wirbt um die Spröde 185
Abſchlagige Antwort der Spröden darauf 187
Ein Würzkrämer wirbt um die Spröde 189
Abſchlägige Antwort der Spröden darauf 190
Die alte Spröde wirbt um ihres Vaters Schreiber 193
Abſchlägige Antwort des Schreibers darauf 196
Die alte Spröde wirbt um den Hofrath 199
Abſchlägige Antwort des Hofraths darauf 201

Inhalt

Die alte Spröde wirbt um den mediciniſchen Doctor S. 204
Abſchlägige Antwort des mediciniſchen Doctors darauf 206
Die alte Spröde wirbt um den Profeſſor 209
Des Profeſſors Frau antwortet der alten Spröden, daß ihr Mann ſchon eine Frau habe 212
Die alte Spröde wirbt um den Advokaten 215
Abſchlägige Antwort des Advokaten in höchſter Eil 217
Befehdungsbrief der alten Spröden an den Würzkrämer 218
Deſſen Antwort an die alte Spröde mit Proteſt 221
Antwort des Verfaſſers der ſatyriſchen Schriften an die alte Spröde 227
Plan der extrafavarablen Auswürflung der alten Spröden 237

Ein Roman von einer Fräulein, die der Großvater und Enkel zugleich liebt. Beſteht aus folgenden Briefen:

Anwerbungsbrief und vier Poſtſcripte eines alten Kavaliers an ein junges Fräulein 239
Schreiben des Enkels an ſeine Tante 241
Troſtſchreiben der Tante an den eiferſüchtigen Enkel 242
Der Enkel ſeufzt 244
Liebeserklärung des Enkels an das junge Fräulein 245
Die Tante ſagt, daß der Enkel thöricht ſey 245

Freund-

des dritten Theils.

Freundſchaftliches Schreiben der jungen Fräulein an die Tante 247
Der Tante Antwort darauf 250
Schreiben der Fräulein an ihren Onkel 252
Antwort des Onkels an das Fräulein 253
Der Enkel verzweifelt vor Liebe, und klagt es ſeiner Tante 254
. . . . und klagt es ſeiner Fräulein 256
. . . . und klagt es ihrem Onkel 257
Der eiferſüchtige Enkel bittet ſeinen Großpapa um Erlaubniß, die Fräulein heurathen zu dürfen 258
Antwort der Tante an den Vetter 261
Dem Vetter wird angſt, und er antwortet der Tante 265
Antwort der Tante 266
Antwort des Vetters an die Tante 266
Antwort der Tante 267
Umſtändlicher Status cauſae des Großvaters an ſeine Tochter, daß der Enkel über und über ein Narr ſey 268
Schreiben der Fräulein an die Tante 271
Schreiben des Onkels der Fräulein an den Großvater 271
Schreiben des Großvaters an die Tochter, worinnen er geſteht, daß der Enkel ein ſo gar großer Narr noch nicht ſey, als er geglaubt hätte 274
Schreiben des Großvaters an den Onkel des Fräuleins, welches den Roman auflöſt 275

Liebestraktaten eines rechtſchaffnen, aber eigenſinnigen Freyers mit einem Frauenzimmer 280

Inhalt

Das Frauenzimmer fragt ihre Tante um Rath Seite 284
. . . . ingleichen ihren Onkel 284
Antwort der Tante 285
Antwort des Frauenzimmers an die Tante 287
Antwort des Onkels an das Frauenzimmer 288
Gutachten einer Freundinn des Frauenzimmers 290
Dergleichen 292
Dergleichen 295
Noch dergleichen von einer andern Art 296
Excitatorium des zärtlichen und eigenſinnigen Liebhabers an das Frauenzimmer 298
Entſchluß und Erklärung des Frauenzimmers an den Liebhaber 298

Eigennützige Liebeserklärung eines jungen Menſchen an eine alte Frau 301
Zärtlicher Liebesbrief einer alten Frau an einen jungen Menſchen 303

Liebeserklärung eines Menſchen, der zärtlich liebt, aber nicht vernünftig 307
Antwort und freundſchaftlicher Korb 308

Liebesflammen eines Pedanten 311
Ehrendienſtwillige Antwort darauf 313

Hanns liebt Grethen 314
Grethe Hannſen 315

Ein Bürger, der reich und vernünftig iſt, wirbt um ein Fräulein 317

des dritten Theils.

Ein Fräulein, das arm und vernünftig iſt, ſchlägt es ihm ab Seite 320

Ein ſtrotzender Landjunker will ſeine Liebe an ein reiches Bürgermädchen verkaufen 325
Ein einfältiges Bürgermädchen nimmt den Vorſchlag mit demüthigem Danke an 328
Ein hochmüthiges Bürgermädchen nimmt den Vorſchlag mit Verachtung an 330
Ein vernünftiges Bürgermädchen verſichert den gnädigen Junker, daß er ein Narr ſey 331

Leben und Thaten eines ehrlichen Bankrotirers, worinnen folgende Briefe ſind:

Der ehrliche Bankrotirer will ſo gnädig ſeyn, und tauſend Thaler bergen 338
Wird unterthänig abgeſchlagen 339
Conſilium medicum 340
Recept 340
Schreiben des Bankrotirers an den Advokaten 342
Antwort des Advokaten, ſehr praktiſch eingerichtet 342
Antwort des ehrlichen Bankrotirers an den boshaften Advokaten 346
Schreiben des verjagten Bankrotirers an ſeinen Sekretär 350
Ein Mahnbrief auf 2000 Thaler 351
Freundliche Antwort darauf 352
Mahnbrief auf 600 Thlr. . . für Waaren 352
Troſtſchreiben darauf 353

Inhalt des dritten Theils.

Mahnbrief wegen eines Wechſelbriefs von 2500 Thaler Seite 354
Für 2500 Thaler Komplimente 355
Wehmüthiges Bittſchreiben einer verarmten Wittwe, wegen ſchuldiger 550 Thaler 356
Eine ehrliche Antwort im Ernſte 357
Brüderliche Drohungen eines Junkers an den ehrlichen Bankrotirer 359
Antwort darauf, ziemlich kurz, aber doch deutlich 360
Trotziger Mahnbrief von Hanns Puff und Kompagnie 361
Freundſchaftliche Antwort darauf 363
Schreiben des Sekretärs an ſeinen Principal, den ehrlichen Bankrotirer, worinnen die ganze Verwirrung aufgelöſt wird 363

Gottlieb Wilhelm Rabeners

ſämmtliche

Schriften.

Vierter Theil.

Leipzig, 1777.

Im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

70
Bibl.
Acad.
Lund.

niversitäts · bibliothek

Satyren.

Vierter Theil.

Erſte Abtheilung. *)

---

*) Dieſe Abtheilungen ſind zuerſt bey der gegenwärtigen Auflage, der Bequemlichkeit der Leſer halben, gemacht worden.

Vorbericht.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner ſatyriſchen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, und die dadurch verdoppelte Arbeit, ſind zum Theil Urſache geweſen, daß ich mich ſeit drey Jahren eines Verſprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Publikum, doch wenigſtens mein Verleger, fleißig genug erinnert hat. Aber in der That iſt mein Amt nur zum Theil Urſache an dieſem Aufſchube geweſen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meiſten Autoren iſt der Beyfall der Leſer die ſtärkſte Reizung, daß ſie muthig und viel ſchreiben; darf ich es wohl geſtehen, daß eben dieſer Beyfall die wichtigſte Urſache iſt, warum ich ſeit drey Jahren mich nicht habe entſchließen können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die erſten drey Theile haben das Glück gehabt, in Deutſchland ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leſer zu finden. Man iſt endlich, auf meine ungeheuchelten Vorſtellungen, ſo billig geweſen, an mehrern Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterſchied zwiſchen einer Satyre und einem Paſquille ſey; daß man die Fehler der Menſchen lächerlich machen könne, ohne einen Menſchen ſelbſt lächerlich zu machen; daß man als Satyrenſchreiber ſpotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menſchenfreund ſeyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leſer iſt noch weiter gegangen; man hat die Fehler in verſchiedenen Ausarbeitungen überſehen, welche vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einſicht haben mir dieſe Fehler verziehen, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten: wie viel Urſache hatte ich, darüber vergnügt zu ſeyn! Andre Männer, die zwar auch Einſicht genug beſaßen, aber nur meine Freunde nicht ſeyn wollten, haben ganz davon geſchwiegen. Konnte ich mir wohl etwas mehr wünſchen? Und dennoch ſind alle dieſe vortheilhaften Umſtände die wahre Urſache, daß ich itzt, ſo ein alter Autor ich auch bin, mich dennoch ganz ſchüchtern unter das Publikum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachſicht meiner Leſer ſchuldig! Wie viel Urſache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anſtößig ſeyn kann, um dieſe verzeihende Nachſicht nicht zu verlieren! Wie ſorgfältig muß ich alle meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wider einen Vorwurf ſicher zu ſtellen, der mir, bey meinen menſchenfreundlichen Geſinnungen, gewiß der empfindlichſte ſeyn würde! Bisher hat die Kritik mir meine Fehler überſehen; vielleicht in der Hoffnung, ich würde mich beſſern. Und habe ich mich nicht gebeſſert, wer wird mich wider dieſe ſtrenge Richterinn vertheidigen, welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geſchäffte und Jahre machen einen Satyrenſchreiber ernſthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der größte Theil ſeiner Leſer wünſchet. Iſt nicht ſchon das Urſache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir ſo unendlich ſchätzbar iſt? Ich lebe hier ganz verwaiſt von meinen kritiſchen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich ſonſt nicht eine Zeile wagte. Sie ſind zerſtreut, ſie ſind weit von mir weg zerſtreut; dieſe Freunde, deren ehrliches Herz und deren reifer Witz mir unvergeßlich ſeyn werden. Nur einer noch von meinen redlichen Ariſtarchen iſt in Leipzig; und auch dieſer Eine iſt ſchon zu weit von mir entfernt. Und wie ſoll ich mir die freundſchaftlichen Lehren derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbſt, in Braunſchweig, in Quedlinburg, ſeit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt ſind? die in Zürch und Bern entfernt leben? . . . . . . Und was ſage ich von unſerm Vater Hagedorn, der mich ſo oft geleitet hat, und deſſen Andenken auch dieſe Thräne noch heilig ſey! . . . . . Wäre nicht dieſer Mangel meiner Freunde und meiner Führer Urſache genug, ein Vorhaben zu unterlaſſen, welches mir ſchon damals ſchwer genug ward, da ich es unter ihrem Beyſtande wagte, und welches ich itzt wagen ſoll, da ich von ihrem Beyſtande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einem Gelübde, das ich vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich ſo prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen Welt thue. Dieſes iſt der vierte, aber gewiß auch der letzte Theil meiner ſatyriſchen Schriften. Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger iſt, als er ſonſt den meiſten Schriftſtellern zu ſeyn pflegt: daß ich dergleichen ſatyriſche Schriften weder unter meinem, noch unter einem verſtellten Namen, weder in monatlichen, noch in fliegenden Blättern, weiter bekannt machen werde.

Dieſen Vorſatz rechtfertigen, wenn anders meine Leſer verlangen ſollten, daß ich ihn rechtfertige; dieſen Vorſatz, ſage ich, rechtfertigen ſchon die Urſachen genug, die ich oben angeführet habe. Ein ernſthafteres Alter; Geſchäffte, die täglich gehäufet werden; der Verluſt der beſten Freunde; eine argwöhniſche Vorſicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher iſt, als ſie

mit

mir vor drey Jahren war; Leſer, die noch immer gewohnt ſind zu lachen, ſo lange ſie über andre lachen, und welche unverſöhnlich werden, ſo bald ſie glauben, ihr eignes Geſicht im Spiegel zu ſehen; der geſchäfftige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug ſind, Schlüſſel zu machen, wo keine Schlüſſel nöthig ſind; die tückiſche Bosheit derjenigen, welche ſich getroffen finden und ſchweigen, und welche doch hämiſch im Namen derjenigen ſeufzen, die gewiß nicht gemeynt und gewiß nicht getroffen ſind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfaſſer ſchreibt, die Originale zuerſt ſucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich ſeyn muß: alles dieſes ſind Urſachen, welche mir meinen Vorſatz ernſtlich machen.

Ueberhaupt iſt wohl Deutſchland das Land nicht, in welchem eine billige und beſſernde Satyre es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher ſie gewohnt iſt, die Laſter oder die Thorheiten der Menſchen zu ſtrafen. Es giebt Städte in Deutſchland, in denen man nur beſchäfftigt iſt, Reichthümer zu ſammeln, und in denen man kein Laſter weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feiſten Bürgern zu ſagen, daß ſie laſterhaft ſind, weil ſie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß ſie Thoren ſind, weil ſie auf ihren erwucherten Reichthum ſtolz ſeyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutſchland, wo man unter dem prächtigſten Aufwande ſeine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen ſeine innerliche Unruhe zu verbergen ſucht; wo man ſeinen Freund küßt und umarmt, um ihn niederzuwerfen; wo man über alle Sachen mit einem entſcheidenden Tone urtheilet, um ſeine Unwiſſenheit nicht zu verrathen; wo man ein pöbelhaftes Paſquill mit lautem Beyfalle annimmt und ausbreitet, weil man den einzigen Unglücklichen kennt, den es trifft, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satyre für ein gefährliches Paſquill hält, weil ſie auf hundert Perſonen paſſen kann, und weil dieſe hundert Perſonen vielleicht noch fühlen, daß ſie Thoren ſind, aber zugleich auch denjenigen verabſcheuen, der ſie an ihre Thorheit erinnert. Und was ſoll ich von denen Städten ſagen, welche ein Sitz der ſchönen Wiſſenſchaften ſind, und wo es ein öffentlicher Beruf iſt, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht iſt hier die Satyre an der Hand ihrer Schweſter, der Moral, beliebt und ſicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Urſache, ſich vor der Satyre zu fürchten. Gemeiniglich ſind ſie die erſten, die ſie verdammen; es müßte denn eine Satyre aus dem Horaz ſeyn, welcher ſie unmöglich gemeynt haben kann.

Vielleicht iſt ein Patriot mit dem ſehr unzufrieden, was ich hier von den meiſten Städten meines Vaterlandes ſage. Er wird glauben, daß man eben dieſes von den Städten aller Länder ſagen könne. Es kann ſeyn: aber deſto ſchlimmer für die Satyre; deſto allgemeiner iſt die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieſer Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein Boileau und Moliere waren, deren Satyre ihr König liebte und ſchützte? Es iſt nur ein London, wo auch nicht einmal der größte Mißbrauch die Billigkeit der Satyre verdächtig machte, wo kein Laſter ſo vornehm iſt, daß es ſich nicht vor ihrer Geißel ſcheuen müſſe. Nur ein London iſt, wo ein lehrender Zuſchauer täglich unter einer Menge von zwanzigtauſend Leſern unerkannt herumgehen, und unbemerkt den Beyfall einſammeln kann, den ſeine Satyre verdient. In Deutſchland mag ich es nicht wagen, einem Dorfſchulmeiſter diejenigen Wahrheiten zu ſagen, die in London ein Lord-Erzbiſchof anhören, und ſchweigen, oder ſich beſſern muß.

Je mehr ich allen dieſen Urſachen nachdenke, je ernſtlicher wird mein Vorſatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verſpreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leſer dieſes, daß ſie mich künftig mit etwas weniger Zuverſicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geſchehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatſchriften, oder für den verborgenen Verfaſſer fliegender Blätter ausgeben.

Ich muß befürchten, daß dieſes Gelübde vielen von meinen Leſern verdächtig ſeyn werde. Man weis aus der Erfahrung, daß beynahe kein Geſchöpf ſo meyneidig iſt, als ein Poet, welcher die Verſe verſchwört: ſollte ein Satyrenſchreiber mehr Gewiſſen haben? Ich will mich in dieſe Vergleichung nicht einlaſſen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorſatze zu zweifeln; ſo will ich eine wohlbedächtige Einſchränkung beyſetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen ſatyriſche Schriften, weder unter meinem, noch fremden Namen, bekannt machen: aber ich werde vielleicht noch verſchiedene Abhandlungen von dieſer Art ſchreiben. Ich werde ſie der Kritik einiger von meinen Freunden und meinem verſchwiegenen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, ſoll das unparteyiſche Publikum zum Richter darüber geſetzt werden.

Ich finde bey dieſem Entſchluſſe hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satyrenſchreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme ſeiner Werke Zeuge iſt. Da ich mir, vom Anfange an, das Geſetz gegeben, keinen Menſchen durch meine Satyren zu beleidigen, ſondern ſie ſo allgemein zu machen, daß es einem billigen Leſer unmöglich fallen ſollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde ſeyn könnte; ſo hatte ich mir ein Geſetz gegeben, welches mir unendliche

Schwierigkeiten verurſachte. So bald ich mit einer Abſchilderung fertig war, war dieſes meine erſte Sorge, daß ich ſie gegen diejenigen Geſichter hielt, die ich kannte, um zu verſuchen, ob vielleicht zu viel Aehnlichkeit von ihnen in meinem Gemälde wäre. Das Gemälde ſelbſt zu entwerfen, koſtete mich immer weniger Mühe, als mich es koſtete, ſolches durch neue Züge, durch mehr Licht oder mehr Schatten unkenntlich zu machen. Und wenn ich alles gethan hatte, und wenn ich nunmehr glaubte, daß es mit keinem Menſchen eine Aehnlichkeit habe, daß es nur das allgemeine Bild eines Thoren ſey; ſo rief doch wohl einer meiner Leſer mit bitterer Freude aus: »Das »iſt mein Nachbar!« Künftig werde ich eine ſo ängſtliche Vorſicht weiter nicht nöthig haben. Nun kann ich mir die Originale wählen, wo ich will, ohne einen von ihnen zu beleidigen. Denn erſt nach meinem Tode ſollen dieſe Schildereyen bekannt werden. Und da ich Hoffnung habe, noch etliche und zwanzig Jahre zu leben; ſo zweifle ich, ob ſich alsdann noch jemand die Mühe geben wird, den Thoren zu entdecken, den ich vor zwanzig Jahren gemalt habe: denn in zwanzig Jahren iſt ein Thor gewiß vergeſſen, und wenn er auch ein durchlauchtigſter Thor geweſen wäre. Nunmehr kann ich mich viel freyer unter meinen Mitbürgern umſehen, und Züge zu einem Gemälde ſammeln, welches ich vielleicht auſſerdem zu ſchildern noch nicht wagen dürfte, wie ich es nunmehr wagen darf, da dieſe Schildereyen erſt nach meinem Tode ausgeſtellt werden ſollen. Finde ich künftig einen Menſchen, deſſen Thorheiten verdienen, für die Nachwelt gezeichnet zu werden; ſo ſehe ich dieſen Menſchen als meinen Poſthumum an. Die nach mir leben, ſollen nicht einen Zug von ſeinem Geſichte verlieren; aber bis dahin will ich ihn allein kennen, und nur allein über ihn lachen.

Man hat mir wider dieſen Plan den Einwurf gemacht, daß vielleicht in zwanzig Jahren hundert kleine Umſtände in den Sitten und Gebräuchen meiner heutigen Landsleute geändert, oder gar verloren gegangen ſeyn könnten, die doch oftmals ſchlechterdings zu wiſſen nöthig ſind, wenn man das Feine und das Reizende der Satyre ſo empfinden ſoll, wie ein jeder Verfaſſer wünſcht, daß es ſeine Leſer empfinden mögen. Dieſer Einwurf iſt gegründet genug: aber eben dadurch werde ich deſto aufmerkſamer gemacht werden, in meinen Satyren auch das zu vermeiden, was das Perſönliche der Sitten und Gebräuche genannt werden kann, ſo wie ich das Perſönliche der Charaktere bisher vermieden habe. Ich erlange dadurch den großen Vortheil, daß meine Satyre auch von dieſer Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umſtände nicht ganz vermeiden, welche ſo flüchtig und veränderlich ſind; wer wird mir es verdenken, wenn ich mein eigner Scholiaſt werde? In dieſem Falle werden ſelbſt meine Anmerkungen Satyren auf meine

Mitbürger, wenn ich genöthigt bin, der Vergeſſenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere ſolche Kleinigkeiten zu entreißen, worauf ſie doch itzt ſo ſtolz ſind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth beſtehe.

Ein anderer Einwurf ſollte vielleicht für mich noch wichtiger ſeyn: Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leſer nicht hören! Es iſt wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften ſind durch die gütige Aufnahme der Kenner und anderer ſo glücklich geweſen, daß ich mich, wenn ich mich ſo ſtolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leſer gewiſſermaßen ſchon geſättigt habe. Dieſer Beyfall verdient von mir die erkenntlichſte Achtung für den Geſchmack und das Vergnügen meiner künftigen Leſer. Ich beſitze gewiß Eigenliebe genug, dieſes Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein ſo unparteyiſches Lob iſt, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entſchuldigen, oder wider ſcheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satyren ein zu freudiges Gewiſſen, und zu der fortdaurenden Billigkeit meiner Leſer ein zu großes Vertrauen, als daß ich hierbey einen Vorwurf befürchten ſollte, der mir bey einer Stelle des Seneka eingefallen iſt. Labienus, ein Mann, der ſeinen republikaniſchen Haß und die bitterſten Leidenſchaften unter dem prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte, welcher ſeine Schmähungen wider die Großen in Rom ſatyriſchen Witz, und perſönliche Beleidigungen hiſtoriſche Wahrheiten nannte, welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden Zeiten die Unwiſſenheit, der Aberglaube und die dumme Bosheit ſo unglücklich gemißbraucht haben *); dieſer Labie-

---

*) Seine Schriften wurden auf Befehl des Raths verbrannt. Seneka iſt in ſeiner Praefatione L. V. Controuerſiarum ſehr bitter, da er auf die Stelle kömmt. Er hält es für das erſte Exempel, wo verdächtige Schriften auf Befehl des Raths verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er ſich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht beſonnen haben, die Livius im neun und zwanzigſten Kapitel des vierzigſten Buchs anführt. Seneka freuet ſich, daß dieſe Grauſamkeit erſt zu der Zeit erfunden worden, da es ſchon weniger große Geiſter gegeben habe. Ich will ſeine eignen Worte hier anführen; ſie ſind ſehr prophetiſch: In hunc (Labienum) primum excogitata eſt noua poena: effectum eſt enim per inimicos, vt omnes eius libri incenderentur. Res noua et inſueta, ſupplicia de ſtudiis ſumi. Bono hercle publico iſta in poenas ingenioſa crudelitas poſt Ciceronem inuenta eſt. Quid enim futurum fuit, ſi ingenium Ciceronis triumuiris libuiſſet proſcribere? etc. etc. Facem ſtudiis ſubdere et in monumenta diſciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta certa materia ſaeuitia eſt! Diis melius, quod eo ſe-

Labienus las einmal eine von ihm gefertigte Geſchichte öffentlich vor, überſchlug aber einen großen Theil davon, und ſagte: »Das, was ich hier überſchlage, ſoll »man erſt nach meinem Tode leſen!« Seneka kann ſich nicht enthalten, hierbey auszurufen: »Wie verwägen muß der Inhalt dieſer Stelle geweſen ſeyn, daß »auch ſo gar Labienus ſich geſcheuet hat, ſie bekannt zu »machen!« *). Meine Leſer werden ſich des ungeheuchelten Bekenntniſſes noch erinnern, welches ich in einer weitläuftigen Abhandlung vom Mißbrauche der Satyre ablegte, da ich den erſten Schritt that, mit ihnen bekannt zu werden **). Ich zeigte damals, daß die vornehmſte Pflicht eines Satyrenſchreibers ſey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anſtändigſten Ehrfurcht, zu reden, daß er alles ſorgfältig vermeiden müſſe, was ſeine Mitbürger oder den Wohlſtand

---

culo iſta ingeniorum ſupplicia coeperunt, quo et ingenia deſierunt etc.

*) Memini aliquando, cum recitaret hiſtoriam, magnam partem conuoluiſſe et dixiſſe: *Haec, quae transeo, poſt mortem meam legentur.* Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit? *M. Annaeus Seneca Lib. V. Controuerſiarum* in Praefatione.

**) S. den Vorbericht zum erſten Theile dieſer ſatyriſchen Schriften.

ſtand nur auf einige Art beleidigen könne, mit einem Worte, daß er ein rechtſchaffner Mann ſeyn müſſe. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satyren nach dieſen Grundſätzen zu handeln, und meine Leſer ſind, ſo viel ich weis, allemal ſo gerecht geweſen, zu geſtehen, daß ich dieſe heiligen Pflichten erfüllt habe. Ich werde ſie weiter erfüllen. Ich werde unermüdet arbeiten, der Satyre dasjenige ehrwürdige Anſehen zu erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unverſöhnlichen Feindinn der ungeſitteten Thoren gebührt, und welches ihr freylich ſo lange Zeit ſtreitig gemacht worden iſt, ſo lange ein jeder boshafter Paſquillant behauptete, er ſchreibe Satyren. Durch dieſe Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leſer, auch für dieſen vierten Theil; ja, ich hoffe ſo gar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satyren zu erlangen, die ich, erſt nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlaſſen mich entſchloſſen habe.

Dresden,
am 20ſten April,
1755.

G. W. R.

Antons

Antons Panßa von Mancha
Abhandlung
von Sprüchwörtern,

wie ſolche zu verſtehen und zu gebrauchen
ſind.

Dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer
zur Erbauung ans Licht geſtellt.

Zueignungsſchrift
an des großen Sancho Panßa
großen Eſel.

Verewigter Eſel!

Deine eignen Verdienſte, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Panßa, erfodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich dieſen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorſetze. Ich nahe mich alſo Dir mit der ehrfurchtvollen Verbeugung, mit welcher ſich ein verlaſſener Autor ſeinem Mäcenaten naht, und lege dieſe Schrift zu Deinem Hufe nieder. Das Anſehen, in welchem Dein Name bey allen geſitteten Völkern iſt, wird dieſen Abhandlungen der ſicherſte Schutz ſeyn, und durch Deinen Namen, unſterblicher Eſel, wird, wie ich, als Autor, zuverſichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unſterblichkeit zurückfallen.

Dieſes würde genug ſeyn, gegen Dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich alles geſagt habe, was ein Klient in einer Zueignungsſchrift ſeinem Gönner von Empfehlung, von Verdienſten, von Demuth, und von ſeinem Mangel zu ſagen hat. Aber Du wirſt mir hochgeneigt erlauben, mein Eſel, daß ich dieſe Zueignungsſchrift gegen diejenigen vertheidige, welche ſo viel Einſicht, wie Du, nicht haben, und doch Kunſtrichter ſeyn wollen. Glücklicher, ja dreymal glücklicher Eſel, der Du in den Tagen des weiſen Sancho grau worden biſt, wo man Verdienſte auch an Eſeln verehrte! Wie ſehr haben ſich die Zeiten, zu unſrer Schande, verändert! Man verehrt : : : aber nicht Verdienſte, man verehrt Rang und Pracht; und ein Eſel mit einer reichen Decke, wenn er ſchon die geringſten Verdienſte nicht hat, iſt uns oftmals verehrungswürdiger, als ſieben Weiſe. Ich finde alſo nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsſchrift gemacht werden können. Dieſes wird mich ganz natürlich auf Deine eignen Verdienſte führen. Ich will zeigen, wie groß Du geweſen biſt, und wenn ich dieſes zeigen will, ſo darf ich die Welt nur an Deine Thaten erinnern. Wie leicht iſt es, Verdienſte zu loben, wenn man ſie ſchon findet, und nicht erſt erdichten darf! Ein

Vorzug, den Du vor vielen Menſchen haſt, welche Dich nur als Eſel kennen!

Was ich hier im voraus angeführt habe, iſt die gründlichſte Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, ſobald ſie dieſe Zueignungsſchrift erblicken. »Einen Eſel zum Mäcenat!« werden ſie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwan der erſte, der dieſes thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenat die menſchliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht ſo ungerecht, zu glauben, daß mein Eſel dieſer Zueignungsſchrift unwürdig ſey, weil ihr ihn für dumm haltet! Ihr werdet ſelbſt euren Zueignungsſchriften ein trauriges Urtheil ſprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr abſetzen müſſen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu ſeyn!

»Aber wird der Eſel die Zueignungsſchrift leſen? »Und noch mehr, wird er das Buch verſtehen, das du »ihm zueigneſt?« Aber, meine Herren, iſt denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein ſpaniſcher Eſel iſt, und ich freylich nur ein deutſcher Autor bin. Allein iſt es denn ſo ſchlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften lieſt, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten leſen eure Schriften, und noch mehr, wie viel ſind im Stande, ſie zu verſtehen? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Mutterſprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländiſchen, oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen ſie doch vielleicht nicht einmal die Buchſtaben kennen. Genug, ſie ſehen ihr Bildniß, oder ihr Wapen, ſie ſehen den prächtigen Band des Buchs, ſie ſehen ein gekrümmtes Geſchöpf murmelnd zu ihren Füßen kriechen, und hieraus ſchließen ſie, daß dieſes Geſchöpf ein Autor iſt, daß unter ihrem Bildniſſe oder Wapen eine Zueignungsſchrift ſtehen wird, und daß ſie ein Mäcenat ſind. Sehen ſie alſo nicht alles, was der Autor will, daß ſie ſehen ſollen, und iſt es erſt nöthig, daß ſie die Zueignungsſchrift leſen, und die Abhandlung verſtehen müſſen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigſte iſt, und den ſie zu ſagen, nur das Herz nicht haben. »Wirſt du von deinem Eſel für »die Zueignungsſchrift nur einen Gulden, oder die geringſte Belohnung erwarten können?« Nein, ihr habt Recht, nicht einen Gulden, nicht die geringſte Beförderung. Aber deſto uneigennütziger iſt mein Vorhaben; deſto weniger iſt das Lob verdächtig, das ich meinem Eſel gebe. Ihr martert euch und eure Leſer, um Tugenden und Verdienſte zuſammen zu ſtoppeln, welche ihr euren Mäcenaten anpaßt: allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euren Helden lächerlich, und die Zueignungsſchriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaſchen, welche gemeiniglich gar außen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat ſo ſpärlich zumißt, weil er, wie Auguſt, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben ſo wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen. Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsſchriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts iſt wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von eurem Mäcenat erpreſſen könnet. Wiederholet ihr mündlich eure Bitte, ſo werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen: Votre Serviteur! ſich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der ſie beſſer zu brauchen weis. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenat einer von den Großmüthigen iſt, welche alle Menſchen glücklich zu machen wünſchen; wird er deswegen auch im Stande ſeyn, es zu thun, oder wenigſtens es ſo zu thun, wie er es hofft? Und iſt er auch ſo gefällig, daß er ſich bey ſeinem Range neue Verdienſte und Hochachtung durch ſeine Freundlichkeit zu erwerben ſucht; ſo wird er euch zwar in den gnädigſten Ausdrücken das Vergnügen verſichern, das er hat, euch zu dienen: allein ſeine Geſchäffte, und der Anlauf ſo vieler eurer Kollegen, werden machen, daß er euch vergißt, die ihr keine Verdienſte weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich alſo durch meine Zueignungsſchrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieſes ſind, **berühmter Eſel**, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das iſt auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen ſetzen werde.

So wichtig auch meine Gründe ſind, ſo werden ſie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner beſondern Verdienſte erinnere, die Dich, **großer Eſel**, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Klienten zu verewigen ſucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner ſeltenen Verdienſte zu wiederholen, welche ſeit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt geweſen ſind. **Liebſter Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho!** Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muſelmann ſich vor dem geheiligten Kameele niederwirft, das vor tauſend Kameelen zu dem ſtolzen Glücke erwählt worden iſt, den Alkoran auf ſeinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unſrer Zueignungsſchriften ſind Satyren auf die Mäcenaten unſrer Zeit. Die Verfaſſer quälen ſich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wuchrer ein großmüthiger Verſorger der Verlaſſenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beſchützer der Muſen, daß er gerecht ſey, da doch das halbe Land unter ſeinen Räubereyen entkräftet ſeufzet. Aber Du, **glücklicher Grauſchimmel**, Du biſt von allen dieſen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyeſt Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des **großen Sancho Panßa groſſen Eſel** nenne, ſo bald verſteht mich die ganze Welt, und weis es, daß ich den **ehrwürdigen Eſel** meyne, welcher ſo viele Tugenden der Menſchen, und keines von ihren Laſtern gehabt.

Es iſt bekannt, und ſelbſt der berühmte **Cid Hamet=Benengely** läugnet es nicht, ob er gleich ein beſchnittner Mohr, und Du ein chriſtlicher Eſel warſt, daß die weiſen Sprüche des erleuchteten Sancho mit ſo viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daß Du der tiefſinnigſte Eſel Deiner Zeit geweſen. Ein großer Beweis Deiner Fähigkeit war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tauſend unglücklichen Beſchäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Großen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahre und länger in Oſſuna zu den Füßen ihrer Lehrer ſitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanka war eiferſüchtig auf Dich: aber Deine Beſcheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wiſſen, welches ſo viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwiſſende Pedanten richten ſich trotzig auf: aber Du, der Du ſie am Verſtande und Witze unendlich übertriffſt, hiengſt Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beſtändig an Deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unſern Schülern nicht allgemein iſt! Ich kenne Deutſche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrſamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geſchweige einen Folianten von Deinen Schriften aufzuweiſen hat. Deſto ſchlimmer für uns! Der Schade iſt unſrer Nachwelt unerſetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften leſen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man noch wenig ſchrieb, und deſto mehr dachte. Bey unſern Zeiten iſt dieſes der Fehler, daß viele ohne Ueberlegung ſchreiben, was Du, weiſer Eſel, nur zu denken, Dich würdeſt geſchämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde Dein Ruhm geſtiegen ſeyn! Und dennoch biſt Du ſchon unſterblich, da Myriaden von Schriftſtellern ſeit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergeſſenheit geſtürzt worden ſind.

Die Mäßigkeit iſt eine Tugend, welche unſern meiſten Sittenpredigern nicht allemal eigen iſt. Wenigſtens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meiſter der Weisheit hieß, der ſein Brodt durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigſten Ausſchweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet ſeines Lorbeers, unter Dir, geſittetem Eſel, ſtehen ſollen. Die ganze Geſchichte des Helden von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daß Du jemals in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr menſchlich iſt. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roßinante, und ſeine demüthigende Strafe viel zu Deiner Mäßigung bey. Die Welt weis die traurige Geſchichte von den Stutten aus Gallicien *). Roßinante war ein lehrender Beweis, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Er ſah die Stutten, und vergaß ſich. **Benengely** macht zu ſeiner, und vielleicht auch zu vieler Menſchen Entſchuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengſt ſo alt ſey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eſeltreiber von Jangois dachten nicht ſo billig. Die Strafe folgte der Wolluſt auf dem Fuße nach. Roßinante empfand es, und als eine neue Züchtigung ſeiner alten Jugendſünden, mußte er die Demüthigung ausſtehen, daß der tapfre Quixot ſich auf Dich, **tugendhaften Eſel**, ſetzte, und er, der ſtolze Roßinante, an Deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth iſt dasjenige Kleinod, welches auch die für das koſtbarſte halten, die niemals großmüthig genug ſind, andern in der Noth beyzuſpringen. Wie ſehr beſchämſt Du, **freundſchaftlicher Eſel**, alle dieſe unempfindlichen Seelen! So gar Roßinanten, der Deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauerteſt Du. Deine Schritte waren noch langſamer, als die Schritte eines gelaſſenen Eſels von Natur ſind; Du wollteſt dem Unglücklichen Zeit laſſen, nachzukommen. Ein Menſch würde ſich dieſe Demüthigung ſeines Nächſten zu Nutze gemacht, und mit einer ſtolzen Grauſamkeit noch mehr zu ſeiner Kränkung beygetragen haben: aber ſo ungerecht dachteſt Du nicht; denn Du wareſt des weiſen Sancho liebreicher Eſel. Wie troſtlos hiengeſt Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulaſſung des Himmels und Don Quixots geprellt ward *)! Er ſah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchſten flog, ſo war Deine freundſchaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigſte Stärkung.

---

*) Don Quixots Geſchichte B. 3. K. 15.

Die Gelaſſenheit iſt überhaupt eine Familientugend der Eſel: bey Dir aber hatte ſie einen weit rühmlichern Urſprung; denn Du wareſt mit Ueberlegung gelaſſen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galeerenſklaven **) hielteſt du ſtandhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho und Roßinante lagen um Dich herum. Nur Dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht ſtürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixot ſeufzete nach ſeiner Dulcinee, Sancho nach ſeinem Mantel, Roßinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir ſagt der Geſchichtſchreiber, daß Du gelaſſen unter Deinen Freunden geſtanden, und mitleidig die Ohren geſchüttelt habeſt.

Bey dieſer Deiner Mäßigkeit, Deiner geſelligen Freundſchaft, Deiner Gelaſſenheit; konnteſt Du wohl bey allen dieſen Tugenden des geringſten Neides fähig ſeyn? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Eſel der Domherren von Toledo iſt hiervon der ſtärkſte Beweis ***). Dieſe Eſel, welche ſo fett und ſtark waren, wie die Eſel der Domherren natürlicher Weiſe ſeyn müſſen; welche ihr Futter bey der Ruhe ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da Du bey den mühſamſten Abentheuern immer Hunger leiden mußteſt; dieſe Eſel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da

---

*) Don Quixots Geſchichte B. 3. K. 17.

**) B. 3. K. 21.

***) B. 4. K. 43.

Deine ganze Decke in einem ſchlechten Reitküſſen beſtand; welche muthwillig um Dich herum ſcherzten, wie Eſel vom Stande zu ſcherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Layeneſel, mit Verachtung anſahen; mit einem Worte, die Eſel der Domherren waren mit aller ihrer Glückſeligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menſchen beſchämeſt Du, **genügſamer Eſel**, welche das Glück der Großen und Reichen beneiden, und, da ſie zu ohnmächtig ſind, es ihnen zu nehmen, ſich doch wenigſtens Mühe geben, die Welt durch Spöttereyen oder durch Beſchuldigungen zu bereden, daß ſelbige dieſes Glücks ganz unwürdig wären?

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Panſa ſo unverwerfliche Proben ſeines großen Geiſtes abgelegt, als bey Regierung der Inſel Barataria *); aber eben dieſer Zeitpunkt iſt derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meiſten in ein Licht geſetzt hat, das eine Reihe von ſpäten Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du warſt der **Bruder und vertrauteſte Freund** des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne Dich zu regieren; man mußte Dich, mit koſtbarem Zeuge geſchmückt, hinter ihm herführen, als er ſeinen prächtigen Einzug hielt **). Cid Hamet weis von Dir und dem Sancho bey dieſer Gelegenheit nichts ſchmeichelhafters zu ſagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, ſich oftmals umgeſehen, Dich, ſein getreues Thier, zu betrachten, und ſich von Herzen über den glücklichen Zuſtand zu freuen, in welchem er Dich erblickte. Auch alsdann warſt Du

---

*) Don Quixots Geſchichte B. 7. K. 45.

**) B. 7. K. 47.

noch ſein liebſter, ſein vertrauter Eſel, da ihn die ganze Inſel als ihren Statthalter anbetete. Wäre Dir damals wohl etwas leichter geweſen, als das Vertrauen Deines Herrn zu Deinem und der Deinigen Vortheile, und zum Schaden Deiner Feinde zu mißbrauchen? Beides haſt Du nicht gethan. In der ganzen Geſchichte finde ich dieſen Umſtand am merkwürdigſten, daß während der Statthalterſchaft des Sancho Deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leſer ſieht Dich bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt Dich eher nicht wieder zu Geſichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weiſe Sancho, von der Laſt der ungewohnten Herrſchaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf Dir, getreuem Eſel, der mühſeligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In ſeinem Glücke gelaſſen zu ſeyn; ſich der Gewalt ſeiner mächtigen Freunde nicht zu mißbrauchen; an ſeinen Feinden ſich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für ſeine Vortheile am wenigſten zu ſorgen; eine ſo ſchnelle Veränderung des Glücks gelaſſen zu ertragen, ja ſo gar von dem wollüſtigen Ueberfluſſe des Hofs mit geſchwindern Schritten ſich zu entfernen, als demſelben ſich zu nähern: das ſind Tugenden, welche Diogenes unter den Menſchen ſeiner Zeit vergebens ſuchte, und welche Cid Hamet bey dem Eſel des Erleuchteten Panſa gefunden hat.

Vielleicht hatteſt Du dieſen jählingen Umſturz der Hoheit Deines Sancho voraus geſehen? Benengely geſteht Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wiſſen, ausdrücklich zu *). Ich glaube, er hätte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Ein-

---

*) Don Quixots Geſchichte B. 5. K. 8.

Einſicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorſichtig, ohne Wahrſagerkunſt, und tugendhaft, ohne außerordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey dieſem wichtigen Schritte, welche vorſichtig und erfahren genug zu ſeyn glauben! Aber ihr Herz iſt ſo tugendhaft nicht, als das Deine war; und eben darum kann ſie weder Verſicht, noch Erfahrung ſchützen. Ohne dieſes tugendhafte Herz müſſen ſie bey ihrem hohen Glücke ſchwindlicht werden und niederſtürzen, wenn ſie gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu ſehen.

Da Adler wieder Adler zeugen; iſt es wohl Wunder, daß ein Theil Deiner guten Eigenſchaften auch bis auf Deine ſpäten Nachkommen fortgepflanzt worden iſt? Ich verſtehe darunter die Mäßigkeit, die Gelaſſenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf dieſe Stunde allen denen Eſeln in Mancha vorzüglich zugeſtehe, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzuſtammen! Ungeachtet ſie Dich zu ihrem Ahnherrn haben, ſo iſt doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf ſtolz wäre, oder durch Deine Verdienſte den Mangel eigner Verdienſte zu verbergen ſuchte, oder andre Eſel in dem Flecken verachtete, welche eben ſo lange Ohren, eben ſo breite Rücken, und eben ſo arbeitſame Knochen haben, aber freylich nicht von ſo gutem Hauſe, und nicht von ſo edler Geburt ſind, als ſie. Im Uebrigen wiſſen die Einwohner zu Mancha dieſen Vorzug an ihnen billig zu ſchätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren ſie das Andenken ſeines Grauſchimmels noch bis auf dieſe Stunde ſo unverbrüchlich, daß ſie ſein Geſchlechtsregiſter mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuſcher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelſten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieſes wird genug ſeyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerſter **Eſel**, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Urſache angegeben, woher ich Dir ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig bin; da Du in den Tagen des Don Quixots einen ſo wichtigen Theil unſerer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und getreueſter Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgeſtanden haſt. Die wenigen Proben, die ich aus der Geſchichte von Deinen großen Eigenſchaften und bewährten Tugenden angeführt habe, ſind, wo ich mich nicht ganz irre, unwiderſprechliche Beweiſe, daß Du wohl verdienſt, mein Mäcenat zu ſeyn. **O Du Spiegel und Blume der vortrefflichſten Eſel!** Wie rühmlich iſt für mich dieſe meine **Wahl!** Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken haſt; Deine tugendhafte Mäßigung und exemplariſche Sittſamkeit, welche Dir ſo eigen, und bey uns nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit iſt; Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn und Deine Freunde überhaupt; Deine ſtoiſche Gelaſſenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die ſeltne Tugend der Zufriedenheit, und die ſchwere Kunſt, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wiſſen, mit gelaßnen Augen, ohne mißgünſtige Empfindungen, anzuſehen; die politiſche Vorſicht, ſich mit dem ungewiſſen Glücke ſeines mächtigen Freundes nicht allzu genau zu verbinden, und die praktiſche Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters ſeyn zu können: alles dieſes ſind Vorzüge, welche Du, tugendbelobter Eſel, vor allen Eſeln und vor vielen Mäcenaten haſt!

Mit einem Worte: Der Fleiß iſt des Glücks Vater; das Glück drehet ſich geſchwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart ſchläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währet am längſten; hoch macht ſchwindlicht; wer aufs Geld ſieht, dem vergeht das Geſicht; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege iſt; ſüße getrunken, wird oft ſauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche ſieht man den Himmel; wer ſich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht verſteht, ſoll die Karten nicht mengen; wer ſich ſelbſt zum Schafe macht, den freſſen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bey ſich hat, ſtolpert nicht; der Teufel ſteht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, iſt keine Krümme; eine goldne Decke macht den Eſel nicht zum Pferde; wer auf dem Eiſe tanzt, der ſtrauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, verſengt ſich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heißt ſeinen Nachbar einen Eſel ..... Aber Gott verſtehe mich! ſagte Vater Panſa.

Ich küſſe Ew. Eſeley den Huf.

J..
in Weſtphalen.

Anton Panſa von Mancha.

Ver-

Vorbericht *).

Es iſt vor einigen Wochen eine Schrift an unſern Verleger geſendet worden, welche den Titel führet: Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie ſolche zu verſtehen und zu gebrauchen ſind; dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer zur Erbauung, ans Licht geſtellt.

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfaſſer ſeine Abſichten und die Einrichtung des Werks ſelbſt. Es iſt dieſes Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlaſſenen Autors verräth. Der letzte Umſtand geht nur unſern Verleger an, und wir überlaſſen es ihm, wie er ſich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von ſeinen Voraltern und von ſeinen eignen Umſtänden einſtreut, verdienen angemerkt zu werden. Es ſind nützliche Anekdoten zur Lebensbeſchreibung des unſterblichen Don Quixote, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Ausgaben gefunden haben. Der Verfaſſer erzählt uns, daß der berühmte Stallmeiſter Sancho Panſa von Mancha ſein Urältervater geweſen ſey. Da er nach dem Tode ſeines Ritters der witzigſte und weiſeſte Kopf in ganz Mancha geweſen; ſo habe er ſich

---

*) Das nachſtehende Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, ꝛc. iſt mit dieſem Vorberichte im Jennermonate des Jahres 1750 in die vermiſchten Schriften zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, als ein Verſuch eingerückt, und im Jahre 1755 fortgeſetzt worden.

ſich durch eben dieſen Witz und ſeine weiſen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier und den Geiſtlichen des Orts überſehen zu konnen, und deswegen habe er ſich lieber in der Geſellſchaft ſeines Eſels und ſeiner übrigen Familie eingeſchloſſen, als daß er mit jenen die alte Freundſchaft hätte fortſetzen ſollen. Dieſes ſey der Grund zu ſeinem Unglücke geweſen. Der Geiſtliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Chriſt ſey, und kein Schweinfleiſch eſſe. Die Inquiſition ſey aufmerkſam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil ſie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiſer geſprochen, als die alten Chriſten ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt geweſen. Der rechtſchaffene Sancho ſey alſo wirklich verbrannt, und der erſte Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieſes Unglück habe ſeine ganze Familie zerſtreut. Des Herrn Verfaſſers Aeltervater, welcher ſich durch ſeine hohen Gemüthsgaben ſchon bis zur Würde des unterſten Schulzens in dem Flecken Mancha emporgeſchwungen gehabt, habe ſich entſchloſſen, lieber ſeinem Vaterlande, als ſeinem angebornen Verſtande zu entſagen. Er ſey mit ſeinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Liſſabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geiſtlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder ſey er den Händen der Inquiſition entronnen, und in die Niederlande gekommen, wo er ſein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Hier giebt der Herr Verfaſſer noch viele Nachrichten von ſeiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig ſind. Wir konnen mit ſeiner Erlaubniß nicht unerinnert laſſen, daß er bey dieſer Gelegenheit den Stolz ſeines Vaterlandes ein wenig zu ſehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meiſten Witz ſeiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt dieſe lächerliche Einbildung ſo hoch, daß er glaubt, verſchiedene ihrer größten Kunſtrichter hätten die Geſchicklichkeit, andre mit ihren lateiniſchen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung ſeines Urältervaters zu danken; als dieſer, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunſt gelehrt, zu ſchreyen, wie ein Eſel *).

Die Umſtände, welche der Herr Verfaſſer endlich von ſeinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig ſeyn. Nur dieſes verdient angemerkt zu werden, daß er ſich zu J.., einem Städtchen in Weſtphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme ſo lange ruhig leben und Bücher ſchreiben will, bis er ſeine Verbeſſerung findet.

Die drey letzten Seiten ſeines Schreibens beſtehen in den gewöhnlichen Autorkomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnſüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen ſuchte. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfaſſer ausgeführt hat, ſind dieſe: *Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längſten. Kleider machen Leute. Gedanken ſind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Alte Liebe roſtet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer, als ein Centner Schulwitz. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen*; und andere mehr.

---

*) Don Quixots Geſchichte B. 6. K. 25.

Der Verleger zweifelt, daß dieſes Buch Beyfall finden werde, da man es außerhalb Weſtphalen ſchwerlich verſtehen, am wenigſten aber das Feine davon einſehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beiden Artikel: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand**; und **Kleider machen Leute**, als einen Verſuch abdrucken laſſen. Von der Aufnahme dieſes Auszugs wird das Schickſal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieſer, wider Vermuthen, Beyfall finden; ſo iſt er entſchloſſen, dieſe Abhandlung einer Sammlung andrer ſolcher Schriften vordrucken zu laſſen.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand.

Wenn irgend ein Sprüchwort iſt, deſſen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung beſtätigt wird; ſo iſt es dieſes, wenn man ſagt: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand.** Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfaſſung meines Vaterlandes ſehr genau kennen zu lernen, ſo getraue ich mir ſehr wohl zu behaupten, daß wenigſtens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verſtand nicht eher erlangt haben, als bis ſie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil iſt, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verſtande begabt geweſen. Ich ſage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz laſſen, welche die Ausnahme von dem Spruchworte machen, und das Amt zwar ſeit langer Zeit, noch bis dieſe Stunde aber nicht den geringſten Verſtand haben.

Ich finde von unſerm Sprüchworte verſchiedene Lesarten. Ein ſehr altes Manuſcript, welches, wie ich aus einigen Umſtänden vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geſchrieben worden, lieſt ausdrücklich: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verſtand**; und dieſer Lesart habe ich mich bedienet. Die meiſten der neuern Schriftſteller ſagen hingegen nur: **Wem er ein Amt giebt** ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide ſind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt ſich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entſchuldigen. Itzt braucht man dieſe Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derſelben beſchwerlich zu fallen. Dieſes mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwiſchen muß ich doch zum Ruhme unſrer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervorzuſuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit ſo zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man ſich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtſamen ſich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, ſo oft ich jemanden alſo reden höre, von dem ich ſonſt ſehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigſten beunruhiget. Es iſt dieſes ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen iſt. Man darf mir nicht einwenden, daß dieſe Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort ſey: Ich glaube es ſelbſt; aber das thut nichts.

Dieſes hat mich bewogen, das Sprüchwort nach ſeiner alten Leſart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erklärt, ohne zu beſorgen, daß mich diejenigen, welche ſtärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es alſo für bekannt an, daß Gott das Amt giebt. Es hebt dieſer Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung darwider einwenden möchte. Recht wahrſcheinlich iſt es freylich nicht; aber ein guter Ausleger weis alles zuſammen zu reimen.

Ich halte mich in einem ſehr kleinen Städtchen auf, und doch iſt es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weiß ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weiſe zu ſeinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müſſen; (denn dieſes iſt immer die gewiſſe Belohnung derer, welche ſich für das Vaterland verſtümmeln laſſen;) wenn er nicht zu dieſem wichtigen Poſten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerſchaft ſo weit gebracht war, daß ſie ihn als einen Hausarmen ernähren ſollte. Man machte ihn ohne ſein Anſuchen zum Nachtwächter, und ſein Beruf muß wohl rechtmäßig ſeyn, weil er den Amtmann nicht beſtochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter iſt. Dieſes iſt der einzige Mann in der Stadt, der ſein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unſerm Orte iſt, welcher den Verſtand eher hatte, als das Amt.

Mit den übrigen iſt es ganz anders beſchaffen. Der Stadtſchreiber hatte, als Advokat, das Unglück, daß er wegen ſeiner Geſchicklichkeit, die verſchiedene Obere aus Unverſtand Betrügerey nannten, in die Inquiſition kommen ſollte. Seine Sache war ſo beſchaffen, daß er nach dem Eigenſinne altväteriſcher Rechte gewiß den Staupbeſen würde bekommen haben: aber ein Edler Wohlweiſer Rath ſah die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen ſtund in einer ſo genauen Verbindung mit ihm, daß ſie gewiß an ſeinem Staupbeſen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeiſters Hochedeln am Galgen erſticken müſſen, wenn man dieſen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entriſſen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmanninn die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte ſeine Unſchuld dergeſtalt an den Tag, daß er ſich mit Ehren von ſeinem Handel befreyt ſah. Der Frau Bürgermeiſterinn war der Hals ihres theuren Gemahls ſo lieb, daß ſie vor Freuden nicht eher ruhete, bis dieſem angefochtenen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerſchaft anvertraut, und er unverſäumt zum Stadtſchreiber erwählt wurde. Ein jeder ſeiner Vorgeſetzten glaubte, er ſey dieſen Dienſt ſich ſelbſt ſchuldig, weil ein jeder wünſchte, daß man ſich bey dergleichen beſorglichen Fällen auf gleiche Weiſe ſeiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu ſeinem Dienſte gelangt iſt, das weis die ganze Stadt. Er hatte durch ſeine patriotiſchen Bemühungen es ſo weit gebracht, daß ganze Dörfer wüſte, und eine anſehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, ſetzte ihn in den Stand, unverſchämter zu ſeyn, als ſein Vorfahr, welcher einfältig genug war, ſich einzubilden, daß man es mit dem Landesherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er ſtürzte dieſen gewiſſenhaften Tropf, und bemächtigte ſich ſeines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich iſt, als daß man ſie tadeln ſollte.

Es ſind nicht mehr als zween Prieſter in unſrer Stadt. Der oberſte davon wäre vielleicht noch itzt Kandidat, wenn er nicht die Geſchicklichkeit beſeſſen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geiſtliches Amt anſuchten. Er meynte es aber mit ſeiner chriſtlichen Gemeine ſo gut, daß er ſich den Kapellan zu ſeinem Kollegen ſelbſt auserſah, und ihm dazu beforderlich war, weil die natürliche Dummheit dieſes lieben Mannes ihm vortheilhaft zu ſeyn ſchien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Paſtors Jungfer Muhme zu heurathen, welcher ſehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küſter erſtreckt ſich in meinem Städtchen dieſe Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den beſten Branntwein brennt; ſo hat es der Kirchenvorſteher für billig gehalten, ihm das Küſteramt und die Unterweiſung der Jugend anzuvertrauen.

Dieſe wenigen Exempel beweiſen ſchon genug, wie wunderbar oftmals die Wege ſind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausſchweifung würde überflüßig ſeyn, wofern ich nicht verſichern konnte, daß der Stadtſchreiber, der Amtmann und die Geiſtlichen in Geſellſchaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben ſoll.

Diejenigen, welche ſich dieſes Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand, auf eine ſo bequeme Art zu bedienen wiſſen, ſind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Läſterer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unſern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorſorge nur gar zu matt geworden, und faſt gänzlich abgekommen ſey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Chriſtenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beſte Advokat verzweifeln würde.

Ich finde beſonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen, oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daß Gott, welcher nach ihrer Meynung ſo vielen Narren Aemter giebt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Vorſorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf ſich habrn, die Aemter zu beſetzen. Bey verſchiedenen von ihnen würde ihr Betragen unſinnig ſeyn; man würde ſie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichſten Böſewichter halten, wenn man ſieht, wie unbedachtſam ſie bey der

Beſetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß ſie überzeugt ſind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; ſo iſt dieſer Widerſpruch gehoben. Sie konnen dieſes mit einer deſto gewiſſern Zuverſicht hoffen, da ſie an ihren eignen Perſonen ein ſo erſtaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugniſſe aller ihrer demüthigen Klienten gegenwärtig die verſtändigſten Männer, die weiſeſten Väter der Stadt ſind, ungeachtet ſie vor der Erlangung ihres Amts die unverſtändigſten Narren waren. Dieſe wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, ſo oft ſie ein Amt beſetzen müſſen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger iſt, als das Amt eines Seelſorgers. Die üble Beſetzung eines ſolchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenſchaft nach ſich ziehen. Wenigſtens würde ich ſehr unruhig ſeyn, wenn ich für die Beſetzung eines ſolchen Amtes ſorgen ſollte. Aber wie glücklich ſind nicht diejenigen, welche ſich darauf verlaſſen, daß der Verſtand ſich ſchon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schickſal gehabt, einer Prieſterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm ſein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, ſein Schäfer geſtorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh ſorgfältig wartete, die Kunſt verſtünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey ſeinem Amte ehrlich wäre; dieſen ausfindig zu machen, war freylich eine ſchwere Sache, die alle mögliche Behutſamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrloſung ausſtirbt; ſo iſt dieſes manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplariſches Leben, oder durch Unächtſamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, okonomiſch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geſchickten Schäfer ausfindig gemacht, und in ſeine Dienſte genommen hatte. Er erzählte mir dieſes mit Freuden, und that dabey viele gute Wünſche für ſeine Schäferey. »Morgen,« fuhr er fort, »morgen müſ»ſen Sie noch bey mir bleiben; mein neuer Pfarrer thut »die Anzugspredigt, und wir wollen tauſend Spaß mit »ihm haben.« Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt; ſo kann ich nicht läugnen, ich erſchrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erſtaunte, als ich einen großen ſchwarzgekleideten Körper auf die Kanzel ſteigen ſah. Sein Gang, ſeine Miene, ſeine Bewegung mit den Händen, ſeine Sprache ſelbſt war ſo pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdachte hielt, er habe aus einem leichtſinnigen Scherze ſeinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgeſtellt. Ich ſagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit ſolcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch ſchütterte. »Mein Reitknecht?« ſagte er endlich. »Zerreiß mich »der Teufel, wenn es nicht mein Informator iſt! Er »iſt ein Magiſter, und nicht ungeſchickt. Er will noch »heuer ein Geſangbuch für mein Dorf zuſammendrucken »laſſen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Er iſt »ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken.« Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir ſelbſt, und ſchwieg ganz beſchämt ſtill. Ich hörte ihm zu, weil ich ſonſt nichts zu hören hatte, und hielt bey ſeinem albernen Gewäſche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indeſſen ohne Eigennutz zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Panßa, mit ſeinem Eſel geredet hat, weit vernünftiger geweſen iſt, als dieſes neuen Seelſorgers heilige Rede an ſeine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. Sogleich ſtellte ſich unſer Seelenhirt auch ein, und das erſte Kompliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunſche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er ſagte: »Komm Er, komm Er, Herr Magiſter, trink Er das Glas Branntwein, es iſt Ihm ſauer geworden; aber Er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne Er ſich ab, das leide ich mein Seele nicht; und wenn Er einmal auf mich ſchmält, ſo ſoll mich der Donner erſchlagen, wenn ich Ihn nicht über die Kanzel herunter werfen laſſe, daß Er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink Er!« und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir ſetzten uns zu Tiſche; ich war demungeachtet ganz kleinmüthig, und ſah die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. »Weis Er denn, Herr Magiſter, wofür Ihn Herr Panßa angeſehen hat? Für meinen Reitknecht!« »Das wundert mich nicht,« rief der ſchon halb trunkene Pfarrer aus. »Die Diener des Herrn ſind den rohen Weltkindern immer ein Anſtoß, und Herr Panßa hat noch ketzeriſches Blut in ſeinen Adern. Wäre er, wie ſeine Aeltern, verbrannt worden; ſo hätte unſere Religion auch einen Verächter weniger.« Ich entfärbte mich über dieſen Unſinn, und war eben im Begriffe, ihm nach ſeiner Narrheit zu antworten, als unſer Wirth merkte, daß ſich dieſer Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglaſe, und brachte es ſeinem Pfarrer auf die Geſundheit aller hübſchen Mädchen zu, welcher auch redlich Beſcheid that; und auf dieſe Weiſe ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu ſehen, daß Ihro Gnaden nebſt dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tiſch ſanken, ohne daß er ſelbſt auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er ſchon vor Tiſche war. Ich ſchlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsſtreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von ſeinem Pfarrer hielte? »Ich halte »ihn,« ſagte ich, »für einen Mann ohne Verſtand, »ohne . . . ,« »Ach,« ſagte er, »was Verſtand! »Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand! »Er iſt mein Informator geweſen, ich habe ihm die »Pfarre ſchon lange verſprochen, und um deswillen hat »er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was »ich verſpreche, das halte ich als ein Kavalier. Der »Kerl wird ſchon werden. Saufen kann er, wie ein »Teufel!« Hier verſtummte ich auf einmal. Ich ſah, daß der Herr das Wohl und die Unterweiſung ſeiner Kinder nicht für ſo wichtig gehalten, als die Erſparung einiger Thaler Geld; ich ſchloß, daß er es mit ſeinen Bauern nicht ſo boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er ſeine eignen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieſes Amt ſeinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verſtand, der ihm fehlte, ſchon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieſes Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens geweſen, und als es vielleicht einigen meiner Leſer lieb ſeyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geiſtlichen Standes eben ſo orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es ſchien mir um deſto nöthiger, hiervon etwas umſtändlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen ſeyn wird, wie es komme, daß man bey der Beſetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, ſondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, ſo ſorglos ſeyn, und nach allem eher, als nach dem Verſtande und der Geſchicklichkeit der Kandidaten, fragen kann. Alle Stände ſind voll von Beweiſen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorſatz, mein itztlebendes Vaterland zu ſchreiben; ſonſt würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es iſt noch übrig, daß ich von der zwoten Gattung der Menſchen ein Paar Worte ſage, denen unſer Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigſten Troſt gereichet. Es ſind dieſes diejenigen, welche Aemter ſuchen. Sie ſind ſo vorſichtig, daß ſie keine mühſame Unterſuchung anſtellen, ob ſie auch den nöthigen Verſtand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine ſolche Unterſuchung verriethe ein Mißtrauen, welches ihrer männlichen und geſetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber ſehr ſchädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt ſehr viel daran, daß dieſe Herren Aemter kriegen; und wenn ſie ſich nicht eher darum bewerben ſollten, als bis ſie von ihrem Verſtande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, ſo würde, ungeachtet unſers ſehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbeſetzt bleiben müſſen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieſes? Sie ängſtigen ſen ſich daher gar nicht mit dergleichen kindiſchen und unpatriotiſchen Fragen: Wo werden wir den Verſtand hernehmen? Der dem Vieh ſein Futter giebt, der wird auch für ihren Verſtand ſorgen; und ſie genießen bey dieſer nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückſeligkeit, die ein Maſtſchwein hat, welches um Weihnachten feiſt iſt, ohne daß es den Sommer über für ſeine Maſtung geſorgt hat. Wenn ich drey Kandidaten beyſammen ſtehen ſehe; ſo kann ich, ohne die Liebe des Nächſten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verſtand haben, und bey dem dritten iſt es noch vielmals ungewiß. Unſre Aeltern ſind gemeiniglich gegen die Vorſorge des Himmels ſo erkenntlich, daß ſie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringſten Vorwitz bezeigen, wenn es auf bie Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verſtand ſo zu bilden, daß er dereinſt zur Uebernehmung eines Amts und zu deſſen würdiger Bekleidung fähig iſt. Es wäre dieſes unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben ſo, und dennoch haben die Kinder dieſer Väter Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbeſcheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob ſie auch Verſtand genug beſäßen. Solche Kleinigkeiten geben ſich von ſich ſelbſt. Sie haben nunmehr Verſtand genug, und ſie haben zu viel Verſtand, als daß ſie in dieſem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert ſeyn ſollten. Ja ſie machen ſich ein Gewiſſen daraus, und ſie ſind deswegen zu loben. Es iſt unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu ſtören, oder in ihrem Werke zu meiſtern. Sie haben wohlgeſtaltete Kinder gezeugt, und die wenigſten male war es ihre Abſicht, ſie zu zeugen. Die Natur hat ſie ohne ihre Vorſorge ſo wohlgeſtaltet hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmſte an dem Menſchen, wenigſtens heut zu Tage, iſt; ſo überlaſſen ſie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verſtandes, als eines ſehr zufälligen und nicht unentbehrlichen Theils des Menſchen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er iſt noch in ſeiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht ſo grauſam ſeyn, und ihn der Aufſicht der Franzöſinn entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waſchen muß. Er iſt ein vortrefflicher Kenner von der Nähterey, und verſteht die Schattirung der bunten Naht beſſer, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch iſt ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht ſelbſt die ſchmackhafteſten Speiſen, und unter der ganzen Armee iſt niemand, der die Paſteten ſo leckerhaft backen kann, als dieſer junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers oder elenden Gemeinen; ſo würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pobels, zu einer Kenntniß des Chriſtenthums, der nöthigſten Wiſſenſchaften und der Welt angeführt, und durch beſtändige Arbeit zu ſeinen künftigen Dienſten abgehärtet haben. Aber ſo niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande ſchont man dieſen theuern Körper; zu ſeiner Gemüthsergötzung läßt man ihn kochen, nähen und ſticken. Er iſt ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anſtrengen muß, wenn es ihm nicht gehen ſoll, wie den jungen hitzigen Ochſen, welche ſich leicht verrücken, wenn man ſie zu jung einſpannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugeſehen, mit was für einer edlen Unverſchämtheit er nur ohnlängſt dem Kammermädchen in den Buſen griff, und ſie iſt vor Lachen bald außer ſich gekommen, als ihr die alte Franzöſinn, bey der dieſer zarte hoffnungsvolle Knabe beſtändig aus billiger Vorſorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er ſie des Nachts nicht mehr ruhig ſchlafen ließe. Der loſe Schelm! ſagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte ſie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu laſſen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Kompagnie, und bey der erſten Gelegenheit wird dieſer allerliebſte Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm ſtehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich ſpürte, wie ihm der Verſtand, der zu einem ſolchen Kommando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteſte Musketier, er ſäuft, wie ein Korporal, hat ſich ſchon zweymal mit dem Lieutenant geſchlagen, ſeinem Oberſten ſich einigemal widerſetzt und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitreſſe hat er noch; doch wird er nächſtens für eine ſorgen, damit er ſeinem Herrn Vater in allem gleich werde. Iſt nicht dieſes alles ein Beweis, daß der Verſtand mit dem Amte kömmt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daß bey einer ſolchen Erziehung, derjenige mit ſo vieler anſcheinenden Hoffnung für ſein Vaterland fechten ſollte, welcher, menſchlichem Anſehen nach, nur geboren war, für ſein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land ſeyn, in welchem ein Ueberfluß von ſolchen Perſonen vorhanden iſt, bey denen man ungewiß bleibt, ob ſie ſich beſſer vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm ſchicken!

Indeſſen muß ich geſtehn, daß nicht der Militärſtand allein ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; ſondern daß wir durch die weiſe Sorgloſigkeit unſrer Aeltern und Vorgeſetzten, und durch die natürliche ſich ſelbſt gelaſſene Dummheit des größten Theils unſrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten ſehr nahe gekommen ſind, wo man einen Kandidaten, welcher die nöthige Geſchicklichkeit und den Verſtand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Meſſen ſehen laſſen wird. Ich bin verſchiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, ſo vielen Dank ſchuldig, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, dieſe Abhandlung zu ſchließen, ohne ſie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen und der Nachwelt ihre Verdienſte um das Vaterland, nach meinem Vermögen, kenntbar zu machen.

Cajus iſt werth, daß ich ihn zuerſt nenne. Seinen wahren Namen muß ich verſchweigen, um ſeine Beſcheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächſtens im Anhange der Zeitungen, nebſt einer genauen Beſchreibung ſeiner Perſon und Kleidung. Denn, wenn er in ſeinem Vorhaben glücklich iſt, wie ſeine Anſtalten nicht anders vermuthen laſſen, ſo wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es ſind ihm landesherrſchaftliche Kaſſen anvertraut. Ob er nun gleich weder ſchreiben noch rechnen kann; ſo kennt er doch das Geld ſehr gut, und iſt in ſeinem Amte ſo unermüdet, daß er nirgends keine Reſte, außer in ſeiner Kaſſe, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieſer wackre Mann verdient, iſt dieſe nicht die geringſte, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu ſeyn ſcheint. Als ein unſchuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er ſeinen innerlichen Beruf, und bediente ſich mit vieler Geſchicklichkeit einer Gelegenheit, ſeiner Mutter einen Theil ihres Geſchmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren ſeinem werthgeſchätzten Herrn Vater die Kaſſe erbrochen. Im ganzen Städtchen iſt keiner, der mit einer ſo witzigen Art die Schnupftücher aus der Taſche ziehen kann, als er thut. Dieſe Beſchäftigungen haben ihm von Jugend auf nicht ſo viel Zeit gelaſſen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachſagen, daß er itzt, da er zwanzig Jahre alt iſt, ſeinen Namen nicht zu ſchreiben weis, noch das geringſte von Rechnungsſachen verſteht. Dieſes hat ſeinen Papa ganz natürlicher Weiſe auf die Gedanken gebracht, daß es ſehr wohl gethan ſeyn würde, ſich den lieben Sohn adjungiren zu laſſen. Und ich ſehe nicht die geringſte Schwierigkeit, welche dieſe väterliche Abſicht hindern ſollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; und da der Herr Vater ſo lange Zeit ſein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu ſeyn, ſo hoffe ich gewiß, der Herr Adjunktus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher ſo dumm iſt, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einſicht, und iſt daher im Stande geweſen, ſich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, ſo viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigſtens ſo dumm geweſen ſind, als ſein Sohn, und noch itzt dem Verſtande eines Pachters nicht gleich kommen. Da ſich ſein Sohn zu gar nichts ſchickt; ſo hat er dem gnädigen Herrn ſein Anliegen erzählt, und beyde ſind einmüthig darauf gefallen, der Junge ſoll ein Doktor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doktor zu werden. Der Vater ſchmeichelt ſich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Profeſſur und ſodann wenigſtens ſo viel Verſtand geben werde, als, ſeiner Meynung nach, zu einem Kanonikat erfordert wird. In der That ſehe ich nicht, was ihn in ſeinem frommen Vertrauen ſtören ſollte.

Der Organiſt in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohlgewachſen iſt, reiche Weſten trägt, über alle Sachen ein entſcheidendes Urtheil fället und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünſcht ſehr, ihn als Hofmeiſter bey einem Jungen von Adel zu ſehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten beſitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daß er in kurzem eine einträgliche Hofmeiſterſtelle bekommen wird. Es iſt wahr, daß er von allem dem nichts verſteht, was ein junger Kavalier lernen ſoll. Er iſt auch niemals ſo wenig, als itzt, im Stande geweſen, ſich ſelbſt zu regieren. Er iſt, wie ihm einige murriſche Leute nachſagen, in ſeinen Ausſchweifungen niederträchtig, in ſeiner Wirthſchaft unordentlich, in ſeinen Urtheilen pöbelhaft. Was ſchadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reiſen gehen müſſen, wenn dieſe Eigenſchaften hinderten, ein Hofmeiſter zu ſeyn! Genug, er ſpielt gut l'Hombre; er kann die Kunſt, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küſſen; er iſt unverſchämt; und hat er gleich keinen Verſtand, ſo wird ſich das ſchon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer ſo ausgemachten Sache, als das Sprüchwort iſt: **Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand**, ſo lange aufgehalten habe; ſo will ich hier den Schlüßel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieſes Sprüchworts überzeugt ſind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeiſter an einem gewißen Hofe zu werden. Es ſind viele Vortheile bey dieſer Station und mancher große Gelehrte verdient in ſeinem Leben ſo viel nicht bey aller ſauern Mühe mit ſeinem Kopfe, als ich ſodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es iſt wahr, es ſcheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeiſter erkohren hätte. Mein linker Fuß iſt ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter iſt etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern ſchiele ich; die Arme ſind durch die engliſche Krankheit ſehr verwachſen, und weil ich einen Anſatz zur Waſſerſucht habe, ſo zweifle ich faſt, daß ich ſolche hohe Kapriolen werde machen können, als mein ſeliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwiſchen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht iſt, daß Gott demjenigen Verſtand giebt, dem er ein Amt giebt; ſo iſt es eben ſo leicht zu hoffen, daß er einem Krüpel geſunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeiſter machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verſtändiger Mann werden ſoll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; ſo würde doch das gemeine Weſen von einem gebrechlichen Tanzmeiſter bey weitem nicht ſo viel zu beſorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeſchickt und bey deſſen Verwaltung ohne Verſtand iſt. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn alſo wohl annehmen; und der geneigte Leſer wird künftige Meſſe das Vergnügen haben, eine ſyſtematiſche Abhandlung von den Regeln der Tanzkunſt von mir zu erhalten. Verſtehe ich gleich nicht das geringſte davon; ſo habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuverſicht zu verſprechen, mit welcher ſich ſo viele Schriftſteller ſchmeicheln, die ſich zum Bücherſchreiben ſo wenig ſchicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, iſt die Furcht vor dem Hofe. Es geſchieht zuweilen, daß die vornehmſten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein ſcarroniſcher Körper ſtellt mich vor ihren verführeriſchen Liebkoſungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weis mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müſſen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in ſolche gefährliche Umſtände verwickelt ſehen ſollte. Denn keuſch bin ich, wie meine Väter, und dieſe unzeitige Keuſchheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeiſter zu ſeyn, wäre gleichwohl eine hübſche Sache!

Kleider machen Leute.

In dieſen drey Worten liegt eine unerſchöpfliche Weisheit verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo vielen, und den Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten zu erlangen, um welche ſich ein großer Theil der Menſchen vergebens bemühet. Thoren ſind es, welche ſich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienſte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückſelig und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſre Moraliſten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle dieſe ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſeyn verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeinen altväteriſchen Tugenden und einförmiger Kleidung ſich in eine

Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſtenmale wagt. Er muß ſehr glücklich ſeyn, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Dringt er ſich auch bis in das Vorzimmer, ſo hat er ſich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meiſten lächerlich finden, viele gleichgültig anſehen und die billigſten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakey weiſt ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er ſteht beſchämt am Kamine und ſteht allen im Wege. Er ſieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorſamſt, ihm die hohe Gnade zu verſchaffen, daß er Seiner Excellenz ſeine ganz unterthänigſte Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr Morgen wieder; es iſt heute Geſellſchaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn ſie jede Bettelviſite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da ſteht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdienſten, welcher ſich redlich und mühſam nährt, ſeinem Fürſten treu dient, hundert Leute durch ſeinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängſtlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waiſen ſchützt, niemanden um das Seinige bringt; da ſteht der rechtſchaffenſte Patriot. Sein ſchlechter Anzug drückt alle Verdienſte nieder. Er ſchleicht ſich beſchämt zur Thüre, um ſich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man ſtößt ihn mit Gewalt von derſelben weg, man reißt beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beſchäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten ſich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer ſeines

Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefahren kömmt, und den Schweiß ſeines betrogenen Gläubigers auf der Weſte trägt. Sein Kopf, ſo leer er iſt, wird bewundert, weil er gut friſirt iſt; ſein Geſchmack beſteht in der Kunſt, ſich artig zu kleiden. Hätte er Verſtand, ſo würde er alle ſechzehn Ahnen beſchämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen ſeine Vorfahren hat er ſich in Acht genommen, verſtändiger zu werden, als ſie geweſen ſind. Sein Herz iſt boshaft, ſo viel ihm ſeine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringſte nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ſich ſelbſt dienen könnte; und womit er jemanden dient, das ſind leere Gnadenverſicherungen. Er borgt, er betrügt, er flucht, er pfeift, er lacht, ſpielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen ſich mit offenen Armen über die Ehre ſeines Zuſpruchs. Man iſt unſer redlicher Mann ganz vergeſſen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunter kommen können. Es geſchieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht beſſere Kleider und geringere Verdienſte?

Man thut der Welt unrecht, wenn man ſagt, daß ſie bey den Verdienſten rechtſchaffener Männer unempfindlich und blind ſey. Sie iſt es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen und ſie durch ein vornehmes Geräuſch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß ſich ein großer Geiſt in ein ſchlechtes Kleid verſteckt? Die Welt iſt eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertauſche die Kleider.

Eure Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen, und ſeine etwas bejahrte Perucke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn Eure Gnaden aus! Die dreiſte und unverſchämte Miene iſt mit einem male verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er ſo vielmal der artige Herr, der allerliebſte artige Herr, der ſchalckhafte Baron geweſen. Er kömmt. Er macht ſeine Verbeugung noch immer ſo gut und ungezwungen, als ſonſt. Man lacht darüber. Er will die Hand küſſen; man ſtößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander und ärgern ſich über die Unverſchämtheit des gemeinen Menſchen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun und etwas mehr ſeyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie pedantiſch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein ſacre bleu! Man lacht über den Narren und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausſtoßen.

Nunmehr erſcheint der redliche und verdienſtvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erſcheint das erſtemal darinnen und thut ein wenig blöde. Man findet ſeine Blödigkeit angenehm und hält ihn für einen Fremden, deſſen Sittſamkeit bewundert wird.

Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art und die Fächer rauſchen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er ſetzt ſich mit Anſtand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieſer Herr ſeyn müſſe? es kennt ihn keine. Sie laſſen ſich in ein Geſpräch mit ihm ein; er redet beſcheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt ſie mit, und ſein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt ſie mit Geſchmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatsſachen, man findet ſeine Gedanken ſehr fein; man redet Böſes von den übrigen Logen, er ſchweigt und auch ſein Stillſchweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu beſcheiden iſt, in einer fremden Geſellſchaft auf eine boshafte Art witzig zu ſeyn. Die Oper iſt zu Ende. Er hat die Gnade, ſeine Nachbarinn an die Kutſche zu fuhren. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanſtändigkeit. Er darf die Hand küſſen, und Seine Excellenz wünſchen, indem ſie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückſelige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beſchämt am Kamin ſtand und allen Bedienten lächerlich war, iſt itzt die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft! Man erkennt ſeine Verdienſte; denn man ſieht ſeine prächtige Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entſcheidenden Werth unſrer Verdienſte zu danken haben; ſo ſcheue ich mich nicht zu geſtehen, daß ich wenig Perſonen mit ſo viel Ehrfurcht anſehe, als meinen Schneider. Ich beſuche ſeine Werkſtatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich ſehe, wie Verdienſte, Tugenden und Vernunft unter ſeinen ſchaffenden Händen hervorwachſen und theure Männer durch den Stich ſeiner Nadel aus dem Nichts hervorſpringen, ſo, wie das erſte Roß an dem Ufer muthig hervor ſprang, als Neptun mit ſeinem gewaltigen Dreyzack in den Sand ſtach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden ſchuf. Er ſchnitt eben einen Domherrn zu und war ſehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer ſeiner Geſellen arbeitete an einem geſtrengen Junker, welcher ſich von ſeinem Pachter zwey Quartale hatte vorſchießen laſſen, um ſeine hochadelichen Verdienſte in der bevorſtehenden Meße kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stuzer; liebenswürdige junge Herrchen und ſeufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Weſens zu warten ſchienen. Unter der Bank ſtack ein großes Pack ſchlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künſtler und andere niedere Geſchöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geſchickt genug waren, ſaßen an der Thüre und übten ſich an dem Kleide eines Poeten. Ich ſtund bey dem Meiſter, hielt den Hut unterm Arme und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Geſellſchaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider iſt in dergleichen Fällen ſchon von mir ein ſolches ehrerbietiges Stillſchweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Urſachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie iſt

[illegible]

billig. Nur die Kleider ſind es, welche wir an den meiſten Groſen verehren. Und weil uns der Körper, ſo in dieſen verdienſtvollen Kleidern ſteckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit ſcheint; ſo verbindet uns unſre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir dieſe Kleider ohne ihre zufälligen Körper ſehen.

So erhaben meine Gedanken ſind, wenn ich den erſtaunenden Wirkungen meines Schneiders in ſeiner Werkſtatt zuſehe; ſo kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, ſo oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Dieſe iſt in Anſehung der Kleider eben das, was uns Menſchen die Begräbniße ſind. Hier hört aller Unterſchied auf. Oftmals ſehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs ſehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es iſt wohl eher geſchehen, daß die Weſte eines Dorfſchulmeiſters über dem Sammetkleide ſeines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter iſt es, wenn dieſe prächtigen Kleider die Hochachtung der Menſchenmaſchine, die in ſelbigen geſteckt, überleben. Man hat mir einen reichgeſtickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der beſingungswürdige Gegenſtand vieler hungrigen Muſen geweſen; endlich aber doch vor der Unbeſcheidenheit ſeiner Gläubiger in dieſe Trödelbude flüchten müſſen.

Ehe ich dieſen Artickel ſchlieſſe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin ſo billig geweſen und habe gewieſen, daß Kleider Leute und Verdienſte machen. Zur Vergeltung dieſer Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben ſo billig iſt.

Diejenigen, denen zum Troſte ich dieſes Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienſte weiter beſitzen, als welche ſie dem Anſehn ihrer Kleider zu danken haben, werden ſo gerecht ſeyn und die Ehrenbezeugungen, welche dieſen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen ſie nichts an, und es iſt wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn ſie ſich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern ſchuldig iſt. Sollte ich, wider Vermuthen, erfahren, daß man dieſe meine Vermahnung nicht in Acht nähme und, wie es bey den meiſten geſchehen, fortführe, die Verdienſte der Kleider ſich anzumaßen; ſo werde ich und meine Freunde ſie offentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem ſolchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm ſagen, als: *Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weſte meiner unterthänigſten Devotion zu verſichern. Ich empfehle mich Ihrem geſtickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienſte Ihres reichen Aufſchlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unſerer Stadt zum Beſten noch viele Jahre!* u. ſ. w.

N. S. In dieſem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünſchen, oder nicht wünſchen ſoll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdienſten ihrer Kleider ſo, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieſes Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorſchlag gethan, daß der Handlung zum Beſten in die neue Klei-

der.

verordnung ein Artickel eingerückt werden möge: »Daß niemand ein reiches oder ſeidnes Kleid anziehen ſolle, bis er es bezahlt habe, und ein jeder ſolle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bey ſich tragen.» Was ſoll das für ein Lärm werden! und wie viel angeſehene Kleider werden vor unſern Augen verſchwinden! Der Vorſchlag iſt ſo vernünftig und billig, und der Handlung ſo zuträglich, als einer ſeyn kann; aber er iſt, wie mich dünkt, ein wenig zu grauſam. Sehr viele, gewiß ſehr viele, welche weder Geld noch Verdienſte beſitzen, und ihr Anſehen bloß auf Unkoſten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was ſie vorzüglich, groß, liebenswürdig und anſehnlich gemacht hat. Was ſoll aus dieſen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in * * * und bey vornehmen Verſammlungen ſeyn!

Fortſetzung.

Vorbericht. *)

Herr Anton Panßa von Mancha iſt über die Nachricht ſehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem ſchlechten Vertriebe ſeiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient ſich des allgemeinen Rechts der Autoren und ſpricht allen ſeinen Leſern ohne Barmherzigkeit den guten Geſchmack und auf allen Fall auch den Verſtand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt iſt, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch iſt er ſo großmüthig, daß er ſeinen Leſern Zeit zur Beßerung laſſen und es noch einmal verſuchen will, ob er ſie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen ſoll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: **Ehrlich währt am längſten,** einzurücken. Er verſpricht ſich hievon einen beßern Erfolg, weil dieſes praktiſcher ausgeführt ſey, als die erſten beiden Sprüchwörter. Fände, wider alles Vermuthen, auch dieſer Verſuch keinen Beyfall, ſo will er entweder ſeine Hand von dem verſtockten Publico ganz abziehen und nicht eine Zeile mehr in ſeinem ganzen Leben ſchreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat und das andere wider die Religion gerichtet ſeyn ſoll, um ſeinen Verächtern und unwitzigen Leſern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geſchicklichkeit genug habe, ſich durch diejenigen Wege berühmt und unſterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geſchmacke und die ſicherſten ſind, bey einem kleinen Verſtande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

---

*) Ward in der Monatſchrift, in welche man dieſes Sprüchwort im Jahre 1750 zum Verſuche eingerückt, demſelben vorgedruckt.

Ehrlich währt am längſten. *)

Ich ſpeiſte in der letzten Oſtermeſſe in einem Gaſthauſe und kam an einen Tiſch zu ſitzen, wo ich mir die Geſellſchaft nicht ſonderbarer hätte wählen können. Sie beſtund aus einem Kaufmanne, welcher zween ſehr vortheilhafte Bankerote gemacht hat und itzt in weit beſſern Umſtänden ſteht, als ſeine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeiſter, der vor einiger Zeit die ſämmtlichen Regimentsgelder verſpielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorſpruch ſeiner jungen und ſchöngebildeten Schweſter gewiß würde haben hängen müſſen. Der dritte war der Spieler, der ihm dieſe Gelder abgewonnen hatte und nunmehr in der Meſſe aus bewegenden Urſachen ſeine Bekanntſchaft von neuem ſuchte. Der

vier-

---

*) Dieſes Sprüchwort iſt ebenfalls im Jahre 1748 gefertigt, und im Jahre 1750 der obenbenannten Monatsſchrift eingeſchaltet worden.

vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müſſen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht und in die elendeſte Armuth geſtürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Miniſterio ſehr unzufrieden war, daß es ihn abgeſetzt und ſeine Kaution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht verſehen, als daß er die Depoſitengelder zu ſeiner eigenen Nothdurft verwendet. Der ſechſte endlich war ein Doktor Juris und ehedem berühmter Rechtskonſulent, welcher einige Jahre im Zuchthauſe zugebracht hatte und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit unterſagt war. Ich habe die Urſache davon niemals errathen können; ſie muß aber ſehr wichtig geweſen ſeyn: denn wegen alltäglicher und gemeiner Betrügereyen ſind die Advokaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieſer Doktor ſich beſtändig zu obliger Geſellſchaft hielt, und es ſchien, daß ſie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andre von ihnen eine Defenſion pro avertenda tortura brauchte, wovor ſie nicht eine Stunde ſicher waren. In dieſer vortreflichen Geſellſchaft brachte ich einige Stunden nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Geſprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer wären, welche die große Welt kannten, und alles, was ſie redeten, ſprachen ſie mit einer ſo dreiſten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen ſeyn würde, daß dieſes Leute wären, welche nur ſo lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaube.

Mitten unter den Geſprächen von verſchiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerote Kaufmann ein Glas und brachte die Geſundheit aus: **Ehrlich währt am längſten !** Ich erſchrack, weil ich glaubte, es ſey eine Satyre auf die ganze Geſellſchaft. Noch größer aber war mein Erſtaunen, als ich ſah, daß die ganze Geſellſchaft die Meſſer fallen ließ, nach den Gläſern fuhr und mit einmüthiger Stimme rief : **Ehrlich währt am längſten !** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieſer Geſundheit ſtutzte und mein Glas etwas langſamer austrunk, als ſie. Sie ſpotteten darüber und fragten mich nach der Urſache meiner Unentſchlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu ſagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher iſt, als ein Schelm, der ehrlich ſeyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir ſelbſt nachgedacht hätte, wo dieſes Sprüchwort herkäme und wie weit es gegründet wäre. Wiſſen Sie das nicht ? rief der bankerote Kaufmann ; das will ich Ihnen ſagen. Alle Sachen, die man nicht ſehr braucht, währen am längſten ; denn ſie werden am wenigſten abgenutzt. Dieſer Ladenwitz brachte unſern ganzen Tiſch in Bewegung ; und die ehrliche Geſellſchaft konnte ſich kaum vor Lachen faſſen. Sie haben, hol mich der Teufel ! Recht, ſchwur der Regimentsquartiermeiſter, und lachte von friſchem ſo ſtark, daß man kaum die Muſikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, ſchien damit nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern verlangte eine genauere Beſtimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er ſagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, ſondern weil er ſich in keinen Streit einlaſſen wollte, bevor ein jeder in der Geſellſchaft ſeine eigentliche Meynung davon geſagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen

Wortſtreit hinaus laufen möchte. Verba valent, ſicut numi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode iſt. Bey uns währt ehrlich am längſten, weil es eine Geſundheit iſt, und Geſundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantiſche Unterſuchungen darüber anſtellen wolle. So gar pedantiſch nicht, als Sie meynen, verſetzte der Doktor. Das Wort **Ehrlich** wird in zweyerley Verſtande gebraucht: terminative und applicative. Was **Ehrlich** terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, ſo iſt er eben der Pöbel. Applicative ehrlich ſind diejenigen, welche eine Sache cum grano ſalis anſehen. Und da alles, was in der Welt iſt, dem Menſchen zum Beſten erſchaffen iſt; ſo iſt auch die Ehrlichkeit dem Menſchen zum Beſten gegeben. Sie iſt ein Mittel, zu unſerm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß ſie unſerm Zwecke zuwider iſt, ſo wäre es eine Thorheit, ſich ungeſchickter Mittel zu bedienen; und dieſe Thorheit begeht niemand als der Pöbel, der nicht verſteht, quid iuris. Und das von Rechtswegen, rief der abgeſetzte Beamte, und ſuchte durch eine ernſthafte Amtsmiene ſeinem geſprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der einzige, der ſeine Meynung noch nicht geſagt hatte. Man verlangte ſie von mir, und ich antwortete, daß dieſe Geſundheit nichts mehr ſagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Geſellſchaft geweſen, wo dieſe Geſundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt ſich hören, meynten ſie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner kritiſchen Geſellſchaft in die Hände fiel, unterbrach unſre Wortforſchung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, ſuchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, der mit mir in einem Hauſe wohnt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichen Appetit verzehrte. Ich erzählte ihm die Urſachen meines ſo ſpäten Beſuchs, über den er ſich zu wundern ſchien. Ich machte ihm eine Beſchreibung von meiner Geſellſchaft und von den neuen Wahtheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

»Da ſehn Sie es, ſagte er; nun werden Sie mir bald Recht geben. Sie ſind nur zufälliger Weiſe in eine Geſellſchaft von ſechs Perſonen gekommen, wo nicht ein ehrlicher Mann dabey geweſen, und wo der ehrlichſte verdient, in der Bütteley und nicht auf dieſem Saale zu eſſen. Habe ich nun wohl unrecht, daß ich alle Geſellſchaften ſo ſorgfältig meide? Wer noch ein redliches Herz und einen Tropfen patriotiſches Blut in Adern hat, der kann dergleichen Frevel ohne innerlichen Jammer nicht anſehen. Dieſe ganze Geſellſchaft nährt ſich von den erpreßten Raubereyen unglückſeliger Mitbürger, welche kaum Waſſer und Brod zu der Zeit haben, da ihre Henker beym Weine und bey den niedlichſten Speiſen über die Ehrlichkeit der unterdrückten Unſchuld ſpotten. An den Pranger ſollte man dieſe Nichtswürdigen ſtellen; aber nein! man verehrt ſie noch, man ſchmeichelt ihnen, und jeder ſucht ſeinen Antheil von ihrer gemachten Beute zu erhaſchen. Man giebt ihnen Gelegen-

»heit, ihre Bosheit noch höher zu treiben, man erhebt »ſie zu Ehrenämtern, man beſoldet ſie wohl für ihre »Spitzbübereyen und läßt dagegen andre in Kummer »und Elend ſchmachten; redliche Männer, welche ihr »Leben fürs Vaterland aufopfern, ihren letzten »Blutstropfen für den König und die Unterthanen »mit Freuden hingeben würden; aufrichtige Patrioten »läßt man verhungern. Ich rede nicht von mir, noch »von dem Unrechte, das man mir bey meinen redlichſten Abſichten angethan hat. Ich überſehe es mit »Großmuth, und habe gelernt, mit meinen Umſtänden zufrieden zu ſeyn. Wie geſagt, ich rede nicht von »mir, noch von meinen übelbelohnten Verdienſten. »Niemals aber kann ich gleichgültig bleiben, wenn ich »höre, daß die Unſchuld darbt und die Verruchten ſich »blähen. Durchgehen Sie unſre Stadt itzt, da in der »Meſſe Leute von allen Orten zuſammen kommen. Suchen Sie mir den redlichen Patrioten, den Mann, »deſſen größter Ruhm in der Ehrlichkeit beſteht, den »Mann ohne Falſchheit. Suchen Sie ihn; aber »übereilen Sie ſich nicht. Der geringſte Krämer, »welcher ſein ganzes Vermögen auf dem Rücken herum trägt, iſt abgerichtet, den andern durch Freundlichkeit, durch Zureden, durch ungeſtümes Bitten »zu betrügen: und daß dieſer nur in Kleinigkeiten betrügt, davon hält ihn nicht ſein Gewiſſen, nein, ſein »Unvermögen, ſeine Armuth hält ihn ab. Er geht »niemals vor dem Laden eines großen Kaufmanns vorbey, ohne eiferſüchtig zu ſeyn, daß dieſer oder ſeine »Aeltern ein größeres Vermögen zuſammen betrogen »haben, als er jemals hoffen kann. Inzwiſchen thut »er doch in ſeinem Herzen die Gelübde, ſich und ſeinen »Kindern zum Beſten, ſo lange zu betrügen, bis er

»auch ein angeſehener Kaufmann werden kann. Kleine Schelme entſchuldige ich noch immer eher, als Schelme von Stande; dieſe ſchaden mehr und werden ſeltner beſtraft. Noch dieſen Vormittag habe ich einen elenden Kerl in das Gefängniß bringen ſehen, welcher aus Hunger, und wie ich nachdem erfuhr, aus äußerſter Bedürfniß, worinnen er ſich mit ſeiner Frau und einigen unerzogenen Kindern befindet, ſich hatte gelüſten laſſen, einem königlichen Beamten die Börſe aus der Taſche zu ziehen. Dieſer merkte den Diebſtahl, ergriff ihn bey den Haaren und hielt ihn ſo feſt, bis die Stadtwache dazu kam. Der Kerl verdient ſeine Strafe, es iſt wahr; ich kenne aber auch den Beamten, welcher der größte Böſewicht im Lande iſt, und unter dem ſcheinbaren Vorwande, das Landesherrſchaftliche Intereſſe zu beobachten, Steuern und Gaben der Verfaſſung gemäß einzutreiben und die Juſtiz zu befördern, eine ganze Pflege ſeufzender Unterthanen mit ſeiner legalen und ſchreibenden Bande plündert. Das Geld, welches der Unglückſelige ihm entwenden wollte, war ein Theil der erpreßten Beute; und wenn alle diejenigen, welche zu dieſem Raube das Ihrige beytragen müſſen, die Freyheit gehabt hätten, dieſen ungerechten Haushalter auch ſo, wie er ſeinem Diebe that, in gefängliche Haft zu bringen, ſo würden hundert Hände nicht zugereicht haben. Mit einem Worte: Kleine Diebe überliefert man der ſtrafenden Gerechtigkeit, vor Hauptdieben zieht man den Hut mit Ehrfurcht ab. Das iſt noch nichts; die Zeiten werden noch viel ſchlimmer werden. Unſre Jugend iſt ſchon itzt ſo boshaft, als ihre Väter; wie weit wird ſie es nicht künftig bringen? In den erſten Jahren gewöhnt man die Kinder zur Verſtellung,

»bey zunehmenden Alter wird eine Falſchheit daraus,
»welche in den männlichen Jahren in eine berufsmäßige
»Betrügerey ausbricht. Aber ſie ſehen es nicht beſſer
»in dem Hauſe Ihrer Aeltern, wo der Vater alle
»diejenigen, mit denen er zu thun hat, die Mutter den
»Vater betrügt, und wo es bey einer ſo verderbten
»Zucht die Kinder ſo weit bringen, daß ſie im Stande
»ſind, Vater und Mutter zu betrügen! Herr Panßa,
»ach lieber Herr Panßa, was für eine Nachwelt; was
»für Zeiten werden daraus werden! O wie glücklich
»iſt derjenige, welcher ſie nicht erlebt! Und wie glücklich
»ſind wir beide, die wir nach dem ordentlichen
»Lauſe der Natur den größten Theil unſrer Jahre in
»dieſer falſchen betrügeriſchen Welt ſchon durchgelebt
»haben! Wie blind iſt die Welt! Wie wenig verſteht
»ſie ihr wahres Glück! Wir ſuchen tauſend Abwege,
»dasjenige Glück zu erlangen, welches unſre Zufriedenheit
»befördern ſoll. Wir arbeiten uns durch eine nicht
»zu überſehende Menge von Widerwärtigkeiten durch;
»wir ertragen Froſt und Hitze; wir ſtellen uns der
»größten Beſchimpfung, den empfindlichſten Vorwürfen
»unſers eignen Gewiſſens bloß, und warum dieſes
»alles? Damit nach unſerm Tode, oder wohl gar noch
»bey unſerm Leben, die Welt ſagen möge: **Das war
»ein Schelm**! Mit welcher Gemüthsruhe, mit was
»für Zufriedenheit würden unſre Tage vorbey fließen,
»wenn wir um nichts beſorgt wären, als den Namen
»eines ehrlichen Mannes, eines rechtſchaffenen Patrioten
»zu erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die Mühe,
»die Gefahr bey weitem nicht, welche erfodert wird, ein
»Betrüger zu heißen. Wir dürfen nur reden, wie wirs
»meynen, thun, was wir verſprechen, und andern diejenige
»Billigkeit wiederfahren laſſen, die ein jeder von

»dem andern erwartet. Wir ſind überzeugt, daß wir
»uns nicht glücklich machen können, ohne die Beyhülfe
»unſers Mitbürgers. Wir ſind niederträchtig genug,
»ſolche mit den größten Schmeicheleyen zu verlangen.
»Wir verſprechen dagegen ihm alle Dienſtfertigkeit, alle
»Freundſchaft von unſrer Seite, und haben doch die
»Abſicht, ihn zu betrügen. Unſer Mitbürger denkt
»auch ſo. Er ſchmeichelt uns, er verſpricht uns, er
»ſchwört uns Freundſchaft und Redlichkeit zu. Wir
»betrügen beide einander. Keiner traut dem andern.
»Wir ſcheuen uns einer vor dem andern. Keiner erlangt
»ſein Glück, welches von einer beiderſeitigen
»Hülfe abhängt. Und wenn auch der eine von uns
»zu ſeinem großen Endzwecke, zu ſeinem geſuchten Glücke
»gekommen zu ſeyn ſcheint; ſo iſt es gewiß nur
»derjenige, welcher den andern an Bosheit und Schelmereyen
»übertroffen hat. Aber dieſes Glück iſt mit
»einer beſtändigen Angſt und Sorge verknüpft. Alle
»Augenblicke muß er gewärtig ſeyn, daß ihn ein andrer
»darum bringt, welcher in der Kunſt zu betrügen ihn
»übertrifft. Und dieſes geſchieht allemal. Wie ruhig
»muß ein Mann ſeyn, welcher das Vermögen hat, andern
»redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden dient!
»Es bittet ihn ein andrer redlicher Mann um ſeine
»Hülfe. Er hilft ihm durch einen aufrichtigen Rath,
»durch einen zu rechter Zeit eingelegten Vorſpruch bey
»den Obern, er hilft ihm mit ſeinem Vermögen, und
»macht dadurch ihn und ſeine ganze Familie glücklich.
»So viele er glücklich gemacht hat, ſo viele aufrichtige
»Freunde hat er ſich erworben. Alle eifern um die
»Wette, erkenntlich zu ſeyn und ſein Glück wieder zu
»befördern. In allen Geſellſchaften rühmen ſie dieſen
»ehrlichen Mann; wider alle ſeine Feinde vertheidigen

„ſie ihn. Sie warnen ihn, ſo bald ſie merken, daß
„etwas zu ſeinem Schaden geſchmiedet wird. Sie wagen
„ihr ganzes Vermögen daran, ihn von dem Unglücke
„zu retten, das ihm bevorſteht. Sie freuen ſich,
„wenn er ihm entgangen iſt. Und wenn auch, wie es
„immer geht, die Bosheit ihn auf einige Zeit niederdrückt ;
„ſo beweinen ſie ſein Unglück mit redlichen
„Thränen, und erwarten den Augenblick mit ängſtlicher
„Ungeduld, welcher niemals außen bleibt, die Unſchuld
„zu retten und die Redlichkeit zu krönen. Sind
„die Vortheile ſo wichtig, wenn Privatperſonen es
„ehrlich mit einander meinen ; wie viel größer muß
„die Zufriedenheit bey denenjenigen ſeyn, welche das
„Glück auf einen Poſten geſtellt hat, wo ſie viel tauſend
„Menſchen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich
„machen können ? Ein jeder, der ihm begegnet, und
„den er auch nicht kennt, iſt ſein Freund und Beſchützer,
„weil er durch ſeine Vermittelung einen Theil des
„Glücks erlangt hat, welches er einem ganzen Lande
„zuſtrömen laſſen. Tauſend Familien liegen täglich
„auf den Knien und beten für das Wohl eines ſolchen
„Mannes. Tauſend ſind untröſtbar, wenn ihn Neid
„und Verleumdung von dem Poſten verdrängen, den
„er ſo rühmlich bekleidet hat. Doch wie ruhig muß
„ein ſolcher redlicher Patriot den letzten Augenblick
„ſeines Lebens erwarten, wenn er ſich ſo vieler großmüthigen
„Thaten bewußt iſt ; wenn er weis, daß ein
„ganzes Land bey ſeinem Grabe Thränen weint, Thränen,
„welche von Dankbegierde und von Liebe herrühren !
„Koſtbare Thränen ! wenn er glauben kann,
„daß nicht einer unter dem Volke iſt, welcher nicht
„willig ſeyn ſollte, mit ſeinem Leben das Leben des redlichen
„Mannes, dieſes Vaters des Vaterlandes, zu

erverkaufen ; wenn er gewiß hoffen kann, daß noch die Enkel ſeiner Mitbürger durch ihn glücklich werden müſſen ! Wie unendlich koſtbar iſt eine Minute von dem Leben dieſes wackern Mannes, gegen eine lange Reihe nagender Jahre, in denen ſich ein vornehmer Böſewicht ängſtigen muß, welcher Seufzer der Unterthanen erpreßt, das Armuth der Stadt verſchwendet und ſein ungewiſſes Glück auf das Unglück ganzer Familien baut ! Unter den tiefſten Verehrungen flucht ihm der Mund der gedrückten Unſchuld und fleht den Himmel um Rache wider dieſen Betrüger an. Selbſt diejenigen, welche bey ſeinem Ueberfluße . . . und trunkenen Ehrfurcht . . . das prächtigſte Leichengerüſte . . . und allenfalls eine gekünſtelte . . . ſie ſehen jenes als ein Schavot an . . . der verfluchte Ueberreſt des Böſewichts . . . wenn ich bedenke, daß zweyerley Umſtände . . . »

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in ſeinem Eifer geſagt hat. Ich ſchlief ganz natürlicher Weiſe über ſeiner Predigt ein. Selbſt die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe ſie ſo gebrochen hergeſetzt, wie ich ſie hörte, und ich ſchlief ſo lange fort, bis mich der Wachsſtock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber und hörte, daß er immer fortredete. Er hatte vor großem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeſchlafen war. Ich war nicht im Stande, mich zu ermuntern. Ich ſtund auf und ſagte : Ja, ja auf dieſe zweyerley Umſtände kommt es freylich an, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Sie ſind ſchläfrig, wie ich merke, antwortete er ; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzt gedacht habe. Schlafen Sie wohl !

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er ſieht die Welt an, wie es die alten Betſchweſtern machen, welche über alle Sünden ſeufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu ſündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlſchweſter, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt und nicht eiferſüchtig iſt, wenn andre ſich vergnügen. Ich finde dieſe Gelaſſenheit meiner Geſundheit ſehr zuträglich. Die meiſte Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Poſtwagen mache, wo ich niemals mißvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reiſenden, der neben mir ſitzt, in Bekanntſchaft und Geſpräche einlaſſe, wenn er auch außerdem ſo beſchaffen iſt, daß ich zu Hauſe ſeine Geſellſchaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabey, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man ſehr behutſam ſeyn muß, wenn man andern ihre Redlichkeit ſtreitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts verſtehe? Keine Frauensperſon, ſie mag auch noch ſo frey leben, iſt eine Hure, ehe ſie zu Falle kömmt. Sollte es etwas ſo leichtes ſeyn, einem nachzuſagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm ſey? Ich will beweiſen, daß nur wenig Menſchen dieſen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man immermehr glauben ſollte.

Den ganzen Grund meines Beweiſes ſetze ich darauf: Vor unſern Gerichten darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht ſein Verbrechen geſteht und deſſen überführt iſt. Da nun, wie bekannt iſt, die Richter die billigſten Leute in der Welt ſind: ſo haben wir Urſache, dieſe Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat ſich in dergleichen Fällen als ein Richter und ſeinen verdächtigen Nächſten als einen Delinquenten anzuſehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er ſeiner Unredlichkeit überführet iſt; noch mehr, bis ſein eignes Geſtändniß da iſt, daß er ein Schelm ſey. Dieſes iſt der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweiſes ſetze, und mich dünkt, er iſt feſt genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte geſtehen, und weil ſie ſo thöricht ſind, ſo werden ſie andern zum Exempel beſtraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulaſſe, daß jemand ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt geſteht? und ich wollte faſt wetten, daß nicht ein einziger unter ihnen ſo treuherzig ſeyn werde, dieſes zu geſtehen.

Wenn meine Leſer von dieſer groſſen Wahrheit überzeugt ſind, wie ich hoffe, daß ſie es durch einen ſo klaren Beweis nunmehr ſeyn werden; ſo können ſie ſich in die große Welt ſicher wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verſpreche mir eine anſehnliche Belohnung für dieſe Entdeckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher immer verdächtig geweſen iſt. Sie dürfen ſich nur hüten zu geſtehen, daß ſie Betrüger ſind, ſo wird es ihnen nichts ſchaden, wenn ſie auch ihrer Betrügereyen ſonnenklar überführet wären.

Ich bin ſchon ſo glücklich geweſen, durch dieſe heilſame Erfindung mit einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im

Begriffe war, zu geſtehen, daß er ein Betrüger ſey, weil es ihm alle Welt unter die Augen ſagte. Er hatte ſeiner Gemahlinn ein anſehnliches Vermögen mit Spielen und liederlicher Geſellſchaft verſchwendet, und ſich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es ſich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beiden geweſen war. Er hatte Gelder aufgenommen und bey Kavalierparole verſprochen, ſie wieder zu bezahlen. Seine ſchriftlichen Verſicherungen und Wechſel ſchloß er allezeit mit den Worten: Leiſte gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder ſeine Kavalierparole, noch die eidliche Verſicherung vermögend geweſen, ihn zu bewegen, daß er ſeine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was ſie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt ſagte, daß dieſer Kavalier ein unredlicher Gemahl, ein grauſamer Vater, ein zu verabſcheuender Betrüger ſey? Im ganzen Lande gab man ihm dieſen Titel. Ich habe ihn gerettet. Ich warnte ihn, nicht das geringſte einzugeſtehen. Einen Theil der Wechſel ſchwur er großmüthig ab und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er ſich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geſchicklichkeit ſeines Advokaten zu danken, daß ſie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte ſagen, derjenige der Ehrlichſte iſt, welcher ſeine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters und bey der Tortur behauptet hat; ſo iſt niemand ehrlicher, als mein Kavalier, wider den ſchon fünf Volumina Akten zeugten, daß er ein Betrüger ſey, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Geſegen, in Sicherheit iſt, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn alſo zu nennen. Kurz, er geſtund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher geweſen war. Es beſteht dieſe Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel iſt davon überführt. Er behauptet noch, wie vor, einen ganz anſehnlichen Charakter, den er ſonſt führte. Er heißt noch immer Seine Gnaden. Selbſt diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, ſind genöthigt, zu bekennen, daß ſie unterthänige Diener von ihm ſind; ſie empfehlen ſich ſeiner hohen Protektion demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für ſein koſtbares Leben. Man ſieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Geſellſchaft kommt, und räumt ihm eine Stelle ein, welcher ſich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch ſo ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er ſonſt geweſen iſt. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt ſich, ob etwas zu ſeinem gnädigen Befehle ſey. Er borgt wieder, er verpfändet ſeine Kavalierparole von neuem; mit einem Worte, er iſt der ehrlichſte Mann von der Welt; er, welcher ſchon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieſes? Er geſtund ſeine Betrügereyen nicht und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzſüchtigen ſind allgemein, daß unter Freunden weder Treue, noch Glauben, noch Redlichkeit mehr ſey. Dieſe Klagen ſind ungerecht. Wenigſtens werden ſie künftig überflüßig ſeyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr ſo weit kommen, daß man nicht mehr wiſſen wird, wo man mit allen Freunden hin ſoll. Ich verlange niemanden für einen falſchen Freund zu halten, der es nicht zugeſteht, daß er es iſt. Es iſt billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückſelige Zeiten, welche unſre Vorfahren nicht erlebten und um welche uns jener kleinmüthige Weiſe ſehr beneiden würde, welcher ſich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zuſammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man ſich nicht ſicher auf die Gaſſe wagen darf, ohne zu beſorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen ehrlicher Freunde erſtickt.

An keinem Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs *Hof* zu Leipzig. Das iſt in der Meſſe der rechte Sitz von Freundſchaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonſt glaubte man vielleicht, es wären Verſtellungen, falſche Komplimente, leichtſinnige Freundſchaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen; wie geſagt, ſonſt glaubte man vielleicht dieſes. Aber von der nächſten Meſſe an, wird man ganz andere Meynungen hegen, da ich die Welt ſo überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falſcher Freund heiſſen könne, der es nicht ſelbſt geſteht.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Menſch unter allen Thieren am artigſten zu leben weis. Wir freuen uns, wenn wir einander geſund ſehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünſche verſchwenden wir bey dem Wechſel des Jahres, bey feyerlichen Tagen und ſonſt! Ein Fremder, der zum erſten male zu uns kömmt, ſollte ſchwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorſamen, mit ergebenſten Dienern bevölkert und nicht einer darunter wäre, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte. Es iſt wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieſes alles nichtsbedeutende Worte wären; daß derjenige den meiſten Hochmuth beſitze, der am unterthänigſten grüße, und daß die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiſte Glück wünſchten. Dieſe Beſchuldigungen ſind ungerecht, und ich hoffe, ſie werden wegfallen, ſo bald mein Grundſatz wird bekannt und allgemein werden. Es iſt ohnedem unverantwortlich, von der Freundſchaftsbezeugung und den Komplimenten ſo leichtſinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Menſch, wenigſtens der Menſch, der, nach unſerer Art zu reden, zu leben weis, hat außer den Komplimenten ſo gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch dieſe Vorzüge rauben; wie unglücklich wird er ſeyn! Und will man ihm gar zur Laſt legen, daß er dieſe Vorzüge nur gebrauche, andre zu betrügen und unglücklich zu machen; wie tief ſetzen wir alsdann den Menſchen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menſchlichen Geſchlechts auf eine ſo überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigſten mahl unter die Menſchen gerechnet werden, welche zu leben wiſſen; ſo muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie ſind mir eben die Verbindlichkeit ſchuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Kreaturen erwarte. Man hat die meiſten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß ſie in ihrer Art ſo wenig ehrlich ſind, als andere. Künftig darf man ihnen dieſen Ruhm nicht ſtreitig machen, und das haben ſie mir zu danken. Nunmehr können ſie von ihrer großen Gelehrſamkeit, von ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beſte, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem ſie durch ihre Schriften ein ganzes Land beſeligen. Man iſt ſchuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant ſeyn, der es nicht ſelbſt von ſich ſagt: keiner wird ſich des Vorwurfs einer dummen Unwiſſenheit wider ſeinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugniße ihrer wichtigen Verdienſte, ihrer gründlichen Wiſſenſchaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großſprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsſchriften werden unpartheyiſche Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten ſeyn, welche zeither niemand leſen mögen, weil man in dem Vorurtheile ſtund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder ſich des gemeinen Weſens ſo ſorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewieſen habe, daß keines Menſchen Ehrlichkeit uns eher verdächtig ſeyn darf, bis er uns das Gegentheil ſelbſt zugeſtehe.

Der geneigte Leſer wird mir großgünſtig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhole. Dieſer Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger iſt mir ſehr ſchwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonſtrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Beſten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich dieſe große Wahrheit ausgeführt und feſtgeſtellet habe, daß niemand ein Schelm iſt, als wer es ſelbſt von ſich geſteht; ſo wird es meinen Leſern nicht mehr paradox vorkommen, wenn ich behaupte, daß **ehrlich am längſten währt.** Dieſes giebt uns den Schlüſſel zu tauſend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernden Rache beſchuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetiſches Verzeichniß der berühmteſten Männer unſrer Zeit einrücken, von denen, außer ihnen, alle Welt verſichert, daß ſie die größten Schelme und Betrüger ſind, und die doch in ſo vergnügten und glücklichen Umſtänden leben, daß ſie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Geſicht ſagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da ſie es niemals zugeſtehen, daß ſie Betrüger ſind, ſo zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben ſich einer des andern nicht zu ſchämen, weil gewiß einer ſo ehrlich iſt, wie der andre, und ich habe gegen ihre Glücksumſtände ſo viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafteres wünſchen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundſchaft. Ich werde mich der Kürze, ſo viel möglich iſt und ſo viel es ohne Abbruch der Wahrheit geſchehen kann, befleißigen.

Seine Hochwürdige Gnaden . . . . .
. . . .
. . . . *)

---

*) So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige Freyheit läßt, die für die ſchönen Wiſſenſchaften doch ſo unentbehrlich iſt. Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erſt alle Bücher muß cenſiren laſſen. Ich bin im Namen

Bey dieſer Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deswillen noch zu vergeben iſt, weil ich ſie ſo aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß keiner ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von ſich ſelbſt ſagten; ſo war ich mit der ganzen Welt mißvergnügt. Beſtändig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meiſtern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubiſchen und furchtſamen

Leu-

---

meines Verlegers ganz untröſtbar, daß mir hier eine der ſchönſten und wichtigſten Stellen weggeſtrichen worden iſt. Ich hatte das alphabetiſche Verzeichniß nach den drey Hauptſtänden eingetheilt. Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich verſprach alle Jahre noch eine kleine Nachleſe von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachſen. Es hätte dieſes auch alle Meſſen etliche Bogen betragen können, und mein unglückſeliger Verleger hatte ſchon einen vortheilhaften Ueberſchlag gemacht, wie viel er verdienen würde, wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des Theatri Europaei zuſammen drucken ließe. Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorſtellungen ungeachtet, war es nicht möglich, es durch die Cenſur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigſten dabey. Mein Entſchluß iſt ſchon gefaßt. Künftige Meſſe will ich die-

ſes

Leuten geht, welche immer Geſpenſter ſehen, wo keine ſind. Ich glaubte, daß man in dieſem Unternehmen ſchon ſehr weit gekommen wäre, und es ſey hohe Zeit, ſich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht in kurzem ganz vergebens ſeyn ſollte. In dieſem unbedachtſamen Eifer ſetzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koſte auch, was es wolle. Ich glaubte ſehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, beſonders drey Sachen zu ver-

ſes Verzeichniß als ein beſonderes Werk zu Baſel in groß Oktav drucken laſſen. Auf jedes Exemplar werden zwey und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachleſe, welche ordentlich kommen ſoll, werden zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angeſehene und glückliche Betrüger mit ihrem umſtändlichen Charakter einſendet, erhält ein Exemplar auf Schreibpapier umſonſt. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe: ſo verſpricht der daſige Verleger, bey der neuen Auflage die vornehmſten Betrüger in Kupfer ſtechen zu laſſen. Es wird mir ein Gefallen geſchehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, was der eine oder der andere für ein Ende genommen hat. Es kann geſchehen, daß viele davon auf dem Rabenſteine ſterben, oder ſich ſelbſt erhängen; und es ſoll mir lieb ſeyn, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, dieſes Werk luſtig und zugleich erbaulich zu machen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden derſelben die Umſtände ſeines Todes und ſeiner Aufführung dabey, ſo genau als möglich iſt, zu beſchreiben.

theidigen, deren, wie ich glaubte, ſich kein Menſch mehr annehme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern ſehr patriotiſch zu Gemüthe führte, wie unrecht ſie thäten, daß ſie das ſechſte Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen und den Sonntag abſchaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich ſo viel zuſammen geſchrieben, daß es ein ziemliches Oktavbändchen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann ſich ein Menſch vergehen, der die Welt nicht kennt; und ſo vieles Unrecht kann man ſeinem Nächſten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entſchuldigten ſich alle: das Werkchen würde nicht gehen, es würden ſich keine Käufer finden, man würde es für eine Schrift wider den Staat anſehen, und es ſey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des ſechſten Gebotes ſo öffentlich annähme; ich würde dadurch die Armee wider mich aufbringen, und unſre ſtudierende Jugend würde noch ſehr glimpflich urtheilen, wenn ſie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbſt viele von denen, welche das ſechſte Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wiſſen. Wider die Abſtellung des Sonntags zu eifern, ſey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es ſey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuſchaffen, ſo wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr ſeyn ſollte, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unſer Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil ſie an dieſem Tage am beſten ſich putzen, am bequemſten mit einander plaudern und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche ſie ſonſt nur ſtückweiſe richteten, beurtheilen, und am ſanfteſten ſchlafen könnten. Ein großer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müßig gehen müßte, hätte an dieſem Tage die chriſtliche Gewiſſensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieſes der einzige weſentliche Umſtand ihrer Religion wäre, durch welchen ſie ſich von den blinden Heiden unterſchieden, daß ſie an dieſem Tage müßig giengen. Sollte meine Abſicht etwan dieſe ſeyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unſrer ungeſitteten Vorfahren anzupreiſen; ſo möchte ich es nur ſelbſt verlegen, oder es dem Waiſenhauſe in Halle geben: denn bey uns würde ſich ſogar der Setzer ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäſche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte; das verſtünden ſie gar nicht und ließen ſich auch nicht darauf ein, weil ſie ſich nicht getrauten, ſo viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ohngefähr die Antworten, welche mir faſt in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem koſtbaren Werke hauſiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit: aber auch umſonſt, welches faſt unglaublich iſt, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch ſo billig und bot mir zur Vergeltung Scrivers

Seelenſchatz an, wofern ich den Vorſchuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen und für alle Verantwortung ſtehen wollte.

So empfindlich mir damals dieſe abſchläglichen Antworten fielen; ſo ſehr erfreue ich mich itzt drüber. Ich habe die Welt ſeitdem viel beſſer kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängſtigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzt vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben ſo thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des ſechſten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Kamin geworfen und ſie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduktion von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten noch daran ſpiegeln und nicht wieder in die Verſuchung fallen möge, etwas ſo kindiſches zu ſchreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung anſehen, und mir eben die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendſünden auf eine anmuthige und leſenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieſer Gelegenheit etliche Stellen davon bekannt machen, und ich verſichere meine Leſer, daß ich über dieſes voreilige Beginnen mehr Thränen vergoſſen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erſtaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzt bin ich ganz anders geſinnt; itzt weis ich, daß dieſe Welt die beſte iſt; itzt weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht ſelbſt bekennt.

Nach dieſem abgelegten Glaubensbekenntniſſe will ich einige Stellen davon hier einrücken:

. . . .
. . . . und dieſes wären alſo die wichtigſten Urſachen, warum ich der Meynung bin, daß man das ſechſte Gebot als ein Ceremonialgeſetz anſehen und es noch einige Zeit, bis ſich die äußerlichen Umſtände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredtſamkeit erfordern, zu beweiſen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich ſey, und daß ihre Beybehaltung in unſer ganzes Leben und in unſre ökonomiſche Glückſeligkeit einen ſo merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben und ich ſchmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf ſeinen Nutzen ſieht, ſo werde auch ein jedweder, ſeines eignen Nutzens wegen, meinen heilſamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den erſten Punkten, die Seligkeit eines Menſchen. So viel beſcheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigerm handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leſer gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befeſtigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nöthigſten und vor allen Dingen am liebſten iſt; von dem rede ich. Wem dieſes am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorſtellungen, durch meine wohlgemeinten Bemühungen, ſoll er groß, ſoll er angeſehen, ſoll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache anſehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten ſoll. Vielleicht ſcheint dieſes Anſinnen noch vielen etwas zu hart; ich will mich näher erklären.

. . . .

Ich würde ihrer menſchlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß ſie wirklich ehrlich ſeyn ſollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen ſelbſt nachzuahmen. Ich ſage ſchon ſehr viel, daß ich dieſes einräume, und ich meyne nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch viel Ceremonien machte. Jtzt iſt es freylich ſo weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion ſpottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht.

. . . .

In allen Ständen, in allen Geſellſchaften, wo ich hinſehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch ſehr billig ſeyn wollen, wenn ſie dieſelbe noch denjenigen zulaſſen, welche ihr Stand oder ihr Alter nöthigen, ſich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. . . . .

Hierinnen geht man zu weit! Man ſchadet ſich ſelbſt! Da ich ſo billig bin und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange: da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, ſondern nur haben will, daß ſie ehrlich ſcheinen mögen; ſo kann ich dieſes als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieſes : nein, ihres eignen Nutzens wegen wünſche ich es. Man verſpotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich ; nur öffentlich ſchäme man ſich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieſes verlange ich ; mehr nicht. Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogner Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne ſich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungeſittet zu ſcheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit iſt alt genug, ſie iſt ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äuſſerliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich iſt ſie zu alt und zu mürriſch, als daß wir ihren täglichen Umgang und eine nähere Bekanntſchaft mit ihr wünſchen ſollten ; das iſt meine Abſicht gar nicht. Ein jeder iſt ſich ſelbſt ſo viel ſchuldig, daß er den äußerlichen Wohlſtand in Acht nehme, daß er auf dieſem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Geſicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit ſpotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig iſt, oder das uns zu ſchwer fallen ſollte? Uns, die wir von Natur zur Verſtellung ſo ſehr geneigt ſind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Leſern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das iſt, was ich von ihnen bitte ; ſo will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil iſt, den ſie zu erwarten haben, wenn ſie meinem Rathe folgen. . . . .

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigſten glauben, Leuten, die von Betrügerey leben, dieſen iſt die Ehrlichkeit, oder welches einerley iſt, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichſten . . . . . .

Ich will mit meinen Beweiſen bey den Richtern und Advokaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich ſind, und es giebt deren noch verſchiedne unter ihnen. Da dieſe die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben und lieber bey einem redlichen Gewiſſen verhungern, als bey einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen; ſo haben ſie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem groſſen Haufen . . . . . .

. . . .

Wer ſich auf die Phyſionomie verſteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unſre Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Prieſter der Gerechtigkeit heiſſen, und worunter doch viele ſind, welchen man an ihren hungrigen Mienen anſieht, daß ſie nur da ſtehen, um die armen Klienten zu belagern und der gedrückten Unſchuld aufzulauren. Sie ſind ſo wenig beſorgt, ihre Abſichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne anſieht, von dem ſie andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provokationsſatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringſten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meynen ſie es mit ſich ſelbſt gut! wie viel glücklicher würden ſie bey ihrer Praxi ſeyn, wenn ſie ſich angewöhnen könnten, wenigſtens von außen ehrlich zu ſcheinen! Das Erſte, was ſie ihren Klienten fragen, iſt gemeiniglich dieſes, ob er ſchwören könne? ob er Geld habe? Wie viele werden dadurch abgeſchreckt, welche noch einiges Gewiſſen und wenig Geld haben! Würden ſie nicht viel weiter kommen, wenn ſie mehrere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken ließen;

wenn ſie thäten, als wollten ſie ſich der gerechten Sache ihrer Klienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn ſie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelſucht des Advokaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Proceſſe eiferten? Ihre Klienten würden bey dieſen einſchmeichelnden Reden betäubt werden und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um dieſen wackern Rechtsgelehrten, dieſen Vater der Wittwen und Waiſen, für ſeine redlichen Abſichten taxmäßig zu bezahlen: Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverſchämtheit, ihre ſo wenig verſtellte Begierde nach Gelde, die traurige Urſache iſt, daß ein nur einiger maßen vorſichtiger Klient ſich ſcheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und ſich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit ſeinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will. Dieſe Weisheit, ich will es nur geſtehen, habe ich nicht von mir ſelbſt: Sie gründet ſich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher ausſieht, als er iſt, und er befindet ſich ungemein wohl dabey. . . . .

Die Richter, denn die Richter ſind auch Menſchen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen ſeyn und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu ſprechen, anſtatt daß ſie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müſſen, von welcher viele von ihnen außerdem ſogar abgeſagte Feinde nicht ſind. Sie ſind ſchon etwas behutſamer. Bey einer Gerechtigkeitliebenden Miene ſind ſie immer im Stande, alles, was ſie ſagen, von Rechtswegen zu ſagen, und ſie ſind in der Kunſt, ſich zu verſtellen, ſo geſetzt, daß ſie auch in dreyßig Jahren noch, denn ſo lange währt gemeiniglich der geringſte

Proceß, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche ſie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befeſtigt ward. Ich finde um deswillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es ſind nur einige, welche ſich ſo unvorſichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule anſehen kann, daß ſie mit dem Advokaten einſtimmig geworden ſind, ſich in die Beute zu theilen. Dieſe wenigen werden ſich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen und vorſichtiger werden, damit ſie, obſchon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. . . . .

Auf der Börſe, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich ſo etwas behaupte, aber es ſey drum!) auf der Börſe, ſage ich, iſt die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. . . . .
Was ich hier ſage, iſt freylich kein allgemeiner Satz. . . . .

Man darf nur eine Stunde lang in einer ſolchen Geſellſchaft ſeyn, ſo wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir iſt es ſo gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verſchiedne zuſammen kamen, von denen man mich verſicherte, daß ſie angeſehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem ſo zerſtreuten Geſichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer ſie wären, nichts gutes zu ihnen verſah. Ich nahm meinen Geldbeutel in Acht und verbarg meine Uhr, weil ich ſie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Abſicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte ſie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel er bey einem unmündigen Verſchwender gewonnen habe, dem er auf die Verſicherung, daß ſein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein anſehnliches Kapital zu ſeinem nothdürftigen Plaiſir, wie er es nannte, theils in baarem Gelde, theils an verſchiednen Waaren und theils an altem, doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeſchoſſen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Meſſe Bankrot machte, wobey er verſicherte, daß keiner von den Anweſenden, noch von ihren Korreſpondenten, ſondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drey bis vier Geiſtliche und etliche benachbarte von Adel Einbuße haben ſollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Kaſſenſcheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechſelzahlung gehabt hätten. Weil ſich dieſer unter die Gelehrten rechnet und in der That noch etwas mehr verſteht, als einen Frachtzettel zu ſchreiben; ſo las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwieſen und mit Exempeln beſtätigt hatte, daß man ſo viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man ſich bedienen kann, wenn man ohne Beunruhigung ſeines Gewiſſens, einen Wechſel abſchwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu ſeinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerot, ſich und ſeiner Frau zum Beſten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geſchickte Herr Verfaſſer wird es ſelbſt verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er we-

nig

nigſtens drey tauſend vier hundert und ſechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn ſich ein jeder von ſeinen Freunden, welcher ſich eines oder des andern dieſer glucklichen Handgriffe mit gutem Vortheile bedient, ein Exemplar davon an ſich zu kaufen, entſchließen ſollte. Ich weis nicht, wie es kam, daß er mich fur einen holländiſchen Juden anſah. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteſte eben nicht iſt, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländiſcher Jude ſey? bat er mich, ſo viel Exemplare, als ich konnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er verſprach mir drey Groſchen vom Gulden Rabatt, und verſicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe funf hundert Gulden dadurch verdienen konnte. Zu meiner Aufmunterung geſtund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktiſche Anweiſung, wie die Handelsbücher geſchickt zu verfälſchen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführt würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde ſehr geſchickt ſeyn, ihm bey Verfertigung dieſes Buchs beyzuſtehen, und bat mich ſehr verbindlich darum. Ich ſah mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigſten ein holländiſcher Jude wäre. Er und die ganze Geſellſchaft erſchracken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorſichtige Offenherzigkeit ſie gereute. Sie drehten ihr Geſpräche, ſo viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzſorten, von den ſchweren Impoſten und von den verderbten Zeiten. . . . . . .

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin; ſo muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige ſind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine ſo ausnehmende Art bloß geben. Die meiſten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit geſtunden. Welche von beiden die ehrlichſten ſind, kann ich nicht wohl entſcheiden.

Anderweitige Fortſetzung.

Alte Liebe roſtet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von dieſem Sprüchwort genau beſtimmt, dem wird es eben ſo gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen iſt. Er wird ſich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchworte machen konnen, dem die Erfahrung alle Tage widerſpricht. Sind wohl unter zehn Ehen funſe, wo die alte Liebe nicht geroſtet iſt? Und auch unter dieſen funſen ſind wenigſtens drey, wo die Liebe doch nicht gar zu alt iſt.

Dieſe anſcheinenden Widerſprüche werden wegfallen, wenn man dieſe Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen ſchon eine alte Liebe und im Eheſtande ein Jahr ſchon eine Ewigkeit iſt. Setze ich dieſes zum voraus; ſo wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht geroſtet ſind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das iſt auch die Abſicht unſers Sprüchworts nicht.

Man wird ſolches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheuratheter Perſonen verſteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes und wider den Sprachgebrauch iſt, wenn man die Liebe auf dieſe Art verſtehen will. Für den Eheſtand gehört Pflicht, und für unverheurathete Perſonen Liebe.

Es wäre eine große Uebereilung von meinen Leſern, wenn ſie glaubten, daß ich dieſe Einſchränkung bloß aus einem mißvergnügten Andenken wagte, welches bey mir von einer übelgewählten und unglücklichen Ehe herkomme. Es iſt vorbey, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da ſie ſo billig geweſen und geſtorben iſt. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entſchuldigen. Der allgemeine Gebrauch unſrer Sprache iſt für mich die beſte Entſchuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe ſterben! Von wem ſagt man das, als von jungen Perſonen, die ſich noch nicht verheurathet haben? **Ein verliebtes Paar**: Sind das Mann und Frau? **Eine ewige Liebe zuſchwören**: Thut man das nicht vor der Verbindung? **Die Liebe iſt blind**: Gewiß nicht in der Ehe; denn alsdenn ſieht eines des andern Fehler nur gar zu genau. **Er ſchmachtet vor Liebe.** Wer? Der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? **Die iſt raſend verliebt** . . . . . in den Heyducken. Tauſend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort **Liebe** nur von unverheuratheten, niemals von verehlichten Perſonen, oder in dieſem Falle nur poetiſch und metaphoriſch gebraucht wird. Wenn man dieſes einräumt, ſo iſt unſer Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Perſonen die ſich nicht verheurathet haben, niemals roſtet.

Aber auch bey verehlichten Perſonen findet es ſeinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als von der Frau oder dem Manne verſtanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat ſeine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen geheurathet. Dieſe Liebe dauert nunmehr ins vierzigſte Jahr und roſtet nicht, ſo alt ſie auch iſt. Er liebäugelt gegen das Geld ſeiner Frau noch eben ſo zärtlich, als er es im erſten Jahre that. Seine Frau iſt vergeſſen; ſchon vor neun und dreyßig Jahren vergeſſen. Er würde ſich gar nicht mehr darauf beſinnen, daß ſie ſeine Frau wäre, wofern ſie ihn nicht alle Tage durch ihr eigenſinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Klimene beſſer? Sie liebt . . . Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche ſie, in Anſehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heurathete; nicht ihn, denn ſie hatte bey aller Eitelkeit doch zu viel Geſchmack, einen Mann zu heurathen, den die vornehmſten Ausſchweifungen ſeiner Jugend ekelhaft gemacht hatten; ſie heurathete ſeinen Wagen mit ſechs Pferden und ſechs Bedienten. Dieſe Pracht liebt ſie noch itzt ſo ſehr, als in der erſten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgebohrne Vieh, folgt den gewohnten Ausſchweifungen nach, und iſt viel zu galant, als daß er ſeine Frau ein einziges mal daran erinnern ſollte, daß er ihr Mann ſey. Klimene haßt ihren Mann, und liebt ſeine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher roſten wird, als bis man ihren ſtolzen Reſt auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In dieſem Verſtande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bey verheuratheten Perſonen nicht roſten wird.

Als

Wider den Roſt der Liebe zwiſchen verehelichten Perſonen iſt ein abwechſelnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beſtändige Ausſöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die ſich die Fehler nicht ſagen, welche ſie an einander wahrnehmen, nähren, bey dieſer verſtellten Zurückhaltung, beſtändig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes Paar, das ſich aus voller Lunge zankt und ſich die Fehler ohne Verſchonung vorwirft; das iſt immer geneigt, ſich bald zu verſöhnen. Nun iſt ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler erfahren; ſie ſind vom Zanken ermüdet, ſie ſchweigen beide ſtill. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab gieng, ſieht ſeine ſchöne Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergießen. Er iſt zwar das Haupt und hat ein Recht zur Herrſchaft, welches ihm Schrift und Geſetze geben; aber ein paar weibliche Thränen ſchwemmen dieſes ganze prächtige Gebäude der Herrſchaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr ſtehen: mein Kind, ſagt er; aber ſie bleibt ſtumm, und nunmehr verdoppeln ſich ihre Thränen, da ſie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht ſich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die ſich trozig zurück zieht. . . . Aber mein Engel! und er bemächtigt ſich mit einer zärtlichen Gewalt dieſer rebelliſchen Hand. Nun verdoppelt ſich das Schluchzen. Der Mann ſoll es empfinden, wie ſehr ſeine unſchuldige Frau beleidigt worden iſt; denn eine Frau, die ſich mit ihrem Manne zankt, iſt allemal unſchuldig. Er ſezt ſich neben ſie; ſie weint noch. Er ſchlägt ſeinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; ſie ſieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand, und ſie ſeufzet. Er küßt ihren Mund,

und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küſſen murrt ſie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weis ſie ganz zu beruhigen. Und nun wundern ſie ſich beide, wie es möglich geweſen, daß ſie ſich über eine ſolche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben ſich beide ſo empfindlich, als in den erſten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun ſchwören ſie einander zu, ſich ewig und ohne Verdruß zu lieben: Und zanken ſich doch in den nächſten vier und zwanzig Stunden noch einmal, verſöhnen ſich auf eben dieſe Art noch einmal, und ſchwören noch einmal. Auf dieſe Art bleibt ihre Liebe immer neu; ſie kann nicht roſten, denn ſie fangen alle vier und zwanzig Stunden von neuem an, ſich zu lieben. Ein ſolcher Zank iſt in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man ſich, warum ich dieſes Bild ſo ſorgfältig ausgemalt habe? Es iſt eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe ſchuldig bin, welcher auch auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Eheſtande lebt. Er und ſeine Frau lieben ſich ſo herzlich, wie die Kinder: ſie zanken ſich aber auch ſo. Zwölf Jahre hat er ſich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgeſöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo ſie beide geſchmollt haben. Dieſe beſtändige Abwechſelung hat ihm ſeinen Eheſtand ſo neu gemacht, daß er ſeine Frau noch dieſe Stunde nicht überdrüßig iſt. Er liebet ſie von ganzem Herzen; und ſollte ſie ſterben . . ich wünſche es dem ehrlichen Manne nicht . . . aber ſollte der Himmel über ſie gebieten; er würde untröſtbar, ganz untröſtbar ſeyn. Wenigſtens in den erſten vier Wochen würde er nicht wieder heurathen.

Ich habe oben geſagt, daß die Liebe, welche nichts koſtet, vornehmlich nur von der Liebe unverheuratheter Perſonen zu verſtehen ſey. Mich dünkt, ich habe dieſe Wahrheit ſchon deutlich genug erwieſen; aber zum Ueberfluß will ich noch ein Paar Geſchichten erzählen, welche ſie ganz unumſtößlich machen ſollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, ſind wohl unſtreitig diejenigen, die bey ihrer ernſthaften Liebe am beſtändigſten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäiſchen Gebürge, lebten, unter der Regierung Ferdinands, zwo junge Perſonen, die ſich ſchon im erſten Jahre zwar kindiſch, doch vorzüglich liebten. Diego und Iſabelle waren ihre Namen. Beide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern ſchienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder ſehr wohl zufrieden zu ſeyn. Die Liebe macht vor den Jahren verſtändig und alt; daher kam es, daß unſer junges Paar ſchon in denen Jahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu ſpielen, ſich ernſthaft liebten und eine ewige Treue ſchwuren. Der junge Diego ſaß halbe Nächte unter dem Erker ſeiner Gebieterinn, und krazte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither ſeine Liebe vor. Dieſes Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß ſein Vater auf einmal ſein ganzes Vermögen und ſeine Freyheit verlor. Iſabellen rührete dieſer Umſtand nicht mehr, als ſie das Unglück eines Freundes rühren muſte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil ſie großmüthig genug war, ſo gab ſie ihrer Mutter zu verſtehen, daß ſie nunmehr durch Beſchleunigung der Heurath die beſte Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe ſey. Der Vater, ein vollkommener Kaufmann, war ganz anderer Meynung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug ſey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heurathen, deſſen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald ſterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Verſprechen der Aeltern und das Herz der Iſabelle vor ſich; aber er war zu arm, als daß der Richter ſeine Anſprüche hätte billig finden ſollen. Es war ihm unmöglich, länger an dieſem Orte zu leben. Er floh in ſeinem achtzehnten Jahre aus ſeinem Vaterlande; und Iſabelle, die nur ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem ſehr zärtlichen Abſchiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daß ſie ihn ewig lieben werde. Diego ſuchte, nach den Regeln der ſpaniſchen Romane, ſeinen Tod im Kriege. Dieſen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenſchaft, welche ihn hinderte, ſeiner Freundinn Nachricht von ſich zu geben. Iſabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eiferſüchtiger Tyrann ſtarb, und ihr das Andenken vieler mißvergnügten Stunden, zugleich aber auch ein anſehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war ſie Herr von ihren Schätzen und ihrer Hand. Sie ſuchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete ſie ſeine Zurückkunft, nach dem Beyſpiele einer zärtlichen Penelope; welche Geſchichte aber ſo ſonderbar iſt, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, ſie für etwas anders, als für eine Fabel auszugeben. Endlich bekam Iſabelle die ſchreckliche Nachricht, daß ihr Diego ſchon vor funfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben ſey. Sie

weinte

weihte ſeinem Andenken die redlichſten Thränen, legte ſeinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ ſich ſodann durch das Zureden ihrer Freunde bewegen, ſich wieder zu verheurathen. Inzwiſchen hatte Diego das Glück gehabt, aus ſeiner Gefangenſchaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Iſabellens Tyrann geſtorben und ihre Hand noch frey ſey. Er flog nach Cuenca, und der Unglückliche vernahm, daß ſeine Geliebte, nur vor einigen Wochen, eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu ſeiner großen Beruhigung, mit wie viel Sehnſucht Iſabelle ſeine Rückkunft erwartet, und ſich zur neuen Heurath eher nicht entſchloſſen habe, bis man ihr ſeinen Tod verſichert. Er wagte es nicht, ſie zu ſprechen; denn er hörte, ihr Mann ſey ſo eiferſüchtig, daß man ſelbſt in Spanien ſeine Eiferſucht tadelte. Er gab ihr ſchriftlich die Verſicherung von ſeiner alten unverroſteten Liebe; und eben dergleichen Verſicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bey ſeinem Abſchiede wiſſen, daß er in die amerikaniſchen Colonien gehen würde, ſein Glück durch den Handel zu verſuchen. Iſabelle war untröſtbar. Diego fand in Amerika ſein Glück, und gelangte durch eine Heurath zu großen Schätzen. Er lebte mit ſeiner Frau ſehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß ſie nicht Iſabelle war. Dieſe hatte ſechs Jahre unter der Tyranney ihres Eiferſüchtigen geſeufzet, und ihr Unglück alsdann doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl geweſen, und daß ſie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn ſie nur noch einen Monat mit dieſer Wahl angeſtanden. Der Tod war zum zweyten male ſo gefällig, ſie aus dieſem Joche zu reißen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, ſondern der Wohlſtand zur Trauer erfoderte; ſo gab ſie ſich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko ſey. Man wußte nichts von ſeiner Heurath; und vor heftiger Liebe vergaß ſie, ſich darnach genauer zu erkundigen. Eben dieſe Liebe verhinderte ſie, auf den Zweifel zu fallen, ob ſie wohl ihrem Diego im vierzigſten Jahre noch eben ſo reizend ſeyn werde, als ſie es im ſechzehnten geweſen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäiſchen Gebürge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam geſund an, und war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß ſie wenigſtens nunmehr die Glückliche werden würde, welche ſie ſeit dreyßig Jahren zu ſeyn gewünſcht. Eben war ſie im Begriffe, ans Land zu ſteigen, als ſie ihren Diego an dem Ufer gehen ſah, um deſſen Arm ſich ein Frauenzimmer ſehr vertraulich geſchlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Knie zitterten ihr, und ſie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigſtens einmal ohnmächtig würde? Endlich erholte ſie ſich; ſie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Urſachen dieſer verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß ſie ſich verborgen halten und mit dem nächſten Schiffe nach Cadix zurück gehen ſolle. Es geſchah dieſes nach wenigen Tagen, die ſie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt ſich während derſelben ſehr ſorgfältig verborgen, und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Perſon ſo nahe ſey, welche vielleicht allein vermögend geweſen wäre, ſo viel bey ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit ſeiner liebenswürdigen Frau gereuet hätte. So großmüthig war Iſabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu erſparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hauſe ihres Verwandten. Sie that dieſes, um denjenigen näher zu ſeyn, der ihr Herz hatte: So würde ich ſagen, wenn ich einen förmlichen Roman ſchriebe. Aber, weil ich den nicht ſchreibe, ſo will ich aufrichtig geſtehen, daß ich es nicht weis, warum ſie es that. Hier brachte ſie dreyzehn Ja[illegible] in einer todten Einſamkeit, unter den zärtlichſte[illegible] Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er geſund und vergnügt lebe; ſie freute ſich über ſein Glück, und vergoß ſtille Zähren, daß nicht ſie dieſes Glück mit ihm theilen ſollte. Die beſtändig wiederholten Nachrichten, daß die Frau des Diego geſund ſey, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten ſie auf die frommen Gedanken, in ein Kloſter zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die ſie in der Welt ausgeſtanden hatte, und der Kummer, der ihr freundſchaftliches Herz nagte, machten ihr dieſen Einfall angenehm und ernſtlich. Der Geiſtliche, dem ſie die Sorge für ihre Seele anvertrauet hatte, ermunterte ſie noch mehr dazu und freute ſich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer und dem Kloſter eine reiche Wittwe zuführen ſollte. Binnen der Zeit hatte Diego ſo viel Reichthümer erworben, daß er, ob er ſchon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünſchte ſich, ſolche in ſeinem Vaterlande ruhig zu genießen, und wer Luſt hat, Böſes zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünſchte, um ſein Leben in der Geſellſchaft der unvergeſſnen Iſabelle zu beſchließen. Er eröffnete ſein Vorhaben ſeiner Frau, und dieſe widerſprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verſchiedene Exempel, daß die Weiber den Männern nicht widerſprachen. Sie begaben ſich beide zu Schiffe und näherten ſich glücklich den Küſten von Spanien. Nun werden meine Leſer den Ausgang dieſer Geſchichte bald argwohnen können. Vielleicht ſind ſie für mich beſorgt, was ich mit ſeiner Frau anfangen will, in deren Geſellſchaft er nach ſeinem Vaterlande zurück kehrte? Der Sache iſt bald abzuhelfen. [illegible] ſind noch hundert Meilen von Cadix entfernt.. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber ſie nähern ſich der Küſte glücklich: ſie erblickten den gewünſchten Hafen ſchon von ferne. Was ſoll ich mit der Frau anfangen? . . . Gut; ſie muß ſterben! . . . . . Diego, den der Anblick ſeines Vaterlandes von neuem belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß ſein Weib, das er in der That mehr liebte, als ein Weib, in ſeinen Armen ſtarb. Dieſer Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er horte in verſchiedenen Geſellſchaften den Ruhm einer heiligen Iſabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten könne, den Ueberreſt ihrer Jahre der Andacht und dem Kloſter zu widmen. Die Neugier und vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, dieſe fromme Heldinn kennen zu lernen. Er ſah ſie, und er glaubte, er ſähe die Mutter ſeiner angebeteten Iſabelle. Sein Herz ſchlug ihm; er betrachtete ſie genauer, und zitterte vor Freuden; denn er ſah, daß ſie wirklich ſeine Iſabelle war. Er näherte ſich ihr mit bebenden Schritten und redete ſie ſtammelnd an. Iſabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Geſichte, und in dem Augenblick ſagten ihr das Herz und die Augen, ihr Diego ſey es. Sie ſank vor . . . . nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von ſechs und funfzig Jahren ſinken nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb alſo ſtehen. Sie freute ſich, ihn zu ſehen, wie ſich eine Schweſter über die unerwartete Ankunft eines geliebten Bruders freuet. Sie erkundigte ſich nach der Urſache ſeiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Runzeln errötheten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander ſeinen Beſuch. Er war frey. Iſabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der ſie genöthiget hätte, eine Gelübde zu halten, die ihr nunmehr gewiß eben ſo unerträglich würde geweſen ſeyn, als ſie einem feurigen Kinde von funfzehn Jahren iſt, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Iſabelle geſtunden alſo einander, daß ſie ſich noch beide eben ſo liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung weiter im Wege, welche ſie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu geſtehen. Sie reiſten nach Buentara, und ſahen einander noch eben ſo zärtlich an, als ſie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt ſeyn wollte: ſo ſetzte er ſich mit ſeiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in ſeiner Jugend geſeufzet hatte. Hier ſpielte er zu Ehren ſeiner Iſabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großväter ſo oft eiferſüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange. Er ſtarb, und hinterließ Iſabellen, als eine Wittwe von ein und ſechzig Jahren, welche über dieſen Tod ſo untröſtbar war, daß ſie, wie man mich gewiß verſichern wollen, ſich nach ſeinem Tode niemals hat entſchließen können, wieder zu heurathen. Iſt wohl ein Beweis in der ganzen Welt ſtärker, als dieſer, daß alte Liebe nicht roſtet?

Ich habe meinen Leſern zum Beweis dieſes Satzes noch ein Exempel verſprochen. Es iſt, wie ich hoffe, eben ſo erbaulich, wenn es gleich nicht ſo merkwürdig und ſo weitläuftig iſt.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbniſſe einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche ſich nicht eher, als im ſiebenzigſten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte ſtören laſſen, die ſich im vierzehnten Jahre angefangen hatte. In dieſem Jahre ſtund ſie, da ſie einen jungen Baron von gutem Hauſe kennen lernte, der ſich in Leyden ſeiner Studien wegen aufhielte. Brigitta liebte ihn, ſo bald ſie ihn ſah. Es war ihre erſte Liebe, und die erſte Liebe eines jungen Mädchens iſt gemeiniglich ſo heftig, daß ſie ſich ſchwerlich verbergen läßt. Am wenigſten hatte ſie im Willens, ſolche vor dem Baron zu verbergen. Dieſe jungen Herren verſtehen ſehr oft auf Univerſitäten die Sprache der Augen beſſer, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, ſeine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er mit dem hübſchen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernſthafter. Sie ſchwur ihn ewig zu lieben; dem Baron war es nichts neues, eben ſo zu ſchwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz außer ſich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hauſe gehen mußte. Er verließ die Univerſität, ſchwur beym Abſchiede noch hundertmal, und vergaß Brigitten. Dieſe Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beſchwerlich. In kurzem erfuhr ſie, daß der Baron gleich nach ſeiner Zurückkunft geheurathet hatte. Dieſe Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber ſie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdann, da ſie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieſer Einſamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es giebt Geſichter, die ſo friſch ſind, daß ſie auch noch in ihrem vier und dreyßigſten Jahre einen jungen Menſchen reizen können, der zum erſten mal in die Welt kömmt. Ja oft reizen ſie mit beſſerm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künſtlichen Koquetterie verbunden ſind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füßen zu ſehen, den ſie noch nicht vergeſſen hatte, und den ſie nunmehr in ſeinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn ſo ernſtlich, wie den Vater; doch mit dem Unterſchiede, daß ſie ihn allein ſchwören ließ, und ſelbſt nicht ſchwur. Die Erfahrung hatte ſie ſeit der Zeit gelehrt, daß ein Univerſitätsroman länger nicht, als höchſtens drey Jahre dauert. Itzt ſah ſie der Entwickelung ihres Romans ganz gelaſſen entgegen und nutzte die kurze Zeit ſehr vorſichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, ſondern mit der ernſthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von ſich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu ſehen. Die Thränen, welche ſie bey dem Abſchiede vergoß, waren Thränen, welche ſie dem Andenken ſeines Vaters weihete. Der junge Baron machte es, wie ſein Vater. Er ſetzte ſich auf ſeine Güter, heurathete und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen und an ſeinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die ſie bey ihrem anſehnlichen Vermögen ſich verſchaffen konnte, war ſie in ihr neun und funfzigſtes Jahr getreten, da ſie erfuhr daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergeßnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen ſey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß die Familie durch verſchiedenes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen ſey. Dieſes war eine Urſache mehr, warum ſie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen ſich ſelbſt eine Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war; ſie beredete ſich alſo, es ſey nur ein freundſchaftliches Mitleiden, welches ſie dem Andenken ſeines Vaters und ſeines Großvaters ſchuldig ſey. Aber ſie betrog ſich ſelbſt. Es war die uralte Liebe zu ſeinem Großvater, und die alte Liebe zu ſeinem Vater, daß ſie die Freundſchaft des Enkels ſuchte. Dieſes unſchuldige Kind war in ſeinem ſiebzehnten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig und fleißig zu ſeyn. Brigitta machte ſich dieſen glücklichen Umſtand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde ſo einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete und an ihrem Tiſche ſpeiſte. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorſorge der Brigitte, wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewiſſe Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Verſorgerinn hatte noch in ihrem neun und funfzigſten Jahre einigen Reſt derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche ſeinem Großvater ſo gefährlich geweſen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen dieſen Reſt empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Univerſitätsjahre völlig verfloſſen waren, ſo bewies Brigitta durch ihre Geſchicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre erſten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verſchwenden. Sie empfand in dieſem angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen: daß ſie bey den Schmeicheleyen des Enkels ſich mit einem male aller der Entzückungen erinnerte, welche ſie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genoſſen hatte. Damit meine Leſer nicht die geringſte Unwahrſcheinlichkeit in dieſer Geſchichte finden; ſo muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine froſtige Niederländerinn, ſondern von Cuen war.

Werden meine Leſer nunmehro noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht roſtet?

Ehe ich ſchließe, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheuratheten Mannsperſon gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die empfindlichſte und dauerhafteſte Liebe ſey. Die Urſachen, die man davon anführen wollen, ſind bekannt; man weis auch ſolche durch verſchiedne Exempel erheblich zu machen, da eine ſolche Liebe ſich erſt nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann ſeyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meynung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verſchiedne beſondere Rechte, die ihren Urſprung noch von den barbariſchen Mauren haben mochten. Unter ſolchen war ein ſchreckliches Geſetz, welches dergleichen Liebe auf dieſe Art beſtrafte. Ward eine Frau, oder ein Mann eines ſolchen Umganges überzeugt, ſo trennte man zuvörderſt die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Perſon, welche ſie wider die Geſetze geliebt hatte, ſo fort zu heurathen; und eine ſolche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, dieſe Gerechtigkeit iſt entſetzlich. Gegen dieſe ſind alle andre Strafen, ſo unnatürlich ſie auch zu ſeyn ſcheinen, doch nur ein

Spiel. Man ſtelle ſich einmal eine unglückliche Mannsperſon vor, welche auf eine ſolche Art genöthiget wird, eine Frau auf ewig zu heurathen, die ſie nur wegen ihrer Laſter liebt. Hat dieſer Umgang ſchon einige Zeit gedauert, ſo iſt der ekelhafte Ueberdruß die natürliche Folge; und itzt ſoll er gezwungen werden, ſeinen Eheſtand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andere beſchließen. Er kennt ſchon die Untreue ſeiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringſten Grund zu glauben, daß ſie ihm getreuer ſeyn werde? Er hat ſie alle Vortheile gelehrt, ihren erſten Mann zu betrugen; nun wird ſie dieſe wider ihn anwenden. Er weis das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne ſich ſelbſt zu verdammen. Eine Eiferſucht von dieſer Art muß eine Hölle und ihm deſto ſchrecklicher ſeyn; denn er fühlt, das er ſie verdient hat. Ein jeder Blick von ſeinen Bekannten iſt für ihn eine Spötterey. Man flieht ſeinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen ſeiner Verbrechen auf die Galeeren geſchmiedet iſt. Vielleicht wäre ſeine Strafe nur halb empfindlich, wenn ſeine ungetreue Frau eben ſo ſehr dadurch gezüchtiget würde. Aber er empfindet ſie ganz allein, da ſie ſich ihren Ausſchweifungen ohne die geringſte Sorge überlaſſen darf. Denn nunmehr iſt ſie dafür ſicher, wegen ihrer Untreue jemals von ihrem itzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Geſetze ganz hülflos laſſen, da er der erſte geweſen iſt, der ſie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünſchen, daß dieſes Geſetz auch unter uns deutſchen Chriſten eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüſtung würde dieſes unter unſrer galanten Jugend anrichten! Was für

Zerrüttungen würden daraus in den anſehnlichſten Familien entſtehen! Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachſen, wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutſcher die gnädige Frau heurathen müßte? Deutſchland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuſer würden zu Zuchthäuſern werden. Die traurigſten Proben davon habe ich bey verſchiednen Ehen geſehen, wo die Mannsperſonen, ohne einigen Zwang der Geſetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, ſich mit derjenigen Frau zu verheurathen, welche ſie beym Leben des erſten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige iſt vergnügt geweſen. Der Mann war unter ihnen der glücklichſte, der zuerſt ſtarb *).

Ich habe für nöthig angeſehen, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da dieſe Nachricht zu einem neuen Beweiſe dienen konnte, daß alte Liebe hauptſachlich nur bey unverheuratheten Perſonen nicht roſtet, bey dem Zwange der Ehe aber ſehr leicht verroſtet.

---

*) Man ſieht wohl, daß Herr Anton Panßa dieſes in Weſtphalen geſchrieben hat. Wäre er in Sachſen geweſen; ſo würde er es mit mehrerer Einſchränkung behauptet haben: denn in Sachſen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin und wieder ſolche glückliche Ehebrecher.

Eine Hand wäſcht die andere.

In dieſem Sprüchworte liegt der Grund aller geſelligen Pflichten und aller daraus entſpringenden Glückſeligkeit der Menſchen. Unſre Philoſophen mögen gleich ganze Laſten moraliſcher Quartanten auf einander häuſen, ſo werden ſie doch darinnen weiter nichts ſagen können, als was uns dieſes einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieſes in ſeinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorſicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann ſeines Glücks gewiß ſeyn. Er wird bey mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt ſeyn. Verſäumt er aber die große Pflicht, auf die uns dieſes Sprüchwort weiſt; ſo iſt er unvermeidlich verloren. Ohne die Tugend ſcheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu ſeyn, der auf Rechnung ſitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Klotze, wenn er vergißt, daß er auch für andre lebt, und daß er nicht glücklich ſeyn kann, ohne vorher andre glücklich zu machen, oder, mit unſerm Texte zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand ſich ſelbſt waſchen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menſchen ſo verderbt nicht ſind, als es uns der finſtre Eigenſinn einiger milzſüchtigen Moraliſten bereden will. Ich behalte mir vor, dieſes in einer beſondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdann mein menſchenfreundliches Amt ausüben und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden andever Menſchen ſo aufmerkſam nicht ſind, als ich es bin; daß ich dieſe überführen kann, wie ängſtlich unſre Nebenmenſchen ſich angelegen ſeyn laſſe[illegible] allen Ständen die große Pflicht zu erfüllen, w[illegible] mein Sprüchwort predigt.

Jtzt bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichſten Urſachen anzuſtellen, welche die Menſchen bewegen, andern zu dienen.

Hierzu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäßige Aufmerkſamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; ſo wird man ſehen, daß beynahe alle Dienſtgefälligkeiten, welche ein Menſch dem andern leiſtet, vornehmlich in der Abſicht geſchehen, ſich ſelbſt einen noch größern Dienſt zu leiſten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philoſoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber ſeine Schüler und der Verleger müſſen ſie bezahlen. Der Advokat zankt ſich und läſtert für unſre gerechte und ungerechte Sache; etwann nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umſonſt tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, ſeinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weis ſein Mäcenat wohl.

Dieſes iſt nur ein einziger Blick, den ich meine Leſer auf die Handlungen einiger Stände thun laſſe, und zwar ſolcher Stände, deren Vortheil es ſchlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen ſie zu thun haben, gleich anfangs die Urſachen deutlich zu ſagen, warum ſie eigentlich dienſtfertig ſind.

Wie viel neue Beweiſe meiner großen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern laſſen, mit einer genauen Aufmerkſamkeit auch diejenigen Handlungen der Menſchen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu ſeyn ſcheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der ſich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt und zog an dieſen öden Ort, wo ſeine liebreichen Verdienſte gegen den Nächſten etwas beſſer bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verſchiedene Umwege zufließen läßt. Er wird es niemals geſtehen, daß ſie von ihm kommen. Sein Geſicht hat er gewöhnt, zu erröthen, ſo bald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für dieſen unbekannten Vater der Wittwen und Waiſen hält. Er betheuert uns, er ſey dieſer Glückliche nicht, welchem der Himmel ſo vieles Vermögen anvertrauet habe, daß er andern wohlthun könne. Er betheuert dieſes; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr ſeinen Betheurungen glaubt. Er weis die Perſonen ſehr vorſichtig zu wählen, durch die er ſeine guten Werke ausſäet. Allzu verſchwiegen dürfen ſie nicht ſeyn. Er macht ſie geſchwätzig, indem er ſie beſchwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte! Seine Hand rauſcht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieſes ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Teſtament einer reichen Betſchweſter oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die anſehnlichſte Summe dieſem Manne zufällt, der nichts für ſich, ſondern alles für die nothleidenden Armen beſitzt. Die einträglichſten Aemter überläßt man ihm, da man niemanden kennt, der ſie ſo uneigennützig verwalte. Die reichſten Familien halten es für einen Segen, ſich mit ſeiner Familie zu verbinden. Könnte dieſer Heuchler, denn ein Heuchler iſt er, ich kenne ihn beſſer; könnte er durch Straßenraub mehr verdienen, als er durch ſeine guten Werke verdient? Dieſer fromme Mäckler iſt bey ſeinem heiligen Wucher, den die Geſetze auf keine pro Cent einſchränken, ſo lange ſicher, als er ſich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdeckt wird.

Ich fühle es, ich werde zu ernſthaft. Ich predige Buße, und hatte mir vorgeſetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an dieſen Elenden denken. Meine Leſer werden vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein dieſe Wahrheit ſey, daß eine Hand die andere wäſcht, und wie ſorgfältig unſre Mitbürger andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen deſto mehr zu befördern.

Macht Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Laſt eines Scheffel Mehls gebückt zu ſeinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit ſorgſamen Blicken und trägt einen Theil des rechtlichen Beweiſes in ihrer Schürze. An der linken Hand führt ſie den älteſten ihrer Söhne, welcher ſchon ſtark genug iſt, zwo Hüner zum Opfer zu ſchleppen. Armer Freund! wo willſt du hin? weſſen Hand willſt du waſchen? Wer iſt deine Gegenpart? . . . . Einfältiger Tropf! Für ſo viele Hände ſoll dieſes Wenige. Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutſche mit ſechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. . . . . Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkſt du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben ſo dumm! Eine gefüllte Börſe thut mehr, als Pergament und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderſt du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was ſoll des Amtmanns Frau mit dieſem elenden Flachſe machen? : : : Ja, das glaube ich wohl, daß es euch ſauer wird, ſo viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen Holz! bedenkt es nur ſelbſt, fünf Schragen hartes Holz! Wie geſchwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! : : : : Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es beſſer zu verſtehn, ſo geht immer hin. Ich wünſche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwiſchen habe ich doch aus ſeinen Reden ſo viel angemerkt, daß er von der Wahrheit unſers Sprüchworts: **Eine Hand wäſcht die andre**, völlig überzeugt iſt. Die Hüner ſollten dem Schreiber. »Aber, warum eben dieſem?« fragte ich. Je Herr, ſagte der Bauer, er ſteht gut bey der Frau Amtmannin. »Und das Mehl?« Das kriegt des Bürgermeiſters Frau. »Aber wie kömmt dieſe dazu?« Hum! Unſer Herr Amtmann kann ſie wohl leiden.

Die Logik unſers Bauers iſt gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt ſeinen Schlüſſen. Der Bauer den Schreiber, dieſer die Amtmänninn, dieſe ihren Mann; Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeiſterinn, und dieſe den Amtmann. So waſchen dieſe Hände einander in der ſchönſten Ordnung; und gar weibliche Hände die waſchen ſcharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieſer badet gar. Seine eigennützige Aufmerkſamkeit erſtreckt ſich bis auf die geringſten Perſonen, von denen er vermuthen kann, daß ſie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angeſehen und wichtig genug iſt, ſein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener iſt der erſte, welchen er auf ſeine Seite zu bringen ſucht. Dieſer elende Menſch, ſo gering er iſt, hat dennoch ſehr vornehme Fehler. Er iſt hochmüthig; denn er hat keine Verdienſte. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Branntwein; aber wäre er Rath, ſo würde er ſich im Rheinweine berauſchen. Er liebt die Geſchenke ſo ſehr, wie ſein Herr. Unſer vernünftige Beklagte weis ſich dieſes alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen ſteigt, grüßt er mit einer beſondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hauſe des Richters iſt die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn ſie drückt. Da er die Hand der Allerniedrigſten mit ſo vieler Aufmerkſam wäſcht; ſo kann man ſelbſt errathen, wie legal er die übrigen ſchmiert, auf deren verdientes Wohlwollen und erkauften Ausſpruch weit mehr, als auf die unmündigen Geſetze, der Ausſchlag ſeines Proceßes ankömmt. Von dem unterſten Schreiber bis auf den oberſten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geſchenke alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten ſich nunmehr unter einander ſelbſt, ſich von der Billigkeit der Sache dieſes freygebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an dem andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erſte Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze große Maſchine der Gerechtigkeit in Bewegung. Das iſt die Wäſche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu ſagen, da nicht leicht einer von meinen Leſern ſeyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß jemand ſo kurzſichtig ſeyn und glauben wird, das Sprüchwort: **Eine Hand wäſcht die andre**, ſey nur ein juriſtiſcher Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsſtuben. Auf dem Markte, in der Küche, beym Katheder, überall findet man ihn; in dem ſchmutzigen Zimmer eines finſtern Pedanten iſt er eben ſo gemein, als unter dem freundſchaftlichen Gewäſche in fürſtlichen Vorzimmern.

Eiferſucht, bittre Vorwürfe und kritiſche Grobheiten ſind die Fehler, die man uns Schriftſtellern gemeiniglich Schuld giebt. Man thut uns unrecht; denn, nach einer andern Art von Geſchöpfen, ſind wir Autores unſtreitig diejenigen Kreaturen, die einander am liebſten trauen und ſich unter einander gemeinſchaftlich die Hände waſchen. Ein Skribent, welcher der Welt angeprieſen ſeyn will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer kollegialiſchen Vertraulichkeit ſich vor demjenigen zu beugen, welchen ſeine kunſtrichterliche Monatſchrift in das Recht geſetzt hat, für andere zu denken. **Unſer groſſer Ariſtarch . . . .** ſo ſpricht der Stolz des demüthigen Autors, der von ſeiner Größe überzeugt genug iſt, der aber wegen der Unwiſſenheit der Welt den angeſehnen Mann zu ſeinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu deſſen Pulte und ſtreichelt ihm die richtende Hand. Dieſer müßte ein Herz von Bley und Dinte in Adern haben, wenn er bey der Erniedrigung ſeines Kollegen froſtig und unempfindlich bleiben ſollte. **Wir haben abermals das Vergnügen, unſerm Vaterlande zu der gründlichen Gelehrſamkeit des ſchon durch viele Schriften verewigten und unſern witzigen Nachbarn ſchrecklich gewordenen Herrn N. G[illegible] zu wünſchen 2c. 2c. 2c.** So muß es in den näch-

Universitäts-Bibliothek München

nächſten vier Wochen heißen, und heißt es nicht ſo, ſo gnade der Himmel unſerm großen Ariſtarch! Der gebückte Autor wird ſich in die Höhe richten; er wird auf ſeinen angebeteten Herold verachtend herabſehn und der Welt vorſchreyen, wie ſtolz und unwiſſend dieſer partheyiſche Richter ſey, welcher ſich anmaße, die Schlüſſel der Ewigkeit an ſich zu reißen.

Auf dieſe Art waſchen die Gelehrten einander die Hände. So loben ſie ſich, und ſo ſchimpfen ſie ſich. Denn das muß man wiſſen, daß ſie in beiden gleich ſtark ſind. Aber die Unſterblichkeit iſt auch hier das Geringſte, worüber man kämpfet. Sollte dieſes nicht dergleichen Heftigkeiten entſchuldigen, da man gegen die Kutſcher ſo nachſehend und billig iſt, welche ſich oft über weit geringere Sachen, beynahe noch größre Grobheiten ſagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufſatz, welcher den Titel hat: **Kirchengeſchichte von Mancha.** Mein Urältervater hat ihn nicht geſchrieben; ſo viel weis ich, und das wiſſen alle diejenigen, die ſeine Geſchichte geleſen haben: Denn er war einer von den großen Geiſtern, welche nichts ſchrieben und deſto mehr dachten. Ich halte es für die Hand ſeines Eidams Pedro, oder auch ſeiner Marie. Dem ſey wie ihm wolle; denn dieſe und viele andere Familien-Kritiken ſind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es iſt eine Kirchengeſchichte von Mancha. Aber freylich nicht von Mancha allein; denn meine deutſchen Leſer werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß jene eben ſowohl, als ihre Skribenten, ihre Bücher durch fremde Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wiſſen. In dieſer Kirchengeſchichte alſo werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geiſtlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfrunden zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbiſchoffe zu **Toledo** an, und geht bis an den Küſter zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha iſt eine der leſenswürdigſten; denn keiner von allen hat ſo viel Hände und auf ſo vielerley Art gewaſchen, als er, um ſich in den geiſtlichen Schafſtall einzudrängen. Selbſt die Ausgeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrns vom Orte, hat einen großen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geiſtlichen Rechte, und nicht die Kunſt zu leben wiſſen, würde die Erzählung dieſes Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß ſie mit vieler Bitterkeit vorgetragen iſt, und eben dieſes bringt mich auf die Vermuthung, daß ſie der Eidam, Pedro, geſchrieben habe, den der Pfarrer ſehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Chriſten hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich hievon weiter nichts zu ſagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe; ſo würde die römiſche Geiſtlichkeit es für eine rachſüchtige Verleumdung auslegen. Aber eben dieſe Vorſicht nöthigt mich, von den Geiſtlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch dieſe ſind eben ſo geneigt, diejenigen zu Ketzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu unterſuchen; und doch iſt ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunſt, die Hände zu waſchen, in ihrer Vollkommenheit ſehen will, der muß auf diejenigen Achtung geben, welche die große Welt vorſtellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe, ſind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, ſo bald man ſeine Aufmerkſamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben ſo oft ihre Einbildung über andere erhebt. Eine jede Handlung, die ſie vornehmen, wenn man ſie recht betrachtet, iſt nichts anders, als die Beſchäfftigung, andern die Hände zu waſchen, damit ſie die ihrigen wieder waſchen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; **Ein unterthäniger Diener** fodert einen ganz **unterthänigen Diener** heraus. In öffentlichen Geſellſchaften redet man von demjenigen Gutes, den man in ſeinem Herzen, oder in der Geſellſchaft weniger Freunde ſo ſehr verachtet, als er es verdient. Warum? die Unverſchämtheit dieſes Mannes kann uns bey dem gefährlich ſeyn, der unſer Glück in ſeinen Händen hat. Er ſoll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in ſeiner Stadt kennen wird, ſo bald ich ihn eigennützig nenne, verſpielt in einem Abende mit einer gelaſſenen Miene hundert Dukaten an die Gemahlinn des Präſidenten. Man wundert ſich; aber man weis nicht, daß er im Begriffe iſt, mit Erlaubniß des Präſidenten, ſein Amt zu verkaufen, und ſich für ſeinen zehnjährigen patriotiſchen Müßiggang eine Penſion von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird ſie gewiß erhalten; denn die Gemahlinn verſteht das Spiel, und ſie iſt Präſident.

Die Gaſtfreyheit des fürſtlichen Beamten ſetzt euch in Verwunderung! Er iſt prächtig; alle, die mit ſpeiſen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller ſchaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Meſſe zu Frankfurt ſich aufhält, ſo lange iſt ſeine Tafel die offene Tafel für alle Diener ſeines Prinzen und für alle ihre

Freunde. Iſt das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wiſſt ihr nicht, daß der Prinz traktirt, und niemals der Beamte? Wer ſoll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen; ohne ſich ſelbſt um ſo viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß ſo vieler auf ſich zu laden, welche unmöglich reden können, da ſie das Maul voll haben? **Leben und leben laſſen!** Damit beruhigen ſie ihr Gewiſſen und werden fett.

Aus dieſem kurzen Abriſſe kann man ſehen, daß in dem Sprüchwort: **Eine Hand wäſcht die andre**, die Philoſophie des Hofs unda lles begriffen iſt, was der Menſch braucht, ſein Glück zu machen.

Wie können alſo diejenigen verlangen, glücklich zu ſeyn, welche zu ungeſchickt, oder zu eigenſinnig ſind, die Vorſchriften dieſes Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche, nach ihrer Art zu reden, ſich ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgeſperrtem Maule. Dieſer ſtolzen Unbewegſamkeit wiſſen ſie verſchiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug ſind, die aber ſogleich verſchwinden, wenn man genauer auf ſie Achtung giebt. Der Hochmuth iſt wohl die gemeinſte Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienſte; ſie verlangen alſo, daß ſie die Welt auch kennen und belohnen ſoll: und thut ſie es nicht, ſo iſt es ein Unglück für die Welt, welche dieſe großen Verdienſte nicht zu gebrauchen weis. Sie ſehen, daß andere, welche, wie ſie glauben, gar keine Verdienſte haben, dennoch empor kommen, da ſie durch allerley Dienſtbefliſſenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wiſſen, bey denen es ſtehe, ihr Glück zu machen.

chen. Dieſes ſehen ſie mit neidiſchen Augen; aber uns wollen ſie bereden, daß ſie ſich ſchämen, ſo niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geſchicklichkeit und Verdienſten; ſo gewinnen ſie wenigſtens dadurch, daß ſie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienſte nicht kennt, nicht ſucht und nicht belohnet. Bey vielen iſt die Unterlaſſung der Pflicht, andern die Hände zu waſchen, ein unverſichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben ſo ſehr, als diejenigen, wel[illegible]n und leben laſſen: aber ſie wollen dieſe Vorth[illegible]n genießen; und wenn ſie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen geſtöret werden, welche allemal gerecht ſind, wenn ſie nicht einen Theil von der Beute bekommen, ſo klagen ſie den Himmel an, daß dieſer nicht, zu Rettung der Unſchuld, ihren hungrigen Feinden den Mund geſtopft habe. Eine Sache, die ſie ſelbſt hätten thun können, ohne ſie vom Himmel zu erwarten!

Jung

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieſes Sprüchwort für wahr halten, oder glauben ſoll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bey uns wenigſtens ganz aus der Mode gekommen ſey.

Alle Weltweiſen, in der unendlichen langen Reihe, vom großen Sokrates bis auf unſern kleinen . . . . *) tummeln ſi[illegible] dieſer alten Wahrheit, an der ſie innerlich ſelb[illegible], weil ein Philoſoph gar ſelten die moraliſchen [illegible]heiten glaube, die er andern lehrt.

Und wo ſoll ich den Beweis von der Wahrheit dieſes Sprüchworts hernehmen, wenn mir die Philoſophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt beweiſt, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich ſo viel Menſchen vor mir ſehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als ſie in ihrer Jugend gewohnt geweſen ſind?

Glaubte die Welt, daß die erſten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß in den übrigen Theil des Lebens hätten; ſo würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, ſehr unverantwortlich handeln, daß ſie die Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man faſt in allen Familien und in den meiſten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt dieſe Folgen nicht glaubt; ſo iſt es ſehr billig, dieſen Leichtſinn zu entſchuldigen, der ohnedem nur eine Art des Wohlſtandes

---

*) Eine jede philoſophiſche Sekte hat die Freyheit, dieſe Lücke auszufüllen.

det und eine Hauptregel von derjenigen Kunſt geworden iſt, die heut zu Tage die Kunſt zu leben heißt. Ich habe ſchon bey einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einſicht der Menſchen zu loben, welche ſich die Pflichten der Erziehung ſo bequem zu machen wiſſen, und ſie der guten Natur allein überlaſſen, ohne ſich mit einer unnöthigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie mühſam iſt man, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verſchiedne Thiere in Zeiten an Gewohnheiten und Töne zu gewöhnen, die uns beluſtigen können! Es würde ganz vergebens ſeyn, dergleichen Unterweiſungen alsdenn erſt vorzunehmen, wenn dieſe Geſchöpfe zu alt geworden ſind; ja es würde gar lächerlich ſeyn, wenn man dieſe Sachen und Dienſte von ihnen fodern wollte, ohne ſie dazu anzugewöhnen. Alles dieſes räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwan dieſes, daß man mit der Jugend auch ſo mühſam und ſorgfältig verfahren müſſe? Das heißt die Würde der Menſchheit beleidigen und vernünftige Geſchöpfe bis zum Viehe herab ſtoßen.

Nur die Vernunft unterſcheidet uns Menſchen von dem unvernünftigen Viehe; müſſen wir denn dieſen Unterſchied erſt durch die Erziehung erlangen? Müſſen wir erſt durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Viehe in den erſten Jahren unterſchieden ſeyn, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig ſind! Ich erſchrecke, wenn ich dieſem verwegenen Gedanken weiter nachdenke. Sonſt dachte ich auch ſo, ich läugne es nicht; ich war ſo einfältig zu glauben, daß die Erziehung Menſchen mache, daß ein Menſch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterſchieden ſey: So dachte ich ſonſt, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich ſchäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeiſter, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen und Vater des Vaterlandes? Iſt es nicht zu pedantiſch, wenn man glaubt, nur an Poeten verſchwende die Natur ihre mütterliche Vorſorge, und ſey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geſchöpf iſt in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenat? Ein Mann, der witzig iſt, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieſer ſoll erſt durch Kunſt erzwungen werden?

Es folget alſo hieraus, daß die Natur alles thut, daß die Erziehung ganz überflüßig, wenigſtens in dem Falle nicht nöthig iſt, wo man nur die vornehme Abſicht hat, angeſehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umſtände ſetzet, daß wir Verſtand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeſchickten Einwurf noch immer nicht verſchmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Geſetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben ſo mühſam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daß es der Koſten und Mühe wohl werth ſey, die man darauf wenden muß?

Er

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was iſt Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlinn, Ihr Hünerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte Sie nicht kennen, ich müßte nicht eine Stunde lang bey Ihnen geweſen ſeyn, wenn ich nicht wüßte, daß Ihnen Pferd und Hund lieber ſey, als Frau und Kind. Wie edel denken Eure Gnaden; wie unendlich iſt Ihre Einſicht über die niedrigen Vorurtheile des unadlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Meſſe noch ſehr wohl, da Sie Ihren Apfelſchimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller Ihrer Freunde auf, Sie brauchten drey Tage Zeit, ehe Sie ſich zu dieſem Kaufe entſchließen konnten, und nunmehr ſind Sie von Ihrem guten Kaufe ſo entzückt, daß Sie uns Stunden lang mit den Tugenden Ihres Apfelſchimmels unterhalten. Von Ihrer Gemahlinn reden Sie deſto weniger, und ſind ſehr zufrieden, wenn andere Leute Sie nicht daran erinnern. Sie verbanden ſich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne ſie genau zu kennen, und kennen ſie noch itzt nicht. Es iſt auch eben nicht nöthig: Denn Sie heuratheten ſie weder zum Umgange, noch zur Wirthſchaft, ſondern nur, Lehnsfolger zu bekommen. Dieſen groſſen Endzweck haben Sie erlangt; die Güter bleiben bey der Familie, und Sie haben alles gethan, was man von Ihrer Klugheit erwarten können. Es iſt wahr, Ihre Gemahlinn iſt liebenswürdig, ſie iſt tugendhaft, ſie nimmt ſich des Armuths und beſonders ihrer Unterthanen an, ſo viel ſie kann, ſie iſt großmüthig, ohne ſtolz zu ſeyn, ſie iſt eine liebreiche und ſorgfältige Mutter, eine gute Chriſtinn . . . . . Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich ſehen Sie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von Ihrer Gemahlinn ſagen . . . ; was das für ein Apfelſchimmel iſt! Wie die Schenkel arbeiten! er geht, als wenn er tanzte; welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortrefliches Gebäude! . . . Sind Sie nun wieder beſänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich Sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von Ihrem jungen Herrn . . . Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächſt heran; die Jahre kommen, wo er eine anſtändige Erziehung nöthig hat. Sie müſſen ihm einen Hofmeiſter halten. Gelehrt ſoll er nicht werden: das wird er ohnedem ſo geſchwind nicht; nur darf er nicht ſo unwiſſend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; Sie müſſen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluſt entwohnt. . . . O! Sie verſtehn mich unrecht, gnädiger Herr, laſſen Sie mich nur ausreden. Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne Ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereyen nicht, da haben Sie völlig recht; aber, der Hof . . . verſtehn Sie mich . . . . es iſt freylich ſchlimm genug, aber es iſt einmal ſo: Der Hof will ſchlechterdings haben, daß unſre Kavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen ſind, als Füchſe zu graben; vernünftige, gelehrte, geſchickte Männer will er haben, und nicht adeliche Bauern. Der Hof ſagt das; ich ſage es ja nicht. Es koſtet etwas Geld; freylich koſtet es Geld; aber was ſie an ſeine Erziehung wenden, iſt ihm nützlicher, als was er von Ihnen erbt. Laſſen Sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr . . . Mein Gott, wie können Sie ſo hitzig ſeyn! . . . Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das iſt ein prächtiger Hünerhund! Wie ſchön er behangen iſt! Wie ſchön er gezeichnet iſt! Der muß theuer geweſen ſeyn, und Ihnen viel koſten, ehe er ſo vollkommen abgerichtet worden iſt . . . Zehn Louis d'ors? Iſt das möglich? Aber dafür haben Sie auch einen Hünerhund, der Ihrem Revier Ehre macht.

Was glauben meine Leſer? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich ſollte es wohl meynen. Und wenn es nun nach ſeinen Grundſätzen wahr iſt, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtſchaffene Frau und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte ſeines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlſtand und Gelehrſamkeit nennt; wenn dieſes wahr iſt: wozu ſind uns denn die koſtbaren Leute nöthig, die uns alles dieſes erſt lehren ſollen? Und wenn der Adel ſich an der Vorſorge der Natur genügen läßt, ohne an ſeinem Verſtande zu künſteln; was wollen denn wir Bürger uns unterſtehen, der Natur durch eine ſorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das iſt ein ſtrafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute geſprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von ſeiner erſten Jugend an gekannt haben. Bey ihm iſt alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, ſo unwiſſend wie ſeine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutſchlands, wenn er mit ſeiner Nachbarſchaft ſoff. Dieſer ehrliche Vater ließ es unſerm Junker Hanns weder an Eſſen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorſorge der Himmel dergeſtalt ſegnete, daß er ſchon im achten Jahre ſtarke dauerhafte Knochen kriegte. Nun ſetzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre ſchoß dieſer hoffnungsvolle Junge ſeinen erſten Haſen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Dieſe Ritterübung trieb er bis ins zwölfte Jahr, da ſich der Vater entſchloß, ihm zu allem Ueberfluß ſo viel Unterricht geben zu laſſen, als nöthig war, ſeinen Namen zu ſchreiben und Geſchriebnes zu leſen. Der Schulmeiſter quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war ſchon ziemlich weit in beydem gekommen, als der Vater ſtarb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Koſten nicht weiter dran wenden, und in der That ſchickte ſichs auch nicht, daß ſo ein anſehnlicher Landſtand in die Schule gieng. Was er als Erb-Lehn und Gerichtsherr zu wiſſen nöthig hätte, verſtund er nach ihrer Meynung ſchon. Er konnte eſſen, trinken, ſchlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern und bey einem gnädigen Fräulein ſchön thun; um deswillen ließ er ſich mündig ſprechen, nahm die Güter an und heurathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hanns bey dieſer Erziehung derjenige geworden iſt, den ſeine Nachbarn wegen ſeiner guten Tafel lieben, wegen ſeiner vortrefflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einſicht bewundern, und wegen der Unvorſichtigkeit, mit welcher er bey Tiſche wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle dieſe Vorzüge nicht, wenn er ärmer gebohren und ſorgfältig erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführet habe, wird hinreichend ſeyn, zu beweiſen, daß man, wenigſtens in der großen Welt, eine mühſame Erziehung der Jugend für überflüßig hält; daß man glaube, die Natur bilde die Gemüther ſchon ſelbſt, ohne dieſe Erziehung; daß man ſich die geringſte Sorge nicht mache, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt iſt.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe ſich die Mühe und prüfe die Kinderzucht ſeiner Bekannten. Zwey Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeiſten beſtätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: **Jung gewohnt, alt gethan,** gar keine allgemeine Wahrheit ſey.

Der Graf N. N. war bis in ſein zwanzigſtes Jahr unter der ſtrengen Zucht eines harten und eigenſinnigen Vaters, einer abergläubiſchen Mutter und eines pedantiſchen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politiſch und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Chriſten, und der traurige Informator blökte ihn bey jedem Donatſchnitzer menſchenfeindlich an. Was waren die Folgen dieſer Zucht? Er war ſehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: Hätte man nicht glauben ſollen, daß er ſich bis in ſein Alter damit beſchäfftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod ſeines Vaters veränderte dieſen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigſten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von ſeiner Mutter und dem Hofmeiſter abzuhangen. Nun fühlte er, daß er ohne Zügel war. Dieſe Freyheit war ihm ganz neu; er wußte ſich nicht darein zu ſchicken. Die vernünftige Mittelſtraße zwiſchen einer pedantiſchen Sklaverey und einer ausſchweifenden Freyheit hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er ſich mit einer jugendlichen Wildheit loß; in dieſe ſtürzte er ſich blindlings. Den Hofmeiſter jagte er auf eine ſchimpfliche Art von ſich, und verſchwur zugleich alles, was zur Gelehrſamkeit und zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehört. Dieſen Schwur hielt er Zeitlebens ſo heilig, daß er dümmer ſtarb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er ſcheute ſich noch immer vor ihr, aber er flohe ſie. Und da er merkte, daß er ſich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, ſo fieng er an, ſie zu verachten, und endlich ſpottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanſtändige Weiſe. Er konnte es nicht vergeſſen, daß er zum Gebet ſo oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; ſo wie ein Rad ſich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks bewegt. Nach und nach ward er in ſeiner maſchinenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn in kurzem leichtſinnig. Die Geſellſchaft roher Jugend brachte ihn ſo weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engelländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutſchland ein witziger Freygeiſt war; dieſer zeigte ihm auf die luſtigſte Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Geſpenſt für kriechende Geiſter, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen ſey. Was konnte unſerm unglücklichen Grafen angenehmer ſeyn, als dieſe Entdeckung, welche ſeinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er ſeinen Engelländer, trank Punſch und ſpottete über die chriſtliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er dieſen wichtigen Schritt gethan hatte, ſo bald waren ihm alle Verbrechen geringe, zu denen er hingeriſſen ward. Sein ganzes Leben war nur ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten und laſterhaften Ausſchweifungen, die ihn ſehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er ſtarb endlich mit der Angſt eines Menſchen, der ſich wider die innern Regungen ſeiner Seele ſo lange Mühe gegeben hat, ſich und andre zu bereden, daß kein Gott ſey. Dieſer Elende, welcher ſeine erſte Jugend unter gelehrter Pedanterey und einer übertriebenen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte und ſtarb endlich als ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian ; und wie Julian ſtarb er, nur unwiſſender und nicht ſo vornehm verſtockt!

Was für ein Lärm entſteht unter meinem Fenſter ? Ich höre eine gebieteriſche Stimme trotziger Heyducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer ſitzt in dieſer vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Eure Excellenz nur einen Augenblick verziehen; ich brauche Ihr Bild.

Dieſer prächtig geputzte Klumpen Fleiſch beſchäfftigt die Hände von ſechs Bedienten ; und noch vor zehn Jahren glaubte man, er ſey geboren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles das vergeſſen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth ſeinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienſtfertig und ſparſam ; der Sejan, der itzt mit einer finſtern Strenge diejenigen beleidigt, denen er ſeinen Dienſt verſagt, und auch die mit ſeinem Stolze demüthigt, denen er ſeinen Dienſt nicht hat abſchlagen können. Seine Sparſamkeit war eine Folge des

Mangels und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberfluſſe; er verſchwendet alſo bey aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freygebigkeit großmüthig und edel ſeyn könnte. Die Verfolgungen, welche ſeinen Vater unſchuldiger Weiſe trafen, erweckten in ihm einen billigen Abſcheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an: und itzt läßt er unſchuldiger Weiſe die Strenge ſeiner Rache unzählige Unglückſelige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen flehen und ihm in ihrem jammernden Herzen fluchen. Er war in ſeiner Jugend im Schooße der Muſen erzogen: Nun ſchämt er ſich ihrer, ſieht verächtlich auf ſie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt geweſen ſey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger und ein rechtſchaffner Mann ſeyn will. Er verlangt beides weiter nicht zu ſeyn. Für die Religion iſt er itzt zu groß; er giebt ſich Mühe, ſie zu verachten, weil ſie ihm nicht zuläßt, daß er ſeine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in ſeiner Jugend demüthig, dankbar, dienſtfertig, auf eine anſtändige Art ſparſam, mitleidig; ſein Herz war freundſchaftlich, ſeine Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Itzt, da er vornehm und älter geworden, nun iſt er dieſes alles nicht mehr, man haßt ihn.

Das iſt Ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen Sie ſich? Ich will Sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückſelige! Wie ſehr wäre ihm zu wünſchen, daß er noch in ſeinem Alter das thun möchte, woran er in ſeiner Jugend gewöhnt worden iſt!

Kennen Sie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum ſchleicht und ſich in den alten blauen Mantel gehüllet hat? Grüßen Sie ihn, er kann Ihnen nicht danken: denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käſe und die Wurzeln, die er ſelbſt eingekauft hat, um ſich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben Sie wohl, daß er ſey? Urtheilen Sie nicht nach ſeiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerriſſenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehn Tauſend Thaler auf Hypotheken, und noch über dieß ſo viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch iſt alles dieſes nicht vermögend, ihm die ängſtliche Sorge zu benehmen, daß er in ſeinem acht und ſechzigſten Jahre gar leicht Hungers ſterben könne. Seine nächſten Anverwandten müſſen neben ihm darben. Er läßt ſie nichts von [illegible]n Schätzen genießen: denn er glaubt, der Himm[illegible]de ſie nicht ohne weiſe Urſachen ſo arm werden laſſen; und den Abſichten des Himmels ſich zu widerſetzen, das hält ſein frommer Geiz für eine große Sünde. Er weis, daß ſeine Anverwandten auf ſeinen Tod ängſtlich warten; um deswillen hält er ſie für ſeine gefährlichſten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung, noch Kleider braucht; ſo wünſchte er ſich freylich wohl ein ſanftes und ſeliges Ende, wenn er ſich nur nicht vor den Begräbnißkoſten ſo ſehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß ſie den

Geiſtlichen zuläßt, ſo viel Unkoſten für ein kleines Grab zu fodern. Die Erde iſt ja des Herrn, wie er immer ſeufzet; und ihm würde es daher einerley ſeyn, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkoſten geſchehen könnte. Seiner Schweſter Sohne, einem vernünftigen und geſchickten Manne, hat er den Fluch gegeben, weil er wider ſeinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheyrathet hat; und da dieſer aus einer guten Abſicht, und ſeine Freundſchaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern bat, ſo ſchwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu beſänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben und für die Erziehung des Kindes auf keine Weiſe ſorgen ſollte. Den Wein flieht er, wie die Peſt; wenigſtens auf ſeiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen ſieht, ſo ſchüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keuſches Herz gegeben hat, welches alle üppige und koſtbare Laſter verabſcheuet. Die Kleiderpracht iſt ihm was ſchreckliches; man kann es wohl aus ſeinem Anzuge ſehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verſchwender ihre [illegible] Kleider bey ihm verſetzen. Er thut dieſes [illegible] mit einem jüdiſchen Wucher, und doch hält er es [illegible] Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitele Jugend außer Stand ſetzt, ſich durch Hoffarth in Kleidern zu verſündigen. Nach der Verſchwendung iſt ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, ſo weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter ſtecke und auf ſeine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr ſtehen; das hat er mir geſtern ſelbſt geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein ſtarker

Schoß von den Köpfen, ohne Anſehn des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden ſolle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächſten Termine zu ſich nehmen; und wenn er ihm ja ſein kümmerliches Leben friſten ſollte, ſo könne er doch ganz unmöglich von ſeinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Sch[illegible]ure kommen müßte.

Dieſer niederträchtige Greis iſt in ſeiner Jugend der größte Verſchwender geweſen. Von ſeinem fünfzehnten Jahre an hatte er ſich in die koſtbarſten Ausſchweiffungen geſtürzt. Sein Vater kränkte ſich über dieſen ungerathenen Sohn und ſtarb. Die Hälfte des hinterlaſſenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten ſeines Vaters durch die hungrige Dienſtfertigkeit der Wuche[illegible] gemacht hatte. Nunmehr war die andre Hälfte [illegible] der Geſellſchaft der lüderlichſten Weibsperſonen und der niederträchtigſten Schmarotzer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äußerſten Armuth zu thun hätte und ihnen hernach zur Laſt fallen würde. Sie ſtellten dieſes der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verſchwender, in das Zuchthaus. Die koſtbaren Kleider und das prächtige Hausgeräthe, ſo noch übrig waren, verkaufte man und machte ein Kapital daraus, wovon er ſehr nothdürftig leben ſollte.

Auf dieſe Art brachte er ſechzehn Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia ſtarb und ihm ein anſehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeſchloſſen zu halten. Er ward frey gelaſſen; und von dieſem Augenblicke an hat er ſo gelebt, wie er itzt lebe.

Wer hätte glauben ſollen, daß aus dieſem unſinnigen Verſchwender ein ſo niederträchtiger Wuchrer werden ſollte?

Hier habe ich unter ſo vielen hundert Exempeln nur drey gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend ſeyn werden, deutlich zu beweiſen, daß die Wahrheit des Sprüchworts: **Jung gewohnt, alt gethan,** gar nicht allgemein iſt.

Und dieſes deutlichen Beweiſes unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter geweſen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken und mich unter meinen Mitbürgern aufmerkſamer umzuſehen.

Es ſind mir ſo viele in die Augen gefallen, welche die guten und böſen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym erſten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen zu finden; ſo wird man doch bey einer genauern Unterſuchung merken, daß es eben die Leidenſchaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anſtriche ſind: So wie das Geſicht des Greiſes in Anſehung der Hauptlineamente noch eben das Geſicht iſt, das der Jüngling gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Anſehen gegeben.

Wer ſollte glauben, daß die **Frau Richardinn,** dieſe alte Betſchweſter, noch in dieſem Augenblicke eben die feine Buhlerinn iſt, die ſie vor fünf und zwanzig Jahren war? Damals ſchminkte ſie ſich, um ſchön aus zu ſehen; itzt thut ſie es nicht, um den heuchleriſchen Ruhm einer frommen und einfältigen Chriſtinn zu erlangen. Ihre ſchmachtenden Blicke flatterten in Geſellſchaften und in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen. Dieſe Bewegungen ſind ihre Augen einmal gewohnt; ſie können noch itzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt dieſe matten Augen nicht weiter bemerken will, ſo wälzen ſie ſich andächtig herum und ſehen gen Himmel. Man gebe einmal auf ſie Achtung, wenn ſie in ihrem Betſtuhle kniet, den ſie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche und vor den Augen des Prieſters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf ſie Acht! Wenn die ganze Verſammlung ſtille iſt, ſo wird man hören, daß ſie mit den großen ſilbernen Schlöſſern ihres Gebetbuchs eben ſo künſtlich rauſcht, als ſie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren ſeufzete ſie; ſie ſeufzet noch itzt. Damals ſang ſie verbuhlte Lieder, und lachte; Was ſoll ſie nun thun? Sie ſingt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete ſie den Putz, die Mienen, die unſchuldigen Handlungen andrer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte ſie gefallen: Hat ſie wohl eine andre Abſicht, wenn ſie itzt ihren Nächſten verdammt? Sonſt gab ſie ſich Mühe, lebhaft zu ſcheinen, wenn ſie die ſtärkſten Geſellſchaften mit ihren gedankenloſen Reden übertäubte und bey allen Gelegenheiten allein plauderte; hat ſie ſich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überſchreyt eine ganze chriſtliche Gemeine, mit ihrem gedankenloſen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; ſie plaudert alſo mit Gott, und das nennt ſie, Beten. Es iſt wahr, ſie kleidet ſich ſchlecht, einförmig und bis zum Ekel unachtſam; gleichwohl erinnern ſich noch viel Leute ihrer Eitelkeit und ausſchweifenden Kleiderpracht. Das iſt keine Veränderung. Sonſt liebte ſie den Putz, um ihre

Schönheit zu heben: itzt wählt ſie eine unanſehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Worte, die abgelebte Frau Richardinn iſt immer noch das kleine, eitle, hochmüthige und boshafte Geſchöpf, das ſie in dem Frühlinge ihrer Jahre war; der einzige Unterſchied iſt dieſer: In ihrem zwanzigſten Jahre buhlte ſie mit der Welt, im ſechzigſten buhlt ſie mit dem Himmel.

Bey **Meſſalinen**, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daß ſie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die ſie in ihrer Jugend geweſen. Sie war das ſeltne Beyſpiel einer ſtandhaften Jungfer, welche ſich niemals hat entſchließen können, eine Mannsperſon ganz und gar zu heurathen. Dieſes hinderte ſie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigſte in einem beſtändig abwechſelnden Eheſtande zu leben. Der Reiz verſchwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Trotz malte ſie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen und ihr den letzten Dienſt leiſten wollte, den Sterbende verlangen; noch alsdenn ließ ſie ſich den Spiegel vors Bette ſetzen, ſchlug den ſparſamen Reſt ihrer grauen Haare in Locken, druckte zwey kleine verrätheriſche Muſchen zwiſchen die Runzeln an den Augen; lächelte ſich im Spiegel beyfällig an, und ſchob das Halstuch nachläßig zurück. Durch dieſe Zubereitung zu ihrem Ende erkältete ſie ſich, und ſtarb, noch ehe der Beichtvater kam, der beym erſten Eintritt über den unvermutheten Anblick dieſer geſchmückten Mumie allerdings ſehr erſchrack.

Da ich noch in Leyden war, ſtarb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte ; aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menſchen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte ſie von ihrer Mutter, die ſich ſehr gern, ſehr ſorgfaltig und bey aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieſer Fehler war noch zu entſchuldigen, da ſie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wolluſt, ſondern blos aus Angewohnheit that, nur, ſich zu putzen. Sie war eben ſo vergnügt, wenn ſie andre Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verſchwendete nichts ; denn ihr Putz war ſehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menſchen redete ſie in Geſellſchaft Böſes, aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleyen redete ſie beſtändig. Unter dieſer angenehmen Beſchäftigung brachte ſie ihr ſechs und dreyßigſtes Jahr heran, da ſie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal ſo heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig geſtund, es ſey unmöglich, daß ſie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer ſollte dieſe traurige Bothſchaft der Kranken bringen, die ſo gern lebte und mit ſo vielem Geſchmacke gelebet hatte ? Ihr Mann liebte ſie zu ſehr, und war in der That allzu ſehr bewegt, als daß er im Stande geweſen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geiſtliche ſollte es thun. Er that es auch mit der Vorſicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fodern kann. Er beklagte ſie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit ; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Geneſung ; zugleich ſtellte er ihr auch die Möglichkeit eines geſchwinden Todes vor ; und zeigte aus verſchiednen Zufallen, die ſie ſelbſt entdeckte, wie wahrſcheinlich dieſe Möglichkeit ſey. Bey dieſer Vorſtellung hielt er ſich einige Minuten auf ; nach und nach führte er ſie unter den angenehmſten Beſchreibungen eines ſanften Todes auf den Punkt, welcher ſo kützlich zu ſagen war, und als er ſie endlich mit ſo vielen Umſchweifen zubereitet hatte, ſo wagte er es und eröffnete ihr: Sie müſſe ſterben. Ich ſterben? rief ſie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem ſechs und dreyßigſten Jahre ſterben? Was fehlt mir? Bin ich ſo krank? Wo iſt der Medikus? Sie ſah ſich wild in der Stube um; ſie erblickte ihren Mann und ihre Freunde in der traurigſten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geiſtliche wollte noch einen Verſuch ſeiner Redekunſt wagen; aber ſie war außer ſich. Sie fiel ihm mit Ungeſtüm in die Rede und hieß ihn ſchweigen. Ich ſterbe nicht, rief ſie: Bin ich allein die Sünderinn, die ſo früh ſterben ſollte? Sie drückte ihrem Manne die Hände und bat, er möchte den Geiſtlichen von ihr gehen laſſen, welcher auch ſo beſcheiden war und in das nächſte Zimmer gieng. Inzwiſchen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief ſie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Iſt es wahr? muß ich ſterben? Der Arzt ſchwieg und zuckte die Achſeln. Sie verſtund dieſe traurige Sprache. Verräther! durch Ihre Verwahrloſung ſterbe ich! Das ſagte ſie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wollte ihr nach dem Pulſe greifen; ſie ſtieß ihn von ſich und hüllte den Kopf in das Bette. Was ſollten wir nun anfangen? Wir ſahen aus ihren Bewegungen die Angſt der Verzweiflung, mit der ſie rang. Der Arzt verſicherte uns, daß dieſes ihren Tod beſchleunige, und daß ſie, bey dieſen heftigen Erſchütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren außer uns. Endlich trug man es mir auf, ſie zu beſänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen und ihr den Tod ſo geputzt zu zeigen, als es möglich ſeyn wollte. Ich näherte mich ganz gelaſſen ihrem Bette. Sie ſchlug die Augen auf und ſah mich ſchüchtern an. Sind Sie auch ein Bote des Todes? Ja! ich will ſterben, ich Unglückliche, ich will gern ſterben. Das ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen. Vielleicht iſt dieſe Furcht noch zu früh: war meine Antwort. Meynen Sie, Herr Schwager, ſollte ich wohl noch leben können? Iſt dieſe Furcht noch zu fruh? Sie ſind doch ein rechtſchaffner Freund von mir; mit Ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben Sie in der That noch, daß Hoffnung übrig iſt? Aber ſchmeicheln Sie mir nicht. Bey dieſer Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte ſammlete, die Freude auszudrücken, die ſie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieſes vortheilhaften Augenblicks, ſetzte mich an ihr Bette und faßte ſie bey ihrer ſterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig ſeyn könnte, daß wir es alle ſo ſehr wünſchten, als ſie es ſelbſt kaum wünſchen konne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröſtbar ſeyn würde, wenn ſie ſterben ſollte. Ich hoffte, es ſolle nicht geſchehen. Weil aber doch ein vernünftiger Menſch ſich auf alle Fälle müſſe gefaßt halten; ſo bäte ich ſie, mir zu ſagen, wie ſie auf dieſen unverhofften Fall wünſchte, im Sarge angekleidet zu ſeyn. Ich hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen; ſo fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls ſtärker ſchlug. Ihre halbgebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; ſie lächelte mich mit einer chriſtlichen Gelaſſenheit an, drückte mir die Hand und ſagte: Wie Gott will! Wir ſind alle ſterblich! Und wenn ich ja ſterben ſoll, ſo beſchwöre ich Sie bey Ihrer Freundſchaft, laſſen Sie bey meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muß von eichenem Holze ſeyn; aber Herr Schwager, ja nicht ſo einen ſchlechten fleckigten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Laſſen Sie ihn ſo glatt bohnen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr ſie, faſt eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beſchlagung des Sarges, deſſen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, ſo um den Sarg ſtehen ſollten, die Leichenproceßion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey ſeiner Trauer im erſten Jahre beobachten ſollte; mit einem Worte, die geringſten Kleinigkeiten vorzuſchreiben, die ich nicht verſtund und die ich unmöglich merken konnte. Sie war vom langen Reden ſehr entkräftet: ich bat ſie, ſich zu ſchonen. Lieber Gott, antwortete ſie ſeufzend, laſſen Sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelſtunde zu leben. Dieſe will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn ſehen Sie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir ſehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne und meinen lieben Kindern im ſechs und dreyßigſten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters! dahin reißt, ſo wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlaß zum Kiſſen nehme. Auf eben die Art ſoll auch der Sarg ausgeſchlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig iſt doch unſer Leben! . . Hier ruhte ſie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geiſtlichen wieder holen möchte. . . . Alſo, mit rothem Atlaß ausgeſchlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Kommode, im mittelſten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer . . . . .

den haben Sie wohl noch nicht geſehen, Herr Schwager? Sie ſollen ihn gleich ſehen . . . dort liegt ein Stück ſilberne Spitzchen. Mit dieſen wollen wir die Kiſſen und den Atlaß im Sarge beſetzen, alles bogenweiſe; ſehn Sie auf mich, Herr Schwager, ſo, wie ichs Ihnen hier weiſe; (und ſie wies mir es mit Fingern auf dem Bette) aber ſo, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es iſt ſonſt gar kein Geſchmack darinnen. Die Haare ſoll mir meine Schweſter friſiren laſſen, ſo, wie ich ſie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter ſtund; nur nicht zu weit ins Geſichte; man ſieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber . . . Hier trat der Geiſtliche ins Zimmer. Kommen Sie, Herr Beichtvater, kommen Sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle faſſen können. Vielleicht friſtet mir der Himmel das Leben noch; inzwiſchen will ich doch, als eine gute Chriſtin, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geiſtliche war über dieſe geſchwinde Veränderung erſtaunt, und ſchickte ſich an, ſeine Kranke die letzte Handlung eines ſterbenden Chriſten verrichten zu laſſen. Ich wollte mit den übrigen aus der Stube gehen und ſie allein laſſen; aber ſie hielt mich feſt beym Rocke und ſagte ganz ſachte zu mir: Sie müſſen bey mir bleiben; ich habe noch verſchiednes mit Ihnen zu reden. Ich blieb alſo bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher ſie die Vermahnung des Geiſtlichen hörte und ihren T. mit einer zuverſichtlichen Gelaſſenheit zu erwarten ſch. .. Ueber dieſer andächtigen Handlung mochte wohl eine halbe Stunde verſtrichen ſeyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und ſie war ſo matt, daß ſie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam ſie wieder zu ſich ſelbſt.

Sie fragte, wo ich wäre? und ich ſtund bey ihr; aber die Augen waren ſchon trübe. Sie faßte mich wieder bey der Hand: Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das Letzte ſeyn. Zu meinem Sterbekleide alſo nehmen Sie weißen Atlaß, ſo rein Sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit ſilbernen Spitzen beſetzen, von dem Muſter, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe . . . Gerechter Gott! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen. Was ſind wir elende Menſchen doch mit allen unſern weitausſehenden Anſchlägen! . . . Meine Wäſche . . . Hier fiel ſie in eine neue Ohnmacht: aber ſie erholte ſich geſchwind wieder: denn ſie hatte mir noch zu ſagen, daß ſie nicht wüßte, was ſie für Schuhe anziehen ſollte. Ich ſchlug ihr in der Angſt vor, ſie ſollte die Brautſchuhe nehmen; allein ſie ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: Die altväteriſchen Schuhe! Endlich wählte ſie ein andres Paar Schuhe, ich weis nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel ſie. Es koſtete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeiſter zurück zu bringen: Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte ſie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den ſie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bette, denen ſie die Hand auflegte und einige Thränen dabey fallen ließ. Gegen die Anweſenden machte ſie eine freundſchaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abſchiedes vertrat. Wir waren alle aufs äußerſte gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten: Sie verſuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etliche mal zwiſchen die Bruſt und ward ungeduldig, daß ich ſie nicht verſtehen konnte. Sie wiederholte dieſe Zeichen noch einmal und drückte die zuſammengeballte Hand zwiſchen die Bruſt. Nun verſtund ich ſie und ſagte: Einen Strauß nennen Sie? Sie ſollen ihn recht ſchön haben! So bald ich dieſes geſprochen hatte, lächelte ſie mich dankbar an, drückte ſich die Augen ſelbſt zu und verſchied.

Sieht man wohl oft ſo ein ruhiges Ende, als das Ende dieſer Heldinn war! Noch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter und im letzten Augenblicke des Lebens thut, was man in der Jugend ſich angewöhnt hat.

Dieſe drey Exempel ſind ſo überzeugend deutlich, daß ich nicht Urſache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweiſen, daß das Sprüchwort: **Jung gewohnt, alt gethan**, eine ziemlich allgemeine Wahrheit ſey. Aber ich darf hierbey nicht ſtehen bleiben. Dieſe Exempel ſind alle drey von dem weiblichen Geſchlechte entlehnt. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Kleve bloß ſtellen, welche mir immer Schuld giebt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu ſehr an dem Frauenzimmer verſündige. Sie lobt mich mit Beyfall, wenn ſie findet, daß ich keinem Stande und keinem Alter ſchmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenſtand, auch die Geiſtlichen, alle überläßt ſie mir: Ja, gewiſſer Urſachen wegen, würde ſie es gern ſehen, wenn ich weniger behutſam mit den Obern verführe: denn ſie iſt eine hitzige Patriotinn, und ihr Mann iſt kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann ſie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzimmer ſo oft, und, wie ſie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeicheley angeſehen werden könne. Darüber eifert ſie mit einer Heftigkeit, die dem Zanke ſehr nahe kömmt. Sie würde mich böſe machen, wenn ſie nicht ſchön ausſähe. Aber, ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er ſchmält; ihre Augen ſind auf eine beſondre Art angenehm, wenn ſie ein wenig grimmig werden. Ich liebe dieſe kleine Kunſtrichterinn in der wilden Unordnung, worein ſie die Liebe zu ihrem Geſchlechte ſetzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf dieſe Art verſündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich ſie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird ſie mit ihren weißen Zähnen knirſchen, wenn ſie dieſe Stelle ſo unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Partheylichkeit der Welt verrathen wollte, wenn ſie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat ſie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Urſache, ſich der Fehler ihres Geſchlechtes anzunehmen. Sie ſollte bedenken, daß ihr Geſchlecht die Hälfte der Welt ausmache; ſo würde ſie ſelbſt nachrechnen können, daß ich niemals zween tugendhafte, oder zween lächerliche Karaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entſchuldige ich bey ihr dieſe Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der größte Theil der Leſer thut, welche zwar geſchehen laſſen, daß man aller Fehler ſpottet, aber alsdann die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kömmt. Sehen Sie, Madame, wie billig ich bin. Und damit ich Sie noch mehr beruhige; ſo will ich dieſes Sprüchwort nicht eher ſchließen, bis ich einige Exempel anführe, daß auch bey uns Mannsperſonen die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können Sie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küſſe Ihnen die Hände!

Der ungerechte Herkommann, dieſer Vater der Sporteln und Hoherprieſter der Chicane, wird auf dem Rathhauſe unvergeſſen ſeyn, ſo lange man noch einen Schreiber nennt. Den erſten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Witwen und dem geraubten Brodte der Waiſen erbaut war. Dieſer geſchworne Feind der Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn ſeines würdigen Freundes, mit offnen Armen. Ich darf nicht vergeſſen zu erwähnen, daß der Vater unſers Herkommanns im Gefängniſſe geſtorben war, und dieſes um einer Kleinigkeit willen: Mit einem Worte, er hatte ein paar falſche Wechſel gemacht. In der That war dieſes unter allen ſeinen Verbrechen das kleinſte. Herkommann entdeckte ſeinem neuen Vater gar zeitig die großen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne ſich auf der Univerſität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, ſchritt er gleich im erſten Jahre zur Praxi. Es vergiengen nicht vier Monate, ſo war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Den müßigen Nebenſtunden übte er ſich in der Geſchicklichkeit, Siegel nachzudrücken und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben und deſto mehr aufgemuntert werde; ſo lehrte ihn ſein Gönner die einträgliche Kunſt, Zeugniſſe abzulegen, und brachte ihn in kurzem dergeſtalt in die Kundſchaft, daß er der ganzen Gegend, in allen mißlichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit ſeinem Zeugniſſe gegen die Gerichte diente. Hieraus hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward ſo unentbehrlich, als nach den Grundſätzen ſeines Lehrers ein Advocat ſeiner Art ſeyn mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Dieſe zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn ſein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen und zu prakticiren. Seinen erſten Proceß verlor er. Sein Gegner war ein Advokat, der geſchickt, ehrlich und unerſchrocken war: Sein Richter war einſehend und unpartheyiſch. Unſer Herkommann war noch nicht abgehärtet und unverſchämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenſcheinliche Ungerechtigkeit ſeiner Sache zu vertheidigen. Er konnte ſich nicht faſſen. Der Richter überführte ihn ſeiner Bosheit; ſein Klient verlor ſeine Anſprüche und ſein baares Geld; der unglückliche Herkomman aber ſchlich beſchämt nach Hauſe und klagte ſeinem Meiſter den traurigen Ausgang ſeines erſten Angriffs. Dieſer erfahrne Mann munterte ihn auf. Er geſtund ihm, daß es ſehr ſchwer ſey, vor den Augen eines unpartheyiſchen Richters und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelaſſen zu vertheidigen: Zugleich aber verſicherte er ihn, es ſey ein ſehr ſeltnes Phönomenon, einen ſolchen Richter und einen ſolchen Gegner beyſammen zu finden. Muth müſſe er faſſen, dem Richter beſtändig widerſprechen, ſeinen Gegner durch perſönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er ſie nicht mit der Bindigkeit der Beweiſe überführen könne, ſo müſſe er ſie durch die Stärke ſeiner Lunge überſchreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verluſt einer Schlacht mehr Kriegskunſt, als durch den vortheilhafteſten Sieg: Unſerm Herkommann wiederfuhr eben dieſes. Durch ſein Unglück ward er groß. Bisher hatte er ſich vornehmlich nur dieſes angelegen ſeyn laſſen,

ſen, wie er die unbequemen Regungen eines ſterbenden Gewiſſens niederdrücke und ſein Geſicht gewöhne, niemals zu erröthen. Nun arbeitete er auch an ſeiner Lunge und arbeitete mit einem ſo glücklichen Erfolge, daß er mit der Dreiſtigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte und den Gegentheil überſchrie. Nunmehr ward er allen Richterſtuben ſchrecklich und in der ganzen Gegend als ein großer Advokat berühmt. Wittwen und Waiſen zitterten vor ſeinem Namen; aber allen denen war er eine ſichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So ſeltne Verdienſte ſind einer ſeltnen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiſer unſers Herkommanns erſtaunte über den geſchwinden Fortgang dieſes jungen Rabuliſten. Er freute ſich über dieſes Werk ſeiner Hände, und liebte ihn, wie ein reiſſender Wolf ſeine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, ſich reich zu plündern. Schon im Geiſte ſtellte er ſich die Größe und die Reichthümer ſeines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung ſeiner ihm geleiſteten Dienſte, wollte er ſein Glück mit dem Glücke dieſes hoffnungsvollen Mannes verbinden: Er gab ihm alſo ſeine einzige Tochter. Die vertraulichſte Einigkeit der Straßenräuber iſt von keiner Dauer und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann und ſein Schwiegervater waren beide zu boshaft, als daß ſie lange Zeit mit einander in einem Hauſe ruhig leben konnten. Ihre Feindſchaft brach mit Heftigkeit aus; ſie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerkſam, wie bey dem raſenden Kampfe zwoer grimmiger Beſtien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt und alten untreu wird; Herkommann,

mann, den ſein Schwiegervater zum Raube eingeſegnet und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieſer undankbare Herkommann beſtritt ihn mit ſeinen eignen Waffen, und ſiegte. Er war ſo geſchickt, daß er ſeinen Schwiegervater um das Haus und um ſein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, ungehindert zu würgen. Er that es dreyßig Jahre lang und verwüſtete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug: Auch nach ſeinem Tode wollte er noch ſchaden. Er machte ein Teſtament, welches ſeine Erben in die größte Verbitterung und in Proceſſe ſtürzte, die ihnen nicht allein die Erbſchaft zernichteten, ſondern auch noch ihr eignes Vermögen koſteten. Herkommann that alſo in ſeinem Alter das, woran er ſich in ſeiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Böſewicht, ein alter Räuber und auch nach ſeinem Tode noch ein ſchändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung ſeiner ſtandhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor ſeinem Tode entſchloß er ſich, des Wohlſtandes wegen den Beichtvater zu ſich kommen zu laſſen. Dieſer ſegnete ihn endlich ein, und beym Einſegnen merkte Herkommann, daß er kontrebantes Tuch zum Prieſterrocke hatte. Er ließ den Fiſcal rufen, gab es an und ſtarb.

N. N. ward durch den Tod ſeiner Aeltern der unwürdige Erbe eines anſehnlichen Vermögens. Sein rechtſchaffner Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daß ſein Sohn, von den erſten Jahren an, das Geld, das man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigſte Art verſchwendete. Er bemühte ſich, den Folgen davon durch ein ſehr ſorgfältig eingerichtetes Teſtament vorzukommen. Dieſe Sorgfalt war vergebens. In der verabſcheuungswürdigſten Geſellſchaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er ſein Vermögen durch, ohne es ſelbſt zu genießen. Itzt lebt er von dem Allmoſen ſeiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth noch eine Zeit von funfzig traurigen Jahren ſind vermögend geweſen, ihn vernünftig zu machen. An ſeine raſenden Ausſchweifungen denkt er mit Vergnügen, und verſichert mit den ſchrecklichſten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn ſein Vater heute ſtürbe, er noch heute Anſtalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerſtreuen, wie er es vor dreßig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in ſeinem Dorfe der gelehrteſte Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeiſter alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig; er verachtete die andern Knaben, welche nicht ſo fix leſen und ſchreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von ſeinen Mitſchülern widerſprach, und da ihm die Natur, außer ſeinem großen Verſtande, auch große Fäuſte gegeben hatte, ſo prügelte er auf die armen Jungen deſpotiſch los. In dieſer Gemüthsverfaſſung kam er auf eine Stadtſchule, wo er alle Tage gelehrter und alle Tage unbeſcheidner ward. Auf hohen Schulen brachte er es in der Grobheit immer weiter. Er war unermüdet fleißig, um andern ins Geſicht ſagen zu können, daß ſie unwiſſender Pöbel wären. In kurzem ſagte er dieſes ſeinem eignen Lehrer; und damit er die Freyheit erlangen möge, es öffentlich behaupten zu dürfen, ſo öffnete er ſich den Weg zur Katheder, und wies der Welt in dem ſchönſten Lateine, deſſen ſich in Rom kein Bootsknecht hätte ſchämen dürfen, daß alle ſeine Kollegen unwiſſende Eſel und deutſche Ochſen wären, und daß nur einer von den Muſen geſandt wäre, ſeinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen und den hochmüthigen Ausländern einen Mann entgegen zu ſetzen, der Knellius heiße. Es waren einige Theile der Gelehrſamkeit, um die er wahre Verdienſte hatte; ſeine Feinde ſelbſt konnten ihm das nicht abſprechen. Aber auch ſeine beſten Freunde mußten geſtehen, daß dieſe Verdienſte durch ſeine Eigenliebe und beleidigende Grobheiten dergeſtalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich ſey und ein unpartheyiſcher Richter immer unſchlüßig bleibe, ob man mehr Urſache habe, ihn hochzuſchätzen, oder ihn zu verachten. Dieſe Aufführung, welche ſogar die Kritici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernſthaften Gelaſſenheit, theils mit beißender Bitterkeit, theils aber in ſeiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteſte Limmel ſeiner Zeit ſey. Bey allen dieſen Anfällen blieb er muthig ſtehen. Er war von ſeinen Verdienſten ſo trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die ſpäteſte Nachwelt bezeigen würde, ſo gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuth verachtete. Grotius und Bayle waren große Männer geweſen, und eben um deswillen waren ſie den feindſeligen Spöttereyen ihrer neidiſchen Gegner ausgeſetzt. Dieſes war ſein Troſt; aber er beſann ſich nicht, daß auch Bav und Mäv verſpottet werworden waren. Unſer großer Knollius hatte in lateiniſchen Büchern geleſen, daß die ungeſittetſten Männer durch die Liebe menſchlich und beſcheiden worden waren. Dieſes nannte er weibiſch. Er flohe alſo den Umgang mit Frauenzimmer. Er heurathete nicht, er liebte niemals und flüchtete ſich vor der Liebe hinter ſeine fürchterlichen Folianten, um nicht menſchlich und geſittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung ſeiner Unempfindlichkeit, ein deſto größerer Gelehrter, ſeinen Feinden nun ſchrecklicher und unſterblicher zu werden. Unter dergleichen menſchenfeindlichen Beſchäftigungen iſt er alt worden. Man will der Nachwelt ſeinen Ruhm überlaſſen, und fängt daher ſchon itzt an, ihn zu vergeſſen. Dieſe Verachtung fühlt er nicht. Noch ſchreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, ſo unbeſcheiden er auch iſt. Die junge grobe Brut giebt ſeinem gelehrten Hochmuthe immer neue Nahrung. Er zieht ſie für die Nachwelt heran, ſo, wie er erzogen worden iſt. Er braucht ſie bereits zu kleinen kritiſchen Streifereyen, und ſegnet ſie in ſeinem väterlichen Schooſe, wenn ſie mit Schlägen zurück gejagt werden. Es iſt zu befürchten, daß unſer Knollius noch lange lebe. Man kann aber gewiß glauben, daß er ſich niemals ändern wird, da er ſich in funfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey ſeinem Vater war er der unerträgliche Bube, der mit Fäuſten darein ſchlug, wenn ihm widerſprochen ward: Noch in dieſem Augenblicke iſt er eben ſo ein kritiſcher Bengel, und verfolgt alle die mit ſeinen gelehrten Grobheiten, die ſo unbedachtſam ſind, ihm zu widerſprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweiſen.

Die

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle die Umſtände zuſammen nöthigen, zu arbeiten, dieſe ſind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müßiggang eine ſehr leichte Sache ſey, daß aus demſelben viel Schaden für das gemeine Weſen entſtehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich ſey, wie ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug haben könne, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an bis in das höchſte Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf dieſe Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für ſie ſeyn würde, wenn ſie es ſelbſt thun ſollten.

Es iſt ungerecht zu ſagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache ſey. Man betrachte nur die unruhige Wirkſamkeit der Seele, welche ſich beſtändig beſchäftigen, beſtändig mit neuen Vorwürfen unterhalten, niemals, ſo gar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, die geſchäfftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie ſchrecklich muß einem Menſchen, der des Müßiggangs noch ungewohnt iſt, die traurige Ausſicht in das Leere des langen Tages ſeyn, welchen er beym Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt ſeinen Körper, ſucht ſich in Geſellſchaft andrer Müßiggänger zu zerſtreuen, und freut ſich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er ſich vor dem Getöſe der arbeitenden Welt in ſein Bette flüchten kann. Wie dieſer Tag iſt, ſo ſind die vielen tauſend Tage, die er zu leben hat. Bey einer ſolchen gedankenloſen Einförmigkeit würde ſich ein Engelländer hängen; aber ein ſich ſelbſt gelaſſener Deutſcher wird dabey fett. Iſt der Müßiggang ſo leichte, warum fliehen ihn diejenigen ſo ſehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Alſo iſt es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will aber auch beweiſen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Weſen entſteht, ſondern daß ſolcher demſelben ungemein vortheilhaft iſt. Die Stärke eines Landes beſteht in der Nahrung, das iſt ausgemacht; die meiſte Nahrung iſt da, wo das meiſte verzehrt wird, das iſt auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßiggänger ſind. Verlanget man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. So bald ein Müßiggänger aufſteht, ſo bald fängt er an zu verzehren; und kaut noch in dem Augenblicke, da er ſich, obwohl ſpät, zu Bette legt. Von den zwölf Stunden, die er wachte, werden achte mit Eſſen und Trinken zugebracht, und da er niemals ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürſtet, ſo ſind es nur theure Speiſen und koſtbare Getränke, die er wählt, ſeinen Geſchmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit ſein Brod verdient, lebt die meiſten Tage über ſparſam und verthut gemeiniglich nur wenige Groſchen. Ein Müßiggänger hingegen, deſſen Vater ihm das Brodt verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groſchen braucht. Nun rechne man ſelbſt nach, (denn itzt rede ich nur mit denen, die rechnen) welcher von beiden dem Vaterlande am meiſten nützlich ſey. Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, im Spielen, noch von dem koſtbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu ſeiner Geſellſchaft unterhält. Man ſieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggänger dem Kommerze ſind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verſtehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum ſind dieſe zur Arbeit verdammt, weil ſie Pöbel und arm ſind. Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, ſich von reichen Müttern gebären zu laſſen, oder denen die Vorſicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunſt verſtehen, das Vermögen andrer Leute zu verzehren.

Außer dieſem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Anſehung des **Konſumo**, wie man es kunſtmäßig nennt, zuwächſt, iſt auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genießen haben. Dadurch, daß jene zu groß ſind, als daß ſie arbeiten ſollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche dieſe ihr Brodt verdienen konnen: Und wenn auch, wie es oft geſchieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden; ſo hat doch der Himmel, der alle ſeine Gaben ſo weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, ſo er durch den Rang und das Vermögen an ſie verſchwendet, ihnen wieder am Verſtande abgebrochen und dadurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für ſie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verſtand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, iſt weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: **Die ſchwere Kunſt, müßig zu gehen**, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand friſtet. Itzt alſo will ich davon weiter nichts ſagen und nur diejenigen freundſchaftlich warnen, welche immer ſo übereilend ſind, auf den Müßiggang zu ſchmälen und die Müßiggänger zu verachten, ohne zu bedenken, daß ſie unrecht haben und ſich der Feindſchaft ſo vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger ausſetzen.

Der letzte Vorwurf iſt noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geſchopf Geduld genug habe, ſein ganzes Leben von den erſten Jahren an, bis in das höchſte Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte alſo Seine Excellenz, den Herrn Baron von * * *, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels und ſeines ererbten Vermögens, zwey und ſiebenzig Jahre rühmlichſt müßig gegangen iſt. Er lag eben auf dem Kanapee und rauchte Tabak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit ſeiner faulen Miene an und ſagte: Sind Sie auch ſo ein Narr, Herr Panßa? Wiſſen Sie das noch nicht? Nach Tiſche will ich es Ihnen ſagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an ſein Verſprechen erinnere. Ich muß alſo warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er ſich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müſſen ſich meine Leſer gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, ſo will ich der Welt eine kurze Nachricht von dieſem patriotiſchen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarſchaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen ſeiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichſten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in daſiger Gegend bey ihm, als Pfänder, verſetzten. Durch beſtändige Proceſſe gewann er beynahe noch mehr, als ſein Advokat. Er ſtritt mit allen Nachbarn, und brachte die anſehnlichſten Familien an den Bettelſtab. Mit einem Worte : er ſcharrte ein erſtaunendes Vermögen zuſammen, welches er ſeinem einzigen Sohne, meinem größten Mäcenaten, hinterließ. Dieſer kam auf die Welt, da ſein Vater ſchon fünf und ſechzig Jahre alt war. Die Feinde ſeiner Mutter, einer jungen und liebenswürdigen Frau, hielten ſeine Geburt für ſehr problematiſch, und machten ſeinen Vater, nicht ſo wohl durch die Vorſtellungen, daß er ein Hahnrey ſeyn könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens auf die Erziehung dieſes ungehofften Kindes würde verwenden müſſen. In dieſer ängſtlichen Ungewißheit blieb er faſt ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieſes Kind ſehr wenig Nahrung zu ſich nahm, und wenn es am heftigſten weinte und ſchrie, dennoch den Augenblick beruhigt ward und munter lächelte, ſo bald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Dieſe Sparſamkeit und dieſer natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieſes Kind ſein leiblicher Sohn ſey. Er freute ſich über dieſe Entdeckung ; er nahm ſich großmüthig vor, ſeinem Sohne eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen und ihn ſchreiben und rechnen zu lehren.

Dieſes liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichſten Merkmale von ſich, daß ihn die Natur erſchaffen habe, nichts zu thun. Er ſchlief beſtändig, und niemals ruhiger, als an der Bruſt ſeiner Amme. Mit dem erſten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühſam, zu kauen: man ſah ſich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu ſtillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte, allein laufen, ſondern beſtändig im Stuhle ſitzen blieb. Um dieſe Zeit fieng er auch an zu reden, aber ſehr langſam; und noch itzt iſt ſeine Sprache ſo lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu ſehr, wenn er ordentlich und vernehmlich rede. Des Wohlſtandes wegen hielt man ihn einen Hofmeiſter, welcher ſehr ſcharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigſten ſtrenge zu halten. Es blieb ihm alſo weiter nichts zu thun übrig, als dieſes, daß er ſeinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für ſeine Nahrung ſorgte, nach Tiſche ſich neben das Kanapee ſetzte, und von dem kleinen Junker, ſo lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte; hernach Kaffee mit ihm trank, ein paar Stunden ſpatzieren gieng, um ihn zum Abendeſſen vorzubereiten, und wenn auch dieſes überſtanden war, ihn endlich zu ſeiner Ruhe brachte. Dieſes waren die täglichen Beſchäfftigungen ſeines Hofmeiſters. Wie viel geſchickte Hofmeiſter würden in der Welt ſeyn, wenn man auch ſo billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fodern, als was der alte Junker von dieſem forderte! Ungeachtet dieſer ſpielenden Art zu unterrichten, war doch unſer junger Herr ſchon im achtzehnten Jahre ſo weit gekommen, daß er buchſtabiren konnte. Um deswillen ſchickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang ſchlief und aß; und nach rühmlichſt abſolvirten akademiſchen Studien, wie ihm alle Profeſſores und Weinſchenken bezeigten, mußte er auf Reiſen gehen. Man packte ihn alſo, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners und eines erfahrnen Kochs, in einen ſehr bequemen Reiſewagen, und fuhr ihn faſt zwey Jahre, in Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden herum. Alsdann ließ ihn ſeine gnädige Mama nach Hauſe kommen, um zu ſehen, wie ſich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemäſtet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen ſtieg, denn man hatte ihn bey ſeiner Abreiſe gewogen; und da fand man ihn, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeines hohen Hauſes, zwanzig Pfund ſchwerer, als vor zwey Jahren. Den nächſten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der dieſe Reiſe ſo augenſcheinlich geſegnet hatte. Es gab in der Nachbarſchaft leichtſinnige Gemüther, welche über dieſen zwanzigpfündigen Segen ſpotteten; aber ich glaube nicht, daß ſie recht thaten. Wie viele von unſern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren koſtbaren Reiſen ſo vielen Nutzen bey weitem nicht, als dieſer hatte! Durch den Tod ſeiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, ſah ſich unſer Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter ſelbſt zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufſicht ſeines Hofmeiſters geführt hatte; ſo war es ihm nicht zuzumuthen, daß er ſich um die Einnahme und Ausgabe ſelbſt bekümmern ſollte. Er trug alſo dieſe gemeine Arbeit einigen ſeiner Bedienten auf: und weil er ſieht, daß ihm weder am Eſſen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, ſo iſt er mit ihrer Verwaltung ſehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das iſt alles, was er wünſcht; denn dazu iſt er zu faul, daß er geitzig ſeyn und erſt mühſam unterſuchen ſollte, wo ſeine Bedienten in ſo kurzer Zeit zu einem anſehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat ſich niemals entſchließen können, zu heurathen; denn ſeine Lehnsfolger haben ihm bey aller Gelegenheit die ſchrecklichſten Vorſtellungen gemacht, wie mühſam der Eheſtand ſey. Die ſchwerſte Arbeit, die er in ſeinem Leben unternommen und glücklich ausgeführt hat, iſt dieſe, daß er in ſeinem funfzigſten Jahre Baron geworden iſt. Aber auch dieſe hat ihn tauſendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen **Bernhards von Galen** zurück gedacht und ſich die Möglichkeit vorgeſtellt hat, daß bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterſchaft er vielleicht mit aufſitzen und als Baron ſich an die Spitze ſtellen müſſe, da er außerdem, als ein gemeiner Edelmann, ſich in dem dickſten Haufen unbemerkt verbergen konnen. Denn der Blutdurſt iſt ſein Fehler nicht, ob er ſich ſchon niemals ohne Harniſch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünſtig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieſer ehrwürdige Greis ſein zwey und ſiebenzigſtes Jahr angetreten und den billigen Vorſatz gefaßt, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er ſich ein geraumes Kanapee mit Stahlfedern machen laſſen, in welchem er von zehn Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Eſſen, Trinken und Tabakrauchen, in der Geſellſchaft einiger artigen Mopſe, ſeinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünſche, iſt dieſes, daß ihm der Himmel nur ſo lange noch ſein theures Leben friſten möge, bis er mir und meinen Leſern die ſchwere Frage aufgelöſt hat, wie es möglich ſey, daß ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen? Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieſes von ihm erführen; ſo wird uns doch ſein ungeſchäftiges Leben zu einem Beweiſe dienen, daß auch ein Müßiggänger in ſeinem Alter nichts thue, da er in ſeiner Jugend nichts zu thun gewohnt geweſen iſt.

Der Satz iſt ſehr richtig, daß man ſchon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläßigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle ſie bey zunehmenden Jahren und im Alter ſpielen werden. Mein Onkel iſt ein alter Winkelſchulmeiſter, und hat ſich durch ſeinen Fleiß ſo beliebt gemacht, daß ihm faſt die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweiſung anvertraut. Dieſer Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzuſtellen. Ich bin beſtändig unter dieſen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da ſie mich gewohnt ſind und ich bey allen ihren kindiſchen Thorheiten freundlich bleibe; ſo verſtellen ſie ſich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetiſchen Auge in die Nachwelt unſrer Stadt zu ſehen und für ſie tauſend gute und ſchlimme Folgen zu entdecken, die andern, welche nicht ſo aufmerkſam ſind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin ſo weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu beſtimmen, was wir in funfzehn Jahren für neue Sekten in der Kirche haben werden, wie es mit der Handlung ſtehen wird, welche Art vom Witze alsdann mode ſeyn wird, und ob die Aemter auf dem Stadthauſe eben ſo unachtſam und mit eben der Ungeſchicklichkeit, wie itzt, werden verwaltet werden *). Ich habe hiebey eben die Beluſtigung, die ein Menſch hat, der mit einem Sehrohre meilenweit neue Ausſichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bey ihren ſchwachen Augen nur wenige Schritte vor ſich hinſehen können. Da ich, als ein wahrer Menſchenfreund, niemals ein Vergnügen allein genieſſen kann; ſo will ich auch dieſes mit meinen Leſern theilen und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beſchreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können ſolche als moraliſche Aufgaben anſehen; denn ich überlaſſe ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieſer charakteriſirten Knaben werden dürfte.

Chriſtoph, der Junge eines Hufſchmidts, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückiſch hervor guckt. Er ſpricht wenig mit andern Jungen; mit ſich ſelbſt aber redet er beſtändig. Wenn er allein zu ſeyn glaubt, ſo ſtreichelt er ſich mit einer ſchmeichelhaften und beyfalligen Art auf den Backen und heißt ſich den großen Chriſtoph. Wenn er zween Jungen auf der Gaſſe beyſammen ſieht; ſo glaubt er, daß ſie mit Bewunderung von den Vokabeln reden, die er geſtern in der Schule gelernt hat. Er weis mit einer wohl-

---

*) Der Verleger erinnert hierbey, daß Herr Anton Panßa dieſes in J . . ., einem Städtchen in Weſtphalen ſchreibt, wie im Eingange dieſer Sprüchwörter angemerkt worden iſt.

wohlausgeſuchten Unachtſamkeit den Donat, oder ein andres Schulbuch vor der Werkſtatt ſeines Vaters liegen zu laſſen, damit die Vorbeygehenden merken ſollen, daß in dieſem Hauſe der gelehrte Junge wohnt, der lateiniſch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieſer Bube dem Kapellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und ſo bald er nach Hauſe kam, erzahlte er es ſeiner Mutter mit großem Geſchrey, daß er den Spruch beſſer beten konnte, als der Magiſter. Schreiben kann er noch nicht, denn er iſt erſt neun Jahr alt: dem ungeachtet ſchmiert er ſich beſtandig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben ſollen, Schmidts Chriſtoph konne ſchon ſchreiben. Ja er geht ſo weit, daß er Dintenflecke in die Wäſche macht; und als ihm ſeine Mutter unlängſt dieſes mit ein paar Ohrfeigen verwies, ſo war der kleine Schurke ſo boshaft, daß er ſie mit einer verächtlichen Miene anſah und ihr vorwarf, ſie rede, wie der unwiſſende Pöbel, der es auch nicht beſſer verſtehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll kritzelt, und mir ſodann mit einer tiefen Verbeugung ſolches überreicht, wobey er mich allezeit mit den Worten anredet: **Nach Stand und Würden geehrter Leſer.** Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und laſſe mir erklären, was er eigentlich geſchrieben haben wolle. Im Anfange ſchrieb er nichts als Geſangbücher. Hiebey hätte er gar wohl können ſtehen bleiben, da es ehrwürdige Männer giebt, die auf die Unſterblichkeit einen Anſpruch machen, wenn ſie die chriſtlich ſingende Gemeine mit einem vermehrten und verbeſſerten Geſangbuche irre gemacht haben. Aber mein ehrgeiziger Chriſtoph gieng weiter. Denn da er das kleine a. b. c. ſchreiben konnte; ſo ſchmierte er einen Bogen in Quart voll und ſagte, er überreiche mir den erſten Band ſeiner Herzenspoſtille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich dieſen Bogen durchleſen konnte, ohne zu gähnen und ohne zu ſchlafen; ich vergaß aber damals, ihm ſeine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches den Buben dergeſtalt ärgerte, daß er allen Leuten ſagte: Herr Anton Panßa iſt ein Feind der Geiſtlichen und kann nicht einmal Geſchriebnes leſen. Noch weit ſchlimmer gieng es in voriger Woche einem von ſeinen Mitſchülern, welchem er einen vollgekritzelten Zeddel wies und ihn bereden wollte, es ſey ein Kalender, den er geſchrieben habe. Weil aber dieſer arme Knabe in ſeiner Einfalt ſagte, das wäre nur ein Wiſch und kein Kalender; ſo drückte ihn Chriſtoph unter ſich, (denn handfeſt iſt Chriſtoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er geſtehen ſollte, es ſey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, (denn gemeiniglich ſind die Leſer eigenſinnig) ſo kniete er ihm auf den Leib und wollte ihn mit geballter Fauſt zwingen, das Blatt zu freſſen; ja er ſtopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhoſt dazu kam und den unſchuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leſer, was wird wohl aus dem Chriſtoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiſkal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteſte wird ohngefähr funfzehn Jahr alt ſeyn. Er weis mit einer gefälligen Art ſich in allen Häuſern einzuſchmeicheln, und dieſes thut er nur in der Abſicht, ſeiner neugierigen Mutter ins Ohr zu ſagen, wo friſche Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Kaffeebeſuch erwartet wird, ob es wahr iſt, daß jener Nachbar ſeine Frau prügle und was eigentlich die Urſache ſeyn müſſe, warum dieſe oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienſte gejagt hat. Alle dieſe gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieſes kleinen Spions ein boshaftes Anſehen; und er hat ſich von ſeiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden und richtenden Mienen angewöhnt, welche ſie bey der Anhörung eines neuen Mährchens macht. Dieſe Mienen machen ſeine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabey lachen muß. Kann er ſeiner Mutter keine neuen Klatſchereyen von andern Familien erzählen, ſo geht er in fremden Häuſern herum und macht ſeine eigne Mutter lächerlich.

Der andre Junge, welcher erſt vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten iſt, ſcheint mir noch weit gefährlicher zu ſeyn. Er hat durch ſeine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, ſeines Schulmeiſters, ſo einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt iſt er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von ſeinem Alter fähig iſt, und dennoch heißt ihn der Schulmeiſter beſtändig ſeinen lieben Sohn, ſein beſtes Kind. Er hat ihm um deswillen aufgetragen, in ſeiner Abweſenheit auf die übrigen Knaben Achtung zu geben und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andre nicht ſtille ſitze und kindiſche Ausſchweifungen begehe. Dieſes Amt macht den Buben dem ganzen Haufen ſchrecklich, und er mißbraucht es eben ſo, wie mancher fürſtliche Bediente, dem die Aufſicht über einen Theil des Landes aufgetragen iſt. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geſchmiſſen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache iſt ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht beſänftiget: er rächt ſich, ſo oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüſſe oder Aepfel im Schubſacke hat, ſo ſtellt er ihm ſo lange nach, bis er ihn auf einem Verſehen ertappt; und alsdann iſt nichts möglich, dieſen Unglückſeligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm ſeine Nüſſe und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der großen Miene eines Richters annimmt, welcher ſich beſtechen läßt und doch auf den Schein einer unparteyiſchen Gerechtigkeit eiferſüchtig iſt. Seine Leichtfertigkeit geht ſo weit, daß er anfänglich die boshaften Streiche anſtellt und ſodann mit der heuchleriſchen Miene, als ob es ihm bitterlich gereue, ſich ſelbſt anklage, um ſeine Geſpielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden ſoll, deren er noch nicht überwieſen iſt; ſo iſt dieſer verrätheriſche Bube allemal bereit, wider ihn zu zeugen. Findet er gar keine Gelegenheit, dieſen oder jenen zu verklagen; ſo reißt er ſelbſt einige Blätter aus deſſen Buche und verklagt ihn wegen dieſer Unordnung beym Schulmeiſter. Vor kurzem ward er über einer ſolchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe ſeiner Mitſchüler wachte wider ihn auf und öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte dieſem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verſpotteten Lehrmeiſters. Er faßte ihn bey den Hoſen und ſtäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige ſo dienſtfertig waren, ihn zu halten, um ihn die Strafe beſſer fühlen zu laſſen. Was ſollte der arme Inquiſit thun, da er überzeugt war und ſich weder entſchuldigen, noch retten konnte? Er hielt ſeinen Schilling bußfertig aus, kroch zu den Füßen ſeines beleidigten Lehrers, geſtand ſein Verbrechen, verſprach Beſſerung und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieſes leichtgläubigen Alten und ſeinen vorigen Poſten wieder zu erlangen, damit er ſich an denen rächen könne, welche itzt über ihn triumphirt hatten. In wenig Tagen war er wieder der vertraute Liebling, der er ſonſt geweſen. Nun iſt er ſeinen Mitſchülern weit gefährlicher, als jemals. Es iſt keine Art der Verfolgung, die er nicht wider ſie ausübe. Mein Onkel iſt ein Liebhaber von jungen Tauben; der Böſewicht weis das und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälſe um. Den Morgen darauf wird eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt. Unſer Tartüffe tritt auf und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, deſſen unverſöhnlicher Feind er iſt, weil dieſer bey der großen Exekution ihm die Hoſen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieſer Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtſchulze werden ſollte!

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeife Tabak bey einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter dieſen bin ich beſonders auf zween Knaben und ein Mädchen aufmerkſam.

Der älteſte von ihnen iſt ein ſtilles und fleißiges Kind, welches alle Tage ſeinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für jeden Spruch einen Pfennig giebt. Er bekommt auch bey andern Gelegenheiten einige Groſchen in ſeine Sparbüchſe, die er ſehr ſorgfältig ſammelt, anſtatt daß ſeine übrigen Geſchwiſter ihr Geld vernaſchen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach, ob er ſein Geld noch beyſammen hat. Er iſt in der Kunſt, reich zu werden, ſchon ſo weit gekommen, daß er einigemal den Bettelleuten den Kreuzer, ſo er ihnen bringen ſollen, unterſchlagen und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, ſein Pathe, der auf Pfänder leihe, hat unausſprechliche Freude über die gute Wirthſchaft dieſes Knabens. Um ihn beſſer aufzumuntern und zugleich ſeinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen ſchriftliche Verſicherung einige Groſchen auf ein paar Wochen ab, und zahlt ſie ihm ſodann in neuen Münzen, mit einer ſtarken Intereſſe zurück. Dadurch iſt der Junge ſchon ſo weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Verſicherung, vom Wechſelbriefe plaudert.

Sein jüngerer Bruder iſt ein munterer Kopf und zugleich der feinſte Böſewicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren ſuchen kann. Er borgte ihm einige Kreuzer ab, und verſprach ihm nebſt richtiger Bezahlung, die Intereſſen an Kuchen und Obſte zu geben. Er zahlte auch die Intereſſe einige Tage richtig, weil er beredt genug war, ſeinen übrigen Geſchwiſtern ſolche abzuſchwatzen. In kurzem waren ſie dieſe Freygebigkeit überdrüßig. Die Intereſſen blieben alſo außen und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was ſoll unſer junger Schuldner in der Angſt thun? Er hat von dem alten Nachbar geſehen, daß man ein Blatt Papier giebt, welches ein Wechſel heißt: Er thut daher ſeinem wuchernden Bruder den Vorſchlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechſel auch leihen ſolle, verſpricht ihm dafür, nebſt reichen Intereſſen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebſt den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Dieſe Vorſchläge gefallen; der ältere Bruder

leiht

leiſte ihm, in der Hoffnung eines ſo anſehnlichen Gewinnſtes, die ganze Sparbüchſe, und erhielt dafür ein mit Dinte beſchmiertes Zettelchen, ungefähr in der Größe, wie die Wechſelbriefe des Pachters geweſen waren. Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Kapital, noch Intereſſen zu bezahlen. Der betrogne Gläubiger klagte es ſeinen Aeltern, und beſcheinigte ſeine Forderung mit dem ausgeſtellten Wechſel, von dem aber ſein Bruder durchaus nichts wiſſen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über dieſe leichtſinnigen Betrügereyen; ich aber erſchrack ungemein, weil ich bey beiden die Folgen überſah, die ihre Wuchrey und ihre Verſchwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwiſchen entſchied ſich, auf meine Parere, der ganze Konkurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieſer kleine Bankerottierer das erborgte Kapital hin gethan hätte; und die Schuld kam auf ſeine jüngere Schweſter, welche der Knabe unendlich liebte. Dieſe hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, ſich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiſte von dem geborgten Gelde abzuſchwatzen gewußt, und, wenn er etwann einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernaſcht habe. Ich erkannte aber dieſe gewinnſüchtige Bosheit, ſo ſehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernſt darauf, daß das Mädchen vorgefodert werden mußte. Sie trat ganz unerſchrocken in die Stube, läugnete die ganze Anſchuldigung, ſagte ihrem dienſtfertigen Bruder, der ſie verwahret hatte, nach den Augen, und zeugte auf ihre Unſchuld. Endlich ward ihre Sparbüchſe geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein ſtrenger Richter, that den Ausſpruch, daß ſie dem ältern Bruder das Geld wieder geben und ihm einen Theil ſeines übrigen Verluſts erſetzen ſollte. Sie hörete aber mein Urtheil, das ich zugleich ſelbſt vollzog, und ſie bezeigte ſich dabey ſo jämmerlich, als ſich die Frau eines bankerotten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand und Eigenſinn ihn in dieſes Unglück geſtürzt hat, und wider alle Landesgeſetze und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden ſoll, mit ihrem geſammten geplünderten Vermögen die betrogenen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es ſoll meinen Leſern nicht ſchwer fallen, zu errathen, was für Rollen dieſe drey Geſchwiſter in ihren ältern Jahren ſpielen werden.

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in ſeinem dreyzehnten Jahre alle Eigenſchaften eines Theatermarquis hat. Er beſchäftiget ſich beſtändig mit der Erhaltung ſeiner glatten Haut, er lockt ſeine gelben Haare ſorgfältig, und kleidet ſich ſo zierlich, als es die Armuth ſeiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals ſeine kleine erobernde Miene, und ſogar alsdann ſieht er noch ſüß und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in ſeine ſtampfenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zuſammen geſpart hat, ſo kauft er ſich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändeley. Er geht ſehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, ſo läßt er ſich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieſes Bändchen ein vertrautes Geſchenk von Nachbars Lieschen ſey. Er geht oft in Gedanken, ſieht traurig aus und ſeufzet; zu einer andern Zeit ſtolpert er triumphirend durch die Gaſſe, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin ſein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weis, daß dieſe Art von Narren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu beſſern iſt, ſo laſſe ich ihn ruhig in dieſer Narrheit, damit er nicht in eine noch größre fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, iſt ſeine Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich in die Geſellſchaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und beſonders ſeit einigen Wochen, ſo unverſchämt wird, daß die Mädchen im Ernſte anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in ſeinem Alter ſeyn wird, iſt ſchon ſo weit verführt, daß ſie ihn vorgeſtern ſehr vorſichtig auf die Hand ſchlug und den loſen Chriſtel hieß.

Damit ich dieſen ſiegenden Korydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; ſo bediene ich mich der Großſprecherey eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieſer beſitzt bey der größten Feigherzigkeit dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gaſſe geht, ſo drückt er ſeinen Strohhut tief ins Geſicht, iſt in ſeinem Anzuge unordentlich und fährt allen Jungen in die Haare, die ſchwächer, oder noch furchtſamer ſind, als er. Er iſt ſo ſinnreich, daß er ſich alle Vorfälle zu Nutze machen und neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab fallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden ſeyn; ſo erzählt er die Sache allemal zu ſeinem Vortheil, und verſichert ſeine Mitſchüler mit männlichen Schwüren, daß er dieſe Striemen bekommen, als er ein gewiſſes Mädchen, das er nicht nennt, einem gewiſſen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewiſſen Hausthure, die ſie wohl ſelbſt errathen würden, abgejagt und ſie im Triumphe nach Hauſe geführt habe.

Ich hoffe, durch dieſe Exempel bewieſen zu haben, daß zwiſchen dem Knaben und dem Manne kein Unterſchied iſt, als die Größe, und daß man ſchon aus ſeinen kindiſchen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten beſtimmen kann, durch die er ſich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird.

Meine Leſer werden ſich eine ganz beſondre Art des Vergnügens verſchaffen, wenn ſie mit kritiſcher Aufmerkſamkeit, eben ſo, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die Kinder andrer Leute Acht haben, und urtheilen, was ſich die Nachwelt von dieſen jungen Bürgern zu verſprechen habe. Vielleicht hat ſodann die Aufmerkſamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieſer Kinder durch eine deſto ſorgfältigere Erziehung zu beſſern ſuchte.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienſte in ſich begreift, deren ein Menſch fähig iſt; ſo iſt auch nichts natürlicher und billiger, als der Stolz eines Menſchen, welcher dergleichen baare Verdienſte beſitzt. Dieſer einzige Umſtand macht den weſentlichen Unterſchied zwiſchen einem vernünftigen Geſchöpfe, das reich, aber geizig iſt, und zwiſchen einem Mauleſel, der die Schätze ſeines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieſer verſteht die Kraft ſeiner Schätze nicht, und eben um deswillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener verſteht die Verdienſte, die auf dem Gelde ruhen, und deswegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemühe ſich, ſeine Freundſchaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er iſt von geringem Herkommen; aber er iſt reich. Seine Aufführung iſt ſo niederträchtig, wie ſeine Erziehung; aber er iſt reich. Wenn er lacht, ſo lacht er wie ein Thor, und wenn er ſeine wichtige Amtsmiene annimmt, ſo ſieht er wie ein Narr; aber er iſt reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, ſeine Ungerechtigkeit verdient den Strang: Kleinigkeiten! Nur ein Menſch, der die Welt nicht kennt, wird ſo einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meyneſt Gargilen, Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, iſt hochgeboren, wohlgeſittet, witzig in ſeinem Scherze und verehrungswürdig in ſeinen Geſchäften; ein Vater der Armen, ein Patriot! denn Gargil iſt ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu ſpät erwacht, raubt dieſe Millionen dem trotzigen Gargil und macht ihn ärmer, als ſein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erſchrickt über ſeinen Fall; man verflucht ſein Andenken, und morgen iſt er vergeſſen!

Ein ſicherer Beweis, daß man alle dieſe Schmeicheleyen ſeinem Gelde und nicht eine einzige ſeiner Perſon gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er ſich Mühe gab, ſeine Schätze zu häufen; wenn er nur auf ſeine Schätze ſtolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geſchöpfe gehörten, die ſeine Achtung und Vorſorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und ſammeln, die unbarmherzigſten Spöttereyen vorbringt. Nie iſt der Gelehrte und der Ungelehrte in ſeinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es iſt hiebey eine ſehr groſſe Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, ſondern die Welt iſt an allen dieſen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch ſeine Vorſorge tauſend Familien glücklich zu machen ſucht, welcher an ſeinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerſt an das Wohl derer jenigen denkt, die ſeiner Aufſicht empfohlen ſind; wüſte die Welt dieſe Verdienſte nach Würden zu ſchätzen: ſo würde Gargil ſich eben ſo viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig und großmüthig zu ſeyn, als durch Laſter ſich empor zu ſchwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey ſeinen Handlungen empfindet, iſt der angenehmſte Lohn, von welchem der Laſterhafte nichts weis, und deſſen Groſſe ihm doch, mitten in ſeiner Pracht, die empfindlichſten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angeſehen zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die ſtillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiſte Schuld? Gargil, oder die Welt.

Dieſe ungerechten Vorurtheile der Welt ſind Urſache, daß die Tugend allemal ſchüchtern zurücke tritt und in dem Getümmel der reichen Thoren ſich verdrängen laſſen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott und ſeinen Fürſten kennt, der dieſe Pflichten ſorgfaltig beobachtet, der ſie andern lehrt, der durch dieſe Lehren und ſeine Exempel dem Staate tauſend gute Bürger ſchafft: Dieſer rechtſchaffne Mann lebt unbemerkt, und ſtirbt unbeklagt; denn er iſt arm. Er hatte nicht Muth genug, ſich der Welt zu zeigen: denn ſeine und anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müſſe, ſo bald ſie ihn erblicke.

Es kann dieſes genug ſeyn, zu beweiſen, daß das Sprüchwort: **Gut macht Muth**, ſehr gegründet iſt. Zugleich habe ich die Urſache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen nicht eiferſüchtig zu ſeyn, ſo bin ich ſo gerecht geweſen, zu zeigen, daß die Schuld nicht ſo wohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unpartheyiſchen Moraliſten verlangen kann. Nun will ich auch die andere Seite von meinem Sprüchworte anſehen und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug und in Geſellſchaften vielmals weit unerträglicher ſind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer iſt der ſchmutzige Cyniker, welcher dort an ſeinem Pulte die Nägel kaut und mit einer bittern Wut lächelt? Es iſt der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um ſich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerriſſner Mantel bedeckt ein ſtolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er iſt eben derjenige, der am meiſten wider die eifert, welche Verdienſte nicht belohnen, da ſie doch die Gewalt hätten, ihn aus ſeinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, Glück und Geſchicklichkeit, ſich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er ſpottet alſo über die Pracht der Großen und nennt ſie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben dieſe Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu ſeyn? Verſteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unſer Timon beſſer verſteht, als ſeine Mutterſprache? Die Sitten der Griechen ſind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal und laßt euch mit ihm an ſeinem Pulte in eine Unterredung ein; Er wird eure Unwiſſenheit beſchämen; er wird euch mit Syllogiſmen ſtumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf ſeiner Studierſtube eben ſo unwiſſend und albern vor ihm da ſtehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieſes nicht Verdienſte genug, welche belohnt werden ſollen, welche dem Timon ein Recht geben, bey ſeiner gelehrten Armuth ſtolz zu ſeyn und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechiſch noch Latein verſtehn, welche den Heltor für eine große Dogge halten, welche ſich einbilden, bindig zu denken, und doch nicht einmal wiſſen, in welcher Form ſie denken, welche bey aller dieſer Unwiſſenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weiſe Timon genießen ſollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in ſeiner Armuth iſt Timon ſo muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf ſein Elend ſtolz iſt, von welchem er ſich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beſtändig ſo großmüthig gedacht hat. Der erſte Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, ſeinen Wünſchen und ſeiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die itzt ſein pedantiſcher Stolz verachtet. Er ſuchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienſte und ihren Verſtand: zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abſpricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Mißbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebſten redete, weil ſie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Aſche der alten Helden, um wenigſtens einen zu finden, mit dem er ſeinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt ſang er deſſen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erſtaunt, wenn er ſang; und ſein unempfindlicher Mäcenat ſchlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte ſeinen Zweck nicht. Er ſchmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofes; die Sprache eines Pedanten war es. Dieſes machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn ſpottete und ihn mit ſeiner Weisheit zum Narren machte, (ein Weg, welcher zu ſeinem Glücke der nächſte hätte ſeyn können,) ſo verließ er murrend den undankbaren Hof, verſchloß ſich bey ſeinem Pulte, fühlte ſeinen Hunger, aber auch ſeinen Werth, hüllte ſich alſo ſtolz in ſeine Gelehrſamkeit ein und verachtete den erlauchten Pöbel ; denn ſo nannte er diejenigen, deren Glück er beſungen hatte und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm ſchwer an, etwas zu ſagen, was wider ſeine eigne Empfindung war ; aber die fortdauernde Verachtung und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu ſagen, hat es bey ihm ſo weit gebracht, daß er ſich beredet, er eifre mit Ueberzeugung und aus einer philoſophiſchen Großmuth. Nun iſt er bey ſeiner Armuth ſtolz und verachtet alle diejenigen, welche in Anſehen und Ueberfluße leben.

Dieſe Anmerkung iſt der wahre Schlüſſel zu den meiſten Satyren wider den Reichthum und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich geweſen und durch verſchiedne Unglücksfälle arm geworden ſind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren ; aber den Muth haben ſie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen ſie ihre Verachtung nicht äußern ; denn ſie ſind ſelbſt arm geworden : Sie verachten alſo die Reichen, wie Timon, und mit viel ſtärkerer Bitterkeit, als er, da ſie wirklich dasjenige genoſſen haben, was jener nur wünſchte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht ſie wütend, ſo wie der Haß eines Renegaten weit unverſöhnlicher iſt, als der Haß eines gebornen Muſelmanns.

Zu dieſen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der ſeine Pracht nur durch das erborgte Geld ſeiner betrognen Gläubiger unterhält, iſt, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch iſt der Muth dieſes prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunſt gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher ſeiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er ſich Mühe, ſich den nöthigen Kredit durch eine ordentliche und eingeſchränkte Wirthſchaft zu erwerben. Es gelung ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beſtändig über ſchwere Zeiten und die geringe Verlaſſenſchaft klagte, die er von ſeinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe; allein er brauchte die Vorſicht, daß er im Stillen borgte und mit vielem Geräuſche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieſes öffnete ihm die Beutel ſeiner Freunde, ſeiner Klienten und aller Wucherer. Nun fieng er an, ſeine Mienen zu ändern. Er verſchwendete mit großer Pracht. Seine Freunde genoſſen ſeine Verſchwendung und zogen ihren Beutel zurück. Seine Klienten zuckten die Achſeln und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wuchrer drängten ſich zu ihm und hofften bey ſeinem Untergange Beute zu machen, ſo, wie etwan ein chriſtlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze ſeiner Geſetze, unglückliche Reiſende plündert, welche an ſein Ufer geſcheitert ſind.

Aber die Wuchrer haben an ihm einen Mann geſunden, der ihrer werth iſt. Sie fodern ihr Geld; aber eher werden ſie den Protens feſt halten, als dieſen Schuldner. Er empfängt ſie mit offnen Armen, oder er läßt ſich auch verläugnen; er ſchmeichelt, er iſt froſtig; er bittet freundſchaftlich, er trotzt; er küßt ſie, er wirft ſie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den großen Verluſt: Alles, wie er es nach Beſchaffenheit der Gläubiger und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger iſt; aber für deſto nöthiger hält er es nunmehr, durch einen unverſchämten Hochmuth ſein ſchlechtes Spiel zu verſtecken. Er wirft ſich mit einer ſtolzen Miene in ſeinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gaſſen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt ſich demüthig vor ſeinem Wagen, und kaum wird er geſehen. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er in voriger Meſſe um das reiche Kleid betrog, das er itzt anhat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber ſein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundſchaftlich an: denn im künftigen Monate iſt große Gala, und er braucht ein neues Kleid. In dieſem Augenblick kömmt der Prinz gegangen. Unſer Hofmann ſpringt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand und ſagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das ſieht der unzufriedne Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt ſeine Excellenz demüthig und bedauert, daß ſeine Waaren ihm gar nicht mehr anſtändig ſind. Dieſer eigennützige Wunſch wird endlich in Gnaden erhört und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Verſicherung vom Schutze und hohen Wohlwollen gegeben. So muthig iſt dieſer Elende, welcher weit ärmer iſt, als ſein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieſer Geſchichte eines Geſetzes, welches, nach unſern Familiennachrichten, mein Urältervater, Sancho Panßa, ſeinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am erſten Tage ſeiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Weſen dergleichen Schuldner ſind, welche durch ihre Perſon und ihre Art zu leben, dieſer Betrügerey ein verführendes Anſehen zu geben wiſſen. Der Handwerksmann verliert ſeinen nothdürftigen Unterhalt und wird, wider ſeinen Willen, unter einer Art von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünſcht, weil er ein armer Handwerksmann iſt. Der Kredit, welcher in einer Handlung ſo unentbehrlich iſt, verliert ſich, ſo bald es erlaubt iſt, ungeſtraft zu betrügen. Die Geſetze werden ſtumm und endlich verachtet. Der große Sancha ſah dieſes, und ſtampfte dreymal mit ſeinen krummen Füßen; und dreymal ſtrich er zornig den Bart, und ſchwur bey der heiligen Hermandad, dieſes ſchändliche Geſchlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von ſeiner Inſel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber dieſe Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr ſein Vorhaben; und die größten Häuſer verſchwuren ſich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotiſche Sancho mußte fliehen. Die Welt weiß dieſe traurige Geſchichte ſeiner Flucht; mir iſt es empfindlich, ſie zu erzählen. Aber ich, als ſein Nachkomme, bin es ſeinem Andenken ſchuldig, das Projekt bekannt zu machen, das ich wegen dieſes rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines ſolchen allgemeinen Schuldners aus der Kaſſe des Landes bezahlt werden ſollten; aber dafür ſollten dieſe losgekauften Schuldner Knechte des Landes ſeyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf der Straße aufzuſetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, dieſem, und wäre es auch der geringſte Handwerksmann, kniend die Hand küſſen und ſeine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit iſt, ſo nahe geht es mir doch, wenn ich an dieſes unglückliche Projekt gedenke. Ohne dieſes würde Sancho Regent geblieben ſeyn. Seine Herrſchaft wäre ohne Zweifel erblich, ſeine Kinder würden Grandes und Biſchöffe geworden ſeyn, und ich . . . wenigſtens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor ſo kümmerlich zu nähren!

Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Dieſes Sprüchwort wird auf zweyerley Art verſtanden. Die erſte Art iſt zu wichtig und allzu ernſthaft, als daß ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftig davon reden ſollte. Der andre Verſtand, in welchem es die meiſten nehmen, gehört zu meinen Abſichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unſre Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir ſind noch thörichter, als unſre Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr iſt, ſo werden unſre Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich iſt. Um deswillen iſt es ſehr erſprießlich, daß wir das Geheimniß beybehalten und auf unſre Nachwelt fortpflanzen. Nichts ſchmeichelt unſrer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, ſich zu entſchuldigen und jemanden auszufinden, dem wir unſer Vergehen zur Laſt legen können.

Je größer dieſes iſt, deſto ſorgfältiger ſehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechiſchen Weiſen angemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bey Schließung der Ehen; ſo ſind dieſe Thorheiten wichtig genug, daß wir ſie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberreſt vom Gewiſſen, welchen man nicht allen Leuten abſprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu läſtern; wir finden alſo wenigſtens bey einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben, recht andächtig zu murren, wenn wir ſagen, daß unſre Ehen, welche wir öfters auf eine ſo närriſche

Art anfangen, im Himmel geſchloſſen ſind. Können alſo wir etwas für unſre Thorheiten? Iſt es unſer Fehler, wenn wir Narren geweſen ſind? Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen! Wir ſind völlig entſchuldigt.

Dieſes iſt der wahre Urſprung des Sprüchworts in dem allgemeinſten Verſtande.

Die Quellen ſind vielerley, aus denen ſolche Ehen entſpringen, deren unglücklichen Ausgang der unſchuldige Himmel auf ſeine Rechnung nehmen ſoll.

Die Ehen aus Neigung machen die ſtärkſte Anzahl davon aus. Derjenige iſt der hochdeutſchen Sprache noch nicht mächtig genug und kann mich alſo nicht verſtehen, welcher glaubt, Neigung bedeute ſo viel, als eine freundſchaftliche und vorzügliche Liebe, ſo ſich auf Tugend und Verdienſte des geliebten Gegenſtandes gründet. Dieſe Begriffe haben noch itzt einige, es iſt wahr, und dieſe Einige ſind beneidenswürdig: Aber unſre Mutterſprache iſt viel reicher, als daß ſie ſich auf eine ſo enge Bedeutung einſchränken ſollte. Wenn ich ſage: ich habe Neigung gegen dieſes Frauenzimmer; ſo heißt das ſo viel: die Augen dieſes Mädchens gefallen mir, ſie hat einen ſchönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philoſophen zum Kuſſe, ſie iſt wohl gebaut, ihr Gang edel, ihr Fuß engliſch, ihr Verſtand . . . Nein, das war falſch, der Verſtand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen iſt ſchön, ich liebe ſie, ich bete ſie an, ich ſeufze ich ſeufze, bis ſie mich erhört. Und wenn dieſe Schöne ſo fein iſt, daß ſie die Seufzer dieſes ſchmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört; ſo hat ſie das gewünſchte Glück, ſeine Frau zu werden. Er hat ſie aus Neigung geliebt und aus Neigung geheurathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben dieſe Art brünſtig. Er wird ihre reizende Augen, ihren ſchönen Mund gewohnt; er liebt ſie noch, ohne ſie brünſtig zu lieben. Das Feuer der Augen verliert ſich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen ſeine Frau gleichgültig; er wird bey dem täglichen Umgange froſtig gegen ſie. Sie hat nicht Verſtand genug, ſeine Liebe ſich zu erhalten. Eine Krankheit ſtürzt mit dem Reſte der Schönheit alle Neigung über einen Haufen. Nun iſt ſie ihm ganz unerträglich. Er ſeufzet noch, der unglückliche Seladon; aber er ſeufzet nicht mehr für ſeine Schöne. Er ſeufzet über ſich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel ſeufzet er, daß er ihn nicht bey den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn ſeine Neigung riß. Alle Freunde, welche ſeine Frau nicht vor dein Verfalle ihrer Schönheit gekannt haben, wundern ſich über ſeine lächerliche Wahl. Einer von ihnen iſt ſo vertraut, ihn zu fragen, wie er ſich habe entſchließen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verſtand zu heurathen? Er zuckt mit den Achſeln; die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, antwortet er. Er thut ſehr wohl, daß er ſo antwortet. Soll er etwan ſprechen: Dieſe matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich ſie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war ſchön; ich liebte die ſchön gemalte Puppe, und war ein Thor, ſie zu heurathen, und war ſo närriſch, daß ich glaubte, ich heurathete ſie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieſes offenherzige Geſtändniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie geſagt, nur der Himmel iſt Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur iſt er unglücklich.

Nach dieſem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird ſeine Frau allein Urſache an dieſer unglücklichen Verbindung ſeyn? Sie hat ihn verführt, ſie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie iſt eben ſo wohl, wie er, zu entſchuldigen; ſie hat ihn aus Neigung, aus bloßer Neigung geheurathet. Was beym Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; die Bedeutung ſoll in der neuſten Auflage des Frauenzimmerlexikon ausgeführt werden. Es war auf einem Balle, wo ſie ihn das erſtemal kennen lernte. Er tanzte, und dieſes mit der Artigkeit eines Menſchen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weißer ſeidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fußes und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeſchlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; ſie bewundert ihn. Alles überführt ſie von ſeinen Verdienſten; der Kopf, die Bewegung der Arme, ſeine Blicke. Er führt ſie wieder an ihren Ort, er kußt ihr die Hand. Wie zärtlich kußt der artige Seladon! Er nennt ſie eine Göttinn. Sie antwortet ihm ganz ſittſam mit einem ſchamhaften: »Ach nein!« Er kußt ihr die Hand noch feuriger, und ſchwört, ſie ſey eine engliſche Schöne! Soll das gute Kind ſeinem Schwure nicht glauben? Er redet von ſeelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreymal hat er ſchon geſeufzet, da er dieſes ſagt. Er ſchwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Feſſeln vor ihren Füßen ſterben. »Ach nein, mein Herr,« ſagt ſie ganz weichmüthig zu ihm, »ach nein;« und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wiſſen, und ohne etwas weiter zu ſagen, als ein ſtammelndes: »O, gehn Sie doch!«

Sie verſpürt in ſich ſelbſt etwas gegen ihn, das ſie Neigung nennt; ſie iſt ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt ſich. Er führt ſeine Schöne zum Wagen, und iſt ſo geſchickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der ſchalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber ſey, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anſtändige und freygebige Art dieſen Schaden wieder erſetzt. Auf eine anſtändige Art, ſage ich, damit es ſich derjenige gelehrte Schriftſteller nicht anmaße, der im vorigen Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zween Bände von ſeinen Schriften verehrte, die in ſeinen Augen einen unendlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieſer Ausſchweifung komme ich wieder auf unſern Seladon. Man kann glauben, daß ihm ſein Sieg nicht ſchwer gemacht ward. Da er ſchon am erſten Abend es ſo weit gebracht hatte, ſo nahm ſich ſeine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorſicht und der Wohlſtand erfoderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu verſichern, die ſie gegen ſeine tugendhaften Vollkommenheiten, oder, die Wahrheit zu reden, gegen ſeine artige Perſon, ſeinen wohlgewachſenen Körper, ſeinen gutgeſtalteten und flüchtigen Fuß, gegen ſeinen ſchmeichelhaften Mund und ſeine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward ſeine Frau.

Und ſeine Frau mußte ſie bleiben, ungeachtet bey einem täglichen Umgange ſich mit ihrem Reize auch ſeine tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Perſon war nicht mehr für ſie artig; ſein Mund ſchmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und ſeine erobernden Blicke hatten ſich in mürriſche Blicke eines mißvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhiget ſich dieſe Unglückliche? Mit dem Schickſale, welches ſo grauſam iſt, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu ſeyn, oder, andächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närriſche Ehe ſoll geſchloſſen worden ſeyn.

Es kann dieſes genug ſeyn, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geſchloſſen werden. Allemal iſt es nicht nöthig, daß ſo vielerley reizende Umſtände zuſammenkommen, welche zwo junge Perſonen zärtlich machen. Ein einziger iſt oft hinreichend. Eine weiße runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines ſchwarzen Sammtmantels einen verrätheriſchen Ausfall that, hat einen jungen Menſchen um ſeine Freyheit gebracht, der auf ſeinen flatterhaften Leichtſinn ſtolz war. Eine volle Bruſt, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte, hat meinen beſten Freund unglücklich gemacht. Ein Paar ſchmachtende blaue Augen ſind die erſten Dollmetſcher einer Liebe geweſen, die ſich nunmehr in die traurigſte Ehe verwandelt hat. Meine ſelige Frau hatte ein Paar ſchwarze Augen, ſo ſchwarz, als keine ſelige Frau in ganz Weſtphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Perſon angenehm. Ich heurathete ſie; ja wohl heurathete ich ſie! Könnte ſie wohl ein Paar ſo ſchwarze Augen haben, wenn ſie nicht der Sitz einer tugendhaften, vernünftigen und zärtlichen Seele wären? ſo dachte ich bey mir ſelbſt; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht ſo. Schwarz blieben ihre Augen immer, es iſt wahr; aber Tugend, Vernunft, Zärtlichkeit . . . ja, meine Herren, es iſt vorbey! Der Himmel, welcher dieſe Ehe ſchloß, hat ſich meiner Noth erbarmt. Sie iſt todt! O wären meine drey Freunde auch ſo glücklich, die unter dem tyranniſchen Joche einer kleinen weißen Hand, einer vollen Bruſt, und ein Paar blauer ſchmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch itzt ſeufzen müſſen.

Alles, was ich hier geſagt habe, wird den Satz beſtätigen, daß die meiſten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entſtehen, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geſchloſſen werden.

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das ſagen wolle; ſo möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünſchen, daß man ſichere Mittel ausfündig machte, dieſen gefährlichen Reizungen zu ſteuern.

Dadurch möchte man dergleichen zärtlichen Uebereilungen wohl ſchwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländiſche Art beſtändig im Zimmer oder unter Kappen gefangen hielte. Ja, es würde die Mannsperſonen zu verliebten Einbrüchen und galanten Gewaltthätigkeiten verführen. Die Verhüllung des Geſichtes würde nichts helfen; ſie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fuße, würde unter den empfindenden Mannsperſonen alsdann eben dieſe traurige Verwüſtung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Geſichte Schuld geben.

Wäre es nicht rathſamer, man gewöhnte die Jugend beiderley Geſchlechtes gleich in den erſten Jahren dazu an, daß ſie vertraut mit einander umgehen möchten? Geſchieht das nicht ſchon mehr, als zu ſehr? wird man ſagen. Nein, ſo ſehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun ſolle.

Bey dem Umgange junger Leute, den man bisher zugelaſſen hat, iſt eine beſtändige Art des Zwanges, den man Wohlſtand nennet. Es ſind nur gewiſſe Jahreszeiten, gewiſſe feyerliche Luſtbarkeiten, gewiſſe Stunden des Tages, wo man der Jugend verſtattet, mit einander umzugehen. Bey dieſen abgemeſſenen Zuſammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannsperſonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. So bald die erſten Gepränge des Wohlſtands vorbey ſind, ſo ſcherzen ſie ein wenig, werden ziemlich unverſchämt, und ſiegen. Man weis wohl, wie gefährlich eine Mannsperſon iſt, die bey einem wohlgebauten Körper die vornehme Kunſt weis, mit Anſtand unverſchämt zu ſeyn. Es iſt alſo dieſe Art des Umgangs meinem Abſehen mehr hinderlich, als nutzbar.

Ich will, ich wünſche es wenigſtens, daß man künftig jungen Perſonen beiderley Geſchlechtes, ohne Unterſchied der Stunden, ohne die geringſte Einſchränkung, die Freyheit laſſe, ſich zu ſprechen und zu beſuchen. Hier muß keine argwöhniſche Mutter, keine mürriſche Tante in den Weg kommen. Dieſer Zwang würde dem Beſuche eine gewiſſe Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefährlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man ſie überraſcht, ehe ſie Zeit gehabt haben, ihr Geſicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute itzt einander beſuchen, iſt es beynahe nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie iſt beſtändig auf ihrer Hut, um artig, um ſittſam, um gefällig, um gelaſſen zu ſcheinen. Man überfalle ſie einmal alsdann, wenn ſie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus ihrem kleinen heuchleriſchen Geſichte zu ſtreichen, welche ſich über den Eigenſinn ihrer Mutter, über die Unvorſichtigkeit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zuſammengezogen haben; alsdann überfalle man ſie: ſo wird man in dem Geſichte ſeiner huldreichen Göttinn die wütende Miene ſeiner künftigen Frau ſehen. Wie ſehr kann das zu unſerer Beſſerung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bey dieſer Wahl vorſichtig zu werden, wenn wir nicht die Freyheit gehabt hätten, unſre Schöne unangemeldet zu beſuchen?

Aber auf dieſe Art iſt dergleichen uneingeſchränkter Umgang den Mannsperſonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätheriſch. Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freyheit hat, alle Tage Mannsperſonen, alle Tage ihren Liebhaber um ſich zu ſehen, wird ſich mit ſeinen thörichten Schmeicheleyen, mit ſeinem abgeſchmackten Tändeln, mit ſeinen gedankenloſen Seufzern ſo bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage ſcheint. In kurzem wird ſie gleichgültig dabey werden. Bald wird ſie bey allen dieſen Poſſen, bey dieſen verliebten Verzückungen und zärtlichen Sprüngen nichts ſehen, nichts hören und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen ſchon alsdann gewonnen, wenn ſie vor dergleichen Anfällen ſicher iſt! Die Art, mit welcher dieſe hirnloſen Buhler ſtündlich um ſie herum faſeln, wird ihr erſt zur Laſt, und endlich ekelhaft. Sie wünſcht ſich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannsperſonen genug finden, welche vernünftig und doch im Umgange artig ſind. Von dieſen wird ſie ſich einen Mann wählen, und wird glücklich ſeyn. Wäre ſie es wohl geworden, wenn ſie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Geſellſchaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde ſie ſo leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freye Umgang mit ihren abgeſchmackten Liebhabern ihr vor den Thorheiten derſelben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewieſen, wie vortheilhaft mein Vorſchlag dem gemeinen Weſen ſey; wie nöthig es ſey, daß junge Leute durch einen täglichen und freyen Umgang ſich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf dieſe Art die verſteckten Fehler eines Mädchens und das Lächerliche eines Liebhabers am leichteſten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden ſo viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau erſt nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, ſich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu ſprechen. Nun lernen ſie erſt auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu ſpät; ſie geben ſich keine Mühe, ſie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltſinnig gegen einander zu werden, und haſſen ſich endlich als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeſchränkter Umgang zwiſchen jungen Perſonen beiderley Geſchlechtes vielen gefährlich ſeyn? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeynten Vorſchlag. Ich glaube, ich habe ihn ſchon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberfluſſe will ich hier noch etwas ſagen. Geſetzt, es kämen aus einem ſolchen Umgange einige traurige Folgen; ſo würden dieſe doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heißen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind einige durch ihre Unvorſichtigkeit unglücklich: ſo werden doch tauſend glücklich, welche ſich vorſichtiger dabey aufführen. Aber auch an dieſen wenigen Unglückfällen iſt mein Projekt nicht Schuld; oder man würde aus eben dieſem Grunde das Spazierengehen, die Bälle, die Komödien, ſelbſt die Zuſammenkünfte in Kirchen verdammen müſſen. Die billigſten, die unſchuldigſten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglücke, welche Thoren ſind.

Ich will noch einen Vorſchlag thun; man ſieht, wie ſauer ich mir es werden laſſe, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieſer Vorſchlag entdeckt mein ganzes patriotiſches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menſchen alles dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen ſuchen, was ihnen verboten iſt, und im Gegentheile die angenehmſten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen ſie ein ernſthafter Befehl ihrer Obern verweiſt. Kann eine Beſchäfftigung angenehmer ſeyn, als diejenige iſt, wenn wir unſre Nächſten glücklich machen? Warum wird uns dieſes Vergnügen ſo ſauer? Weil es eine Pflicht iſt, weil wir es thun ſollen? Die Urſache, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes iſt eine von denen Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Weſen ſo anſtändig ſind. Wir laſſen unſer Leben dafür, ſo bald ſie uns bey Strafe des Todes verbothen wird; verlangen aber die Landesgeſetze, daß wir ſolche mit Eifer thun ſollen, ſo machen wir die Leichtſinnigkeit und den Ungehorſam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig ſeyn; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig: denn durch den Befehl iſt es ein Zwang geworden, andächtig zu ſeyn. Soll ich noch ein Wort von der Ehe ſagen? Warum ſind die meiſten Eheleute ſo kaltſinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Prieſter befiehlt, zu lieben.

Die

Diese alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderley Geſchlechts durch geſchärfte Landesgeſetze ernſtlich anbefehlen ſolle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufſicht ihrer Ältern oder Verwandten, und ohne den geringſten Zwang mit einander umzugehen, und ſich auf eine vertraute uneingeſchränkte Art zu ſprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bey dieſem Umgange zu vorſichtig iſt, der ſoll in eine namhafte Geldſtrafe verfallen ſeyn. Dieſe wird ihm künftig von ſeinem Erbe abgezogen, und an das Waiſenhaus gezahlt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht dieſer Zwang dem Frauenzimmer ſowohl, als den Mannsperſonen Gelegenheit geben ſollte, in ihrem Umgange nicht zu vertraut, ſehr eingeſchränkt und beſtändig vorſichtig zu ſeyn; geſchähe es auch nur um deswillen, weil ſie es nicht ſeyn ſollen. Den täglichen Umgang würden ſie zwar nicht vermeiden können, weil ſie ſich der Ahndung der Geſetze ſo bloß ſtellten; aber dieſer Umgang würde ſehr behutſam, und alſo ohne gefährliche Folgen ſeyn, weil die Geſetze dieſe Behutſamkeit zu beſtrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Geſetzgeber ſich wohl empfohlen ſeyn laſſen möchten. Sie müſſen ſich nicht ſowohl angelegen ſeyn laſſen, ihre Unterthanen tugendhaft und vernünftig zu machen; es iſt ganz unmöglich, dieſes durch den Zwang der Geſetze zu bewirken: ſie müſſen vielmehr darauf ſehen, wie ſie ſich die laſterhaften Neigungen und die Thorheiten ihrer Unterthanen ſo zu Nutze machen, daß ſie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte und Vernünftige ohne Geſetze thun. Wie wichtig dieſe Weisheit ſey, das habe ich nunmehr durch mein Exempel und durch die Veränderung bewieſen, die ich in meiner neuen Republik der weiblichen Jugend allgemein und geltend zu machen wünſche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernſt, thöricht zu ſeyn, ſo wird ſie alle Kräfte daran ſetzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den traurigen Folgen befürchten dürfen, welche aus einem uneingeſchränkten Umgange außerdem erwachſen könnten.

Da ich itzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeſchüttet habe, welche ſich nur auf den flüchtigen Eindruck der Schönheit gründen; ſo iſt meine Meynung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben ſo thöricht wählen könne, wenn man ein häßliches Frauenzimmer heurathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben ſo wenig. Das iſt vielleicht noch der einzige Unterſchied, daß ich mit einem ſchönen Bilde ohne Seele wenigſtens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer aber, nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einſehe; daß ich ſehr wünſche, es möge ihn ein jedweder mit Vernunft zu ſchätzen wiſſen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und ſo bald dieſe verſchwunden iſt, gar nichts mehr an der Perſon liebt: ſo will ich zwey Recepte geben, welche eine ſolche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wiſſen, ob die Schönheit ſeines Mädchens dauerhaft ſey, ſo ſehe er auf das Geſichte ihrer Mutter. So ungefähr wird ſein Mädchen in zwanzig Jahren auch ausſehen. Wird er dieſes Geſicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung und Ehrfurcht, wenn ſie uns gleich nicht mehr zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieſes Recept iſt für die Mannsperſonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und alſo einen großen Theil ihres Werths, ſehr dauerhaft und ſie ihren Männern lange Zeit ſchätzbar erhalten ſoll. Sie müſſen ſich vor ſolchen unanſtändigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen und ihnen wirklich ihre ganzen Geſichtszüge verzerren, wenn ſie ſich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlaſſen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Perſon allen andern vorzieht, läuft Gefahr, ſehr geſchwind ungeſtaltet zu werden. Sie bekommt einen ſteifen Nacken, verrückte Schultern, einen ſchweren bäuriſchen Gang, kurzen Athem, weil ſie ihre Bruſt beſtändig hervorpreßt; ihre Unterlippe ſenkt ſich, und ſie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Naſe verliert die richtige Stellung und tritt in die Höhe; ihre Augen werden größer, als ſie ſeyn ſollten, ſie werden ſtarr und ſchielend, weil ſie nichts mit einer gebührenden Achtſamkeit, ſondern alles nur von der Seite mit halbgebrochnen Blicken anſieht. Die Sprache ſelbſt leidet durch den Hochmuth; ſie wird unangenehm, weil ſich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Bruſt hervor drängen und durch den für die Geſellſchaft nur halb geöffneten Mund brechen müſſen. Ein neidiſches boshaftes Mädchen iſt in eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf ſenkt ſich und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters ſetzen ſich ſchon in ihren beſten Jahren auf ihrer Stirne feſt; ſie ſieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor und ſchielt tückiſch um ſich herum; die Augen werden roth und die Wangen gelb, der Mund

[illegible]

geiſert; mit einem Worte, ſie wird, was der Neid iſt; und mit zunehmenden Jahren wird ſie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verſtellen auch andre ausſchweifende Leidenſchaften die Geſichtszüge unſrer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, ſie zu ſchildern. Ich überlaſſe die Beſchäftigung der lebhafteſten Einbildungskraft meiner Leſer; es wird ihnen eine angenehme Beſchäftigung ſeyn, wenn ſie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerinn, einer Geizigen, einer Heuchlerinn malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher ſich in Utrecht aufhielt und ſelbſt ein großer Maler war. Er malte das Bild ſeiner Frau alle fünf Jahre. Im erſten Jahre ſeiner Ehe malte er ſie, und vielleicht etwas ſchmeichelhaft; denn im erſten Jahre ſchmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem ſey wie ihm wolle; er malte ſie ſo reizend, daß er noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre verliebt ward, wenn er dieſes Bild anſah.

Fünf Jahre darauf malte er ſie noch immer ſchön, aber nicht ſo reizend, wie vorher. Mit einem jeden der folgenden fünf Jahre, verſchwanden einige Reizungen, und alſo ward das dritte Bild nicht reizend, nicht ſchön, aber doch angenehm. Dieſes Angenehme behauptete ſich noch beym vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigſte Jahr, als er ſie zum fünftenmale zeichnete. Sie ſchwur, ſie ſey gar nicht getroffen; denn ſie fand das Muntre der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre darauf vermehrte dieſer unparteyiſche Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau ſeufzete, und hatte doch das Herz nicht, ihrem Manne und ihrem Spiegel zu widerſprechen.

chen. Sie faßte ſich endlich; denn ſie war in der That vernünftig. Sie freute ſich, daß das nächſte Bild eine geſetzte und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er ſie wieder, und ihre Miene ward andächtig. Endlich malte er das letzte Bild, da ſie ihrem ſechzigſten Jahre ſich näherte. Sie ſcherzte ſelbſt über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man verſicherte ſie, der Maler habe ein Meiſterſtück von einem ſchönen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle dieſe Geſchichte nicht umſonſt. Wollte der Himmel, unſre Weiber ließen ſich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre dieſe Sammlung der Bilder für ihre Töchter! Eine Schöne von ſechzehn Jahren würde vielleicht etwas weniger ſtolz ſeyn, wenn ſie die Bilder ihrer vierzigjährigen Mutter und ihrer ſechzigjährigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem ſechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben ſo ſtolz waren. Vielleicht würde ſie über dieſe großmütterlichen Runzeln manchmal ernſthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne ſehr erbaulich ſeyn können. Und wir Mannsperſonen, wie vernünftig würden wir wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von ſolchen Bildern auf die Vorſtellung gebracht würden, ob wir unſre bezaubernde Phillis noch in vierzig Jahren, mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher ſeyn, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleyen, die er ſeiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde ſeine Göttin

im zwanzigſten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigſten ſchön,

im dreyßigſten angenehm,
im fünf und dreyßigſten noch immer angenehm,
im vierzigſten ohne muntre Farbe,
im fünf und vierzigſten mit einigen Runzeln an den Augen,
im funfzigſten geſetzt und verehrungswürdig,
im fünf und funfzigſten, mit einer andächtigen Miene,
und im ſechzigſten Jahre, als einen ſchönen alten Kopf,

finden. Aber das ſetze ich zum voraus, daß ſeine Frau eben ſo tugendhaft, eben ſo vernünftig ſey, als die Frau meines Freundes war; außerdem treffen dieſe Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergeſſen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war: Ich werde dieſes dem Ausſpruche meiner Leſerinnen überlaſſen; denn mir iſt es ganz unmöglich, mich darauf zu beſinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bey dieſen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entſchuldigen mich diejenigen, welche bey den Ehen unſrer Mitbürger ſo aufmerkſam ſind, wie ich, und daher auch ſo, wie ich, angemerkt haben, daß eben dieſe Ehen diejenigen ſind, die dem lieben Himmel die meiſte Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutze ſchließt, werden dem Himmel auch ſauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von dieſen Ehen gar zu viel Böſes zu reden; denn meine Freunde geben mir Schuld, daß, wenn ich mich zum zweytenmale verheurathen ſollte, ſo würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, ſondern im

Komtoir geſchloſſen werden. Ich kann mich bey dieſem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, iſt es zu gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe ſehe. Da ich jung war, verführten mich die ſchwarzen Augen meiner Frau, und ich ward unglücklich genug; da ich ſo jung nicht mehr bin, ſo hätte ich wohl Luſt, mir eine reiche Frau zu wählen, die Augen mögen ſehen, wie ſie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bey einer reichen Frau, wie ich es bey einer ſchönen war; ſo weis ich doch zum wenigſten, wo ich Troſt ſuchen ſoll. Den fand ich bey meiner erſten Frau nicht, ſo bald ein Jahr vorbey war; denn ihr ganzes Einbringen beſtund in zwey ſchwarzen Augen, bey denen der zärtlichſte Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Anmerkung gemacht, daß wir Mannsperſonen bis in unſer zwanzigſtes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigſte dahlen und bis ins dreyßigſte lieben; heurathet man aber im vierzigſten Jahre, ſo handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt und vielleicht einige Zeit geliebt: Nun wird man es mir in meinem vierzigſten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernſthafter verfahre und ſehr genau überrechne, wie viel pro Cent ich mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bey den Ehen nicht aufs Geld ſehen ſoll, den halte ich, mit ſeiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böſe wird, ſo wünſche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch ſehr nützlich, da ſie weiter nichts brauchten, als einen Mann; itzt aber, da ſie ſo viele koſtbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk und die Pracht die vornehmſte Abſicht ihrer Liebe iſt, itzt iſt ſo eine poetiſche Schäferliebe nicht jedermanns Werk Man wird mir dieſe Läſterung vergeben; es fällt mir alle Augenblicke ein, daß ich auch ſo arkadiſch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich habe nicht Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will alſo die Taxe von meinem Herzen bekannt machen und der Welt ſagen, wie theuer ich liebe:

2000. Thaler; ich werde nicht gleichgültig ſeyn;
4000. Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe;
6000. Thaler, eine zärtliche Gegenliebe;
10000. Thaler, eine inbrünſtige Gegenliebe;
15000. Thaler, eine ewige Liebe;
20000. Thaler; o Mademoiſelle! dafür bete ich Sie an und ſterbe fur Liebe, aber erſt nach Ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht ſtrafbar ſeyn, daß ich ein wenig ſpröde und koſtbar thue. Das iſt immer die Sprache alter Janggeſellen und Wittwer, wenn ſie auch noch häßlicher ausſehen, als ich; aber ſie laſſen mit ſich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden laſſen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denenjenigen, welche ſich einfallen laſſen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig ſey, denen will ich beweiſen, daß ich nach der Vorſchrift der Natur liebe. Und dieſes zu beweiſen, brauche ich nichts, als das Vorſpiel des Landmanns, welcher unſchuldig und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtſinnig, noch der Eigennutz der Städte niederträchtig macht.

Es werden ungefähr ein paar Monate ſeyn, als ich auf dem Landgute eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorſichtig zween Väter um ihre Kinder handelten. **Hanns**, der Vater des erwachſenen Jungens, der freyen ſollte, gieng zu ſeinem Nachbar, dem reichen **Niklas**, ans Fenſter und machte ihm ſeine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas! ſagte der zärtliche Vater; wißt ihr was? Mein Bube ſoll das Gütchen annehmen, und ich ſuche ein feines Menſch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tauſend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelaſſen. Hum! Nur tauſend Gulden: das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zwey tauſend Gulden, ſo laſſe ich meinem Sohne das Gut heute noch im Amte verſchreiben. Seht nur, Gevatter, ſprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zwey tauſend Gulden iſt zu viel. Mit einem Worte: zwölf hundert Gulden iſt alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je, geht doch, verſetzte Hanns, ihr ſolltet euch ſchämen; ſo ein hübſcher Nachbar im Dorfe! Niklas ſchüttelte ſeinen Kopf und blieb dabey, er konnte nicht mehr geben. Auch nicht funfzehn hundert Gulden? fragte Hanns ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht, als zwölf hundert Gulden. Nun ſo behüte euch Gott, Gevatter, ſo will ich weiter gehen. Sie ſchieden ziemlich gelaſſen von einander. Hanns hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene ſtehen blieb, wieder umkehrte und an des Niklas Fenſter mit ſeinem Stocke pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehn hundert Gulden? Ich kann, ſtraf mich Gott, nicht! dabey blieb Niklas. Hanns kehrte ſich trotzig um und ſagte : Nun ! ſo muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht geweſen iſt. Lebt wohl!

Wer hat dieſe Leute dieſe vorſichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht geweſen iſt ? Sollte ich wohl ſo rebelliſch ſeyn und mich der mütterlichen Stimme der Natur widerſetzen ? Wie vornehm dachte mein Hanns, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter funfzehn hundert Gulden im Himmel geſchloſſen werden konnte!

In dieſem Augenblicke fällt mir ein Aufſatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheurathet war. Es iſt ein Troſt für unglückliche Leute, wenn ſie andre finden, die eben ſo unglücklich ſind. Ich war damals ſehr aufmerkſam, Leute kennen zu lernen, die ſich bey der Heurath eben ſo ſehr übereilt hatten, als ich. Ich fand ſie, und alle ſeufzten, wie ich, über den Himmel; keiner von ihnen war Schuld an ſeiner unglücklichen Ehe : Der Himmel blieb es allein, indem ſie geſchloſſen waren.

Liſte

einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geſchloſſen worden ſind.

Balthaſar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer und ehrlicher Mann, war dreymal Wittwer geworden, und mißbrauchte die Geduld des Himmels zum viertenmale, da er in ſeinem neun und funfzigſten Jahre ein artiges Mädchen von ſiebzehn Jahren heurathete. Sie war eine Waiſe, ohne Vermögen; ſie lebte ſehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer

Muhme, welche ſie ſo ſklaviſch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche verſaumte, um Leute zu ſehen. Mein Alter hatte ſeinen Kirchenſtuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen ; er freute ſich, als ein guter Nebenchriſt, über dieſe fromme andächtige Seele mit weißen Haaren, blauen Augen und einer blendenden Haut ; er vergaß ſeine Brille herunter zu nehmen, ſo lange ſie vor ihm ſaß ; [illegible] er ward endlich ſo verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu ſchlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft und ihre Armuth. Dieſer letzte Umſtand machte ſein Chriſtenthum rege ; und weil er ſich ſchämte, noch in ſeinem hohen Alter verliebt zu ſeyn, ſo gab er ſich Mühe, ſich zu bereden, daß ihm Gott dieſes Mädchen zugewieſen habe, um ſie glücklich zu machen. Er hatte es ſo oft gehört und vielleicht ſelbſt erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich mißvergnügt ausſchlagen ; nun wollte er einmal ganz uneigennützig und, nach ſeiner großmüthigen Sprache zu reden, ein nackicht Mädchen heurathen. Er ließ der alten Muhme ſeine chriſtlichen Abſichten entdecken. Man freute ſich und dankte Gott, der für arme Waiſen ſo ſichtbarlich ſorgt. Das fromme Mädchen ward ſeine Frau. Wie geſchäftig iſt nicht der böſe Feind ! Kaum hatte ſich die junge Frau vier Wochen lang ausgefuttert, prächtig gekleidet und ihre vorige Noth vergeſſen ; ſo blies ihr der Teufel (denn wer ſollte es ſonſt geweſen ſeyn ?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Eſſen, Trinken, Kleider und ein frommer ruhiger Greis von ſechzig Jahren gehöre. In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerinn ſo zu ſchmeicheln wußte, daß ſie ſich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verſchwendete, ihren Mann auf die empfindlichſte Art verachtete und ſo unvorſichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Die Ehe war im Himmel und wenigſtens in der Kirche geſchloſſen, das geſtunden alle Leute; allein, wo kam der Hahnrey her? Das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß ſeine Frau einige Monate drauf im Kindbette ſtarb. Mein rechtſchaffner Alter hat mir mit der zufriednen Munterkeit eines ruhigen Gewiſſens geſtanden, daß er an dieſem frühzeitigen Tode nicht Urſache ſey.

Man weis die Noth der armen Wittwen. Faſt jeder ſucht ſie zu bevortheilen und niemand nimmt ſich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe ſich um deswillen zum zweytenmale verheurathet, um zum zweytenmale einen Mann zu bekommen; o nein: um deswillen gar nicht! Nur darum geſchieht es, um eine Stütze in ihrer Noth zu haben und ſich einen Freund zu verbinden, der ſich ihres Hausweſens annehme, der ſie wider die Zunöthigungen ihrer Feinde ſchütze; mit einem Worte, der ihr Mann ſey.

Dieſe Sittenlehren verſtund meine alte Wirthinn aus dem Grunde. Sie war ſeit zehn Jahren Wittwe und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß ſie bey dem Abſterben ihres Mannes wenigſtens acht und vierzig Jahr alt geweſen ſey. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doktor, war ſo galant, ihr zu beweiſen, daß es von einem feurigen und wilden Geblüte herkomme. Sie brauchte eine Brille, es iſt wahr; aber es geſchah nur, ihre Augen deſto ſchärfer zu erhalten. Mit einem Worte: es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für ſie ſorgte, der ſich ihrer annähme und der ihr ziemlich anſehnliches Vermögen wider die eigennützigen Nachſtellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieſer Freund hätte können bey Jahren, und wenigſtens in ihrem Alter ſeyn; vielleicht wäre er alsdann vernünftiger und einſehender geweſen. Aber Vernunft und Einſicht war es doch nicht allein, was ſie ſuchte. Bey einem alten Freunde hätte ſie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für ſie was Schreckliches geweſen. Sie ſuchte ſich alſo einen jungen dauerhaften Freund, bey deſſen Umgange ſie, wenigſtens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen niemanden hatte ſie ſo viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Geblüte ſo wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm alſo ihre Hand an, und mit dieſer Hand den ganzen Segen ihres Kaſtens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ ſich auf ſeine Kunſt, und hoffte gewiß, ſie binnen zwey Jahren zu begraben. Und doch betrog er ſich; ſo ſelten er ſonſt die Erben ſeiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böſe Worte, ſie ſollte ſterben, ſie ſtarb nicht; er verachtete ſie, und aus Demuth blieb ſie leben. Endlich wurden ſie mit einander ſo genau bekannt, daß er ſie prügelte: allein dieſes machte ſie deſto munterer, denn ſie glaubte, ſie, als eine gute Chriſtinn, müſſe ſich ſtandhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie ſeufzete freylich über ihre unglückliche Ehe; aber ſie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da ſie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Worte, die Frau war unglücklich, und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen ſein ehrliches Gerippe, tauſenderley Verdruß, ſogar Schläge waren alſo nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen dieſe vergängliche Welt zu machen. Sie lebte ihm zum Trotze, und alle ſeine Arzneyen würden kaum im Stande geweſen ſeyn, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neſte zu jagen, wenn ſich nicht der Himmel der Ehen ſeiner angenommen und zugelaſſen hätte, daß das unbeſcheidne Weib ihren ſiebzigjährigen Hals brach, da ſie eben im Begriffe war, ein Fläſchchen Aquavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unſer Herr Doktor Saft war alſo ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er ſich vor, vernünftiger zu heurathen; denn das geſtund er, daß er das erſtemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel und die Verbindung mit einer anſehnlichen Familie, welche ſein Glück auf eine dauerhafte Art befeſtigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand beides; denn Titel ſind immer feil, und immer giebt es anſehnliche Familien, mit noch anſehnlichern Schulden; Familien, die ſich bey dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Saft ſuchte alſo die Tochter eines geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegerſohns zu ſättigen. Man überwindet ſich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es ſind kaum zwey Jahre vorbey, als der arme Hofrath durch den Stolz ſeiner neuen Frau zu einer ſolchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, ſeine erſte Frau ſey ihm noch viel zu früh geſtorben. Die Reihe iſt nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der meiſte Theil ſeines Vermögens iſt durch einen prächtigen Aufwand verſchwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß ſeine Reichthümer ſo unerſchöpflich nicht ſind, als er es ihnen anfänglich zu bereden geſucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er ſie um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und ſieht dem Augenblicke mit Schrecken entgegen, wo ſie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne Sitten, ohne Verſtand, und was das allerſchlimmſte iſt, ohne Vermögen bleiben ſoll. Das einzige Mittel, ſich zu retten, iſt der Tod ihres Mannes. Sie wünſcht es, ſie ſagt es ihm, daß er ſehr wohl thun werde, wenn er ſtürbe. Alle Kunſtgriffe, die er angewendet hat, ſeiner erſten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden itzt verdoppelt, ihn auf eben dieſen guten Einfall zu bringen. Faſt wünſcht er ſich ſelbſt dieſe Art der Erlöſung. Er könnte ſich, als Medikus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes iſt, nur andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt alſo, und erwartet den Tod ſehnlich. Der Tod iſt taub; denn man weis ſchon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwiſſender Medikus leben bleibe. Was ſoll unſer armer Hofrath thun? Was ſoll ſeine troſtloſe Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß ſie noch die Schläge räche, die er ſeiner erſten Frau gegeben. Unter der Hand will man erfahren haben, daß ſie zu ein paar Ohrfeigen Anſtalt gemacht hat. Noch lebt er, und ich verlange ſehr, den Ausgang dieſer Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieſes ſchreibe, und beide noch eben ſo mißvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß ſeine itzige Frau das ſchreckliche Werkzeug iſt, die Beleidigungen zu rächen, die er ſeiner alten Wittwe angethan hat.

Zebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buche geleſen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine ſehr gefährliche Sache ſeyn könnte. Er war alſo ſo fein, und wählte ſich das dümmſte Mädchen in der Stadt.

Sie war ſchön und aus guter Familie. Er machte ſich Hoffnung, ſie ganz nach ſeinem Willen zu lenken, da ſie ſo albern war, daß ſie kaum einen Willen zu haben ſchien. Er irrte ſich ſehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte ſie doch, daß ſie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß ſie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Anſehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorſichtig zu ſeyn; beleidigen durfte er ſie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemächtigte ſie ſich nach und nach einer Herrſchaft über ihn. Je dümmer ſeine Frau war, deſto ſchimpflicher war ihm ſeine Sklaverey. Sie ſtarb ſehr jung: ein Unglück, das ſonſt nur kluge Kinder trifft. Ich ſprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; er verſicherte mich, daß er in ſeiner ganzen Ehe nur zween vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bey ihrem Tode.

Valentin Pinſel, deſſen Vater ein berüchtigter Quaker und die Mutter eine Betſchweſter geweſen war, hatte ſich in den Kopf geſetzt, daß die meiſten Ehen um deswillen unglücklich wären, weil bey der Wahl ſo viel menſchliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unſrer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorſicht heurathe. Dieſe Vorſicht hielt er für Sünde. Er wollte alſo heurathen, ohne den Himmel zu verſuchen. Dieſem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntage ſehr früh, als er ſich mit vieler Andacht rüſtete, der Perſon entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu ſeiner künftigen Braut zuführen würde. Dieſe ſollte nach ſeinem Gelübde, ſo er gethan hatte, das erſte unverheurathete Frauenzimmer ſeyn, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthüre ſtehen, und erwartete ſein Glück mit aufgeſperrtem Maule. Das erſte unverheurathete

Frauenzimmer, ſo an die Kirchthüre kam, war eine Perſon von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher ſo ausgeſchweift hatte, daß auch die ungeſittetſten Mannsperſonen öffentlich ſich ihrer ſchämten. Er wußte dieſes, und eben darinnen fand er einen beſondern Wink des Himmels. Noch an dieſem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beynahe fünf Jahre ſeyn, daß er der unglücklichſte Ehemann und ein Spott der ganzen Stadt iſt. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als dieſe? und doch glaubt er noch itzt, daß dieſe Ehe im Himmel geſchloſſen ſey.

Meiſter **Martin** ſeliger; hat ſeine Frau aus keiner andern Urſache geheurathet, als weil ſie Chriſtine hieß. Und dieſes liebe Chriſtinchen hat ihn auf gut türkiſch gepeinigt bis an ſein ſeliges Ende, welches drey Tage darauf erfolgte, als ſie ihm einen Tiegel an dem Kopfe zerſchlagen hatte.

N. N. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche ſie beſonders ihrer Mutter zu danken hatte. Dieſe liebreiche Mutter ſtarb, und überließ die Tochter der Vorſorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als dieſen, daß er niederträchtig geizig war. Dieſer Fehler hinderte das Glück ſeiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß ſie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre ſchönſten Jahre, die bey einem Mädchen der Liebe ſo heilig ſind, verſtrichen ungenoſſen. Sie war zu tugendhaft, ſich zu vergehen; aber ſie war gar zu ſehr ein Frauenzimmer, als daß ſie bey dieſer Verzögerung ganz gleichgültig hätte ſeyn können. Der Geiz des Vaters verſcheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einſamkeit, die ſie um ſich herum wahrnahm, und dieſe Traurigkeit vermehrte ſich, wenn ſie an die künftigen Folgen dieſer Einſamkeit gedachte. Endlich meldete ſich ein junger Menſch, der ſich vornahm, auf Konto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Urſache genug, ihm die Tochter abzuſchlagen. Dieſe Schwierigkeit machte ihn nunmehr im ganzen Ernſte verliebt. Er verſicherte ſeine Schöne, daß ſeine Liebe aufrichtig und vernünftig, und ſeine Abſichten chriſtlich wären. Bey einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung iſt dieſe ehrbare Sprache eben ſo gefährlich, als bey einem leichtſinnigen Frauenzimmer das Geſchenk eines koſtbaren und neumodiſchen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fieng an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deswillen fand ſie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme, (denn die alten Muhmen ſind immer die Eheſtandsapoſtel,) dieſe ihre alte Muhme miſchte ſich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwiſchen einem jungen wohlgewachſenen Menſchen und der Tochter eines reichen Vaters dem Himmel nicht anders als angenehm ſeyn könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verſtorbenen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigenſinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleyen eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in dieſen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienſtfertigen Muhme: dieſe Umſtände zuſammen müſſen wohl die Philoſophie eines fühlenden Mädchens über einen Haufen werfen. Sie ließ ſich entführen, nachdem ſie vorher den Himmel ſehr andächtig um ſeinen Beyſtand angefleht, und ihm vorgehalten hatte, daß dieſe Ehe durch ihn geſchloſſen wäre. Um ihr Gewiſſen noch mehr zu beruhigen, räumte ſie ihrem Liebhaber die geringſte Freyheit nicht ein, bevor ſie in dem nächſten Kloſter auf die feyerlichſte Art getraut waren. Nun war ſie Braut und Frau, und zugleich, uneracht̄et ihrer andächtigen Vorſicht, die unglücklichſte Frau. Ihr harter Vater war beleidigt und unverſöhnlich. Kaum verfloſſen acht Tage, als er ſich ſeiner entflohenen Tochter zum Trotze wieder verheurathete, und ſein ganzes Vermögen dieſer Elenden entzog, welche die Feindſchaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Manne nur wenige Jahre, traurig, elend und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieſer übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte ſie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe ſo unglücklich ſeyn können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geſchloſſen worden ſey.

Die Ehen, die man auf Schulen ſchließt, gehören, nach dem angenommenen Verſtande unſers Sprüchworts, ganz unſtreitig unter die Ehen, die im Himmel geſchloſſen werden; denn der Verſtand hat ſelten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß ſie ſich nach der heutigen Art zu lieben und zu heurathen, wohl entſchuldigen laſſen. Man weis das deutſche Sprüchwort: **Jung gefreyt, hat niemanden gereut.** Das Sprüchwort hat Recht. Die Jugend iſt zu ausſchweifend, zu ſchwer zu bändigen, man laſſe ſie heurathen! Ein Jahr im Eheſtande leben, macht weit zahmer, als zehn moraliſche Folianten leſen. Kann es wohl jemals einen jungen Menſchen gereuen, daß er bey Zeiten vernünftig geworden iſt? Die meiſten jungen Leute, wenignigſtens diejenigen, die aus vornehmen Häuſern ſind, wachſen nur um deswillen groß, damit ſie eine Frau nehmen können: ſo gebe man ihnen doch eine Frau, ſo bald ſie groß genug ſind, Vater zu werden. Mit einem Worte: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Univerſitätsromane zu altväteriſch eifert. Es iſt wahr, ſolche verehlichte Kinder werden ſelten, vielleicht niemals, eine glückliche und vergnügte Ehe haben: aber heurathet man denn heut zu Tage nur um deswillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundere mich ſehr, daß man noch itzt ſolche Einwürfe machen kann, die ſich kaum bey unſern einfältigen Vorältern entſchuldigen ließen.

Alles dieſes führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erſt ſechs und dreyßig Jahre alt, und ſchon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf dieſe Stunde unmündig iſt. Ich will ſeinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn ſelbſt aufgeſetzt hat:

»Ich war ſechzehn Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Univerſität ſchickte. So lange ich bey ihm im Hauſe war, hielt er mich ſtrenge. Es geſchah dieß wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; ſie liebte mich alſo ſehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig ſeyn würde, ſo ſollte ich auch eine hübſche Frau kriegen: dieſes war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an ſo ſtark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu ſeyn, und immer mit Ungeduld auf eine hübſche Frau wartete. Die Ernſthaftigkeit meines Vaters ward mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorſtellung glaubte, ich ſey gelehrt genug, auf die Univerſität zu ziehen; und was ſie glaubte, fand mein Vater immer billig, ſo ſtrenge er ſonſt war. Ich kam alſo nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünſchen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig ſeyn möchte, damit ſie mir bald eine hübſche Frau geben könnte. Dieſer mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drey Jahre vergebens darauf gewartet hatte; ich nahm mir alſo vor, mich ſelbſt zu ſegnen. Hierzu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwande vermuthete, mein Vater ſey ſehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntſchaft, und war vielleicht noch nicht verliebt: aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernſte, da das Mädchen ſehr ehrbar und züchtig that, und mich beſtändig vor der Eiferſucht und ſtrengen Wachſamkeit ihrer Aeltern warnte, welche unerbittlich grauſam gegen ſie ſeyn würden, ſo bald ſie den geringſten Argwohn von unſrer Vertraulichkeit faſſen ſollten. Ich war jung genug, alles dieſes zu glauben; und da ich noch ſchlauer ſeyn wollte, als die ſcharfſichtigen Aeltern meiner Schöne, ſo verſprach ich ihr ingeheim die Ehe, heurathete ſie eben ſo geheim, und genoß das ſo lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausſpruche meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben ſollte. Mit einem Worte, im ſechzehnten Jahre meines Alters, und noch im erſten Jahre meines akademiſchen Lebens, war ich verliebt, verheurathet und Vater. Es war alſo nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Aeltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, anſtatt daß ich die heftigſten Begegnungen von ihnen erwartete. Dieſe Nachſicht würde mir unbegreiflich geweſen ſeyn, wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß dieſe wachſamen und unerbittlich grauſamen Aeltern vom Anfange an die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe geweſen wären. Sie nannten es nunmehr einen Jugendfehler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind ſo väterlich geſorgt hätte. Meine Aeltern hingegen waren ganz untröſtlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich ſey, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine ſo feine Art erhaſcht zu haben; denn das Geld war bey meinem Vater ein Umſtand, der viel Thorheiten entſchuldigte. Allein meine Vorſtellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr als ich; er wußte die ſchlechten Umſtände meiner neuen Familie, welches ſich in ein paar Monaten noch beſſer äußerte, da mein Schwiegervater einen ſo ungeſchickten und unverantwortlichen Bankrot machte, daß er nicht allein den geringſten Vortheil davon nicht hatte, ſondern ſo gar in die äußerſte Armuth gerieth; einen Bankrot wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Troſt dieſer Unglückſeligen; aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater ſtarb; der Hof bemächtigte ſich ſeines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu erſetzen, was man foderte. Sie können glauben, wie ſehr mich dieſes alles beunruhigte. Ein junger unerfahrner Menſch von ſiebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das geringſte zu lernen, womit er ſein Brodt verdienen könnte; dieſer ſoll für den Unterhalt ſo vieler Perſonen ſorgen, und kann ſich ſelbſt nicht ernähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein ſchreckliches Verbrechen es ſey, kein Geld zu haben. Meine Schwiegerältern hielten mich für den größten Böſewicht; und nun erſt fiel es ihnen ein, daß ich ihr armes unſchuldiges Kind verführt hätte. Mit einem Worte, ich habe ſeit achtzehn Jahren unter der ſtrengen Vormundſchaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat ſie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieſer Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath und der Herr Oberamtmann ſind ein Paar liebenswürdige Männer, und meine Frau ſieht in der That noch reinlich genug aus, chriſtliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Dieſe rechtſchaffenen Patrone haben auch für meine älteſte Tochter väterlich geſorgt, und ihr in ihrem ſechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beym Herrn Kammerrathe Verwalter iſt, einen feinen frommen gelaſſenen Mann, wie ich bin, nur noch einmal ſo alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter iſt das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch ſchon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Tochterchen geſchenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare ſo ähnlich ſieht, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eignem Munde; denn mir kam es nicht ſo vor. Sehen Sie, mein Herr, ſo lebe ich itzt! Der Himmel, der für eine Frau und für Kinder geſorgt hat, wird auch für Brodt ſorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Geſichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmanne ſein chriſtliches Herz! Ich will mir alles gefallen laſſen! Das iſt mein Lebenslauf, wie Sie ihn verlangt haben. Leben Sie wohl!

N. N. iſt ein unglückliches Opfer von dem Eigennutze ihres Vaters geworden. Sie beſaß alle Tugenden einer Weibsperſon, und faſt keinen einzigen von den Fehlern derſelben. Sie war ſo ſchön gebildet, daß ſelbſt Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war ſie dabey ſo tugendhaft, daß auch die ungezogenſten Mannsperſonen Ehrfurcht für ſie hegten, und in ihrer Gegenwart ſich vernünftig aufführten. Mit einem Worte: Sie war das, was alle ihres Geſchlechts ſeyn wollen, und nicht alle ſind. Sie war alſo eines vernünftigen Vaters und eines beſſern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundſchaft über einen jungen Menſchen gehabt, und dieſe ſo eigennützig verwaltet, daß er mit Zittern an die Zeit gedachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieſer Mündel beſaß, außer einer anſehnlichen Herkunft und einem großen Vermögen, die geringſten Eigenſchaften nicht, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Häßlichkeit gebaut war, würde ſich haben entſchuldigen laſſen, wenn ſeine Seele nicht noch häßlicher geweſen wäre. Von ſeinen erſten Jahren an hatte man ihm alle Ausſchweifungen verſtattet. Nach dem Tode der Aeltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem ſehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden ſollte. Er gab ihm, ſo viel er zu ſeinen Ausſchweifungen brauchte, um ihn deſto ſicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reiſen gehen ſollte; denn zur Schande unſers Vaterlandes kriegen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutſche, zu ſehen. Das Ceremoniell erfoderte, ihm einen Hofmeiſter mitzugeben; unſer Vormund wählte ihn ſelbſt: man kann alſo wohl glauben, daß der Hofmeiſter nicht vernünftiger war, als ſein Untergebener, der nunmehr in die Welt geſchickt ward, ohne Wiſſenſchaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur ſein Körper war noch geſund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äußerlichen Wohlſtand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwiſſender, noch weit ungeſitteter, eben ſo unredlich, als er fortgereiſt war. Nunmehr war das ſein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion ſpotten konnte; und ſo bald dieſe Spöttereyen erſchöpft waren, ſo erzählte er der Geſellſchaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgeſtanden hatte, und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geſchehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, ſein Geld ohne Vormund zu verſchwenden. Was ſollte dieſer nunmehr thun? Seine Tochter ſollte unglücklich werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben konnte. Sie gefiel dieſem jungen Böſewichte. Anfänglich hatte er die Abſicht gar nicht, ſie zu heurathen; er wollte ſie nur als ein Kavalier, der zu leben weis, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht gegen ſie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war: er wollte ſie alſo heurathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher dieſen Vorſchlag mit Freuden annahm, und ſeine Tochter auf die grauſamſte Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundſchaftsrechnungen richtig, ſeine unſchuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit dieſem Unmenſchen, der alle Tage verabſcheuungswürdiger, und durch ſeine pöbelhaften Ausſchweifungen ſo ungeſund ward, daß er dieſe Elende in eine Krankheit ſtürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freuete ſich über das Ende ſeines Eheſtandes; der grauſame Vater tröſtete ſich über den Tod ſeiner Tochter, und war noch unverſchämt genug zu glauben, der Himmel habe dieſe Ehe geſtiftet, um ſeiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saerdam, dachte, wie ein alter Holländer, und faſelte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Klarimenen, ein Frauenzimmer, welches die große Welt kannte, welches die groſſe Welt ziemlich genoſſen hatte, und ſehr unzufrieden war, wenn man den Selbſtmord der Lukretia entſchuldigte. Van Baaken ſprach ſie zum erſten male auf einem Balle in einer anſehnlichen Geſellſchaft. Ihre Mienen waren eben nicht abergläubiſch, und dieſes machte ihm Muth, ihr einige galante Unflätereyen öffentlich vorzuſagen. Vielleicht hätte Klarimene dieſe lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle; doch weil des van Baakens Perſon eben nicht ſo gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit überſah; ſo glaubte ſie, ihrem guten Namen ſo viel ſchuldig zu ſeyn, daß ſie ihren Unwillen derüber äuſſerte. Er hatte auf Reiſen weiter nichts gelernt, als unverſchämt zu ſeyn; er wiederholte alſo mit lauter Stimme ſeinen Bootswitz, und bekam dafür von Klarimenen ein Paar derbe frieſländiſche Ohrfeigen. Van Baaken ward beſtürzt. Er ſah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte; und weil ſein Herz nicht ſo wohl boshaft, als dummkühn war, ſo machte ihn dieſer Zufall faſt ernſthafter, als er ſeit ſeiner Rückkunft von Paris geweſen war. Er hielt dieſe Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Klarimenen zu heurathen; denn er ſchloß von ihrer geäußerten Empfindlichkeit auf ihre Keuſchheit, von ihrer Keuſchheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von dieſen auf das ſeltne Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genießen haben würde. Er war ſehr eiferſüchtig; und bey Klarimenen hoffte er, nicht Urſache zu haben, eiferſüchtig zu ſeyn. War etwas natürlicher, als ſeine Hoffnung, Klarimene, welche als Jungfer eine zärtliche Unfläterey mit ein Paar ſo männlichen Ohrfeigen beſtrafte, werde, ſo bald ſie ſeine Frau ſey, diejenigen mit Füßen treten, die die Verwägenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So ſchloß der unerfahrne Menſch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, ſchaffte ihm eine nähere Bekanntſchaft. Er verſicherte ſie ſeiner Hochachtung, ſeiner Liebe, ſeiner guten Abſichten; und Klarimene, welche ſich ſchon längſt einen ſo reichen und ſo dummen Mann gewünſcht hatte, ließ ſich nach einigen unumgänglichen Weigerungen ſo weit bringen, daß ſie ihm die Hand gab. Er heurathete ſie, ehe er von Spaa gieng. Er führte ſie in ſeine Vaterſtadt, und rühmte ſich ſeiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junger Officier ſeiner Wunden, die er, Gott weis, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, dieſe wilde Spröde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche dieſe Sprödigkeit verwägen machte; und wider Vermuthen fanden ſie dieſe Amazone ſo zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt alſo weiter nicht für nöthig, der Welt ſchrecklich zu ſeyn, da ihr Glück nun gemacht war. Mit einem Worte: Ehe noch ein halbes Jahr vergieng, wußte das ganze Land, daß ſie ihrem Manne ungetreu war. Ihr Mann wußte es ſelbſt, und war ganz troſtlos. Er hätte ſich die wahrſagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten, wenn dieſes ein Mittel geweſen wäre, von ſeiner Frau wieder loszukommen: denn nun merkte er beynahe, daß er dieſen Wink des Himmels falſch verſtanden hatte. Er faßte alſo einen andern Entſchluß: Er floh im erſten Jahre ſeines Eheſtandes von ſeiner ungetreuen Tyranninn, und gieng nach Surinam, wo er ſich viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß ſie geſtorben war, und ihm, ungeachtet ſeiner Abweſenheit, eine zahlreiche Familie verlaſſen hatte.

Gedan-

Gedanken ſind zollfrey;

und damit bin ich ſehr unzufrieden.

In denen neblichen Stunden, wo mein Geiſt mürriſch iſt, wo er nichts denkt, wo er ſo unwirkſam iſt, wie der Geiſt eines trunknen Finanzenpachters; in dieſen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats und mache Projekte.

Da ich dieſes erinnere, ſo ſollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projektmachen meiſtentheils die Beſchäftigung ſolcher Köpfe ſey, welche zu ungeſchickt ſind, etwas wichtigers zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen beſitzen, ihre Mitbürger glücklich zu machen; dagegen aber, unter dem ſcheinbaren Vorwande, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug ſind, ſich mit dem Schaden des Armuths zu bereichern und ihr ungewiſſes Glück auf das augenſcheinliche Elend tauſend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig ſeyn, da ich niemals die Abſicht habe, den geringſten Vortheil von meinen Projekten zu ziehen, da ich nicht in Willens habe, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, ſondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Koſten aufgebracht werden können, welche nöthig ſind, für die Bequemlichkeit dererjenigen unter meinen Mitbürgern auf eine dauerhafte Art zu ſorgen, für welche bisher am wenigſten geſorgt worden iſt.

Außer dem guten Zeugniſſe, welches mir mein eignes Gewiſſen von der Billigkeit meiner Abſichten giebt, rechtfertigt mich noch ein andrer Umſtand, der in der ſpaniſchen Geſchichte bekannt genug iſt. Mein Urältervater, Sancho Panßa, war einige Zeit Regent der großen Inſel Baratatia *), und machte ſich in etlichen Tagen durch ſeine Gerechtigkeit und tiefe Einſicht in die Kunſt zu regieren, um ſein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreyßig Jahre lang gefürchtet und ewig verabſcheuet werden. Von dieſer Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigſten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen beſetzt ſind, ſo behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unſrer Familie, beſtändig, auch als Privatperſonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen und allerunterthänigſte Projekte zu machen, da wir nicht im Stande ſind, allergnädigſte Befehle zu geben.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unſterblichen Sancho, beſitze dieſen Familienſchatz von einigen hundert Projekten, welche meine Vorfahren und ich aufgezeichnet haben. Sie betreffen ſo wohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nöthige Bevölkerung des Königreichs Spanien, ſondern auch für eine bequemere Art, weſtphäliſche Schinken zu räuchern, in unſerm patriotiſchen Eiſer geſorgt. Ich werde mich ſehr billig finden laſſen, wenn ich den europäiſchen Staaten, oder auch Einem Ehrenveſten Rathe des Städtleins J . . ., wo ich mich itzt aufhalte, mit meinen geſammelten Projekten dienen kann. Ich hoffe, das großmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringſte Eigennutz dabey verwaltet, ſondern da ich ſolches in der Abſicht thue, der Welt zu dienen und mich

---

*) S. Don Quixot Th. II. Kap. 44.

mich mit einigen Schritten derjenigen Unſterblichkeit zu nähern, welche mein Erlauchter Vater Sancho, mit ſeinem getreuen Eſel und vielen großen Projektmachern des itzigen Jahrhunderts, rühmlichſt erlangt hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Verſprechen geben. Dieſe Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation an, da ich in Deutſchland, die meiſte Zeit über, meinen Unterhalt gefunden habe, und um deswillen gegen dieſes nahrhafte Land erkenntlicher ſeyn will, als ein großer Theil ſeiner Nachbarn, welche ſich viele Jahre von dem deutſchen Brodte mäſten und dennoch immer, bey einer ſtolzen Eigenliebe undankbar ſind.

Mein Projekt ſoll alle die unentbehrlichſten Eigenſchaften haben, die den meiſten Projekten fehlen. Es ſoll, ohne Anſehen der Perſon, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden: der Arme und der gemeine Mann ſoll entweder gar frey gelaſſen, oder doch am meiſten geſchont, der Vornehme aber, nach Beſchaffenheit ſeiner Umſtände und Abſichten, am meiſten zur Mitleidenheit gezogen werden; die innländiſchen Manufakturen ſollen dadurch auf keinerley Art niedergedruckt und eben ſo wenig der freye Handel mit den Ausländern gehemmet werden; die Einkünfte von dieſem Projekte ſollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatperſonen dem gemeinen Beſten entriſſen, ſondern vor den Augen des ganzen Landes ſo vertheilt und angewendet werden, daß es gewiſſen preßhaften Perſonen vorzüglich zu Nutzen gereicht und dieſer Nutzen ſich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es ſo einrichten, daß alle dieſe Einkünfte nur durch wenige Bediente verwaltet werden können und alſo dem gemeinen Weſen wenig dadurch entzogen wird. Ich ſchmeichle mir, daß man bey meinem Projekte nicht nöthig haben wird, die geringſten Zwangsmittel anzuwenden: Es iſt für alle Stände ſo vortheilhaft, daß ſich gewiß ein jeder von ſelbſt beeifern wird, ſeinen Beytrag zu entrichten und des Vortheils öffentlich zu genießen, den er durch ſeine Beyſteuer erlangt. So gar Ausländer werden ſich darzu drängen und zur Bereicherung unſers Landes die Schätze aus ganz Europa zu uns ſchleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß ſie an den glücklichen Folgen dieſes Projektes Antheil nehmen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: Ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieſes Projekts haben, ſondern auch, als ein billiger Kontribuent, meinen Antheil ſelbſt dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projektmacher ſeyn!

Da ich auf dieſe Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projekts ſo deutlich gewieſen habe; ſo will ich auch nunmehr mit wenigem meine Gedanken ſagen, für wenn ich eigentlich die Einkünfte von dieſem gerühmten Projekte beſtimmt habe.

Nach der mir angebornen politiſchen Einſicht halte ich es für einen großen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht- und Spinnhäuſern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republick Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung dererjenigen niemals ſorgt, welche unter dem ſcheinbarſten Vorwande und den prächtigſten Titeln, in dem gemeinen Weſen erſtaunende Unordnung anrichten; und dieſes blos aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brodt, ſo werden ſie aufhören, dem Lande ſchädlich zu ſeyn: denn nur aus Hunger ſchaden ſie.

Dieſes deutlicher zu machen, will ich hier einige von denenjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projekts eben deswegen beſtimmt habe, weil die Obrigkeit zu großen Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht ſorgt und ſie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit ſetzt, das zu ſeyn, was ſie ſind, und welches ſie gewiß nicht ſeyn würden, wenn ſie nur einigermaßen Mittel wüßten, ſich auf andre Art zu nähren. Die wenigen Beweiſe, die ich hier anführe, werden von dem großen Umfange meines Geiſtes und meiner großen Einſicht in die Kunſt zu regieren zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuſchrecken kommen die Rabuliſten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennet ſie; ich habe alſo nicht nöthig, ſie zu beſchreiben. Man weis die allgemeine Verwüſtung, die ſie in einem Lande anrichten, und doch duldet man ſie und giebt ihnen Ehrentitel: Man ſcheut ſie und ſucht doch ihre Freundſchaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider ſie und giebt neue Geſetze zu ihrer Vertilgung; wer ſollte darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter würden untröſtbar ſeyn, wenn alle Advokaten gewiſſenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menſchenliebe, daß ich glauben ſollte, die Bosheit eines Rabuliſten ſey eine Handlung, deren ein Menſch freywillig und ohne von der äußerſten Noth gedrungen, fähig ſeyn könne: Zur Ehre meiner Mitmenſchen glaube ich das nicht. Die größte Verzweiflung muß es ſeyn, die ein vernünftiges Geſchöpf zu einer ſo abſcheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in dieſem allein, iſt die ganze Quelle der Rabuliſterey zu ſuchen. Der Hunger iſt es, der Poeten, der Patrioten, der Schriftſteller, der Goldmacher, der Rabuliſten ſchaffet. Ich will dieſem Uebel ſteuern. Von den Einkünften meines Projekts ſoll kein Theil angewendet werden, die Rabuliſten zu füttern; dadurch werde ich ſie nicht allein von ihrer ſchändlichen Rauberey abziehen, ſondern ich werde auch dem gemeinen Weſen an ihnen ſolche Mitglieder ſchaffen, die ihm die wichtigſten Dienſte leiſten können. Es iſt hier der Ort nicht, weiter davon zu reden; im Vorbeygehen will ich nur ſo viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Rabuliſt ſehr geſchickt iſt, in der Gerichtsſtube Fiſkal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter und die Bosheit der Advokaten. Er wird alsdann alle Partheylichkeit und Rabuliſterey am beſten entdecken können, ſo, wie diejenigen die beſten Zollbedienten ſind, die den Zoll am meiſten betrogen haben, ehe ſie bankrot wurden. Dieſes Kapitel aus der Finanz verdient eine beſondre Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für die Freygeiſter will ich auch ſorgen. Sie werden die Einkünfte meines Projekts ziemlich erſchöpfen: denn ſie vermehren ſich täglich. Aber deſto nöthiger iſt es auch, daß man ihnen Brodt giebt, damit ſie Chriſten werden: denn nur am Brodte fehlt es ihnen und nicht an der innerlichen Empfindung. Unter tauſend Freygeiſtern iſt vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieſer Eine wird gewiß am wenigſten ſchaden, weil er zu vernünftig iſt, ſeinen Unglauben merken zu laſſen, und weil er ſich bey ſeiner Vernunft ſchämen muß, in der Geſellſchaft einer ſo abgeſchmackten Bande Gaukler zu ſeyn, welche zu dumm ſind, von der Religion nichts zu glauben. Denn von der Religion im Ernſte nichts zu glauben, das iſt weit ſchwerer, als ein guter Chriſt zu ſeyn. Alſo ſorge ich bey meinem Projekte bloß für dieſe ſtarken Geiſter, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger, Lügen predigen, wie etwan die Zigeuner nur aus Hunger wahrſagen. Ich ſchreibe gar nichts aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier ſchreibe; ich berufe mich auf die Erfahrung und bitte mir von meinen Leſern nur eine kleine Aufmerkſamkeit auf dergleichen Geſchöpfe aus, welche ſo verwegen ſind, ſich Atheiſten zu nennen. Bey allen, ich ſage nicht zu viel, wenn ich dieſes ſage; bey allen werden ſie finden, daß ihr Leichtſinn ſich bloß aus einem Mangel der Nahrung herſchreibe. Ein junger Menſch, der ſein Vermögen durchgebracht, dem der wollüſtige Müßiggang das Gemüthe zu höhern Beſchäftigungen träge gemacht und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken ſeiner vorigen Glückſeligkeit verzweifelnd und der gegenwärtige Mangel unverſchämt macht, der es nicht gewohnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch ſeine koſtbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf ſich zog; ein Menſch von dieſer Art, und deren ſind unzählige, wird eine Beruhigung für ſeinen Hochmuth und für ſeinen Hunger finden, wenn er zuerſt die innerlichen Vorwürfe ſeines eignen Gewiſſens damit übertäuben kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennütziges Gewäſche der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieſer Pflichten ſo ſchrecklich bedroht, ein kindiſches Märchen chriſtlicher Weiber ſind. Hat er es erſt mit ſich ſelbſt ſo weit gebracht; ſo liegt ihm daran, daß er ſein eingeſchläfertes Gewiſſen in dieſer Betäubung erhalte und daß er auch gegen die Welt ſeine Thorheiten rechtfertige. Am füglichſten geſchieht dieſes dadurch, daß er ſich ſelbſt und allen, die es hören und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorſagt, die ſein ſtarker Geiſt aus Schaam und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn ſo vorſichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren ſucht, welche am wenigſten Verſtand haben, ihm zu widerſprechen. Er wird ſich am liebſten reiche bejahrte Thoren und junge Narren aus guten Häuſern wählen. Jenen iſt es ungemein ſchmeichelhaft, daß man ihnen bey ihrer reichen Thorheit den Verſtand zutraut, wichtige neue Wahrheiten einzuſehen, die ſo viele vernünftige Leute und ihre eignen Beichtväter nicht einſehen können. Dieſe kützelnde Eitelkeit thut ihnen ſo ſanft, daß ſie mit freygebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher ſo großmüthig geweſen iſt, ihnen auf eine ſo bequeme Art ſo viel Weisheit, ſo viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verſtand, ſo gar ihr Verſtand, ſo leicht hat faſſen können. Am beſten aber befinden ſich unſre predigenden Freygeiſter bey jungen bemittelten Narren, welche, ſo bald ſie die Religion weiter nicht ſchreckt, ganz ungeſtört ihren Ausſchweifungen nachhängen können. Sie laſſen mit Vergnügen ihren neuen Apoſtel an allen dieſen Ausſchweifungen Antheil nehmen; und dieſer nimmt ihn ſehr gern, weil er ſie gewohnt iſt, und befindet ſich bey dieſen jungen Verſchwendern am beſten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen und gewiſſe Ausſchweifungen verabſcheuen, die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich ſind. Ich habe hier das Bild eines Freygeiſtes von der mittlern Klaſſe gemalt. Denn von dem atheiſtiſchen Troſſe will ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen ſind und dasjenige nur abgeſchmackt nachplaudern, was jene bey ihrer mittelmäßigen Einſicht vorſchwatzen, und welche, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich wollen, ſtarke Geiſter ſeyn wollen, weil dieſes eine Modenarrheit iſt; welche endlich über Himmel und Hölle ſpotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Dieſe kleinen Charlatane muß man weder beſtrafen, noch auslachen. Man muß ſie nicht merken: ſo werden ſie ſchon ſelbſt aufhören, närriſch zu ſeyn: denn nur darum ſind ſie es, damit ſie nicht ganz unbemerkt in der Welt ſeyn wollen. Dieſe überlaſſe ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Fauſt des Vormunds. Nur für die mittlere Klaſſe ſorge ich; und dieſe Vorſorge iſt deſto wichtiger, je größer der Schade iſt, den ihre eigennützigen Schwärmereyen der Welt und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bey dieſer Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leſer um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheiſterey von dieſer Seite kennen: weil keine Thorheit gefährlicher iſt, als die, welche man für Verſtand hält; und weil ich es genau beſtimmen mußte, welche Art von Freygeiſtern eigentlich von meinem Projekte ernährt werden ſolle. Nunmehr wiſſen dieſe, wer ſie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, ſie werden ſich ſchämen, wider ihre eigne Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den ſie aus Noth verläugnen müſſen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu ſeyn. Und damit dieſe Unglückſeligen wegen ihrer künftigen Verſorgung recht ruhig und ſicher ſeyn können; ſo gebe ich ihnen mein Wort, daß bloß zu ihrer Unterhaltung alles dasjenige beſtimmt bleiben ſoll, was durch mein Projekt von den Geiſtlichen und den Philoſophen einkommen wird. Aus dem Projekte ſelbſt werden ſie ſehen, wie anſehnlich der Betrag davon ſeyn müſſe. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geiſtlichen und Philoſophen werden nun weit mehr beytragen, als von ihnen verlangt wird: Dieſe, weil ſie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt ſind und gewiß alles Geld hingeben werden, um einen einzigen Narren weiſe zu machen; jene aber, weil ſie gewohnt ſind, gute Werke zu thun und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, ſondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bey mir ſelbſt gezweifelt, ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Perſonen rechnen ſoll, für deren Unterhalt ich ſorge, damit ſie aufhören, unglückliche Thoren zu ſeyn. Sie ſind dem gemeinen Weſen ſehr verderblich; ſie bringen oft anſehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meiſtes Vermögen. Aber ſie ſind zu entſchuldigen, und mehr zu entſchuldigen, als diejenigen, welche ſich von ihnen mißbrauchen laſſen. Wer iſt lächerlicher? Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu großen Schätzen zu gelangen; oder dieſer Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landſtreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwiſchen will ich es doch auf einige Zeit verſuchen, damit man mir nicht den geringſten Vorwurf einer Liebloſigkeit machen könne. Ich will dieſe Elende an meinem Projekte Antheil nehmen laſſen: und damit ſie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, ſo will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß ſie auf den

Jahrmärkten herum ziehen und, in Geſellſchaft andrer Taſchenſpieler, das neugierige Volk mit ihren chymiſchen Tändeleyen beluſtigen mögen.

Man hat angemerkt, daß dieſe Goldmacher, wenn ſich ihre Betrügereyen weiter nicht verſtecken laſſen, gemeiniglich anfangen, die quackeriſche Sprache einer dunkeln Heiligkeit und myſtiſchen Andacht anzunehmen. Dieſes bringt mich auf den Einfall, bey meinem Projekte auch für die engbrüſtigen Narren, mit triefenden Augen, ſchiefen Hälſen und verkrummten Händen zu ſorgen, welche der Pöbel Heilige und ein vernünftiger Mann heuchleriſche Betrüger nennt. Sie ſchleichen gebückt in die Häuſer frommer Thoren und bemächtigen ſich, unter dem Vorwande, mildthätige Beyſteuern für arme Brüder zu ſammeln, des Vermögens dieſer Leichtgläubigen, welches ſie im Dunkeln wollüſtig verſchwenden und diejenigen hungern laſſen, denen ſie es entreißen. Dieſem Uebel will ich ſteuern. Ich will für den Unterhalt dieſer andächtigen Räuber ſorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meiſten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen; ob ich ſchon nicht läugnen will, daß viele nur aus Hochmuth heilig herum kriechen, um deſto mehr verehrt zu werden. Für dieſe mag ich nicht ſorgen: denn ſie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen ſonderlichen Schaden.

Ich beluſtige mich beynahe in kei[illegible] Geſellſchaft mehr, als in der Geſellſchaft dererjenig[illegible] welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit d[illegible] Regierung unzufrieden ſind. Man findet daſelbſt einen wahren Miſchmaſch von Hochmuthe, von Neide, von Vaterlandsliebe und von Hunger. Es ſteht in meinem

Vermögen nicht, ihnen Aemter und Ehrenſtellen zu geben: ich wollte es ſonſt mit Vergnügen thun. Ich weis gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engelländer ſagen, flucht derjenige der Regierung am meiſten, der am meiſten an der Regierung Antheil zu nehmen wünſcht. Alſo will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerley iſt, für ihre Vaterlandsliebe ſorgen. Sie ſollen ſatt werden; und wenn ihr Magen noch ſo patriotiſch wäre, ſo ſoll er doch ſatt werden. **Wirf dem Hunde Brodt hin, der dich beißen will,** ſprechen die Bürger in Mancha: Das will ich auch thun; denn ich glaube, daß bey mir in Weſtphalen der Hunger eben ſo beißend macht, wie bey meines Urältervaters Nachbarn in Mancha. Wie erſtaunend werden die Veränderungen ſeyn, die mein Projekt in einem Staate macht! Alle politiſche Schneider und Schuſter, welche zeither mit aufgeſtemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürſten geflucht, werden vor Freuden hervor taumeln und dem Himmel danken, der ihnen ein ſo weiſes Regiment und ſo gutes Bier verliehen. Der alte Ritter, welcher ſich voll Mißvergnügen über ſeine ungeſuchten Verdienſte ſeit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daſelbſt murrend den Untergang ſeines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; dieſer wird ſein beſtes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldiget hat, aus dem Kaſten hervor ſuchen, um bey dem nächſten Gallatage mit ſteifer Pracht [illegible] Hofe und ſeinem Dorfe Ehre zu machen. Und die mißvergnügten witzigen Köpfe! . . . Welchen Lärm ſehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Penſion von hundert Gulden ſollen ſich zehn Reimer aus dem Athem ſingen.

Für dieſe witzigen Geiſter will ich vorzüglich ſorgen. Vielleicht haben ſie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit Fleiß unterlaſſen; denn ich weis, daß ſie fodern können. Ich werde ihnen auf eine anſtändige Art Unterhalt verſchaffen, damit ſie keine Urſache weiter haben, durch ſchmeichleriſche Thorheiten die ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich zu machen.

Dieſe wenigen Exempel werden genug ſeyn können, meinen Leſern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des großen Projekts zu machen, womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich ſind ſie nunmehr neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht ſo ungeduldig, als ich es wünſchen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde ſo lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projektmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erſtaunenden Nutzen ihrer Erfindungen lange Zeit betäuben, ehe ſie entdecken, was ſie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der große Mann, der zum Beſten ſeiner dürftigen und verlaßnen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen iſt, eine **Gedankenſteuer** anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menſchen hat keine angenehmere Beſchäfftigung, als wenn ſie ſich mit den Vorzugen, die ihr doch fehlen, ſchmeichelhaft unterhält, und ſie dafür denenjenigen abſpricht, welche ſie doch wirklich beſitzen.

Von den älteſten Zeiten her haben ſich die Philoſophen bemüht, dieſe Leidenſchaft ſowohl ernſtlich, als bitter zu beſtrafen; und auch von ben älteſten Zeiten her iſt dieſes Unternehmen vergebens geweſen.

Ich will einen Vorſchlag thun, nicht ſo wohl wie man die Welt beſſert: denn ich kenne die Welt; ſondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menſchen zum Beſten eines ganzen Landes nutzen ſoll. Anſtatt alſo die Leute in dem angenehmen Traume ihrer eignen Verdienſte zu ſtoren, ſo will ich zufrieden ſeyn, daß ſie ſich für ihr Geld darinnen unterhalten; und anſtatt, daß ſie bisher nur ſchüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geſchmeichelt haben, ſo mögen ſie ſich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müſſen ſie dieſes Recht; denn das können ſie unmöglich verlangen, daß ſie umſonſt Narren ſeyn dürfen.

Sie ſollen jährlich eine gewiſſe Steuer erlegen, und ſich dafür die Freyheit löſen, öffentlich dasjenige von ſich zu rühmen, was ſie bisher nur heimlich gedacht haben.

So bald ſie dieſe **Gedankenſteuer** erlegen, bekommen ſie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widerſprechen darf.

Dieſer Schein ſoll ſie wider alle Einwürfe mürriſcher Philoſophen, und wider alle bittre Satyren der Spötter ſchützen. Macht jemand in Geſellſchaft die geringſte Miene, als wollte er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrſamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthume, mit einem Worte, an ihren Verdienſten zweifeln; ſo dürfen ſie nur ihren **Gedankenſchein** vorzeigen, und die ganze Geſellſchaft muß verſtummen. Denn dieſer Schein macht ihre Verdienſte eben ſo unwiderſprechlich und vor Gerichte gultig, als das öffentliche Zeugniß von Geſchicklichkeit und Qualitäten, welches man denen für ein baares Geld beylegt, die ſich Rang und Titel kaufen.

Nun

Nunmehr werden meine Leſer wohl im Stande ſeyn, zu überſehen, wie gegründet alles dasjenige ſey, was ich bisher von den Vortheilen meines Projekts geſprochen; ſie werden finden, daß ich aus Beſcheidenheit noch viel zu wenig geſagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menſchen überdenken, welche ſich einbilden, das zu ſeyn, was ſie nicht ſind; ſo werden ſie ſofort eine erſtaunende Menge Kontribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menſchen auf dergleichen ſchmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie ſie lieber alles daran wagen, ehe ſie ſich in dieſen Vorurtheilen ſtören laſſen; ſo werden ſie mit einem Blicke überſehen, [illegible] willig dieſe unzählbare Menge der Kontribuenten herzu eilen wird, ſich die Freyheit zu löſen, daß ſie ungehindert thöricht ſeyn können.

Die Summen müſſen erſtaunend ſeyn, die dadurch zum Beſten des gemeinen Weſens zuſammenfließen, und die ohne Bedruckung des Armuths, ohne Hinderung des inländiſchen und auswärtigen Handels, ohne den geringſten Zwang zuſammengebracht werden. Dieſen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne ſeinen Gedankenſchein zu löſen, auf Vorzüge ſtolz ſeyn darf, die er nicht beſitzt, und niemand ſich unterſtehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge ſtreitig zu machen, der einen ſolchen Schein gelöſt hat. Dieſe zween Punkte ſind die einzigen, in welchen der Beyſtand der Obrigkeit nöthig iſt.

Es iſt meine Abſicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verſtatten, einen Tarif oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was eine jede Art der eingebildeten Thoren beyſteuern ſoll. So bald ich aber über dieſes Projekt den gewöhnlichen Oktroy erlange; ſo bald will ich ein vollſtändiges Schatzungsregiſter durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für itzt wird es genug ſeyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieſes will ich nur noch erinnern, daß die Weſtphällinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieſes aus Erkenntlichkeit, daß ich unter ihnen wohne, und bey ihnen auch, als ein Fremder, mein Brodt ſo lange Zeit gehabt habe. Ich will dieſe Proben hinſetzen, ohne Ordnung, wie ſie mir einfallen. Künftighin werde ich ſchon wiſſen, die Sache kunſtmäßiger einzurichten.

Die Hageſtolzen ſind die erſten, die mir einfallen. Ich weis nicht, wie es kommt; aber es ſey drum.

Ein alter Junggeſelle iſt mehrentheils ein Geſchöpf, das ſich viel, und gemeiniglich viel Lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, ſo hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine ſchöne Frau zu haben. Er hat ſie nicht haben mögen; denn ſie wäre doch allemal eine Frau geweſen. Alle Geſellſchaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Geſellſchaft noch weit mehr Urſache habe, ſich mit ſeinen Fehlern zu unterhalten. Dieſer Weiſe lebt frey: denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt; aber zu Hauſe hat er eine Magd, die ihn tyranniſirt.

Aus Achtung für einen meiner beſten Freunde will ich von den Hageſtolzen etwas Nachtheiliges weiter nicht ſagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leſer würden ihn errathen. Er iſt ohnedem argwohniſch, und, wenn ich noch zween Fehler von ihm ſagen darf, eigenſinnig und unſchlüßig. Ich erwähne dieſe Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Perſon kennen, ſeinen Hageſtolz entſchuldigen, und nicht einen von denen Fehlern zur Urſache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von ſich wenig, und immer beſcheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann er ſich nicht entſchließen, zu heurathen, weil er befürchtet, ſein Eigenſinn werde beleidigen. Dieſe kleine Schutzrede war ich meinem beſten Freunde ſchuldig; ich komme wieder zum Hauptſatze.

Ein alter Junggeſelle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorſicht und Klugheit nicht heurathe, ſoll jährlich Gedankenſteuer geben . . 2 fl. . Und ſo bald er damit den Schein gelöſt hat, ſo ſoll, bey ſchwerer Strafe, kein Menſch in der Geſellſchaft befugt ſeyn, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigſten bis ins funfzigſte Jahr, bekommen hat.

Alte Junggeſellen, die ſo unverſchämt ſind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin geſtorben ſind: die ſollen geben . . . 1 fl. . Die aber noch in ihrem funfzigſten Jahre koquettiren, und albern genug ſind, zu glauben, daß die ſchönen Kinder, ſo bald ſie ihr zärtliches Gerippe erblicken, ſeufzen und nicht lachen, die geben . . . . 2 fl. . und alſo noch einmal ſo viel; denn ſie ſind noch einmal ſo große Thoren.

Bey uns in Weſtphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutſchland, giebt es keine größern Hahnreye, als die alten Junggeſellen ſind, welche ſich Maitreſſen halten. Da die ganze Stadt dieſes weiß, und ſie doch die ganze Stadt von der ſeltnen Keuſchheit ihrer Beyſchläferinnen überführen wollen; ſo werden ſie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch ſetze. Dieſer Gedanke von der Treue ihrer Haushälterinn, oder wie ſie etwan heißen mag, faßt ſo viele ſtolze Eigenliebe in ſich, daß ſie für die Freyheit, ſo zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommenheiten müſſen ſie von ſich ſelbſt träumen, wenn ſie glauben, daß ihre Gebieterinnen, (denn Gebieterinnen ſind ſie immer,) nur ihnen nicht, ſonſt allen widerſtehn, nur ihnen nicht untreu ſeyn können, da ſie es vorher zehn andern geweſen, und, daß ſie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge veſtaliſcher Jungfrauen gebrauchen werden, da doch ſie vermögend waren, die zweydeutige Tugend derſelben durch Ueberlaſſung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher ſeyn? Mit einem Worte: Sie ſollen geben . . 5 fl. . und dafür ſollen ſie das Recht haben, zu glauben, was kein Menſch glaube.

Alte Junggeſellen, welche an ihre Jugendſünden ſo wenig zurückdenken, daß ſie das Herz haben, noch im funfzigſten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heurathen, ſollen jährlich 1½ fl. erlegen und dafür die Freyheit erkaufen, nicht zu glauben, daß ſie was thörichtes gethan haben.

Alte Junggeſellen, die alte reiche Wittwen heurathen, um in den nächſten fünf Jahren reich zu ſterben, ſollen nichts geben und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl ſehr vernünftig ſey. Die Freude iſt ohnedem von kurzer Dauer, und ſie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie ſind zu unglücklich, als daß ſie noch zu einer allgemeinen Schätzung gezogen werden ſollten. Und da ſie bey ihrem zärtlichen Drachen im Hauſe ſo wenig gute Stunden haben, ſo wollen wir ihnen das Leben nicht noch ſchwerer in Geſellſchaften machen. Ihr Unglück iſt in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger ſchmeichelhafter Gedanke einfallen ſollte, es müßte denn dieſer ſeyn, daß ihre Frau vor ihnen ſterben werde. Und ihnen zum Trotz ſtirbt ſie nicht! Dieſe unglücklichen Leute ſollen alſo zur Gedankenſteuer nichts geben. Man wird dieſen Ausſpruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, deſſen ich oben erwähnt habe und welcher zu vielen Thorheiten zu klug iſt, nur zu dieſer nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich ſie den alten Junggeſellen an die Seite ſetze; meine Leſer werden es auch zufrieden ſeyn, denn es giebt kein Aergerniß und nimmt ſich doch gut aus. Dergleichen Winterſtücke zieren eine Galerie ungemein und heben die Farben der andern Schildereyen.

Es iſt eines der ungegründetſten Vorurtheile der Menſchen, welche gern lachen, daß ſie am bitterſten über alte Jungfern lachen.

Iſt es etwa lächerlicher, keinen Mann zu haben, als ohne Frau zu bleiben? Und warum ſind denn die alten Junggeſellen nicht noch lächerlicher, da die Mannsperſonen die ungerechte Freyheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen und ſich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im ganzen Lande auszuleſen; die armen eingeſperrten Mädchen aber nur hinterm Vorhange lauren dürfen, ob jemand kommen und ſie ſuchen will? Und dieſem ungeachtet, iſt man ſo barbariſch, der armen Kinder zu ſpotten, wenn ſie bis in ihr vierzigſtes

Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieſer Verlaſſenen an und bekenne vor der ganzen deutſchen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorſichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannsperſonen nennen, von ſich geſtoßen haben, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigenſinne des Schickſals, bis in ihr vierzigſtes Jahr einſam und doch bey ihrer geſitteten Aufführung ungeändert geblieben iſt; daß, ſage ich, über dieſes Frauenzimmer nur Thoren ſpotten, und daß ſie bey vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche ſich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bey ihren Ausſchweifungen deſto ſicherer zu ſeyn. Ich würde nicht zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten und gewiſſe Abſichten darunter ſuchen, da ich ein friſcher Wittwer bin. Ich will alſo gegenwärtig nur ſo viel ſagen, daß alte Jungfern von dieſer Klaſſe, von meiner Gedankenſteuer frey ſeyn ſollen: ja ſie ſollen das Recht haben, ohne Entgeld zu glauben, daß ſie darum gar nicht unglücklich ſind, weil ſie keinen Mann haben, und daß ſie es gewiß ſeyn würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche über ihre alte Jungferſchaft ſpotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen übrig geblieben ſind, ſollen von den alten Junggeſellen, denen ſie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf dieſe Art, daß ich die Hälfte der Gedankenſteuer, ſo dieſe eingebildeten Hageſtolze nach meinem Plane erlegen müſſen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bey dieſen Freyheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Kaſſe ſo gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Geſpielinnen übrig, die ich bey der Gedankenſteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwiſchen hier und Oſnabrück, rechter Hand der Straße, liegt ein Meyerhof, in welchem ein altes Fräulein ſpuckt. Vor dreyßig Jahren mag ſie den Reiſenden gefährlich geweſen ſeyn; nun iſt ſie ihnen nur ſchrecklich. Sie wohnt im Fenſter; denn mit dem Anbruche des Tages ſteht ſie am Fenſter im Erker und erwartet die Reiſenden. So bald ſie von ferne einen Wagen merkt, ſo rückt ſie ihr altes Geſicht in Ordnung und lächelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet ſie aus der Menge der Bedienten, daß die Reiſenden von vornehmen Stande ſind: ſo wallt ihr adeliches Geblüte noch einmal ſo heftig; ſie reißt das warme Halstuch herab und wirft einen verrätheriſchen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Reſt einer vierzigjährigen Reizung hervor gepreßt wird, der ſich über Luft und Sonne wundert, die er ſeit zwanzig Jahren entwohnt iſt. Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den ſein Acker und der Handel mit gemäſteten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden, ohne ſeinen alten Adel zu beſchimpfen. Ein Soldat hätte er werden können; aber er hatte ſeine guten Urſachen, warum er es nicht ward. Er blieb alſo auf ſeiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben ſo altem Geſchlechte, erhielt dadurch ſeinen Adel unbefleckt, beſtellte ſeine Felder, predigte die tapfern Thaten ſeiner Vorfahren, ſoff mit ſeinen Nachbarn und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig iſt, als unſer Fräulein. Sie ward alſo von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Eltern liebten ſie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahr alt, als ihre Mama ſo viel Schonheit an ihr zu merken glaubte, daß ſie für nöthig hielt, argwöhniſch zu werden. Jeden Reiter auf der Straße ſah ſie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt ſie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen, die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bey ihrem Verſtande und bey ihrer Schönheit gegönnet hätte. *Und ſo ſchön war ich auch in meiner Jugend; Himmel wie die Zeit vergeht!* Mit dieſem Seufzer ſchloſſen ſich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber ſchwur bey ſeiner armen Seele: Sie ſey ein braves Menſch und verdiene einen hübſchen Kerl; den wolle er ihr verſchaffen, wenn ſie gute Wirthſchaft lerne. Nach dieſen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch ſo gute Wirkung hatte, daß ſie bey einer mittelmäßigen Häßlichkeit einige kleine Romane ſpielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß ſie dennoch, bey ihrer mütterlichen Sprodigkeit, ſtolz genug war, alle Heurathen auszuſchlagen, die ihr ſcharfer Verſtand, (denn innerhalb einer Viertelmeile war ſie das verſtändigſte Fräulein,) die ihr Verſtand für ſich nicht anſehnlich und vortheilhaft genug fand. Unter dieſem lächerlichen Miſchmaſche von Sprödigkeit und von Wolluſt, hat ſie geſtern ihr ſechs und funfzigſtes Jahr herangebuhlt, und unterhält ſich in den Stunden, wo ſie nicht betet, (denn ſeit ſechs Jahren betet ſie fleißig,) mit den Verdienſten, die die Welt entbehren muß, da ſie nunmehr ſeit ſechs Jahren ſich im Ernſte entſchloſſen hat, einſam auf ihrem Meyerhofe zu ſterben. In dieſem frommen Entſchluſſe mag ich ſie nicht ſtören : damit ſie aber dem gemeinen Weſen noch zu etwas nütze und damit ſie mit einem ruhigen Gewiſſen ihrem ſtolzen Traume nachhängen könne; ſo will ich ſie zu meiner Gedankenſteuer ziehen, und ich hoffe, ein anſehnliches Stück Geld aus ihr zu löſen.

So oft ſie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmt, ſo oft ſchmeichelt ſie ſich mit einer Einbildung, die ganz falſch iſt. Dieſes aber thun zu durfen, zahlt ſie ein Jahr über, . 1 fl.

Sie erzählt, eben ſo wie ein junger Officier, ſehr gern die Siege, die ſie gehabt, und erzählt auch Siege, die ſie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, ſich ſo viel Liebhaber zu denken, als ſie für gut findet; aber ſie muß dieſe Liebhaber bezahlen, und giebt für jedes Stück 1 Blaffert.

Sie mag ſich gern bunt kleiden, und daher kömmt es manchmal, daß ſie in der Ferne Schaden thut. Mir iſt es leider ſo gegangen. Ungeachtet meines geſchwollnen Fußes, bin ich ihr einmal in Münſter drey Gaſſen zärtlich nachgehinkt, um ein Geſicht zu ſehen, das ich für jung und ſchön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, ſtrafte der Himmel ſchrecklich an mir ; denn es war unſer Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir dieſe kleine Rache gönnen und erlauben, daß ich ihr für die Freyheit, ſich dieſer Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich abfodre . . . ½ fl.

Für die Schminkpfläſterchen, die ſie in die Furchen ihres Geſichts ſo häufig ſäet. muß ſie auch etwas geben. Freylich thut ſie es nicht, wie unſre Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Urſache : denn ſie hat eine ungeſunde Haut und unter jedem Pfläſterchen einen heimlichen Schaden ; aber ſie thut es doch darum nicht allein, ſondern auch in der Abſicht, hinter dieſen kleinen Räubern unſrer Freyheit deſto kräftiger zu buhlen. Beſonders iſt mir das große Pflaſter verdächtig, welches ſie in die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hätte es vor dreyßig Jahren anrichten können. Freylich hat es itzt nur den Willen, zu ſchaden; aber auch dieſer muß beſtraft werden. Sie giebt ihre Beyſteuer für dieſe Erlaubniß, lächerlich zu ſeyn, und zahlt für ein jedes Schminkpfläſterchen wöchentlich . . . . 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich ſie im Verdachte, daß ſie ſich ſchminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat ſie es nicht gethan: denn die Landfräulein haben immer weniger nöthiger, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt: deſto unverantwortlicher wäre dieſe Thorheit itzt. Ein Freund von mir hat die Mühe auf ſich genommen, es auszukundſchaften. Thut ſie es, ſo ſoll ſie bey allen Thorheiten, die ſie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; ſie könnte ſich denn überwinden, öffentlich zu geſtehen, daß ſie nur um deswillen ſich ſchminke, weil ſie ſo gar häßlich ſey, daß ſie ihres natürlichen Geſichts ſich ſchämen müſſe. Auf dieſen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben und ſie ſollte für dieſes geborgte Geſicht jährlich nur 4 Blafferte Miethzins zu meiner Gedankenſteuer geben.

Sie will es nicht geſtehen, daß ihre ſchwarzen Haare ſchon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn ſie alle Jahre . . ½ fl. . zahlt, ſoll niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu merken.

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß ſie oft, und beſonders um die Zeit der Frankfurter Meſſe, am Fenſter ihren Morgenſegen mit entblößter Bruſt betet. Dadurch ärgert ſie Himmel und Erde; und wenn ſie es gar nicht unterlaſſen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1½ fl. abfodern.

Ein Bedienter, den ſie wegen ſeines Alters fortgejagt hat, will die Leute verſichern, daß ſie ſeit einiger Zeit ſich an abgezogene Waſſer gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu ſeyn. Aus chriſtlicher Liebe halte ich es für eine Verleumdung. Es wäre doch himmelſchreyend, wenn ſich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen ſaufen! Ich kann ihr dieſe Thorheit nicht wohlſeiler, als für 1 fl. . . verſtatten. Derjenige, der das Herz hat, ſie früh nüchtern zu küſſen, um die Wahrheit von dieſer Beſchuldigung zu erfahren; der ſoll aus dem gemeinen Kaſten eine anſehnliche Penſion auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum ſie bey allen Gelegenheiten in Geſellſchaften, wider die unvorſichtige Zärtlichkeit unglücklicher Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügeriſchen Liebhaber zu glauben und ſich zu einem Vorwitze bereden zu laſſen, der ſich nur für ihre Mütter ſchickt. Schon dieſer verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuthe herkommt, der ſeine eignen Tugenden fühlt, ſo würde ich ihr nicht zugelaſſen haben, ihre unglücklichen Schweſtern zu richten, wenn ſie nicht jährlich . . 1 fl. . . gezahlt hätte: Da ich aber ſichre Nachricht bekommen, daß ſie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa . . . Mit einem Worte, ſie ſoll doppelt ſo viel geben; ich habe meine Urſachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner ſeligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine ſelige Frau hatte es auch von guter Hand. Will ſich das Fräulein zu dieſem Anſatze nicht bequemen, ſo will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, ſie ſoll ſich geben.

Sie erzählt ſehr gern in Geſellſchaft ein gewiſſes Märchen, daß ein angeſehener und bemittelter Kaufmann in Emden ſie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe und ohne die geringſten Nebenabſichten heurathen wollen; aber, daß ſie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieſes Würzkrämers, ihm die ſchimpfliche Antwort gegeben: »Es hätten ihre gnädigen Aeltern ſie nicht gezeugt, um bürgerliche Baſtarte in ihre Familie einzupfropfen.« Dieſes Märchen koſtet vieler Urſachen wegen . . . 1 fl.
Gemeiniglich iſt die Moral von dieſer Fabel, daß es nur ihr guter Wille geweſen ſey, unverheurathet zu bleiben, und daß ſie mit Händen und Füßen ſich der Freyer erwehren müſſen. Für die Vergünſtigung, dieſe Unwahrheit zu ſagen, ohne roth zu werden, giebt ſie jährlich . . 5 Blaſſerte.
Und wenn ſie ſo gar dem Himmel dafür dankt, ſo koſtet es . . 20 Blaſſerte.

Es widerfährt ihr ſehr leicht, daß ſie ſich in ihrer veſtaliſchen Grauſamkeit vergißt. Das ſoll ſie nicht thun. Iſt ein junger Kavalier ſo boshaft und küßt ihr ſeufzend die Hand, und ſie giebt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; ſo muß ſie für dieſe hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen . .
. . . 1 Blaſſert.

Nimmt ſie es gar mit einem freundlichen Lächeln an,
. . . . 2 Blaſſerte.
Heißt ſie ihn einen loſen Vogel, oder ſchlägt ihn mit dem Fächer . 3 Blaſſerte.
Und läßt ſie es gar zu, daß er ihr den Palatin . .
O pfuy! das iſt zu arg! das iſt eine Sünde wider die Natur! Das ſoll ſie nicht zulaſſen.

Ein Mann, welcher in ſeinen jüngern Jahren alle wollüſtige Ausſchweifungen begangen hat und dennoch ſo ungerecht iſt, zu verlangen, daß die Perſon, die er zu ſeinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für die Ungerechtigkeit . .
. . . 4 fl. .
und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausſchweifungen, welche das weibliche Geſchlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannsperſonen anſtändig und ein Beweis ſind, daß der Menſch, welcher ſie begeht, zu leben weis.

Ein Mann, welcher ſo oft die Redlichkeit anderer Weiber verführet hat und nunmehr bey ſeiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er ſonſt Galanterie nannte; der ſoll entweder ſein verdientes Schickſal ruhig tragen und mit geſchloßnen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendſünde . . 2 fl. Nachſchuß geben und alsdann verlangen dürfen, daß ihm ſeine Frau dieſe gebüßten Ausſchweifungen nicht wieder vergelte.

Eine Frau, welche ihrem Manne untreu iſt und dabey ſich ſchmeichelt, daß diejenigen, denen ſie ihren guten Namen aufopfert, ſie in ihrem Herzen wirklich hochachten und ſie nicht für das halten, was ſie in der That iſt, die ſoll nur . 1 fl. .
und alſo halb ſo viel geben, als in dem vorſtehenden

Satze geordnet iſt. Ich finde dieſes um deswillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, als es ſelbſt verführt und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung, zu ihrer Zeit auch büßen müſſen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und ſcherzender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie ſind ſtolz auf ihre Thorheiten. Indem ſie ſolche wieder erzählen, ſo empfinden ſie alles dasjenige von neuem, was ihnen ſonſt ihre Ausſchweiſungen ſo angenehm machte. Sie vergehen ſich wohl oft ſo weit, daß ſie Umſtände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzuſtellen. Ihre Kinder hören begieriger auf dieſe Erzählungen, als auf das Märchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bey den niederträchtigſten Thorheiten zuerſt lacht. Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt iſt, eben ſo luſtig zu leben, wie ſie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laſter eine Hochachtung, da es die Laſter ihres Vaters geweſen ſind. **Es war freylich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun iſt, wenn man jung iſt; Jugend hat Untugend!** Mit dieſer Vermahnung ſchließt der unbeſonnene Vater ſeine gefährliche Erzählungen und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor geweſen iſt. Der älteſte Sohn vergißt bey dieſer Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm ſeine Mutter und ſein Katechiſmus gegeben haben: er merkt ſich nur dieſe, daß Jugend Untugend hat; und dieſe merkt er um deswillen am liebſten, weil er die beſte Entſchuldigung für alle keimende Bosheiten ſeines Herzens darinnen findet. Er hört, daß ſein Vater ſchon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm geweſen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeſchlichen iſt: nun ſchämt ſich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in ſeinem eilften Jahre auf dieſen artigen Einfall gekommen iſt. Nur aus kindlichem Ehrgeize ſchleicht er auch dem Kammermädchen ſeiner Mutter nach, und gewöhnt ſich ſpielend an eine Ausſchweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuſchwatzen, um ſeine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen dieſen Laſtern hat es eine gleiche Bewandniß. Den erſten Trieb dazu empfindet der Sohn bey den luſtigen Erzählungen des Vaters. Er iſt von Natur boshafter, als ſein Vater; die itzigen Zeiten ſind für einen jungen Menſchen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen ſein Vater noch als ein junger Thor lebte: iſt es nunmehr wohl Wunder, wenn der Sohn in ſeinen ſchändlichen Unordnungen viel weiter ausſchweift, als es der Vater gethan; wenn er ſich von ſeiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie ſich doch der Vater gefunden hat; wenn dieſer unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang ſeines Sohnes mit Schrecken anſehen, und dabey ſich ſelbſt die nagenden Vorwürfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtſamen Erzählungen ſeiner jugendlichen Thorheiten ſein Kind zur Bosheit gereizt habe, daß er ſelbſt der Henker ſeines unglücklichen Sohns ſey?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erſt nach ſpäten Jahren kommt, und viele Aeltern ſie nicht einmal erleben; ſo will ich verſuchen, ob ich dieſen traurigen Folgen durch meine Gedankenſteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren ſie ſich rühmen, erlegen ſie 5 fl. — Und iſt es nicht einmal wahr, daß ſie dieſe Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr, und nur eine unbeſonnene Eitelkeit iſt, ſich dergleichen zu ruhmen; ſo geben ſie dieſe Summe doppelt.

Für die ſchändliche Zufriedenheit, die dieſe alten Narren empfinden, daß ſie Thoren geweſen ſind, können ſie weniger nicht geben, als 1 fl.

Wollen ſie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter ſeyn ſollen, als ſie ſelbſt geweſen ſind; ſo erlegen ſie 2 fl.

Finden ſie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und ſind noch ſo ungerecht, darüber zu jammern, und mit einem albern: *Aber zu unſrer Zeit war es ganz anders!* die Schuld von ſich weg und auf die verſchlimmerten Zeiten zu ſchieben: ſo werden ſie dieſe Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit 4 fl. büßen können.

Ich will ſehen, wie weit ich mit dieſer Taxe komme. Finde ich, daß ſie noch zu ſchwach iſt; ſo werde ich ſie künftig erhöhen, und nach den verſchiedenen Anmerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen beſtimmen.

Ich habe mir ein gewiſſes Haus auf dem Ringe zu F***t gemerkt, wo der Vater beym Kamine und die Mutter bey ihrem Nachttiſche alle Anſtalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lacht über ſeine begangenen Thorheiten, bey einer Pfeife Tabak und in Gegenwart ſeines Sohnes ſo herzlich, daß ich große Urſache habe, zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hoſpitale ſterben; und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter, ſo unvorſichtig mit dem Buchhalter, daß ich ſchon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinſt verdammt iſt, ihr Schwiegerſohn zu werden. An dieſem Hauſe will ich wahrnehmen, ob meine Vorſchläge von einiger Wirkſamkeit ſeyn werden. Sind ſie es nicht; ſo will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieſes Haus fliehen ſoll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer anſteckenden Seuche krank liegt.

Ein Frauenzimmer **bürgerlichen Standes**, welches für gut angeſehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheurathen, und welches ſich doch dabey einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienſte ſie zur gnädigen Frau gemacht haben, giebt monatlich 10 fl. Es iſt viel, and in der That ſcheint ſie für ihre Thorheit allzu theuer zu büßen: aber es war ſchlechterdings nöthig, eine ſtarke und ſo gar monatliche Lieferung anzuordnen, weil ich beſorgt, ihr Vermogen werde binnen zwey Jahren zerſtreut, and ſie alſo weiter nicht im Stande ſeyn, die Steuer zu erlegen, wenn ſie auch noch bey ihrer Armuth ſtolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig geweſen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienſte, der bey ſeinem und ſeiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung überſieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld haben: ein ſolcher Bürger iſt bey ſeinem plumpen Stolze gemeiniglich eines der unerträglichſten Geſchöpfe. Ich will ihm zween Vorſchläge thun. Entweder, er ſoll denen von guter Geburt einen Theil ſeines Vermögens leihen, und dadurch das Recht behalten, zu glauben, daß er weſentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er ſoll die Erlaubniß, gegen Vornehmere unbeſcheiden und gegen Geringere trotzig zu ſeyn, jährlich mit 20 fl. erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorſchlag wählen, weil er aus der Erfahrung hat, daß man nicht ſicher genug iſt, wenn man ſich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es giebt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verſtand, durch Täpferkeit und Fleiß ſo heilſame Dienſte geleiſtet, daß ihre Verſetzung in den Adelſtand eine billige Belohnung, und zugleich für andre eine nützliche Aufmunterung iſt, ſich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat ſich ſchon oft Mühe gegeben, zu beweiſen, daß ein ſolcher Mann, welcher durch ſeine eignen Verdienſte den Vorzug erlangt, der erſte Edelmann in ſeinem Hauſe zu ſeyn, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in ſeiner Familie, und alſo dieſes Glück einem ganz ungefähren Zufalle, wenigſtens ſeinen eignen Verdienſten nicht ſchuldig iſt. Ungeachtet dieſer gegründeten und ſo oft wiederholten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet oder beneidet werden. Sie äußern dieſe unbillige Geſinnung öffentlich in Geſellſchaften. Es ſind nur zwo Urſachen, welche ſie von dergleichen Beleidigung zurückhalten können: der Schutz des Prinzen, der die Verdienſte dieſer neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, ſo neu es auch iſt, denen von Adel doch immer angenehm und oft ſehr unentbehrlich iſt. Da ich ſie nicht abhalten kann, ſo unbillig zu denken; ſo will ich doch wenigſtens Anſtalt machen; daß ſie nicht umſonſt ungerecht denken ſollen. Dergleichen Edelleute von gutem Hauſe, aber ohne eigne Verdienſte, ſollen für jeden Ahnen, deſſen ſie nicht werth ſind, und auf den ſie doch ſo gern ſtolz ſeyn mögen, jährlich 2 fl. und für jede gute Eigenſchaft, die ihnen fehlt, und die ſie doch in Anſehung ihrer Ahnen und ihres Standes vorzüglich haben ſollten, 3 fl. zahlen; und bevor ſie dieſe Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge ſtolz zu ſeyn, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelſten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häuſern gegen Neugeadelte iſt bey aller dieſer Unbilligkeit doch eher zu entſchuldigen, als der ungeſchickte Spott derer Bürger, welche jene für Ueberläufer anſehen. Je niedriger dieſe zu denken gewohnt ſind, deſto niederträchtiger ſind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienſtliche Eigenſchaften ſo vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe ſind die wahren Quellen, aus denen dieſe feindliche Urtheilſprüche fließen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben ſo viel Verdienſte zu haben, und der Aufmerkſamkeit des Prinzen eben ſo wohl würdig zu ſeyn. Da aber der Prinz ſie nicht belohnt, und ihre Verdienſte unbemerkt bleiben: ſo wollen ſie wenigſtens dadurch ſich ſchadlos halten, daß ſie andre zu bereden ſuchen, ihr belohnter Mitbürger ſey der verſtändige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn der Prinz halte. Indem ſie andern dieſes ſo oft vorſagen, ſo fangen ſie unvermerkt an, es ſelbſt zu glauben, und haben gewiſſe ruhige Minuten, in denen ſie froh ſind, daß man ihnen dieſe Würde nicht angeſonnen, vielmehr ihnen die Freyheit gelaſſen hat, als gute ehrliche Bürger, wie ihr Vater und Großvater waren, zu ſterben. Aber dieſe ruhigen Minuten dauren nicht lange. Ihr eingeſchläferter Hochmuth erwacht von neuem, und ſie ſehen mit neidiſchen Augen neue Fehler an dem Manne, deſſen verliehener Rang ihnen, und noch mehr ihren Weibern, ein Gräuel iſt.

Wenn ein ſolcher Mann jährlich 10 fl. entrichtet, ſo ſoll er die Erlaubniß haben, alles, was ich oben angeführt, im Ernſte zu glauben. Es ſoll ihm vergönnt ſeyn, in ſeiner Tabaksgeſellſchaft ſtolz auf ſeinen Bauch zu ſchlagen, und beym Teufel zu ſchwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und giebt er jährlich noch etwas, als ein freywilliges Geſchenk, in meine Gedankenkaſſe; ſo ſoll es ſeiner Frau erlaubt ſeyn, ſich von ihrem Ladenjungen **Ew. Gnaden** nennen zu laſſen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, ſo billig und unparteyiſch gezeigt habe; ſo wird man mir verzeihen, wenn ich von denjenigen noch ein Wort ſage, welche bey ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig ſeyn können, als bis ſie die Vorzüge des Adels an ſich gekauft haben. Weil ſie den gänzlichen Mangel andrer Verdienſte dadurch eingeſtehen, daß ſie dieſe Würde für Geld erhandeln; weil ſie die Thorheit haben, ſich derer zu ſchämen, die ihnen an Geburt gleich ſind, und ſich in die Geſellſchaft derjenigen einzudrängen, die ſich ihrer ſchämen müſſen: ſo will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugeſtehen, über dieſen ohne alle Verdienſte erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu ſpotten. Aber dieſer Eitle ſoll jährlich für ſich und ſeine Nachkommen 50 fl. ſteuern. Und hat er ſo gar eine zahlreiche Familie, und dennoch ſo viel Vermögen nicht, daß ein jedes von ſeinen Kindern mit eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bey ſeinem neuen Range behaupten kann; ſo ſoll er, zur Beſtrafung dieſer Liebloſigkeit gegen ſeine unſchuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, ſich niemals mit den traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch ſeine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politiſchen Veränderungen ſind oft für die größten Staatsmänner ein unauflösliches Räthſel. Man giebt ſie gemeiniglich dem Eigenſinne des Glücks Schuld. Es iſt unrecht. Ich will ſo mitleidig ſeyn, und die Welt aus einem Irrthume reißen, der dem Glücke ſo nachtheilig iſt.

Peter Hum iſt Schuld daran! Peter Hum? Ja freylich! Dieſer Mann, den die Welt nicht kennt, den ſo gar in der Stadt, worinnen er wohnt, nur wenige kennen, dieſer Mann iſt ſeit Karls des Sechsten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er reſidirt in einem ſehr weitläuftigen und weichgepolſterten Großvaterſtuhle, in welchem ſein politiſcher Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr ausgeſtreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wiſſen, daß dieſer Mann ganz Bauch iſt, nur für ſeinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geſchickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Trägheit ſeines ſich mäſtenden Sohnes ſehr bekümmert. Er ſann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geſchäffte zu bringen; aber alle ſeine guten Abſichten wurden durch die weibiſche Verzärtelung ſeiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verſtattete, als zu ſchlafen und ſich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug ſeyn würde, ihn gemächlich zu nähren: ſie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewiſſen bringen, daß ſie ihm einige Arbeit oder Beſchäfftigung hätte zulaſſen ſollen, welche ihn an der Verdauung hindern können. In den wenigen Stunden, wo er nicht ſchlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Kanapee ſitzen, und ihr politiſche Zeitungen vorleſen, von welchen ſie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine beſondre Liebhaberinn war. Sie freute ſich uber die große Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher ſchon im funfzehnten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu leſen. Sie war gewohnt, alle Staats und andre Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einſicht die politiſchen Fehler gekrönter Häupter eben ſo ſcharf zu tadeln, als die wirthſchaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterinn. Dieſe vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feiſten Jungen. Er plauderte von den politiſchen Handeln damaliger Zeiten ſo dreiſt und ſo dumm, wie ſeine wertheſte Mama, welche vielmals über ſeinen frühzeitigen Verſtand die bitterſten Thränen vergoß, da ſie nicht ohne Grund befurchtete, daß das kluge Kind unmöglich lange leben könnte. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche ſich der Vater unendlich betrubte, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa und ſein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Geſundheit und dem guten Namen ihres Sohnes ſehr zuträglich ſeyn würde, wenn er auf Reiſen gienge. Nach vielen ängſtlichen Widerſprüchen gab ſie ihre Einwilligung darein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſeine erſte Reiſe weiter nicht, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen ſollte; ſo wie ein Vogel mit ſeiner jungen Brut aus dem Neſte zuerſt nur auf die nächſten Zweige flattert, wenn er ſie gewöhnen will,

aus=

auszufliegen. Niemand, als die Mutter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er ſich dieſe Reiſe gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine ſo liebe Mama, und nirgends ein ſo weiches Kanapee finden werde, als in dem väterlichen Hauſe. Endlich aber wälzte er ſich doch aus ſeiner Mutter Schooße, und reiſte von Münſter bis nach Osnabrück, wo er bey ſeinen Freunden etliche Wochen ausruhete. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß ſein Vater an einem Schlagfluſſe geſtorben ſey. Er kroch alſo ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlaßne Vermögen in Beſitz, ſtreckte ſich ruhig auf ſeinen Sopha, und überſah von dieſem Poſten, ohne ſich um die Wirthſchaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, ſeine ehemalige Amme beſorgen ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit ſeinem Markthelfer, in wie weit ſie zu billigen wären, und dachte auf Vorſchläge, ſie zu hintertreiben, wenn ſie ſeinen Abſichten gefährlich zu ſeyn ſchienen. Seit dem Jahre 1740 iſt er in großer Unruhe geweſen. Der Tod des Kaiſers überraſchte ihn zu geſchwind, ehe er ſich in gehörige Poſitur hatte ſetzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzoſen; aber die Sache gieng zu weit, und weil ſein Markthelfer einen Schwager unter den Huſaren hatte, ſo ſchlug er ſich zum Hauſe Oeſterreich, und gab der Sache bald ein andres Anſehen. Der Aachner Friede iſt gar nicht nach ſeinem Sinne; er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Perſien hat er nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der chriſtlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen; da er aber von guter Hand erfuhr, daß derſelbe der proteſtantiſchen Religion nicht zugethan ſey, ſo ſchickte er ihn wieder nach Hauſe. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er möchte ihn, als ſeinen Landsmann, gern wieder auf den korſiſchen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden deſſelben in England zu bezahlen. Er überlegt dieſe Sache mit ſeinem Barbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit ſeinem Markthelfer nicht allein beſtreiten kann.

Was ſoll ich mit dieſem politiſchen Don Quixote machen? Weil er bey ſeiner Faulheit der Welt gar nichts nützt, ſo ſoll er doch wenigſtens ſeine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, giebt er 5 fl.

Den Aachner Frieden ſoll er nicht wohlfeiler, als für 20 fl. brechen.

Für die aſiatiſchen Händel zahlt er in Pauſch und Bogen 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den ſpaniſchen Küſtenbewahrern unter einer Decke liegt; ſo ſoll er ſich entweder zu den Englandern ſchlagen, oder jährlich für ſeine Kaperey 15 fl. erlegen.

So oft er an einem der europäiſchen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, ſo ſoll er ſchuldig ſeyn, dieſes Vergnügen über ſeine ſchlaue Einſicht mit 20 Stüvern zu löſen. Ich ſetze mit Fleiß keine große Summe; denn ſonſt würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelſtab bringen, da beynahe kein Poſttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; ſo ſoll er ein für allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu ſeinem Zwecke gelangt ſeyn würde, wenn Theodor nicht ſelbſt zu ſchläfrig geweſen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er ſich zu dieſer Gedankenſteuer von ſeinem Markthelfer und dem Barbier einen Zuſchuß geben laſſe.

Es iſt mir nahe gegangen, ſo oft ich an die Eiferſucht gedacht habe, welche man an den meiſten Orten zwiſchen den **Gelehrten** und den **Kaufleuten** wahrnimmt. Ich ſage gar nichts neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats iſt. Sie unterhält eine Menge von Menſchen in Bewegung, welche den wichrigſten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert amſige Familien haben ihr Brodt durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in ſeiner Schreibſtube die Korreſpondenz führt. Dieſes nützliche Mirglied des gemeinen Weſens ſorgt für unſere Bequemlichkeit, und bringt uns mit den entfernteſten Gegenden der Welt in die genaueſte Verbindung, ohne daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für ſeine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müſſen, welche die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, und, wenn ich es ſagen darf, unſre Wolluſt unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt ſeyn, uns mit der Armuth unſers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, anſtatt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entfernteſten Himmelsgegenden eigen machen. Der Gelehrte ſieht dieſes; er läßt ſich den Vortheil gefallen, und verachtet in ſeinem Herzen den Mann, der ſein Leben und ſeine Bequemlichkeit daran gewagt, uns ſo viele Bequemlichkeit des Lebens zu verſchaffen. . . . Aber dieſer Mann weis doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerſpruchs, nichts von Cirkulirung des Ge-

blüts,

bluts, von ſeinen eignen Muskeln nichts. Er iſt, und weis nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weis nicht, wie dieſer Trank ſich in ſo verſchiedne Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reiſen, ohne den Veſuv zu beſehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero geſtanden hat. Er wird ſich die Schätze von Florenz zeigen laſſen; aber nicht den Kodex. Er kennt die Levante, und weis nicht, wo Troja gelegen hat. Xanthus iſt ihm ein fremder Name: aber wo die Wolga fließt, das weis er wohl. . . . Ich gebe das alles zu. Aber ſchadet die Unwiſſenheit dieſes Mannes dem Vaterlande ſo viel, als ſein Fleiß ihm nutzt? Er weis vieles nicht, es iſt wahr: aber er weis Geld zu verdienen: eine Kunſt, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Quartanten leſen und Folianten ſchreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unſerm Griechiſchen und Lateine ſo viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Proviſion verdient. Da der Kaufmann und der Gelehrte einerley Abſichten, und doch nicht einerley Wege haben, zu dieſer Abſicht zu gelangen: ſo iſt es mir immer unbegreiflich geweſen, wie es kommen müſſe, daß ſie ſich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher iſt es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er ſieht, daß dieſer in Erlangung ſeiner Abſichten viel glücklicher und geſchwinder iſt, und es immer höher bringt, als er. Ich wünſchte wohl, daß die Gelehrten hierinnen billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, ſind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hiervon zu eröffnen? Iſt nicht der Hochmuth unſrer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterey, Schuld an der ſtolzen Miene, die ſie dem Kaufmanne machen?

Ich werde dieſen Satz bey meiner Gedankenſteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß ſein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger und dem Vaterlande nützlicher ſey, als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus inländiſchen Manufakturen, der ſoll ſich dieſes Recht jährlich mit 2 fl. erkaufen.

Hält ein Mann ſich um deswillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen beſitzt, und will er die Freyheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieſes nicht weis, als einen Idioten zu verachten, ob dieſer gleich zu ſeinem beſſern Vortheile den Wechſelcours und die Agiorechnung gründlicher verſteht; ſo muß er für dieſe Freyheit geben 1 fl.

Will ihm der Philoſoph vorwerfen, daß er nichts verſtehe, da er nichts vom Satze des Widerſpruchs und andern tiefſinnigen Gaukeleyen weis, die mancher Philoſoph ſelbſt nicht verſteht, ſo ſoll er entweder 3 fl. entrichten, oder ſich im Komtoir des Kaufmanns ſeine philoſophiſchen Wahrheiten vom Widerſpruche, vom Unendlichtheilbaren, von Mitteln und Zwecken praktiſch lehren laſſen, die der Kaufmann immer am beſten verſteht und am nützlichſten ausübt, ohne zu wiſſen, daß ſie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der Kaufmann weis vielleicht nicht, wie ſein Magen die Auſtern verdaut und in was für Säfte ſich der ungariſche Wein zertheilt, den er trinkt: aber ich glaube, er wird lieber in dieſer Unwiſſenheit bleiben, als an der ſparſamen Tafel ſeines Arztes eine Gelehrſamkeit erlangen wollen, welche ſo narrhaft bey weitem nicht iſt, als ſeine bisherige Ungelehrſamkeit, bey der es ihm wohlgeſchmeckt hat. Ich will hier zween Vorſchläge thun: Entweder der Gelehrte ſoll an dem leckerhaften Ueberfluſſe der Tafel ſeines Kaufmanns Antheil nehmen und, ſo oft er von Tiſche aufſteht, bekennen, daß dieſer Ungelehrte gründlicher ſpeiſt, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich faſt glaube, dieſes ſeinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre, ſo ſoll er jährlich zu meiner Kaſſe entrichten 4 fl. und ſodann befugt ſeyn, zu glauben, daß es weit anſtändiger ſey, zu hungern und doch zu wiſſen, wie man verdaut, als bey dem Ueberfluſſe der Mahlzeit aufgeräumt und fett zu werden, ohne zu wiſſen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir dieſe Stelle von den Verdienſten der Kaufleute bey vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene und in vielen Schreibeſtuben einen lauten Beyfall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich dieſen durch das, was ich itzt ſagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten iſt, welche den Handelsmann unendlich tief unter ſich zu ſeyn glauben; ſo unerträglich und noch weit abgeſchmackter iſt der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die weſentlichen Vorzüge eines Menſchen vor andern Geſchöpfen nur in der Geſchicklichkeit ſuchen, Reichthümer zu ſammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig ſchätzen, deren Beruf es iſt, mehr für die Ausarbeitung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu ſorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte anders nicht anſehen, als ihren Informator. Dieſe wuchernden Kreaturen, welche nicht weiter denken, als ſie rechnen können, ſollten überlegen, daß ſie nicht einmal rechnen könnten, wenn nicht der Gelehrte dieſe Kunſt zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht hätte. Ohne die Entdeckung der Gelehrten würden die Kaufleute Batavia und Braſilien nicht zu finden wiſſen; und bey allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weiſe zuſammen geſcharrt hat, kann er nicht glücklich ſeyn, wenn er nicht denkt, wie der Philoſoph.

Ich will verſuchen, ob ich dieſen Unbilligkeiten durch meine Gedankenſteuer Einhalt thun kann. Vielleicht erhalte ich hier meinen Endzweck eher, als bey den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger ſind und lieber den letzten Greſchen hingeben, als geſtehen, daß ſie Unrecht haben; viele Kaufleute aber alles einräumen, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelſte Geſchöpf unter der Sonne ſey dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch ſchläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundſchaft, von Geſelligkeit nichts weis, auſſer der Rechenkunſt alle Künſte verachtet, aber welches anſtatt deſſen Reichthümer ſammelt; ein Kaufmann, der dieſes glauben will, der ſoll alle Jahre zehn pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung und dergleichen ungerechte Wege erbeutet. Das wird meiner Kaſſe erſtaunende Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande iſt, ſo niederträchtig zu denken, dem iſt auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwey gute Häuſer, eines in Maynz, das andre in Straßburg, von denen ich durch dieſen Satz jährlich wenigſtens drey tauſend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen ſchönen Wiſſenſchaften ein ſo unwiſſender Feind iſt, daß er die Koſten ſcheut, ſeinem einzigen Sohne eine anſtändige Erziehung zu geben und ihn noch etwas mehr lehren zu laſſen, als was zum Buchhalter gehört, der ſoll jährlich geben 100 fl. Es iſt eine ziemlich große Summe, ich läugne es nicht; aber er iſt auch ein großer Narr, da er ſeinem Sohne auf dieſe Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbene Vermögen vernünftig zu genießen, und da er ihn verdammt, in ſeinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu ſammeln und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, ſeine todten Reichthümer, die er für ſich ſelbſt ſorgfältig verſchließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe ſeiner Kinder und die ſegnenden Wünſche der Armen zuwege zu bringen; ſo ſoll er ſich mit der Vorſtellung eines ſolchen Glücks, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger ſchmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 200 fl. beyſteuern: und alsdann ſoll kein Menſch befugt ſeyn, ihm zu entdecken, daß er ſeinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich iſt, daß ſeine Kinder mit ungeduldiger Sehnſucht auf ſeinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Beſten wünſchen, daß er ſich noch heute über ſeiner Kaſſe aufhängen möge.

Dieſes wäre alſo ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abſtellung der Eiferſucht zwiſchen den Gelehrten und den Kaufleuten bey meiner Gedankenſteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der

Verachtung und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander verdrängen; oder, wenn dieſes ja nicht möglich ſeyn wollte, ſo hoffe ich doch wenigſtens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbeſſerlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieſer Klaſſe allein werde ich in Deutſchland und in den Niederlanden jährlich ſo anſehnliche Summen heben, daß ich einen großen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu beſtreiten, und nach dem Plane, den ich im Eingange dieſes Projekts geäußert, wenigſtens ein paar tauſend ſchwärmende Freygeiſter und noch etliche verhungerte Goldmacher zu füttern im Stande bin.

Aus England verſpreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch ſchon dieſer Artikel daſelbſt angenommen werden ſollte. Denn bey den Engländern iſt der Kaufmann ehrgeizig genug, ſich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals bereiter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und möglichen Verdienſte der Kaufleute zu reden kommt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man dieſe engländiſche Art zu denken in etlichen Häuſern zugleich mit dem Roastbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reiſe nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo ſchon die Väter ſo billig gedacht haben. Ja, es behauptete ſo gar in öffentlicher Geſellſchaft ein alter bemittelter Banquier: Der Kaufmann belohne ſich ſelbſt durch ſeinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müſſe man durch Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da ſie gemeiniglich erſt von der Nachwelt belohnt würden. Ein Kaufmann, der dieſe Pflicht verſäume, ſey des Vermögens unwürdig, das ſein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über dieſe großmüthigen Gedanken, und war dafür ſo erkenntlich, daß ich dieſem rechtſchaffnen Patrioten die Warnung ins Ohr ſagte : Er möchte es ja nicht wagen, eine ſolche Meynung in . . zu äußern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze ſeinen Kredit verlieren würde.

Ich werde mich bey dieſem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie iſt unerſchöpflich.

Wenn es in andern Kreiſen ſo iſt, wie bey uns; ſo wimmelt Deutſchland von lächerlichen Geſchöpfen, welche ſich unter einander Gelehrte nennen und doch auf dieſen ſo anſehnlichen Titel gar keinen Anſpruch weiter haben, als dieſen, daß ſie keine Handwerksleute ſind. Bisher hat man immer geglaubt, daß dieſe Leute dem Lande, wo nicht zur Laſt, doch wenigſtens unnütze wären. Ich aber bin dieſer Meynung niemals geweſen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in . . . die Acciſe jährlich neun hundert bis tauſend Gulden, nur von Papier, Federn und Dintenpulver gewinnt, welche daſelbſt konſumirt werden.

Deſto mehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, dieſen ſo genannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch ſie ſich von allem Vorwurfe befreyen und der Welt zeigen können, wie nützlich ſie einem Lande ſind. Wenigſtens zur Kontribution ſind ſie vortreflich zu gebrauchen; ein Beweis, daß in der Welt nichts ſo ſchlecht und geringe ſey, es ſey wenigſtens zu etwas gut.

Ich will ihrentwegen einen Vorſchlag thun, und ich mußte mich ſehr irren, wenn ſie nicht alle mit dem offnen Beutel in der Hand gelaufen kommen ſollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die ſich Dichter, die aber Vernünftige nur Schmierer und, wenn ſie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da ſie ſelbſt gemeiniglich von ſich und ihren Schriften zuerſt anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche dieſe Herren auf dem Parnaſſe eingeführt haben, kommen ſie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Anmerkung gemacht: Je ſchlechter ein Poet iſt, deſto höher iſt auch der Rang, deſſen er ſich über andre anmaßt. Um mich bey dieſen verewigenden Reimern einzuſchmeicheln, ſollen ſie unter meinen Gelehrten die erſten ſeyn, die ich in das Schatzungsregiſter bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik dieſen Titel zugeſteht, mag ich nicht einmal ſchätzen; es würde die Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, ſo würden doch kaum zwey hundert Gulden heraus kommen. Was will das ſagen? Und auch dieſe wenige würden zu furchtſam ſeyn, es zu geſtehen, daß ſie wirklich gute Poeten ſind. Denn das iſt immer der Fehler von guten Dichtern, daß ſie es am wenigſten glauben, und bey dem verdienten Lobe, das ihnen andre geben, noch immer ſchüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeicheley, als für ein verdientes Lob halten. Dieſe wenige mögen frey bleiben, da ich ſie ohnedem nach meinem erſten Entwurfe nicht füglich zu meiner Gedankenſteuer ziehen kann, als welche den Kontribuenten ein Recht geben ſoll, ſich das zu dünken, was ſie nicht ſind; und da Dichter von dieſer Gattung immer, wie geſagt, weniger von ſich denken, als ſie zu denken wohl befugt wären.

Es giebt noch tauſend andre, welche dieſen Mängel reichlich erſetzen, und welche von ſich ſelbſt ſo viel unverdiente gute Einbildung haben, daß ſie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug löſen können.

Keiner von ihnen ſoll künftig das Recht haben, ſich des Titels eines unſterblichen Dichters anzumaßen, wenn er nicht ſeinen Lorber mit 5 fl. löſt.

Die Anzahl dieſer Dichter hat ſich im vorigen Jahre in Ober- und Niederſachſen auf ſechstauſend fünfhundert und ſechs und achtzig Stück belaufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet ſind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieſes trägt, richtig gerechnet, in einem Jahre . . 32930 fl.

Wer dieſe 5 fl. erlegt hat, und bey den Kunſtrichtern gehörige Quittung verzeigt, dem ſoll niemand den Titel eines göttlichen Poeten abſprechen, bey Strafe von 80 Goldgülden Rheiniſch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, andre mit Verleſung ſeiner Gedichte zu quälen, der muß dieſe Gewalt mit Geld erkaufen. Es iſt billig, daß die Angſt, welche einzelne Perſonen dabey ausſtehen, dem ganzen Lande zu gute komme. Umſonſt wenigſtens können ſie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erſte Vorleſen zahlen ſie 2 Stüber; für das zweyte 4 Stüber, und für die dritte Wiederholung 8 Stüber. Oefter dürfen ſie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausſtehen können; und es iſt doch gleichwohl billig, daß man bey einer öffentlichen Anlage mitdarauf ſehe, daß wegen des gemeinen Beſten einzelne Unterthanen nicht ganz ruinirt werden. Weil nun vermöge der Erfahrung alle ſchlechte Poeten ihre Schriften wenigſtens dreymal vorleſen, ſo beträgt dieſe Anlage . 14 Stüber.

Und da, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder ſchlechter Poet das Jahr über zum wenigſten dreyhundert und fünf und ſechzig elende Gedichte verfertigt; ſo kommt eine anſehnliche Summe heraus.

Alle Poeten, die über ſechzig Jahre ſind, zahlen dieſe Taxe doppelt; denn unter allen ſind ſie am unerträglichſten.

Wer 30 Stüber zahlt, ſoll befugt ſeyn, die Leute auf der Gaſſe anzufallen, und ihnen vorzuleſen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freyheit, ihre Arbeiten, wenn ſie ganz allein ſind, laut zu leſen, ſo oft ſie wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen Deut Kontribution zu entrichten. Doch iſt wohl zu merken: wenn ſie dieſes thun, ſo müſſen ihre Stuben abgelegen, und die Vorhänge feſt zugezogen ſeyn, damit niemand von der Nachbarſchaft dadurch geärgert werde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauche unter dem Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten und Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig finden, daß ſie auch einen Beytrag geben. Sie wünſchen den Leuten beſtändig Gutes; nun mogen ſie ihnen auch einmal Gutes thun. Ich will nicht ſo lieblos ſeyn, wie die Kunſtrichter, welche dieſe gratulirenden Inſekten lieber gar vom Parnaſſe vertilgen möchten, und ſie mit ihren ſchonen Spielwerken und bunten Raritäten nicht einmal in den ſtillen Moräſten des Parnaſſes ruhig quaken laſſen. Deſto billiger will ich ſeyn, da ich überzeugt bin, daß die Natur nicht einmal den verachtetſten Wurm umſonſt ſchafft, geſchweige einen Gratulanten. Wie geſagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreyzehnte Oktober ſeyn wird, die gereimte Dankſagung dafür.

Hier iſt meine Taxe. Und wenn ich ſelbſt ein Gratulant wäre, ſo könnte ich die Preiße nicht leidlicher ſetzen.

Ein Mäcenat. Wer dieſen in ſeinen Verſen braucht, giebt . . .	1 Stüber.
Geprieſner Mäcenat .	2 Stüber.
Saiten, Leyer, Rohr, für jedes	2 Deut.
Ein Haberrohr, eben ſo viel.	. .
Beſchwörung der Alten .	1 Schilling.
Und wer den Achill bannt, zahlt	2 Schillinge.
Ein Gott durch die Bank .	1 Stüber.
aber Apoll geht umſonſt mit darein.	
Fama, nachdem ſie ſtark oder ſchwach bläſt, ...	½ Stüber.
oder auch	1 Stüber.
Blitz, Hagel, Donner, oder andre Meteoren werden geſchätzt auf .	1 Deut.
Iſt die Doſis gar zu ſtark, ſo zahlt der Dichter . . .	4 Deut.
Der Zeiten Zahn zu wetzen .	1 Deut.
Liebesgötter und Grazien werden in dem Preiße bezahlt, wie die Götter überhaupt.	
Wenn die Grazien wiegen müſſen, koſtet es	1 Fettmännchen.
Flohr, Boy, Cypreſſen, wenn ſie zu der Leiche eines Handwerksmannes gebraucht werden, koſten .	1 Stüber.

Sind ſie aber für eine Standesperſon, nur . . . ½ Stüber.

Ein Wortſpiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant beſingt, koſtet billig . . . 1 Schilling;
und es iſt nicht zu viel; denn in der That iſt das Wortſpiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedichte.

Nach dieſen Preiſen werden die übrigen Taxen gar leicht feſtzuſtellen ſeyn.

Nun mache man einmal den Ueberſchlag auf folgende Art: Unter 6586 elenden Dichtern ſind wenigſtens 4000 Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niederſachſen, ich will nur wenig ſagen,

10000 Geburtstage,
20000 Namenstage. Hierzu kommen:
1000 Hochzeiten ungefähr,
2000 Leichen, und
3000 außerordentliche Begebenheiten, die nothwendig beſungen werden müſſen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angeſtimmt wird, kommen wenigſtens 30 Stücke vor, die taxmäßig ſind. Dieſes beträgt nach einem Ueberſchlage, den ich ſehr ſorgfältig gemacht habe,

. . 105426 fl. . 1½ Stüber .

ſaluo errore calculi. Man kann mir nachrechnen, ſo wird man finden, daß die Summe richtig iſt. Unter dieſe Gedichte muß der Gedankenkontributionseinnehmer pflichtmäßig atteſtiren, daß die Taxe ohne Reſte, in guten gangbaren Münzſorten erlegt ſey; und alsdann hat der Verfaſſer die Erlaubniß, ſich mit der Unſterblichkeit zu ſchmeicheln; kein Menſch ſoll ſich unterſtehen, ihn einen elenden Reimer zu nennen, und niemand von der Geſellſchaft ſoll, bey ſchwerer Pön, und bey Strafe, das ganze Gedicht ſiebenmal durchzuleſen, befugt ſeyn, in das geiſtvolle Karmen eher, als nach völlig aufgehobner Tafel, Konfekt zu wickeln.

Da die arkadiſchen Dichter ſich nur mit Klee und Milch behelfen; ſo wird ihnen das Geld ohnedem nichts nütze ſeyn, und deſto eher können ſie einen Beytrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten will ich auch den vornehmſten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur . . .	¼ Stüver.
Kryſtallene Bäche . . .	⅛ Stüver.
Wer in eine Buche den Namen ſchneidet, giebt nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unſrer Münze . . .	6½ Schillinge.
Eine Heerde Lämmer .	1 Stüver.
Ein Bock . . .	1 Deut.
Ein Bock mit Glocken . .	2 Deute.
Hylax	4 Deute.
Käſe, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Markpreis bezahlt.	
Koſent iſt ſteuerfrey.	
Phyllis	¼ Schilling.
Eine grauſame unerbittliche Phyllis	1 Schilling.
Giebt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, ſo zahlt der Dichter für ihre Grobheit . . .	2 fl.
Erhängt ſich Myrtill . .	3 Schillinge.
Ein Schäferbengel, ein Limmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit . . .	1 fl.

unſre geſitteten Schäferdichter können es alſo auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer ſich dieſen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß ſein Schäfergedicht witzig, artig und ſchalkhaft ſey. Er ſoll niemals an den Virgil und Fontenelle gedenken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beyfällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieſer erlegten Gedankenſteuer ſoll er der göttlichſte Dichter in Ober- und Niederſachſen ſeyn, da er außerdem freylich der unſinnigſte Narr in ganz Arkadien ſeyn würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarife ſeyn ſoll, welchen ich künftig wegen dieſer Gedankenſteuer bekannt machen will, woferne mein Vorſchlag den gehofften Beyfall finden ſollte; ſo werde ich für itzt nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben dieſe Weiſe zu taxiren. Im Vorbeygehen will ich nur erinnern, daß in einem Trauerſpiele

ein O! . . .	2 Stüver,
ein Ach! . . .	2 Stüver,
ein O! und Ach! zuſammen .	4 Stüver,
ein O! ihr Götter! .	6 Stüver,
ein Dolchſtich . .	1 Schilling,
und ein jeder matter Gedanke	1 Deut,

koſten ſolle. Und wer ein gar zu elendes Trauerſpiel verfertigt, wenn es auch ſchon nach allen Regeln des Ariſtoteles elend wäre, der ſoll es entweder in ſeinem eignen Kamine verbrennen; oder, wenn er doch ſo hartnäckig iſt, es öffentlich aufführen zu laſſen, ſo ſoll er dem Publiko pro redimenda vexa . 5 fl. erlegen, die ich zu meiner Gedankenſteuer nehmen, und ſodann auf meine Koſten die öffentliche Kritik veranlaſſen will: **Daß wir nunmehr in unſerm Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unſern ſtolzen Nachbarn entgegenſetzen können.**

Bey den **Luſtſpielen** werde ich mich ſchon etwas länger aufhalten müſſen. Da der Verfaſſer und die Komödianten mit den **artigen Unflätereyen** den meiſten Beyfall und das meiſte Geld verdienen; ſo werde ich wohl auf dieſe die ſtärkſte Taxe legen. Ich werde aber einen ſehr ſorgfältigen Unterſchied zwiſchen den witzigen Zoten des Dichters, zwiſchen dem zweydeutigen Schwunge, den die Mienen, die Ausſprache, und beſonders die Stellung des Frauenzimmers, welches die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwiſchen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutſchland giebt es auf dem Parterre viel witzigen und angeſehenen Pöbel,) bey einer Stelle macht, die weder der Dichter unvorſichtig gedacht, noch der Komödiant leichtſinnig vorgeſtellt hat.

Wegen unſrer höhern Gedichte bin ich bey mir ſelbſt noch ſehr unſchlüßig. Ich weis in der That noch nicht, wodurch ich am meiſten verdienen werde: Ob durch das **hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner** einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters; oder durch die **glänzende Sonne** und **liebliche Wonne** unſrer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotiſche Vorſorge ſich auf alle Arten des Witzes erſtreckt; ſo kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen ſorge, welche in den übrigen

Arten der Gedichte unſterblich werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Manne nicht einmal ihre Proſa zu leſen anſinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie ſollen in Geſellſchaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freylich, für baares Geld, denn ohne dieſes können ſie unmöglich verlangen, erträglich zu ſeyn.

Noch ein Paar Worte will ich von den *andern Arten der Skribenten* ſagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, ſich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunſtrichter, und vielmals ihr eignes Gewiſſen ſagen, daß ſie in dieſe ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verſchiednen meiner Landsleute *) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verſtand mit den reifenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutſchlands, und, wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weis ich nicht; daß es aber in der That ſo iſt, lehrt mich die Erfahrung alle Meſſen. Ich habe weiſe Knaben kennen lernen, welche in ihrem ſechzehnten Jahre, durch verſchiedne Blätter in moraliſchem Formate, ſtrenge und einſehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreyſſigſten Jahre waren ſie kaum noch geſchickt, einen Winkelſchulmeiſter abzugeben. Andere verfochten ſchon im funfzehnten Jahre das Anſehen und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wut, die man kaum von ihren Vätern, ſo gern auch dieſe verketzerten, erwartete; und zum großen Unglück unſrer Kirche waren ſie in ihrem vierzigſten Jahre ſo unwiſſend, daß man ihnen kaum mit gutem Gewiſſen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in ſeinen erſten Univerſitätsjahren neue Lesarten in den Pandekten erfand, und in dem Juſtinianus Schnitzer wies; aber was nahm es für ein Ende? Sein Verſtand hatte ſich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn ſie reifen ſoll. Je älter er ward, je weniger verſtand er; und itzt iſt er in ſeinem funfzigſten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poeſie iſt es eben ſo. Unſre witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

---

*) Daran dürfen wir unſre Leſer nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Panßa dieſes ſchreibt.

Ich habe keine Hoffnung, dieſe jungen Greiſe zu beſſern, wenn ich ihnen gleich aus unwiderſprechlichen Gründen darthun wollte, daß ſie gewiß länger verſtändig ſeyn würden, wenn ſie etwas ſpäter anfiengen, witzig zu ſeyn, und daß die Behutſamkeit, ſich in der erſten Jugend nicht allzu geſchwind zu verewigen, das ſicherſte Mittel eines Schriftſtellers ſey, ſich nicht zu überleben. Alles dieſes würde ich ihnen ſagen, und würde es ihnen beweiſen: aber die guten Kinder ſind gar zu ſcharfſinnig, als daß ſie es einſehen, und gar zu gelehrt, als daß ſie es verſtehen ſollten. Sie möchten weinen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will ſie ihnen alſo laſſen, und ich will ihnen ſo gar die Freyheit laſſen, zu glauben, daß ſie erfahrne, beleſne, ſcharfſinnige, geiſtvolle . . . ich weis nicht alles, was ſie ſeyn wollen? mit einem Worte: ſie ſollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß ſie in der That das ſind, was ſie gewiß nicht ſind. Aber, meine Kinder, umſonſt kann ich Ihnen eine ſolche Thorheit nicht verſtatten. Sie müſſen mir für dieſe Erlaubniß etwas zu meiner Gedankenſteuer beytragen. Viel will ich von Ihnen nicht nehmen, weil Sie größtentheils noch unmündig, und außer dem, was Ihnen Ihr mildthätiger Verleger großmüthig zuwirft, noch nicht Herren über Ihr Vermögen ſind: aber gar umſonſt können Sie es auch gewiß nicht verlangen. Und wenn Ihnen auch die Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; ſo dürfen Sie ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht lange, und nicht viel länger, als zehn Jahre, dauern. Denn, wer in ſeinem zwanzigſten Jahre ein unſterblicher Autor in Quart iſt, der iſt gemeiniglich im dreyßigſten Jahre Korrektor in einer Druckerey, und alſo von dieſer Auflage befreyt.

So ſoll, zum Exempel, ein moraliſcher Knabe, welcher nur vor ein Paar Jahren noch am Kinderzaume lief, und itzt ſchon die Welt lehrt, wie ſie auf dem Wege der Tugend wandeln ſolle, für das Vergnügen, ein lehrreicher Skribent zu heißen, in meine Kaſſe geben . . 1 fl. .

Iſt er in ſeinen Schriften ſatyriſch und macht die Welt lächerlich; ſo giebt er doppelt ſo viel.

Dieſe beiden Sätze verſtehen ſich nur von dem Falle, wenn unſer Autor noch ſo billig iſt, und es bey *Verſuchen und Glückwünſchungsſchreiben* auf den Geburtstag ſeines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag ſeines Onkels, oder auf andre dergleichen Familienfeyer bewenden läßt. In dieſen Fällen erlaube ich ihm, für dieſen Preiß ſich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaßen, der ſonſt nur Männern gehört, welche ſchon ſeit vielen Jahren gewohnt ſind, zu denken, welche die große Welt, und alſo mehr Leute kennen, als ihre Mütter und ihre lieben Ammen. Wagt ſich aber unſer ſchreibender Knabe weiter, und ſucht ſeine Stadt mit moraliſchen Wochenblättern heim; ſo muß er wöchentlich geben 4 Schill. Dieſes giebt er ſo lange, bis er ſich barbieren läßt. Damit aber auch hierbey kein Unterſchleif vorgehe, und er nicht etwan, wie verſchiedne Autores thun, ſich nur pro forma barbieren laſſe; ſo ſoll die erſte Verwüſtung ſeines Barts in Gegenwart eines Notarien geſchehen. Bezeugt dieſer ihm die erfoderliche Reiſe, ſo giebt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wollte es gern auf eine jährliche Ablieferung ſetzen; ich darf es aber um deswillen nicht wagen, weil die Kräfte eines ſo zarten Moraliſten es ſelten ein Jahr lang aushalten; und gleichwohl mache ich mir ein Gewiſſen, die Taxe, wie ich ſonſt in Anſehung der Hinfälligkeit ihres Verſtandes und Witzes wohl thun könnte, zu erhöhen, da vielleicht dieſe guten Kinder, ohne es öffentlich zu geſtehen, die billige Abſicht haben, nach dem bekannten Sprüchworte, etwas zu lernen, da ſie andre lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müſſen. Es iſt gefährlich, ſie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; ſie kratzen, und ſprudeln lauter Ketzer um ſich. Aber ich habe noch mehrere Urſachen, als dieſe, ſie zu verſchonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: ſo wie ich immer gern ſehe, wenn unſre Jungen auf der Gaſſe als Soldaten ſpielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus dieſen Buben ſtreitbare Männer werden können. Hierzu kommt noch dieſes, daß gemeiniglich ihre eignen Verwandten an den Verketzerungen dieſer Unmündigen Urſache ſind. Sie führen gar oft ihre eignen Kriege durch die Feder dieſer jungen Helden. Sie freuen ſich, daß ihre Sache ſo gerecht iſt, daß ſie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen alſo will ich ſie für ihre Perſon mit einem

Beytrage zu meiner Gedankenſteuer verſchonen; aber ihre Aeltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverſtand dieſer guten Kinder mißbrauchen, ſollen für ſie bezahlen. Inzwiſchen iſt es doch nöthig, zu ſorgen, daß dieſe orthodoxen Buben nicht gar zu ungezogen werden, und, wie es immer geſchieht, den Wohlſtand nicht gar zu ſehr beleidigen. Wagen ſie ſich zum Exempel an einen Mann, deſſen Gelehrſamkeit und wahre Verdienſte um alle Arten der Wiſſenſchaften die unparteyiſche Welt erkennt, deſſen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als dieſen, daß er nicht eben das glaubt, was unſer Knabe und ſeine Mutter glauben; wagt er ſich an dieſen Mann, und beobachtet nicht alle Beſcheidenheit, die geſittete Männer auch alsdann einander ſchuldig ſind, wenn ſie ſchon nicht einerley Meynung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeynt; ſo ſoll ihn ſein Präceptor ſtäupen, und ihm für jeden ungeſitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, ſich einzubilden, daß er nicht wegen ſeines Muthwillens, ſondern als ein junger Märtyrer gepeitſchet werde.

Dieſe zwo Proben werden genug ſeyn, meinen Leſern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Skribenten zu meiner Gedankenſteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftſteller und Gelehrte gewiß nicht vergeſſen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben ſollten, und welche dem unerachtet ſich von ihrer Gröſe, von ihrer Gelehrſamkeit, von ihren Verdienſten um die Welt, und endlich von ihrer Unſterblichkeit ganz

fal

falſche, oder doch allzu ſchmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe ſchon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich dieſen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht ſetze; ſo will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen Sie näher, meine Herren! Kriechen Sie einmal aus Ihren gelehrten Löchern hervor! Sie ſollen die Muſterung paſſiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zuſammen! Was für finſtre und unbekannte Geſichter erblicke ich!

Aber Sie, mein Herr, mit der ſtolzen Autormiene, Sie kenne ich gar wohl. Dieſe hochmüthigen Züge habe ich vor dem großen Quartanten geſehen, in welchem Sie die Menſchen alle Pflichten lehren wollen, die ein geſittetes und tugendhaftes Leben erſodert. Ihr ſtolzes Lächeln verräth die Zufriedenheit, die Sie empſinden, indem Sie ſehen, wie genau ich von Ihrem Buche unterrichtet bin. Aber, hüten Sie ſich wohl, daß Sie nicht gar zu zeitig ſtolz werden. Ich habe Ihren Quartanten geleſen; aber zugleich habe ich auch die zehn Quartanten geleſen, aus welchen Sie den Ihrigen zuſammengeplündert haben. Dieſen Raub müſſen Sie büßen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben ſoll, Sie wegen Ihres Diebſtahls vor das kritiſche Gericht zu ziehen; ſo geben Sie mir jährlich für dieſen ſaluum conductum 10 fl. Warum ſchütteln Sie mit dem Kopfe? Iſt es zu viel? . . . Sie haben Recht; aber Sie geben dieſes auch nur ſo lange, bis Ihre gelehrte Schrift Makulatur wird, und ich hoffe, Sie werden dieſe Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht ſich Ihr Kollege hinter Sie? Scheut er ſich vor meiner Taxe, oder vor ſeinem

Gewiſſen? Nur heran, mein Freund! Worum verbergen Sie mir ein Geſicht, das ſich an dem Laden Ihres Verlegers der Straße öffentlich zeigt? Ich kenne dieſe tartüffiſchen Züge noch wohl. Eben dieſe iſt die heuchleriſche und traurige Miene, die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menſchlichen Herzens, die verborgenſten Urſachen dieſes Verderbniſſes, ihre unglücklichen Folgen, ſo wohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbeſondere, die wahren Mittel, wie man dieſem allgemeinen Verderbniß ſteuern und ſich ſelbſt vorſichtig darwider verwahren ſoll; mit einem Worte, der uns den Reiz der Tugend und das Verabſcheuenswürdige aller laſterhaften Ausſchweifungen auf eine ſo gründliche und ſo angenehme Art gezeigt hat, daß dieſe Schrift einen allgemeinen Beyfall und die größte Hochachtung verdient, ſo bald man vergeſſen haben wird, daß der Urheber derſelben Sie ſind . . . Faſſen Sie ſich! Ihre drohenden Blicke ſchrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der Sie das Verderbniß des menſchlichen Herzens ſo genau kennen, und doch vor ſich ſelbſt die Augen zudrücken! Der ſtrenge Sittenrichter erlaubt ſich die pöbelhafteſten Ausſchweifungen. Er ſchleicht ſich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um ſich in die Arme einer unzüchtigen Perſon zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm ſein eigenes Gewiſſen nagende Vorwürfe macht: er kann ſich gegen die Vorwürfe nicht verantworten; er iſt aber auch zu verhärtet, als daß er ſich dieſe zu Nutze machen ſollte. Um deswillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht faſt kein Tag, wo man nicht dieſen ſtrengen Richter des menſchlichen Herzens trunken nach Hauſe ſchleppt. Seine Kinder ſehen dieſes. Die Töchter weinen in dem Schooße der untröſtlichen Mutter; aber ſein Sohn erwartet ſchon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt ſeyn wird, ſich auch zu berauſchen. Eine ſolche Unordnung muß allerdings die vollige Zerrüttung ſeiner Wirthſchaft nach ſich ziehen. Er ſinnt alſo auf Mittel, den außerordentlichen Aufwand beſtreiten zu können. Er borgt, und hat ſchon ſo viel geborgt, daß ihm niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man ſeiner Vorſorge anvertraute, hat ſeine Ausſchweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun iſt dieſe Quelle auch erſchöpft, und die Zeit kommt, da er Rechnung ablegen ſoll. Er zittert, wenn er an dieſen ſchrecklichen Augenblick gedenkt; aber durch die freundſchaſtliche Beyhülfe eines eben ſo großen Betrügers, als er iſt, hat er ſich mit untergeſchobnen Quittungen verſehen, und ſich gefaßt gemacht, einen Eid zu ſchwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn dieſe Zeit wird erleben laſſen. Seine täglichen Ausſchweifungen und ein Gewiſſen, welches ſich nicht ganz übertäuben läßt, verzehren die übrigen Kräfte ſeines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äußerſten Armuth verlaſſen. Sein Sohn wird, durch das Beyſpiel des Vaters geſtärkt, ein würdiger Sohn ſeines Vaters, und, wie er, ein elender Böſewicht ſeyn. Die betrognen Gläubiger werden ſein Andenken verfluchen; und wie viel Unſchuldige werden nach ſeinem Tode noch hungern müſſen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! . . . Und Sie, mein Herr, der Sie dieſer Böſewicht ſind, Sie ſchämen ſich nicht, uns ein ſo vortrefliches Buch von der Verderbniß des menſchlichen Herzens zu ſchreiben, in welchem eine jede Zeile für Sie ein ſchreckliches Urtheil iſt? Ich mache mir ein Bedenken, Sie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen. Die ganze Geſellſchaft der andern Kontribuenten würde ſich Ihrer ſchämen müſſen; denn dieſe Steuer iſt nur für lächerliche Thoren entworfen und nicht für Böſewichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieſer will ich Sie, Nichtswürdiger! überlaſſen.

Wer iſt der Unbeſcheidne, der mich ſo gewaltſam bey der Bruſt anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte und in Gegenwart ſo vieler Perſonen nicht ſicher? Hier iſt meine Uhr und meine Börſe, mehr habe ich nicht bey mir . . . Sie wollen beides nicht? alſo ſind Sie kein Straßenräuber? Aber warum packen Sie mich ſo mörderiſch an? . . . O das hätte ich nimmermehr errathen! alſo ſind Sie ein Advokat, der dieſem unglücklichen Moraliſten, wider den Richter und wider mich beyſtehen will? Aber warum wollen Sie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts geſagt, als was Sie ſelbſt geſtehen müſſen. Womit können Sie es verantworten, daß Sie dieſem Manne die falſchen Quittungen gefertigt und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu ſchworen? . . . In Ihre Inauguraldiſputation hätten Sie dieſes mit einfließen laſſen? Und man hat Ihnen den Doktorhut aufgeſetzt, an ſtatt daß man Sie an den Pranger hätten ſchließen ſollen? Ueberhaupt iſt mir es ganz unbegreiflich, was Sie hier unter den Gelehrten wollen, und warum Sie hervor kommen, da ich die Gelehrten auffodre? . . . Halten Sie dieſes etwan für eine neue Beleidigung? Es iſt nur für Sie eine neue Wahrheit . . . Beruhigen Sie ſich: Ich will ein Mittel vorſchlagen, wie wir uns verſöhnen können; aber verſprechen Sie mir auch, daß Sie mich los laſſen und keine Klage wider mich anſtellen wollen. Wiſſen Sie was: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten, und daran kann Ihnen auch wenig liegen, da Sie ſo wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erſcheinen; aber für einen gelehrten Mann will ich Sie halten, und auch andre ſollen Sie dafür halten, wenn Sie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verſtehn Sie zwar nicht; aber deſto beſſer die Sprache der Rabuliſterey, welche die Gelehrten auch nicht verſtehn. Vernünftige Bücher haben Sie zwar niemals geleſen; aber dieſes hindert Sie nicht, zum Beweiſe einer einzigen Unwahrheit, hundert große Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen Sie kaum zu ſchreiben wiſſen. Dieſe gelehrte Pralerey haben Sie mit vielen großen Männern gemein. Was Ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das erſetzt Ihre Kenntniß von alten und neuen Manuſkripten, da Sie die Geſchicklichkeit haben, alte Dokumente nachzumachen und falſche Quittungen unterzuſchieben. In der Beredſamkeit haben Sie Ihre Stärke. Zwar denken Sie nicht, aber deſto gründlicher ſchreyen Sie; und kommen Sie einmal zur Feder, ſo ſchmieren Sie, trotz unſern arbeitſamen Schriftſtellern, und werden auch ſo wenig, als ſie, geleſen. Es iſt wahr, Sie ſind in Ihren Ausdrücken beleidigend, grob und pöbelmäßig; aber man thut unrecht, wenn man Ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit und Ihr Nutzen rechtfertigt. Schimpften Sie in altem und gutem Lateine, ſo würden Sie die Sprache unſrer beleſenſten Kritiker reden; aber, da Sie nur deutſch ſchimpfen, ſo ſagt man, Sie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden Sie freylich nicht; aber dafür ſind Sie auch im Stande zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik iſt der Grund aller mathematiſchen Wiſſenſchaften; und mich dünkt, Ihre Liquidationes ſind Zeugen, daß Sie vortreflich rechnen können. Mit einem Worte, wenn Sie mich aus Ihren juriſtiſchen Klauen laſſen und einen jährlichen Beytrag zu meiner Gedankenſteuer erlegen wollen; ſo ſollen Sie, ungeachtet Ihrer Unwiſſenheit und Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß Sie ein großer Rechtsgelehrter ſind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten. . . . . Wie? und damit ſind Sie noch nicht zufrieden? . . . Gut! ſo muß ich mir einen Mann ſuchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! Sie kommen mir gewünſcht. Das Amt, bey welchem Sie als öffentlicher Lehrer beider Rechte beſoldet werden, verbindet Sie, ſich meiner vor dem Richter anzunehmen und mich wider dieſen alten Zungendreſcher zu vertheidigen. Legen Sie dieſes Buch nur auf einen Augenblick aus Ihren Händen und hören Sie mein Anliegen. Dieſer ungerechte Mann, welcher, wie Sie ſelbſt ſehen, mich bey der Gurgel feſt hält . . . Ich verſtehe Sie nicht. Was wollen Sie mit Ihrer formula actionis ſagen? Dieſer Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltſam angefallen; ich will beweiſen, daß er mich nicht hätte anfallen ſollen: Iſt das nicht deutlich genug? . . . . Sie lächeln, Sie ſehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an und verlaſſen mich? Nur auf ein Wort! Verziehn Sie noch einen Augenblick: ich weiß nunmehr, wer Sie ſind. Ein Böſewicht ſind Sie nicht, wie mein Gegner: aber eben ſo ein großer Thor. Der Mißbrauch unſrer Rechtsgelehrſamkeit hat Ihnen einen Ekel davor beygebracht; allein eben dadurch ſind Sie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktiſche Rechtsgelehrſamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an Ihrem Pulte ruhig zu leſen, hat Ihnen dieſen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantiſcher Hochmuth, hat Sie in dem Verhaben beſtärkt, den betretnen Weg dererjenigen zu verlaſſen, die Advokaten heißen, und einen Weg zu wählen, der einſam iſt, auf welchem Sie aber auch deſto beſſer bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche dieſen Weg nicht gehen, und ſind mit Sich ſelbſt zufrieden, daß Sie alles dasjenige nicht wiſſen, was ein Rechtsgelehrter unſrer Zeit wiſſen muß; aber dafür wiſſen Sie von den Alterthümern der römiſchen Rechte die kleinſten Umſtände, die man bey unſern Zeiten gar füglich nicht wiſſen kann. Es iſt ein Unglück, daß Sie keinen Unterſcheid zwiſchen einem Zungendreſcher und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wiſſen. Dieſer würden Sie ſeyn können, ohne in den erſten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zween Gelehrte von Ihrer Art; aber niemals kann man zu viel geſchickte und gewiſſenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß Sie in Ihrer Art gelehrt und, wenn ich ſo ſagen darf, ſehr gut ſind, eine Univerſität aufzuputzen, das will ich Ihnen wohl noch einräumen; aber, daß Sie ein Recht zu haben glauben, andre neben ſich zu verachten; daß Sie glauben, Sie wären dem Vaterlande nützlicher, als ein Rechtsgelehrter, der ſich ſeiner Klienten vor Gerichte anzunehmen weis, welches Sie, mein Herr, bey allen Ihren Alterthümern nicht verſtehn, wie ich leider erfahren muß; daß Sie ſich ſchmeicheln, von der ſpäteſten Nachwelt mit Bewunderung geleſen zu werden, wenn Sie über die wahre Leſart eines alten vergeſſnen Geſetzes kritiſche Anmerkungen ſchreiben, die nicht einmal itzt jemand leſen mag; wenn Sie alles dieſes glauben, mein Herr, ſo ſind Sie ein Thor. Und wenn Sie das Recht haben wollen, noch ferner ſo ein eingebildeter Thor zu ſeyn; ſo müſſen Sie mir in meine Gedankenkaſſe jährlich 10 fl. ſteuern . . . Nur fort, halten Sie ſich nicht auf! Ich brauche Sie weiter nicht. Soluentur riſu tabulae, tu miſſus abibis. Und doch gefällt Ihnen dieſer Vers? . . . . Nein, ich mag weiter nichts von Ihnen hören. Vermuthlich wollen Sie mir bey dieſer Stelle Ihre tiefe Kenntniß der Alterthümer ſehen laſſen. Ich mag nicht ein Wort weiter von Ihnen wiſſen. Ich brauche itzt keinen Kritiker; einen geſchickten Advokaten brauche ich, der ſich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieſes Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden?

Aber hier kommt ein Richter, und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! der wird mich ſchützen. Dieſer große anſehnliche Mann mit der ernſthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle und dem Domherrnbauche iſt vermuthlich der Richter, den ich wünſche. Ja, mein Herr, ich kenne Sie, da Sie mir näher kommen. Erbarmen Sie ſich eines Unglückſeligen! Sie ſind ein Zeuge, wie gewaltſam mich dieſer Verräther hält. Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unpartheylichkeit . . . Warum bleiben Sie nicht hier? Warum wollen Sie weiter gehen? Ein Vater der Wittwen und Waiſen . . . Aber, mein Gott, warum eilen Sie ſo mißvergnügt von mir? Der Ruhm, den Sie als ein Beſchützer der unterdrückten Unſchuld, als ein Vertheidiger der Verlaßnen, als ein Chriſt . . . Gerechter Himmel! Iſt denn gar kein Mittel, Sie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen Sie dieſe Börſe von mir, mein Herr, und erwarten Sie von meiner ſchuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit mehreres. . . . Wie gefällig ſind Sie, mein Herr! Nunmehr ſetzen Sie ſich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten Sie ſo viel Zeit nicht, mich nur im Vorbeygehen anzuhören. Dieſer Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straße angefallen . . . Ich werde gewiß erkenntlich ſeyn . . . . . Er faßte mich mit der mörderiſchen Grauſamkeit eines Straßenräubers bey der Bruſt an . . Wie gefällt Ihnen meine Uhr? Ich warte Ihnen damit auf . . . Alle glimpfliche Vorſtellung, die ich ihm that, waren vergebens . . . Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebſte . . Ich führte dieſem Verräther zu Gemüthe . . . Ereifern Sie ſich nicht, mein Herr, Sie erzürnen ſich zu heftig! So laſſen Sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht ſind Sie? Und wie überzeugend muß mein Vortrag geweſen ſeyn, da Sie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich verſprochen habe; ja, ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankenſteuer geben zu dürfen, ſollen Sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben zu glauben, daß Sie wirklich ein Mann von Einſicht, ein unpartheyiſcher Richter, ein Vertheidiger der Verlaßnen, ein Retter der unterdrückten Unſchuld ſind. Dieſe Zeit über ſoll es keinem Menſchen erlaubt ſeyn, Ihnen die verdrüßlichen Wahrheiten zu ſagen, daß Sie ein ungeſchickter, ein unwiſſender Mann ſind! daß Sie auf die gerechte Sache der Noth-

Mitleidenden eher nicht Acht haben, als bis Ihr niederträchtiger Geiz durch Geſchenke aufgemuntert wird; daß Sie Ihre große Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verſtecken und Ihre natürliche Dummheit durch ein vornehmes Stillſchweigen zu verbergen wiſſen; daß Sie kaum Thürſteher ſeyn würden, wenn Sie nicht die Untreue Ihrer gefälligen Frau aus dem Pöbel, für den Sie geboren waren, hervorgezogen und auf den Richterſtuhl gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von dieſen Vorwürfen ſoll man Ihnen binnen dieſem Jahre machen. Ja, damit Sie ſehen ſollen, wie wichtig der Dienſt iſt, den Sie mir itzt geleiſtet haben; ſo ſollen Sie auf Ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsſchriften Ihrer demüthig hoffenden Klienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube Ihnen, bey Leſung dieſer Zueignungsſchriften zu glauben, daß Sie ein gelehrter Mann, daß Sie der Mund der Weiſen ſind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Euern Hochweisheiten zu ſeyn.

Dem Himmel ſey Dank, aus dieſer Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängſtiget! Ich bin außer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füßen zu erhalten.

Wer ſind Sie, mein Herr? Was wollen Sie mit meiner Hand machen? Iſt das ein neuer Angriff?

O, nun merke ich wohl an Ihrer horchenden Miene; mein Puls iſt es, den Sie ſuchen. Gut, Herr Arzt, Sie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben Sie meine Hand. Fühlen Sie einmal, recht aufmerkſam fühlen Sie; können Sie wohl aus dem Schlage des Pulſes errathen, über wen ich mich am meiſten ereifert habe; ob über den Moraliſten, oder die Advokaten, oder den Richter? . . . . Und dieſe Frage nehmen Sie ſo ungütig auf? Der Vorwurf, den Sie mir machen, iſt ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneykunſt; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben ſo wohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuſcher, welche nichts verſtehen; welche, wie Sie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneyen zum Beſten der Apotheker, ohne Verſtand, verſchreiben, und, wenn endlich der Patient daran erſtickt iſt, die Belohnung für den kunſtmäßigen Mord von den Erben fodern wollen. Ich ſage eben nicht, daß ich Sie, mein Herr, für einen ſolchen Marktſchreyer halte; aber das werden Sie mir doch erlauben, zu ſagen, daß Sie die Miene eines ſolchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. . . . . Im Ernſte? Und Sie ſind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm Ihrer Schriften ſind Sie das geworden? Wer hätte ſich dieſes ſollen träumen laſſen! Aber, mein Herr, unter uns geſprochen: Machen Sie ſich denn gar kein Gewiſſen, ein Leibarzt zu ſeyn und ſich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit Ihnen geſprochen, und doch habe ich auch in dieſen wenigen Augenblicken Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß ſie beides nicht ſind.. Geſtehen Sie mir es aufrichtig: wir ſind hier ganz allein und es hört uns keine Seele . . . . . Nun das war in der That aufrichtig! Alſo iſt es nur die Thorheit der Kranken und die Unwiſſenheit Ihrer Leſer, welche Sie zum Boerhave macht? Ich will Ihre Treuherzigkeit nicht mißbrauchen; die Welt mag auf Ihre eigne Gefahr glauben, was ſie will. Und, mein Herr, wenn Sie mich nicht tödten wollen, ſo will ich Jhnen einen wichtigen Dienſt leiſten. Sie ſollen das Recht erlangen, ſelbſt im Ernſte zu glauben, daß Sie wirklich geſchikt und gelehrt ſind, und kein Menſch ſoll das Recht haben, Sie in dieſer Einbildung zu ſtören, wofern Sie einen Beytrag zu meiner Gedankenſteuer geben. Erlegen Sie für jeden Kranken, den Sie kraft Jhrer Kunſt erwürgen, 1 fl. und für jeden Paragraph Jhrer Schriften, den man nicht leſen mag, 1 Stüver; ſo ertheile ich Jhnen Macht und Gewalt, ohne Widerſpruch ein berühmter Arzt und ein gelehrter Skribent zu heißen. Leben Sie wohl!

Er geht fort. Dieſer war doch ein beſcheidner Arzt, der ſeine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele ſo beſcheidne Aerzte im weſtphäliſchen Kreiſe geben mag? Das wird gewiß einen anſehnlichen Beytrag ausmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. giebt. Und wenn ich auch ein Jahr [illegible]r, nur hundert ſolche Märtyrer ſeiner Kunſt . . .

Wer lacht hinter mir? . . . . Spotten Sie über mich, mein Herr, oder was iſt Jhnen ſonſt an meiner Berechnung lächerlich? Mich dunkt, es iſt ſo gar beſcheiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt, ins Geſicht zu lachen . . . . Alſo lachen Sie nicht über mich, ſondern über dieſen Arzt? und woher kennen Sie ihn? . . . . . Der Unglückliche! Wie ſehr dauert er mich nunmehr! Und bey allen dieſen bittern Bosheiten glauben Sie doch, mein Herr, noch ein Recht zu haben, ſich einen Satyrenſchreiber zu nennen? Hätten Sie ihm das Leben genommen; ſo würden Sie barmherziger geweſen ſeyn, als da Sie ihn um ſeinen guten Namen und zugleich, (da er durch Sie einmal lächerlich worden, um weitre Beförderung und

den

und den größten Theil ſeines Glücks gebracht haben, Er iſt vielleicht ſo gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können: aber er hat auch, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu ſpielen. Ich will es Ihnen glauben, daß ſeine Schriften fehlerhaft und ſehr elend geweſen ſind; aber er kann ungelehrt und elend ſchreiben, und dennoch in ſeiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann ſeyn. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt ſeyn, wo er ſein Glück ſuchte; was war Ihre Abſicht, als Sie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch Ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen Sie ſo aufrichtig ſeyn, zu geſtehen, daß Sie ihn nur um deswillen niedergetreten haben, weil Sie befürchteten, er möchte durch ſeine Beförderung Ihr Glück, oder das Glück Ihrer Freunde hinde[illegible]? Wollten Sie etwan zeigen, wie gelehrt Sie ſelbſt [illegible]ren, da Sie die Unwiſſenheit dieſes Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich iſt Ihr Sieg über einen ſolchen Ignoranten? . . . . Alſo war keine von dieſen die Urſache Ihres feindſeligen Angriffs? Deſto ſtrafbarer ſind Sie, da Sie mit kaltem Geblüte einen Mann ſo lieblos würgen konnten, der Ihnen gleichgültig ſeyn mußte. . . . . Aber, warum ruheten Sie wenigſtens nicht nunmehr, da Sie ſahen, daß er dem ungeachtet auf gewiſſe Maaße ſein Glück gemacht hatte? Iſt es nicht wahr, nun arbeitete Ihr Hochmuth an ſeinem Untergange? Ihre Abſicht war geweſen, dieſen Mann ſo verächtlich zu machen, daß ein jeder ſich des Umgangs mit ihm ſchämen ſollte; und doch gab ihm der Fürſt ein kleines Amt und einen Rang. Das war Ihrem Ehrgeize empfindlich. Die

Welt würde an der Stärke Ihres Witzes gezweifelt haben ; dieſer würde der Welt nicht länger ſo fürchterlich geweſen ſeyn. Es war alſo nöthig, noch einen Angriff zu wagen. Sie verdoppelten Ihren Witz und Ihre Bosheit. Und konnte denn dieſes nicht anders geſchehen, als wenn Sie die Welt an den Stand und an die Thorheiten ſeines verſtorbenen Vaters erinnerten ? Die Fehler des Vaters ſollten alſo noch den unſchuldigen Sohn niederdrücken ? Ihre Wut . . . . . fallen Sie mir nicht in die Rede ! Ihre Wut gieng ſo weit, daß Sie ihm auch ſeine zufriedne Ehe vergällten. Was waren Ihre grauſamen Abſichten, da Sie die Aufführung ſeiner Frau der Stadt zum Geſpötte machten ? Vielleicht war ſie mehr unvorſichtig, als ſtrafbar; vielleicht erdichtete Ihr tückiſcher Witz Laſter, wo er nur Fehler fand. Aber dieſe Unglückſelige war die Frau Ihres Feindes ; eines Feindes, der Sie niemals beleidigt hatte. Sie ſtörten ihn alſo in dem Vergnügen ſeines Eheſtandes. Er mußte ſich einer Frau ſchämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichſte Frau geweſen war ; aber dennoch mußte er ſich ihrer ſchämen, weil ihn die ganze Stadt wegen ſeiner Frau verſpottete. Ueberlegen Sie nun einmal, mein Herr, was waren die ſchrecklichen Folgen Ihres unmenſchlichen Witzes ? Sie ſcheinen noch darüber zu frohlocken, da Sie unverſchämt genug ſind, mir alles mit einer ſo heitern und zufriednen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieſer Mann mit dem erſten Schritte, den er in die Welt that, um ſein Glück zu machen, unſrer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihm an dem Fortgange ſeines Glücks gehindert. Er würde bey ſeinem Fleiße vielleicht ein geſchickter Arzt geworden ſeyn: aber man trug Bedenken, ſich einem Manne anzuvertrauen, deſſen Name ſchon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn ſeine Umſtände, von dieſer Profeſſion zu leben; Er ward alſo ein Quackſalber, durch deſſen Hände ſo viele Unſchuldige ihr Leben verlieren. Fällt es Ihnen niemals ein, daß Sie durch Ihren wütenden Witz die erſte Urſache aller dieſer Mordthaten ſind? Ich habe nicht Urſache zu zweifeln, daß ſeine Frau tugendhaft, und wenn ich viel einräumen ſoll, nur nicht vorſichtig genug geweſen iſt: wenigſtens waren Sie der erſte, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor ſie ihren guten Namen ohne Rettung. . . . Gut, ich will es zugeben, daß ſie in den folgenden Jahren ſich der größten Ausſchweifungen auch öffentlich nicht geſchämt hat; aber wer war ſonſt Schuld daran, als Sie? Die Verzweiflung hat dieſe Unglückliche laſterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun ſchon einmal auf ewig verloren. Sie gab ſich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeſchränkte Aufführung die Stadt eines beſſern zu überreden; aber Sie, Grauſamer! ließen Sie nicht aufkommen. Je vorſichtiger ſie lebte, deſto verdächtiger wußten Sie ihre Vorſicht zu machen. Wie ſtandhaft muß eine Frauensperſon ſeyn, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn Sie auch ſieht, daß es ganz vergebens iſt, die Welt von Ihrer Tugend zu überzeugen! Sie ſehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie ſtürzte ſich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem ſie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben Sie, eben Sie, mein Herr, haben ſich aller dieſer ſchändlichen Ausſchweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerey des Mannes iſt auch eine betrübte Folge von Ihrer Feindſeligſeligkeit. Er wollte ſich der nagenden Gedanken von ſeiner Schande, und ſeiner unglücklichen Ehe entſchlagen: War ein Mann von ſeiner Erziehung nicht zu entſchuldigen, daß er dieſes durch die Völlerey that? Noch eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichſte zu ſeyn ſcheinet: Zittern Sie nicht, wenn Sie an die unglücklichen Kinder dieſer Ehe gedenken? Wer iſt Urſache, denken Sie einmal ernſthaft nach, wer iſt die wahre Urſache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter laſterhaft gemacht hat . . . Und bey dem allen können Sie mich noch ſo ruhig anſehen; noch immer ſo zufrieden mit Ihren Handlungen ſeyn? Wären Sie wohl ſtrafenswürdiger geweſen, wenn Sie dieſem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Bruſt geſtoßen hätten? Wenigſtens würde er auf dieſe Art aller der Schande und allem dem Jammer entgangen ſeyn, worein er durch Ihre Pasquille geſtürzt worden iſt . . . Ja, allerdings, durch Ihre Pasquille. Sie ſchämen ſich des Namens eines Pasquillanten; und ſchämen Sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun ſind Sie doppelt ſtrafenswürdig, da Sie Ihre Unverſchämtheit ſo weit treiben, daß Sie Ihre ehrenrührigen Schriften Satyren nennen. Entheiligen Sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher ſo einen wichtigen Theil unſrer Sittenlehre ausmacht, und deſſen niemand würdig ſeyn kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Menſch iſt! Durch Ihren Mißbrauch machen Sie der Welt die Satyre verdächtig. Man zittert vor der Satyre, weil man Sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasquillanten zittert. Die rächenden Geſetze . . . Nein, mein Herr, ich kenne nun Ihre ſpottende Miene. Ich weiß es gar wohl, daß Sie das nicht im Ernſte von mir bitten; aber, einer ſo anſtändigen Strafe ſind Sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankenſteuer von 100 Gulden, die Sie mir anbieten, damit Sie die Erlaubniß von mir löſen mögen, zu glauben, daß Ihre Pasquille Satyren ſind, daß Ihre Wut Scherz, Ihr würgender Unſinn geſalzner Witz, und Ihr menſchenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit ſey; dieſer Vorſchlag iſt ein neuer Beweis Ihrer verſtockten Unbilligkeit. Ich überlaſſe Sie der Züchtigung der Geſetze, und, wenn Sie verwegen genug ſind, auch dieſe zu trotzen, ſo überlaſſe ich Sie der Empfindung Ihres eignen Gewiſſens, welches Zeit genug Ihr unerbittlichſter Richter ſeyn wird. Aber das Einzige will ich Sie noch bitten: Halten Sie diejenigen nicht für Ihre Freunde, welche über Ihren Witz lachen, oder Ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man ſchmeichelt Ihnen, wie man einem wütenden Hunde ſchmeichelt, daß er uns nicht zerreißen ſoll. So bald Sie nicht mehr im Stande ſeyn werden zu ſchaden; ſo bald werden Sie ſehen, wer Ihre Freunde waren, und daß Sie die ganze Welt verflucht. . . . Wie, raſen ſie! Nein, mein Herr, alle dieſe wilden Drohungen ſchrecken mich nicht! Ich weiß ein Mittel, mich zu vertheidigen. Nunmehr kennt Sie die Welt zu genau, als daß mir dieſe Drohungen fürchterlich ſeyn ſollten. Habet foenum in cornu! . . .

Was geht denn Sie dieſes Sprüchwort an, mein Herr? Wer ſind Sie? und wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Fauſt zu überfallen? Ich ſehe Sie in dieſem Augenblicke zum erſten male, und Sie wollen glauben, ich habe Sie beleidigt? Kann man denn nicht von einem Ochſen reden, der Heu zwiſchen den Hörnern hat, ohne daß Sie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen Sie mir in der Stellung eines Mannes, der den Verſtand in der Fauſt hat? Halten Sie an Sich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigſten ſagen Sie mir nur Ihren Namen; und aus welchem Dorfe ſind Sie? . . O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen laſſen. Alſo ſind Sie ein deutſcher Kunſtrichter? Und dieſer handfeſte Schwarm, der mit aufgehabnen Fäuſten und blokenden Zähnen Ihnen beyzuſtehen droht; wer ſind denn dieſe? . . . auch Kunſtrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankenſteuer von Ihnen fodern; Nur laſſen Sie mich in Ruhe.

Wie unvorſichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervor gebannt habe! O! meine Herren, gehen Sie zurück; ich bitte Sie inſtändigſt, gehen Sie alle wieder zurück in Ihre Studierſtuben. Die Meſſe iſt vor der Thüre; die Preſſen warten auf Ihre gelehrten Schriften; bringen Sie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, Ihre Werke zu bewundern; eilen Sie der Unſterblichkeit mit ſtarken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen Sie verſäumen.

Sie kehren ſich um; ſie verlaſſen mich; ſie eilen fort; ſie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von dieſem ſchreibenden Pobel nichts erfahren wirſt! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine ſo gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheiſchig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankenſteuertarife zu geben; ſo werde ich nunmehro, wie ich glaube, dies Verſprechen zur Genüge erfüllt haben. Man kann aus dieſem Entwurfe die Abſicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierinnen unterſtützen, da ich hiebey ohne den geringſten Eigennutz handle; da man ſieht, wie viel Thoren durch dieſe Gedankenſteuer gebeſſert, oder, wenn dieſes zu bewerkſtelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That ſchwer iſt, wie viel Nutzen zum wenigſten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andre Thoren, die aus Hunger unvernünftig geweſen ſind, durch dieſe Gedankenſteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüßig ſeyn, daß ich mich weiter dabey aufhalte. Damit ich aber doch die Vortheile meines Projekts in ein deſto deutlicheres Licht ſetze; ſo will ich eine Geſellſchaft beſchreiben, in der ich mich vor etlichen Monaten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe ſetzen: daraus wird man ſehen, was für erſtaunliche Summen in ganz Deutſchland zuſammen kommen müſſen, wenn meine Gedankenſteuer allgemein werden ſollte, da ſchon von der kleinſten Geſellſchaft, in der ich war, der Beytrag ſo anſehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktſchiffe von Frankfurt nach Maynz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Geſellſchaften ſehr wenig zu reden und ſehr gern viel zu hören; ſo ſetzte ich mich in einen einſamen Winkel, wo ich die meiſten der Geſellſchaft überſehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der erſte, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er trat eben in das Schiff, als ſich ein ſchreckliches Gelächter unter den Schiffern und einigen von der Geſellſchaft er-

erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir ſaß, nach der Urſache davon, welche mir antwortete: »Der Herr hätte einen kleinen Spaß gemacht. Es »werde was zu lachen ſetzen, da dieſer Herr bey uns »wäre : er ſcheine auf guter Laune zu ſeyn, und wenn »er einmal anfange zu ſpaßen, ſo müſſe man vor La»chen berſten.» Ich erſchrack ſehr über dieſe Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher ſich außer ſeiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig geſoffen haben mochte, trat bey dem Maſtbaume in die Hohe und überſchüttete uns mit ſeinen unglücklichen Scherzen. Wortſpiele, ſchmutzige Zweydeutigkeiten und andre Beluſtigungen des Pöbels waren der Innhalt ſeiner Erzählungen, welche immer mit einem beyfälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war ; denn wenn das Volk über ſeine Scherze nicht lachte, ſo ward er beſchämt und verdoppelte ſeinen Unſinn, um den Zuhörern den Zweifel an ſeinem Witze zu benehmen. Dieſer Mann wird mir ein anſehnliches in meine Kaſſe bringen!

Für das Vergnügen zu glauben, daß er ein witziger Kopf ſey, ſoll er geben 2 fl.

Wenn er ſich einbilden will, daß man ihn bewundert und nicht für das, was er eigentlich iſt, für einen Stocknarren hält ; ſo kann er weniger nicht geben, als 1 fl.

Für eine jede Unfläthereу, die er ſagt, um die Aufmerkſamkeit der Zuhorer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüber. Ich habe auf dieſer Reiſe dreyßig Zoten von Wichtigkeit gehört ; dieſe thun zuſammen 30 Stüber.

Alle Wortſpiele, wenn ſie nur albern ſind, hat er frey; fallen ſie aber ins Grobe und Ungezogene, ſo zahlt er dafür halb ſo viel, als für eine Zote.

Lacht er zuerſt über ſeine Einfälle, wie er immer zuerſt lacht, ſo giebt er 1 Albus. Und weil ſich dieſes nicht ſo genau nachrechnen ließ; ſo rechne ich ihm für dieſe Freyheit ein für allemal 1½ fl.

Hebt er einen aus der Geſellſchaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, ſo giebt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieſer mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf ſolchen Fall iſt er ſteuerfrey. Ich habe fünfe von der Geſellſchaft gezählt, mit denen er ſich auf dieſe Art luſtig machte, und dieſes beträgt 3½ fl. Er war damals ſo vorſichtig, ſich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort beſorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: So oft es mit ſeinem Witze gar nicht mehr fort wollte und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; ſo oft brachte er unvermuthet eine Anſpielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal ſeine gehofte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausſtund, wollte faſt raſend vor lachen werden, ſo oft er, nach ſeiner Sprache zu reden, dergleichen Schwenke machte. Ich wollte wohl wünſchen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtſinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger ſtellen möchte. Weil aber dieſes nicht geſchehen wird und nicht füglich eingeführet werden kann, ohne die anſehnlichſten Geſellſchaften um ihre witzigſten Köpfe zu bringen; ſo will ich auf dieſen pöbelhaften Witz eine deſto höhere Steuer le-

legen. Ein ſolcher unanſtändiger Scherz wird mit ½ fl. bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er ſich fünfmal damit geholfen hat; das thäte alſo 2½ fl.

Auf dieſe Art hätte ich von dieſem einzigen Manne, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man ſelber nach, was dieſes wohl in Deutſchland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn das glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieſer Art ſich befunden habe: faſt in allen Geſellſchaften der Handwerksleute, der Kaufleute, der Soldaten, giebt es dergleichen Originale: in Geſellſchaften der Gelehrten und in Antichambern herrſchen ſolche witzige Köpfe; ja ſo gar, wenn nur zwanzig ehrwürdige Herren Confratres auf Kirchmeſſen zuſammen kommen, ſo getraue ich mir, wo nicht eher, doch nach Tiſche, wenigſtens einen unter ihnen zu finden, der es meinem Kaufmanne in der Art zu ſcherzen und witzig zu ſeyn, gleich thun ſoll, wo er ihn nicht gar übertrifft.

Die Komödie dieſes Harlekins ward unvermuthet durch ein andächtiges Zwiſchenſpiel unterbrochen.

Eine bejahrte Frau fieng an, einen Pſalm zu ſingen. Ich war mit dieſer unzeitigen Andacht ſehr unzufrieden; denn ich befürchtete von dem Leichtſinne der meiſten in der Geſellſchaft, ſie würden eine neue Gelegenheit daher nehmen, über die Religion zu ſpotten; allein wider Vermuthen ward eine große Stille auf dem Schiffe, obwohl dieſe Heilige niemanden fand, als zwo Weiber und einen jungen Menſchen, die mit einſtimmten.

Der Pſalm kam zu Ende, und ſie ſperrte ſchon das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkiſchen Kreistruppen zu ihr ſagte: »Aber, Mutter, wie lange iſt es denn, daß du ſo fromm biſt?» Die Geſellſchaft, welche das Singen ſchon lange überdrüßig war, empfieng dieſen Einfall mit freudigem Geblöke: die Frau hingegen verſtummt.

Der Officier machte ſich den Beyfall der Zuſchauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geſchworen hatte, ſo ſagte er: »Es trifft noch immer ein: Junge Huren, alte Betſchweſtern.» Er erinnerte ſie an vielerley Sachen, daran ſie vermuthlich nicht gern erinnert ſeyn wollte; aber am allerempfindlichſten war ihr dieſer Vorwurf, daß ſie bey zunehmenden Jahren eine Geſellſchaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigne Schönheit, wie er ſagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angſt, welche dieſer beſchämten Betſchweſter auf dem Geſichte ſaß. Sie ſah ſich verwirrt in der Geſellſchaft um, ohne im Stande zu ſeyn, dem Officier etwas anders zu antworten, als dieſes, daß ſie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund und dergleichen nannte, welches ihr böſes Gewiſſen noch mehr verrieth. Dieſer blieb auch ganz gelaſſen bey dieſen Schimpfwörtern und begegnete ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: »Aber Gott ſtraf mich, Mutter; was willſt du viel läugnen? rechne einmal nach, wie viel du allein von mir verdient haſt!» Hier verdoppelte ſich das elende Lachen der Geſellſchaft. Der Officier nahm dieſen Beyfall für eine Auffoderung an, die Streiche zu erzählen, die er geſpielt hatte; und wäre von allen auch nur die Hälfte gegründet geweſen, ſo war doch dieſe ſchon hinreichend, ihn vor den Augen der Geſitteten zum ungeſitteteſten Manne zu machen.

Ich hoffe, an dieſen beiden Kontribuenten ein Paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehemaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abſcheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt ſeyn; allein ſie hat entweder nicht Muth genug, oder ſie iſt ſchon gar zu boshaft, ſich von derſelben loszureißen. Ihre Jahre verhindern ſie, ſelbſt laſterhaft zu ſeyn; ſie iſt es nun durch andre, und verdoppelt ſogar dadurch ihre ſtrafwürdigen Laſter, daß ſie andre Mädchen verführt, und vielleicht unſchuldige Perſonen in den Abgrund ſtürzt, aus dem ſie ſich nicht zu retten weis. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt: denn auch die Laſterhafteſten haben gewiſſe Augenblicke, in denen ſie vor ſich erſchrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirrt, da man ihr ihre Ausſchweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als ſie ſich den Namen einer frommen und ehrbaren Frau erſingen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend: ſie wollte tugendhaft ſcheinen; aber ſie war der Laſter gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß ſie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben ſollen, den ſie von ihrer und andrer Ausſchweifung zog. Alles dieſes machte ſie zur Heuchlerinn. Da ſie mir gleich gegen über ſaß; ſo hatte ich Gelegenheit, ſie, während ihres Singens, ſehr genau zu bemerken. Weil ſie zur Unzeit heilig ſeyn wollte; ſo war mir, gleich mit dem erſten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich ſpähete alle Züge ihres Geſichts aus. Sie ſpielte die Rolle einer Betſchweſter vortreflich. Sie hieng ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; ſie preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungeſtüm aus der verſtockten Bruſt hervor; ſie drehte die Augen mit einer quakeriſchen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihr ganz fremde war; und zu einer andern Zeit überſah ſie mit einem ehrgeizigen Blicke die Geſichter der Geſellſchaft, und ſuchte den Beyfall, welchen ſie wohl nicht fand, und den ſie doch durch ein heuchleriſches Ringen ihrer beſudelten Hände zu erzwingen ſuchte. Die ehrerbietige Stille der Geſellſchaft nahm ſie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte ſie die Abſicht, durch einen neuen Pſalm noch einen Anfall auf unſre Hochachtung zu thun. Man kann alſo wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr ſeyn mußte, da ſie durch die Frechheit des Officiers ſo unerwartet in ihren ſtolzen Abſichten gehindert, und ſehr gedemüthigt ward.

Aus dieſer Abſchilderung werden meine Leſer ziemlich im Stande ſeyn, zu errathen, wie die Taxe für dieſe Betſchweſter eingerichtet werden ſoll.

Für das heuchleriſche Kopfhängen ſoll ſie geben ½ fl.

Ein Seufzer koſtet 1 Schilling. Sie kann dieſes gar wohl zahlen, da ſie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiſte Geld verdient hat. Sie ſeufzte achtmal unter dem Pſalme, das thut 1½ fl.

Das Verdrehen der Augen bezahlt ſie mit 1 Stüber. Es war mir nicht möglich, zu zählen, wie oft ſie dieſes that; ich will ihr alſo nur überhaupt 1 fl. abfodern.

Das Ringen der Hände muß ſie wenigſtens mit ½ Stüber verbüßen, da es Urſache war, daß ſie während ihrer Andacht ſehr ungeberdig that. Sie ſoll wegen dieſes Satzes einmal für allemal geben ½ fl.

So oft ſie uns für ſo einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, ſo oft hat ſie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, ſo lange der Pſalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach abſodern.

Da ſie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht ſich den Namen einer frommen Matrone auch in der Abſicht erheucheln wollte, um künftig bey ihren Ausſchweifungen deſto ſicherer zu ſeyn; ſo ſtraſe ich ſie um 1 fl.

Sie ſollte wohl nicht umſonſt ſo unbeſcheiden gegen den Officier geweſen ſeyn, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigſtens eine Pön von 1 Stüber. Allein, zu geſchweigen, daß der Officier ſelbſt nicht beſcheiden gegen ſie verfuhr, und eben nicht ſo empfindlich darüber zu ſeyn ſchien; ſo will ich ihr die Straſe auch um deswillen erlaſſen, weil ſie in der größten Verwirrung ſich befand, und dieſe pöbelhafte Art, ſich zu vertheidigen, die deutlichſte Sprache eines böſen Gewiſſens war.

Alſo bekäme ich von dieſer Betſchweſter zu meiner Gedankenſteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieſes binnen einer Zeit von zehn Minuten. Was werden nicht unſre Betſchweſtern im ganzen Lande binnen einem Jahre erlegen müſſen!

Der Officier war gleich das Widerſpiel von dieſer Heuchlerinn, und dennoch eben ſo lächerlich und eben ſo ſtraſbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm ſeyn; und dieſer war leichtſinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß ſie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuſchweifen, und um deswillen gab er ihr die ſchändlichſten Beynamen: gleichwohl hielt er es nicht für ſchändlich, zu geſtehen, daß er für ſein baares Geld an dieſen Ausſchweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige

Geſellſchaft beſonders dadurch, daß er uns für ſo ungeſittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen ſeiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte dieſe Thorheit noch ſtrafbarer. Wie viel ſollen wir einem jungen Officier zu gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlaſſen hat, ſich ſo unanſtändig aufführt? Es iſt ein Unglück, daß junge Helden ſehr oft ſo unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freyheit, und von dem Wohlſtande ihres Amtes haben; aber deſto gefährlicher iſt ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit und vielleicht viele Tugenden, aber keine Sitten hat. Es koſtet ihnen die wenigſte Mühe, es ihm in dieſer letzten Eigenſchaft gleich zu thun; aber ſie vergeſſen, daß dieſes ein Fehler iſt, den man ihm wegen ſeiner übrigen Tugenden zu gute hält und mit ſeiner ſchlechten Erziehung entſchuldigt. In Anſehung dieſes Umſtandes will ich auch mit unſerm Officier billig verfahren. Er ſoll für alle Thorheiten, die er auf der Reiſe begieng, mehr nicht, als das halbe Traktament von einem Monate, bezahlen. Es wird ungefähr $7\frac{1}{2}$ Gulden betragen. Ich ſchenke ihm noch alſo alle Flüche, die er that und die er ſehr häufig that, ohne es zu wiſſen, weil er ſie ſchon als Musketier gewohnt geweſen war.

Binnen der Zeit, da der Officier ſeine witzigen Grobheiten gegen die alte Betſchweſter vorbrachte, merkte ich, daß man mich etliche mal beym Aermel zupfte. Ich war zu aufmerkſam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen ſollen, mich umzuwenden; endlich faßte man mich bey der Hand, und ich ſah mich um. Es war ein junger Menſch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus ſeinen Reden vernahm, ein junger Richter und ein Mitglied einer gar anſehnlichen Geſellſellſchaft zu ** war. „Was halten Sie, mein Herr, „von dieſer iniuria verbali?“ Und ohne mir Zeit zu laſſen, ihm zu ſagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktiſchen Geſchwätzigkeit eines jungen Richters alſo fort: „Ich möchte der Advokat von dieſer Frau ſeyn. „Zwar wegen der Unkoſten ſieht es auf beiden Seiten „mißlich aus: O, da muß wohl Rath werden. Fiat „Executio! Ich habe den caſum etliche mal in terminis gehabt . . . Warum ſehen Sie mir ſo ſteif „ins Geſicht? Ich habe drey Jahr in Franecker und ein „Jahr in Rinteln ſtudirt, und ohne Ruhm zu melden „. . . aber ich will weiter nichts ſagen. So bald ich „nach Hauſe kam, heurathete ich die Tochter eines bey „uns angeſehenen Mannes, welcher mir ſeine Stelle abtrat. Es geht ſchon in den fünften Monat, daß ich „Beyſitzer in dieſem Gerichte bin. Sie können nicht „glauben, mein Herr, was für Ignoranz unter den alten Graubärten, meinen Herren Kollegen, herrſcht. „Gar keine Principia, nicht die geringſten! Lauter „Schlendrian! Aber ich ſage ihnen auch meine Meynung deutſch heraus. Es macht mir allerdings ſehr „viel Verdruß; aber ich kann mir nicht helfen. Meine „Schuld iſt es gar nicht, daß dieſe alten Männer ſo unwiſſend ſind: doch können ſie auch mir es nicht übel „nehmen, daß ich, ohne mich zu rühmen, gelehrter und „einſehender bin. Es iſt wahr, ſo oft ich eine Meynung „vorbringe, ſo oft widerſprechen ſie mir alle; aber dafür „laſſe ich ihnen auch niemals Recht. Was meynen Sie „wohl: Ich will Ihnen einmal einen Caſum proponiren.“ Hier ward mir angſt, und ich ſann auf ein Mittel, mich von Seiner Hochweisheit loszumachen. Ich fand es bald. . . . „Geben Sie einmal Achtung, „mein Herr, der Caſus iſt ſonderbar! Aber eins muß

»ich vorher erinnern: Sie wiſſen den Huber . . .« »O! mein Herr,« ſagte ich, »den kenne ich recht wohl; »was macht der ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in »voriger Meſſe abgekauft. . . .« »Wem?« fragte er mich mit weitaufgeſperrten Augen; »dem Huber? Der »Mann iſt ja lange todt. Er war ein großer Rechtsgelehrter in Franecker!« »So bitte ich um Verzeihung, mein Herr: ich glaubte, Sie meynten den Kaufmann in Frankfurt, von dem ich meine Haarſiebe nehme.« Der gute Richter ſah mich von neuem mit Erſtaunen an. »Sind Sie denn kein Gelehrter, mein »Herr?« »O! nein, mein Herr,« antwortete ich ganz demüthig und ſchüchtern; »ich bin ein ehrlicher Schneider aus Sachſenhauſen. . . .« Das war ein Donnerſchlag für meinen weiſen Richter, welcher vermuthlich in Willens gehabt haben mochte, mir noch viele juriſtiſche Weisheit vorzupredigen. Nun ſah er mich mit der Verachtung an, mit welcher Gelehrte ſeiner Art auf Handwerksleute herabſehen: und nachdem ſein Hochmuth es mich genug hatte empfinden laſſen, daß er ein Richter, und ich, wie er glaubte, ein armer Schneider war, ſo ſprach er endlich mit einer trotzigen Miene: »Aber, mein »Freund, das hätte Er gleich ſagen können, daß Er ein »Schneider iſt; ich würde mir nicht haben einfallen laſſen, mit Ihm von gelehrten Sachen, und ſo vertraut, »zu reden.« Ich beugte mich tief, und freute mich, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren kennen zu lernen, und zwar einen ſo ergiebigen Narren, den ich auf vielerley Art bey meiner Gedankenſteuer nutzen kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige Amt eines Richters in denen Jahren zu übernehmen, in welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arm, in die Schule hätte gehen ſollen; die dreiſte Geſchwätzigkeit, mit ſeiner wenigen und unvollkommnen Wiſſenſchaft alle Geſellſchaften zu übertäuben; die Begierde, über alle Vorfälle ſeine entſcheidenden Gedanken zu ſagen; die Empfindlichkeit, die er äußerte, wenn man an ſeiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: alle dieſe Thorheiten werden mir ein anſehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich ſeyn, ſich ſolche abzugewöhnen und mir ſoll er ſie theuer genug bezahlen.

Aber am allerſtärkſten ſoll er die thörichte Unverſchämtheit büßen, die er hat, ſeinen erfahrnen und einſehenden Kollegen ſo muthwillig zu widerſprechen und ſie gegen andre, die es von ihm nicht einmal zu wiſſen verlangen, für Männer ohne Einſicht und für eigenſinnige Ignoranten auszuſchreyen. Dieſen jungen Stolz werde ich um ſo viel mehr exemplariſch ſtrafen, da er ſo viel ſchädliche Folgen hat und nicht allein bey uns, ſondern, wie ich erfahre, auch in Sachſen und in andern Ländern, unter denen ſo allgemein iſt, welchen man aus guter Abſicht, einen leeren Platz in der Verſammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was ſie auf Univerſitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einſehenden Kollegen diejenige Geſchicklichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verſtehen dieſe wohlweiſen Knaben die Abſicht der Obern ganz unrecht. Sie ſtrotzen von dem Ueberfluſſe einer übelverdauten Schulweisheit. Sie ſehen ihre Kollegen für Zuhörer und ihren Stuhl für den Katheder an, auf welchem ſie gewohnt geweſen ſind, einige aufgegebene Sätze gegen Mitſchüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergeſſen, daß ſie nur die Anfangsgrüngründe der Rechtsgelehrſamkeit erlernt haben, welche allererſt die Erfahrung brauchbar machen muß. Es iſt ſehr zu beſorgen, daß ihnen dieſe eitlen Vorurtheile eine beſtändige Hinderung bleiben müſſen, ſie durch eine beſcheidne Lehrbegierde zu geſchickten und dem Vaterlande nützlichen Männern zu machen, da ſie das Unglück haben, zu glauben, daß ſie es bereits ſind. Man hat zwar Exempel, daß ein junger Richter, der in den erſten zwey Jahren, voll von ſeiner neuen Weisheit, brauſt, im dritten Jahre zu verſtummen anfängt, weil er ſeine Unwiſſenheit fühlt; allein dieſe Exempel ſind ſo gar häufig nicht, daß ich wegen der ſchädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrſamkeit und pedantiſchen Eigenliebe außer Sorgen ſeyn ſollte. Ich werde mir alſo künftig, bey völliger Einrichtung meiner Gedankenſteuer, Mühe geben, ſie in Kontribution zu ſetzen, daß ſie es fühlen. Für meinen Reiſegefährten aber hatte ich ungefähr dieſen Anſatz gemacht:

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu ſagen, daß er ein Richter ſey, bezahlt er 4 fl.

Er ward empfindlich, daß ich ihm ſo ſteif ins Geſicht ſah, weil er glaubte, ich zweifelte an ſeiner Einſicht und an ſeinen Verdienſten. Er hatte Recht; aber weil er ſeinen Stolz dabey verrieth, ſo giebt er 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er ſey wegen ſeiner Verdienſte zu dieſem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in dieſe Stelle eingedrungen iſt, ſoll er erlegen ½ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf ſeine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieſes ſeine erſtaunende Unwiſſenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden und fährt damit ſo lange fort, bis er klüger wird.

Für einen jeden Vorwurf, den er ſeinen erfahrenen Kollegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein caſus in terminis koſtet 1 Schilling.

Die Narrheit ſoll er vor dieſesmal umſonſt begangen haben, daß er mich ſo trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich ſey ein Schneider. Es konnte ihm freylich nicht anders, als höchſt empfindlich ſeyn, da er ſo groſſe Anſtalten machte, mit ſeiner juriſtiſchen Weisheit zu paradiren und den demüthigen Beyfall eines Mannes zu verdienen, von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann ſey.

Nach dieſen Sätzen und einem genauen Ueberſchlage, den ich gemacht, hätte ich alſo von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen ſuchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reiſe und der ſchlechten Geſellſchaft zu erleichtern. Inzwiſchen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geſchäfte ans Land ſteigen mußte. In der That verließ ich das Schiff ſehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen andern fiel mir ein junger Menſch am meiſten in die Augen, welcher nur zwo Stellen von mir in einem dunkeln Winkel ſaß, den Hut tief ins Geſicht gedrückt hatte, immer mit ſich ſelbſt ſprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete, manchmal mit den Füßen ſtampfte und anders nicht die mißvergnügte Miene ablegte, als wenn er durch ein bitteres Lächeln ſeine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten

Kaufmanns ſey, daß er bey einem ganz geſunden Körper, bey reichem Ueberfluſſe, bey aller Bequemlichkeit, die das menſchliche Leben wünſchen kann, und was das Lächerlichſte iſt, bey einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, ſich krank, mißſüchtig und mit der ganzen Welt unzufrieden zu ſtellen, und alles dieſes nur in der Abſicht, um in Geſellſchaften bemerkt zu werden. Er hat dieſe Rolle in London gelernt, wo er ſich einige Monate aufgehalten; aber er iſt eine eben ſo unglückliche Kopie von einem ſchwermüthigen Engländer, wie viele unſrer abgeſchmackten Landesleute närriſche Kopien eines lebhaften und gaukelnden Franzoſen ſind, welchen ſie ſich bey ihrem kurzen Aufenthalte in Paris zum Originale gewählt haben. Dieſe hüpfen und pfeifen, wenn ſie am meiſten Urſache haben, ernſthaft, oder traurig zu ſeyn; und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigſten Urſache hat, mißvergnügt zu ſeyn, und wo er es auch in der That am wenigſten iſt, dennoch am meiſten vom Erhängen und Erſchießen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der größte Narr iſt; aber, ohne es weiter zu unterſuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir ſaßen zween Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Geſpräche abnehmen konnte, ſehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; ſie ſeufzten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes und über die große Verſchwendung; denn in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthſchaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich werde ſie bey meiner Gedankenſteuer gewiß nicht vergeſſen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit beſſer, als ſie, einſehen muß, was zum Beſten des Staats erfodert wird. Gemeiniglich eifert niemand ſo ſehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deswillen in Aufnahme zu bringen ſucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberfluſſe dasjenige abgeben können, was zu Beſchützung des Landes und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich iſt. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung ſind oft ungegründet und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes und des Neides über die beſſere Nahrung anderer Häuſer. Ueber den Mangel des baren Geldes können ſie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an dieſem Mangel die meiſte Schuld hat. Eben ſo ungerecht ſind ihre Klagen über die Verſchwendung. In der That würde es ſehr ſchlecht um die Handlung ausſehen, wenn die Welt anfienge, ſparſam zu ſeyn und ſich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer, die meiſte Einſicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Dieſe Thorheit giebt mir das Recht, ſie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen, wenn ſie noch länger die Erlaubniß haben wollen, ſo patriotiſch zu murren.

Beym Eingange des Verdecks ſaß ein junger Menſch, welcher, wie ich aus ſeiner Kleidung vermuthen konnte, ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte. Gleich ſein Eintritt in das Schiff fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er ſetzte ſich ganz ſchüchtern auf den erſten Platz, den er ledig fand, und ſchien die ganze Geſellſchaft wegen ſeiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur ſelten ſchlug er die Augen auf; die übrige Zeit ſaß er ſo ängſtlich und gebückt, wie ein Schüler, der ſich vor den Streichen ſeines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu ſehr in die Augen fällt, iſt mir allemal verdächtig geweſen; um deswillen war es mir auch dieſe allzu große Beſcheidenheit. Deſto mehr gab ich auf ihn Acht. Ich fieng an, mich ſeinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeſchmackten Witz des Weinhändlers äußerte. Beym Geſange der Betſchweſter war er die einzige Mannsperſon, die mit einſtimmte; dieſes vergab ich ſeinem Stande. Er ſchien bey den Vorwürfen, die der Officier dieſer Frau machte, und bey der ungeſchickten Vertheidigung der Heuchlerinn ſehr empfindlich zu ſeyn und beide zu mißbilligen; mit einem Worte: ich fieng an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menſchen ſehen ſollte, deſſen Demuth, Beſcheidenheit und gute Sitten dem Amte, für das er beſtimmt war, viel Ehre und Vortheile zu verſprechen ſchienen. Bey der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Geſichte verloren; ich würde auch vielleicht nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beym Ausſteigen aus dem Schiffe in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanſtändigen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperſon erblickt hatte, welche, wie mir der Schiffer ſagte, für eine Tochter der alten Betſchweſter ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Anſehung ſeiner verſtellten Sittſamkeit betrogen; ſo hatte ich Urſache zu fürchten, daß ſeine Beſcheidenheit und Demuth eben ſo geheuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im Voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm ſtehen ſollen. So kriechend und ſchüchtern er gegenwärtig zu ſeyn ſcheint; ſo unerträglich wird ſeine Eigenliebe und ſein geiſtlicher Hochmuth ſeyn, welcher deſto gefährlicher iſt, da er die Ehrenbezeugungen niemals für ſich, ſondern allemal für ſein Amt fodert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß ſeine Aufführung exemplariſch ſeyn wird? Anfänglich wird er ſich alle Ausſchweifungen verſtatten, die er genießen kann, ohne verrathen zu werden; endlich aber wird er mit weniger Vorſicht laſterhaft ſeyn, da ihn die Gewohnheit unverſchämt und ſicher macht. Ich will dafür ſorgen, daß er nicht umſonſt hochmüthig und laſterhaft ſey. Er und ſeine ihm ähnlichen Kollegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heißen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Panſa, rief mir eine unbekannte Stimme zu, da ich ſchon den einen Fuß aus dem Schiffe geſetzt hatte. Ich ſah mich um und erblickte den alten Bürgermeiſter aus meinem Städtchen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen und dabey zu glauben, daß er ein Poet ſey.

Er war ſehr erfreut, mich zu ſehen, da er mich hier am wenigſten vermuthet hatte. »Sehen Sie, »Herr Panſa: Monumentum aere perennius!» und wies mir einen großen Stoß gedruckter Glückwünſche auf den Geburtstag eines ſeiner Gönner in Maynz, wohin er itzt reiſte, um ſie ins Geld zu ſetzen. Er wollte ſie mir vorleſen; allein ich ſchützte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er vertrat mir wirklich den Weg und ſieng an auszupacken. »Ich »kann Ihnen nicht helfen, ſagte er; das Karmen müſ»ſen Sie anhoren, wenn Sie mein Freund ſeyn wol»len.» Ich verdoppelte meine Vorſtellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nöthig es ſey, zu eilen; der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart, daß er das Schiff nicht aufhalten ſollte. Ich verſuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frey machen könnte; aber alles vergebens.

Geprieſner Mäcenat! Itzt, da das Purperlicht
Dort aus Aurorens Schooß . . .

So ſieng er wirklich ſchon an zu leſen. Ich drängte ihn auf die Seite und floh; aber unglücklicher Weiſe gleitete ich von dem Brete ins Waſſer, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bey dem Rocke feſt hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand und ich ſprang ans Ufer, ohne mich weiter umzuſehen; ſo erſchrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit ſeinem Bündel Verſen nachſetzen möchte. Aber er ſoll mir dieſe Angſt bezahlen; denn da er ein Dichter ſchon bey Jahren iſt, ſo habe ich das Recht, ihn bey meiner Gedankenſteuer doppelt anzuſetzen.

Ich habe durch dieſe kurze Reiſebeſchreibung eine Gelegenheit geſucht, meinen Leſern eine Probe zu geben, wie einträglich dieſe Gedankenſteuer ſeyn wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betſchweſter.
7½ fl. der Officier.

7 fl. der junge Richter. Die andern will ich nur in einen ungefähren Anſchlag bringen.

6 fl. der Unzufriedne. Es iſt nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er ſich giebt, lächerlich zu ſeyn.

20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.

2 fl. der junge Tartüffe.

1 fl. der Gratulante. Der böſe Mann ſollte wohl mehr geben, da er mich mit ſeinen Verſen ins Waſſer gejagt hat; aber er muß Weib und Kind von ſeinem Witze ernähren, und ich weiß, daß ſein geprieſner Mäcenat ſehr karg iſt; darum dauert er mich. Alles dieſes macht zuſammen 58½ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine ſo kleine Geſellſchaft von neun Kontribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden ſo viel beyſteuern ſoll; was für unſägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutſchland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz außer mir, daß ich einen ſo glücklichen Einfall gehabt habe, dieſe Gedankenſteuer in Vorſchlag zu bringen. Wie viel tauſend Mitbürger, für die niemand bisher geſorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit andrer ernähren können!

Hier könnte ich ſchließen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: Iſt es wohl jemals möglich, dieſe Gedankenſteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich iſt, die Gedanken andrer zu wiſſen, und da die Menſchen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher ſie ſind, deſto ſorgfältiger zu verbergen wiſſen?

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf dieſe Frage einzulaſſen. Ein Projektmacher entwirft den Plan: er macht weitläuftige Berechnungen von den großen Einkünften, welche die Kaſſe davon zu erwarten hat; mehr darf man von ihm nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit ſey, dieſen Plan einzuführen? das iſt ſeine Sache nicht; dafür mögen andre ſorgen; genug, ſein Projekt ſteht richtig berechnet auf dem Papiere.

Aber ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt iſt, mich zu fragen.

Der obige Einwurf ſchickt ſich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menſchen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menſchen ſind nicht im Stande, oder geben ſich doch keine Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was ſoll ich von den Werken der Schriftſteller ſagen? Sie liegen am Tage, und mein Tarif ſoll ſo deutlich ſeyn, daß ein jeder Leſer die Taxe ſelbſt beyſetzen kann. Die Strafe des vierfachen Erſatzes wird meine Kontribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu ſtrafen, da es für die Eitelkeit der Menſchen ſo vortheilhaft iſt, daß ſie für eine ſo geringe Beyſteuer ſich das Recht löſen können, ungehindert und ohne Widerſpruch Thoren zu ſeyn und die Welt, ſie mag wollen, oder nicht, zum Beyfalle zu zwingen. Da es aber doch geſchehen kann, daß es Leute giebt, welche ſich verſtellen und zu Bevortheilung meiner Gedankenſteuer, durch verſchiedne Umwege den Beyfall der Welt zu erſchleichen ſuchen; ſo habe ich ſchon Anſtalten gemacht, dieſen Kontrebandierern Einheit zu th[illegible]. Ich will nämlich Gedankenfiſkale ſetzen. Das ſind Leute, die aus den Unterredungen mit andern, ſo gar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innerſten Bewegungen des Herzens entdecken ſollen. Für einen aufmerkſamen Zuſchauer und für einen Menſchen, der die Welt kennt, iſt dieſes ſo ſchwer nicht, als vielleicht manche glauben. Und was will man dazu ſagen, wenn ich beweiſe, es ſey die angenehmſte Beſchäftigung vieler Menſchen, wenn ſie, ob ſie gleich oft ſich ſelbſt nicht kennen, dennoch die kleinſten Handlungen und die Gedanken anderer ſehr ſorgfältig ausſpähen und, daß ſie ſolche entdeckt haben, mit vieler Zuverſicht behaupten? Durch eine vorſichtige Wahl der Perſonen, die ich zu Gedankenfiſkalen beſtätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute darzu nehmen, welche neugierig und argwöhniſch ſind, welche in ihrem Hauſe wenig Geſchäfte und alſo mehr Zeit haben, auf die Handlungen andrer Acht zu geben. Zwo Gattungen der Menſchen werden mir hierzu am beſten dienen können: Frauenzimmer von einem gewiſſen Alter, die ſich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geſchlechts bekannt gemacht haben, gegen welche ſie bey zunehmenden Jahren ganz unerbittlich ſind: und Gelehrte, welche der Welt ihre periodiſchen Betrachtungen über Staatsſachen mittheilen. Da dieſe mit ihren ſcharf urtheilenden Blicken bis in die geheimſten Kabinette der Prinzen dringen; ſo wird es ihnen nur ein Spiel ſeyn, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hierbey will ich es noch nicht bewenden laſſen. Ich will über die Geſchicklichkeit, die Gedanken andrer zu erforſchen, eine Abhandlung in ſyſtematiſcher Ordnung entwerfen und öffentlich darüber leſen.

Der Plan zu dieſer Unterweiſung, die Gedanken andrer zu errathen, oder, daß ich mich nach, der Mode unſrer Zeit, etwas kunſtmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan einer Noematokataſkopologie

iſt ohngefähr folgender:

Erſtes Buch.

Kap. I. Vom Menſchen.

Kap. II. Von den Gedanken der Menſchen überhaupt.

Kap. III. Ob es Menſchen giebt, welche gar nicht denken? Dieſes Kapitel wird etwas weitläuftig, aber auch von dem größten Nutzen ſeyn. Ich nehme mich darinnen beſonders der Frauenzimmer, welche man ſchöne Statuen nennt, verſchiedner witziger Schriftſteller und endlich einiger unſrer tiefſinnigſten Philoſophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der liebloſen Meynung geſtanden, daß ſie gar nicht dächten.

Kap. IV. Warum einige ihre Gedanken ſo ſorgfältig verbergen? Ich habe hier die Anmerkung ausgeführt, daß die meiſten Menſchen ſich mehr vor andern, als vor ſich ſchämen.

Kap. V. Daß dieſe Gewohnheit, im Verborgnen zu denken, für die Eigenliebe des Menſchen ſehr bequem und vortheilhaft ſey.

Kap. VI. Von dem Schaden, den die menſchliche Geſellſchaft davon hat.

Der Menſch gewöhnt ſich dadurch an eine Eitelkeit, die hernach weder glimpfliche Vorſtellungen, noch bittre Demüthigung ausrotten können.

Er fängt an, andre zu verachten.

Er giebt ſich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er ſchon zu beſitzen glaubt.

Kap. VII. Wie nöthig es alſo ſey, die Menſchen in dieſen ſanften Träumen ſchmeichelhafter Eigenliebe zu ſtören.

Kap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines ſo rühmlichen Unternehmens.

Kap. IX. Der Autor geſteht aufrichtig, daß er nicht im Stande ſey, dieſe Einwürfe zu beantworten.

Kap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geſchichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menſchen einigen Nutzen für das gemeine Weſen zu ziehen, da er es faſt unmöglich gefunden, ſie auszurotten.

Kap. XI. Ein patriotiſcher Seufzer!

Zweytes Buch,

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Kap. I. Von den Mitteln, die geheimen Einbildungen der Menſchen zu entdecken.

Kap. II. Von der Verrätherey der Augen überhaupt.

Kap. III. Vom Unterſchiede zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches mit Empfindung liebt und es verbergen will; und zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches nicht liebt und nur koquettiret.

Kap. IV. Dreyßig Folgerungen daraus für meine Gedankenſteuer.

Kap. V. Wie die Blicke eines bejahrten Frauenzimmers ausſehen müſſen, wenn man daraus ſchließen ſoll, ob ſie aus Hochmuth, oder aus Freundſchaft, oder aus Wolluſt ihr Alter vergißt.

Kap. VI. Vom frommen Liebäugeln einer alten Betſchweſter.

Kap. VII. Vom Unterſchied ihrer Seufzer, welche ſie über das Andenken der vergangnen Zeiten, oder welche ſie über die itzige verderbte Zeit ausſtößt.

Kap. VIII. Von den verſchiednen Arten des Lächelns.

Vom abgeſchmackten Lächeln eines Stutzers.

Vom witzigen Lächeln eines Hofmannes.

Vom vornehmen Lächeln eines Pedanten.

Vom gefährlichen Lächeln eines Kunſtrichters, bey Leſung einer fremden Schrift.

Vom nichtsbedeutenden Lächeln eines Mäcenaten.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von ſeinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wuchrer lächelt.

Von verſchiednen andern Arten des Lächelns und was man daraus auf den Charakter der Perſon ſchließen kann.

Kap. IX. Von den Mienen überhaupt. In dieſem Kapitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abſchnitten nicht berührt werden konnen.

Von den wichtigen Mienen.

Von den zerſtreuten Mienen eines Menſchen, der gar nichts zu denken und nichts zu verrichten hat, und doch gern geſchäftig ausſehen möchte.

Geſchichte von den drey Mienen, oder, Beurtheilung eines Menſchen von ſchlechter Erziehung und einem boshaften Herzen. Es iſt darinnen eine genaue Abſchilderung, wie ſeine kriechende Miene ausſah, da er ſich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges Amt einzuſchleichen ſuchte; von der trotzigen und doch unruhigen und tückiſchen Miene, die ſeinen Hochmuth, ſeine liebloſe Undienſtfertigkeit und die Begierde andern zu ſchaden, verriethen, ſo lange er in dieſem Amte war; und endlich von der ängſtlichen und ſcheuen Miene eines folternden Gewiſſens zu der Zeit, wo ihn ſeine Ungerechtigkeiten geſtürzt und außer Stand geſetzt hatten, weiter zu ſchaden. Dieſer Abſchnitt iſt beſonders wegen der vielen hiſtoriſchen Noten erbaulich, die ich zu mehrerer Erklärung dieſer lehrreichen Geſchichte beygefügt habe.

Kap. X. Abhandlung von den Hüten und Flohrkappen.

Ich habe die Anmerkung gemacht, daß man das menſchliche Herz aus beiden beſſer entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwo Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut iſt das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der beſondern Art, wie die Frauensperſonen in Weſtphalen ſich ſehr ſorgfältig in die Kappen verhüllen, wenn ſie wünſchen, bemerkt und ohne Kappe geſehen zu werden.

Nota: Dieſes Kapitel iſt außer Weſtphalen nicht zu verſtehen.

Kap. XI. Lehre von Schönpfläſterchen. Der engliſche Zuſchauer hat in ſeinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpfläſterchen entdecken könne, welche von den Frauensperſonen in London zu den Whigs und welche zu den Torys gehörten. Dieſes hat mich auf unſer deutſches Frauenzimmer aufmerkſam gemacht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpfläſterchen bey den meiſten ihre Gedanken und Einbildungen errathen könne. Dieſes handle ich in gegenwärtigem Kapitel ab und beſtätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich zum Exempel die Geſchichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bey einer ziemlichen Schönheit eine ſehr einfältige Miene machte. Weil ſie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heißen, ſo klebte ſie einen halben

Mond unter das linke Auge; ſo gleich fanden ihre Anbeter, daß ihre feine und ſchalkhafte Miene ſie doppelt liebenswürdig machte. Zwey Schonpflaſterchen über den Augenbraunen machen ein gebieteriſches Anſehen. Meine ſelige Frau hatte die Gewohnheit, ſich auf dieſe Art zu putzen, ſo oft ſie über mich mißvergnügt war; und alsdann war es Zeit, ihr auszuweichen, oder ſie ließ es mich gewiß empfinden, daß ſie meine Frau war. Niemals bin ich in großrer Gefahr geweſen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpfläſterchen über den Mund zu legen. Ein junger Menſch aus der Nachbarſchaft, der ſich viele Mühe um meine Freundſchaft gab, verſtand dieſe Sprache den Augenblick; aber ich merkte es noch bey Zeiten und gieng alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszuſöhnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich geweſen ſeyn würden. Vor dieſer unglücklichen Konſtellation der Schönpfläſterchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpfläſterchen über das linke, und das andre an den Winkel des rechten Auges klebt, iſt, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, von ihrem ſcharfen und durchdringenden Verſtande überzeugt. Iſt ſie ſchon verheurathet, ſo kann man gewiß glauben, daß ſie ihren Mann überſieht; iſt ſie noch unverheurathet, ſo wird ihr Ekel ſo lange wählen, bis ſie endlich die Verzweiflung nothigt, ſich dem erſten, dem beſten Manne in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann zu ſterben. Da ſie ihren Verſtand ſo ſehr fühlt, ſo kann man ſicher ſchwören, daß niemand mehr, als ſie, beſchäftigt iſt, die Handlungen andrer Menſchen zu richten. Ein Schönpfläſterchen, welches nachläßig auf dem linken oder rechten Backen liegt, iſt gemeiniglich die Loſung, daß ein Frauenzimmer aufgeräumt genug ſey, ſich Schmeicheleyen verſagen zu laſſen. Es kömmt alsdann nur auf die Geſchicklichkeit der Mannsperſonen an, daß ſie dieſe guten Augenblicke ſich zu Nutze zu machen wiſſen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die großen Pflaſter, die man ſeit ein paar Jahren an den linken Schlaf poſtirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe ſie allemal für ſehr gefährlich gehalten; aber mein Medikus lacht mich aus und bildet ſich ein, es beſſer zu verſtehen. Ich will dieſen Punkt bis zur zwoten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgeſetzt ſeyn laſſen. Dieſe Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaſter tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen überſehen, und auf dieſe Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von dieſen ſchwarzen Meteoren halten ſoll. Zum Schluſſe dieſes Kapitels habe ich zween Fälle angeführt, welche die Schönpflaſterchen nothwendig machen und wo man von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter ſchließen kann. Der erſte Fall iſt bey einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheurathet iſt und, ihren Runzeln zum Trotz, auf Eroberungen ausgeht. Dieſe kann gar füglich mit fünf bis zum höchſten ſechs Schönpflaſterchen der ſinkenden Schönheit zu Hülfe kommen, ohne daß man berechtigt iſt, über dieſe dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzuſtellen. Der andre Fall iſt, wenn ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum gemerkt wird, durch ein ſchwarzes Fleckchen, welches deſto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bey dieſer Gelegenheit meine Gedankenfiſkale, daß ſie, bey dergleichen vorkommenden Fällen, ſich ja nicht übereilen ſollen. Zu einer beſondern

Note zeige ich, wie überflüßig es ſeyn würde, dieſe Lehre von Schönpfläſterchen auch auf die Mannsperſonen zu erſtrecken. Alles, was man davon ſagen kann, kömmt auf dieſe drey Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperſon ſich dieſes Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient und alsdann braucht es keine weitere Entſchuldigung: oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer ſteckt und alsdann würde man die Urſache dieſer Verkleidung unterſuchen müſſen; oder wofern eine wirkliche Mannsperſon, ohne Noth und wie man es nennt, nur zur Galanterie, ſich dieſes weiblichen Schmucks bedient, ſo kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute verſichern, daß er ein Geck ſey.

Kap. XII. Anmerkungen über die Unterkehle.

Kap. XIII. Dergleichen über den Bauch. Dieſe beiden Kapitel gehören zuſammen, und wird faſt alles darinnen enthalten ſeyn, was man zu wiſſen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geſchäften in allen Ständen zu entdecken. Dieſes Kapitel iſt eines der weitläuftigſten; aber ich habe in Willens, etliche Seiten wegzuſtreichen, wo ich von der trotzigen Unterkehle und dem ſtrotzenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Kap. XIV. Der Finger über der Naſe! Ich habe meine guten Urſachen gehabt, gegenwärtiges Kapitel auf dieſe ſonderbare Art zu überſchreiben. Ich werde ſehr gern ſehen, wenn diejenigen, von denen es handelt, ſich die Mühe gar nicht nehmen, es zu leſen: denn ich befürchte außerdem, daß ich die Hälſte unſrer gelehrten Skribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbſtliebe und alle daraus fließende unzählige Fehler unſrer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefſinnigen Miene, die ſie machen, wenn ſie den Finger über die Naſe legen; ſondern ich beſchreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äußerlichen Anzug und dergleichen, aus welchem man die Leidenſchaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe ſo gar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung eines Gelehrten ſo gleich ſehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung davon geſagt habe. Zur Probe will ich von den drey und funfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und viel bedeutenden Miene durch die Gaſſen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß ſie einen Einfluß in die Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihn grüßen, argwöhniſch und aufmerkſam anſieht, immer den Schubſack voll Zeitungen trägt, ſeinen Freunden den guten Morgen ins Ohr ſagt; dieſer Mann iſt unfehlbar einer von den politiſchen Schriftſtellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird ſich nur ſelten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profeßion hält, welche bey

einem ſehr ſchmuzigen und unordentlichen Anzuge in Ge-
am wenigſten geſittet ſind.

Ein junger Menſch, welcher ſich in derjenigen Gegend der Stadt immer geſchäftig ſehen läßt, wo die meiſten Buchläden ſind, iſt vermuthlich ein junger Skribent, der ſeine Kinder ſucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefſinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieſer Mann war ein groſſer Mathematikus.

Die meiſte Mühe hat mir ein gewiſſer Autor gemacht, deſſen Gang ſo unordentlich und abwechſelnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet ſey; und da ich nur einmal das wußte, ſo lernte ich ihn in kurzer Zeit ſo genau kennen, daß ich gleich beym erſten Anblicke errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häuſern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Kredit mehr hat; ſo ſchrieb er Elegien. Hüpfte er faſelnd durch die Gaſſen, wie die Kinder thun, die auf Stecken reiten; ſo ſchrieb er gewiſſe Tändeleyen, die er anakreontiſche Oden nannte. Wenn er einige Zeit ſehr ernſthaft ausſah und alsdann mit einem male überlaut lachte und geſchwind in ein Haus ſprang; ſo machte er Sinngedichte, die er hinter der nächſten Hausthüre in ſeine Tafel ſchrieb. Spaziert er in denjenigen Stunden durch die Gaſſen, in welchen andre Leute zu Mittag eſſen und grüßt er alsdann diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Weſten für Mäcenaten hält; ſo kann man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetiſche Zueignungsſchrift denkt. Kömmt er aus dem Weinhauſe getaumelt; ſo iſt das ein richtiger Beweis, daß ihm ſein Verleger auf die Fortſetzung ſeiner Schriften einige Gulden vorgeſchoſſen hat.

Ein Mann, der die rechte Fauſt geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen nagt, mit einer gerunzelten Stirne und einem bittern Lachen denen, die ihm begegnen, ſtarr ins Geſicht ſieht, mit weiten Schritten keichend durch die Gaſſen läuft; dieſer Mann iſt ein beleidigter Kunſtrichter. Vorgeſehn!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man ſo gleich aus der Dinte erkennen, die ſie immer ſorgſältig an den Finger, den rechten Backen und die Manſchetten ſchmiert. Trägt ſie gar beſchmutzte Wäſche; ſo iſt ſie eine Poetinn, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Kap. XV. Von den Schnupftabaksdoſen. Ein ſehr nützlich Kapitel. Ich habe nicht vergeſſen, die gewöhnlichſten Arten, die Doſe zu ſchütteln, zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine ſehr praktiſche Art durchzugehen. Für diejenigen iſt dieſes Kapitel unentbehrlich, welche die Originale der Antichambre ausforſchen wollen.

Kap. XVI. Von der Sprache der Fächer. Dieſes Kapitel iſt in ſeiner Art ſo wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Geſellſchaft kritiſirt, hat ſeine beſondre Art, mit dem Fächer zu ſpielen.

Noch anders ſind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt iſt.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauſchenden Geſchwindigkeit die Stäbe ihres Fächers bald auf, bald wieder zuſammen blättert und dabey lächelnd auf ihre Hand oder in den Spiegel ſieht; ſo iſt dieſes, vermöge der öftern Erfahrung, ein Zeichen, daß ſie entweder gar nichts denkt, oder, welches faſt einerley iſt, nur an ſich denkt, oder daß ſie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher ſie eine Zuſammenkunft mit ihrem Seladon abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spaziergange einem ihrer ſeufzenden Sklaven begegnet und den Fächer auf die Erde fallen läßt; ſo muß dieſer ſehr neu, oder ſehr einfältig ſeyn, wenn er ſich einen ſo glücklichen Umſtand nicht zu Nutze zu machen weiß. Sind noch mehrere in der Geſellſchaft, welche mit ihm zugleich ſeufzen und um die Göttinn herum flattern; ſo iſt für ihn dieſer Fächer eine eben ſo deutliche Wahl, als das Tuch des Großſultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewiſſe Art mit dem Fächer zu ſchlagen. Wer die Sprache der Fächer ſo wohl verſteht, als ich mir ſchmeichle, ſie zu verſtehn, der weiß, daß ein ſolcher Schlag, der ſich beſſer nachahmen, als beſchreiben läßt, ungefähr ſo viel ſagen will: »Sehn Sie, mein Herr, Sie »ſind gefährlich! Sie ſagen mir eine ſchalkhafte »Zweydeutigkeit, über die ich erröthen muß, weil wir »nicht allein ſind. Sie werden mir einen Gefallen »thun, wenn Sie ein wenig verwegner ſeyn wollen.« Wer ſollte ſo viel Beredſamkeit in dem Schlage eines Fächers ſuchen?

Kap. XVII. Vom Gange. Hätte ich dieſes Kapitel vor funfzig Jahren geſchrieben, ſo würde der Nutzen davon weit allgemeiner geweſen ſeyn, als er heut zu Tage iſt, da zwey Drittheile der Menſchen nicht mehr gehen, ſondern fahren, oder ſich tragen laſſen. Inzwiſchen habe ich mich doch dieſes nicht abhalten laſſen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menſchen machen kann, ſehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit giebt, diejenigen gehen zu ſehen, welche man ordentlicher Weiſe nur ſitzen ſieht: und da es oft geſchieht, daß viele in ihrem Alter zu Fuße gehen müſſen, denen in ihrer Jugend kein Wagen ſanft genug war.

Kap. XVIII. In dieſem Kapitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menſchen zuſammen genommen, aus denen man ihre Leidenſchaften entdecken kann. Es ſind deren eine gar zu große Menge; ich will alſo, ohne mich länger dabey aufzuhalten, meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich im Eingange hätte ſagen ſollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorſtehenden Kapiteln gedacht worden iſt, in Kupfer ſtechen laſſen. Dieſes macht meine Abhandlung ungemein deutlich und beluſtigend. Vielleicht finden manche ihr Portrait darinnen: Aber in der That iſt es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unſer berühmter **Art van Schevelingen**, ein geſchickter Schüler des großen Hogarths, die wenigſten von ihnen kennt und nur ſeiner Einbildung gefolgt iſt.

Kap. XIX. In dieſem lezten Kapitel werden noch verſchiedne Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menſchen ausforſchen kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorſtehenden Kapiteln gehandelt wird. Unter dieſe Mittel rechne ich, außer dem Frauenzimmer und dem Weine, beſonders dieſe zwey: Daß man der Eigenliebe derjenigen ſchmeichelt, deſſen Gedanken man erforſchen will; oder, welches noch ſichrer iſt, daß man ihm widerſpricht.

Der Anhang von dieſem Plane betrifft die Gedankenfiſkal ſelbſt und die Einrichtung des Kaſſenweſens.

Ende der erſten Abtheilung.

Gottlieb Wilhelm Rabeners

ſämmtliche

Schriften.

Fünfter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

Satyren.

Vierter Theil

Zwote Abtheilung.

Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Eine Abhandlung,

welche den von der Königlichen Akademie
zu Pau in Bearn aufgeſetzten Preis
gewiſs erhalten wird.

1 7 5 4.

*An die Herren der Königlichen Akademie
zu Pau in Bearn.*

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Proſa beſtimmet haben, in welcher unterſuchet werden ſoll: *Ob die Begierde,* *von andern Uebels zu reden, eben ſo wohl von dem Stolze, als von der Bosheit der Herzen herkomme**)?

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzehlen, wie ich bey dieſer Aufgabe durch einen ſonderbaren Zufall aufmerkſam geworden bin. Dieſer iſt die Urſache gegenwærtiger Schrift; aber zugleich auch die Urſache, warum ich bewieſen habe: *Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.*

In der That beweiſe ich alſo das, was Sie nicht wollen bewieſen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, ſollen eben ſo groſsmüthig ſeyn, als es die Akademie zu Dijon war. Ja, ich habe vielleicht mehr Urſache, auf den geſetzten Preis Anſpruch zu machen, als Monſieur Rouſſeau hatte, da ich eine Leidenſchaft vertheidige, die uns allen ſo natürlich iſt, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen muſs; an ſtatt, daſs Monſieur Rouſſeau etwas zu beweiſen ſuchte, welches alle königliche Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte um ihren Kredit bringen muſste, wenn die Welt ſeinen Beweis für Ernſt angenommen hätte.

---

*) In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754. L'Academie Royale de Sciences et des beaux Arts établie à *Pau* dans le *Bearn* adjugera le Prix ordinaire de chaque année à une Ouvrage en Proſe, qui n'excédera pas une démie heure de lecture, et dont le ſujet ſera: *La médiſance, eſt-elle autant l'effet de l'orgueil, que de la malignité?*

Aber ich glaube, daſs ich auſser dieſem noch mehrere Verdienſte habe. Sie verlangen ausdrücklich, daſs man zu Vorleſung dieſer Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde Zeit nöthig habe. Ein ſchreckliches Geſetz für einen Deutſchen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Verſuch damit, ſo bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht völlig eine Minute über die geſetzte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergeſſen, zu ſagen, ob man langſam, oder geſchwind leſen ſoll? Ziemlich geſchwind habe ich geleſen, das iſt wahr; ohngefähr ſo geſchwind, als ein junger Geiſtlicher ſeine Meſſe lieſt, wenn er weiſs, daſs eine artige Geſellſchaft mit dem Eſſen auf ihn wartet. Dieſe Selbſtverleugnung verdient, wie mich dünket, noch wohl eine Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, daſs Sie, meine Herren, mich ſchadlos halten, da ich Gefahr laufe, bey meinen ſchreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewiſs vorwerfen, daſs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beſchimpfe. Denn mein Groſsvater, ein orthodoxer Mann, ſchrieb Poſtillen in Quart; mein ſeliger Vater ſchrieb beynahe einen Zentner geheime Nachrichten in Folio vom ſpaniſchen Succeſſionskriege; und ich meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen Lauſe der Natur wenigſtens Opera omnia in Regal ſchreiben ſollte, ich, faſt ſchæme ich mich vor mir ſelbſt, ich ſchreibe ein Werkchen in Octav, und dieſes nur in der Abſicht, mich dem Preiſe zu næhern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, daſs Sie mir den Preis um deſswillen entziehen werden, weil ich ein Deutſcher bin. Bey uns giebt man ihren Landesleuten die Partheylichkeit Schuld, daſs Sie behaupten, der Rhein beſtimme die unüberſteiglichen Grænzen des Witzes. Aus dem Erfolge werde ich ſehn, ob dieſer Vorwurf gegründet ſey. Ich will es nicht hoffen; Ihnen, meine Herren, traue ich die Einſicht zu, daſs ſie von der Erfindſamkeit der Deutſchen richtigere Begriffe haben werden. Deutſche waren es, die das Pulver, die America *), die die Buchdruckerkunſt, ja, wo ich mich nicht ganz irre, ſo gar auch Acroſticha und Chronodiſticha erfanden: und mit Ihrer Erlaubniſs, meine Herren, ein Deutſcher iſt es der die Ehre hat, die unerhörte neue Wahrheit zu erfinden: Daſs

---

*) Man hat ſich, bey Gelegenheit dieſer Stelle, im *Journal Etranger*, und zwar im *Novembre* 1754. viel Mühe gegeben, zu beweiſen, daſs die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutſchen Kopf ſey. Der Streit iſt mir gleichgültig: ich bin ſchon zufrieden, daſs man uns die Acroſticha und Chronodiſticha nicht ſtreitig gemacht hat, zu denen doch die Auslænder vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutſche.

Daſs die Begierde, von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menſchenliebe entſpringe.

Ich weiſs nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwærtiger Ausarbeitung das Mühſame und Schwerfællige wahrnehmen werden, welches ihre witzigen Schriftſteller uns Deutſchen ſo gern Schuld geben. Ich ſollte es kaum meynen. So viel kan ich Ihnen bey meiner Autorparole verſichern, daſs ich zu dieſer Abhandlung nicht vællige zwölf Stunden nöthig gehabt habe. Wenigſtens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einſicht iſt und den meiſten von der franzöſiſchen Kolonie den Bart putzt, die Schmeicheley geſagt : Meine Abhandlung ſey ſo leicht und flüchtig geſchrieben, daſs ſie wohl verdiene, von einem gebornen Franzoſen geſchrieben zu ſeyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten ſollte ? Der Gedanke iſt mir ſchrecklich! Ich weis nicht, was ich thun würde. Ræchen würde ich mich gewiſs. Bey den meiſten unſrer deutſchen Hæfe wollte ich Ihre ganze Akademie durch ſatyriſche Leberreime læcherlich zu machen ; bey unſern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten , Lesarten und Anmerkungen in Verachtung bringen ; aber Sie, meine Herren, erſchrecken Sie vor meiner Rache, Sie wollte ich mit dem erſten Folianten, den ich ſchreibe, heimſuchen und Ihnen ſolchen zueignen, es müſsten denn, wie es beynahe das Anſehen gewinnen will, Ihre Gelehrten in kurzem auch Geſchmack an Folianten finden : alsdann würde ich auf einem noch grœſſern Format, mich zu ræchen, denken. Aber ich hoffe gewiſs, alle dieſe Sorge wird vergebens ſeyn.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigſten Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu ſeyn,

Meine Herren,

Ihr ergebner Diener.

Nachſchrift:

Den Augenblick fællt mir ein Zweifel ein, der mich auſſerordentlich unruhig macht, und der alle meine groſſen Abſichten zerſtœren kann. Vielleicht verſteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutſch! und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn niemanden, der es Ihnen verdollmetſchen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zuſammen kommen? Latein zu ſchreiben iſt in Deutſchland faſt gar nicht mehr mode, und in Frankreich iſt es ſchon lange nicht mehr mode geweſen, es zu verſtehen. Von Ihrer Sprache verſtehe ich zu wenig, als daſs ich es wagen mœchte, in ſelbiger zu ſchreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutſch zu lernen, damit Sie meine Schrift leſen und verſtehen mœchten: denn faſt in keinem Lande iſt ein Autor, der ſeine Schrift nicht für wichtig genug halten ſollte, den Auslændern dergleichen anzumuthen; aber ich kenne die Herren

ren Franzoſen ſchon. Sie glauben, daſs alle Deutſche reden, wie Ihre Schweizer, und um deswillen wollen Sie Ihre Gurgel nicht dran wagen, deutſch zu lernen. Was ſoll ich thun? Denn œkonomiſch von der Sache zu urtheilen, muſs mir mehr dran liegen, daſs Sie mich verſtehen, als Ihnen dran liegen kann, meine Schrift zu leſen. Wiſſen Sie was? Damit ſie wenigſtens vor den gothiſchen Charaćteren meiner Sprache nicht erſchrecken; ſo will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateiniſchen Buchſtaben drucken zu laſſen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den erſten und wichtigſten Schritt: es iſt billig, daſs Sie den andern thun. Lernen Sie deutſch!

Be-

Beweis: daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Es iſt gemeiniglich eine Folge unſrer hypochondriſchen Philoſophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menſchen, die wir ſelbſt zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt ſind, dadurch verdæchtig zu machen ſuchen, daſs wir ihre Quellen vergiften und ihnen einen thœrichten oder laſterhaften Urſprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler andrer Menſchen eine gewiſſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewuſstſeyn eigner Vollkommenheiten und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht ſeyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitlæuftiger zu beweiſen; aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich andern machen will, zuerſt verdiene. Ich würde vielleicht einen ſehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme und der ſchlieſſende Philoſoph ſeinen eignen Hochmuth demonſtrire; aber was würde ich Ihnen, meine

Herren, antworten kœnnen, wenn Sie mich fragten, ob ich dieſen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblicke, da ich andre richte, über mich ſelbſt das Urtheil ſpræche? Ob ich nicht dadurch doppelt ſtrafbar wære, da ich eben den Fehler, den ich an andern ſo mühſam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe ſelbſt begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moraliſt nicht errœthen darf!

Ich erſuche Sie alſo, meine Herren, daſs Sie dasjenige, was ich hier geſagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe und für eine von denen problematiſchen Wahrheiten anſehen, welche eben ſo leicht nicht ſeyn kœnnen, als ſie ſind. Wenigſtens wünſche ich dieſes.

Da ich mich überwunden habe, dieſe Ehrenerklærung zu thun; ſo werde ich es wagen dürfen, öffentlich zu geſtehen, daſs ich bey mir ſelbſt überzeugt bin, daſs alle Handlungen der Menſchen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meiſten verdæchtig ſind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einræumen ſoll, aus guten, doch übelverſtandenen Abſichten herkommen.

Wie viel Ehre macht dieſe patriotiſche Entdeckung dem ganzen menſchlichen Geſchlechte! Wie tugendhaft werden die Menſchen, wie ſehr werden ſie wenigſtens zu entſchuldigen ſeyn! In dieſem Augenblicke ſchenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtſchaffner

Mænner, die ſie bisher entweder für Thoren, oder für Bœſewichter hielten. Die Laſter fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme ſeufzet und die der Weiſe verachtet: dieſe mache ich itzt dem Frommen und dem Weiſen zur beſten Welt.

Da ich gegenwærtig die Rolle eines Autors übernommen habe; ſo iſt man ſchuldig, mir einen gewiſſen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornehmlich jungen Autoren, ſo wohl anſteht. Ich glaube, daſs ich itzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Herkules ſo viele Iahre lang den grœſsten Theil der Welt durchirren muſste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel ſagt es; iſt der Dienſt, den ich der Welt leiſte, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, daſs man die Fabel ganz unrecht verſteht. Hætte Herkules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzæhlen; ſo würde er mehr ein gewaltthætiger Ræuber, oder wenigſtens mehr ein Don Quixote des Alterthums, als ein Held geweſen ſeyn. Eine Heerde Ochſen zu plündern und einen Stall auszumiſten; verdient dieſes, vergœttert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter dieſen Erzæhlungen etwas viel wichtigers verborgen. Herkules war ein Weltweiſer, der ſeine Schüler lehrte: daſs die Handlungen der Menſchen im Grunde tugendhaft und wenigſtens durch die guten Abſichten zu entſchuldigen ſind. Dieſer Satz fand allgemeinen Beyfall. Nun war niemand mehr la-

laſterhaft. Vom æuſſerſten Ende Heſperiens bis an den Ganges ſahe man nichts als menſchenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entſchuldigten. Bittern Haſs, Verkætzerungen, denn auch die Prieſter des Saturnus verkætzerten ſchon, ungerechte Læſterungen; alle dieſe Ungeheuer des menſchlichen Geſchlechts rottete der Philoſoph aus. Dieſes waren die vergœtterten Thaten, die Herkules, der Weltweiſe, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus ſeinem Vaterlande zu kommen. Das kriegeriſche Alterthum machte daraus einen bewaffneten Held, mühſame Abentheuer, Hydren, und, was das billigſte war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftſteller haben das alte Recht, ſich ſelbſt zu vergœttern; aber auch dieſem Rechte entſage ich. Ich werde mich für vœllig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht entziehen, und wenn mein geſelliges Beyſpiel andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo ſie das nicht thun dürfen, ſie doch zu entſchuldigen. Wie ſehr wird dieſes der Menſchheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde dieſe glückliche Verwandlung unſern Vorfahren ſcheinen, wenn ſie zurückkommen und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder ſehen ſollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, ſondern Patrioten, welche mitten unter ihren geſammelten Schætzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder, welches noch eine ſtærkere Groſsmuth beweiſt, ganz Fremden, die ſie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlaſſen, daſs ſie ſolche in Vergnügen und Ueberfluſs zerſtreuen kœnnen. Der Mann, den ſie einen *ungerechten Richter* heiſſen, iſt dieſes nicht mehr, ſondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeir: welche durch ihn den ſtreitenden Partheyen ihre feindſelige Thorheit koſtbar machen will, um ſie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen und welche zugleich durch die ungeſchickten Ausſprüche dieſes Richters den Stolz der Geſetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte und weitausſehende Vorſicht oft durch ein geringes Geſchenk vereitelt wird. Dieſe mürriſchen Alten würden keine Urſache weiter haben, die Iugend vor dem Umgange mit *Frauenzimmer* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdæchtig* ſchiene. Sie würden œffentlich geſtehen müſſen, denn innerlich waren ſie es ohnedem ſchon überzeugt, daſs dieſe reizende Geſchœpfe nichts thun, als die Natur predigen; daſs ſie nur der Iugend Gelegenheit verſchaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu genieſſen; daſs ſie für das Vaterland ſich ſelbſt aufopfern, um die Mannsperſonen von gefæhrlichen Ausſchweifungen zurück zu ziehen; daſs ſie in trunkner Wolluſt ſehr geſchwind leben, daſs ſie wohl wiſſen, wie flüchtig dieſe Wolluſt ſey. Sollten wohl unſre Alten noch ſo hart ſeyn, unſre Alten, deren Herz immer auch zærtlich war, ſollten ſie ſo hart ſeyn und die freundſchaftliche Wolluſt dieſer kleinen dienſtfertigen Geſchœpfe mit dem beleidigenden Namen einer verführeriſchen Ausſchweifung belegen?

Hier habe ich drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterſtützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Geſetze der Akademie verſtatten, erlaubt mir nicht, weitlæuftiger zu ſeyn: ich würde es auſſerdem mit Vergnügen, und gewiſs nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn ich durch noch mehrere Beyſpiele zeigte, daſs die Handlungen der Menſchen, welche unſrer mürriſchen Ernſthaftigkeit oft ſo verdæchtig ſind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man ſie der Welt zeigen kann, woferne man billig ſeyn will. Für itzt mag dieſes genug ſeyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweiſen will: *daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, ſondern aus einer wahren Menſchenliebe herrühre.* Dieſes zu beweiſen, und von jenem den Urſprung zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem groſſen Einfluſſe zu überführen, den dieſe Begierde, Uebels zu reden, in das Beſte des gemeinen Weſens und in die Glückſeligkeit eines ieden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man ſich von demjenigen gewiſs in Erfolg verſprechen kann, der Muth und Menſchenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzimmer von einem ſchlüpfrigen Charakter zu Prieſterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unſrer Welt, welche von dieſer Begierde, Bœſes zu reden, ſich die fürchterlichſten Begriffe macht. Unſre Ammen, die uns Geſpenſter bereden, machen uns auch vor dieſer Begierde zu fürchten: und in dem Augenblicke, da ſie dieſes thun, reden ſie immer von ihren Nachbarinnen am meiſten Bœſes. Ein Beweis, daſs die Triebe der Natur, denn eben darunter gehœren die Triebe, Bœſes zu reden, ſich niemals ganz unterdrücken laſſen!

Unſre deutſche Sprache, ſo reich ſie iſt, iſt doch zu arm, dieſe Pflicht, Bœſes zu reden, mit einem anſtændigen, wenigſtens gelinden Worte, auszudrücken. Schmæhen, Læſtern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verlæumden etc. dieſes ſind etwa die gemeinſten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieſer groſſen Pflicht, Bœſes zu reden, ſich erklæren will. Lauter verhaſste Namen! Aber ich halte dieſes mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir ſind von der Nothwendigkeit dieſer Pflicht allzuwohl überzeugt, als daſs wir im Ernſte ſo verhaſste Begriffe damit verknüpfen ſollten. Unſre Aufführung widerſpricht dieſem am meiſten. Denn zum Ruhme meiner Deutſchen muſs ich hier bekennen, daſs wir in der Kunſt, Bœſes zu reden, es beynahe unſern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat dieſe mütterlichen Vorurtheile noch mehr geſtærkt.

ſtærkt. Dieſe Herren ſind nicht allemal gewohnt, ihre Gemælde den Originalen gemæſs einzurichten. Sie ſchmeicheln den Leidenſchaften der Menſchen, oder kopiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher kœmmt es, daſs ſie alle Prinzen weiſe und groſsmüthig, alle Richter ehrwürdig, ernſthaft, alle Bræute mit einer reizenden Unſchuld, alle Geiſtliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hœrnern und Schwænzen, und die Begierde, Bœſes zu reden, mit Schlangen und ſpitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit.

Und würden wir wohl im Stande ſeyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, daſs die Begierde, Uebels zu reden, nichts anders ſey, als ein von der Natur uns vernünftigen Geſchœpfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menſchen, und wohl ganzer Geſellſchaften und Vœlker gemeiniglich auf eine luſtige, oft auch ernſthafte Weiſe, andern bekannt zu machen, um ſich und andre dadurch zu ergœtzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abſcheu dafür beyzubringen, andre, die ſie nicht haben, dafür zu warnen, einen ieden aber gegen ſich und andre aufmerkſam, einen ieden tugendhaft, oder doch vorſichtig, mit einem Worte, die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir ſelbſt einen heiligen Schauer, wenn ich an die groſſe Pflicht, Uebels von andern zu reden, gedenke. Ein patriotiſches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwæge, welche dieſe groſſe Pflicht nicht allein ſelbſt nicht beobachten, ſondern auch andern dafür einen Abſcheu beyzubringen ſuchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, daſs ſie nur vernünftigen Weſen vorzüglich gegœnnet hat, dieſes wollten wir den Menſchen entreiſſen? So ſtoſſen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geſchœpfen, die die weiſe Natur dieſes Vorzugs unwürdig gehalten hat; ſo reiſſen wir die vornehmſte Stütze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten und das Wohl der Menſchen ſich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menſchenliebe hoffe ich es gewiſs, das dieſe unerwarteten und doch unumſtœſslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen beſondern Eindruck machen werden. Noch ſcheinen Sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie ſich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiſer ſchæmt ſich niemals, ſeine Vorurtheile zu erkennen.

Geſtehen Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menſchlichen Geſellſchaft angethan, da Sie den Trieb, von andern Uebels zu reden, in einem eitlen Hochmuthe und in der Bosheit des menſchlichen Herzens geſucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht ſchon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt? Wollten Sie etwan eine ſo neue Meinung noch nicht œffentlich wagen? Vermuthlich war es nur Ihre Abſicht, den witzigen Kœpfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da Sie eine Handlung, die allen vernünftigen Geſchœpfen ſo eigen iſt, vom Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten ſollten. Wie glücklich wiſſen Sie, meine Herren, den Menſchen, auch wider Willen, auf ſeine Pflicht zurück zu führen! Ich bewundere dieſe Vorſicht, und ſehe auch unter dieſer angenommenen Maske den rechtſchaffnen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Abſicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen ſchon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Urſache, dasjenige mühſam zu erlæutern, was ich bereits oben gründlich erwieſen habe. Was ich alſo hievon noch ſagen werde, das ſage ich nur in der Abſicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklæren, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wieſen, ihr ſelbſt nachzudenken.

Dieſe neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen itzt geſtiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bey mir zuerſt veranlaſst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtſamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der oſtindiſchen Compagnie leſe. Indem Augenblicke kam meiner Frau Bruder ins

Zimmer geſtolpert, ſtürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte ſein Cadedis, und fragte mich mit gebrochnem Deutſche: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, daſs dieſer Menſch aus dem Tollhauſe entſprungen ſey? Unwahrſcheinlich iſt es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubniſs, es war ein junger Deutſcher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er ſich ſechs Wochen lang aufgehalten hatte. Meine Frau empfieng ihn ſchweſterlich; aber das Erſte, was er ihr ſagte, waren ein paar Unflætereyen wegen ihrer Schwangerſchaft. In dieſem Tone fuhr er fort, und rühmte ſeine Ausſchweifungen, die er in Paris begangen und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdæchtige Hæuſer zæhlte er in einer ſo richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die ſchændlichſten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er ſie bekommen, wenigſtens eine Marquiſinn muſste dieſe ſeyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umſtænden ſein entkræfteter Kœrper noch itzt ſey. Dieſes alles ſagte er uns mit einer faſelnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Raſenden erwarten kann.

Meine Frau, welche ſich nicht ſchæmt, eine vernünftige Chriſtinn zu ſeyn, ſchlug die Hænde zuſammen. Biſt du es denn, Bruder? ſagte ſie, haſt du denn vor Gott und vor Menſchen keine Scheu? Du deutſche Beſtie! war ſeine Antwort: Schweſter, du weiſst nicht, was Leben iſt! komm mit nach Paris! Ihr Deutſchen lebt hier ſo ordentlich und geſund, wie das liebe

Vieh, und daher kœmmt es, daſs ihr auch ſo denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die laſſe ich noch gelten, das andre iſt alles Quakerey, hol mich der Teufel Quakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort - - - Meine Frau hielt ihm den Mund zu und lieſs ihn nicht weiter reden. Er ſchwieg endlich; aber das muſsten wir ihm erlauben, daſs er uns zwey Gaſſenlieder vorheulte, eines wider den Kœnig und das andre wider die Beichtzeddel.

Was halten Sie, meine Herren, von dieſem deutſchen Franzoſen? und von ſeiner Begierde Bœſes zu reden, von welchem gewiſs die Hælfte erdichtet war? Das meiſte Bœſe redete er von ſich ſelbſt; ſollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrſcheinlich iſt dieſes! Aus Hochmuth konnte es nicht ſeyn: denn alles, was er erzæhlte, war zu ſeiner Schande. Aus Bosheit gegen ſich ſelbſt konnte es noch viel weniger ſeyn: denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt ſo ſehr liebt, als ſeine kleine Perſon. Alſo muſste wohl noch eine andre Urſache übrig ſeyn, die ihn bewegte, Bœſes von ſich und ſeinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gaſſenlieder, die er uns ſang. Wenn das Volk in Paris ſchændliche Lieder von dem ſingt, der ihnen ihr *Liebſter* iſt und darüber ſpottet, wovor es niederkniet; ſollte es dieſes wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrſcheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich ſo glücklich, dieſe neue Entdeckung zu machen, daſs die Begierde, Bœſes zu reden, aus einer ganz andern Quelle herzuleiten ſey.

Wenn ich beweiſen will, daſs dieſe Begierde, Bœſes zu reden, lediglich aus einer wahren Menſchenliebe herrührt; ſo habe ich nicht nœthig, etwas weiter zu thun, als daſs ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den ſie in der menſchlichen Geſellſchaft hat. Und beynahe iſt auch dieſes überflüſsig, da der gemeinſte Mann ſolches aus der täglichen Erfahrung lernt. Ich will alſo weiter nichts thun, als meine Leſer an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerkſam dabey geweſen zu ſeyn, weil ſie Ihnen gar zu gewœhnlich war.

Das Band der bürgerlichen Geſellſchaft, worauf ſich die ganze Republik gründet, iſt das Vergnügen, welches die Einwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Satz iſt klar, und wer daran noch zweifelt, der ſtelle ſich eine Stadt vor, wo alle Thüren verſchloſſen bleiben, wo die Fenſter verhangen ſind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann auszugehen, doch nur im Finſtern ausgeht, um nicht geſehn und von niemanden angeredt zu werden. *Dieſe traurige Stadt ſtelle er ſich vor.* Würde *Paris*, würde *Leipzig* anders ſeyn, wenn ſeine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Geſellſchaft ſuchten? Und würden ſie dieſes Vergnügen genieſsen, wenn ſie nicht eben dadurch

durch Gelegenheit fænden, Uebels von andern zu reden? Nur dieſer Unterſcheid iſt dabey, daſs eine iede Geſellſchaft ihre eigne Art hat, Bæſes zu reden.]

Der Greis ſeufzt über die ſchlimmen Zeiten; die Jugend über den Eigenſinn und Geiz des Greiſes. Ehrwürdige alte Jungfern reden Bæſes von den flatterhaften Mædchen, die ſchon gern ſündigen und doch nur achtzehn Jahre alt ſind; und dieſe lachen über die fromme Buhlerey der alten Heiligen. Die Bürger reden Bæſes von den Preſſungen und der Parteylichkeit des Magiſtrats; und dieſer noch mehr Bæſes von dem Ungehorſame und müſsigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Bæſes von der Religion, und der Katzermacher zankt ſich mit dem Teufel. Der junge Marquis iſt nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Bæſes von einem Philoſophen erzæhlen kann, und der Philoſoph unterſucht, ob dieſer Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Geſellſchaften, wo ſie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniſs, Bæſes zu reden, ſo nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenſchaft des Spielens zu Sklaven gemacht hat, wiſſen ſich immer damit zu entſchuldigen, daſs man alsdann, wann geſpielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entſchuldigen, daſs man eine Tugend unterlæſst! Aber ich will mir dieſe Art der Entſchuldigung zu Nutze machen. Die Begierde und die Gelegenheit, Böſes zu reden, iſt ein bewährtes Mittel, unzählige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Geſellſchaft Böſes redet, entfernt ſie ſich von der Sache, zu ſpielen und ein mühſam verdientes Vermögen durch einen unglücklichen Augenblick unter ängſtlicher Hoffnung zu zerſtreuen. Der Richter verſäumt, ungerecht zu ſeyn, wenn er Böſes von andern redet. Der Advokat merkt es nicht, daſs zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und läſst ihnen daher dieſes Glück ungeſtört. Der Arzt, wenn er Uebels von andern ſpricht, vergiſst ſein Amt, und die Menſchen bleiben leben.

Die erſte Regel, die uns der Moraliſt einprägt, iſt dieſe, daſs man alle Mühe anwenden ſoll, ſich und die Welt kennen zu lernen. Iſt wohl eine bequemere Art, dieſes zu lernen, als wenn man die Geſellſchaften fleiſsig beſucht, wo am meiſten Böſes geredet wird? Man wähle ſich nur zwo der beſten, und die beſten ſind dieſe, wo eine Betſchweſter oder ein Müſsiggänger das groſſe Wort führen: ſo lernt man die ganze Stadt kennen, und auch dieſe beiden Geſellſchaften lerne man kennen, weil gewiſs keine die andre ſchonen wird. *Philen* iſt mildthätig. Er ernähret mit ſeinem eignen Brodte die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in äuſſerſter Armuth hinterlieſs, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Urſache, mildthätig zu ſeyn, denn drey von dieſen Kindern ſind ſeyn. *Herkomogus* iſt ein Gerechtigkeit liebender Advokat, welcher ſich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waiſen beyzuſtehen. Im Ernſt? Warum nicht? denn Herkommann iſt ein Erbſchleicher. Aber *Suffen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel ſeyn? Suffen, welcher mit Thränen die Noth der Unterthanen ſieht, und der Regierung flucht? Suffen iſt ein Miſsvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er ſuchte, um die Unterthanen ſelbſt zu drücken. Wie lehrreich iſt die Schule derer, die von andern Böſes reden! Ohne dieſe Geſellſchaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich ſelbſt kennen zu lernen? - - - Warum nicht? mein Herr. Sind Sie allein ſo tugendhaft, oder ſo ehrwürdig, daſs man von Ihnen allein nichts Böſes reden wird? Ich möchte es Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von Ihnen ſagt; aber verdrüſslich müſſen Sie nicht werden. Man ſpottet über Ihre pedantiſche Mühe, die Sie ſich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Menſch glaubt, er ſey weiſe genug, die Fehler andrer zu entdecken; bey der klugen und geſetzten Miene, die er ſich giebt, iſt es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhält, laſterhaft zu ſeyn. In Geſellſchaft redet er wenig, damit man glauben ſoll, er ſey im Stande, ſehr vernünftig zu reden, wenn er ſich nur entſchlieſsen wollte zu reden. Sein Anzug iſt reinlich und ohne Pracht;

aber er hat keinen Kredit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht ſpricht; ſo geſchieht es, um diejenigen in der Stadt auf ſeine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefæhrlichſten iſt. Ungeachtet er unverheurathet iſt, ſo wird er doch niemals anders, als mit einer gewiſſen Ehrfurcht, vom weiblichen Geſchlechte reden; aber, wollen Sie etwan einen Roman wiſſen? In zwo Minuten will ich - - - Verzeihen Sie mein Herr; warum ſehen Sie ſo wütend aus? Sie verſtehn mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, Sie zu beleidigen. Nur aus Freundſchaft gab ich mir die Mühe, Ihnen das Bœſe wieder zu erzæhlen, das man in allen Geſellſchaften von Ihnen ſpricht. Sie ſollten das Glück haben, Sich kennen zu lernen, und nur in dieſer Abſicht redete ich ſo viel Uebels von Ihnen.

Und wenn die Begierde, Bœſes zu reden, weiter gar keinen Nutzen hætte, als dieſen, daſs ſie uns gegen andre und gegen uns ſelbſt aufmerkſam und vorſichtig macht; ſo verdiente ſie ſchon, auch dieſes einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meiſten eigenſinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen ſind, daſs die Begierde, Bœſes zu reden, ein Laſter ſey, auch dieſe würden ſie wenigſtens für ein ganz unentbehrliches Laſter halten, wenn ſie dieſen Nutzen gelaſſen überdenken wollten. Die Dieberey, ob ſie ſchon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laſter, die dieſen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedæmonier einen ſo groſsen Nutzen darinnen, daſs ihre Jugend ſchlechterdings eine Geſchicklichkeit im Stehlen erlangen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen ſollte, daſs ſie künftig ein ſehr unnützes Mitglied des Staats ſeyn würde. O, machten doch dieſe Worte einen Eindruck in die Herzen unſrer Aeltern! O, kœnnten ſie ſich doch entſchlieſsen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunſt, Uebels zu reden, zu gewœhnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes, und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn ſie dadurch vorſichtig gegen ſich ſelbſt und gegen andre gewœhnt würden. Dieſer Theil der Erziehung iſt vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Hœnden wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es ſelbſt. Sollte wohl die Natur, die nichts umſonſt thut, den Müttern die Triebe, Bœſes von andern zu reden, umſonſt ſo verſchwenderiſch mitgetheilet haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menſchlichen Geſellſchaft ſo beſchwerlich ſind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige ſelbſt leidet dabey; aber derjenige noch mehr, der ſeinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philoſoph, arbeiten gemeinſchaftlich daran, das Herz des Menſchen demüthig zu machen. Jener beweiſt es ihm aus Staub und Erde, und dieſer noch gründlicher daraus, daſs unmœglich ein Ding zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kœnne. Für beide Beweiſe habe ich alle Ehrfurcht die ein unphiloſophiſcher Laye für alle Theologen und Philoſophen haben muſs ; und dem unerachtet bin ich verſtockt genug, zu glauben, daſs man einen Hochmüthigen dadurch, daſs man Uebels von ihm ſpricht, in einer Viertelſtunde weit zahmer und menſchlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finſtern Schlüſſen.

Ehe ich ſchlieſse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verſpare ich es, weitlæuftiger zu ſeyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzæhlige Menge andrer Vortheile, welche ein ieder Menſch für ſich und das ganze gemeine Weſen überhaupt dadurch erlangt, wenn einer von dem andern Uebels ſpricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, ſo groſs iſt : ſo iſt wohl nichts geſchickter, uns in den traurigen Stunden unſers Lebens aufzuheitern. Wir vergeſſen unſre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer beluſtigen. Durch eine beſtændige Uebung, Bœſes von andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft Kann wohl bey unſern Zeiten etwas wichtiger ſeyn, als dieſes, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein ſcharfer Verſtand ? Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmæſsig beurtheilen. Wie groſs iſt der Einfluſs, den die Begierde, Uebels von andern zu ſchreiben, und dieſes zu leſen, in Handel und Wandel hat. Holland iſt nie reicher geweſen, als eben zu der Zeit, da alle Preſſen beſchæfftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Königs zu ſpotten, deſſen Jugend ihm ſo ſchrecklich geweſen war. Holland zog durch dieſe Schatzung die Reichthümer ganzer Lænder zu ſich, und gab uns dafür ſeinen Witz. Peter Marteau in Kœln, den die witzige Welt auch alsdann noch nennen wird, wenn ſeine Schriftſteller længſt vergeſſen ſind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Bœſes zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch jemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, daſs dieſe Begierde, Bœſes von andern zu reden, einen unendlichen Einfluſs in die Glückſeligkeit eines ganzen Staates habe? Und müſſen Sie nunmehr nicht geſtehen, daſs eine Handlung, welche der Grund der menſchlichen Geſellſchaft iſt, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit ſchaft, andre und uns ſelbſt kennen zu lernen, welche uns aufmerkſam und vorſichtig macht, welche den Stolz des menſchlichen Herzens ſo ſehr demüthigt, welche macht, daſs wir das Bittre dieſes kümmerlichen Lebens vergeſſen, welche ganze Lænder bereichert und die Seele eines Staats belebt, müſſen Sie nicht geſtehn, ſage ich, daſs eine ſolche Handlung keinen geringern Urſprung, als die Menſchenliebe, haben kann, und daſs derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der ſich angelegen ſeyn læſst, dieſe Handlung allgemein zu machen?

Ich erſuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerkſamkeit, und bitte mir die Erlaubniſs aus, gelehrt zu ſeyn. Ich habe mir dieſe ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrſamkeit an mich zu halten: længer iſt es mir nicht mæglich. Ich ſtehe zu viel aus. Ich muſs mich ſchlechterdings meiner Beleſenheit entſchütten, oder ich erlebe den Preis gewiſs nicht, den ich von ihrer Akademie erwarte. Ich will ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthume unterſtützen. Mit einem Worte, ich muſs allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Geduld nicht miſsbrauchen, darauf kænnen Sie ſich verlaſſen.

Die Götter würden ohne den Momus *) einen ſehr unvollkommnen Himmel gehabt haben. Es war iemand unter ihnen nöthig, vor deſſen Begierde, Bæſes zu reden, ſie ſich ſcheuen muſsten. Ihr Umgang würde endlich zu ſchlæfrig geworden ſeyn; ſie würden zu wenig auf ſich ſelbſt Achtung gegeben haben.

Dieſes ſahe Julian **) wohl ein. Damit es an der Tafel ſeiner Götter nicht zu traurig ſeyn mæchte, ſetzte er den Silen an die Seite des Bac-

---

*) Momus, μωμος. Deus reprehenſor Heſiodo, in Theogonia. Was ich ſonſt noch hievon hätte ſagen können, das findet der geneigte Leſer in Baſilii Fabri Sorani Theſauro eruditionis ſcholaſticae.

**) Vid. ΙΟΥΛΙΑΝΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ Καισαρες

Bacchus: denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, ſchlæfrig geworden ſeyn. Silen muſste von den Göttern und von den Kaiſern Uebels reden, und die Götter vergnügten ſich dabey *). Wollen wir Menſchen über eine Sache eifern, die Jupiter ſich ſelbſt gefallen læſst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Götter nicht aufgereimt ſeyn kœnnen?

* Die Fabel vom Prometheus **) hat man bisher ganz unrecht verſtanden. Sie ſagt, er habe Menſchen geſchaffen. Kœnnen wir dieſes nach den Worten nehmen, da wir wiſſen, daſs Menſchen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde, Bœſes zu reden, war damals nur ein Vorzug der Götter. Prometheus lernte es unter ihnen und brachte dieſes Ge-

---

*) Παντων ἐν τω Θεων κυκλω καθημενων ὁ Σειληνος, ἐρωτικως ἐχειν δοκων μεν του Διονυσου καλου και νεου, και τω πατρι τω Διι παρεμφερους, πλησιον ὀντα, τροφευς τι ὡν και παιδαγωγος καθητο, τα τ' αλλα φιλοπαιγμονα και φιλογελωτα και χαριτοδοτην ὀντα τον Θεον ἐυφραινων, και δη και τω σκωπτειν τα πολλα, και γελοιαζειν.

**) Prometheus Iapeti, vnius ex Titanibus et Climenes Filius. Fabula nota ex Hesiodo et Metamorphoſi Ouidii. Wie viel kœnnte ich hier abſchreiben, wenn ich wollte!

Geheimniſs unter die Menſchen. Dadurch machte er ſie geſellſchaftlich, vorſichtig, witzig, mit einem Worte, er machte ſie menſchlich. Dieſes, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und ſchlæfrigen Menſchen belebte. Durch dieſes Feuer, durch dieſen vom Himmel entwandten Trieb, Bœſes zu reden, ſchuf er die Menſchen, die vorher nur Kreaturen waren, zu vernünftigen Kreaturen und machte ſie den Göttern æhnlich *). Jupiter ward eiferſüchtig darüber. Sonſt hatte er nur Urſache gehabt, ſich vor den zuſammengeſetzten Kræften der rebellirenden Menſchen zu ſcheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für die Verrætherey ſollte Prometheus büſsen. Daſs er die Menſchen glücklich und witzig gemacht, daſs er die Begierde, Bœſes zu reden, dieſes Feuer vom Himmel entwandt hatte, das durfte Zevs nicht beſtrafen; ſeine miſsgünſtige Eiferſucht würde zu merklich geweſen ſeyn: man ſuchte alſo, ſo länge man konnte, einen ſcheinbaren Vorwurf zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleiſch vorgelegt **), dafür ſollte er büſsen.

---

*) *Lucian*, im Geſpræche: *Prometheus* oder Caucaſus: Ἐγω δε - - ἐννοησα ὡς ἀμεινον ἐιη ὀλιγον ὁσον του πηλου λαβοντα, ζωα τινα συμπλασασθαι και ἀναπλασαι (daſs muſs alles figürlich verſtanden werden:) τας μορφας μεν ἡμιν ἀυτοις προσεοικοτα - - Ταυτ' ἐστιν ἁ μεγαλα ἐγω τους Θεους ἠδικηκα.

**) Lucian hat im nurangeführten Geſpræche alle Klagen hüſsen. Man fühlte gleichwohl, daſs dieſe Urſache lächerlich war: er hatte alſo Menſchen geſchaffen, boshafte Geſchœpfe, und beſonders Frauenzimmer [*]). Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, ſich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prome-

---

gen zuſammengenommen, wenn er den Mercur mit dem Prometheus dieſe Unterhandlung halten læſst: ΠΡΟΜΗΘ. Ὠ Κρονε και Ἰαπετε, και συ, Γη μητερ, ὁια πεπονθα ὁ κακοδαιμων, ὐδεν δεινον ἐιργασμενος; ΈΡΜ. Ὀυδεν δεινον ἐιργασω, ὠ Προμηθευ, ὁς πρωτα μεν την νομην των κρεων ἐγχειρισθεις, ὑτως ἀδικον ἐποιησω και ἀπατηλην, ὡς ἀυτῳ μεν τα καλλιστα ὑπεξελεσθαι, τον Δια δε παραλογισασθαι, ὀστα καλυψας ἀργετι δημῳ; - - ἐπειτα δε τυς ἀνθρωπυς ἀνεπλασας, πανυργοτατα ζωα, και μαλιστα γε τας γυναικας. Ἐπι πασι δε το τιμιωτατον κτημα των Θεων (Dieſe Worte ſind wohl zu merken) το πυρ κλεψας, και τυτο ἐδωκας τοις ἀνθρωποις. Τοσαυτα δεινα ἐιργασμενος, φης, μηδεν ἀδικησας δεδεσθαι; κ. τ. λ.

[*]) In dem darauf folgenden Geſpræche des Lucians, zwiſchen dem Prometheus und dem Jupiter, findet dieſer daſs grœſste Verbrechen darinnen, und ſagt dem Prometheus, er habe noch viel ſchwerere Feſſeln und ſchwerere Strafen verdient: ἀνθ' ὡν τοιαυθ' ἡμιν ζωα τυς ἀνθρωπυς ἐπλασας - - και τας γυναικας ἐδημιυργησας.

theus dieſes grauſame Verbrechen nicht begangen hætte *)? Prometheus blieb immer unſchuldig: man muſste alſo das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel geſtohlen und es den Menſchen mitgetheilt **). Ohne ſich nunmehr weiter entſchuldigen zu dürfen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, læſst ſich zum dritten male nicht widerſprechen) ward er aus dem Himmel geſtoſsen und vor den Augen der beneidenswürdigen Menſchen, ſeiner Geſchœpfe, an den Caucaſus geſchmiedet ***). Kœnnen Sie es

---

*) Ich bleibe beym Lucian, weil ich ihn einmal vor mir liegen habe. Prometheus ſagt: ὃ δε μαλιστα με πνιγει, τουτ᾽ ἐστιν᾽ οἱ μεμφομενοι την ἀνθρωποποιιαν, και μαλιστα τας γυναικας, ὁμως ἐρατε ἀυτων, και ὀυ διαλειπετε κατιοντες, ἀρτι μεν ταυροι, ἀρτι δε σατυροι και κυκνοι γενομενοι θεους ἐξ ἀυτων ποιεισθαι ἀξιουντες.

**) Vulkan war darüber am meiſten empfindlich. Seine Verbitterung wider den Prometheus gieng ſo weit, daſs er nicht einmal ſein Richter, ſondern ſein Anklæger ſeyn wollte. Μα Δι, heiſst es: ἀλλά κατηγορον ἀντι δικαστȣ, ἰσθι με ἕξων, ὅς το πυρ ὑφελομενος ψυχραν μοι την καμινον ἀπολελοιπας. Kann man dieſes wohl nach dem todten Buchſtaben verſtehn, ohne etwas ungereimtes zu denken?

***) Dieſes ſagt der Anfang des lucianiſchen Geſpræchs. Ich kœnnte ihn auch abſchreiben. - - Eheu! iam ſatis eſt! Gelehrt genug ſehn meine Noten aus, ſo ge-

[illegible] verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geſchenk des Prometheus verdæchtig machen wollen, welches die Götter nur für ſich allein zu beſitzen wünſchten, welches ſie den Sterblichen miſsgœnnten und worüber der groſsmüthige Prometheus zum Mærtyrer werden muſste?

Bey den weiſen und vernünftigen Griechen war die Kunſt, Uebels zu reden, ein Theil des öffentlichen Gottesdienſtes. Mænner und Weiber ſtunden bey den Eleuſiniſchen Feſten zu beiden Seiten der Brücke, und ſagten denen, die in Proceſſion über dieſe Brücke giengen, die bitterſten Vorwürfe *). Gleiche Freyheit hatte das Volk bey den Ithyphalliſchen Feſten **). Den Epheſiern war zu dergleichen feyerlichen Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das

---

gelehrt, daſs, ſo Gott will, ſie niemand leſen wird. Aber ich leſe ſie ſelbſten: und ein wahrer Gelehrter ſchreibt allemal mehr für ſich, als für andre.

*) Vid. Meurſius Attic. Lect. V. 31. Graecia feriata p. 73. Eleuſin. 27. Caſaubonus ad Strabon. p. 400. Suidas in Γεφυριζων et Αχαια, et ibi Kuſter. Kuſter ad Ariſtoph. Acharn. v. 709. Bochart. Geogr. Sacr. S. II. L. 1, c. 21. Valckenner. Animadu. ad Ammonium p. 209. Heſychius v. Γεφυρισται et ibi Alberti. Wie gelehrt muſs der Mann ſeyn, der ſo viel Titel von Büchern weis! werden meine Leſer von mir denken, wenn ſie billig ſind.

**) - - - Sed truncum forte dolatum,
Arboris antiquae numen, venerare Ithyphalli.
Columell.

traurige Beyſpiel des Thimotheus hætte Sie, meine Herren, wohl abſchrœcken ſollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern *).

Auch bey den Römern hatte die Gewohnheit, Bœſes zu reden, einen heiligen Urſprung **). Man ſuchte die erzürnten Götter durch Spiele zu verſœhnen, welche der Grund zu den Feſcenniniſchen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Cæſar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem öffentlichen Einzuge eine Spœtterey ſeiner eignen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, ſeine Fehler ihm mitten unter dieſem ſchmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Menſch ſey, dieſen Zweck zu er-

---

*) Epheſii die 22. januarii celebrabant feſtum καταγωγια dictum, quo licebat honeſtos quosque viros et foeminas verbis et factis vexare et inſultare. Quod cum Timotheus [illegible]d quem Paulus epiſtolam ſcripſit, tollere vellet, trucidatus a plebe fuit. Conf. du Cange Gloſſ. Graec. ſub Καταγωγια.

**) Liv. Lib. VII. c. 2. etc. Et hoc et inſequenti anno peſtilentia fuit. - - quum vis morbi nec humanis conſiliis nec ope diuina leuaretur, victis ſuperſtitione animis ludi quoque ſcenici - - inter alia coeleſtis irae placamina inſtituti dicuntur - - ludiones ex Etruria acciti - - imitari deinde eos iuuentus ſimul inconditis inter ſe iocularia fundentes verſibus coepere - - Iuuentus hiſtrionibus fabularum actu relicto, ipſa inter ſe more antiquo ridicula intexta verſibus iactitare coepit. etc.

erlangen, ſangen ſie bey ſeinem Triumphwagen öffentlich : er ſey ein kahler Ehebrecher *). Ein ſchrecklicher Vorwurf für einen Kaiſer, der ſich über keine von ſeinen Handlungen, aber über ſeinen kahlen Kopf untrœſtlich, ſchæmte **).

---

*) Sueton. in Cæſ. c. 51. Ne prouincialibus quidem matrimoniis abſtinuiſſe vel hoc diſticho apparet, iactato aeque a militibus per Gallicum triumphum :

Urbani, ſeruate vxores, moechum caluum adducimus.
Aurum in Gallia effutuiſti, (ein vornehmer Troſt für unſre junge Deutſche, die nach Paris reiſen,) hic ſumſiſti mutuum.

Im 49. Cap. ſagt Suedon : Gallico denique triumpho milites eius inter caetera carmina, qualia currum proſequentes ioculariter canunt, etiam vulgatiſſimum iſtud pronunciauerunt :

Gallias Cæſar ſubegit, Nicomedes Cæſarem, etc.

**) Caluitii deformitatem iniquiſſime tulit, ſaepe obtrectatorum iocis obnoxiam expertus. Ideoque et deficientem capillum reuocare a vertice aſſueverat, et ex omnibus decretis ſibi a ſenatu populoque honoribus, non aliud aut recepit aut vſurpauit libentius, quam ius laureae perpetuo geſtandae. Suet. in Caeſ. c. 45.

Dieſer war auch einer von den bitterſten Vorwürfen des Silens, da er vom Cæſar ſagte : Και γαρ, ὡς ὁρας, ἐςι μεγας και καλος. ἡμιν γεν, εἰ και μηδεν ἀλλο, τα γεν περι την κεφαλην ἐςι προσομοιος. S. Iul. Cæſ.

Wünſchen Sie es nicht, meine Herren, daſs ich anfange, von den Saturnalien zu predigen *). Sie würden erſchrecklich viel Gelehrſamkeit auszuſtehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zæhnen ſeines Vaters entfloh **), anfangen und beym Davus des Horaz aufhœren, und vielleicht da noch nicht aufhœren ***).

Alle dieſe gelehrte Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erlæutern meinen Satz, daſs die Erlaubniſs, von andern Bœſes zu reden, vornehmlich auch dieſe Abſicht gehabt, diejenigen in einem gewiſſen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit ****), oder ihre Weisheit weit über andre Menſchen zu erheben ſcheinen. Wie heilig *) ſollten uns diejenigen Mittel ſeyn, welche die Menſchen ſo tugendhaft machen!

---

*) V. Macrobium, Athenaeum, und alle Gelehrte, die dieſe beide geplündert haben.

**) Πρωτον δε φασι, Ρεαν ἡσθεισαν τῃ τεχνῃ - - και ὀ τα μετρια ὠνατο της τεχνης ἀυτων. ὁι γαρ περιορχουμενοι, διεσωσαντο ἀυτῃ τον Δια, ὥστε και σωστρα εἰκοτως ἂν ὁ Ζευς ὀ φειλειν ὁμολογοιη ἀυτοις ἐκφυγων δια την ἀυτων ὀρχησιν τους πατρωους ὀδοντας. S. den Lucian vom Tanzen.

***) Horat. Sat. 7. Lib. II.

****) - - - . . - - - - et ſibi conſul
Ne placeat, curru ſeruus portatur eodem.

Wer von meinen Leſern nicht begreifen kann, wie dieſe Stelle hieher kœmmt, der bedenke nur, daſs ich den Juvenal noch nicht angeführt hatte.

Weil man nur von griechiſchen und lateiniſchen Sachen gelehrt reden kann: ſo will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweiſe meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen kœnnte. Ich finde darinnen unzæhliche Exempel.

Der König der Britten wird von den witzigen Kœpfen und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, daſs er ein Menſch ſey. Nirgend iſt ſeine Majeſtæt kleiner, als auf der Themſe.

War bey Ihnen in Frankreich, das berühmte Narrenfeſt etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geiſtlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausſchweifend und beynahe raſend, ich kann es nicht læugnen; aber eben dieſe Raſerey hatte einen myſtiſchen Verſtand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorſichtig war **).

Ich wundre mich, daſs die Englænder und auch Ihre Landsleute, uns Deutſchen die Hof-

---

*) Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in ſeinem סֵפֶר הַמִּצְוֹת ſagt hievon nicht ein Wort.

**) Memoires pour ſervir a l'hiſtoire de la Fête des Foux, qui ſe faiſoit autre fois dans pluſieurs egliſes, par Mr. du Tilliot.

narren vorwerfen *), welche bey uns ſo einen gröſsen Theil der fürſtlichen Beluſtigungen, und dieſes mit Recht, ausmachen. Sie ſuchen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geſchmacks? ich aber ſehe ſie an als einen Beweis der deutſchen Freyheit, die uns billig ſo ſehr am Herzen liegt, und die wir, beſonders gegen Sie, meine Herren, nicht eiferſüchtig genug vertheidigen kœnnen. Ich kœnnte zum Ruhm unſrer autoriſirten Narren ſehr vieles ſagen; aber das iſt ſchon Ruhm genug, daſs ſie den Beyfall unſrer Fürſten mit Lachen erlangen, um welchen ſich ſo viele Hofleute Zeitlebens ængſtlich und koſtbar, und oft wohl umſonſt bemühen. Es iſt wahr: die Scherze dieſer Narren ſind immer niedrig; aber wie vortheilhaft iſt dieſes für den Witz mancher Hofleute, die auch ſcherzen! Werfen Sie uns nicht vor, daſs ihr Anzug etwas barbariſches und gothiſches an ſich habe. Bey uns gehen die Narren buntſchæckig und reden albern; In Frankreich gehen ſie ſchwarz und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbé; In Engelland hüllen ſie ſich in einen Frok und murren politiſch: mit einem Worte, iedes Land hat ſeine Narren, nur geſtehn ſie es nicht in allen Lændern. Alle dieſe Vorzüge unſrer deutſchen Hofnarren und noch hundert andre, übergehe ich mit Stillſchweigen, und will nur dieſes erinnern, daſs ſie wegen ihrer privilegirten Freyheit, Uebels zu reden, einem Hofſtaate ganz unent-

---

*) Von hundert Stellen will ich nur das XLVII. Stück im I. Theile des engliſchen Zuſchauers anführen.

entbehrlich zu ſeyn ſcheinen. Der Hofmann muſs ſich ſcheuen, Thorheiten zu begehen, um ihren öffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieſes Mittel ſeine Hofleute kennen, die ſich ſonſt ſo wohl vor ihm zu verſtellen wiſſen. Ia ſich ſelbſt lernt der Prinz durch dieſes Mittel kennen, welches noch weit ſchwerer iſt. Mit einem Worte: derjenige weiſe Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends fænde, ſo muſs man ſie doch bey den Prinzen finden!* dieſer weiſe Spruch, den man ſo oft hœrt und doch ſo oft nicht verſteht, redet nur von unſern deutſchen Hofnarren!

Welches alles zu erweiſen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde, Bœſes zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den dieſe Begierde über die ganze menſchliche Geſellſchaft ausbreitet. Sie wollen etwan ſagen: ich hætte einen deutlichern Unterſchied feſt ſetzen ſollen, zwiſchen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten und zwiſchen der boshaften Neigung, die Uebereilungen andrer auszubreiten, oder gar denen, die unſchuldig ſind, Fehler anzudichten; ich hætte das Heilige einer vernünftigen und beſſernden Satyre mit dem niedertræchtigen Splitterrichten und den Pasquillen des Pœbels nicht vermengen ſollen; es ſey eine Tugend offenherzig zu ſeyn, es ſey eine wichtige Kunſt, dieſe Offenherzigkeit durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm und zugleich die bitterſten Wahrheiten ertræglich zu machen; aber eben dieſe Kunſt ſey unendlich weit von derjenigen unterſchieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niedertræchtigen Verunglimpfnng belegen kœnnte; dieſe ſey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwiſchen denen, die ſonſt die beſten Freunde waren; niemand ſey empfindlicher, wenn Bœſes von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meiſten rede, und dieſer verdiene es doch am meiſten; ein Menſch, der in den Geſellſchaften herumſchleiche, Unſchuldige zu læſtern, ſey weit gefæhrlicher, als jener, der uns den verborgnen Dolch in die Bruſt ſtöſt; die abſcheulichſten Verbrechen - - -

Gut, meine Herren! ich verſtehe alles, was Sie ſagen wollen! Ich kœnnte Sie widerlegen; aber ich ſehe an meiner Uhr, daſs ich ſchon eine Minute længer geredet habe, als es die Geſetze der Akademie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit nœthig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber würde ich den aufgeſetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, daſs ein Philoſoph um deswillen ſchreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er ſchreibt, um bezahlt zu werden: und ich, meine Herren, ich bin ein Philoſoph!

Realregiſter.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bey uns immer gewœhnlich iſt, vorſtehende Schrift von einer unbekannten Hand zugeſendet bekommen. Der Verfaſſer bittet mit einer wahren Autordemuth, daſs ich mich entſchlieſsen möchte, ſie zum Drucke zu befördern; er thut dieſes auf eine ſo verbindliche Art, daſs ich unmöglich ſo hart ſeyn können, ihm ſein Bitten abzuſchlagen. Inzwiſchen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, daſs ich dabey ſchwerlich auf meine Koſten kommen dürfte. Ich weis in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen ſoll. Es ſcheint mir ein Zwitter von Witze und von Gelehrſamkeit zu ſeyn. Und ich weis nicht, ob ich es ſagen darf: beynahe bin ich auf die Gedanken gekommen, daſs es, ich möchte mich zwar nicht gern an dem Herrn Autor verſündigen, aber, wie geſagt, Gott gebe, daſs ich lüge, mit einem Worte, ich halte es gar für eine Satyre! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht iſt und immer weiter ſieht, als andre, findet ſehr vieles darinnen, das ſich auf die korſiſchen Unruhen bezieht. Das dæchte ich nun eben nicht, wenigſtens ſteht nicht ein Wort von den Korſen darinnen; aber der Henker mag den Schriftſtellern trauen. Dem ſey aber, wie ihm ſey, *ich halte es für eine gelehrte Abhandlung: denn witzig kann ſie unmöglich ſeyn, weil ſo erſchrecklich vieles Griechiſch darinnen ſteht. Inzwiſchen iſt es wahr, daſs ſie weit über die Hälfte ſehr ungelehrt ausſieht: denn auf den erſten Seiten iſt nicht eine einzige kleine Note. Das iſt noch mein Troſt, daſs ſie lateiniſch gedruckt iſt. Aber zur Hauptſache zu kommen, damit dieſes Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen und auch denen nützlich ſeyn möge, welche, als männliche Gelehrte nicht den ſpielenden Witz, ſondern das Solide lieben; ſo habe ich mir die Mühe gegeben, bey einer Pfeife Tabak einen Verſuch von nachſtehenden Realregiſter daraus zu fertigen, daſs ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir dieſe Freyheit nicht ungütig nehmen. Hätte ich gewuſst, wo er anzutreffen wäre, ſo würde ich ihn um Erlaubniſs hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wiſſen, unter welchem Dache er ſteckt: denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl ſeyn will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie geſagt, das Realregiſter habe ich ſelbſt dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Akademie zu Pau erlangen; ſo will ich nun eben nicht ſagen, daſs er ihn in Anſehung meines Realregiſters erlangt habe; aber man weis doch das mehrſtemal die Urſachen nicht, warum etwas in der Welt geſchieht. Inzwiſchen mag er ihn behalten.*

Ver-

Verſuch eines Realregiſters.

Advokate,

Gewiſſenhafter, iſt einmal einer geweſen 24. Ob das Ernſt ſey? Ibid. iſt als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weiſen Regierung, wo die Advokaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geſchichte von Heuſchrecken 27. Von welchen Advokaten eigentlich die Rede ſey? 58. Warum die Richter wider die Advokaten eifern? 50. Die Fabel vom Wieſel und der Katze. ib. Anatomie eines Advokaten 59.

Akademie,

Die zu Dijon iſt groſsmüthig 5. die zu Pau ſoll ſich daran ſpiegeln ib. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen ib. Der Autor droht, die Akademie læcherlich zu machen 9. Wie er ſich ſonſt an der Akademie ræchen will, wenn er den Preis nicht kriegt 10. In dieſem Falle ſchreibt er nur für die Ehre, und iſt zu groſs, als daſs er ſich aus dem Preiſe etwas machen ſollte 11. Klagen des Autors über die Parteylichkeit der Franzoſen 12. Will dieſe Klagen widerrufen, wenn er den Preis kriegt ib.

Autor

iſt demüthig 5. und droht ib. kœnnte ſich ſelbſt vergöttern 9. will es aber nicht thun ib. ſchreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 50. 58. Autor ſchæmt

ſich

ſich 5. in welchen Fællen ſich ein Autor ſchæmen dürfe 6. Autor beweiſt gründlich 8. denkt mit den Fingern 9. Autor giebt ſeinen Gegnern einen Stich 15. ſchimpft ib. hat noch mehr Verdienſte 19. iſt berühmt ib. ſchreibt mehr für ſich, als für andre 20. iſt mit ſich wohl zufrieden 14.

Autorparol

ſiehe Meineide.

Ammen

lehren uns die Geſpenſter 19. Vom Einfluſſe der Ammen in unſern Gemüthscharakter 20. Wie die Amme eines Kunſtrichters geweſen ſeyn müſſe 21.

Betſchweſtern

ſind würdige Præſidentinnen in der Geſellſchaft, wo Uebels geredet wird 24. Warum die liederlichſten Weibsperſonen in ihrem Alter die grauſamſten Betſchweſtern werden? 39.

Beluſtigung

Ob aus der Beluſtigung eines Menſchen ſein Gemüthscharakter zu ſchlieſsen 9. Wird verneint ib. und mit Exempeln bewieſen ib. Gelehrte beluſtigen mit ſich ſelbſt 10.

Bibliothek

iſt eine Art von Tapeten 15. Ein deutſcher Graf fodert ſechs Ellen Bücher, um ein Locat auszufüllen 19.

Buhlen

15. der Autor buhlt um den Preis der Akademie zu Pau 7. das Buhlen iſt allen Stænden gemein 15. von der geiſtlichen Coquetterie, ib. daſs ſie eine ehrgeizige Begierde ſey, fromm zu ſcheinen

men ib. Die meiſten Verketzerungen entſpringen daraus ib. Ob ein Autor mit ſich ſelbſt coquettire? ib. Mannsperſonen coquettiren mehr, als die Frauenzimmer 16.

Coquetterie

ſiehe Buhlen.

Cæſar

Julius, viel Böſes von ihm 17.

Chronoſtichia

machen ihrem Erfinder Ehre 18. ſind der einzige Witz gewiſſer Gelehrten 30. der Witz wird dadurch geſchärft und der Verſtand ruht dabey aus 31. Angſt eines Verfaſſers, dem noch ein L fehlt ib. Welche Köpfe dazu die geſchickteſten ſind ib.

Charlatan

ſiehe Marktſchreyer.

Deutſche

ſchreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutſche ſo gern nach Paris reiſen? 7. warum ſie gemeiniglich närriſch und ungeſund zurück kommen? ib. Warum die Franzoſen die Deutſchen verachten? 15. Warum die Deutſchen ihre eignen Landesleute verachten, wenn ſie aus Paris zurück kommen? ib. Warum die deutſche Sprache den Franzoſen ſo ekelhaft iſt? 17. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effutuiſti, hic ſumſiſti mutuum, wird jungen Deutſchen zum Troſt angeführt 18. Deutſche lieben die Hofnarren 40. thun daran Recht ib. iſt ein Zeichen der alten deutſchen Freyheit ib.

Dummheit

ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Ständen man am meiſten damit verdienen kann? ib. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit ib. Iſt eine groſſe Kunſt, zu rechter Zeit dumm zu ſeyn 17.

Dichter.

Warum itzt alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bey des Horaz Zeiten nicht eben ſo viel Dichter gegeben habe, als itzt? ib. wo ſie hin ſind? ib. Welche Art von Dichtern bey Hofe noch in einigem Anſehen iſt? 27. Woher das komme? ib. Wodurch ſich die Poeten um ihren Kredit bringen? 14. Ob ſie mehr Schuld daran ſind, als der Hof? 15. Ein Vorſchlag, wie das Anſehen der guten Dichter zu retten 16. Warum unſre Mæcenaten, wenn ſie auch noch ſo billig und vernünftig ſind, zwar einen wirklich groſſen Dichter bewundern, aber doch verhungern laſſen? 16. Lob der Köche ib.

Ehrgeiz.

Was das heiſſe, wenn ein Autor ehrgeizig heißt? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach itzigem Münzcours ib.

Ehe.

Warum alte Junggeſellen am liebſten über die Ehen ſpotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geſchloſſen werden? 36.

Eiferſucht

iſt gemeiniglich ein Kennzeichen eines böſen Gewiſſens 13. Männer, die als Junggeſellen am meiſten geſündiget haben, ſind am meiſten eifer-

ſüch-

ſüchtig 14. Eiferſucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eiferſucht 19.

Einwurf.

Dem Autor werden verſchiedne Einwürfe wider ſeinen Satz gemacht 43. Hat nicht Zeit, ſie zu beantworten ib. Könnte es wohl thun ib. Einem Schriftſteller Einwürfe zu machen, iſt gefährlich 17. bey welchen Gelehrten es am meiſten gefährlich ſey? ib.

Finanzen

werden durch die Begierde, Böſes zu reden, vermehrt 28. S. Projektmacher.

Frauenzimmer.

Die von einer zweydeutigen Aufführung werden entſchuldigt 11. Warum alte Jungfern gern beten? 13. Wie lange ſie verliebt ſeyn dürfen? 14. Warum ſie über junge Mädchen ſich ſo chriſtlich ärgern? 14. Ob junge Mädchen Unrecht thun, wenn ſie im ſechzehnten Jahre das wünſchen, was alte Jungfern ſchon vor 40 Jahren ſich gewünſcht haben? ib. Warum alte Junggeſellen ſo gern Böſes vom Frauenzimmer reden? 43. Frauenzimmer geht auf die Heurath 37. Warum das billig ſey? ib. Liebäugeln und coquettiren iſt nichts anders, als auf die Heurath ausgehen ib.

Franzoſen.

Die Deutſchen geben ihnen viel Vorurtheile Schuld 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag ſehen, ob dieſer Vorwurf gegründet iſt ib. Der Autor bewundert ihre Akademien, beſonders weil ſie Preiſe austheilen 29. Der Autor ver-

verharrt mit demuthsvoller Hochachtung 7. Hat ein groſses Vertrauen zu ihrer Einſicht ib. Iſt wegen des aufgeſetzten Preiſes ſehr gleichgültig ib. und droht ib.

Gewiſſen.

In welchen Fællen das Gewiſſen zu brauchen 16. Erklærung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis, 19. des gemeinen Mannes altvæteriſche Begriffe vom Gewiſſen 30. Beſchreibung vom Gewiſſen eines Hofmanns 32. eines Generalpachters ib eines Domherrn ib. Der Autor macht ſich ein Gewiſſen 40. Ob das Heucheley ſey, wenn der Autor das ſagt? ib.

Geizige

ſind Patrioten, weil ſie für andre verhungern 13. Warum die Autores beſtændig wider den Geiz eifern? 29. Autores ſind ſelbſt geizig ib. in welchen Fællen ſie es nicht ſind? ibid.

Geſchenke

ſind bey uns nicht gebræuchlich 13. Was an deren Stelle eingeführt iſt 14. Wie ſie nach dem Stylo curiæ genennet werden 15. von ſchuldiger Erkenntlichkeit ib. von gehorſamſter Bezeigung ib. von geringer Vergeltung auf Abſchlag, wegen auſserordentlicher Bemühung ib. von einer Hand voll Devotion ib. Was das heiſst: mit Devotion klimpern ib. Ob das ein Nationalwort ſey? ib. Vom Porte-bras eines Klienten ib. Was das in Sachſen heiſse: der Kandidat hat ſchœne Studia? ibid.

Geld.

Goldmacher.

Warum alle herumirrende Goldmacher Bettler ſind? 29. Von ihrer Quakerey 49. Von der Groſsmuth dieſer Goldmacher, die allemal andre und niemals ſich ſelbſt reich machen wollen ib. Daſs ſie den Galgen nicht verdienen 43.

Geſpenſter,

wo ſie herkommen? 16. Warum ſie an den wenigſten Orten mehr mode ſind? 9. Warum ſich der Teufel am liebſten von alten Weibern ſehen læſst? 33.

Gewichte.

Werth eines deutſchen Buchs wird nach Pfunden ausgerechnet 9. Des Autors Vater ſchrieb einen Centner geheime Nachrichten 6. Woher die Berechnung der Verdienſte nach Pfunden bey den Deutſchen komme? 7. Iſt ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu beſtimmen ib. alle Parteylichkeit der Kunſtrichter wird dadurch vermieden ib. Dieſe Urtheile ſind gemeiniglich ſo zuverlæſsig, als die übrigen Urtheile von Büchern ib. Vorſchlag zu einer Kunſtrichterwage ib. Autor ſeufzt über die Kunſtrichter 13. Fürchtet ſich aber gar nicht ib. Thut wenigſtens ſo ib. Zuruf des Autors an ſeine Kollegen, wie ſie es machen ſollen, daſs ihre Bücher bey den Kunſtrichtern ins Gewichte fallen 13.

Griechen

waren weiſe 57. Griechiſche Noten ſehen gelehrt aus 36. Warum der Autor ſo gern Griechiſch allegirt 37. Ob man nœthig habe, die Sprache zu verſtehen, die man allegirt? ib. Es giebt ſich, wie das Griechiſche, wo das herkomme? 19.

warum die Gelehrten kein Griechiſch mehr lernen? 30.

Geſchmack.

was das heiſst? 8. warum ein jeder glaubt, daſs ſein Geſchmack der beſte ſey? 9. ob nicht oft der Geſchmack des Kutſchers beſſer ſey, als deſſen, den er fæhrt? 10. Recept. wie ein guter Geſchmack zuwege zu bringen, wenn man den Geſchmack eines Kammerjunkers und eines Profeſſors zuſammen miſcht 10.

Herkules.

ein Kritikus 4. miſtet aus ib. wird vergœttert 5. der Autor ſieht ein, daſs er wichtigere Thaten verrichtet, als Herkules 9. verlangt dem ungeachtet nicht vergœttert zu werden ib. ob dieſes Kompliment einem Schriftſteller von Herzen gehen kœnne? 10. Schuldigkeit der Leſer in dergleichen Fællen 11. Wie die Fabel zu verſtehen, daſs Herkules geſponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiers, die in Garniſon müſsig ſtehen ibid.

Hof.

Wer wider den Hof am meiſten eifre? 24.

Ketzer

Schon die Prieſter des Saturnus verketzerten 12. Ketzerfabrik 13. Warum gemeiniglich da die meiſten Ketzer gemacht werden, wo die Geiſtlichen am dümmſten ſind? 14.

Komödie,

Warum diejenigen, am heftigſten darwider eifern, die

die die meiſten Komædien ſpielen 32. Beytrag aus der Kirchengeſchichte ib.

Kupfer.

Warum die Schriftſteller ſich ſo gern in Kupfer ſtechen laſſen? wie es komme, daſs die Kupferſtiche der Gelehrten meiſtentheils ernſthaft und tiefſinnig ausſehen? 20, warum Monſieur Rouſſeau wider das Kupfer geſchrieben hat? 39.

Leipzig.

Darinnen redet man Uebels von andern 2. Han- und Wandel wird dadurch in die Höhe gebracht 21. Warum daſelbſt mehr Uebels geredet wird, als anderwærts? 23. Verdienſte der Gelehrten um die Kunſt, Uebels von andern zu reden ib. In welcher gelehrten Sprache ſich am beſten reden læſst? 24. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen 5.

Latein.

Siehe Rœmer.

Mæcenat.

Siehe Zueignungsſchrift. Warum es keine armen Mæcenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müſſe, einen Mæcenaten freygebig zu machen? 60. Ob ein deutſcher Kaufmann ein Mæcenat ſeyn kœnne? 61. Der Autor erinnert ſich eines Exempels 62. Mæcenat ſchenkt einem Autor ein abgetragnes Kleid 64. Wird bey der zweyten Auflage abgeſetzt ib.

Mütter.

Sind ſchuldig, ihre Kinder die Kunſt zu lehren, Bœſes von andern zu reden 19. Ihnen hat

die Natur dazu die Gaben im reichen Maaſſe verliehen ib.

Maler.

Begehen Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit 16. haben mit den Poeten groſse Freyheit 19. werden beſſer bezahlt, als Poeten ib. bilden ſich auch mehr ein ib. warum ein ſchlechter Maler ertræglicher ſey, als ein elender Poet? 36.

Magiſtrat.

Siehe Væter der Stadt.

Meſſe.

Wenn ein junger Geiſtlicher die Meſſe geſchwind zu leſen pflegt? 4.

Marktſchreyer.

Deſſen Unterſchied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündiget 19.

Nachwelt.

Für die Nachwelt ſchreiben die Schriftſteller 13. Ob die Itztlebenden verbunden ſind, ihre Bücher zu leſen? ib. Grammatikaliſche Anmerkung über das Wort: Nachwelt 14. Nachwelt heiſst im myſtiſchen Verſtande der Autoren ſo viel, als der Magen, ib.

Natur.

Jeder ahmt die Natur nach 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen ib. Horazens Mæv glaubte auch, er ahme die Natur nach ib. Und - - - glaubt es noch itzt ib. Was der Natur ſchwerer ſey, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen kœnne? 4. Ob es nicht dadurch am leichteſten geſchehe,

ſchehe, wenn die Wechsler genœthigt würden, die witzigen Kœpfe zu Erben einzuſetzen? ib. Warum die Frauenzimmer ſo gern an der Natur meiſtern? 7. Was die erſte Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. ſiehe Schminke.

Obrigkeiten.

Siehe Magiſtrat.

Philoſophen.

Sind gemeiniglich hypochondriſch 9. wie das komme? ib. Ob ſie über die Thorheiten der Menſchen ſich wirklich ærgern 10. warum ſie ſich über die ihrigen nicht ærgern? 11.

Projektmacher.

Ob ſie die Projekte für ſich oder für den Staat machen? 19. die leichteſten Projekte ſind, wenn man die Abgaben verdoppelt 24. warum die Projektmacher nur vom landesherrlichen Intereſſe und von ihrem niemals reden? 25. warum ſie ſo gern Patrioten heiſſen? 26.

Politiſch.

Geheime politiſche Nachrichten ſchrieb des Autors ſeliger Herr Vater in folio 4. einen ganzen Centner ib. warum man ſo gern geheime Nachrichten ſchreibt? 6. Ein Gelehrter überſieht in ſeinem Groſsvaterſtuhle die ganze politiſche Welt 9.

Pedanten.

Wer der erſte geweſen? 5. Bey Hofe giebt es mehr Pedanten, als auf Schulen 6. Von Frauenzimmerpedanten 9. Von der Pedanterey eines Petit Maitre ib.

Poet.

Siehe Dichter.

Querini,

Kardinal, warum unſre Gelehrtgn ſo gern an ihn ſchreiben? 19.

Richter.

Wie nützlich ein ungerechter Richter ſey? 13. von der Gewohnheit, im Finſtern zu richten 19. Warum dieſe abgeſchaft? ib. Warum ſie wieder eingeführt werden kœnnte? ib. Daſs man auf dieſen Fall dem Richter nur die Hænde frey laſſen dürfe 20.

Religion.

Wer darüber ſpottet? 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes 38. ihre groſse Bequemlichkeit ib. Junge Deutſche, wenn ſie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkræfteten Kœrper und Schulden mit 40.

Rabbi.

Der berühmte Rabbi Ben Maimon ſagt davon nichts 43.

Römer.

trugen keine Hüte 40. Wie es gekommen, daſs ihre Kinder ſchon im fünften Jahre Latein redeten? 32. Ob alle diejenigen Gelehrte ſind, die Latein kœnnen? ib. Latein iſt nicht mehr mode 33. Ob ein Gelehrter in der lateiniſchen Sprache beſſer ſchimpfen kœnne, als ein Kutſcher in der deutſchen? 15. Ob es ſchon bey den Rœmern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen ſo gern Pedanten nennt, die kritiſch Latein lieben?

ben? 14. Anekdoten von deutſchen, Micheln ib. Daſs dieſe oft die grœſsten Pedanten ſind ib. in der Note b.

Schrift.

Durch welchen Zufall gegenwærtige Schrift entſtanden? 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfaſſers, die alle wichtig ſind 4. Warum die Autores mit ihren Schriften ſo wohl zufrieden ſind? 5.

Stolz.

Was der kriechende Stolz ſey? 27. Warum diejenigen am meiſten ſtolz ſind, die ſich am tiefſten beugen? 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe 30. warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bey einer Zueignungsſchrift an einen Wuchrer im Ernſte ſtolz bleiben kœnne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schœnheit ſtolz iſt, doch bey zunehmender Hæſslichkeit nicht demüthig wird? 17. Daſs man nur aus Stolz andern ihren Hochmuth vorwirft 18. Der Autor weis ſich dabey auf eine feine Art zu entſchuldigen ib.

Schminke.

Was die erſte Gelegenheit zum Schminken gegeben? 7. War bey den alten Baktriern in den ælteſten Zeiten eine Art der Strafe für Weibsperſonen, welche nicht mehr errœtheten 8. Ward in folgenden Zeiten bey ihnen eine Art der Galanterie ib. Scholia zur Stelle des Lucans: . . . . tinxere ſagittas ib. Die Mode zu ſchminken, wie ſie auf uns gekommen ib. Ob ſie die Go-

Gothen eingeführt ? ibid. Ob man ſich von einem Frauenzimmer um deswillen kœnne ſcheiden laſſen, weil ſie ſich beſtændig geſchminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewuſst hat? 19.

Trauer.

Warum eine junge Wittwe in der Trauer am meiſten reizend ſieht? 11. Vier Exempel aus dem Alterthume von jungen Wittwen, die ihre alten Mænner im Ernſte betrauert haben 12. Eines von dieſen Exempeln iſt noch zweifelhaft 13. Der Autor giebt der Akademie zu Pau einen wohlgemeinten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beybringen wird 14. Die Bedingungen, ſo dabey erfordert werden ib. Ein Exempel weis der Autor in ſeinem Lande ib. Zu noch einem iſt ihm Hofnung gemacht ib. ſagt ſich vom Preiſe los ib.

Vorurtheile.

Ein Weiſer ſchæmt ſich nicht, ſie zu bekennen 18. Sind der Grund aller menſchlichen Zufriedenheit 33.

Vater der Stadt.

Warum der Magiſtrat mit den Bürgern unzufrieden iſt? 22. wie alt ein Vater der Stadt ſeyn muſs? 38. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide ib. Vater der Stadt læſst ſich zum erſtenmale barbiren ib. Freude ſeiner Mama über die Erſtlinge des Barts ihres wohlweiſen Sohnes ib.

Verdienſte

Eines Autors 4. ſind unendlich 5. jeder Autor

iſt

iſt darinnen ſein eigner Zeuge ib. warum ihre Verdienſte ſo ſelten belohnt werden? 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger ib.

Wahrheiten.

Gelehrte ſuchen lauter neue 22. Warum ſie mit den alten nicht zufrieden ſind ib Definition einer neuen Wahrheit 23. Die meiſten Wahrheiten erfinden die, ſo die Wahrheit am wenigſten leiden kœnnen 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, daſs er gar nichts weis 30. ein alphabetiſches Verzeichniſs vieler itztlebenden Gelehrten, welche dieſes noch nicht erfunden 31. Der Autor erwæhnt ſeiner eignen Perſon mit einem ſehr beſcheidnen Stolze 2. Erwartet von ſeinen Leſern darüber eine Schmeicheley ib.

Wiſſenſchaften.

Schœne, ſiehe Kaſtraten.

Zueignungsſchriften.

Sind gemeiniglich Satyren auf die Mæcenaten 49. aus der Zueignungsſchrift kann man ſchlieſſen, wie hungrig der Autor ſey 50. warum die Dedikationen abkommen? 62. Nachricht von verſchiednen Mæcenaten, die nicht leſen kœnnen, und doch gut bezahlen 63.

Zorn.

Warum die Moraliſten gemeiniglich ſo viel Galle haben? 26. Ueber wen ſich die Schriftſteller am meiſten erzürnen? ib.

Zahnarzt.

ſiehe Marktſchreyer.

ER:

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hauſe kam und vorſtehendes Realregiſter ſo gedruckt fand, wie es hier iſt. Im Koncepte hatte ich die Seiten des Manuſcripts beygeſetzt; und bey meiner Abweſenheit hatte der Korrektor vergeſſen, ſie nach dem gedruckten Exemplar zu ændern. Es iſt alſo nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; und die Meſſe iſt zu nahe vor der Thüre, als daſs ich Zeit hætte, es umdrucken zu laſſen. Wer kann ſich helfen! Es wird dieſes Regiſter noch immer ſeinen Nutzen haben: denn man kann doch mit einem Blicke die Realien überſehen, ſo in dieſem Werkchen anzutreffen ſind. Bey einer neuen Auflage will ich es ændern; itzt werden es meine Kæufer thun.

Das

Das Mährchen
vom
erſten Aprile.

Aus dem Holländiſchen in das Hochdeutſche
überſetzt.

Art Benzelaars van Saerdamm
Zueignungsſchrift
an ſeine
liebe Amme,
Aaf je Praatmoer van Sloten.

Liebe. Amme,

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooße ſaß und meinen zitternden Arm ängſtlich um deinen Hals ſchlung, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde, das traurige

Mär-

Mährchen vom verwünſchten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Mährchen vom lahmen Eſel erzahlteſt. Damals konnte ich mir noch nicht vorſtellen, daß der Nutzen hievon und die Luſt zu Mährchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beygebracht ward, einen ſo wichtigen Einfluß in mein Glück und in mein ganzes Leben haben ſollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren alle Mährchen von den Verdienſten gewiſſer Gelehrten, von neuen tiefſinnigen Wahrheiten und von der Einſicht einiger Privatperſonen in die Kabinette der Prinzen mit eben dem Vergnügen habe leſen und anhören können, wie dein Mährchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen geweſen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Mährchen von Gnadenverſicherungen, von Freundſchaft, von Verdienſten um das Vaterland eben ſo aufmerkſam war, als ich auf dich horte, wenn du uns das luſtige Mährchen vom bezauberten Schloſſe in der Luft erzählteſt. Du ſiehſt wohl, liebe Amme, daß dein Säugling ſich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch ſehen ſollſt, daß ich nicht unerkenntlich bin; ſo ſchenke ich dir hier ein **Mährchen vom erſten Aprile**, welches ich bey meinem letzten Aufenthalte in **Batavia** von einem **Braminen** bekommen habe. Nimm es an und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl.

Erſtes

Erſtes Buch,

enthält

das Mährchen vom erſten April.

SIT. MIHI. FAS. AVDITA. LOQVI.

Virg.

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Inſel Chickock, welchen die Götter und ſeine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Juocamoſamma hieß ſein wahrer Name, ob ihn ſchon einige Chroniken ohne Grund Camoſamma nennen. Zur Belohnung ſeiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückſeligkeiten eines Fürſten genießen. Die Nachbarn ſuchten ſeine Freundſchaft, und überließen ihre Streitigkeiten ſeinen billigen und uneigennützigen Ausſprüchen. Seine Feinde unterſtunden ſich nicht, ihn zu beleidigen: denn ſie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider ſich erregt haben. Er hatte viele getreue Diener an ſeinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Geſetze, weil ſein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Geſetz gab, ſo war es noch in zwanzig Jahren eben ſo unverbrüchlich und eben ſo heilig, als es in der erſten Woche geweſen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig und unermüdet, weil ſie wußten, daß ſie für ſich und ihre Kinder arbeiteten. In ſeinem ganzen Lande war kein Bettler: denn niemand gieng müßig, niemand verſchwendete, und ein jeder war genügſam; ſo gar die Prieſter ſeiner Götter waren es. Er ſtrafte ſelten: denn ſein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, ſondern aus Furcht, ſeinem Furſten zu mißfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war ſein Freund. So glücklich war der alte **Juccamecamma**!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Deſto untröſtbarer war ſeine Gemahlinn. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der **Fekala-Puſſa** und bat um einen Sohn. Sie that ſieben Wallfahrten auf den Gipfel des **Juſinogamma**. Der König war mit dieſer ungeſtümen Andacht wenig zufrieden; aber er ſchwieg ſtill, ſo bald ſie ihm vorſtellte: das Wohl der Unterthanen erfodere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers **Ciongock**, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte ſich die Göttin Puſſa über ſie, und gab ihr von ihren ſchwarzen Kirſchen aus **Japan** zu eſſen: ſogleich hörte die Bezauberung auf, und ſie ward ſchwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wut; er ſchwur den Untergang der Mutter und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerſeits Freundinnen der tugendhaften Königinn waren, hörten den Schwur und erzitterten: denn ſie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, die Götter und die Feen zu trotzen. Ihre Freundſchaft verband ſie, auf Mittel zu denken, wie ſie den traurigen Folgen dieſes Schwurs vorbeugen könnten.

Sie verſammelten ſich bey der Niederkunft der Königinn. **Zoimane**, die anſehnlichſte unter den Feen, nahm den neugebornen Prinzen auf ihren Schoos; ſie küßte ihn dreymal auf das Herz und ſprach: ſey ein **Freund der Götter!** **Aſaide**, eine gütige Fee und große Freundin der Menſchen, nahm ihn in die Arme und ſprach: **regiere, wie dein Vater!** **Zimzime**, welcher Name eine einſame und wohlthuende Fee bedeutet, berührte ſiebenmal mit ihrem Daumen ſeine Zunge und ſeine Hand, und ſprach: **ſey weiſe und reich!** **Alcimedore**, eine junge und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen und den Mund, und ſprach: **ſey liebenswürdig.**

Da dieſes geſchehen war, legten ſie das Kind an die Bruſt ſeiner Mutter, welche vor Freuden außer ſich und eben im Begriffe war, ihnen die aufrichtigſten Verſicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer **Cionzock** in einer finſtern Wolke über ihrem Sopha erſchien, das Kind mit einem grauſamen Lächeln anſah und mit fürchterlicher Stimme herabrief: **ich aber will dein Feind ſeyn!** So bald er dieſes geſagt hatte, hüllte er ſich in einen ſchwarzen Dampf, und zog langſam und brauſend über die Gefilde von Chie-Kock. Die Feen erblaßten, und die unglückliche Mutter überlebte dieſe ſchreckliche Erſcheinung nur wenige Minuten.

Zoimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte ſie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend ſey, die Geſchenke der Feen zu zernichten; und um deswillen war ſie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen **T'Siamma** bekommen hatte, ein Freund der Götter und ein gütiger Regent, liebenswürdig, weiſe und reich werden würde; aber ſie kannte auch die Gewalt des ſchrecklichen Ciongock, und wußte, daß dieſer tauſend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von dieſen Geſchenken der Feen erwarten konnte. Um deswillen wandte ſie bey ſeiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gelaſſenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm dieſe Vermahnungen bis in ſein achtzehntes Jahr, da er nach den Geſetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führte ihn ſelbſt zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beyſtande der verſammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit und ſprach: **Prinz! ſey deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn ſie auch von der ganzen Welt verkannt wird!** Hier ſchwieg ſie, ſah ihn zum letzten male liebreich und mitleidig an, und ſchwung ſich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glucklichen Wohnungen zuruck zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches ſie, als eine Freundinn der Menſchen, ihre einzige und liebſte Beſchäftigung ſeyn ließ, da ſie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen Millionen Menſchen glücklich werden.

Ciongock ſaß eben an dem Eingange ſeiner traurigen Höhle und ſann auf Verderben, als er die Zoime[illegible] der Luft erblickte. Er verbarg ſich: denn der v[illegible]ſte Böſewicht erſchrickt bey dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Siamma den Thron beſtiegen hatte und weiter nicht unter dem Schutze der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüſtete ſich, ſein Vorhaben auszuführen.

»Ja, **T'Siamma**, dein Feind will ich ſeyn, wie ich der Feind deiner Aeltern geweſen bin. Sey immerhin ein Freund der Götter, ſey tugendhaft, ſey weiſe und gerecht; all dieſe Geſchenke der Feen ſollen dir unnütze ſeyn. Ich will mich der Herzen der Unterthanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine Frömmigkeit ſollen ſie für Heucheley halten. Du wirſt regieren, wie dein Vater; und doch wird ſich das Volk wider dich auflehnen. Sey immerhin liebenswürdig und weiſe; man wird dich doch verachten. Du ſollſt nach Schätzen greifen; deine größten Unternehmungen ſollen ſich endigen, wie ein lächerlicher Traum verſchwindet.«

Das ſagte der drohende **Ciongock** mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreymal, und dreymal ſeufzte die Natur. Er ſetzte ſich auf ſeinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Inſel **Chickock**, ſein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blätter unter ihm verwelkt und die Vögel verſtummt ſind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwiſchen hatte das Volk erfahren, daß **T'Siamma** den väterlichen Thron beſtiegen habe. Es verſammelte ſich vor den Thoren des Pallaſts, und verlangte, ſeinen neuen König zu ſehen. Der Ruhm von ſeiner Weisheit und Güte hatte ſich ſchon ſeit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deswillen an; und hätte er auch dieſe großen Gaben nicht beſeſſen, ſo würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres **Juocamoſamma** war.

T'Siamma wollte ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze machen, und ſowohl die Ehrfurcht als die Liebe ſei ner Unterthanen gewinnen, wenn er ſich in der Majeſtät eines Königs und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chie-Kock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländiſchen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, deſſen Zunge die göttliche Fee ſiebenmal berührt hatte, nahm ſich vor, ſeinen Unterthanen bey dieſer feyerlichen Gelegenheit zu ſagen, daß er ſie liebe. Er freuete ſich, als ein guter König, daß er ihnen dieſes ſagen konnte. Die Thüren des Pallaſtes wurden geöffnet. Und der König erhob ſich vom Throne zu ſeinem Volke.

In eben dieſem Augenblicke langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er ſah die freudige Ungeduld des Volks und knirſchte mit den Zähnen. Er murmelte drey ſchreckliche Worte: ſogleich kehrte ſich das bezauberte Volk um und lief nach einer andern Seite des Schloſſes, eine Bande chineſiſcher Gaukler zu ſehen, die der Zauberer dahin geſtellt hatte, den Pöbel zu beluſtigen. Man urtheile einmal von der Beſtürzung des T'Siamma, welcher bey dem Austritte aus dem Zimmer keinen von ſeinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß ſie ihn verlaſſen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte ſich darüber: aber er gab ſich auch alle Mühe, die Leichtſinnigkeit des Volks zu entſchuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks und kehrte endlich bekümmert in ſein Schloß zurück. Sogleich endigte ſich die Bezauberung. Das Volk verſammelte ſich von neuem und ward ungeduldig, daß es ſo lange auf ſeinen König warten ſollte.

Man hinterbrachte dem Könige dieſe Ungeduld des Volks, welches ihn zu ſehen verlangte. T'Siamma war ein zu gütiger Fürſt, als daß er vermögend geweſen wäre, ſeinen Unterthanen eine Bitte abzuſchlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe, war. Er gieng etliche mal in ſeinem Zimmer auf und ab, um ſich von der vorigen Beſtürzung zu erholen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten ſeine Unterthanen am nachdrücklichſten an ihre Pflicht erinnern und ſie zugleich von der liebreichen Vorſorge, mit welcher er ihr Vater ſeyn werde, verſichern könne. Er eilte nunmehr, ſeinem Volke ſich vorzuſtellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zuruf und allgemeinen Händeklatſchen empfieng. Einem gütigen Könige kann nichts angenehmers ſeyn, als die Freude ſeiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräuſch des Volks ſich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte ſich, und T'Schamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu ſagen, von denen er hoffte, daß ſie bey der Freude ſeines Volks einen noch einmal ſo ſtarken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen; ſo gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillſchweigen; aber das Lärmen verdoppelte ſich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatſchen mehr; es war ein wildes und wüſtes Geſchrey eines trunkenen Pöbels. Der König erſchrack, ſeine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben; aber ſie ſahen, daß das Volk ſich ruhig hielt und nur bey einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatſchen zu raſen ſchien. Mit einem Worte: es war dem Könige nicht möglich, zu ſeinem Volke zu reden. Er kehrte zurück und überdachte ſein Schickſal mit der Traurigkeit eines liebreichen Va-

Vaters, welcher nicht mehr weis, wie er ſeinen Kindern helfen ſoll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieſes war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude ſeiner Unterthanen in einen ausſchweifenden Unſinn verwandelt hatte, damit ſie, wie die Trunknen, nicht wiſſen ſollten, was ſie ſahen, oder was ſie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerſtund. Er erinnerte ſich der weiſen Vermahnung ſeiner artigen Normane, welche ihn beſtändig aufgemuntert hatte, ſtandhaft und gelaſſen zu ſeyn, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken laſſen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieſer Feind ein Zauberer und zwar der grauſame Ciongock ſey, das hatte ſie ihm niemals ſagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich fallen laſſen und nicht müde werden möchte, ſeinem Unglücke zu widerſtehen.

Ciongock freute ſich, wie ſich ein Böſewicht freut. Er ſann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kränken könne; und da er einer von den gefährlichſten und grauſamſten Zauberern war; ſo nahm er ſich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigen Königs ſeinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Geſetze des Reichs erfoderten, daß der neue König in den erſten dreyßig Sommern ſeiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Hauſe des großen Namu-Amida thun ſollte. T'Siamma unterwarf ſich dieſem Geſetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband und da er den meiſten Theil ſeiner Unterthanen beyſammen ſehen ſollte. Er zog fort, in Begleitung der Aelteſten ſeines Reichs, und hatte die an-

anſehnlichſten Geſchenke auf einen weißen Elephanten geladen, um ſie ſeinem Gotte zu heiligen.

Tiongorck ſahe wohl, daß er alles verlieren würde, wenn er geſchehen ließe, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß ſeiner Frömmigkeit und Andacht ſähen; aber daß er deſto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke dieſe Frömmigkeit verdächtig machen könnte.“ Er that es.

Der König näherte ſich dem Haine, und warf ſich dreymal auf ſein Angeſicht nieder, um ſich zu dem Anſchauen des Namo-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten ſich über ihren König, und fielen dreymal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beyſpiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit ſeinem Gefolge nach dem Tempel. Die Prieſter tanzten ihm in langen weißen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu ſegnen, und ſeine Geſchenke unter ſich zu theilen. Sie ließen ihn ihre Kränze küſſen, und fragten im Namen ihres großen Gottes nach den Geſchenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbey führen ſollte; aber, wie beſtürzt war er, und wie wütend waren die Prieſter, als man, an ſtatt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Eſel brachte, der zween Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entſchuldigungen des Königs nicht, und riefen dem Volke zu: Sie ſollten die Beſchimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T' Siamma erwürgen. Das Volk fieng ſchon an zu murren. Der unglückliche König flüchtete ſich in ſein Schloß, wo er drey Tage lang verſchloſſen blieb, und auf ſeinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des ſchrecklichen Tatena-Amida zu verſöhnen: denn er glaubte, daß dieſer auf ihn erzürnt ſey und aus Zorn ſeine Geſchenke in ſo verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage verſammelte er den großen Rath. Es ward beſchloſſen, der König ſolle durch einen ſeiner verſchwiegenſten Knechte den Prieſtern Geſchenke ſenden, und ſolche verdoppeln. Er that es. Die Prieſter ließen ſich endlich großmüthig bewegen, die Geſchenke anzunehmen, und ihr Gott ward verſöhnt.

Seit dieſem Zufalle blieb der König immer traurig: denn die Gnade ſeiner Götter und die Liebe ſeiner Unterthanen verloren zu haben, das waren dieſem guten Könige zwo ſchreckliche Sachen. Die Räthe merkten ſeine Schwermuth, welche weder die Geſchäfte ſeiner Regierung, noch die öftern Luſtbarkeiten zerſtreuen konnten. Sie riethen ihm an, er ſolle ſich vermählen. Es vergiengen etliche Monden, ehe er ſich entſchließen konnte. Endlich ſtellten ſie ihm vor: das Wohl ſeines Landes erfodere dieſes; und ſogleich entſchloß er ſich.

Man ſchickte Geſandten an den König der benachbarten Inſel Saykock, die um ſeine Tochter werben ſollten; eine Prinzeßinn, welche ſo tugendhaft, ſo weiſe und ſo ſchön war, daß man ihr den ſchmeichelhaften Namen Zeini beygelegt hatte. Der König freute ſich über die Gelegenheit, die man ihm gab, ſich mit dem Sohne ſeines alten und beſten Freundes auf eine ſo genaue Art zu verbinden. Er gab ſeine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamona ſelbſt zu ihm kommen und die Prinzeßinn von ſeiner

Hand annehmen ſollte, damit ſie ſich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwiſchen beiden Reichen und das Wohl ihrer beiderſeitigen Unterthanen am ſicherſten zu befeſtigen ſey. Eine einzige von dieſen Urſachen wäre ſchon vermögend geweſen, den O'Giamma zu dieſer Reiſe zu bewegen.

Er ſegelte alſo mit einem prächtigen Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Garkock brauchte man nur wenige Zeit. O'Giamma ſahe ſchon den Hafen. Er näherte ſich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundſchaft und Begierde, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Garkock ſtand mit ſeinen Dienern und ſeinem Volke am Ufer, ſeinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm die Flotte ergriff, aus dem Hafen zurück warf und mit ſolcher Heftigkeit um die ganze Inſel Garkock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne ſchon wieder vor dem Hafen war. Die Einwohner entdeckten ſeine Flotte, die Freude breitete ſich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit ſeinem Hofe nach dem Hafen, ſeinen Freund und Sohn zu empfangen, den er ſchon verloren gegeben hatte. Sie ſahen ſich, ſie winkten einander, um ihr Vergnügen über dieſe unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks; aber, eine ſchreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander ſcheiterten. In dieſer ängſtlichen Ungewißheit blieb die Flotte ſtehen. Der Nebel verzog ſich; aber wie erſtaunt O'Giamma, da er ſah, daß er nicht mehr vor dem Hafen, ſondern an den Ufern von Chuckock, nicht weit von ſeiner Burg, war. Er warf ſich auf dem Verdecke ſeines Schiffes nieder, betete zu ſeinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuſpannen. Er flog zum dritten male nach der Inſel Saykock ſeinen Wünſchen entgegen. Zum dritten male kam er in den Hafen und fand den König mit ſeinem Volke wieder verſammelt, welche eine außerordentliche Freude uber dieſe dritte Ankunft empfanden. Der alte König ſtand am Ufer; er reichte ſeinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriffe war, aus dem Schiffe zu ſteigen, als das Volk auf dem Schiffe und auf dem Lande, Verrätherey! Verrätherey! rief. T'Siamma ſprang ins Schiff zuruck und ſuchte ſein Volk zu beſänftigen. Der alte König riß ſeinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu; aber niemand horte auf ihn. Das Geſchrey auf dem Lande und auf den Schiffen war, wie das Geſchrey zweyer feindlichen Heere, die ſich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zuruck und flohe, und keiner von ſeinem Gefolge hatte den Muth, ſich umzuſehen, bis ſie in dem Hafen von Chiekock angelangt waren. Hier verſammelten ſich die zerſtreuten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und ſie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum ſie geflohen waren. Sie ſchämten ſich vor ihren Weibern, ſie ſchlugen die Augen vor ihrem Könige nieder; aber dieſer gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld ſey. Er richtete ſie auf und unterwarf ſich dem Willen der Gotter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freute ſich grimmig: denn er ſahe die Angſt des Königs, welche dieſer vor ſeinem Volke zu verbergen ſuchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weiſen und ſchönen Zizizi war ein zu großes Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieſer wütende Zauberer ſolches ungeſtört hätte überlaſſen ſollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wut und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Saykock war fromm, aber nicht abergläubiſch. Dieſer dreyfache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlung von neuem anzufangen. Das ſahe er wohl, daß dieſe Hinderungen kein Werk der Götter waren: er kannte ſeine Götter und wußte, daß dieſe das Vergnügen zweyer tugendhaften Perſonen und das Glück zweyer mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt alſo alles, was ihm begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden ſollte; nur das wollte er nicht zulaſſen, daß T'Siamma zum vierten male zu ihm käme. Um deswillen ſetzte er ſich ſelbſt mit einem kleinen Gefolge in ein Schiff, und landete in Chickock an, ohne daß ſich T'Siamma deſſen verſah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erſtaunte und eilte ihm mit offnen Armen entgegen, den Freund ſeines Vaters und ſeine göttliche Zizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte geſegnet hatte, ſo übergab er ihm die Prinzeſſinn, welche ſich zu den Füßen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieſer fieng ſie in ſeine Arme auf und zog ihr, zur Verſicherung ſeiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleyer vom Geſichte

Man kann wohl glauben, wie heftig ſein zärtliches Verlangen war, diejenige zu ſehen, welche ganz Morgenland für die ſchönſte Prinzeſſinn hielt; aber man ſtelle ſich auch das Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmſte und häßlichſte Geſtalt vor ſich erblickte. Ein übelverwachſener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachſenen Stirne, triefenden und ſchielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem ſpitzigen Kinne und hervorragenden ſchwarzen Zähnen; das war die Geſtalt der göttlichen Zizizi.

T'Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr ſtehen. Er ſahe ſie, er ſahe ihren Vater, er ſahe das Volk an und warf ihr endlich den Schleyer über das Geſicht. Die unglückliche Prinzeſſinn weinte, und wußte die Urſachen dieſes allgemeinen Erſtaunens und traurigen Stillſchweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte das graue Haupt in ſeinen Rock; unter dem Volke erhob ſich ein mißvergnügtes Murren, und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Rieſen iſt, der in ſeiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte dieſe Stimme des Zauberers. Er enthüllte ſein Geſicht, warf den Staub gen Himmel und rief dreymal den Namen des mächtigen Namu-Amida. Das Lachen des Zauberers verwandelte ſich in ein wildes Heulen, welches ſich in den entfernten Wolken verlor; aber die unglückliche Prinzeſſinn behielt ihre Häßlichkeit, von der ſie nichts wußte.

Der alte König nahm ſie bey der Hand, und gieng mit ihr und dem T'Siamma in das Zimmer, wo er ſie alſo anredete: Ich ſehe nunmehr, meine Kinder, daß die alten Drohungen eines der mächtigſten Zauberer erfüllt ſind; aber zu meiner Beruhigung weis ich auch dieſes, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zauberey ſich endigen wird. T'Siamma, ſey großmüthig und gerecht; verſtoß meine Tochter nicht; liebe ſie und erwarte bald ein beſſeres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er ſie, du wirſt nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigen Zauberers nicht rauben können; nur die vergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit zerſtören konnte. Hier ſtellte er ſeine Tochter vor den Spiegel, damit ſie die traurige Verwandlung erfahren ſollte. Sie ſahe ſich, ſie erſchrack, ſie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verluſt ihrer Schönheit bittre Thränen: denn ſie war ein Frauenzimmer; aber ſie faßte ſich auch nach einigen Minuten wieder: denn ſie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unſers Feindes, ſagte ſie, hat eine Zerſtörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre ſpäter von der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen ſuchen; aber, du, Prinz, ſo redete ſie den T'Siamma an, du biſt von deinem Verſprechen befreyt. Ich kehre wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ich von dir verlangen ſollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, ſich von ſeiner erſten Betäubung zu erholen, ward durch dieſe Anrede empfindlich gerühret. Er nahm ſie bey der Hand, umarmte ſie, und ſchwur, ſie ewig zu lieben. Die feyerliche Vermählung ward vollzogen. T'Siamma bewunderte ſeine Gemahlinn; aber der Pöbel in Chickock ſang ſpöttiſche Lieder von ſeiner neuen Königinn. Sie erfuhr es und lachte: denn ein Weiſer lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühete ſich, ihrem Gemahle zu gefallen: und dieſer war ſo weiſe und gerecht, daß er ihre Verdienſte bald einſah und ſie mit Hochachtung liebte. Sie bemühete ſich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verſtande zu überführen; und dieſe Mühe blieb vergebens, denn ſie war häßlich. Lag ſie in dem Tempel vor ihren Göttern und betete andächtig; ſo ſagten die ſtarken Geiſter zu Chickock, daß ſie, wie der fromme Pöbel, andächtig bete, weil ſie nicht vernünftig denken könne. Redete ſie, wie der weiſeſte Bramine von den Göttern, von der Natur und von den heiligſten Pflichten der Menſchen; ſo nennte man ſie eine traurige Pedantinn. War ſie gefällig und freundlich gegen die, mit denen ſie ſprach; ſo gab man ihr eine gemeine und niedrige Aufführung Schuld. War ſie freygebig; ſo nannte man es eine übel angebrachte Verſchwendung. Mit einem Worte: Der Pöbel am Hofe und der Pöbel in der Stadt, fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr: denn ſie war ſehr häßlich.

Dieſe allgemeine Verachtung war ihr ſehr empfindlich. Sie wußte die Urſachen derſelben; ſie wußte, daß dieſe Urſachen aufhören würden, ſo bald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünſchte aus Liebe zu ihrem Gemahle, zu ihrem Volke und zu ſich ſelbſt, daß ſie ihre vorige Geſtalt wieder bekommen möchte; aber mitten in dieſem Wunſche hielt ſie inne und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieſer Wunſch nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters, den ſie ſo ſehr liebte, erfüllt werden könnte. Sie wünſchte, daß er noch lange leben möchte; und damit dieſes beides gewiſſer geſchähe: ſo verlangte ſie, häßlich und ungeſtaltet zu bleiben *).

Ihr gemeinſchaftlicher Feind, der unverſöhnliche Ciongock, wußte wohl, daß dieſe Zauberey durch den Tod des alten Königs aufhören werde; er wußte auch, daß dieſer Tod in wenigen Monaten erfolgen müſſe. Er konnte urtheilen, wie ſehr C'Hiamma und ſeine Gemahlinn ſich alsdann lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit dieſe Liebe hatte hindern können. Ein ſolches Glück gönnte der Grauſame ſeinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß C'Hiamma, ſo großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die ſtillen Wünſche der Königinn zu entdecken, die ſie nach ihrer Schönheit that, ſo oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieſes ſahe er und ſpottete ihrer Wünſche: denn er hatte einen grauſamen Einfall, den König durch die Schönheit ſeiner Gemahlinn noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königinn mit Anbruch der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Pſuum lag und für die Seele ihres ſterbenden Großvaters betete, deſſen gefährliche Krankheit man ihr

---

*) Hier muß ein Fehler im Originale ſeyn: denn kein Frauenzimmer, wenigſtens in Europa keines, wird einen ſo widernatürlichen Wunſch für das Leben ihres Mannes, geſchweige ihres Großvaters, thun.

ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriffe, vom Gebete aufzuſtehen, als ſie von einem Schlage, wie der Schlag eines ſtarken Donners iſt, niedergeworfen ward. **T'Siamma** hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer und fand ſie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, ſo ſchrecklich ihm, ſonſt dieſer Anblick war. Er nahm ſie in ſeine Arme und ſie kam in wenigen Augenblicken wieder zu ſich ſelbſt. Der König war in großer Unruhe, wie er ihr dieſe glückliche Verwandlung entdecken ſollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den ſie ſo zärtlich liebte, zu entdecken. Sie ſaß noch auf ſeinen Knieen und zitterte vor Schwachheit. Sie ſahe ihren Gemahl und die Umſtehenden mit einer wilden Unordnung an, wie ein Kranker, der von einem ſchweren Traum erwacht. Endlich erblickte ſie ihre eigne Geſtalt in einem Spiegel. Sie riß ſich aus den Armen ihres Gemahls, drängte ſich durch die Bedienten des Hofs und blieb einige Minuten unbeweglich vor dieſem Spiegel ſtehen. Ja, ich bin es! rief ſie mit einer ungemäßigten Freude. Sie ſetzte ſich vor dem Spiegel nieder, zog ihre ſchwarzen Haarlocken durch die weiße Hand und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte ſie, und ſie fand dieſes Lächeln ſchön. Sie wiederholte es und gab ſich Mühe, auf verſchiedne Art zu lächeln, um zu verſuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde und ihren Zähnen am vortheilhafteſten ſey. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte ſie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterinn, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tauſend Blicke, in welchen ſich der Leichtſinn eines europäiſchen Frauenzimmers vor dem Spiegel übt. Mit einem Worte: ſie buhlte mit ſich ſelbſt, und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterinn ihren ſchwarzen Augen am anſtändigſten wären. Mit dieſer Miene wandte ſie ſich um und erwartete die Anbetung derer, die um ſie waren. Ihr Gemahl, welcher mit Erſtaunen alle dieſe ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, ſtund ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr geſehen zu werden. Er nahm ſie bey der Hand; aber ſie zog ihre Hand kaltſinnig zurück und ſah ihn an. Endlich ſchien ſie ſich zu erinnern, daß er ihr Gemahl ſey. Sie überließ ihm die Hand nachläßig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er ſie küßte. Er wagte es endlich, ſie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, ſagte er mit einer ängſtlichen Miene zu ihr, ſeine Weisheit, ſeine Tugend, das Glück der Todten, das ſchwächliche Alter deines Großvaters . . . Iſt er todt? unterbrach ſie ihn ganz gelaſſen. T'Siamma ſah traurig auf die Erde. Alſo iſt er todt! wiederholte ſie nochmals und zuckte mit den Achſeln. Aber er war alt und verdrüßlich; ſein . . . Indem ſie dieſes ſagen wollte, ſo entdeckte ſie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines faſt unmerkliches Blätterchen. Aber, große Götter! ſchrie ſie, was iſt dieſes? Sie ward unruhig, ſie verlangte die Aerzte und ſank kraftlos auf einem Sopha nieder.

T'Siamma ſtand vor ihr, wie ein Träumender. Er ſah ſeine Gemahlinn, als die ſchönſte Perſon des Morgenlandes, vor ſich: aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr ſonſt ſo eigen waren. Er ſah einen ſchön gemalten Körper, welcher nur mit ſich beſchäftigt war, nur ſich liebte und die Hochachtung der Menſchen erwartete, ohne ſie verdienen

nen zu wollen. Er ſchlug an ſeine Stirne und bat die Götter, ſie möchten ihm dieſe Schönheit wieder nehmen, welche ſo viele Tugenden verdrängt hätte; aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute ſich über ſeine Verwüſtung.

Bey dem Pöbel hatte dieſe Verwandlung eine ganz andre Wirkung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn ſie nur die Lippen öffnete, ſo ward ſie bewundert, noch ehe ſie redete. Sie redete mit ihrem Papagey, und was ſie mit ihm redete, war Weisheit. Unter dieſem Pöbel waren viel Dichter: Sie beſungen ihre Schönheit, und die Königinn ſpendete Reiß unter ſie aus. An gewiſſen feyerlichen Tagen theilte ſie ein ſparſames Allmoſen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weißen Hände zu zeigen; man nannte dieſen eitlen Hochmuth wohlthätige Tugend: denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chiekock, der die tugendhafteſte Königinn verachtet hatte, weil ſie häßlich war, der vergötterte nunmehr ihre Schönheit und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch dieſe Schönheit nicht verblendet. Er liebte Sie noch, aber weit zärtlicher liebte er ſie damals, als ſie zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Geſellſchaft ſehr mißvergnügt zu: denn gegen alle war ſie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen ſeine Liebkoſungen war ſie immer unempfindlich und kalt. Wollte er ſie küſſen; ſo klagte ſie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß ſie mit an ſeiner Tafel ſpeiſen ſollte; ſo wendete ſie eine Andacht vor und faſtete. Redete er mit ihr und ſagte ihr die zärtlichſten Schmeicheleyen; ſo ſpielte ſie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr: ſo warf ſie ihm ſeine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte ſie. War er aufgeräumt; ſo vergoß ſie Thränen, daß er bey ihrem Kummer noch ſcherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er ſeinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte ſie ihm bittre Vorwürfe und klagte, daß er ſie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt und nur in ihrer Gegenwart immer traurig ſey.

Das Exempel der Königinn breitete ſich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmten ſie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit; aber ſie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieſer Krankheit einen gelehrten Namen und nannten ſie: **Ongaſauwara-Sinano** *); das war alles, was ſie thun konnten. Unerachtet dieſes gelehrten Namens, blieben die Männer bey dem mißvergnügten und ſich widerſprechenden Eigenſinne ihrer Weiber unglücklich. **T'Siamma** ſahe die Zerrüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den anſehnlichſten Familien verurſacht ward. Er gewöhnte ſich, gegen ſeine Gemahlinn gelaſſen, nachſehend und immer gefällig zu ſeyn. Die Großen im Reiche ahmten ihn hierinnen nach. Sie machten dadurch ihren Eheſtand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chronikenſchreiber

---

*) Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben dieſe Geſchichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongaſauwara Sinano durch ſeine *Vapeurs* aus, und ich weis nicht, ob er es getroffen hat.

von Chiekock wollen behaupten, daß ſich um dieſe Zeit die Herrſchaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sinzia macht dieſe Gewohnheit noch etliche tauſend Jahr älter.

In dieſen bekümmerten Umſtänden lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich ſo glücklich, ſein Elend gewohnt und ruhig zu werden. Aber auch dieſe traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Er breitete ein Gerücht in Chiekock aus, daß zween mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der Schwächſte von ihnen war ein Freund und Bundsgenoſſe des T'Siamma. Dieſer brach mit ſeiner Armee auf, ihm beyzuſtehen. Er landete glücklich an, ſchiffte ſeine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieſes für einen feindlichen Einfall und ward entrüſtet. Er verband ſich in Eil mit andern benachbarten Fürſten und überfiel die Volker des T'Siamma welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerſtehen und mit vieler Noth den Reſt ſeiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieſer unglückliche Zufall ſchlug ſeinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürſten ſeyn und für einen bundbrüchigen Freund angeſehen werden ſollte. Er eilte nach ſeinem Lande zurück, um ſich vor den Augen der Welt und ſeiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen; aber er fand ſeine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch ſeine Bosheiten ungeſtraft zulaſſen würden, hatte ſich vorgenommen, den letzten und empfindlichſten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieſer abweſend war, ſeine Geſtalt angenommen und das Volk in die Waffen gebracht, da er ausſprengte, daß eine fremde Macht ſein Reich überfallen wollte. Das war die Urſache des Widerſtandes, welchen T'Siamma fand. Aber ſein Muth und ſeine gerechte Sache überwanden auch dieſe Hinderniſſe. Er trat an das Land. Das Volk ſahe ihn und erſtaunte: denn es ſahe auch den Zauberer in der Geſtalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Prieſter durch Geſchenke gewonnen. Die unglückliche Zizizi hielt ihn fur ihren Gemahl und liebte ihn ſeit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tauſend kindiſche Schmeicheleyen vorſagte und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Großen im Reiche hatten gar zu viel Urſache, auf ihrer Seite zu ſeyn; ſie bedienten ſich alſo der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten ſie, die Partey der Königinn zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem ſchon auf ihrer Seite. Alſo blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhiengen. Er verlangte, in Gegenwart ſeiner Gemahlinn und des Volks, ſeinen Feind zu ſehen und mit ihm um ſein Recht zu kämpfen. Der Zauberer gieng es ein, da er ſeiner Macht gewiß genug zu ſeyn glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königinn an der Hand, und ward von einer unzählichen Menge Volks begleitet. T'Siamma erſtaunte nunmehr ſelbſt über die Aehnlichkeit ſeines Feindes. Er war wütend, daß er ſeine Gemahlinn an der Hand dieſes Räubers ſehen ſollte. Er zog das Schwerd und rief: Göttliche Joimane! ſtärke meinen Muth und dieſen Arm! So bald er dieſes geſagt hatte, ſprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus ſeiner Gelaſſenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In dieſem Augenblicke ſtürzte die göttliche Joimane, die Freundinn und Beſchützerinn ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt ſie einen Talismann, welchen der eingegrabne Name des Namu-Amida den Gottloſen ſchrecklich machte. Der Zauberer erblickte dieſen Namen und zitterte. Er wollte fliehen, aber er ſank zur Erde nieder. Er verwandelte ſich in einen ſchrecklichen Rieſen, und war ſo verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Dieſe hielt ihm den Talismann vor; und er ſtürzte zum zweyten male, wie ein Kind, zur Erde. Er verwandelte ſich in einen hohen Felſen, um gegen die Kraft des Talismanns unempfindlich zu ſeyn; aber er ſchmolz, wie Schnee, zuſammen. Noch zum dritten male verſuchte er, zu entkommen, verwandelte ſich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit ſich fort. Die Fee merkte dieſes zu ſpät. Sie warf ſich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismanns vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules ſtehendes Waſſer; aber mitten in demſelben lag der **T'Siamma** ohne Empfindung ausgeſtreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grauſamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblicke ſeiner Wut den tugendhaften **T'Siamma** zugleich mit in ſein Verderbniß hinriß. Nur die weiſen Götter wußten, warum ſie dieſes geſchehen ließen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken ſeines großen Muths und ſeiner ſtandhaften Tugend hinterlaſſen. Sie hielt alſo den Talismann an ſeine Stirne, und es erhob ſich mitten aus dieſem todten See ein Fels von weißem Marmor, welcher den Leichnam des **T'Siamma** in ſich verſchloß.

Unter dieſem ſchrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königinn lag ohnmächtig an dem Fuße eines Baumes und wußte von allen dieſen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte ſich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schickſal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talismann auf die Bruſt, und in dieſem Augenblick verſchwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberey des **Ciongock** zeither ihren Verſtand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß außer ſich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte ſie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; ſie küßte den Namen des mächtigen **Namu-Amida**, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ ſie. Iſizi baute ihrem Gemahl einen prächtigen Tempel auf dem Marmorfelſen, welcher ſeinen Leichnam verſchloſſen hielt. In dieſem Tempel war ſie die oberſte Prieſterinn bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünſchen immer nahe ſind, ohne ſie jemals zu erlangen, und welche, ſo lange ſie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geſchahe, nach der Zeitrechnung der Inwohner zu **Chickeck**, am ſiebenten des Monden **Ni-soda**, welcher nach dem europäiſchen Kalender der erſte **April** iſt. Dieſer Tag war dem Volke beſonders heilig. Sie giengen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes **T'Siamma**, und ſtellten ſich, als wenn ſie ihn ängſtlich ſuchten. Sie riefen ihn, und wenn ſie ihn nicht fanden; ſo warfen ſie Steine in den faulen See **Ciongock**, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern ſagten an dieſem feyerlichen Tage zu ihren Kindern: Geht hinaus und ſucht den **T'Siamma**, er wird euch etwas ſchenken; die Kinder giengen, und warfen Steine in den See, wenn ſie ihn nicht fanden. Das Weib ſagte zu ihrem Manne; Gehe hinaus und ſuche den **T'Siamma**, er wird dir ſagen, ob ich dich mehr liebe, als andre Männer; der Mann gieng, und rächte ſich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter ſagte zu ihrer Tochter: Gehe hinaus und ſuche den **T'Siamma**, er wird dir den Mann nennen, durch deſſen Liebe du glücklich werden ſollſt; die Tochter gieng, und kehrte traurig zurück, weil ſie dieſen Mann nicht erfuhr. Der Weltweiſe ſagte zu ſeinen Schülern: Gehet hinaus und ſuchet den **T'Siamma**, er wird euch eine Weisheit lehren, gegen welche die meinige

nige nur Thorheit iſt; ſie giengen und ſuchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß ſie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieſes war die Art, mit welcher die Inwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T'Siamma feyerten. Sie faſteten an dieſem Tage und das ganze Land war traurig.

Nach tauſend Jahren war die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der ſich der Religion ſeiner Väter ſchämte. Die Großen des Volks waren ſtarke Geiſter, und nur der arme Pöbel betete noch. Um dieſe Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T'Siamma hatte. Sein Gottesdienſt verkehrte ſich in Völlerey und pöbelhafte Ausſchweifungen. Sie ſandten einander noch immer zu dem T'Siamma, aber nicht tugendhaft, nicht weiſe zu werden, nein, nur ihren Muthwillen zu kützeln. Und fanden ſie noch einen, welcher fromm und treuherzig genug war, ſich zu dem T'Siamma ſchicken zu laſſen, den hielten ſie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieſer Scherz auch, und für den Pöbel gehörte er eigentlich. Er bemächtigte ſich dieſes Witzes, und behielt ihn bey, nachdem die Vornehmen des Landes anfiengen, ſich deſſelben zu ſchämen. Dieſe Gewohnheit breitete ſich durch Siam in Japan aus, und iſt endlich zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr iſt der ſiebente Tag des Monden Tiada ein Feſt der Narren in Chiekock; und der europäiſche Pöbel feyert es zu gleicher Zeit am erſten April.

Zweytes Buch,

enthält

ſieben mal ſieben Wahrſagungen vom erſten April.

RIDE, SI SAPIS. *Mart.*

Warnung

an alle unverheurathete Frauenzimmer.

So viel Mühe ſich der Autor auch gegeben hat, alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren ſeiner Leſerinnen, und beſonders unverheuratheter Frauenzimmer, anſtößig ſeyn möchte; ſo wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrſagung vermeiden können. Er warnt ſie daher wohlmeynend, dieſe Stellen vorſichtig zu überſchlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn ſie darinnen etwas finden ſollten, worüber ſie errothen, oder empfindlich werden müßten.

1.

Einem von meinen Leſern ſind ſieben mal ſieben Wahrſagungen verdächtig. So bald er dieſen Titel zu Geſichte bekömme, ſo bald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners ſey; und um deswillen hat er ein ſchlechtes Vertrauen zu dieſen Wahrſagungen. Sie irren Sich, mein Freund; leſen Sie weiter; es iſt auch für Sie eine Wahrſagung darinnen. Sie werden geſtehen müſſen, daß ich nicht lüge, wenn Sie anders ſich ſelbſt kennen.

2.

Phäneſt 1) hat an einem ſeyerlichen Tage die Pracht und die Luſtbarkeiten des Hofes mit angeſehen: dieſe Lebensart gefällt ihm. Er verſetzt einen Theil ſeines väterlichen Gutes, kauft ſich reiche Kleider dafür, und läßt ſich heute um eilf Uhr zum erſten male bey Hofe ſehen. Man bewundert ſeinen Verſtand und ſeinen Rock; man ſucht ſeine Freundſchaft; man erbietet ſich zu allen möglichen Dienſten. Der unerfahrne **Phäneſt** kennt die Sprache des Hofes noch nicht. Er träumt ſchon von lauter hohen Ehrenſtellen, von Gewalt und Reichthume; aber in kurzem wird er merken, daß alles nur ein Traum geweſen iſt. Er wird wieder auf ſein Landgut flüchten, und ſuchen, durch eine genau eingeſchränkte Wirthſchaft in zehn Jahren ſo viel zu erſparen, als er es ſich in einem Jahre hat koſten laſſen, dem Hofe lächerlich zu ſeyn.

3.

---

1) Kennen Sie den Herrn *V* * * *T* * * nicht?

3.

Naſſidien a) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, ſeit zwanzig Jahren ein anſehnliches Vermögen, durch alle nur erſinnliche, ſowohl vornehme, als niederträchtige Ausſchweifungen zerſtreut. Weil er für den Prinzen ein beſonderes Galakleid, ein anderes für die Gemahlinn des Prinzen, und für einen jeden Vetter und für eine jede Muhme des fürſtlichen Hauſes wenigſtens eine neue Weſte gehabt; weil er zwanzig Jahre in dem Vorzimmer müßig geplaudert hat; weil er ſich ſein Geld bey Hofe hat abgewinnen laſſen; weil er ſeine Geſundheit in der Geſellſchaft einiger Frauensperſonen vom Theater eingebüßt hat; ſo glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung ſeiner treuen Dienſte und eine Schadloshaltung für das anſehnliche Vermögen zu fordern, welches er, nach ſeiner Art zu reden, im Dienſte des Fürſten zugeſetzt hat. Er entſchließt ſich alſo, dieſen Morgen ernſtlich um ein Amt, oder, welches bey ihm einerley iſt, um eine Penſion anzuſuchen. Man hört ſein Bitten an und macht ihm ein gnädiges Kompliment; er bittet noch einmal, und man verweiſt ihn zur Geduld; er bittet zum dritten male, und nunmehr findet man ſeine Bitte ſehr unbeſcheiden. Man wird ihn fragen, worinnen denn eigentlich die wichtigen Dienſte beſtehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines ſo anſehnlichen Vermögens geleiſtet habe? Dieſer Frage hatte er ſich nicht verſehen. Er geht mißvergnügt über den Hof zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten ſeiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer

---

a) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N * * meyne.

ter und von ſeiner eignen Unverſchämtheit. Endlich flieht er aufs Land und futtert ſich in etlichen adelichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgerichte Operarien vorheult, dem Junker die Geographie von allen verdächtigen Häuſern der Reſidenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beym Kamine, über die Regierung und den Undank des Hofs patriotiſch ſeufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N . . 1) am Fenſter ſtehen, ſehr vertraut mit ihm reden und ihm einigemal etwas ins Ohr ſagen. Es ſind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm ſpricht, und die Geheimniſſe, die er ihm ins Ohr ſagt, dürfen alle wiſſen, nur die Prinzeſſinn nicht. Gleichwohl macht dieſe gnädige Vertraulichkeit eine große Bewegung am [illegible] und im Gehirne des armen Grafen. Der Hof weis, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch ſchätzen, oder ihn ſeiner Vertraulichkeit würdigen ſollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Beluſtigungen des Hofes zu trocken und zu ernſthaften Verrichtungen zu albern ſey; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er itzt mit ihm allein, und redet ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achſel. Nunmehr ändert auch der Hof ſeine Begriffe, die er ſich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn der Prinz verlaſſen,

ſo

---

1) Der Graf N . . iſt Ihnen der unbekannt?

ſo drängt ſich die ganze Antichambre zu ihm. Die Großen reden vertraut mit ihm und bitten, daß er morgen mit ihnen ſpeiſen mag; die Hofleute von der mittlern Klaſſe lächeln zu allem, was er ſpricht, finden ſeine Scherze ſehr fein, und zucken die Achſeln geheimnißvoll, wenn er ſeiner Natur die Gewalt anthut, ernſthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er deſto vornehmer auf und abgehen, und ſie deſto mehr bemerken könne. Der gute Graf taumelt von dieſem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es iſt, dem man alle dieſe Freundſchaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er ſichs gefallen, und er läßt ſichs um ſo viel lieber gefallen, da er bisher der einzige am Hofe geweſen iſt, der an ſeinen Verdienſten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er ſchon ſein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen ſey. Er hat Feinde, und dieſe will er es empfinden laſſen, daß ſie ſeine Feinde geweſen ſind. Er hat Schulden; dieſe will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde ſich das noch weniger für ihn ſchicken, als vorher. Aber er will Schätze ſammeln, und was ihn noch beunruhigt, iſt die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an ſich kaufen will. Zu ſeinem guten Glück iſt er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Muſterung paſſiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heurathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beſchäfftigt ſich der arme Graf, und weis nicht, daß es nur Träume vom erſten Aprile ſind. Noch an eben dem Tage kömmt er an den Hof zurück. Er nähert ſich dem Prinzen mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, zu welcher er ſich ſeit drey Stunden berechtigt zu ſeyn glaubt. Der Prinz ſieht ihn gleichgültig an; er redet mit allen, die um ihn ſtehen, nur mit dem Grafen nicht. Dieſe veränderte Scene iſt ihm ein Räthſel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu ſagen; der Prinz hört es, ohne ſeine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt ſeine ſtille Frage noch einmal; der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriednen Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beſchämt zurück; er vergißt alle Schlöſſer, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heirathen wollte. Die Kammerdiener verachten ihn eben ſo ſehr, wie geſtern. Er ſteht überall im Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet ſich an, daß er morgen mit Seiner Excellenz ſpeiſen wolle; aber nun beſinnen ſich Seine Excellenz, daß ſie morgen ſelbſt zu Gaſte ſind. Er ſagt etliche artige Einfälle, und niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drey Stunden ehrerbietig auswichen; ſie bleiben ſtehen, ſie merken ihn nicht, und, die ihn noch merken, die ſind ſo vertraut, Taback von ihm zu fodern. Zum größern Unglücke kömmt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof ſchmeichelte, weil der ganze Hof ihm ſchuldig iſt. Er hat in ſeiner Schreibeſtube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deswillen ließ er alles liegen und eilte nach Hofe, um dem Grafen ſein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hoffnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits ſchuldig war. Aber ſchon auf der großen Treppe erfährt er die geſchwinde Veränderung; er geht alſo in das Vorzimmer, ſucht den Grafen und mahnet ihn trotzig. Der Graf eilt beſchämt nach Hauſe, verflucht den Hof und den unglücklichen Tag, ohne ſich zu beſinnen, daß dieſer Tag der erſte April iſt.

5.

Endlich hat Hypſäus a) den Schritt gethan, den er ſich ſeit langer Zeit zu thun wünſchte. Er hat heute das anſehnliche Amt übernommen. Zwar den Verſtand hat er nicht, der zu dem Amte erfodert wird; aber den hat er ſich auch eben nicht gewünſcht. Genug, daß er die Beſtallung und den Rang hat. Er wird dafür ſorgen, daß er jemanden miethet, der in ſeinem Namen den Verſtand und Fleiß anwendet, den das Amt erfodert. Nunmehr glaubt Hypſäus vollkommen glücklich zu ſeyn. Aber ſeine große Dummheit und Nachläßigkeit wird nun deſto mehr in die Augen fallen, je anſehnlicher der Poſten iſt, in welchem er ſteht. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da ſie ihn vorher nur im Stillen verſpottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird alſo auf den erſten April künftigen Jahres von ſeiner Ehrenſtelle nichts übrig haben, als die Schande und die Verantwortung.

6.

Sehen Sie jenen Mann mit der tückiſchen und menſchenfeindlichen Miene, welcher ſich die Stirne wiſcht und ſich ganz ermüdet auf das Kanapee wirft? Das iſt Neran b)! Erſt vor einer Minute hat er das große Werk zu Stande gebracht, an dem er ſeit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigſten Schmeicheleyen, durch Beſtechungen, die ihm den drit-

ten

---

a) Der Herr Rath M . . mit der wichtigen Miene eines G . . .

b) Der Mann iſt mir zu tückiſch, den mag ich nicht nennen.

ten Theil ſeines Vermögens gekoſtet haben, durch Verunglimpfung der redlichſten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er ſich dieſen Morgen in das Amt gedränget, bey welchem er hofft, daß man ihm eben ſo niederträchtig ſchmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben ſo bekriechen werde, als er es thun müſſen. *Hier* ſitzt er und dichtet, an welchem von ſeinen Feinden er ſich zuerſt rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen anderer, welches er, als ſeine Beute, anſieht. In der That wird er verſchiedene unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Kanapee von ſeinem Glücke und dem Untergange ſeiner Feinde träumet, weis nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unſchuld und Tugend ſiegen werden und er in dem Gefängniſſe verſchmachten ſoll.

7.

Wer iſt das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Geſellſchaft ehrwürdiger und erfahrener Männer mit einer ſo unanſtändigen Lebhaftigkeit zu übertäuben ſucht? Und wer iſt die anſehnliche Frauensperſon, welche dort an der Thüre ſtehet und vor Freuden Thränen vergießt? . . c) Iſt das möglich? Wie iſt dieſer Knabe heute zum erſtenmale von dem Prinzen in die Verſammlung der Räthe aufgenommen worden? und gleichwohl iſt er ſchon ſo weiſe, daß er denenjenigen unbedächtlich widerſpricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das iſt ſeine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit ſo vieler Weisheit und Zunge ausgerüſtet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weiſe Kind, welches heute vor Gelehrſam-

G 2

---

c) Viel Glück, hochweiſer N. . . d.

ſamkeit berſten möchte, wird in drey Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant ſey. Er wird verſtummen und alsdann wird er erträglich ſeyn.

8.

Heute wird der unglückliche Ball ſeyn, auf welchem ſo viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Mißvergnügen legen werden.

Der junge Herr 7) in weißen Strümpfen und mit den reichen Aufſchlagen, flattert um ſeine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er ſieht ein Paar ſchwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er ſchielt nach dem Palatine, und wird ſo heiß vor Liebe, daß er ſchmelzen mochte. Morgen wird er ſeine Göttinn beſuchen und ſeufzen; übermorgen wird er ſeine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann ſeyn; und in vier Monaten mochte er ſich vor den Kopf ſchießen, ſo oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat, der Mann eines Frauenzimmers zu werden, deſſen unvorſichtige Ausſchweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

9.

Selinde, 8) ein ſtilles, tugendhaftes, und wie man verſichern will, faſt einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleyen des jungen **Seladons** für Ernſt an. Er thut ihr Verſicherungen und Schwüre, die ſie in dem Hauſe ihrer Mutter, die eben ſo ſtille, tugend-

haſte

---

7) Der ſüße Herr *S* = =, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

8) Arme *L* = = ! du dauerſt mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt.

haſt und eben ſo einfältig iſt, niemals gehört hat. Sie nimmt dieſe Schwüre für Ernſt auf, und fängt an, dieſen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geſchehen, daß er ſie oft und zu allen Zeiten beſucht; die zufriedne Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Celadon redet von nichts, als von dem Glücke, das er ſich wünſcht, die Hand eines ſo liebenswürdigen Kindes ewig zu beſitzen. Das einfältige Kind ſchweigt ſittſam, und wünſcht es in ihrem Herzen ſelbſt. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte ſie ſich ihrer Jugend und ſagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der Leichtſinnige hat die Abſicht gar nicht, Selinen zu heurathen. Er liebt ihre Schönheit und will verſuchen, wie weit er dieſen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens und der Mutter ſind ihm beſtändig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnet die gute Mutter. Sie bittet ihn, ſeine Beſuche zu unterlaſſen, welche der ganzen Stadt ſo verdächtig würden; aber er iſt ſo niederträchtig, daß er ſich in öffentlichen Geſellſchaften gewiſſer Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweydeutig machen. Sie hoffte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glücke ſeyn; aber durch eben dieſe einfältige Treuherzigkeit hat ſie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unſchuld nicht retten kann. Celadon iſt ein Böſewicht; und einem Böſewichte, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die läſternde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches ſeine Unſchuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Celadon bleibt nicht ungeſtraft. Er hat an eben dieſem Abend eine Bekanntſchaft mit der Tochter 9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebſt der Bekanntſchaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Menſch von Verdienſten, wie Seladon, muß mehr als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und dieſesmal wird Seladon ſelbſt betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Urſache, ſpröde zu ſeyn. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande ſeyn werde, ſeinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon iſt bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, dieſe Beute nicht fahren zu laſſen. Sie thut alle Anfälle einer verſchlagnen Buhlerinn auf ihn, und thut ſie mit gutem Erfolge, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu ſind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er ſehen will, wie weit er ſein Glück bey Selinden treiben könne. So bald aber dieſer Roman abgeriſſen wird; ſo kann er ſich weiter nicht aus dem Netze entwickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt. Nun iſt der Flatterhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete Wirthſchaft ſeines Schwiegervaters; ja, was noch weit empfindlicher iſt, er erfährt, daß ſeine Frau ihn nicht zuerſt geliebt hat. Er muß zu beiden ſtillſchweigen; denn ein Mann, dem ſein eignes Gewiſſen Vorwürfe macht, wird ſelten Muth genug haben, ſeiner Frau dergleichen Ausſchweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche ſo viel Muth hat, wie dieſe, ihrem Mann es fühlen zu laſſen, daß ſie Frau iſt. Man hängt Seladon traurig den Kopf. Er verliert ſein Vermögen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müſſen. Er verflucht ſeine Wahl;

---

9) Die Mademoiſelle F * * iſt es, die der Himmel geſchaffen hat, den ungetreuen Seladon zu beſtrafen.

Wahl; aber ganz im Stillen verflucht er ſie, damit es ſeine Frau nicht höre, vor der er ſich ſcheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne ſich zu ſchämen. Wie unglücklich iſt der Ball vom erſten April für den armen Seladon 10)!

11.

T . . 11) und E . . 12) ſehen ſich dieſen Abend zum erſtenmale; ſie finden in ihrem beiderſeitigen Umgange etwas, das ihnen gefällt; ſie fangen an, ſich zu lieben; noch an dieſem Abende entdecken ſie einander ihre Liebe. T . . freut ſich und überläßt es aus Beſcheidenheit dem Ausſpruche ihrer Mutter. E . . iſt ein tugendhafter und ehrlicher Menſch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weis auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden ſoll: T . . hat eben ſo wenig Vermögen, und kann ſich nur ſehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben ſich beide zu aufrichtig, als daß ſie einander dieſes verſchweigen ſollten; aber ſie lieben ſich auch beide zu ſtark, als daß ſie vernünftig nachrechnen ſollten, wie viel ſie etwan künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein chriſtliches Weib und eine große Freundinn des Eheſtandes, macht ihnen Muth: *Sie ſollen beten und arbeiten, ſo wird es ihnen nicht fehlen!* Wie ſehr beruhigt dieſer mütterliche Segen unſer zärtliches Paar! Sie heurathen

---

10) Der leichtſinnige *E . . .*, er iſt unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

11) 12) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn *T . .* und *E . .* ſind zu arm, als daß ſie ſehr bekannt wären; aber doch dauern ſie mich, daß ſie nunmehr bekannt werden ſollen.

ſich, und für groſſer Liebe merken ſie in den erſten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernſthafter. Sie vermiſſen die unentbehrlichſten Sachen in ihrer Wirthſchaft; ſie klagen es der Mutter und dieſe zuckt die Achſeln. Sie beten, und haben doch kein Brodt. Sie wollen arbeiten, und es findet ſich keine Arbeit und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben ſo aufrichtig; aber deſto empfindlicher iſt ihnen der Mangel, den keines vor dem andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie das möglich iſt, daß der Himmel eine ſo aufrichtige Liebe darben läßt; aber ſie bedenken nicht, daß die aufrichtigſte Liebe unvernünftig ſeyn kann, und daß der Himmel nicht ſchuldig iſt, unſre Thorheiten zu ſegnen, wenn wir auch ſchon dieſe Thorheiten mit Gebet anfangen.

12.

Kleant . . ., 13) ich weis nicht, ob ihr ihn kennt? Kleant, der eigennützige Haarſtolz, hat ſelbſt keine Verdienſte, als das Geld, und alſo kennt er auch, auſſer dem Gelde, keine Verdienſte weiter. Man hat immer die Abſicht gehabt, ſein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deswillen hat man ſich Mühe gegeben, ihn zu verheurathen. Man ſchlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die ſehr tugendhaft iſt. Aber hat ſie Geld? fragte er. »Sie iſt von einer guten anſehnlichen Familie.« Aber vielleicht hat ſie eben um deswillen kein Geld? »Sie iſt zu allen denen Künſten und Wiſſenſchaften angeführt worden, die ein »Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer haus-

---

13) Mit Ihrer Erlaubniß, Herr *N* . . . *T* . . ., daß ich Sie ein wenig bekannter mache.

häuslichen Frau und einer liebenswürdigen Freundinn machen.« Hum! ſpricht Kleant, aber was bringt ſie mit? Dort tanzt dieſer Kleant, und zwar tanzt er mit Orimenen 14), einem Frauenzimmer von dreyßig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunſt gelernt hat, bey einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches große Reichthümer beſitzt, und nur aus Beſcheidenheit und guter Wirthſchaft dieſe Reichthümer nicht geſtehen will. Mit dieſer tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieſes Frauenzimmer zur Frau bekommen könnte. Alle ihre Kapitalien tanzen vor ſeinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, ſo geſchieht es mehr mit der Bewegung eines Menſchen, der Geld empfangen ſoll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze giebt. Die Menuet iſt geſchloſſen. Er führt ſie an das Fenſter, er redet ſchüchtern mit ihr, ſie wird roth; er küßt ihr die Hand, ſie neigt ſich, und er drückt die Hand mit Entzücken an ſeinen Mund. Nun ſind ſie einig. Des Wohlſtands wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleant! Er iſt ſeines Glücks gewiß; gleich nach Oſtern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleant nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen beſteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Anſprüchen und in der Hoffnung, einen reichen Vetter in Oſtindien zu beerben, wenn er unverheurathet und ohne Teſtament ſterben ſollte.

13.

Warum iſt Leonore, 15) die Tochter des reich-

---

14) Das iſt meine Nachbarinn, die ſtolze A * *.

15) Die unglückliche T * * *.

chen Kaufmanns, ſo aufgeräumt? Noch vor einer Stunde ſaß ſie ganz tiefſinnig und unzufrieden, und war gegen alle, die ſie zum Tanze auffoderten, froſtig und beleidigend, nur gegen den Baron von N . . 16) nicht. Der vergoldete Baron, der eben itzt mit ihr tanzt, hat ihr, oder vielmehr ihrem Gelde, vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore iſt ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts ſo ſehr wünſcht, als einen hohen Rang und den Titel einer Excellenz: Der Baron hat beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwo Perſonen, die ſich beſſer für einander ſchicken? Die Liebeserklärung von dieſem Abende iſt der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron ſo geſchwind als möglich eilen wird, um eine ruhige Meſſe zu haben. Nun iſt der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Perſon, ohne dieſes Vermögen, gar keinen Werth hat. Er ſchämt ſich, ſie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen, die eitle Leonore ſo ſehr gewünſcht hat. Sie fühlt die Spötterey ſeiner Familie, und darüber würde ſie ſich allenfalls tröſten laſſen; aber das iſt für ſie eine ſchreckliche Sache, daß ſie ſich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben ſoll, um daſelbſt einſam und unbemerkt, in der Geſellſchaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem ſchimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heurath zu befreyen. Würde Leonore wohl ſo luſtig tanzen, wenn ſie die unglücklichen Folgen dieſes Balls voraus wiſſen ſollte!

14.

---

16) Zu deutſch, der Herr Baron von D . .

14.

Was muß wohl dort der Herr Sekretär 17) mit der großen Perucke in ſeine Tafel ſchreiben? Er lacht ſo laut, daß man kaum noch den Baß von der Muſik hort, und läßt ſich von der witzigen Kalliſte etwas diktiren. Kalliſte 18) iſt ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts verſteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleiße eines Frauenzimmers ſodert; aber ſie hat viel geleſen, ſie iſt witzig und ſo gelehrt, daß ſie in Geſellſchaft andrer Frauenzimmer gähnt und andre Frauenzimmer in ihrer Geſellſchaft einſchlafen. Der Sekretär lieſt Akten und Zeitungen, und iſt gleich ſo witzig, als er es bey ſeinem Amte nöthig hat; aber gleichwohl macht er die Mode unſrer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halſe. Kalliſte legt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Sekretär zu mißfallen. Das iſt ſchon Urſache genug für ihn, dieſen Witz zu bewundern. Er ſchreibt es in ſeine Tafel; er fragt nach dem Verfaſſer; Kalliſte erröthet. Ha! Ha! ſchreyt der Sekretär, ſoll mich der Teufel, das Ding haben Sie gemacht! Kalliſte muß es geſtehen. Der Sekretär blokt ihr einige Schmeicheleyen vor und ſpricht: ſo eine Frau möchte ich haben, wie Sie ſind! Gott ſtraf mich, ſo eine Frau! Er läßt es bey dieſem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliſte des Wohlſtandes wegen ihn noch dieſen Abend in Ungewißheit laſſen muß, ſo wird er morgen von neuem anſetzen, er wird auch

---

17) Der Herr Sekretär K ſ ſ, ein Mann, deſſen ganze Lunge witzig iſt.

18) Die gekrönnte J ſ ſ.

auch morgen noch das Jawort und in vierzehn Tagen Kalliſten zur Frau bekommen; aber in vier Wochen möchte er ſie gern wieder los ſeyn. Wenn er zu Bette gehen will, ſo fehlt Kalliſten noch ein Reim; er muß allein ſchlafen. Wenn er aufſteht, ſo ſchläft Kalliſte noch, weil ſie geſtern den Reim ſehr ſpät fand. Wenn er nach Hauſe kömmt und eſſen will; ſo hat Kalliſte über einer ſchönen Stelle aus dem Voltäre vergeſſen, die Küche zu beſtellen. Geht er wieder in ſein Amt, ſo verſammelt ſich eine Menge witziger Herren bey ſeiner Frau, welche ſich der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften wegen allemal in Abweſenheit des Mannes, bey ſeiner Frau verſammeln. Er kömmt Abends nach Hauſe; er findet den Tiſch voll Bücher und wieder kein Eſſen darauf. Er flucht, und ſie erklärt ihm aus dem Seneka eine vortrefliche Stelle vom Zorne. Er fragt: ob ſie ihn ganz wolle verhungern laſſen? und ſie antwortet ihm mit einem gelehrten natura paucis contenta! Er lärmt über die witzigen Geſellſchaften, die ſeiner Ehre ziemlich zweydeutig wären; aber ſie erklärt ihm ſehr tiefſinnig die beruhigende Lehre von der harmonia praeſtabilita. Er legt ſich für Verdruß zu Bette; aber die witzige Kalliſte weckt ihn wieder auf und lieſt ihm ein Sonnet vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Sekretär mit der witzigen Kalliſte leben!

15.

Glauben Sie etwan, daß dort im Erker der junge Menſch bey ſeiner Großmutter ſitzt? Nichts weniger. Er ſagt einer alten reichen Wittwe 19) zärtli-

che

---

19) So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres erſten Mannes C ⸗ ⸗ nicht.

che Schmeicheleyen vor, welche bey ihrem fünf und funfzigſten Jahre noch wellüſtig genug iſt, ſie anzuhören. Die Frau beſitzt ein erſtaunendes Vermögen, iſt immer ungeſund, nimmt von drey Aerzten Arzeney, und alſo wird ſie in fünf Jahren gewiß ſterben. So rechnet **Adraſt**, 20) welcher geſchickt, aber arm iſt. In der Hofnung, daß er ſich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr quälen werde, verlangt er ihre Hand und bekömmt ſie, und dieſer neue Eheſtand gedeiht der alten Frau ſo gut, daß ſie noch in ihrem fünf und ſiebzigſten Jahre ſo munter ſeyn wird, als heuer. Armer Adraſt!

16.

Roſamunde 21) ſteht ganz tiefſinnig unter dem Spiegel. **Murner**, 22) ein alter Wucherer von zwey und ſechzig Jahren fodert ſie zum Tanze auf und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieſer verdrüßliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Roſamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich: denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den erſten fünf Jahren ihres Eheſtandes für Verdruß über ihren geizigen, ekelhaften und plumpen Mann erfolgt. Aber ſie würde mich noch mehr dauern, wenn ich nicht wüßte, daß ſie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrüßlichen Alten durch die eigennützige Hofnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren ſterben und ſie durch

ſein

---

20) Der Herr Licentiat E . . r.

21) Dieſes Schlachtopfer heißt N . . in.

22) Und dieſer ihr Henker heißt D . . .

ſein Vermögen in den Stand ſetzen werde, den jungen Erill 23) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt Polidor 24) ſo geſchwind und ſo unruhig nach Hauſe? . . . Iſt das möglich! ſo iſt ſeine Frau in dieſem Augenblicke geſtorben, welcher er ſeit etlichen Jahren durch tauſend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter und die Luſt zum Tode angenehm machen wollen! Er findet ſie todt. Wie leicht iſt ihm das Herz! er ſchickt noch dieſen Abend zu Agneſen, 25) die er ſeit einigen Jahren mehr geliebt hat, als ſeine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agneſe verſteht dieſe Botſchaft und freut ſich; und Polidor freut ſich noch mehr, da er nun keine Hinderung weiter ſieht, Agneſen öffentlich für ſeine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde ihr Polidor über den Tod ſeiner rechtſchaffnen und unglücklichen Frau vergießen, wenn er wiſſen ſollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben dieſe Zeit, ſeine Agneſe bey den Haaren zum Zimmer hinausſchleppen wird, weil er ſie in ihrer Einſamkeit mit einem Kaufmannsdiener ſtören wollte, deſſen Glück ſie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

18.

Florinde 26) war auch auf den Ball gebeten; aber ſie begräbt dieſen Abend ihren alten Mann. Sie geht

---

23) Ich habe ihn ſchon genennt: er heißt *Erill.*

24) Der ungetreue *R ſ ſ.*

25) Wie geſagt: *Agneſen.*

26) *N ſ ſ a*, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flore lacht.

geht hinter ſeinem Sarge weit vergnügter, als ſie hier in dieſer muntern Geſellſchaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drey Jahren viel mit ihm ausgeſtanden; aber er liebte ſie aufrichtig, und zum Beweiſe ſeiner Liebe ſetzte er ſie zum einzigen Erben ein. Nunmehr theilt ſie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant von **, welcher hier in Garniſon ſtehet, ein irrender Ritter und ein unglücklicher Spieler iſt. Wie oft wird ſie an ihren verſtorbnen Mann mit Thränen denken, wenn ſie bey ſeinen Freunden um das Gnadenbrodt bitten muß!

19.

N. . wird heute dieſe Weißagungen in der Stille leſen, ohne ſich es merken zu laſſen. Ich habe ſie auf dem Titelblatte gewarnet, ſie ſolle dieſelben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überſchlagen, weil für das Frauenzimmer, und beſonders für unverheurathete Frauenzimmer, viel anſtößige Stellen darinnen wären. Die Warnung iſt Urſache, daß ſie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerſt geleſen hat. Sie weis gar nicht, was ich will: denn in allen dieſen Stellen findet ſie nichts anſtößiges für das Frauenzimmer. Im Ernſte, gar nichts? Deſto zufriedner bin ich, meine Schöne! aber doch werden Sie hier vieles finden, daß Ihnen ſehr nützlich ſeyn kann. Hätte ich Ihnen gerathen, dieſe zwölf Artikel wegen Ihrer erbaulichen Moral zu leſen; ſo würden Sie dieſelben vielleicht gar nicht, oder nach Ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit Ihrer gewöhnlichen Unachtſamkeit geleſen haben. Aber da ich bat, ſie möchten dieſe Stellen nicht leſen, da ich Sie davor warnte, weil viel Anſtößiges darinnen wäre, welches die Ohren der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Worte, da ich es Ihnen verbot; ſo ſchlichen Sie ſich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Mährchen vom erſten April, ſuchten begierig die achte Wahrſagung und laſen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern Sie ſich, daß ich das alles voraus gewußt habe. Werden Sie nun bald glauben, daß meine Wahrſagungen vom erſten April gegründet genug ſind? Stecken Sie nur das Buch ein, gehen Sie wieder zur Geſellſchaft, ich will Sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerley Wege ſucht ſich der Menſch aus, zu ſeinem Glücke zu kommen, und wie ſelten trift er die rechten Wege! Ich ſehe, daß Frontin 27) mit einem kleinen Blättchen Papier ſehr vergnügt aus dem Zimmer eines Großen 28) des Hofes zurück kommt, von dem er ſein Glück gehoft hat, und von dem er es nunmehr deſto gewiſſer erwartet, da er ihm itzt 6000 Fl. gegen einen Wechſel geliehen hat. Frontin iſt ganz außer ſich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm ſein Mäcenat ein Amt und ſeine ganze Gnade verſprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft verſprechen, und wenn Frontin es ſich jemals einfallen läßt, die Intereſſen oder das Kapital wieder zu fodern, ſo iſt er ohne Hülfe verloren. Er hätte wiſſen ſollen, daß die Wechſelbriefe eines Mächtigern weiter nichts ſind, als ſchriftliche Komplimente.

21.

---

27) Sein Vater, der reiche K ⸗ ⸗ hätte ſein Geld vorſichtiger ausgelehnt.

28) Man wird auf verſchiedne rathen, aber es iſt niemand, als Ihro Excellenz der Graf *M* ⸗ ⸗

21.

Wen muß heute Harpax 29) betrogen haben, daß er dort bey ſeinem Geldkaſten ſo vergnugt lächelt? Nun weis ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem erſparten Vermögen von 50000 Thalern fehlten. Nun ſetzt er ſich auf die Geldſäcke und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu ſtoren . . . Das wären alſo 20. 9. 5. 14. 1. gut! Das wären alſo 49000 Thaler: Hier in dem Sacke 500 und 300 und 100 und hier in der Hand die 100 Thaler . . . Es iſt richtig! Das macht zuſammen 50000 Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000 Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beſchlieſſen und dem lieben Armuthe nach meinem Vermögen Gutes thun, ſo bald ich dieſe 60000 Thaler beyſammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen und höre mit 60000 Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannſt du zuſammen ſparen, da du mit 60000 Thalern anfängſt! Gott erhalte mir nur mein bischen Armuth! Ich will es gewiß auch denen genießen laſſen, die darben muſſen, wenigſtens nach meinem Tode; denn ſo lange man lebt, weis man nicht, was man ſelbſt braucht, und mein lieber Sohn iſt mir doch der nächſte. . . . Wollen Sie den lieben Sohn kennen lernen? Dort ſitzt er in einem verdächtigen Hauſe, unter der Geſellſchaft einiger Spieler, die ſeine Freunde ſind, und einiger liederlicher Weibsperſonen. In eben der Stunde, da ſein Vater die letzten hundert Thaler ſo andächtig in

---

29) Marx Iſrael O . .

ſeinen Kaſten ſperrt, ſchreibt der Sohn einen Wechſel auf 4000 Thaler, und bekommt von einem Wucherer, der faſt ſo ſchlimm, wie ſein Vater iſt, 1500 Thaler dafür. Von dieſem Gelde wird er mit ſeinen Freunden- und Freundinnen ein paar Wochen vergnügt leben. Der Sohn wird von neuem und mit noch mehrerm Verluſte borgen, und wird nach und nach ſo viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbſchaft zulangt, ſie zu tilgen. Armer Harpax! Wie ſehr haſt du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken **Aranth** 30) und **Javolen** 31) einander die Hände! Aranth, als ein geſchickter Kaufmann, hat ausgerechnet, daß er 15000 Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Meſſe Bankerot macht. Aber es iſt eine gewiſſe Vorſicht dabey nöthig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten und zugleich zu vermeiden, daß man aus den Geſetzen keine Händel bekömmt. Er hat die Sache itzt mit ſeinem Advokaten, dem Javolen, überlegt. Der Plan iſt gemacht; die Unglücksfälle ſind alle aufs reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen ſicher genug. In künftiger Meſſe alſo wird er den Streich wagen. Er und ſein Advokat überrechnen ſchon den Vortheil, den ſie machen wollen. Sähen ſie zukünftige Dinge voraus, wie ich ſie voraus ſehe; ſo wurden ſie beide die Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf ſeine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advokaten wird man

---

30) Mich dünkt, er heißt *A ſ ſ.*

31) T ſ ſ *Juris utriusque Doctor.*

man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich iſt ihnen der heutige Tag zu dieſem Unternehmen! Aber ſie ſind zu entſchuldigen. Haben ſie wohl Urſache gehabt, eine ſo ſtrenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man ſeit funfzig Jahren kein Exempel weis?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre iſt beſonders der erſte April der Goldmacherkunſt geheiligt: ich würde alſo Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon ſagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen ſitzt und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er ſo viele Menſchen will Antheil nehmen laſſen, ſo bald er die große Sache wird zu Stande gebracht haben; dieſer Mann verdient unſre Hochachtung und unſer Mitleid. Es ſind geſtern gleich zwanzig Jahre geweſen, daß er angefangen hat, zu laboriren, und allezeit unglücklich; aber heute hat er einen Proceß angefangen, der ihm gewiß alle ſeine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun ſinnt er nach, was er mit den unſäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr ſeyn wird. In ſeiner Vaterſtadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter ſeinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden, denen will er unter die Arme greifen, daß ſie Brodt verdienen können. Für die Geiſtlichen und Schulen ſetzt er jährlich drey tauſend Thaler aus, die er nach ſeinem Gutbefinden unter ſie theilen will. Alle Jahre will er funf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausſtattung geben. Er kennt zween Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich ſind; denen will er ohne Zinſen ſo viel Geld leihen, als ſie brauchen, damit ſie für ſich und die Ihrigen Brodt erwerben können. Hundert tauſend Thaler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekomkönnen, die Luſt haben, zu arbeiten. So menſchenfreundlich träumt Philet 32)! Dieſer rechtſchaffne Mann iſt der einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimniſſes gönnen wollte, welches außerdem, wenn es zu entdecken und mehr als einer Perſon bekannt wäre, das größte Unglück für ein Land ſeyn müßte.

24.

Dort ſitzt Argyl 33) vor dem Ofen und bläſt, daß ihm Schweiß und Ruß über das Geſicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des großen Geheimniſſes; aber wie ſehr iſt er von dem tugendhaften Philet unterſchieden! Argyl hat ein anſehnliches Vermögen auf die niederträchtigſte Art verſchwendet und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er iſt einem bettelnden Landſtreicher in die Hände gefallen, welcher ihn dieſe wichtige Kunſt lehren will. Argyl lechzet nach den verſprochnen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, andre glücklich machen und ſeine Schulden bezahlen will: Keinesweges! Er will Gold machen, damit er eine unerſchöpfliche Quelle habe, ſeine gemachten Ausſchweifungen fortzuſetzen. Er hat heute einen neuen Proceß angefangen. Er macht ein großes Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

»Rec

---

32) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen *P = =* kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

33) Der Taugenichts *R = = b.*

»Rec. ☽ *fin.* *ſolvire* ſolche *in aquafort.* Ziehe »das *aquafort* davon, und dieſes wiederhole zum »drittenmale. Nun gießet *deſtillirten acet.* darauf »und *ſolviret* darinnen alles, was ſich *ſolviren* will, »ziehet den *acet. deſtill.* davon, und ſolches wiederholt auch zum drittenmale. Das hinterbliebene »Salz *ſolvire in aqua pluviali*, *filtrire* und *coagulire* es *ad conſiſtentiam diſcretam*, ſo iſt er »fertig.«

Nun hat Argyl alles, was er ſich wünſcht. Aber ich weis es beſſer, was er hat — die Narrentinktur.

25.

Blaſewind 34), ein herumirrender Goldmacher, iſt es, welcher den rechtſchaffnen Philet und den unartigen Argyl betrügt. Er hat ſich ſchon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit ſehr bequem unterhalten. So ungeſchickt und unwiſſend er auch iſt; ſo iſt er doch fein genug, ſich die Schwäche eines jeden zu Nutze zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüſtigen Tagen, die auf ihn warten. Er hoft an dem Orte, wo er itzt iſt, noch viele zu hintergehen, weil es bey uns noch einige Philete und unzählige Argyle giebt. Aber Blaſewind betrügt ſich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu ſeinen Ausſchweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen; und er flieht. Er ſchmeichelt ſich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt iſt,

---

34) ⸗ ⸗ *A* ⸗ ⸗, und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte ſeines Landes ertragen: Er verſpricht, dieſem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man giebt ihm, was er verlangt: aber man giebt auch ſehr ſorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerey ertappt, er geſteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straße, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieſer tückiſche Landſtreicher hangen ſoll.

16.

Moran 35) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben ihm ſeine Umſtände nicht erlaubt, daß er viel auf die Kleider hätte wenden können; und eben dieſes hat er für die einzige Urſache gehalten, warum er ſo wenig bemerkt und ſo wenig geſchätzt worden iſt. Nun will er der Welt die Augen öffnen. Er überlegt dieſen Morgen die Sache mit ſeinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm dieſe neue Equipage nicht gar zu koſtbar falle, ſo kauft er ein paar reiche Weſten von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt ſich in allen Spaziergängen, in den Luſtſpielen und Vorzimmern der Großen ſehen. Er erlangt ſeinen Zweck. Alle Welt ſieht auf dieſe unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen ſieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer es ſey? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weis die ganze Stadt, daß er ein Menſch ohne Erziehung, ohne Wiſſenſchaften, ohne Sitten, mit einem Worte, daß er ein unnützes glänzendes Geſchöpf iſt. Hätte Moran nicht beſſer gethan, wenn er in ſeinem alten Kleide unbemerkt

ge-

---

35) K . . heißt dieſer prächtige Narr.

geſtorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn.

57.

Der heutige Tag iſt für die Pracht des Narciß 36) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er lange genug ſich mit ſich ſelbſt verliebt hatte, verliebt ſich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und iſt ſo ungerecht, zu glauben, die Aufmerkſamkeit eines Frauenzimmers zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein koſtbares Kleid, ſeine Wäſche, ein Band im Degen, ein paar koſtbare Doſen, eine goldne Uhr und ein Ring, von deſſen Werthe man ſich eine Weile unterhalten kann, wenn man ſonſt nichts zu reden weis. Alles dieſes ſchafft ſich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hauſe des Frauenzimmers gelitten zu werden; aber in kurzem erfährt der Juwelierer, daß er ſeinen Ring ſehr unſichern Händen anvertraut habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen Gläubiger folgen ihm nach, und in kurzem iſt Narciß ganz ausgekleidet und kriecht wieder in ſeinen alten Rock.

58.

Heute iſt in dem Hauſe des alten Marcils 37)

36) Sein wahrer Name iſt C * *, und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelierer.

37) Bisher hat er K * * geheiſſen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, dieſen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Marquiſinn ausſprechen kann, ſo deutſch klingt er.

alles für Freuden außer ſich: denn eben heute iſt ſein Sohn aus Paris zurück gekommen. Im vorigen Jahre reiſte er dahin, als ein junger, beſcheidner und geſitteter Menſch, ein wenig einfältig, und hieß Hanns: Heute kömmt *Monſieur Jean* zurück, ohne Geſundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und ſagt ſeinem deutſchen Vater und ſeiner deutſchen Mutter Thorheiten vor, und beide ſind für Freuden außer ſich. *Monſieur Jean* geht in Geſellſchaften; alle ſehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält dieſe Aufmerkſamkeit für Beyfall; aber er wird in dieſer vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten und angeſehenen Kaufmann auf dem Kaffeehauſe finden; er wird vor ihm herum gaukeln und ihn ſo lange beleidigen, bis dieſer ehrliche Mann ihn vor der ganzen Geſellſchaft verſichern wird, daß *Monſieur Jean* ein Narr ſey. Die ganze Geſellſchaft wird dieſe Wahrheit durch ihren lauten Beyfall unterſtützen.

19.

Celſus 38) hat dieſen Morgen den Grundſtein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um ſeinem Namen ein ewiges Andenken zu ſtiften und ſeinen Nachkommen eine anſtändige Wohnung zu bauen. Wüßte Celſus, daß ihm dieſer Bau ſein ganzes Vermögen koſten wird, daß er noch eben ſo viel aufborgen muß, um nicht die Schan-

de

---

38) Auf ſeinen Ballen ſteht ein *D * **, und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem andächtigen *Soli Deo Gloria* kommen, um zugleich ſeinen Vornamen und ſein Vaterland auszudrücken.

de und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht ausführen kann; wüßte er, daß ihn ſeine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hauſe werfen werden, ſo bald er es völlig ausgebaut hat, daß dieſer prächtige Pallaſt den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der itzt nur noch eine kleine verächtete Handlung durch ſeinen Fleiß und ſein Glück unterhält; wüßte Celſus, daß ſeine unglücklichen Kinder in eben dieſem Hauſe um das Brodt dienen werden: wie traurig würde er ſeyn, wie ſehr würde er ſich ſeines unüberlegten Ehrgeizes ſchämen!

30.

Argyre 39) hat heute zum erſtenmale den unglücklichen Einfall, ein Münzkabinet anzulegen. Sein Vermögen iſt geringe, ſeine Einkünfte ſind ungewiß; aber deſto gewiſſer die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer ſtarken Familie wenden muß. Das alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das anſehnliche Münzkabinet eines ſeiner reichen Freunde geſehen; um deswillen nimmt er ſich vor, auch eines anzulegen. Er ſucht alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt und neu ausſieht, die trägt er in ſeinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein ſtärkeres Vermögen in dieſer Sammlung ſtecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er ſieht es, es jammert ihn; aber er ſammelt immer noch mehr in ſein Münzkabinet. Er borgt Geld mit ſechs pro Cent auf, um ſchöne Münzen zu kaufen.

---

39) Wer kann ſonſt ein ſolcher Thor ſeyn, als Herr K . . !

Endlich bringen ihn ſeine Schulden, und da er nicht bezahlen kann, ſo bemächtigen ſie ſich ſeines Kabinets. Der unbedachtſame Vater! Seine Kinder ſind bald verhungert, er ſelbſt hat kein Brodt, und ſein ſchön ausgeputztes Kabinet haben die Gläubiger.

11.

Das iſt heute zum fünftenmale, daß ſich Mentor **) in ein Joch ſpannen läßt, aus dem er ſchon viermal zu ſeinem großen Vergnügen erlöſt worden iſt. Aber dasmal iſt es eine ganz andre Sache: denn der Vater des jungen Menſchen, von dem er heute Hofmeiſter werden müſſen, iſt einer der vornehmſten bey Hofe, und hat ihm eine gewiſſe und anſehnliche Verſorgung verſprochen. Armer Mentor! Deſto ſchlimmer iſt es für dich, wenn der Vater deines Telemachs ſo vornehm und mächtig iſt. Führet ſich dieſer auf, wie es die Wünſche der Aeltern und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; ſo iſt es nur ſein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schlägt er aus; ſo iſt kein Menſch Schuld daran, als der Hofmeiſter. Ich habe Mitleiden mit dem rechtſchaffnen Manne. Sein Amt iſt in vielerley Abſicht eines der wichtigſten; und doch iſt ein alter Hofmeiſter immer derjenige, welcher am meiſten getadelt und am wenigſten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Kavalier nach dem andern geſchickt, ſein Glück bey Hofe und in dem Lande zu finden; aber er bleibt immer Hofmeiſter; ungefähr ſo, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß geſetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht viel mehr davon hat.

**) Und dieſer iſt mein Freund N . b.

[illegible]

hat, als ein kleines Trinkgeld und ein nichts bedeutendes: Behüte euch Gott, mein Freund!

10.

Wie luſtig geht es itzt am Markte in des jungen Lindors 41) Hauſe zu! Heute iſt der feyerliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig geſprochen hat. Er verkündiget dieſes Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feyert dieſes Feſt in Geſellſchaft einiger niederträchtigen Leute, die ſchon lange auf ſein Vermögen gelauert haben und deren Meynung es iſt, die Freundſchaft junger Thoren zu ſuchen, die ſich mündig ſprechen laſſen. Das Recht, das er ſich erkauft hat drey Jahre eher mündig zu ſeyn, als er es nach der Ordnung der Geſetze ſeyn ſollte, iſt nichts anders, als das Recht, drey Jahre eher zum Bettler zu werden.

11.

Endlich hat es Polydor 42) ſo weit gebracht, als er es ſchon ſeit vielen Jahren gewünſchet hatte, zu bringen, und als es weder ſein Vater, noch Großvater haben bringen können. Hier ſitzt er im Lehnſtuhle, und überſieht ſein Glück und das Glück ſeiner Kinder, bis auf die ſpäteſten Enkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halſe, und dankt Gott und ihrem Manne, daß ſie den heutigen erwünſchten Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine

Fein-

---

41) Der junge F - - nck, wenn es nach ihm geht, in kurzem, der Herr von F - -

42) Seit dieſem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebohren Gnaden, der Herr von P - - Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Feinde werden für Verdruß raſen, und ſeine Freunde werden ſtolz ſeyn, daß ſie ſeine Freunde ſind. Er wird auch noch immer ihr Freund ſeyn, ob es ihm gleich ſeine Umſtände nicht erlauben, ſo vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof ſcheuen: denn nunmehr giebt der Hof auf alle ſeine Schritte Acht. Was iſt denn das für ein ſchreckliches Glück, das Polyder heute erlebt hat? er hat ſich für 3000 Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache ſchon anders gehen. Sempron 43) kömmt eben itzt vom Rathhauſe und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar ſoll es ſchon erfahren, daß er das Recht nicht hat, in Semprons Hof zu ſehen. Wenn er mir folgen wollte; ſo würde er es ihm nicht verwehren. Aber ſein Advokat hat es ihm aus einem großen Folianten bewieſen, daß er gerechte Sache hat und daß der Streit in vier Wochen entſchieden ſeyn muß. Auf den erſten April 1775. wird ſich Sempron vergleichen und dem Nachbar erlauben, in ſeinen Hof zu ſehen. Die Unkoſten werden aus bewegenden Urſachen compenſirt: und damit Sempron den Advokaten bezahlen kann; ſo verkauft er das Haus. Nun hat er doch ſo viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in ſeinen Hof ſieht.

35.

Das war alles, was man von Philanders 44)

Klug-

---

43) Der ſtreitbare S ꝛ ꝛ

44) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen: eigentlich aber heißt er P ꝛ ꝛ E ꝛ ꝛ

Klugheit und Wirthſchaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihn ſehr viel koſten würde, eine Frau zu nehmen. Er iſt zu ſchlau, als daß er nicht merken ſollte, eine Frau würde mehr Herrſchaft verlangen, als ihm erträglich ſey. Er nimmt alſo heute eine Magd zu ſich und macht eine Maitreſſe aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn dieſe Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehn Jahr vergehen, wird dieſe Magd ſein ganzes Vermogen an ſich gezogen haben, und wenn Philander eſſen will, ſo iſst er das Gnadenbrodt aus der mildthätigen Hand ſeiner Magd.

36.

Dort ſteigt Gurdus 45) vom Wagen, nachdem er vier Wochen außer Landes geweſen und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden iſt. Es waren ſeine erſten Verrichtungen, darum hielt er ſie für ſehr wichtig. So lange er abweſend war, bildete er ſich ein, daß das ganze Land nur von ihm und ſeinen Verrichtungen rede. Er kömmt zurück, er wundert ſich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der Gränze einholen läßt. Er kömmt in die Stadt und fähret unbemerkt durch die Gaſſen. Er ſteigt vor ſeinem Hauſe ab, und der Wirth fragt ihn, ob er ſpatzieren gefahren ſey? Alſo hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus, der ſich alle Wochen in den Zeitungen ſuchte, eine größre Demüthigung begegnen können?

37.

---

45) Der Herr von C * * ſo lange er außerhalb Landes war, aber bey uns C * * ſchlechtweg.

37.

Nun wird Cöleſtine 46) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Landgut geſchloſſen, auf welches ſie nach den Feyertagen ziehen und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie iſt die Stadt überdrüßig. Man ſieht da nichts, als den Himmel und die Gaſſe. Tag und Nacht iſt keine Ruhe; jede Familie iſt der Spion der andern. Den beſten Freunden darf man nicht trauen, und unter dieſe beſten Freunde gehört Pattine, die den reichen Kaufmann geheurathet hat, auf deſſen Herz Cöleſtine eine Hypothek hatte. Mit einem Worte, ſie iſt die Stadt überdrüßig; aber vor Eintritt des Winters wird ſie das Landleben noch mehr überdrüßig ſeyn. Die Natur iſt ihr zu einförmig; die Bäume ſtehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand iſt da, der ihren Putz ſieht; niemand, der ihr eine Schmeicheley von ihren Händen ſagt; und niemand, der ſich zärtlich ängſtigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu ſeyn. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem ſoll ſie Böſes reden? Aber der Pfarrer und ſeine Frau ſpielen Lombre . . . Ja, ja! ſie ſpielen es freylich, aber das Fiſchchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cöleſtine! wie ſehr wird ihr der Kauf reuen, über den ſie heute ſo viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Weſter, 47) guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlinn, die kleine Fa-

46) Wenn es doch T . . geſtehen wollte, daß ſie nur die Eiferſucht zu dieſem Entſchluſſe gebracht hat!

47) Junker A . . der Fuchsjäger.

Janiſſe und ihr Hünerhund? . . . Das iſt ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlſeyn der lieben Ihrigen. Aber was haben Sie ſo früh in dieſem Hauſe gemacht? Im Ernſte? Sie haben alſo das Haus itzt gekauft und wollen von dem Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit Ihren Nachbarn, der Proceß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chikanen der Advokaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das Lächerlichſte iſt, der Verluſt der Mitteljagd, das ſind freylich Urſachen genug, die Ihnen das Landleben verhaßt machen können. Aber werden Sie in der Stadt vergnügter ſeyn? Man wird Sie auslachen, wenn Sie geſtiefelt in Spielgeſellſchaften gehen wollen. Wenn man von den Operarien ſpricht, ſo werden Sie zeigen, wie der Hirſch auf der Brunſt ſchreyt. Man wird Ihnen ſagen, daß morgen ein Galatag iſt, und Sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird Sie fragen, ob Sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit anſehen wollen? und ſie werden ſehr neugierig fragen, ob er ſchon eingehetzt iſt? die ganze Stadt wird über Sie ſpotten, und Sie werden glauben, daß die ganze Stadt närriſch ſey. Tauſchen Sie noch heute mit Cöleſtinen. Ziehen Sie wieder aufs Land und bereden Sie Cöleſtinen, daß ſie bey uns bleibt; ſo iſt jedes an ſeinem Orte.

19.

Timoleon 48) wird heute ſein Teſtament bey den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es ſeine Kinder umſtoſſen werden. Er iſt immer ein ſtrenger Vater gegen ſeine Kinder geweſen; und dieſe haben mit Zittern ſeine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergeſſen, ihre Liebe zu erwerben; und das

48) Mein Nachbar T . . .

das iſt die Urſache, daß ſie nach ſeinem Tode über keine von ſeinen Verordnungen halten werden, weil ſie weiter nicht Urſache haben, ſich vor ſeiner Strenge zu fürchten. Bey der Unfreundlichkeit, mit welcher er ſeine Kinder regierte, haben ſie keine Gelegenheit gehabt, zu lernen, wie man ſich gegen einander liebreich bezeigen müſſe. Die traurigen Folgen davon werden ſich bey der Erbtheilung zuerſt äuſſern. Ein jedes wird nur auf ſeinen Nutzen ſehen, und daraus entſteht ein ungeſitteter Zank, der ohnedem unter den Geſchwiſtern immer am heftigſten iſt. Dieſer Zank erwächſt zu einer öffentlichen Verbitterung, und es giebt Advokaten, welche ſich dieſe Uneinigkeit ſo wohl zu Nutze zu machen wiſſen, daß ſie in zehn Jahren die einzigen Erben dieſer reichen Verlaſſenſchaft ſeyn werden.

40.

Opim 49) iſt nicht glücklicher. Er weis, daß er fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch ſeinen letzten Willen nicht ſorgfältig genug beobachten werden. Opim iſt ein Mann, der bey einem ſehr groſſen Vermögen viel Ehrgeiz und keinen Verſtand beſitzt. Er hat ſich niemals Mühe gegeben, ſich um ſeine Mitbürger verdient zu machen; was wird er nach ſeinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will ſich ſeinen Nachruhm ſelbſt beſtellen. Der Bildhauer kömmt; er ſoll ihm ein marmornes Grabmal bauen. Ein halb Dutzend ſteinerne Tugenden ſollen um daſſelbe herum ſitzen und

---

49) Der prächtige Name *V.. R.. M..* würde ſich gewiß auf ſeinem Grabmale vortreflich ausgenommen haben.

bittre Thränen vergießen. Selbſt der unerbittliche Tod ſoll ungeſchickt ausſehen, daß er den groſſen Opim hat von der Erde wegraffen müſſen. Die Fama bekommt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmals ſollen zween kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen; das Schild halten, welches ſich Opim ſo groß, als möglich, beſtellt, um ſeinen ganzen Titel, alle ſeine Tugenden und alle ſeine Verdienſte darauf ſetzen zu laſſen; damit die Welt doch ſehen möge, daß es auch in unſern Tagen groſſe und tugendhafte Männer, und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So macht er es, wie es Alexander mit ſeinem Lager in Indien machte, welches er ſo groß und weitläuftig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben ſollte, ſeine Macedonier wären Rieſen geweſen. Das Grabmal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was für ein ſchweres Ende würde der ſtolze Opim haben, wenn er wiſſen ſollte, daß ſeine Erben ſich nicht einmal über die Koſten werden vereinigen können, ſeinen Namen auf das Grabmal ſetzen zu laſſen! Das prächtige Monument wird unvollkommen ſtehen bleiben. In funfzig Jahren wird man nicht mehr wiſſen, wer darunter liegt; In hundert Jahren wird es der Magiſtrat an ſich nehmen und es zu einem Grabmale ſeines alten Bürgermeiſters brauchen, welcher ſehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm ſeine Erben ein ſo verdientes Denkmal hätten ſtiften können.

41.

Nunmehr wird ſich der unzufriedne Timon 50)

weiß

---

50) Der redliche, aber unzufriedne A * *.

wohl beruhigen; er hat endlich ein anſehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es ſchon lange gewünſcht hat. Ich zweifle doch noch daran: denn die Unzufriedenheit iſt ſein Fehler, und vielleicht ſein einziger Fehler, weil er außerdem ein ſehr liebenswurdiger Menſch iſt. Schon als Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte zu ſpielen; ſo wünſchte er ſich ein Buch. Wenn er ſtudiren ſollte; ſo ſetzte er ſich auf ſein holzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geiſtlichen Stande, und der Sohn hatte Luſt dazu; aber mit einem male fiel es ihm ein, ein Soldat zu werden. Er ward es; und wollte ſtudiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre ſehr fleißig ſtudirt und viel gelernt hatte, ſo wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er verſuchte ſein Glück am Hofe. Der Zwang des Hofes machte ihm dieſe Lebensart in den erſten zween Monaten verhaßt; er wünſchte ſich alſo ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, ſeine Gelehrſamkeit zu brauchen und dafür belohnt zu werden. Das hält ſchwer: denn Rang und Titel kann man bey Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er iſt vor Freuden außer ſich. In kurzem wird er die mühſamen Beſchäftigungen des Amtes überdrüßig ſeyn. Er wird eine reiche Wittwe heurathen und ſich auf ihr Landgut ſetzen. Aber mit einem Landgute hat man nichts, als Verdruß; er wird ſich dafür ein Haus in der Stadt kaufen. Aber in dem nächſten Sommer iſt ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn ſeine Frau ſtürbe. Sie ſtirbt; Timon iſt untröſtbar: denn er hat ſie in der That geliebt. Nun will er wieder heurathen, und ehe ein halbes

Jahr vergeht, heurathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Jtzt hätte er wohl Urſache, ſich ein beſſeres Glück zu wünſchen; aber der Tod wird ihn überraſchen, eben, da er den Mund aufthut, etwas zu wünſchen.

42.

Sehen Sie dort den dicken Bürger, 51) welcher ſich am Kamine mit einer kurzen Tabakspfeife auf ſeinen Bierkrug gelehnt hat? In dieſem Augenblicke iſt er dahinter gekommen, ob Oßmann wider Rußland, oder wider Perſien zu Felde ziehen wird. Sehen Sie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarinn mag ſich wohl in Acht nehmen: denn ſie hat an dieſem politiſchen Bürger einen heimlichen Feind. In ſeinem Handwerke iſt er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, ſo bald er ein Stück Zeitung in die Hände bekömmt. Und daß er heute ein doppelter Narr iſt, das macht der erſte April.

43.

Beobachten Sie einmal die Phariſäermine, mit welcher Orgon 52) von ſeinem Fenſter herab auf eine Menge armer Bürger ſieht, die ſich vor ſeinem Hauſe verſammlet haben, um einen kleinen Theil von denen zwanzig Thalern zu bekommen, die er unter ſie ausſpenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuſpenden verordnet hat. Betrachten Sie aber auch zugleich ſeine Aufmerkſamkeit, mit welcher er die Fenſter der Gaſſe und die Geſichter der Vorbeygehenden unterſucht, ob ſie auch ſein mildthätiges Chriſtenthum genug bewundern, und ob ſie auch denjenigen am Fen-

---

51) Meiſter *N . .*, Bürger und Zinngießer allhier.

52) Dieſer lärmende Wohlthäter heißt *T . .*

ſter ſtehen ſehen, aus deſſen wohlthuender Hand ſo viel Segen auf das arme Volk herab träufelt? Wie ſehr betrügt ſich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch die milde Stiftung die Hochachtung ſeiner Mitbürger erlangen und bey den Nachkommen ſein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieſer neuen Stiftung, das iſt wahr; aber die ganze Stadt erinnert ſich auch heute zugleich der Ungerechtigkeit und der Meineide, mit welchen Orgon ſein Vermögen zuſammengeſcharrt hat. Die Nachkommen, ſo lange ſie von ihm noch etwas wiſſen, werden eben das ſagen; und erſt alsdann, wenn man ſeinen Namen ganz wird vergeſſen haben, alsdann erſt wird dieſes Geſtifte erbaulich und von einigem Werthe ſeyn. Orgon iſt nicht ganz ohne Gewiſſen. Er fühlt ſeine Bosheiten; er weis, daß er nur wenige Jahre noch leben kann; er erſchrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was ſoll er thun? Er will das thun, womit er ſich ſo oft auf dem Rathhauſe geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisd'or in die Hände: denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen giebt, und die Armen, die hier vor ſeinem Hauſe auf ein paar Kreuzer warten, werden es ſchon bey ihrem Gott zu rühmen wiſſen.

44.

Es iſt wohl noch niemals ein Menſch ſich ſelbſt ſo ungleich und in ſeinem Charakter ſo widerſprechend geweſen, als Chamäleon 53). Seine Fehler und ſeine

Tu=

---

53) Sein Name heißt *I . . .* Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch ſchon etlichemal verändert hat.

Tugenden ſind übertrieben. Er kauft ſich eine prächtig eingebundne Bibliothek und redet von nichts, als von gelehrten Editionen. M[illegible]inemmale fällt es ihm ein, daß alle Gelehrſamkeit Pedanterey ſey; er verkauft alle Bücher und kauft ſich eine Rüſtkammer von Flinten und anderm Gewehre. Dieſe weis er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft ſich alſo Uhren dafür. Von ungefähr ſieht er eine prächtige Equipage; ſie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutſcher und Bedienten fort, verkauft ſeine reichen Kleider an die Juden und geht ohne Laquay in einem alten Regenrocke durch die Gaſſen. Er war einmal in die Geſellſchaft eines rohen Engländers gekommen, und ſo lange er in deſſen Geſellſchaft herum ſchwärmte, ſo lange that er nichts, als daß er ſich in Punſch beſoff und die Religion läſterte. Sein alter Onkel, ein abergläubiſcher Mann, brachte ihn von dieſer Ausſchweifung zurück, und nun gieng er mit ihm in alle Predigten und Betſtunden, ſah Geſpenſter und that Gelübde. Seit einem Monate hatte er ſich in den Kopf geſetzt, ein alter ehrlicher Deutſcher zu ſeyn. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quackeriſchen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beſchwerlicher, als zu grüßen und zu danken: denn das hielt er für eine franzöſiſche Tändeley. Er ſagte allen Leuten Grobheiten, in der Meynung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt; man lädt ihn in keinen Geſellſchaften mehr, und erſt geſtern hat er eine Verdrüßlichkeit gehabt, die ihm ſehr empfindlich geweſen iſt. Heute hat er ſich alſo vorgenommen, artig und lebhaft zu ſeyn und aller Welt zu ſchmeicheln. Er wird es eben ſo ungeſchickt anfangen; ſeine Schmeicheley wird noch mehr beleidigen, als ſeine Grobheit: denn allemal wird er zur Unzeit und ſehr unüberlegt ſchmeicheln. Einem Kammerjunker wird er ſagen, daß er in ſeinen Sche[illegible] ſehr tiefſinnig und gelehrt ſey: und an einem Profeſſor wird er den ſchönen Fuß bewundern und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Cölimenen wird er ſagen, daß ſie ein männliches und friſches Geſicht habe; aber an dem Hauptmanne, der neben ihr ſitzt, wird er die glatte Haut und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalſen und zu ihm ſagen: der Teufel ſolle ihn holen, wenn er jemals einen ſo guten Geſellſchafter gefunden habe, als Ihro Hochehrwürden; aber mit dem Schmarotzer, den er ſeit vielen Jahren als ſeinen gefälligſten Freund um ſich hat, wird er über die Bulle Unigenitus diſputiren. Das iſt die Lebensart, die Chamläeon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er ſie wieder ändern, weil er ſich dadurch noch mehr Feinde, als durch ſeine Grobheit gemacht hat. Er wird ſie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausſchweifungen verfallen.

45.

Nun iſt er 54) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutſches Original zu Stande gebracht, deſſen ſich kein Corneille ſchämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entſtehen! Die Engländer werden es gleich überſetzen laſſen; die Franzoſen nicht: denn dieſe ſind auf den deutſchen Witz zu eiferſüchtig. Noch iſt er unſchlüßig, auf welchem Theater er es ſoll aufführen laſſen.

---

54) Wer ſonſt als Er? *Quam pulchrum eſt, digitis monſtrari et dicier: HIC eſt!*

ſen. Koch? — Je nun, ich will es ihm endlich gönnen — — Aber ſeine Frau muß die Hauptrolle nehmen, ſonſt mache ich Schönemannen dadurch glücklich. — So denkt der arme Autor, und weis es noch nicht, daß bey der erſten Vorſtellung das Parterre lachen wird und die Logen gähnen werden.

46.

Nun iſt er unſterblich! Wer? Unſer deutſcher Burmann 55). Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewieſen, daß ſein Gegner ein Ochſe ſey. Aber er weis es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude auf den Beweis ſeines Gegners wartet und daß ſie Luſt hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verfloſſen ſind, beide zu vergeſſen.

47.

Aber Scriblern 56) wird man doch nicht vergeſſen, welcher für die Nachwelt ſchreibt: Gewiß wird man ihn vergeſſen: denn er ſchreibt für die Würzkrämer und Tärtenweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, ſeine Schmiererey zu leſen?

48.

57) . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

---

55) Der handfeſte C : s. *Cur non diſſus Hylan?*

56) Κατ' ἐξοχὴν, den *An Tor Em.*

57) Damit ich dem Wize meiner Leſer etwas zu thun gebe, ſo will ich hier Plaz zu einer Wahrſagung laſ-

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an dieſem feyerlichen Tage auch etwas ins Ohr ſagen. Alſo wären Sie mit Ihren ſieben mal ſieben Wahrſagungen größten Theils zu Stande. Und vermuthlich ſind Sie mit ſich ſelbſt wohl zufrieden, daß Sie etwas geſchrieben haben, welches ganz Deutſchland gefallen wird, weil es die Ehre hat, Ihnen zu gefallen. Was erwarten Sie für Ihre Bemuhung? Beruhmt zu werden? Man weis ja Ihren Namen nicht. Geleſen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, Sie verlangen zu viel! Weil Sie heute allen wahrſagen; ſo will ich auch Ihnen wahrſagen. Wiſſen Sie, was die Welt von Ihrem Werkchen ſprechen wird? Der deutſche Römer 58) wird es im Buchladen ſehen. Hum! wird er ſprechen, wieder ein deutſcher Wiſch! Aber es geht ab, wird der Buchhändler ſagen. . . . Ja, ja! es geht wohl ab; aber in zehn Jahren lieſt niemand dergleichen Quark mehr. Der Rechtsgelehrte 59) wird es in die Hand nehmen, und er wird glauben, er leſe darinnen, aber eben über-

denkt

ſen und ihnen das Vergnügen machen, daß ein jeder an dieſe Stelle einen ſeiner Bekannten ſetze, von deſſen lächerlichen Thorheiten er etwas wahrſagen will. Ich weis, die Wahl wird ihnen ſchwer werden; aber das weis ich noch gewiſſer, daß keiner von meinen Leſern, ich nehme drey von ihnen aus, dieben an ſich ſelbſt denken wird. War dieſe Wahrſagung richtig?

58) *Clariſſimus Dominus R.*

59) Und zwar Herr *Doctor C* . .

denkt er gewiſſe Gegenbeweisartikel, die noch morgen übergeben werden müſſen. Hier kömmt ein Philoſoph! 60) ein Erzautor! Der wird ſich gewiß darüber freuen: denn er wird auf die moraliſche Abſicht und nicht auf die Einkleidung ſehen. Was ſoll das ſeyn? wird er ſprechen! Ein Mährchen! Sieben mal ſieben! Wie ſpielt man mit der Moral! Der Autor iſt gewiß noch ein Kind, oder er ſieht ſeine Leſer für Kinder an. Ganz hinten im Laden hat ſich ein finſtrer Menſch 61) an den Tiſch gelehnt und lieſt Ihre Schrift, und lieſt ſie ganz durch und ſchmeißt ſie unter den Tiſch, und geht verdrüßlich hinaus, ohne ein Wort zu ſagen. Wer muß dieſer Menſch ſeyn? Aber hier kömmt ein freundlicher ſchwarzer Mann, 62) welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes und durch und durch verbeßertes Geſangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet Ihr Mährchen, er lieſt es flüchtig durch und legt es ſeufzend wieder weg. Darinnen ſteckt viel Gift! Der Verfaſſer ſcheint ein Atheiſt zu ſeyn. Ich will nicht richten, aber wenigſtens ein Feind der Geiſtlichen muß er ſeyn. Sehen Sie, ſpricht er zum Buchhändler, ſehen Sie einmal die beiden Stellen hier im Mährchen. Es ſind die letzten Zeiten, gewiß, mein Herr, die letzten Zeiten! Madame N : : 63) hat von dieſer

---

60) Man darf nur die Quartanten leſen, die ſeit zehn Jahren heraus gekommen ſind, ſo wird man auf den meiſten Titel finden: *Autore O : : P, : : E : :.*

61) Eigentlich heißt er *R : : S : :*; aber der äuſſre Menſch ſieht es nicht gern, daß man ſeinen Namen nennt.

62) Ihro Wohl Ehrwürden Herr *F : :*, *Paſtor* zu *U : :*.

63) Madame *S : :*! Ich küſſe Ihnen die Hände.

Schrift gehört; ſie läßt ſie gleich holen. Das müſſen Sie wiſſen, Herr Autor, daß Madame N . . eine artige und lebhafte Frau iſt, die von aller Welt Böſes ſpricht, und die ſehr empfindlich iſt, wenn man etwas ſagt, das auf ſie gehen kann. Sie lieſt ihr Mährchen, und verſteht es nicht. Sie lieſt die Wahrſagungen, und freut ſich und lacht, und kömmt endlich auf eine Stelle, in welcher ſie glaubt getroffen zu ſeyn, ob ſie gleich auf hundert Perſonen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg und ſagt zu ihren Töchtern: Der Autor iſt ein Menſch, vor dem man ſich hüten muß. Sehen Sie, Herr Autor, das wird die Welt von Ihrer Schrift ſagen, und das wird die Belohnung für Ihre Mühe ſeyn! Wenigſtens acht und vierzig Feinde haben Sie ſich durch Ihre Wahrſagungen gemacht. Wie ſehr haben Sie ſich in Ihrer ſchmeichelhaften Hofnung betrogen! Aber ſie hatten vergeſſen, daß Sie auch zu der Welt gehören, die heute den erſten April feyert.

Drittes Buch,
enthält
# den Schlüſſel
zu den
# ſieben mal ſieben Wahrſagungen.

VT. NEMO. IN SESE, TENTAT. DESCENDERE. NEMO,
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR,
MANTICA. TERGO.

Perſius.

Nach dem Urtheile der meiſten Leſer iſt eine Satyre ohne Schlüſſel ein ſehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieſes Urtheil würde ungerecht ſeyn, wenn man Satyren ſchriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abſcheu vor den Thorheiten beyzubringen, und wenn man Satyren läſe, um ſich zu beſſern. Da wir aber aus der Erfahrung wiſſen, daß nur wenige in dieſer Abſicht Satyren ſchreiben und faſt niemand in der Abſicht ſie lieſt; ſo ſehe ich nicht, warum ich ein ſolches Urtheil verdammen ſoll. Meine Wahrſagungen werden um deswillen gefallen, da ich die Originale meinen Leſern ſchon einigermaßen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich ſie in gegenwärtigem Schlüſſel der ganzen Welt bloß ſtellen will. Wie ſehr wird dieſe Schrift geleſen werden, da ich keinen Menſchen ſchone, und da die ehr-

wür-

Die Fortſetzung folgt künftig.

Die verſprochne Fortſetzung.

Wenn ein Satyrenſchreiber die billige Abſicht hat, durch ſeine Schriften nur die ſchädlichen und unanſtändigen Thorheiten der Menſchen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menſchen perſönlich zu beleidigen; ſo kann ihm allerdings nichts empfindlicher ſeyn, als der liebloſe Vorwitz derjenigen, welche zu allen Charaktern ein Original aufſuchen und ſich mit Fertigung der Schlüſſel zu ſeinen Satyren ohne Beruf beſchäftigen.

Ich habe mich, gleich bey dem Anfange meiner Schriften, ſehr weitläuftig über dieſen Punkt erklärt, und meinen Leſern ſo wohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abſchilderungen, als durch Bekanntmachung verſchiedner Briefe über die vermeynten Entdeckungen dieſer Abſchilderungen gezeigt *), wie ungewiß ihre Vermuthungen ſind; wie beleidigend eine ſolche Beſchäftigung und wie unanſtändig ſie ſey.

Das ſchmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an andern zu ſuchen, um ſelbſt deſto vollkommner zu ſcheinen, iſt vermuthlich einem großen Theile meiner Leſer zu angenehm, als daß dergleichen Vorſtellungen vermögend geweſen wären, ſie davon abzubringen. Ich habe ſie bey aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich und auch bitter gebeten, daß ſie durch Fertigung ihrer Schlüſſel mich nicht verhaßt

---

*) S. den Vorbericht vom Mißbrauche der Satyre, im erſten Theile der ſatyriſchen Schriften.

und ſich nicht lächerlich machen ſollen; aber meiſtentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieſer vierte Theil der letzte Theil meiner ſatyriſchen Schriften ſeyn ſoll und ich wohlbedächtig den Entſchluß gefaßt habe, niemals, ſo lange ich noch leben werde, einige Aufſätze dieſer Art der Welt bekannt zu machen *); ſo hielt ich es für nöthig, noch einen Verſuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich ſey, meinen Leſern einen Widerwillen gegen dieſe liebloſe Deutungsbegierde beyzubringen, und ob ich ſie nicht wenigſtens auf dieſe Art überführen könne, wie ungerecht ſich ihr menſchenfeindlicher Witz beſchäfftige, wenn ſie nur aufmerkſam ſind, Thoren unter ihren Mitbürgern zu ſuchen, ohne ſich ſelbſt zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das **Mährchen vom erſten April** an einem auswärtigen Orte, unter verſtelltem Namen und auf ſo eine Art drucken, daß ich gewiß hoffte, unerkannt zu bleiben. Die ſieben mal ſieben Wahrſagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkührliche Buchſtaben und ſagte meinen Leſern in das Ohr, wie etwan die Originale heißen möchten. Im dritten Drucke verſprach ich, einen deutlichen Schlüſſel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewiſſer Leſer am ſtärkſten ſeyn würde.

Ich habe dadurch alles erlangt, was ich ſuchte, und noch mehr, als ich zu erlangen wünſchte. Ich ha-

---

*) S. den Vorbericht zum vierten und letzten Theile der ſatyriſchen Schriften.

habe erfahren, daß beynahe keine Hoffnung mehr übrig ſey, dieſen Leſern eine Schooßſünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe ſo angenehm iſt. Viele haben ſich die damaligen Wochen hindurch beſchäftiget, theils abgeſchmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem einer oder der andre von ihnen abgeſchmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meiſten haben ſich diejenigen mit Fertigung der Schlüſſel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewiſſen nicht einmal verlangen kann, daß ſie denken ſollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Formate, andre aus einer gewiſſen Art der Orthographie, und noch andre von dem Drucke und Papiere abgeleitet. Man hat den Verfaſſer an verſchiednen Orten geſucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgeſtellten Bilde, gute und böſe, gegründete und unvernünftige Urtheile, von Schwätzern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten; aber das iſt mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müſſen, wie man rechtſchaffne und unſchuldige Männer, die ich zum Theil vorher niemals gekannt habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen und zu beſchämen geſucht hat.

Dieſer ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leſer nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden ſich ſchämen, wofern es anders nicht zu ſpät iſt, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüſſel zu denen Anmerkungen gebe, die den Charaktern in den ſieben mal ſieben Wahrſagungen untergeſetzt ſind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünſche, ſie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie ſehr ſie ſich

ihre

überlebt haben; wenn ſie glauben, den ſüßen Herrn S** zu kennen, welcher der andern Hand wahrend küſſet, wenn man auch dem N** zuſieht. a) Sie werden ſich wundern, daß der ſogenannte Hageſtolz N** T** derjenige nicht iſt, den ſie denken. b) Sie werden es dem Herrn Sekretär K** abbitten, daß ſie ihm Liebe zum Weine angedichtet haben, welches doch ſein Fehler gar nicht iſt. c) Der Clariſſimus Dominus K. kann vielleicht ein Pedant ſeyn; aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn allein, ſondern alle Pedanten gemeynt habe. d). Herr l** Paſtor zu U** e) iſt eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weis von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es blos der Uebereilung eines ſeiner Kollegen zu danken, der vielleicht eiferſüchtig iſt, daß er ſich nicht auch durch Verfertigung eines Geſangbuchs in ſeinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillſchweigen; theils ſind ſie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man ſie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, ſeit welcher das Mährchen bekannt worden iſt, noch nicht erfahren. Aber daß ſie alle ungegründet ſind, das will ich gleich erweiſen.

Auf

---

a) S. in den ſieben und ſiebzig Wahrſagungen, Anmerk. 7.

b) Ebendaſ. Anmerk. 13.

c) Ebendaſ. Anmerk. 17.

d) Ebendaſ. Anmerk. 58.

e) Ebendaſ. Anmerk. 6.

Auf dem Titelblatte zum dritten Buche ſteht der Vers:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Perſius.

Setzt man nun aus den ſieben mal ſieben Wahrſagungen die Buchſtaben, welche, wie die Anmerkungen ſagen, die Anfangsbuchſtaben von den Namen der geſchilderten Originale ſeyn ſollen, zuſammen; ſo kömmt dieſer Vers in ſeiner richtigen Ordnung heraus. Das iſt der Schlüſſel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beſchäme.

1. Kennen Sie den Herrn V.. T.. nicht?	V T.
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N.. meyne.	N
3. Der Graf E..., iſt Ihnen der unbekannt?	E
4. Der Herr Rath M.. mit der wichtigen Miene eines O..	M O
5. Der Mann iſt mir zu tückiſch, den mag ich nicht nennen.	I
6. Viel Glücks, Hochweiſer N..d.	N
7. Der ſüße Herr S..., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zu geht.	S
8. Arme E..! du dauerſt mich, und das weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt.	E
9. Die Mademoiſelle S.. iſt es, die der Himmel geſchaffen hat, den ungetreuen Celadon zu beſtrafen.	S

10. Der leichtſinnige L.., er iſt unglücklich, aber er hat die Strafe verdient. E.

11. 12. Ich könnte nicht ihre Namen ganz nennen: denn T.. und E.. ſind zu arm, als daß Sie ſehr bekannt wären; aber doch bemühen ſie ſich, daß ſie wenigſtens bekannt werden ſollen. T E

13. Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N.. T.., daß ich ſie ein wenig bekannter mache. N T

14. Das iſt meine Nachbarinn, die ſichtbare A.. A

15. Die unglückliche T... T.

16. Zu deutlich, der Herr Baron von D.. D

17. Der Herr Sekretär E.., ein Mann, deſſen ganze Zunge witzig iſt. K

18. Die gekrönte S... S.

19. So zierlich waren die Schmeicheleyen ihres erſten Mannes C.. nicht. C

20. Der Herr Licentiat E...r. E

21. Dieſes Schlachtopfer heißt N.. la. N

22. Und dieſer ihr Bruder heißt D... D

23. Ich habe ihn ſchon genennt; er heißt Erill. E

24. Der ungetreue E... E

25. Wie geſagt, Agneschen. E.

26. N...a, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flore lacht. N

27. Sein Vater, der reiche E.., hätte ſein Geld vorſichtiger ausgeliehen. K

28. Man wird auf verſchiedene rathen; aber es iſt niemand, als Ihr Liebling, der Graf M... M

29. Herr Iſrael O... O.

30. Mich dünkt, er heißt A... A

31. T.., Iuris utriusque Doctor. T.

32. Schon

52. Schon die ehrliche Miene macht Ihren [illegible] P.. kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte. P

53. Der [illegible] E...h. E

54. A..., doch wer ihn von Person will kennen lernen, der lese die Zeitungen, wo er in kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird. A

55. K.. heißt dieser prächtige Narr. K

56. Sein [illegible] Name ist C.. und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelirer. C

57. Bisher hat er E.. geheißen; aber vermuthlich wird ihn der [illegible] nöthigen, seinen Namen zu verändern, den in ganz Paris keine Marquisinn aussprechen kann, so bäurisch klingt er. E

58. Auf seinem Petschaft steht D..., und über der Hausthüre wird es auch mit dem prächtigen Kaufmannszeichen und einem hochtrabenden Soli Deo Gloria kommen, und zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland ausposaunen. D

59. Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr E..., E

60. Und dieses ist mein Freund N...h. N

61. Der junge T..., und wenn er nach ihm geht, in kurzem der Herr von T... T

62. Seit diesem Augenblicke Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von L..., Erb-, Lehn- und Gerichts-Herr auf x. L

63. Der [illegible] S..., S

Seine gehorsame Magd wird ihn zwar nur

den alten Hund nennen; eigentlich aber	P
heißt er P . . E . . .	E
45. Der Herr von C . ., ſo lange er außerhalb	C
Landes war; aber bey uns C ſchlecht weg.	
46. Wenn es doch T . . geſtehn wollte, daß ſie nur	T
die Eiferſucht zu dieſem Entſchluſſe gebracht hat!	
47. Junker A . ., der Fuchsjäger.	A
48. Mein Nachbar T . . .	T
49. Der prächtige Name V . . R . . M . . würde	V
ſich gewiß auf ſeinem Grabmale vortref-	R.
lich ausgenommen haben.	M
50. Der redliche, aber unzufriedne A . . .	A
51. Meiſter N . ., Bürger und Zinngießer allhier.	N
52. Dieſer lärmende Wohlthäter heißt T . . .	T
53. Sein Name heißt I . . . Ich wundre mich, daß	I
er ihn nicht auch ſchon etliche mal verändert hat.	
54. Wer ſonſt als Er? Quam pulchrum eſt, di-	
gitis monſtrari, et dicier: HIC eſt!	C
55. Der handfeſte C . . . Cur non dictus Hy-	A.
lax?	
56 Κατ' ἐξοχὴν, den AuTorEm.	T
57.	E
58. Clariſſimus Dominus R.	R
59. Und zwar der Herr Doktor G . . .	G
60. Man darf nur die Quartanten leſen, die ſeit zehn Jahren heraus gekommen ſind, ſo wird man auf den meiſten Titeln finden:	
Autore O . . .	O
P . . E . .	P
61. Eigentlich heißt er R . . S . .; aber der finſtre	E

Menſch ſieht es nicht gern, daß man ſeinen Namen nennt. | R S

62. Ihro Wohlehrwürden Herr I . ., Paſtor zu U. | I U

63. Madame S . . ! Ich küſſe Ihnen die Hände. | S.

Alſo liegt der Schlüſſel zu den ſieben mal ſieben Wahrſagungen in den Verſen des Perſius:

> Vt nemo in ſeſe tentat deſcendere, nemo!
> At praecedenti ſpectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verſtehen, welche der lateiniſchen Sprache nicht kundig ſind und vielleicht die meiſten Schlüſſel zu den ſieben mal ſieben Wahrſagungen gefertiget haben; ſo will ich ihnen zu ihrer Erbauung ſagen, was dieſe Verſe heißen:

Wie thöricht ſind wir Menſchen, daß wir niemals in unſern eignen Buſen greifen, niemals unſre eignen Fehler ſehen wollen; und daß wir nur alsdann ſcharfſichtig ſind, wenn wir die Fehler unſrer unſchuldigen Mitbürger ausſpähen!

Abbitte und Ehrenerklärung.

Da ich itzt von meinen Leſern mit dem ernſtlichen Vorſatze Abſchied nehme, niemals wieder einige ſatyriſche Schriften der Welt bekannt zu machen; ſo betrachte ich mich als einen Sterbenden, der ſeinen umſtehenden Freunden die Hand giebt, und diejenigen von ihnen beweglichſt um Verzeihung bittet, von denen ihm ſein erwachendes Gewiſſen ſagt, daß er ſie beleidige habe.

In den vier Theilen meiner ſatyriſchen Schriften iſt nicht eine Seite, wo nicht zum wenigſten Ein Thor in ſeiner angenehmen Eigenliebe und der beruhigenden Zufriedenheit über ſeine Verdienſte geſtört worden iſt. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten geſagt; aber auch ſchon das iſt heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, ſo würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu überſehen ſeyn; aber ich ſpottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erſchrecke, wenn ich mit gelaſſenem Gemüthe an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was ſoll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig iſt, meine Fehler zu verbüßen, iſt eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denenjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten verſündigt habe. Die Meſſe iſt zu nahe und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bey allen denjenigen,

gen, welche mein Satyr gegeißelt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag itzt bey einer Probe ſein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewiſſen und von dem ernſtlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszuſöhnen. Ich hoffe, ſie ſollen nicht unerbittlich ſeyn; und erlange ich durch dieſen Verſuch die gewünſchte Vergebung, ſo ſoll es eine von meinen erſten und wichtigſten Beſchäftigungen ſeyn, allen denenjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

⁂

Meine Spöttereyen über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Mißbrauch und der Hunger unſrer Schriftſteller zu Mäcenaten macht, ſind ungerechte Spöttereyen geweſen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwiſſenheit, ihren ſchlechten Geſchmack und ihre Härte gegen die nothleidenden Muſen vorzuwerfen, da alles dieſes ſo vornehme Fehler ſind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, ſondern an ihren bettelnden Klienten. Wer heißt denn dieſen, einen Mann zum Mäcenaten zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler iſt? Von ſchönen Wiſſenſchaften hat er gar keinen Geſchmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Ausputzung der Zimmer, von Einrichtung der Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über ſeinen Geſchmack erſtaunen! Gegen die Muſen iſt er hart; aber warum können die Muſen nicht bellen und wiehern? denn gegen ſeine Hunde und Pferde iſt er ſehr großmüthig. Mit einem Worte: die Schuld liegt nur an unſern Scribenten, welche bey der Wahl ihrer Gönner ſo unvorſichtig und eigennützig ſind. Wenn ſie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenaten. Dieſer erſchrickt, er widerſetzt ſich, er ſchämt ſich, er will es nicht ſeyn; aber er muß es ſchlechterdings werden: denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten preſſen, wie man Matroſen preßt. Iſt es ihre Schuld, wenn ſie ungeſchickte und unwiſſende Mäcenaten ſind?

* * *

Ich geſtehe es, an unſern Dichtern habe ich mich oft verſündigt; ich würde untröſtbar ſeyn, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unſern Reimern verſündigt. Ich habe ſie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichſte der ſchönen Wiſſenſchaften den Vornehmen und dem Pöbel verächtlich machen. Ich hielt ſie für übermüthig, und dieſen Uebermuth für deſto lächerlicher, da er gemeiniglich nur der Stolz eines ſchmuzigen Bettlers war; mit einem Worte, ich lachte über ſie; und eben das geht mir nahe: ich hätte über ſie weinen ſollen. Kann wohl irgend ein Menſch eine traurigere Rolle zu ſpielen haben, als ein Poet von dieſer Art? Ungeachtet dieſes zuverſichtlichen Stolzes, welcher ihn von ſeiner eignen Größe überzeugt, kriecht er vor den Füßen eines kargen Wohlthäters herum. Nektar und Ambroſia iſt die tägliche Koſt, womit er ſich an der Tafel ſeiner Götter ſpeiſt; und doch ſingt er um einen Biſſen Brodt vor der Tafel ſeines Mäcenaten. Die Schätze beider Indien ſind in ſeinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Laſt für den, der ſie beſitzt.

Nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre deſſelben ſchon vier Stunden lang vergebens und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisdor. Wie empfindlich muß es dieſen unglücklichen Kreaturen ſeyn, die muthig auf die Unſterblichkeit trotzen, und gleichwohl ſchon itzt unbemerkt und ungeleſen ſterben! Und doch habe ich ſo lieblos ſeyn können, über dergleichen preßhafte Perſonen zu ſpotten! Es reut mich, und die nachdrücklichſte Abbitte und Ehrenerklärung wird dieſe ſeyn, wenn ich ſie verſichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorbeer vergriffen, nunmehr eben ſo ernſtlich verabſcheue, als ſie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wolluſt und die bettelnde Niederträchtigkeit verabſcheuen.

⁂

Wie ungerecht die Spöttereyen über den Geizigen ſind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über ſeinen Geiz niemals die nächſten Erben, es müßten denn junge Verſchwender ſeyn, ſondern nur Fremde ſpotten, für die er nicht geizig iſt. Ich habe ſchon bey einer andern Gelegenheit geſagt, daß eine mehr als ſtoiſche Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger ſeine ganze Lebenszeit hindurch ſorgen, ſich ängſtigen, an den nothdürftigſten Sachen Mangel und Gebrech leiden ſoll, und dieſes nur darum, damit er ſein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlaſſen möge, und damit dieſer Fremde deſto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in ſeinen Verſchwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weiſe Thor, welcher, um ruhig zu ſeyn, ſein Geld ins Waſſer warf, die Bewunderung bey weitem nicht, welche dieſer Geizige verdient, der Reichthümer zuſammen ſcharrt, um zu verhungern: denn darüber iſt gar keine Frage, welcher von beiden am meiſten verdient, ein Patriot zu heißen. Aber man thut ſehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorſtelle, kein Vergnügen größer ſeyn, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke iſt, wenn er vor dem Kaſten knieet und die gefüllten Säcke anſieht. Hier überſieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wolluſt, alle Verdienſte, alle Freundſchaft. In dieſem Kaſten voll verpfändeter Juwelen fährt eine Excellenz mit ſechs Pferden, zwölf Bedienten und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und ſieht darinnen den unausgebildeten Stoff zu einem Barone. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechſelbriefen eines großen Hofmanns guckt deſſen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen die Wechſelbriefe vertauſchte, wenn unſer alte Geizige ſich entſchließen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand ſeiner Tochter an ſich zu handeln. Gärten, koſtbare Kleider, Muſik und Gaſtereyen ſtecken alle in dieſem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tauſend Dukaten daran wagen will; ſo ſchaffe ich ihn für vier hundert Dukaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Dukaten will ich einer gewiſſen ehrwürdigen Geſellſchaft geben, und in kurzem ſoll er der heilige Harpax ſeyn; für hundert und acht und achzig Dukaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsſchriften gewähren, die ihm, ungeachtet ſeiner Barbarey, zum Beſchützer der Muſen, ungeachtet ſeiner Dummheit, zum Mäcenaten, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen ſollen, ob er ſchon beynahe weiter nichts, als zählen, ſchreiben und leſen kann. Zwölf Dukaten ſind von dieſem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Dukaten ſoll ihn der fließendreimende Bav verewigen und ihm einen Theil ſeiner Unſterblichkeit abtreten. Alle dieſe Glückſeligkeiten ſiehet Harpax vor ſich in ſeinem Kaſten liegen. Er könnte ſie genießen; er lächelt auch in der That ſchon, welches er ſeit der letzten Meſſe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich ſchon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Harpax anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu ſeyn; nun wird er doch endlich einmal ſein Geld mit Verſtande genießen! . . O nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um ſich die Schuhe beſohlen zu laſſen. Er ſieht ſeinen halben Gulden freundſchaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abſchied, ſchließt den Kaſten ſorgfältig zu und bittet den Himmel, daß er ihm ſein bißchen Armuth behüten und nicht zulaſſen wolle, daß er noch in ſeinem hohen Alter Noth leiden müſſe. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieſer Geizige, welche diejenigen nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

⁂

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen; den Verſchwender. Da ich ihn itzt recht betrachte; ſo finde ich ſo viel Gutes an ihm, als ich an vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus

Hochachtung für ſeinen Geizigen rechtfertigt er deſſen Thorheiten durch weit größre Thorheiten. Durch unſinnige Verſchwendung verbüßt er den ſündlichen Wucher ſeines Erblaſſers; und ſtößt die erpreßten Reichthümer von ſich. Er wagt Ehre und Glück daran, um ein Märtyrer der großen Wahrheit zu werden, daß heut zu Tage das ganze Verdienſt der Menſchen im Gelde beſtehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt und verachtet; nun zieht er die Augen der ganzen Stadt auf ſich, und alle, die ſchmeicheln und verdauen können, ſind ſeine Freunde; aber in kurzem wird er arm, und alſo wieder eben ſo unbekannt und verachtet ſeyn, wie vorher. Alle ſeine Handlungen, die uns ſo raſend ſcheinen, ſind unumſtößliche Beweiſe, daß er denkt, wie ein Philoſoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weiß, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich iſt, daß derjenige ſein Alter am höchſten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt und ohne Vergnügen verſtreichen läßt; er weiß, daß allemal das Andenken der vergangnen Wolluſt ſtärker und empfindlicher iſt, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genuſſes: das alles weiß unſer Philoſoph, und eben das iſt die Urſache, warum er heute ſo lebt, als ob er morgen todt ſeyn würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieſes ſo überlegt hätte, wie ich es itzt überlege! Meine Uebereilung gieng ſo weit, daß ich dieſen Verſchwender in das Hoſpital bringen wollte, nach welchem er doch ſelbſt mit ſtarken Schritten zueilt! Damit er ſehen ſoll, daß dieſe Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernſt ſey; ſo will ich ihn mit meiner Aufmerkſamkeit bis an die Thüre des Hoſpitals begleiten, und alsdann will ich der einzige von ſeinen Freunden ſeyn, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angeſehen, die ſich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum giebt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da ſie nichts thun, als was man in den artigſten und anſehnlichſten Geſellſchaften täglich thut, da ſie nämlich nur andern etwas verſprechen, das ſie nicht halten können, da ſie andre etwas lehren wollen, das ſie ſelbſt nicht verſtehen, und da ſie von ihrer Unwiſſenheit und der Leichtgläubigkeit andrer ſich ein wollüſtiges und bequemes Leben zu verſchaffen wiſſen? Seine Gnaden borgen, ſie verſprechen Intereſſen zu geben, das Kapital richtig wieder zu bezahlen, ſie nehmen dabey Gott zu Hülfe, und noch über dieſes thun ſie ihren treuherzigen Gläubigern tauſend gnädige Verſicherungen: aber Seine Gnaden bezahlen weder Intreſſen noch Kapital; die gnädigen Verſicherungen verwandeln ſich in einen unverſöhnlichen Haß, ſo bald der Gläubiger ungeſittet genug iſt, ſein Geld wieder zu fodern. Der treuherzige Thor, welcher ſo viel von der Gnade ſeines Schuldners hofte, büßt ſeine Hofnung und ſein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er ſo verwegen ſey, ſeinen Schuldner das zu nennen, was er iſt: wenn er mir folgen will, ſo ſoll er hingehen, ihm die Weſte küſſen und ſich zu gnädiger Protektion empfehlen. Meine Leſer, die zu leben wiſſen, werden dieſes billig finden. Aber warum finden ſie es denn nicht auch billig, daß man die Betrügerey des elenden Goldmachers entſchuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, da im Gegentheil unſer vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelſtab bringt, nur um ſeine Wolluſt und Pracht noch einige Zeit zu unterſtützen; da dieſer Schuldner ſeinen Gläubigern an einem einzigen Galatage mehr koſtet, als der Goldmacher ſeinen Freunden in einem Jahre? Dieſer iſt noch ſo billig und entflieht dem Galgen, ſo bald er merkt, daß ſeine Betrügereyen entdeckt ſind; aber jener rollt trotzig mit ſeiner prächtigen Equipage durch die Gaſſen, ſein verarmter Gläubiger, der eben itzt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Allmoſen bittet, ſpringt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt ſich demüthig vor ſeinem Schuldner und wird kaum angeſehen. Mich dünkt, dieſes Exempel, ſo wahr es iſt, ſo deutlich und ſo überzeugend iſt es auch, daß man künftig einen herumſtreichenden Goldmacher ſo gar einen ehrlichen Mann nennen wird, ſo bald man ſich auf Seine Gnaden beſinnet.

⁂

Es iſt ein paarmal geſchehen, daß ich diejenigen getadelt habe, die ſich von den Gaukeleyen der herumirrenden Goldmacher verführen laſſen, und von einem nackichten Bettler unſägliche Schätze hoffen. Ich habe die Sache beſſer überlegt, und nun glaube ich, daß ſie zu entſchuldigen ſind. Ihr ganzer Fehler beſteht darinnen, daß ſie hoffen; ein Fehler, der uns Menſchen ſo natürlich und ſchmeichelhaft iſt! Kleant hoft Schätze von ſeinem Goldmacher zu erlangen; und Ariſt hoft nunmehr zwanzig Jahre auf ſein

Glück bey Hofe. Patin, ein künſtlicher Erbſchleicher, überhäuft ſeinen alten Nachbar nun ſchon in das zehnte Jahr mit Geſchenken, und weiß nicht, daß ſein alter Nachbar ohne Teſtament ſterben wird. Wie viele Schriftſteller durchwachen ihr ganzes Leben, ſchreiben ſich hypochondriſch, ſchimpfen und machen ſich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beyfalle der Nachwelt; aber ſchon zehn Jahre vor ihrem Tode ſind ſie vergeſſen! Entſchuldigt man die Hofnung des Ariſt, des Patins und unſrer großen Gelehrten, und will doch die Hofnung des ehrlichen Kleants nicht entſchuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verſchwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann ſo ängſtliche Gewiſſensbiſſe empfinden, als ich itzt empfinde, da ich diejenigen Stellen überſehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freylich einer Schmeicheley nicht gar zu ähnlich ſieht. Itzt fühle ich erſt, Madame, wie gerecht die Vorwürfe geweſen ſind, welche Sie mir oft darüber gemacht haben. Ich ſehe Sie, als eine Bevollmächtigte Ihres ganzen Geſchlechtes an; und eben um deswillen werfe ich mich vor Ihnen auf meine Knie, bezeuge Ihnen die bußfertigſte Reue, küſſe Ihre Hände und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Läſterung erdenken, als die war, da ich ſagte, daß man dem Frauenzimmer wenigſtens die Hälfte der menſchlichen Fehler vorwerfen könne, da ſie die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu ſagen, daß Selinde eitel genug iſt, auf ihre Schönheit ſtolz zu ſeyn ; daß **Orimene** die Verdienſte anderer nur nach dem äußerlichen Putze ſchätzt ; daß **Leonore** von der ganzen Stadt Böſes ſpricht ; daß **Celſa** durch ihre Rangſtreitigkeiten die freundſchaftlichſten Familien in Uneinigkeit verwickelt ; daß **Alcimedore** durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelſtab und ihre Kinder um das Brodt bringt ; daß die fromme Agneſe unverſöhnlich wütet, ſo bald ſie beleidigt wird ; daß es bey **Roſamunden** ein Theil ihres Gottesdienſtes iſt, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt ; daß **Florinde** ſich weder der Wirthſchaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewiſſer ihre, als ihres Mannes Kinder ſind ; daß **Kalliſte** pedantiſch ſtolz iſt, weil ſie noch etwas mehr verſteht, als das Kochen ; daß eine Frau aus der großen Welt zu heurathen, für viele ein gewiſſer Schritt zum Hoſpitale iſt ; daß **Gurda** eine Thörinn iſt, weil ſie noch ſo eitel ſeyn kann, ihrem verrunzelten Geſichte Anbeter zu erbuhlen.

Das alles und vielleicht noch mehr zu ſagen, habe ich die Verwegenheit gehabt ! Ich erſchrecke über dieſes Sündenregiſter ! Es iſt alles wahr, was ich geſagt habe ; es iſt vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte ſagen können. Ich habe nur eine **Gurda** genannt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich itzt wohne, zwey hundert Schweſtern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich ſonſt gewohnt habe ; aber alles dieſes rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen ſollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrüßliche Wahrheiten ſagen darf, daß man ihnen nur ſchmeichelt, daß eine Schmeicheley von dieſer Art bey vielen das einzige Mittel iſt, ihre Freundſchaft zu erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigſtens entſchuldigen muß, wenn ſie gar zu merklich ſind, als daß man ſie ganz überſehen könnte? Und wie unbeſonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannsperſonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satyren anfienge, ſeine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden ſie auch unſre Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttiſchen verſcheucht werden, wenn ſie durch die Erkenntniß ihrer eignen Fehler lernen ſollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren ſind. Was für Verwüſtungen hätte ich in der galanten Welt anrichten konnen! Tauſend Mannsperſonen hätte ich grauſam um ihre Verdienſte gebracht, deren ganze Verdienſte in einer feinen Manſchette, in einem wohlzugeſchnittenen Kleide, in neumodiſch gekräuſelten Haaren, in einer unverſchämten Lebhaftigkeit und in einem allerliebſt artigen Faſeln beſtehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund ſchlagen. Nur noch das einzigemal wirken Sie mir bey Ihrem Geſchlechte Vergebung aus. Sehen Sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit geſtern bin ich älter geworden: heute denke ich viel gründlicher und weit gefalliger. Dieſes iſt meine Abbitte; ſind Sie damit zufrieden? — Auch noch einen Widerruf wollen Sie haben? Gut! Hier haben Sie eine förmliche Palinodie: Fragen Sie Kalliſten, was das heiſſe?

* *
*

Hatte Selinde nicht Urſache, auf ihre Schönheit ſtolz zu ſeyn, da dieſe Schönheit ihren ganzen Werth ausmacht, und da ſie alle Tage hört, daß man nichts, als dieſe Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren erſten kindiſchen Jahren ward ſie daran gewohnt, daß man ſie ein allerliebſt ſchönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerkſamkeit der Mannsperſonen zu verſtehen, verdoppeln ſich die Schmeicheleyen. Einer von ihren Anbetern zerſchmolz vor den feurigen Blicken ihrer ſtralenden Augen; ein andrer beſang ihren Mund; der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit und keiner ſagte ein Wort von ihrem Verſtande, oder ihrer Tugend. War es wohl anders möglich, als daß **Selinde** ſich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers beſtehe in der Schönheit, und daß ſie Verſtand und Tugend, als einen ſehr gefährlichen Nebenumſtand anſahe, da Mannsperſonen, welche ſich das Recht anmaſſen, vom Verſtande und von der Tugend zu urtheilen, davon gegen ſie niemals und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten? Daß ſie Kleantens Frau geworden iſt, das hat ſie weder ihrem Verſtande, noch ihrer Tugend, ſondern blos ihrer reizenden Miene und einem wohlgewählten Anputze zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne ſo gefährlich war. Noch itzt, da ihr Mann, welcher zu leben weiß, ſie als ſeine Frau weiter nicht liebt, noch itzt findet man ſie von einer Menge Männer und unverheuratheter Mannsperſonen belagert, von denen ſie weiter nichts, als Lobſprüche ihrer Schönheit hört. Verſtünde **Selinde** dieſe eigennützigen Schmeicheleyen der Mannsperſonen, ſo würde ſie dadurch ſehr gedemüthiget werden: denn ſie würde ſehen,

hen, daß dieſe Schmeichler aus eiteln und gemeiniglich unanſtändigen Abſichten, ſehr flüchtige und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders als ein ſtillſchweigender Vorwurf iſt, daß man ſie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung anſehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Mannsperſonen ſind Schuld daran, daß die ſchöne **Selinde** eine eitle Thörinn iſt. Und doch bin ich ſo ungerecht geweſen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannsperſonen zurück fallen ſollte! Verſichern Sie **Selinden**, Madame, daß mir dieſe Uebereilung ſehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu verſichern, daß ſie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird **Selinde** wohl mit dieſer Schmeicheley zufrieden ſeyn? Was glauben Sie davon, Madame?

⁂

Sonder Zweifel erwartet **Orimene** eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß ſie die Verdienſte andrer nur nach ihrem äußerlichen Putze zu ſchätzen gewohnt ſey. Wenn ſie zwar dieſen Vorwurf unpartheyiſch überlegen will, ſo wird ſie geſtehen müſſen, daß ich Recht habe; aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe ſoll man dem Frauenzimmer machen. Es iſt wahr, **Orimene**, welche das Unglück hat, nicht gar zu ſchön zu ſeyn, iſt den ganzen Tag über beſchäftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohl gewählten und in die Augen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt und trinkt, ſie ſchläft, ſie putzt ſich, und unterſucht den Putz anderer; das iſt ſeit funfzehn Jahren ihr Beruf, den ſie mit ſolcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie ſteht mit einer kunſtrichterlichen Miene am Fenſter, und läßt alle Weſten und Manſchetten, alle Andriennen und Kopfputze die Muſterung paßiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kommt, hat eine reiche Weſte und dergleichen Aufſchläge, von einem ganz neuen und ſehr guten Geſchmack. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof dieſem liebenswürdigen Menſchen die Präſidentenſtelle abgeſchlagen hat. Wer iſt der finſtre Mann in dem abgetragnen Sammetkleide und der altväteriſch geſtickten Weſte, welcher dort in der Hausthüre mit zween armen Bürgern ſo gelaſſen und freundſchaftlich ſpricht? . . . Iſt das möglich! Alſo iſt dieſer der würdige Präſident, an welchem der Hof ſo viele Verdienſte gefunden hat? Was iſt das für eine Perucke! Unfehlbar muß er die Perucke auch anſtatt der Nachtmüze brauchen: denn ſonſt könnte ſie unmöglich ſo verwirrt ausſehen. Und die Manſchetten! Ganz gewiß ſind das noch Erbſtucken von ſeinem ſeligen Vater? Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwey Löcher hat er in den ſchwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen ſolchen Mann macht der Hof zum Präſidenten? Das arme Land! Auf dieſe Art beurtheilt Orimene die Verdienſte der Menſchen, wenn ſie in ihrem Erker Gericht hält; auf dieſe Art theilt ſie die Aemter aus, und ſetzt andre von ihren Aemtern ab; auf dieſe Art prüft ſie ihre Freunde und Freundinnen; ſie lobt und tadelt auf dieſe Art.

Aber thut Orimene etwas anders, als was wir alle Tage thun? Bey dem erſten Anblicke eines Menſchen iſt ſein Anzug der entſcheidende Umſtand, ob wir ihn hochſchätzen, oder verachten ſollen. Sind dieſe Vorurtheile übereilt, ſo wird gemeiniglich viel Zeit und kein genauer Umgang erfodert, wenn wir dieſe übereilten Vorurtheile ändern ſollen. Ein vernünftiger Menſch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider ſich vorſichtig vermeiden und nach ſeinen Umſtänden den außerlichen Putz ſorgfältig einrichten, weil dieſer allemal eher in die Augen fällt, als ſein Verſtand, den man erſt ſuchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß ſie es ihre einzige Beſchäftigung ſeyn läßt, den Anputz zu unterſuchen und nach ſolchem die Verdienſte der Menſchen zu beſtimmen? Iſt dieſes ein Fehler von ihr, ſo ſind auch an dieſem Fehler nur die Mannsperſonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen ſind, haben ſich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernſthaften Sachen. Ein jeder hat darinnen des andern beſondern Geſchmack zu übertreffen geſucht: und weil ein jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu verſichern, daß er Verſtand und Verdienſte beſitze; ſo hat endlich Orimene glauben müſſen, daß in dem äußerlichen Anputze und in der Kunſt, ſelbigen zu beurtheilen, Geſchmack und Verdienſte beſtehen. Sind alſo wir Mannsperſonen nicht die unglückliche Urſache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherinn zu danken hat, und daß ſie ganz ohne Verdienſte iſt, ſo bald ſie ſich ausgekleidet hat?

* *
*

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böſes ſpricht, hat es bloß meinem zerknirſchten Gewiſſen und meiner übertriebenen Buße zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da ſie doch von mir ſelbſt ſo oft und ſo viel Böſes geſprochen hat. Der nachdrücklichſte Widerruf, den ich thun kann, wird dieſer ſeyn, wenn ich die Urſache anzeige, warum ſie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böſes ſpricht, als die ihr ſo fürchterlichen Satyrenſchreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken laſſen. **Leonore** hat Witz ; ſie fühlt ihn und wünſcht, daß dieſer Witz bemerkt und bewundert werden möge. Iſt dieſes ja ein Fehler, ſo iſt es doch ein männlicher Fehler, den ſie mit vielen Gelehrten und mit allen witzigen Scribenten gemein hat. **Duns** ſpottet der Religion, um geleſen und von andern Narren bewundert zu werden. **Puff** ſchmiert die gröbſten Spöttereyen wider den Prinzen, wider die Religion, wider ſeine Obern und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht ſchuldig iſt: warum ? Um geleſen und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böſes, damit ſie in Geſellſchaften gehört und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenlehrer predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen ! Unendliche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausſchweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die ſie von andern erzählt, ſelbſt und aus der Erfahrung ſehr genau kennt. Niemand weiß die kleinen Hahnreyhiſtorien ſo gut, wie ſie, zu erzählen ; aber auch niemand weiß ſo gut, wie ſie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarinn iſt für ihre Spötterey eine unerſchöpfliche Quelle, aber dieſe hochmüthige Nachbarinn hat ihr den Rang ſtreitig gemacht. Wollen ſie Leonoren recht lebhaft und beredt ſehen, ſo bringen ſie nur ſelbige auf Henriettens Spielſucht: denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Dukaten abgewonnen. Die Frau Doktorinn iſt ein eitler, lächerlicher und bettelſtolzer Affe; warum? Leonore hat mirs geſagt: denn die Frau Doktorinn hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem ſie bey dem letzten Balle ſich ſelbſt ausputzen wollte. Habe ich alſo nicht recht geſagt, daß Leonorens Spöttereyen weit erbaulicher ſind, als alle moraliſche Tugendpredigten unſrer finſtern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten ſelbſt kennt und aus eigner Erfahrung über ſie ſpottet? Aber Leonore gewinnt bey dieſen bittern Spöttereyen ſehr viel. Wenn ſie mit dem Finger auf einen Thoren weiſt, ſo ſieht jedermann auf dieſen Thoren, und auf ſie niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eignen Fehler genießen! Ich habe ſchon oben geſagt, daß Leonore vornehmlich um deswillen ſo viel Böſes von andern ſpricht, damit ſie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß dieſe Entſchuldigung darum ſehr erheblich iſt, weil man niemals aufmerkſamer iſt und niemals mit mehrerm Beyfalle lacht, als wenn ſie Böſes ſpricht. Zwingt ſie ſich aber ja einmal und redet von ihren Nachbarn Gutes, ſo wird ſie nicht bemerkt, am wenigſten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf ſie zu hören; Narciß legt die Falten ſeiner Manſchetten in Ordnung und trellert; der fürſtliche Rath gähnt und ſeine alte Gemahlinn ſpricht mit einer verdrüßlichen Beyfälligkeit, wenn ſie hört, daß Leonore ſo viel Gutes von ihrer Freundinn erzählt: Iſt das möglich? Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau ſeyn. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beſte reden! Aber es iſt heute erſchrecklich ſchwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können ſie es Leonoren, die auf ihren Witz ſo ſtolz iſt, wohl verdenken, wenn ſie durch Spöttereyen die Aufmerkſamkeit und den Beyfall der Geſellſchaft zu erhalten ſucht, da ſie beides verliert, wenn ſie von ihrem Nächſten Gutes ſpricht? Hat ſie ja Unrecht, ſo fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Geſellſchaft, welche die Verläumdung liebt. Ich bitte Sie, Madame; ſagen Sie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es iſt gewiß Schade, daß ich kein Advokat geworden bin!

⁂

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celſa auf ihren unterthänigſten Wurm herabſieht, da ich ſie mit der unehrerbietigen Wahrheit beleidigt habe, daß ſie durch ihre Rangſtreitigkeiten auch die freundſchaftlichſten Familien in bittre Feindſchaft verwickelt? Dieſen Ehrgeiz werde ich nicht beſſer entſchuldigen können, als wenn ich die Urſachen getreu erzähle, welche Celſen zu dieſen Feindſeligkeiten bewegen. Celſa hat das ſeltne Glück, ſich ſelbſt zu kennen; und dieſes hat ſie von ihren Vorzügen dergeſtalt überzeugt, daß ſie die Pflichten gegen ſich ſelbſt verletzen würde, wenn ſie nicht dieſen Vorzügen ihr Recht wiederfahren laſſen wollte.

Da ſie es einmal ſo weit gebracht hat, von ihren eignen Vollkommenheiten überführt zu ſeyn; ſo iſt, wie man leicht glauben kann, dieſes eine von ihren angenehmſten Beſchäftigungen, daß ſie täglich neue Vollkommenheiten an ſich ausſpähet, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, ſich zu bewundern. Dieſe eigne Bewunderung würde für ſie nur halb ſo angenehm und erbaulich ſeyn, wenn ſie nicht mit einer bittern Aufmerkſamkeit die Unvollkommenheiten andrer unterſuchte. Aus dieſer Unterſuchung kann nichts anders als Mitleid, oder Verachtung kommen: denn alle Perſonen, die ſie noch zur Zeit hat kennen lernen, ſtehen ſo unendlich weit unter ihr, daß ſie es bloß der unerforſchlichen Langmuth des Himmels zuſchreibt, daß dergleichen unedle Geſchöpfe mit ihr in die Welt geſetzt ſind und mit ihr leben. Sie will, ſo viel möglich, dieſes Verſehen der Natur wieder gut machen; ſie entzieht ſich daher des Umganges mit dieſen verächtlichen Geſchöpfen, die ſich auch Menſchen nennen, gänzlich, oder, wenn ſie das nicht thun kann, ſo will ſie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weiß das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man ſich ſelbſt giebt; ſie giebt ſich alſo ſo viel Ehre, als ſie ihren Vollkommenheiten ſchuldig zu ſeyn glaubt. Und da dieſe freylich andern Leuten ſo deutlich nicht in die Augen fallen, ſo behauptet ſie dieſe Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn jemand ſo verwegen iſt, ihr zu widerſtehen, ſo iſt ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig ſeyn will, allerdings ſchuldig, ſie zu vertheidigen und ihr durch den Beyſtand des Richters Gerechtigkeit zu verſchaffen. Das nennen ihre Feinde Rangſtreitigkeiten; aber ſie nennt es eine Pflicht gegen ſich ſelbſt. Wenn alle dieſe Entſchulſchuldigungen ein wenig zu tiefſinnig und metaphyſiſch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Urſachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwan der Celſa verdenken, daß ſie mit feindſeligem Sturme und mit Beleidigung anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie ſie überzeugt iſt, gehört? Wie viel hat es ſich Celſa koſten laſſen, in dieſen Stand zu kommen, in dem ſie itzt lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte und wie der Pöbel lebte. Durch ſeine Ausſchweifungen war ſein gebrechlicher Körper noch ekelhafter und ſeine dicke Seele noch dümmer geworden. Er hatte ſich in eine drückende Laſt von Schulden geſteckt, die er nicht bezahlen konnte; aber ſeine Geburt und ſein Amt gaben ihm einen gewiſſen Rang, welcher Celſen ſo anſehnlich vorkam, daß ſie ihm alle ſeine Mängel und Untugenden verzieh und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Iſt es wohl unbillig, daß ſie ſich dafür bezahlt macht und den Rang mit Gewalt behauptet, dem ſie ihren Geſchmack und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch eins: ihr Vater war der niederträchtigſte Wucherer in der Stadt, um ſich einen kleinen Vortheil zu verſchaffen, war ihm keine Erniedrigung zu ſchimpflich: dieſen Fehler ihres Mannes muß ſie wieder gut machen. So oft ſie einen Rangſtreit anfängt, ſo oft glaubt ſie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen Sie, gebietende Celſa, wie viel Gewalt ich mir und der Wahrheit anthue, Ihren Ehrengeiz zu vertheidigen! Verzeihen Sie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu Ihren Füßen und ſchwöre Ihnen bey Ihnen ſelbſt, daß ich es künftig keinem Menſchen wieder ſagen will, daß Sie eine hochmüthige Thörinn ſind, welche den Mangel eigner Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn ſie andern ihre Vorzüge ſtreitig macht.

* * *

Ich kann es nicht läugnen; ich habe geſagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelſtab und ihre Kinder um das Brodt bringe: aber ich hätte bedenken ſollen, daß dieſes ein ſehr gemeiner Fehler iſt, der Alcimedoren bey der heutigen Welt eben ſo viel Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren geweſen ſeyn würde. Ihr Mann heurathete ſie, weil er ſie für reich hielt: er verlangte alſo von ihr Geld, nicht aber, daß ſie eine vernünftige Frau, eine vorſichtige Wirthinn, oder eine ſorgfältige Mutter ſeyn ſollte. Was er verlangte, hatte ſie ihm gegeben; alſo kann er weiter nichts von ihr fodern. Ihr Vermögen war bey weitem ſo anſehnlich nicht, als er glaubte. Demungeachtet hat ſie als Frau ein Recht, noch zehnmal ſo viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrott, was kann das ihr ſchaden? Deſto vortheilhafter wird es für ſie ſeyn. Ja, wenn man die Sache genau und recht unpartheyiſch anſehen will; ſo iſt ihre Verſchwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen ſie ihre Pflicht und ihr Gewiſſen verbindet: denn ſie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf ſo vielerley unverantwortliche Art zuſammen wuchert. Aber ſie bringt doch ihre unſchuldigen Kinder um das Brod? Was für ein altväteriſcher Gedanke! Sorgt denn bey uns die Mutter für das Brodt der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bey dem vertrauteſten Umgange mit ihrem Manne und ihres Mannes Freunden, iſt das niemals ihre Hauptabſicht geweſen, Mutter zu werden; da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können ſie der Mutter wohl zumuthen, daß ſie für ihr Leben ſorgen ſoll? Mit einem Worte: **Alcimedore** verſchwendet; ſie bringt ihren Mann an den Bettelſtab; ſie ſtürzt ihre Kinder in die verächtlichſte Armuth: aber **Alcimedore** iſt eine Frau, die zu leben weiß.

* * *

Daß die fromme Agneſe unverſöhnlich wüte, wenn ſie beleidigt wird; das iſt auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir itzt viel Gewiſſensunruhe machen. Agneſe hat gute Urſachen, ſich ſehr leicht zu erzürnen. Sie weiß ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen ſo anſehnlichen Rang über alle ſündige Menſchen verſchaffen. Iſt es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Menſch, der kaum halb ſo viel betet, ſich unterſtehen will, ſie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausſchweifungen muß ihr empfindlich ſeyn, wenn man ſie daran erinnert und ſie dadurch in der ſchmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit ſtört. Wer ſie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie iſt ihre unverſöhnliche Wut der Religion ſchuldig, um andre abzuſchrecken, daß ſie diejenigen nicht verwegen antaſten, welche der Religion ſo viel Ehre machen. Agneſe verdammt mit einer liebloſen Zuverſicht; aber ſie verſäumt keine Kirche. Sie iſt neidiſch über das unverdiente Glück andrer Menſchen; aber ſie hat eine Predigt geſtiftet. Es iſt wahr, ſie wuchert mit Pfändern und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig; aber ſie hat auch der Kirche einen koſtbaren Schmuck geſchenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern und preßt einem armen Bettler durch ihre grauſamen Vorwurfe Thränen aus, ehe ſie ihm ein trocknes Stück Brodt zuwirſt; aber ſie faſtet alle Wochen einmal. Sie iſt rachſüchtig und wütet unverſöhnlich, wenn ſie beleidigt wird; aber ſie iſt fromm.

⁂

Ich will es geſtehen, es iſt von mir ein großer Leichtſinn geweſen, daß ich Roſamunden Schuld gegeben habe, es ſey ein Theil ihres Gottesdienſtes, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt. Roſamunde thut in der Kirche mehr nicht, als was andre Frauenzimmer an ihrem Nachttiſche thun. Sie bewundert ſich und läßt ſich bewundern. Ein jeder, von welcher Sekte er auch ſey, verdient eine gewiſſe Hochachtung, wenn er das, was er in ſeiner Religion glauben ſoll, mit Ueberzeugung und mit einem beſcheidnen Eifer glaubt; und dieſe Hochachtung verdient Roſamunde doppelt. Sie hat es der Unterweiſung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild ſie iſt, zu danken, daß ſie von der Religion überhaupt ſehr bequeme Begriffe und insbeſondre vom Sonntage dieſen hat, daß er nichts anders ſey, als ein gewiſſer Tag in der Woche, wo das

Frauenzimmer zwo Stunden eher aufſtehe, als an den andern Tagen, um ſich die Haare auf das ſorgfältigſte friſiren zu laſſen und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerkſamkeit der Nebenchriſten auf ſich ziehen kann, in deren Geſellſchaft man drey Stunden lang ſtille ſitzt, um bewundert zu werden und andre zu richten. **Roſamunde** glaubt, daß nur zu dieſem Ende der Sonntag erdacht ſey! und das glaubt ſie mit einer ſo lebhaften Ueberzeugung, daß ſie ſeit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgeſetzt hat, ihren Gottesdienſt auf dieſe Art zu verrichten. Hätte man ihr beſſere Begriffe von der Religion beygebracht, ſo würde ſie eben ſo wohl im Stande ſeyn, ſich nach dieſen beſſern Begriffen mit Eifer zu richten. Aber, da ſie nur das erbauende Exempel ihrer wertheſten Mama vor ſich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttinn und Anbetung reden; ſo kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeicheley ſie, bey ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer ſolchen Abgötterey gegen ihre kleine Perſon gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig ſeyn will; und ſo billig hätte ich auch ſeyn ſollen!

* * *

Wie werde ich es bey **Florinden** verantworten können, von der ich geſagt habe, daß ſie ſich weder der Wirthſchaft, noch ihrer Kinder annehme, welcher doch gewiſſer von ihr, als von ihrem Manne ſind? Vielleicht hat ſie es nicht einmal übel genommen: denn **Florinde** kennt die Welt. Die Zucht der Kinder überläßt ſie dem Geſinde. Sie würde es für einen ſehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß ſie eine gute Wirthinn ſey, weil ſie wohl weiß, daß dieſes eine ſehr bürgerliche Tugend iſt. Und am allerwenigſten wird ſie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieſes nur ein ſtärkerer Beweis ihrer Schonheit, ihrer Verdienſte und der Hochachtung iſt, welche die Welt für ſie hat. Und alſo hat ſie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber geſetzt auch, es wäre geſchehen; ſo weiß ich ein Mittel, ſie wieder zu beſänftigen. Bey der nächſten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeicheley auf Unkoſten andrer Frauenzimmer ſagen; ich will ſie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundinn verſehen, damit ſie in Zuſammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu ſeyn; allenfalls ſpiele ich mit ihr und laſſe ſie gewinnen; und wenn ſie bey aller dieſer Buſſe noch unverſöhnlich bleibt, ſo will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Troſſes vermehre und ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können. Denn das wünſcht ihr Ehrgeiz, daß ſich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß ſie einige darunter habe, bey welchen es ihr nicht ſchwer ankömmt, grauſam zu ſeyn. Ich glaube, ich bin demüthig genug, wenn ich mich dieſer Strafe unterwerfe.

* *
*

Kalliſte iſt pedantiſch ſtolz, weil ſie etwas mehr verſteht, als das Kochen. Ich habe das geſagt, es iſt wahr; aber wenn auch Kalliſte dieſen Fehler hat, ſo iſt ſie wenigſtens zu entſchuldigen. Und am meiſten müſſen wir Mannsperſonen ſie entſchuldigen, weil wir nur an dieſem Fehler, wie an den meiſten Fehlern der Frauenzimmer, Urſache ſind. Wir fürchten uns zu ſehr vor dem fähigen Verſtande und Witze des weiblichen Geſchlechts, als daß wir uns Mühe geben ſollten, ihren Verſtand und Witz ſorgfältig zu bilden und ſie an dem Ruhme der Gelehrſamkeit Antheil nehmen zu laſſen. Sie würden uns einen gewiſſen Vorzug entreiſſen, welcher beynahe der einzige noch iſt, den wir vor ihnen behaupten. Wir ſind ſchon eiferſüchtig genug, daß für ſie die Schönheit ein vorzügliches Geſchenk der Natur iſt: ich nehme unſre männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieſes Geſchenk eiferſüchtig ſind. Schon der natürliche Verſtand unſrer Frauensperſonen iſt ſo durchdringend, daß es für unſre angemaßte Herrſchaft doppelt gefährlich ſeyn würde, wenn wir dieſen natürlichen Verſtand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es iſt dieſes ohnedem nur noch der Schatten der Herrſchaft, mit der wir uns brüſten, da wir alle andre Arten der Herrſchaft ſchon ſeit undenklichen Jahren an das weibliche Geſchlecht verloren haben. Wir erſticken daher mit einer tyranniſchen Vorſicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen könnte, ihren Verſtand durch Schriften und Gelehrſamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen, den Frauenzimmern ſolches ernſtlich zu verbieten, da ſie, als Frauenzimmer, gewohnt ſind, dasjenige am eifrigſten zu thun, was ihnen am ſchärfſten verboten wird, ſo wiſſen wir ſie durch andre Beſchäftigungen zu zerſtreuen. In vorigen Zeiten ließ man ſie für den größten Theil der Wirthſchaft ſorgen und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und dieſe zwo Beſchäftigungen waren weitläuftig genug, ſie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meiſten unſrer Weiber auf den bequemen Einfall kamen, die Laſt der Wirthſchaft und der Kinderzucht auf ihre niedrigſten Bedienten zu legen; ſo waren die Männer ſo ſinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen ſie ſich bey ihrem Müßiggange beſchäftigen ſollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände und war ſo glücklich, ihnen dieſen Zeitvertreib ſo angenehm zu machen, daß ſie gar keine Bücher weiter, als dieſe, verlangten, und daß viele von ihnen ganz außer Stande waren, bey einer andern Gelegenheit, als beym Spielen zu denken. Durch eine übertriebene Schmeicheley über ihre Schönheit brachte man ihnen von ihrer erſten Jugend an die eiteln Begriffe bey, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit beſtehe. Die Folge davon war natürlich: ihre Bemühung zog ſich von allen andern Beſchäftigungen ganz ab und gieng bloß auf die Erhaltung dieſes Vorzugs. Weil aber doch die Mannsperſonen nicht im Stande waren, bey allen Frauenzimmern die Begierde zu ſchönen Wiſſenſchaften zu unterdrücken; ſo fiel man auf ein ſehr boshaftes Mittel. So bald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verſtund, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrſamkeit verſtehen ſollte; ſo machte man ſie durch übertriebne Lobſprüche ſchwindlicht und beredete ihre Eigenliebe, welche ſchon vorhin geneigt genug war, es ſich bereden zu laſſen, daß ſie das witzigſte, gelehrteſte und vollkommenſte Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigſten eine zehnte Muſe ſey. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches ſie bey ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüßig hielt. Sie blieb an dem Fuſſe des Parnaſſes ſtehen, beſchäftigte ſich mit witzigen Tändeleyen und wurde von dem verrätheriſchen Lobe der Mannsperſonen trunken. So iſt es Kalliſten ergangen. Habe ich alſo etwas Unrechtes geſagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantiſcher Stolz ein Fehler der Mannsperſonen ſey? Verſtünde Kalliſte dieſe Sprache unſrer Schmeicheley, ſo würde ſie darüber ſehr kleinmüthig werden. Man erſtaunt, daß ſie ein wenig von Gelehrſamkeit und wohl gar Verſe plaudern kann; ſo wie man einen Papagoy bewundert, welcher menſchliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagoy erſchuf. Könnte für Kalliſtens Stolz wohl etwas demüthigender ſeyn, als dieſer beleidigende Beyfall?

* * *

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der groſſen Welt zu heurathen, ſey für viele ein gewiſſer Schritt zum Hoſpitale; das iſt das wenigſte, was ich von den Ehen Nachtheiliges geſagt habe. Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich uberzeuge; ſo will ich mir oͤffentlich alles das Böſe vorbehalten, das ich, von den Ehen zu ſagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe uber Männer geſpottet, welche, weder nach Verſtande, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, ſich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schonheit verbanden, von welchen ſie wiſſen kennten, daß ſie nach einem Jahre nicht mehr, wenigſtens für ſie nicht mehr reizend ſeyn würden. Aber **Greif** ließ ſich von keiner Schonheit blenden. Zwar Verſtand, und Tugend und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte: Er ſuchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Beſten, in ſeinem funfzigſten Jahre ein feuriges Mädchen von funfzehn Jahren heurathet, war vor meinem Spotte eben ſo wenig ſicher, als eine Frau von funfzig Jahren, welche ſich einbildet, daß die Schmeicheleyen ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt: daß Frauenzimmer, ſo bald ſie ihrem Manne die ewige Treue zugeſchworen, ſich mit einemmale von dem jungfräulichen Zwange des Wohlſtandes losriſſen und ohne Vorſicht alle Ausſchweifungen begiengen, die ſie vorhin nur im Stillen gewünſcht, oder mit der größten Behutſamkeit begangen hatten. Zuweilen ſtellte ich ſehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müſſe, daß wir Mannsperſonen allem Frauenzimmer mit aller nur erſinnlichen Höflichkeit begegnen und allen offenbare Schmeicheleyen ſagen, nur unſern Weibern nicht; und ich glaubte, gefunden zu haben, daß ſich Mann und Frau vornehmlich um deswillen ſo kaltſinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht iſt, ſich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlſtand, oder welches einerley iſt, der Hochmuth vieler Weiber erfodert, ſchien mir eine ſehr gegründete und beynahe die vornehmſte Urſache zu ſeyn, daß die anſehnlichſten Häuſer am meiſten in Schulden ſtecken. Eine Frau von dieſer Art zu heurathen, war in meinen Augen der deutlichſte Beruf, bankerott zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit überdenke, die ich gehabt habe, ſo viele Bitterkeiten von dem Frauenzimmer und von der Ehe zu ſagen! Es würde ſich entſchuldigen laſſen, ja gewiſſermaßen wäre es meine Pflicht geweſen, dergleichen zu ſagen, wenn es Frauenzimmer von dieſer Art in der Welt gäbe. Aber da bekannt iſt, daß kein Frauenzimmer, welches ſchön iſt, nicht auch zugleich Verſtand und Tugend und Erziehung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Beſcheidenheit und anſtändige Wirthſchaft glücklich macht; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heurathet, den Wohlſtand und ihre Pflicht niemals vergißt; daß keine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wolluſt, ſondern nur aus Freundſchaft liebt; daß unſre Frauenzimmer, ſo bald ſie verheurathet ſind, beynahe noch vorſichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da ſie wohl wiſſen, daß eine unbedachtſame Aufführung nicht allein die ſchändlichſten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, ſondern auch ihren eignen Anbetern verächtlich iſt; da es bekannt, wenigſtens bey uns ausgemacht iſt, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit ſich nur ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten ſuchen, ohne um den Beyfall andrer Mannsperſonen zu buhlen; daß in vornehmen Häuſern die Weiber bey ihrem Aufwande niemals vergeſſen, was ſie dem ehrlichen Namen ihrer Männer und dem künftigen Wohl ihrer Kinder ſchuldig ſind; da alles dieſes bekannt iſt, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereyen rechtfertigen könnte; ſo weiß ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entſchuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu biten.

* *
*

Gewiß, **Gurda**, Sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als dieſen erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich Sie für eine Thörinn erklärt habe, weil Sie noch ſo eitel ſind, Ihrem verrunzelten Geſichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin itzt ſo zerknirſcht und niedergeſchlagen, daß ich nicht einmal dieſe Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es Ihnen abbitten. Ich will ſagen, daß Ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weiß ſelbſt nicht was übertreffen, daß die Blicke Ihrer Augen noch eben ſo reizend und gefährlich ſind, wie ſie vor vierzig Jahren geweſen ſeyn mögen; daß Ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt; daß . . . mit einem Worte, ich will Sie ſo unverſchämt loben, daß Sie es ſelbſt für eine Unwahrheit halten ſollen, ſo groß auch ſonſt Ihre Eigenliebe iſt. Können Sie wohl mehr von mir verlangen?

* * *

Sehen Sie, **Madame**, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind Sie mit dieſen Abbitten und Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, Sie können es wohl ſeyn. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit Ihnen und Ihren Freundinnen ganz ausſöhne. Der fünfte Theil meiner ſatyriſchen Schriften ſoll von nichts, als von dem Lobe der Frauensperſonen handeln. Aber ich erſuche Sie, **Madame**, die Gütigkeit zu haben und Ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einſende, weil ich vielleicht ſelbſt nicht ſcharfſichtig genug ſeyn möchte, ſolche bey allen wahrzunehmen, und weil ich weiß, daß viele von ihren eignen Vorzügen weit mehr überzeugt ſind, als ſich ein Fremder davon überzeugen kann. **Madame**, ich küſſe Ihnen die Hände.

* * *

Daß in meinen Augen die Heuchler ſo abſcheuliche Kreaturen waren, daran iſt niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorſagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgange mit der großen Welt, daß ich itzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum ſoll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen und mit großem Beyfalle thun, die zu leben wiſſen? Sie verſtellen ſich, ſie halten eine Maske vor das Geſicht, um nicht erkannt zu werden, ſie wollen die Welt bereden, daß ſie gewiſſe Vollkommenheiten beſitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es iſt wahr: aber ſind ſie um deswillen ſo verabſcheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen ſich zween vornehme Freunde. Sie verſprechen einander eine Freundſchaft, dergleichen man ſeit den Zeiten des Oreſt nicht gehört hat; ſie werden dieſen Mittag mit einander trinken und ſich küſſen, und ewige Treue ſchwören; und morgen wird einer von ihnen den andern ſtürzen. Thut ein Heuchler mehr, als dieſe thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes ſpricht, deſſen fürſtliche Pracht der Pöbel bewundert und ſein Gläubiger beſeufzet; dieſer Mann hat die große Abſicht, noch mehrere zu betrügen und alsdann mit einer guten Art Bankerott zu machen: hat man wohl viel Exempel von Heuchlern, die ihre Gläubiger auf dieſe Art betrügen? Und was ſoll ich von der Verſtellung derjenigen Gelehrten ſagen, die ihre Dummheit unter einer weiſen Miene verbergen? Soll ich von den Großprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein Geliebter! Wie verführend iſt die Heucheley einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkoſungen einſchläfern will! Und alle dieſe Laſter, alle dieſe Thorheiten entſchuldigt man, oder belacht ſie wohl gar; aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Allmoſen giebt, mit bußfertiger Miene durch die Gaſſen ſchleicht, knieend und mit Thränen vor dem Angeſichte der Gemeinde betet, und ein Schelm iſt. Macht ihn vielleicht nur das vor andern ſo verhaßt, daß er mit der Religion ſpottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die Urſache geweſen ſeyn; aber itzt denkt unſre aufgeklärte Welt ſchon anders, und man weiß beſſer, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht iſt. Man bewundert ja diejenigen, als ſtarke Geiſter, die mit der Religion ſpotten: iſt es wohl billig, daß man diejenigen als Schandflecke der Natur verabſcheuet, die mit der Religion heucheln?

⁂

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, iſt gewiß eine der grauſamſten Ungerechtigkeiten, die ein Menſch begehen kann. Und doch — ich ſchäme mich es zu geſtehen! — und doch habe ich die Ungerechtigkeit begangen; und zwar habe ich ſie an den erbarmungswürdigen, unglücklichen und elenden Menſchen begangen, die man Freygeiſter nennt. Dieſes ſind die mitleidenswürdigen Menſchen, welche, um zwanzig Jahre lang von Wenigen wegen ihres ſcharfen Verſtandes bewundert zu werden, von den Uebrigen verabſcheuet und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, ſich eine Hofnung auszureden, von welcher ſich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht ſagen ein Chriſt, mit ſo vieler Mühe zu überzeugen ſucht. Sie haben beſtändig mit den innerlichen Widerſprüchen ihres eignen Gewiſſens zu kämpfen, welches ſie zu ihrem gröſten Verdruſſe immer daran erinnert, daß ſie vernünftige Geſchöpfe ſind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle ſpielen zu wollen, die bemerkt wird: weil es ihnen aber am Verſtande und Willen fehlt, ſo raſen ſie, um ſtarke Geiſter zu heißen. Die Ausſchweifungen ihrer Jugend ſind mit nichts zu entſchuldigen; ſie gerathen alſo auf den albernen Einfall, ſich und andre zu bereden, daß es keine höhern Geſetze gebe, welche dieſe Ausſchweifungen verdammen; und bey dieſem Einfalle haben ſie eben die ſichere Beruhigung, die ein Dieb haben mag, welcher ſich zu bereden ſucht, daß keine Geſetze ſind, die den Diebſtahl verbieten, und welcher dieſen Unſinn gegen andre ſo lange behauptet, bis er unter dem Galgen ſteht. Gemeiniglich iſt eine ſchimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausſchweifungen; und alsdann ſind dieſe ſtarken Geiſter, welche ſo ſtolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarotzer zu werden und ſich durch ihren witzigen Unſinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Dieſe Elende, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich ſo oft verſpottet: wie ungerecht und lieblos habe ich gehandelt! Wär es mein Ernſt geweſen, ſie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeynt; ſo hätte ich die Barmherzigkeit an ihnen erzeigen und ſie in das Tollhaus einkaufen ſollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den ſtarken Geiſtern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die abergläubiſchen Seelen Auch an dieſen habe ich mich verſündigt: denn Abergläubiſche zu verſpotten, iſt eben ſo unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verſpotten, der immer Geſpenſter ſieht Dieſe Unglücklichen werden ohnedem ſchon unbarmherzig genug von gewiſſen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz unter dem frommen Vorwande, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, ſie immer mit neuen Larven ſchreckt und ihnen immer den Verſtand verdächtig macht, damit ſie ihr Joch nicht fühlen; welche ſich und der Religion zu Ehren, dieſe Milzſüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Worte, welche eher nicht ruhen, als bis ſie aus einem vernünftigen Weſen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir geweſen, wenn ich dieſen elenden Sklaven Muth gemacht hätte, ſich von ihren Banden loszureiſſen; anſtatt daß ich ihres Aberglaubens ſpottete. Sie dauern mich, ſo oft ich an Sie denke. Alles Vergnugen der Welt iſt ihnen ein Abſcheu. Der Frühling iſt ihnen ſchrecklich, weil im Frühlinge die erwachende Natur lächelt und den Menſchen von neuem belebt: nur der Winter iſt ihnen noch erträglich, und dieſes blos wegen ſeiner langen und traurigen Nächte. Sie ſtehen ſeufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angſt, mit Thränen legen ſie ſich nieder, und ihr ſchwarzes Geblüte macht ihnen auch die Träume ſchrecklich. Das einzige wahre und beruhigende Vergnügen, welches ſie empfinden, iſt dieſes, wenn ſie andre verdammen. Verdienten dieſe Abergläubiſche mein Mitleiden nicht?

* *
*

So weit geht die Probe der verſprochnen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick verſäumen, die Fortſetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß ſich durch dieſe Probe diejenigen verſöhnen laſſen, die ich im Vorſtehenden genannt habe; und daß diejenigen, welche ich hier noch nicht genannt, eine Abitte und Ehrenerklärung von dieſer Art verlangen.

VALEAT. RES. LVDICRA. SI. ME.
PALMA. NEGATA. MACRVM. DONATA.
REDVCIT. OPIMVM.

Horat.

E N D E.

Inhalt
des vierten und fünften Theils.

Vierter Theil.

Vorbericht S. 5

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern

Zueignungsſchrift an des großen Sancho Panßa großen Eſel 19

Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; nebſt einem Vorberichte 36

Kleider machen Leute. 55

Ehrlich währt am längſten; nebſt einem Vorberichte 64

Alte Liebe roſtet nicht 98

Eine Hand wäſcht die andre 116

Jung gewohnt, alt gethan 128

Gut macht Muth 180

Ehen werden im Himmel geſchloſſen 190

Gedanken ſind zollfrey. 229

Fünf-

Fünfter Theil,

oder:

zwote Abtheilung des vierten Theils der Satyren.

Beweis, daß die Begierde, Böſes zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenſchenliebe herrühre; an die königliche Akademie zu Pau in Bearn S. 5

Das dazu gehörige, von dem Verleger verfertigte Realregiſter 45

Das Mährchen vom erſten April; aus dem Holländiſchen in das Hochdeutſche überſetzt

Art Benzelaars von Saerdam Zuſchrift an ſeine liebe Amme 63

Erſtes Buch; enthält das Mährchen vom erſten April 65

Zweytes Buch; enthält ſieben mal ſieben Wahrſagungen vom erſten April 92

Drittes Buch; enthält den Schlüſſel zu den ſieben mal ſieben Wahrſagungen, nebſt der verſprochnen Fortſetzung 139

Abbitte und Ehrenerklärung 150

Gottlieb Wilhelm Rabeners
ſämmtliche
Schriften.

Sechſter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

Bibl.
Acad.
Land.

Freundſchaftliche
Korreſpondenz.

Verſuch eines Tagebuchs,

vom 23ſten May, 1759. bis den 29ſten May.

S . . . . n

am 23ſten May, 1759.

Früh drey Viertel auf fünf Uhr fuhr ich von meinem Hauſe weg, und freuete mich, daß ich eine ſo gute Gelegenheit hatte, das unglückliche und bedrängte Dresden auf einige Zeit zu verlaſſen. Ich empfand die ganze Glückſeligkeit eines Menſchen, den keine Familie feſſelt, der ſeine Wohnung verlaſſen kann, ohne ängſtlich an diejenigen zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er ſie allein empfindet. Das waren ungefähr meine Gedanken, und ich glaube, ſo philoſophiſch, als ich damals dachte, iſt in der Kourierkaleſche, in welcher ich ſaß, noch niemals gedacht worden. Wenigſtens wird von einem Kourier, und wenn er auch ein Kammerjunker wäre, mehr erfodert, daß er gut reitet, als daß er gut denkt.

Ich fuhr alſo ſehr vergnügt weg, und jeder Preuße, der mir auf der Gaſſe begegnete, vermehrte dieſes Vergnügen, und verdoppelte meine Freude, da ich hoffen konnte, ihn binnen etlichen Wochen nicht wieder zu ſehen. Kaum war ich auf der Brucke, als ich merkte, daß meine Ruhe und Zufriedenheit ſich verlor. Ich kam in die Neuſtadt, und ſchon reuete es mich, Dresden zu verlaſſen. Ich überlegte, was wohl die Urſache dieſer geſchwinden Veränderung ſeyn mochte; ich fand ſie bald, und gab mir Mühe, mich zu bereden, daß ich ſie nicht gefunden hätte. . . . .

(Hier fehlt ein großes Stück im Manuſcripte.)

»Blaſet, Poſtillion, ſo bald ihr in die Meißner Gaſſe »kommt,« rief ich mit Ungeduld, als ich vor dem Tempel vorbey war, in welchem die Göttinn der Verläumdung, zum Glücke des menſchlichen Geſchlechts, noch ſchlummerte. Er blies, er blies dreymal, und ich erblickte niemanden in dem Hauſe meines Freundes. Sie ſchlafen noch, die guten Freunde; der Himmel laſſe ſie ruhig ſchlafen. Wie wohl thun ſie, daß ſie nicht aufwachen! Es war nur Heucheley, daß ich mich über dieſe ſanfte Ruhe freute. Ich hätte gewünſcht, noch einmal meine Freunde zu ſehen. Ich ſah ſie nicht, niemanden ſah ich, ich war unzufrieden. Wie ungerecht, wie unbeſcheiden kann man auch ſogar durch die Freundſchaft werden! Was hatte ich für ein Recht, dieſe Aufmerkſamkeit von meinen Freunden zu fodern? Ich hatte dieſe Gefälligkeit noch den Abend vorher ſo gar verbeten, als meine Freundinn mir Hoffnung dazu machte. Es war um neun Uhr ein feyerliches Feſt, zu welchem eine leb-

haſte

hafte Farbe und eine große Munterkeit der Augen gehört; was würden bey übernächtigen Augen und einer matten Farbe des Geſichts, der Hof, von Ihro königl. Hoheiten an bis zum Kapelldiener, gedacht haben? Wie unglücklich hätte bey einem geſchwinden Aufſpringen vom Bette der Haarputz können verrückt werden, welcher den Abend vorher die halbe Familie beſchäfftigte; alles dieſes wußte ich, und doch war ich ſo ungerecht, zu wünſchen, daß meine Freundinn ſich noch einmal möchte ſehen laſſen. Ich empfand es bald, daß meine Wünſche unbeſcheiden waren. Ich ſchämte mich meiner Eigenliebe, und hüllte mich trotzig in meinen Pelz, um auf dem ganzen Wege nichts zu ſehen, da ich niemanden von meinen Freunden hatte ſehen können. Und ſo verhüllt, und mit mir ſelbſt unzufrieden, kam ich endlich Mittags um zwölf Uhr in S** an. Die gute und liebreiche Aufnahme meines Wirthes und der Seinigen war ganz beſonders; aber mir nicht neu und nicht unerwartet. Ich habe mit gutem Appetite gegeſſen. Ein Umſtand, der in einem Tagebuche aufgezeichnet zu werden eben nicht verdient, der aber damals ſehr merkwürdig war, weil ich die ganze Mahlzeit über von nichts, als von meiner ausgeſtandnen Krankheit, von dem dadurch noch itzt geſchwächten Körper, und dem ganz verlornen Appetite redete, und zu großer Erbauung der aufmerkſamen Geſellſchaft, erſt bey der vierten Schüſſel den verlornen Appetit und meine gänzliche Entkräftung empfand. Ich merkte meinen Fehler zu ſpät, und gab mir Mühe zu huſten, mit kurzem abgeſtoßenen Odem zu reden, ein wenig zu erblaſſen, ich rieb die Stirne, und that auf meinem Stuhle ziemlich unruhig; aber alles vergebens. Hatte man die Gefälligkeit gehabt, zwo Stunden lang nicht zu merken, daß ich ſo geſund und bey vortrefflichem Appetite war; ſo war man auch nunmehr ſo grauſam, nicht zu merken, daß ich alle mögliche Anſtalt machte, auf eine anſtändige und bequeme Art in Ohnmacht zu fallen. Ich blieb alſo für dasmal geſund, da es die Mühe nicht verlohnte, krank zu werden. Der Nachmittag ward theils mit Spatziergehen, ſo viel es die rauhe Witterung erlauben wollte, theils mit der nöthigen Einrichtung in meinem Zimmer, theils mit Quadrille zugebracht. Wir ſpeiſeten, und ich gieng zu Bette, wo ich bald darauf ſehr ſanft einſchlief, als ich einmal gebetet, und zweymal nach Dresden gedacht hatte.

Sehen Sie, meine liebe Freundinn, das iſt die erſte Probe von dem verſprochenen Tagebuche. Was ſoll daraus werden, wenn ich von jedem Tage ſo viel ſchmieren will? Seyn Sie ruhig, es wird nicht geſchehen. Wir leben hier ſo ordentlich und einförmig, daß der erſte Tag in der Woche den übrigen ſechſen ziemlich ähnlich iſt. Ich fürchte ſogar, daß es mir manche Tage an Stoffe mangeln wird. Um nun dieſe nicht leer zu laſſen, werde ich Ihnen kurze Beſchreibungen von unſern Gegenden machen, von meinem Zimmer, von einigen Freunden, die in unſre Geſellſchaft kommen, reden; ich werde Ihnen kleine Anmerkungen über Stellen mittheilen, die ich den Tag über geleſen habe: und damit dieſes Tagebuch auch für mich angenehm und intereſſant werde, ſo will ich ſehr oft von Ihnen reden.

Den 24ſten May.

Wie vergnügt war der heutige Vormittag! Von neun bis eilf Uhr habe ich nach Dresden geſchrieben, und meiner guten Freundinn geſagt, wie hoch ich ſie ſchätze, ohne mich mit der ängſtlichen Unterſuchung zu plagen, ob ihr dieſe Verſicherung etwas mehr als gleichgültig ſeyn dürfte. Ich habe für Sie und die Ihrigen ziemliche Bitterkeiten mit eingeſtreut; aber ſie haben es alle um mich verdient, und ſie müſſen es auch einmal empfinden, daß ihr Freund ein Satyrenſchreiber iſt.

Mittags kam die Baroneſſe von S** mit ihrer Gouvernantinn, der Hofrath von H** und der Hofrath Kl**, die beiden Vormünder, nebſt des letztern Frau an. Die Mahlzeit war lebhaft und freundſchaftlich, wie immer die Mahlzeiten eines Wirthes ſind, der mehr für das Vergnügen ſeiner Gäſte, als für ſeinen Stolz zu eſſen giebt, und lieber ſeine Gäſte aufgeheitert, als ſich bewundert ſehen will.

Es war ganz natürlich, daß ich mich dabey ſehr aufgeräumt befand. Den Hofrath von H** habe ich ſchon einmal in einer Geſellſchaft kennen lernen, und aus einer kurzen Unterredung mit großem Vergnügen gefunden, daß er weit mehr leiſtet, als ſein Aeußerliches verſpricht. Den Hofrath Kl** ſah ich zum erſtenmal. Eine lange Reihe von wichtigen und einträglichen Geſchäfften haben ihm eine gewiſſe Erfahrung und Dreiſtigkeit zuwege gebracht, die ſeinen Umgang angenehm und lehrreich machen. Sehen Sie, meine Freundinn, wie unparteyiſch ich bin, den Verdienſten eines Mannes Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, welcher ſich um mich ſehr wenig verdient gemacht hat, da er meiner Aufmerkſamkeit zwo Mädchen entriſſen, die in meinem Hauſe wohnten, und davon die eine, wie Sie wiſſen, nicht unangenehm und reich, und die andere, wie ich es noch beſſer weis, als Sie es wiſſen, jung, gut gebildet, noch reicher, und alſo doppelt tugendhaft und liebenswürdig war. Von ſeiner Frau kann ich nichts ſagen. Was ſie ſpricht, und was ſie thut, iſt angenehm. Aber ich wage es nicht, ein Urtheil von einem Frauenzimmer zu fällen, das ich nur wenige Stunden geſehen habe, da ich mir noch itzt nicht getraue, zu behaupten, daß ich ein gewiſſes Frauenzimmer vollkommen kenne, mit der ich ſeit vier Jahren faſt täglich umgegangen bin.

Die Gouvernantinn der jungen Baroneſſe ſcheint ihre Pflicht vollkommen zu verſtehen. Sie iſt gegen ſie zu gleicher Zeit gefällig und ernſthaft, ſie verliert ſelbige nicht einen Augenblick aus den Augen, ungeachtet ſie ſolches bey dieſer ſo geſitteten Baroneſſe vielleicht weniger nöthig hätte. Nur das finde ich zu grauſam, daß ſie das arme Kind mitten in ſeinem beſten Appetite durch ihre tyranniſche Fürſorge quält, und immer das Gericht, das ihm am beſten ſchmeckt, eben für das ungeſundeſte hält, gleich als ob ihm ein Stückchen roher Schinken den Magen verderben würde, da es aus einer Familie iſt, wo der Großvater der Wittwen Häuſer verdauen konnte. Und doch erträgt die junge Baroneſſe dieſe hofmeiſteriſche Strenge mit einer ſo folgſamen Geduld, die der große Gouverneur in Baratavia, Sancho Panſa, dicken Andenkens, nicht hatte, als ihm der menſchenfeindliche Arzt eine jede Schüſſel, die ihm am beſten zu ſchmecken ſchien, am geſchwindeſten von der Tafel wegtragen ließ. Nur ein Wort noch von der jungen Baroneſſe! Ich bin mit ihr außerordentlich zufrieden. Sie hat eine geſittete Lebhaftigkeit. Sie ſchien es nicht zu wiſſen, daß ſie in der Geſellſchaft die Vornehmſte ſey;

ſie war behutſam, ohne ſchüchtern zu ſeyn; ſie ſprach viel, ohne zu plaudern; ſie wagte dann und wann einen witzigen Gedanken, und ward freudig, wenn ſie den Beyfall in den Augen ihres Onkels und ihrer Gouvernantinn las. Ich habe ſie auf der Promenade beynahe zwo Stunden am Arme gehabt, und von hundert Materien, von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegsunruhen und dem Viehſterben, von den ſchönen Wiſſenſchaften und ihrem Hunde geſprochen. Ihre Fragen und ihre Antworten waren unverbeſſerlich. Durch ihre Fragen hat ſie mich verſchiedenemal in eine ziemliche Verlegenheit geſetzt, und auf meine Fragen immer geſchwind und richtig geantwortet. Als ich einen alten Schooßhund vom Hauſe, wegen ſeiner ſchmuzigen Lebensart, ſeines mürriſchen Weſens, und ſeines neidiſchen Knurrens über ſeine Mithunde, welche aufgeräumter ſind, als er, und alſo mehr geliebt und beſſer gefüttert werden, als er; als ich dieſen unerträglichen Hund einen Philoſophen nannte: ſo machte mir die junge Baroneſſe über dieſen Mißbrauch des Witzes die artigſten Vorwürfe, vertheidigte mit einer ſehr ſatyriſchen Art alle Philoſophen, und wünſchte ſich endlich im Ernſte einen Mann zu kennen, der dasjenige wäre, was die Alten unter einem wahren Philoſophen verſtanden haben.

Noch eins von unſerer Baroneſſe. Bey einer gewiſſen Gelegenheit warf ich die Frage auf: woher es wohl komme, daß man in jüngern und geſunden Jahren gemeiniglich ſehr gelaſſen von der Nothwendigkeit des Todes rede, im Alter aber, bey entkräftetem Körper, und bey der größten Ungemächlichkeit, doch dieſe Meynung ändere, und mit Schrecken an den Tod denke? Sie war mit ihrer Antwort geſchwind fertig, und behauptete gar weitläuftig, es komme daher, daß man in jüngern Jahren ten um deswillen ſo gelaſſen vom Tode rede, weil man Urſache habe, zu hoffen, daß er noch weit entfernt ſey; im Alter aber die ſtündliche Beſorgniß zu ſterben die Menſchlichkeit unruhig mache: bey vielen verbittere der Geiz und das Mißvergnügen, andern ihr Vermögen zu überlaſſen, dieſe Trennung: bey noch andern aber mache der Vorwurf, übel gelebt zu haben, und dahin zu fahren, ohne bedauert oder vermißt zu werden, den Tod ſchrecklich.

Was halten Sie davon, meine gute Freundinn? Finden Sie nicht dieſe Urtheile artig und zum Theil gegründet? Wie viel verſpricht die junge Baroneſſe für ihre künftigen Jahre, da ſie ſchon im ellften Jahre alle Erwartung übertrifft! Das ſind die glücklichen Folgen der Auferziehung eines vernünftigen Onkels, der zugleich ihr Herz bildet, ohne ihr Aeußerliches zu verabſäumen. Wollte doch der Himmel, daß ihr der Hof ſpät, ſo ſpät als möglich, den Fehler verziehe, daß ſie nicht Ahnen genug hat! Ihr erſter Schritt an den Hof wird uns lehren, ob ihr Verſtand, ihr gutes Herz, ihr feiner Geſchmack, wirklich Verſtand, gutes Herz und Geſchmack ſind, oder ob alles dieſes nur eine gelernte Rolle iſt.

Den 25ſten May.

Der heutige Tag iſt einer von denen, die ich Ihnen gleichförmige Tage genannt habe, und die ich ſehr hochſchätze, da ſie mir auf dem Lande und in einem Hauſe, wie das Haus meines Wirthes iſt, eine ſtille Zufriedenheit geben, die ich mitten in dem Lärmen oft vermißte. Wie oft bedaure ich bey dem Genuſſe einer ſo ſanften Gemüthsruhe die ängſtlichen Bemühungen der Hofleute, welche funfzig Jahre lang unter beſchwerlichem Zwange, unter nagender Unruhe, unter dem lärmenden Gewühle glänzender Thoren, die elendeſten Sklaven und ſehr oft Betrüger ſind, damit ſie in ihrem ſechzigſten Jahre bey einer dürftigen Penſion verhungern. Verſtünden dieſe Elenden ihr Glück, ſie würden, ſo bald ſie nur könnten, aufs Land flüchten, bey einer mäßigen Koſt geſund leben, einen Freund ſuchen, und unbemerkt, aber deſto glücklicher ſterben. Doch ich wünſche nicht, daß viele von ihnen auf dieſen vernünftigen Einfall kommen mögen, weil ein großer Theil der Glückſeligkeit auf dem Lande darinnen beſteht, daß dieſe Thoren in der Stadt eingeſperrt ſind,

Vergeben Sie mir dieſe Ausſchweifung! Aber werde ich mich hüten, mehr Ausſchweifungen dieſer Art einzuſtreuen? Faſt befürchte ich, daß ich mich nicht hüten werde. Denn Sie wiſſen wohl, wie oft Sie mir vergeben müſſen, ohne daß ich die geringſte Anſtalt mache, mich zu beſſern.

Ich will Ihnen eine kurze Beſchreibung eines ſolchen einförmigen Tages, wie der heutige geweſen iſt, machen, und mit Ihrer Erlaubniß, auch den kleinſten Umſtand nicht übergehen. Dadurch werde ich den Vortheil gewinnen, daß ich künftig, ſo oft ein ſolcher Tag wieder kömmt, nichts weiter thun darf, als mich auf den 25ſten May beziehen.

Früh um ſechs Uhr wird es bey mir Tag; mit dem Schlage kömmt mein Bedienter vors Bette: denn da ich ſo glücklich bin, nur Einen Bedienten zu haben, ſo geſchieht alles, was ich verlange, auf den Punkt. Er holet von mir Ordre, was ich trinken und zum Frühſtück eſſen will. Ich dehne mich ein paarmal vornehm aus, und erwarte ganz deſpotiſch Kaffee und Butterſchnitten mit aufgeſtreuter Raute. Er geht, und ich ſtrecke mich noch einmal auf meinem Bette aus, welches ſo weich und bequem iſt, daß es ſogar für einen Domherrn weich und bequem genug ſeyn würde. In dieſer hochwürdigfaulen Stellung erwarte ich mein Frühſtück, denke zuerſt an Sie, meine Freundinn, um meinen Tag mit der angenehmſten Beſchäfftigung anzufangen, theile die ſechzehn lange Stunden ein, die ich vor mir habe, müßig zu gehen, werfe den Schlafpelz über, und ſtrecke mich in einen großen Lehnſtuhl, der ſehr gemächlich, aber wenigſtens dreyßig Jahre älter iſt, als ich. Der Kaffee kommt, ein Kaffee, den der Mufti nicht beſſer trinkt, und Raam dazu, der werth wäre, von Ihnen getrunken zu werden. Bis neun Uhr bringe ich mit dieſer nahrhaften Berufsarbeit zu, und wenn ich den Abend vorher mit meinem Tagebuche nicht fertig werden können, ſo hole ich das Ermangelnde nach. Von neun bis eilf Uhr beſchäfftige ich mich meiſtentheils mit Ausarbeitung ſolcher Sachen, die in meinen Beruf Einfluß haben, und die mich oft zu einem patriotiſchen Don Quixote machen. Ich unterſuche die Fehler unſerer zerrütteten Landesverfaſſung, thue ſehr gründliche Vorſchläge von Verbeſſerung des Steuerweſens, und ſo oft ich eine ſolche Abhandlung zu Papiere gebracht habe, ſo oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf ſchäme ich mich meines patriotiſchen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig, und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieſes hindert mich nicht, den folgenden Morgen in eben den Paroxyſmus zu verfallen, von neuem zu reformiren, und mich von neuem zu ſchämen.

Seit den Abentheuern des Ritters von Mancha iſt wohl keine tollere und gefährlichere Krankheit gefunden worden, als die Vaterlandsliebe. Und wie jenem die Ritterbücher ſeiner Zeit den Kopf verwirrt machten, ſo will ich durch meine Erfahrung jeden Menſchen wohlmeynend warnen, Cato's Lettres und Gordens Tacitus nicht zu leſen, oder wenn er ja verwägen genug iſt, darinne zu leſen, ſogleich zum Niederſchlagen der aufwallenden patriotiſchen Hitze, eine Seite vom Staatskalender auswendig zu lernen. Verzeihen Sie mir es wohl, meine gute Freundinn, daß ich ſo ein Steuerpedant bin, Sie mit Sachen zu unterhalten, welche kaum der Erbmarſchall anzuhören genug Geduld haben würde? Aber Sie verzeihen mir es gewiß, ich kenne Sie zu gut, und bey dem glücklichen Vorſatze, den Sie haben, Ihre Kenndniſſe in allen Sachen zu erweitern, muß es Ihnen einerley ſeyn, ob Sie ein Buch aus dem Homer, oder einen Meßkatalogus leſen. Und mich dünkt, dieſe beide Sachen ſind die äußerſten Gränzen des menſchlichen Witzes und Verſtandes.

Gegen eilf Uhr kömmt mein gefälliger Wirth zu mir, fragt, wie ich geſchlafen habe, und nimmt mich zu einem Spatziergange mit, welcher bis um zwölf Uhr währet.

Das muß ich hier noch anmerken, daß um eilf Uhr die Woche ein paarmal Betſtunde iſt, die wir nicht verſäumen. Künftigen Sonntag werde ich Gelegenheit haben, Ihnen von unſrer Andacht mehr zu ſagen.

Von zwölf bis zwey Uhr eſſen wir. Mit dem Vergnügen und der Gemüthszufriedenheit, mit welcher ich hier eſſe, mit der eſſe ich in Dresden nur ſelten, und allenfalls nur dann, wenn ich neben Ihnen am Tiſche ſitze.

Wir haben, außer dem Nachtiſche, ordentlich vier Gerichte, die gut gewählt, eben ſo gut zugerichtet und geſund ſind; einen vortrefflichen Wein, und alles reichlich, ohne verſchwenderiſchen Ueberfluß.

Nach zwey Uhr gehen wir in den Garten, und verdauen mit eben dem Vergnügen, mit dem wir gegeſſen haben. Göttliche Spaziergänge ſind in dieſem Garten und in der ganzen Gegend. Ich hebe Ihnen die Beſchreibung davon auf, bis zu einem andern Tage.

Um drey Uhr begiebt ſich ein jeder in ſein Zimmer, ſchläft, lieſt, ſchreibt, thut was er will. Gemeiniglich leſe ich alsdann, und was ich leſe, ſollen Sie auch in dieſem Tagebuche erfahren.

Von fünf bis neun Uhr wird entweder geſpielt, (denn ich ſpiele itzt faſt täglich Quadrille um einen Preiß, der die Policeyordnung gewiß nicht überſteigt,) oder man fährt, oder man reitet, oder man geht ſpazieren.

Gegen neun Uhr wird eine kleine Mahlzeit gegeſſen.

Von neun bis zehn Uhr ſitze ich neben dem Wirthe auf dem Sopha, rauche, wenn ich Luſt habe, mit ihm Tabak, unterrede mich mit ihm von wirthſchaftlichen, von witzigen, von gelehrten, von politiſchen und andern Sachen, und je mehr ich mit ihm davon ſpreche, deſto mehr ſehe ich, wie viel mir noch in allen dieſen fehlt.

Um zehn Uhr wird ohne großes Geräuſch gute Nacht genommen. Ich ſetze mich in mein Zimmer, ſchreibe an meinem Tagebuche, ſtelle mir vor, daß Sie neben mir ſitzen, und daß ich alles das, was ich ſchreibe, Ihnen mündlich ſage. Je lebhafter dieſe Vorſtellung iſt, deſto angenehmer und erquickender iſt mein Schlaf, welcher bis früh um ſechs Uhr und gemeiniglich ununterbrochen dauert, und wenn ich endlich aufwache, ſo geſchieht es immer zu meiner großen Unzufriedenheit, weil mir faſt immer träumt, daß ich bey Ihnen ſey, mit Ihnen in einem Buche leſe, Sie auf dem Flugel ſpielen höre, oder mich mit Ihnen zanke.

So iſt ungefähr mein täglicher Lebenslauf. Wie gefällt es Ihnen? Bin ich nicht glücklich?

Am 26ſten May.

Das Wetter iſt heute Vormittags leidlich, nach Tiſche aber höchſt unangenehm geweſen, und wir haben uns um deswillen eines Vergnügens begeben müſſen, das wir uns bey einer Spazierfahrt vorgenommen hatten. Seit ich hier bin, haben wir noch keine recht angenehme Stunde gehabt, nichts als kalten Wind und untermiſchten Regen.

Ich wette drauf, Sie haben auf dieſer Seite ſchon dreymal über mich und meine Predigt vom Wetter geſpottet. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Sie haben ſehr unrecht gethan. Denn auf der See und auf dem platten Lande kann man immer von Wind und Wetter reden, ohne den Vorwurf zu verdienen, den man Stadtgeſellſchaften dabey macht. Da ich hieher gereiſt bin, um durch öftere Bewegung meiner Geſundheit aufzuhelfen, ſo habe ich wohl ein Recht, auf Wind und Wetter zu ſchmälen, welche mir bey meiner wichtigſten Abſicht ſo hinderlich ſind. Und alſo hatten Sie die geringſte Urſache nicht, über mich zu ſpötten. W. Z. E. W.

In der Beſchreibung vom geſtrigen Tage habe ich noch einen Hauptumſtand vergeſſen, den ich heute nachholen will. Nach meiner Ausrechnung mußten die Briefe, die ich den 24ſten nach Dresden ſchrieb, geſtern halb ein Uhr in Ihrem Hauſe ſeyn. Um eben dieſe Zeit trat ich in Ihre Stube, fand meine gute Freundinn ziemlich gleichgültig am Fenſter bey der Kommode ſitzen, und ſo bald der Brief abgegeben ward, riefen Sie: »Was? ſchon ein Brief von Herr Rabenern?« Hannchen, die eben ins Zimmer trat, ward blaß, flog der Fritzchen in die Arme, und rief ganz ängſtlich: »Gewiß »genug hat er auch an mich geſchrieben. Da ſiehſt du »nun, daran iſt kein Menſch ſchuld, als du. Antwor»ten thue ich gewiß nicht, drauf kann er ſich verlaſſen!« Fritzchen ſchweigt, und Hannchen hängt das Maul. Inzwiſchen kömmt Herr B*. Er öffnet den Brief. »Ach! warlich auch an die Gretel ein Brief, und auch »an die Hannchen! Wo iſt ſie denn?« Die arme Kleine muß herbey. Sie kömmt wie ein zitterndes Kind, dem die Ruthe droht. Sie will den Brief nicht öffnen; »da, lies du ihn, Lorchen!« Der Brief wird geöffnet, und ſie verwandelt bey jeder Zeile die Farbe. Die Gretel lieſt ihren Brief friſch weg, fragt, wenn ſie antworten ſollte, und ſagt der Mama das aufgetragene Kompliment, welche lächelt, weil es ihr die Gretel ſagt. Sie, mein liebes Lorchen, treten ans Fenſter, leſen meinen Brief, ſind eben nicht unzufrieden darüber, fangen bey der einen Stelle wirklich ſchon an, ein wenig zu lächeln; faſſen ſich aber ſogleich, indem Sie ſich beſinnen, daß Sie Lorchen ſind, und daß der Brief nur von Ihrem Freunde Rabener iſt. Sie ſtecken den Brief nachläßig in den Schubſack; Herr B* verlangt ihn zu leſen. — »O ja, Sie können ihn leſen; es ſteht gar nichts Be-

»ſonderes darinne.« Er fragt, wenn Sie antworten werden? »Ach, lieber Gott!« iſt Ihre Antwort, »fragen Sie mich nur nicht ſo viel auf einmal. Heute »kömmt der Klaviermeiſter, morgen habe ich Kopfſchmerzen, übermorgen die Kolik, und alsdann . . . Mit »einem Worte, ich will ſchon antworten.« Sie eilen mit der Ihnen eigenen Miene davon, ſetzen ſich an Tiſch, und eſſen vermuthlich nicht. Denn was Sie da weiter gethan haben, weis ich nicht, weil ich in dem Augenblicke, als Sie die mir immer ſo gefährliche Miene machten, von Ihrem Saale weg und nach S** zurück eilte, wo ich fand, daß ich an der Tafel mitten in der Geſellſchaft ſaß, und etliche Minuten ſehr tiefſinnig, bald heiter, bald mürriſch, und in dem letzten Augenblicke beſonders ſo verdrüßlich und erſchrocken ausgeſehen hatte, daß die Geſellſchaft ſchon anfieng, ſich meiner Geſundheit wegen Sorge zu machen, und die Wirthinn mir eben an den Puls fühlte, da ich von meiner Zerſtreuung zu mir ſelbſt kam. Solche Zerrüttung kann eine einzige Miene von Ihnen anrichten, wenn ich auch ſechs Meilen entfernt bin. Bedenken Sie nun die traurigen Folgen, die eine ſolche verwünſchte Miene anrichtet, wenn ich neben Ihnen ſtehe. Ich muß hier aufhören; denn indem ich von dieſer unglücklichen Miene rede, merke ich, daß ich eben ſo unruhig und ängſtlich werde, wie ein Kind, wenn man bey langen Winterabenden in einer Stube ohne Licht das Mährchen von Mum Mum erzählt.

Um des Himmels willen, mein liebes Lorchen, daß ich bey meiner Rückkunft dieſe menſchenfeindliche Miene ja nicht wieder finde, oder ich flüchte über Hals und Kopf wieder aufs Land.

Am 27ſten May.

Ich habe Ihnen verſprochen, eine Nachricht von unſerm Gottesdienſte zu geben. Hier iſt ſie. Eigentlich iſt das hieſige Rittergut in ein Dorf, eine Stunde weit entlegen, eingepfarrt. Weil aber in dortiger Gegend die Viehſeuche heftig wütet, ſo iſt aus einer ſehr vernünftigen Vorſorge die Anſtalt getroffen worden, daß die Gemeine den Gottesdienſt hier im Dorfe abwartet, wo eine alte und kleine Kapelle iſt. Wer einen Begriff von dem Gottesdienſte der erſten Chriſten hat, die in Höhlen zuſammenkamen, den wird dieſe Kapelle nicht befremden. Stellen Sie ſich ein Zimmer vor, etwan dreyßig Ellen lang, und halb ſo breit, das mit dicken ſchmuzigen Mauern eingefaßt iſt, und das Licht durch ein paar kleine Fenſter empfängt. Auf dieſen Mauern ruht eine hochgewölbte Decke von braun angeſtrichenen Bretern, ſo dem Gebäude ziemlichermaßen das Anſehen eines Kobers giebt. In der Kirche ſelbſt finden Sie die Anſtalten zu allen kirchlichen Gebräuchen, und einen Altar, der noch dieſen Sommer prächtiger ausgepußt werden ſoll, ißt aber ſich nur in einem leichten Negligee von grünem Taffet zeigt,

and Pulpit, Drum Eccleſiaſtick
is beat with Fiſt inſtead of a Stick;

welches aber nur vom Advente bis Faſten geſchieht. Auf einer ſogenannten Emporkirche ſteht ein Poſitiv, welches von Silbermannen iſt. Der Bader hieſigen Orts ſpielt darauf, und macht der chriſtlichen Gemeine viel Ehre. Eine Stunde vorher barbierte er mich, und trat mir ziemlich derb im Geſichte herum; Sie können alſo wohl glauben, daß er das Poſitiv nicht ſchont. Da er ein ſo wichtiges Glied der Kirche iſt, ſo hat er ein Recht, mit einer ſehr erbaulichen Ernſthaftigkeit auf ſeiner Bank zu ſitzen: ich wünſchte nur, daß er ſich weniger ſchaukelte, denn er wackelt beſtändig hin und wieder, nicht anders, als ein türkiſcher Junge, der die Sprüche aus dem Alkoran lernt.

Die zwote Stütze der hieſigen Kirche iſt ein Menſch mit ziemlich ordentlich ausgekämmten Haaren und einer ehrwürdigtrotzigen Miene. Die Bauern, die ihm nicht gut ſind, nennen ihn den Kinderlehrer; er aber nennt ſich den Katecheten, und ein paar junge Bauerweiber nennen ihn auch ſo, weil ſie ihm nicht ſo gram ſind, wie ihre Männer. Dieſer Menſch muß in der Kirche leſen, und die Lieder anfangen. Das erſtere verrichtet er ziemlich gut, und das letzte, ſo gut er kann. Sein Intoniren iſt erzketzeriſch. Weil er nicht ſingen will, wie der gemeine Bauerpöbel im Dorfe, ſo ſingt er ſo gräßlich, daß Menſchen und Vieh zittern möchten. Stellen Sie ſich ein Maul vor, das eben nicht das kleinſte in hieſigem Dorfe iſt; dieſes Maul preßt er in den linken Winkel zuſammen, und den rechten ſperrt er ſo weit auf, daß man ihm bis in den tiefſten Abgrund des Magens ſehen kann. Sodann preßt er mit verwendetem Halſe den andächtigen Wind hervor, mit welchem er Gott loben und ſeinen Nächſten erbauen will, und intonirt oder maut vielmehr, wie ein zärtlicher Kater, ganz unvernehmliche Töne; und wie er ſingt, ſo betet er auch. Alle ſeine Vater unſer kaut er, und bey Menſchen würde dieſe Kreatur ſchwerlich Erhörung finden.

Ich hatte verſprochen, Ihnen eine Nachricht von unſerm Gottesdienſte zu geben, und ich ſehe, daß ich Ihnen von nichts erzählt habe, als von dem Bader und von dem Kinderlehrer. Ich will Ihneñ auch weiter nichts ſagen, als daß der Probſt Reinbeck predigte, und doppelt erbaulich und angenehm geweſen ſeyn würde, wenn er nicht durch den frommen Rachen des Katecheten hätte predigen müſſen.

Unter dem Gottesdienſte kam die Fräulein von W** mit ihrer feiſten Gouvernantinn. Wir haben heute, da ohnedem das Wetter angenehmer war, als bisher, uns ſehr wohl vergnügt, und Anſtalt gemacht, uns morgen und übermorgen noch beſſer zu vergnügen. O! wären Sie doch bey uns, meine gute Freundinn! Kommen Sie, ich beſchwöre Sie, kommen Sie gleich! Aber das werden Sie nicht wagen. Ihr böſes Gewiſſen wird Sie zurückhalten. Sie würden das jüngſte Fräulein nicht anſehen können, ohne mit zerknirſchtem Herzen an die Bosheit zu denken, die Sie mir erwieſen haben. Himmel, was für eine unerſchöpfliche Quelle von Heucheley, dreiſter Verwägenheit und ſchalkhaften Muthwillens! und das alles mit einer ſo gelaſſenen, frommen und ehrlichen Miene, beynahe ſo gelaſſen, fromm und ehrlich, als die meinige iſt. Sind Sie nicht ein gefährliches Mädchen? Immer entdecke ich neue Fehler an Ihnen; aber zum Unglücke ſind mir ſogar Ihre Fehler liebenswürdig.

Heute habe ich genug geplaudert; ich werde ſchläfrig. Morgen wird für mich ein vergnügter Tag ſeyn, einer von den vergnügteſten, die ich in S** erleben kann. Wie freue ich mich darauf! Wie lang wird mir die Nacht werden! O! wäre er ſchon da, dieſer vergnügte Tag! Habe ich nicht Urſache, ungeduldig zu ſeyn; denn morgen früh gegen ſieben Uhr bekomme ich von Ihnen Briefe. Gute Nacht!

Den

Den 28ſten May.

Noch vor ſechs Uhr ſtund ich auf, und jagte meinen Bedienten aus dem Bette. »Lauft, geſchwinde lauft hinunter und fragt: ob Briefe mit der Poſt angekommen ſind?« Er gieng mir viel zu ſachte, ob er ſchon ziemlich eilte. »Trödelt aus!« rief ich ihm nach, gieng in meinem Zimmer mit geſchwinden Schritten auf und ab, und erwartete mit unruhigem Vergnügen einen Brief von meiner Freundinn. Was wird ſie ſchreiben, die gute Freundinn? Vermuthlich einen langen Brief, denn ſie weis, daß mir auch ihre längſten Briefe zu kurz ſind. Sie wird ſich rächen, und mir Vorwürfe machen, die eben ſo bitter ſind, als die meinigen; denn ob ſie ſchon, außer ihrem Briefe an die Babet, keine Satyren geſchrieben hat, ſo iſt ſie doch eben ſo ſatyriſch, als ein Autor von Profeſſion. Viel Neues wird ſie mir ſchreiben vom Hofe und von ſich; und das Letzte wird für mich das wichtigſte ſeyn. ꞉ ꞉ ꞉ Krank? — das wolle der Himmel nicht! Nein, ſie wird recht geſund ſeyn; denn ich habe es ihr von ganzem Herzen gewünſcht, da ich abreiſete. Ich will viel wetten, ihr Brief wird freundſchaftlicher und weit gefälliger ſeyn, als ihre Unterredungen meiſtentheils ſind. ꞉ ꞉ ꞉ Aber wo bleibt mein Bedienter? Das iſt ein unerträglich langſamer Menſch! — O! wenn ſie mir ſchriebe, daß ſie meine Rückkunft wünſchte, wie ſchmeichelhaft würde mir dieſes Kompliment ſeyn! Es iſt nur ein Kompliment, ich weis es; aber doch würde ich ſtolz darauf ſeyn, weil mir es die Lorchen macht. Ich guter Narr! — Babet läßt mich gewiß auch grüßen; tauſendmal will ich ſie wieder grüßen laſſen, die vortreffliche Freundinn meiner Lorchen. Aber warum nicht auch meine Freundinn? das laſſe ich mir durchaus nicht nehmen. . . . Aber wo bleibt mein Bedienter? Er wird eben ſo ein fauler Eſel — O! da kommt er, mit einem großen Packt Briefen! „Nun, mein lieber guter Johann, ſeyd ihr ſchon wieder da? Gebt her!“ Steuerſachen? wie kömmt das auf den Brief? Gewiß genug ſind ſie mit eingeſchlagen. — Ein Brief; — wieder ein Brief; — ein Bericht, — o! der hätte warten können. . . . Da finde ich keinen Brief von meiner Freundinn; vielleicht ſteckt er hierinnen? — Nichts, überall nichts! — Das kann ich doch nicht begreifen. — Noch ein Supplikat von einem bedrückten Bauer — Der Bärenhäuter hat gewiß Unrecht. — Das kann ich doch nicht begreifen! . . . „Befehlen Sie Thee, oder Kaffee?“ — „Was ihr wollt.“ „Befehlen Sie Milch?“ — „Wie ihr wollt.“ „Bringe ich Brodſchnitte mit?“ — „Ins Henkersnamen, wie ihr wollt! Habt ihr bald genug gefragt?“ . . . Das kann ich doch nicht begreifen! — Am Freytage zu Mittage — ja, da müſſen ſie die Briefe bekommen haben. — Der Nachmittag — der ganze Sonnabend, — geſetzt auch, daß der Klaviermeiſter gekommen wäre. In der Zeit kann man doch wohl ein Brieſchen ſchreiben. — Und wenn ich gleich glaubte, ſie wäre . . . o nein! ſie war ja geſund, da ich wegreiſte. — Ich habe ſie ſo ſehr, ſo ſehr gebeten — und ſie verſprach mirs auch. — Das kann ich doch nicht begreifen! . . . „Was für elenden Kaffee habt ihr mir gebracht? Nehmt ihn weg. — Nun, was ſieht mich der Narre an? Den Kaffee ſollt ihr wegnehmen! Ich will euch ſchon rufen, wenn ich euch brauche.“ — Es iſt warm heute, unerträglich warm heute. . . . Nein, meine gnädige Fräulein, unmöglich kann ich heute Vormittags ſpazieren gehn — vielleicht komme ich nach. . . . Nein, ich bitte unterthänig, warten Sie auf mich nicht, ich komme gewiß nach. — Wie geſagt, ich kann unmöglich — Kopfſchmerzen habe ich — ja, es kann wohl ſeyn, daß ich mich geſtern erkältet habe. — Ich komme gewiß nach — aber ich ſage Ihnen, es iſt mir nicht wohl . . . O! martern Sie mich nicht mit Ihrer Gnade! Gut, ich bin verdrüßlich; es ſey drum, wenn Sie das lieber glauben wollen — warten Sie nur nicht auf mich! — Nun, wenn Sie es ſchlechterdings wiſſen wollen; ich habe Briefe aus Dresden bekommen, die mir den Kopf wirbelnd gemacht haben. — »Von der Mademoiſelle »D** ?« Wie kommen Sie auf die? So gute Freunde ſind wir eben nicht. Sie hat mehr zu thun, und ich . . . ja, ein Paar Briefe etwan, und das iſt ſchon ſehr lange. — Schreiben thut ſie zwar ſehr gut, das muß ich Ihnen ſagen, vortrefflich, und ſchreibt oft; aber an mich nicht. . . . Nein, mit Ihrer Erlaubniß, da fragen Sie mich zu viel. . . . Kommen Sie, wir wollen ſpazieren gehen! . . . Was für eine traurige Promenade war das! Ich bin grauſam müde, — und wenn es nur ein kleines Briefchen, nur ein paar Zeilen, nur ein Wort geweſen wäre; ſie weis doch, wie ſehr ich mich auf ihre Briefe freue! Ja, wenn es ihr etwan ſauer würde — Das kann ich doch nicht begreifen! Nun, mein Entſchluß iſt gefaßt. — Nein, dasmal iſt er gewiß gefaßt . . . Schon zur Tafel? Was für eine traurige, einförmige, langweilige Mahlzeit! Nicht einen Biſſen gut gekocht! Und der Wein? . . . pfuh! ich weis gar nicht, wie die Geſellſchaft ſo aufgeräumt und luſtig ſeyn kann! Ich dächte, die itzigen Zeiten wären nicht darnach. — Es muß doch eine grauſame Ueberwindung koſten, an einen guten Freund — zu ſchreiben, und der Sekretair B* . . . Nun, mags doch! Mein Entſchluß iſt gefaßt, das ſoll wahr ſeyn — »Wenn jemand nach mir fragt, Johann, ich »ſchlafe — bis um fünf Uhr wenigſtens.« — Der Teufel mag in dem Lärmen ſchlafen — Alles geht mir heute der Quere — Es ſoll mich doch verlangen, was für eine Entſchuldigung ſie vorbringen wird. O! fehlen wird es daran nicht; aber — Nu, nu . . . Nein, nimmermehr nicht — mags doch! — Schön ſind ihre Briefe, es iſt wahr, vortrefflich ſind ſie, und leſen ſich ſo angenehm, ſo . . . Nun, es ſey drum! Wie müßte ich thun . . . »Was giebt es denn ſchon wie»der? Mit einer verfluchten Quadrille! Sagt, ich »käme gleich —« Dem Himmel ſey Dank! das war auch überſtanden. — Noch eine ſaure Stunde bey der Tafel — Gut, auch dieſe war vorbey! Nun zu Bette! werde ich auch ſchlafen können? — Wie unglücklich bin ich mit meiner Freundſchaft! Immer muß ich . . . Auf eine Viertelſtunde, auf eine kleine Viertelſtunde, wäre es nur angekommen — zu ſo einem Brieſchen, — und ſie hat mirs ausdrücklich verſprochen — Es iſt gut, an die Babet . . . aber an die Babet iſt allemal Poſttag! — »Johann, ziehe mich aus! löſche »das Licht aus!« — Einmal für allemal, das kann ich doch nicht begreifen!

Den 29ſten May.

Freylich konnte ich es geſtern nicht begreifen, und ich legte mich mit feindſchaftlichem und rachſüchtigem Herzen zu Bette. Mein Entſchluß war gefaßt, und vielleicht

Im ganzen Ernſte gefaßt; aber wie wenig kannte ich mich! Ich hätte mich beſinnen ſollen, daß es, auch bey den größten Beleidigungen, mir niemals möglich geweſen iſt, länger als vier und zwanzig Stunden mit Ihnen zu ſchmollen; und daß alſo bey dieſer kleinen Nachläßigkeit im Schreiben, meine grimmige Wut kaum ſechs Stunden wiederhalten würde. Und in der That dauerte ſie kaum ſo lange. Denn heute früh um fünf Uhr wachte ich auf; (es war ſchon ein gutes Zeichen, daß mich die freundſchaftliche Verzweifelung beynahe ſechs Stunden ſo ſanft und ruhig hatte ſchlafen laſſen) ſo bald ich erwachte, fiel mir mein geſtriger Zank mit Ihnen ein. Ich ſtellte mir Sie mit meinem Tagebuche in der Hand vor. Sie hatten Ihre natürliche trotzige Miene, welche meine Uebereilung zu verdammen ſchien; und mitten in dieſem Trotze glaubte ich einen gewiſſen freundſchaftlichen Blick wahrzunehmen, welcher meinen ganzen Zorn entwaffnete. Ich gab mir Mühe, Entſchuldigungen für Sie auszufinden; ich glaubte dergleichen zu finden: aber ich gab mir auch eben ſo viele Mühe, nicht zu unterſuchen, ob ſie gegründet wären, weil ich ſchlechterdings verlangte, daß Sie Recht behalten ſollten. Sehen Sie, meine gute Freundinn, ſo gefällig iſt Ihr Rabener; ſo gut meynt er es mit Ihnen; ſo viel Mühe giebt er ſich in wichtigen und gleichgültigen Sachen, durch eine beſtändige Achtung und ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf alles das, was Ihnen angenehm ſeyn kann, Sie zu überzeugen, daß er Ihr wahrer, und obſchon nicht der erſte, doch der Ordnung nach wenigſtens der zweyte Ihrer guten Freunde iſt. ..

. . . .

. . . .

Voll von Freundſchaft und Vergnügen war ich bis hieher gekommen, als ich von der Poſt drey angenehme Briefe aus Ihrem Hauſe vom 24ſten May erhielt, von Ihnen aber nicht eine Zeile, auch die geringſte Spur nicht fand, daß Sie in Willens gehabt hätten, an mich zu ſchreiben, oder, daß es Ihnen eingefallen wäre, wegen dieſer unterlaſſenen Antwort meine Freundſchaft beruhigen zu laſſen. Dieſe Gleichgültigkeit iſt mir unerwartet. Vielleicht bringt die morgende Poſt, was ich ſo ſehr wünſche. Und geſchieht es auch alsdann nicht, . . . ich wage es nicht, mich zu erklären; aber ich wage es noch weniger, mein Tagebuch fortzuſetzen. Denn da es ſcheint, daß Ihnen der kleine Brief vom 24ſten May ſehr gleichgültig geweſen, ſo muß ich befürchten, daß Ihnen dieſer Traktat, welcher aus ſieben langweiligen Briefen beſteht, gar ekelhaft werden möchte.

Meine liebe Charitas,

Unſer Briefwechſel iſt mir viel zu angenehm geweſen, als daß ich nicht auf ein Mittel hätte denken ſollen, Ihnen eine Gelegenheit zu verſchaffen, wie Sie deſſelben ſich fleißig erinnern, die nützlichen und guten Gedanken, die man Ihnen in die Feder gelegt, täglich vor Augen haben, und meine freundſchaftlichen Lehren und Warnungen

---

Zu beſſerm Verſtändniſſe dieſer Briefe dienet folgende kleine Anekdote. Der ſelige Rabener gieng in einem gewiſſen angeſehenen Hauſe aus und ein, wo ſich ein Paar junge Frauenzimmer befanden. Dieſe geriethen auf den ſcherzhaften Einfall, mit ihm einen Briefwechſel unter einem erdichteten Namen zu unterhalten. Ein paar Wochen lang wußte er nicht, woran er war; ein Zufall aber entdeckte ihm die Verfaſſerinn. Er ließ ſich nichts davon merken, und ſchrieb ſo lange in dem vorigen Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand. Dieß gab ihm inzwiſchen Gelegenheit, den Scherz in ſeinen Antworten den Perſonen gemäßer einzurichten.

nungen ſich immer bekannter machen könnten. Ich habe geglaubt, daß dieſes am füglichſten geſchehen möchte, wenn ich alle Briefe, wie ſie von Zeit zu Zeit von uns und den beiden verkappten Barbern geſchrieben worden, zuſammenbringen ließ. In dieſem Bändchen ſind ſie alle beyſammen. Ich werde wegen dieſer Aufmerkſamkeit für Ihr Beſtes mehr belohnt ſeyn, als ich ein Recht habe, es zu verlangen, wenn Sie dafür meine gute Freundinn bleiben. Leben Sie wohl. Dresden, am 26ſten März, 1758.

Rabener.

Mein Herr,

Das iſt der erſte Brief, den ich in meinem Leben ſchreibe. Ich bin ein Mädchen von drey bis vierhundert Wochen. Vor etwa drey Monaten habe ich angefangen ſchreiben zu lernen. Man ſagt: ich ſchriebe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübſch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie ſollen Richter ſeyn. Belieben Sie Ihre Gedanken davon nur einigen von Ihren guten Freunden zu ſagen, ſo will ich ſie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht: erfahren ſollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freyheit. Ich bin Ihre Dienerinn, und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

Dresden, am 9. Decemb. 1757.

Recht ſchön, meine artige kleine Korreſpondentinn, allerliebſt ſchön ſchreiben Sie. Ganz gewiß müſſen Sie ſich in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich kann ein Frauenzimmer von vierhundert Wochen ſo richtig und ſo fein ſchreiben. Aber ich beſinne mich, das ſchöne Geſchlecht braucht kaum ſo viel Monate, als wir Mannsperſonen Jahre brauchen, recht gut, oder recht ſchlimm zu werden.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieſes noch nicht verſtehen, ſo fragen Sie nur Ihre Tanten, die werden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ich ſolle Ihnen nicht ſchmeicheln? O! merken Sie ſich die Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Mannsperſonen ſind ſo aufrichtig, als ich bin. So bald Sie achthundert Wochen alt ſind, werden Sie erfahren, daß ich heute wahr geredet habe. Sie ſchreiben mir doch bald wieder? Wie ſorgfältig will ich Ihren Brief aufheben, da er, wie Sie ſagen, der erſte iſt, den Sie in Ihrem Leben ſchreiben. Mir wird er allemal ſchätzbar, und künftig für viele ein Heiligthum ſeyn, die Ihre Briefe vergebens wünſchen. Habe ich Ihnen nunmehro genug geſagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Namen? Ich möchte mich gern mündlich bey Ihnen bedanken, und Ihnen die Hände küſſen.

Rabener.

Mein Herr,

Iſt es wahr, daß Sie ſich die Mühe nehmen, und mir auf meinen geſtrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbracht, hat mir es beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchſtabieren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben! Schreiben Sie geſchwind, die Frau ſoll darauf warten. An ſolche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geſchrieben. Ich möchte ſchon wiſſen, was Sie ſich für eine Vorſtellung von mir machen? Warten Sie, ich will ſehen, ob ich mich beſchreiben kann. Ich bin zu meinem Alter weder zu groß noch zu klein; ſchön ſehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig — manierlich . . . Ich will aufrichtig ſeyn. So gar ſehr artig und manierlich, als viele andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernſthaft, als luſtig, und halte mich gern zu erwachſenen Perſonen, die ſittſam und verſtändig ſind. Ich habe . . . nein, das ſagt Charitas nicht. Schweigen muß ſie, ſonſt wird ſie ſich verrathen; das thut ſie nicht.

Mein Herr, Charitas iſt Ihre gehorſame

Dienerinn.

Am 9ten December, Abends.

Sie ſind ſchalkhaft, meine kleine Freundinn, beynahe ſo ſchalkhaft, als ein erwachſenes Frauenzimmer. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute kennen lernen. Sie können wohl glauben, daß ich mich ſehr darauf freue. Voll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief, ich lief ihn flüchtig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweymal mit der größten Aufmerkſamkeit durch, und nun weis ich heute eben ſo wenig, als ich geſtern wußte. Aber nehmen Sie ſich in Acht, meine gar zu verſchwiegene Charitas! ich habe ſchon mit dem Amtmanne geſprochen. Noch in dieſer Woche, vielleicht morgen, ſoll durch die ganze Stadt in allen Quartieren Ausſuchung gethan werden. Alle Frauenzimmer von drey bis vierhundert Wochen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu ſchön und nicht zu häßlich, mehr ernſthaft als luſtig ſind; alle dieſe Frauenzimmer ſollen zuſammengebracht werden. Was wetten wir, ich ertappe Sie? Ich werde eine jede nach der Reihe fragen: ob ſie artig und manierlich ſey? Und wenn eine darunter iſt, die es aus Beſcheidenheit läugnet, daß ſie es nicht ſo wäre, wie viele von ihren Jahren, dieſe iſt gewiß meine verſteckte Charitas. Wird Ihnen nun bald Angſt? — Wie? ich glaube, Sie lachen gar noch darüber? Nun, warten Sie nur; gewiß, gewiß ertappe ich Sie; und wie ſoll ich Sie hernach beſtrafen?

Rabener.

Mein Herr,

Ey, wie freue ich mich, daß Sie an meine kleine Muhme ſchreiben! Nicht wahr, an mich ſchreiben Sie nun auch? Aber ich frage nicht, ob Chärchen beſſer ſchreibt, als ich; denn Charchen iſt auch älter, als ich. Aber wenn Sie noch mehr an Charchen ſchreiben wollen, da will ich auch recht hübſch ſchreiben lernen; ich laſſe mir aber doch keine Linien ziehen. Ach! hören Sie, wenn Sie mir ſchreiben, will ich auch mit keiner Puppe mehr ſpielen; aber Charchen ſpielt noch mit Puppen, und hat einen Hampelmann, der heißt Wilhelm. Ach! ich möchte gern wiſſen, welche Sie für die leichtfertigſte hielten? nicht wahr, mich nicht? Charchen ſagte mir in der Schreibeſtunde, daß ſie gleich den andern Tag wieder ein Briefchen von Ihnen erhalten, und das hätte ſie in ihr Schränkchen verſteckt; wenn Sie mir aber ein Briefchen ſchicken, das will ich allen Leuten weiſen, und da werden die Leute ſprechen: Ey, hat er denn auch kleine Mädchen lieb? Nicht wahr, das iſt beſſer? Aber Sie müſſen mir auch antworten; ſonſt lacht mich Charchen aus. Auf mein Briefchen dürfen Sie mir ſchreiben: An die kleine Barbara, Couſine der Charitas.

Barbara.

Am 11. December, 1757.

Das iſt eine verzweifelte Sache, mein gutes Barbarchen. Ich ſoll ſagen, wer am leichtfertigſten iſt: ob Sie, oder Ihre Couſine Charitas? Ich dächte nun . . . was meynen Sie wohl, was ich dächte? — ich dächte, Sie wären am leichtfertigſten. Warum? — das will ich Ihnen gleich erzählen. Charitas ſagt von ſich ſelber ſehr wenig Gutes, und von Ihnen hat ſie mir gar nichts Böſes geſagt; aber Sie ſagen mir von der Charitas, daß ſie nach Linien ſchreibe, daß ſie mit Puppen ſpiele, und ich weis ſelbſt nicht, was Sie mir alles von ihr ſagen. Habe ich nicht Recht, daß Sie leichtfertiger ſind? Ich glaube auch, daß mich Charitas lieber hat, als Sie mich haben. Denn ſie verſteckt meine Briefe in ihr Schränkchen, und Sie wollen meinen Brief allen Leuten weiſen: das ſehe ich nicht gern.

In vierzehn Jahren werden Sie mich ſchon verſtehen. Schreiben Sie mir doch bald wieder, ob ich Recht habe; aber ſeyn Sie verſchwiegener, und zeigen Sie dieſen Brief keinem Menſchen, am wenigſten Ihrer Mama. Das merken Sie ſich einmal für allemal. Ich küſſe Ihnen Ihre kleinen Hände.

Rabener.

N. S.

Wiſſen Sie denn wohl, daß der Charitas ihr Hampelmann eben ſo heißt, wie ich? Das hat wohl was zu bedeuten. Noch eins: ſind Sie wohl großmüthig genug, Ihrer Charitas zu ſagen, daß für ſie ſchon ſeit vorgeſtern ein Brief bey mir liegt?

Mein Herr,

Ich bin ſchon wieder da; haben Sie etwas zu thun, ſo leſen Sie nicht weiter. Ich komme nur, mich für Ihren ſchönen Brief gehorſamſt zu bedanken. Ach, wenn ich ſo ſchreiben könnte! Glauben Sie wohl, daß ich es mit der Zeit lernen ſollte? ich wollte recht fleißig ſeyn. Ich weis auch wohl, wen ich gern zu meinem Lehrmeiſter haben möchte; aber wer wird ſich mit ſo einem kleinen Mädchen, wie ich bin, die Mühe nehmen? Zum wenigſten will ich mir bey Ihnen ausbitten, daß ich noch etlichemal an Sie ſchreiben darf, und da müſſen Sie mir auch erlauben, daß ich noch nicht ſagen darf, wer ich bin; denn ſo bald Sie das erfahren, ſo wird die ganze Freude aus ſeyn. Soll ich die Woche ein oder zweymal ſchreiben? — Sie antworten mir aber doch auch? Denn daran iſt mir am meiſten gelegen. Sie ſchreiben gar zu ſchön, und ich weis **Jemanden**, der mir, was ich nicht verſtehe, erklären ſoll. Den **Jemand** kennen Sie auch. Meine Tanten kann ich nicht darum fragen. Ich habe nur Eine, und die bekomme ich ſelten zu ſehen. Leben Sie wohl. Wenn darf ich denn wieder erſcheinen?

Charitas.

P. S.
Verbieten Sie doch Ihrem ſchlauen Diener, daß er meiner Briefträgerinn nicht mehr nachſchleicht.

Am 12. December, 1757.

Da haben Sie zween Briefe auf einmal. Seit Freytags habe ich mit Schmerzen auf eine Antwort von Ihnen gewartet. Ich glaubte ſchon — verzeih mirs Gott — ich glaubte ſchon, Sie wären unbeſtändig und mir in meiner Korreſpondenz untreu geworden. Denn, ob Sie gleich noch ein ſehr junges Frauenzimmer ſind, ſo ſind Sie doch ein Frauenzimmer. Ja, meine liebe

Charitas, alle Wochen zweymal, — ſiebenmal ſchreiben Sie alle Wochen, wenn Sie wollen. So oft ich kann, werde ich antworten, und mannichmal habe ich viel Zeit. Fahren Sie nur fort; Sie werden in kurzem noch viel beſſer ſchreiben lernen, als ich es kann, denn ich ſehe ſchon durch die Brille. Wollen Sie mich im Ernſte zum Lehrmeiſter annehmen? O! verſuchen Sie es; ich bin recht fromm, und Mädchenſchulmeiſter habe ich ſchon in meiner Jugend werden wollen. Aber darf ich denn inzwiſchen gar nicht wiſſen, wer Sie ſind? Gut, ich will es auch nicht wiſſen. Mein Bedienter ſoll auch Ihrem verſchwiegenen Courier nicht mehr nachſchleichen. Das iſt eine verſtockte Frau! ſie hat mir gar nichts geſtanden. Darf ich denn auch nicht wiſſen, wer der Jemand iſt, der Ihnen alles erklärt, und den ich kennen ſoll? Wenn ich nur zum wenigſten das wiſſen ſollte. Noch eins. Haben Sie denn noch eine jüngere Couſine, die Barbara heißt? Sie hat mir am Sonnabende geſchrieben; recht viel Böſes von Ihnen geſchrieben: aber ich habe ihr geſtern kurz und gut geſagt, ich glaube das alles nicht; ich habe ſie brav ausgeſcholten, aber ich war auch recht böſe auf die leichtfertige Barbara. Ihren Jemand grüſſen Sie von mir aufs verbindlichſte. Nur den Jemand? Aber Sie ſchütteln mit dem Kopfe. Gut! von Ihnen laſſe ich mir alles gefallen. Leben Sie wohl!

Rabener.

Mein Herr,

Ich bitte zwar um Verzeihung, daß Sie ſo oft überlaufen werden; ich kann mir aber nicht helfen. Geſtern Nachmittage waren Sie nicht zu Hauſe. Alſo konnte ich auch keine Antwort bekommen, und gleichwohl möchte ich gar zu gern wiſſen, ob Sie mir erlauben, noch weiter an Sie zu ſchreiben, und wie vielmal die Woche? wenn es auch nur Einmal wäre. Ach ja, das erlauben Sie, bitte bitte ganz gehorſamſt.

Charitas.

Am 14. December, 1757.

Nun ſchreibe ich den dritten Brief an Sie, meine liebe Charitas; aber vielleicht wird er eben ſo wenig abgeholt, wie die erſten beide. Es geht Ihnen wie allen vornehmen Leuten; je mehr Bediente, deſto ſchlechtere Bedienung. Jeden Brief ſenden Sie mir durch ein neues Geſicht, und dieſe kommen wohl gar nicht wieder, oder doch, wenn niemand zu Hauſe iſt. Ihre erſte Briefträgerinn war wohl die beſte; dieſe wollen wir zu unſerm Briefwechſel verpflichten laſſen. Sind Sie nicht auch meiner Meynung? Wenn dieſer Brief wieder liegen bleibt, ſo laſſe ich unſre ganze Korreſpondenz in den Dresdner Anzeiger ſetzen, damit Sie erfahren, daß ich Ihnen geantwortet habe. Soll ich das thun? A Dieu!

Rabener.

Ey, ey! wenn der Herr Amtmann wüßte, daß Sie ihn zum Popanz machten, was würde er ſagen? Fürchten Sie ſich aber nur nicht; dasmal ſoll er nichts erfahren. Den Spaß möchte ich wohl ſehen, wenn wir Kinder in zwo Reihen ſtünden, und Sie giengen mitten durch, und fragten eins nach dem andern: Biſt du es, mein Kind, oder biſt dus? Nimmermehr hätten Sie es erfahren ſollen. Es giebt auch leichtfertige Mädchen unter uns, die hätte ich angeſtiftet, daß ſie Sie und den Herrn Amtmann hätten zu lachen gemacht; aber ſo iſt es beſſer. Ich habe Sie noch einmal ſo lieb, daß Sie nicht wiſſen wollen, wer ich bin, und daß ich ſo oft ſchreiben darf, als ich will. Sie ſagen mir ſo viel ſchöne Sachen, daß ich nicht weis, für was ich mich zuerſt bedanken ſoll. Das aller — allerliebſte iſt mir, daß Sie mich zu Ihrer Schülerinn annehmen wollen. Sie werden ſehen, daß ich recht hübſch folge. Fragen Sie im rechten Ernſte, ob ich noch eine Couſine habe, die Barbara heißt? Das iſt ein fürchterlicher Name, den habe ich noch niemals gehört. Und die hat an Sie geſchrieben? Und die hat Böſes von mir geſchrieben? Von mir? Das kann unmöglich ein klein Mädchen ſeyn. Es iſt ſchon recht, daß Sie ſie brav ausgeſcholten haben. Hat ſie denn auch geſagt, wie ſie ausſieht? Wenn ſie nun ſchöner wäre, als ich, blieben Sie deswegen doch mein Herr Lehrmeiſter? Wenn ich mich nur nicht abgemalt hätte! Ich bin nun eben nicht ſo gar . . . Das Ding verdrießt mich. Schreiben Sie ihr etwa bald wieder? Wollten Sie wohl ein Brieſchen von mir mit einſchlagen? Barbara! nein, Barbara möchte ich nicht heißen. Nicht wahr, Charitas klingt ſchöner?

Charitas.

Am 16. December, 1757.

Alſo ſoll ich wirklich Ihr Lehrmeiſter werden? Ja, meine liebe Schülerinn, darauf bin ich recht ſtolz, weit mehr ſtolz, als kleine Mädchen, die nicht ſo vernünftig, wie Charitas denken, auf neue Kleider ſind. Was würde ich nicht für Ehre mit Ihnen einlegen! Aber, wie mache ich es, wenn ich Sie ſtrafen ſoll? da ich nicht weis, wer Sie ſind, und wo Sie wohnen; doch ich bin überzeugt, Charitas ſtraft ſich ſelbſt, wenn ſie ja einmal fehlt, und ſie fehlt gewiß nur ſelten. Haben Sie denn im Ernſte keine kleine Muhme, die Barbara heißt? Das iſt für mich ein neues Räthſel. Und hätten Sie vier Barben zu Muhmen, ſo bleiben Sie mir doch die liebſte. Halten Sie das wirklich für den bitterſten Vorwurf, den Ihnen Barbara machen könnte, wenn ſie geſagt hätte, daß ſie ſchöner wäre, als Charitas? O wie ähnlich ſind ſich doch die Frauenzimmer von *** ja, vielleicht von dem Jemand an bis auf die Charitas! Barbara hat mir von Ihnen das nicht geſagt. Und ich bin gewiß, wenn Charitas nicht ſo ſchön, ja, und wenn ſie ſogar häßlich ausſähe; ſo würde ich ſie doch wegen ihrer andern guten Eigenſchaften unendlich hochſchätzen. Bey einem artigen und tugendhaften Mädchen vermißt man die Schönheit ſehr wenig. Sehen Sie, rede ich nicht ſchon in einem wahren Schulmeiſterton? Fürchten Sie ſich nur nicht! So ernſthaft ich manchmal ausſehe, ſo freundlich küſſe ich Ihnen doch itzt die Hände.

Rabener.

Am 17. December, 1757.

Da ich nun einmal Ihr wohl berufener und verordneter Leib- und Mundſchulmeiſter bin; ſo werden Sie mir die große Neugierde verzeihen, die ich habe, Sie näher kennen zu lernen: nicht Ihre Perſon, weil Sie dieſes nicht wünſchen; ſondern Ihre tägliche Beſchäfftigung. Melden Sie mir doch, wie Sie vom Morgen bis auf dem Abend Ihren Tag zubringen, was Sie lernen, und am begierigſten bin ich zu wiſſen, womit Sie ſich in Nebenſtunden vergnügen? Von dieſen letztern, und beſonders von Ihren Spielen, verſchweigen Sie mir ja nichts. Barbara ſagt mir ſonſt alles, und ich werde mich ſehr betrüben, wenn Sie mir nicht die reine Wahrheit ſagen. Sie ſpielen doch nicht mit einem Hampelmann, der Wilhelm heißt? Was die Barbara für ein leichtfertiges Mädchen iſt! Mir ſolch Zeug zu bereden? Sie ſoll mir nur noch einmal wieder kommen. Nein, Charitas hat mir geſagt, daß ſie ernſthaft ſey, und mit erwachſenen Perſonen am liebſten umgehe, nicht mit Hampelmännern. Nun der Charitas muß ich wohl mehr glauben, als der Barbara, nicht wahr?

Rabener.

N. S.

Wollen Sie mir einen Brief an die Barbara ſchicken? Ich habe Gelegenheit, ihn zu beſtellen.

Mein Herr,

Nein, gewiß, ich kenne keine kleine Muhme, die Barbara heißt. Glauben Sie denn, daß ich Ihnen Unwahrheiten ſagen könnte? Da wäre ich nicht werth, Ihre Schülerinn zu ſeyn. Sie ſind wohl gar ein wenig argdenklich. Nehmen Sie mirs aber nicht übel. Sie glauben, ich habe die Barbara im Verdacht, daß ſie Ihnen geſchrieben, ich wäre nicht hübſch: nein, verſichert nicht. Ich will Ihnen ſagen, warum ich verdrießlich war. Ich habe Ihnen geſchrieben, daß ich nicht ſchön und auch nicht die allerartigſte wäre: Könnte ich nun nicht fürchten, daß Sie vielleicht nicht gern an zwey kleine Mädchen ſchreiben möchten, und alſo die hübſchſte ausſuchen, und mich etwa ſitzen ließen? Sehen Sie, das war es, wovor ich mich fürchtete. Nun bin ich aber wieder froh, recht froh, daß Sie mein Lehrmeiſter ſeyn wollen; wenn ich auch häßlich ausſähe. Immer ſtrafen Sie mich, wenn ich fehle. Je ernſthafter Sie ſind, deſto lieber mir es iſt; aber nur böſe müſſen Sie nicht werden, ſonſt weine ich; gewiß, ich weine, und da wird mich niemand tröſten können, denn ich werde es niemanden ſagen, warum ich weine. Gienge es denn nicht an, daß ich Sie ſelber fragen dürfte über das, was ich in Ihren ſchönen Briefen nicht recht verſtehe? Ach ja; Sie ſind ja mein Herr Lehrmeiſter, und können mirs am beſten erklären. Ich will es probiren. In einem Briefe ſagen Sie, ich wäre ſchalkhaft, wie ein erwachſenes Frauenzimmer: Heißt denn das gelobt oder getadelt? Kann man denn nicht tugendhaft und ſchalkhaft zugleich ſeyn? Hernach ſagen Sie auch: Sie hätten geglaubt, ich wäre unbeſtändig, oder gar untreu geworden; denn wenn ich nur ein klein Frauenzimmer wäre, ſo wäre ich doch ein Frauenzimmer. Sind denn alle Frauenzimmer ſo, oder nur einige? und ſind denn die Mannsperſonen gar nicht unbeſtändig, gar nicht untreu? Endlich ſagen Sie: O! wie ähnlich ſind ſich doch die Frauenzimmer! und Sie ſagen gleich darauf, wie Sie glaubten, ich wäre böſe auf die Barbara, daß ſie ſich für ſchöner hielte, als mich. Aergerts denn die großen Frauenzimmer mehr, wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht ſchön ſind, als wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht verſtändig ſind? Antworten Sie mir fein umſtändlich, ich möchte gar zu gern etwas lernen. Verlangen Sie aber nicht zu wiſſen, ob mich mein Jemand etwa angeſtellt hat, daß ich Sie fragen ſoll; ich ſage nichts, und gleichwohl möchte ichs Ihnen hernach auch nicht abſchlagen. Nein, nein, Sie fragen mich nichts, ich weis es ſchon.

Charitas.

Den 22. December, 1757.

Sie fragen mich auf einmal zu viel:

Ob ein Frauenzimmer tugendhaft und ſchalkhaft zugleich ſeyn könne?

Ob alle Frauenzimmer, oder nur einige davon unbeſtändig? Und ob die Mannsperſonen gar nicht unbeſtändig, gar nicht untreu wären?

Ob es die Frauenzimmer mehr ärgere, wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht ſchön, als wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht verſtändig ſind?

Charitas! wo haben Sie hingedacht? drey ſolche wichtige Fragen auf einmal zu thun! Und in einem einzigen Briefe drey ſolche Fragen beantworten zu ſollen; das iſt zu viel, wahrhaftig zu viel. Ich getraue mir von dieſen Fragen einen ganzen Stoß zu ſchreiben, über den Charitas nicht wegſehen kann. Aber deſto weniger werde ich itzt davon ſchreiben; denn ich weis es gewiß, meine gute Charitas, ganz gewiß weis ich es, Sie haben ſo viele von Ihren Freunden um ſich, die mich ſehr auslachen würden, wenn ich über etwas predigen wollte, das dieſe Ihre Freundinnen beſſer verſtehen. Und der Jemand ‥‥ aber nicht ein Wort wieder geſagt, Charitas, — und ich denke immer, der Jemand weis viel aus der Erfahrung. Aber nur etwas auf Ihre Fragen zu antworten: warum iſt Ihnen das Wort ſchalkhaft verdächtig? Unmöglich kann es was Böſes ſagen, da ich Sie genennt habe; und wenn Ihre Tanten, (denn ich glaube es immer noch nicht, daß Sie nur Eine Tante haben) und wenn dieſe Tanten nicht ſo ſchalkhaft wären, ſo würden ſie nur halb ſo liebenswürdig ſeyn. Ueber die Unbeſtändigkeit des Frauenzimmers will ich mich mit Ihrer und der wertheſten Angehörigen Erlaubniß, nicht weitläuftig erklären. Unter uns geſprochen, die meiſten ſind es. Nicht alle in der Liebe, auch in der Freundſchaft nicht alle; aber doch in andern Sachen, und im Geſchmacke gewiß alle; verſtehen Sie mich, Charitas? alle, alle! Ob es die Mannsperſonen auch ſind? O! meine liebe Charitas, vor dieſen Leuten nehmen Sie ſich in Acht! die ſind unbeſtändig, ſie ſind untreu, und zum größten Glücke läßt ihnen dieſer Fehler ſehr lächerlich, ganz unerträglich lächerlich, denn er iſt ihnen nicht ſo natürlich, wie dem Frauenzimmer. Ihre dritte Frage iſt zu verfänglich. Viele Frauenzimmer, das räume ich ein, werden

den mehr beleidigt, wenn man ſie häßlich, als wenn man ſie unverſtändig nennt: aber davon war in meinem Briefe an Sie die Rede nicht. Hätten Sie mich gefragt: Ob auch verſtändige Frauenzimmer empfindlich würden, wenn man ihnen zu verſtehen gäbe, daß ſie nicht ſchön wären, und ob ſie nicht lieber wünſchten, auch ſchön zu ſeyn? Wenn Sie ſo gefragt hätten, ſo wüßte ich die Antwort. Ueberhaupt, meine werthe Charitas, wenn ich vom Frauenzimmer Böſes rede, ſo müſſen Sie mir das nicht übel nehmen. In Leipzig hatte ich es Urſache, und in Dresden kann ich mir es nicht abgewöhnen. Die Fehler des ſchönen Geſchlechts fallen viel ſtärker in die Augen, als ihre Tugenden, weil man nichts als Tugenden von ihren Vollkommenheiten erwartet. Und wir Mannsperſonen ſind allerdings ſehr mühſam, ihre Fehler auszuſpähen, weil ſie außerdem zu unendlich viel Vorzüge vor uns haben würden. Sind Sie mit dieſer Ehrenerklärung zufrieden?

N. S.

Mein Brief war ſchon geſchloſſen, da ich den Ihrigen bekam. Ich danke Ihnen für Ihren ſchönen Lebenslauf und für Ihren abgedankten Hampelmann. Das war wohl ein großes Opfer? Alſo hatte Barbara doch nicht ganz Unrecht? Der kleine Spion! Ich wünſche Ihnen recht viel Schönes zum heiligen Chriſte.

Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen von mir wiſſen, wie ich vom Morgen bis auf den Abend meine Zeit zubringe. Das will ich Ihnen ſagen. So bald ich angezogen bin und gebetet habe, ſehe ich, wo ich etwas zu thun bekomme, denn müßig gehe ich nicht gern. Zuweilen ſtricke ich, zuweilen nähe ich auch; aber nähen kann ich noch nicht viel, doch will ich es ſchon lernen, und Ihnen einmal etwas von meiner Arbeit zuſchicken. Des Vormittags habe ich eine Stunde, da lerne ich den Katechiſmus; hernach kömmt mein Schreibemeiſter. Zweymal die Woche kömmt mein franzöſiſcher Sprachmeiſter. Künftigen Sommer ſoll ich noch mehr Lehrmeiſter bekommen. Ich lerne auch rechnen, und ſeitdem ich leſen kann, leſe ich fleißig. Schlagen Sie mir doch ein hübſch Buch zum Leſen vor. Ich habe wohl Puppen und auch einen Hampelmann, er heißt aber nicht Wilhelm, und ich ſpiele auch nicht mehr damit; und daß Sie ſehen, daß ich mir gar nichts aus ihm mache, ſo ſchicke ich ihn durch die Briefträgerinn auch mit. Da ſehen Sie, daß ich Ihnen nichts verſchweige. Wenn ich nur ſollte wiſſen, wer die kleine Barbara wäre, und wer ihr alles ſagte. Eheſtens will ich einmal an ſie ſchreiben. Sagen Sie ihr nichts, daß Sie den Hampelmann haben; wir wollen doch ſehen, ob ſie das auch erfahren wird.

Charitas.

Meine loſe Barbara,

Zweymal haben Sie einen Brief von mir verlangen laſſen, ohne mir eine Zeile zu ſchreiben. Iſt das wohl zu verantworten? Wenn Sie wüßten, daß ich mich mit Ihnen zanken wollte, recht ſcharf zanken; ſo würden Sie kaum ſo neugierig nach meinen Briefen ſeyn. Warum ſchreiben Sie denn ſo viel Böſes von meiner guten Charitas? Sie kennen wohl das arme Mädchen nicht einmal; wenigſtens will Charitas von keiner Couſine wiſſen, die Barbara heißt. Da ſteckt wohl gar eine kleine Schelmerey dahinter. Verantworten Sie ſich, das will ich Ihnen rathen; ſonſt glaube ich, daß Sie faſt ſo boshaft ſind, als Ihre Mama. Charitas hat mir ihren Hampelmann geſchenkt. Hier ſchenke ich Ihnen ſolchen wieder zum Weihnachtsgeſchenke; Sie ſpielen doch wohl lieber damit, als meine ernſthafte Charitas. Unterſtehen Sie ſich ja nicht wieder, der Charitas ſolche Vorwürfe zu machen, oder ich komme ſelbſt und gebe Ihnen ... die Ruthe nicht ... ein Mäulchen gebe ich Ihnen. Das können Sie ſich merken.

Rabener.

N. S.

Bitten Sie es meiner Charitas ab; die Charitas iſt ein recht gutes und geſchicktes Mädchen. Auf mein Wort!

Mein Herr,

Da haben Sie einen Brief. Können Sie ihn doch an Ihre auserwählte Charitas ſchicken. Wenn Sie hübſch

wäſwüßten, daß ſie . . . . Je ja doch! Sie ſollen nichts wiſſen; Sie ſagen doch alles wieder. Ihre Dienerinn, kurz und gut.

Barbara.

N. S.

Ich ſchimpfe, wenn Sie den Brief an die Charitas öffnen.

Den 22. December, 1757.

Mein Herr,

Sie mögen mir wohl ein rechter loſer Herr Lehrmeiſter ſeyn. Warum wollen Sie mir denn auf meine Fragen nicht ausführlich antworten? Woher wiſſen Sie denn ſo gewiß, daß ich viele von meinen Freundinnen um mich habe, die Sie auslachen würden? Und warum glauben Sie mir denn nicht, daß ich nur Eine Tante habe? Warten Sie nur, das ſollen Sie mir und meinen Freundinnen einmal abbitten müſſen. In der kurzen Antwort, die Sie mir auf meine letzten Fragen geben, finde ich vielerley, worüber ich gern aufs neue fragen möchte. Erlauben Sie mir es immer. Ich will nicht mehr ſo viel auf einmal fragen. Nur eins möchte ich dasmal gern wiſſen: Warum können Sie ſich denn in Dresden noch nicht abgewöhnen, von dem Frauenzimmer Böſes zu reden? In Leipzig, ſagen Sie, hatten Sie es Urſache. Haben Sie es denn in Dresden auch? Ich bin recht froh, daß ich noch klein bin, und Sie zum Lehrmeiſter habe. Vor den Mannsperſonen will ich mich recht in

Acht nehmen. Die ſollten ſich ſchämen, unbeſtändig zu ſeyn. Sind Sie denn auch einmal ſo geweſen? Wie haben Sie ſich denn das abgewöhnen können? — Schweig, Charitas: du fragſt ſchon wieder zu viel. Es iſt auch wahr; nicht ein Wort mehr, bis aufs Wiederſehn.

Charitas.

Den 31. December. 1757.

Bald werden Sie aus dem Lehrmeiſter Ihren Beichtſohn machen. Erwarten Sie wohl im Ernſte ein treuherziges Geſtändniß auf die verfänglichen Fragen:

Ob ich auch in Dresden Urſache hätte, Böſes vom Frauenzimmer zu reden?

Ob ich auch einmal untreu geweſen ſey?

Unmöglich können Sie dergleichen Offenherzigkeit von mir erwarten. Und doch will ich ſo aufrichtig ſeyn, Ihnen wenigſtens das zu geſtehen, daß ich auch in Dresden Gelegenheit gehabt habe, mit Frauenzimmern unzufrieden zu ſeyn, noch niemals aber eine Gelegenheit, untreu zu werden. Nun fragen Sie mich davon weiter nichts mehr, wenn ich bitten darf; es giebt Augenblicke, in denen ich ſehr ſtumm bin. Hier iſt ein Brief, den ich an die Barbara, und einer, den Barbara an mich, und noch einer, den Barbara an Sie geſchrieben. Den an mich bitte ich mir zurück aus, und wenn ich nicht zu viel bitte, auch den zum Durchleſen aus, den Barbara an Sie geſchrieben hat. Sie antworten ihr doch? und darf ich hernach wohl wiſſen, was Sie geantwortet haben? aber wenn ich es auch nicht wiſſen darf, ſo will ich mich beruhigen. Gern möchte ich beide leſen. Ueberlegen Sie es mit Jemanden.

Rabener.

Ma chere Couſine,

Es iſt gar nicht hübſch, daß mich Herr Rabener verrathen hat. Je nun, mags doch! Wenn du mirs zu bunt machſt, ſo verrathe ich dich auch. He! ſoll ich? Daß du nun beſſer ſchreiben kannſt, als ich: denk doch, das machts noch nicht aus. Was du nicht ſchreiben kannſt, ſchreibe deine . . . bald wär's herausgefahren. Kann ich doch beſſer tanzen, als du, und habe immer hübſche weiße Wäſche, und neige mich; tief, tief neige ich mich. Kannſt du das? Auf den Schooß laſſe ich mich auch nicht mehr nehmen, und bin doch lange nicht vierhundert Wochen alt. Ich grinze auch nicht, wie du, und krieche nicht beſtändig hinter die liebe Mutter. Wirſt du es nun bald Herr Rabenern geſtehen wollen, daß du mich kennſt? Das iſt doch toll! Deine Barbara nicht kennen zu wollen! Warte du . . . Geh nur, ich bin böſe!

Barbara.

P. S.

Den rechten Hampelmann haſt du auch nicht geſchickt. Den dickköpfigen Balg habe ich gemeynt, der oben in der Stube liegt! Weißt du nicht, wo er liegt? Frage nur Einen.

Mein lieber Herr Lehrmeiſter,

Heute will ich mich nur für die überſandten Briefe bedanken. Sind Sie mir denn auch wirklich ſo gut, als wie Sie es der ſogenannten Barbara ſchreiben? . . . Ja ſo, ich ſoll Sie nicht ſo viel fragen. Nun, antworten Sie mir nur nicht drauf; ſo bin ich geſtraft genug. Sie verlangen der Barbara ihren Brief zu leſen; hier iſt er, und auch meine Antwort. Sie werden ſie wohl beſtellen. Die Barbara, die ſoll ein kleines ehrbares Mädchen ſeyn? Ein kleiner wilder Dragoner muß ſie ſeyn: ſie droht ja mit Verrathen, mit Schimpfen; es fehlt nichts mehr, als daß ſie noch flucht und ſchwört. Ich will nur ſehen, was ſie nun vornehmen wird. Es iſt gewiß kein kleines Mädchen, und wenn es eines wäre, könnten Sie es lieb haben? Sie glauben ihr doch nichts mehr? — Schon wieder gefragt. Aber wie ſoll ich es denn ſonſt machen, wenn ich gern etwas wiſſen will? Ich muß nur dasmal gar aufhören. Vielleicht ſagen Sie mir es ungefragt.

Charitas.

Sie heißen ſich Barbara, und ich Ihre kleine Muhme. Was Sie reden! Ich habe Sie nicht einmal für ein kleines Mädchen; und wenn Sie eines wären, ſo müſſen Sie gewiß ſehr klein ſeyn, weil Sie die Leute noch Du heißen. Was habe ich Ihnen aber gethan, daß Sie ſo viel Böſes von mir reden? So eine kleine Muhme wäre mir recht! Schämen Sie ſich. Was Sie für

Unwahrheiten ſagen! Sie drohen, mich zu verrathen das fehlte noch! Doch meinetwegen verrathen Sie mich aber erſtlich müſſen Sie den Herrn Rabener durch Jemanden verſichern, daß Sie wirklich ein kleines Mädchen ſind, daß Sie noch nicht vierhundert Wochen alt, und meine Anverwandtinn ſind. Können Sie das thun? Ich glaube es nicht. Ich möchte ſchon Ihre tiefen Neigen ſehen! Das iſt eine große Kunſt; darüber muß ich lachen.

Charitas.

Den 4. Jenner, 1758.

Ich kann Ihnen heute nur ein paar Zeilen ſchreiben. Nun bin ich der Barbara im Ernſte gram. Das iſt eine kleine ungezogene Hummel! Unmöglich kann ich ihr gut ſeyn. Das werde ich ihr ſelbſt ſagen. Nimmermehr werde ich ihr wieder was glauben; und wenn ſie gar meine Charitas verriethe, ſo glaube ich ihr doch nichts. Gott tröſte einmal ihren armen Mann, der wird was an ihr zu ziehen kriegen! Aber meiner Charitas ihr künftiger Mann (ich meyne nicht den Hampelmann) der wird ein glücklicher Menſch ſeyn. Denn ein klein Frauenzimmer [illegible] vierhundert Wochen, das ſchon ſo geſetzt iſt, ſo fleißig arbeitet, ſo gern lernt, und in ſeinen Sachen ſo ordentlich iſt, von andern Perſonen nichts Böſes ſpricht, mit einem Worte, das ſo tugendhaft iſt, wie meine Charitas, das muß mit der Zeit eine gute Wirthinn, eine vernünftige Freundinn, und alſo eine liebenswürdige Frau ſeyn. Heben Sie dieſen Brief auf, er wird Ihnen einmal ſo lieb ſeyn, als ein Hochzeitcarmen; denn ich weis nicht, ob ich ſo lange leben möchte, da ich (im Vertrauen geſprochen) ſchon ein ziemlich alter Junggeſelle bin. Ja, meine gute Charitas, nur bis auf Ihre Hochzeit möchte ich noch leben, damit ich Ihrem Manne Glück wünſchen könnte. Ich glaube, vor Freuden tanzte ich gar, und wenn ich am Stocke tanzen ſollte.

Sind Sie mit der Nativität zufrieden, die ich Ihnen ſtelle? Sie müſſen wiſſen, daß das mein Handwerk iſt. So bald ich ein kleines, oder auch ein erwachſenes unverheurathetes Frauenzimmer kennen lerne, ſo bald beſchäfftige ich mich in Gedanken am liebſten damit, daß ich ihrem künftigen Manne den Planeten leſe. Manchmal betriege ich mich wohl, denn manche Mädchen ſind gar zu unergründlich. Aber noch öfter erlebe ich, daß ich Recht habe. Die unergründlichen Mädchen betriegen mich freylich, aber zu ſeiner Zeit ſich doch am meiſten; ſie würden ſich doch nicht ſo verſtellen, wenn ſie nicht Urſache hätten, ſich vor andern und vor ihnen ſelbſt zu ſchämen. Die Strafe kömmt gewiß, und ihr Mann iſt ſodann nicht allein unglücklich; ſie ſind es zugleich mit, und vielleicht doppelt.

Aber ich wollte Ihnen heute nur ein paar Zeilen ſchreiben, und habe ſchon die vierte Seite angefangen. So gern ſchreibe ich an meine liebe Charitas, daß ich meine Weitläuftigkeit nicht einmal merke. Ich finde, da ich itzt dieſen Brief wieder durchleſe, daß ich ſehr ernſthaft geprediget habe; aber Charitas iſt auch keine Barbara. Leben Sie wohl.

Rabener.

N. S.

Hier ſende ich Ihnen der Barbara Pasquill mit Danke zurück, und bitte mir auch den Brief wieder aus, den Barbara an mich geſchrieben hat. Noch zur Zeit hat ſich kein Bothe von ihr gemeldet.

Mein Herr,

Ey! ich habe eine rechte Freude gehabt, daß Sie mir eben ſo bald ein Briefchen zugeſchickt, als der kleinen Charitas; aber meiner Mama habe ich den Brief weiſen müſſen, denn ich kann noch nicht leſen, und ich hätte auch nicht mehr ſchreiben können, weil meine Mama mir meine Briefe machen hilft: denn ich darf nicht in meiner Schreibeſtunde an Sie ſchreiben, und ich darf auch meinem Schreibemeiſter gar nichts ſagen, daß ich an Sie ſchreibe, ich möchte nur wiſſen warum? Als ich den erſten Brief an Sie ſchrieb, dachte ich, Sie wären etwan in meinem Alter, aber aus der Antwort merke ich wohl, daß Sie müſſen etwas älter ſeyn, denn Sie ſchreiben auch viel beſſer, als ich. Sie mögen alſo wohl etliche Monate länger gelernt haben. Meine Mama lachte recht, da ſie das von vierzehn Jahren in Ihrem Briefe las, und ſagte, ehe ich ſo alt werden würde, würden wir einander wohl von Perſon kennen — ach! darauf freue ich mich recht ſehr. Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſagen Sie mir, ob Sie mich auch gern wollen kennen lernen. Mein Jungfer Mühmchen will Ihren Brief abholen laſſen, denn ich habe ihr geſagt, daß ein

Brief bey Ihnen fertig läge . . . Ach! wenn ich nur bald allein ſchreiben könnte, ich wollte Ihnen rechte luſtige Sachen erzählen. Je nun vielleicht lerne ich bald, Sie müſſen mir nur hübſch oft ſchreiben, damit ich nicht die Luſt verliere, fleißig zu lernen.

Barbara.

Mein Herr,

Ich habe gedacht, Sie wären gar böſe auf mich, daß Sie mir nicht auf meinen Brief geantwortet haben; aber die Charitas hat ihn nicht beſtellt, und darum kriegen Sie auch zwey auf einmal. Aber, wenn Sie mir recht gut wären, hätten Sie mir wohl ſelber ſchreiben können; ich werde Ihnen alſo wohl noch zu klein ſeyn. Je nun, mags doch, ich werde auch ſchon groß werden, und da wirds auch wohl große Musjees geben, an die ich ſchreiben kann, und die werden mir gern antworten. Aber hören Sie, an die Charitas ſchreiben Sie oft, und das ärgert mich. Ich bin eben ſo hübſch, wie ſie, und noch dazu eine Brünette; und das iſt wohl beſſer, als einen rothen Kopf zu haben, und den hat Charitas. Wenn ich gleich ein bischen hinke, das will nichts ſagen, und ich habe nun einen hohen Abſatz bekommen, da ſieht man faſt gar nichts mehr; und mein Papa ſagte letzthin bey Tiſche, es wäre mancher Mann ſo betrogen worden; er könnte aus Erfahrung reden, es wäre ihm mit ſeiner erſten Frau bald ſelbſt ſo gegangen, denn die Aeltern hätten es verſchweigen wollen, aber ſie hätte es ihm ſelbſt geſagt. Ach! ſeyn Sie doch ſo gütig, und ſchicken mir der Charitas ihren Hampelmann; ich will Ihnen auch von meinem heilgen Chriſte eine ſchöne Schäferinn ſchicken, und einen kleinen Harlekin, und hernach will ich die Charitas recht trillen, daß Sie mir ihre Puppe geſchickt.

Barbara.

Den 7. Jänner, 1758.

Meine liebe Barbara,

Sie, oder ich, müſſen behext ſeyn. Wiſſen Sie das Mährchen von dem alten Einſiedler? Ich will es Ihnen erzählen: Es war einmal ein Mann . . . Aber laſſen Sie ſichs nur Ihre Amme erzählen. Mit einem Worte, der Einſiedler ließ ſich an zween Orten zugleich ſehen; und ſo muß es mit Ihnen unfehlbar auch ſeyn. Heute bekomme ich zween Briefe von Ihnen, und vor vierzehn Tagen bekam ich auch einen von einer Barbara, einer kleinen Couſine der Charitas. Welche von Ihnen beiden iſt nun die rechte Barbara? Charitas will von keiner Couſine Barbara wiſſen, und ſagt, Sie möchten wohl ein kleiner Dragoner ſeyn: aber warum ſchreiben Sie auch einen ſo boshaften Brief an die Charitas? — Ihre Antwort haben Sie doch richtig bekommen? Ich bin ganz verwirrt; ich weis nicht, mit welcher Barbara ich itzt rede; machen Sie es mit der andern Barbara aus. Eine von beiden iſt wohl eine kleine Betrügerinn.

Künſ-

Künftig will ich alle meine Briefe an Sie bey der Charitas einſchließen. — Soll ich?

Rabener.

Mein Herr,

Was ſoll ich Ihnen auf Ihren ſchönen Brief antworten? Ich weis nichts, als mich zu bedanken. Sie loben mich, das ſoll mich nicht ſtolz machen? Ich will es aber ſuchen, immer mehr und mehr zu verdienen. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch wahrſagen können: wenn das die erwachſenen Frauenzimmer erfahren, da werden ſie ſich erſt recht vor Ihnen fürchten; ich will Sie aber nicht verrathen. Das iſt wohl die Urſache, warum Sie noch nicht geheurathet haben. Ja, ja, wer die Leute ſo kennt, wie Sie, der mag ſich nun wohl in Acht nehmen. Ich dächte aber doch, Sie hätten ſich eine Frau nach Ihrer Hand ziehen können. Und wie Sie die Mannsperſonen beſchreiben, da haben ſich die Mädchen noch mehr zu fürchteh. Ich will zwar nichts verſchwören, es hat auch noch lange Zeit mit mir. Aber einen Mann zu nehmen . . . . Sie lachen vielleicht? Nein, lachen Sie nicht; ich ſchäme mich. Daß ja die Barbara nichts von dieſem Briefe erfährt! Die würde erſt lachen! Leben Sie wohl!

Charitas.

P. S.
Verzeihen Sie mir heute meine ſchlechte Schrift.

Dresden, am 12. Jänner, 1758.

Sie haben mir recht Angſt gemacht, meine liebe Charitas, da Sie mir ſagen, die erwachſenen Frauenzimmer würden ſich vor mir fürchten, wenn ſie erführen, daß ich wahrſagen könnte. So alt ich bin, ſo gut bin ich doch noch dem erwachſenen Frauenzimmer. Das iſt bey mir ein Familienfehler, wenn es ein Fehler iſt, und ich würde mich ſehr betrüben, wenn mich die guten Kinder ſcheuen ſollten. Aber ich weis es ſchon, Sie verrathen mich nicht, und weil Sie ſo verſchwiegen ſind, ſo will ich Sie künftig zu meiner Vertrauten machen. Ich will Ihnen recht viel Heimlichkeiten ins Ohr ſagen. Ich will Ihnen ein paar Mädchen beſchreiben, die ich ſehr geliebt habe, da ich noch in Leipzig war. Ich will Ihnen den Charakter einiger meiner Freunde, oder vielmehr meiner Bekannten machen, damit Sie ſich vor den Mannsperſonen deſto mehr in Acht nehmen. Meinen itzigen Charakter will ich Ihnen machen, wie ich bin, und wie ich würde ſeyn, wenn ich geheurathet hätte, damit Sie ſehen, daß ich meine Fehler eben ſo gut kenne, als die Fehler anderer. Ich will Ihnen, (aber um des Himmels willen verrathen Sie mich nicht) Ihre zwo Tanten will ich Ihnen ſchildern, die verheurathete und die unverheurathete: jene, wie ich glaube, daß ſie war, ehe ſie den Mann nahm; und dieſe, wie ſie ſeyn wird, wenn ſie einmal einen Mann hat. Sehen Sie, das alles will ich Ihnen nach und nach vertrauen, wenn Sie recht verſchwiegen ſeyn wollen. Wollen Sie das? Melden Sie mir doch, ob ich mich darauf verlaſſen kann, und welches von allen dieſen Geheimniſſen Sie zuerſt wiſſen wollen. Ich dächte das von den Tanten; nicht wahr?

Rabener.

Mein Herr,

Je pfuy! ich werde doch keine Amme mehr haben ſollen? Ich bin ja ſchon ſeit ſieben Jahren entwöhnt, und ſeit dem meine Kinderfrau den alten garſtigen Sänftenträger geheurathet, habe ich auch keine Kinderfrau mehr; ich habe auch alle Leute im Hauſe gefragt, wegen des Einſiedlers, aber es weis niemand etwas davon. Aber nein, ich mag es auch lieber nicht wiſſen: denn es mag wohl eine Geſpenſterhiſtorie ſeyn; und da ich mich ſo leicht fürchte, ſchade darauf! Ihr Brief iſt doch recht garſtig geſchrieben. Warum ſchreiben Sie mir denn nicht ſo gut, als der Charitas, und warum will mich denn das alberne Mädchen nicht kennen? Ich mag auch gar nicht mehr zu ihr gehen, und mit ihr ſpielen. Ich ſehe wohl aus Ihrem Briefe, daß Sie das garſtige Ding lieber haben, als mich. Und warum heißt ſie mich einen wilden Dragoner? das leide ich gewiß nicht. So bald ich ſie ſehe, ſchmeiße ich ſie in die Augen: und warum ſoll ich denn eine kleine Betrügerinn ſeyn? Sie werden machen, daß ich anfange, recht über Sie zu weinen. In Ihrem erſten Briefe waren Sie ſo artig, und nun ſeyn Sie wohl aufgehetzt? Je nu, mags doch, kann es doch gar bleiben; ich muß ja eben nicht an Sie ſchreiben: es giebt ja mehr Mannsperſonen, die auch gern an Mädchen ſchreiben. Sie ſind ſchon hochmüthig, weil auch die Charitas an Sie ſchreibt. Wenn Sie mir alſo nicht wieder ein hübſches Briefchen ſchreiben, ſo iſt das der letzte; machen Sie nun, was Sie wollen. Ich habe auch um der Charitas ihren Balg gebeten; allein, wenn Sie mir auch den ſchicken wollen, ſo mag ich ihn nicht haben.

Barbara.

Puuz

Pour Madame O. F. mere de la petite Barbara.

Den 12. Jänner, 1758.

Madame,

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihre Barbara bey Ihnen verklagen; ſie iſt ein gar zu ſchlimmes Mädchen. Das kleine trotzige Geſchöpf hat mir einen ſo grämiſchen Brief geſchrieben, daß mir die Augen übergehen möchten. Wenn ich nicht glauben ſoll, daß Sie ſelbſt eine böſe Frau ſind, ſo züchtigen Sie das leichtfertige Kind. Von wem hat ſie denn ſo viele Bitterkeit gelernt, vom Vater oder von der Mutter? Ich möchte Sie wohl kennen, Madame. Wenn Ihre Barbara mir es nicht recht bußfertig abbittet, ſo laſſe ich ihren Brief in die Erlanger Zeitungen ſetzen, und warne alle Junggeſellen vor einem ſo kleinen böſen Kraute. Das werden Sie doch nicht gern wollen, daß Ihre Tochter als eine alte Jungfer ſterben ſoll? Gewiß thue ich es, denken Sie an mich, denn ich bin ſehr beleidigt. Ich hoffe, Sie werden meine Bitte billig finden, und in dieſer Hoffnung bin ich

Ihr

ergebener Diener,
Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen mir alſo nicht glauben, daß ich nur Eine Tante habe? Zwo ſoll ich wenigſtens haben; eine verheurathete, und eine unverheurathete? Nun meinetwegen, ich kann mir nicht helfen; wahr bleibt es aber doch allemal, daß ich nicht mehr als Eine Tante habe. Sie ſtellen ſich auch wohl nur ſo, als wenn Sie daran zweifelten, und hinter dieſer Verſtellung mag wohl ſonſt etwas ſtecken, das ; ; ; Charitas ſollte ihren Herrn Lehrmeiſter etwas verſichern, und er ſollte es nicht für wahr halten, und ſie doch zu ſeiner Vertrauten machen wollen? das kann Charitas nicht zuſammen reimen. Wer ſoll ſich einbilden, daß Sie von einem kleinen Mädchen, das nicht wahr redet, glaubten, ſie werde verſchwiegen ſeyn. Da ſind Sie viel zu klug dazu. Oder möchten Sie vielleicht gern verrathen ſeyn? Nein, aufrichtig bin ich, und verſchwiegen bin ich auch. Ich freue mich ſchon auf Ihre Charaktere. Nehmen Sie zuerſt, welchen Sie wollen, ſie werden alle hübſch ſeyn. Ich bin auch zufrieden, wenn Sie mit den vermeynten Tanten anfangen. Sind es gleich nicht meine Tanten, ſo kann ich doch vielleicht errathen, wen Sie dafür halten. Meinem Jemand darf ich doch alles weiſen, was Sie mir ſchreiben?

Charitas.

Dresden, am 22. Jänner 1758.

Beynahe machen Sie mich argwöhniſch, meine gute Charitas! Was können Sie für Urſache haben, Ihre zwo Tanten ſo hartnäckig abzuläugnen? Hätte ich zwo ſolche liebenswürdige Tanten, ich thäte groß mit ihnen, und verklagte alle Leute, die nicht glauben wollten, daß ſie meine Tanten wären. Und Sie wollen es nicht einmal geſtehen, da ich behaupte, und mit ſo gründlicher Gewißheit behaupte, daß dieſe zwo Tanten Ihre ſind. Nein, Charitas, Sie treiben die Verſtellung zu weit! Was wird die Frau von ** ſagen, wenn ſie zurückkömmt, und ich erzähle ihr von ihrer Schweſter Charitas, daß ſie von ihren lieben Tanten nichts wiſſen will.

Warum werden Sie roth, Charitas, da ich Ihnen die Frau von ** nenne? Weis ich etwa von Ihnen zu viel, mehr als ich wiſſen ſollte? Ja, wenn Sie mich mit Ihrem Läugnen böſe machen, ſo ſage ich von Ihnen noch mehr, was ich ſchon lange weis, und alsdann iſt Ihre ganze Karte verrathen. So ſchlau Ihre Briefträgerinn iſt, ſo ſchlau iſt auch mein Bedienter, und ich denke immer, meine kleine Korreſpondentinn wohnt mir näher, als ich anfangs gedacht habe. Verſtehen Sie mich? Nun laſſen Sie es nur gut ſeyn, ich will weiter nichts ſagen, und auch weiter nichts wiſſen. Unſer Briefwechſel verlöre viel Angenehmes, wenn er das Geheimnißvolle verlöre. Aber ſeyn Sie nicht wieder ſo halsſtarrig. Denn wenn Sie Ihre Tanten läugnen können, ſo glaube ich auch, daß Sie eine Couſine Barbara haben, daß Sie die Verſtellung zu hoch treiben, daß Ihr Jemand recht ſchlimm iſt, daß Sie … wer weis, was ich alles noch glaube, wenn Sie Ihre Tanten weiter läugnen. Aber wenn ich das alles auch glaubte, ſo würde mich dieſes doch niemals hindern zu glauben, daß Charitas ein gutes Mädchen, aufrichtig und verſchwiegen ſey. Lügen kann Charitas niemals, wenn ſie auch nicht allemal die Wahrheit geſtehe. Das iſt ein großer Unterſchied, wenigſtens bey uns Juriſten, und wenn Sie mir das nicht glauben wollen, ſo fragen Sie

nur

mit Ihren Großpapa; haben Sie etwan auch keinen Großpapa? Kleine Verſtockte! Sehen Sie, wie viel ich von Ihrer Familie erzählen könnte, wenn ich Sie nicht ſchonte. Aber da Sie nun ſchlechterdings keine Tanten haben wollen, ſo darf ich Ihnen freylich auch keine Beſchreibung von Ihren Tanten machen, wie ich mir vorgeſetzt hatte. Das würde ſich ſchicken! was ſollten Sie dazu ſagen? Könnten Sie mir es wohl einräumen, daß ich dieſelben ähnlich geſchildert hätte? Wie viel Freude verderben Sie mir! Schon einen ganzen Bogen hatte ich von Ihrer älteſten Tante aufgeſetzt, ich hätte Ihnen recht viel ins Ohr ſagen wollen; recht treuherzig wollte ich mit Ihnen von den vielen Tugenden und den wenigen Fehlern Ihrer Tante reden. Aber nun iſt das alles vergebens. Denn da Sie keine ſolche Tante haben, ſo können Sie mich unmöglich verſtehen, und meine ganze Offenherzigkeit wäre ohne Nutzen. Sehen Sie, Charitas, um ſo vieles Vergnügen bringen Sie mich durch Ihren Eigenſinn. Glauben Sie ja nicht, daß ich mir nur die Mühe erſparen wollte, mein Verſprechen auszuführen; es war ſchon ausgeführt, und damit ich Sie davon überzeuge, ſo will ich Ihnen nur einen Auszug von der weitläuftigen Beſchreibung geben, die ich für Sie aufgeſetzt hatte. Ich habe vieles weggelaſſen, das Sie gar nicht verſtehen können, weil Sie nun, leider! ſchlechterdings keine ſolche Tante haben wollen. Da iſt der Auszug ſelbſt:

»ꝛc. ꝛc. Eben ſo oft habe ich angemerkt, daß Ihre verheurathete Tante mitten in ihren Vergnügungen traurig wird. So lebhaft zuweilen die Art iſt, ihre Freude auszudrücken, ſo merklich iſt hernach ihre Traurigkeit, und weit öfter iſt ſie traurig, als vergnügt.

»Ich ſtelle mir um deswillen vor, und vielleicht nicht ohne Grund, daß ſie in ihrem ledigen Stande ein groſſes Räthſel für ihre Freunde geweſen ſeyn mag. In Einer Stunde dreyerley Geſichter! Gegen diejenigen, mit denen ſie vor einer Minute freundlich geſprochen, nun froſtig und zurückhaltend. Einen Freund, den ſie vor kurzem mit einer beleidigenden Unaufmerkſamkeit ſtehen ließ, ſucht ſie wieder auf, und lächelt ihn an, da er es am wenigſten hoffet. Heute ſcheint ſie ganz hungrig auf die ſchönen Wiſſenſchaften, und morgen liegen ihr alle Bücher im Wege. Sie zankt, verſöhnt ſich, zankt wieder, und wird gut. Sie wünſcht auszufahren, der Wagen wird angeſpannt; nun iſt es ihr zu windig, und ſie ſchmollt in ihrem Zimmer. Keine Spielgeſellſchaft! Lieber Gott! was iſt Dresden für ein todter Ort! Aber da kömmt der Hofrath, und noch ein junger Menſch, der ſeit einem Monate eitel genug iſt, zu glauben, daß er jetzt regierender Liebhaber ſey. Geſchwind Karten her! — man ſpielt. Ihre Tante iſt lebhafter, als jemals, ſie verbreitet tauſend Vergnügen über die Geſellſchaft, ihr entzückter Liebhaber ſchmelzt vor Liebe. Mit einemmal giebt ſie die Karten ihrer Schweſter, wirft ſich ans Fenſter, und hält den Kopf ꝛc. ꝛc. So war Ihre Tante ehedem, oder ich müßte mich ſehr irren. Sie wird vielleicht damals mehr aufgeräumt, als traurig geſchienen haben, aber ſchon ehedem iſt ſie eben ſo traurig geweſen, als itzt; ſie hielt es nur damals für nothiger, ſich mehr zu verſtellen, als itzt, weil ſie fand, daß ein aufgeheitertes Geſicht allemal mehr Bewunderung an ſich zieht, als eine kranke finſtere Miene. Aber immer aufgeheitert durfte ſie auch nicht bleiben, ihre Freunde würden es zu gewohnt worden ſeyn, und verlernt haben, den

»Werth ihrer heitern Blicke zu ſchätzen ꝛc. ꝛc. Sie beſaß auch eine gewiſſe Bosheit, die nur den Frauenzimmern eigen iſt, und die man, ich weis wahrhaftig nicht, wie man ſie im Deutſchen nennt: genug, ſie beſteht darinnen, daß man ſelten ausſieht, wie man iſt; daß man diejenigen, die ſich ſchmeicheln, unſern Charakter ausſtudirt zu haben, durch neue Scenen verwirrt macht; daß man diejenigen, die ſich zu ſehr einbilden, unſre Freunde zu ſeyn, beleidigt, und ſo bald dieſe Beleidigung ſie zu dem bitterſten Entſchluſſe gebracht hat, ſie wieder ſo viel Freundſchaft verrathen läßt, daß ſie ihrer Empfindlichkeit ſich ſchämen, und kaum noch glauben, daß ſie beleidigt geweſen ſind. In dieſer feinen Bosheit mag Ihre Tante eine ziemliche Meiſterinn geweſen ſeyn ꝛc. ꝛc. Sie fand es für ihren Ehrgeiz ſehr bequem, die Geſellſchaft in einer beſtändigen Aufmerkſamkeit zu erhalten. Dadurch, daß ſie immer ſich unähnlich war, brachte ſie es ſo weit, daß ihre itzigen Freunde ſich Mühe gaben, ihre Neigung ſich zu erhalten, und ihre abgeſetzten Freunde ſich noch mehr Mühe gaben, wieder empor zu kommen. Da ſo wenig Mannsperſonen verſchwiegen ſind, ſo mochte ſie wohl merken, wie vortheilhaft dieſe Unverſchwiegenheit für ihren Ehrgeiz ſeyn müſſe, wenn der eine, mit einer ängſtlichen Sorgſamkeit, von ſeinem erlangten Glücke, ihr Freund zu ſeyn, und der andere, mit einem unruhigen Verdruſſe, von dem Verluſte dieſer Freundſchaft ſprach. Ich wünſchte wohl nicht, meine liebe Charitas, daß Sie einmal Ihre Tante in dieſem Stücke nachahmen möchten, da dieſelbe ſo viele andere vorzügliche Eigenſchaften beſitzt, die Ihnen zum Muſter dienen können. Ein Frauenzimmer wagt dabey immer viel, wenn ſie gleich eben ſo tugendhaft und unſchuldig iſt, als Ihre Tante allemal gewe-

»ſen. Unter ſo vielen Arten der Freunde ſind einige beſcheiden, und reden auch alsdann nichts Böſes, wenn ſie beleidigt ſind; aber ſie ziehn ſich zurück, und vergeſſen die Eigenſinnige, und mich dünkt, der Verluſt eines beſcheidenen Freundes iſt für ein vernünftiges Frauenzimmer ein wirklicher Verluſt. Andere Freunde ſind boshaft, und rächen ſich mit Bitterkeit an dem Eigenſinne, der ihnen unerträglich geworden iſt. Noch andere ſind weder beſcheiden noch boshaft, aber muthwillig, und lachen in Geſellſchaft über die Begegnungen, womit man ſie beleidigt hat; und eben dieſe ſind fur das Frauenzimmer die gefährlichſten, weil die ganze Stadt gern mitlacht. Auf ſolche Art ꝛc. ꝛc. Aber ich verliere mich gar von Ihrer Tante, und bin durch dieſe Ausſchweifung auf den Charakter ſolcher Perſonen gebracht, die nur die Fehler Ihrer Tante, und nichts von dem Angenehmen und Liebenswürdigen beſitzen, das dieſelbe in den Augen der Stadt, ihrer Freunde und ihres Mannes ſo ſchätzbar macht; wie geſagt, ſogar ihres Mannes, den ein jeder, auch bey dem flatterhaften Eigenſinne ſeiner Frau, für den vergnügteſten Ehemann, und ſeine Frau, ungeachtet ihrer kleinen muthwilligen Unachtſamkeiten, fur die getreueſte Frau, bis zur Eiferſucht getreu, hält. Das einzige ꝛc. ꝛc.“

Sehen Sie, meine gute Charitas, ungefähr noch einmal ſo viel, als ich hier geſagt habe, hatte ich von dem Charakter eines verheuratheten Frauenzimmers aufgeſetzt, das ich für Ihre Tante hielt. Aber weil Sie nun durchaus keine ſolche Tante haben wollen, ſo darf ich Ihnen das Uebrige nicht einmal erzählen, denn Sie würden mich doch nicht verſtehen. Und eben ſo wenig darf ich Ihnen künftig von der unverheuratheten Tante noch etwas ſagen. Um ſo viel Vergnügen bringen Sie mich mit Ihrem eigenſinnigen Läugnen! Leben Sie recht wohl, und beſſern Sie ſich.

Rabener.

P. S.

Barbara muß gar geſtorben ſeyn. Seit Ihrem letzten Briefe an dieſe kleine Ungeſtüme habe ich keine Nachricht von ihr.

Mein Herr,

Wenn ich mich wirklich ſo verſtellen könnte, wie Sie es zu glauben vorgeben, ſo würde ich den Verluſt, der mir dadurch zuwächſt, für eine wohlverdiente Strafe anſehen müſſen. Sie wollen mir den Charakter von der vermeynten unverheuratheten T[illegible] gar nicht ſchicken, und den von der verheuratheten bekomme ich auch nicht vollkommen, weil ich nicht zugeſtehen will, daß ſie meine Tanten ſind. Was würden Sie aber künftig einmal von mir denken, wenn Sie es erführen, daß ich Sie hintergangen hätte? Nein, viel lieber will ich das Schönſte entbehren, als nicht aufrichtig ſeyn, und wenn es auch mein Großvater und meine Großmutter, da doch beide nicht mehr leben, hätten erlauben wollen. Es kann auch unmöglich Ihr rechter Ernſt ſeyn. Ich glaube, Sie verſuchen mich nur, ob ich mich werde verführen laſſen. Nicht wahr, ich habe es errathen? Mein **Jemand** weis, für wen Sie mich halten. Er ſagt, Sie thäten mir viel Ehre an. Er könnte ſich aber nicht recht einbilden, daß Sie mich wirklich dafür hielten, weil er ſonſt nicht glaubte, daß Sie meine Tante ſo abgeſchildert, und mir zugeſchickt haben würden. Nun, Sie müſſen am beſten wiſſen, warum er daran zweifelt; aber wenn ich nur meiner Aufrichtigkeit wegen nicht um die Charaktere kommen ſollte! Kann man denn nicht an Fremden auch etwas lernen? müſſen es lauter Bekannte ſeyn? Wenn ich nun recht ſehr bitte? Ach ja, Sie ſchicken mir der unverheuratheten ihren Charakter auch, und nach und nach die ubrigen, die Sie mir verſprochen haben. Wenn ich es werde gelernt haben, da will ich Ihnen auch ... Aber, du arme Charitas, das wird noch lange währen, wenn gleich ... Lachen Sie nicht, endlich werde ich es ſchon auch lernen. Nur fein viel Charaktere! Aber ſo ein Frauenzimmer, wie Sie die Tante beſchreiben, das kann ja unmöglich vergnügt ſeyn; was muß ſie nicht den ganzen Tag zu thun haben, um ihre Rolle recht zu ſpielen? Da iſt kein Wunder, wenn ſie zuweilen im Ernſte Kopfſchmerzen bekömmt. Nein, Charitas, da kann man [illegible] Verſtand zu etwas Beſſerm anwenden. Sind aber die Mannsperſonen nicht etwa, die ſich ihre Freunde nennen, mit Schuld daran? Beſtärken ſie nicht etwa gar die Frauenzimmer in ihren kleinen Thorheiten, damit ſie ihnen dagegen großere zu gute halten, oder auch, weil ſie dadurch beluſtigt werden, und ſich um ſo viel klüger zu ſeyn einbilden? Oder läßt es etwa vornehmer, wenn man anders ausſieht, als man iſt? Das mag es wohl ſeyn. Die Mannsperſonen, die mögen zum Theil gefährliche Leute ſeyn! Sie haben viel in dem Stucke zu verantworten; hernach werden ſie aber meiſtens dafur auch bezahlt, wenn ſie heurathen. Sie werden wohl glauben, daß mein Jemand ſo ſpricht, freylich, aber ... genug, ich will mich huten. Bleiben Sie nur mein Herr Lehrmeiſter, ſo wird es ſchon gut gehen. Und wenn Sie auch errathen könnten, wer ich bin, ſo errathen Sie es lieber nicht! Wollen Sie ſo gütig ſeyn? Nicht wahr? Wenn Sie auch wiſſen, wer ich bin, ſo ſtellen Sie ſich doch wenigſtens, als wenn Sie es nicht wüßten. Denn ſonſt wäre die ganze Freude aus.

Charitas.

Den 28. Jänner, 1758.

Wir wollen uns vergleichen, meine liebe Charitas. Ich will wegen Entdeckung Ihrer Perſon nicht weiter in Sie dringen. Aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß, ungeachtet Ihrer Verläugnung, dennoch dasjenige weiter glauben, was ich nur gar zu gewiß weis. Warum wurden Sie denn vorgeſtern ſo roth, da ich Sie auf der Treppe von der Hand Ihrer Mama nahm, und an das Zimmer führte? Sehen Sie, kleine Heuchlerinn, daß ich Sie wohl ertappt habe! Aber vielleicht nehmen Sie ſich vor, auch das zu läugnen, was vorgeſtern geſchehen iſt? Das wäre zu arg. Lieber übergehen Sie es gar mit Stillſchweigen. Es ſcheint, daß Sie den Charakter der verheuratheten Tante, oder wer ſie iſt, tadelhafter gefunden haben, als er in der That iſt. Sie legen die ganze Schuld ihrer Fehler auf die Mannsperſonen, ihre Freunde. Dieſe Vertheidigung iſt einer Nichte, oder wer Sie ſind, allerdings anſtändig. Und im Grunde haben Sie Recht, daß ſehr oft die Mannsperſonen an den Fehlern der Frauenzimmer Urſache ſind. So bald ein Mädchen vierhundert Wochen alt iſt, ſo bald ſchmeichelt man ihr als einem ſchönen artigen Kinde: (denn nicht alle Mädchen von vierhundert Wochen ſind ſo geſetzt, wie meine Charitas, und nicht alle Mannsperſonen reden mit ihnen in einem ſo altklugen Tone, wie ich mit meiner Charitas rede.) Dieſe Schmeicheleyen betreffen nur Kleinigkeiten; aber das junge Herz empfindet ſie, und der Schmeichler gefällt ihr. Sie beſchäfftiget ſich von den erſten Jahren an, in dieſen Kleinigkeiten, die ihr ſo viel Schmeicheleyen zuziehen, immer vollkommener zu werden, und vergißt wichtige Tugenden, welche, wenn es hoch kömmt, nur von ihren Aeltern und Lehrmeiſtern gebilligt, und noch ſeltner bewundert werden. In dieſer unglücklichen Gleichgültigkeit gegen die wahren und vorzüglichen Eigenſchaften eines Frauenzimmers nähert ſie ſich den gefährlichen Jahren, wo ſie der Aufmerkſamkeit der Mannsperſonen täglich wichtiger wird. Ihre Eigenliebe, ihr Verlangen bewundert zu werden, ſind mit groß gewachſen. Die Mannsperſonen merken dieſe Schwäche gar zu bald; ſie drängen ſich an die aufblühende Schöne; ſie ſchmeicheln ihr, und werden mit einer beyfälligen Weigerung lächelnd angehört. Sie ſagen ihr tauſend allerliebſte Tändeleyen von ihrer Bildung, ihrem Anzuge, ihrem Gange, und zur Abwechſelung eben ſo unwichtige Tändeleyen von ihrem Witze vor. Alſo werden Bildung, Anzug und Gang und Witz, oder welches bey ihr einerley iſt, die geſchwinde Fähigkeit, andere muthwillig und bitter zu beurtheilen, dieſe werden für die einzigen Mittel, ihren ſchmeichelnden Freunden zu gefallen, angeſehen. Mit jedem Jahre wird ſie darinnen vollkommner, und mit jedem Jahre ſteigt der eigennützige Beyfall dieſer gefährlichen Mannsperſonen. Die Liebe zur Veränderung iſt allen Menſchen, und dem Frauenzimmer vorzüglich, eigen. Die Liebe zur Veränderung:

berung: ſie wird die Thoren überdrüßig, die alle Tage um ſie her faſeln, ſie macht ſich neue Bekanntſchaften, und wählt ſich neue Thoren zu Freunden. Die erſtern werden alſo verdrängt, glauben beleidigt zu ſeyn, und reden in der ganzen Stadt Böſes von ihr. Die neuen Bekanntſchaften werden auch abgedankt, und doch keine beſſern gewählt. Denn wie ſoll ſie glücklicher wählen, da ſie, ſeit dem erſten Jahre von den Schmeicheleyen flatterhafter Perſonen betäubt, niemals auf die ernſthaften Höflichkeiten eines vernünftigen Umgangs hören können? Sie hat Witz, aber keinen ausgearbeiteten Verſtand; ſie iſt nicht laſterhaft, aber ohne Tugend. Alle bewundern ihre Schönheit, und niemand hegt eine wahre Hochachtung für ſie. Ihre Hände ſind immer arbeitſam, ohne dasjenige zu thun, was man von der anſtändigen Wirthſchaft eines wohlgezogenen Frauenzimmers verlangen kann. Ein jeder, der mit ihr ſpricht, betet ſie an, nur, um mit ihr zu tändeln, weil ſie artig iſt; der Verwägenſte unter ihnen ſeufzt tückiſche Seufzer, lächzt nach ihrer Schande, ſchwört ihr im Stillen, nur im Stillen, ewige Treue, und würde ſie in dem Augenblicke für die verächtlichſte Kreatur halten, wo ſie aus ehrgeiziger Hoffnung ſeine Schwüre anhörte! Und an allen dieſen ſind, ich ſchäme mich, es zu bekennen, nur die Mannsperſonen ſind an allen dieſen Schuld. Dieſe tändelten mit dem artigen kleinen Kinde; dieſe flatterten ſchmeichelnd um die aufblühende Schöne; eben dieſe ſind ihr in den ſchlüpfrigen Jahren gefährlich, in welchen der Grund zu ihrem künftigen Glücke oder Unglücke gelegt werden ſoll. Aber, meine gute Charitas, nicht alle Mannsperſonen denken ſo lieblos, und noch weniger würden ſo denken, wenn alle Frauenzimmer ſo geartet wären, wie etliche ſind, die ich hier in Dresden kenne, und wie meine unvergeßliche Freundinn war, die ich in Leipzig verloren habe. Sie iſt todt — bedauern Sie mich, Charitas. Soll ich Ihnen künftig beſchreiben, wie ſie, dieſe meine beſte Freundinn, war? Für heute leben Sie wohl!

Rabener.

N. S.

Hier iſt wieder ein Brief von der Barbara. Darf ich ihn leſen? Aber wenn er nicht anſtändiger iſt, als der letzte, ſo mag ich ihn nicht einmal leſen.

Mein Herr,

Den Vergleich gehe ich recht gern ein. Sie verlangen, daß ich weiter nichts mehr von mir gedenken ſoll. Ich laſſe mir es gefallen, halten Sie mich für wen Sie wollen, wenn ich nur gewiß ſeyn kann, daß Sie mit mir zufrieden ſind, und mein Lehrmeiſter bleiben, und mir noch viele ſolche ſchöne Briefe ſchreiben wollen, ſo bin ich vergnügt. Das iſt alles, was ich wünſche. Der letzte Brief hat meinem *Jemand* ausnehmend gefallen; er hat ihn mehr als einmal durchgeleſen. Er hat mir ihn vorgeleſen. Er ſagt, ich könnte mich glücklich ſchätzen, von einem ſolchen vernünftigen Manne unterrichtet zu werden, der die Menſchen ſo gut kennte, ſie zu beſſern ſuchte, weil er ſie liebte, den Thorheiten, aber nicht den Perſonen, feind wäre, und — und was er mir alles noch mehr zu Ihrem Lobe ſagte. Wie ſehr erfreute ich mich darüber! denn mein Jemand iſt kein Schmeichler. Ich ſoll den Brief, wie alle Ihre Briefe, recht wohl aufheben; ſie würden mir künftig von ſehr großem Nutzen ſeyn. Er wüßte gewiß, daß ich mich Ihnen nicht erkenntlicher erweiſen könnte, als wenn ich Ihren guten Lehren folgen würde: das ſagt er, und das will ich auch thun. Aber die armen Mädchen, die ſind in großer Gefahr, beſonders die ſchönen! Schmeicheleyen mögen freylich gefallen; die guten Kinder! ſie dauern mich. Wenn ich es ihnen nur ſagen könnte. Ich werde Ihren Brief etlichen zu leſen geben; und wenn ich nur einige erſt auf meine Seite habe, ſo iſt es ſchon gut. Dieſe ſollen wieder ihre guten Freundinnen warnen, und wenn hernach die gefährlichen Herren mit ihren Tändeleyen kommen, ſo wollen wir ſie brav auslachen. Ich bin recht böſe auf ſie. Es iſt nur gut, daß ſie nicht alle ſo ſind. Machen Sie mir doch die Freude, und beſchreiben mir die geliebte Freundinn, die Sie in Leipzig verloren haben. Ich kann mir einbilden, daß ſie recht viel gute Eigenſchaften gehabt haben muß, weil ſie von Ihnen geliebt worden iſt; um ſo viel mehr ſind Sie zu beklagen. Aber wird Sie eine ſolche Beſchreibung nicht betrüben? das möchte ich nicht gern, ſo lieb mir auch ihr Charakter wäre. Alles, was Sie ſchildern, iſt ſchön, und alles, was Sie mir ſchicken, wird mir angenehm ſeyn.

Charitas.

P. S.

Hier iſt das mir zugeſchickte Brieſchen, ich weis nicht, was ich drauf antworten ſoll.

Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen danke ich demüthig ergebenſt für Dero, Dero, Dero geehrte und werthgeſchätzte Zuſchrift, die Sie, Sie, Sie, Sie, Sie an mich zu ſenden geruhet haben. Da, Charitas, da haſt du Ihnen, Dero und Sie, ſo viel du willſt. Schäme dich, wir kleinen Dinger ſollten ſo fremd mit einander thun, und ſind noch eben drein ſo nahe Freunde. Aber beym tauſend . . . . . warum willſt du mich denn nicht für deine Couſine erkennen? Beſinne dich, wie war dir, da du ſchriebſt? Haſt du etwa auch traurige Stunden, wie große Jungfern? pfuy! dazu ſind wir zu klein. Herr Rabenern haſt du auch verführet; es iſt ſchon gut. Er hat mich ausgehunzt, wie unſer alter Magiſter. Muß ich doch nicht mehr an ihn ſchreiben! Aber an dich ſchreibe ich zum Poſſen, zum Poſſen ſchreibe ich an dich, denn du biſt doch meine Couſine; trotz, rühre dich! He? bin ich nicht deine Couſine?

Barbara.

Mein Herr,

Warum verklagen Sie die arme Barbara ſo ſehr bey mir? Sie, der Sie ein Kenner des weiblichen Geſchlechtes ſind, wundern Sie ſich wohl über dieſes kleine Mädchen? Glauben Sie, ſie ſey noch ohne Empfindungen? Nein, gar nicht; denn ſie hat ihr zehntes Jahr zurückgelegt, und da wiſſen Sie wohl, wie es um ſo ein Mädchen ſtehe. Sie iſt allerdings ein wenig eiferſüchtig auf die Charitas, und glaubt, Sie ſagen ihr mehr Schönes;

und es kann auch möglich ſeyn, weil Sie mit ihr an einem Orte leben, und Barbara hingegen wohnt ſechs Meilen von Ihnen: dieſes iſt auch die Urſache, warum die Korreſpondenz manchmal unterbrochen wird. Mich, als Mutter, ermahnen Sie zugleich, auf meine Tochter wohl Acht zu haben, und dieſes thue ich auch, ſo viel als möglich: allein es wird Ihnen auch bekannt ſeyn, daß mancher ehrlicher Vater es nicht an guten Exempeln, Vermahnungen und treuen Lehren hat ermangeln laſſen, und hat doch wohl einen Satyr an ſeinem Sohne erzogen, und alles das Gute, was etwa der Sohn in ſeiner Jugend von ſich blicken ließ, iſt ſo ausgefallen, daß ſich Frau und Mann vor ſeiner Feder fürchten. Dieſes an meiner Tochter zu erleben, wünſche ich mir nicht, und ſie hat auch nicht das Talent, daß ich ſolches vermuthen könnte. Darf ich mir noch zum Schluß ausbitten, daß Sie ſich ferner die Mühe geben, an mein Mädchen (wenn es Ihre Verrichtungen erlauben) zu ſchreiben, ſo werden Sie ſehr obligiren

die Mutter der Barbara,
F. O.

Den 28. Jänner, 1758.

Madame,

Beym Anfange des verwichenen Decembers war Ihre böſe Barbara weit jünger, als Charitas, die damals drey bis vierhundert Wochen alt ſeyn ſollte, und heute iſt eben dieſe Barbara ſchon ein eiferſüchtiges Frauenzimmer von zehn Jahren. Ihre Kinder wachſen ſehr geſchwind,

ſchwind, Madame. Wenn ſie ſo fortwächſt, welches ich von Herzen wünſche, ſo iſt ſie im künftigen März Braut, im April Mutter, im November Großmutter, und im December ein altes verſchrumpeltes Weibchen, ohne Zähne, und mit grauen Haaren. Erklären Sie mir doch das Räthſel, Madame! Ueberhaupt nach Dero geſtrigem Briefe zu urtheilen, ſo ſchlimm er auch ſonſt iſt, wünſchte ich mir lieber mit Ihnen zu correſpondiren, als mit Ihrem kleinen Dragoner. Ich würde mir es ausbitten, wenn ich nicht morgen auf etliche Wochen verreiſen müßte. Leben Sie allemal wohl, und bleiben Sie auch unbekannt meine Freundinn. Ich bin

Dero

ganz ergebenſter Diener,
Rabener.

Den 3. Februar. 1758.

Allerdings, meine liebe Charitas, kann ich nicht ohne traurige Empfindung an meine verlorne Freundinn denken; aber ſeit ſechs Jahren und drüber habe ich ſo gar in dieſem traurigen Andenken mehr Beruhigung empfunden, als in vielen Arten des Vergnügens. Um ſo weniger wird mich dieſes abhalten, Ihnen eine Beſchreibung von ihr zu machen, zumal da Sie mir ſagen, daß Sie meine Briefe aufheben wollen, bis Sie groß werden; daß Sie Freundinnen haben, denen Sie ſolche zeigen, und daß Ihr Jemand ſo beyfällig von meinem Charaktere urtheilet.

Von dem äußerlichen Anſehen meiner unvergeßlichen Freundinn werde ich Ihnen nicht viel ſagen können. Sie war mehr blond, als braun, noch etwas länger als ich, und ſehr wohl gebaut. Eine hohe Stirne, eine runde Hand, und ein vollkommen ſchöner Fuß machten, daß man die Fehler ihres etwas zu ſehr aufgeworfenen Mundes weniger bemerkte. Ihre kleinen Augen waren zwey verſchwiegene Verräther eines menſchenfreundlichen, redlichen und immer heitern Herzens. In ihrer Ausſprache hatte ſie etwas Unangenehmes und zu Männliches, welches man aber vergaß, ſo bald man hörte, was ſie ſprach, und welches wenigſtens mir, ſo lange ich ſie kenne, niemals unangenehm erſchienen iſt, weil ich ſie, ſo lange ich ſie kenne, geliebt habe.

Sie war aus einem Hauſe, welches in Leipzig ſeit langen Jahren in gutem Anſehen geſtanden, und immer rechtſchaffne Leute hervorgebracht hat. So war auch ihr Vater ein frommer, ein arbeitſamer, ein rechtſchaffner . . . mit einem Worte, ein Mann, welcher werth war, eine ſo liebenswürdige Tochter zu haben. Er ſtarb für uns zu früh, und ließ ſeiner Tochter einiges Vermögen. Einen Theil davon wendete ſie an, ſich in dem, was ſie zu lernen angefangen hatte, immer mehr zu verbeſſern. Im Zeichnen hatte ſie eine nicht gemeine Fertigkeit erlangt. Sie verſtand einige Sprachen, und, welches noch ſeltner iſt, ihre Mutterſprache vollkommen. Sie las gern und viel, und alles mit einem reifen Geſchmacke und einer geſunden Beurtheilungskraft. Die alte und neue Geſchichte war ihre angenehmſte Beſchäfftigung, weil ſie dadurch mehr das Herz, als den Witz, zu beſſern glaubte. Sie beſaß die ſchwere Kunſt, im Briefſchreiben eine Meiſterinn zu ſeyn, und die noch ſchwerere

Kunſt, von allen dieſen Geſchicklichkeiten ſich in Geſellſchaften nichts merken zu laſſen. Sie glaubte nicht, daß es die wichtigſte Pflicht eines Frauenzimmers ſey, zu zeichnen, Sprachen zu verſtehen, beleſen zu ſeyn, Witz und Geſchmack zu haben; diejenigen Arbeiten hielt ſie für wichtiger, welche Ordnung und Gewohnheit von dem Fleiße eines wohlgezogenen Frauenzimmers foderten. In ſolchen war ſie vollkommen, und ſie ſah es gern, wenn man ihr darinne mit einer anſtändigen Schmeicheley den Vorzug vor andern Frauenzimmern zugeſtand. Ihr Anzug war von dem Augenblicke, da ſie das Bette verließ, ſo ſorgfältig und ſo reinlich, als er den ganzen Tag über ſeyn ſollte. Sie wurde ſich die geringſte Unachtſamkeit in Wäſche und Kleidung nicht vergeben haben, weil ſie glaubte, daß ſie dieſe Aufmerkſamkeit ihren Freunden ſchuldig wäre, die Gelegenheit ſuchen möchten, ſie den Tag über zu ſprechen. Bey der fortdauernden Krankheit ihrer Mutter regierte ſie ganz allein die ziemlich weitläuftige Wirthſchaft ihres Stiefvaters. Ohne jemals eine unruhige Beſchäfftigung merken zu laſſen, erhielt ſie die Bedienten, die Küche, die Vorräthe, mit einem Worte, alles, was zu einer Wirthſchaft gehört, in einer bewundernswürdigen Ordnung; denn ſie glaubte, daß ein Frauenzimmer, wenn es auch noch ſo geſchickt, beleſen, witzig und artig wäre, dennoch ohne dieſe Haushaltungskunſt ſehr unvollkommen, und für ihren Mann, es geſchähe nun zeitig oder ſpät, ein unvermeidliches Unglück ſeyn müſſe. Ich erinnere mich noch eigentlich einer gewiſſen Gelegenheit, wo ſie mit einem ziemlichen Eifer behauptete, daß ein Frauenzimmer, welches nicht eine ſorgfältige Beobachtung der häuslichen Wirthſchaft für eine ihrer wichtigſten Pflichten anſähe, eben ſo tadelhaft ſey, als eine Mannsperſon, die ihr Amt nicht verſtehe,

ſtehe, oder verabſäume, und ſich nur auf die eigennützige Vorſorge ſeiner Untergebenen und Bedienten verlaſſen wolle. Ich habe ſie einmal roth und faſt im Ernſte böſe gemacht, da ich die Meynung vieler Frauenzimmer in Leipzig vertheidigte, daß eine Frau nur darum Frau ſey, daß ſie mit ihrem Manne ſpeiſen und zu Bette gehen könne. Ich weiß, Sie vergeben mir es, meine liebe Charitas, daß ich bey dieſem Punkte mich länger, als bey den übrigen, aufgehalten. Ich habe das Vergnügen gehabt, aus einem Ihrer Briefe zu bemerken, daß Sie ſelbſt eine glückliche Anlage zu einer guten Wirthinn haben. O, Charitas! ändern Sie dieſe rühmliche Geſinnung niemals! Sie werden ein vollkommenes Frauenzimmer ſeyn, wenn Sie eine gute Wirthinn werden. Und wenn Sie auch Ihrem Manne gar kein Vermögen zubrächten; und wenn Sie in keinem Buche, als in der Bibel, geleſen hätten; und wenn Sie keinen Menſchen aus der alten Geſchichte kennten, als den Pontius Pilatus; und wenn Sie keinen Geſchmack von irgend einer Sache beſäßen, die in das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften gehört; und wenn Sie keinen ſo hübſchen Brief ſchrieben, als Sie ſchon itzt ſchreiben, und immer beſſer werden ſchreiben lernen: ſo werden Sie dennoch, auch ohne alle dieſe angenehmen Vorzüge, ein vollkommenes Frauenzimmer ſeyn. Aber ſind Sie keine Wirthinn, ſo muß Ihr Mann zu Grunde gehen, es kann nicht fehlen. Je mehr er verdient, deſto ſtärkern Aufwand werden Sie machen; je weitläuftiger ſeine Haushaltung iſt, deſto mehr werden Sie dabey zu Grunde gehen laſſen. Sie ſollen keine Arbeit der Dienſtbothen thun, das wird kein vernünftiger Mann verlangen; aber Sie ſollen nach dem Maaße, als Ihr Mann in reichlichen Umſtänden iſt oder nicht, durch eine anſtändige Eintheilung und

Beſorgung desjenigen, was Ihr Mann zur Wirthſchaft ohne Unbequemlichkeit hergeben kann, ſein Glück befördern helfen, die Hochachtung und den Gehorſam der Bedienten ſich erwerben, und ſich, und Ihren Mann, und . . . ja, Charitas, ich ſage alles heraus, . . . und Ihre Kinder vom Mangel und Schande retten. Sehen Sie, gute Charitas, wie lieb ich Sie haben muß, daß ich ſo lange mit Ihnen rede, ohne an meine unvergeßliche Freundinn zu gedenken. Dieſe hätten Sie kennen ſollen! wie viel Gutes hätte ſie Ihnen ſagen können, das ich Ihnen nicht ſagen kann! Nehmen Sie die Vermahnung, die ich Ihnen hier gebe, als eine Vermahnung von meiner verſtorbenen Freundinn an. Heben Sie, wenn ich bitten darf, dieſen Brief auf, bis Sie einmal heurathen. Zeigen Sie ihn Ihrem künftigen Manne. Wenn er vernünftig iſt, (und meine Charitas wird ſich gewiß keinen, als einen vernünftigen, Mann wählen,) wenn er vernünftig iſt, ſo wird er mir für dieſen Brief, als ein Hochzeitgeſchenk, auch alsdann noch danken, wenn ich vielleicht ſchon lange vermodert bin. Wollen Sie das thun, Charitas?

So lang auch dieſer Brief ſchon iſt, ſo kann ich doch unmöglich ſchließen, ohne Ihnen noch ein paar Worte von meiner ewig ſchätzbaren Freundinn zu ſagen. Sie beſaß die Glückſeligkeit, immer aufgeräumt, und munter und ſcherzhaft zu ſeyn. Sie liebte kleine Spöttereyen, aber ihr Spott ſchmeichelte, anſtatt zu beleidigen, weil man ihr redliches Herz kannte, und ſie nur über ſolche Sachen ſpottete, über welche die Geſellſchaft ſich gern Vorwürfe machen ließ. Ihre Scherze belebten eine ganze Geſellſchaft, und doch wußte ſie die ganze Geſellſchaft, und oft die ungezogenſten Mannsperſonen in einer gewiſſen Entfernung und beſcheidenen Ehrfurcht zu erhalten. Ihre Aufführung gegen einen widerſinnigen, heftigen und eigennützigen Stiefvater erwarb ihr die Liebe des ganzen Hauſes. Es hat mich oft mehr Ueberwindung gekoſtet, ſie nicht an dieſem nichtsw. . . . . . (aber er war der Stiefvater meiner Geliebten, und hat bey ihrem Tode geweinet) wie geſagt, mehr Ueberwindung hat es mich gekoſtet, ſie nicht zu rächen, als es ihr Ueberwindung koſtete, das Unricht, das man ihr oft erzeigte, geduldig zu verſchmerzen. Es war dieſes eine glückliche Folge nicht bloß von ihrer natürlichen Gemüthsart; es war die Folge einer wahren Frömmigkeit: denn meine göttliche *** war fromm, nicht darum nur, weil die Religion, in welcher ſie erzogen war, es alſo haben wollte, ſondern weil ſie den innern und unſchätzbaren Werth einer aufrichtigen Frömmigkeit mit Ueberzeugung kannte. — O Gott! wie viel habe ich mit ihr verloren! — Ja, Charitas, dieſe meine Freundinn iſt todt, für mich ganz verloren! Noch itzt iſt mir der Augenblick ſchrecklich, da ich ſie zum letztenmale geſehen habe. Sie ſtarb, da ich meinem Glücke am nächſten zu ſeyn glaubte. Eine verwüſtende Krankheit entriß ſie mir. O! wie viel ſagte ſie mir noch in dem letzten Augenblicke! Wie viel Großes ſagte mir noch dieſe Freundinn zu meiner Beruhigung! Noch ihre Augen redeten zu mir, da ſie ſchon nicht mehr ſtammeln konnte. Als eine Chriſtinn, als meine beſte Freundinn ſtarb ſie — — nicht ein Wort mehr, Charitas!

N. S.

Nichts, gar nichts können Sie auf den Brief der Barbara antworten. Vielleicht ſchläft auf ſolche Art die ganze leere Korreſpondenz ein. Es iſt gar nicht die Schreibart eines kleinen Mädchens; ich halte ſie für das Gewäſche einer erwachſenen Perſon, die im Namen eines Kindes Ungezogenheiten ſagt, welche ſie, in ihrem Namen zu ſagen, ſich ſchämt. Gute Nacht! Es hat ſchon zwölf Uhr geſchlagen. Da Sie vielleicht ſchon halb ausgeſchlafen haben, wache ich noch, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihr Diener bin.

Rabener.

Ich bedanke mich, mein lieber Herr Lehrmeiſter, recht ſehr bedanke ich mich für die ſchöne Beſchreibung Ihrer verſtorbenen vortrefflichen Freundinn. Mein Jemand ſagt, daß ſo viele herrliche Eigenſchaften nur ſelten beyſammen angetroffen würden, daß dieſer Charakter allen Frauenzimmern zum Muſter dienen könne. Ich ſoll den Brief ſorgfältig aufheben, abſchreiben ſoll ich ihn, und mir die guten Lehren, ſo Sie mir darinne geben, wohl zu Nutze machen; ſo würde ich, obgleich nicht alle dieſe vorzüglichen Eigenſchaften, dennoch die nöthigſten und nützlichſten erlangen. Was werde ich Ihnen nicht zu danken haben? und was werden Ihnen nicht andere zu danken haben? Denn ich ſoll dieſen Brief, weil Sie es erlauben, auch andern zu leſen geben. Bekomme ich denn noch mehrere Charaktere von Ihnen? Ich hoffe es, weil Sie es verſprochen haben; jedoch mit Ihrer Bequemlichkeit. Behalten Sie mich lieb.

Charitas.

Am 14. Februar. 1758.

Werden Sie mir es denn vergeben, meine gute Charitas, daß ich Ihren Brief ſo lange unbeantwortet gelaſſen habe? Ich bin ſeit Donnerstags etwas unbaß geweſen, und ob ich mich wohl die meiſte Zeit inne halten müſſen, und alſo wohl Zeit gehabt hätte, zu ſchreiben, ſo iſt doch mein Gemüth bey den traurigen Umſtänden unſerer Stadt (von denen Sie wegen Ihrer Jahre glücklicherweiſe am wenigſten empfinden) ſo umnebelt und zerſtreuet, daß ich auch itzt noch nicht viel antworten, am wenigſten einen von den verlangten Charaktern ſenden kann. Haben Sie denn meinen Brief wirklich einigen von Ihren Freundinnen leſen laſſen? was ſagten denn dieſe dazu? Melden Sie mir doch das in Ihrem nächſten Briefe.

Rabener.

Mein Herr,

Es iſt mir leid, daß Sie ſich nicht wohl befinden, und daß dieſes und andere unangenehme Dinge mehr, Urſache ſind, warum Sie mir nicht eher geantwortet haben. Entſchuldigen Sie ſich aber deswegen nicht. Ich habe mir ja ausgebeten, daß Sie nur mit Ihrer Bequemlichkeit ſchreiben ſollen. Haben Sie mich nur lieb, ich will gern warten, und ich habe auch ſchon ſo viel Gutes von Ihnen zu leſen, daß ich mich lange damit behelfen kann. Was diejenigen zu Ihrem Briefe ſagen, denen ich ihn habe wollen zu leſen geben, davon kann ich noch nichts melden. Viele haben ihn noch nicht geleſen. Und, was wollen Sie ſagen, eine iſt, indem ſie geleſen, roth geworden, worüber aber? das weis ich nicht. Ich war nicht dabey, ich habe es nur gehört. Erfahre ich etwas, ſo werde ich es Ihnen gewiß ſchreiben.

Charitas.

Dreſden, am 28. Febr. 1758.

Wie iſt das möglich, daß eine Freundinn von Ihnen bey Leſung meines Briefs kann roth geworden ſeyn? Ich bin darüber ſehr betreten. Sollte wohl etwas darinne geſtanden haben, das beleidigen können? Sollte ich in einigen Ausdrücken nicht vorſichtig genug geweſen ſeyn? Kaum kann ich das glauben; wenigſtens wünſche ich, daß es nicht ſeyn möge. Aber ich muß noch einige Zeit in dieſer Ungewißheit bleiben, da ich, ich will es Ihnen nur geſtehen, die ganze Sammlung unſrer Briefe einem Frauenzimmer geliehen habe, die ich ſehr hochſchätze, und welche ich über dieſen Umſtand beſonders befragen werde, ſo bald ich Gelegenheit habe, mit ihr davon zu reden. Hätten Sie wohl Luſt, meine liebe Charitas, auch mit dieſem Frauenzimmer einen Briefwechſel anzufangen? Sie iſt in der Kunſt, Briefe zu ſchreiben, eine Meiſterinn; ſie denkt gut und richtig; ſie kennt alle Pflichten eines Frauenzimmers, und wird um eben deswillen weit beſſer im Stande ſeyn, Ihnen die nützlichſten Lehren zu ſagen, die in ihrem Munde viel ſtärkern Nachdruck haben werden, als wenn ich Ihnen ſolche vorpredigte. Melden Sie mir doch Ihre Gedanken darüber. Den

Namen dieſes mir ſchätzbaren Frauenzimmers kann ich Ihnen nicht nennen; aber ſie iſt meine Freundinn, und wird mir eine Bitte nicht abſchlagen, die zum Beſten meiner guten Charitas gereicht. Ich will mir dieſelbe in dieſer Korreſpondenz adjungiren laſſen. Das Einzige befürchte ich, Sie werden von mir keine Briefe mehr leſen wollen, wenn Sie einmal von dieſer meiner Freundinn einen Brief geleſen haben. Antworten Sie mir auf dieſen Umſtand bald. Wie wäre es, wenn Sie gleich ein paar Zeilen an meine Freundinn ſchrieben, und um den Briefwechſel mit derſelben anſuchten. Sie können den Brief uberſchreiben: Pour Mademoiſelle D E. und wenn Sie ihn nicht ſiegeln, iſt es mir deſto lieber. Leben Sie wohl!

Rabener.

Das hätte ich nicht gedacht, mein lieber Herr Lehrmeiſter! Worinne habe ich es denn verſehen? Es ſcheint, als wenn Sie mich auf eine gute Art los zu werden ſuchten. Sie wollen ſich eine Freundinn adjungiren laſſen, an dieſe ſoll ich ſchreiben, und mir ihren Briefwechſel ausbitten? Sie leben ſie? Sie glauben, daß ſie mich beſſer, als Sie ſelbſt, unterrichten würde? Ich weis es nicht. Allemal wurde mir lieber ſeyn, wenn Sie mein Lehrmeiſter blieben. Sie haben mir es auch verſprochen. Indeſſen will ich gehorſam ſeyn. Hier iſt ein Brief an die Mademoiſelle D. E. Ich hoffe, Sie werden . . . ach ja! Sie werden es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß ich noch ferner Ihre Schulerinn bleibe. Wollen Sie?

Charitas.

Pour Mademoiſelle D. E.

Mademoiſelle,

Was werden Sie denken? Ein kleines Mädchen nimmt ſich die Freyheit, an Sie zu ſchreiben. Und das iſt noch nicht alles. Sie will ſich auch etwas ausbitten. Werden Sie es nicht übel nehmen? Könnten Sie ſich entſchließen? . . . Nein — wollten Sie wohl ſo gütig ſeyn, und . . . Laſſen Sie ſich es lieber von Herr Rabenern ſagen, warum ich Sie bitten will. Er weis es, und wird es viel beſſer machen, als ich. Aber gleich! Sie müſſen nicht weiter leſen, bis er es Ihnen geſagt hat. Er hat mir recht viel Gutes von Ihnen geſchrieben. Er lobt aber auch mich manchmal. Nun, Sie haben ja unſere Briefe geleſen, nicht wahr? Schreibt er nicht überaus ſchön? Was er will, ſchreibt er; und Sie ſollen noch ſchöner ſchreiben? Was für ſchöne Briefe werde ich bekommen! Ich ſoll nicht wiſſen, wer Sie ſind. Gut! Sie verlangen doch auch nicht zu wiſſen, wer ich bin? Aber lieb wollen Sie doch haben

Ihre

kleine

Charitas.

Den 4. März. 1758.

Ich habe Ihren ſchönen und für mich gar zu ſchmeichelhaften Brief meiner guten Freundinn, der Mademoiſelle D. E. in ihre eigenen Hände gegeben, und ich hatte die gewiſſe Hoffnung, ich würde Ihnen heute eine Antwort ſchicken konnen; aber eine unerwartete Hinderung hat mich um dieſe Hoffnung gebracht. Sie können glauben, daß dieſe Hinderung ſehr wichtig ſeyn müſſe; denn meine Freundinn hat über Ihren Brief ſo viel Beyfall gezeigt, daß es ihr gewiß angenehm ſeyn muß, ſich mit Ihnen in einen Briefwechſel einzulaſſen. Einen Brief zu ſchreiben, und den recht artig zu ſchreiben, koſtet ihr auch gar keine Mühe, und von mir iſt ſie, wie ich ſeit einiger Zeit gewiß hoffe, eine viel zu gute Freundinn, als daß ſie aus Bequemlichkeit oder Eigenſinn mir eine ſo angelegene Bitte abſchlagen ſollte, die auf mein Vergnügen und auf das Beſte meiner Charitas abzielt. Alſo konnen Sie glauben, daß dieſe Hinderung ſehr wichtig iſt. Deſto gewiſſer verſpreche ich Ihnen auf künftige Woche einen Brief von ihr: gedulden Sie ſich ſo lange! Deswegen bleibe ich immer noch Ihr Lehrmeiſter, ob ich ſchon weis, daß Sie meine Lehren ganz entbehren konnen, wenn Sie mit meiner Freundinn einen ordentlichen Briefwechſel fuhren werden. Ich wünſche dieſes um ſo viel mehr, da mich einige Umſtände nöthigen werden, künftige Feyertage auf einige Wochen zu verreiſen. Ich werde alsdann meine Reiſe mit ruhigem Herzen antreten, wenn ich Sie in ſo guten Händen weis. Vergeſſen werden Sie mich doch nicht darüber, meine liebe Charitas? das ſollte mir nahe gehen. Denn, wenn meine Freundinn auch noch ſo ſchon, noch ſo lehrreich, noch ſo vernünftig ſchreibt, ſo bin ich doch von Ihnen ein älterer Lehrmeiſter, und ein aufrichtiger Freund. Wollen Sie mir verſprechen, mich auch abweſend nicht zu vergeſſen?

Rabener.

N. S.
Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, bald! Wir haben nur drey Wochen noch bis auf Oſtern.

Alſo ſoll ich Abſchied nehmen, mein lieber Herr Lehrmeiſter, von Ihnen und Ihren ſchönen Briefen ſoll ich Abſchied nehmen? Das geht mir ſehr nahe. Billig iſt es, daß ich Ihnen nicht länger beſchwerlich falle. Sie haben mit mir kleinem Mädchen lange Geduld gehabt; ich danke recht ſehr dafür. Ich bedanke mich für alle gute Lehren, die Sie mir gegeben haben, und werde, wenn ich ſie noch beſſer einſehen und verſtehen lerne, immer mehr danken.

Sie wollen mein Herr Lehrmeiſter bleiben; das iſt mir lieb. Ihre gute Freundinn — und die vorgegebene Reiſe ⸗ ⸗ ⸗ arme Charitas! Geduld! — Leben Sie wohl, recht wohl leben Sie, mein lieber Herr Lehrmeiſter! Behalten Sie mich lieb, und denken Sie zuweilen an

Ihre

kleine Schülerinn,
Charitas.

Am 9. März. 1758.

Ich erwarte heute eine Antwort von Ihnen, und um Zeit zu gewinnen, fange ich meinen Brief immer an, ich möchte vielleicht Nachmittags gehindert werden. Vielleicht bekomme ich noch vor Tiſche einen Brief von meiner Freundinn D. E. Inzwiſchen ſende ich hier einen, den ich geſtern Abends noch ſpät erhielt, und der, wie ich aus dem Siegel urtheile, wieder von der Barbara iſt. Wenn wird doch das Madchen aufhören zu plaudern! Darf ich ihn bey Gelegenheit leſen? Heute iſt ſchon der 11te, und ich habe noch nicht eine Zeile von Ihnen; wie geht das zu? Krank werden Sie doch nicht ſeyn? Ich bin ſehr beſorgt; antworten Sie mir bald! Adieu.

Rabener.

Am 8. März, 1758.

Meine liebe Gretel,

Nun iſt es einmal Zeit, daß wir ohne Maske mit einander reden. Tauſendmal danke ich Ihnen für den angenehmen Briefwechſel, den Sie mit mir ſeit einigen Monaten unterhalten haben. Wie viel Artiges haben Sie mir binnen der Zeit geſchrieben, und wie offenherzig haben Sie mich einigemal gemacht, Ihnen vieles zu ſagen, das in künftigen Zeiten Ihnen verſtändlicher und nützlicher ſeyn wird, als es Ihnen vielleicht itzo ſeyn mag. Es war für mich ſehr vortheilhaft, daß Sie glaubten, ich kennte Sie nicht; denn nun konnte ich viel ungezwungner ſchreiben, und viele Stellen in unſere Briefe bringen, ohne welche die Korreſpondenz vielleicht einigemal wurde matt geworden ſeyn. In der That habe ich Sie in den erſten vierzehn Tagen nicht gekannt; aber länger blieben Sie mir nicht verſteckt. Glauben Sie das nicht? Herr Sekretär B* ſoll mein Zeuge ſeyn, dem ich es ſchon vor acht Wochen anvertraut habe. Mündlich kann ich Ihnen auch noch mehrere Umſtände angeben. Nur Einen will ich itzt beruhren. Die zwote Barbara bin ich ſelbſt geweſen; wo hätte ſonſt ein fremdes Mädchen wiſſen können, daß der Hampelmann, um den wir uns vor Weihnachten zankten, oben in Ihrer Stube liege, und Line ihn am beſten finden wurde? Dieſe zwey Worte waren freylich ſehr mühſam ausgekratzt, als Sie mir den Brief zuſchickten, aber für mich konnten ſie kein Geheimniß ſeyn, da ich ihn ſelbſt geſchrieben hatte.

Alſo müſſen wir von einander Abſchied nehmen? Ich thue es mit ſchwerem Herzen. Fahren Sie fort, ſo fein zu ſchreiben, als Sie es ſchon itzt können, ſo werden Sie es mit der Zeit Ihren zwo älteſten Schweſtern gleich thun, und wenn Sie fortfahren, auch ſo fleißig, wie bisher, zu ſchreiben, ſo werden Sie es im Fleiße Ihren zwo älteſten Schweſtern weit zuvorthun. Gewöhnen Sie ſich, ſo gut, ſo vernünftig und ſo tugendhaft zu denken, als man Sie hat in Ihren Briefen denken laſſen; ſo werden Sie bis in Ihr Alter glücklich, und das Vergnugen Ihrer ganzen Familie ſeyn. Wollen Sie denn auch meine Freundinn bleiben? Gewiß hoffe ich das, gewiß wird mich die Gretel eben ſo lieb haben, als mich Charitas hatte.

Und Ihnen, mein lieber, guter, ehrlicher Herr **Jemand**, gehört freylich dieſer Dank ganz allein. Sie haben mir durch dieſe glückliche Erfindung viele angenehme Stunden gemacht. Vergeben Sie mirs aber auch, daß ich Sie mannichmal in große Verwirrung ſetzte, wenn Sie mir weder eine Unwahrheit ſagen, noch auch die Wahrheit geſtehen wollten? Noch itzt dauern Sie mich, wenn ich Sie mir vorſtelle, wie Sie vor etlichen Wochen auf meinem Sopha ſaßen, und wider die Erde ſahen, da ich, als von ungefähr, die Gretel unter meiner vermuthlichen Korreſpondentinn nannte.

Aber Lorchen, mein verrätheriſches Lorchen, was fange ich mit Ihnen an? Wie grauſam ſind Sie mit mir umgegangen! wie dreiſt! Sie, die Sie ſonſt den Augenblick roth wurden, wie dreiſt haben Sie Ihre Rolle geſpielt! Tauſend Wendungen habe ich machen müſſen, mich gegen Sie nicht zu verrathen. Ich, der ich ſonſt, wie Fritzchen ſagt, das Herz in meinen Augen habe, mußte mich durch ganz ungewohnte Mienen verſtellen, um Ihnen mein Herz nicht ſehen zu laſſen; und wie oft habe ich in dieſem meinem Herzen über Sie, kleine Heuchlerinn, triumphirt, wenn ich, mit einer ernſthaften und gelaſſenen Miene, mir von Ihnen eine Sache erzählen ließ, die ich ſchon beſſer wußte, und wenn ich durch erdichtete Umſtände neue Gelegenheit gab, über meine Leichtgläubigkeit zu frohlocken? Faſt muß ich nun glauben, (eine Sache, die kein Menſch glauben wird,) daß ich beynahe, aber nur beynahe, ſo ſchlimm und boshaft bin, als Lorchen iſt. Doch habe ich Sie manchmal ertappt. Erinnern Sie ſich noch des Abends, wo wir beide an der Kommode ſaßen, die Gretel neben uns ſtund, und Sie nach dem Fortgange der Korreſpondenz mit der Charitas fragten, wie roth, wie beſtürzt wurden Sie, wegen Ihrer Uebereilung! Wie geſchwind ſprangen Sie auf, änderten die ganze Unterredung, und dankten dem Himmel, daß ich guter Narr nichts von Ihrer Uebereilung gemerkt hatte. Wollen Sie unſere ſchlaue Briefträgerinn noch mit einem Glaſe Wein beſtechen, um, mir zum Beſten, zu entdecken, wer die Charitas ſey? Wie beſtrafe ich Sie, Lorchen? denn beſtraft müſſen Sie werden, mehr als auf Eine Art beſtraft. Die erſte Strafe ſoll dieſe ſeyn, daß Sie Ihrer liebenswürdigen Freundinn Babet die Entwickelung unſerer Komödie melden. Sie wären ungerecht, wenn Sie das nicht thun wollten, da Sie die Babet oft mit Freuden von meiner Leichtgläubigkeit, und noch damals, als ich Sie am Pulte überraſchte, unterhalten haben. Himmel! was für eine Menge Verſtellungen haben Sie in Ihrer Gewalt! je mehr ich allen den Umſtänden nachdenke, bey denen ich Sie erwiſcht habe, deſto mehr erſtaune ich über Sie. Aber zu meinem Glücke hatte ich meine Rolle auch gelernt. Künftig wollen wir beide in allen Sachen recht aufrichtig mit einander umgehen. Denn, wie es ſcheint, ſind wir einander gewachſen, und Corſaire contre Corſaire thut nicht gut. Leben Sie wohl, mein ehrlicher **Herr Jemand!** Mein verrätheriſches, grauſames, heuchleriſches, boshaftes, und bey allem dieſen doch mein gutes Lorchen, leben Sie wohl! Und Ihnen, meine liebe Charitas, küſſe ich zu guter letzt die Hände, und bleibe von Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe

ein aufrichtiger Freund und
Diener,

Rabener.

Hier ſende ich Ihnen, Mademoiſelle, wie ich es geſtern verſprach, die Auszüge von einigen Briefen, die zwiſchen mir und dem Herrn Cramer gewechſelt worden ſind. Ich konnte ſie eben ſo leicht ſelbſt bringen, als ich ſie durch meinen Bedienten überſchicke; aber alsdann würde ich nicht haben an Sie ſchreiben können, und an Sie zu ſchreiben, iſt für mich eben ſo ſchmeichelhaft, als es mir iſt, an meine beſten Freunde zu ſchreiben. Ich bin ſtolz darauf, wenn die Nachwelt erfährt, daß Cramer, Gellert, Schlegel, Giſeke, Hagedorn in Hamburg, und mehr rechtſchaffene Männer, meine ſo guten Freunde geweſen ſind, daß ich ſeit vielen Jahren mit ihnen in einem vertrauten Briefwechſel geſtanden habe. Aber wie ſtolz würde ich erſt darauf ſeyn, wenn die Nachwelt erfahren ſollte, daß ich heute, am 29ſten Jänner 1757, ein paar Zeilen an Mademoiſelle Lorchen habe ſchreiben dürfen! Denn, daß Sie mir auch nur in einer einzigen Zeile den richtigen Empfang und die gütige Aufnahme meines Briefs melden ſollten, das werde ich und die Nachwelt freylich nicht erfahren, das weis ich wohl; ſo hochmüthig laſſen Sie mich gewiß niemals werden. Ich erkenne es als eine Gefälligkeit, wenn Sie dieſe Auszüge niemanden ſehen laſſen. Ihr Herr Papa gehört darunter nicht. Ich bitte mir es vielmehr ausdrücklich aus, daß ich Ihrer beider gemeinſchaftliche Kritiken darüber erſahren kann. Kritiken; verſtehen Sie mich ja recht, und nicht bloße Komplimente. Mademoiſelle Fritzchen wird nicht verlangen, ſie zu leſen; außerdem mochte ich meinen Briefen dieſes Glück wohl gonnen. Getrauten Sie ſich, es bey Ihrer freundſchaftlichen Babet zu verantworten, wenn Sie ihr dieſe Sammlung auch im Vertrauen zuſchickten, und ihre Urtheile darüber verlangten, ſo würde ich Ihnen unendlich dafür verbunden ſeyn. Sie müßten es nur in Ihrem Namen thun, als geſchähe es ohne mein Vorwiſſen. Außerdem wurde es von mir eine allzudreiſte Verwägenheit ſeyn. Und, wenn deren Mademoiſelle : : : aber nein, ich bin gar zu begehrlich; merken Sie bald die Eigenliebe meines trotzigen Herzens? Erſt ſollten Sie dieſe Auszüge ganz allein ſehen; und hernach fiel mir auch der Papa ein; und hernach hätte ich bald Fritzchen aus ihrer nachdenkenden Ruhe ſtören laſſen, und hernach wünſchte ich auch von Ihrer Babet geleſen zu werden; und hernach : : : Aber warum haben Sie ſo viel Freundinnen, die Ihnen ähnlich, und mir daher ſo ſchätzbar ſind? Ich küſſe Ihnen die Hände. Sie haben doch keine geſchwefelten Handſchuhe an?

Rabener.

Am 16. Febr. 1757.

Wie gütig ſind Sie, mein liebes Lorchen, daß Sie mich in dem Augenblicke ſchriftlich zu Gaſte bitten, da mich Ihre grauſame Mutter zum Hauſe hinausſtößt, und mir den nothdürftigſten Biſſen Brodt verſagt. Ich werde morgen Mittags zum Generale, und Abends zu Ihnen kommen. So gern ich ſonſt beym Generale bin, ſo ungeduldig und geſchwind werde ich von ihm wegeilen. Damit ich Ihre Gefälligkeit nicht mißbrauche, will ich heute wegbleiben. Werde ich das wohl halten können? wahrhaftig, ich weis es noch nicht. Alſo iſt Ihnen die anſehnliche Brezel wohl bekommen? Und haben Sie noch Appetit genug, itzt über Tiſche noch einmal zu eſſen? Gewiß, über Ihren guten Magen geht nichts, als Ihr gutes Herz.

»Werde ich die Antwort an Mademoiſelle bald bekommen?« fragt mich mein Bedienter unverſchämt. — Was ficht den Bengel an, mich ſo dreiſt zu fragen? — »Ja, ſpricht er, »aber ſie will gleich Antwort haben, und nun hat ſie ſchon länger als eine Stunde darauf warten müſſen.« — Er geht fort, und hängt das Maul. Ich vergebe es ihm, weil er aus Achtung für Sie ſo unverſchämt iſt. Es bleibt dabey, was ich ſchon geſagt habe: Menſchen und Vieh ſind auf Ihrer Seite, und mein Johann iſt ein ziemlich vernunftiges Vieh. — Er kömmt wieder in die Stube, und nimmt den Hut. Ich muß nur ſchließen, ſonſt läuft er fort, und ſagt Ihnen, daß mein Brief noch nicht fertig ſey. Leben Sie wohl! Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

Den 26. Auguſt, 1758.

Vor den Kopf, mein liebes Lorchen, mit meiner eignen Fauſt, vor den Kopf möchte ich mich ſchlagen, daß ich dummer Teufel nicht errathen kann, wer Ihr unbekannter Korreſpondent iſt. Das bleibt mir ein unauflösliches Räthſel. Wenn ich einmal glaube, ich habe den rechten gewiß ertappt, ſo paßt wenigſtens Ein Umſtand nicht, und ich bin wieder eben ſo verwirrt, als ichs war, da ich zu rathen anfieng. Ich kann nicht begreifen, was Ihr Korreſpondent für Urſachen haben muß, verborgen zu bleiben, da alles ſo ſehr zu ſeinem Vortheile iſt. Ein Mann, der ſo viel Geſchmack hat, Ihre Verdienſte einzuſehen, ſo viel Gerechtigkeit, dieſe Verdienſte zu bewundern, der ſo beſcheiden iſt, einem Frauenzimmer keine ſchmeichelhaften Unwahrheiten vorzuſagen, über die es roth werden konnte, ein Mann, der unſerm F**r ſo ähnlich ſieht, (wie vortheilhaft iſt ihm dieſe Vergleichung mit einem Freunde, dem die Ehrlichkeit aus jedem Geſichtszuge ſieht) mit einem Worte, ein Mann, bedenken Sie einmal, was das ſagen will, ein Mann, den Babet hochſchätzt, und dieſer Mann will verborgen bleiben? das alles iſt mir unbegreiflich. Nur den vierten Theil dieſer guten Eigenſchaften und Vorzüge wünſchte ich mir; was für Lärmen wollte ich in der Stadt anfangen, um bemerkt und bekannt zu werden! Zu allen Leuten lief ich, unangemeldet lief ich zu ihnen auf die Zimmer, und ſagte ihnen meinen Namen. Und Ihr Korreſpondent verſteckt ſich, und will von Lorchen nicht gekannt ſeyn, von der ein jeder geſitteter und tugendhafter Menſch gekannt zu ſeyn wünſcht?

Unſere Babet iſt ein boshaftes Kind, ſagen Sie ihr das, aber in Ihrem Namen, ſonſt glaubt ſie es nicht. Mit ihrer neuen Schilderung hat ſie mich noch viel verwirrter gemacht, als ich vorher war. *Ein junger Menſch von acht und zwanzig Jahren* — (auf den ich rathen wollte, der iſt älter) ziemlich lang —

(ja,

ſie, ja, alles träfe ein) und mager — (manchmal) ſchwarze Augen — (kohlſchwarz) und eine lange Naſe — (richtig getroffen) dem älteſten Bruder ähnlich — (o du allerliebſter junger Menſch! ſieht er dem Bruder ähnlich, ſo ſieht er auch ſeinen vier Schweſtern ähnlich) trägt immer ein grünes Kleid — (das habe ich nicht die Ehre zu kennen) iſt in dieſem Kleide kleiner als ſonſt — Hum! Lorchen, da fällt mir was ein! Kleiner? Iſt dieſes Kleid von einem andern Schnitte, als die andern. Ich dächte gar — wahrhaftig, Lorchen, ich dächte . . . ſoll ichs ſagen? kaum, daß ich es wage — ich dächte, Gott verzeih mirs, gar — es wäre kein Freund! — Nun rathen Sie vollends, mein liebes Lorchen, und ſagen Sie mir auf den Montag Ihre Gedanken mündlich.

Hier ſende ich für die Charitas etwas von dem Deſſert, das der Papa geſtern Abends übrig gelaſſen. Sie wird wohl Lorchen laſſen miteſſen. Wie haben Sie geſchlafen? Unſere beſte Babet grüßen Sie millionenmal von mir. Guten Morgen!

Rabener.

Dresden, am 31. October, 1757.

Hier ſende ich Ihnen, mein liebes milzſüchtiges Lorchen, zween Briefe, die Sie bey Ihrer Melancholie und Menſchenliebe nicht ohne Rührung leſen werden. Ich habe dieſe zärtlichen Thoren geſtern zum erſtenmale nennen hören, und ſie, ungeachtet ihrer unglücklichen Thorheit, herzlich und um ſo mehr bedauert, da ich weder

Linderung noch Rettung für ſie weiß. Es wird billig ſeyn, daß wir den Namen dieſer Elenden ſchonen, und dieſe Briefe nicht ſehr bekannt werden laſſen. Glauben Sie aber, daß Ihr Vater ſie gern leſen möchte, ſo ſind ſie für ſelbige kein Geheimniß; nur will ich mir ſolche übermorgen zurück ausbitten. Die arme Frau iſt doppelt zu beklagen; ſie ſcheint natürlichen Witz und ein gutes Herz zu haben, und was ich noch mehr bewundere, in ihrem ganzen Briefe ſagt ſie nicht ein Wort von ihrem Mangel, um ihren Mann nicht noch mehr zu beunruhigen. Der Mann iſt auch ehrlich und zärtlich, und in ſeiner Art vielleicht großmüthig. Aber eben dieſer Tugenden wegen haſſe ich ihn, weil er ſie nur angewendet hat, ein armes, junges und ſchönes Mädchen ohne Rettung ins Unglück zu ſtürzen. Nehmen Sie ſeine Partie nicht, ich bitte Sie drum: Sie müßten ſeine Frau verdammen, und das wäre noch härter. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 10. Jänner 1758.

Mein Herr,

Ich würde Ihnen auf Ihren erſten Brief eher geantwortet haben, wenn ich nicht nöthig gefunden hätte, nähere Erkundigung von Ihnen und des Frauenzimmers Umſtänden einzuziehen, mit welchem Sie in die unglückliche Bekanntſchaft gerathen ſind. Da mich das Unglück eines jeden Menſchen rühret; ſo können Sie mir glauben, daß ich bey Ihrer Erzählung nicht habe gleichgültig ſeyn können. Das Frauenzimmer ſcheint eine gute Denkungsart und einen ſehr vortheilhaften Charakter zu haben. Sie ſelbſt ſprechen mit ſo vieler Achtung von ihr, daß Sie geraume Zeit vor Ihrer zu genauen Bekanntſchaft von derſelben liebenswürdigen Eigenſchaften müſſen überzeugt geweſen ſeyn. Aber ſoll ich Ihnen meine Gedanken mit der Offenherzigkeit ſagen, mit welcher ich gegen meine Bekannten mich zu erklären gewohnt bin? Ja, ich muß Ihnen geſtehen, mein Herr, daß eben dieſe feinen und liebenswürdigen Eigenſchaften Ihrer unglücklichen Freundinn Ihr Vergehen doppelt ſtrafbar machen. Entſchuldigen Sie es ja nicht mit der Liebe zu dieſer Elenden. Es war nichts, als eine wilde Begierde, die der Menſch mit den niedrigſten Geſchöpfen gemein hat. Sie wußten die Armuth des Mädchens, Sie wußten Ihre eigene Armuth; eben ſo konnten Sie die traurigen Folgen Ihrer unüberlegten Zärtlichkeit wiſſen. Dachten Sie gar nicht daran, ein unſchuldiges Geſchöpf, das Ihr Kind ſeyn würde, zugleich mit unglücklich zu machen? Ihre Freundinn vor den Augen der Welt zu beſchimpfen, eine arme Mutter noch in ihrem Alter zu betrüben? Können Sie das Liebe zu Ihrer Freundinn nennen? Wäre die Gefallene weniger tugendhaft, und hätte Ihnen ſelbſt zu einer ſolchen Ausſchweifung Gelegenheit gegeben, ſo würde Sie, mein Herr, der Vorwurf nur halb treffen: aber nun fällt er ganz auf Sie, und muß Ihnen mit jedem Augenblicke deſto erſchrecklicher werden, da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe urtheilen kann, noch nicht auf eine ganz verſtockte Art boshaft ſind, ſondern alles empfinden, was die Menſchenliebe denen empfinden läßt, die noch Menſchen und Chriſten ſind. Und eben zu bewilligen, wie ungern ſehe ich, daß Sie ohne Rettung verloren ſind! Ihr Mangel, und Hunger, und Schande! Künftig ein beſchämter Blick auf dieſe Ausſchweifung Ihrer Jugend, nagende Vorwürfe der Welt und Ihres Gewiſſens, und endlich eine troſtloſe Verzweifelung! O, mein Herr, das, das ſind die erſchrecklichen Folgen Ihrer Thorheit! Wie iſt Ihnen zu helfen? Wie ſoll man Sie retten? Ein Amt verlangen Sie? Haben Sie wohl die itzigen Zeitumſtände, die allgemeinen Schwierigkeiten, heut zu Tage ein Amt und eine Verſorgung zu finden, haben Sie Ihre eignen Fähigkeiten überlegt? Wie kann der ſeinem Könige treu ſeyn, der ſeiner beſten Freundinn untreu iſt? Denn Ihr erſter Gedanke, dieſe liebenswürdige Unſchuld unglücklich zu machen, war die ſtrafbarſte Untreue, die Sie an ihr begehen konnten. Nennen Sie es ja nicht Treue, daß Sie dieſe Verlorne noch itzt lieben, ſie Ihre Frau nennen, und für ihren Unterhalt ſich bemühen. Das wird ein jeder thun, der nicht ganz ein Unmenſch iſt. Glücklicher, weit glücklicher wäre die Arme, wenn ſie von Ihnen nichts weiter wüßte, niemals weiter von Ihnen nichts wiſſen könnte. Sie würde mit dem kleinen bejammernswürdigen Zeugen ihrer Schwachheit für ſich ihr kümmerliches Brodt wohl finden, und nur für ſich ſorgen dürfen; anſtatt, daß ſie nun auch für Sie, mein Herr, für Sie, ihren grauſamen Freund, zugleich ſorgen, und alſo doppelt ſich ängſtigen muß. Vielleicht ſcheine ich Ihnen zu ſtrenge gegen Sie; aber mein Herz iſt voll von Empfindungen der Menſchenliebe. Ich muß Sie, mein Herr, den Uebertreter der erſten Pflichten dieſer Menſchenliebe, Sie muß ich haſſen! Doch wird mich dieſes nicht hindern, mit Vergnügen die erſte Gelegenheit zu ergreifen, die ſich nur anbietet, Ihnen zu zeigen, daß ich ſey

Ihr

dienſtbefliſſener

Rabener.

Gar zu lange mag ich Sie doch nicht martern, mein liebes Lorchen. Was haben Sie denn von dem Briefe an G** gedacht, den ich Ihnen vor einer Stunde geſendet? Sie waren wohl recht böſe auf Ihren ſtrengen Sittenrichter. Vermuthlich klagten Sie meine Härte Ihrem Papa, wohl gar Fritzchen. Vermuthlich war Ihr ganzes menſchenfreundliches Herz wider mich aufgebracht. Vielleicht ſtudierten Sie ſchon auf den allerbitterſten grimmigen Brief, den Sie an mich ſchreiben wollten. Nein, Lorchen, ſo gar ſchlimm bin ich doch nicht. Freylich hätte G** einen ſolchen Brief verdient, aber auf Ihren mächtigen Fürſpruch ſoll er den bekommen, der hierbey liegt. Sind Sie nun wieder gut?

Wiſſen Sie was? Machen Sie es Ihrer Babet, wie ich es Ihnen gemacht habe. Senden Sie ihr heute den grauſamen Brief, verklagen Sie mich dabey, und, damit ſie recht böſe wird, ſo ſenden Sie ihr zugleich G** letzten Brief, den ſie ohnedem noch nicht geleſen hat; und morgen früh, (aber ja nicht ſpäter, morgen früh, denn länger darf Babet mit mir nicht unzufrieden ſeyn) morgen mit dem früheſten ſchicken Sie ihr den andern Brief, mit dem Schlüſſel zum ganzen Räthſel. Wollen

Sie das thun? Freylich; denn Lorchen, wenn ſie will, iſt viel zu gut, ſo etwas nicht zu thun. Adieu.

Rabener.

Den 16. Jänner, 1758.

Aber, um des Himmels willen, ſagen Sie mir, was haben Sie mit Ihrer Babet angefangen? Solche häßliche Vorwürfe der Babet zu machen! und auch nur im Scherze ihr dergleichen Vorwürfe zu machen, iſt zu hart. Ja, Lorchen, wenn Sie es ihr nicht noch heute abbitten, ſo räche ich mich an dem Holunken G** und ſeinem Menſche, und ſchreibe ihm einen Brief, gegen welchen der noch ein Evangelium iſt, den Sie in Verwahrung haben. Ihre Babet hat ja meinen Brief nicht einmal gebilligt, und das iſt das einzige, was ich an ihr ausſetze; ihre übrigen Urtheile ſind ſo vernünftig, wie man ſie von der Babet und Lorchens vertrauteſter Freundinn erwarten kann. Haben Sie wohl ſelbſt von dieſem Handel nur einen Augenblick anders denken können? Nimmermehr! auch nicht Ihr bitterſter Feind wird ſich unterſtehen, Ihnen das nachzuſagen. Seit langer Zeit habe ich mich nicht ſo, wie dieſen Abend, über Sie geärgert. Sie hatten wohl Urſache, mir zu verbieten, daß ich die Briefe nicht in Ihrer Gegenwart leſen ſollte: gezankt, ja gewiß, Lorchen, gezankt hätte ich mich mit Ihnen: denken Sie, was das ſagen will. Nein, das haben Sie zu arg gemacht. Ich wäre untröſtbar, wenn über mich ein Freund weinte, wie Ihre Babet über Ihre Vorwürfe Thränen vergoſſen hat.

Hier folgen der Babet Briefe zurück. Ich habe ſie itzt noch einmal durchgeleſen. Wahrhaftig, grauſames Lorchen, wenn mir es itzt möglich wäre, Ihnen gram zu werden, ſo würde ich es itzt; ja wahrhaftig!

Rabener.

N. S.
Seyn Sie doch ſo gütig, und antworten mir. Noch eins! Sind Sie wohl großmüthig genug, mir Ihren Brief zu verſchaffen, welcher der Babet Thränen gekoſtet hat?

Am 14. May, 1758.

Gott! wie edel denkt Ihre redliche Babet! ihr ganzes ſchweſterliches Herz ſieht man in ihrem Briefe. Ja, Lorchen, Sie müſſen, Sie müſſen zum drittenmale Ihre verlorne Freundinn wiederſuchen.* Ueberwinden Sie ſich. Eine liebenswürdige Freundinn, wie Fiekchen iſt, wieder zu finden, belohnt alle Ueberwindung. Ja, unvergleichliche Babet, der ganze Ruhm iſt Ihre, wenn Sie dieſe Vereinigung zu Stande bringen, eine Vereinigung zwiſchen z[illegible] Perſonen, die ſich gewiß noch lieben, ohne es zu wiſſen; denn tugendhafte Perſonen können ſich nicht haſſen. Wie ruhig wird Ihr gutes Herz auf Ihre Schweſter und auf Ihre Freundinn ſehen, wenn Sie merken, daß beide ſich noch mehr, wenn es anders möglich iſt, noch mehr lieben, als ſie ſonſt ſich geliebt haben! Und gewiß, Babet, Sie müſſen dabey gewinnen. Lorchen hat in ihrem Herzen für zwo ſo liebe Schweſtern

Platz. Ihnen hat ſie es allein zu danken, wenn ſie die Vertraulichkeit ihrer Fiekchen wieder gewinnt; und ſie wird dieſe Freundſchaft, wenn ich die Lorchen anders recht kenne, nimmermehr vergeſſen. Und das wollen Sie doch auch alſo halten und thun, Lorchen? So ſagen Sie ein deutliches Ja! Aber, wenn Fiekchen mit Ihnen wieder zu der alten Freundſchaft zurückgekommen iſt, werden Sie auch noch Zeit haben, an mich zu denken? Ich wäre ſehr unglücklich, wenn Sie mich drüber vergäßen, und nichts, in der Welt nichts, konnte mich bey dieſem Unglücke troſten, als der Gedanke, daß Sie mich über Fiekchen und Babet vergeſſen hätten. Ein trauriger Troſt! Adieu.

Rabener.

N. S.

Hier ſende ich Ihnen für Ihren kranken Hals ein paar Borſtorfer, und für der Gretel ihren geſunden Hals ein paar Nüſſe.

Damit Ihre gute Babet die dunkle Zauberſprache ihres beſchwörenden Bruders verſtehen möge; ſo ſende ich Ihnen die Stelle aus meinem Briefe an ihn, welche die Veranlaſſung dazu gegeben hat. Sie werden ſo gütig ſeyn, und ihr ſolche, nebſt Vermeldung meiner wahren Hochachtung, mittheilen. Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

An Herrn F**r in Warſchau.

rc. rc. noch eins, aber ganz unter uns. Glauben Sie wohl, daß ich faſt einen Briefwechſel mit Ihrer Babet

angaangefangen hätte? Ich entführte Lorchen einen Brief von ihr, der mich mit angieng, und der war ſo ſchön geſchrieben, daß ich ſehr wünſchte, von ihr ſelbſt Briefe zu haben. Nichts, als gewiſſe Umſtände, und eine ſchüchterne Vorſicht, haben Ihre Babet von meiner Zuſchrift gerettet. Ich laſſe Ihnen frey, gegen ſie von dieſer Erzählung einen ſcherzhaften Gebrauch zu machen. Auch von der Fritzchen habe ich, auf eben dieſe Art, ſchon vor geraumer Zeit, einen Originalbrief geraubt, der vortrefflich geſchrieben war. Sollten Sie das wohl von Ihrem altväteriſchen Hageſtolze glauben? denn itzt plündert in Dresden alles, was ſonſt auch noch ſo ehrlich war. ꝛc.

Den 8. September, 1758.

Die arme Babet! Wie mühſam iſt ſie, ſich ſelbſt zu bereden, daß ſie unrecht gethan habe, in einer Sache, wo ihr kein Menſch einen Vorwurf machen konnte, als ihr freundſchaftlich boshaftes Lorchen, oder ein vorwitziges Fräulein. Was ſollte ſie thun? Sie hatte ſich von einer Geſellſchaft weggeſchlichen, um ihrem ſo lange Wochen entbehrten Lorchen zwo Stunden zu weihen. Und eben, da ſie anfängt, das Vergnügen dieſes vertrauten Umgangs zu ſchmecken, ſo wälzt ſich das hochgeborne Chor im Garten einher, unterbricht die zärtlichen Unterredungen, und entführt ihr endlich gar ihr kaum wiedergefundnes Lorchen. Konnte hier Babet etwas anders thun, als traurig zurückweichen, und ſich von einer Geſellſchaft ſchüchtern entfernen, die ihr beynahe ganz fremd war, die das ihr geraubte Lorchen in ſtolzem Triumphe einherführte, und nun für ſich behielt, mit einem Worte, von einer Geſellſchaft, die man einige Zeit kennen muß, wenn man ſie mit Vertrauen hochſchätzen, und die ſo oft gegründeten Vorurtheile vergeſſen ſoll, die uns den Adel unangenehm und verdächtig machen. Die Schüchternheit, deren ſich die Babet in dieſem und andern Fällen anklagt, iſt ſo, wie ſie iſt, nichts weniger als ein Fehler, und macht die beſcheidene Babet denen, die ſie kennen, nur noch liebenswürdiger. Wehe der Fräulein, die im Ernſte die Schüchternheit für einen Bürgerſtolz ausgiebt! Ich werde die Babet grauſam an ihr rächen, und wenn es die Fräulein P** wäre! Aber dieſe kann ſo etwas im Ernſte unmöglich ſagen. Bewundern Sie nur, allerbeſtes Lorchen, Ihre gute Freundinn, die bey einem Vorwurfe, wo ſie ſo unſchuldig iſt, ſich dennoch ſo viel Mühe giebt, zu finden, daß ſie etwas verſehen habe. Wie ängſtlich und zerknirſcht würde dieſe bußfertige Babet alles einräumen, wenn man ihr mit Grunde etwas als ein Verſehen verrücken könnte! Wie eiferſüchtig bin ich auf dieſe Tugend, die mir fehlt! Und Sie, liebes Lorchen? — Das ſind meine Gedanken, die ich auf unſerer Babet Verlangen Ihnen eröffne, und die Sie um ſo viel billiger finden müſſen, da ich weis, daß es vollkommen Ihre eigene Gedanken ſind. Denn, mein redliches Lorchen, Sie mochten ſich noch ſo ſehr gegen mich verſtellen, noch ſo ſehr die Babet tadeln, meine Vertheidigung noch ſo hitzig beſtreiten; ich ſah doch nichts, als zärtliche Redlichkeit, in Ihren großen wilden Augen; bis in Ihr Herz ſah ich, und fand die verklagte Babet entſchuldigt. Machen Sie mir keinen Einwurf, daß meine Vertheidigung eigennützig ſey, da ich dieſe vergnügte Stunde, mich mit unſerer Babet zu unterhalten, würde haben entbehren müſſen, wenn ſie von der Geſellſchaft ſich weniger entfernt hätte. Machen Sie mir dieſen ſchmeichelhaften Einwurf nur nicht, oder ich werde Sie verrathen, und erzählen, wie Sie, bey aller der verſtellten Heiterkeit Ihrer noch ungewohnten Hofmienen, Ihre verdrängte Babet vermißten, und mitten unter gräflichen Umarmungen unruhig wünſchten, daß es die Umarmungen Ihrer Babet ſeyn möchten. Sehen Sie wohl, mein heuchleriſches Lorchen, daß mir keine Miene von Ihnen entwiſcht, und daß ich auf alle Ihre Blicke, auch an der Seite der Babet, aufmerkſam bin. Den Brief der unſchuldigen Babet ſende mit gehorſamſtem Danke zurück, und küſſe Ihnen, meine gute Freundinn, die Hände.

Rabener.

Wie iſt Ihnen Ihr heutiger Ausgang bekommen? Unmöglich beſſer, als ich wünſche. Aber doch bin ich Ihrentwegen ſehr in Sorgen: denn Sie ſchienen mir dieſen Morgen matter und niedergeſchlagener zu ſeyn, als Sie ſonſt ſind. Ihr Wohlbefinden iſt für mich ſo wichtig, daß ich mir bey der geringſten kranken Miene mehr Sorge mache, als ſich ein jeder anderer Freund machen wird, der zwar eben ſo, wie ich, Ihre ängſtliche Einbildung kennt, aber, welches ohnedem unmöglich iſt, Ihre heitere Geſundheit nicht eben ſo zu ſchätzen weis, als ich. Hier haben Sie einen Brief von meinem unglücklichen Freunde; von meinem, denn ich weis nicht, ob Sie noch verlangen, daß er der Ihrige iſt. Wünſchen möchte ich dem armen Freunde dieſes Glück. Sehen Sie, Lorchen, ſo unparteyiſch bin ich gegen meine Freunde, ſo gar gegen diejenigen, welche Sie einmal auf meine Unkoſten ... verzeihen Sie mir, mein liebes Lorchen; das war eine Uebereilung, aber ſie iſt einmal geſchrieben, und ich will, wenn Sie es verlangen, Ihnen ſolche lieber abbitten, als ſie ausſtreichen. Das wurde mich noch verdächtiger, und Sie noch neugieriger machen. Morgen hoffe ich ſeinen alten treuen Bedienten zu ſprechen, und ihn alles auszufragen. Vielleicht kann ich Ihnen morgen Abends Nachricht geben. Heute will ich mich für meine Uebereilung beſtrafen, grauſam beſtrafen, und Sie nicht ſehen. Suchen Sie doch den Brief unſerer lieben Babet auf, in welchem ſie eine Antwert von mir gefodert haben will. Wie ungerecht ſind Sie, daß Sie mir ſo lange das Vergnügen vorenthalten haben, dieſer liebenswürdigen Freundinn antworten zu können. Ja, beſte Babet, Lorchen, Ihr zerſtreutes Lorchen, iſt allein Schuld daran. Langſt, vorlangſt ſchon hätte ich Ihnen außerdem geantwortet; aber noch mehr wünſchte ich, Sie zu ſprechen. Ihnen kann man unmöglich das alles ſchreiben, was man Ihnen zu ſagen wünſcht. Wollen Sie, meine liebe Babet, ſo gütig ſeyn, und eines von nachverzeichneten Büchern zum Durchleſen haben, ſo erwarte ich Ihren Befehl, der mir auch um deswillen doppelt angenehm iſt, weil ich ihn durch unſer einſylbiges Lorchen erwarte. Und Sie haben es, freundſchaftliche Babet, über Ihr Herz bringen können, dieſe Ihre arme kranke Freundinn nicht zu beſuchen? Ihr geſunder Freund hätte ſich dieſen Beſuch gewiß zu Nutze gemacht. Ich küſſe Ihnen beiden die Hände vielmal.

Rabener.

An

An Mademoiſelle Lorchen.

Befehlen Sie doch Herrn B*, (denn von Ihnen läßt er ſich gern befehlen) daß er, wenn er ohnedem hinnen in der Stadt ſpeiſt, mich beſuche, damit ich ihm klagen könne, ſeit was für einer Ewigkeit ich Sie nicht geſprochen habe, wie ſehr ich über das Wetter ſeufze, das mich noch hindert, Sie zu ſprechen, und wie ſehr ich für den vergnügten Abend büßen müſſen, da ich zum letztenmale bey Ihnen war, und in dem grauſamen Sturme nach Hauſe gieng An allen dieſen kann Ihnen freylich nicht viel liegen; aber ich will Herrn B* zugleich fragen: wie der Papa ſich befindet? wie Sie allerſeits ſich befunden? Ob Sie, mein liebes Lorchen, noch meine Freundinn ſind? Und an allen dieſen liegt mir gar zu viel. ꝛc.

Rabener.

An Herrn Sekretär B*.

Ich wollte wünſchen, daß Sie dieſen Brief meiner Freundſchaft allein zu danken hätten; aber Sie haben ihn, ich will es nur aufrichtig geſtehen, mehr dem uneingeſchränkten Gehorſame zu danken, zu welchem mich, wie Sie wiſſen, unſere Freundinn gewöhnt hat. Schon ſehr ſpät geſtern Abends ſprach ich ſie. »Das will ich »Ihnen nur ſagen,« rief ſie mir entgegen, »daß Sie »mit der morgenden Poſt an Herrn B* ſchreiben — »verſtehen Sie mich?« Ich machte vor Angſt eine ſo ungeſchickte demüthige Verbeugung, wie ein angehender Retroute, welchem ein regierender Korporal zum erſtenmale, mit dem Stocke in der Hand, Gehorſam predigt. Ohne mich aufzuhalten, wollte ich nach Hauſe gehen, und an Sie ſchreiben; aber ich mußte noch da bleiben, nicht, weil man meine Gegenwart wünſchte, ſondern weil man mich wollte empfinden laſſen, wie ſehr man Herrn B* vermiſſe. Nur von Herrn B* ward mit mir geſprochen. »Wo muß er itzt wohl ſeyn? — Der »arme B* hat garſtiges Wetter gehabt. — Er war »noch geſtern Abends bey uns, und nahm Abſchied. — »Er wird dieſe Nacht frieren, der arme B* — Es wird »meinem Vater recht einſam ſeyn — aber binnen acht »Tagen kömmt er wieder, der gute B*« Was ſoll ich zu alle dem ſagen? Wären Sie allein gefahren, ſo hätte ich Ihnen in dieſem Augenblicke gewünſcht, daß Sie bis an die Achſen wären im Kothe ſtecken blieben. Aber ich wär billiger. Um mich einzuſchmeicheln, nahm ich ein Glas, und trank Ihre Geſundheit. . . . »O! ja, »er ſoll leben, der ehrliche B*,« rief unſere Freundinn; — und weil nicht gleich ein Glas da war, ſo riß ſie mir das meinige aus der Hand, und trank Ihre Geſundheit.

Sagen Sie mir doch, mein Herr, war denn über meiner Reiſe nach S** auch ein ſolches Spektakel? Wohl ſchwerlich; wenigſtens ſchrieb niemand an mich, bis ich ein paarmal geſchrieben hatte.

Wahrhaftig die Probe iſt zu hart. Sie ſind ein ganz hübſcher feiner Menſch, haben auch ein ehrliches Herz. Aber das ſehe ich doch auch wahrhaftig nicht, warum man über einen hübſchen feinen ehrlichen Menſchen, den man in vier und zwanzig Stunden nicht geſehen hat, einen ſolchen Lärmen, auf meine Unkoſten macht. Ich will mich nicht weiter erklären; aber man hat Exempel, daß hübſche feine Menſchen auf der Gaſſe todt gefunden worden ſind.

Ich wollte, daß ich im Stande wäre, nur auf einen Augenblick Ihr Freund nicht zu ſeyn; ich wäre es itzt gewiß nicht, ſo ſehr bin ich aufgebracht. Melden Sie mir, wie Sie gereiſt ſind? wie Sie ſich befinden? wenn Sie wiederkommen? Ich werde Ihrer Beſchützerinn Nachricht davon geben. Vielleicht entwiſcht ihr eine freundliche Miene, die ich außerdem vor Ihrer Rückkunft nicht erwarten darf. Empfehlen Sie mich Ihrer vornehmen Geſellſchaft unterthänig. Lorchen läßt an die Fräulein von P** ihr ergebenſtes Kompliment machen, und ihr tauſend Vergnügen und eine vollkommene Geſundheit wünſchen. Der letzte Wunſch hätte wohl mögen wegbleiben; denn die Hypochondriſten ſind ſehr unzufrieden, wenn man ihnen ihre Hypochondre nimmt. Ich dächte, das wüßte Lorchen am beſten. Leben Sie wohl, mein lieber B*. Denken Sie an uns arme Gefangene in Dresden, und bleiben Sie mein Freund, damit Ihre Vormünderinn den geringſten Vorwand nicht habe, meine Freundinn nicht zu bleiben.

Rabener.

Am 3. May, 1759.

Hätten Sie wohl jemals Ihrem Freunde den herzhaften Entſchluß zugetraut, daß er ſich aus freyem Willen zum Aderlaſſen entſchließen ſollte? Sie können daraus

ur

urtheilen, wie heftig ſeit vorgeſtern mein Schmerz geweſen ſeyn muß. Dieſer iſt alſo der fürchterliche Tag, an welchem mein Blut fließen ſoll!

> The dawn is over-caſt, the Morning low'rs,
> And heavily in clouds brings on the day,
> The great, th' important day, big with the bloud
> Of Rabener —

. . . . . .

Prächtig genug klingt das, aber es iſt nicht wahr; denn ſeit langer Zeit habe ich keinen ſo heitern Morgen geſehen: entweder der Himmel hat eine Freude über meinen Entſchluß, oder nimmt ſich die Mühe nicht, über mich zu trauern. Noch zur Zeit bin ich voller Muth, und habe auch heute ziemlich gut geſchlafen. . . . Es ſchlägt achte! Da kommen meine blutdürſtigen Helfer! — Pfuy! . . . gleich, meine Herren! Adieu, adieu, Lorchen! — Nun war es vorbey. Dem Himmel ſey Dank, glücklich vorbey! Ich habe vielleicht in etlichen Wochen ſo viel nicht geſcherzt, als heute, während des Aderlaſſens. Einmal wäre ich faſt ohnmächtig geworden; aber ich dachte an Lorchen, und ward gleich wieder munter. O! laſſen Sie nun auch zur Ader. Es iſt gar zu hübſch, ſchmerzt nicht, und man wird bald wieder geſund. Es iſt mir lächerlich, daß ich mich habe ſo fürchten können. Etliche Tage werde ich mich gedulden müſſen, ehe ich Sie ſprechen kann. Etliche ſchreckliche lange Tage! Ich ſoll in etlichen Wochen kein Fleiſch eſſen, und was noch ſchlimmer iſt, keinen Wein trinken! Nicht zu eſſen, nicht Wein zu trinken, und Lorchen nicht zu ſehen, das iſt eine grauſame Diät. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe gehorſamſt.

ſamſt. Leben Sie recht wohl, ſo werde ich deſto geſchwinder geſund.

Rabener.

S**, den 14. May, 1759.

Sehen Sie, mein liebes Lotchen, wie ſehr ich mich an Sie gewöhnt habe. Aber Sie ſind ſelbſt Schuld daran. Hätten Sie mir nicht die gütige Erlaubniß ſeit geraumer Zeit gegeben, Sie alle vier und zwanzig Stunden wenigſtens ſechs Stunden zu ſprechen, und hätten Sie nicht mit ſo freundſchaftlicher Gütigkeit meinen Zuſpruch angenommen, daß Sie von dieſen ſechs Stunden wenigſtens ſechs Minuten heiter und gefällig geweſen; ſo würde mir der geſtrige Tag, an welchem ich Sie nicht geſehen und nicht geſprochen, nicht ſo unerträglich lang geworden ſeyn, und Sie wären wenigſtens acht Tage noch vor meinen Briefen ſicher geweſen. Aber nun haben Sie ſchon einen Brief, und der Himmel weis, ob ich nicht morgen mit Anbruch des Tages den zweyten durch einen reitenden Boten abſende, um Ihnen von meiner Geſundheit, von meinem Verlangen, Sie wieder zu ſehen, von meiner Freundſchaft, und von tauſend ſolchen Kleinigkeiten, die nur mir allein wichtig ſeyn können, und Ihnen ganz gleichgültig ſeyn müſſen, Nachricht zu geben. Wie iſt Ihnen denn geſtern die kalte Hofluft bekommen? Was ſagte die Churprinzeſſinn? Was die andern? Werden Sie ſpielen müſſen? Wann? Was? was macht Ihre Kolik? was der Kopfſchmerz? was Ihr eigenſinniger Magen? und der italieniſche Zopf? was macht er? Sehen Sie, mein liebes Lorchen, alles das frage ich Sie ſo in einem Odem weg, um Ihnen Stoff genug zu geben, mir bald und recht viel zu antworten. Denn auf dasjenige zu antworten, was ich im Eingange dieſes Briefes geſchrieben habe, wird Ihnen grauſam ſauer werden, da Sie es beynahe nicht würden vermeiden können, mir etwas Verbindliches, und faſt noch mehr als Freundſchaftliches zu ſagen. Eine Sache, vor der Sie ſich, ſo lange ich Sie kenne, immer ſorgfältig gehütet haben, wenigſtens bey mir ſich gehütet haben. Unſerer guten Babet empfehlen Sie mich aufs beſte, und ſagen Sie ihr in meinem Namen alles, was Sie glauben, daß ich ihr ſagen würde, wenn ich an ſie ſelbſt ſchreiben dürfte. Aber machen Sie von dieſer Kommiſſion keinen boshaften Gebrauch. Leben Sie wohl, meine beſte Freundinn, und denken Sie an mich, wenigſtens in den leeren Augenblicken, wo Sie nicht im Stande ſind, etwas Wichtigers zu denken. Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

E**, am 8. Junii, 1759.

Ich weis nicht, wie das zugeht, mein liebes Lorchen; ſeit drey Tagen ſchon habe ich an Sie ſchreiben wollen, und ſeit drey Tagen auch, habe ich mich nicht entſchließen konnen, was ich eigentlich an Sie ſchreiben ſoll. Daß ich mich wohlbefinde, iſt ganz gut, aber für Sie eben nicht der wichtigſte Umſtand. Daß ich Ihr wahrer und aufrichtiger Freund bin; das habe ich Ihnen in meinen beiden letzten Briefen, und im Tagebuche, auf allen Seiten und ſo oft geſagt, daß ich es kaum wagen darf, es Ihnen noch einmal zu ſagen. Daß ich von ganzem Herzen wunſche, Sie bald wieder zu ſprechen, das verſteht ſich ohnedem. Was ſoll ich Ihnen nun ſchreiben? Ich habe immer noch, aber immer vergebens, auf eine Antwort von Ihnen gehofft. Vielleicht hätte ich darinne Stoff gefunden, mich mit Ihnen zu zanken, und manchmal zankt es ſich mit Ihnen recht hübſch; aber auch das Vergnügen haben Sie mir nicht gegönnt. Werfen Sie mir das nicht vor, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom erſten dieſes noch nicht geantwortet habe. Sie haben ſeit dem noch einen Brief, und mit ſelbigem ſieben Briefe im Tagebuche von mir erhalten. Hätten dieſe nicht ein paar Zeilen verdient? Nun weis ich noch die Stunde nicht, wie Sie dieſes Tagebuch aufgenommen haben. Denn was B* mir geſchrieben hat, das kann ich für eine Antwort von Ihnen unmöglich annehmen, da das Tagebuch nicht an B* gerichtet war; da B* nicht Ihr Vormund iſt, und alſo keinen Beruf hat, in Ihrem Namen zu reden; da er von Ihnen niemals anders, als mit Beyfalle und Bewunderung ſpricht, welches mir manchmal gar zu ſchmeichelhaft vorkömmt; mit einem Worte, da ich von Ihnen über dieſe Materie einen Brief zu erhalten wünſchte, und nicht von B*. Um des Himmels willen, meine liebe Freundinn, muthen Sie mir nicht zu, daß ich Ihr Stillſchweigen für einen Beweis annehmen ſoll, daß Sie meine Rückkunft wünſchen! Für Sie iſt dieſer Beweis gar zu bequem, und ich verliere dabey gar zu viel, da ich Ihre Briefe verliere. Es iſt viel natürlicher, daß ich aus Ihrem Stillſchweigen ſchlieſſen muß, Lorchen habe ihren entfernten Freund vergeſſen, oder, welches beynahe noch ſchlimmer wäre, Lorchen ſey gegen mich gleichgültig geworden. Das Unglück würde ich gewiß nicht überleben, oder wenn ich es auch bey meiner guten Natur wider Vermuthen überleben ſollte, ſo würde ich mich doch ſelbſt aus Dresden verbannen, und was ſoll daraus werden? Allem dieſem Unglücke können Sie vorkommen, wenn Sie bald an mich ſchreiben. Ich bitte Sie darum, und küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

S**, am 11. Junii, 1759.

So krank und gebrechlich auch Ihr Poſtſcript klingt, und ſo kurz es iſt, ſo verdient es doch einen ganzen Brief zur Antwort, weil es ein Poſtſcript von Ihnen, mein liebes Lorchen, iſt. Der verwünſchte Kopfſchmerz! ich ſehe es ſchon, der bleibt mein geſchworner Feind. Um wie vieles Vergnügen hat er mich ſchon gebracht! Geſtern werden Sie meinen Brief erhalten haben; mit der itzigen Gelegenheit ſende ich an meinen Freund R** dieſen Brief, nebſt einem neuen Theile der Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Herr Weiße hat mir geſchrieben, daß ihm nunmehr die Aufſicht über dieſes Journal aufgetragen worden. Die Tragödie, die Sie kennen, wird er mit noch ein paar andern Stücken beſonders drucken laſſen, worauf ich mich freue. Bey der Gelegenheit hat er mir die neue Auflage von ſeinen ſcherzhaften Liedern geſchickt. Da ich mich erinnere, daß einige Lieder Ihnen gefallen haben, ſo nehme ich mir die Freyheit, Ihnen dieſe[illegible] in Ihre Bibliothek zu geben. Sie können nicht immer Iliaden leſen, Sie müſſen ſich auch mannichmal zu anakreontiſchen Tändeleyen herablaſſen, und ſich zwingen, das, was Ihnen nicht gefallen kann, dem Verfaſſer zu verzeihen, weil er mein Freund iſt, und exemplariſcher lebt, als er ſchreibt. Wie weit ſind Sie mit den Summarien der Iliaden? Vermuthlich ſchon längſt fertig, es müßte Sie denn der Kopfſchmerz gehindert haben.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hauſe, und beſonders dem Papa, dem ich für den heute erhaltenen Brief verbundenſt danke. Gehört B* auch zu Ihrem Hauſe? Ich dächte faſt. Ihre Babet verſichern Sie meiner Hochachtung, ſo oft Sie dazu Gelegenheit haben. Endlich habe ich heute meine Kur angefangen, um auf Johanne recht geſund zu ſeyn, wenn ich das Vergnügen wieder habe, Ihnen die Hände zu küſſen. Leben Sie geſund, vergnügt, und ohne Kopfſchmerzen! das wünſche ich aus Eigennutz; denn wenn Sie ohne Kopfſchmerzen leben, ſo werde ich in vierzehn Tagen neun Briefe von Ihnen bekommen.

Millionentauſendmal küſſe ich Ihnen die Hände, meine kranke und faule Freundinn.

Rabener.

Freylich ſchon wieder einen Brief von Rabenern! Zwar bekommen Sie erſt heute Mittags nach zwölf Uhr meinen Brief vom 11ten dieſes durch den Herrn R**, und itzt früh um zehn Uhr ſitze ich ſchon wieder hier, und ſchreibe von neuem an Sie, mein liebes Lorchen. Aber was kann denn ich dafür? Kein Menſch iſt ſchuld daran, als Sie; wie geſagt, nur Sie, ſonſt kein Menſch. Warum iſt Ihr Brief, den ich eben itzt von der Poſt bekommen, ſo freundſchaftlich und ſo vortrefflich geſchrieben? Wahrhaftig, Sie haben mir mit dieſem Briefe eine große Freude gemacht. Ich ſehe daraus, daß Sie geſund, ziemlich vergnügt, und was für mich das wichtigſte iſt, noch meine Freundinn ſind. Und alles dieſes ſagen Sie mir mit einer gewiſſen Heiterkeit, die Ihnen eben nicht alltäglich iſt, und Sie allemal doppelt liebenswürdig macht.

Mit Ihren Kopfſchmerzen iſt es alſo wirklich Ernſt geweſen? Armes Lorchen! Haben Sie wohl Hoffnung, einige Tage ſo ruhig zu ſeyn, daß, wie Sie ſchreiben, ſich die noch übrige große Leere und Schwachheit verliere? Ich erinnere mich nicht, Sie oft ruhig, und am wenigſten etliche Tage ruhig geſehen zu haben. Aber eben beſinne ich mich, daß Sie niemals ruhiger ſind, als wenn Sie mich ſechs Meilen von Ihnen entfernt wiſſen. Machen Sie ſich dieſe Zeit zu Nutze; dieſe glückliche und geſunde Gemüthsruhe möchte nicht lange mehr währen; denn gegen Johannis, wenn Sie es nicht ungütig nehmen, denke ich wieder bey Ihnen zu ſeyn. Und da iſt zu den traurigen Kopfſchmerzen, der großen Leere, und der verdrüßlichen Schwachheit immer noch Zeit genug. Haben Sie denn im Ernſte eine Fortſetzung des Tagebuchs erwartet? Bey aller meiner natürlichen Eigenliebe, war ich doch ſo hochmüthig nicht, es für Ernſt zu halten, und Ihr langes Stillſchweigen über dieſen Punkt war ſchon Urſache genug, mich ſtumm und demüthig zu machen. Ich habe mir alſo Gewalt angethan, es nicht fortzuſetzen, ungeachtet mich ſolches unendliche Ueberwindung gekoſtet; da dieſes Tagebuch meine tägliche Unterredung mit Ihnen war, und mir zu meinem Vergnügen in S** nichts fehlt, als ein Freund, mit dem ich von Lorchen reden kann.

Es iſt mir recht lieb, daß Sie unſerer guten einſamen Babet das Tagebuch geſchickt haben; denn unmöglich kann ſie es durchleſen, ohne wenigſtens einmal an mich zu gedenken, und das iſt alles, was ich wünſchen kann.

Grüßen Sie dieſe gute Freundinn tauſendmal von mir! Heute alſo ſind Sie bey Hofe; Sie haben doch die Gefälligkeit, und melden mir in Ihrem nächſten Briefe etwas davon? Sie ſchreiben, Sie müßten wieder nach Hofe kommen! Iſt das ſeit meiner Abweſenheit ſchon einmal, außer dem Gallatag, geſchehen? B* werde ich keine Strafpredigt halten; er iſt geſtraft genug, wenn er in Ihrer Geſellſchaft unzufrieden ſeyn kann. Ich habe am Sonntage einen Brief an B* mit einem Inſchluſſe an Sie geſendet, und in D** Hauſe abzugeben darauf geſchrieben, um deſſen Beſtellung zu beſchleunigen; gleichwohl bekomme ich von B* keine Antwort, und im Briefe vom Montage nicht die geringſte Nachricht, ob Sie und B* dieſe Briefe bekommen haben. Wie geht das zu? Laſſen Sie ſich doch auf der Poſt erkundigen, und erinnern Sie B* an mich; vielleicht antwortet er mir.

Ich? Ihren Brief zerreißen? Nimmermehr folge ich Ihnen darinne; dazu iſt er mir viel zu lieb. Aufheben will ich ihn, für meine Enkel und die ganze Nachwelt will ich ihn als ein Heiligthum aufheben, und verflucht ſey der Wurm, der ihn freſſen will! Leben Sie wohl, und lieben Sie Ihren Freund

Rabener.

S**, am 13. Junii, 1759.

S**, am 14. Junii, 1759.

Bis hieher wäre ich alſo, meine beſte Freundinn; aber mein böſes Gewiſſen, wegen des ſo gröblich gemißbrauchten Urlaubs, verſtattet mir nicht, eher nach Dresden zurückzukehren, bis ich von Ihnen die ſchriftliche Verſicherung erhalten, daß Sie mir dieſen Ungehorſam verziehen haben. Ich könnte zwar Verſchiedenes, zu meiner Entſchuldigung, und das nicht ohne Grund, anführen; aber ich will dieſe Verzeihung bloß Ihrer großmüthigen Freundſchaft, und nichts dazu der Gerechtigkeit meiner Sache zu danken haben. In Ihrem nächſten Briefe, dem ich mit unruhigem Verlangen entgegenſehe, können Sie mir nichts Wichtigers und Erfreulichers ſagen, als die Verſicherung, daß Sie unverändert meine Freundinn [illegible], und ſich geſund, vergnügt, ohne Kopfſchmerzen, Kolik und Eigenſinn befunden haben.

Dem Herrn Papa, dem ganzen Hauſe, und allen Freunden, empfehle ich mich aufs beſte; ich würde an den Papa ſelbſt geſchrieben haben, wenn ich nicht von meiner nächtlichen Reiſe zu müde wäre. Der Herr Profeſſor Gottſched und ſeine Frau laſſen ſich Ihnen beſonders empfehlen, und hoffen, Sie werden die überſendeten Muſikalien erhalten haben. ꝛc. ꝛc. Mündlich erzähle ich Ihnen von allen dieſen noch mehr. Beyliegenden gedruckten Zeddel ſende ich Ihnen, damit Sie ſich einen kleinen Begriff von dem N**ger Geſchmack machen können.

Niemand kann die Babet freundſchaftlicher grüßen, als Sie; darum bitte ich, es in meinem Namen zu thun. Wie ſehr wünſche ich, es bald ſelbſt zu thun, und Ihnen, mein beſtes und ſchlimmes Lorchen, die Hände zu küſſen,

Rabener.

S**, am 16. Junii, 1759.

Da Sie mir gütigſt die Erlaubniß gegeben haben, auf einige Wochen nach S** zu verreiſen; ſo bitte gehorſamſt um Verlängerung dieſes Urlaubs, weil ich mich genöthigt ſehe, nach Leipzig, und vielleicht noch weiter zu gehen. Ich hatte mir vorgeſetzt, künftige Mittwoche mit dem früheſten aufzubrechen. Weil Sie mich aber gewöhnt haben, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Vergünſtigung nicht einen Schritt zu thun; ſo erwarte ich mit der künftigen Montags-Poſt Ihre Befehle, und eine genaue Beſtimmung der Zeit, wie lange ich noch außen bleiben darf. Ich werde ſodann nicht eine Minute länger bleiben, und wenn ich den Koffre auf den Buckel nehmen, und zu Fuße bis an das weiße Thor gehen ſollte.

Sie können urtheilen, wie dringend meine Reiſe ſeyn muß, da ich mich dadurch des gehofften Vergnügens berauben laſſe, Ihnen auf Johannis aufzuwarten.

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, den Ihrigen allerſeits gehorſamſt. Unter die Ihrigen gehört wohl auch Ihre Babet.

Alſo auf den Montag antworten Sie mir gewiß auf meine Briefe vom 10ten, 13ten, 16ten Junil. Ich bin Ihr aufrichtiger Freund und demüthigſter Knecht.

Rabener.

N. S.
Heut Abends erwarten wir hier den Miniſter ***f. Ich wollte, daß wir unſern Freund B** erwarteten, ich würde mich mehr darauf freuen; und wenn wir vollends ***o! daran darf ich gar nicht einmal denken.

S**, am 18. Junii. 1758.

Sie ſind ein allerliebſtes boshaftes Lorchen. Dieſen Morgen lag ich noch im Neſte, als mein Bedienter mir acht Briefe von Ihnen brachte. So eine Freude, als ich darüber hatte, kann kaum ein Kind haben, welches früh beym Erwachen den ſo lange gehofften heiligen Chriſt auf dem Bette findet. Ich entwickelte einen Umſchlag nach dem andern, und bey dem achten war ich ſehr unzufrieden, daß er ſchon der letzte war. Eine ganze Stunde länger, als ich es ſonſt gewohnt bin, blieb ich im Bette liegen, um Ihre Briefe recht ungeſtört und ruhig durchzuleſen; und ich bin itzt nur um deswillen aufgeſtanden, damit ich Ihnen gleich antworten könne. Es ſoll nach der Ordnung geſchehen, wie ſie vor mir liegen, und wie ich glaube, daß ſie von Ihnen geſchrieben ſind.

Ad 1) Ich freue mich über das Vergnügen, das Sie am 14ten in Ihrem Garten genoſſen, und doppelt

freue

Universitäts-Bibliothek München

freue ich mich, daß Sie meine Geſundheit getrunken. Ich bewundere Ihre Philoſophie! Wer hätte glauben ſollen, daß der Beſuch von dem Kaufmann R** Ihnen den weiſen Seufzer auspreſſen können, daß nichts Vollkommenes in der Welt ſey. Oder fiel Ihnen dieſe Sentenz nur dabey ein, daß Sie mitten in Ihrem Vergnügen durch das Trinken auf meine Geſundheit geſtört werden? Erklären Sie ſich darüber, denn Ihr Brief erklärt ſich nicht deutlich genug.

Ad 2) Die Hofnachrichten von der Mittwoche geben Sie mir in einem ziemlich trockenen Zeitungsſtyle; und der Schluß, daß Sie mein Glück beneiden, iſt der wichtigſte. In der That bin ich hier ſo glücklich, als man es ohne Lorchen ſeyn kann.

Ad 3) Die beſte Babet! Wie freue ich mich, daß ſie einen Abend mit Ihnen hat ungeſtört ſeyn können! Ich weis gewiß, ihr iſt das lieber geweſen, als die artige Galanterie von ihrem ſchönen P**. Grüßen Sie doch die liebe Gevatter tauſendmal von mir! Alſo wird aus meinem Wunſche, Ihre beiderſeitigen Briefe ſelbſt zu beſtellen, nichts? Es geht doch alles wider meine Wünſche! Was für einen glücklichen Beruf hätte ich gehabt, wenn ich früh einen Brief von der Lorchen und Abends eine Antwort von der Babet hätte abholen können! Umſonſt hätte ichs auch nicht thun dürfen; denn von Ihnen hätte ich das Lohn bekommen, und die Babet hat ein viel zu mitleidiges Herz, als daß ſie nicht auch für einen Theil meiner Kleidung würde geſorgt, und mir wenigſtens eine abgeſetzte Kleidung zugeworfen haben. Und wäre auch alles dieſes nicht geweſen, ſo bin ich doch ehrgeizig genug, ein ſo wichtiges Amt umſonſt zu verwalten. Denn das Vergnügen, die Lorchen und Babet alle Tage einmal zu ſprechen, geht über alle Beſoldung, und über allen Rang, den auch die anſehnlichſten Ehrenſtellen und Aemter mit ſich bringen.

Ad 4) Was iſt das für eine höhniſche Frage, die Sie an mich thun? Ich kann eine Perſon wie Lorchen binnen vier Jahren noch nicht vollkommen ausgelernt haben, und doch ſo viel Gutes und ſo viele liebenswürdige Vorzüge an ihr finden, daß es unrecht ſeyn würde, dieſe nicht zu bewundern. Und dieſe Perſon kann einige Fehler haben, die um deswillen Tadel verdienen, weil man bey einer ſo vollkommenen Perſon gar keine Fehler erwartet. Vielleicht hat ſie noch ein paar Fehler und unendlich mehr Tugenden, als ich in vier Jahren an ihr entdeckt: ſoll ich deswegen nicht über ſie urtheilen, ſie nicht eher loben und rühmen, als bis ich auch den geringſten Fehler an ihr ausgeſpähet, und alle ihre Vorzüge zu bewundern Gelegenheit gefunden habe? Denn z. E. Sie, mein liebes Lorchen . . . aber ich muß zum fünften Briefe eilen. —

Ad 5) Von dem überſchickten Buche urtheilen Sie weit nachſehender, als es mein Freund verdient. Zu ſeiner Demüthigung ſoll er Ihren Brief leſen, ſo bald ich nach Leipzig komme. Wie gefährlich können Sie ſchmeicheln, wenn Sie wollen! Von meinem Tagebuche urtheilen Sie ſo vortheilhaft, daß ich vor Hochmuth ganz ſchwindelnd werden würde, wenn Sie nicht die demüthigende Vorſicht gebraucht hätten, mitten unter dem Witzigen, dem Aufgeweckten, dem mir Eigenen, dem Boshaften, dem Schmeichelhaften, dem Rabeneriſchen, nicht eine kleine Sylbe von dem Freundſchaftlichen zu gedenken. Denn wenn Sie mir den prächtigen Titel eingeſtehen, daß ich Ihr Freund ſey, ſo bin ich darauf unendlich ſtolzer, als auf allen Witz.

Ad 6) Das iſt mir doch von W** ganz unbegreiflich: ich habe ihn ſelbſt gebeten, daß er von meinem Befinden Ihnen mündlich Nachricht geben möchte.

Und alſo iſt Ihr Kopf noch nicht, wie er ſeyn ſoll? Das ſagen Sie wohl nur, um mich zu ängſtigen? Am Sonnabende habe ich meine Kur mit dem Bitterwaſſer beſchloſſen. Den Nutzen muß ich davon erwarten. Geſtern Abends überfiel mich mein alter Schmerz mit einemmale wieder ſo heftig, daß ich Abends auf meinem Zimmer ohne Speiſe und Trank bleiben mußte, und eine ſehr unruhige Nacht hatte. Wie ich mich dieſen Morgen befinde, weis ich in der That nicht. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, an mich zu gedenken, da ich von früh ſechs Uhr bis itzt halb zehn Uhr nur an Andern gedacht habe. Und dieſes Vergnügen will ich ſo ſpät, als möglich, unterbrechen.

Ad 7) Es iſt ſchon genug, daß Sie meine Briefe vom [illegible] und [illegible] erhalten haben; ich bitte Ihnen alle ungerechten Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht habe, und ferner machen werde, demüthig ab, und küſſe Ihnen die Hände, daß Sie mir es vergeben haben.

Ad 8) Es iſt auch mein letzter Brief richtig eingegangen, und von Ihnen gütig aufgenommen worden. Wie glücklich bin ich, daß ich eine ſo gütige Freundinn habe, die mir alle mein freundſchaftliches Gewäſche mit ſo viel Nachſicht verzeiht! Meinen geſtrigen Brief werden Sie nun auch bekommen haben, und mit dieſer Poſt vermuthlich ein paar Zeilen antworten, die ich morgen früh bekomme. Wie ungenügſam bin ich! Den Augenblick erſt acht Briefe, und ſchon hungert mich nach dem neunten. Leben Sie auf heute wohl!

Den übrigen Raum hebe ich für die morgende Antwort auf.

Den 19. Junii. 1759.

Nein; gewiß werde ich den Urlaub nicht mißbrauchen. Eine längere Abweſenheit von Ihnen kann ich unmöglich ausſtehen, und das Vergnügen, welches ich ſonſt von der vorhabenden Reiſe erwarten könnte, würde mir ſehr verbittert werden, wenn ich genöthigt werden ſollte, meine Rückreiſe weiter zu verſchieben, als ich es ausgerechnet habe.

Ich bitte, mich Ihrer Familie beſtens zu empfehlen. Leben Sie bis zu meiner Rückkunft geſund, hernach wird weiter Rath werden. Ich küſſe Ihnen die Hände, beſtes Lorchen.

Rabener.

Am 22. Junii, 1759.

Damit es unſerer fleißigen Babet nicht, während meiner Abweſenheit, an Nahrung für ihre Lehrbegierde fehlen möge, ſo ſende ich für dieſelbe den engliſchen Zuſchauer.

Ich hoffe, von Ihnen, mein liebes Lorchen, noch heute mündlich Abſchied zu nehmen, da ich morgen früh abzureiſen denke, wofern mich mein böſes Auge nicht zurückhält. Aber von Ihnen, meine Babet, wie unglücklich bin ich! von Ihnen darf ich mündlich nicht Abſchied nehmen. Tauſendmal küſſe ich Ihnen in Gedanken die

Hände, und empfehle mich Ihrer Freundſchaft, die mir alle Tage ſchätzbarer wird, und wünſche, Sie und Ihr ganzes Haus geſund und vergnügt wieder zu finden.

Ich darf es nicht ſagen, mit was für ſchwerem Herzen ich von Ihnen und von der Lorchen reiſe; wie unruhig ich mitten in meinem vergnügten Landleben an zwo abweſende, ſo liebenswürdige Freundinnen denken werde; wie traurig mir die Stunden Abends von ſechs bis acht Uhr ſeyn werden, da ich nicht bey Lorchen ſeyn, mit ihr mich nicht zanken, und nicht mit ihr von unſrer guten beſten Babet reden kann: das alles darf ich nicht ſagen, ſonſt ſpricht Lorchen wieder mit ihrer grauſamen Froſtigkeit, das ſey getändelt. Ja, meine Babet, das ſagte Lorchen geſtern; ſo gleichgültig iſt ſie gegen meine Freundſchaft: aber ſie iſt nur gegen meine Freundſchaft ſo. Leben Sie wohl, mein gutes Lorchen! leben Sie ewig wohl, meine gute Babet! Wie glücklich bin ich, wenn Lorchen und Babet mich nicht vergeſſen, mich,

Ihren

aufrichtigen Freund,
Rabener.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 7. Nov. 1755.

Sie werden meinen Brief vom 4ten dieſes, nebſt dem dritten Theile meiner Schriften bekommen haben. Ich verſprach damals, weitläuftiger zu ſchreiben, und itzt will ich dieſes Verſprechen erfüllen. Der Verleger wird Ihnen das neue Stück der vermiſchten Schriften geſendet haben. Die Abhandlung der moraliſchen Nachahmung hat mir ſehr wohl gefallen. Die Ode an Herrn Sucro nicht ganz, ob ſie ſchon ſo rührend iſt, daß ſie einem betrübten Wittwer Thränen koſten muß. Wollen Sie wiſſen, warum ſie mir nicht gefallen hat? Ich weis es ſelbſt nicht recht. Vielleicht kömmt es daher, daß ich dieſer neuen Versart überhaupt nicht recht gut bin: vielleicht auch daher, daß gewiſſe Redensarten Klopſtocken zu eigen ſind, und in dem Munde eines andern zu gezwungen und zu nachahmend klingen. Das:

Schläft ſie zu Gott hin;

iſt ein Ausdruck, der mich ehedem betäubt hat, und nun glaube ich kaum, daß er richtig gedacht ſey. Kann ich dahin ſchlafen, ſo kann ich auch einher wachen. Kurz, wenn wir, wie ich allenfalls wünſche, dieſe Versart und die Gedichte ohne Reime allgemeiner machen wollen; thäten wir nicht beſſer, wir beobachteten, auſſer dem Wohlklange, auch die Reinigkeit der Sprache aufs ſorgfältigſte, ſo wie ſie von Ihnen ſelbſt, und im Jünglinge *), auch ſonſt **), beobachtet iſt? Erſchrecken Sie denn nicht über meine Verwegenheit, da ich mich wage, eine Ode zu tadeln, die Ihnen wegen Ihres einſamen Freundes und der verlornen Freundinn ſo vorzüglich lieb ſeyn muß? Und wähle ich nicht zur Unzeit, da ich Sie wider meine Satyren reize, in denen vieles ſteht, das Ihnen nicht gefallen kann, weil Sie ein Amt und ſolche Beſchäfftigungen haben, die Sie, Ihres Witzes und Ihrer Lebhaftigkeit ungeachtet, wider gewiſſe Ausdrücke aufbringen müſſen, die ich bey manchem Charakter für unentbehrlich halte, und die Sie nur in der engliſchen Sprache ſchön, in der deutſchen zu niedrig finden. Mit der Kritik von der geiſtlichen Epopee legt der Probſt oder Konſiſtorialrath in Berlin gewiß mehr Ehre ein, als die meiſten derjenigen, die für die Meſſiade bisher gekämpft haben. Nur der Schluß hätte bitterer ſeyn ſollen. Ein ſolcher Einfall, wie ihn N** böſer Freund gehabt hat, würde bey einem muthwilligen Tertianer die Ruthe verdienen; verdient er bey Sr. Magnificenz nicht zum wenigſten einen amtsmäßigen und empfindlichern Verweis? ***) Aber auch bey dieſer Kritik muß ich etwas tadeln. Der Herr Probſt hat ſich einen Ausdruck angewöhnt,

---

*) Z. E. im Jünglinge, das 22ſte, 35ſte und 43ſte Stück.

**) Das Muſter von allen ſiehe in Uzens Gedichten.

***) Siehe dieſe unglückliche Stelle im Neueſten der Gelehrſamkeit ꝛc. im Jänner des 1753ſten Jahres.

gewöhnt, der ſchön iſt, wenn er ſelten kömmt, ekelhaft, wenn er oft wiederholt wird, und lächerlich, wenn er gar falſch gebraucht iſt. Es iſt das Wörtchen ein. Wenn ich ſage: Ich wünſche meinem beſten Freunde das weſentliche Vergnügen, daß er, wie ich es genoſſen, mit einem Cramer, einem Giſeke, einem Klopſtock, unter einem Dache wohne; ſo wünſche ich ihm auf eine redneriſche Art etwas Gutes: denn ich rede von dem Charakter dieſer drey Freunde, und wünſche ihm die Geſellſchaft eines gelehrten und redlichen Mannes, wie Cramer, eines lebhaften Mannes, wie Giſeke, eines muntern und ſtark empfindenden Mannes, wie Klopſtock war. Sage ich aber: Ich habe mit einem Cramer, einem Giſeke, einem Klopſtock unter einem Dache gewohnt; anſtatt, daß ich ſagen will: Ich habe mit Cramern, Giſeken und Klopſtocken unter einem Dache gewohnt; ſo iſt dieſer Ausdruck meines Erachtens ganz falſch, und deſto unerträglicher, weil er ſteif und affektirt iſt. Dieſen Fehler hat, deucht mich, der Herr Probſt oft begangen, und ich würde die widrige Empfindung, die ich dabey gehabt, Ihnen deutlicher und bitterer zu Tage legen, wenn ich mich nicht ſcheute, etwas für einen Fehler auszugeben, das der Herr Probſt mit dem fortgeſetzten Boſſuet des Herrn Oberhofpredigers Cramers ſo ſehr, gewiß gar zu ſehr gemein hat.

Ey! Ey! Ey! Wie wird es meinen armen ſatyriſchen Briefen gehen! Wie unvorſichtig bin ich, daß ich ſo muthwillig reize! Die Ode von den Schickſalen der Religion iſt vortrefflich. Die Abhandlung von Saint Real iſt leſenswerth; nur damit bin ich nicht zufrieden, daß ſie eine Ueberſetzung iſt. Ich möchte nicht gern, daß zu oft und zu lange Ueberſetzungen in die vermiſchten

Schriften kämen. Aber wer ſoll . . . Gut! Sie haben Recht; aber ich auch. Ich bin ein aufrichtiger Freund von Ihnen und Ihrer Frau, die Sie in meinem Namen grüßen ſollen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Quedlinburg, den 14. Aug. 1752.

Ich hätte mir gar nicht eingebildet, daß ich in der ganzen Zeit, von Pfingſten her, weiter nichts, als eine Note von den Briefen, die Sie an mich geſchrieben haben, und anderthalb horaziſche Verſe zum Verweiſe bekommen würde, mich an meinen lieben Rabener erinnern zu können. Ich habe mir ſo gar weiß gemacht, daß ich in dem Poſſeß wäre, Ihnen wegen Ihres langen Stillſchweigens Vorwürfe zu machen. Denn ich habe Ihre beiden Briefe beantwortet; ich habe mich in einem Briefe, beſonders wegen Ihrer Kritik der vermiſchten Schriften, theils gerechtfertigt, theils für ſchuldig erkannt; und in dem andern Briefe Ihnen von C** geſchrieben, daß er mich beſucht, und den ernſtlichen Entſchluß gefaßt hätte, an Sie ſehr weitläuftig zu ſchreiben. Sind alſo dieſe beiden Briefe verloren gegangen? Das müſſen ſie freylich ſeyn; aber, wenn ſie auch nicht verloren wären, ſo müßten Sie doch auch nicht ſo ſcharf mit Ihrem Cramer rechnen, und hätten auch wohl, wie er wohl öfter gethan hat, ſeit dem 9ten May 1752 einmal eher an mich ſchreiben können. — Daß Sie nun gar auf den ungerechten Verdacht gefallen ſind, ich möchte mich von Ihrer Kritik beleidigt gefunden haben, das iſt ganz unverzeihlich. Hören Sie doch, mein liebſter Rabener, wie lange iſt es denn, daß Sie mich kennen? Iſt Ihnen das Unglück ſchon oft begegnet, daß ich einer Kritik wegen auf irgend einen unſerer Freunde böſe geworden bin? Oder haben Sie geheime Urkunden, daß ich, ſeitdem ich ſo unglücklich bin, gar nicht mehr beurtheilt zu werden, eine ſo empfindliche Seele erhalten habe? In der That, ich wünſchte mir itzt ein wenig theologiſche Bitterkeit, damit ich mich recht böſe, wegen eines ſolchen Verdachts, gegen Sie anſtellen konnte. Und ich will es gewiß im Ernſte werden, wo Sie mir nicht bald Brief und Siegel darüber geben, daß Sie völlig überzeugt ſind, ich konne nie in einen ſolchen Fehler verfallen. Ich hätte auch ſeit Pfingſten an Sie wieder geſchrieben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß Sie mein Brief nicht in Leipzig antreffen würde. Zum Beweiſe, wie leicht Sie mich wieder verſohnen können, ſchreibe ich gleich an Sie, als ich von unſerm Freunde den Auszug aus Ihrem Briefkalender erhalte. Sie ſind doch mein lieber Rabener. Ich glaube auch, daß Sie mich ſehr lieb haben; ſonſt hätten Sie ſich die Mühe nicht gegeben, den Horaz wider mich zu çitiren. Ich will durchaus von Ihnen beurtheilt ſeyn, und ſo ſcharf Sie können. Denn, wo ich Gründe genug habe, zu glauben, daß Sie nicht Recht haben, widerſpreche ich, und folge nicht. Ich bitte Sie auch itzt, daß, wenn Sie irgend eine von meinen ſchon gedruckten Oden leſen, Sie mir alle Ihnen mißfallende Stellen auf einen Zeddel ſchreiben ſollen, weil ich an Verbeſſerung und Herausgabe derſelben mit der Zeit denken will. Wenn Sie eine neue Ausgabe Ihrer Satiren beſorgen müſſen, will ich Ihnen den Liebesdienſt auch erweiſen.

Sie haben doch Ihre Autorſchaft noch nicht niedergelegt? Sie hatten vordem allerley ganz artige Projektchen: ſie ſind doch nicht aufgeopfert? und in einen neuen Theil Ihrer Satyren kommen doch auch einige neue Arbeiten? ꝛc. ꝛc.

K. ꝛc.

Quedlinburg, den 2. Oktober, 1752.

Sind Sie glücklich von Ihrer verdrießlichen Expedition zurückgekommen? Und ſind Sie geſund? Und haben Sie mich auch, ungeachtet Sie ſelten Briefe von mir erhalten, noch lieb? Sie können ſo fürchterliche Briefe ſchreiben, daß ich mir der Langſamkeit wegen keinen Verweis zuziehen möchte. Dem aber vorzukommen, noch mehr aber, um Ihnen zu ſagen, daß wir Sie unverändert lieben, ſchreibe ich itzt, da ich hoffe, daß Sie mein Brief in Leipzig finden werde. So gern ich von Ihnen zu erfahren wünſche, daß Sie geſund ſind; ſo will ich doch noch lieber erfahren, daß Sie zufrieden ſind. Ihre beiden letzten Briefe waren ſo voll Hypochondrie! War es nur Hypochondrie des Körpers? Iſt Ihre Seele ſeitdem heitrer, liebſter Rabener? Wunder wäre es nicht, wenn Sie Ihres unruhigen Amtes wegen, das Sie ſo wenig Ihrer ſelbſt und Ihrer Stunden mächtig werden läßt, unzufrieden würden. Immer reiſen, und immer mit ſo vielen Unbequemlichkeiten reiſen müſſen, unterdeß daß andere, die, weil ſie keine Verdienſte haben, auch kein Recht zu einem ruhigen und vergnügten Leben haben, für keinen Menſchen, als allein ihres Vergnügens

wegen in Bewegung ſind, das muß endlich auch den Allerunverdroſſenſten zur Laſt und zum Ekel werden. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie oft wir uns ärgern, daß Ihre Verdienſte zwar gebraucht, aber nicht belohnt werden. Man giebt Ihnen die Anwartſchaft auf ein Kreiseinnehmer-Amt; aber was hilft ſie Ihnen, wenn es ewig eine Anwartſchaft bleibt? Giebt es denn keine andern Aemter, wo Sie der Welt dienen können, ohne ſo zerſtreut zu werden, und in einer beſtändigen Unruhe zu leben? Was ich für ein Moraliſt bin! Mögen Sie nicht lachen, wenn Sie meinen Brief leſen, daß ich Ihrentwegen vielleicht unzufriedner bin, als Sie ſelbſt ſind. — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Immer reiſen müſſen, das iſt ärgerlich! Ja, wenn ſich Ihre Kommiſſionen bis nach Quedlinburg erſtrecken könnten! Wie weit ausgebreitet doch der Schade iſt, wenn große Herren Schutzgerechtigkeiten über Abteyen verkaufen! Wäre die hieſige noch bey Sachſen, ſo könnte man doch noch hoffen, daß Sie ſich, kraft Ihrer theuern Pflicht, auch einmal hieher verirren wurden. Und ich glaube, ich ließe in dem Falle die Oberhofprädikatur, wenn es leidlich wäre, auf meine Lebenszeit in den Steueranſchlag bringen. Arbeiten Sie denn noch etwas, oder ruht Ihr Satyr? Billig ſollte ers nicht thun; denn man ſiehts ihm nicht an, daß er ſo oft auf der Poſt liegen muß. Wie ſtehts um Ihre Freunde in Leipzig? ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 14. Febr. 1753.

Hier haben Sie die Antwort auf zween Briefe. Dem Verleger habe ich die auf zweymal überſendeten Manuſcripte, zu einem neuen Theile der vermiſchten Schriften, zugeſtellt. Ich habe ein paar Lieder von D. M** dazu gegeben; aber das alles macht noch nicht fünf Bogen aus. Halten Sie ſich immer gefaßt, noch mehr zu ſenden. Ihre Abhandlungen, ſo viel ich habe davon leſen können, ſind unvergleichlich. Es fehlt aber doch noch eine Art der Schriften, die der Leſer in dergleichen Sammlungen zu ſuchen gewohnt iſt; die Satyren meyne ich. Wer ſoll die fertigen? Der Herr Oberhofprediger? Nein, Ihro Hochwürden! Das fehlte noch, daß ein Oberhofprediger Satyren machte! Es iſt ehedem ſchon Aergerniß genug, daß er andere Sachen drucken läßt, als Geſangbücher. Gleichwohl ſieht der Verleger, vermöge ſeiner buchhändleriſchen Weisheit, wohl ein, daß dieſer Monatsſchrift Satyren fehlen. Er hat mir ſehr angelegen, ihm wenigſtens noch einige Sprüchwörter dazu auszuarbeiten, und ich habe ihm mit der größten Vertraulichkeit ins Ohr geſagt, daß ichs nicht thun werde. Wie wollen wir es aber ſonſt anfangen? »Das weis »ich nicht, mein lieber Rabener!« Und ich noch weniger, mein Herr Cramer! Ich wollte, daß jemand um dieſe Monatsſchrift ſich ſo verdient machte, und etwas Atheiſtiſches ausarbeitete, damit es auch an einem-und dem andern Hofe mit Beyfalle geleſen würde. Meynen Sie nicht? — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich freue mich, daß S** ſich ſeinem Glücke zu nähern ſcheint. Ich bin dem kleinen ſüßen Männchen von ganzer Seele gut, das ſagen Sie ihm nur. Künftigen 23ſten Sept. 1754 will ich ihm gewiß antworten; denn da werden es zwey Jahre ſeyn, daß ich ſeinen Brief bekommen habe. Er hat es eingeführt, daß wir einander alle zwey Jahre antworten, und ich folge ſeinem erbaulichen Exempel billig. — —

Ich bin etliche Tage in Naumburg geweſen; ich habe Schlegels Frau kennen lernen, und ſie gefunden, wie ich wünſche, daß die Weiber meiner Freunde ſeyn mögen. Sie hat Vernunft und Witz, ſieht fein aus, und ſcheint eine gute Wirthinn zu ſeyn. Ein Umſtand, der für den Mann der wichtigſte iſt, und um deswillen ich es ſeiner Frau nunmehr beynahe verzeihe, daß ſie ihm kein Geld mitgebracht hat.

Nun bin ich auch wegen der Sorge beruhigt, die ich mir machte, daß er noch nicht hätte heurathen, ſondern die Wirthſchaft noch einige Zeit durch ſeine beiden Schweſtern führen laſſen ſollen — —

Küſſen Sie Ihre rechtſchaffene Charlotte in meinem Namen tauſendmal! — So? Haben Sie ein Bedenken dabey? Pfuy! Was für eine eiferſüchtige Miene machten Sie itzt! das war garſtig! Leben Sie wohl!

Rabener.

Quedlinburg, den 17. Febr. 1753.

Vergiß nicht, Freund, bey deinen Freuden,
Daß deine Freunde dich beneiden,
Die mit dir ſcherzen, und ſich freun;
Die deinem Spotte gern verzeihn,
Durch deine Luſt des Trübſinns Heer zerſtreun,
Und jeden Abend dir, frey von gelehrten Leiden,
Und froh durch deine Scherze weihn;
Indeß daß, weit von dir entfernet,
Dein Cramer Scherz und Luſt verlernet,
Den Kopf auf Folianten ſtützt *),
Bey alten Chroniken und dummen Mönchen ſchwitzt,
Und, voll gelehrter Meditationen,
Bald von Rebellionen,
Vom Umſturz ſtolzer Thronen,
Und bald von Ketzern ſchreibt, ſich hypochondriſch ſitzt,
Stets ungewiß, ob er auch nützt.
Der der Gelehrten Ewigkeit,
Die alberne Unſterblichkeit,
Zuerſt erfand, wie ſchlecht hat der erfunden!
Der wohnte zwar vom Himmel nicht ſehr weit,
Vier Treppen hoch, doch hat er niemals ſich gefreut,
Nie, wie die Freundſchaft glücklich iſt, empfunden!
Da, da hat er die Schreiberewigkeit,
Und Nachwelt, und Unſterblichkeit,
Die Räuber meiner ſchönen Zeit,
Kurz, eh er Hungers ſtarb, erfunden.
Wie ſchlecht hat er erfunden!

Aber was ſoll ich Ihnen für Vorwürfe machen, mein lieber Rabener? Sie durchflattern das ganze Land,

---

*) Um dieſe Zeit ſchrieb Herr Cramer an der Fortſetzung des Boſſuets.

denn Sie haben durchs ganze Land Kommiſſionen; und nirgends halten Sie die Kommiſſionen länger auf, als in den Gegenden, wo Bekannte von Ihnen, und zufälliger Weiſe junge Weiber Ihrer Bekannten ſind. Endlich kommen Sie nach Leipzig zurück; Sie finden Briefe von Cramern. Es wäre wohl nöthig, ſie zu beantworten; aber unmöglich haben Sie Zeit: denn nunmehr müſſen Sie auch in Leipzig Ihre Freunde und Freundinnen beſuchen, die Sie ſeit ſo vielen Wochen haben entbehren müſſen.

Aber wie beſchäfftigt Sie auch ſind, ſo müſſen Sie mir doch bald einmal ſchreiben. Ihre Briefe muntern mich ſehr auf, und wie ſehr habe ich nicht Aufmunterung nöthig, da ich itzt ſo viel von Arianern, Eunomianern, Aetianern, Macedonianern, Pſathyrianern, Audäanern, Photinianern, Origeniſten, Apollinariſten, Dimöriten, Monotheliten, und allen Ketzern in anern, iſten, aſten und iten ſchreiben und leſen muß. Meine Frau ſagt mir, ich ſoll nachſehen, ob es auch eine Sekte von Cataſtriſten *) gäbe; darunter könnte ich Sie bringen. In der Kirchenhiſtorie ſtehen ſo viele ſeltſame Namen; es ſollte mich wundern, wenn es keinen Ketzer gäbe, der Cataſter geheißen hätte. Zum wenigſten kann ich einen Heinrich von Nepkow und Anton Panßa darunter bringen, und da habe ich Gelegenheit, in einer Note zu ſagen: »Siehe des gelehrten Gottlieb **Wilhelm Rabeners** ſatyriſche Schriften, worinnen er die

---

*) Cataſter ſind in Sachſen Verzeichniſſe desjenigen, was ein jeder Einwohner eines Ortes an Steuern zu geben hat, und ſolche Cataſter zu verfertigen, iſt eine der wichtigſten, aber auch der traurigſten Arbeiten eines Steuerreviſors.

»dunkle und verworrene Hiſtorie dieſer Erzketzer ſehr bündig und deutlich erörtert hat.«

Mich deucht, Sie können es aus meinem Briefe ſehen, daß ich mich mit den Meinigen ganz wohl befinde — —

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 27. März, 1753.

Liebſter Rabener,

Sie mögen Vorſchläge zur Güte thun, und auf den halben Weg nur entgegen reiſen wollen, oder auch gar nicht antworten: Sie ſollen und müſſen mein und Charlottens Gevatter ſeyn. Merken Sie es, Charlottens Gevatter — und ich bin auch nicht zu verachten. Ueberdieß muß ich immer anfangen, meine Kinder zu verſorgen. Müſſen Sie ſich nicht anheiſchig machen, daß Sie den Pathen in die Schule wollen gehen laſſen? Sie mögen ihn auf der Univerſität, und Heine auf der Schule erhalten; denn Sie ſind reicher. Das iſt ein unverſchämter Gevatter! werden Sie denken. Aber es iſt nicht anders. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Leipzig, am 31. März, 1753.

Liebſter Cramer,

Sie ſind ſehr witzig, das weis ich von langen Jahren her; aber ſo einen witzigen Einfall hätte ich von Ihnen doch nicht vermuthet, daß Sie mich würden zu Gevattern bitten. Sie und Ihre rechtſchaffene Charlotte haben mir eine wahre Freude gemacht, wofür ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund verbunden bin, und Ihnen und Ihrer Frau Wöchnerinn und dem kleinen Buben mehr Gutes wünſche, als ich in drey Bogen wünſchen kann. Den Vorſchlag von der Erziehung des Pathens laſſe ich mir unter gewiſſen Bedingungen gefallen. D. Heine ſoll ihn auf Schulen erhalten, ſo lange, bis ich ihn werde auf die Univerſität nehmen. Das ſoll ſpäte genug geſchehen; und wenn es auch endlich geſchieht, ſo will ich ſchon Anſtalt machen, daß er im erſten halben Jahre relegirt wird. Ich hoffe, er wird es nicht an Urſachen fehlen laſſen, da er mein Pathe iſt.

Aber warum iſt der Junge ſo klein? Haben Sie das dem Könige von Preußen zum Poſſen gethan? — — — — — — —

Alſo heurathet unſer Gleim gewiß? Denkt er denn gar nicht an den anakreontiſchen Fluch, den er ſich gegeben hat? *) Ein feurig Mädchen von ſiebzehn Jahren, wie ſeine Braut iſt, kann ihn wahr machen. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 21. May, 1753.

Liebſter Rabener,

Ungeachtet Ihr heutiger Brief ſehr kurz war, ſo habe ich doch noch keinen von Ihnen erhalten, der mir angeneh-

---

*) S. Gleims anakreontiſche Lieder.

nehmer geweſen wäre. Wenn die Stelle, die Sie erhalten, ſo wichtig iſt, als ich glaube; ſo bin ich mit dem Hofe wieder ausgeſöhnt, an den ich nicht ohne Unwillen denken konnte, wenn ich daran dachte, daß er Sie wohl nutzen, aber nicht belohnen wollte. Ich zweifle gar nicht, daß Ihnen viel Arbeit werde aufgebürdet werden; aber wie viel können Sie auch nicht arbeiten! Und nun dürfen Sie das doch nicht in jedem Bauerhauſe von Sachſen thun, können immer an einem Orte ſeyn, die Freunde, die Sie entweder da ſchon haben, oder finden werden, mehr genießen, und, wie meine Charlotte ſagt, heurathen. Denn ſie bleibt dabey, daß es ewig ſchade ſey, wenn Sie nicht heuratheten. Ein Mädchen könnte immer noch mit Ihnen vorlieb nehmen, wenn Sie gleich ſo viele Fehler hätten: genug, daß Sie ſie geſtünden. Aber die arme Satyre! Soll ich ihr die Stand- und Leichenrede halten? oder haben Sie Hoffnung, daß ſich der witzige Kopf mit dem Steuerſekretär vertragen werde? Wenn er ſich damit verträgt, und das hoffe ich: o! was für reichen Stoff werden Sie in Dresden dazu finden. Ganz neue Narren. Nun werden die armen Poeten, und die bürgerlichen Bankrottmacher, und die Richter, und die Advokaten, und die Pedanten zu einiger Ruhe kommen! Aber, weh euch, ihr Narren, die ihr größer ſeyd, ihr Narren von! Weh euch; denn der Mann kömmt über euch, deſſen Schneider Gnaden und Excellenzen zuſchneiden kann! *) Das iſt eben mein Wunſch geweſen. Ja, ja, in Sachſen müſſen noch gute Zeiten kommen, weil ſich der Hof getraut, Sie nach Dresden kommen zu laſſen.

So

---

*) S. in Antons Panſa von Mancha Sprüchwörtern: Kleider machen Leute. Sat. Schriften 4ter Th.

So begierig als ich bin, bald einen recht langen Brief von Ihnen zu erhalten, ſo will ich doch itzt warten, weil Sie ohne Zweifel ſehr werden beſchäfftigt ſeyn; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie mir künftig deſto öfter ſchreiben, und ſich nicht alle Briefe abbetteln laſſen. Sie wiſſen wohl, daß ich noch ein ganz fleißiger Korreſpondent bin. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 9. November, 1753.

Liebſter Rabener,

Sie ſind doch nicht unwillig auf mich? Oder haben Sie in Dresden keine Zeit, an Ihren Cramer zu denken? Sie ſind geſund? Das wünſche ich — Und haben eine Frau? Daran verzweifeln wir. Und ſo aufgeräumt, als fleißig? Das glaube ich. Der vierte Theil von Ihren Schriften ſteht im Meßkatalogus: wird er in dem künftigen auch noch ſtehen? Schreiben Sie, ſchreiben Sie, oder ich bemächtige mich aller Ihrer Erfindungen, und arbeite ſie aus. Ich habe itzt viel Muth zur Arbeit; aber wer darf ſich wundern, daß ein Veteran auch nach dem ſechzigſten Jahre noch gern zu Felde geht? »Sehr ſtolz! ich will Sie ſchon mit meinem Urtheile über den neuen Theil Ihrer Fortſetzung *) demüthigen,« werden Sie ſagen. Sie richten nichts aus; Sie machen vielleicht, daß ich mich im nächſten Theile mehr in Acht nehme; aber ich ſchäme mich nicht!

Von

---

*) Des Boſſuets.

Von witzigen Schriften, die in dieſer Meſſe herausgekommen ſind, habe ich eben nicht viel geſehen, das vortrefflich wäre. — — — — —

Vergeſſen Sie es nicht, Herr Hofmann, mir bald zu antworten; oder wenn Sie mich der eingeſogenen Hofluſt wegen nicht mehr lieben, ſo ſchreiben Sie doch aus Reſpekt oder Devotion. Ich bin

Ihr

treueſter

Cramer.

Dresden, am 18. November, 1753.

Mein liebſter Cramer,

Da haben Sie einen Brief, der ſo geſchäfftig, ſo unruhig, ſo eilfertig geſchrieben iſt, wie der Brief eines jungen Kammerherrn, der dem mahnenden Kaufmanne ſagt, daß er unmöglich ausführlich antworten könne, da ihm ſein wichtiges Amt nicht einen Augenblick Zeit laſſe, ſich von der Seite des Königs zu entfernen.

Ich will Ihren erſten Brief zuerſt beantworten. Ich habe Ihre Antwort freylich vermißt. Denn ich bin ſo zärtlich, daß ich auch in Dresden meine Freunde vermiſſe. Das bleibe unter uns. Mit Ihrem Boſſuet bin ich ausnehmend zufrieden. Bedenken Sie, was das ſagen will, wenn ein Sekretär mit einem Buche zufrieden iſt Herr Breitkopf hat mir ein Exemplar geſchenkt; aber das iſt die Urſache nicht, warum ich zufrieden bin.

Her

Herr D. Heine meldet mir, er ſolle mir in Ihrem Namen noch eins ſchicken. Schönen Dank! Aber was ſoll ich mit dem lieben Gute anfangen? Wären es Opernarien, ſo könnte ich ſie vielleicht wieder verkaufen — — — — — — —

Die vermiſchten Schriften ſind alſo ihrem Schluſſe nahe. Ich ſehe es gern; das neue Stück habe ich noch nicht geſehen. Soll ich Ihnen meine Gedanken von dieſem letzten Stücke ſagen? Warum nicht? Wir bey Hofe kunſtrichtern ſo gut, als die Profeſſoren, ohne etwas zu verſtehen, und ohne etwas geſehen zu haben. Ich wünſche ſehr, daß der Hiob in Ihre Hände fallen möge. Dieſes Buch gehört für witzige Köpfe, und nicht für pedantiſche Zuſammenſchmierer der Bibelwerke! Auf dieſe Art lernte die Welt auch Ihre Fähigkeit im Hebräiſchen kennen. Aber iſt denn keine Hoffnung mehr, daß Sie ſich den Ausländern in einer lateiniſch, fleißig ausgearbeiteten lateiniſchen Schrift, in einer Schrift, die allen Religionen angenehm ſeyn muß, wollen bekannt machen? — Ihre Freundſchaft mit Baumgarten wird gute Folgen haben, für Sie beide und für die Welt.

Sie haben Recht. Ich bin noch nicht verheurathet, und allem Anſehen nach, werden Sie lange Recht haben. Das wird noch immer eine reiche Materie zu künftigen Briefen ſeyn; und um deswillen mag ich ſie itzt nicht erſchöpfen. —

Was macht denn unſer Giſeke, den ich recht ſehr liebe, ſo ſtumm und verſtockt er auch iſt? Kennen Sie ſeine Frau? ſie muß ein rechtſchaffnes Weib ſeyn, da ſie Giſeken gefällt. — Melden Sie doch, wie es in Braunſchweig ausſieht. In der Meſſe habe ich viel von N**ts

Roman gehört, deſſen Ausgang ich zu erfahren wünſche. Von der einen Seite, Sie verſtehen doch wohl den Sekretär? gefällt er mir, denn er iſt ſolide; die andere Seite will mir nicht gefallen, denn mich deucht, er erquacket ſich die Frau, und das, dünkt mich, iſt wenigſtens nicht anakreontiſch, wenn es auch ſonſt nichts iſt.

Alles dieſes iſt die Antwort auf Ihren erſten Brief vom . . . ja, das weis ich nicht, von welchem Dato; denn in dem Augenblicke, da ich den Tag ihr ſuche, finde ich, daß Sie ihn nicht beygeſetzt haben. Er war an eben dem Tage geſchrieben, da Ihre Charlotte ſich mir aufs freundſchaftlichſte empfahl, da Ihre Kinder geſund waren, und da Sie waren, mein Cramer. Sie ſind es doch heute noch? Und Ihre Frau iſt doch meine Freundinn? Ihren andern Brief muß ich noch mit wenigern beantworten. Er war vom 5ten November. Ich bin auf Sie nicht unwillig; könnte ich das wohl ſeyn? Ich habe wenig Zeit, ſehr wenig Zeit in Dresden, aber immer noch Zeit genug, an meinen Cramer zu denken. Geſund bin ich auch, faſt geſunder, als in Leipzig. Eine Frau habe ich noch nicht. Aufgeräumt bin ich, ſo ſehr man es bey meinem Amte und in einer ſo weiten Entfernung von ſeinen alten und beſten Freunden ſeyn kann. Ob ich fleißig bin? ja wohl, und mit mehr Gemächsruhe fleißig, als bey meinem vorigen Amte. Im Meßkatalogus ſteht der vierte Theil von meinen Schriften, da haben Sie Recht. Das ſollen Sie wohl bleiben laſſen, daß Sie ſich meiner Erfindungen bemächtigen. Trotz Ihnen! oder ich bemächtige mich Ihrer heiligen Reden. Sehen Sie, mein Herr, iſt das nicht von Punkte zu Punkte beantwortet? — — — — — — — — — — Auf Ihre Predigten freue ich mich, als ein Freund, als ein witziger Kopf, und als ein Chriſt. Ihren Pſalmen ſehe ich mit Verlangen entgegen. — Nun dächte ich, ich hätte alles beantwortet und geſchrieben, was ich ſchreiben und beantworten ſollen.

Mein Verleger hat einen ſehr demüthigen Brief an mich geſchrieben, und mich wegen meines vierten Theils beym Aermel gezupft. Ich wollte, daß er ihn ſchon hätte, und ich ihn nicht erſt machen ſollte. Auf Oſtern wenigſtens kann ich ihm ſolchen nicht verſprechen, und auf Oſtern will er ihn haben. Ich habe zwey neue Sprüchwörter in Leipzig ſchon fertig gemacht: *Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen: Jung gewohnt, alt gethan!* Das dritte habe ich ſchon angefangen: *Gedanken ſind zollfrey!* Aber in Dresden habe ich noch keine Feder angeſetzt. Aufrichtig zu geſtehen, muß ich hier mit meinen Satyren viel vorſichtiger ſeyn. Gemeiniglich ſuchen die Leſer die Originale da, wo der Verfaſſer ſchreibt. Das könnte ich allenfalls in Leipzig geſchehen laſſen; in Dresden wage ich zu viel. Ein Märtyrer der Wahrheit mag ich nicht werden; und daß die Welt billiger denken lerne, dahin werde ich es nicht bringen: alſo thue ich wohl am beſten, ich gebe der Welt nach. Ich muß die beſten Themata fahren laſſen, die ich auszuarbeiten mir vorgeſetzt hatte. Finden Sie dieſe Umſtände nicht wichtig genug, den vierten Theil gar zurückzuhalten? Ungefähr zwölf Bogen, incluſive fünf Bogen bereits gedruckter Sprüchwörter, möchten zum vierten Theile fertig ſeyn. Hätte ich nur zehn Bogen! Werde ich es verantworten können, wenn ich ein paar freundſchaftliche Briefe zuſammenſtopple, die ich theils ſchon habe, theils machen wollte? Das Thema, zu welchem ich ſo viel Luſt hatte: Der allezeit fertige Bankrottierer, muß ich auch weglaſſen. Es möchten es Excellenzen ungnädig vermerken. Dergleichen reichhaltige Materien verliere ich. Bald werde ich Sie bitten, daß Sie mir helfen mit arbeiten.

Was das für ein ungeheurer Brief wird! Ich dächte, ich hörte auf; dächten Sie es nicht auch? Wollen Sie von meinen Umſtänden noch mehr wiſſen? Was ſoll ich Ihnen noch mehr ſagen? Kommen Sie zu mir. Ich habe vier Stuben, davon ſollen zwo für Sie, wenn Sie kommen wollen. Da will ich Ihnen noch viel mehr ſagen. — So? Neuigkeiten wollen Sie wiſſen? Gut! — Der Hof iſt noch in Hubertsburg. Fünf Kaſtraten aus Venedig ſind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen, und werden auf die Faſten ſatt wieder zurück kehren, um daſelbſt zu verdauen, und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für ſein Vieh ſo väterlich ſorgt. Die Jagd iſt vorbey; die Hunde waren ſehr ſtumpf, und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Soliman wird nicht wieder aufgeführt: die Ratten haben vier Elephanten gefreſſen. Der Kaſtrat Niccolini macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er ſo feiſt iſt, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl aufs Karneval wieder in die Wochen kommen. Bubini, dieſer ſteife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, iſt heiſch; ein Unglück, darüber ſich niemand, als er und ſeine Mutter, betrübt. Amorevoli, deſſen Frau beſſer küßt, als er ſingt, iſt verdrüßlich, und macht Miene fortzugehen; man wird ihm tauſend Thaler Zulage geben. Die Bildergallerie iſt in vollkommenem Zuſtande. Man erwartet den Burrom

denl aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wieſen nach dem neuſten Guſto malen ſoll. Oederan iſt ganz abgebrannt: Suhl kann nicht wieder angebauet werden. Wer kann den albern Leuten helfen? warum gehen ſie mit dem Feuer nicht vorſichtiger um. — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird ſehr prächtig und koſtbar. Leben Sie wohl! Ich muß in die Antichambre! — Gefallen Ihnen dieſe Neuigkeiten? Wenn ſie nicht wahr ſind, ſo ſind ſie doch möglich.

Leben Sie recht wohl! Ich bin

Ihr

redlicher
Rabener.

Quedlinburg, den 16. März, 1754.

Liebſter Rabener,

Meine Veränderung iſt nunmehro gewiß. Ich habe die königliche Vokation nach Kopenhagen, und ein ſehr gnädiges Schreiben von dem Grafen von Moltke empfangen. Ich habe alles ſo reiflich überlegt, als es nur möglich geweſen iſt, und meine Freunde in dieſen Gegenden zu Rathe gezogen; ich kann nicht anders, als überzeugt ſeyn, daß dieſe Veränderung zu meinem Glücke gereichen werde. Unter allen meinen Freunden iſt wohl

bey

keiner ſo überzeugt, als Sie, daß ich bey einer ſolchen Veränderung keine langen Briefe ſchreiben kann, zugleich auch, daß mir die Trennung und ſo weite Entfernung von meinen Freunden nicht gleichgültig ſeyn muß. Wie ſehr würde ich getröſtet werden, wenn ich Sie noch in Leipzig umarmen könnte! Ach, liebſter, liebſter Rabener, wenn Sie Ihren Cramer ſo glücklich machen wollten — — — — — — — — — — — Wenn Sie mich entzücken wollen, ſo kommen Sie auf acht, nur auf vier Tage nach Leipzig — — — — — — — — Das iſt, allem Anſehen nach, das letztemal, daß wir uns ſprechen und ſehen können — — — — — — — — — — — — — Meine Charlotte umarmet mich, damit Ihnen, wenn Sie zu mir nach Leipzig kommen, meine Umarmungen deſto beſſer gefallen ſollen. Sie küßt mich ſo gar für Sie; denn bald, ſpricht ſie, würden Sie ſo alt werden, daß Sie kein Mädchen mehr küſſen würde. Ich bin

ꝛc. ꝛc.

Dresden, am 25. März, 1756.

Den Brief vom 11ten März, oder vielmehr die drey Zeilen, worinnen ich Ihnen den richtigen Empfang des Ihrigen meldete, und bald mehr zu ſchreiben verſprach, werden Sie erhalten haben. Ich bin noch nicht im Stande, mein Wort zu halten, und ausführlicher zu ſchreiben, da wegen fortdauernder Seſſionen bis nach Oſtern kaum die Nächte meine ſind. Noch wenigſtens kann ich nach Leipzig kommen. — Und alſo ſoll ich Sie gar nicht, mein liebſter Cramer, nimmermehr in dieſer Welt wiederſehen? Der Gedanke iſt mir bitter Ich kann mich unmöglich dabey aufhalten. Aber warum habe ich mir nicht Freunde gewählt, die keine Verdienſte haben, und die auf dem Flecke unbekannt und grau ſterben, auf dem ſie geboren ſind? Auf die Feyertage ſchreibe ich Ihnen gewiß, und weitläuftig. Gott laſſe es Ihnen immer wohl gehen, Sie verdienen es, und ich werde mich mit Ihnen freuen, wenn ich Ihre ewige Trennung beſſer werde gewohnt ſeyn, und wenn Sie mir, von Kopenhagen aus, diejenige gute Hoffnung beſtätigen, die Sie mir in Ihrem geſtrigen Briefe melden. Ich wollte Ihnen noch einmal ſo viel Gutes gönnen, wenn Sie es nur in Dresden, und nicht in Kopenhagen genießen ſollten.

Grüßen Sie Ihre Frau tauſend, tauſendmal von mir, und nehmen Sie in meinem Namen Abſchied. Unſerm Zerbſter Schlegel habe ich geſchrieben. Nach Zerbſt? — das laſſe ich gelten; aber nach Kopenhagen! Was haben Sie denn gedacht? Wie wird es nun bey Ihrer ſo geſchwinden Aenderung mit den Pſalmen, mit den ſechs heiligen Reden, und mit den verwaiſten vermiſchten Schriften werden? Wen werde denn ich haben, dem ich den Reſt meines Witzes, welchen ich dem Verleger noch ſchuldig bin, anvertrauen könnte? Herr Schlegeln allein? Das iſt ſehr gut, aber mir nicht genug. Oculi plus, quam oculus, würde ich ſagen, wenn ich kein Deutſcher wäre. Ich wollte, daß Sie itzt in Leipzig Abends eine Stunde Zeit hätten, die zwey Sprüchwörter durchzuleſen, die ich hier ſchicke. Streichen Sie mir nichts aus, denn allemal folge ich Ihnen nicht, Sie wiſſen es wohl, ſondern ſchreiben Sie nur Ihre Zweifel auf ein Blatt; zu dem Ende habe ich unten mit Bleyſtift foliirt. Geben Sie die Aufſätze dem Verleger verſiegelt wieder, der es an mich zurückſenden wird. Der Verleger mag es auch leſen, ſonſt kein Menſch. Sie können mir glauben, daß ich, ſeit meinem Hierſeyn, noch nicht ſo viel Zeit, noch ein ſo aufgeheitertes Gemüth gehabt habe, daß ich mit dem alten Eifer an die Fortſetzung meiner Schriften kommen können. Inzwiſchen hat mein Witz doch etlichemal durchbrechen wollen, und ich habe an dem Sprüchworte gearbeitet: **Gedanken ſind zollfrey**, mit welchem ich ſchon weit gekommen bin. Es ſoll ungefähr ſo lang werden, wie eines von dieſen. Hernach will ich noch ein halb Dutzend Flickſteine machen, damit etwa ſechszehn Bogen voll werden; denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ſchon meinen Witz nach den Bogen dehne; und habe ich denn endlich ſechszehn volle Bogen zuſammengezerrt: Bon jour, Herr Verleger! Adieu, Witz! Alsdann will ich meine Feder an des Verlegers Laden nageln, damit ſich junge Schriftſteller daran ſpiegeln, und mit keinem Buchführer einen Kontrakt machen. Dieſes können Sie den Verleger leſen laſſen, wenn er gleich ein wenig im Laden herumpurzeln wird. . . . Den Augenblick beſinne ich mich auf den Anfang meines Briefes, und daß ich erſchrecklich viel zu thun habe. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 26. Merz 1756.

Ich kann es unmöglich länger ausſtehn. An der Oſtermeſſe habe ich Ihnen mit der Mummiſchen Buchhandlung einen Brief zugeſendet; in der Michaelismeſſe ſchickte ich Ihnen durch eben dieſen Kanal noch einen Brief, und bat inſtändigſt um Antwort: aber bis heute warte ich vergebens. Hätten Sie keinen Juden getauft *); ſo würde ich nicht einmal wiſſen, ob Sie noch lebten. So geneigt ich bin, Ihnen bittre Vorwürfe zu machen: ſo will ich doch warten, bis ich von Ihnen erfahre, was Sie gehindert hat. Wir werden einander noch Zeit genug fremde werden; laſſen Sie uns, mein liebſter Cramer, es ja vermeiden, ſo lange wir können: Damit Ihnen itzt nicht einmal die neue Entſchuldigung von verloren gegangenen Briefen übrig bleibe, ſo ſende ich dieſen durch Einſchluß eines meiner beſten Freunde in Dresden, des däniſchen Legationsſekretärs, Herrn Kuurs, welcher ihn durch einen ſeiner Freunde in Kopenhagen wird beſtellen laſſen. Bekomme ich nun in künftiger Meſſe noch keine Antwort; ſo will ich Sie ... Nein, vergeſſen kann ich Sie nicht: aber allen Leuten will ich es klagen, wie viel ich verloren, daß Sie mich vergeſſen haben. Wenn Ihre Frau Sie nicht verleitet hat, meine Freundſchaft auf eine ſo traurige Art zu vernachläßigen, ſo küſſe ich Ihr die Hände. Von meinen Umſtänden will ich Ihnen nichts melden; Sie würden mich lange darum gefragt haben, wenn Ihnen was dran läge; aber auch von Ihnen iſt mir keine Nachricht ſo wichtig, als die: Ob Sie noch mein Freund ſind? Ich bin der Ihrige gewiß. Sie mögen es gern ſehen oder nicht.

Rabener.

Copen-

---

*) Dieſe Nachricht, daß Herr Cramer einen Juden getauft habe, ſtund als eine Merkwürdigkeit in den Zeitungen.

Kopenhagen, am 16. May, 1756.

Mein liebſter, beſter Rabener,

Ob ich gleich an Sie unlängſt einen Brief geſchrieben habe, worinnen ich ſie um Verzeihung meines langen Stillſchweigens gebeten: ſo muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr letzter Brief war ſo zärtlich, ſo voll Freundſchaft, daß ich ganz außerordentlich davon bin gerührt worden; aber ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verſchonen wollten, ſo war er doch ſo zornig, ſo zornig, daß Sie mich recht erſchreckt haben. Nein, mein liebſter Rabener, wir wollen uns nicht einander fremd werden. Das iſt weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremd werden ſollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich: denn es giebt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine einzige Sylbe geſehen habe. Aber ich vergeſſe gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um ſo viel empfindlicher, je weniger mir es noch möglich geweſen iſt, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könne, ausfindig zu machen. Denn Klopſtocken kann ich wenig genießen, weil ihn bisher ſeine Umſtände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwiſchen denen, die höher ſind, als ich bin, und mir, bleibt, ſo lieb ſie mich auch haben, doch allezeit eine gewiſſe Entfernung, die mich hindert, ſo vergnügt durch ihre Freundſchaft zu werden, als man ſeyn würde, wenn ſie uns dem Stande nach näher wären. Und ich ſollte meinen Rabener vergeſſen können, und ihm fremd werden? Wie zärtlich und wie zornig iſt Ihre Bitte, daß wir es ſo lange vermeiden wollen, als wir können! Alſo wird es wohl auf ewig vermieden werden: denn ich will gern fleißiger ſchreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umſtänden melden; denn ich nehme den größten Antheil an dem, was Sie angeht. Alſo ſeyn Sie ferner mein lieber Rabener, und ſchreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillſchweigen ganz vergeben haben, ſo vergeben, als wenn ich ſehr oft an Sie geſchrieben hätte, weil ich mich gewiß beſſern werde. Aber, ich ſetze dieſes ganz furchtſam hinzu, Sie müſſen auch nicht ſo kurz ſchreiben, als Sie immer gethan haben. — — — — — — — — — Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundſchaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben,

Ihr

Cramer.

Kopenhagen, den 31. März 1756.

Liebſter Rabener,

Wie vielmal wollen Sie um Verzeihung gebeten ſeyn? denn verzeihen müſſen Sie mir, daß ich ſo lange ſtillgeſchwiegen habe. Aber Sie haben mir um meines kleinen Fleißes willen ſchon ſehr viel zu gute gehalten; alſo werde ich auch noch einmal durchkommen. Ich möchte wohl meinen Mund auch öffnen, (ſehen Sie doch, wie viel ich mir herausnehme!) und von Ihrer Wenigbriefſchreiberey und Kurzbriefſchreiberey ſagen; aber ich bin wirklich gegen Sie zu ſehr ein Sünder, daß ich mich unterſtehen dürfte, Ihnen Ihre Sünden vorzuhalten. Aber wollen Wir uns nicht alle beide beſſern? Ich mache den

Anfang, und verſichere Sie, daß ich öfter an Sie denke, und ſogar öfter leſe, als ich nachläßig im Schreiben geweſen bin. Erinnern Sie ſich denn auch zuweilen Ihres Cramers, der Sie noch immer ſo ſehr liebt? Viel wollte ich darum geben, wenn ich Sie wieder einmal umarmen, und mich recht mit Ihnen ausſprechen könnte. Sie ſind überſetzt, Sie ſind in allen franzöſiſchen Monatsſchriften erhoben, wie Sie verdienen, verſteht ſich; aber iſt es nicht viel, daß man Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren läßt? Unterdeſſen freut es mich, daß ich mich an Ihrem Sonnenſcheine wärme, und von Ihrem Glanze erleuchtet werde; denn man hat meine Satyre, ob der Menſch eine Maſchine ſey? *) ins Franzöſiſche überſetzt, und Sie zum Verfaſſer gemacht, und zwar im Choix literaire, wo auch meine Ode von der Auferſtehung überſetzt worden ꝛc. — —

Kopenhagen, den 2. Nov. 1756.

Liebſter Rabener,

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in ſo langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Hätte ich jemals glauben können, daß Sie ein ſo unverſöhnlicher Freund ſeyn würden? Ich war im verwichenen Jahre ſaumſelig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige

---

*) Dieſe Abhandlung iſt zu finden in den vermiſchten Schriften I. Th. S. 276. und II. Th. S. 25. Es macht mir Ehre, daß man ſie auf meine Rechnung überſetzt hat. Rabener.

nige freundſchaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde ſo dadurch zerknirſcht, daß ich Ihnen zweymal hinter einander ſchrieb, und Ihnen die feyerlichſte Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichern Zeiten unſers Sachſens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort erhalten, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn verſöhnt hätte. Und vielleicht ſind Sie nun, Sie ein ſo guter Patriot, ſo in das Unglück unſers Vaterlandes vertieſt, daß Sie auch vergeſſen, Ihre Klagen in den Schooß eines Freundes auszuſchütten. Aber wer darf itzt klagen? Wer darf ſeine Meynung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernt bin, und mit dem mir ewig theuern Sachſen ſo viele Freunde beklage, darf ich doch nicht ſagen, daß kein vaterländiſches Herz die Urſache ſeines Unglücks mit einem größern Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweiſen, weil ich an einen Freund ſchreibe, der vielleicht verſchwiegen zu ſeyn, über das, was er denkt, mehr Urſachen hat, als ich. Aber alles, was ich weis, und ich weis nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und ſie ſollen eine Geſchichte von Sachſen ſchreiben, welche Charaktere genug dem verdienten Abſcheue Preis geben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel von Religion, Ueppigkeit und Laſter für entſetzliche Folgen! Sie, mein liebſter Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglücke nicht mehr, als andere? Man hat Ihnen doch Ihr Amt und Ihre Beſoldung gelaſſen? Machen Sie doch meiner Furcht und Unruhe Ihrentwegen, durch einen recht langen Brief, bald ein Ende! Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Miniſterium haben, ſo vergnügt, als Sachſen, die überall an den Schickſalen ihres Vaterlandes Theil nehmen. Wir ſind alle geſund. Ich arbeite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beyfalle, womit ich ſonſt gearbeitet habe. Ich hoffe auch hier und da Nutzen zu ſchaffen. Meine Muße wende ich, wie allezeit, an. Man wird doch immer noch leſen, und ſo viel ſich die Könige auch Mühe gegeben haben, und geben, durch ihre ſoldatiſche Regierung das eiſerne Jahrhundert einzuführen, ſo wird doch immer noch geleſen werden. Ich habe auch für den Sommer ein klein Tuſculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten, und einen Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teiche in Lingby; ein ganz kleines Haus mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande. O! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch ſehr begeiſtern. Künftige Meſſe will ich Ihnen einige von meinen geiſtlichen Liedern ſchicken. Ich freue mich, daß Gellert die ſeinigen herausgeben will. — Ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen Frieden, und alle Arten von Glückſeligkeit, und bin ewig

Ihr

zärtlicher
Cramer.

Dresden, den 22. Nov. 1756.

Mein liebſter Cramer,

Ich habe Ihre Briefe vom 16ten May und 31ſten März noch heilig aufgehoben, und ſeit der Oſtermeſſe darauf antworten wollen. Die wahre Urſache dieſes Verzugs iſt, daß Herr Legationsſekretär Kuur den ganzen Sommer über in der Erwartung geweſen, nach Kopenhagen zurückzukehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mitzugeben. Seit acht Wochen aber haben mich unſere traurigen und weit ausſehenden Umſtände daran gehindert. Sind Sie mit dieſen Entſchuldigungen zufrieden, mein liebſter, mein beſter Cramer? Oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bey ſich hegen, daß ich aus Kaltſinnigkeit und Mangel der Freundſchaft unterlaſſen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltſinnig zu ſeyn, meinen alten beſten Freund, der mir ſo viel Ehre macht, den königl. däniſchen Hofprediger Cramer nicht eben ſo eifrig, nicht eben ſo zärtlich zu lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Cröllwitz, Magiſter Cramern? Das ſollte ſich von Ihrem Rabener nicht einmal denken laſſen.

Und wie voll von Menſchenliebe, von Mitleiden, von freundſchaftlicher Unruhe iſt Ihr letzter Brief! Ja, mein guter Cramer, wir ſind verloren, ganz ohne Hülfe verloren. Und niemand ſieht das Ende unſrer Angſt. Funfzig Jahre langen nicht, wenn ſich das Land ſo wieder erholen ſoll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir noch heuer Friede bekommen ſollten, und wenn auch alsdann unſer Hof ſelbſt ernſtliche Anſtalt machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, ſo gehören doch mehr als funfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unſer Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Urſache dran iſt, wer es auch ſeyn mag. Ich mag mich mit der ängſtlichen Beſchreibung unſrer Umſtände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon ſagen können. Wollen Sie noch etwas mehr leſen, ſo ſende ich Ihnen zween Briefe, die

ich in voriger Woche geſchrieben habe. Das arme Land! und ſo viel rechtſchaffne Leute, die ohne ihr Verſchulden mit unglücklich werden! Wie traurig iſt die Ausſicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle. Deſto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben ſich ihre Familie zugleich unglücklich ſehen müſſen. — — — — — — —
— — — — — — —

Wie zufrieden leben Sie in Kopenhagen! Faſt würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wiſſen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie beſuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher in Sachſen laufen ſollten, und ich bey meinem Amte weder Beſoldung noch Arbeit haben ſollte; (denn die letzte habe ich noch, obſchon wenig Hoffnung zur Beſoldung) ſo würde der Einfall nicht unmöglich ſeyn, den ich habe, meine Freunde in Zerbſt, Quedlinburg, Braunſchweig und Hamburg, und meinen beſten Freund in Kopenhagen künftigen Sommer zu beſuchen. Auf den Witz zu wandern, iſt unter uns Autoren nichts neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, ſonſt müſſen Sie mit darunter leiden, und mich wenigſtens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, ſo ich etwa bey dieſem Schiffbruche noch retten könnte, zuſammenraffte, und gar nach Kopenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen deutſchen Sekretär Brodt und Amt bey Ihnen! Und vielleicht, wenn alles fehlte, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten, und wir ſtürben beyſammen, mein beſter Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundſchaftliche Schwärmerey! Gewiß, ich glaube, aus Freundſchaft fange ich an, zu phantaſiren. Wie ungern ſtöre ich mich in dieſem

Traume! Nein, meinen Cramer ſehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienſte, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem Konige ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Geſellſchafter bis an unſern Tod ſeyn werde? Wie angenehm habe ich mich itzt um ein paar Minuten betrogen! Ich war ganz bey Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachſen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter ſeinen Feinden ſaß. — — — — — — — — — — — — — — — — Ich bin ewig

Ihr

redlicher

Rabener.

Dreſden, am 7. December, 1756.

Hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen Mann, deſſen guter Geſchmack, deſſen Eifer in ſeinen Amtsgeſchäfften, deſſen menſchenfreundliches, deſſen empfindendes Herz, deſſen ernſter Haß gegen alle niederträchtige Thoren, deſſen geprüfte Freundſchaft . . . wie ſoll ich recht erklären, was ich denke? — mit einem Worte, hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen würdigen Dänen. Ich verliere ihn ungern, ſehr ungern. Untröſtbar würde ich ſeyn, wenn ich nicht wüßte, und zu der belohnenden Billigkeit ſeines Vaterlandes gewiß hoffte, daß ihn dieſe Entfernung von mir ſeinem dauerhaften Glücke näherte. Lieben Sie ihn, wie ich ihn geliebt habe; er verdient es, und auch Sie verdienen einen ſolchen Freund. Er wird Ihnen viel von mir erzählen, und es wird ſo gut ſeyn, als erzählte ich es Ihnen ſelbſt, denn er weis viel von meinen Umſtänden. Mein gegenwärtiges Befinden iſt noch eben ſo traurig und ſorgenvoll, als es bey dem Abgange meines letzten Briefs vom 22ſten November war, und wie es ſeyn wird, wenn Sie gegenwärtigen Brief empfangen; denn vermuthlich empfangen Sie ihn erſt auf künftiges Frühjahr, das weis der Gott, der unſer gegenwärtiges Unglück wußte, da wir noch nicht einmal daran dachten. Leben Sie mit Ihrer Frau und kleinen Nachwelt geſund und vergnügter, als

Ihr

redlicher
Rabener.

Kopenhagen, den 14. Dec. 1756.

Wie gerührt, wie im Innerſten meiner Seele gerührt bin ich durch Ihren Brief vom 22ſten Nov. geworden, den ich erſt vorgeſtern erhalten habe! Meine Empfindungen laſſen ſich nicht ausdrücken, da ich zumal heute nur kurz ſchreiben kann; aber mit dem nächſten Poſttage ſchreibe ich ausführlicher. Das arme Sachſen! Mein unglückliches Vaterland! Ihre Liebe und Freundſchaft — wie dringt ſie durch meine ganze Seele! Was Sie im Schluſſe Ihres Briefes ſchreiben, nehme ich ernſthafter auf, als Sie wohl glauben. Was Sie nur eine leidverſüßende Schwärmerey nennen, iſt vielleicht nicht unmöglich. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mir mit nächſter Poſt zu ſchreiben, ob wirklich einiger Ernſt dabey geweſen iſt. — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, am 23. Dec. 1756.

Es iſt mein Ernſt geweſen, was ich in meinem letzten Briefe vom 22ſten Nov. wegen meiner Reiſe nach Niederſachſen und Kopenhagen geſchrieben habe; doch verſtund ich die Bedingung dabey, daß die Ruhe in Norden und Niederſachſen erhalten würde, daß die Reiſe in künftigem Frühjahre geſchähe, und daß ich durch die preußiſche Adminiſtration aus der völligen Aktivität geſetzt würde. Der andere Einfall, gar und beſtändig meine Zuflucht nach Kopenhagen zu nehmen, war allerdings mehr ein erquickender Traum, als ein ernſtlicher Einfall; den aber eine fortdauernde Noth meines Vaterlandes und deſſen Umſturz ernſthafter machen könnte. Dännemark iſt nach ſeiner gegenwärtigen Einrichtung das Land, wo ein jeder ſich zu ſeyn wünſche. Wie angenehm würde ich in dieſem glücklichen Lande bey meinen Freunden, bey meinem unvergeßlichen Cramer leben können! Zwar entfernt von meinem Vaterlande, aber von einem verunglückten Vaterlande, mit dem es vielleicht in wenigen Monaten gar aus ſeyn wird! — — — — — — — — — — — — —

Sehen Sie, mein liebſter Cramer, wie ernſthaft Sie mich durch Ihre ernſtliche Anfrage gemacht haben? Ich ſchwanke, Sie ſehen es, und ich kämpfe mit mir ſelbſt.

Na-

Rathen Sie mir, beſter Freund, rathen Sie mir unparteyiſch! Ich kenne die Heſtigkeit Ihrer Freundſchaft, Ihrer großen Dienſtbefliſſenheit. Aber thun Sie zu meinem Beſten noch keinen Schritt, den Sie nicht mit Anſtande, und ohne ſich Vorwürfe machen zu laſſen, zurückthun können. Wie ruhig, wie ruhig wollte ich das letzte Drittheil meines Lebens bey meinem Cramer zubringen, wenn es Gott, meinem und Ihrem Könige gefiele! Wecken Sie mich auf, Cramer, wecken Sie mich auf! ich träume wieder, ich träume zu angenehm, und träume ich zu lange, ſo wird es mir deſto empfindlicher ſeyn, wenn ich doch endlich aufwachen und ſehen muß, daß es nur ein freundſchaftlicher Traum geweſen. — — — — — — —

Rabener.

An

Herrn Johann Adolph Schlegel.

Leipzig. am 30. Dec. 1751.

Ihren Brief vom Erſten Dec. habe ich am 29ſten erhalten. Sie ſehen daraus, wie viel Zeit ſich der Ueberbringer genommen hat, und wie ſehr ich zu entſchuldigen bin, daß ich ſpäter antworte, als Sie verlangen. Sollte die Schuld an Ihnen liegen, oder wären Sie aus einer gar wahrſcheinlichen Unachtſamkeit in Ihrem Kalender irre geworden; ſo würde ſich das Räthſel noch beſſer auflöſen. — Sie dauern mich, mein liebſter Freund, gewiß ſehr dauern Sie mich; aber Sie ſagen mir nichts Neues oder Unerwartetes. Ich bin recht wohl damit zufrieden, daß Ihnen Ihr Beruf ſo ſauer wird. Wie ſehr wird Sie das nöthigen, an Ihre Freunde, an die vergnügten Augenblicke zurückzudenken, die Sie und Ihre Freunde zu ſchätzen wußten. Vielleicht verfolgt Sie G** Fluch. Haben Sie Geduld genug gehabt, ſeine deutſchen Verſe zu leſen, und darüber zu ſpotten; ſo nehmen Sie dieſes als eine Strafe an, daß Sie die lateiniſchen Verſe Ihrer Schüler ſcandiren müſſen, um Ihr Brodt zu verdienen. Wie ſehr muß Ihnen

nen dieſe Arbeit erleichtert werden, wann Sie an die erſten Jahre Ihres Fleißes zurück denken, wo Ihre Lehrer vielleicht über Sie eben ſo ſeufzeten, als Sie nun über Ihre Schüler ſeufzen. Und wer weis denn, ob nicht unter der kleinen Brut, die anitzt über Ihre Jamben und Trochäen zittert, ein ſchaffender Geiſt verborgen ſteckt, welcher einmal durch ein würdiges Heldengedicht unſer Vaterland an dem Noah, dem Nimrod, dem Hermann rächet, und welcher, wann er die Trauerſpiele verfertiget, die Sie aus Bequemlichkeit nicht verfertigt haben, die Schaubühne zu der Vollkommenheit bringt, die man von dem geſchickten Fleiße Ihres verſtorbenen Bruders erwartete.

Ich ſchreibe dieſes mit der Miene, die einer Entzückung ſehr nahe kömmt. Itzt ſollten Sie mich ſehen auf meinem Sopha ſitzen! So weißagend ſitze ich hier, wie auf dem Dreyfuße, und ſo voll und ſtrotzend von meiner weiſen Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, wie ein junger Rathsherr!

In der That hat mich Ihr Brief ziemlich ernſthaft, oder doch wenigſtens ſehr nachdenkend gemacht. Ihr Schickſal erinnert mich an das Schickſal unſerer übrigen Freunde. Die wenigſten von uns haben das Glück gehabt, in ein Amt zu kommen, das ihrer Neigung gemäß geweſen wäre. **, der arbeitſame **, der nur für die Bücher und ſeine Freunde erſchaffen zu ſeyn ſchien, der das Landleben und die Wirthſchaft weiter nicht kennt, als von dem Garten her, wo er mit ſeinen Freunden ſcherzte, und aus den Eklogen des Virgils; dieſer unglückliche Mann ward in ein elendes Dorf, unter eine Menge ungeſitteter Bauern, zum Ackerbaue verſtoßen, um alle Jahre wenigſtens zweymal in Gefahr zu ſeyn, zu erſaufen oder zu verhungern. Hat er es itzt wohl viel beſſer, da er an einem Orte lebt, wo niemand im Anſehen iſt, als der Schweine mäſtet, und wo er unter der Kabale eines geiſtlichen Hofs leiden muß, welche deſto gefährlicher iſt, da ſie von Weibern und von kleinen Durchlauchten unterſtützt wird? Denken Sie an H**, das kleine ſuße Männchen, der ſeine Freunde über alles, nur ſein Mädchen mehr, als ſeine Freunde, liebte; welcher fleißig war, um der Welt reizend zu ſagen, wie angenehm es ſey, zu lieben, zu küſſen, und müßig zu gehen. Iſt er itzt wohl glücklicher, als Sie? Iſt es wohl G** mehr, als H**? Bedauern Sie G** nicht, dem ſein Amt mehr als die Hälfte des Tages raubt, die er ſeiner Freundinn, ſeinem Witze und ſeinen Freunden wunſcht. E** iſt vielleicht noch am glücklichſten, da der Wein in H** wohlfeiler iſt, als in Leipzig, und da er vielleicht immer noch einen Freund findet, den der Wein erträglich macht. Soll ich von mir noch etwas ſagen? Kommen Sie zu mir, und ſehen Sie mich. Ich ſchreibe dieſen freundſchaftlichen Brief auf einem Konvolute Akten, durch welches ein ganzes Dorf unglücklich gemacht werden ſoll. Ich habe dieſen Morgen die Thränen eines Mannes ausgehalten, dem Unrecht geſchieht, und dem ich doch nicht helfen kann. Vielmals koſtet es mich Gewalt, die Thränen zu verbergen, die meinen harten Beruf ſchimpfen würden. Und die meiſten meiner Freunde haben mich verlaſſen! Und Sie, mein Liebſter, wollen ſeufzen, daß Sie in der Geſellſchaft Ihrer artigen Schweſtern, unter Freunden, die Sie durch ihre Gefälligkeit ſich verbinden, vor den Augen einer Jugend, die Sie für die Nachwelt heranziehen, daß Sie bey dieſen Umſtänden einige Stunden auf die Unterſuchung wenden müſſen, welche Sylben lang, und welche kurz ſind? Bedenken Sie Ihr Unrecht! Haben Sie Mitleiden mit mir; wenigſtens verlangen Sie von mir keines. Je mehr ich der Sache nachdenke, je mehr finde ich, daß Sie kein Mitleiden verdienen, und daß Sie noch zu beneiden ſind. Künftig ſchreibe ich Ihnen Neuigkeiten, itzt will ich ſchließen. : : :

Sind Ihnen dieſe Verſe bekannt?

Deux Henrys immolés par nos braves Ayeux,
L'un à la liberté, et Bourbon à nos Dieux,
Nous animent, Louis, à pareille entrepriſe.
Ils revivent en Toi ces anciens Tyrans!
Crains nôtre deſeſpoir. La Nobleſſe a des Guiſes,
Paris des Ravaillacs, le Clergé des Clemens *).

Dieſe Verſe ſind im letzten Oktober zu Paris an das Hotel Dieu und à la Porte du Palais angeheftet geweſen. Hätte man wohl dieſe Verwägenheit von einem Franzoſen wider ſeinen bien aimé vermuthen ſollen? Der König iſt aus Empfindlichkeit über das Mißvergnügen ſeiner Unterthanen krank geworden. Königlicher konnte er ſich an dieſem Muthwillen kaum rächen. Ne vltimae quidem ſortis hominum conſpiratione et periculo caruit, ſagt Sueton vom Auguſt, den Rom liebte. Sehen Sie, mein liebſter Schlegel, daß ich neben den Steuerausſchreiben auch den Sueton leſe. Ich muß aufhören; ſonſt ſchreibe ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit eine Stelle aus dem Homer hin, die in der Feder eines deutſchen Steuerreviſors etwas Widernatürliches ſeyn würde.

---

*) Der 5te Jänner 1757 hat dieſe unmenſchliche Drohung wahr gemacht.

Grüßen Sie Ihre Schweſtern, und leben Sie glücklich.

. . . . Tĭbĭ Dī, quaecūnquĕ prĕcēris,
Cōmmŏdă dēnt. Ită Vīr bŏnŭs ēs, cōnvīvăquĕ cōmis!

War das recht ſcandirt, Herr Präceptor? Ich bin unverändert

der Ihrige,
Rabener.

Mein liebſter Herr Steuerreviſor,

Freylich iſt es lange, daß ich nicht an Sie geſchrieben habe. »Schlimm genug für Sie,« werden Sie ſagen, »daß Sie die Pflichten der Freundſchaft nicht beſſer beobachten.« Sie haben ganz Recht. Schelten Sie immer auf mich; ich will Ihnen ſelbſt helfen, wenn Sie Ihre Zunge noch nicht recht aufs Schelten eingerichtet haben. Ich will zwar Ihnen das gar nicht ſtreitig machen, daß Sie ein ſträfliches Amtsgeſicht anzunehmen wiſſen; doch das werden Sie mir auch hinwieder nicht ſtreitig machen wollen, daß ich, als ein erfahrner anderthalbjähriger Schulmann, in dieſer Kunſt noch weiter gekommen ſeyn muß. Wie kann ich alſo wohl mein langwieriges Stillſchweigen beſſer gut machen, als wenn ich mich erbiete, Ihnen mit meinem Amtsgeſichte wider mich ſelbſt beyzuſtehen.

So laſſen Sie uns zuſammen in Gemeinſchaft auf mich ſchmälen, recht tüchtig auf mich ſchmälen. Doch worüber wohl? Was meynen Sie? Ueber Faulheit?

Das wiſſen Sie ſelber wohl, daß dieſer Vorwurf mich nicht trifft. — Nun denn! Ueber Kaltſinnigkeit in der Freundſchaft? Ich bin ſicher, daß auch davon Sie ſelber mich freyſprechen werden. — So viel ich herumdenke, kann ich doch in der That mich auf ſonſt nichts beſinnen, als darauf, daß ich ſo ſehr viel zu thun habe; denn das kann ich freylich nicht leugnen.

Wie ſollt' ich dieſes leugnen können,
Da mich, der ich mich ſonſt zur Braut vom Buche ſtahl,
Itzt Schularbeiten ohne Zahl
(Freund, denke, für ein Herz, das ſich in ſeiner Wahl
So glücklich preiſet, welche Qual!)
Des Tages oft von meinem Mädchen trennen;
Und meine Zärtlichkeit mir Armen nicht einmal
Nur halbe Viertelſtunden gönnen?
Mir iſt, mein Freund, nicht wenig leid,
(Denn dieß hat mir vordem die Amme prophezeiht)
Daß mich die Schnitzer einſt ermorden;
Doch bin ich, wie du ſiehſt, zur Zeit
Noch nicht ein Märtyrer von der Grammatik worden.
Itzt eben bin ich nur, dem Himmel ſeys gedankt,
Den Schnitzern, die ſchon oft auf meinen Tod geſonnen,
Und wider mich Verſchwörungen entſponnen,
Geſund und unverletzt entronnen.
Wenn mir das Haupt ſchon ſchwer vom Schlafe ſchwankt,
So muß ich noch von allen Seiten
Mit einem Muthe, der nicht wankt,
Mit neuen Wörtermonſtern ſtreiten,
Und mich durch Schnitzer durcharbeiten;

Doch iſt das ſchlimmſte noch, daß ſich um meine Zeiten
Der Autor mit dem Schulmann zankt.
In Leipzig waren beßre Zeiten . . .
Doch war da wohl ein Muthchen? Nein!
Wie konnten ſie denn beſſer ſeyn?
Sollt' ich ſie wieder tauſchen? Nein!
Und wenn ſie auch noch zehnmal beſſer wären;
So würd' ich ſie doch nicht zurückbegehren.

Das arme Muthchen, ob es gleich mit mir in Einer Stube wohnt, ſo iſt ſie doch bald nicht beſſer daran, als ob ſie in einer Einſiedeley wäre, oder neben einer Bildſäule ſäße. Da ich ſo wenig mit dieſer meiner guten Frau reden kann; ſo werden mir ja wohl meine Freunde nicht anſinnen, daß ich mit ihnen mehr reden ſoll. Ich bin ohnedieß geſtraft genug: denn ich muß faſt den ganzen Tag korrigiren; und gleichwohl liegt mir mehr daran, mich mit meinem Muthchen zu unterhalten, als immermehr einem Knaben an einer Mahlzeit liegen kann, die er zur Strafe entbehren ſoll. Sehen Sie; ſo gar itzt, da ich von ſo langen Zeiten her mich mit dem Vorſatze herumtrage, an Sie zu ſchreiben, kann ich für dießmal doch nicht weiter kommen, weil mich Dacier abfordert, den ich, wie Sie wohl wiſſen werden, überſetze, und mit erſtaunlich gelehrten Anmerkungen begleite. Wenigſtens wimmeln ſie von Citatis, daß ich mich ſelbſt nicht enthalten kann, die Stirne davor in finſtre Runzeln zu falten. Welch eine Beſchäfftigung für einen alten Freund der Poeſie, der des Umgangs mit poetiſchen Schriften ſo gewohnt iſt! — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
—

– – – – – – –
– – – – – – –

Ihr

redlicher Freund,
Schlegel.

Leipzig am 7. Jenn. 1752.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch auf einen Brief eine Antwort ſchuldig. Nicht wahr? Und was ſtund denn in Ihrem Briefe? . . . Aber was das für ein Geſicht iſt, das Sie machen? Einen Brief kann man ja wohl verlieren; und Leute, wie ich, verlieren ſie manchmal mit Fleiß, damit ſie Gelegenheit haben, von ihren weitläuftigen Geſchäfften und ihrer amtsmäßigen Zerſtreuung ein paar große Worte zu ſprechen. Wie geſagt, Ihren Brief habe ich verloren, und wenn Sie etwa nichts an mich zu ſchreiben wiſſen, ſo will ich Ihnen die Erlaubniß geben, mir darüber mit einer ſträflichen Schulmiene eine tüchtige Lektion zu geben.

Wiſſen Sie denn, daß ich in vierzehn Tagen die Welt mit acht und zwanzig Bogen Witz in groß Oktav beſeligen werde? Wie gern hätte ich Ihnen vorher das Koncept zugeſchickt! Aber es war nicht möglich. Giſeke und Gellert haben es in Ihrem und in aller Freunde Namen thun müſſen. Die ganze Sammlung beſteht aus ſatyriſchen Briefen. Gellert iſt mit allem ganz wohl zufrieden, nur mit den Stellen nicht, wo die Satyre mit Zoten ſpielt. G** ärgert ſich über nichts, als wenn ich der Chicane ſpotte. J** hat mich auf eine ſehr feine Weiſe bewogen, daß ich zwo Stellen habe wegſtreichen müſſen, wo der Würzkrämer gedacht war. M*, der ſich bey der Cenſur ſehr vernünftig aufgeführt, hat doch gebeten, daß ich einmal Philoſoph, und ein paarmal Magiſter, und noch einmal Präſident habe wegſtreichen müſſen. Werden Sie es wohl, mein lieber Schlegel, leiden können, wenn vom Grandiren etwas darinnen ſteht? Und was wird S** zu den Satyren wider unwürdige Geiſtliche ſagen, da er in meiner letzten Vorrede einen ganz unſchuldigen Ausdruck, der dieſe Materie betraf, nicht leiden konnte? Wie wird es mir ergehen, wenn ein jeder ſonſt mit allem zufrieden iſt, und nur um deswillen mit mir unzufrieden, daß ich das Lächerliche ſeiner Kollegen nicht ſchone? Kann ein Vernünftiger etwas dafür, daß er Narren unter ſeinen Kollegen hat? Und was für Einwürfe muß ich von meinen mürriſchen Leſern beſorgen, da meine vernünftigen Freunde ſo bedenklich ſind? — Leben Sie wohl! Grüſſen Sie Ihre lieben Schweſtern, und lieben Sie mich, wie ich Sie.

Rabener.

Den 10. Julius 1752.

Mein liebſter Rabener,

Wie luſtig ſind Sie! Sie geben vor, daß Sie meinen letzten Brief verloren hätten. Sie denken, ich ſoll gleich in die Amtshitze gerathen, und darüber wollten Sie ſich ſchon luſtig machen. Nein! die Freude ſollen Sie nicht erleben, mich in der Geſtalt eines kleinen Pedanten zu ſehen. Sie kennen wohl gar die geheime Abſicht daher haben, in Ihrem nächſten Bande von Satyren einen Schulmeiſter nach dem Leben zu zeichnen, und in dieſer Abſicht mich dazu brauchen wollen, daß ich Ihnen die Züge zum Gemälde an die Hand geben ſollte; denn einem ſo ſchlimmen, ſo ſatyriſchen Manne, wie Sie ſind, kann man ſolche kleine Bosheiten wohl zutrauen. Aber nehmen Sie mirs nicht übel; ſo gern ich mich in meiner Freunde Schriften verewigt ſehe, ſo mag ich es doch in den Ihrigen nicht ſeyn: denn der Lobredner möchte neben dem Satyrikus nicht gut abſtechen; und unſterblich die ſpäteſte Nachwelt noch zu lachen machen, das iſt eine gar zu traurige Unſterblichkeit, als daß ſie meine Ehrbegierde reizen ſollte. Sie erlangen alſo Ihren Endzweck nicht, und ich bin klüger, als mein Freund Rabener; das kitzelt meine Eigenliebe nicht wenig.

Ich glaube gar, daß Sie ſich einbilden, ich bin wie diejenigen von meinen Herren Confratribus, die, wenn ſie in Gefahr gerathen, in der Predigt ſtecken zu bleiben, zum Schmälen ihre Zuflucht nehmen? Nein! ſo arm und erſchöpft bin ich noch nicht; und wenn gleich mein Witz bey dem Wetter und Regen leicht in Gefahr gerathen könnte, ſo ſoll es dießmal doch, bloß Ihnen zum Trotze, nicht geſchehen.

Wovon ſoll ich nun zuerſt mit Ihnen reden? Von Ihren Schriften, oder von meiner Braut? Der Bräutigam muß es doch wohl dem Autor zu Gefallen thun, und ihn ein wenig mit dem Lobe ſeiner Schriften tröſten, damit er ihn nicht gar zu ſehr kränke, es ihm nicht allzu lebhaft zu empfinden gebe, daß er ein Autor ohne Mädchen iſt. Eine ſehr empfindliche Sache, denn

Sie ſich freylich ſchämen ſollten, da ſie wider alle Regeln läuft.

Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß Sie in dieſem dritten Bande von ſich ſelbſt ſind übertroffen worden. Das werden Sie doch lieber leiden, als wenn Sie ein anderer übertroffen hätte. — — — — — — — — — — — —

Alles, was nur hier leſen kann, lieſt und bewundert Sie, und mein Exemplar iſt aus einer Hand in die andere gewandert, und, ſeit ichs habe, wenig zu Hauſe geweſen. Werden Sie bald vortheilhaftere Begriffe von einem Winkel der Erde bekommen, von dem Sie vielleicht mit andern geargwohnet, daß da bloß die Schulweisheit das Monopolium der Bewunderung und des Lobes haben könne? Der kleine Roman von der Jungfer, die Sie ausloosen wollen, hat mir beſonders gefallen. Wirklich iſt Ihre Kunſt in der Mannichfaltigkeit der Briefe nach den verſchiednen Charaktern ſehr glücklich geweſen. Nach dieſem iſt der Roman von dem Fräulein, das Großvater und Enkel zugleich vor ihren Füßen ſeufzen ſieht, mein Günſtling. Kurzum, ich wünſchte, daß Sie alle Meſſen die Welt mit einem ſolchen Bändchen beſchenkten. Faſt dürfte ich auf den Einfall gerathen, Sie in allen Zeitungsblättern im Namen der Welt darum zu bitten. Sie würden ja doch nicht ſo hart ſeyn, und die Welt umſonſt bitten laſſen, ob Ihnen gleich dabey bange genug werden ſollte. Ich habe es immer gedacht, daß es ums Berühmtſeyn eine ſchlimme Sache ſey, und daher iſt mein Witz auch ſo weislich faul, damit das Publikum mich vergeſſe, wie ich das Publikum vergeſſen habe. — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — —

Ich bin ewig

Ihr

zärtlicher Freund,
Schlegel.

Mein liebſter Schlegel,

Ich habe noch immer einige Hoffnung gehabt, Sie an Ihrem feyerlichen Tage zu überfallen. Aber nun iſt dieſe angenehme Hoffnung ganz verloren. Ich habe eine Menge von Arbeit vorgefunden, welche mich hindert, vor dem erſten Oktober wieder nach Leipzig zu kommen. Sie kennen mich. Ich will Ihnen um deswillen keine weitläuftigen Verſicherungen geben, wie ungern ich von Ihnen wegbleibe. Es gehe Ihnen und Ihrer Braut beſtändig wohl! Weitläuftiger will ich auch nicht wünſchen; ſonſt ärgere ich mich nur, daß ich es nicht mündlich wünſchen kann.

Ich lebe hier in einer traurigen Einöde unter überhäufter verdrüßlicher Arbeit, und habe keinen Menſchen im ganzen Städtchen, mit dem ich von etwas andern, als von Steuern, vom naſſen Wetter und vom Dauphin reden könnte. Es macht mich dieſes, ſogar in den müßigen Stunden, ſo verdrüßlich, daß ich nicht einmal vermögend bin, in einem vernünftigen Buche mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath davon mitgenommen, und ſie ſind mir ganz unnütz.

Quorſum pertinuit ſtipare Platona Menandro?
Eupolin Archilocho? comites educere tantos?

Das waren alſo zwo Zeilen Latein, dergleichen in dieſem Städtchen wohl ſeit der Reformation nicht geſchrieben worden. Ich habe mein Quartier bey einem wohlhabenden Bürger, der mir die beſte Stube eingeräumt hat, die einer Schirrkammer *) ähnlicher ſieht, als einer Wohnſtube, und, welches wohl zu merken iſt, kein Fenſter hat. Aber ich ärgere mich, daß man auswärts erfahren ſoll, wie ſchlecht mein itziger Aufenthalt iſt. Ich ſage Ihnen alſo kein Wort mehr. Empfehlen Sie mich allen Freunden, und beſonders Ihrer lieben Braut und Ihren lieben Schweſtern. Doch noch Eins! Ich habe in meinem Quartiere verſchiedene Bücher gefunden, wie ſie ſich für einen Seifenſieder ſchicken; denn das iſt mein Wirth. Unter andern: Lebens- und Liebesgeſchichte der Jenny Cameron, Grand-Maitreſſe des Prätendenten. Ich habe es ganz durchgeleſen, beſonders die ſchöne Poeſie, mit der das Buch durchwirkt iſt. Unter andern ſeufzt ein Liebhaber, der ſchon den Strick der Verzweiflung um den Hals hat:

Gieb mir demnach nur einen holden Blick,
Sobald wir heut zur Mittagstafel kommen.
An dieſem hängt mein Wohlſeyn, Heil und Glück.
Mir wird der Schmerz, der noch reſtirt, entnommen.
Ich hoffe, und hoffe; bey tenderem Hoffen
Wird endlich der Endzweck nach Wunſche getroffen.

Um deswillen verharre ich

Ihr

Gotthaus bey Rochlitz,
am 25ſten Auguſt, 17[illegible].

aufrichtiger
Rabener.

---

*) In Sachſen wird diejenige Kammer ſo genannt, wo das Pferdegeſchirr aufbehalten wird.

Leipzig, am 15. Febr. 1753.

Den heutigen Tag habe ich bloß meinem Vergnügen gewidmet. Und welchem? Rathen Sie einmal. Dem königlichen Burgunder? Nein. Vielleicht beſuche ich meine Mädchen nach der Reihe? Das ließe ſich eher hören, und doch müſſen Sie beſſer rathen. Vielleicht bin ich Berufs wegen beſchäfftigt, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigſter treugehorſamſt pflichtſchuldigſter Steuerreviſor für meinen König einem armen Bauer aus ſeinem Kober den letzten Biſſen Brodt zu reiſſen, den er für eine kranke Frau und ſechs hungrige Kinder geborgt hatte? Ja, mein Herr, das ſollte wohl ſeyn; aber heute bin ich für dergleichen theure Pflicht zu menſchenfreundlich. Sie errathen es alſo nicht? Ich muß es Ihnen wohl ſelbſt entdecken. Quirinizo *). Ich ſchreibe heute an die halbe Welt, um geleſen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Ertmern zween Bogen voll freundſchaftliches Nichts geſchrieben; nach Kopenhagen, nach Hamburg, nach Braunſchweig, nach Dresden, nach Bernſtadt in Schleſien habe ich nichts Wichtigers geſchrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu plaudern. Iſt dieſer Tag nicht für mich ein vergnügter Tag?

Ich habe mich ſeit meiner Rückreiſe an die angenehmen Augenblicke erinnert, die ich in Ihrer und der Frau Liebſte Geſellſchaft gehabt. Auf dieſe neue Bekanntſchaft bin ich ſtolz, recht ſehr ſtolz, und Ew. Hochwohl-

---

*) Den Kardinal Quirini nennte man wegen ſeines unermüdeten Eifers, Briefe zu ſchreiben, den Cardinalem epistolarem.

wohlehrwürden ſind ein vollkommen überzeugender Beweis von der liebreichen Vorſorge des Himmels, welcher gemeiniglich die liebenswürdigſten Weiber für diejenigen Männer aufhebe, die ſie am wenigſten verdienen. Ich würde es nicht wagen, Ihnen dieſe Schmeicheley ins Geſicht zu ſagen, wenn ich nicht Ihrer Billigkeit zutrauete, daß Sie ſelbſt davon überzeugt wären. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau zu beſtändiger Freundſchaft aufs beſte. — — — — — Wollen Sie das nicht thun? Gut; ſo muß ich zu Ihnen reiſen, wenn Sie die Inſpektion haben, und muß mich ihr ſelbſt empfehlen. Der Einfall gefällt mir. Empfehlen Sie mich alſo nur nicht; ich will es mündlich thun. Wie traurig werden Sie alsdenn vom oberſten Tabulate herunterſchielen! ſo traurig, wie auf die Tiſche ein armer hungriger Knabe ſchielt, den Sie, Grauſamer, ganz cantiren laſſen. — — — — — — — — — — — — —

Herr D* iſt ein Bräutigam mit ***. Kennen Sie das Frauenzimmer? Wenn Tugend und Liebe eine glückliche Ehe machen, ſo muß dieſe Ehe die glücklichſte ſeyn: ich wenigſtens wünſche mir in Anſehung dieſer beiden Punkte niemals eine glücklichere Wahl. Sollten Sie wohl meynen, daß ein Steuerreviſor ſo chriſtlich denken könnte? Warum nicht? Denken kann er wohl ſo! Izt ſollten Sie meinen lieben D* ſehen; er ſieht ſo ſüß wie ein Chorengel. Die ganze runde Welt iſt ſeine; voll Entzückung wadet er durch alle Pfützen; den ganzen Tag über iſt ſein Mund ſpitzig und küſſend; er ſchwimmt im Vergnügen. O! daß man doch nicht zeitlebens Bräutigam ſeyn kann; ich würde es noch dieſen Abend. — — — — — — — — — — —

Das wird alles ſeyn, was ich Ihnen zu ſchreiben habe.

Vom römiſchen Könige iſt hier alles ſtill: denn itzt redet die ganze Stadt von nichts, als von den Elephanten, Kameelen, Trampelthieren, Pferden und andern vernünftigen und unvernünftigen Beſtien, die die letzte Oper in Dresden prächtig gemacht haben.

Verum equitis quoque iam migrauit ab aure voluptas
Omnis ad ingratos oculos, et gaudia vana.
Quatuor aut plures aulaea premuntur in horas;
Dum fugiunt equitum turmae, peditumque cateruae.
Mox trahitur manibus regum fortuna retortis,
Eſſeda feſtinant, pilenta, petorrita, naues:
— — — — — —
Si foret in terris, rideret Democritus, ſeu
Diuerſum confuſa genus panthera camelo,
Siue elephas albus vulgi conuerteret ora!

Wäre das nicht Latein, ſo würde mancher Kammerherr in Dresden glauben, Horaz, den Seine Excellenz nicht kennen, hätte dieſe Satyre ausdrücklich auf die letzte Oper gemacht. — — — — — — — — — Gleich fällt mir ein, daß in Ihrem letzten Briefe auch Verſe waren, die ich, proſaiſcher Laye, nicht beantworten kann. Da die Reime die Seele der Verſe ſind, (videatur G** per totum) ſo will ich es Ihnen wenigſtens mit Reimen vergelten. Die Gedanken ſind ein ganz kleiner Nebenumſtand, dafür ſorgen Sie. Hier ſind die Reime:

Schuld,
Geduld.
borgen,
morgen.
Kammerherr,
Wucherer.
Beſte,
reiche Weſte.
Witz,
unnütz.

Vorzimmer,
dümmer!
Excellenz —
Peter Squenz.
theuer,
Steuer.
Papier,
dafür.
Kaſtrate,
Gnade.

Aber nun ſchließe ich im ganzen Ernſte, und bin ꝛc.

Rabener.

Am 3. Sept. 1753.

Liebſter Herr Oberſteuerſekretär,

Ich habe ſchon lange ſtudirt, wie ich einen Brief vom 15ten Febr. mit guter Manier am 3ten Sept. beantworten könne, ohne daß ich mich gar zu ſehr zu ſchämen brauche, und wie ich es anfangen wolle, daß ich Ihnen zum Antritte einer neuen Station Glück wünſche, da Sie vielleicht ſchon wieder im Begriffe ſtehen, dieſelbe mit einer höhern zu vertauſchen: denn wenn Sie bald in H***s Stelle einrücken wollen, ſo muß es mit Ihren Veränderungen ſehr eilfertig zugehen. Ich ſinne vergebens; mein Witz will mir gar nicht zu Hülfe kommen; es ſey nun, daß er ſchon zugeſetzt worden, die Vertheidigung einer ſchlimmen Sache über ſich zu nehmen, oder, welches auch möglich ſeyn könnte, daß er ſich unter den Folianten, die mich zeither umlagert gehalten, verloren hat.

Denn ich bin itzo ſo gelehrt,
Daß man nur paginas aus meinem Munde hört,
So grundgelehrt, daß ich oft vor mir ſelbſt erſchrecke,
Daß ich vom Morgen an bis in die ſpäte Nacht
In einer Bücherburg als eingekerkert ſtecke,
Ganz wie die Griechen riech' und ſchmecke,
Und meine Frau im Traum, wenn ich mich ſatt gewacht,
Oft mit Hiſtorien aus dem Plutarche wecke.
So ein ſolider Mann iſt der, der Noten macht!
Trotz ſey itzt jeglichem geboten,
Der mich und meinen Fleiß verlacht!
Ich macht' ihn gleich mit einem Dutzend Noten
Zum unbeleſnen Idioten.

Alſo fürchten Sie ſich, mir über mein Stillſchweigen Verweiſe zu geben! Ich würde in aller Eil über Ihre Vorwürfe Noten machen; und ein Notenmacher kann noch beſſer ſchimpfen, als ein Kunſtrichter. In der That habe ich dieſen ganzen Sommer hindurch, als ein Baugefangener, in dem Schutte alter Folianten und Quartanten herumwühlen müſſen.

Ich ſitze noch, wenn ſich der Tag zur Ruhe neiget;
Ich ſitze noch um Mitternacht,
Wenn nebſt mir kein Geſchöpf, als nur die Eule, wacht;
Späh' einen Namen aus, von dem Gyraldi ſchweiget;
Und blättre mit Geduld, und leſe mit Bedacht,
Von einem Gott des Alterthumes,

Wen nicht Hygin erwähnt, ſo gar trotz ſeines Ruhmes,
Der große Voſſius kaum kennt,
Und Auguſtin nur im Vorbeygehn nennt,
Von dem verlegnen Gott des grauen Alterthumes,
Tutan, Homogyrus, Telerion, Montin,
Vervaktor, Aeſculan, Aurin,
Und Argentin, und Limentin,
Und Statilin und Fabulin,
Mich zuverläßig zu verſichern,
In großen und in kleinen Büchern.

Schwindelt Ihnen, liebſter Freund, nicht der Kopf bey den ſeltſamen Namen? Ich mag ja aufhören, Verſe zu machen, wenn ich mich nicht um meinen witzigen Namen bringen ſoll: denn ich fühle es ſelbſt an der Geburt, daß es kleine Mißgeburten ſind. Itzt möchte mich niemand zwingen, Verſe zu machen. Ich glaube, aus Mangel poetiſcher Gedanken, fiele ich in der Angſt auf den deſperaten Einfall, den Feſtus, oder auch der Kollegenſchaft wegen, noch lieber den Paulus Diakonus, in Reime zu bringen. Meine Frau ſehe und höre ich nicht: und wenn ſie mich liebkoſt, ſo erzähle ich ihr die Schnitzer, welche Montfaucon gemacht hat, oder antworte ihr mit einem Citato aus dem Athenäus oder Pauſanias.

Mein Rabner, wie gefällt dir das?
Sie hat ſichs ernſtlich vorgenommen:
Sie will zunächſt bey meinem Dintefaß
Mit ihrem erſten Sohn, ganz vom Pauſanias,
Gräv, Gronov, Montfaucon umſchanzet, niederkommen.
Nicht wahr, mein Freund, das wäre was,

Das einſt, damit es noch die ſpäte Nachwelt wüßte,
Sein Leichenprediger mit Ruhm gedenken müßte?

Wird das nicht ein gelehrter Junge werden, wenn ihm gleich bey ſeiner Ankunft auf die Welt die mythologiſchen Dünſte in den Kopf ſteigen? — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
Ich bin ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Dreßden, den 10. Merz, 1754.

Mein allerliebſter Schlegel,

Iſt es Ihr Ernſt, daß Sie den Brief nicht bekommen haben, worinn ich Ihnen, ob wohl nur mit wenig Zeilen, den richtigen Empfang des Ihrigen meldete? Ich habe ihn wirklich geſchrieben, und der Himmel weis, wo dieſer Brief ſie ſuchet. Inzwiſchen iſt nicht viel daran verloren.

Ich freue mich über Ihre Veränderung, und wünſche Ihnen tauſend Glück und tauſend Vergnügen dazu. Aber ſie haben mir zu wenig gemeldet. Holen Sie das nach, ſo bald Sie Zeit haben. — —
— — — — — — —
Auch zu Ihrem Jungen wünſche ich Ihnen und Ihrer guten Frau tauſend Glück. Der Himmel ſchenke ihm alle Tugenden der Mutter und bewahre ihn vor allen

Fehlern ſeines Vaters. Das iſt der größte Segen, den ich ihm wünſchen kann. Vermuthlich wird er ein Kunſtrichter werden, weil er witzige Schriften zerreißt, ohne ſie zu verſtehen. Merken Sie doch darauf, was für Blatter er aus meinen Schriften herausreißt. Ich glaube, daß ſie ſeine künftigen Schooßfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die ſeyn, deren Tadel er ſchon ſo fruh zerreißt. — — —

Gieſeke hat mir ſehr freundſchaftlich und weitläuftig geſchrieben. — Von unſerm ** habe ich auch Briefe. Ich ſehe ſeinen Abzug ungern. Iſt es freundſchaftlicher Eigennutz? Oder iſt es eine gegründete Beſorgniß, daß ihm dieſe Veränderung nicht vortheilhaft ſeyn werde? Das weis ich noch nicht. Leben Sie wohl. Ich bin allemal

Ihr

aufrichtiger
Rabener.

Dresden, am 24. Febr. 1758.

Mein liebſter Schlegel,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten. — — — — — — — — —

Ich befinde mich geſund, aber das iſt auch alles Gutes, was ich melden kann. Sie werden einen Theil unſrer unglücklichen Umſtände wiſſen; aber nicht alle unſre Noth können Sie wiſſen, und wenn Sie ſolche auch wüßten, ſo würden Sie doch den wenigſten Theil davon glauben. Perſer et obdura. Sehen Sie, mein lieber Schlegel, vor Angſt rede ich Latein, ſo wie ich, in guten Zeiten, bey einem Glaſe Wein vor Freuden franzöſiſch redete. Sie werden auch wiederkommen, dieſe guten Zeiten. Aber wann? Und wer wird ſie erleben? Gott weis es, und wenn ich binnen der Zeit nicht die äußerſten Unfälle erfahren muß, will ich ihm dafür danken. Sie würden kaum Ihren Rabener mehr kennen, ſo niedergeſchlagen und mürriſch bin ich itzt; und wenn ich einmal von ungefähr über meine Schriften komme, ſo wundere ich mich, daß ich jemals ſo aufgeräumt habe ſeyn können. Nicht für mich allein, ſondern noch für meine hieſigen und auswärtigen Freunde bin ich niedergeſchlagen und traurig. Bey unſrer hieſigen Noth ſind wir noch darinnen glücklich, daß wir an unſerm Kommendanten, dem Generalmajor von Fink, einen glimpflichen und vernünftigen Mann haben, welcher, wenn es auf ihn ankäme, uns lieber Gutes thun, als harte Befehle an uns vollſtrecken würde. Aber das arme Leipzig! Und was werden unſre Freunde in Halle, in Halberſtadt, in Quedlinburg, in Braunſchweig, in Lüneburg und ſonſt ausgeſtanden haben? Einen ganzen Band Satyren will ich auf die Feinde ſchreiben, ſo bald Friede iſt; aber zween Bände auf uns Sachſen; und kaum werden zween Bände zureichen, alle die Wahrheiten zu ſagen, durch welche wir uns unglücklich gemacht haben, noch in dieſem Augenblicke immer unglücklicher machen, und, nach allen Anſtalten zu urtheilen, künftig noch unſer Unglück vermehren werden. Les abus de l'autorité rendoient la corruption neceſſaire; la corruption produiſoit la lacheté, le luxe et l'extinction de toute vertu etc. Les ſujets etc. pour revenir à leurs anciens principes d'honneteté et d'amour du bien Public, ils avoient beſoin, d'être réveillez par les coups de verge etc. So ſagt der Ketzer Gordon. Gott gebe, daß er das letzte von uns geredet hat!

Ueber Ihre Familiennachrichten habe ich mich ſehr vergnügt; und über Ihre Predigten eben ſo ſehr. Sie ſind, (ob ich ſie gleich bey einigen Stellen ſcharf kritiſiren möchte,) ſo viel ich davon geleſen habe, vortreflich.

— — — — — — —
— — — — — — —

O wenn ſich doch jemand einmal in meinem Namen mit dem Teufel zanken wollte: denn dem gebe ich Schuld, daß er hinter dem ganzen Krieg ſtecke. Nur kann ich dabey nicht begreifen, warum wir in Dresden darunter ſo viel leiden müſſen, wo der Teufel doch auch ſo viel alte gute Freunde hat.

Ich freue mich, Ihren Herrn Bruder auf Oſtern hier zu ſprechen. Empfehlen Sie mich ihm, Ihrer lieben Frau, Ihren lieben Schweſtern und allen guten Freunden. Vermuthlich ſind das Ihre Kinder: denn ſonſt kenne ich in Z* niemanden. Leben Sie wohl, vergnügt und ferner ruhig; ſo ſind Sie weit glücklicher, als Ihr Freund,

Rabener.

Liebſter Freund,

Ihren Brief vom 23ſten May habe ich in Leipzig bekommen. Ich hätte alſo wohl eher antworten können. Aber Sie glauben nicht, mein liebſter Freund, wie wenig

nig Zeit ich habe, an meine Freunde zu ſchreiben, da ich von früh 7 Uhr bis Abends um 7 Uhr in meinem Berufe ſchreiben muß. Freylich gehe ich noch manche Stunde müßig ſpatzieren; aber das iſt auch das einzige, was mich bey Kräften und geſund erhält. Von unſerm Giſeke habe ich geſtern einen ſehr freundſchaftlichen Brief erhalten; vor einigen Monaten auch von unſerm Cramer. Unendlich angenehm ſind mir beide geweſen; aber wenn ich ſie nur mündlich beantworten könnte!

Ich bin, trotz aller meiner Arbeit, geſund und vergnügt; denn das Podagra, von welchem ich ein Kandidat zu ſeyn glaube, halte ich für keine Krankheit. Ich habe Ihnen oben geſagt, wie mein Tag eingetheilt iſt; aber jede Stunde, die ich mir abſtehlen kann, wende ich zur Bewegung und zum Vergnügen an. Ich fahre, ich gehe, ich tanze, ich genieße viele Divertiſſements. Ich habe Geſellſchaften, aber wenige und gewählte. Mit einem Worte, ich lebe glücklich, und, weil es nun mit mir ſtark bergunter geht, ſo will ich, ſo gut ich kann und darf, die Welt genießen, in die ich niemals wieder komme, wenn ich hinaus bin, und mit der ich allemal ſehr zufrieden geweſen. Der Gedanke, daß ich vielleicht bald abtreten muß, iſt bey meinen einſamen und ruhigen Stunden demungeachtet einer von meinen vergnügteſten Gedanken. Sie glauben nicht, wie ſehr mir dieſes meine Heiterkeit erhält. Ueberhaupt hat mich Gott vor vielen meiner Freunde glücklich gemacht. Ich genieße dieſes Glück in voller Maaße. Ich habe ſeit drey Jahren aufgehört zu wünſchen, denn ſeit drey Jahren bin ich in meinem itzigen Amte; wo ich viel, ſehr viel Arbeit habe, die mir aber nicht ſauer wird und mit wenigem Verdruſſe verbunden iſt; wo ich vielen tauſend Unterthanen unbemerkt ihre Steuerlaſt erleichtern kann; wo ich bey meinen Obern und Untern Zutrauen und Freundſchaft habe; wo ich, nach dem Verhältniſſe meiner Arbeit, nicht reichlich bezahlt werde, aber doch mehr habe, als ich brauche; wo ich, wenn ich heute ſterbe, alles in ſeiner Ordnung hinterlaſſe; mit einem Worte, wo ich ſo glücklich bin, daß mir nichts fehlet, als Sie, mein lieber Schlegel, und meine andern freundſchaftlichen Beyträger.

Alſo bin ich, dem Himmel ſey Dank! ſehr glücklich. Können Sie mich ganz gewiß verſichern, daß ich noch glücklicher ſeyn werde, wenn ich heurathe?

Ich habe von mir ſo viel geſchrieben, daß ich von Sachſens Zuſtande nicht viel ſchreiben kann, wie Sie zwar verlangen. Unter einer guten Regierung hoffen wir alles. Ein Kranker, welcher durch ſeine jugendlichen und vieljährigen Ausſchweifungen ſeinen Körper entkräftet hat, und durch eine zugeſtoßne heftige und anhaltende Krankheit gänzlich niedergeworfen worden iſt, braucht Zeit, Diät und einen guten Arzt. Der Himmel verhüte die Recidive!

** iſt — — und — — hier in Dresden. Verlangen ſie keine genaue Beſchreibung ſeines Amtes. Es iſt ſo weitläuftig und ſo wichtig, daß ich nicht weis, ob es ſein Körper lange aushalten wird. Er iſt der geſchickteſte, der ehrlichſte, der fleißigſte Mann. Aber ſo zu leben, wie er leben muß, das iſt Galeerenarbeit; und ich würde ihm rathen, alles aufzugeben, und nur — — zu bleiben; doch wer ſoll ſeine Arbeiten verrichten, bey welchen ein ehrlicher, geſchickterer und fleißiger Mann ſo viel

Gutes ſtiften kann? Er läßt ſich Ihnen aufs freundſchaftlichſte empfehlen.

Grüßen Sie Ihr gutes Muhchen und Ihre lieben Kinder vielmals, und glauben Sie, daß ich ewig Ihr Freund ſeyn werde.

Am 8. Julius, 1764.

Rabener.

An
Herrn Friedrich von Hagedorn.

Leipzig, am 17. April, 1752.

Es haben mich Herr E** und Herr D**, zween Geiſtliche aus Bern, gebeten, ſie Ihnen zu empfehlen. Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich über dieſen Antrag ſehr verlegen geweſen bin. Mein Hochmuth verlor zu viel, wenn ich es ihnen abſchlug: denn ich hatte ſeit einem halben Jahre gegen ſie mit dem Wohlwollen groß gethan, deſſen Sie mich einigemal ſchriftlich verſichert haben, und nunmehr ſchämte ich mich, dieſen beiden Herren merken zu laſſen, daß ich Denenſelben wieder unbekannt geworden ſey. Frontis ad urbanae deſcendi praemia. Ich habe ihnen ein Empfehlungsſchreiben mit einer ſo ſtolzen und wichtigen Miene verſprochen, daß ſie gewiß glauben, ich ſey ſo glücklich, alle Wochen Briefe von Ihnen zu bekommen. Verrathen Sie mich nicht, hochzuehrender Herr. Dieſe beide Fremde würden eine Art der Achtung gegen mich fahren laſſen, die ich nicht gern verlieren möchte, da es Männer ſind, deren Gelehrſamkeit und redliches Herz ſie unendlich ſchätzbar machen. Sie ſind keine ſchweizeriſchen Kundſchafter, welche das Land durchziehen und die Sekten des Witzes ausſpähen. Sie ſind ſo unpartheyiſch, daß ſie noch nicht beſtimmen können, wer von beiden, ob G** oder B**, die meiſten Fehler und die meiſten Tugenden habe? Ihre Beleſenheit und ihre Kenntniß des Witzes iſt ſo allgemein, daß ſie die Schriften, welche von der Jliade bis auf den Nimrod in einer langen Reihe folgen, geleſen und mit Geſchmack beurtheilet haben. Laſſen Sie, H. H. nur diesmal mein Bitten ſtatt finden, und benehmen dieſen beiden Herren das ſchmeichelhafte Vorurtheil nicht, das ich ihnen von Ihrem gefälligen Wohlwollen gegen mich beygebracht habe.

Ich muß mir Gewalt anthun und hier abbrechen, um Ihre Geduld nicht zu mißbrauchen und keinen Empfehlungstraktat zu ſchreiben. Wie viel fällt mir noch ein, das ich gern fragen und ſchreiben möchte! Ich werde mit doch die Freyheit nehmen, noch einmal mit Herr Bohnen zu ſchreiben, um den dritten Theil meines ſatyriſchen Muthwillens Ihrem Schutze zu empfehlen. — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Und dennoch plaudere ich fort, da ich doch überzeugt bin, daß es wider den Wohlſtand iſt, ſo viel zu ſchreiben? Aber bedenken Sie auch, mein Herr, daß Sie ſeit drey Jahren mit meinen Briefen verſchont geblieben ſind!

Gönnen Sie mir Ihr Wohlwollen künftig, und verſichern Sie Sich meiner vollkommenſten Hochachtung. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig, am 22. May. 1752.

Ich mache itzt Anſtalt, einen ziemlich weitläuftigen Brief an Sie zu ſchreiben, um mich in den Beſitz des Rechts zu bringen, daß Ew. ꝛc. mir gegeben haben, und das ich immer gern mißbrauche, wenn meine Freunde einmal die Uebereilung begangen haben, mir es zu geſtatten.

Sie können wohl glauben, daß Ihr Brief vom 7ten May, den ich aber erſt heute bekommen habe, mir wegen vielerley Urſachen unendlich angenehm iſt. Er würde es ſchon um deswillen geweſen ſeyn, da er mich Ihres Wohlwollens verſichert und mir die Erlaubniß giebt, Ihnen meine Hochachtung ſchriftlich zu bezeugen. Für die Aufnahme meiner Berniſchen Freunde danke ich Ew. ꝛc. gehorſamſt. Ich wünſche, daß Sie bey einem nähern Umgange mit denenſelben an ihnen mögen gefunden haben, was ſie mir ſeit einem halben Jahre ſchätzbar gemacht hat. Sie ſind beide ſehr ehrliche Leute, das ſieht man ihnen gleich an; aber ſie ſind auch gelehrt und artig, ungeachtet ſie ſich nicht viel Mühe geben, es beym erſten Anblicke zu ſcheinen.

Der Beyfall macht mich faſt übermüthig, den Ew. ꝛc. meinen ſatyriſchen Briefen geben. Er beruhigt mich wegen meiner Furcht, die ich hatte, man werde ihnen die Uebereilung anſehen, mit welcher ich dieſen dritten Theil bey meinem unruhigen Amte ſeit dem Brachmonate vorigen Jahres ausarbeiten müſſen. Eine Entſchuldigung, die der Welt zu verdächtig iſt, als daß ich ſie hätte in der Vorrede anführen können und die mir nur meine Freunde zu gute halten. Noch den vierten Theil wünſche ich mir mit dem Beyfalle der Welt und ſolcher Kenner, wie Ew. ꝛc. ſind, zu Stande zu bringen. Wie beruhigt will ich mich hernach von dem Platze zurück ziehn, auf den ich mich gewagt habe und welcher dem Glücke und der Ehre eines Autors ſo gefährlich ſeyn kann, wenn er ſich nicht mit der größten Behutſamkeit in dem ehrwürdigen Anſehn eines unpartheyiſchen und menſchenfreundlichen Mannes zu behaupten weis. Drey Tugenden, die man den Satyrenſchreibern ſo gern und ſo oft mit Grunde ſtreitig macht! Macht mir dieſer vierte Theil keine Schande, ſo will ich das Vergnügen ganz ruhig und ſtillſchweigend genießen, welches junge Schriftſteller meiner Art Nachruhm nennen, und welches ſie nicht genießen können, wenn ſie bis an ihren Tod ſchreiben. Wie zufrieden will ich alsdenn aus meinem kritiſchen Winkel auf die Thoren hervorſehen, die ich nicht gebeſſert habe, und auf die junge Nachwelt von Thoren, welche für die Geißel meines Nachfolgers heranwachſen. Noch viel andre Urſachen machen mir den Entſchluß wichtig, den ich gefaßt habe, mit dem vierten Theile den Lauf meiner Autorſchaft zu vollenden. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Satyriker zu mürriſch, zu bitter und zu traurig ernſthaft wird. Ich fühle es, daß ich ſchon itzt mir oft Gewalt anthun muß, dieſe finſtre Miene in meinen Schriften nicht merken zu laſſen, welche mir außerdem bey meinem menſchenfeindlichen Berufe *) faſt na-

türl.

---

*) Ich war damals Steuerreviſor im Leipziger Kreiſe, welches Amt für einen Menſchenfreund ſehr traurig iſt, da man bey den aufgetragenen Kommiſſionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erſchöpften Unterthanen ſieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals von Amtswegen gezwungen iſt, dieſe Noth zu verdoppeln. R.

türlich werden will. Kann ich wohl hoffen, daß ich dieſe Gewalt auch alsdann über mich behalten werde, wenn mich meine Geſchäffte und mehrere Jahre noch ungeduldiger machen? Faſt werde ich mir lächerlich, daß ich itzt bey, Gottlob, geſunden Fingern und einem Herzen voll ſatyriſchen Muthwillens ſo ernſthaft von meinem Autorende ſpreche? Werde ich wohl ſtandhaft genug ſeyn, meine vernünftigen und billigen Entſchließungen zu behaupten, und wenn ich es nicht thue, wie ſehr werde ich mich alsdann vor Ew. ꝛc. ſchämen müſſen! Breche ich mein Gelübde, ſo ſind Sie die erſte Urſache, wenigſtens werde ich es Ihnen am erſten zur Laſt legen. Ihr Vorſchlag zu einem poetiſchen Romane hat ſo viel Schönes und Einnehmendes in ſich, daß ich ſehr wünſche, ihn als ein ganz beſonderes Buch zu ſehen, und wo möglich, ſelbſt zu arbeiten. Zu dem vierten Theile, an dem ich noch nicht angefangen habe, würde er nicht kommen können, weil dieſer Theil nur achtzehn Bogen ſtark werden ſoll, und weil ich aus vielerley Urſachen mich hinter meinem Gemälde verbergen halten möchte, um die Feindſchaft zu vermeiden, die ich von der halben Autorwelt mir auf den Hals ziehen werde, und die, nach der Feindſchaft der Weiber, der Geiſtlichen und der Zeitungsſchreiber, mir die gefährlichſte zu ſeyn ſcheint. Ich will mich mit dem Plane, den Ew. ꝛc. vorgeſchlagen, bekannter machen, und eine Fabel dazu ausdenken, damit dieſe ſo nöthige Satyre auch denen angenehm wird, welche entweder zu vornehm, oder zu klein ſind, als daß ſie auf die lächerlichen Thorheiten der Gelehrten Acht haben ſollten. Dieſer Plan ſoll mir der Vorwand ſeyn, öfter an Ew. ꝛc. zu ſchreiben und Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, um die Ihrigen dabey zu erfahren. Wird Ihnen bald Angſt, wenn Sie an die Folgen dieſer Drohungen denken?

Wie ſehr wünſche ich unſerm rechtſchaffnen G** ein dauerhaftes Glück und ein einträgliches Amt, das ſeiner Gemüthsart gemäß iſt! Bedenken Sie nur, wie chriſtlich ich bin, daß ich mich überwinden kann, dieſem kleinen faulen Geſchöpfe ſo viel Gutes zu wünſchen, da er ſich, ſeit er von Leipzig weg iſt, nicht ein einzigesmal die Gewalt anthun können, an mich zu ſchreiben. Und doch iſt er ſo faul nicht, als unſer excentriſcher C**. Dieſer läßt mir nicht einmal ſagen, daß er an mich ſchreiben will; das thut doch G**, der ſeit vier Jahren mich heilig verſichern läßt, daß er mit dem nächſten Poſttage an mich ſchreiben will. Bin ich nicht mit meinen lieben Freunden unglücklich? Ich glaube, ſie fürchten ſich alle vor meinen langen Antworten; wahrhaftig ich glaube es. Könnte ich doch um die Zeit auch in Hamburg ſeyn, wenn der Abt, wenn Gieſeke und Klopſtock da ſeyn werden!

Dieſen Wunſch, in Hamburg zu ſeyn, habe ich ſchon oft, und oft vergebens gethan, er wird auch niemals erhört werden, ſo lange ich mich mit meinem itzigen Amte quälen muß. Werde ich wohl noch vor meinem Ende das Glück erleben, daß ich dieſe freundſchaftliche Wallfahrt zu meinem Vater Hagedorn thun kann? und verdiene ich wohl dieſes Glück? — — — — — — — — — —

Die Fortſetzung der vermiſchten Schriften geſchieht in der That wider meinen Willen. Die Verfaſſer ſind allzuſehr beſchäfftiget, als daß ſie Zeit und Fleiß genug darauf wenden könnten. Die ſcherzhafteſten Verſe und munterſten Satyren haben ſonſt C** und S** gemacht;

beide

beyde ſtehen itzt in ſolchen Aemtern, wo ſie es weiter nicht thun dürfen, ohne die Kirche Gottes zu ärgern. Ich bin mit meiner eignen Sammlung beſchäfftigt. G** und G*** haben die Fortſetzung am meiſten verlangt, und werden am wenigſten arbeiten, jener, weil er zu viel Amtsgeſchäffte, und dieſer, weil er zu viel Faulheit hat; an C** mag ich nicht einmal denken. Die Gedanken von der geiſtlichen Epopee, ſo im erſten Stücke vorkommen, ſind, wie mich dünkt, das beſcheidenſte, das in der Art geſchrieben worden iſt. Der Herr Probſt oder Konſiſtorialrath in Berlin hat G** dabey mehr geſchadet, als es dieſer verdient hat.

Ohne mich mit meinem ungeſtalten Brief weiter zu entſchuldigen, will ich abbrechen, mit der Verſicherung, daß ich mit der größten Hochachtung ſey

ec. ec.

Rabener.

Leipzig, am 15. May 1753.

Eben da ich im Begriffe bin, auf Ihren freundſchaftlichen, mir unſchätzbaren Brief recht weitläuftig zu antworten; ſo begegnet mir ein Zufall, der mir ganz unerwartet und für mich gar wichtig iſt. Ohne mein Anſuchen und ohne mein Hoffen hat mich das Oberſteuerkollegium zum Steuerſekretär verlangt. Morgen alſo werde ich von meinem traurigen Reviſorate entlediget und trete mit einiger Verbeſſerung und mehrerer Hoffnung in ein Amt, das zwar eben ſo mühſam, aber nicht ſo unruhig und nicht ſo menſchenfeindlich iſt, wie mein biſ-

[illegible]. Der letzte Umſtand iſt mir der angenehmſte. Ich werde mich nach und nach des Vertrauens des Kollegii zu bemächtigen ſuchen, um für diejenigen zu bitten, welche die Strenge der Geſetze zu ſehr drückt. Nun habe ich die Noth des Landes in adelichen Schlöſſern und Bettelhütten kennen lernen. Ich habe nichts weiter thun können, als diejenigen bedauern, die ſie drückt. Vielleicht kann ich mit der Zeit mehr thun, zumal da ich verſichert bin, daß unſer Steuercollegium auf die Erleichterung der Unterthanen aufmerkſamer iſt, als unſere Nachbarn es glauben. Bisher ſchreibe ich nichts, als was mir ganz angenehm iſt; aber nun kömmt ein ſchlimmer Punkt. In vierzehn Tagen muß ich von hier, von meinem lieben Leipzig, weg und nach Dresden! Wie unruhig mich dieſe geſchwinde Veränderung mache, das kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin wie im Traume und mit Uebergabe meiner zeither gehabten Kommiſſionsſachen ſo zerſtreut beſchäfftigt, daß der ſchlechterdings *Hagedorn* ſeyn muß, an den ich ſchreiben ſoll. Was für eine neue Lebensart wartet auf mich! Wie behutſam werde ich künftig unter meinen Originalen herumwandeln, mit denen ich bisher auf meiner Stube geſcherzt habe! Eine Tabatiere kaufe ich mir noch in dieſer Meſſe, um eine Priſe den Hofleuten gehorſamſt präſentiren zu können. *Heute* und geſtern habe ich ſchon zwo Stunden geſchnupft. Ich hoffe, es ſoll ſich geben, wenigſtens habe ich heute das Vergnügen gehabt, eine ſo gebieteriſche Miene zu machen, daß mich ein Jude fragte: Haben Ihre Excellenz nichts zu ſchachern?

Bis hieher kam ich am 21ſten dieſes, und ſeitdem habe ich mir nicht einen Augenblick abſtehlen können, um in meinem Briefe fortzufahren. Am 22ſten habe ich meine Pflicht abgelegt, und vom Premierminiſter ein Kompliment bekommen, welches mir als Secretär und als Autor, ſchmeichelhaft war. Würden Ihre Hochweisheiten in Hamburg wohl das Herz haben, einen Mann auch um deswillen zu befördern, weil er Satyren geſchrieben hätte? Ich ſchicke mich zu meiner Abreiſe an, und habe das ſeltne Glück, daß nicht allein meine hieſigen Freunde, ſondern auch die meiſten von denen meine Wegreiſe bedauern, wider die ich bisher Berufswegen arbeiten müſſen. Vergeben Sie mir dieſen Stolz, denn ich bin ſehr hochmüthig, indem ich dieſes ſchreibe: es iſt auch ein großes Paradoxon, daß man die Freundſchaft derjenigen beybehält, denen man zuwider ſeyn muß. Dieſer Brief iſt nur der Vorläufer von dem, welchen ich in etlichen Wochen ſchreiben werde, und alsdann werde ich auch auf den Vorſchlag wegen des Romans antworten, welcher mir immer angenehmer wird, je länger ich ihm nachdenke. Aber was wird mir es nunmehr helfen, wenn ich auch ſchon noch ſo viel Luſt hätte, dieſe Arbeit anzufangen? Hätte ich mir dieſe Veränderung vermuthen können, ſo würde ich, ungeachtet meiner ſtarken Winterarbeit, mir alle erſinnliche Mühe gegeben haben, den vierten Theil meiner ſatyriſchen Schriften zu fertigen. Nun fürchte ich ſehr, daß dieſer ſo bald nicht zu Stande kommen werde, weil ich mit ungewohnten Arbeiten gar zu ſehr überhäuft bin, und wenigſtens im Anfange mehr vorſichtig ſeyn muß, als bisher. Allenfalls gebe ich in der Vorrede dem Publiko die eidliche Verſicherung, daß ich von allen verehrungswürdigen Narren in Dresden nicht Einen gemeint habe.

Unſern rechtſchaffnen Bohn habe ich in dieſer Meſſe bey meiner großen Unruhe gar nicht ſprechen können.

Wie ſehr ſoll ich Ihnen für die freundſchaftliche Art danken, mit welcher Sie mich in der neuen Auflage Ihrer moraliſchen Gedichte der Nachwelt bekannt gemacht haben? und wie ſehr freue ich mich, daß das Blatt vom Korreſpondenten nicht auf die Nachwelt kömmt, wo man von mir geſagt:

Leandern ſchimpft kein Rabner mehr.

Alſo glaubt man in Hamburg wirklich, daß meine Satyre ſchimpft? Dieſer unverſchuldete Vorwurf iſt mir deſto naher gegangen, da ich ihn von unſerm Herrn Z* gar nicht erwartet hätte. — — — —

Was iſt das für ein verwirrter Pſalm? So ſang David nicht; er müßte denn damals ſo geſungen haben, als er ſeine Geberde vor denen zu Gad verſtellte und unter ihren Händen kollerte, daß ihm ſein Geifer in den Bart floß. Von dieſem Pſalm hat der Verleger weit mehr Ehre, als der Verfaſſer. Unſerm rechtſchaffnen * * * wünſche ich gewiß tauſend Glück; ſeine Braut ſoll ein allerliebſtes Kind ſeyn, und doch bin ich mit ihm nicht ganz zufrieden. Es iſt immer meine Klage geweſen, daß die witzigen Köpfe zu viel ſeufzen und zu wenig rechnen. E* * Roman iſt mir auch zu arkadiſch; inzwiſchen freue ich mich, daß er liebt, denn außerdem würde er ganz müßig gehen. Ich empfehle mich Ihnen aufs Verbindlichſte, und bin mit der größten Hochachtung

Ew. :c. :c.

Rabener.

Vom Herrn Giſeke.

Leipzig, am 18. Julius, 1747.

Das wußte ich wohl, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, ob ich wieder geſund würde, oder nicht; und ich entſchloß mich alſo, in wie fern es bey mir ſtünde, wieder geſund zu werden. Ich kenne meine Freunde.

Sie, dacht' ich, werden doch nur ungern dich verlieren,
Und oft, wenn ſie ſpatzieren gehn,
Dein Grab, nicht ungerühret, ſehn,
Und alle bey ihm ſtille ſtehn,
Und nur von dir Geſpräche führen
Und ſagen, wenn vielleicht dabey ihr Auge weint:
„Das war auch unſer Freund!
„Hätt' unſern Wunſch das Schickſal hören wollen:
„Er hätte ſpäter ſterben ſollen.

Sehen Sie, mein liebſter Rabener, dieſen Kummer habe ich Ihnen und auch mir erſparen wollen. Es iſt immer beſſer, wenn man die Glückwünſche zu ſeiner Geneſung ſelbſt hören kann, als wenn man ſich mit der Vorſtellung tröſten muß, daß man nach ſeinem Tode werde bedauert werden. Ich kann Ihnen itzt die Nachricht nicht geben, daß ich nunmehr völlig wieder hergeſtellet bin und das Fieber mich ganz und gar verlaſſen hat. Ich habe am Sonntage ſchon wieder ausgehn und ſpazieren dürfen.

Ich habe, Freund, den Sommer ſchon geſehn!
Auf Feldern, wo noch ſtolz die vollen Aehren ſtehn,
Sah' ich ihn majeſtätiſch gehn.
In Gärten hab ich ihn geſehn,
Und alles, was ich ſah, war zum Entzücken ſchön.
Wie offen war mein Herz, die Freuden zu empfinden,
Wie gern ließ ich von ſchmeichelhaften Winden
Von alten, doch vielleicht noch nicht beſungnen, Linden
Die Blüthen mir entgegen wehn!
Wie neu war alles mir, was ich ſchon oft geſehn!
Doch, Freund, anſtatt itzt nur beſtändig zu ſpazieren,
Werd' ich mich ſelten nur vom Schreibepult verlieren,
Die allermeiſte Zeit ſtudiren,
Und anders nicht, als wenn die Freunde mich verführen,
Und ſelten nur, ſpazieren gehn ꝛc.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

G.

Am 21. Jul. 1747.

Sie ſind ſeit Ihrer Geneſung ſehr ehrgeizig geworden. Aus Ihrem Briefe ſcheint es, daß Sie nur Ihren Freunden zu Gefallen, nicht geſtorben ſind. Ich würde Ihnen dieſe Eitelkeit kaum zu gute halten, wenn Sie nicht Ihren Hochmuth in ſo freundſchaftlichen Verſen hätten einzukleiden gewußt. Es ſey Ihnen verziehen; werden Sie nun nicht mehr krank und verlaſſen Sie Sich ja nicht auf meine Thränen! Es gehört viel dazu, wenn ein Steuerreviſor aus Freundſchaft und Mitleiden weinen ſoll. ꝛc. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Rabener.

Leipzig, am 21. Jenner, 1748.

Ich kann es doch nicht über mein Herz bringen, Ihnen ein Buch zu ſchicken, ohne Ihnen zugleich zu ſchreiben. Ich mag ſo viel zu thun haben, wie ich will, ſo bleibt doch ausgemacht: zu einem Briefe an einen guten Freund iſt noch immer Zeit genug; ungeachtet ich einige gute Freunde habe, die dieſes nicht für ausgemacht halten. Verſtehen Sie mich? Sie finden alſo einen alten franzöſiſchen Roman, von dem ich nicht weis, ob er gut oder ſchlecht iſt, und die Briefe des Pops, nebſt zwey Gedichten von mir.

Entferne, wie du willſt, von deinen Freunden dich,
Und denk': ich will mich koſtbar machen!

Du kennſt dich nicht. Freund, wir entbehren dich,
Doch du entbehreſt auch uns, und unter uns auch mich,
Und wirſt auch uns dir koſtbar machen.
— — — — — — —
— — — — — — —

Den 1. April. 1742.

Sie ſind wahrhaftig mein einziger Freund in der Noth. Wenn mich die andern alle in meiner unwitzigen Einſamkeit verlaſſen, ſo ſchreiben doch Sie an mich, und machen, daß ich wieder auf ein paar Stunden Muth bekomme, die Menſchengeſichter zu ertragen, mit denen ich umgehen muß. Der Himmel wird Ihnen dieſes Werk der Liebe nicht unvergolten laſſen; und wenn ſie künftig auch zuweilen in meine traurigen Umſtände kommen, ſo wird ſich auch für Sie ein Freund finden, der an Ihnen die Barmherzigkeit ausübe, für welche ich Ihnen itzt danke. Alsdenn erſt werden Sie die Wichtigkeit meines Wunſches und die Verbindlichkeit völlig einſehen, die ich Ihnen ſchuldig bin.

Die Nachricht von Ihrer Veränderung iſt mir ſehr unerwartet. Wäre ich eigennützig, ſo wünſchte ich, daß gar nichts daraus werden möchte; allein ich liebe Sie zu ſehr, als daß ich ſolches im Ernſte wünſchen ſollte. Die Umſtände ſcheinen dabey ſo vortheilhaft zu ſeyn, als es möglich iſt. Wie ſehr bedaure ich euch, Rekruten der Kirche, daß euer erſter Beruf gemeiniglich das Kinderlehren iſt! — — — — —

Wie unvermuthet muß ich Sie verlieren! Wäre ich in dergleichen Fällen nicht bereits ſo ſehr abgehärtet, und wäre ich nicht ſchon ſo gewohnt, einen Freund nach dem andern von Leipzig zu verlieren; ſo würde mir dieſe unvermuthete Trennung noch weit empfindlicher ſeyn. Aber das iſt doch zu grauſam, daß ich meinen lieben Freund, ohne Abſchied von ihm zu nehmen, auf ewig einbüßen ſoll. — — — — — — Ich bitte Sie, Ihrentwegen und meinetwegen bitte ich Sie, reiſen Sie ja noch zum Herrn von Hagedorn nach Hamburg, ehe Sie nach Hannover gehen. Grüßen Sie meine Freunde in Leipzig; Gellerten, Cramern und Schlegeln grüßen Sie zweymal; Klopſtocken küſſen Sie in meinem Namen mit einem epiſchen Kuß. Leben Sie wohl. Ich bin mitten unter meinen Akten und Bauern

Ihr

Freund
Rabener.

Am 8. April, 1748.

Alſo ſind wir, mein liebſter Freund, auf ewig ſind wir getrennt? Der geſtrige Tag wird mir unvergeßlich ſeyn. Binnen einer Zeit von vier Wochen verliere ich zween ſo liebe Freunde. Dieſer Verluſt muß mir doppelt empfindlich fallen, da ich in der Wahl meiner Freunde ſo furchtſam bin und weit mehr Zeit als vier Wochen brauche, ehe ich mich entſchließen kann, nur den erſten

Schritt zu einer neuen Freundſchaft zu thun. Der Gedanke, daß Sie noch leben, daß Sie auch abweſend mein Freund bleiben, daß dieſe Veränderung der Grund Ihres künftigen Glücks ſeyn kann, dieſer Gedanke wird mir vielleicht zu einer andern Zeit tröſtend genug ſeyn; itzt iſt er es noch nicht, unſre Trennung iſt noch zu neu. Ich hatte mir vorgeſetzt, mich dieſen ganzen Sommer über unempfindlich zu gewöhnen, damit ich im Stande ſeyn möchte, Ihren Abſchied auf Michael etwas gleichgültiger anzuſehen. Aber Sie haben meine Zärtlichkeit überraſcht, und ich bin die ganze Rückreiſe über für die Standhaftigkeit, ſo ich bey dem letzten Abſchiedskuſſe heuchelte, grauſam beſtraft worden. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund und lieben Sie mich ſo zärtlich, als ich Sie lieben werde. O! wie zufrieden bin ich mit mir ſelbſt, daß ich auf den Einfall gekommen bin, Sie am Sonnabende mit meinem ungehofften Beſuche in Leipzig zu überſchleichen. Werde ich wohl in der Welt jemals ſo glücklich ſeyn, noch eine dergleichen freundſchaftliche Wallfahrt zu Ihnen zu thun? Ich glaube es nicht. Künftig werde ich mir ein Geſetz daraus machen, keinen Ausländer mehr zu meinem Freunde zu wählen. Es iſt ein Vergnügen, das uns das Glück nur auf eine kurze Zeit leiht.

Ich wünſche, daß Ihre Reiſe glücklich ſeyn möge. Auf die Mittwoche werde ich nicht von Ihrem Wagen wegkommen, und Abends will ich mich einſchließen, keinen Menſchen zu mir zu laſſen, alle meine Akten wegräumen und Ihre Geſundheit aufs feyerlichſte ganz allein trinken: denn hier in dieſem elenden Städtchen iſt kein Menſch, welcher wüßte, warum er eben Ihre Geſundheit mittrinken ſollte.

Bey Ihrer Ankunft in Hamburg vergeſſen Sie ja nicht, dem Herrn von Hagedorn meine Ergebenheit aufs überzeugendſte zu verſichern. Es iſt mir daran um ſo viel mehr gelegen, da ich dieſes auf gewiſſe Maße auch als einen Abſchied auf ewig anſehen muß, den ich von dieſem Manne, deſſen Verdienſte und Wohlthaten ich ſo hoch ſchätze, nunmehr nehme, da ich mit Ihnen, mein lieber Freund, zugleich alle Gelegenheit verliere, mich in dem Andenken deſſelben zu erhalten.

Noch einmal, leben Sie recht wohl! Ich ſchreibe dieſen Brief mit vieler Bewegung. Warum mußte ich Sie denn ſo ſehr lieben? Ich ſterbe als

Ihr

redlichſter Freund

Rabener. *)

Han-

---

*) Ich bekam nach einigen Jahren dieſen Brief wieder zu Geſichte und fand unter meinem Namen folgende Zeilen:

„Dieſes unterſchrieben den 9. April, am letzten glücklichen Abende in Leipzig, die wenigen übrig gebliebenen Redlichen,

„Ebert, Cramer, Charlotte, Klopſtock.

Und weiter unten ſtund,

„Gärtner, Zachariä,

in Braunſchweig.“

Daß ſo rechtſchaffne Freunde die redliche Sprache meines Herzens mit einem ſo ſchmeichelhaften Beyfalle zu der ihrigen gemacht, das iſt für meinen Ehrgeiz zu angenehm, als daß ich es hier mit Stillſchweigen übergehen ſollte. R.

Hannover, am 16. May, 1748.

Wenn ich Ihnen einen Brief ſchreiben ſollte, wodurch ich Ihren letzten ſo freundſchaftlichen, ſo ſchönen und mir ſo unvergeßlichen Brief nur einigermaßen bezahlte; wie vortreflich müßte ich den nicht ſchreiben? zum wenigſten, wie Hagedorn! Mein Herz iſt viel zu zärtlich, als daß ich nicht lange gewußt haben ſollte, daß Sie mich lieben, und auch, daß Sie mich ungemein lieben. Aber, daß Sie mich ſo ſehr lieben ſollten, wie ich aus Ihrem letzten Brief geſehen habe, damit habe ich mir doch nicht geſchmeichelt. Wenn ich meinen Freunden Schuld geben könnte, daß ſie in der Wahl ihrer Freunde fehlten; ſo wollte ich auch ſagen: das verdiene ich nicht. Allein, wenn man es durch eine gleich zärtliche Liebe verdienen kann; ſo habe ich es ſchon lange verdient. Ihr Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Wenn ich itzt auf einen Augenblick aufhören könnte, ernſthaft zu ſeyn, ſo wollte ich ſagen, andre Thränen, als Ihre übrigen Schriften zuweilen auspreſſen. Ich hatte mich in Leipzig bey Ihrem Briefe nochnicht ſatt geweint; ich nahm ihn alſo, nebſt einem Briefe unſers Schlegels und einem andern von unſerm Cramer, mit auf die Reiſe. Beſſere Reiſegefährten konnte ich auch nicht haben; ſo wenig, als ich noch itzt beſſere Geſellſchaft finden kann. Sie werden daraus ſchließen, daß Sie einige Verbindlichkeit haben, mir ſo oft zu ſchreiben, als Sie können; weil Sie mich doch einmal ſo ſehr lieben. — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Leipzig, am 15. Oktob. 1749.

Mein immer noch liebſter Freund,

Sie ſind ein gefährlicher Mann! Ich war Willens, Sie wegen Ihres ſo langen Stillſchweigens zu züchtigen und Ihnen entweder einen bittern Vorwurf zu machen, oder gar zu ſchmollen und noch ein paar halbe Jahre zu verſtummen; aber ich kann keines von beiden thun. Ihr Brief, den ich heute bekommen habe, entwaffnet meinen Grimm, ungeachtet, wie Sie wiſſen, ein Steuerreviſor ſehr grimmig iſt. Sie haben ihn ſo freundſchaftlich geſchrieben, daß ich Ihnen gleich meinen Zorn wieder abbitten möchte; und das will bey mir viel ſagen! Alſo kann ich nicht ſchmollen, das iſt richtig: Soll ich Sie nun ausſchelten? Sie würden, nach Ihrer Art, mit einer lächelnden Miene auf die Erde ſehen, und das würde bey Ihrer Verſtockung alles ſeyn, was ich gewönne. Kurz, ich will nicht trotzen, ich will nicht ſchelten, ich will aber, mit Ihrer Erlaubniß, auch nicht eine von allen denen Entſchuldigungen glauben, die, — — — — die Sie in Ihrem Briefe anführen.

Schon wollte ich am 15ten Oktober ſchreiben; aber können Sie wohl glauben, daß ich es erſt heute, am 2ten Jenner, 1750, vollends ausſchreibe? ſo lange hat der Anfang dieſes Briefs gelegen. Ich bin ſeit den 17ten Oktober immer verreiſt und ſo verdrüßlich beſchäfftigt geweſen, daß ich glaubte, Sie würden mir im Briefe meinen Verdruß anſehen: das wollte ich doch nicht; denn Sie dauern mich. Zu allen dieſen kam noch ein Umſtand, der wichtig war. Ich habe zwey Blatt von Ih-

Ihrem mir ſo lieben Briefe verloren. Der Himmel weis, in welcher Gegend von Sachſen ſie ſind liegen geblieben. Aller Bemühung ungeachtet, kann ich ſie nicht finden. Wie ſoll ich ſie alſo beantworten? Ich will es thun, ſo gut ich mich deren Inhalts erinnere. Die Nachricht von des Herrn *** Veränderung und ſeiner glücklichen Heurath hat mich erfreuet; aber für den Witz iſt es nicht gut: denn nunmehr hat er einen ſcheinbaren Vorwand, für die neuen Beyträge noch bequemer und ſparſamer zu arbeiten, als er es bisher gethan. Wiewohl, unter uns geſprochen, es giebt Leute, junge, muntre und geſchickte Leute, die eben ſo faul ſind, ob ſie ſchon keine Weiber haben. Verſtehen Sie mich? Gott verſteht mich, ſagte Sancho! — — — — — — — — —

Von Neuigkeiten weis ich Ihnen nichts zu melden. Die wichtigſten mag ich nicht ſchreiben; kommen Sie an die Grenze, ſo will ich Ihnen einige mündlich, und dennoch nur ins Ohr ſagen. — — — — — — — — — —

Am Weihnachtsabende haben die Diebe beide Stuben unter der Meinigen ausgeraumt, in welchen Sie und Cramer Sich aufgehalten haben. Warum ſind die Diebe damals nicht gekommen, da noch zween Poeten drinnen wohnten? Einen Poeten zu beſtehlen, muß alſo wohl die Mühe nicht belohnen; es müßte denn ſolches wieder ein Poet thun. — — — — — — — — — —

Noch zwo Neuigkeiten. Wiſſen Sie denn, daß ich noch auf meine alten Tage italieniſch gelernt habe? Und daß ich ſeit Michael Waſſer trinken muß? Lauter Waſſer und gar kein Bier mehr? Bedauern Sie mich!

Aber deſto mehr Wein trinke ich; freuen Sie Sich!
— — — — — — —
— — — — — — —

Rabener.

Trautenſtein, den 12. Jenner, 1754.

Ich fange, wie Sie ſehen, einen großen Brief an Sie an. Da ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe; ſo iſt das das Wenigſte, was ich thun kann. Wann er fertig werden wird, weis ich nicht; aber genug, er wird fertig werden, und Sie werden ihn bekommen und ſich ein bischen darüber freuen. Ein bischen? Das wäre ja für meinen Rabener nicht viel. Nein, Sie werden Sich recht ſehr, und zwar ſo ſehr darüber freuen, daß Sie vergeſſen, in wie langer Zeit ich Ihnen nicht geſchrieben habe, und mir recht bald antworten. Mein letzter Brief an Sie war ein wenig wild *). Wenn ich Luſt hätte: ſo ſollte dieſer eben ſo wild werden. Denn ich bin, Gottlob, itzt eben ſo frölich, als damals, wo nicht frölicher; und ich habe auch noch eben ſo viel, oder noch mehr Urſachen, es zu ſeyn, als ich damals hatte. Ich bin ſeit ein und zwanzig Wochen ein Ehemann, meines Hannchens Ehemann. Für die meiſten Ehemänner iſt das ſchon zu lange, als daß Sie frölich ſeyn könnten; aber die haben auch kein Hannchen und ſind nicht Ich. Wie könnte ich mit Ih-

---

*) Dieſer Brief iſt in gegenwärtiger Sammlung nicht befindlich.

Ihnen doch, da ich zum erſtenmale als ein Ehemann an Sie ſchreibe, eher von was anders, als von meiner Glückſeligkeit reden? Dieſe Materie iſt für Sie viel zu wichtig, als daß ich nicht davon anfangen müßte. Wie oft haben Sie mich, da ich noch ſo verlaſſen war, bedauert? Freuen Sie Sich nun auch mit mir! Ich habe die beſte Geſellſchaft.

Wollen Sie wohl eine kleine Abbildung von meiner Frau leſen? Ich will ſie Ihnen ſo unparteyiſch machen, als ich kann; und Cramer, der ſie nun kennt, mag ſagen, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Meine Frau iſt nicht groß, das iſt ein Nebenumſtand; aber Sie erinnern Sich vielleicht, daß ich mir immer mein zukünftiges Mädchen nicht groß vorgeſtellt habe. Und es iſt ſehr ſüß, daß meine Vorſtellung nun erfüllt iſt. Sie hat blaue Augen, und auch die habe ich vordem meinem Mädchen gegeben, wann ich ſie mir im Geiſte erſchuf. Ihr Haar iſt braun, nicht gar zu dunkel, ob ſie gleich, mir zu gefallen, ſich nicht pudert. Ihre ganze Geſtalt gefällt, und nach meiner Meynung iſt ſie auch vollkommen werth, zu gefallen; das iſt alles, was ich davon ſchreiben kann. — — — — — — — — —

Meine Frau hat ſo viel Witz, daß mir bey ihrem Geſpräche die Zeit niemals lang wird, und daß mir in unſrer Einſamkeit die Stunden auch alsdann ſehr geſchwind dahin gehen, wenn ich ſie gleich nicht küſſe. Sie hat ſo viel Geſchmack, daß alles, was ſie thut, oder ſpricht, für mich eine ganz unbeſchreiblich ſüße Anmuth erhält, und ſo viel Empfindung, daß ſie bey den meiſten Schönheiten meiner liebſten Schriftſteller ſo gut, als ich, gerührt wird, und einen rührenden Dichter oft durch ſanfte Zähren belohnen kann. Wenn ich nur vor wichtigern und bereichernden Arbeiten Zeit hätte; ſo würde es mir bey ihr nicht an Ermunterungen und Belohnungen fehlen, meine ehemaligen angenehmen Beſchäfftigungen wieder hervorzuſuchen. Ich habe ſie vor der Ehe von dieſer Seite am wenigſten gekannt, weil ſie zu beſcheiden war, ſich von derſelben zu zeigen. Und Sie können denken, wie ſehr das mein Vergnügen vergrößert.

Aber ihr Herz, mein liebſter Freund, ihr Herz iſt ſo edel und ſo freundſchaftlich, daß ich dem Himmel nicht genug für ihren Beſitz danken kann. Sie liebt alle meine Freunde gewiß ſo ſehr, als ich ſelbſt; und wenn ſie einen von ihnen noch nicht ſo ſehr liebte; ſo wäre die einzige Urſache nur die, daß ſie ihn noch nicht genug kennte. Was für eine unausſprechliche Wolluſt iſt es für mich geweſen, ſie zu Cramern und Charlotten zu führen! Wie lieb hat mein Hannchen dieſe beiden glücklichen Eheleute! und ich kann mit Wahrheit ſagen, wie ſehr lieben ſie auch mein Hannchen! Mir fehlt beynahe keine Glückſeligkeit mehr, als daß ich mit ihr nicht von einem Freunde zum andern reiſen und ihnen allen mein Hannchen und ſie alle ihr zeigen kann. Dann würde ich auch zu Ihnen kommen, liebſter Rabener, und ſie würde Ihnen gewiß gefallen, und Sie — würden freylich meinem Hannchen auch recht ſehr gefallen. Das iſt meine größte Glückſeligkeit, daß mir der Himmel eine ſo freundſchaftliche Gattinn gegeben hat, die es einſieht und recht lebhaft fühlt, daß meine Freunde für uns ganz unſchätzbare Geſchenke der Vorſehung ſind. Darum gehört Hannchen auch zu uns. Sie können leicht denken, daß eine ſo freundſchaftliche Seele auch viel Menſchenliebe hat. Und ich freue mich auch, als Prieſter, über die Proben, die ſie mir täglich davon giebt, und wodurch ſie meine Gemeine ohne Zweifel eben ſo ſehr erbauen wird, als ſie ſich dadurch bey ihr beliebt macht. Es müßte ein Wunder ſeyn, wenn ein ſolches Mädchen keine gute Wirthinn wäre, und Sie können Sich darauf verlaſſen, daß der Himmel auch in dieſem Stück für mich geſorgt hat, da ich ungleich weniger Talente zur Wirthſchaft, als zur Freundſchaft habe.

Nun, mein liebſter Rabener! Sie nehmen mir es doch nicht übel, daß ich Ihnen ſo viel von meiner Frau vorgeſchwatzt? Ich hätte nicht ruhig Hannchens-Ehemann ſeyn können, wenn ich Ihnen nicht nur etwas von meiner Glückſeligkeit beſchrieben hätte. Wann ſoll ich Sie auch ſo glücklich ſehn? Ueber Ihre Beförderung nach Dresden freue ich mich freylich von Herzen, weil ich überall höre, daß Sie dort ſo ſehr gut geſetzt ſind. Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück dazu, und bitte mir bald eine kleine Nachricht von Ihrer Lebensart und von Ihren dortigen Freunden aus. Aber, wenn Sie mir ſchreiben, daß Sie ein ſo glücklicher Ehemann ſind, als ich; ſo will ich mich doch noch vielmehr freuen und mein Hannchen noch zärtlicher, oder, weil das vielleicht nicht möglich wäre, noch freudiger küſſen. — — — — —
— — — — — — —

Und Sie, mein theuerſter Rabener, behalten Sie mich immer lieb. Mein Hannchen grüßt Sie recht freundlich und wünſcht, Sie kennen zu lernen. Ich bin

Ihr

zärtlichſter und getreueſter
G.

Dresden, am 9. Oktobr. 1754.

Denken Sie etwan, mein Herr, daß ich itzt auf Ihren Brief vom 12ten Jenner antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir ſind beide nicht gewohnt, uns ſo zu ubereilen. Auf den 12ten Jenner 1755 iſt es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bey unſrer alten Ordnung. Nicht wahr, lieber Freund, alſo antworte ich Ihnen nicht; aber zanken will ich mich mit Ihnen. So? Ja, ja, im ganzen Ernſte! Nehmen Sie nur Ihre Mutze ab: denn ich will Sie erbärmlich ausſchelten. Ein ſo wichtiges Amt zu bekommen und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Iſt das erlaubt? O, uber die Nachläßigkeit!

Den Augenblick ſetzen Sie Sich hin und ſchreiben mir alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen? wie Sie Sich befinden? wie Sie Sich befinden wollen? Alles ſchreiben Sie mir, und alsdann will ich Ihnen auf zween Briefe recht weitläuftig antworten. . . Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernſte? Wollen Sie nicht ſchreiben? Gut, ſchreiben Sie mir nicht!

Madame,

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, daß Sie die Frau eines ſo trotzigen Mannes geworden ſind. Dieſer iſt einer von ſeinen hundert Fehlern, die mir ſeine Erziehung ſehr ſauer gemacht haben. Ich bitte mir gehorſamſt die Erlaubniß aus, künftig unmittelbar an Sie ſchreiben zu dürfen. Das Gemälde, welches mir Ihr Mann von Ihnen überſchickt hat, iſt ſo vortreflich, daß ich von dem Augenblicke an die größte Hochachtung gegen Sie empfunden. Ich werde mich dieſer Erlaubniß bedienen, Sie deſſen mit der aufrichtigſten Ergebenheit zu verſichern, zugleich aber Sie vor einem Manne zu warnen, welcher deſto gefährlicher iſt, je angenehmer er verführt. Wie unerſchöpflich wird die Materie zu meinen Briefen ſeyn, wenn ich Ihnen von den Fehlern dieſes Mannes ſchreibe! Ich küſſe Ihnen die Hände ꝛc.

Sehen Sie, mein guter Herr, kann ich Sie ſo kriegen? Nun ſchreiben Sie nur bald, recht bald, ſo will ich Sie bey Ihrer rechtſchaffnen Frau nicht verrathen. Und hernach will ich Ihnen auch recht viel antworten. Ich will Ihnen melden, daß ich mich wohl befinde; daß ich ſehr vergnügt lebe; daß ich ein ziemlich austrägliches Amt habe, daß ich aber auch faſt unter der Laſt meiner Arbeit erliegen muß; daß ich meinen ganzen geſunden Witz verloren habe und alſo mein Glück hier in Dresden höher bringen werde; daß ich wenig Geſellſchaft ſuche, aber unter dieſen wenigen Freunden ſehr zufrieden lebe; daß ich nicht heurathen will, weil ich befürchte, ich werde niemals ſo glücklich wählen, als mein Freund gewählt hat; daß ich tauſendmal an Sie und nach Braunſchweig denke; daß ich Sie erſtaunend liebe: das alles will ich Ihnen ſchreiben. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 19. Jenner. 1757.

Wenn Sie, mein Herr, keinen Antheil an dem brandenburgiſchen Ueberfalle der ſächſiſchen Lande haben; wenn Sie nicht glauben, daß ich, unſchuldiger Steuerſekretär an dem vierten geheimen Artikel des petersburgiſchen Traktats gearbeitet habe; wenn Sie nicht, wie Ihr König, nöthig finden, der Religion wegen mich zu zerknirſchen, mich armen Sachſen, der ich der Religion wegen verhungern ſoll, da ich doch ſo orthodox proteſtantiſch bin, daß ich alle Freytage Rindfleiſch, die ganze Faſten durch Wildpret eſſe, und auch ohne geweihte Kerzen durch dieſes finſtre Jammerthal hindurch zu tappen gedenke; mit einem Worte: wenn Sie noch . . . ach ja! . . . wenn Sie noch mein guter Freund ſind; o! ſo antworten Sie mir; ich beſchwöre Sie bey Ihrer Frau und Ihrem beſten Kinde, ſo antworten Sie mir auf meinem erſten, zweyten, ſo antworten Sie mir wenigſtens auf dieſen dritten Brief. — Und ſo lange hat mich mein alter, beſter, kleiner Freund vergeſſen können?

Wie viel Noth, wie viel Jammer, wie viel Schrecken, wie viel Angſt wegen des Zukünftigen, ach! wie viel, wie viel Unglück, das mich und mein armes unſchuldiges Vaterland ſeit dem neun und zwanzigſten Auguſt, das Ihr Leipzig, darinnen es Ihnen ſo wohl gegangen iſt, betroffen hat; wie viel könnte ich Ihnen melden! Aber Sie haben mich vergeſſen: Sie haben Sich Mühe gegeben — — — — wollte Gott, es wäre Ihnen ſauer geworden! . . . . ja wohl, Mühe haben Sie Sich gegeben, mich ganz zu vergeſſen: Sie würden doch ſonſt ein einzigesmal an Ihren Rabener, Ihren aufrichtigen Rabener, Ihren guten Freund geſchrieben haben, einmal doch würden Sie mich gefragt haben, wie es mir gienge? Seyn Sie ruhig, Sie ſollen keine Klagen weiter von mir hören, mein Herr; Sie möchten ſonſt Ihr feyerliches Geſichte ganz von mir wegwenden, wie von einem unglücklichen Bettler, deſſen ekelhaften Anblick man ſcheut. Nur einen Brief von Ihnen, als ein Allmoſen von Ihnen nehme ich es an, nur einen Brief, guter Freund, von Ihnen; ſo vergeſſe ich meine ganze Noth.

Aber, G***, ich bin ein trotziger Bettler; ſchlagen Sie mir auch dieſes Allmoſen unbarmherzig ab, ſo verfolge ich Sie mit einer hungernden Wut, und rufe allen Leuten auf der Gaſſe zu, daß dieſer ungetreue Freund ſich ſeines ſonſt geliebten Sachſens und ſeiner zärtlichen Freunde ſchämt. Wie ſollen Sie zittern, wie beſchämt ſollen Sie fliehen! In das nächſte Haus ſollen Sie flüchten, um der Wut Ihres verachteten Feindes auszuweichen. Aber das Pflaſter will ich aufreißen und an die Hausthüre donnern, hinter die Sie, vergeſſender Freund, Sich und Ihr böſes Gewiſſen geflüchtet haben! Das will ich thun; gewiß ich will es thun.

Rabener.

N. S.

Unmöglich kann ich es thun. Ich liebe Sie noch eben ſo ſehr, noch eben ſo aufrichtig, noch eben ſo heftig liebe ich Sie, wie ich Sie in Leipzig liebte. O! Madame, bitten Sie doch Ihren Mann, daß er ſeinem alten Freunde, Rabenern antworte. Freylich kennen Sie dieſen Rabener nicht; aber er iſt ein ehrlicher Mann, ſonſt würde er kein Freund von Ihrem Manne ſeyn.

Rabener.

Quedlinburg, den 9. Febr. 1757.

Ihren Brief habe ich empfangen, als meine Frau krank war, und er hat mich nur deſto mehr vergnügt, ob er gleich mein Herz auch zu einer jeden andern Zeit vergnügt haben würde. So wohl er mir gethan hat; ſo umarme ich Sie und danke Ihnen tauſendmal dafür. Ich weis doch nun, daß Sie leben und geſund ſind, und Sie haben es mir wieder geſagt, daß Sie mich lieben. Sie haben es mir nicht nur geſagt; ſondern Sie haben es mir aus einer Fülle des Herzens verſichert, deſſen Zärtlichkeit mitten unter den Vorwürfen, die es mir machte, ſo nachdrücklich redet. Sie klagen mich an, daß ich Sie vergeſſen, daß ich mir Mühe darum gegeben habe, und wünſchen, daß es mir nur ſauer geworden ſeyn möge. Mein liebſter Rabener, halten Sie es denn für möglich, daß jemand, deſſen Freund Sie geweſen ſind, und insbeſondre, daß ich Sie vergeſſen kann? Nein, Sie kennen mich und Sich ſelbſt. Mit eben der zärtlichen Freundſchaft, die Sie mir ehemals eingeräumt haben, bin ich noch itzt der Ihrige. Sie ſind, nebſt unſern übrigen Freunden, mein öfteres liebſtes Geſpräch mit meiner Frau, und dieſe hat ein Herz, das ſo ſtolz ſeyn darf, Ihre Freundſchaft zu fodern und Ihnen die ſeinige anzubieten. Sie kennt die ganze Lebensart, die wir mit einander in Leipzig geführet haben. Wenn kann das Andenken unſrer Zeiten in Leipzig, dieſer glücklichen Zeiten! in mir verlöſchen? Ach! wenn es einer Erinnerung, und einer ſolchen! bedürfte; ſo müſte es durch das gegenwärtige Schickſal Ihres geliebten Vaterlandes lebhafter, obgleich auch mit mehr Schmerzen, als jemals, erneuert worden ſeyn! Wo hat Sachſen, mein theu-

erſter

beſter Freund, und insbeſondere Leipzig, nicht Freunde, und das letzte Pflegeſöhne, die an ſeinem gegenwärtigen Schickſale Theil nehmen? Die Vorſehung, die Ihr geliebtes Sachſen, das ſo lange das Augenmerk ſo vieler andern Völker in ſeinem Flor und in ſeinen Sitten geweſen iſt, itzt vor allen dieſen Augen heimgeſucht, wird es wieder ſegnen. Sie wird ſich itzt aller Leidenden annehmen; und ſie wird insbeſondre meine Freunde behüten. Ich bedaure Sie inniglich, mein liebſter Rabener, — ſeyn Sie nicht ſo grauſam und laſſen mich, nach dieſem erſten Briefe, nach Nachrichten von Ihnen vergebens ſeufzen. Geben Sie mir dieſelben ſo bald und ſo ausführlich, als Sie können. Sie ſollen ſehen, wie hurtig ich antworte. Sollte ich in der That zween Briefe von Ihnen unbeantwortet gelaſſen haben? — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

C**, um von unſern Freunden Ihnen auch etwas zu ſagen, hat in Kopenhagen den Beyfall, die Bewunderung, die Liebe und das Vertrauen gefunden, die er verdient, und bey keinem mehr, als bey den höchſten Herrſchaften. Ich weis ganz beſondre und zuverläßige Umſtände davon, die ich von jemanden erfahren habe, der ſelbſt in Kopenhagen ein Zeuge davon geweſen iſt. — C** hat vielleicht mehr, als einer von uns andern zu thun, iſt übrigens geſund. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Und nun, mein liebſter Rabener, leben Sie wohl. Hängen Sie Ihrem Unmuthe nicht zu viel nach. Ich bin bereit, wenn das Sie zerſtreuen könnte, Ihnen recht oft zu ſchreiben. Aber Sie müſſen mir auch antworten. Ihr Brief vom 6ten May 1751 iſt ein Beweis, daß Sie es auch nicht immer gethan haben, ob ich gleich mich damit nicht entſchuldigen will. Meine Frau kennt Sie; ſie weis, daß Sie mein Freund ſind; das erſte iſt die Urſache, um derentwillen ſie Sie hochſchätzt: für das andere iſt ſie Ihnen verpflichtet. Wenn Sie ſie kennten; ſo würde ſie ſtolz ſeyn, Ihre Freundinn zu heißen. Sie wünſcht es zu ſeyn und empfiehlt ſich Ihnen. Meine Kinder ſind es nicht unwürdig, daß ich ſie Ihnen empfehle. Ich umarme Sie, und bin von ganzem Herzen,

mein liebſter Rabener,

Ihr

allergetreueſter Freund.

An

An
Herrn Profeſſor Gellert.

Liebſter Profeſſor,

Wie unvermuthet ſind wir von einander geriſſen worden, und wie ſehr vermiſſe ich Sie, ſo launiſch Sie auch ſind! Wir wollen uns unveränderlich lieben; wir werden beide glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht ſagen: denn wir ſind bis itzt nicht ſehr gewohnt geweſen, davon zu reden. Wie iſt Ihnen das Bad, oder vielmehr die Reiſe ins Bad bekommen? Sie müſſen vollkommen geſund ſeyn, wenn die Wünſche Ihrer Freunde nur einigermaßen erfüllt ſind. Wie ich mich eingerichtet habe und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen auf Michael ſagen. Viel Arbeit, ſehr viel Arbeit habe ich; aber ich bin dazu gewöhnt. Ich nehme meine Freunde aus, ſonſt vermiſſe ich hier kein Vergnügen. Bald werde ich hier einheimiſch ſeyn, und Leipzig zwar niemals vergeſſen, aber auch nicht lange mehr vermiſſen. Leſen Sie denn auch manchmal meine Schriften? Machen Sie Sich gefaßt, mir auf Michael die ſchwediſche Gräfinn eingebunden zu ſchicken. Ja freylich eingebunden: denn der

Band iſt das beſte, und mein Exemplar haben izt die Prinzeſſinnen *** und ***, von denen ich es ſchwer zurück bekommen möchte, wenigſtens kann ich es ihnen nicht wieder abfordern. Die guten Prinzeſſinnen haben beide Theile durchgeleſen, und ſie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuthlich, weil alles ſo fein leſerlich gedruckt iſt. Je ja! das Buch iſt ganz gut, es ſteht auch nichts ärgerliches drinne, daß es alſo eine Prinzeſſinn ganz wohl leſen mag. Wie befindet ſich denn unſer Graf B* mit ſeinem Mentor? Ich würde den Herrn Grafen ſelbſt gefragt haben, aber es iſt bey mir noch ſo viel Gewirre, als daß ich ſo viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde und Bekannte, die ich genannt habe, die ich noch nennen werde, und die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichſten Empfehl. Vornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von G***, ſeinen liebenswürdigen Hofmeiſter und deren hochfreyherrlichen Nachbar. Fragen Sie dieſen einmal, wie ihm die Rückreiſe bekommen ſey; ſehen Sie ihm ſteif zwiſchen die Augen, und wenn er roth wird, ſo geben Sie noch nicht alle Hofnung verloren. Er hat mir geſagt, daß auf der Rammiſchen Gaſſe, wo ich wohne, viele verdächtige Häuſer wären. Woher muß er wohl dieſe Nachricht haben? —

Nun kömmt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Antwort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine auswärtige Univerſität gehen ſoll und etwan funfzehn Jahr alt iſt, wird ein Hofmeiſter geſucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wiſſen; ich weis es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Anſehen, auch franzöſiſch und Geduld verlangt. Den Gehalt weis ich auch nicht; ſo viel hat man mir aber geſagt, daß es nicht darauf ankommen würde, hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mädchen grüßen Sie nicht, darum will ich ſehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie ſchreiben, ſo haben Sie ja nicht nöthig zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigſtens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgroſchen zum Merſeburger fehlt. Leben Sie wohl, mein liebſter Stummer!

Rabener.

Lieber Kleiner, *)

Wenn Sie meinen Beyfall aus der geſchwinden Antwort ſchlieſſen wollen; ſo hätte ich Ihnen wohl mit einer Staffette antworten mögen. Sie ſind ein allerliebſter Schleicher, ſo ſchleichend, wie Ihr horchender Apoll auf dem Titelblatte. Da ich von Ihnen kaum eine gereimte Zeile vermuthet, ſo überraſchen Sie mich mit einem Bändchen, worinnen ich meinen Gellert ganz finde. Ich würde mit Ihrer Furchtſamkeit, ſehr unzufrieden ſeyn, wenn Sie im Ernſte aufhören wollten, mehr zu ſchreiben. Wollen Sie nicht mehr erzählen? — aber warum wollen Sie das nicht mehr? ſo geben Sie uns Lehrgedichte, in denen Sie gewiß glück-

---

*) Rabener pflegte Gellerten, in Beziehung auf ſeinen älteſten Bruder, den Oberpoſtkommiſſarius in Leipzig, ſo zu nennen.

glücklich ſind. Wiſſen Sie, daß mir der Stolz am beſten gefällt? Die Gedanken ſind neuer, als in Reichthum und Ehre: doch hat auch dieſes Stück, gleich dem Chriſten, vorzügliche Schönheiten. In den Erzählungen weis ich beynahe keine Wahl zu treffen; ſie ſind alle ſchön. Die 8. 9. 12te und 13te kommen mir entweder nicht neu genug, oder nicht ſorgfältig genug erzählt vor. Der Informator wird wohl confiſcirt werden; ob ſie den frommen General in die B*** Zeitung einrücken möchten? daran zweifle ich faſt. Ich freue mich, daß Sie das auf unſern Grafen mit beydrucken laſſen. Er verdient, von Ihnen auf dieſe Art öffentlich gelobt zu werden; und vielleicht hat es auch künftig ſeinen großen Nutzen, wenn es ihm einmal, als Excellenz, ungefähr wieder in die Hände fallen ſollte. Einen einzigen Punkt haben Sie darinne vergeſſen. Bey einer neuen Auflage können Sie immer noch eine Strophe nach der zehnten Strophe einrücken. In dem Gedichte auf Cramern iſt viel Zärtlichkeit und Weißagung; außerdem würde ich es mehr für ein Gedicht für bekannte Freunde, als für die fremde Welt halten. Die Stelle S. 133.

Ihr liebe Töchter, liebe Söhne, ꝛc.

müſſen Sie ſchlechterdings Selbſt und mit Ihrer eignen menſchenfreundlichen Miene leſen, wenn ſie gefallen ſoll. Inzwiſchen iſt der Gedanke gar chriſtlich, und er bringt mich auf den erbaulichen Kirchengeſang:

Schöne
Söhne
Und die Docken,
Die den Rocken
Fein abſpinnen,
Und die Zeit mit Kunſt gewinnen!

Unſer Cramer wird itzt wohl bey Ihnen ſeyn. Wie beneide ich Sie!

Leben Sie recht wohl, und haben Sie mich recht lieb.

Mein letzter Segen iſt:

Sey er ruhig, eß er und trink er ꝛc.
Schreib' er fleißig Bücher, mein Sohn!

Oder, welches einerley iſt:

Auf! Wag' es noch einmal; vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein! Verläugne dich und ſchreib!

Dieſes wünſche mit Herr Wendlern

Ihr

Dreſden,
den 24. März. 1745.

redlicher
Rabener.

Extrakt

aus dem dresdniſchen Anzeiger.

ſub rubro. Allerhand kleine Schriften ꝛc.

Leipzig. Allhier haben wir aus dem Wendleriſchen Verlage abermal ein Werkchen bekommen, welches den Titel führt: Lehrgedichte und Erzählungen von Gellerten, groß Oktav, 9 Bogen. Es iſt dieſes eine Sammlung gar lehrreicher Denkſprüche, die uns der ſel. Mann hinterlaſſen hat, und die ſeine Erben zuſammen drucken laſſen. Wir hätten gewünſcht, daß einige Nachricht von ſeinem Leben vorgeſetzt wäre. Da er ſchon vor zwey Jahren geſtorben iſt *), ſo würde es noch Zeit ſeyn, verſchiednes von ſeiner Perſon und Umſtänden zu ſammlen. Der ſelige Mann gehörte unter die großen Geiſter, die mehr als eine Sphäre füllen, und ſeine tiefe Einſicht in die Berg und Metallenwiſſenſchaften **) werden ihn in ſeinem Vaterlande unſterblich machen. Wir freuen uns, daß der Herr Paſtor B** in S** Hofnung macht, eine ausführliche Beſchreibung von ſeinen Lebensumſtänden künftige Peterpaulsmeſſe zu liefern. An Druck und Papier hat der Verleger nichts geſpart. Wir wollen zur Probe von dieſen Gedichten eine anakreontiſche Ode einrücken:

---

*) Der Ruf hatte ihn dazumal todt geſagt.

**) Dieß bezieht ſich auf eine Stelle im Journal Etranger, wo man bey Gelegenheit der Recenſion der Metallurgie des Herrn Bergkommiſſionsrath Gellerts in Freyberg, ihn mit dem Dichter verwechſelt und ſich verwundert hatte, daß ein Mann in einer ſo trocknen Wiſſenſchaft zugleich ein ſo guter Dichter ſeyn könne.

An
den Herrn Grafen
Hanns Moritz von Brühl.

ꝛc. ꝛc.

Wie gefällt Ihnen dieſes Extraktchen, mein lieber Kleiner? Ich erſtaunte, da mir es den Augenblick in die Hände fällt, als ich den Brief ſchließen will. Sehn Sie, daß wir in Dresden auch Geſchmack haben! Am 26. Merz.

Dresden, am 19. Jan. 1758.

Liebſter Gellert,

Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil Ihrer traurigen Monate vorbey gehen zu laſſen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden ſollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geſchickt, an meine Freunde aufgeräumt zu ſchreiben. Ueberhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine

Freunde zu ſchreiben, da keiner von ihnen an mich ſchreibt. Cramer hat mir auf zween Briefe nicht geantwortet, Giſeke auch nicht; von Braunſchweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer witzigen Ruhe zu ſtören, und Graf M. hat mich ohne Zweifel, mich armen Deutſchen, gar vergeſſen. Sind Sie mit dieſer Entſchuldigung meiner ſo langen unterlaſſenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entſchuldigungen von meinem Amte hernehmen ſoll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht, oder es wird Ihnen gewiß Angſt, ſo bald ich von meinen Berufsarbeiten zu erzählen anfange. So viel kann ich Ihnen wohl ſagen, daß ich erſt vorgeſtern mit denen Arbeiten zu Stande gekommen bin, die ſeit der Michaelismeſſe auf mir gelegen haben. Da ſehen Sie Ihren alten geſchäfftigen Freund, welcher dem ungeachtet mitten unter ſo vielen Fröhnen geſund, vergnügt und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug geweſen iſt, itzt erſt engliſch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterey? Wahrhaftig engliſch, oder engländiſch, wie es heißt, lerne ich, und lerne es ſeit Michael ohne Anführer, und kann davon ſchon ſo viel, als keiner von unſern Kaſtraten, und ſpreche es wirklich bereits faſt ſo gut, wie ein Wallfiſch. Denken Sie aber ja nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redutte komme. Ich beſuche meine Freunde und hübſche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer ſind wenigſtens zwo Stunden vom Tage mein, an denen ich in unſern himmliſchen Gegenden ſpatzieren gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr ſeyn, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie Sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch ſo vergnügt. Der Beyfall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bey; aber ich verlaſſe mich darauf mehr nicht, als ſich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweydeutig, und überhaupt ſehr flüchtig und vergänglich iſt. Es werden Tage kommen, wo wir beide vergeſſen ſind, und in denen wir höchſtens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben. »Der fließende Herr Gellert und der ſpitzige Herr Rabener, (wird es heißen) »haben hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und »die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar »weitläuftigen Werken noch übrig ſind, verrathen einigen Geſchmack, ſo gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten, in denen ſie gelebt haben, erwarten kann ꝛc.« Wie gefällt Ihnen dieſes Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelaſſen dabey, wenn dieſe Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund geweſen ſind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht leſen, ſo ſoll ſie doch meine allergnädigſten Befehle leſen, durch die ich mich als Steuerſekretär verewige, ſo, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Meſſe flüchten? Sie ſind ein Spötter, indem Sie Sich über das Glück meiner Schriften, die in B** immer auf dem Nachttiſche liegen, eiferſüchtig ſtellen. Vermuthlich ſoll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, daran erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müſſen und gern auswendig lernen. Der Beyfall des Pfarrers und ſeiner häuslichen Tochter iſt mir ſo ſchmeichelhaft, als der Beyfall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den ſeltnen Hochmuth gehabt, zu wünſchen, daß meine Satyren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten; und es iſt mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, witzig zu ſeyn.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit dieſem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er iſt ein ſehr langes freundſchaftliches Gewäſche. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Meſſe. Und in künftiger Meſſe laſſen Sie Sich wenigſtens einen Tag lang ſehn. Noch einmal leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, den 31. Jan. 1756.

Mein liebſter Gellert,

Hier ſende ich Ihnen die Briefe zurück, welche mich ſehr vergnügt haben. M** bleibt doch unſer guter Graf, und da er es in Paris bleibt, ſo wird er ſich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch ſteigen wird. Denn von ihm hoffe ich gewiß, daß er niemals wird ſchwindelnd werden. Dieſe Woche geht ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geiſtlichen Lieder nicht anvertrauet haben, ſo erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch geſtern verſichern wollen, unter der Feder haben. Das ſchlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entſchuldigung vortreflich zufrieden, die ſie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe ſcheinen nur denen grauſam, die mich nicht ſo, wie Sie, kennen,

Ich kann es geſchehen laſſen, daß wir Erneſti und Bachen verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli*) und die unſterbliche Pilaja*). Käſtnern können wir leicht vergeſſen; er konnte nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, ſo lange Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf ſeinem Kopfe geſehn? Wollen die Ausländer etwa Jochern, Maſcoven, Cruſius ꝛc. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bey uns bleiben, denn ſie machen gar zu drollichte Fabelchen. Und geht auch die ganze Univerſität ein; was iſt es nun mehr? Leipzig wird doch, wegen der Lerchen, nach wie vor berühmt bleiben!

ꝛc. ꝛc.

Dresden, den 25. Merz 1757.

Wie beſcheiden ſind Sie, mein liebſter Gellert, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte anſehen wollen. Sie haben ihn ganz dieſen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Leſern verſagen wird, welcher nicht ſo unglücklich iſt,

---

*) Belli, ein großer Sänger, und Pilajah, eine berühmte Sängerinn auf dem damaligen dresdner Operntheater.

ein Feind von Religion und Witze zu ſeyn. Bisher habe ich Sie, als meinen beſten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher ſteigen könnte, als ſie war; aber ſie iſt in der That noch um einen ziemlichen Grad höher geſtiegen.

Liebenswürdig ſind Sie mir allezeit geweſen, aber nun ſind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieſes Wort in ſeinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verſchwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit dieſen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt ſeyn, da die Welt Sie bereits auf einer ſo vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, ſobald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieſes Zutrauen der Welt für unſre heilige Religion ſeyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leſer zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die ſie nunmehr in Ihren geiſtlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit dieſen Gedichten den Leichtſinn dererjenigen beſchämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Beluſtigung gut ſey. Und dieſe Leichtſinnigen müſſen die Religion lieb gewinnen, da ſie ihnen in einer ſo angenehmen und reizenden Kleidung vorgeſtellt wird.

So glücklich ſind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften leſen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden ſie nicht erſt bey

bedenenjenigen würken, die Ihr gutes Herz kennen? Dieſen ſind ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da ſie wiſſen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle dieſe Wahrheiten herflieſſen. Ich habe es Ihnen ſo oft geſtanden, daß mir Ihr rechtſchaffnes Herz noch ſchätzbarer iſt, als Ihr Witz; und hatte ich es Ihnen noch niemals geſtanden, ſo würden Sie mir durch Ihre Lieder dieſes Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie ſo gut und lehrreich ſchreiben können, wenn Sie nicht dieſe heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geſchrieben hätten. Ich glaube, ſcharfſichtige Augen entdecken den feinſten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu ſeyn wünſcht. Voltäre kann uns goldne Sittenſprüche predigen, Tugend und Menſchenliebe in ſeinen Verſen vergöttern und die Religion in tragiſchem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, deſſen ungöttlicher Leichtſinn, deſſen ſchmuziger Witz, deſſen liebloſer Eigennutz uns ſeine Sittenſprüche, ſeine Reime von Tugend und Menſchenliebe, und ſeine Religion verdächtig machen. Man muß ihn haſſen, ſo bald man lieſt, wie edel er ſchreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt.

Wie ernſthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieſer Ernſthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich ſcherzhaft und ſpottend an Sie ſchrieb. Welch ein vortreflicher Freund ſind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft. Ihnen darf ich Sachen verſagen, die ich keinem andern verſagen würde, da ſie zu viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben. Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger ſchmeichelt. Und wenn ich Ihnen ſage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden und daß Sie alle Leſer von Ihrem guten Herzen überzeugen: ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundſchaft und mein Geſchmack ſchuldig ſind.

Ob ich Ihre Entſchließung, nichts mehr zu ſchreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen geſtehen, daß ich hoffe, es ſey nur ein flüchtiger Einfall geweſen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünſchen, den Reſt Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlaſſen Sie Ihr Amt nicht, ſo lange Sie noch Kräfte haben, den Geſchmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und ſchenkt Gott unſerm Vaterlande die Ruhe wieder, ſo werden ſich bey der Univerſität gewiß ſolche Umſtände äußern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verſchaffen.

Tauſendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie, bey Ausarbeitung Ihrer Lieder, mit ſeiner Kritik ſo freundſchaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von dieſen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe ſchließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; ſo will ich von unſern hieſigen Umſtänden nichts melden. Wann werden wir uns wieder ſehn? Wann werden wir uns in Ruhe ſprechen können?

Leben Sie wohl, mein witziger, mein menſchenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

Rabener.

Dresden, am 4. May, 1757.

Lieber Gellert,

Machen Sie mir doch hurtig und geſchwinde einen Informator nach beygehendem Recepte. Sie werden finden, daß die Bedingungen nicht zu verachten ſind; und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, ſo kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß er durch eine gute Aufführung dieſe Bedingungen noch mehr verbeſſern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und Arbeiten, die man verlangt, die menſchlichen Kräfte eines S. S. Th. Candidati überſteigen. Er muß allerdings, wie Sie ſehn, ein Theolog ſeyn: denn der Vater will, daß ſeine Kinder Religion haben ſollen. Halten Sie dieſes, ſo viel möglich, geheim, es möchte dem Vater an ſeinem Glücke und an ſeinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geſchlechte ein V* iſt. Freuen Sie Sich nicht, lieber Gellert, daß, nebſt dem Lateine, auch die reine Mutterſprache gelehrt werden ſoll? Wie glücklich iſt unſer Profeſſor C*, daß er dergleichen Aergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreyen Verſen ſollen die Kinder nicht angeſteckt werden;

merken Sie das ja wohl. Klopſtocks Meſſias hat den D** Hof und die ganze P*** Arme wider ſich: den erſtern, weil ihn die Kaſtraten nicht ſingen können; und die letztere, weil er der Meſſias iſt.

Wie wird der Herr Kandidat mit dem Franzöſiſchen zu rechte kommen? Doch dieſes wird mehr des Informators, als der Kinder wegen verlangt, weil über Tiſche nichts anders geſprochen wird, als franzöſiſch. Man wird es dem deutſchen Michel vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäſche und eine geſittete Perücke hat. Ich glaube, dieſes beides verſteht man unter der ſittlichen Lehrart, ſo, wie die beliebte Lehrart ihre eigne Erklärung bekommen hat.

Laſſen Sie Sich, mein lieber Gellert, die Beſchleunigung der Sache angelegen ſeyn und antworten Sie mir bald. Wäre es nicht eine Sache für den Herrn F***, der ſchon hier iſt und den ich nicht wohnen weis? Leben Sie wohl.

Rabener.

Wölkau, am 25. Jenner, 1760.

Ich habe vergeſſen, Ihnen, liebſter Kleiner, da ich in Leipzig war, meine Autornoth zu klagen. Meine Schriften werden in der Schweiz nachgedruckt. Deſto mehr Ehre für Sie, mein Herr Kollege, werden Sie ſprechen — Aber ſprechen Sie das im Ernſte? Unmöglich! Ein verpfuſchter Nachdruck, wie dieſer ſeyn ſoll, muß mich eher demüthig als ſtolz machen. Mein ehrlicher Verleger dauert mich zu ſehr, als daß ich mich über den prächtigſten Nachdruck freuen ſollte: Denn, ob ich gleich ein Steuerſekretär bin, ſo habe ich doch, Gott verzeih mirs, ſo viel Menſchenliebe, daß ich mich über den Verluſt meines Verlegers von ganzem Herzen kränke. Das Schlimmſte aber iſt dieſes, daß der ſchelmiſche Korſar in der Schweiz durch die Schafhauſer Zeitung hat bekannt machen laſſen: er gäbe meine Schriften vermehrt heraus. Unter uns geſprochen; ich bin darüber ſehr verlegen. Ich kann mir nicht ausdenken, durch was für Stücke ſie könnten vermehrt ſeyn? Durch einige, aus den Beluſtigungen, die ich, als unächte und ungerathne Kinder, vorlängſt verſtoſſen habe? das will ich nicht wünſchen. Und doch wünſche ich das noch eher, als wenn dieſe angedrohte Vermehrung durch einige Briefe geſchehen ſollte, die ich, zum Theil vor vielen Jahren, an Bodmer und andre Schweizer geſchrieben habe *). Und wäre das, wie ich es beynahe befürchten muß, was ſoll ich thun? Rathen Sie mir, mein lieber Gellert. Ich glaube wohl, daß einige Ausdrücke in dieſen Briefen ſeyn mögen, die ich würde gemäßigt haben, wenn ich mir hätte vorſtellen können, daß jemand meine Korreſpondenz auf dieſe Art mißbrauchen würde: Aber doch getraue ich mir alles zu verantworten, was darinne ſteht. Soll ich an das Publikum appelliren und proteſtiren? ſoll ich die Briefe, ſo viel ich deren etwan noch in Händen habe, ſelbſt bekannt machen, ohne zu erwarten, daß ſie der Nachdrucker der Welt, vielleicht verſtümmelt, mittheilt? oder ſoll ich das alles erwarten, und mich alsdann erſt bey der Welt entſchuldigen, oder durch einen Freund mich entſchuldigen laſſen? Wehe dem Nachdrucker, wenn er es ſo weit kommen läßt! Kurz, lieber Gellert, geben Sie mir einen guten Rath.

Ich

---

*) Der Erfolg hat dieſe Furcht widerlegt.

Ich bin ganz unſchlüßig dabey, ſo unſchlüßig, daß ich noch nicht einmal recht weis, ob ich bey der Schelmerey dieſes Buben mich ärgern, oder gleichgültig ſeyn ſoll. Läßt er ſie drucken, ſo erfährt die Welt einige vortheilhafte Urtheile, die ich von meinen Freunden gefällt habe, und welche deſto unparteyiſcher ſeyn müſſen, da ſie niemals in der Abſicht geſchrieben waren, der Welt ſolche bekannt zu machen. Und ſind auch etwan hier und da lächerliche Züge von andern Perſonen darinnen, ſo iſt das nicht eine Beleidigung von mir, ſondern von dem, der ſie wider meinen Willen hat drucken laſſen. Und doch werde ich mich ärgern, gewiß werde ich mich ärgern, ich mag mich auch itzt noch ſo philoſophiſch dabey anſtellen; wer weis, ob ich nicht durch dieſe philoſophiſche Gelaſſenheit mich ſelbſt zu betrügen ſuche. Ihren Rath, beſter Freund, erwarte ich mit Ungeduld; und er wird deſto gründlicher ſeyn, da Sie gewiſſermaßen Selbſt in den Umſtänden ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß Ihr Brief Ihnen gewiß Ehre macht, wenn er auch, welches ich noch nicht glaube, durch den Druck bekannt werden ſollte; meine Briefe aber ... o, das war gar zu beſcheiden, Schande ſollen mir dieſe Briefe auch nicht machen; ich will doch ſehn, wer das Herz hat, mir ſo etwas nachzuſagen? Aber darinne iſt ein großer Unterſchied: in dreyen von meinen Briefen wird etwan von Einer Perſon ein wenig Gutes geſprochen; und Sie haben in Einem Briefe von dreyen Perſonen auf einmal ſo viel Gutes geſagt; und ſind auch einige ſcherzhafte Züge mit darinnen, ſo ſind dieſe für das Original immer noch vortheilhaft, denn ich glaube, ein preußiſcher Huſar, wie ſie ihn geſchildert haben, wird ſich dabey immer noch ſehr geſchmeichelt finden, anſtatt, daß er ſich hätte müſſen

ſen für beleidigt halten, wenn Sie ihm hätten einſüße liſpelnde Sprache, eine Beutelperücke, glaßirte Handſchuhe, und weiße ſeidene Strümpfe gegeben. Aber, ich weis nicht, warum ich mich bey Ihrem Briefe aufhalte, da ich ſelbſt ſo viel Noth wegen der meinigen habe.

Mit einem Worte, ich bitte mir Ihren freundſchaftlichen Rath aus, und dafür ſchwore ich Ihnen bey den wildeſten von meinen Satyren, Ihr Secundant in allen dergleichen Fällen zu ſeyn. Leben Sie wohl, mein lieber Kreuzbruder!

Rabener.

Dresden, am 9. Auguſt, 1760.

Liebſter Gellert.

Aus meinem Briefe an den Herrn Kommiſſionsrath, den ich Herr W** vor etlichen Tagen zugeſtellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schickſal erſehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte: denn ich finde eine große Beruhigung darinnen, wenn ich einem ſo lieben Freunde, wie Sie ſind, mein Unglück klagen kann. Was die Umſtände dieſer Belagerung überhaupt betrifft, ſo werde ich mich dabey wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Autorität unſers Gouverneurs heute herausgekommen, und ſehr zuverläßig iſt; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14ten Jul. mit Anbruche des Tages, fieng ſich die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaden auf die ſchrecklichſte Art an. Früh um acht Uhr kam eine ſolche Granade in mein Zimmer, (ſie mochte mehr als dreyßig Pfund wiegen,) zerſchmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löſchten den Brand und machten alle mögliche Anſtalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Abſicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu ſprengen, ſo packte ich meine Sachen, ſo viel es ohne Gefahr, erſchoſſen zu werden, angieng, zuſammen, ſchaffte ſie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neuſtadt zu D**. Aber auch hier fieng am 15ten die Angſt an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bey mir vorbey. In dieſer Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Dauniſche Armee die Seite von der Neuſtadt befreyte, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängſtigung erzeigen konnte. Denn eben dieſen Tag, beſonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das unglückliche Bombardement der Reſidenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drey Stunden auf die Kreuzgaſſe und Kirche; um zwey Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schickſal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unſre Sachen geſchafft hatten, zerſchmettert und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löſchen ſollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueſte Menſch von der Welt, hatte ſich ſo lange im

Hauſe enthalten, bis es anfieng einzuſtürzen, und hatte ein Dutzend ſolcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt und flüchtete zu mir nach Neuſtadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich ſchon für erſchoſſen oder verbrannt hielt, wieder zu ſehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluſte natürlicher weiſe verurſachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebſter Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäſche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Aſche verbrannt waren? und Sie wiſſen, wie reichlich mich der Himmel mit allen dieſen geſegnet hatte. Gott zum Preiſe muß ich geſtehen, daß ich mich über dieſen groſen Verluſt nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philoſophie, die mich ſo wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragnen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um ſie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fieng man an, auch für die Neuſtadt beſorgt zu ſeyn, und viel tauſend Menſchen giengen zum Thore hinaus, auf das offne Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzes Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochnen Weinpfahl, auf den ſtützte ich mich, und wadete bey einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meilewegs weit zu meinem Freunde, auf ſeinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Eſſen und gutes Waſſer fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwochs auf der Erde. Ich ritt endlich ſelbigen Tags nach Hohenſtein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, ſo ließ ich ihn zwo Meilen reiten, und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenſtein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und ſehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage giengen wir zurück, und ich befinde mich ſeitdem geſund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tauſend Menſchen glücklich: denn keiner von meinen Freunden und Bekannten iſt verbrannt oder erſchoſſen worden, ich bin geſund geblieben und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tiſch- und Bettzeuge iſt bey einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und ſo wenig ich es vordem achtete, ſo lieb iſt es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäſche iſt mir der empfindlichſte, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weis, wie lange uns Gott Ruhe ſchenkt.

Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufſätze und Manuſkripte, die nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebſt einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verſchiedner Art ſind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beſte. Kann ich heute noch an unſern Weiße ſchreiben, ſo will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn dieſen Brief leſen zu laſſen, ſo wie den ehrlichen Dyck, welcher, ſo bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden ſoll, daß alle meine Bücher verbrannt ſind: denn ich will ihn hernach in Kontribution ſetzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu ſchenken.

Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuſkripte, und alſo ſeines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt ſind; aber ich will ihn ſchon kriegen, und wenn er mich wild macht, ſo ſchreibe ich wider ſeine eigne kleine Perſon einen Band Satyren in Duodez, zwey Bände ſtark, welches ziemlich das Format von ſeinem Körper ſeyn wird.

An das Haus St** bitte meinen unterthänigſten Reſpekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrinn gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber ſagen Sie, ich ließe unterthänigſt bitten, dahin zu ſehen, daß meine künftige Frau drey tauſend Thaler mehr hätte, als außer dieſem Unglück würde nöthig geweſen ſeyn; ſo hoch ſchätze ich meinen Verluſt. Nur ein eignes Haus ſoll ſie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklichers vorſtellen, als die Umſtände eines Mannes, der nur des Hauſes wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß ſeine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund. Ich bin in Feuer und Waſſersnoth

Ihr

[illegible]

Rabener.

N. S.

In der Reſidenz ſind 226 Häuſer abgebrannt, 17 ſehr beſchädigt. In Neuſtadt

Stadt 21 Häuſer beſchädigt. Vor dem Pirnaiſchen Thore 112 abgebrannt und 10 beſchädigt. Vor dem Wilsdrufer Thore 28 abgebrannt und 1 beſchädigt. 10 Perſonen von der Bürgerſchaft ſind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bey dem Sturmwinde, ſo geſtern Nachmittags war, aber 10 Perſonen von dem Gemäuer erſchlagen worden. Auf die Brücke iſt wenig geſchoſſen worden, und man ſagt, daß das Feuer eine ſolche Verwüſtung nur in der Altſtadt angerichtet, und daß auf die Kreuzkirche am ſtärkſten Bomben geworfen worden, weil von derſelben Thurme auf die Belagerer wäre geſchoſſen worden, der ſpottet noch unſers Elends auf eine grauſame Art.

Dresden, am 16. Jun. 1757.

Mein liebſter Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden. Was machen Sie, mein guter, lieber Gellert? — Krank? Ein Philoſoph, wie Sie, das wäre ſehr unexemplariſch, wenn er ſich die gegenwärtige Noth zu ſehr niederſchlagen ließe. Aber geſund ſind Sie doch? das will ich Ihnen rathen; denn ich bin ſehr geſund und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank ſind.

Man verſichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Penſion richtig auszahlen zu laſſen. Wie groß kam mir unſer Feind, der König, in dem Augenblicke vor, als ich dieſes hörte! Vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir ſelbſt meine Beſoldung zurück halten läßt.

Haben Sie etwann auch gehört, daß ich in preußiſche Dienſte gehen werde? Hier ſagen es unſer Hof und die Stadt. Aber Hof und Stadt ſagen ein Mährchen. Ich würde es am wenigſten itzt thun, da ein ſolcher Entſchluß mehr eine Deſertion, als eine erlaubte Verbeſſerung meiner Glücksumſtände ſcheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüſſel zu dieſem Räthſel geben. Ich habe hier ſehr viele Bekanntſchaften mit preußiſchen Officieren und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geſchmack, eine gute Beleſenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde geweſen, und bin mit wahrem Vergnügen bey ihm geweſen. Ich habe, ſo viel es der Wohlſtand erlaubte, lebhaft mit ihm geſtritten, da er die deutſche Sprache und unſre Litteratur wenig ſchätzet; aber er ſchätzet Sie, mein guter Gellert, und dieſes machte ſeinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert; aber ich lehrte ihn auch den redlichen Menſchenfreund Gellert kennen; und zu meiner Belohnung ſagte ich ihm trotzig, daß eben dieſer Gellert mein älteſter Freund ſey: denn auch bey Prinzen thue ich mit Ihrer Freundſchaft groß.

Sie können nicht glauben, daß ich als ein deutſcher Patriot mit dieſem liebenswürdigen Prinzen geſprochen und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm anerwartet zu ſeyn ſchienen. Die wichtigſten Beweiſe hebe ich fur den König auf. Seit vierzehn Tagen ſtehe ich mit dem Könige in Traktaten, wer Ihm mich vorſtellen ſoll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun und hat mich darum anſprechen laſſen. Muß es denn eben ein Franzoſe ſeyn, der mitten in Deutſchland einen deutſchen Autor mit einem deutſchen Könige bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Gellert, das thut mir weh! Ich habe mich bey dem Marquis entſchuldigen laſſen, daß ich durch ſeine Vermittelung nicht würde den König ſehen können, da ich nicht geübt ſey, franzöſiſch mit ihm und noch weniger mit dem Könige zu ſprechen. Der Baron von C*** wird in dieſer Sache unſer Adjutant.

Ich fand nöthig, einen Brief zu ſchreiben, und mich darinne alſo auszudrücken;

> *Je ſuis bien fâché, Monſieur, que je ſois trop allemand, et Monſieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puiſſe profiter de la permiſſion de rendre mes reſpêts à ce Sçavant, d'autant plus éſtimable, qu'il eſt peut-être le ſeul de ſa Nation, qui permette à nous autres Allemands, d'avoir de l'eſprit.*
>
> *Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raiſon tout à fait privé de l'honneur, d'être préſenté par Monſieur le Marquis au Roi, et de me jetter aux pieds de Sa Majeſté. Je Vous conjure, Monſieur, de menager l'affaire ſi bien, que Monſieur le Marqui ne me croïe pas abſolument barbare. Il faut être préciſement de mes meilleurs amis, pour me paſſer l'ennui, que je puiſſe donner par le François, que*

que je parle: auſſi ſuis-je trop diſcret, que d'y vouloir expoſer Mr. le Marquis. Voila la ſeule raiſon, qui m'empeche de me preſenter à lui. ’

&c. &c.

Der Marquis d'Argens ſoll es alſo nicht ſeyn, welcher mich zu den Füßen des Königs legt. Der König iſt ſo gnädig, ſich meine Weigerungen gefallen zu laſſen. Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutſch, deutſch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals Auguſt mit dem Horaz in ſeiner harten Mutterſprache geredet? wohl niemals: denn das Griechiſche war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom ſprachen Latein. Alſo iſt die Sprache feſtgeſtellet, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich ſeine Befehle, durch wen endlich dieſe Vorſtellung geſchehen ſoll.

Wie freue ich mich, mit dem Könige zu reden! wie viele gelehrte und witzige Brandenburger, ſo gelehrt und witzig, als Voltaire und Baumelle, wenigſtens treuer und dankbarer, als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und ſeine Franzoſen noch nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Beſten meiner Mutterſprache dem tapferſten und noch nicht überwundenen Könige dieſer Zeit (ach wäre dieſer König nur nicht unſer Feind!) dem deutſchen Witz predigen ſoll. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich iſt, daß man hier glaubt, ich ſey in preußiſche Dienſte getreten. Das muß ich Ihnen noch ſagen, daß vor einem Jahre ſchon der König den Einfall in Potsdam geäußert hat, mich in ſeine Dienſte zu ziehen, daß vielleicht bey ſeinem Hofſtaate auch hier davon geſprochen worden iſt, und daß viele von den Preußen gewiß glauben, er werde mir noch ſeine Dienſte antragen. Ich glaube es nicht, ich wünſche es auch nicht: denn je gnädiger er dabey wäre, deſto verlegner würde ich ſeyn, meinen Entſchluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernſte wünſchte ich mit dem Könige zu ſprechen, und, außer meinem beſten Könige, iſt es von allen Königen nur dieſer, und einer noch, die ich zu ſprechen wünſchte. Aber wann mir auch einfällt, wie man hier ſchon itzt davon urtheilet und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne; ſo vergeſſe ich meine Wünſche und werde ſtumm, um nichts bitteres von dieſer argwöhniſchen Denkungsart zu ſagen.

Küſſen Sie mich, guter Gellert, küſſen Sie Ihren freundſchaftlichen Plauderer tauſendmal: denn das ſchmeichle ich mir, daß Sie weder an den Obriſten Mannſtein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit gedacht haben, als Sie dieſen meinen langen Brief geleſen.

Noch etwas, und zwar etwas ſehr luſtiges! Können Sie ſich wohl vorſtellen, daß unſer G* den unerwarteten Einfall hat, eine Geſchichte des gegenwärtigen Krieges und die neuen Siege ſeines Königes zu ſchreiben? G*, der Menſchenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyem Willen, einen blutigen Krieg und die traurige Zerſtörung ſo vieler tauſend Menſchen, die auch trinken und ſcherzen und küſſen können, zu beſchreiben! Durch ſeinen und meinen Freund, den Herrn E*, habe ich ihm ſagen laſſen, daß ich ihm dieſen grauſamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieſer, daß er den ganzen traurigen Krieg in anakreontiſchen Verſen beſchreibe und ſeine Mordgeſchichte anſtatt der Kapitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kömmt es, daß Könige ſo gern Dichter zu ihren Herolden haben? Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter; und unſer G*, der taumelnde G*, die ſollen für die Nachwelt Zeugen ſeyn; Zeugen in Sachen, die ſie ſelbſt nicht glauben, vor denen ſie ſelbſt erzitterten!

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten ſie ſich, daß die hiſtoriſche Lobſchrift ihrer unſterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satyren werden möchte? Leben Sie wohl, mein ſtiller, friedfertiger, mein beſter Gellert.

Rabener.

Mein beſter Freund,

— — Penſion, guter Rabener? nein, es wird mir keine ausgezahlt; ich habe auch, ohne die geringſte Unruhe, meine Quittung, die mir von Meißen zurückgeſchickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, ob es mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden und beſſre Zeiten durch den Verluſt von hundert Thalern jährlich erkaufen; ich, der ich, ſo bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B** hat mir durch C** den Antrag thun laſſen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wolle gebrauchen laſſen? Aber, mein liebſter Freund, ſo lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlaſſen, ſo will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben. So denken Sie auch; ja, denken Sie ewig ſo, wenn es möglich iſt. Sachſen verliert (dieß kann und muß ich ſagen) zu viel mit Ihnen; einen Mann für Geſchäffte, für den Staat, einen Autor! Sie müſſen unſer bleiben.

Bey mir hat es wenig Gefahr. Halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrſcheinlicher Weiſe nicht lange mehr zu leben beſtimmt, nur für einige junge Leute gut! O! ich kann bleiben, wo ich bin, und mein Wunſch iſt die Einſamkeit, das Land und noch ein gutes moraliſches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinzen Heinrich ſagen, daß ich Ihr älteſter und beſter Freund bin; und ich würde Ihm zu meinem Anſehen eben das geſagt haben.

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Gieſeke, meine Freunde geweſen, dieſes ſehe ich als meine Glückſeligkeit des Lebens an: dieſes ſoll mir bey der Nachwelt ſo gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geſchmacks ſeyn, als es Racinen Ehre iſt, daß Boileau und Moliere ſeine Freunde geweſen. Unſre Periode, die itzige, wird in der Litteratur der Deutſchen nicht weniger merkwürdig ſeyn, als es der Zeitpunkt des Boilau im Franzöſiſchen iſt.

Gehen Sie immer zum Könige, Er ſoll Sie ſehen und bewundern; ich will es haben.

Ich verlange meine Penſion nicht, aber Er ſoll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gehört; Er ſoll beſſre Gedanken von den Deutſchen, und unter dieſen von den Sachſen, in Anſehung des Witzes bekommen und Sie ſollen ihm ſtatt aller Demonſtration ſeyn, und wenns möglich iſt, den Geiſt des Friedens einflößen und meiner Furchtſamkeit. Aber laſſen Sie Sich durch nichts feſſeln.

Leben Sie wohl, ſtets wohl! Ich bin Ihr guter Freund

Gellert.

Dresden, den 26. Jan. 1761.

Liebſter Gellert,

Läſe ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch leben, ſo würde mich Ihr unaufhörliches Stillſchweigen verlängſt auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie geſtorben, oder doch durch Ihre finſtre Hypochondrie ſo menſchenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergeſſen können und Sich in das dunkelſte Gebüſche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einſiedleriſch über das unglückliche Vaterland und Ihren verdorbenen Magen zu ſeufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme, ſo einſylbig als möglich, ſprechen: Lieber Gott — weis denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wiſſen — wiſſen könnte ers — alle Kinder wiſſen es — — freylich — der König hat mit mir geſprochen!... O mein hochgelahrter Herr Profeſſor! freylich viel Ehre für Sie und den Witz! aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergeſſen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch vielmehr ſagen, als daß er mit Ihnen geſprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick ſtolz darauf geweſen, ſo wenig ſtolz, daß ich ſogleich an meinen liebſten Gellert ſchrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch ſo machen ſollen? Hüten Sie Sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie Sich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber ich bin auch ein Autor, und ein beleidigter Autor — verſtehen Sie mich, Gellert? kurz, ich erwarte mit der nächſten Poſt einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier ſo ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Luſt habe, die Leute zu verſichern, es ſey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald antworten und alles aufs umſtändlichſte melden, was der König zu Ihnen geſagt hat. Noch einmal warne ich Sie, ſäumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publiko ins Ohr ſagen, daß dieſer Gellert, der von nichts als Vaterland und Menſchenliebe ſpricht — ja, wie geſagt, daß dieſer ſtille und friedliebende Gellert dem Könige bey ſeiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigſtens

ſtens noch zwey Jahre könnte fortgeführt werden, ohne die brandenburgiſchen Unterthanen im mindeſten zu beläſtigen — ja, ja, mein Herr, das iſt mein ganzer Ernſt; und haben wir einmal Friede, ſo ſollen Sie — zittern ſollen Sie, mehr ſage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder geſund bin, Sie würden mich ſonſt lange darum gefragt haben. Aber ich merke es ſchon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotiſchen Wut liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, ſo möchte ich Sie vor Freuden tauſendmal umarmen! Ich bin vollkommen geſund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängſtliche Sorge.

Leſen Sie die Innlage an unſern Cramer *) in Kopenhagen, ſo werden Sie noch mehr wiſſen. Mein ganzes Herz iſt darinnen: denn ſeit meinem erlittenen harten Unglücke iſt mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelſtunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde ſcherze, wie ich itzt mit Ihnen, mein beſter Gellert, geſcherzet habe. Heben Sie dieſe beiden Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch ſterbe, eine merkwürdige Anekdote in meiner künftigen Lebensbeſchreibung, die deſto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmäh-

---

*) S. den folgenden Brief.

Schmähſchriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan, als dieſes, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

Tauſend Empfehle an unſern lieben Kommiſſionsrath und ſeine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unſer hochachtungswürdiger Freund L** auf künftige Mittewoche Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig ſpricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zwoer Perſonen, die Gott, wie es ſcheint, dazu erſchaffen hat; um ſich durch ihre beiderſeitige Tugend und Rechtſchaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Dresden, den 25. Jen. 1761.

Mein liebſter Cramer,

Ihren Brief vom 15ten November habe ich erſt am 23ſten December erhalten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die verſicherte Freundſchaft und für das aufrichtige Mitleiden wegen des unglücklichen Schickſals unſers armen Landes. Gott wird der Noth ein Ende machen, wenn es ſein Wille iſt; und wenn er, wie es leider ſcheint, uns noch länger züchtigen will; ſo wird er uns Muth und Vertrauen ſchenken, geduldig auszuhalten und auf ſeine Hülfe zu harren. Unendlichemal danke ich ihm, denn es iſt ganz ſein Werk, für die Kräfte, die Freudigkeit und Heiterkeit des Gemüths, die er mir am 19ten Julius bey dem erlittenen harten Verluſte gab, und die, welches eine noch größre Gnade von ihm iſt, mich ſeit dem nicht einen Augenblick verlaſſen hat. Ja, liebſter Cramer, danken Sie ihm mit mir dafür! Die damalige Beängſtigung hatte wohl in meinem Körper eine Unordnung gemacht, welche Folgen nach ſich zog, die mich einen nahen Schlagfluß befürchten ließen. Ich erwartete Gottes Wink, wenn ich kommen ſollte, und erwartete ihn ziemlich ſtandhaft. Meine Freunde, ich muß es ihrer Liebe nachrühmen, waren meinetwegen unruhiger, als ich; aber ein kleines Mittel hat mir geholfen, und itzt bin ich ſo geſund, als ich in vielen Jahren nicht geweſen, und ſo munter und aufgeräumt, als ich nur damals war, als ich meinen guten Cramer bey mir hatte. Da ſich im November die Unruhen unſrer armen Stadt wieder näherten, ſo ließ ich mich von einigen Freunden bereden, an den Ort unſers vorigen Aufenthalts zu fliehen. Ich blieb dort bis zum dritten December. Seit dem bin ich wieder hier, verrichte mein Amt, ſo gut es bey itzigen Umſtänden geſchehen kann, und ſo ſchrecklich auch für uns die Ausſicht inskünftige iſt, ſo gewiß bin ich doch entſchloſſen, alles hier abzuwarten, was uns Gott vorbehalten hat. Die Flucht und der Aufenthalt an einem offnen Orte iſt allemal mit vieler Gefahr verknüpft; nach Bohmen kann und mag ich nicht, und ich bin überall unter der Hand des Herrn. Will mich Gott erhalten, ſo kann er es auch hier thun; und ſoll ich ſterben, ſo habe ich für mich und meine Freunde ſchon lange genug gelebt. Ich lebe, oder ſterbe, ſo bin ich des Herrn! Erhalten Sie mir nach meinem Tode Ihr gutes Andenken und ſagen Sie der Nachwelt, daß ich Ihr Freund geweſen bin; ſo wird dadurch die Nachwelt überzeugt werden, daß ich Gott gefürchtet, meinen Nächſten geliebt und mein Amt redlich verwaltet habe. So viel begreift der unſchätzbare Titel, ein Freund von Cramern zu ſeyn, in ſich!

Sie verlangen von mir zu viel, wenn ich Ihnen ſagen ſoll, wodurch die Schlacht bey Torgau iſt verloren worden? ꝛc. ꝛc. Ich bin, wie meine Vorgeſetzte ſagen, ein ziemlich guter Sekretär; aber ich bin, unter uns geſprochen, ein überaus ſchlechter General! ich kann alſo von allen dem nicht urtheilen.

Die Großmuth der gnädigen Fräulein von B** gegen einige durch das Bombardement verunglückte Weibsperſonen, verehre ich mit dem lebhafteſten Danke. Ich habe die 180 Thaler in hieſiger Münze erſt geſtern erhalten, und würde Sie, da Ihr Schuldner in Leipzig dermalen außer Stand iſt, einen Dreyer zu bezahlen, noch ſo bald nicht erhalten haben, wenn nicht der Freund, an den Sie die Sache addreſſirt haben, ſo großmüthig geweſen wäre, ſie auf ſeinen eignen Wechſel mir auszahlen zu laſſen. Ich habe heute angefangen, das Geld, mit Zuziehung meines Beichtvaters, unter einige nothdürftige Perſonen auszutheilen. Binnen acht Tagen werde ich Berechnung davon thun, und dem gnädigen Fräulein ſelbſt im Namen der Elenden danken, die ſie ſo großmüthig erquickt hat. Der Mangel iſt bey den meiſten Abgebrannten wegen itziger Theurung und Kälte unausſprechlich, und oft bey denen am meiſten, die es ſich merken zu laſſen Scheu tragen. Ich ſuche dieſe vorzüglich auf, und werde lieber nur einigen eine proportionirliche Gabe mittheilen, mit der ſie ihr Leben friſten können, als dieſe 180 Thaler unter allzu viele ausſpenden, weil durch eine zu große Vertheilung der abgezielte Endzweck ihrer nothdürftigen Erleichterung nicht erreicht werden würde. Gott wird für die übrigen auch ſorgen. Und ich muß Ihnen mit einer wahren Freudigkeit meines Herzens ſagen, daß hier in Dresden mehr Liebe und Gutthätigkeit iſt, als ich ſonſt geglaubt habe. So gar diejenigen, die ſelbſt abgebrannt ſind, theilen ganz im Stillen und ohne es merken zu laſſen, ihren geretteten Biſſen Brodt mit dem Hungrigen. Die öffentlichen Collecten im Lande für unſre Stadt ſind wenigſtens beträchtlicher, als man von einem ſo verarmten und ausgepreßten Lande erwarten konnte. Noch mehr iſt an unſern Herrn Superintendent zur beliebigen Vertheilung privatim eingeſendet worden: und in dem gutthätigen Hamburg ſind einige Familien, welche an unſern berühmten und rechtſchaffnen Herrn von Hagedorn von Zeit zu Zeit ſehr anſehnliche Poſten übermacht haben und noch übermachen, die vorzüglich zu Unterhaltung der Handwerksleute und Künſtler angewendet werden. Ich finde unausſprechliche Freude in einer vorſichtigen Vertheilung des eingeſendeten Allmoſens, und ſeit dem die gnädige Fräulein von B** mich durch ihre Großmuth in den Stand geſetzt hat, in ihrem Namen wohl zu thun, ſeit dem bin ich nicht mehr ſo eiferſüchtig auf meinen Freund Hagedorn.

Leben Sie wohl und lieben Sie mich nur eine Minute länger, als ich Sie liebe, ſo wird unſre Freundſchaft bis in den Tod dauern. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Rabener.

An
Herrn Weiße,
nach Paris.

Wenn Ihnen, mein liebſter Freund, jemand ſagte, ich ſey am 19ten November wieder aus Dresden geflüchtet und halte mich ſeitdem in Wölke, bey dem Herrn Generallieutenant, Grafen von Vitzthum, auf: würden Sie es wohl glauben? Schwerlich: Und doch iſt es wahr. Die Unruhen in den dresdner Gegenden vermehrten ſich täglich, und da beide Armeen ſich bis an die Stadt gezogen hatten, ſo ward die Gefahr immer ſchrecklicher. Tag und Nacht war ein ungewohnter Lärmen auf den Gaſſen, es äußerte ſich ſchon an den nothdürftigſten Sachen ein Mangel, und für einen friedfertigen Autor, wie ich bin, war es ein trauriges Spektakel, wann ich mit einer unzählichen Menge Volks täglich auf der Brücke ſtehn und zuſehen mußte, wie ſich auf den Anhöhen gegen Keſſelsdorf, zunächſt vor der Stadt, die Vorpoſten der Oeſterreicher und Preußen herumrauften. Täglich erwartete man ein Treffen, deſſen Ausgang ungewiß war. Fiel es für die Oeſterreicher unglücklich aus, ſo war Belagerung und Bombardement das unvermeidliche Schickſal der unglücklichen Stadt. Die Vertheidigungsanſtalten auf den Wällen ſo wohl, als Circumvallationslinien waren fürchterlich, und wann man uns beruhigen wollte, ſo war dieſe Beruhigung noch fürchterlicher, indem man uns heilig verſicherte, wir hätten das Glück, an unſerm alten Marſchall einen ſo braven Gouverneur zu haben, welcher ſich eher unter den Ruinen der Stadt begraben laſſen, als weichen würde. Der Hof in Warſchau, welcher mit der Art, wie man ſeit Johannis das Land befreyet hatte, zum höchſten unzufrieden war, widerſprach noch heftiger, da er ſahe, daß man Dresden zu einem Waffenplatze machen und es befeſtigen wollte. Aber auch dieſer Widerſpruch, dem ein ernſtlicher Nachdruck fehlte, war vergebens und beſchleunigte die Arbeit nur noch mehr. Archiv und Gallerie, und andre Koſtbarkeiten wurden aus der Stadt in Sicherheit gebracht, und das Miniſterium ſelbſt ſtund ſeit dem 10ten November auf dem Sprunge, nach Prag, oder wo es ſonſt am ſicherſten ſeyn möchte, zu gehn. Mit einem Worte: die ganze Stadt war beſtürzt, und wer ſich retten konnte, der rettete ſich. Was ſollte ich nun bey dieſen Umſtänden thun? Mein Amt hörte bey dieſen Unruhen auf, und meine Vorgeſetzten erlaubten mir, wegzureiſſen, wohin ich wollte. Da ich in Dresden kein Haus, und, dem Himmel ſey Dank, keine Frau, und dreymal ſey dem Himmel Dank! keine Kinder habe, ſo war ich ganz frey, und nichts konnte mich zurückhalten. Ich nahm mir alſo vor, dieſen unglücklichen Ort auf einige Zeit zu verlaſſen; aber wo ſollte ich hin? und wie ſollte ich fortkommen? Mein erſter Plan war, über das Gebürge nach Naumburg zu gehen; aber die

Bewegung der preußiſchen Armee und deren Beſitznehmung von Freyberg, verdarb dieſen Plan., Nach Pirna ladete mich ein guter Freund ein; aber Pirna war den Unruhen zu nahe und bey einem unglücklichen Rückmarſche der Oeſterreicher der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Es ward mir ein Vorſchlag gethan, mit jemanden nach Prag zu gehen, wobey ich weder für die Reiſekoſten, noch meinen dortigen Unterhalt ſorgen ſollte; aber wenn ich auch ſonſt kein Bedenken gehabt hätte, ſo ſtund mir doch der Ort nicht an, in welchem der Adel und die Bürgerſchaft denen dahin geflüchteten Sachſen — — — — — —
— — — — — — — — —
nicht zum beſten begegnete. — — — —.
— — — — — — —
— — —, — — — —
— — — — — — —

Die Seite nach der Lauſitz war geſperrt, größtentheils verwüſtet, und ich darinne fremd. Was zu thun? Ungefähr kam der Herr Graf von Vitzthum nach Dresden. Ich klagte ihm meine Verlegenheit und bat ihn, mich bey ſeiner Rückreiſe mit aus der Stadt zu nehmen, in der Abſicht, einige Tage auf ſeinem Gute zu bleiben und mich ſodann in Leipzig häuslich niederzulaſſen. Er verſtattete mir alles auf die artigſte und gefälligſte Art, und wir reiſten am 19ten November Nachmittags ab. Gott! wie ſchwer ward mir dieſer Abſchied von einem Orte, wo ich mein Amt und den größten Theil meines Vermögens habe, das vielleicht bey meiner Rückkunft nicht mehr ſeyn wird; von ſo vielen Freunden und Freundinnen, die ich ſo ſehr und ſo aufrichtig liebe, und der ſchrecklichſten Gefahr ausgeſetzt laſſen muß! Ach! liebſter Freund, ein grauſamer Gedanke für mich! Ich bin endlich am 21ſten hier glücklich angekommen und ſeit der Zeit hier geblieben, anſtatt nach Leipzig zu gehen, wo alles in der ängſtlichen Unruhe und Verwirrung iſt, da vor einiger Zeit 800000 Thaler neuerlich gefodert worden, deren Aufbringung man für ganz unmöglich hält, ungeachtet des harten Ernſtes, den man gegen den geſammten Rath und einige der Kaufmannſchaft braucht. Da dieſer Brief vielleicht geöffnet werden möchte, ſo kann ich davon mehr nicht ſchreiben. Hier befinde ich mich geſund, wohl, ganz ruhig und ſo vergnügt, als man itzt in Sachſen ſeyn kann. Die beiden Gellerte und einige andre Freunde haben mich hier beſucht; nach dem neuen Jahre werde ich auf ein paar Tage nach Leipzig gehn.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — —

Wie ſehr ſehne ich mich, mein liebſter, beſter Weiße, nach ein paar Zeilen von Ihnen! Vermuthlich ſind Sie in Paris, und bey Ihrem würdigen Freunde, Herrn Pajon, und deſſen rechtſchaffnen Frau, denen Sie mich aufs verbindlichſte empfehlen werden. Wie ſehr beneide ich Paris um meinen Weißen! Leben Sie wohl, kommen Sie mit Frieden und bald zurück, und vergeſſen Sie unter dem witzigen und unwitzigen Lärmen dieſer Stadt Ihren armen flüchtigen

Freund nicht. Tauſendmal leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Ich liebe Sie mehr als einen leiblichen Bruder, und nur um etwas weniger, als mein Mädchen.

[redacted]
am 30. December. 1759.

Rabener.

An

An
Herrn Kabinetsſekretär Ferber
in Warſchau.

Dresden, am 12. Auguſt. 1760.

Bald werden Sie glauben müſſen, daß mein gutes freundſchaftliches Herz mit verbrannt ſey, da ich, ſeit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebſten Freund nicht geſchrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängſtigung habe ich tauſendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, ſo fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundſchaft meines Ferbers übrig ſey. Es war ganz natürlich, daß mir dieſes einfiel, da ich, Sie wiſſen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluſte eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiſelle Schweſter erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochſchätze, weil ſie Ihre Schweſter und meine Freundinn iſt. Sie wird Ihnen von H*** aus von meinem Schickſale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole.

Unſre Briefe ſind ſo oft vergnügt und ſcherzhaft geweſen; dieſer mag einmal traurig ſeyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort: denn mein Verluſt, ſo weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekoſtet und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir ſelbſt iſt das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philoſophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelaſſenheit mein Haus brennen ſah, und mit eben der Gelaſſenheit hernach anhörte, daß alles verloren ſey.

Der 19te Julii war dieſer ſchreckliche Tag. Schon am 14ten, da unſre Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Früh um acht Uhr zerſchmetterte eine Haubitzgranade das Zimmer meines Bedienten und zündete. Wir löſchten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, ſo gut es möglich ſeyn wollte, zuſammenpacken und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe ſchaffen, welches wir feſte genug zu ſeyn glaubten. Weil ſich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Karkaſſen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, ſo flüchtete ich noch ſelbigen Abend um ſieben Uhr nach Neuſtadt zu Herrn D***, meinen Bedienten aber ließ ich, mit ſeinem guten Willen, zurücke. Neuſtadt ward vom 15ten an auch beſchoſſen, und zwey Zwölfpfünder fuhren durch unſer Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daſelbſt verſchont.

So gefährlich und ängſtlich dieſer unſer Aufenthalt war, ſo viel komiſche und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor. Die Madame Z*** mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiſte Zeit bey Herrn

H**

H** in ſeiner Stube, und da ſchlieſen wir auch. Hinten im Hofe, in zwey gewölbten Stübchen, ſtack die ganze D*** Familie und noch vierzig Perſonen, alt und jung. Die Fenſterladen waren mit Miſte verſchüttet, der obere ſchöne Saal mit Miſte bedeckt, und mit eben ſo viel Miſte der ganze Hof beſtreut. Unter dieſem Miſte lagen alle dieſe Perſonen. Einige waren ſtille und verdrüßlich, einige beteten, und man ſahe es ihnen am Maule an, wie ſie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch ſo weit habe kommen laſſen, ungeachtet ſie ihm nun ſeit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel ſaßen einige politiſche Kannengießer und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber ſehr uneinig, weil ſie ſich über den kleinen Nebenumſtand nicht vergleichen konnten, ob ſie den König von Preußen mit ſeiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge ſpringen laſſen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überſtimmt. Eine Prieſterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und ziſchelte mir ins Ohr: Wir ſollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen ſchoſſe uns der König von Preußen todt und unſre Häuſer in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Apparatum von Perucken zerſchmettert habe.) Laſſen Sie es gut ſeyn, antwortete ſie mir, es wird ſich ſchon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünſchte fromme Frau hat mich grauſam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unſrer Stube, und mich deucht, das war noch am ſolideſten gedacht. Unter dergleichen Abwechſelung und

Unruhe brachten wir den 19ten heran, den ſchrecklichſten Tag meines Lebens. Schon um drey Uhr Nachmittags ſtund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf,) und ſah dieſem Greuel der Verwüſtung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeſchmiſſen und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeſchädigte Keller aber von denen zum Löſchen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert ſey. Das that weh, mein lieber Ferber, ſehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäſche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuſkripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden ſo ſorgfältig geſammlet hatte, alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreytauſend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteſte Zeugrock, den ich anzog, um deſto bequemer zu löſchen, eine alte abgeklebte Perucke, die ich in eben der Abſicht aufgeſetzt, ein paar alte Hemden, die ich ſchon für meinen Bedienten beſtimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobbe. Die witzigen Manuſkripte, welche nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind zum kräftigen Troſte der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beynahe die Mühe nicht, daß ich ſterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieſer Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt ſchicken, ſo gut ich kann. Meine ſchönen Bücher dauern mich ſehr;

aber mennichmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und … kurz, Ferber, ich bin ſo nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechſel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuerſekretär, der ein Jahr in preußiſchem Depot und zwey Jahr unter der Vormundſchaft der Landesdeputation geſtanden? Das ſchmerzt mich am meiſten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unſern Freunden, unſern Hülfsgenoſſen, unſern Errettern, Leute, die ſich das größte Gewiſſen machen würden, am Charfreytage Schweinebraten zu eſſen, die plündern uns ſelbſt in der größten Beängſtigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wut der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warſchau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und dieſe Freunde ein Drittel geſtohlen haben; aber ſagen Sie auch, daß alle ehrliebende von der Garniſon, Officiers ſo wohl, als Gemeine, einen Abſcheu vor dieſen Gewaltthätigkeiten gehabt, und ſagen Sie auch zum Ruhme unſers tapfern Kommendanten, daß er die ſtrengſte Ordre geſtellt habe, dieſem Unweſen zu ſteuern; doch hat es nichts geholfen: denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich.

Den Sonntag früh ward in Neuſtadt angeſagt, daß wer ſich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angſt! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum ſchwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopfküſſen ſtack mein ganzer Reichthum. Wir wadeten bey der grauſamſten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Geſellſchaft der D*** Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es ſchlug zwölf Uhr, und ſie hatten noch keine Anſtalt gemacht, etwas zu eſſen; zu trinken war noch weniger da. Ich verſicherte die Geſellſchaft, daß mich hungerte und dürſte, und ich, als ein Abgebrannter, ſähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinaus bringe; Ich wünſchte mir alſo zu eſſen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüſten mit Manna zu ſpeiſen, ſo wollte ich mich der Geſellſchaft empfehlen und ſehen, wo ich einen guten Freund fände, der ſich nicht blos auf die göttliche Fürſorge verließe. Ich gieng und kam nach Loſchwitz zu einem guten Freunde, bey dem ich willkommen und ziemlich gut verſorgt war. Hier blieb ich bis Mittewochs früh, da ich ein Pferd bekam und nach H** ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Geſtalt ſein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu ſuchen, iſt kein ſo abentheuerlicher Ritt geſchehen worden, als der meinige. Stellen Sie ſich einen hohen Gaul vor, deſſen eigentlicher Beruf ſeit funfzehn Jahren geweſen war, im Karren zu ziehen; auf dieſem Gaule den Steuerſekretär Rabener, noch nicht völlig drey Ellen lang, und, der ſchweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Elle im Durchſchnitte; dieſen Sekretär in ein paar zerriſſenen Schuhen, ſchwarzſeidenen Strümpfen, geſtrickten Beinkleidern, einem beſchmutzten, alten und lebensſatten

Zeugrocke, einer Haarbeutelperucke, welche ſeit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht ſeit der preußiſchen Invaſion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornſack, in welchen der Reſt ſeines Vermögens geflüchtet war, auf dieſem Kornſacke einen buntgeſtreiften Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen ſollte; zur Rechten gieng mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brodte und braunſchweiger Wurſt trug, zur Linken der Monarch des Stalls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zuſprechen, und, wenn er ſtolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In dieſem Aufzuge kam ich endlich zum Amtsſteuereinnehmer in H***, wo ich ſehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienſtfertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich geweſen ſeyn; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad, und bey ihm ein friſches rundes Mädchen, welche gute Hofnung macht, daß ſie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hoſen herumlaufen laſſen. Hier wohnte ich. Die meiſte Zeit brachte ich auf dem Schloſſe zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Aſſiſtenzräthinn mit ihrer Familie und ganz unvermuthet ihre Mademoiſelle Schweſter zu finden. In dieſer vortreflichen Geſellſchaft habe ich zehn Tage lang mich ſo wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und ſeine Frau ſorgten für unſere Bequemlichkeit; beide waren ſehr dienſtfertig und gaſtfrey; auch hatte ſie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich und mit Hunden und Katzen reichlich geſegnet.

Am 2ten Auguſt fuhr ich mit der Frau Schweſter zurück und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewährt hatte. Nun bin ich hier, und wohne bey der D***, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet und ſich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kömmt ſie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebſter Kerber, eine lange Beſchreibung meiner Abentheuer! Das übrige wünſche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig und küſſe Sie in Gedanken. Verſichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche ſich ihres abgebrannten Freundes nicht ſchämen. Leben Sie wohl.

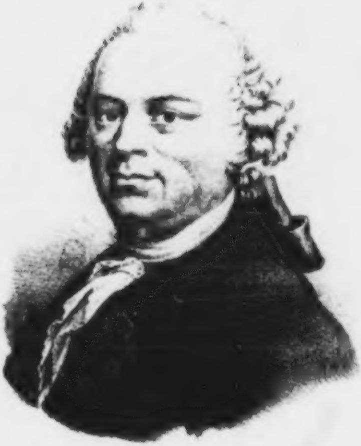
E N D E.

Inhalt
des ſechſten Theils.

Verſuch eines Tagebuchs vom 25ſten May 1759 bis den 29ſten May S. 5
Briefwechſel mit einigen Frauenzimmern 29
Briefe an Lorchen 98
Briefwechſel mit Herrn Cramer 128
Briefwechſel mit Herrn Johann Adolph Schlegel 164
Briefe an den Herrn Friedrich von Hagedorn 190
Briefwechſel mit Herrn Giſeke 204
Briefe an Herrn Profeſſor Gellert 221
An Herrn Weiße 258
An Herrn Ferber 268

Nachricht.

Um gleich ſtarke Bände zu erhalten, hat man das Werk in vier Bände binden zu laſſen: den erſten und zweyten Theil zuſammen, den dritten und vierten jeden beſonders, und den fünften und ſechſten wieder zuſammen.



G. W. RABENER

Gottlieb Wilhelm Rabener's

ſämmtliche Werke.

Mit einem Vorwort
und der
Lebensbeſchreibung des Verfaſſers
neu herausgegeben
von
Ernſt Ortlepp.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſter Band.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

8204 CC[illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Den alten Rabener in einer neuen Ausgabe? werden ſo manche Leute fragen, die der guten alten Zeit über den Kopf gewachſen ſind, und deren drittes Wort iſt: „eine alte Perücke!“ Doch hat unter keiner alten Perücke ſo viel Muſikgenie geſteckt, als unter der eines Sebaſtian Bach, Händel und Gluck; unter keiner ſo viel Witz und Humor, als unter der eines Lichtenberg, und unter keiner ſo viel Kritik, mit Schöpferkraft gepaart, als unter der eines Leſſing; ob Klopſtock auch eine Perücke getragen hat, weiß ich freilich nicht, doch iſt es höchſt wahrſcheinlich, ob ich mir gleich den Dichter einer „Frühlingsfeier“ mit einer Perücke nicht wohl denken kann. Daß Rabener deren viele beſaß, erhellt aus einem der letzten ſeiner „freundſchaftlichen Briefe“, wo er durch eine von Friedrich dem Großen in ſein Haus zu Dresden geſchleuderte Granate ſeinen ſämmtlichen Vorrath von Perücken verlor. Die Perückenzeit war eine ſchöne Zeit; ich lobe ſie aus vollem Halſe. Es iſt doch etwas Göttliches um die Bach'ſchen Fugen und um Glucks Opern! Der Letztere iſt bis dato nun immer noch nicht in Deutſchland anerkannt, ſondern nur in Paris, wo er den Piccini todt komponirte.

Aber jetzt zu unſerer Satire. Wo gibt es noch in Deutſchland eine Satire? Zu unſerer Schande haben wir keine mehr. Satyrn gibt es noch genug; aber die Satire iſt keine Geliebte eines Satyrn; der Satyr iſt ein geiler Bock, und die Satire iſt eine durch und durch moraliſche Perſon, weßwegen ſie auch in dieſer neuen Ausgabe von Rabener nicht mit dem Ypſilon, ſondern mit dem I geſchrieben worden iſt. Denn das Ypſilon iſt ein wahrer Windbeutel in dem Alphabet; obgleich Müllner recht hübſch ſagt:

Das Ypſilon, Puriſt, iſt da,
Daß »Ja« nicht ausſieht, wie »Ya«.

Wenn man das Leben recht ſatt hat, ſo tritt die Satura (dieſes pikante Gericht) oder Satira äußerſt erquicklich ein; es macht bei dem verdorbenſten Magen Luſt, weiter fort zu eſſen, und ſogar Kieſelſteine und Schuhzwecken zu verdauen, was gar nicht außer dem Kreiſe der Möglichkeit liegt, da die Zeitungen vor etwa drei Jahren von einem Kerle erzählten, der nach ſeinem Tode ſecirt wurde, und deſſen Magen ein förmliches Magazin war von Nägeln, Zwecken, Nadeln, Kieſel-, Feuer- und andern Steinen aller Art, die täglich zu freſſen er eine beſondere Wuth, und zu verdauen, er einen beſonderen Magen hatte. Ich glaube freilich, daß dieſes nicht Jeder mit gleichem Glück probiren dürfte, aber das Exemplum ſteht da, non solum ad intuendum, verum etiam ad imitandum, cui placet.

Das Lateiniſche erinnert mich an manche Sünden, die beſonders die Herren *Ovidius*, *Horatius* und *Virgilius* verantworten mögen; — doch dieſe Sünden ſind poetiſche Tugenden — genug, ich komme dadurch auf die lateiniſchen und griechiſchen Stellen in unſerm Rabener. Die Verlagshandlung wollte gern den Mann ſo populär als möglich geben; das Lateiniſche und Griechiſche ſollte alſo, ſo weit als thunlich, entweder ganz wegbleiben, oder überſetzt werden. Doch dieß war nur bis auf einen gewiſſen Grad ausführbar. Um's Ueberſetzen ſieht es ſchlecht aus. Wer will den Horaz oder gar den Pindar überſetzen? Das wäre eine Frechheit; denn es geht abſolut nicht an. Voß und Thierſch — dieſe Beiden — haben beide überſetzt; doch da heißt's:

„Aber fragt mich nur nicht, wie?“

Der Herausgeber folgte demnach hierin ſeinem eigenen Takt; ob dieſer der richtige geweſen, darüber mögen gelehrte und geniale Leute — oder noch lieber ſolche, die Beides zugleich ſind — entſcheiden.

Ferner lag eine hin und wieder anzubringende Abkürzung in dem Plan der Verlagshandlung. Aber in das organiſche Leben eines geiſtigen Körpers mit dem Secirmeſſer einzugreiſen, erſchien dem Herausgeber, als er an ſein Werk ging, als eine Todſünde, da ſich die Anatomie nur auf phyſiſche Todte erſtreckt, und meiſt nur auf ſolche, die entweder ſich an ſie verkaufen, oder ſich ſelbſt morden. Es hieße an dem Mord einen Mord begehen, und dem Tod nachhelfen wollen, wenn man in dieſer Hinſicht toll darauf los handthieren wollte. Alſo erhält das Publikum in dieſer Ausgabe Rabener's ſämmtliche Werke unabgekürzt.

Weiter handelte ſich's um eine Moderniſirung des Styls, der ſich ſeit einem Jahrhundert nicht wenig verändert hat. Aber auch der Styl iſt eine Senſitiva, ſehr empfindlich gegen jede Antaſtung. Man müßte einen Mann aus dem vorigen Jahrhundert ganz neu ſchreiben, um ihn zu moderniſiren, und dann würde ein großer Theil ſeiner Derbheit, Kraft und Naivität verloren gehen. Der Herausgeber beſchränkte ſich alſo in dieſem Punkte auf die Herſtellung einer conſequenten Orthographie und auf Aenderung einzelner zu ſehr veralteter, völlig aus der Mode gekommener Wörter. Indeß die altväteriſchen Namen, wie z. B. Strephon, Chloe, Pantalon, Selinde, Alceſt, Seladon, Cleanth, Phyllis u. ſ. w. abzuändern, trug er Bedenken. Denn die Namen thun hier nichts zur Sache; mögen ſie auch aus der Mode gekommen ſein, die Perſonen und Prototypen der Charaktere ſind doch alle noch bis auf den heutigen Tag vorhanden.

Wir könnten uns noch weiter über manches Einzelne ausſprechen, doch das tiefer zu unterſuchen, überlaſſen wir den Herren Kunſtrichtern, welche höhere Einſichten haben, und beſchließen unſer Vorwort mit einem Nachwort über Rabener und einige Andere im Allgemeinen.

Wer kennt nicht unſern Rabener? Wenn man ihn veraltet nennt, wo iſt ein Neuerer ſeines Gleichen? Er reiht ſich in die Rangordnung eines Lichtenberg, Jean Paul, Swift, Perſius, Juvenal, Horaz, Lucian, Rabelais und der größten Satiriker, die ſeit 6000 Jahren lebten, ein, gegen die er als Original daſteht, weil Keiner von ihnen mit Witz und ſatiriſcher Schärfe ſo edele und harmloſe Abſichten vereinigte. Man muß die Todten aus ihren Gräbern auferwecken in ſo geiſtig todter Zeit wie die unſrige. Das wird für das Publikum, das ſich ſatt geſchwelgt hat an Clauren, Tromlitz, Storch und Conſorten, einmal eine wahre Erquickung ſein.

Wir haben heutzutage Leute genug, die Gedichte machen und langweilige Novellen ſchreiben, wir haben ihrer noch mehr, die ſich als kritiſche Würmer an Börne's Leichnam erluſtiren und an Heine's Thron herum kriechen; aber ein Mann, der die Wahrheit redet, fehlt uns. Nennt mir doch einmal einen jetzigen Satiriker, der Rabener gleich ſtünde! Ihr werdet mir doch nicht etwa gar mit Saphir kommen? Dieſer iſt im Reich des Humors und der Satire nichts, als eine Art von Kotzebue, dem er an Produktion weit nachſteht. Jean Paul und Lichtenberg — dieſe Beiden waren ächte Humoriſten; Saphir iſt, was ſie geweſen, nur en miniature. Jean Paul und Lichtenberg waren Dichter, obgleich ſie keine Verſe machen konnten; Saphir iſt, obgleich er Verſe machen kann, weder Dichter, noch Humoriſt, ſondern nur ein Witzbold ohne Gleichen, dem in der deutſchen Literatur bloß Abraham a Sancta Clara zur Seite ſteht. Da dieſes Lob kein geringes iſt, ſo wird er wohl mit demſelben zufrieden ſein.

Doch was ſollen wir weitere Worte machen?

So lies denn, lieber Leſer, erſt das nun folgende Leben Rabener's; du wirſt aus ihm den Mann liebgewinnen, wie ſeine Schriften, wenn du ſie nicht vielleicht ſchon lieb haſt, in welchem Falle von unſerer Seite jede Anpreiſung überflüſſig iſt. Du wirſt in ihnen tauſendmal mehr Wahres, Gutes, Geiſtreiches, Schönes und durch dein ganzes Leben Unvergeßliches antreffen, als du in ſo manchen geprieſenen Produktionen der heutigen Tage finden dürfteſt. Endlich noch: dir die Schriften des größten deutſchen Satirikers wo möglich ſogleich zu kaufen, das räth dir der Herausgeber nicht bloß ex officio, ſondern aus voller Ueberzeugung.

Stuttgart, den 1. Auguſt 1839.

Ernſt Ortlepp.

Rabener's Leben und Werke.

Es iſt eigentlich ein kühnes Unterfangen, über eines Andern „Leben und Werke“ zu ſchreiben, denn Jeder „lebt und wirkt“ für ſich ſelbſt, und ein Anderer kann nie recht wiſſen, was der biographiſirte Gegenſtand Alles äußerlich und innerlich erlebte und wirken wollte. Denn beim „Wirkenwollen“ bleibt es doch meiſtens ſtehen. Es wollen Tauſende wirken, und können doch nichts wirken, Einige, bei denen es heißt:

> „Die Luſt iſt groß, allein die Kraft iſt ſchwach“;

Andere, bei denen das großartigſte Innerliche von dem kleinlichſten Aeußerlichen total, oder wenigſtens um zwei Drittheile zerrieben wird. In der Unterwelt ſchleichen Tauſende von genialen Schatten, die im Leben nach dem Schatten des Ruhms haſchten, wie die blaſſen Bilder des Achilles, Ajax und anderer Helden in dem eilften Buche von Homer's Odyſſee, und glücklich ſind noch die, die hier einigen Ruhm erlangten, mit dem ſie ſich dort einigermaßen tröſten können. Aber ſo mancher Mann der Mode, der dort eben weiter nichts mehr iſt, als ein bloßer Schatten, und der auch hier in dem Auge der beſſeren Geiſter nur der Schatten eines Schattens war, wie mag einem Solchen dort zu Muthe ſein! Und geſetzt auch, daß ein ſolcher Kerl in den Himmel gekommen wäre, ſo wird ihm ſeine eigene Exiſtenz dort Langeweile machen. Von unſerm Rabener hoffe ich zu Gott, daß er noch vom Himmel hernieder lacht — und oft recht laut — aber es hört's nur Niemand.

Ich ſage nochmals, einen Andern recht aufzufaſſen, iſt ein ſchwer Ding. Wir ſollten alle Autobiographieen ſchreiben, damit die Welt aus uns klug würde. Aber da es gewöhnlich der Fehler der größten Genie's iſt, ſich ſelbſt für erbärmliche Nichtſe zu halten, ſo fehlen uns meiſtens Selbſtbiographien gerade von denen, von welchen wir ſie am meiſten wünſchen würden. Und dann müſſen ſich freilich, weil nichts weiter übrig bleibt, Andere über ſie erbarmen, wie ich mich jetzt erbarme über unſern Rabener. Ich werde es aber ſo gnädig als möglich mit ihm machen.

Daß Rabener ein großer Mann war, ſchon deßhalb, weil wir jetzt keinen Rabener haben, darüber ſind wir Alle einverſtanden; ein Buchhändler würde als beſten Beweis hinzuſetzen, daß Rabener zu ſeiner Zeit raſch hintereinander ſieben Auflagen erlebte. Das will viel ſagen. Dieſen Beweis brauchen wir aber gar nicht, weil mancher noch Größere es nicht über eine Auflage brachte.

Wir wollen jetzt einmal vor der Hand mit ihm ſein ganzes Leben durchmachen, und dabei hin und wieder über ihn ein wenig reflektiren.

Der größte deutſche Satiriker, der deutſche Swift, Gottlieb Wilhelm Rabener, wurde am 17. September 1714 zu Wachau, einem Dorfe bei Leipzig, geboren, wo ſein Vater Rittergutsbeſitzer war. Bis in ſein vierzehntes Lebensjahr genoß er daſelbſt den Unterricht eigner Lehrer. Im Jahr 1728 ging er auf die Fürſtenſchule Meißen, welcher früher ſein Großvater von väterlicher Seite, M. Juſtus Gottfried Rabener, als Rektor vorgeſtanden hatte. Er fand hier unter andern ſeiner Mitſchüler M. Grabener, ſpäter verdienten Rektor an der Fürſtenſchule Pforta bei Naumburg*), einen Verwandten, dem er ſterbend ſein ganzes Vermögen vermachte, den nachmaligen Profeſſor Gärtner in Braunſchweig, und Gellert. Mit dieſen ſchloß er ſchon auf der Schule einen engen Freundſchaftsbund, der auf der Univerſität fortgeſetzt wurde, und bis zu dem Ende ſeines Lebens dauerte. Vor Allen ſchätzte Gellert ſeinen Freund Rabener hoch, und gedachte ſeiner ſelbſt in ſeinen Vorleſungen als des ſeltenen Beiſpiels eines Mannes, der mit dem Druck der läſtigſten Berufsarbeiten den heiterſten und genialſten Aufſchwung des Geiſtes vereine. Oft wirkte dieſe unverwüſtliche frohe Laune Rabener's auf den ernſteren Gellert erquicklich und belebend ein. Gellert kam aus ſeiner Geſellſchaft ſtets mit lachendem Geſicht.

---

*) Ewigen Dank dieſer Schule, auf der auch der Herausgeber unter Ilgen und Lange ſeine Jugendbildung genoß!

D.

Nach Vollendung des feſtgeſetzten ſechsjährigen Schulkurſus bezog Rabener die Univerſität zu Leipzig, wo er ein paar Jahre darauf ſeinen Vater verlor. Dort hörte er die beſten Lehrer aus allen Fakultäten, verfolgte jedoch dabei immer ſein Hauptſtudium, die Rechtswiſſenſchaft.

Im Jahr 1737 disputirte er öffentlich unter Dr. Hommel über ſeine Streitſchrift: **De mitiganda furti poena ob restitutionem rei ablatae** („über die Ermäßigung der auf den Diebſtahl geſetzten Strafe im Falle der Wiedererſetzung"). Um ſich in der Praxis ſeines Faches zu üben, und ſich mit den vaterländiſchen Inſtitutionen vertraut zu machen, verweilte und arbeitete er oft bei dem damaligen Kreisſteuereinnehmer **Lazer**, der ihm nach Kräften zu ſeinem Zweck behülflich war, und nicht wenig zu Erlangung der Gewandtheit beitrug, durch welche ſich **Rabener** ſein ganzes Leben hindurch in Geſchäftsſachen auszeichnete. **Rabener** war eigentlich ganz zum Geſchäftsmann geboren; er war eine durchaus praktiſch athmende Natur. Bei Leuten der Art geht in der Regel alles Genie unter; bei **Rabener** aber war dieß nicht der Fall. Denn er war ſogar als Geſchäftsmann ein Genie. Jede Sache überblickte er mit Blitzesſchnelligkeit, und vollbrachte daher in acht Tagen oft mehr, als ein Anderer des gleichen Faches in einem ganzen Monat. Immer aber fühlte er ſich mit magiſcher Gewalt zu den Muſen zurückgezogen, die ihm ſeine trockene Lebensart verſüßen mußten. Sich in dem „**Pleiß-Hanſee-Athen**“, wie **Jean Paul**, oder in dem „**kleinen Paris**“, wie **Göthe** es nennt, einige Poeſie zu bewahren, will nicht wenig ſagen. Experti scimus, i. e. um der unerwachſenen und erwachſenen deutſchen Schuljugend willen, das haben wir an uns ſelbſt erfahren. **Rabener's** Witz und geſunder Humor wirkte zauberiſch auf alle ſeine Umgebungen, und ſelbſt reine Geldmenſchen geriethen über ihn in Extaſe.

Es lebte damals auch ein gewiſſer Profeſſor Schwabe, von dem man jetzt nichts mehr weiß, und vielleicht nicht einmal ſo viel, daß er im Juli 1741 ein witziges Journal herauszugeben begann, betitelt: „Die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“, ein an ſich vielſagender, aber in den Augen unſerer Zeit ſehr gemeiner Titel. Gleichwohl halte ich von dieſen „Beluſtigungen“ weit mehr, als von meinen eigenen „Beluſtigungen und Reiſen eines Todten“, (die ſelbſt ein Laube nicht verſteht), eben deßwegen, weil ich ſie nicht verſtehen kann, aus dem einfachen Grunde, weil ich ſie nicht geleſen habe. Es mag ein recht gutes Journal geweſen ſein. So viel iſt wenigſtens ausgemacht, daß es viel zur Beförderung der damaligen Poeſie und Beredſamkeit beitrug, und vielen jungen Köpfen Gelegenheit gab, ihre geiſtige Kraft zu verſuchen. Unter dieſen war auch Rabener, der von dem Jahre 1741 bis 1744 eifrig an dem Journal mitarbeitete.

In ſeinen erſten Piecen zog er beſonders auf die Pedanterie der Gelehrten los, die noch bis heutigen Tag fortexiſtirt, und vielleicht noch nach tauſend Jahren fortexiſtiren wird. Wie wird dann z. B. eine Ausgabe von Göthe's Fauſt ausſehen? Wird es da nicht vielleicht heißen:

»Habe 1) nun 2), ach 3)! Philoſophie 4),
Juriſterei 5) und 6) Medicin 7)
Und leider 8) auch Theologie 9),
Durchaus ſtudirt mit heißem Bemühn.«

Was wird aus einem Autor, wenn man ihn ſo metzgermäßig in Stücke zerhackt? Wie geht es einem Virgil, Horaz, Homer und Pindar auf Gymnaſien? Wie oft mögen ſich dieſe Heroen der Poeſie in ihrem Grabe umdrehen? aber der unbarmherzige Profeſſor der Philologie fährt fort, ihre Leichname zu ſeciren bis auf die

---

1) Hier iſt das Pronomen ausgelaſſen. Es ſollte eigentlich heißen: „Ich habe".

2) Nun, das griechiſche *νῦν*.

3) Ach. Eine Interjektion des Schmerzes.

4) Die Lehre der Weltweisheit.

5) Die Lehre von der Rechtswiſſenſchaft, oder juris utriusque, beider Rechte, weil es ein rechtes Recht und ein linkes Recht gibt, daher alle Advokaten zwei verſchiedene Augen haben.

6) Und — iſt hier leere *Copula* zweier Subſtantive, weßhalb kein Komma nöthig.

7) Medicin. Von *mederi*, heilen, alſo: die Heilkunſt, oder die Kunſt, Kranke wieder herzuſtellen.

8) Ein Ausruf des Bedauerns.

9) Die Lehre von göttlichen Dingen. Doch hiermit Punktum; obgleich ſich ein ganzes Buch über die vier Verſe ſchreiben ließe.

Knochen, die endlich allein für den Heißhunger des Schülers übrig bleiben!

Das iſt der Segen des Brodſtudiums. Aber wenn man auch mit Donnerkeilen drein ſchlüge, es würde doch nicht anders; denn, gegen die Dummheit kämpfen, wie Pindar ſagt, ſelbſt die Götter vergebens.

Deßhalb zurück zu unſers Rabener's Lebensgeſchichte.

Die beluſtigenden Schriftſteller, welche die „Beluſtigungen“ ſchrieben, fühlten ſich nach dem ſechsten Bande des Journals unluſtig, und beſchloſſen, ſich in einem neuen Journal deſto luſtiger zu machen, welches auch wirklich ins Leben trat, und in welchem ſich beſonders Rabener über viele der früheren ſchlechten Beluſtiger luſtig machte.

Bald bildete ſich indeß wieder eine andere neue Zeitſchrift, welche ein Bremer Buchhändler in's Leben rief, daher ſie den Titel: Bremer Beiträge ꝛc. erhielt. Sie wurde zunächſt durch Gärtner, Cramer und Adolph Schlegel angeregt. Rabener trat nach an ihn ergangener Einladung mit Leib und Seele bei. So auch Schmidt von Lüneburg, Ebert und Zachariä. Auch Mylius nahm Antheil, doch nur auf kurze Zeit. Für ſeinen Verluſt fand man

Erſatz in Straube, Elias Schlegel und Hagedorn. Die Verfaſſer der Bremiſchen Beiträge blieben Anfangs im Dunkel; doch als ſie Aufſehen erregten, wurden ſie bekannt, und da geſellte ſich auch Gellert zu ihnen; ſpäter traten noch Giſeke und Spener, ein Leipziger Dichter, der in der Blüthe ſeines Lebens ſtarb, hinzu. Endlich, als ſich ſchon die Geſellſchaft durch den Abgang einiger Mitglieder, die Leipzig verließen, zu vermindern anfing, erhielt ſie einen neuen Zuwachs an Klopſtock, Fuchs und Schmidt von Langenſalza, von denen aber nur die beiden Letzteren Beiträge lieferten.

Die meiſten Aufſätze aus dem zweiten Theil von Rabener's Schriften erſchienen nach und nach in dieſen „Bremer Beiträgen“ und in den Sammlungen „vermiſchter Schriften“, unter welchem Titel dieſelben Verfaſſer ihre Beſtrebungen weiter verfolgten. Indeß zerſtreute nach und nach das Schickſal den Kreis der vertrauten Freunde nach Oſt und Weſt, und es blieb Jedem davon nur der Rückblick auf die ſchöne Zeit eines ſo ſeltenen geiſtigen Zuſammenwirkens für gleiche Zwecke übrig.

Schon ſeit dem Jahre 1741 hatte Rabener das Amt eines Steuerreviſors im Leipziger Kreis übernommen, das mit vielen Arbeiten und Beſchwerlichkeiten verbunden war. Er zeigte ſich in der Verwaltung deſſelben äußerſt gewiſſenhaft. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die ſie gegangen war, noch verworrener geworden war, kam gewöhnlich zuletzt an ihn, und er brachte ſie mit Leichtigkeit zurecht. Nur wenige Erholungsſtunden blieben ihm übrig für literariſche Arbeiten. „Alle meine Satiren", ſchrieb er einſt an den Kinderfreund-Weiße, „habe ich auf meinen Expeditionen und während ſolcher Geſchäfte gemacht, wo ich mit den Antipoden des Witzes zu thun hatte".

Nachdem ſich die alten Freunde auseinander dahin und dorthin verloren, fand Rabener zwar viele neue, aber die neuen waren eben nicht die alten. Denn einen alten Freund findet man eigentlich niemals wieder. Er wechſelte zwar mit den früheren Briefe; aber was iſt eigentlich ein Briefwechſel? Der Menſch bleibt immer halb Materie — er hangt am Aeußern, an der Geſtalt, an dem ſprechenden Auge, an dem lebendigen Wort des theuren Gegenſtandes, und kann das der todte Buchſtabe erſetzen? Können die glühendſten Briefe geliebter Verſtorbenen zu Küſſen und Händedrücken werden? — Kann ein Laube einen Heinſe und ein Gutzkow einen Leſſing erſetzen? — Nimmermehr!

Gegen Ende des Jahres 1751 ſchrieb Rabener vielleicht das beſte ſeiner Werke, „die Satiriſchen Briefe". Hier führt er Leute aus allen Ständen vor; das Bild iſt ſtets getreu, intereſſant und originell, denn Rabener hielt es mit dem:

„Greift nur hinein in's volle Menſchenleben!"

Sein großer Vorläufer Swift beſuchte oft die ſchlechteſten Kneipen, um dort den Menſchen zu ſtudiren. Aus Büchern auf der Studirſtube und in nobeln Geſellſchaften lernt man den Menſchen nicht kennen. Das Buch iſt nur ein Spiegel, der in jeden Geiſt einen andern Reflex wirft — und die ſogenannte anſtändige Geſellſchaft iſt ein Puppentheater, wo alle Perſonen am Draht der Etiquette gegängelt werden. Der „gute Ton" iſt der Antipode alles Genies; er ſchleift alle originellen hervorſpringenden Ecken ab, und liefert lauter polirte Kugeln. Es hat zwar ein Philoſoph behauptet, daß Gott ſelbſt eine rotirende Kugel ſei, aber da hat Cicero Recht mit ſeinem: *Nihil tam* absurdum est, quod non dicatur ab aliquo philosophorum; es gibt nichts ſo Abgeſchmacktes, das nicht irgend ein Philoſoph behauptet hätte.

Im Jahr 1753 berief man unſern Rabener als Oberſteuerſekretär nach Dresden, wo er unter Hohen und Niedern Bewunderung fand. Zwei Jahre darauf, 1755, gab er den letzten Theil ſeiner ſatiriſchen Schriften heraus. Mit

Unzufriedenheit ſah das Publikum dieſen Band als den letzten angekündigt. Er rechtfertigte ſeinen Entſchluß in der Vorrede, in der er die Gründe deſſelben genügend auseinanderſetzte. Bei allem Ruhm und Beifall nämlich, den ſich Rabener durch ſeine Satiren erwarb, machte er ſich doch auch durch dieſelben ſo manche Feinde und mancherlei Verdruß, deſſen enthoben zu ſein er herzlich wünſchte. Er erklärte, daß er allerdings noch Mehreres ſchreiben, aber dieſes erſt nach ſeinem Tode erſcheinen laſſen werde. Man glaubte ihm dieß nicht. Aber man kannte ihn nicht. Er war ſtets feſt in ſeinen Entſchlüſſen.

Allerdings arbeitete er nach dieſer Zeit Mehreres, wie z. B. eine Schrift: „Entzückungen und Geſichte" betitelt, und vollendete auch ein Luſtſpiel „Der Freigeiſt" bis zum vierten Aufzug. Der Plan dieſes letztern Stücks war nach Weiße's Mittheilung ungefähr folgender: Ein junger ausſchweifender Menſch, der aus Lüderlichkeit ein Freigeiſt geworden war, hatte ein tugendhaftes und kluges Mädchen für eine Buhlſchweſter verlaſſen. Da ſeine erſte Geliebte wußte, daß er die Grundſätze der Religion nicht ſowohl verwarf, als die Empfindungen derſelbigen bei ſich zu erſticken ſuchte: ſo gerieth ſie auf den Einfall, ihn durch folgende Liſt zu gleicher Zeit zu beſchämen, zu beſſern und vielleicht wieder zu gewinnen. Sie ſagte ſich in einem Briefe völlig von ihm los, und bat nur noch um einen einzigen Beſuch. Er erſchien. Sie überredete ihn, daß in dem Kaffee, mit dem ſie ihn bewirthete, das ſtärkſte Gift geweſen. Sie habe dieß veranſtaltet, um ſich an dem Urheber ihres Unglücks zu rächen, und glaube um ſo viel weniger ſtrafbar zu ſein, da ſie nichts gethan, als ſeine eignen Grundſätze, die ſie ihrer gekränkten Liebe und Eiferſucht gemäß gefunden, ausgeübt habe. Er gerieth in das tödtlichſte Schrecken, und wurde äußerſt verzagt und fromm. Da ſie ihn einige Zeit in der Unwiſſenheit gelaſſen, entdeckte ſie ihm die Sache: er kam dadurch zur Vernunft, und heirathete ſie, wenn ich es anders noch recht weiß *). So viel aber weiß ich, daß die Situationen ungemein gut angelegt, die Charaktere wohl ausgebildet, der Dialog launig und munter und die Handlung ſehr intereſſant war. Er hatte noch ein anderes kleineres Stück bereits angelegt, das, wo ich mich nicht irre, eine kleine Feengeſchichte zum Grunde hatte. Einige Anzeigen laſſen auch vermuthen, daß er Etwas, von der ſchweren Kunſt, mit der Welt zufrieden zu ſein, müſſe ausgearbeitet haben. Endlich hatte er einen ſehr angenehmen Briefwechſel mit

---

*) Wir laſſen hier Rabener's vertrauten Freund weiter erzählen.

verſchiedenen ſeiner Freunde geſammelt, von dem die wenigen hier befindlichen Briefe ein bloßer Ueberreſt ſind. Warum bemächtigte ich mich doch damals nicht dieſer Papiere, und wendete dadurch wenigſtens Einen Verluſt ab, den der Krieg anrichten ſollte!

Dieſer brach bald aus. Ich brauche wenig davon zu ſagen. Die meiſten Briefe der folgenden Sammlung ſind während deſſelben geſchrieben. Sie enthalten davon viele Umſtände, und werden alſo auch ſelber für diejenigen intereſſant ſein, die, gegen den Witz gleichgültig, aus bloßer Neugier leſen. Er wurde von den vornehmſten Offizieren des preußiſchen Heers, die damals in Dresden waren, aufgeſucht, geliebt und hochgeſchätzt. Der Prinz Heinrich ſah ihn mehr als einmal. Selbſt der König verlangte ihn zu ſprechen. Dieſe Unterredung hätte für unſern Rabener und für die deutſchen Muſen gleich vortheilhaft ſein können. Denn er beſaß Alles, was zu einer ſolchen Unterredung gehört, äußerlichen Anſtand, Klugheit und Gegenwart des Geiſtes: aber ſie hatte nicht ſtatt, da der König plötzlich aufbrach, und, ſo viel ich mich erinnere, niemals, oder doch nur auf kurze Zeit wieder nach Dresden kam. Indeſſen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 beſuchte Rabener ſeine Freunde in Leipzig, nachdem ſchon der größte

Theil ſeiner Amtsarbeiten aufgehört hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch ſein Geiſt! doch ſchien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu ſehen. Er nahm daher mit mir die Verabredung, daß er zwei Abſchriften von ſeinen bereits verfertigten ſatiriſchen Aufſätzen nehmen, und eine davon mir anvertrauen wollte. Da aber nach ſeiner Rückreiſe der Briefwechſel zwiſchen hier und Dresden durch die feindlichen Heere unterbrochen, die Packete eröffnet wurden, und viele dadurch verloren gingen, oder in fremde Hände kamen, ſo vertraute er das eine Exemplar einem andern ſeiner Freunde in Dresden, und behielt das Original bei ſich.

Es folgte die unglückliche Belagerung von Dresden im Monat Juli des 1760ſten Jahres. In dem dadurch entſtandenen Brande gingen ſeine vorher angezeigten Handſchriften ſowohl im Originale, als in der Abſchrift darauf: denn beide Häuſer, wo er ſie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flammen. Die Beſchreibung dieſer Verwüſtung mögen die Leſer in ſeinem lebhaften Briefe an den Herrn Hofrath Ferber nach Warſchau vom 16. Auguſt leſen: ein Brief, der ihm in der Folge beinah ſo viel Verdruß, als ſein Verluſt bei der Einäſcherung des Hauſes, das er bewohnte, ſelbſt machen mußte. Ein unvorſichtiger Freund, dem er in Vertrauen war gezeigt worden, hatte vermuthlich heimlich eine Abſchrift davon genommen. Bald war dieſer Brief faſt durch ganz Deutſchland in allen Händen: kein Wunder, daß ſich ein eigennütziger Buchhändler deſſen bemächtigte. Er ward, nebſt ein paar auf gleiche Art erhaſchten Gellertſchen Briefen, gedruckt, an zehn Orten gedruckt. Da er mit vieler Freimüthigkeit und Laune geſchrieben, und Dresden noch in der Gewalt einer fremden Macht war, ſo konnte er in der That nicht ganz außer Sorge wegen der Folgen ſein. Noch unangenehmer waren ihm die falſchen Urtheile, die Viele nach dieſem Briefe von ſeinem Charakter fällten. Bei einer ſo traurigen Begebenheit noch das Lächerliche bemerken und darüber ſpotten zu können, ſchien Vielen Leichtſinn und ein hartes unempfindliches Herz zu verrathen. Es wäre jetzt ſehr unnöthig, Rabener wegen dieſes Briefes zu rechtfertigen. Erſtlich hat er dieſes ſelbſt in der Vorrede zur ſechſten Auflage ſeiner ſatiriſchen Schriften gethan: und überdieß iſt es jetzt, nachdem die erſten ſtärkſten Eindrücke dieſes unglücklichen Vorfalls erloſchen ſind, mehr einem Jeden möglich, ſich an Rabener's Stelle zu ſetzen. Empfindlichkeit bei der Noth Anderer, beſonders bei einer allgemeinen Noth, iſt eine nothwendige Eigenſchaft eines guten Charakters, aber nicht Niedergeſchlagenheit. Wenn ein Mann bei dem Unglück noch Gegenwart des Geiſtes behält: ſo wird er auch ſtets noch ſeine gewöhnliche Denkungsart dabei äußern, und die, ſeinem Genie gemäßen Beobachtungen oder Betrachtungen anſtellen. Nur durch eine gänzliche Zerrüttung der Seele kann die Aeußerung des Temperaments und der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen eines Mannes aufgehoben werden. Und durfte Rabener alſo ſeine Gabe, das Lächerliche zu ſehen, auch bei dem Unglück beibehalten: ſo konnte es ihm bei dieſer Gelegenheit auch nicht an Gegenſtänden dazu fehlen. Auch der Muthloſeſte, dem bei der gegenwärtigen Gefahr kein, auch im geringſten Grade ſcherzhafter Gedanke einfällt, erinnert ſich doch, wenn ſie vorbei iſt, vielleicht aus keinem Auftritt ſeines Lebens mehr lächerlicher Handlungen von ſich und Anderen. Nichts läßt uns leichter in das Lächerliche verfallen, als die Furcht, wenn ſie ausſchweifend wird, und die Mittel zur Rettung nicht mehr nach Ueberlegung wählt. Ueberdieß wird das, was an ſich nur im geringen Grade luſtig war, durch den Kontraſt des Unglücks ſelbſt, wenn man nunmehr von dieſem befreit und davor ſicher iſt, noch weit lächerlicher. Und Rabener's Brief war in der That vier Wochen nach der Begebenheit, die er erzählt, geſchrieben: er war an einen vertrauten Freund geſchrieben, mit dem Rabener zu ſcherzen gewohnt war, und enthält am Ende nichts, was nicht auch der mitleidigſte Mann in ſolchen Umſtänden hätte ſchreiben können.

Die Perſonen, von welchen er in dieſen Briefen am freimüthigſten geſprochen hatte, wurden am wenigſten dadurch beleidigt. Viele Staabsoffiziere der kaiſerlichen Armee waren ſeine Freunde, und einer davon bezeigte ihm noch nach dem Kriege ſeine und ſeiner Mitbrüder Hochachtung und Freundſchaft. Rabener's Antwort darauf iſt merkwürdig genug, hier eingerückt zu werden, da ſie ſich nicht in der Sammlung ſeiner freundſchaftlichen Briefe findet:

„Wie freundſchaftlich haben mich Ew. H. mit Ihrem angenehmen Briefe überraſcht! Ich war ſchon ganz kleinmüthig, weil ich in der That befürchtete, Sie, mein theuerſter Herr, hätten mich vergeſſen: und wie ſollten Sie nicht mitten unter Ihren Geſchäften und einem ruhigen Ueberfluß einen armen ſchüchternen Flüchtling vergeſſen, der keine Vorzüge weiter hat, als Ihre Freundſchaft!

Ihr Brief traf mich eben auf meiner Brandſtelle an, wo ich mich auf eine traurige Art meiner Freunde und Feinde erinnerte. Aber das Vergnügen, von Ihnen einen Brief zu erhalten, war ſo groß, daß ich Verluſt und Feinde vergaß, und nur an meinen A** dachte.

In der That koſtet mich dieſer unglückliche Krieg ſehr viel, ungeachtet ich, das weiß der Himmel! an dem ganzen Kriege nicht Schuld bin. Doch bin ich dadurch ſehr viel entſchädigt worden, daß ich unter feind- und freundſchaftlichen Armeen ſo viele rechtſchaffene Männer und würdige Freunde gefunden habe, und meinen redlichen, beſten A** — Ja, mein Herr, dieſe glückliche Bekanntſchaft bezahlt mir viele Angſt.

Werde ich Sie wohl jemals in meinem Leben wieder ſehen? Wohl niemals. Zwar wünſchte ich es ſehr. Aber ja ohne das große Gefolge: ja nicht auf ihrem bunten Berufsfuchſe auf dem Paradeplatz!

Niemand von Ihren beſten Freunden kann Ihnen mehr Glück wünſchen, als ich für Sie alle Tage vom Himmel erbete: denn Sie müſſen wiſſen, daß Ihr freundſchaftlicher Ketzer oft betet, und niemals eifriger, als wenn er wünſcht, daß es Ihnen wohl gehen ſoll.

Meine Geſundheitsumſtände ſind leidlich genug, ob ich ſchon dieſen Sommer über immer gekränkelt habe, welches eine Folge von den bisherigen Beängſtigungen ſein mag. Meine Feinde ſagen, es wäre ein Anfang von dem Podagra: aber nur meine Feinde ſagen es. Ich wüßte nicht, wo es herkäme. Von hübſchen Mädchen? — Sie haben ja das Podagra nicht? Alſo von hübſchen Mädchen kann es nicht ſein. Vom Zorn? Gewiß vom

Zorn nicht: denn ich lache mehr über die Welt, als ich mich über ſie ärgere. Vom Wein? Wenigſtens vom Tokaier nicht. Ich glaube alſo, Gott verzeihe mir's! daß ich, wenn es ja das Podagra ſein ſoll, es von ihrem Paſſe habe, und von der Angſt, in der ich damals war.

Sie wiſſen die großen Veränderungen, die ſeit dem 5. November bei uns vorgefallen ſind. Sie würden Dresden kaum mehr kennen, ſo aufgeheitert, ſo freudig, ſo hoffnungsvoll ſind wir bei unſrer neuen Herrſchaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht iſt es doch einem Fürſten, von ſeinen Unterthanen geliebt zu werden! Gott zeigt uns die glücklichſten Ausſichten, nachdem wir, wie Ew. H. ſich ſehr wohl ausdrücken, die Rechte des Herrn in ſeinem Grimm haben kennen lernen. Gebe Gott, daß wir uns beſſern, und daß auch alle diejenigen ſich bekehren, die an unſerer Beſſerung ſieben Jahre lang gearbeitet haben! Ich umarme Sie und küſſe Sie, und werde nie aufhören, Ihr Freund zu ſein, wenn man mir es auch bei Feuer und Schwert unterſagte. Leben Sie wohl, und gönnen mir unverändert Ihr freundſchaftliches Andenken."

R.

Der Friede brachte Rabener neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnung ſeines Fürſten. Er wurde Steuerrath. Die Leſer werden in dem folgenden Brief, wo er mir ſelbſt dieſe ſeine Beförderung meldet, einen Mann erkennen, der viel und in ſolchen Geſchäften zu arbeiten, wo er nach ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen recht nützlich ſein kann, für ein größeres Glück hält, als Vermögen und Rang.

„Wenn Sie, mein beſter Freund, erfahren, daß ich Steuerrath geworden bin, ſo glauben Sie nur nicht, daß ich deßwegen einen Heiligenſchein um den Kopf bekommen habe. Sie wiſſen, wie ich über dieſen Artikel denke. Was mir die Sache angenehm macht, iſt, daß es ganz ohne mein Vorwiſſen, unter den gnädigſten Ausdrücken, als wirklicher Steuerrath, nebſt einer nähern Verbindung mit dem Collegio, mit Beibehaltung meines bisherigen Amts, mit einem dieſem Charakter gewöhnlichen Rang, mit etwas mehrerer Arbeit, ohne Beſoldungserhöhung geſchehen. Alles dieſes, und auch das Letzte, iſt mir um verſchiedener Urſachen willen lieb, die ich Ihnen ſchon mündlich ſagen werde. Man ließ mir verſchiedene Vorſchläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bei dem einen Vorſchlag mit weniger Arbeit, eine anſehnliche Verbeſſerung haben konnte. Ich habe ſie alle unterthänigſt verbeten, und geäußert, daß ich die Arbeit nicht ſcheue, mehr Beſoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange, und, ſo lange ich lebte, bei der Steuer zu bleiben wünſchte, wo ich meine Arbeit ſchon kenne, und meiner Vorgeſetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundſchaft habe ꝛc. Unſer höchſtſeliger und ewiggeliebter Kurfürſt *) fand dieſes Alles billig, und fiel von ſelbſt auf dieſe Einrichtung, die nun mit mir getroffen iſt. Bin ich nicht ein philoſophiſcher Narr? Aber glauben Sie, mein liebſter Weiße, ich befinde mich, wo ich bin und wie ich bin, recht wohl. Lateo bene, et bene vivo! **) Bleiben Sie des Steuerraths wahrer und zärtlicher Freund, wie Sie es vom Steuerreviſor und Sekretär allezeit geweſen ſind, ſo bin ich glücklich. Ich küſſe Ihrer rechtſchaffenen Frau mit dem demüthigſten Stolze eines nagelneuen Steuerraths — erſchrecken Sie nicht — die Hände. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie tauſendmal."

Rabener.

Seit dieſer Zeit ſah ich ihn jährlich zweimal, in der Oſter- und Michaelismeſſe, und während dieſer Meſſen täglich. Ich ermunterte ihn, einen Verſuch zu Wiederherſtellung ſeiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derſelben noch lebhaft wären. Einige davon, und insbeſondere die Entzückungen, deren ich oben gedacht habe, ſchien er ſelbſt vorzüglich zu bedauern. Aber er war dem ungeachtet unbeweglich. Seine Amtsgeſchäfte, ſagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsſtunden zu allen Schriftſtellerarbeiten unfähig und ſtumpf. Ueberdieß würde jetzt ſein Spott nicht mehr lachend, ſondern bitter ſein, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen: und endlich, ſetzte er im Scherz hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben. Alles, was ich über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, die ich jetzt herausgebe, ſammelte und niederlegte. Er wollte durchaus nichts bei ſeinem Leben drucken laſſen, weil er dadurch am beſten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider ſeinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deßwegen in der Vorrede zur ſechsten Ausgabe ſeiner Schriften dieſe Sammlung an, und erklärte, daß nichts Anderes, weder bei ſeinem Leben, noch nach ſeinem Tode gedruckt und als eine authentiſche Schrift von ihm ſollte erkannt werden. Ich wiederhole hier dieſe Erklärung, und hoffe, daß es meinen ſeligen Freund vor der Eitelkeit oder dem Eigennutz derjenigen ſchützen wird, die durch die Herausgabe untergeſchobener oder verworfener Aufſätze von ihm ſich könnten ehren oder bereichern wollen.

---

*) Friederich Chriſtian.

**) Ich bin glücklich verborgen, und lebe glücklich.

Indeſſen iſt auch bloß dieſe Sammlung von Briefen ein ſchätzbares Geſchenk für das Publikum, und in ſo fern es den Mann ſelbſt nicht bloß nach ſeinem Witz will kennen lernen, noch erheblicher, als irgend einer ſeiner Aufſätze. Dieſe Briefe ſind alle wirklich von ihm geſchrieben und gar nicht geändert worden. Er dachte noch nicht daran, als er ſie ſchrieb, daß ſie jemals ſollten gedruckt werden, und die Leſer ſehen ihn alſo darin wirklich ſo, wie er ſich ſeinen vertrauteſten Freunden zeigte. Die Urtheile und die Geſinnungen, die darin vorkommen, ſind die, welche er wirklich hatte. Die Gelegenheiten, bei denen er ſie äußert, ſind wirkliche Begebenheiten; Alles iſt in dieſen Briefen Wahrheit und Natur. Solche Briefe aber, wenn ihr Inhalt nur einigermaßen erheblich iſt, ſind immer der beſten Lebensbeſchreibung vorzuziehen. Es iſt unmöglich, daß ſich nicht in dieſe das Vorurtheil oder die Neigung deſſen, der ſie ſchreibt, mit einmiſche: iſt unmöglich, daß er von den Umſtänden, die den Charakter entdecken, ſo vollkommen unterrichtet ſei, daß er in der Erzählung keinen verſtellen, nicht ſeine Schlüſſe für wirkliche Facta angeben ſollte. Aber in den Briefen des Mannes wird er ſelbſt ſein eigener Geſchichtſchreiber, und zwar der Geſchichtſchreiber derjenigen Begebenheit, die jetzt erſt vorgegangen: er ſchildert den Zuſtand der Seele, in welchem er ſich eben jetzt befindet, und wenn er uns auch nichts Wichtiges von ſeinen Begebenheiten erzählt (denn freilich ſind dieſe Briefe nicht gleich intereſſant): ſo läßt er uns doch tiefer in die Natur ſeiner Empfindungen und Gedanken hineinſehen. Und gewiß, unſer Rabener wagt nichts, wenn er ſich der Welt ſo zeigt, wie er war. Einige Leute können zuweilen ſeine Munterkeit zu ausgelaſſen und ſeinen Spott zu beißend, aber kein Menſch wird ſein Herz böſe finden. Er ſah vielleicht zuweilen dasjenige von einer lächerlichen Seite an, was Andere nur ernſthafter Betrachtungen fähig halten; aber niemals lachte er in der Abſicht, Jemand zu beleidigen, oder ihm zu ſchaden.

Ich hätte dieſe Sammlung mit Briefen, die er an mich geſchrieben, vermehren können. Aber die älteſten, die die wichtigſten und zu einer Zeit geſchrieben waren, wo er ſich noch mehr mit dem Witze und der Leſung neuer Schriften unterhielt, habe ich unglücklicherweiſe verloren, und die ſpäteren enthalten bloß Privatangelegenheiten. Dieſes gilt auch von vielen andern Briefen, die er an verſchiedene ſeiner übrigen vertrauten Freunde geſchrieben.

Von dieſer Zeit an fing ſeine Geſundheit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle vom Podagra. Er verlor es wieder, vielleicht weil ihn ſeine Geſchäfte hinderten, dieſe heilſame Krankheit, die oft das Zeichen eines ſonſt dauerhaften und feſten Körpers iſt, gehörig abzuwarten. Im Jahr 1767 bekam er den erſten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismeſſe nach Dresden zurückkam. Er erzählt mir dieſes in dem folgenden Briefe mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit.

Am 30. Oktober 1767.

Liebſter, beſter Freund.

Sonnabends halb zwei Uhr fuhr ich von Ihnen wohl geſättigt ab, und kam bei garſtigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr in Dresden glücklich an. — Aber wie befinden Sie ſich mit Ihrer guten kranken Frau? Das will ich vorher wiſſen. — Dienſtags Abends ſpeiſte ich, oder ſaß vielmehr bei einem guten Freunde, aß gar nichts, und trank nur ein Glas Waſſer; ſetzte mich geſund nieder, und ſtund krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeſchlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bei manchen Worten die Sprache ſtammelnd und ſchwer war. Die Nacht ging noch gut vorbei. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte, nach eingenommener Arznei, über

Hals und Kopf zur Ader laſſen, lariren, ſchröpfen u. ſ. w., und ſo iſt es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarreſt, befinde mich aber ziemlich beſſer. Wenn die Holoplegie kommt — adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer beſten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu, Spargel, Auſtern, Lerchen und Witz! Was meinen Sie, ſoll daraus werden? Der erſte Schritt zum Grabe wäre alſo gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu Allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unſer beſter Herr von Hagedorn hat mir den Vorſchlag gethan, mich und Dietrich von unſerm berühmten Graff für ſein Kabinet malen zu laſſen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden: aber nicht eher, als bis ich geſund bin: denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen laſſen.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Allen meinen Freunden mein krankes Kompliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich ſoll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das?

Leben Sie wohl, liebſter Weiße, lieben Sie unaufhörlich

Ihren

Rabener.

Dieſer Anfall gab nebſt einem andern kleinen Umſtand wenig Wochen darauf zu dem Gerücht Anlaß, daß **Rabener** geſtorben ſei. Ich ſelbſt beweinte ſchon meinen Freund, ſo ſicher ſchienen die Nachrichten, die davon acht Tage lang nach Leipzig kamen, als ich unvermuthet folgenden angenehmen Brief erhielt.

Am 22. November 1767.

Noch lebe ich, mein liebſter Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgeſprengt haben. Denn am heiligen Abend vor dem Bußtag war die ganze Stadt voll, ich ſei geſtorben, ungeachtet meine Geſundheitsumſtände nicht gefährlicher waren, als ſonſt. Das verurſachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hauſe das Martinſingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chor mit Fackeln verrichten ließ. Daran ſtarb ich, und hatte noch das ſeltene Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fenſters lauſchte, und mein Sterbelied mitſang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verſchiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man ungefähr nach meinem Tode von mir ſagen wird, und ſo zufrieden ich auch damit ſein kann, ſo habe ich doch deßwegen nicht Luſt, eher zu ſterben, oder mir den Faden abſchneiden zu laſſen, als bis mein Knaul ganz abgeſponnen iſt.

In der That habe ich vier Wochen unmenſchlich ausgeſtanden, verſchiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geſchlafen, und Alles an einem arthritiſchen Huſten, den mein Arzt ein beneficium naturae *) zu nennen beliebt. Wäre dieſer nicht noch zur rechten Zeit gekommen, ſo wäre ich, ſpricht der böſe Mann, an einem Steckfluſſe ohne Rettung geſtorben. Denken Sie, beſter Freund, was meine Natur für eine hämiſche Natur ſein muß. Erſt eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon geſagt; hinterdrein ein Steckfluß, ohne den geringſten Wink zu geben, daß ich dem Tode ſo nahe wäre, als ob dieß nur ſo ein Spaß wäre? Warte, Natur! Ich habe dich ſo väterlich gepflegt! Iſt das der Dank? Warte, warte! Wie eine Bauernnatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal geſund!

Noch bin ich es nicht, und die Luft kann ich gar nicht vertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen! aber ich habe mich auch recht geſperrt. In's Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer reiſen, um mir mit vielen Koſten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine ganze Krankheit iſt ein zurückgebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, in die äußerlichen Theile zu treten.

---

*) Eine Wohlthat der Natur.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechiſch und Lateiniſch dazu gehört, wenn man ſterben ſoll. Und am Schlage und Steckfluſſe! Kann man ſich wohl einen ſanftern Tod wünſchen? Iſt das nicht eine wahre *εὐθανασία*? (ein ſeliger Tod). Aber für dasmal hat es nicht ſein ſollen, und Sie können bei Allen, die mich todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe, ja, daß ich auf dem Wege bin, deſto geſünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde, und zur Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie denn mit Ihrer guten Frau und Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich und bleiben der Freund

Ihres

Rabener.

Rabener ging auch wirklich das folgende Jahr 1768 ins Karlsbad. Die erwarteten Folgen blieben aus: es fand ſich hingegen ein periodiſcher Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen, weit härtern Anfall vom Schlage den 7. März 1769. „Jener,“ ſchrieb er mir, „hieß Hemiplegie, und ließ an

„der linken Seite unangenehme Empfindungen „zurück: der jetzige Apoplexia sanguinea, und „das heftig wallende Blut drängte ſich dergeſtalt „zum Gehirn, daß ich mich noch jetzt nicht von „dem grauſamen Schwindel erholen kann u. ſ. w.“

Seit dieſem Anfall erholte er ſich niemals ganz wieder. Seine Kräfte verloren ſich, ſeine Munterkeit, ſein Witz ſelbſt nahm ab. Ich ſah ihn noch ein paar Meſſen, aber ich erkannte nur ſchwach meinen ehemaligen geſellſchaftlichen, luſtigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Geſellſchaft mitbrachte. Beſonders merklich war dieſe Veränderung in der Oſtermeſſe 1770. Er kam zu ſeinen Freunden, mehr um bei ihnen auszuruhen, als ſich bei ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber ſie waren ſeltener, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beſchwerlich, und er brauchte Gehülfen, mit einem Worte, ſein Geiſt ſchien in dem Streite mit ſeinem Körper, den er ſo lange ausgehalten hatte, endlich zu unterliegen.

Wir ſahen ihn da in Leipzig zum letzenmale. Sein Abſchied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte ſeyn würde; ſondern weil er ſich genöthiget ſah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er ins Künftige nur alle Oſtermeſſen hieher kommen wollte. Er hatte ſo viel Liebe für dieſen Ort, und für die Freunde, die er hier beſaß, daß er ungern dem Vergnügen entſagte, ſie zweimal des Jahres zu ſehen. Der folgende Sommer und auch ein Theil des Winters war leidlich genug, doch vermehrte ſich ſeine Entkräftung des Kopfs hauptſächlich in Abſicht des Gedächtniſſes, und ſein Schwindel beſtändig. Aber die Annäherung der Oſtermeſſe erfüllte ihn mit Vergnügen und Hoffnung. Die Vorſehung hat dieſe nicht erfüllt. Zu Ende der damaligen Steuerſeſſionen überfiel in eine Art eines Steckfluſſes. Ein ſich dazu geſellendes Fieber aber, nebſt einigen andern guten Umſtänden ließen noch Hoffnung übrig, daß auch dieſesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor ſeinem Tode fand ſich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorherſah, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren ſchienen. Den 22. März ſtand er des Morgens früh auf, ſagte, daß er ſich wohl befände, trank ſeinen Kaffee ruhig, nahm den Beſuch eines Freundes an, und redete von ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach Leipzig. Gegen zehn Uhr ſetzte er ſich auf den Sopha, fing ein wenig an zu ſchlummern, und nachdem er wieder jählings erwachte, rief er ſeinen Bedienten, ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte, und es erfolgte ſein Tod, ein ſchleuniger Tod, ohne Schmerzen, ſo wie er ſichs gewünſcht hatte. Den

26. März wurde er früh unter den Lobſprüchen ſeiner Vorgeſetzten und Collegen, und unter den Thränen ſeiner zahlreichen Freunde, auf dem ſogenannten böhmiſchen Kirchhof, in der Rathsgruft ſeinem Stande gemäß beigeſetzt. Einer ſeiner Freunde, der Herr geheime Kabinetsſekretär Müldener, hielt ihm eine Standrede, die ſeiner würdig war. Ganz gewiß war er einer der ausgezeichnetſten Geiſter ſeiner Zeit. Deutſchland verlor an ihm einen ſeiner erſten und beſten Schriftſteller, ſein Vaterland einen Patrioten und arbeitſamen Bürger, ſein Fürſt den getreueſten Diener, ſeine Freunde den rechtſchaffenſten, den edelſten Freund.“

So weit Weiße.

Das Publikum wird es dem neueſten Herausgeber von Rabener's Schriften nicht nur verzeihen, ſondern ſogar Dank wiſſen, daß er einen intimen Freund Rabener's über die letzten Schickſale Rabener's redend einführte, und mehrere der intereſſanteſten Briefe Rabener's an dieſen beifügte. Mit welcher Seelenruhe, mit welcher Heiterkeit und rührenden Laune ſpricht Rabener in denſeben von ſeinem Tode! Wie ergreifend ſind ſeine einfachen Worte: „Wie Gott will. Ich bin zu Allem bereit. Hier kann ich ja doch nicht bleiben.“

Wo die Selbſtbiographie eines großen Mannes fehlt, da kann nur der vertrauteſte Freund die beſte geben; ſeine Frau ſchon nicht. Und Rabener hatte nicht einmal eine Frau.

Wir fügen jetzt nur noch eine kurze Charakteriſtik Rabener's und einige Notizen über ſeine Werke bei.

Des Menſchen Leben iſt der Menſch ſelbſt. Aber oft leben die außerordentlichſten Menſchen am einfachſten, wie ſelbſt Friedrich der Große und Napoleon es thaten. Rabener hielt es durchaus mit der Wahrheit und Natur. Es war an ihm nichts Gekünſteltes und Geſuchtes im Aeußern, und ſo waren auch ſeine geiſtigen Vorzüge Gaben der Natur. Wo er das Leben packte, mochte es als Geſchäftsmann oder Schriftſteller ſein, da packte er es mit feſtem ſicherm Griff, und zugleich mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines geübten Athleten. Seine Einfälle ſprangen gerüſtet und keck um ſich ſchauend wie Pallas aus dem Haupte Jupiters hervor; ſein Geiſt war ein ſprudelnder Quell von Humor und unverſiegtem, heiterm, lachenden Witz, gegen den ſich die trüben, unfruchtbaren, geſchraubten, herausgezwungenen, naiv ſein ſollenden und nur verſtimmenden, vornehm-ſpöttelnden, genialiſchen Purzelbäume unſerer neueſten pikanten Geiſter wie Schnaps gegen ächten, guten, alten Rheinwein verhalten. Ordentliche Humoriſten und Satiriker haben wir gar nicht mehr. Wenn man die Leutchen anſieht, die ſich in unſerer Zeit dafür ausgeben, ſo möchte man lieber weinen, als lachen, ſo triſt ſehen ſie aus. Rabener war immer ſo heiter, daß kein Verdruß ſeine Laune ſtörte, und daß, wer ihn nur ſah, durch ſeinen bloßen Anblick von der Melancholie zur Fröhlichkeit umgeſtimmt wurde. Alle unangenehmen äußeren Eindrücke berührten ihn nur leicht, wie ein in einen Fluß geworfenes Steinchen, das höchſtens ein paar kleine Ringel bildet, die von den froh daherrollenden Wellen ſogleich verwiſcht werden. Einen beſſern Geſellſchafter als ihn hat es kaum je gegeben. Er machte ſchon durch ſeinen Eintritt ganze Verſammlungen aufleben. Groß war ſein Erzählnngs- und Spotttalent, mit welchem letzteren er jedoch nie beleidigte. Den Furchtſamen ſchonte er, den Kecken hielt er in Schranken. Nie überſchritt ſein Scherz die Grenzen des Anſtandes und der Sittlichkeit. Er war freimüthig, ohne unbeſcheiden, und offenherzig, ohne geſchwätzig zu ſein. Weder Perſon noch Stand hielten ihn zurück, die Wahrheit zu ſagen. Schwer hielt es, ſein Vertrauen zu erwerben. Aber wem dieß einmal gelang, dem war er auch um ſo feſterer und treuerer Freund, und dem diente er mit ſeinem Vermögen, mit Empfehlung, mit Rath und Belehrung, ſo weit er nur vermochte. Unermüdlich war er thätig, und opferte Geſundheit und Vergnügen ſeinen Geſchäften auf. Die Steuerſekretariatsexpedition hat von ihm ein Denkmal ſeines Fleißes in fünf Folianten, mit einem ungeheuren Fleiß aus den älteſten Archiven, Landtagsakten, Reſcripten und Mandaten geſammelt, und mit einem alphabetiſchen Verzeichniß verſehen. An dieſe Sammlung ſchließt ſich eine zweite unter dem Titel: „Repertorium annale“ an, in welcher er alles die Steuerverfaſſung Betreffende von dem 15ten Jahrhundert an chronologiſch ordnete, und zugleich überall die Quellen angab. Außerdem ſchrieb er noch einen Band, ſchon als Steuerreviſor, über die Grundſätze der Steuerverfaſſung, die er darin mit Stellen aus dem bürgerlichen, kanoniſchen und Lehnrecht erläuterte, und welchen er im Scherz den „Steuerkatechismus“ zu nennen pflegte.

Gegen ſeine Collegen und Untergebenen war Rabener die Güte, Freundſchaft und Dienſtbefliſſenheit ſelbſt. Je ſtrenger er es mit ſich ſelbſt nahm, deſto nachſichtsvoller war er gegen Andere; dagegen zeigte er ſich auch öfters allen Bitten taub, wo man ſeiner Anſicht nach das Recht nicht auf ſeiner Seite hatte.

Jeden Tag theilte er ſtreng ab, und forderte von der Zeit ihren Tribut. Sehr früh ſtand er auf und machte die ſchwierigſten Geſchäfte zuerſt ab. Seine Mahlzeit war einfach und kurz. Er konnte kaum die Zeit erwarten, zu ſeinen Arbeiten zurückzukehren. Vergnügungen und Zerſtreuungen liebte der lebensfrohe Mann ſehr, doch maß er ſich dieſelben oft karg zu, und wußte ſtets die Grenze zu beachten, ſeiner höhern Beſtrebungen immer eingedenk.

Er kannte die Liebe, aber nicht die Wolluſt. Bei dem freiſten Scherz band er ſich ſtreng an die Geſetze des Anſtands und der Moral. Alle ſeine Freunde ermunterte er, ſo viel er konnte, ſich zu verheirathen; aber er ſelbſt wollte für ſeine Perſon dazu keine Anſtalt machen. Einmal ſtand er zwar ernſtlich im Begriff, ſich zu verehelichen, aber der Krieg und das Dresdener Bombardement kamen ihm drein, und es wurde nichts aus der Sache.

Man könnte ihm aus ſeiner Eheloſigkeit einen Vorwurf machen, aber es war ſchon zu ſeiner alten guten Zeit eben ſo, wie zu unſerer neuen, weit ſchlimmeren. Es gibt Fälle, wo ein Gelehrter bis gegen ſein dreißigſtes Jahr ſich enthält; aber was iſt dann der Lohn ſeiner Keuſchheit? Daß er am Ende der gemeinſten Buhlerin in den Rachen fällt. So iſt es mit vielen der edelſten, größten Geiſter gegangen, die wir nicht richten, die wir nur bedauern können. Exempla sunt odiosa. Im vierzigſten Jahr denkt ein

Mann ſchon mehr an den Tod, als an das Heirathen und an Kinder. Gelehrte, die privatiſiren, ſind in dieſem Punkte ſchlimmer daran, als katholiſche Geiſtliche, denen es kein vernünftiger Menſch im Geringſten verdenken wird, wenn ſie ſich den unſinnigen Cölibat zu erleichtern ſuchen.

Rabener beſuchte ſogar, was bei heutigen Literaten wohl gar nicht vorkommt, pünktlich die Kirche. Einen Laube oder Gutzkow kann ich mir gar nicht in einer Kirche denken.

Rabener war ferner ein ordentlicher Haushalter; er ſparte, ohne karg, er war freigebig, ohne verſchwenderiſch zu ſein. — Er verachtete jedes Lob, das ihm als leere Schmeichelei erſchien, zumal wenn es ihm in ſeiner Gegenwart ertheilt wurde. Einer, der ihn einmal als den großen Rabener vorſtellte, erhielt von ihm eine Antwort, die ihn ſehr verſtändlich auf ſeine eigene Kleinheit zurückwies.

Rabener war ein mittelgroßer, wohlgebauter Mann. In ſeiner Kleidung liebte er die Reinlichkeit, und verabſcheute den modiſchen Luxus. Sein Auge kündete die unverwüſtliche Heiterkeit ſeines Geiſtes und ſeine ſatiriſche Laune an. Das beſte Kupfer von ihm lieferte kurz nach ſeinem Tode Bauſe; der Maler Graff in Dresden hatte es zuvor gemalt. Es ſoll in Betreff der

Natur ſo ähnlich, als in Betreff der Kunſt ſchön ſein.

Ueber die Bilder großer Männer ließe ſich ein großes Lamento anſtimmen. Immer malt man ſolche Leute erſt in geſetzten Jahren, oder ſogar auf dem Sterbebette. Wie durchaus unſchön und unäſthetiſch! Wenn ich einen Napoleon ſo mit geſchloſſenen Augen daliegen ſehe, ſo fallen mir die Würmer ein, die ſchon an ihm nagen, und der ganze Genuß iſt zum Teufel. Und vollends ein ſchönes Frauenzimmer! Doch ſo dumm iſt wohl kein Maler, daß er ein ſolches todt malen ſollte, die ohne Leben gar nichts iſt! Indeß, es gibt eben ſo dumme Maler, als Poeten und Kritiker, und ich will nicht dafür ſtehen, daß dieß nicht geſchehen iſt.

Rabener's Schriften wurden in mehrere fremde Sprachen überſetzt. In Frankreich vereinigten ſich zwei Gelehrte, ein gewiſſer Sellius, ein geborener Deutſcher, und Herr de Chardin, zu dem Zweck, Rabener nach Frankreich zu verpflanzen. Jener überſetzte aus dem Original in ſchlecht franzöſiſch, dieſer aus dem ſchlechteren in beſſeres. Einzelne Piecen Rabener's erſchienen, weit beſſer überſetzt in der Choix literaire, die in Genf herauskam, ſo wie auch in dem pariſer Journal étranger.

In London erſchienen gleichfalls von Rabener zwei Theile einer engliſchen Ueberſetzung. Doch dieſe Ueberſetzung war ſchlecht.

Eine vortreffliche holländiſche Ueberſetzung ſeiner Schriften erſchien in vier Bänden zu Amſterdam; Einzelnes von ihm wurde auch in das Däniſche und Schwediſche übertragen.

Doch wir ſcheiden von Rabener mit ein paar Schlußbemerkungen.

Rabener's Satire iſt frei von dem Fehler der Perſönlichkeit, weil er es immer nur auf die Sache münzte. Er geißelte das Laſter und die Thorheit, ohne der Perſon zu grollen. Selten machte er Ungereimtheiten lächerlich, die wegen der zu großen Nähe des Verehrungswürdigen eine ſchonende Rückſicht verdienten. Er ſelbſt ſpricht ſich über die Tendenz ſeiner Satire mit folgenden Worten aus: „Wer den Namen eines Satirenſchreibers verdienen will, deſſen „Herz muß redlich ſein. Er muß die Tugend, „die er Andre lehrt, für den einzigen Grund des „wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der „Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. Nach „der Religion muß ihm der Thron des Fürſten „und das Anſehen der Obern das Heiligſte ſein. „Die Religion und den Fürſten zu beleidigen, iſt „ihm der ſchrecklichſte Gedanke. Er liebt ſeinen „Mitbürger aufrichtig. Iſt dieſer laſterhaft, ſo

„liebt er den Mitbürger doch, und verabſcheut „den Laſterhaften. Die Laſter wird er tadeln, „ohne der öffentlichen Beſchimpfung die Perſon „desjenigen auszuſtellen, welcher laſterhaft iſt, und „noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle „Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott „dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und „einen Andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich „und laſterhaft zu ſein. Er muß die Welt und „das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen „Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß liebreich ſein, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer „ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, „was er in einen ſcherzhaften Vor[illegible] einkleiden „will“. Es ſind drei ſchwere Fragen, die **Rabener** jedem Satirenſchreiber an ſich zu thun vorlegt. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unſern Feind zu beſſern? Hat er die Fehler auch wirklich an ſich, die wir lächerlich machen? — Unſer **Rabener** konnte ſie alle von ſich bejahen.

An einer andern Stelle ſagt **Rabener** über die Tendenz ſeiner Satire: „Die Charaktere meiner Thoren ſind allgemein: nicht ein einziger iſt „darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich „billig Anſpruch machen können. Zeichne ich das „Bild eines Hochmüthigen, ſo nehme ich die unverſchämte Stirne von Bav, die ſtolzen Augen-

„braunen von Mäv, die vornehm dummen Blicke „vom Gargil, die aufgeblaſenen Backen vom „Kriſpin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, „den aufgeblaſenen Bauch von Abraſt, den gebieteriſchen Gang von Neran; und aus dieſen ſieben ſchaffe ich einen hochmüthigen Narren, der „heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können „die Uebrigen ſagen, daß ich ſie gezeichnet habe? „Suffen wird auch noch leben, wenn ſie Alle „todt ſind, und ein Jeder von ihnen wird wohl „thun, wenn er ſich diejenigen Fehler abgewöhnt, „welche er in dieſer Kopie lächerlich findet“.

Doch da jetzt wohl Jeder ein genügendes Bild von Rabener gewonnen haben wird, ſo ſchließen wir, wie Beethoven in dem dritten Satz ſeiner A-dur-Symphonie — ex abrupto.

Satiren.

Vorbericht

zur erſten Ausgabe.

Von dem Mißbrauch der Satire.

Einige Urſachen haben mich veranlaßt, diejenigen ſatiriſchen Schriften in zwei Theile zuſammen zu bringen, welche ich ſeit einigen Jahren in verſchiedenen periodiſchen Blättern einzeln drucken laſſen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieſes Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Kritiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides iſt mit gutem Erfolg geſchehen. Ich bin ſo glücklich geweſen, daß die meiſten meiner Schriften öffentlichen Beifall gefunden haben, und die verbindliche Nachſicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich aufgemuntert, gegen mich ſelbſt deſto weniger Nachſicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubeſſern, welche man auf eine ſehr beſcheidene Art und mit gutem Grunde dabei ausgeſetzt; ſondern auch denen, ſo viel wie möglich, abzuhelfen, welche bei einer ſtrengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, dieſe Arbeit fortzuſetzen, wofern mich nicht mein unruhiges Amt zu ſehr zerſtreut, oder andere Vorfälle es hindern.

Vielleicht gibt es Leſer, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satiren zu ſchreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzſchrift für mich aufzuſetzen. Vernünftigen Leſern würde ich nichts Neues ſagen; für unvernünftige aber ſchreibe ich nicht.

Ich weiß wohl, wie zweideutig die Begriffe ſind, welche ſich Viele von der Satire machen. Sie ſind gar zu ſehr gewohnt, das Pasquill mit der Satire zu verwechſeln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähſchrift ſei, wo man, ohne ſich zu nennen, den ehrlichen Namen des Andern zu verunglimpfen, und ihm Laſter oder Verbrechen anzudichten ſucht; Sie wiſſen auch ſo viel, daß die Satire nur die Laſter der Menſchen, und das Lächerliche einer thörichten Aufführung durch Spotten kennbar zu machen ſucht, um Anderen einen Ekel davor beizubringen, und wo möglich, die Laſterhaften ſelbſt tugendhaft zu machen. Beides wiſſen ſie, und dennoch ſeufzen ſie über einen Satirenſchreiber ſo ſehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Urſachen dieſer ungereimten Urtheile liegen ſowohl an den Schriftſtellern, als an den Leſern.

Ich will mich bemühen, einige Urſachen aus einander zu ſetzen, warum viele Leſer auf eine ſo unbillige Art von der Satire urtheilen.

Die vorgefaßte Meinung iſt wohl eine der wichtigſten. Man hat es uns in unſrer Jugend geſagt, daß die Satire vom Pasquill wenig oder nichts unterſchieden ſei. Wir würden ſelbſt nachdenken müſſen, wenn wir dieſen Unterſchied finden wollten; oft aber können wir nicht ſelbſt denken, und noch öfter ſind wir zu bequem dazu. Ohne uns alſo weiter zu bekümmern, ſagen wir in kindlichem Gehorſam nach, was unſre Mutter und Großmutter vor uns geſagt haben; und dieſe waren doch auch chriſtliche Weiber! Dergleichen Leſer ſind in der That mehr zu bedauern, als zu beſtrafen. Sie können bei ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute ſein, denn viele Leute ſind auch aus Dummheit fromm, und ihre gute Abſichten erſetzen das, was ihnen am Verſtande fehlt.

Diejenigen ſind weit weniger zu entſchuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laſter lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet ſind, von ihrem unſchuldigen Nachbar alles Böſe zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenſchaften eingeben. Vielleicht halten dieſe es für einen Eingriff in ihr Amt: denn dazu haben ſie ſo viel Eigenliebe, daß ſie ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Abſichten eines Satirenſchreibers für Menſchenliebe halten ſollten. Gemeiniglich rührt ihre Wuth aus der Quelle ſo vieler Laſter, aus der Heuchelei, her. Sie fühlen es, daß ihre Aufführung ſchändlich iſt; ſie haben ſich zu lieb, als daß ſie ſolche ändern ſollten; ſie glauben, genug gethan zu haben, wenn ſie ihr einen guten Anſtrich geben. Sie eifern auf die Satiren, um auf die Verleumdung eifern zu können, nur unter dieſer ehrbaren Maske verfahren ſie lieblos mit ihrem Nächſten, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß ſie gefährliche Verleumder ſind. Denn wie wollte der ein Verleumder ſein, welcher eben um deßwillen die Satiren verflucht? Es kann ſein, daß ich dieſen niedrigen Geſchöpfen zu viel thue. Vielleicht iſt die Heuchelei nur in ihren jüngern Jahren die Urſache dieſer Ausſchweifungen; bei zunehmendem Alter erlangen ſie durch die unermüdete Uebung, Böſes zu reden, eine ſolche Fertigkeit darin, daß ſie es wirklich mit Ueberzeugung reden, daß ſie glauben, Buße zu predigen, wenn ſie läſtern, und daß ihnen die Satire im Ernſte verdächtig wird, weil ſie allein den Beruf haben, Heiden zu bekehren.

Bei Vielen iſt die Begierde, auf die Satire zu ſchmähen, nichts Anderes, als die Sprache eines böſen Gewiſſens. Davon ſind ſie überzeugt, daß die rühmliche Abſicht der Satire nur dieſe iſt, die Laſter zu verfolgen. Weil ſie aber ſo gar unempfindlich noch nicht ſind, daß ſie ihre eignen Laſter nicht wahrnehmen ſollten; ſo wird ihnen dieſe Abſicht ſchrecklich. Jeden Streich, der auf die Laſter geſchieht, fühlen ſie auf ihrem Rücken. Können dieſe wohl etwas Beſſers thun, als daß ſie dieſe Satire überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben ſie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn ſie dieſe große Abſicht erreichen? Nun mag die Satire wider die Laſter eifern; ſie iſt verdächtig. Man fängt an, Mitleid mit den Laſtern zu haben, weil man gehört hat, daß die Abſichten der Satire boshaft ſind, daß man nicht beſſern, ſondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laſter verfolgen, ſondern den armen unſchuldigen Nebenchriſten um ſeinen guten Namen bringen will. Hinter dieſes

Vorurtheil verbergen ſie ſich, und genießen ihre Laſter ruhig. Sucht man ſie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler, ſo ſchreien ſie über Gewalt, und man bedauert ſie, ſtatt daß man über ſie lachen ſollte. Mit einem Wort, ſie ſind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungeſtraft muthwillig ſein zu können.

Verſchiedene von ihnen ſind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satire abgeſchildert; ſie ſchweigen hämiſch dazu ſtill, und beſeufzen nur das Unrecht, welches Andere neben ihnen zugleich leiden müſſen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unparteiiſch zu ſcheinen, und von dieſen wieder vertheidigt zu werden. Können ſie gar ihre ungerechte Sache zur Sache des Herrn machen, ſo haben ſie doppelt gewonnen, und für einen laſterhaften Heuchler iſt nichts zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen Lehren ſeines Amts durch ein unheiliges Leben entkräftet, findet ſein Bild. Er erſchrickt, und ſchweigt. Er ſucht mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Ausdruck, welcher durch eine unbillige Auslegung den Verfaſſer zum Religionsſpötter machen kann. Er findet ein Wort, welches in ſeinem tückiſchen Munde zur Läſterung wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das Wehe! aus, und verdammt den Verfaſſer. Sein Pöbel, welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und verfolgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur aus wahrer Hochachtung für die Religion ihren laſterhaften Diener entlarven wollen. In der That ſind dieſe die gefährlichſten Feinde der Satire; aber eben um deßwillen verdienen ſie kein Mitleid, und die Religion ſelbſt fordert es, daß wir ſie, wenn gar keine Beſſerung zu hoffen iſt, ohne Barmherzigkeit vertilgen.

Es gibt noch andere Feinde der Satire. Dieſe ſind die traurigen Leſer. Sie ſind wirklich nicht untugendhaft; ſie haſſen die Laſter von Herzen; ſie würden es zufrieden ſein, wenn man alle Laſterhafte dem Teufel mit Leib und Seele übergäbe; aber ſpotten ſoll man nur nicht über die Laſter. Ich weiß nicht, wie dieſen engbrüſtigen Leuten zu helfen iſt; vielleicht weiß es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menſchen wird durch nichts ſo empfindlich gerührt, als wenn man ſie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen ſage, daß ihre Laſter abſcheulich ſind; wenn es hoch kommt, ſo werden ſie verdrüßlich. Aber alsdann ſchämen ſie ſich, wenn ich ihnen ihre Schoosſünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen ſie ſich brüſten, von der lächerlichen Seite zeige. Wir können unſern Kindern die äußerlichen Fehler des Uebelſtandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir ſolche vor ihren Augen nachahmen; ſie ſehen alsdann, wie häßlich ſie laſſen, und ſchämen ſich. Wollen wir erwachſenen Perſonen weniger Einſicht zutrauen? Wenn ich die Abſicht habe, zu beſſern; ſo thue ich am vernünftigſten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt hat. Inzwiſchen glaube ich, es wird gut ſein, wenn ich mit dieſen traurigen Feinden der Satire gemeine Sache mache. Sie ſollen mit den Laſtern zanken; ich will über die Laſter ſpotten. Vielleicht ſind wir glücklicher, wenn wir mit vereinten Kräften unſre Mitbürger tugendhaft zu machen ſuchen; ſie mit Feuer und Schwert, ich aber mit Scherz.

Wenn ich ſage, daß viele um deßwillen Feinde der Satire ſind, weil ſie nicht wiſſen, was die Ironie ſei, und worin deren Stärke und Schönheit beſtehe; ſo ſage ich wirklich etwas, welches dem guten Geſchmack meiner Landsleute eben nicht zur Ehre gereicht. Inzwiſchen iſt es doch wahr, und Alles, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich mich in ihrem Namen ſchäme. Sage ich: »Die wollüſtigen Ausſchweifungen der Jugend ſind die Urſachen einer unglücklichen Ehe, eines ſchimpflichen Alters, und eines troſtloſen Sterbens;« ſo verſtehen ſie mich ganz wohl, und werden dieſen Gedanken für erbaulich halten. Würde ich aber ſagen: »Glückliche Jünglinge, die ihr die kurzen Augenblicke einer ſinnlichen Wolluſt dem ungewiſſen Vergnügen vorzieht, welches die mürriſche Jugend dem Alter verſpricht: die ihr zu vornehm erzogen ſeid, als daß ihr den gemeinen Mann um die altväteriſche Glückſeligkeit einer geſegneten Ehe beneiden ſolltet! Es koſtet euch in eurer Jugend tauſend Unruhe, und oft euer ganzes Vermögen, um einem ſiechen und beſchwerlichen Alter mit ſtarken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermüdet fort! Nur der geſittete Pöbel lebt tugendhaft, um ruhig zu ſterben; ſterbt ihr, ſterbt ihr auch mit Schrecken, ſo wißt, daß Leute von euerm Stande und Vermögen weit über dieſen ängſtlichen Gedanken erhaben ſind.« Wollte ich dieſes ſagen; ſo würde ich in Gefahr ſein, von vielen unwiſſenden Richtern für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was ſoll man mit dieſen Leuten anfangen? Man ſchicke ſie wieder in die Schule! Da mögen ſie den Voſſius lernen, und ſich erklären laſſen, was die Figur der Ironie heiße!

Nichts iſt gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satiren zu ſchreiben? Das iſt leicht zu beantworten. Sagt mir erſt: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? »Uns? »Die Begierde, dich von deinem ſündlichen Vorhaben abzuziehen; das Verlangen, die Unſchuld deinen bittern Spöttereien zu entreißen! mit einem »Wort, die allgemeine Menſchenliebe: Iſt dieſes »nicht Beruf genug?« Gut! Und eben dieſe allgemeine Menſchenliebe iſt auch mein Beruf, Satiren zu ſchreiben. Die Laſter zu ſchrecken, die lächerlichen Fehler den Menſchen verächtlich vorzuſtellen, vernünftige Bürger zu ſchaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; ſind euch dieſe Urſachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine ſchriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben dieſe Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher ſchreiben.

Es kommen alſo dieſe feindſeligen Urtheile, denen die Satire ausgeſetzt iſt, gemeiniglich von ſolchen Leſern her, welche ſich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverſtandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähſucht, aus hämiſcher Heuchelei, aus mürriſchem Eigenſinn, aus Unwiſſenheit und aus andern Leidenſchaften das bittere Vergnügen machen, ſich zu Feinden der Satire aufzuwerfen. Ich habe aber oben geſagt, daß die Verfaſſer eben ſowohl als die Leſer, an den üblen Begriffen Urſache ſind, welche ſich viele von der Satire machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß ſie die allermeiſte Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satirenſchreibers verdienen will, deſſen Herz muß redlich ſein. Er muß die Jugend, die er Andere lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürſten und das Anſehen der Obern das Heiligſte ſein. Die Religion und den Fürſten zu beleidigen, iſt ihm der ſchrecklichſte Gedanke. Er liebt ſeinen Mitbürger aufrichtig. Iſt dieſer laſterhaft, ſo liebt er den Mitbürger doch, und verabſcheut den Laſterhaften. Die Laſter wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beſchimpfung die Perſon desjenigen auszuſtellen, welcher laſterhaft iſt, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen Andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und laſterhaft zu ſein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß liebreich ſein, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen ſcherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Wort, er muß ein rechtſchaffner Mann ſein!

Wären alle Satirenſchreiber dieſes, wie ſie es alle ſein ſollten; ſo glaube ich gewiß, die meiſten ihrer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht ſind, vernünftig zu denken, würden ſich, wo nicht vor ſich ſelbſt, doch wenigſtens vor der Welt ſchämen, länger ihre Feinde zu heißen. Es iſt wahr, wir würden, wenn dieſe ſtrengen Regeln beobachtet werden ſollten, ein paar hundert Satirenſchreiber weniger haben. Aber, das iſt auch in der That Alles, was man dem Vaterlande nur wünſchen kann. So lange dieſer Wunſch unerhört bleibt; ſo lange haben die Verfaſſer die meiſte Schuld, daß die Satiren ſo vielen Leſern verdächtig ſind.

Kein Pasquillant iſt zu laſterhaft, er flüchtet ſich hinter die Satire. Er ſchämt ſich nicht, dem Unſchuldigen Laſter anzudichten; aber ein Pasquillant zu heißen, ſchämt er ſich doch. Seine Bosheit iſt gefährlicher, als die Tücke des Straßenräubers. Er verdient, wie dieſer, die Rache der Geſetze, und er iſt unwürdig, daß wir ſeiner weiter gedenken.

Wir ſind ſehr geneigt, die Fehler an unſern Feinden lächerlich zu machen und ſchmeicheln uns, daß wir eine Satire ſchreiben, wenn wir dieſes thun. Ich zweiſle daran. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unſern Feind zu beſſern? Hat er die Fehler auch wirklich an ſich, die wir lächerlich machen? Drei ſchwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns ſelbſt, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menſchenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde iſt! Wir ſind beleidigt; unſer Feind ſoll es empfinden, wie gefährlich es ſei, denjenigen zu beleidigen, der ſeine Fehler einſieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn beſſern? Nein! denn er iſt unſer Feind, und wir verlören ſo viel, wenn derjenige durch ſeine Beſſerung ſich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bei der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als dieſen, daß er unſer Feind iſt. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bei uns

Verſehen heißen, das ſtellt uns der Haß an unſern Feinden als die abſcheulichſten Laſter vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satire ſein ſoll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachſüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es ſehr unvorſichtig iſt, wider ſeinen Feind Satiren zu ſchreiben; geſetzt, daß wir in der That die Abſicht hätten, ihn zu beſſern, und geſetzt, daß er wirklich laſterhaft wäre. Unſer Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur ſagen, daß wir von ihm beleidigt ſind, und daß wir als Feinde ſchreiben: ſo hat er ſeine Fehler vertheidigt, und kann ganz ruhig laſterhaft bleiben. Er bringt die Leſer auf ſeine Seite, welche ohnedem geneigt genug ſind, an der guten Abſicht der Satire zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, anſtatt, daß wir die Fehler unſers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bei Manchen die Urſachen unterſuchen wollten, warum ſie mit ſo vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menſchen eifern; ſo würden wir finden, daß es aus Mißgunſt und aus ihrem ſchwarzen Geblüt herkomme. Ein rechtſchaffener Satirenſchreiber wird ſich freuen, wenn es aller Welt wohlgeht, dieſe aber knirſchen über das Glück ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm ſein Glück vorzuwerfen. Was ſollen ſie thun? Sie vergiften ihm ſeine Zufriedenheit; ſie machen die Quelle verdächtig, aus der ſein Glück entſprungen iſt, und werfen ihm vor, daß er ſich deſſen nicht vernünftig bediene. Dadurch ſchaffen ſie ſich ein frommes und weiſes Anſehen, und wollen uns bereden, daß ſie dieſes Glücks weit würdiger wären. Unter hundert

Satiren wider die Pracht und Verſchwendung der Reichen, kommen gewiß fünfzig aus der Feder ſolcher Verfaſſer, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß ſie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine ſo prächtige und verſchwenderiſche Art, wie jene, laſterhaft zu ſein. Sie ſind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen iſt ein Reicher ohne Unterſchied ein ungerechter Mann. Er und ſein Vater müſſen Wucherer geweſen ſein: wo kämen ſonſt die Schätze her! Die Tugend aber adelt nur, reich macht ſie nicht; ſagt der Herr Verfaſſer mit einer bittern Miene, und ſchielt ganz kleinmüthig auf ſeinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht ſelbſt daran Schuld, daß der Verſchwender und die Wucherer die Satiren verdächtig machen?

Es iſt ein Unglück für die Satire, wenn ſie denen in die Hände geräth, welche witzig genug ſind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen ſpotten. In der That ſind ſie weder boshaft noch neidiſch; aber ſie ſind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt ſoll mitlachen. Sie ſpähen die Fehler des Andern aus, nicht, ihn zu beſſern, ſondern ihn lächerlich zu machen. Sie ſind froh, daß es Fehler gibt; ſonſt könnten ſie nicht witzig ſein. Wären alle Menſchen tugendhaft; wie ſehr würden ſie ſich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender Verſtand durch die Erfahrung die gründliche Einſicht erhält, welche nöthig iſt, das Herz eines Laſterhaften zu durchforſchen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; ſobald ſie vernehmlich reden und leſerlich ſchreiben können, ſobald reden und ſchreiben ſie Böſes. Sie ſpotten, ehe ſie denken lernen, und weil noch immer viel Gutes unter dem Muthwillen eines ſo lebhaften Jünglings verborgen liegt, welches ſich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet; ſo wird man finden, daß ſie aufhören zu ſpotten, ſobald ſie anfangen, zu denken. Inzwiſchen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satire wird verhaßt, weil ſie ihre Spöttereien für Satiren ausgeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe ſie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöſchen; man gebe einmal Acht, ob nicht dieſe eben diejenigen ſind, welche in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man ſich bei der Satire bedient, will mit einer außerordentlichen Vorſicht gewählt ſein, wenn ſie nicht anſtößig werden und den Leſer wider die Satire aufbringen ſoll. Viele glauben, recht herzhaft zu lehren, wenn ſie recht anzüglich ſchreiben. Sie murren die Fehler der Menſchen an, anſtatt daß ſie mit ihnen lachen ſollten; aus Liebe zur Wahrheit ſchimpfen ſie. Sie thun ſehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem böſen, ſo kommt ſie wenigſtens aus einem groben Herzen her: das iſt Alles, was man zu ihrer Entſchuldigung ſagen kann: aber wie viele von den Leſern ſind geneigt, dieſe Entſchuldigung gelten zu laſſen? Und dennoch ſind ſie allemal weit erträglicher, als der ungezogene Witz derer, welche nicht ſatiriſch ſein können, ohne unflätig zu ſein. Ich kenne Männer, welche ſich einbilden, ſehr fein zu denken; welche im Stande ſind, einen ganzen Abend lang eine Geſellſchaft beiderlei Geſchlechtes mit den gröbſten Zweideutigkeiten zu unterhalten, ohne ein einzigmal roth zu werden. Sie ſind gemeiniglich die erſten, die über ihre ſatiriſchen Einfälle lachen, und ſie zwingen dadurch wenigſtens den Wirth, aus Gefälligkeit mitzulachen; Vernünftige aber werden einen ſo niederträchtigen Wi verabſcheuen. Verhängt es nun der Himmel in ſeinem Zorne, daß ein dergleichen ungeſitteter Menſch gar ſchreibt, und ſeine Satiren, wie er es nennt, drucken läßt; was für einen Begriff müſſen die Leſer von einer Satire bekommen? Hoffen ſie etwa zu beſſern? Ich glaube nicht, und ſie werden es auch nicht geſtehen, daß ſie für den Pöbel ſchreiben; ob ſie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menſchen zu zeigen, gar zu weit und verſchonen keinen Stand. Es iſt wahr, es gibt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfordert, daß man nicht alle tadle, ich werde ſonſt durch meine Uebereilung mehr ſchaden, als ich durch meine billigſten Abſichten nützen kann. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürſten dringen, und die Aufführung der Obern verhaßt oder lächerlich machen wollen. Iſt es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß ſie in ihrem finſtern Winkel ſchärfer zu ſehen glauben, als diejenigen, welche den Zuſammenhang des Ganzen vor Augen haben; ſo iſt es doch ein übereilter Eifer, der ſich mit nichts entſchuldigen läßt. Sie haben ſelbſt noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu ſein; wie können wir von ihnen erwarten, daß ſie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren ſollen? Es gibt andere Stände, welche zwar ſo heilig nicht ſind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken, bei denen aber doch die Billigkeit erfordert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend iſt ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denjenigen zu entdecken, deren Ernſthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten ſoll. Wollen wir ſie durch bittere Satiren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Geſetzt, ein ſolcher Lehrer hat ſeine Fehler, welche verdienten, beſtraft zu werden! Vielleicht iſt er eigennützig, vielleicht pedantiſch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann ſein. Werfe ich ihm dieſe Fehler vor, ſtelle ich ihn dem Gelächter ſeiner Schüler blos, geſetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu beſſern; ſo werde ich allemal mehr ſchaden, als nützen. Ich werde ihn vielleicht nicht beſſern, und ſeine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er ſie ihrer Pflichten erinnert, ſo oft wird ihnen einfallen, daß ſie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieſer Gedanke macht ihnen die wichtigſten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bei dem dieſes Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird ſelten als ein redlicher Mann ſterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebeſſert; dem Vaterlande aber habe ich an ſeinen Schülern hundert ungeſittete Bürger gezogen. In der That erſchrecke ich allemal, wenn ich ſehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satire fällt. Ihn bedaure ich ſelten; aber die Folgen davon ſind mir zu ernſthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn ſie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satire beizubringen ſuchen?

Die Geiſtlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz ſatiriſcher Köpfe auf ſie am meiſten anprallt. Ich bin ſehr unzufrieden damit. Da verſchiedene unter ihnen ſo wenig ſorgfältig ſind, ihre Fehler zu verbergen; ſo können ſie von uns nicht verlangen, daß wir ſie nicht wahrnehmen ſollten. Sie ſind nicht über die Satire erhaben, das räume ich ich ihnen nicht ein; Viele ſind tief unter derſelben, wenn man ſie nach ihrer unanſtändigen Aufführung beurtheilen ſoll, und Viele würden gar zu ſorglos ſein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung ſie vor allen Streichen der Satire ſchützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorſichtig genug dabei verfahren könne. Es gilt hier beinah eben das, was ich oben von den Lehrern in Schulen geſagt habe. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher geſetzt iſt, die Religion zu predigen. Das Volk iſt nicht allemal einſehend genug, einen Unterſchied zwiſchen der Perſon desjenigen, der ſie lehrt, und zwiſchen ſeinen Lehrern ſelbſt zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich Einen beſſern will und dadurch in Gefahr komme, das Anſehen der ganzen Religion zu ſchwächen, welche man dem Volke nicht ehrwürdig genug vorſtellen kann? Iſt ein Geiſtlicher wirklich laſterhaft, ſo überlaſſe man ihn der Obrigkeit, welche aufmerkſam genug iſt, dem Aergerniß zu ſteuern, das ſeine laſterhafte Aufführung in der Kirche veranlaſſen kann. Hat er lächerliche Fehler, und wir finden es ſchlechterdings nöthig, dieſe zu züchtigen; ſo muß unſere Satire ſo allgemein ſein, daß nur die Fehler lächerlich werden, ſeine Perſon aber, ſo viel es möglich iſt, verdeckt und unerkannt bleibt. Sind es Kleinigkeiten, ſind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen; ſo habe man Geduld oder mäßige wenigſtens die Bitterkeiten mit aller Vorſicht. Iſt er ein Ignorant und doch exemplariſch (denn es gibt viele exemplariſche Ignoranten); ſo verehre man ihn wegen ſeines guten Wandels und verzeihe ihm ſeine Unwiſſenheit. Durch Donatſchnitzer kommt die Kirche nicht in Gefahr, und wir können uns mit der angenehmen Vorſtellung beruhigen, daß wir gelehrter ſind, als er.

Ich habe bei dem Charakter eines Satirenſchreibers gefordert, daß das Ehrwürdige der Religion ſeine ganze Seele erfüllen muß. Iſt dieſes, ſo wird er nicht allein in Anſehung der Geiſtlichen nach den Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; ſondern er wird auch ſeine größte Aufmerkſamkeit darauf gerichtet ſein laſſen, daß durch ſeine Satiren das Anſehen der Religion nicht im Geringſten geſchwächt werde. Wie kann ſich derjenige rühmen, daß ſeine Abſicht ſei, die Tugend allgemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtſinnig iſt? Ein ſolcher Menſch wird laſterhaft, um nicht lächerlich zu ſein. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemißbrauchten Namen der Satire ſich Mühe geben, den ganzen Bau unſeres Glaubens zu erſchüttern. Ihre unſinnige Wuth, ſo unmächtig ſie auch iſt, verdient das Tollhaus und keine vernünftigen Vorſtellungen. Ich will nur eines Mißbrauchs gedenken, welcher, wenn ich freundſchaftlich urtheilen ſoll, mehr Leichtſinn, als Bosheit, verräth. Es gibt gewiſſe Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig ſind, und zur Religion ſelbſt nicht gehören; ſie machen den geiſtlichen Wohlſtand aus. Man hüte ſich ja, dieſe lächerlich zu machen! Iſt das Volk abergläubiſch, ſo wird es unſere Schriften verabſcheuen; iſt es ſo leichtſinnig wie wir, ſo wird es bei dieſen gleichgültigen Gebräuchen nicht ſtill ſtehen, ſondern weſentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion ſpotten lernen.

Es gab in Deutſchland eine Zeit, wo die Satire nicht anders, als auf Koſten der Bibel, witzig ſein konnte. Wenn man recht fein ſcherzen wollte, ſo ſcherzte man aus den Pſalmen, und es gab muntere Köpfe, welche ſo zu ſagen, eine ganze ſatiriſche Concordanz in Bereitſchaft hatten, um in ihrem Witz unerſchöpflich zu ſein. Zur Abwechslung brauchten ſie die Geſänge der Kirche, und ſie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhörer der Geiſtliche durch Bibel und Geſänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von dieſem verderbten Geſchmack, das iſt der gelindeſte Name, den man dieſer Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worin beſtand der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, ſondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern luſtig vor, daß wir die geſchwinde Fertigkeit beſaßen, den ernſthafteſten Gedanken der Schrift durch eine poſſirliche Verdrehung dermaßen zu verunſtalten, daß er ſo abgeſchmackt ausſah, wie unſer eigner Gedanke. Sie fanden dieſes Mittel ſehr bequem, ſpaßhaft zu ſein, ohne daß es nöthig geweſen wäre, Verſtand zu haben; ſie ahmten es mit Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieſer Mißbrauch ſo allgemein, daß niemand witzig war, als ſo ein bibelfeſter Luſtigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherzen auch um deßwillen keinen Abſcheu haben wollen, weil ſie wirklich dem ehrwürdigen Anſehen der Religion nachtheilig ſind; ſo hätte man ſich wenigſtens darum ihrer ſchämen ſollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigſten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal Acht! Sobald ein Stallknecht ſich fühlt, daß er feiner denkt, als die Viehmagd; ſo wird er ſie mit ſeinem Spaß aus der Bibel, oder einem geiſtlichen Liede überraſchen. Das ganze Geſinde ſchreit vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochſenjungen, und die arme Viehmagd, welche ſo witzig nicht iſt, ſteht beſchämt da. Der ſatiriſche Stallknecht! Man laſſe ihm ſeinen angeerbten Witz! Sind wir eiferſüchtig darüber?

Darauf bin ich ſtolz, daß in meinen ſatiriſchen Schriften Alles mit möglichſter Sorgfalt vermieden iſt, was einigen Leichtſinn gegen die Religion verrathen, oder als ein Mißbrauch der Schrift und Geſänge angeſehen werden konnte. Ich habe dieſes jederzeit für meine erſte Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernſthaft genug geäußert habe. Deſto empfindlicher hat es mir ſein müſſen, da ich erfahren, daß man einer von meinen Schriften dieſen Vorzug ſogar gerichtlich ſtreitig machen wollen. Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich mich dieſer Gelegenheit bediene, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht leſen ſie es mit Vergnügen, denn dergleichen poſſirliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidſchwur iſt unſtreitig eine der wichtigſten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menſchen als einen Chriſten, oder nur als einen Menſchen überhaupt, betrachten. Der Mißbrauch der Eidſchwüre iſt mir vor vielen andern Laſtern verabſcheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieſes Mißbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menſchen geſucht, welches immer geneigt iſt, ſich ſeiner Pflichten, ſo viel als möglich iſt, zu entläſtigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter ſelbſt und wohl vielmals wider ihren Willen, Schuld daran ſind. Die Vorſicht, mit welcher man ſich in alten Zeiten des Eides bediente, war Urſache, daß er ſich in ſeinem wahren Werthe erhielt. Je behutſamer man war, die Eide zuzulaſſen, deſto mehr Ehrfurcht behielt man für dieſelben im Gericht. Jetzt ſind unſre Richter weit nachſichtiger und ich weiß nicht, iſt es die Bosheit der Menſchen, oder iſt eine andre Urſache, welche das Uebel beinah unvermeidlich macht, daß man vor den meiſten Gerichtsbänken faſt mehr von Eiden, als von Sporteln, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverſchämter Leichtſinn bei Ablegung eines Eides gewiſſermaßen zu einer Art des Wohlſtandes geworden war. Frauenzimmer, welche ſich würden geſchämt haben, ihrem Bräutigam vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und geſetzten Miene, die Verſicherung ihrer Treue zu geben, hüpften mit dem flatterhaften Leichtſinn einer Kokette vor den Richterſtuhl, und ſchworen mit lachenden Minen den ſchrecklichſten Eid. Männer, und Männer, deren Amt vielmals erfordert, daß ſie ſelbſt Andre vor dem Meineide warnen müſſen, verrichteten dieſe Handlung mit einer ſo frechen Sorgloſigkeit, daß ſie um nichts bekümmert zu ſein ſchienen, als wie ſie ihre Füße wohl ſtellen, den Hut unterm Arme anſtändig halten und den Mantel auf eine galante Art zurückſchlagen möchten. Wer ſie in dieſer Stellung geſehen hätte, der würde darauf nicht gefallen ſein, daß ſie hier wären, vor dem Angeſichte des oberſten Richters ſich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müſſen, daß ſie da ſtünden, vor der anweſenden Geſellſchaft einen Scaramutz zu tanzen. Der niederträchtigſte Eigennutz ungewiſſenhafter Advokaten iſt an den meiſten Meineiden Urſache. Können ſie es nur ſo weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kommt; ſo haben ſie gewonnen. Fühlt ihr Client noch einige Regungen der Menſchlichkeit; iſt er noch nicht ganz ohne Gewiſſen: ſo werden ſie, um einige Thaler beim Prozeſſe zu erbeuten, alle ihre Beredſamkeit anwenden, ihn entweder eben ſo verſtockt zu machen, als ſie ſind; oder, weil dieſes ſo leicht nicht möglich iſt, ihm wenigſtens durch falſche Begriffe vom Eid und von deſſen geheimen Verſtande, das Gewiſſen, wie ſie es nennen, zu erleichtern und ihn zu Ablegung eines ungerechten Eides zu vermögen.

Alles dieſes hatte ich wahrgenommen und ich ſetzte mir vor, meinen Mitbürgern dieſen thörichten Leichtſinn lächerlich zu machen; in der Hoffnung, diejenigen, welche keiner ernſthaften Betrachtung fähig ſind, würden ſich wenigſtens um deßwillen ſchämen, weil dieſe Aufführung unanſtändig iſt. Ich redete davon in der ſatiriſchen Sprache der Ironie und ſagte von dem Eidſchwur: »In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſere geſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſei etwas ſehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort, ſowohl vor Gericht, als im gemeinen Leben, vorkommt, deſto weniger will es ſagen. Einen Eid ablegen, iſt bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſſe Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält und etwas verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, bis man den Hut wieder aufſetzt; mit einem Worte, es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Ein Compliment aber gehört unter die nichts bedeutenden Worte. Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſoviel, als eine Lüge recht wahrſcheinlich machen. **Van Höken** in ſeinem allezeit fertigen Juriſten nennt den Eid **herbam betonicam**, und verſichert, einem den Eid deferiren, ſei nichts Anderes, als ſeinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen, und die Formel, ſich mit einem Eide reinigen, heiße ſo viel, als den Prozeß gewinnen; denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drei geſunde Finger und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn

»auch ja Jemand die Vorurtheile der Jugend an
»ſich und ein ſogenanntes Gewiſſen hätte; ſo würde
»es doch nirgends an ſolchen Advokaten fehlen,
»welche ihn eines Beſſern belehren und für ein
»billiges Geld aus ſeinem Irrthum helfen könnten.
»Gott ſtraf' mich! oder: Der Teufel zerreiße mich!
»iſt bei Matroſen und Musketirern eine Art eines
»galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich
»einen jungen Officier kennen, der ſchwor auch ſo,
»doch ſchwor er niemals geringer, als bei tauſend
»Teufeln, weil er von altem Adel war. Ich will
»nicht zu Gott kommen; Ich bin des Teufels mit
»Leib und Seele; iſt das gewöhnliche Sprüchwort
»eines gewiſſen Narren, welcher gar zu gern aus-
»ſehen möchte, wie ein Freigeiſt. Er würde es in
»der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit
»andern kleinen Geiſtern vermengen, und von
»ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine
»Hölle glaubte, und dennoch ſchwört er alle Augen-
»blicke, mit der witzigſten Miene von der Welt,
»bei Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieſes
»eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude
»Jeſus, Maria! rufen wollte. Seinen Eid brechen,
»will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart
»nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man
»ſie noch manchmal; aber daher kommt es, daß ſie
»ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt.
»In der That bedeutet es auch nicht mehr, als
»die Ehe brechen, und um deßwillen iſt ein Ehe-
»brecher und ein Meineidiger an verſchiedenen Or-
»ten, beſonders in großen Städten, ſo viel als ein
»Mann, der zu leben weiß. Dieſe Bedeutung fängt
»auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu wer-

»den, denn unſre Deutſchen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzoſen »beinah gleich thun.«

Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, ſie könnten, ohne mein Erinnern, einſehen, daß dieſes in der lachenden Sprache der Ironie eben dasjenige geſagt ſei, was ich oben von dem Mißbrauche des Eides, von dem ſtrafbaren Leichtſinn der Schwörenden, und von der Bosheit derjenigen ernſthaft geſchrieben habe, welche ihre Clienten zu einem falſchen Eide bereden. Ich ließ dieſe Stelle, nebſt andern, in eben dieſem ironiſchen Charakter, unter dem Titel: Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs, in die Monatſchrift der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes einrücken, und ich war ſo glücklich, daß dieſer Aufſatz bei vernünftigen Leſern Beifall fand.

Ich weiß aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall dieſe Monatſchrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände geſpielt wird. Sie finden in dem Artikel von Complimenten, in dem von Eidſchwüren, und ſonſt einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geiſtliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, ſo iſt es ihm zu gute zu halten, daß er ſolche, außer ihrem Zuſammenhange, für verdächtig hält. Auch dieſes will ich bei ihm noch entſchuldigen, daß er auf der Kanzel ſowohl, als bei dem Kindtaufeſſen, ängſtlich wider dieſe Schrift eifert; wider dieſe gefährliche böſe Schrift, die er noch nicht geſehen hat. Kurz, er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt ſich das Schreiben an! Richter und Schöppen, Müller, Bauern und Einnehmer werden vorgefordert; man will das böſe Buch heraus haben, es kommt endlich, und man behälts im Arreſt! Hätte man es hierbei bewenden laſſen; ſo würde man an dieſem Verfahren nichts weiter auszuſetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäußerte Vorſicht. Ich bin wenig damit zufrieden, daß dieſes Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geſchehen, daß Leute von ſchwacher Einſicht eine Schreibart nicht verſtehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht verſteht, der doch lateiniſche Bücher hat. Das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, wovon es die ernſthafte Abſicht nicht überſieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorſichtig genug ſein, dergleichen Leuten Alles wegzuräumen, was ihre Unwiſſenheit mißbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorſichtig gemißbraucht, und über die Eide leichtſinnig geſcherzt. Wäre dieſes geweſen; ſo würden ſie diejenige Strafe verdient haben, welche ein ſolcher leichtſinniger Mißbrauch nach ſich zieht; aber nein! davon findet ſich in den Akten nicht die mindeſte Spur. Sie haben darin geleſen, ſie haben mit Vergnügen darin geleſen, und das iſt ein Verbrechen! Man treibt die Unterſuchung weiter; man will Alle wiſſen, die in dieſem Buche geleſen haben. Es werden Zeugen vernommen, und das Anſehen der Eide zu vertheidigen, werden vergebliche Eide geſchworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche ſich durch den Satan haben blenden laſſen, das Buch zu leſen. Hätte man wohl eine grimmigere Unterſuchung wider Fauſts Höllenzwang anſtellen können? Alſo ging die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Cenſur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in dieſem Winkel von Sachſen nicht. Die Akten ſind voll von beleidigenden Ausdrücken, von ſolchen Ausdrücken, welche einem Richter unanſtändig ſind, und welche die Geſetze, als Beſchimpfungen, geſtraft wiſſen wollen. Man nennt meine Schrift: Verwegenſte Sätze von Geringſchätzung der Eidſchwüre; gottloſe, gewiſſenloſe Lehren; ein ärgerliches Weſen; verdächtige und ſpöttiſche Ausdrückungen von Eidſchwüren; ausgeſtreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergerniß; Verführung unſchuldiger Herzen; ſkeptiſche Sätze; Sätze, welche zu nichts geſchickter ſind, als ein zügelloſes Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern, u. ſ. w. Und wo kommt denn Ihnen alle dieſe Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche ſo viel Giftiges finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen niemand finden wird? Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch geleſen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geſchrieben iſt? Muß man denn ſo ungezogen ſein, wenn man für die Ehre der Religion zu eifern glaubt? Und kann man ſein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie ſollte der Herr Gerichtsverwalter geſprudelt haben, wenn er in den Zeiten geboren wäre, wo die Hexenprozeſſe noch Mode waren! Es iſt ein Glück für mich, daß wir in Sachſen kein Auto da Fe haben! Ich ſehe im Geiſte, wie er aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhauſen trägt! In der That bin ich überzeugt, daß dieſes ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Außerdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten; ſo bin ich geneigt, ihm ein Vergehen zu verzeihen, deſſen er ſich, wie ich aus chriſtlicher Liebe hoffe, mit der Zeit ſchämen wird. Ich wünſche ihm mehr Gutes, als er von mir Böſes geſagt hat. Ich will ihm, ſo viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et magnum Dei beneficium est, sensu communi valere. (Es iſt eine große Wohlthat von Gott, geſunden Menſchenverſtand zu beſitzen), ſagt Cominäus!

Ehe ich ſchließe, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher ſich bei der Satire ſehr oft äußert, und an dem die Verfaſſer ſowohl, als die Leſer, Schuld ſind. Manche ſind nicht im Stande, Satiren und lebhaft zu ſchreiben, wenn ſie nicht Einen aus dem Volke herausheben, und ſeine Laſter oder lächerlichen Gewohnheiten der Welt zur Schau ſtellen. Sie verfolgen und zerarbeiten ihn ſo lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich iſt. Ich ſetze voraus, daß ſie dieſes in der That aus Liebe zur Tugend, und Andere vor ſeinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindſchaft und Erbitterung, nur um ſich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen ſie den Namen eines Satirenſchreibers nicht einmal. Geſetzt aber auch, ihre Abſicht wäre billig; ſo glaube ich doch, daß dieſe verzweifelte Kur nicht eher zu brauchen iſt, bis das Laſter gar zu gefählich iſt, und zur Beſſerung ſonſt keine Mittel mehr übrig ſind. Derjenige, welchen wir auf dieſe Art dem Haſſe, oder dem Gelächter preisgeben, iſt nunmehr ganz außer dem Stande, ſich zu beſſern, wie ein Miſſethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich laſterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich glaube aber auch, daß wir ſelbſt bei dieſer perſönlichen Satire, dieſes iſt ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, parteiiſch zu werden. Aus allgemeiner Menſchenliebe fangen wir an, ſeine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureißen, ſobald er Muth genug hat, ſich zur Wehre zu ſtellen. Ich will dieſen Satz mit nichts beweiſen, als mit unſern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieſer Beweis geht über alle. Außer der Gefahr, in welche ſich auf dieſe Art ein Satirenſchreiber begibt, ſich aus ſeinen Schranken zu verirren, wird er ſelbſt ſehr viel dabei verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Verfaſſer zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt ſchreibe? wenigſtens würde ich ſehr betreten ſein, wenn man mich auf mein Gewiſſen darüber fragen wollte. Wir wollen es alſo nur aufrichtig geſtehen; wir ſchreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die perſönliche Satire dieſen großen Zweck erlangen? Ich glaube es nicht. Unſre Satire wird nur denen gefallen, welche den lächerlichen Menſchen kennen, den wir züchtigen. Wollen wir dieſen Thoren mit verewigen? Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weiß, als was wir von ihm geſagt haben, mit eben dem Vergnügen unſre Schrift leſen, wie es allenfalls die jetzt Lebenden thun? Hundert kleine Umſtände, die uns lächerlich ſind, fallen ſodann weg, und werden den Nachkommen gleichgültig. Wie viel vermiſſen wir, eben um deßwillen, an den Satiren des Juvenal? Boileau, deſſen Witz vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen großen Theil der Unſterblichkeit ſeinen Scholiaſten zu danken. Viele Schriften vom Swift kommen uns abgeſchmackt vor, weil wir in Deutſchland die Originale nicht kennen, und die Gelegenheit nicht mehr wiſſen, welche ſeine perſönlichen Satiren veranlaßt haben. Thun wir uns alſo durch dergleichen perſönliche Satiren nicht ſelbſt Schaden?

Wie unendlich ſind die Vorzüge, welche die allgemeine Satire vor der perſönlichen hat! Dadurch, daß ich Laſter oder Fehler, welche Vielen zugleich gemein ſind, zum Gegenſtande meiner Satire wähle, vermeide ich bei billigen Leſern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenſchaften, aus perſönlichem Haſſe, aus Begierde, mich zu rächen, ſchreibe. Gewinnt ein Autor ſo viel, erlangt er das Zutrauen der Leſer, daß ſeine Abſichten tugendhaft, billig und uneigennützig ſind; ſo hat er ſchon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß ſeine Satiren beſſern werden, und da er den Beifall der vernünftigen Welt auf ſeiner Seite hat, ſo muß der Laſterhafte ſich ſchämen, ihn anzufeinden. Ich laſſe ihm Platz, ſich zu beſſern, da ich ſeine Perſon geſchont habe. Noch iſt er unerkannt; noch weiß Niemand, daß er dieſer Laſterhafte iſt; nur ich weiß es, und ſein Gewiſſen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt ſoll es nicht erfahren, daß er laſterhaft geweſen iſt. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satire muß eine allgemeine Beſſerung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich iſt, eben dieſe Thorheit iſt in Liſſabon und Moskau lächerlich. Die Narren ſehen, wie die Menſchen, alle einander ähnlich; nur einige Züge verändert das Klima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die ſchmeichelhafte Vorſtellung, daß, wenn ich die ſatiriſche Geißel wider die Ungereimtheiten meines Nachbars aufhebe, ſich alle Thoren eines ganzen Landes bücken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wird aber dieſes geſchehen, wenn ich ihnen ſage, daß ich meinen Nachbar meine? Eine allgemeine Satire bleibt der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die uns lächerlich ſind, ſind auch die Thoren ihrer Zeit. Schildere ich das Laſter allgemein; ſo liest der Enkel den Charakter eines Laſterhaften, er vergißt, daß dieſer ſchon vor hundert Jahren geſtorben iſt, und ſucht ihn in ſeiner Stadt.

Ich habe mich vor perſönlichen Satiren in meinen Schriften mit allem Fleiß gehütet. Die Charaktere meiner Thoren ſind allgemein; nicht ein einziger iſt darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig Anſpruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, ſo nehme ich die unverſchämte Stirne von Bav, die ſtolzen Augenbraunen von Mäv, die vornehmdummen Blicke von Gargil, die aufgeblaſenen Backen vom Kriſpin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adraſt, den gebieteriſchen Gang vom Meran; und aus dieſen ſieben ſchaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können die Uebrigen ſagen, daß ich ſie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn ſie alle todt ſind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er ſich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieſer Kopie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzige Perſon zum Original vorgenommen; ſo bin ich doch ſorgfältig bemüht geweſen, ſo lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden iſt.

Ich bin dieſe Vorſicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menſchenliebe ſchuldig geweſen. Deſto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leſer verantworten, welche ſo vorwitzig ſind, und zu dieſen allgemeinen Charakteren dennoch gewiſſe Perſonen ausſuchen, welche darunter gemeint ſein ſollen. Es iſt dieſes ein ſehr gewöhnlicher Fehler der Menſchen. Darf ich es wohl ſagen, woher er rührt? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satire, daß ſie nicht ſowohl auf die Fehler der Menſchen, als auf die Perſonen, gehen ſoll. Wir ſuchen daher Perſonen, ſobald wir eine Satire in die Hände bekommen. Es iſt eine gewiſſe Bosheit in uns, die uns in einer beſtändigen Beſchäftigung erhält, die Fehler Anderer auszuſpähen. Wir freuen uns, wenn Andere lächerlich gemacht werden: denn wir ſind ſehr geneigt, mehr über die Fehler Anderer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter dieſen Entdeckungen ſind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, ſondern unſer närriſcher Nachbar gemeint iſt. Könnten wir wohl ſo ruhig ſeyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe beſäßen? Vielleicht glaubt unſer Nachbar, die Satire gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beide über einander. Verdient nicht unſer boshafter Vorwitz die ſchärfſte Satire? Durch unſre Auslegungen wird dasjenige eine perſönliche

Beleidigung, was der Verfaſſer in der billigen Abſicht geſchrieben hat, Keinen zu beleidigen, ſondern Alle zu beſſern. Es iſt wahr, für den Verfaſſer iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man an zehn Orten zugleich den Thoren findet, den er auf ſeiner Stube geſchildert hat! Man geſteht dadurch, daß ſeine Charaktere ſehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet ſind. Aber dieſe Schmeichelei muß ihm ſo ſchätzbar nicht ſein, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menſchen verfolgt, die Menſchen aber als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beifall kitzelt nur ſeinen Witz; dieſer aber macht, daß er ein Recht erhält, auf ſein redliches Herz ſtolz zu ſein.

Da meine ſatiriſchen Schriften das Schickſal gehabt, daß Andere den Schlüſſel dazu geſucht, und ſie auf ſo vielerlei Art ausgelegt haben; ſo nahm ich ſchon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieſes Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu laſſen. Der Verfaſſer eines Wochenblatts, ſo der Jüngling [1]) heißt, hat die Mühe auf ſich genommen. Ich brauche zu meiner Vertheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier wiederhole.

* * *

Ich bin ſo glücklich mit meinen Blättern, daß ſie Leſern in die Hände gekommen, welche eine ſo durchdringende Einſicht und Scharfſinnigkeit beſitzen, daß ſie ſogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wiſſen. Dieſe Scharfſinnigkeit macht ſowohl denen, welche ſie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich ſehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben anſieht, deren Auflöſung in ihrer Gewalt iſt. Ich habe vor andern Schriftſtellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüſſel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe; ſo iſt es mir gleichgültig, ob die Leſer die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich ſie nur nicht kenne. Ich denke, daß ſich allezeit ein Original zu dem Abgeſchmackten finden wird, den man beſchreibt; es fehlt ja in der Welt an ſolchen Leuten nicht. Man mag ſich alſo immerhin in die Ohren ſagen: Ja, ja, das iſt das Frauenzimmer; es iſt nach dem Leben getroffen; es iſt, als wenn ich dieſen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir ſähe; wenn man Recht hat, ſo freut es mich, daß ich die Natur ſo glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Kopie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft; ſo verſichre ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meine, welche die abgebildeten guten Eigenſchaften beſitzen. Ich bedaure weiter nichts, als daß ſich meine Leſer zuweilen nicht eher, als Andre, nennen. Unterdeſſen will ich der Welt das Vergnügen gönnen, und ihr daher heute einige Charaktere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich ſie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Perſonen ſind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechſel einlaſſen, welche dieſe Perſonen kennen, damit ſie zu einer ganz unſtreitigen Gewißheit in ihren Auflöſungen gelangen können.

---

[1]) S. den Jüngling. erſter Band, das 17te und 21te Stück.

Fa°° iſt ſchön; das wiſſen wir alle. Sie iſt noch ein unſchuldiges Frauenzimmer! Ja, ja! Sie iſt reich; das läugnet niemand. Allein die gute Fa°° lobt, aus großer Begierde, gelobt zu werden, ſich ſelbſt allzuſehr. Der Schade, den ſie davon hat, iſt ſehr groß. Nunmehr will es Niemand mehr glauben, daß ſie ſchön, daß ſie reich, daß ſie ein unſchuldiges Frauenzimmer iſt.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet ſeine Gegenwart; wo er hinkommt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm ſagen: Er iſt gar zu poetiſch. Ein großer Fehler! Man flieht ihn, wie die Peſt. Es iſt auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er ſo viel ausſtehen ſoll, als man bei dem Herrn C°° auszuſtehen hat. Wenn ich ſtehe, ſo liest er mir ſeine Gedichte vor; ſetze ich mich nieder, ſo liest er ſie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit ſeinen geiſtreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm ſicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umſonſt, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tiſch; er hält mich immer noch auf. Ich reiße mich los, und ſetze mich nieder; auch vom Tiſch jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bett, und ſchlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir ſeine Verſe vor. Iſt wohl etwas Unerträglicheres zu denken? Er iſt ein billiger, rechtſchaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm Alles nichts: es ſcheut ſich alle Welt vor ſeinen Verſen.

Kliton hat in ſeinem ganzen Leben nicht mehr als zwei Verrichtungen gehabt, zu Mittag und zu Abend zu eſſen. Es ſcheint, daß er nur zur Verdauung geboren worden ſei. Er ſpricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bei dem letzten Schmauſe aufgetragen, was für Eſſen, wie viel Eſſen, was für Braten und Beigerichte aufgeſetzt worden ſind. Er beſinnt ſich ganz genau darauf, was man für Gerichte bei dem erſten Aufſatze gebracht hat, und eben ſo gewiß beſinnt er ſich auf die Früchte und Aſſietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Waſſer her, von denen er getrunken hat. Er verſteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir Appetit, an einem guten Tiſch zu ſpeiſen, wo er nicht iſt. Er iſt ein außerordentlicher Mann in ſeiner Art, der die Kunſt, ſich gut zu mäſten, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er iſt auch der Kenner guter Biſſen; es wird kein Menſch wieder geboren werden, der ſo viel und ſo gut ißt. Man darf auch ſelten dasjenige loben, was ihm mißfällt. Er hat ſich bis auf ſeinen letzten Hauch zu Tiſch tragen laſſen; er gab eben an dem Tage, da er ſtarb, einen Schmaus. Er mag ſein, wo er will, ſo wird er eſſen; und wenn er in die Welt zurückkehrt, ſo kommt er zum Eſſen wieder.

Ka** befindet ſich wohl auf, und ſieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und ſieht doch blaß. Er verdaut gut, und ſieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterin, und ſieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Georg**an iſt ungemein freigebig gegen abgelebte Greiſe, und verſchwendet ſeine Geſchenke an alte reiche Wittwen. Verlangt Georg**an vielleicht, daß ich glauben ſoll, er thue Solches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geſchenke ſind Netze und Fallſtricke, die er ihren Erbſchaften legt. Will er ſeine Großmuth bezeigen: will er ohne Eigennutz ſchenken, ſo beſchenke er mich: denn ich bin jung und munter, und ſterbe ohne Teſtament.

Unſer Wucherer F** iſt ein ſchlauer Kerl! Er hat eine Frau, die ſo reizend ausſieht, daß ihn niemand zum Hahnrei gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war Allen unverwehrt, und dennoch fand ſich kein Menſch, welcher ſich ſelbſt ſo ſehr hätte verläugnen können, daß er auf dieſen Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eiferſüchtig; er bewacht ſie, und läßt ſie von Andern bewachen. Welcher Lärm! Es wimmelt unter ſeinen Fenſtern von jungen Stutzern, die ſich faſt zu Krüppeln ſeufzen, und den halben Wechſel daran wenden, wenn ſie nur eine einzige Nacht Herr F** ſein können. Herr F** hat ſeine Sachen vortrefflich gemacht.

Die Madame*** iſt vor Zeiten verbuhlt und faſt ein wenig zu galant geweſen. Man hat von ihr geſprochen, und dieſes hat ſie bewogen, ſich den allzulärmenden Ergötzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie iſt eben noch ſo empfindlich, aber vorſichtiger. Sie hat eingeſehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht ſowohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denſelben, beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer ſehr wirklich und angenehm ſind, wenn ſie gleich verſchwiegen werden. Sie iſt ſchön; aber ihre Schönheit iſt majeſtätiſch, die ſich leicht

Ehrerbietung zuwege bringen würde, wenn ſie gleich kein ernſthaftes Weſen annähme. Sie kleidet ſich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn ſie ſagt, daß ſie nicht zu gefallen ſuche, ſo ſetzt ſie ſich allezeit in den Stand, zu rühren, und erſetzt dadurch die Reize ſorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reize verloren, und wenn man die friſche Farbe ausnimmt, die mit der erſten Jugend verſchwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem ſie dieſelbe blendend zu machen ſuchen; ſo darf die Madame *** nichts bedauren, weil ſie nichts verloren hat. Sie iſt groß und wohlgebildet; ſie hat eine angenommene Nachläſſigkeit; ihre Geſichtsbildung und ihre Augen ſind gezwungen ernſthaft. Wenn ſie aber nicht darauf denkt, Acht auf ſich zu geben; ſo verrathen die Augen ein luſtiges Weſen und Zärtlichkeit. Ihr Verſtand iſt lebhaft, ohne unbeſonnen zu ſein, vorſichtig, und ein wenig zur Verſtellung geneigt. Ob ſie gleich ein ſprödes Anſehen hat; ſo iſt ſie doch angenehm in Geſellſchaften. Ihre Grundſätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müſſe; ſie verlangen nur, daß allein der Geſchmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen ſoll.

Herr G** hat ſich einen ganz neuen Weg zu ſeinem Glücke gebahnt. Es gibt eine gewiſſe Art von Leuten, welche gern die Vornehmſten vor Andern ſein wollen, und es nicht ſind; dieſen hängt er an. Er läßt ſich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht ſie ſelbſt freiwillig an, und bewundert ihre großen Geiſter. Was ſie ſagen, lobt er: wenn ſie es wieder läugnen; ſo lobt er dieſes auch. Verneinen ſie etwas; ſo verneint ers mit. Bejahen ſie etwas; ſo ſagt er auch Ja. Kurz, er hat ſich das Gebot auferlegt, Allen zu ſchmeicheln; denn das iſt jetzt das einträglichſte Gewerbe. Er macht aus Narren Unſinnige. Wo er hinkommt, läuft ihm Alles entgegen, Köche, Weinſchenken, Gaſtwirthe und Zuckerbecker. Sie grüßen ihn, ſie ſtellen ihm zu Ehren eine Gaſterei an, und wünſchen ihm zu ſeiner Ankunft Glück. Man ſehe, was der Müſſigang und fremdes Brod thun kann. Hat Herr G** nicht einen ganz neuen Weg zu ſeinem Glücke gefunden?

Die Mademoiſelle *** zieht einen Handſchuh ab, uns eine ſchöne Hand zu zeigen, und ſie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß vorausſetzt. Sie lacht über luſtige und ernſthafte Dinge, um ſchöne Zähne zu verrathen; wenn ſie ihr Ohr ſehen läßt, ſo bedeutet Solches das, daß es ſchön iſt; und wenn ſie niemals tanzt, ſo kommt es daher, daß ſie mit ihrer Geſtalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu ſein, Urſache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiſelle *** redet beſtändig, und hat keinen Verſtand.

Was? Der Madame *** ſollte ein einziger Mann genug ſein? Gewiß! nur ein Mann iſt für die Madame *** zu wenig. Man wird ſie eher dazu nöthigen, daß ſie ſich an einem Auge begnügen laſſe.

Der Herr Profeſſor mag ſprechen, oder Reden halten, oder ſchreiben; ſo will er citiren. Er läßt von dem Fürſten der Philoſophen ſagen, daß der Wein trunken macht, und von dem größten Redner der Römer, daß das Waſſer denſelben mildere. Wenn er ſich in die Moral einläßt; ſo iſts nicht er, ſondern der göttliche Plato, welcher verſichert, daß die Tugend liebenswürdig iſt, und das Laſter gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einen ſowohl, als aus dem andern, Fertigkeiten entſtehen. Die gemeinſten und alltäglichſten Gedanken, und ſogar diejenigen, die er ſelbſt noch denken kann, will er den Alten, den Römern und Griechen ſchuldig ſein, nicht etwa um dem, was er geſagt hat, mehr Gewicht zu geben, oder vielleicht mit ſeiner Wiſſenſchaft ſich ein Anſehn zu machen; nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr ***, und loben nur die verſtorbenen Poeten; allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; es iſt der Mühe nicht werth, daß man ſtirbt, um Ihren Beifall zu erhalten.

Der Herr Doktor liebt die Inſecten; er ſammelt ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand ſo ſchöne Schmetterlinge von allerlei Geſtalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit beſuchen Sie ihn jetzt? Er iſt in einen tödlichen Kummer verſenkt; er iſt mürriſch und finſter; ſeine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entſetzlichen Verluſt erlitten. Kommen Sie nur näher, und ſehen Sie das an, was er Ihnen auf ſeinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es iſt ihm den Augenblick geſtorben! Was iſt es denn? Es iſt eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narr! merkſt du nicht, warum dich P*** mit Geſchenken überhäuft! Du biſt reich, du gehſt auf der Grube! Stirb! Verſtehſt du kein Deutſch?

* * *

Man wird ſich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt als Aufgaben vorgelegt habe, welche ſie auflöſen ſollte [1]. Ich und mein Verleger haben verſchiedene Briefe erhalten, in welchen die Perſonen angegeben werden, die ich gemeint haben ſoll. Ich muß eilen und dieſe Briefe beantworten; ſonſt bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine ſo gefährliche Sache wäre, ein Autor zu ſein. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind, und ich kann bei meinem Vergnügen ſchwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, iſt. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt ſein könnte; ſo traute ich mich nicht auf die Gaſſe und vor die Stadt. So werden die guten Abſichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt ſchreiben, und man gibt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unſchuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier ſind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Perſonen, die ich abgebildet haben ſoll, weggelaſſen habe.

Mein Herr,

Mit Ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit ſage. Sie ſind für einen jungen Menſchen zu boshaft. Ich habe Ihr ſiebzehntes Blatt mit Erſtaunen geleſen. Im Anfang fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martial, der ſeinen Freunden mit ſeinen Gedichten zur Laſt wird [2].

---

[1] S. den Jüngling im 21ſten Stück.

[2] Siehe *Mart. lib. V. ep. 89.*

Dieſes brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Originale zu Ihren Charakteren finden wollen, ſpotten würden, indem Sie aus den Schriften der Alten lächerliche Charaktere überſetzten, ohne ſolches anzuzeigen. Ich wurde in dieſer guten Meinung beſtärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenz fand [1]; denn ich wußte ſowohl die Stelle aus dem Martial, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenz, noch von der Schule her, auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle meine Regiſter von meinen Autoren nachgeſchlagen, und in keinem die übrigen Charaktere gefunden hatte. Sie haben es alſo unter dieſem Kunſtgriff nur verbergen wollen, daß Sie viele große und vornehme Männer lächerlich zu machen ſuchen. Das iſt ſehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Profeſſor, der immer citirt, verſtanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Profeſſur ſuche! Ich wollte Ihrer ſpöttiſchen Zunge bald Einhalt thun. Die Univerſität ſollte mir gewiß Recht ſchaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufſchieben. So viel ſage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weiß wohl mehr, als Sie denken.

Leipzig, den 29. April.

J. A. M.

Dieſes iſt der liſtigſte unter meinen Correſpondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem

---

[1] Hoc novum est aucupium: Ego hanc primus inveni viam etc.

Terentius in Eunuch Act. II. Sc. I.

Martial und Terenz einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht, daß die übrigen in keinem Regiſter ſtehen. Der Himmel weiß, was ich mir in ſeiner Perſon für einen gelehrten und wichtigen Mann bei der Univerſität zum Feinde gemacht habe. Der Profeſſor, den ich meine, iſt ein Franzos. Bruyere hat ihn in ſeinen Charakteren abgebildet; daß ich keinen jetzt lebenden Gelehrten meine, beſtätigt nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling.

Da ich faſt alle Häuſer dieſer Stadt kenne; ſo iſt es mir nicht ſchwer geworden, diejenigen ausfindig zu machen, welche Sie in Ihrem ſiebzehnten Blatte ſo wohl gezeichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen ſchreiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief drucken laſſen. Unterdeſſen kann ich doch nicht errathen, wo der Profeſſor ſein ſoll, der immer citirt. Ich weiß Niemanden. Die hieſigen Gelehrten haben nicht darum ſtudirt, daß ſie citiren wollen. Sie lieben, ſo viel weiß ich, alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die ſie vortragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunſt, mit der ſie geſchrieben haben, wegen der Geſchichte, die man daraus lernen kann und wegen andrer ſolchen Urſachen mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdeſſen kann es ſein, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen deſſen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bei Ihrem Verleger abfordern laſſen will. Ich wüßte Niemanden. Ich bin

Mein Herr Jüngling.

den 2 Mai, 1747. Ihr fleißiger Leſer A.

Herr A. weiß Niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das iſt gewiß!

Mein Herr Jüngling.

Sie ſind ein loſer Vogel. Ich habe Ihr ſiebzehntes Blatt mit Vergnügen geleſen. Sie ſind ein Schriftſteller für mich. Da ich mit den hieſigen Frauenzimmern ſehr vertraut bin: ſo hatte ich kaum von dem Charakter der Ja** die erſte halbe Zeile geſehen, daß ſie ſchön wäre, ſo wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiſelle ** meinten. Es iſt an dem, daß ſie ſich ſehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu ſagen, auf die ich meine Haare friſiren laſſe; ſo redet ſie gleich von einer neuen Mode, die ſie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zu Worten kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleien ſagen wollen; ſo iſt ſie oft ſo unverſchämt geweſen und hat zu mir geſagt, ich hätte vollkommen Recht und ſagte nur noch zu wenig. Und ma foi, ich ſagte ihr ſo viel, daß ſie hätte ſollen roth werden. Habe ich da nicht ſtumm werden müſſen? Kurz, Sie haben ſie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vor Zeiten verbuhlt und allzu galant geweſen, iſt doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht Recht? Wahrhaftig, Sie ſind in Charakteren ſehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling.

den 4. Mai 1747.

der Ihrige
Jacob Flink.

Herr Flink irrt ſich; es kann ſeyn, daß ſich die Mademoiſelle ** ſelbſt lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeſchickt iſt, und ſie ſeinem unbeſcheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiſelle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne ſie nicht. Fa** iſt eine Römerin [1]); die Madame *** aber die Madame Lürſay, eine Franzöſin, deren Geſchichte Herr Crebillon der jüngere beſchrieben hat [2]). Allein in meinem ſiebzehnten Blatte iſt aus Verſehen ein Charakter weggelaſſen worden, in welchem ich Herrn Flink meinte. Weil ich nach ſeinem Urtheile ſo glücklich in Charakteren bin; ſo will ich denſelben jetzt noch nachholen.

Man ſagt, daß Herr Flink ſchön ſei; es ſagen es Viele und Niemand ſagt es ſo oft, als er ſelbſt. Aber warum ſollte er wohl ſchön ſein? Warum er ſchön ſein ſoll? Sein Lakai friſirt ihm die Haare am beſten; er iſt immer wohlriechend; er iſt ſo lange auf den Tanz gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am beſten; er iſt beſtändig unter Frauenzimmern, weil ſich Niemand die Mühe nehmen und ihm die Thüre weiſen laſſen will; er iſt immer ſehr vertraulich mit ihnen, und ziſchelt ihnen beſtändig etwas ins Ohr; er ſchreibt Briefe an ſie, die er für ſehr ſinnreich und galant hält, weil ihm Niemand darauf antwortet; er weiß genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gaſtereien. Warum ſollte Herr

---

[1]) **Bella es, novimus, et puella, verum est etc.**
Mart. lib. I. ep. 29.

[2]) *Crebillon pag. 17.*

Flink nicht ſchön ſein? Ich will mich nicht länger bei ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Monsieur,

Wenn ich viel eſſe, ſo eſſe ich für mich viel. Er iſt ein junger Menſch, was hat Er ſich um mich zu bekümmern? Wir können freilich nicht alle ſo gelehrt ſprechen, als Er. Spreche Er von ſeinen Büchern; ich will von meinem Braten ſprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, ehe ich mich zu Tiſche ſetzen kann. Er wird in ſeinem ganzen Leben doch nicht ſo viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als Er. Ich bekümmere mich wenig um Ihn. Ich bin noch nicht todt, wie Er in ſeinem Blättchen von mir ſpricht, und ich will noch lange leben. Künftig habe Er vor Leuten von meinem Alter mehr Reſpect. Deßwegen habe ich an Ihn geſchrieben. Ich denke, wenn er mit ſeiner ſchmähſüchtigen Zunge fortfährt, daß Er noch auf das Carcer geſetzt werden ſoll. Ich will mich einmal ſo nennen, wie Er mich genannt hat.

Leipzig den 4. Mai 1747.

Kliton.

Mich dünkt, daß zwiſchen denen, die viel eſſen, und zwiſchen den Klitons, welche Bruyere [1] beſchreibt, noch ein ziemlicher Unterſchied ſei.

---

[1] *Cliton* n'a jamais en toute sa vie, que deux affaires, qui est, de diner le matin et de souper le soir, il ne semple né que pour la digestion etc. *Bruyere pag. 397.*

Mein Herr Jüngling,

Es iſt wahr, Sie haben der Welt in Ihrem ſiebzehnten Blatte ſchwere Räthſel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß ausſieht, eine junge Haushälterin hat, und doch immer blaß ausſieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen ſuchen dürfen, daß Sie ſeine Haushälterin jung und artig nennen. Es iſt nunmehr ſchon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut und doch blaß ausgeſehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit ſeine Gebieterin beſchreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterin; ſie war ſchmutzig und ward Haushälterin; er hat nichts, und ſie iſt doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle, am 3. Mai.

X.

> N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle ſtudirt haben?

Das weiß ich nicht. Die Haushälterin, von der ich geredet habe, ſoll durchaus jung und artig ſein; ich will es ſo haben. Martial hat mich zu dieſem Charakter veranlaßt [1].

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie ſind; Sie mögen ſich verbergen, wie Sie wollen. Sie ſind mein Landsmann und dieſes laſſe ich mir nicht abſtreiten, ſeitdem Sie Ihr ſiebzehntes Blatt geſchrieben haben.

---

[1] Pulcre valet Carinus, et tamen pallet etc.
Mart. lib. I. ep. 78.

Wie glücklich haben Sie doch einen gewiſſen Heuchler getroffen, der in unſrer Stadt ſchon ſo viele Erbſchaften erſchlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen ſo vieler Wittwen und Waiſen noch nicht zur Reue und Erkenntniß ſeiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle ſeine Ungerechtigkeiten genug thue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und mit einem großen Lärmen alle Jahre einmal Almoſen austheilt. Habe ich den Georg** an nicht errathen? Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Aſchersleben, am 5. Mai 1747.

Ihr aufmerkſamer Leſer,
Michael Gewiß.

Folgender Brief betrifft eben dieſen Charakter.

Mein Herr Jüngling.

Fürchten Sie ſich denn vor keinem Prozeſſe? Wenn der Herr Licentiat ** keine Erbſchaft von Ihnen erſchleichen kann; ſo kann er doch eine Rüge wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Straße. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er iſt eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein Deutſch verſteht, mit Geſchenken überſchüttet, damit er ſterben ſoll. Ich möchte ſehr gern mit Ihnen bekannt ſein, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine koſtbare Perſon mit der goldnen

Uhr nennen, welche nur gern wiſſen will, ob ſie von Ihnen gemeint worden iſt. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig, am 6. Mai, 1747.

Ihr fleißiger Leſer, C.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen laſſen, welchen unter dieſen beiden ich gemeint haben ſoll. Bald wird keine Stadt in Deutſchland mehr ſein, wo meine Blätter geleſen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat ſchon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbſchaften zu erſchleichen geſucht haben [1]).

Leipzig, den 29. April.

Mein Herr,

Ich will Ihnen fünfzig Thaler geben, wenn Sie mir den Namen des Verfaſſers vom Jüngling nennen. Sie können nichts dafür, daß in dieſem gottloſen Blatte rechtſchaffne Leute verläumdet werden, das weiß ich wohl. Daß ich Urſache habe, auf meine Frau eiferſüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinen Fenſtern wimmelt, iſt leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Menſch einen Wuchrer nennt, das iſt eine Injurie! Die muß die Obrigkeit beſtrafen! Fünfzig Thaler wende ich daran, damit Sie ſehen ſollen, daß ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G**.

---

[1]) Munera quod senibus viduisque ingentia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem? etc.
Mart. lib. IV. ep. 56.

Herr G** muß mehr bieten, wenn der Verleger ſeinen Schriftſteller verathen ſoll. Der Jüngling läßt ſich um einen ſo geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar ſagen, daß ich den Charakter des G** aus dem Martial [1]) genommen: Allein, ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es iſt. Denn er verſteht ohne Zweifel kein Latein, und kann alſo nicht wiſſen, ob ich nicht einige Züge hinzugeſetzt habe.

Mein Herr Jüngling.

Wenn Sie nur nicht ſo viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen und von einem mit ſchwarzen Augen redeten, ſo würden Sie ein hübſcher frommer Menſch ſein, der es nicht ſo ſehr mit der jetzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieſes habe ich daraus geſehen, daß Sie der eiteln Mademoiſelle °°, die ſich auf ihre ſchönen Hände und Füße ſo ſchrecklich viel einbildet, und der Madame °°, die mehr als einen Mann braucht, den Text ſo wohl geleſen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich ſehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menſchen bei ihnen aus- und eingehen. Ich weiß nicht, wie der Himmel ſo lange zuſehen kann. Er iſt ſehr langmüthig. Ach wie ſchlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jüngling.

Am 5. Mai.

Ihre andächtige Leſerin,
Flavia.

---

[1]) Nullus in urbe fuit tota, qui tangere vellet etc.
Mart. lib. I. ep. 74.

N. S. Jetzt gehen ſchon wieder zwei Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?

Flavia könnte freilich am beſten wiſſen, wen ich meinte, weil ſie alt iſt, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiſelle ** aus dem Bruyere [1]) und eine Abbildung der Madame ** aus dem Juvenal [2]) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beſchrieben, der allein die verſtorbenen Poeten lebt. Wollen Sie ſich in einen bekannten Streit wagen?

Am 5. Mai.

Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Luſt hätte, mich irgend in einen Streit einzulaſſen. Derjenige, den ich meinte, heißt Vacerra, und Martial hat ihn vor mir gemeint [3]).

Mein Herr,

Wenn Sie keine Raupen ſammeln, ſollen ſolches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doktor, der die Inſekten ſo ſehr liebt, iſt mein Freund; ich ſuche die Raupen mit ihm, und wenn er ſeine Familie jetzt ein wenig leiden läßt, ſo wird es ihr künftig deſto beſſer gehen, wenn er ſein Raupenkabinet verkauft haben wird.

---

[1]) Argyre tire son gant, pour montrer une belle main etc. *Bruyere pag. 138.*

[2]) Unus Iberinae vir sufficit: ocius illud
Extorquebis, ut haec oculo contenta sit uno.
Iuvenal. Satyr. VI. v. 53.

[3]) Miraris veteres, Vacerra, solos etc.
Mart. lib. VIII. ep. 69.

Am 8. Mai, 1747.

Thomas Raupe.

Ob ich gleich den Charakter dieſes Doktors aus dem Bruyere [1]) genommen habe; ſo will ich doch den Freund des Herrn Thomas Raupe ſo lange meinen, bis er ſein Raupenkabinet verkauft hat und bis es ſeiner Familie beſſer, als jetzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten ſehen, wie ſehr ſich diejenigen geirrt haben, welche die Originale zu meinen Charakteren errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein ſiebzehntes Blatt eingerückt, und doch haben ſich Einige gefunden, welche beſondere Perſonen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben ſoll. Ein Schriftſteller verſpottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob dieſe oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine ſo bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur ſo viel ſagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeint haben will, der ſo dreiſt iſt, daß er Originale zu meinen Charaktern angibt. Was meine Leſer denken wollen, das laſſe ich ihnen frei; ich verlange nur, daß ſie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen ſollen.

⁂

---

[1]) Il aime les insectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes etc. *Bruyere pag. 283.*

Wie ſehr werde ich nunmehr meinen künftigen Leſern ihre Mühe erleichtern! Sie können es ſicher glauben, ich meine Niemanden, als diejenigen, welche wiſſen, wen ich gemeint habe.

Leipzig, in der Oſtermeſſe, 1751.

G. W. R.

DE
EPISTOLIS GRATULATORIIS
ΕΞΩΤΙΚΟ ΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗ-ΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ.

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortreſſlichkeit der Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmack;

wodurch
Herrn N. N.,
als derſelbe die hohe Schule rühmlichſt verließ, ſeine Ergebenheit bezeugen wollte,
deſſen
aufrichtigſter Freund und Diener
Martin Scribler, der Jüngere [1].

GOTTES WORT UND STEUERN GEBEN HILFT ZU DIESEM UND JENEM LEBEN
156

---

[1] Dieſe Abhandlung ward zum erſtenmale gedruckt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. M. Auguſt 1741.

Procumbit humo bos (Der Ochs ſtürzt zu Boden)[1].

Virgil.

---

[1] Es iſt ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftſteller einige Worte ſetzt. Wenn in dem ganzen Buche nichts Gutes iſt, ſo ſind wenigſtens die Worte des alten Schriftſtellers gut; ich habe es alſo auch nicht unterlaſſen wollen. Ich habe mir wenigſtens angelegen ſein laſſen, eine ſolche Stelle ausfindig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorſatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieſes iſt nach dem neueſten Geſchmack.

Mein Herr.

Sie haben mir vielmals deutliche Proben von Ihrer aufrichtigen Freundſchaft gegeben, und haben mich dadurch Ihnen ſehr verbunden gemacht; ich geſtehe es jetzt öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Sie niemals ſo groß geweſen iſt, als jetzt, da Sie dieſen Ort verlaſſen. Ihr Abſchied würde mir zwar ſchmerzlich fallen; allein, das Vergnügen, Sie mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu ſehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landsleuten ſo natürlicher, als rühmlicher Eifer, zu ſchreiben: dieſes ſind die Urſachen, warum ich Ihren Abſchied ſo gelaſſen anſehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Ihr Abſchied kommt mir zu unvermuthet [1]). Nur vor wenig Tagen habe ich dieſen Ihren Entſchluß erfahren. Ich bin alſo nicht im Stande geweſen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu verwenden. Sie iſt eine unreife Frucht [1]) weniger Stunden, und die darin häufig vorkommenden Fehler wird nichts, als Ihr Wohlwollen, und meine beinah ganz unglaubliche Eilfertigkeit entſchuldigen müſſen. Von der wenigen Muße [2]), die ich habe, und der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrüßliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

---

[1]) Dieſes iſt die erſte Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeugt, die ich in Verfertigung eines Glückwünſchungsſchreibens, nach der neueſten Mode, beſitze. Ihr Abſchied iſt mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon ſeit dem Tode des Kaiſers bin ich mit dieſer Schrift fertig geweſen. Ich habe mit innigſten Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, ſie unter die Preſſe zu brin-

Alle dieſe Hinderniſſe überſteige ich auf eine muthige Art. Ich liefere Ihnen dieſe Arbeit, und widme

---

gen. Es würde aber ein weſentliches Stück weggefallen ſein, wenn ich nicht ſo beſtürzt und eilfertig gethan hätte. Meine wertheſten Mitbrüder, die wünſchende Geſellſchaft, ſieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde ſehr altväteriſch geklungen haben, wenn ich geſagt hätte, daß dieſes Werkchen mit gründlichem Vorbedacht und reifer Ueberlegung geſchrieben ſei.

[1]) Dieſes Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftigkeit; will es aber bei dem geneigten Leſer möglichſt verbitten. Es widerlegt ſich auch aus Obigem von ſelbſt, und iſt nur eine Figur.

[2]) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich ſpräche, daß ich nichts zu thun hätte, und allem Anſehen nach ſo bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beſchwert werden dürfte, ſo redete ich zwar die Wahrheit; aber ich ſagte etwas, quod indignum esset nostris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, et fausta quaevis apprecante. (Das unwürdig ſein würde unſerer Zeiten, unwürdig de Autors, und unwürdig des Gratulanten.)

Ihnen eine, wo nicht ganz neue [1]) und von mir zuerſt erfundene, doch noch nicht ſattſam erkannte Wahrheit. Der Nutzen unſrer gelehrten Glückwünſchungsſchreiben iſt zu wichtig, als daß ich denſelben mit Stillſchweigen übergehen ſollte. Ich will denſelben angenehm, deutlich, gründlich, und ſo beſchreiben, daß mir hoffentlich niemand ſeinen Beifall verſagen, ſondern vielmehr zugeſtehen wird: gegenwärtige Schrift ſei nach dem neueſten Geſchmack, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unſrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünſchungsſchreiben anzuſehen. Beſonders werde ich mich der Kürze befleißigen [2]).

§. 1. Im Paradieſe [3]) lebten unſere erſten Aelternheit [illegible] größter Zufriedenheit. Dieſes Glück dauerte nur kurze Zeit. Je häufiger ſich ihre Nachkommen mehrten, deſto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen zu. Der kleine Ueberreſt der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, ſchwammen in einem Kaſten. Die Ruhe und Einigkeit ſchienen wieder hergeſtellt zu ſein; es währte aber nicht lange. Die Herrſchſucht wollte ſich einen Thurm bis in die Wolken bauen; doch eine höhere Vorſicht zerſtörte dieſes verwegene Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verſtanden einander nicht mehr. Sie mußten ſich trennen. Die ſtolzen Nachkommen Sems ließen ſich in dem fetten Grunde Aſiens nieder. Der braune

---

[1]) Wir leben jetzt, dem Himmel ſei Dank, in denen Zeiten, wo Alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bei dem Richterſtuhle, neue Wahrheiten bei dem Krankenbette, ja ſogar neue Wahrheiten auf der Kanzel; und ich wäre nicht werth, in dieſem Jahrhundert geboren zu ſein, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Friſt eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

[2]) Dieſes iſt eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebſt der Ordnung im Vortrag, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen iſt. Sed bono vino hedera non opus est. (Ein guter Wein braucht keinen Epheu.)

[3]) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich iſt, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften zuerſt anzumerken, damit es dem Leſer deſto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abſchnitt halte ich für ein Meiſterſtück eines Glückwünſchungsſchreibens. Ich hatte verſprochen, kurz zu ſchreiben, und

---

lange, aller Kürze unbeſchadet, vom Paradieſe an. Wie ſchwer ſollte es einem Andern fallen, die Wörter: Paradies, Arche Noah, babyloniſcher Thurm, Sem, Aſien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine ſo natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieſes kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tauſend Meilen faßt, das ſtellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in ſechstauſend Jahren geſchehen iſt, das wiſſen wir in wenig Punkte zu ſchließen. Noch mehr. Wer hätte meinen ſollen, daß ich den Urſprung unſerer heutigen Glückwünſchungsſchreiben in dem Paradieſe zu ſuchen wüßte? Der folgende Abſchnitt wird es beweiſen, daß ich ihn rühmlichſt gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es ſei für jetzt genug. Nunmehr weiß der Leſer, was er ſich von mir zu verſprechen hat. Und die Folge wird beweiſen, daß dieſes und alle auf ſolche Art eingerichtete Schreiben nichts Anderes ſind, als ἐξωτικοθαυματυργηματοταμεῖα.

Mohr erwählte ſich die ſandigen Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets geweſen, welche ſich unſere nördliche Gegend zum Sitze ausgeleſen, mag ich nicht unterſuchen. Und es bemühen ſich die Geſchichtsforſcher noch bis jetzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen ſind, welches Columbus nach ſo ſpäten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So ſehr wurden diejenigen zerſtreut, welche allerſeits Kinder eines Vaters waren; und ſo wenig verſtehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat ſeinen Urſprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entſtanden Geſellſchaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verſtanden einander, und ſchlugen ſich daher zuſammen. Die Meiſten von ſolchen Geſellſchaften hatten zwar keine andere Abſicht, als ſich zu ſchützen und zu nähren: Viele aber gingen hierin weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte ſie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten ſich, ihre Seele und deren Kräfte zu beſſern. Sie errichteten Schulen. Sie erfanden ſchöne Wiſſenſchaften, und brachten ſie in Aufnahme. Aegypten legte den erſten Grundſtein zu dieſem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf ſeinen Lehrmeiſter. Rom entriß Griechenland Scepter und Lorbeer, und pflanzte beides auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung und fremde Gewalt verjagen die Muſen aus dieſer angenehmen Wohnung. Sie zogen ſich weiter nach dem rauhen Norden, und wir ſind nebſt unſeren Nachbarn ſo glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen.

Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat ſich hierin vor allen andern hohen Schulen eines beſondern Vorzugs zu rühmen. Tauſend vortreffliche Werke ſind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meiſten mit Stillſchweigen, und will nur eine Art derſelben anführen. Wer [1]) thut es uns in Glückwünſchungsſchreiben zuvor? Wir haben es hierin aufs Höchſte gebracht. Ein jedes derſelben iſt ein Inbegriff ſeltner Schönheit, ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muſter, welches die Vorfahren mit ſtummer Verwunderung verehren würden, die ſpäteſten Nachkommen aber als unverwesliche Merkmale unſerer Glückſeligkeit rühmen müſſen. Dieſes Alles ſchreibt ſich aus dem Paradieſe her. W. Z. E. W. [2]).

§. 3. Ich habe alſo den rühmlichen Urſprung der

---

[1]) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muſter vorgeſetzt habe, und denen Gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es gibt noch eine große Menge anderer Glückwünſchungsſchreiben, die aber bei ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unſerer jetzigen und neueren Art zu denken keinen Geſchmack haben.

[2]) Finis coronat opus. (Das Ende krönt das Werk.) Dieſe vier Buchſtaben wollen mehr ſagen, als alle hieroglyphiſche Figuren der ägyptiſchen Prieſter. Sie zeigen an, daß ich fertig bin, daß ich ordentlich gedacht habe, daß mein Beweis unumſtößlich iſt. Man mag ſchreiben, wie man will! Man ſetze nur zum Schluſſe: W. Z. E. W., ſo ſchreibt man mathematiſch. Dieſe Buchſtaben ſind nichts Anderes, als das alte Plaudite. (Klatſcht!) Der Verfaſſer bittet ſich dadurch den Beifall des Leſers aus, daß er ſeine philoſophiſche Rolle ſo vortrefflich geſpielt hat.

Glückwünſchungsſchreiben auf ſo eine Art dargethan, daß kein vernünftiger Menſch [1]) etwas daran auszuſetzen haben wird.

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neueſten Mode eingerichteten Glückwünſchungsſchreiben verſtehe. Nämlich, ich verſtehe darunter nichts Anderes, als eine ſauber gedruckte Abhandlung, worin viele Worte, auf eine ungefähre Art, mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen ausgeziert ſind, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen trefflichen Zuwachs erhalte, und bei dieſer Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas Annehmliches vorgeſagt werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

§. 4. Mit großem Vorbedacht habe ich oben geſagt, ich wollte, was die Glückwünſchungsſchreiben wären, entwerfen [2]). Ich bin nicht ſo pedantiſch, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte [3]). Dieſes iſt viel zu verdrüßlich, zu geſchweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Geſetze ſelbſt davor, als vor etwas Gefährlichem, warnen [1]. Nur ehedem ging es an, da man noch eigenſinnig war, da man genau wiſſen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig ſchrieb, und viel dachte. Es iſt dieſes jetzt ein beſchwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bei Jahren ſind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieſer Sklaverei entriſſen. Dieſes unterhält unſre Fähigkeit, daß wir mehr ſchreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freiheit zu ſagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der leſe unſre Glückwünſchungsſchreiben.

---

[1]) Es iſt die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf ſetzt. Im Lateiniſchen klingt es noch männlicher: Cui sanum est sinciput et occiput. (Der hinten und vorn einen geſunden Kopf hat.) In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Oſtermeſſe ans Licht treten wird, ſind zwei Alphabete ſolcher gründlichen Formeln angemerkt, welche aber größtentheils aus dem Holländiſchen genommen ſind.

[2]) Ich kann den Unterſchied nicht beſſer ausdrücken, als durch die Diſtinction: *inter definitionem et descriptionem*. (Zwiſchen einer Definition und Deſcription.)

[3]) Es kommt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weiß ſehr umſtändlich, was zu einer Definition

§. 5. Ich nenne die Glückwünſchungsſchreiben eine Abhandlung. Es ſei aber fern von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müſſe man dasjenige, was auf dem Titelblatte ſteht, darin ordentlich ausführen. Dieſes iſt ſchlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünſchungsſchreiben. Man muß etwas ſagen, deſſen ſich der Leſer nicht verſieht. Das Unerwartete rührt am meiſten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man von den Regeln der Geſelligkeit handeln, und erzählt die Geſchichte des Aeneas und Turnus. Man verſpricht die Mit-

---

erfordert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich beſitze, und daſelbſt nur nachſchlagen dürfte. Mehr gehört zu einem rechtſchaffenen Gelehrten nicht.

[1] L. 202. D. de R. I. Omnis definitio etc. periculosa est etc. (Jede Definition u. ſ. w. iſt gefährlich.)

tel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beſchreibt dafür das Weſen des Schwefels und Salzes. Man ſtellt ſich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poeſie anführen, und rühmt die Fabeln des Criſpinus [1]).

§. 6. Dieſe Abhandlungen müſſen ſauber gedruckt ſein. Dieſes wird hauptſächlich erfordert; darum habe ich es auch zuerſt angemerkt. Es nimmt den Leſer unvermerkt ein, und indem er den ſchönen Druck bewundert, überſieht er manchen Fehler. Zum Titel, bei welchem man ſich der längſten [2]) und fürchterlichſten Wörter zu bedienen hat, nimmt man die anſehnlichſten Lettern. Soll er recht zierlich ſein, ſo muß er ausſehen, wie die Grabſchrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr ſetzen laſſen, als der Verſtorbene in ſeinem ganzen Leben zu thun fähig geweſen iſt. Daß der Anfangsbuchſtabe [3]) in einem zierlich geſchnittenen Stocke ſtehen muß, verſteht ſich von ſelbſt.

---

[1]) Meine Leſer werden es beſtens entſchuldigen, daß bei dieſem Abſchnitt keine Note iſt. Es iſt kein Verſehen, welches mir, beſonders bei gegenwärtiger Abhandlung, beinah nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheiſchig machte, es in folgenden Abſchnitten wieder einzubringen.

[2]) Der Titel, welchen ich dieſer Schrift vorgeſetzt habe, kann dieſen Satz am beſten beweiſen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und mancher Dichter empfindet bei den Verſen, die er zur Welt gebracht, die kitzelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bei mir verſpürte, als ich den erſten Bogen aus der Druckerei bekam.

[3]) Man ſehe mein S beim Anfang dieſer Schrift.

Und jedermann wird zu Steuer [1]) der Wahrheit bekennen müſſen, daß eine ſchlechte Abhandlung weit erträglicher ſei, als ein ſchlechter Anfangsbuchſtabe.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zuſammen verknüpften Worten beſtehen. Worte ſind alſo das Hauptſtück unſerer Glückwünſchungsſchreiben. Wenn man dieſe hat, ſo hat man Alles. Es gibt noch viele unter unſern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verſchweige, welche in dem irrigen Wahne ſtehen, man müſſe zuvörderſt wiſſen, was man ſchreiben wolle, und alsdann erſt um die Worte und Ausdrücke bekümmert ſein. Verkehrte Meinung! Worte muß man zuvörderſt haben. Dieſe muß man mit einander verknüpfen; und alsdann ſieht man, was man geſchrieben hat. Es iſt hier eben, wie mit der Poeſie. Wenn ich den Reim [2]) habe, ſo habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers ſoll; und wenn der Reim fehlt, ſo iſt mir der ſchönſte Gedanke nichts nütze.

---

[1]) Bei dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze ein, welche ich auf den Titel habe ſtechen laſſen. Ein Anderer, der meine Fähigkeit im Denken nicht beſitzt, würde nimmermehr darauf gekommen ſein. Weil ich dieſes Werk ſelbſt verlegen werde, ſo habe ich die Koſten nicht geſcheut, dieſes Kupfer verfertigen zu laſſen. Es iſt die allerneueſte Mode. Es macht ein Buch beliebt. Und was das Schönſte iſt, ſo wird gar nicht erfordert, daß ſich die Münze zur Abhandlung ſchicke, oder etwas davon in derſelben gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobſchrift auf die Glückwünſchungsſchreiben eine Steuermünze ſuchen ſollen. Bloß dem Wort Steuer hat der Leſer das ſchöne Bildchen zu danken.

[2]) Ich werde hiervon in meinem Poeta in nuce (die Quinteſſenz des Poeten), oder in meiner Sammlung 10000 auserleſener Reime, vermittelſt welcher man, beſonders bei Magiſterpromotionen, auf die

Je fremder die Worte ſind, und je weniger ſie, außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, deſto ſchöner wird die Schrift. Es würde ſehr gemein laſſen, wenn man nichts ſetzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flöſſe. Ich will ein Gleichniß [1]) geben. Sie kennen, mein Herr, jenes Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarſchaft in Verwunderung bringt. Ihre Spitzen nimmt ſie aus Holland; die Ohrgehenke aus Indoſtan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsſchmucke nöthig iſt. Die Kleidung iſt ein Werk der Perſianer. Ihr Fiſchbeinrock hat ſeinen Urſprung dem Nordpol zu danken, und ſie würde tauſend nöthige Dinge entbehren müſſen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute ſolche von dem Südpol herzuſchaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat ſie nichts, als den Körper. Gleichwohl müſſen Sie zugeſtehen, daß alle dieſe fremden Sachen auf eine geſchickte Art zuſammen verknüpft ſind, und jedermann die wohlausgeſonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit unſern Glück-

---

leichteſte poetiſche Art, ſatiriſche und ernſthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papier bringen kann, ausführlich handeln.

[1]) Es wollte mir hier ſchwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich alſo mit großem Nutzen der Freiheit, welche ſich meine wertheſten Mitbrüder vorlängſt angemaßt haben: Daß ſie nämlich in Gleichniſſen reden, wenn ihnen die trockenen Schlüſſe zu mühſam ſind.

wünſchungsſchreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Aſien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; Alles muß etwas dazu hergeben. Dieſes weiß der Verfaſſer auf eine ſinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er ſeine prächtige Schrift.

§. 8. Dieſe Werke 1) müſſen auf eine ungefähre

---

1) Die Regeln, welche ich in dieſem Abſchnitt gebe, werden ſich durch ein Exempel am beſten erläutern laſſen. Es war am 2. Januar 1740, als ich in die wünſchende Geſellſchaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorſitzende redete mich zuerſt an. Er ſagte mir die Regeln und Geſetze ſeiner Geſellſchaft. Ich verſprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freimaurer, welcher das Jahr vorher geſchrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte ſtehende Ueberſchrift, und ſagte, daß ich nach dieſer Ordnung alſobald meine Antrittsrede halten ſollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen ſollte. Er beſann ſich ein wenig, und ſagte mir, ich ſollte handeln: Von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich ſogleich eine bewundernswürdige Rede. Als ich mit ſolcher fertig war, gab ich den Freimaurer dem Vorſitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darin, nach Anleitung und Ordnung eben dieſer Ueberſchriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieſes ſehr natürlich auf unſere Geſellſchaft, und beſonders auf mich an, rühmte dabei, wie leicht zu vermuthen iſt, meine Rede ungemein, und hielt es mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der erſten Hälfte derſelben zu ſehr an den aufgegebenen Satz gebunden hätte; verſicherte mich zugleich,

Art mit einander verknüpft ſein. Was dieſes ſagen wolle, das iſt in dem vorhergehenden Abſchnitt größtentheils ausgeführt. An dieſem Orte will ich nur einige praktiſche Regeln geben, welche man bei allen dergleichen Ausarbeitungen mit beſonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Geſellſchaft zu ſein, welche ſeit geraumer Zeit auf dieſer hohen Schule blüht, und ſich die wünſchende Geſellſchaft nennt. Sie beſteht aus zwölf Perſonen und einem Vorſitzer. Wir kommen alle Wochen einmal zuſammen. Ein Jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Dieſe beſtehen entweder aus einem weiſen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberſchrift, oder aus einem Stücke des Alterthums und der Hiſtorie, oder aus einer kritiſchen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgeſucht, ſondern müſſen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz verſchieden ſein. Ein jeder Gedanke wird auf einen beſondern Zettel geſchrieben. Auf ſolche Weiſe bringen wir auf 32 Zetteln 32 bündige Gedanken zuſammen. Dieſe wirft der Vorſitzende in ſeinen Hut, rührt ſie wohl unter einander, und legt ſie alsdann in eine Reihe auf den Tiſch. Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, ſteht alsdann auf. Der Vorſitzende ſagt ihm einen Satz, welcher

---

daß die andere Hälfte unverbeſſerlich, und nach ihrem neueſten Geſchmack ſei. Man wird die Wahrheit dieſes Urtheils ſelbſt erkennen, wenn man ſich das Vergnügen machen will, ſie zu leſen; zu dem Ende habe ich ſie dieſer Abhandlung beidrucken laſſen.

ihm zuerſt beifällt. Dieſer muß ſogleich abgehandelt werden, und in den 52 Zetteln ſindet er eine unerſchöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er aus dem Stegreiſe eine männliche, bündige, gelehrte ſinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anſtoß, vorbringen kann. Es iſt dieſes nichts Unmögliches. Ein jeder Gedanke führt uns auf den andern. Ein zufälliges Wort iſt hierzu genug. Will ſich auch dieſes nicht finden, ſo ſucht man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteſte Mittel iſt die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebenen Gedanken gar zu hartnäckig, und wollen ſie ſich auf keine Weiſe verbinden laſſen; ſo ſagen wir dieſelben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und ſchließen mit einem verwundrungsvollen: Jedoch wo gerathe ich hin! Dieſes heißt auf eine ungefähre verknüpfen.

Univ.-Bibl. München

9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe; ſo muß ich ſie auch mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen auszieren, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröſtlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieſes ſei, das werde ich in dem Folgenden beweiſen. *Ex* ¹) *ungue* ²) *leo-*

---

[1] Es wird dem gemeinen Weſen ſehr zuträglich ſein, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen Ex beſonders hundert und ſiebenzehnmal mit Nachdruck anführt.

Ecl. 3. Puero silvestri Ex arbore lecta
Aurea mala decem misi.
Ecl. 6. Iniiciunt ipsis Ex vincula sertis.
Ecl. 7. Ex illo Corydon.
Ecl. 10. Ex vobis unus.

nem[1]. (Aus der Klaue erkennt man den Löwen). Ich geſtehe zwar gar gern, daß es eine etwas

---

Georg. L. 1. Collectae Ex alto nubes.
Ibid. Revolant Ex aequore mergi.
Ibid. Nec minus Ex imbri soles.
Ibid. L. 2. Inseritur vero Ex foetu nucis etc.
Ibid. Non ullo Ex aequore cernes.
Ibid. Ex se ipsa remittit.
Ibid. Ex arbore plantas.
Ibid. Oscilla Ex alta suspendunt.
Ibid. L. 3. Pugnam Ex auro.
Ibid. Ex hoste trophaea.
Ibid. Aliam Ex alia generando.

Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leſer den über *Virgilii* Opera verfertigten Indicem *Nicolai Erythraei* aufzuſchlagen, welchen ich hier mascula imitatione ausgeſchrieben habe.

[2] a Graeco ὄνυχες, *Terent.* in Eun. Act. IV. Sc. 3. v. 6. Ungibus in os alicui involare.
Tibull. Libr. I. el. 8. v. 12. Unguinum praesegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repastinare ungues.
Ovid. I. de arte amandi:
Et nihil emineat, et sint sine sordibus ungues.
Horat. I. epist. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter ungues.
Videatur omnino *Fabri* Thesaurus, sub voce *Unguis.*

[1] Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bei dem Worte Leo ſchöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geſchichten, Münzen, ſinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sternkunſt, und anderen Wiſſenſchaften machen könnte. Es war auch dieſes anfänglich mein löblicher Vorſatz, und es würde dieſem Abſchnitt eine ſonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Regiſtern, die ich beſitze, davon nichts Rechtes finden können, ſo bin ich hinlänglich entſchuldigt. Denn es iſt bekannt, daß wir

mühſame Arbeit iſt. Ich weiß 1) aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen laſſen, welche von ſolcher Wichtigkeit lange nicht ſind, als ein dergleichen löbliches Vorhaben. Dieſe Anmerkungen müſſen aus vielerlei Sprachen beſtehen. Hierbei darf man ſchlechterdings nicht ſparſam ſein. Man ſchreibt für Gelehrte, und alſo muß man ſie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieſes 2) heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es iſt eine leichte Sache, die Gottesgelahrheit zu faſſen, die inländiſchen und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneikunſt zu begreifen, und ein Meiſter der Weltweisheit zu werden. Dazu

---

Gelehrte nichts weiter wiſſen, als was in den Regiſtern ſteht.

1) *Hesiod.* Op. et Dies, v. 172. ff.

Μηκέτ' ἔπειτ', ὤφειλον, ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν, ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐστὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσονται καμάτου καὶ ὀϊζύος, οὐδέ τι νύκτωρ
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

2) Ich muß mich wundern, daß es Leute gibt, welche von einem Gelehrten mehr fordern wollen, als Sprachen. Es iſt mir zu verdrießlich, mich in dieſen Streit einzulaſſen. Ich will meine Gegner nur auf den *R. Moses Ben Maimon* weiſen, welcher ſie zur Genüge beſchämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. redet: *)

*) Rabener bringt hier hebräiſche, ſyriſche und arabiſche Stellen, die ſich abzudrucken oder zu überſetzen der Mühe nicht verlohnt. Er verſtand ja dieſe Sprachen ſelbſt nicht, wie er ſogleich geſteht. (A. d. Herausgeb.)

gehört nicht mehr, als höchſtens eine Zeit von drei Jahren, ſo iſt man darin vollkommen. Aber Sprachen zu lernen; dieſes iſt dasjenige, womit wir in der zarteſten Jugend anfangen, vom Morgen bis auf den Abend zubringen, und doch in dem ſpäteſten Alter noch nicht fertig ſind. Sollte dieſes nicht die wahre Gelehrſamkeit ſein? Sollten dieſes nicht die ſicherſten Merkmale ſein, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo[1]) ſei?

Zwar möchte Mancher einwenden: Es ſei unmöglich, daß ein Jeder eine ſo weitläufige Wiſſenſchaft in Sprachen beſitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, ſie zu erlernen; nicht ein Jeder ſei fähig[2]), ſolche zu faſſen. Sollte man denn deßwegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu ſchreiben?

---

[1]) Ich kann nicht läugnen, daß es mir ſehr ſauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weiß, worin die Schönheit eines Glückwünſchungsſchreibens beſteht, der dürfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italieniſcher Poet geſagt: Eccoti, benigno Lettore, un parto di poche sere, che se ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma si fata conoscer Figlio d'APOLLO con qualche raggio di Parnaso. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italieniſches ſetzen wollte, gleichwohl mir nichts Anderes, als Vorſtehendes bekannt war: ſo habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als dieſe Schönheit miſſen wollen.

[2]) On voit peu d'Esprits sans doute, qui ne soient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain desir d'apprendre et d'augmenter leurs lumieres, qui se peut fortifier par une bonne Methode. *Mr. Noble* dans l'Ecole du monde.

Keineswegs. Ich ſehe es nicht als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verſtehen müſſe. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen beſtehen ſollen. Was man nicht ſelbſt kann, das werden doch wohl unſre guten Freunde können. Dieſe [1]) ſind ſchuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwiſſenheit zu reißen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechiſch, Rabbiniſch, Hebräiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Arabiſch, Franzöſiſch, Italiäniſch und Engliſch könne? Ich verſtehe nichts als meine Mutterſprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr anſehen, wenn ich nicht ſo offenherzig wäre, und es jetzt öffentlich bekennte. Ich habe [2]) ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen verſehen, und ich habe ihrer Freigebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abſchnitt dem geneigten Leſer mitgetheilt [3]). Es iſt dieſes gar kein Fehler von mir. Wenn niemand etwas ſchreiben wollte, als was er verſtünde; ſo würde gewiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen, welche alle Meſſen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unſre Namen auf den Titel ſetzen laſſen.

---

[1]) It is a true saying, that misfortunes alone prove one's friendships; they show us not only other people's for us, but our own for them; we heardly know our selves any other wise. New Letters of *Mr. Al. Pope*, p 207.

[2]) Ich muß hier die aufrichtige Fürſorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Dank rühmen. Ich habe durch ihre Beihülfe einen ſo ſchönen Vorrath von Anmerkungen in verſchiedenen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu ſchreiben. Nur kann ich noch nicht ſchlüſſig werden, wovon es handeln ſoll.

[3]) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserleſene Sammlung von Noten in ausländiſchen,

§. 10. In unſern Glückwünſchungsſchreiben pflegen wir unſern Gönnern oder guten Freunden etwas Angenehmes vorzuſagen.

Es könnte das Anſehen gewinnen, als wäre dieſes der Hauptzweck; er iſt es aber nicht. Wir ſchreiben nicht darum, weil wir etwas wünſchen wollen; ſondern wir wünſchen, damit wir ſchreiben können. Die Erfahrung wird dieſes am beſten beweiſen. Man ſehe unſre Glückwünſchungsſchreiben an. Den größten Theil macht eine ſogenannte Abhandlung aus. Dieſe ſteht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unſerm Gönner oder guten Freunde. In jenem ſagen wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefſinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir ſind. In dieſem aber bedauern wir in möglichſter Kürze, daß die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den Händen gewachſen, und ſtärker geworden ſei, als unſer Vorſatz geweſen. Wir bezeigen unſern Unwillen, daß wir abbrechen müſſen; wir beklagen, daß der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz iſt, und

---

und bei uns ganz unerhörten Sprachen verſprochen. Es iſt mir verdrießlich, daß er in Erfüllung ſeines Verſprechens ſo ſaumſelig iſt. Hätte ich ſie jetzt gehabt, ſo würden ſie gegenwärtiger Abhandlung ein beſonderes Anſehen gegeben haben.

was wir noch Alles gleichſam auf der Flucht ſagen können, iſt dieſes: Die Verdienſte[1] unſeres Gönners oder Freundes wären ohne dieß jedermann bekannt, und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermögend wären; empfehlen uns anbei deſſen hohem Patrocinio oder Freundſchaft, und verharren, bis zu dem letzten Hauche unſers Lebens, Diener und Freunde.

Wünſche von dieſer Art ſchicken ſich für Alle; und dergleichen weitläuftige Ausdrücke ſind darum unentbehrlich, weil wir mit unſern Lobſchriften vorher fertig ſind, ehe wir noch wiſſen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehr habe ich den Urſprung der Glückwünſchungsſchreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich habe geſagt, was ich unter Glückwünſchungsſchreiben verſtehe. Ich bin dieſen gemachten Entwurf ſtückweiſe durchgegangen. Ich habe Regeln gegeben, und bin ſolchen ſelber gefolgt. An Noten und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel ſein; und wenn ich nicht gar zu ſittſam wäre, ſo würde ich ſagen, daß gegenwärtige Schrift ein Muſter aller Glückwünſchungsſchreiben, eine unläugbare Probe meiner unerſchöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler in= und ausländiſchen Schönheiten, und ein ſolches Werk wäre, welches, wie wir große Geiſter tiefſinnig zu reden pflegen, wo nicht ſich ſelbſt übertreffe, doch ſeine eigne Parallele ſei.

---

[1] Sie werden alſo, wertheſter Freund, mir nicht zumuthen, daß ich Ihnen jetzt einen ausführlichen Wunſch, oder ein wohlgeſetztes Lob liefern ſolle. Ich gönne Ihnen alles Gute. Sie beſitzen mehr ruhmwürdige Eigenſchaften, als ſich in ein Glückwünſchungsſchreiben von dieſer Art ſchicken. Ich liebe Sie aufrichtig. Allein Sie werden mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts ſage. Ich würde das Gelübde brechen, welches ich bei meinem Eintritt in die glückwünſchende Geſellſchaft gethan; ich würde mir meine Mitbrüder zu Feinden machen. Dieſes können Sie mir nicht anſinnen. Zu geſchweigen, daß gegenwärtige Abhandlung fertig geweſen, ehe ich an Sie gedacht habe. Ich und meines Gleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geſchrieben, zu viel Liebe und Hochachtung, als daß wir etwas ausſtreichen oder ändern ſollten.

Corollarium [1]).

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu leſen gab; ſo entdeckte dieſer gleich anfangs einen großen Fehler daran. Ich hätte nämlich, ſagte er, vergeſſen, dem Zoilus, beim Eingange meiner Schrift, Eins zu verſetzen. Ich hätte ihn warnen ſollen, daß er ſich mit ſeinem Alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen ſollte; allein es iſt mit gutem Vorbedacht unterlaſſen worden. Ich will gar nicht böſe werden, wenn ſich Jemand wider dieſes Werkchen auflehnt; es ſoll mir vielmehr ein beſonderes Vergnügen ſein. Auf ſolche Weiſe bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas Neues, und vielleicht noch viel zu ſchreiben. Ich habe mich ſchon auf verſchiedene beißende und ſatiriſche Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich alſo jedermann, wer es auch ſei, zu einem gelehrten Kampfe auffordern. Sollte aber Niemand, wie ich faſt vermuthe, das Herz haben, ſich an mir zu vergreifen; ſo werde ich mich genöthigt finden, in dem nächſten Glückwünſchungsbriefe, unter verdecktem Namen, ſelbſt wider mich zu ſchreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu ſein, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine ſtarke Sammlung auserleſener Streitſchriften unter dem Titel »Scribleriana« zu liefern. Schreiben muß ich, und zwar viel ſchreiben; denn ich bin ein Gelehrter.

---

[1]) Weil Corollarium nicht mehr, wie bei unſern Vorfahren, eine ſolche Propoſition hat, die aus den vorherſtehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt, ſondern vielmehr dadurch dasjenige angezeigt wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird: ſo bin ich befugt geweſen, dieſen Anhang ein Corollarium zu nennen.

Rede

beim

Eintritt in die wünſchende Geſellſchaft,

nach den im vorſtehenden 8ten §. und der beigefügten Anmerkung vorgeſchriebenen Regeln

aus dem Stegreiſe gehalten

von

Martin Scribler, dem Jüngeren.

Am 2ten Jänner 1740.

Von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerſeits ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält [1].

---

[1] Vir bonus, et prudens dici, delector ego, actu.
Horat.

[*] Die aus dem Zuſammenhange geriſſenen lat. Verſe zu überſetzen würde eben ſo mühſam, als undankbar ſein. Die Rede iſt übrigens bloß für Gelehrte geſchrieben. Endlich liefert auch Rabener's Text die beſte Ueberſetzung.

(Anm. d. Herausgeb.)

Ein ſolcher Mann wird durch ſeine Ehrlichkeit anſehnlich und ein Jeder muß die Verdienſte deſſelben mit Stillſchweigen bewundern [1]).

Es iſt aber auch nichts ſo gut, es iſt zu etwas ſchädlich. Was iſt ſo nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigſten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unſrer Sicherheit, als das Schwert? Und oft bringt es uns ſelbſt den Tod [2]).

Wer Ehrlichkeit und Verdienſte ſelbſt von ſich rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht ſich verhaßt, der ſchadet ſich ſelbſt [3]).

Für einen Großſprecher wird man ihn halten [4]), und glauben, daß er ſeine Fehler unter dem ſcheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle [5]).

Wer dasjenige in der That ſein will, was er von ſich rühmt, der hat unter allen Regeln beſonders vier wohl in Acht zu nehmen [6]).

Er muß ſeinen Beruf wohl abwarten, und nicht eher ruhen, bis er ſeiner Pflicht völlige Genüge geleiſtet hat 1).

---

[1]) Tum pietate gravem, ac meritis, si forte virum quem Conspexere, silent. *Virgil.*

[2]) Nil prodest, quod non laedere possit idem.
Igne quid utilius? Si quis tamen urere tecta
Comparat, audaces instruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur ense viator,
Ille sed insidias, hic sibi portat opem.
Ovid.

[3]) Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi. *Horat.*

[4]) Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu! *Horat.*

[5]) Fallit enim vitium specie virtutis et umbra! *Juvenal.*

[6]) Quatuor ex omni — — — *Virgil.*

Er muß das Wahre von dem Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen 2).

Er muß, was ſeinem Amte wohlanſtändig iſt, auf das Genaueſte beobachten 3).

Er muß endlich der weiſen Vorſicht des Himmels Alles ruhig überlaſſen 4).

Aber wie Wenige unter uns thun dieſes! Wie Wenige kennen ihre eigne Schwäche 5).

Wie Wenige warten ihren Beruf gebührend ab! Man ſollte zwar meinen, ſie wären in beſtändiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun ſie gar nichts 6).

---

1) — — — Susceptum perfice munus!
Virgil.

2) — — — Pulsa, dignoscere cautus,
Quid solidum crepet, et pictae tectoria linguae.
Pers.

3) — — — Rigidi servator honesti.
Lucan.

4) Permittes ipsis expendere numinibus, quid
Conveniat nobis, rebusque sit utile nostris.
Nam pro jucundis aptissima quaeque dabunt Di:
Carior est illis homo, quam sibi.
Juvenal.

5) — — — Egomet me novi.
SY. Pauci istud faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix decimus quisque est, qui ipsus se noverit.
Plaut.

6) Est ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concursans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens.
Phaedr.

Fordert ihr Beruf eine Verſchwiegenheit, ſo glauben ſie doch, es ſei ihnen erlaubt, Alles, was ſie hören, was in der Nacht der Vergeſſenheit, was noch ſo tief verſteckt bleiben ſollte, in der ganzen Welt auszubreiten [1].

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden ſie eine innerliche Regung, ſolche zu beobachten; ſo reut ſie doch dieſer Vorſatz gleich wieder. Sie bleiben bei dem erſten Schritte ſtill ſtehen, weiter gehen ſie nicht fort [2].

Viele ſtört die Nachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten und dieſe verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele ſei [3].

Je leichter ſie dieſen Fehler vermeiden könnten, deſto thörichter handeln ſie, daß ſie es nicht thun [4].

Und wie könnten ſie dieſe Leidenſchaft wohl leichter überwinden, als wenn ſie blos die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk ſein ließen [5]?

Die zweite Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen.

---

[1] — — Loca nocte silentia late,
Sit mihi fas audita loqui: sit numine vestro
Pandere res alta terra, et caligine mersas.
Virgil.

[2] Dum licet, et modici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine siste pedem.
Ovid.

[3] — — — Quippe minuti
Semper et infirmi est animi, exiguique voluptas
Ultio. *Juvenal.*

[4] Tu quod cavere possis, stultum admittere est.
Terent.

[5] Vincet amor patriae — — *Virgil.*

Man dürfte hier nur der Wahrheit ſelbſt folgen, welche durch ihren Glanz die dickſte Finſterniß vertreibt [1].

Dieſes iſt der erſte Grund, worauf dieſe ganze Wiſſenſchaft ruht; nur dieſen dürfte man ſich bekannt machen [2].

Allein, man iſt zu verdroſſen, und dieſes macht uns die leichteſte Sache beſchwerlich [3].

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unſerm verdrießlichen Hochmuth nicht entſagen, und eben dadurch wird unſre ganze Vorſicht zu Schanden gemacht [4].

Oft glauben wir dem äußerlichen Scheine zu viel [5].

Wenn man drittens in ſeinem Berufe das Wohlanſtändige beobachten will, ſo darf man kein abgeſchmackter Nachahmer alles desjenigen ſein, was uns vorkommt [6].

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich ſelbſt groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns nicht kennen; denen, die uns beſſer kennen, wird man lächerlich [7].

Es iſt unanſtändig, wenn ein ſolcher Mann Anderer ſpotten, und über ihre Beſchimpfung frohlocken will [1]).

---

[1] Noctem flammis funalia vincunt. *Virgil.*

[2] Elementa velint ut discere prima. *Horat.*

[3] Nulla est tam facilis res, quin difficilis fit,
Quam invitus facias — — *Terent.*

[4] Ingratam — — pone superbiam,
Ne currente retro funis eat rota. *Horat.*

[5] Nimium ne crede colori. *Virgil.*

[6] Scribere si fas est imitantes turpia mimos. *Ovid.*

[7] — — Verbis jactans gloriam
Ignotos fallit, notis est derisui. *Phaedr.*

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich den öffentlichen Gebräuchen entziehen will, welche nichts Abergläubiſches, nichts Eitles bei ſich haben [2]).

Kurz, bei allen ſeinen Handlungen darf er auch das ſchärfſte Urtheil der ganzen Welt nicht ſcheuen [3]).

Die vierte und letzte Pflicht iſt, daß er ſich der liebreichen Vorſorge des Himmels überlaſſe.

Die Welt iſt ein verführeriſches Labyrinth; man muß Alles der Leitung des Himmels anheim ſtellen [4]).

Je weniger man von ihm verlangt, deſto mehr erhält man von ihm [5]).

Es heißt hier gar nicht:

. . . **Cupidine caedis**
Utitur . . et nunc quoque sanguine gaudet [6]).

---

[1]) Scit risisse vafer, multum gaudere paratus,
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat.
Pers.

[2]) — — Non haec solennia nobis
Vana superstitio. *Virgil.*

[3]) — — Volet haec sub luce videri,
Judicis argutum quae non formidat acumen.
Horat.

[4]) Ut quondam Creta fertur Labyrinthus in alta,
Parietibus textum caecis iter: ancipitemque
Mille viis habuisse dolum, qua signa sequendi
Falleret indeprensus et irremeabilis error.
Virgil.

[5]) Quanto quisque sibi plura negaverit,
A Dis plura feret. — *Horat.*

[6]) — — Cupidine caedis
Utitur — et nunc quoque sanguine gaudet.
Ovid.

Man thue ſeine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige ſorgt der Himmel! Was will man weiter [1])?

Eine reiche Aernte wird ſodann unſre Belohnung ſeyn [2]).

Wir können dieſes thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt [3]), und dieſer iſt auch der erſte Urheber davon [4]).

Non omnes arbusta juvant humilesque myricae [5])!

Man darf nicht einen Augenblick aufſchieben, ſeine Lebensart vernünftig einzurichten [6]), und ein Blutegel läßt nicht eher ab, zu ſaugen, bis er ganz voll Blut iſt [7]).

Meine Rede könnte hier wohl Manchem unordentlich und verwirrt ſcheinen [8]), wenn man nicht bedächte, daß der Menſch um deßwillen aufrecht erſchaffen ſei, damit er den Himmel betrachten ſolle [1]).

---

[1]) Et dubitant homines serere, atque impendere curam?
Quid majora sequar? *Virgil.*

[2]) Quid faciat laetas segetes. *Virgil.*

[3]) — Equidem credo, quia sit divinitus illis
Ingenium. — *Virgil.*

[4]) — Horum omnium causa
Constituisse Deum fingunt. — *Lucret.*

[5]) Non omnes arbusta juvant, humilesque myricae. *Virgil.*

[6]) Incipe: qui recte vivendi prorogat horam,
Rusticus expectat, dum defluit amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aevum. *Horat.*

[7]) Non missura cutem, nisi plena cruoris, hirudo. *Horat.*

[8]) — — Farrago libelli. *Juvenal.*

Glückſelig iſt derjenige, welcher von freien Stücken ohne Zwang thut, was recht iſt, und keinen Richter ſcheuen darf [2]).

Dieſes geſchah in den erſten Zeiten: jetzt ſind ſie viel ſchlimmer, und die Bosheit nimmt überhand [3]).

Die Waffen ſind ſchädlich; Wolluſt aber ſchadet weit mehr [4]).

Sehr wohlbedächtig hat Horaz geſagt:

Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem;
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae.
Recte facta refert [5]).

---

[1]) Os homini sublime dedit coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.
Ovid.

[2]) — — — Vindice nullo
Sponte sua sine lege fidem rectumque colebant.
Poena metusque aberant, nec verba minacia fixo
Aere legebantur. Nec supplex turba timebant
Judicis ora sui, sed erant sine judice tuti.
Ovid.

[3]) Quippe aliter tunc orbe novo coeloque recenti
Vivebant homines. — —
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas.
Juvenal.

[4]) — — Saevior armis
Luxuria incubuit. — — *Juvenal.*

[5]) Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae.
Recte facta refert. *Horat.*

Und handelt derjenige nicht am vernünftigſten, welcher nichts Thörichtes unternimmt [1]?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinem Zwecke.

Horaz, den ich nur jetzt gelobt habe, ſtraft mich ſelbſt, wenn er ſagt:

Servetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet [2])!

Der Haß gegen die Wolluſt hat dieſe kleine Unordnung verurſacht. Und gewiß iſt dieſer Eifer nöthig, denn wer die Schamhaftigkeit einmal verlieret, findet ſie nicht wieder [3]).

Allein es iſt mein Vorſatz nicht, die Laſter zu richten, und alle Narren durch die Muſterung gehen zu laſſen [4]).

Wenn würde ich fertig mit Tadeln? Denn es iſt Alles voll von lächerlichen Fehlern [5]).

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen und vernünftigen Mannes. Ich habe eben vier Regeln gegeben; ich will noch die fünfte hinzuthun:

---

[1]) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte.
Horat.

[2]) — — Servetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.
Horat.

[3]) Laesa pudicitia est, deperit illa semel.
Ovid.

[4]) — — Huc propius me,
Dum doceo insanire omnes, vos ordine adite.
Horat.

[5]) — O quantum est in rebus inane! *Pers.*

Man muß friedfertig ſein, wenn man Gelegenheit zu ſtreiten hat; man muß dem Nächſten helfen, wenn man ihm gleich ſchaden könnte; man muß ſich der Tugend befleißigen, wenn es auch erlaubt wäre, laſterhaft zu ſein [1].

Wer dieſe Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht ſagen, daß er ſich mit geringen Kleinigkeiten beſchäftige [2].

Es iſt dieſes ein weſentliches Stück des Gottesdienſtes, welchen die Natur ſelbſt den entlegenſten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez ſagt:

> Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
> Pervolgarit, et ararum compleverit urbes,
> Non ita difficile est, rationem reddere verbis [3].

Ich weiß, meine Herren, Sie haben einerlei Meinung mit mir. Ich wünſche, daß dieſe flüchtige Probe den entſcheidenden Beifall einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft erlangen möge. Dieſes, und die Ehre, Ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünſchen zu überhäufen.

---

[1] Tum certare odiis, tum res rapuisse licebit.
Nunc finite, et placidum heri componite foedus.
Virgil.

[2] Rem peragit nullam — — *Martial.*

[3] Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Pervolgarit, et ararum compleverit urbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis.
Lucret.

Klage
wider
die weitläuftige Schreibart [1].

Hochedler Herr,
Hochgeehrteſter Herr,

Welchergeſtalt Ew. Hochedl. in Ihrer Monatsſchrift,

> daß alle muntre Köpfe dieſes groſen deutſchen Reichs die Freiheit haben ſollten, Ihre Sammlung durch ihren Beitrag zu befördern,

hochgeneigt, und günſtig erlaubt, nicht minder,

> daß Denenſelben ſie die wohlgerathenen Proben, von der Stärke ihres Geiſtes, und der Gründlichkeit ihres Verſtandes, zur Bekanntmachung anvertrauen möchten,

zugleich erſucht; ſolches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich ſein, erhellt auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1. Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in Mehrerem.

Nachdem nun von meinem hochgeehrteſten Herrn hierdurch ich befehligt zu ſein glaube, dasjenige, ſo zur Ausbeſſerung der deutſchen Sprache dient, treufleißigſt und pflichtſchuldigſter Maßen beizutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

---

[1] Ward zum erſtenmale gedruckt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Chriſtmonat, 1741.

> quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertinenti, l. 36. D. de R. I. (Es ſei ein Fehler, ſich in Dinge zu miſchen, die einen nichts angehen)

wenigſtens wider den klaren Inhalt der Geſetze laufen würde, wenn Jemand, daß ich mir dieſe Freiheit nehme, übel deuten wollte,

> quia quotiens dubia interpretatio libertatis est, secundum libertatem, respondendum erit, l. 20 ibid. (Weil bei zweifelhafter Auslegung ſtets nach Freiheit zu antworten ſein wird)

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich mißfällig wahrnehmen müſſen, daß Dieſelben uns zwar von verſchiedenen Arten der Gelehrſamkeit Regeln und Proben mitgetheilt, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten ſei, nicht allein gefliſſentlicher Weiſe keine Anleitung geben,

> ejus enim est non nolle, qui potest velle. Ulpianus l. 1. ad Sabin. (Denn der ſoll nicht nichtwollen, der wollen kann),

ſondern auch zum mehreſten ſolche Stücke uns vorgelegt, in welchen oftermals die gründlichſten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leſer bei den bündigſten Beweiſen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in fünfzig Perioden eingehüllt worden, was doch auf die angenehmſte und deutlichſte Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, ſollen, oder mögen;

> injustus enim videtur, qui per ambages exponit, quod una formula comprendere potest. Pyrrhus Mauritius, de Satisd. et fidei. (Es iſt nicht recht, über das Umſchweiſe zu machen, was man mit ein paar Worten ſagen kann.)
>
> Et illa actio est optima, quae brevissima. (Die Handlung iſt die beſte, welche die kürzeſte iſt) vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de convent. it. Loriottus de transact. et Caccialupa de off. advoc.

Als habe Ew. Hochedl. Solches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß ſolchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch Alles in einer beliebigen Kürze abgefaßt werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entſtehenden Falls, daß ich dieſerhalb, nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenſelben zur Bekanntmachung ſchierſtkünftig überſende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenſelben bin ich übrigens angenehme Freundſchaft zu erweiſen, vor die Perſon ſtets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meißen, den 9. Nov. 1731.

ergebenſter

Cajus Javolenus,

J. V. D. Advocatus et Not. Publ. Caes. cor. Reg. Ll. immatr.

Unterdienſtſchuldigſtes Inſerat.

Auch

Hochgeehrteſter Herr.

dürfte zwar Manchen aus Eigenſinn beifallen, daß dieſe meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig ſei, ob ich gleich in einem Satze dasjenige ſagte, wozu ein Anderer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einſtreuung altväteriſcher Wörter, und die barbariſchen Namen fremder Rechtsgelehrten ſo abgeſchmackt, als ihre beigebrachten Zeugniſſe wären.

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beſchuldiget werden mag, da ich dasjenige, ſo ich geſchrieben, ganz wohl verſtehe, einfolglich vor unzählig neueren Schriftſtellern einen großen Vorzug verdiene, anbei wider die arithmetiſche Verhältniß läuft, daß dasjenige, ſo in einem einzigen Satze geſagt wird, eben ſo weitläuftig ſein ſollte, als das, wozu ich die mühſame Umſchreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächſt die Beibehaltung geſchickter Kunſtwörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Beſtrafung, verdient, über dieſes die Anziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugniſſe allerdings nach dem neueſten Geſchmack zu ſein ſcheint, da die eingebildetſten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch und engliſch ſagen laſſen, worauf vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutſcher von ſelbſt gefallen ſein würde:

Als zweifle ich nicht, Ew. Hochedlen werden ſich meinen Vorſchlag gefallen, und mir dasjenige Recht widerfahren laſſen, welches Sie einem Patrioten und Beförderer der deutſchen Sprache ſchuldig ſind. Ich bin

Ew. Hochedlen

Datum ut in litteris.

ergebenſter

C. Javolenus.

Memoires d'Amourette,

oder

Lobſchrift auf Amouretten,

ein Schooshündchen [1]).

Geneigter Leſer!

Die vornehmſte Sorge eines Schriftſtellers geht dahin, wie er ſich des Beifalls ſeiner Leſer verſichern möge. Die Meiſten ſchreiben heutiges Tages aus Hunger; Viele ſuchen berühmt zu werden; einige Wenige haben die Abſicht, zu erbauen; Alle aber bemühen ſich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Abſicht iſt keine von dieſen dreien. Ich ſchreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt leſen. Dieſes iſt meine vornehmſte Leidenſchaft. Ich habe dir es ſchon einmal geſtanden; ich will es auch jetzt nicht läugnen. Iſt es ja eine Sünde, ſo iſt es doch nur eine Erbſünde. Mein Vater iſt ein Autor geweſen; mein Großvater hat Bücher geſchrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich geſtern noch eine nicht übel gerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunſt iſt Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können. Wird man es mir alſo wohl übel nehmen, wenn ich dem angebornen Triebe, zu ſchreiben, nicht widerſtehen kann? Daß unſere Frauenzimmer noch jetzt gern Liebesbriefe abfaſſen, ſolches kommt uns gar nicht fremd vor. Dann ſchon Eva hat ſehr zärtlich an ihren Adam geſchrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier ſiehſt du alſo, geneigter Leſer, meine Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder aus Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Beſten, ſondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung, ſchreibe: ſo erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu ſein, daß ich mir dein Wohlwollen und eine günſtige Aufmerkſamkeit ausbitte.

---

[1]) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Hornung 1741.

Ich kann dieſes, als eine ſchuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, deſſen allgemeinen Gebrauch du, nebſt vielen dergleichen Wohlthaten, dem Gehirn unſerer Nachbarn zu danken haſt. Ich kenne die abgöttiſche Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägſt, und weiß deine Gütigkeit, welche die abgeſchmackteſten Sachen bewundert, wenn ſie nur dieſen anſehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl ſonſt hierzu bewegen ſollen? Ich bin vielleicht der Erſte, der von einem Thiere Memoires ſchreibt. Meine Amourette iſt keine Marquiſin; und ich kann nicht behaupten, daß ſie aus einer beſondern anſehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verloren, und erſt nach ſpäten Jahren durch viele Abenteuer wieder gefunden worden ſei. Eben ſo wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß ſie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende Schönheit und eiſenfeſte Tugend einen irrenden Ritter ihres Geſchlechts gefeſſelt habe. Du wirſt weder Liebesſtreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern ſein ſoll, ſo ſiehſt du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beſtändigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe gebe ich meiner Schrift dieſen Namen, und du würdeſt undankbar ſein, wenn du ſie nicht mit geneigten Augen anſehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchleſen wollteſt.

Ich halte es für etwas Ueberflüſſiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobſchrift mache. Wer Amouretten von Perſon kennt, der weiß, daß es ihre ſonderbaren Eigenſchaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer ſie aber nicht kennt, dem will ich ſie durch die lebhafteſten Züge bekannt machen. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß mir eine niederträchtige Schmeichelei die Feder nicht führen wird. Ich darf Amourettens Tugenden nur erzählen, ſo iſt auch die Lobſchrift fertig. Sollte ich etwa eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenas wegen ſeiner Freigebigkeit und Verdienſte herausſtreichen: ſo würde ich alle Künſte der Beredſamkeit anwenden müſſen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrſcheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will, ſo darf ich nur die Wahrheit reden laſſen. Dieſe braucht keine Schminke.

Von der Geburt unſrer Amourette kann ich nicht viel Beſonderes ſagen. Sie iſt im Jahre 1735 in Cöln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne dieſes Dorf um deßwillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geſchichtſchreibern eine mühſame Unterſuchung, und den andern Dörfern ſelbiger Gegend einen hitzigen Wettſtreit erſpare, welches unter ihnen ſich dieſer Ehre anzumaßen habe. Bei der Geburt ſelbſt hat ſich eben nichts Merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, ſagte mir, daß ſie gleich anfangs ſehr gewinſelt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein die Folge hat ausgewieſen, daß die abergläubiſche Meinung ungegründet geweſen iſt. Ihre Mutter iſt aus einem zwar guten, doch gemeinen Bürgerhauſe; und ihr Vater ſoll von einem adlichen Hofe ſein. Es iſt eine Vermuthung, welche viele Umſtände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freilich eine Ungewißheit. Allein, dieſes iſt etwas Gewöhnliches, und kann Amouretten bei vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zwei Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt erſäuft worden ſind, und meine Amourette würde ein gleiches Schickſal erfahren haben, wenn ſie nicht ihre ehrliche und gute Geſichtsbildung davon befreit hätte. Sie blieb alſo die einzige in ihrer Mutter Hütte; und es wäre daher kein Wunder geweſen, wenn man ſie bei ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wolluſt und eigenwilligen Freiheit gelaſſen hätte.

Allein dieſes geſchah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche ſie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, ſondern es für ihre Schuldigkeit hielt, ſie ſelbſt zu ſäugen. Bei zunehmendem Alter ward ſie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verſtehe darunter die Wachſamkeit, die Treue, ein freundliches Weſen und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte ſie es weit, und ihre beſondere Fähigkeit, welche ſie dabei zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, ſie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Dieſe Sorge iſt vergebens geweſen, und es dient ſolches alten Leuten zum kräftigen Troſte, welche daraus abnehmen können, man müſſe eben nicht dumm ſein, wenn man zu Jahren gekommen iſt.

Kaum hatte ſie es ſo weit gebracht, daß ſie ſich ſelbſt forthelfen konnte: ſo trug ihre Mutter Bedenken, ſie länger unter ihrer Aufſicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlaſſen und ward in ein Haus gebracht, wo man ſie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bei dem Abſchiede dieſer einzig geliebten Tochter ſehr kläglich gethan, ſolches iſt mir unbekannt. Dieſes hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung geſehen, daß ſie derſelben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müſſe. Ihr freundliches und dienſtfertiges Bezeigen machte ſie bei jedermann beliebt und erwarb ihr den prächtigen Namen, den ſie noch jetzt führt.

Einen Umſtand darf ich nicht vergeſſen, welcher in ihrem Leben beinah der merkwürdigſte geweſen iſt. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen; ſo war man bedacht, ſie auf Reiſen zu ſchicken.

So gefährlich dieſes zu ſein ſchien, und ſo viel Furcht unzählige Beiſpiele deßwegen erwecken können; ſo wenig ließ man ſich doch davon abwendig machen. Man wußte ſich auf ihre Tugenden zu verlaſſen, und lediglich dieſen hat man es zuzuſchreiben, daß alles nach Wunſche abgelaufen iſt. Sie wird in die Fremde geſchickt, wo ſchon viel junge Hunde verführt worden ſind. Amourette mußte ohne Hofmeiſter dahin gehen. Man hatte ſeine Urſachen. Sie hielt ſich eine geraume Zeit daſelbſt auf, bis ein unvermutheter Zufall ſie nöthigte, wieder in ihre Heimath zurück zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bei ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward damals ſehr erbaut: denn Amourette brachte ihr redliches und unſchuldiges Gemüth wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und erſetzte mit doppelten Liebkoſungen dasjenige, was ſie bisher entbehren müſſen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; ſie bellte noch eben ſo, wie vorher; und man merkte nicht die geringſte lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen iſt, daß ſie auf ihrer Reiſe keine Schulden gemacht hat. Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand ſich aber in der That ſo. Ich vermuthe, daß ſie keine Liebhaberin vom Spielen und von zärtlicher Geſellſchaft, ſondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht geweſen iſt. Von Moden und andern galanten Neuigkeiten brachte ſie gleichfalls nicht das Geringſte mit. Ich führe dieſes um deßwillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß ſich viele

Hunde bei ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr ſolches für eine Einfalt auslegen wollen.

Geſtehe es nur, geneigter Leſer, meine Erzählungen ſcheinen dir fabelhaft zu ſein. Von Reiſen zu kommen, ohne Schulden, ohne Moden, mit unverſchlimmertem Gemüthe? Dieſes ſind Sachen, welche wider alle Wahrſcheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widerſprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht ſagen, wenn es nicht wahr wäre! Iſt dieſes nicht Beweis genug?

Ich ſehe ſchon, du wirſt begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willſt ihre Geſtalt wiſſen. Wie ſoll ich dir aber dieſe beſchreiben, ohne daß es ſchmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe; ſo zweifle ich nicht, der ſinnreichſte unter ihnen würde ſie alſo abmalen: »Ich ſoll dich beſingen, bezaubernde Amourette! Aber ſtöße du mir zuvor das Feuer deiner »Augen in meine Adern, damit ich mich recht lebhaft ausdrücken könne. Die Natur hat an dir »alle Schönheiten verſchwendet und ſich dergeſtalt »erſchöpft, daß ſie in langer Zeit nicht vermögend »ſein wird, wieder einen ſolchen Hund zu zeugen. »Deine Haare, deine anbetenswürdigen Haare, übertreffen die zarteſte Seide des ſtolzen Perſers. Auf »deiner Stirne ſcherzen die Grazien und deine zarten Ohren würden vollkommen ſein, wenn ſie nicht »immer bei unſerm ſeufzenden Bellen taub wären. »Deine Augen ſind Sonnen, welche durch ihre freundlichen Strahlen beleben, durch ihre erzürnten Blicke »den zitternden Liebhabern Blitze und donnerſchwangre

»Wolken gebären. Deine korallne Schnauze über-
»ſteigt den Purpur der prangenden Morgenröthe.
»Deine weiße Bruſt übertrifft an Schönheit den
»ewigen Schnee, welcher auf den Gipfeln der un-
»erſteiglichen Alpen liegt. Was Wunder, wenn
»dein Herz von Eis iſt? Deine wohlgebauten Pfo-
»ten tragen einen niedlichen Körper, welchen die
»Natur durch braune und weiße Flecke reizend ge-
»macht hat. Glückſelig iſt der, welcher die äußerſte
»Spitze deiner Krallen anrühren darf. Dein zier-
»lich gelockter Schwanz iſt der Sitz einer zärtlichen
»und aufgeweckten Seele, welche ihre Regungen
»durch freudiges Wedeln an den Tag legt. Ver-
»zeihe mir, Amourette, wenn ich mein Rohr nie-
»derlege! Meine Muſe wird eiferſüchtig. Sie ver-
»läßt mich.«

Dieſes würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten ſein, und ich glaube, viele der unſrigen ſelbſt könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich abſprechen. Allein dieſes iſt zu weitläuftig. Ich will dir eine kürzere Beſchreibung machen, wenn ich ſage, daß Amourette einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken und alle Schönheiten eines Schooshundes hat. Was Wunder, wenn in einem ſo ſchönen Körper auch eine ſchöne Hundeſeele wohnt!

Amourette weiß, daß ſie ſchön iſt. Dieſes hat ſie mit unſerm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit macht ſie weder hochmüthig noch lächerlich; und hierin iſt ſie von vielen verſchieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; ſie ſchminkt ſich nicht, und nahm es für den größten Schimpf an, als ich ihr nur im Scherz ein Schönpfläſterchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat ſchon ſechs neue Frauenzimmertrachten erlebt, iſt aber nicht zu bewegen geweſen, die ihrige zu ändern, von welcher ſie glaubt, ſie ſei die natürlichſte.

Sie liebt Geſellſchaft, ſie ſtattet Beſuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber hört man ſie von ihrem Nächſten übel ſprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach andrer Hunde Umſtänden fragen. Sie redet auch nicht vom ſchönen Wetter; und ob ſie gleich nicht ſpielt, ſo wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit Allen macht ſie ſich zwar nicht gemein; ſie verachtet aber auch Niemand. Der Rangſtreit iſt ihre kleinſte Sorge, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß ſie einem Pudel die Oberſtelle ließ, von dem ſtadtkundig war, daß ſein Vater ein Fleiſcherhund geweſen.

Aus dem Schmuck, oder andern Koſtbarkeiten, macht ſie ſich wenig. Einige Halsbänder und zwei Betten ſind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem ſie liegt, auch dazu gehört, das mögen die Rechtsgelehrten unter ſich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche ſie beobachtet, iſt merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut iſt und ſäuft nicht eher, als wenn ſie durſtet. Nur darin iſt ſie den Menſchen ähnlich, daß ſie eine Liebhaberin vom Kaffee iſt.

Dieſes ſind die vornehmſten Tugenden, welche meine Amourette zieren. Es iſt kein Zweifel, daß ſie deren nicht noch mehr beſitzen ſollte. Allein ſie macht ſo wenig Rühmens von ſich ſelbſt, daß ich befürchte, ich würde ihre Sittſamkeit beleidigen, wenn ich ſie weiter lobte.

Ich will unparteiiſch ſein. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgeſinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verläumdungen ſind.

Man wirft ihr vor, ſie ſchlafe zu lange; ſie liege beſtändig im Bette. Iſt denn dieſes ein Fehler? Iſt es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß ſie, wenigſtens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hauſe ſei?

Sie ſoll verliebt ſein. Man will unſchuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Läſterzungen ganze Romane machen. Es geſchieht ihr zu viel. Zwar zu gewiſſen Zeiten empfindet ſie einige verliebte Schwachheiten: aber, ein kleiner Zwang und noch mehr, ein freundliches Zureden, iſt vermögend, ſie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann iſt man erſt tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, ſolchen zu befriedigen, beides aber großmüthig überwindet.

Sie ſoll neidiſch ſein. Man will es daraus ſchließen, daß ſie in einen heftigen Eifer geräth, wenn ſich ein fremder Hund ins Haus ſchleicht. Iſt denn dieſes neidiſch? Iſt es nicht eine Probe ihrer Wachſamkeit? Jeder Hund muß den andern am beſten kennen. Vermuthlich ſieht ſie, daß dieſe fremden Hunde nur die tückiſche Abſicht haben, auszuforſchen, was in einem Hauſe vorgeht, um bei der nächſten Zuſammenkunft hämiſche Erzählungen davon zu machen.

Noch Eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette ſei dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb dabei. Er wollte wiſſen, daß ſie vielmals ganz tiefſinnig und ohne Gedanken läge und ſich öfters ſo weit vergäße, daß ſie nicht einmal auf die Reinlichkeit ihres Felles genugſam bedacht wäre. Du irrſt dich, mein Freund, ſagte ich zu ihm. Dieſes iſt kein Zeichen einer Dummheit. Amourette iſt tiefſinnig und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weiß, ob ſie nicht die Quadratur des Zirkels unterſucht, oder gar mit einer philoſophiſchen Spitzfindigkeit beſchäftigt iſt? Ich werde in dieſer Muthmaßung dadurch beſtärket, weil ſie ihre Gedanken nicht deutlich von ſich geben kann, und ich unlängſt ſelber geſehen habe, daß ſie mit dem Kopf wider die Wand anlief. Sind dieſes nicht Spuren einer abſtrakten Gelehrſamkeit?

Es ſei genug! Ich habe Amourettens Abkunft, ihre Schickſale ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amourettens Leben und Thaten beſchrieben. Sie lebt noch. Ich wünſche ihren Verdienſten eine Dauer von vielen Jahren. Sie iſt es würdig. Allein, ſie iſt auch ſterblich, und ſtirbt vielleicht eher als mancher Menſch, der ſich ſo vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr ſo oft bei dem Grabe eines Laſterhaften euer eigennütziges Lob verſchwendet! ſollte es geſchehen; ſollte meine Amourette ſterben: verehrt die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypreſſenreiſer auf ihre Aſche! Beſingt ihre ſeltnen Eigenſchaften! Amourette verdient es! Wenigſtens werdet ihr von derſelben mit gutem Grunde mehr ſagen können, als daß ſie geboren und geſtorben ſei.

Martin Scribler, der Jüngere.

Lobſchrift
auf
die böſen Männer[1].

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die böſen Männer eine Lobſchrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit ſei, ernſthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unſchuldigſten Handlungen der Mannsperſonen auf eine boshafte Art beurtheilte: ſo wird man ſich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen laſſen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meiſten meiner Mitſchweſtern glauben, daß ſie es am wenigſten verdienen. Ein zwanzigjähriger Eheſtand hat mich die Vortrefflichkeit der böſen Männer einſehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend ſein, weil ich nichts rede, als was ich ſelbſt erfahren habe. Dieſe Gründe ſcheinen mir wichtig genug zu ſein, und ich bin verſichert, daß der Beruf desjenigen weiſen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die böſen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigſtens nicht ſtärker geweſen iſt, als der meinige.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Maimonat 1742

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer und die Ordnung im Vortrage: ſo bedenke man nur, daß ſie ein Frauenzimmer geſchrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorſicht eines böſen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er ſelbſt gedacht hat.

Die unendliche Menge der böſen Männer überhebt mich der Mühe, zu beſchreiben, was ich eigentlich darunter verſtehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberfluß einige Erläuterung geben. Es befinden ſich noch hie und da Geſchöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Dieſe ſtehen in dem abergläubiſchen Wahne, als erfordre Pflicht und Gewiſſen, daß ſie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Kreaturen halten, welche nicht zur Sklaverei, oder ihrem herrſchſüchtigen Eigenſinn zum Beſten erſchaffen, ſondern um deßwillen da ſind, daß durch eine aufrichtige Liebe und beiderſeitige Hülfe die Beſchwerlichkeit des menſchlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, dieſe ſehen die Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieſer Meinung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeiſten Männer ſchon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer iſt ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt geſetzt iſt, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen ſeines Oberhauptes unterwürfig ſein muß. Dieſes iſt der eigentliche Begriff, den man ſich macht. Wer dieſen Begriff zur Wirklichkeit bringt, der verdient allererſt den rühmlichen Beinamen eines böſen Mannes.

Es erhellt hieraus, daß der Urſprung der böſen Männer in dem Weſen der Sache und in der Natur ſelbſt liegt. Wäre dieſes nicht, ſo würde mir es eben ſo wohl erlaubt ſein, den Adam an ihre Spitze zu ſtellen, als es Einigen gefallen hat, die Eva zur böſen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung ſolcher Exempel für allzu leichtſinnig, und ich glaube, ich werde beſſer thun, wenn ich ohne fernern Umſchweif dem Leſer zeige, daß ich Urſache habe, die böſen Männer zu loben.

Das Laſter der Eigenliebe iſt ſo reizend als gefährlich. Man gibt es dem Frauenzimmer am meiſten Schuld. Ich weiß nicht, ob man Urſache dazu hat; ſo viel aber weiß ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden ſind, welcher uns davor ſchützt. Ich kenne einen Mann, ein Muſter ſeines Geſchlechts, die Krone aller böſen Männer. Wäre er nicht ſo ſittſam und beſcheiden, ſo würde ich ihn nennen. Dieſer Mann gibt ſich alle Mühe, die Eigenliebe ſeiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß ſie vernünftig iſt; er will aber doch nicht, daß ſie es glauben ſoll, oder daß ſie andere Leute für vernünftig halten. Wie ſoll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Mienen; ſie darf kein Wort reden, ſo weiſt er, wie abgeſchmackt es ſei. Er beſchämt ſie in öffentlichen Geſellſchaften, ja er geſteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß ſie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erſter Ehe weit mehr Verſtand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beiden iſt. Müſſen wir nicht alle dieſen Mann loben? Wie unglücklich könnte ſeine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenſchaft würde! Reißt er ſie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann iſt das Oberhaupt ſeiner Familie. Dieſes erfordern die Rechte, und nach eben dieſen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann ſein, ſo muß er ſich dieſelbe zu erwerben wiſſen. Das geſchieht am leichteſten auf die ſinnliche Art. Was iſt aber ſinnlicher, als was der Körper fühlt? Und was fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Iſt alſo nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bei ſeiner Frau mit geballter Fauſt die Rechte der Natur zu behaupten weiß?

Wenn ich ſage, das Frauenzimmer ſei ein ſchwaches Werkzeug; ſo ſage ich nichts mehr, als was ſchon alle Welt weiß. Dieſe angeborne Schwäche iſt Urſache, daß wir den Laſtern am wenigſten widerſtehen können. Eine geringe Reizung iſt genug, uns laſterhaft zu machen. Niemals aber ſind die Reizungen ſtärker, als wenn wir uns in dem Ueberfluß aller Dinge befinden. Dieſer muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben ſollen. Es geſchieht nur zu deinem Beſten, geliebte Freundin, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertraut deinen Händen nicht

Groſchen Geld an. Du mußt dir an dem elendeſten Tranke, an den unſchmackhafteſten Speiſen, an den ſchlechteſten Kleidern genügen laſſen. Es geſchieht nicht aus Geiz: nein, meine Freundin, es geſchieht zu deinem Beſten. Genug, daß du dein Leben friſten kannſt. Dieſes iſt die Urſache, warum wir eſſen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringſte Ueberfluß würde eine Quelle tauſendfachen Unglücks ſein. Ich habe nicht nöthig, dieſes genauer auszuführen; du wirſt es ſelbſt einſehen können.

Iſt die Mäßigkeit eine ſo große Tugend, wie ſie es denn wirklich iſt; ſo muß wohl derjenige Mann laſterhaft ſein, welcher ſich unmäßig und wollüſtig aufführt? Keinesweges! Die Männer geben uns die Geſetze, Niemand aber, der Geſetze gibt, iſt denſelben weiter unterworfen, als er es ſelbſt für gut befindet. Dein Mann verſpielt all ſein Vermögen. Wie löblich iſt dieſes? Könnte dich nicht der Beſitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheil zur Verſchwendung reizen? Er iſt niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abſcheu vor der Trunkenheit machen, als ein beſoffener Mann? Nur um deinetwillen beſäuft er ſich, damit du ſehen ſollſt, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit ſei. Er entzieht ſich deinen Armen, und bringt die meiſte Zeit bei andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beſtändige Beſitz eines Gutes macht uns daſſelbe ekelhaft. Du würdeſt ihn überdrüſſig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann iſt lobenswürdig.

Dieſes ſind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unſern böſen Männern haben. Nichts iſt empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigſt liebt. Wie ſehr wird uns aber dieſer heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wollüſtiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böſer Mann ſtirbt! Was iſt leichter, als bei dergleichen Fällen den Ruhm einer chriſtlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine ſchwarze Kleidung gemacht hat; und wenn wir ja weinen, ſo geſchieht es, weil ſein Abſterben nicht eher erfolgt iſt.

Noch tauſend Urſachen könnte ich anführen, die uns den böſen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man ſonſt dem Frauenzimmer vorwirft. Es ſcheint mir überflüſſig zu ſein, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweiſen, den die Beiſpiele der meiſten Männer unſerer Stadt unläugbar machen. Vielleicht iſt mir der Leſer verbunden, daß ich dasjenige auf zwei Blättern ſage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

Trauerrede eines Wittwers

auf den Tod ſeiner Frau.

in

der Geſellſchaft der geplagten Männer

gehalten.

Nebſt einer

Nachricht von dieſer Geſellſchaft [1].

Mein Herr.

Sie werden ſich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die ſich einbildete, ſie könnte ihre jungfräulichen Zungenſünden nicht ſchärfer büßen, als wenn ſie eine Lobſchrift auf die böſen Männer verfertigte. Ich fordere jetzt, im Namen unſers Geſchlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und erſuche Sie, beiliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Geſellſchaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geſchlecht nachtheilig ſein, wenn es von dem weiblichen an Großmuth übertroffen werden ſollte: ſo viel kann ich Sie verſichern, daß ich dieſe Trauerrede aus einem eben ſo redlichen Gemüthe gemacht habe, als unſre Wittwe ihre Lobſchrift.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Chriſtmonat 1742.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieſer Geſellſchaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel beſſer, als den erſten Chriſten; wir verſammeln uns nur bei verſchloßnen Thüren, aus Furcht vor den Weibern. Niemand weiß die Abſicht unſrer Zuſammenkunft, nicht einmal der Wirth, von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieſer hält uns für Quäker, weil wir allezeit tiefſinnig ausſehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zuſammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausſtehen müſſen. Sie können glauben, daß es uns niemals an Stoff zu reden fehle. Es geht in unſrer Geſellſchaft zu, wie in den Invalidenhäuſern, wo die alten Soldaten von nichts als von Feldzügen, von Hunger, von Beſchwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangenen Wunden zeigen. Es iſt mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieſer Geſellſchaft nähere Nachricht zu geben; das aber darf ich wohl ſagen, daß wir einen Vorſitzenden unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht beſondere Vorzüge hat. Demjenigen, welcher jetzt dieſe Würde bekleidet, wollten Verſchiedene unter uns den Rang ſtreitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, ſeine Frau ließe ihn allemal unter den Tiſch kriechen, ſo oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unſrer Geſellſchaft haben, iſt augenſcheinlich. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich verſichere, daß derjenige der beſte

Philoſoph ſei, der eine böſe Frau hat. Die Bändigung der Affekte, die Entſagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles deſſen, was uns in Ausübung der Weltweisheit ſtören kann: dieſes, ſage ich, bringt niemand ſo hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm ſeine Frau in die Haare, ſo wird er ſich darüber nicht entrüſten; weil er glaubt, ſie thue es mit zureichendem Grunde. Geht ſie auf Eroberung aus, und iſt ſie bemüht, den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren; ſo wird er ſich mit einer philoſophiſchen Geduld waffnen; denn er weiß, es widerfahre ihm nichts, wozu er nicht präſtabilirt ſei. Schlagen Sie alle Schriften der tiefſinnigſten Weltweiſen nach, kein einziger wird eine böſe Frau zur beſten Welt rechnen; aber unſre Geſellſchaft iſt überzeugt, daß böſe Weiber zur beſten Welt gehören.

Vielleicht halten Sie dieſe unſre Glückſeligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will Ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der ſchönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Geſundheit, der nicht vorher krank geweſen iſt; ein Sklave, der zehn Jahre auf den Ruderbänken geſchmachtet hat, wird nach ſeiner Loslaſſung am beſten ſagen können, wie edel die Freiheit ſei; und ein Mann, der eine böſe Frau begräbt, empfindet einen ſolchen Grad der Wonne, den Niemand beſchreiben kann, als wer in meinen Umſtänden iſt.

Ich halte die Geſellſchaft der geplagten Männer für eine Pflanzſchule, in welcher man die geſchickteſten Leute zu den allerbeſchwerlichſten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen ſtarken Beweis in der glaubwürdigen Reiſebeſchreibung des berüchtigten Klims, welcher unter andern vernünftigen Geſetzen der Einwohner des Planeten Nazars beſonders dieſes rühmt, daß ſie zu den beſchwerlichſten Verrichtungen die geduldigſten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühſeligen Aemtern mache; dieſes Einzige muß ich, mit Ihrer Erlaubniß, erinnern, daß ſich, nach meiner Meinung, Niemand beſſer zu einem Scribenten ſchicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur ſelbſt, was ein Autor ausſtehen muß. Er ſtellt ſich den Urtheilen aller Welt blos; er geht durch gute und böſe Gerüchte, und die letzten ſind gewiß häufiger, ſo lange es mehr Leute gibt, die leſen, als die ſchreiben können. Wie ſtandhaft wird hierbei ein geplagter Mann ſein! Haben ihn die unfreundlichen und gehäſſigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja ſogar die erbitterten Hände ſeiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; ſo wird er gewiß auch alsdann gelaſſen bleiben, wenn die Leſer ſeine Schriften mit dem ſtrengſten Eifer beurtheilen. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie verheirathet ſind; ich ſollte es aber faſt glauben, und ich bin begierig, Ihre Frau kennen zu lernen. Das ſparſamen Wachsthum der ſchönen Wiſſenſchaften ſchreibe ich keiner andern Urſache, als dieſer, zu, als daß es unter uns eine ſo große Anzahl Scribenten gibt, welche entweder gar keine, oder doch keine böſen Weiber haben. Wenn dieſe ſchreiben, ſo haben ſie nicht das Herz, bei ihrer guten Abſicht ſtandhaft zu bleiben. Die geringſte Drohung, ein Zeitungsblatt erſchreckt ſie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; ſie geben bei dem erſten Feuer die Flucht. Ich finde eine groſſe Aehnlichkeit zwiſchen den Actien, und den Schriften dieſer unabgehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein Nordweſtwind, ein kleiner Seeſturm, ein Kaper iſt vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: dieſe aber gerathen gleich ins Stocken, ſobald ein Widerſacher aufſteht, der ihnen die Zähne weiſt.

Ich vermuthe, es werde Ihnen dieſe Erzählung eine Hochachtung für unſre Geſellſchaft beigebracht haben. Sie werden mich in dieſer Meinung beſtärken, wenn Sie die Anſtalt treffen, daß ich meine Trauerrede gedruckt leſen kann. Leben Sie wohl.

Trauerrede.

Meine Herren.

Niemals habe ich die Geſetze unſrer Geſellſchaft mit größerem Vergnügen beobachtet, als jetzt, da ich mit Ihnen von dem Verluſte reden ſoll, welchen ich durch das Abſterben meines Weibes erlitten habe. Schon ſeit vielen Jahren wünſchte ich mir die Gelegenheit, zu reden, und dieſes bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abriß die ganz beſonderen Eigenſchaften meiner Frau vorſtellen möchte, welche mich ein zehnjähriger Eheſtand deutlich genug hat kennen lernen. Sie wiſſen wohl, meine Herren, daß mir bei ihren Lebzeiten dieſes zu thun nicht vergönnt war; ſie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und

Alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreit mich ihr Tod auch von dieſem Zwange; und wenn Sie bedenken wollen, wie ſehr mich dieſer Verluſt ſchmerze; ſo werden Sie auch wohl einſehen können, wie groß mein Vergnügen ſein müſſe, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmerten Wittwers: ſo wird Ihnen doch dieſer Trauermantel und dieſer lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben ſo ſehr gerühret, als Andere, welche der Himmel in meine Umſtände verſetzt hat: nur darin unterſcheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Tuch zu verbergen ſuche. Gönnen Sie mir eine kleine Aufmerkſamkeit. Hierdurch machen Sie mich Ihnen ſo verbindlich, daß ich meine Wünſche verdoppeln werde, Ihnen bei einer gleichen Gelegenheit eben ſo gefällig ſein zu können.

Meine Liebe hat ſich mit einer Krankheit angefangen, womit die meiſten unſers Geſchlechts befallen werden. Mir iſt es einerlei, ob man ſie Milzſucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; ſo viel weiß ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich ſei bezaubert, und dieſes war allerdings nicht unwahrſcheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Perſon, die ich meine Grauſame nannte, brachte mich in die äußerſte Verwirrung. Ich ſah, ich ſeufzte, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Blut kam in eine heftige Wallung, ich ward unruhig, und ging des

Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küſſen, welche mich, wie ich klagte, gefeſſelt hielten. Ich küßte ſie, und dieſes brachte meine Bezauberung aufs Höchſte. Ich verlor die Sprache, wenigſtens diejenige, welche man von geſunden Leuten hört. Ich redete von nichts, als vom Sterben, von Entzückungen, von Kometen, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich ſogar in Verſen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberin in einen Schäfer, und ich beſchwor die Felſen; bald dünkte mich, ich ſei mehr, als alle Könige, und der Zepter war das Geringſte, was ich zu den Füßen meiner Gebieterin legen konnte. Endlich erbarmte ſich meine Grauſame. Sie gab mir ihre Hand, und dieſes endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Geſichte verſchwanden, und ich ſah meine Frau. Alle ſchmeichelnde Entzückungen verloren ſich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterin. Sie werden es entſchuldigen, meine Herren, wenn ich in dieſer Beſchreibung zu weitläufig geweſen bin. Sie haben ſich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entſchließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heirathen; nunmehr werden Sie einſehen können, daß die Ueberlegung an dieſer Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen kurzen Abriß von den ganz beſonderen Eigenſchaften meiner Frau verſprochen; ich will dieſes Verſprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß Alles ganz beſonders geweſen iſt.

Mich dünkt, diejenigen ſehen den Nachdruck und Gebrauch unſerer Sprache nicht genugſam ein, welche das Wort Eheſtand als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchſten Grad der Freundſchaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beiderſeitigen Vergnügens, und ich weiß nicht, durch was für ſchöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht dieſe Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philoſophiſcher Junggeſellen; ich glaube aber nicht, daß eine ſolche Auslegung im gemeinen Leben einen großen Nutzen habe. Wenigſtens war derjenige Eheſtand ganz anders beſchaffen, in welchen mich das Verhängniß geſetzt hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß ſie ſich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; ſie hatte mich geheirathet, um ſich ernähren zu laſſen. Dieſes hielt ſie für ihre Pflichten des Eheſtandes; und ich muß es geſtehen, daß ſie dieſelben niemals gebrochen hat.

Ich bewundere ihre Einſicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich ſie die Meinung derer zu behaupten wußte, welche glaubten, daß die Herrſchaft der Männer in den Geſetzen der Natur nicht den geringſten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumſchränkten Macht legte ſie durch Blicke und ſchmeichleriſche Mienen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie ging weiter; ſie befeſtigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernſthafteres Verlangen. Ich ſchwieg, und ließ mir Alles gefallen, um wenigſtens den Reſt der eingebildeten Herrſchaft zu erhalten. Endlich machte ſie ihren Sieg vollkommen; ſie befahl, ſie drohte, und ich wußte durch nichts, als durch einen blinden Gehorſam, mein Schickſal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel geſinnt, als daß ſie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen ſollen. Sie überließ ſich der Vorſehung des Geſindes. Sie befürchtete, ſie möchte die Natur beſchimpfen, wenn ſie diejenigen ſchönen Hände in der Küche beſudelte, welche ich ehedem recht abgöttiſch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch jetzt zweifelhaft waren, ob ſie den Schnee, oder den Alabaſter, überträfen.

Ich war ſo glücklich, daß ſich beſtändig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das Verbindlichſte vorzuſagen, daß ſie die artigſte Perſon von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine ſo anbetenswürdige Göttin zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glück; ſie konnte dieſe Schmeichelei wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weiß aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenſchaften, oder darüber, daß man ihr ſagte, ich ſei ein Sterblicher. Dieſes muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß ſie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anweſenheit vorbrachten; ſelbſt meine Frau war hierin vorſichtig. Eine ſolche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehört haben, wenn man dieſes in meiner Gegenwart hätte ſagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erhöhen. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir dieſe ihre Einſicht ſehr theuer zu ſtehen kam. Ich weiß, wie viel es mich gekoſtet hat, nur ihren Reifrock in baulichem Weſen zu erhalten, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen nicht ohne ſaure Mühe erworben hatte. Sie hatte etwas geleſen, das ſie für einen ſinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf ſich deutete, wenn ſie ſagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perſer ſpinne für ſie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu ſchaffen; der Europäer wage ſein Leben, alles dieſes herzubringen; ihr Mann aber ſei nur um deßwillen erſchaffen, daß er die nöthigen Koſten dazu verdiene. Ich weiß nicht, ob dieſer Gedanke wohl ausgeſonnen iſt; daß er aber allerdings gegründet geweſen, ſolches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht glauben, meine Herren, der Endzweck dieſes prächtigen Aufputzes wäre der geweſen, daß ſie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keineswegs. Hierin war ſie unbeſorgt, und ſie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüſſig halten, was ihren Männern zu gefallen geſchieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtſamſten ſind, wenn ſie niemanden, als ihre Männer, um ſich haben. Die ganze Stadt ſollte Zeuge von ihrer wohlausgeſonnenen Pracht ſein. Sie beſuchte Geſellſchaften, welche ihr zu dieſer Abſicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn ſie merkte, daß ſie den ſchmeichleriſchen Beifall eines artigen Herrn erhalten, und eine eiferſüchtige Nachbarin in Unruhe geſetzt hatte.

So koſtbar dieſer Aufwand war, ſo ſorgfältig war meine geſchickte Frau, denſelben durch verſchiedene Arten der Sparſamkeit einigermaßen zu erſetzen. Niemals ſchien ihr das Geſinde boshafter zu ſein, als wenn die Zeit heran kam, da es ſeinen Lohn fordern konnte. Sie war recht ſinnreich in Erfindung der Urſachen, ſolchen zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit anſehen, wenn ein Dienſtbote mit leeren Händen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur mehr zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierin zeigte ſie ſich als eine gute Bürgerin, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Geſetz war, welches ſie am liebſten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, ſo oft ſie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigſten Eifer über ſeine Faulheit, ſein lüderliches Leben, und ſeine niederträchtige Aufführung von ſich ſtieß. Wenn ich zuweilen dieſes Bezeigen für unfreundlich halten wollte; ſo wußte mir meine gute Wirthin die ſchweren Zeiten ſehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieſer Erzählung können Sie wohl ſehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Chriſtenthum nicht die kleinſte geweſen iſt. Ich kann Sie, meine Herren, im Ernſte verſichern, daß ihre Andacht Jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und ſie ſchlief ungeſtört ſo lange, bis ſie ihre Berufsarbeit zum Kaffeetiſche nöthigte. Deſto munterer hingegen war ſie an den Feiertagen. Sie bereitete ſich etliche

Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht vor, und wußte ihren Anzug mit einer ſehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie ſie ſagte, die geringſte Unordnung ihren Nebenchriſten in der andächtigen Beſchäftigung ſtören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich verſichert, es geſchähe dieſes nicht aus Neugier, ſondern darum, weil ſie ein Vergnügen empfände, an einem Orte ſo viel gläubige Seelen beiſammen zu ſehen, welche allerſeits mit ihr aus gleicher Abſicht dahin gekommen wären.

Es erfordern, wie Ihnen bekannt iſt, die Statuten hieſigen Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zuſammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabei zu ſein, der könnte glauben, es geſchähe dieſes wegen des Kaffees und des Spielens: allein, dieſe Meinung iſt falſch; es geſchieht lediglich in der Abſicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und geſehen hat. Auch hierin übertraf meine Frau ihr ganzes Geſchlecht. Ich habe bei dieſer Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerkſam ſie in der Kirche geweſen war. Ihre Beredſamkeit war erſtaunlich, wenn ſie den Inhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stätte geredet worden war. Sie machte die ganze Geſellſchaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spötterei billig den Namen eines ſtarken Geiſtes verdient, wenn ſie eine Mannsperſon geweſen wäre. Die reichſte Materie wird endlich erſchöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine ſtrenge Richterin auf die andern Perſonen, welche zugegen geweſen waren. Es ſchien etwas Uebernatürliches zu ſein, wenn man ſie die geheimſten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verſtohlenen Blicke jener Freundin, welche die Eiferſucht ihres Mannes ſo behutſam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über geſeſſen, einen weitläufigen Roman zu erzählen, und ſchwor, daß vier wohlhabende Männer vergebens ſeufzten. Sie ſtellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuverſicht die Nativität, wobei ſie mit vieler Wahrſcheinlichkeit anzeigte, warum es dieſer oder jener unglücklich gehen müßte. Der ſündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang ſtreitig gemacht, war die einzige Urſache, warum ſie der Himmel zwei Tage darauf augenſcheinlich gezüchtigt, und durch einen Verluſt gedemühigt hatte, welchen ihr Mann in ſeiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das ſie fällte, endigte ſich mit dem chriſtlichen Seufzer, ſie wolle Niemand etwas Böſes nachgeredet haben.

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genaueren Begriff von der Kinderzucht meiner verſtorbenen Frau beizubringen. Sie wiſſen, meine Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, ſo kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweiſen. Dieſe Tochter hat mich in den erſten ſechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekoſtet. Ich will von dem prächtigen Aufputz des Wochenzimmers nichts ſagen, welcher allerdings verſchwenderiſch würde geweſen ſein, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau und ihrer Nachkommen, alſo eingerichtet worden wäre: nur dieſes muß ich erinnern, daß mir damals die guten Wünſche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte dieſe Tochter zur Welt gebracht, und alſo Alles verrichtet, was man von einer Mutter fordern kann. Der Wohlſtand nöthigte ſie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über ſich nähme. Schon im zweiten Jahre zeigte das Kind, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeiner wertheſten Mama, die deutlichſten Proben eines durchdringenden Verſtandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen ſeinen Unwillen bezeugte, wenn Jemand ſo unbedachtſam war, und ihm widerſprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben ſo grauſam, ihr Kind zu ſchlagen, als wider ihre eignen Eingeweide zu wüthen. Man war ſehr ſorgfältig, meine Tochter zu unterweiſen. Das Erſte, was ſie von ihrer Mutterſprache lernte, war dieſes: Sie ſei ein artiges Kind, und wenn ſie fromm wäre, ſo ſollte ſie auch einen hübſchen Mann bekommen. Dieſe wichtige Ermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte ſo vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieſer Tochter, daß ſie Alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geſchlechts hielt. Im vierten Jahre verſtand ſie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte ſie einen Geſchmack von ſchönen Kleidern; im ſechsten war ſie vermögend, über ihre Geſpielinnen zu ſpotten; im ſiebenten faßte ſie die Regeln des Lhombers und andern Zeitvertreibs; im achten unterwies man ſie in der Kunſt, zärtlich zu blicken und artig zu ſeufzen; und nunmehr war meine Frau eben im Begriff, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beizubringen, was der gemeine Mann Chriſtenthum und Wirthſchaft nennt, als eine unverhoffte Krankheit dieſe ſorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme jetzt auf denjenigen Umſtand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichſte Rührung denken kann. Was bei einem Trauerſpiel die Aufwickelung des Knotens heißt, das iſt in dem Eheſtand der Tod unſerer Weiber. Je verwirrter, je betrübter bei jenem das widrige Schickſal der aufgeführten Perſonen vorgeſtellt wird, deſto wichtiger ſcheint uns die Aufwickelung. Ich ſehe dem Tode meiner Frau getroſt entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beſchwerliche Rolle zu ſpielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweiſen ſo lebhaft zu rühmen wiſſen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobei gleich die erſten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher ſie in ſeiner Sprache ſehr umſtändlich verſicherte, daß ſie ſich nicht wohl befinde. Er hatte Recht: denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergeſtalt zu, daß er an nichts weiter dachte, als ſie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu verſammeln. Man kann das Gemüth eines Menſchen niemals beſſer einſehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, ſich von der Beſchwerlichkeit des Leibes frei zu machen. Dieſes habe ich an meiner ſterbenden Frau beobachtet. Sie forderte einen Spiegel; ſie ſah ſich an, und erſchrack. Ich ſterbe, rief ſie, ich ſterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, ſie zu tröſten. Ich redete ihr zu: ſie ſolle nur freudig ſterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; ſie ſtieß mich mit den Worten von ſich: Schweig, Verräther! Dieſes war ihr letzter Wille, welchen ſie in dem Augenblicke mit ihrem Tode verſiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beſchreiben, was ich damals in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhigt. Er befindet ſich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der größten Höhe in den tiefſten Abgrund wirft; ſein Schiff ſcheitert; er glaubt, es ſei Alles verloren, und erwacht. Mein Eheband hat zehn Jahre gedauert; die ſchärfſten Proben einer ſtrengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch ſah ich nicht die geringſte Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet ſtarb.

Dieſes wird genug ſein, Ihnen meine Herrn, einen hinlänglichen Begriff von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau beizubringen. Nunmehr werden Sie überzeugt ſein, daß ich der Ehre, Ihr Mitglied zu heißen, nicht ganz unwürdig geweſen. Ich beſcheide mich deſſen gar wohl, daß ich nur die unterſte Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt ſind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Auszug aus der Chronik
des
Dörfleins Querlequitſch,
an der Elbe gelegen[1].

Geneigter Leſer!

Du wirſt mir nicht zumuthen, daß ich dir ſagen ſoll, wie ich zu dem Manuſcripte gekommen ſei, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich ſpräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden; ſo würdeſt du es vielleicht, als ein ſchätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchleſen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehöre in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, ſo würdeſt du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht geſonnen, dir eine Unwahrheit vorzuſagen; du ſollſt aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sei zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geſchichtſchreibern zur Vorſchrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfaſſer dieſer Chronik und die Zeit, wenn ſie geſchrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatt ſteht anſtatt des Namens ein N., welches der Verfaſſer ſonder Zweifel um deßwillen gethan hat, daß er den Leſer neugierig machte und deſto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daſelbſt geſchrieben. Ob ich Recht habe, wirſt du aus den Umſtänden beurtheilen, die in dem Auszuge ſelbſt vorkommen. Wann aber dieſer Pfarrer gelebt und die hiſtoriſchen Nachrichten geſammelt hat, ſolches iſt noch ungewiſſer. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Krell Tode geſchehen ſei; ich will aber niemanden meine Meinung aufdringen.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Aprilmonat 1742.

Das Werk ſelbſt iſt von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabete ſtark. Die Schrift iſt ſehr klein und unleſerlich, auch hin und wieder, ich weiß nicht, aus was für Urſachen, Platz gelaſſen worden. Der Auszug, den ich geben will, ſoll deſto kürzer ſein und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen ſich diejenigen beluſtigen, welche in Ergänzung verſtümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet ſind.

Gleich durch den erſten Anblick des Buchs wird man überführt, daß der Verfaſſer von einem beſonderen Geſchmacke, und kein abgeſagter Feind ſeiner Verdienſte müſſe geweſen ſein. Man findet daſelbſt ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künſtlich, doch ziemlich deutlich, gerathen iſt. Es ſtellt die zende Fama vor, die zwei ſehr dicke Backen und eine Trompete kennbar machen. An dieſer hängt ein Tuch, worin man eine menſchliche Figur mit einer runden Mütze, einem Ueberſchlägelchen und einem altväteriſchen Kleide erblickt. Es iſt eine Umſchrift dabei, von der ich aber nichts, als die beiden erſten Buchſtaben, errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci [1]), heißen, wiewohl ſie auch Poeta laureatus [2]) heißen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zuſammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeerkranz ſein ſoll. Unten feſſelt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchſtaben gegraben ſind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, ſo zielen dieſe auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. (Ewig wird deine Ehre, dein Name, dein Ruhm ſich erhalten). Dabei ſtehen ſehr viele Leute, welche mit Verwunderung und aufgehobenen Händen nach dem Bilde ſehen. Sie ſind alle ſehr undeutlich gemalt, bis auf einen Einzigen, den ich für den Schulmeiſter des Dorfs halte, weil er das Maul ſchrecklich aufſperrt. Die Ausſicht ſtellt eine Landſchaft und darin das Dorf Querlequitſch vor, über dem ein offnes Buch ſchwebt, das ſonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik ſelbſt bedeuten ſoll. Ich finde dieſe Worte darin: Nil sine me. (Nichts ohne mich). Dem Bilde gegenüber iſt ein Blatt leer gelaſſen, auf welchem ſteht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber ſeine Erfindung ſelbſt nicht verſtanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden iſt; das weiß ich nicht. In Beſchreibung dieſes Bildes bin ich um deßwillen weitläuftig geweſen, damit man das Alterthum des Buches daraus abnehmen könne; denn heutiges Tages und ſchon ſeit vielen Jahren, ſind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

---

[1]) Paſtor des Orts. [2]) Gekrönter Poet.

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und ſo weitläuftig iſt, daß man ihn, ohne eine rechte geſunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchleſen kann. Ich will ihn ganz herſetzen: »Hellgeblaſene Kriegstrompete und Friedenspoſaune! Das iſt, eine kurz gefaßte Chronik des weit berühmten Dörfleins Querlequitſch an der Elbe, worin deſſen beliebte, aber »zuweilen betrübte Geſchichte, von den älteſten, »mittlern und neuern Zeiten, aus zuverläſſigen Nachrichten, alter Leute Munde und andern Urkunden »genommen, zugleich auch die darin einſchlagende »Geſchichte der aſſyriſchen, perſiſchen, griechiſchen »und römiſchen Monarchien, nebſt denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiſerthümer, Fürſtenthümer und Reiche, Leben und Thaten der Päpſte, »Kaiſer, Könige, Fürſten ꝛc. nebſt ihren guten und »böſen Eigenſchaften, vorgetragen, die unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, Mond und »Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechenden und fliegenden Thieren, ſowohl auf der »Erde, als im Waſſer, auch was ſonſten lebet, webet und Odem hat, lehrreich beigebracht und dadurch die verderblichen, abſcheulichen und verteufelten Meinungen der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, Manichäer, Wiedertäufer, Moliniſten, »Syncretiſten, Atheiſten, Indifferentiſten und aller »Ketzer, die ſich in iſten endigen, heftig und kräftig widerlegt, zur Warnung und Vermahnung, »beſonders aber zum Troſte des chriſtlichen Häuf-

»leins in Querlequitſch, mit beliebter Kürze und »eilfertiger Feder entworfen durch N.«

Auf der erſten Seite ſteht die Zueignungsſchrift an ſeinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeiſtern in Merane und des löblichen Schneiderhandwerks daſelbſt Oberälteſten. Er zeigt darin die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er ſeinem Herrn Schwiegervater durch viele lateiniſche Stellen gezeigt hat, wer Cicero geweſen ſei, ſo fragt er ihn und die ganze Bürgerſchaft, ob Herr Klunker nicht ein anderer Cicero ſei? Er beweiſt es durch Exempel und unter Anderm daraus, daß er den Stadtſchreiber daſelbſt, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; ſo daß man billig ausrufen können: Excessit! evasit! erupit! (Ein unüberſetzbarer Klimax. »Er ging, er lief, er ſprang,« müßte man ungefähr im Deutſchen ſagen.)

Auf der 5. Seite ſchreitet er näher zu ſeinem Vorhaben und führt die Urſachen an, die ihn bewogen haben, zu ſchreiben. Er erzählt dieſelben nach der Reihe und hält darunter die für die wichtigſte, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen ſeiner Freunde, Gönner und Vorgeſetzten mit gutem Gewiſſen nicht länger widerſtehen und lieber der gelehrten Welt dieſes Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9. bis zur 12. Seite zeigt er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13. Seite aber deſſen großen Nutzen, und

Von S. 15 bis 19 erklärt er ſich auf ſechs

Seiten, daß er wegen ſeiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen und dieſe Zueignungsſchrift ſchließen müſſe, worauf auf der 20. und 21. Seite ein herzlicher Seufzer folgt.

Auf der 22. Seite ſtehen dieſe Worte: Ungedruckte Lebſchriften und ſchuldige Ehrendenkmale auf den T. T. Herrn, Herrn N. . . Verfaſſer der Chronik des Dörfleins Querlequitſch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. ſolche vermuthlich nicht erlebt, weil bis S. 40 leere Seiten in dem Manuſcripte ſind.

Auf der 40ſten Seite fängt endlich die Chronik ſelbſt mit großen Buchſtaben Q. D. B. V. an.

Gott aber ſchuf nur ein Männlein und ein Fräulein, ſind ſeine erſten Worte und er zeigt ſodann, wie wunderbar, durch ſo viele Jahrhunderte, Länder und Orte, ſich das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzt, ſo daß jetzt nur allein in Querlequitſch neun und achtzig vernünftige Seelen zu finden wären, wobei er wünſcht, daß ſie möchten vor Krieg, Peſt und theurer Zeit behütet werden, welches ſie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdient hätten.

Auf der 46. Seite geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tauſend Jahren in Querlequitſch ausgeſehen haben möge. Er iſt der Meinung, daß die daſige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt geweſen und vielleicht an dem Orte, wo jetzt die Kanzel ſtehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüſten gehört worden ſind. Hierauf legt er ſeine ganze Gelehrſamkeit aus und redet von einem Cheruskerfürſten Arminius, von den Hermunduren und Myſen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila denkt und bewundert das Schickſal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heiße Italien geworfen, um die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu zerſtören. Er beſinnt ſich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche dieſen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 59. Seite kommt er wieder zu ſich ſelbſt und erinnert, er hätte um deßwillen in ſeiner Erzählung ausgeſchweift, weil er beweiſen wollen, wer ihre Vorfahren in daſiger Gegend geweſen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß und will lieber gar nichts, als etwas Zweifelhaftes, ſagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müſſe, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beſeufzt den verderblichen Huſſitenkrieg, in welchem vermuthlich die ſchönſten Urkunden von dieſem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geflüchtet worden wären. Bei dieſer Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und er lacht recht herzlich über die sanctam simplicitatem des Bauers, welcher in Coſtnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, dieſen theuren Märtyrer zu quälen.

Auf der 66. Seite will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewiſſen aus dieſem Kram zu kommen, einem Jeden hierin ſeine Meinung laſſen. Genug, ſpricht er, daß wir müſſen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus [1]) iſt, da iſt auch eine cauſa; atqui ſchließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe ſind ein effectus, ergo müſſen wir eine cauſam gehabt haben, und dieſe ſind eben unſre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden ſo mühſam ſuchte. Durch eine ausführliche Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieſer Schluß ſei, und verwünſcht den Ariſtoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch ſeine Sophiſterei die ganze Welt mit Blindheit geſchlagen habe. Am Rande ſtehen die Worte: O Vernunft! wie ſchädlich biſt du! Die Dinte iſt aber ganz friſch und die Züge ſind nach der heutigen Art, daher ich vermuthe, dieſe Randgloſſe möchte nur etwa vor zwanzig Jahren gemacht ſein.

---

[1]) effectus — Wirkung — causa — Urſache. — — Geſandte, Kammerherrn, Rittergutsbeſitzer, Kaufleute, Handwerker ꝛc. werden den Rabener doch auch leſen. — Anmerk. des Herausg.

Auf der 68. Seite dankt er dem Himmel mit einem inbrünſtigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus dieſem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu ſetzen. Er beſchreibt ſodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Größe, Zäune, Graben und Eintheilung der Gaſſen des Dörfleins Querlequitſch, welches ich aber Alles unberührt laſſe, weil der Ort jedermann bekannt, und noch bis auf dieſe Stunde deſſen äußerliche Beſchaffenheit unverändert iſt.

Auf der 80. Seite bekennt er ſich, daß er in Eile vergeſſen habe, zu ſagen, wo der Name Querlequitſch herſtamme. Er hat aber ſo einen löblichen Abſcheu vor alten Unterſuchungen bekommen, daß er ſich dabei nicht aufhält. Seine Meinung geht dahin, es ſei, wegen ſeiner anmuthigen Lage, in dem Pabſtthume querelarum quies (ein Ausurſprünglich von Gorgen, ein [illegible]) genannt worden. Es kommt ihm dieſes bloß wahrſcheinlich vor, weil man nur die Buchſtaben e und n wegwerfen, und das in eich verwandeln dürfe. Er beweiſt dieſes auch nachdrücklich, indem er ſagt, man müſſe keine geſunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einſehen wollte.

Auf der 81. Seite wird gehandelt von des Dorfes Querlequitſch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtſamen, Gerichten und Privilegien. Des geſtrengen Junkers Rittersitz wird zuerſt vorgenommen. Es iſt keine Mauer, keine Stube, kein Fenſter, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht ſeiner Länge und Breite nach beſchreibt, zu dem Einſichtigen zum Beſten hat er ſogar einige Riſſe nebſt dem Maaßſtabe beigefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man Alles durchleſen will. Doch darf ihm dieſes nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unſre Chronikenſchreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorweg entdeckt er eine alte ſteinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts Anderes iſt, als eine Verzierung von Laubwerk; er will es aber für ein hochadeliches Wappen anſehen, woraus er verſchiedene Verbindungen des geſtrengen Junkers mit andern Familien und zugleich einige rechtsgegründete Anſprüche auf ſechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängniſſe dienen muß, hält er für beſonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Widerſpenſtigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvogt aber sacerdotem justitiae (den Prieſter der Gerechtigkeit), und zeigt bei dieſer guten Gelegenheit den gegründeten Unterſchied zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er nicht mit Stillſchweigen übergehen. Er macht eine beinah eben ſo lebhafte Abbildung davon, als von dem Ritterſitze; über die dabei ſtehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zuſammenkommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil ſie ihn auf die Geſchichte der alten abgöttiſchen Linden und die Gewohnheit, unter freiem Himmel Gericht zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt dieſe Materie mit vieler Beleſenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften geſehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140. Seite folgen die geiſtlichen Hauptgebäude. Sie beſtehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bei jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder ſind auch nicht geſpart. Ich will dem geneigten Leſer mit einem Auszug davon nicht beſchwerlich fallen. Einige Umſtände aber kann ich nicht unberührt laſſen.

Wie lange die Kirche geſtanden habe, weiß er eigentlich nicht; wohl aber, daß ſie ſchon im Papſtthum vorhanden geweſen. Die Geſchichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kommt mir wahrſcheinlich vor, daß Seckendorf ſich dieſes Manuſcripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkeſſel, welcher noch in der Kirche eingemauert iſt, kann er ohne Thränen niemals anſehen, und er hält ſolchen für etwas, das zum vapiſtiſchen Sauerteige gehöre. Den wohl eingerichteten und einträglichen Beichtſtuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bei einem vorgehabten Kirchenbau hat ſich hinter dem Altar etwas gefunden, welches der Herr Verfaſſer, als eine alte Münze, ſehr hoch hält und nicht allein einen Abriß davon, ſondern auch die Münze ſelbſt beifügt. Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen ſolle. Aber durch eine unermüdete Unterſuchung und Beihülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Waſſer, auf der andern aber eine Figur gefunden, welche beinah wie ein gekröntes Bruſtbild ausgeſehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umſchrift: vedkend. Seine Freude über dieſen Fund iſt ganz unausſprechlich. Er beweißt, daß dieſe Münze Karl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen laſſen. Er beſchreibt die ganzen Kriege der Sachſen und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, welcher ſolchen großen Schatz ſo lange erhalten, und ihn mit dieſer koſtbaren Münze beſeligt habe. Ich ſchickte ſie unlängſt dem berühmten Herrn Profeſſor Köhler zu, um ſeine Meinung darüber zu vernehmen; er ſchrieb mir aber, es ſei nichts Anderes, als ein alter verroſteter Deckel von einer Mithridatbüchſe.

Er rühmt ferner den ſchönen Büchervorrath, womit die Sacriſtei ausgeziert ſei, welche er deßwegen **armamentarium sacrum** (die geiſtliche Rüſtkammer) nennt, und verſichert, es wären ſo viel praktiſche Bücher, Sterne und Kerne und andre bibliſche Rüſtzeuge darin, daß man ſich binnen einer halben Stunde mit einer troſtreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bei der Kirche angemachte Halseiſen ſoll ein untrügliches Merkmal guter Policeiordnung ſein. Er wünſcht, daß alle diejenigen daran geſchloſſen würden, welche ſich nicht ſchämten, ihrem Pfarrer, anſtatt des guten Dezems, Wicken und Treſpe zu geben, da ihnen doch dieſer das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierſtube kommt ihm nicht anders vor, als das trojaniſche Pferd. Aus dieſem, ſagt er, wären ſo viele tapfere Helden geſtiegen, welche das hochmüthige Troja in Aſche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das ſtolze Babel beſtürme.

Doktor Luthers Hauspoſtille nennt er ſein Palladium, deſſen ganze Geſchichte er aus dem Alterthume hervorſucht.

Von der 203. bis 279. Seite iſt das Geſchlechtsregiſter der geſtrengen Junker von N. Erb-, Lehn- und Gerichtsherren auf Querlequitſch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, ſo viel wie möglich, ſeiner eignen Worte bedienen.

Hans v. N. ward geboren 1429 und lebte fünf und ſechzig Jahr. Man weiß von ihm gar nichts weiter, als daß er einen ſehr dicken Bauch gehabt hat.

Hans Ulrich von N., des Vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unſäglich liebte. Als der Hund ſtarb, ſchickte er dem Pfarrer eben ſo viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn geſtorben wäre. Es mag ein löblicher Herr geweſen ſein.

Georg von N. aß, trank und vermählte ſich dreimal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber ſpinnefeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieſer auf der Kanzel die derbe Wahrheit ſagte, da es doch an einem ſo privilegirten Orte geſchah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe geſpeiſt, dieſer Georg aber brachte es ab. Er war ein rechter Atheiſt, ohne Gottesfurcht und Gewiſſen und wie er lebte, ſo ſtarb er auch; denn er fiel vom Pferde und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf ſeinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders geweſen ſei, als wenn ſich die Katzen gebiſſen hätten. Er ſtarb ohne Kinder, und das Gut fiel an ſeinen Vetter Caſimir von N.

Von der 280. bis 336. Seite ſind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daſelbſt beſchrieben. Es iſt dieſes mehr ein Zuſammenhang vieler Lobſchriften, als eine hiſtoriſche Erzählung; und wie dergleichen beſondere und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meiſten aber ekelhaft ſind; ſo iſt auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu läugnen, daß derjenige ſchlechterdings Pfarrer in Querlequitſch ſein muß, der ein Vergnügen daran finden ſoll. Ich will alſo die Geduld meines Leſers nicht mißbrauchen, und nur etwas Weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quad, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal und ſtarb. Er hat ein Buch geſchrieben, welches den Titul führt: *Προς ἑαυτον*, (an ſich ſelbſt) oder wohlgemeinter Unterricht für die einfältigen Pfarrherren, wie ſie ſich auf der Kanzel züchtig geberden ſollen. Mit Holzſchnitten.

George Veigt, verſtand das Hausweſen vortrefflich und predigte ziemlich gut.

M. Curt Hanzius. Er war ein ſtarker Zelot. Er ward allemal braun im Geſichte, wenn er an den Papſt dachte und hat ſechs und fünfzig neue Ketzer gemacht. Er lebte in großer Uneinigkeit mit ſeinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingſtbier hat er ſich ſehr ereifert, woran er auch ſtarb.

M. Heinrich Bockſtaudius ſollte des Kanzlers Krell Ordonnanz unterſchreiben, deſſen er ſich weigerte und des Amtes entſetzt ward. Der Herr Autor ſieht dieſen Umſtand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieſer ſei der Einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas ſchreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und es ſind alsdann einige Blätter leer gelaſſen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronik nach Krells Tode geſchrieben ſei.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur einen einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Beidt den Großen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeiſter dieſen prächtigen Beinamen gibt: er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich ſchreiben und leſen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paſſion ſingen können, und Alles vollkommen gethan, was einem rechtſchaffenen Schulmeiſter gebühret. Mithin ſei er zwar kein großer Held, aber doch ein großer Schulmeiſter geweſen.

Auf der 336. Seite findet man verſchiedene geſammelte Nachrichten von gelehrten Querlequitſchern, unter denen etwa folgende die berühmteſten zu ſein ſcheinen:

Georg Greif, eines Bauern Sohn, legte ſich auf die Rechte und advocirte in einem Städtlein, unweit Magdeburg. Man hat als etwas Beſonderes an ihm wahrnehmen wollen, daß er ſehr lange Finger und im Geſichte eine ſo dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden iſt.

Antonius Kunz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doktor werden und diſputirte deßwegen de capillamento Ulpiani, wobei er auf dem Katheder die Wichtigkeit ſeines Satzes mit ſolcher Heftigkeit vertheidigte, daß er ſich etwas im Leibe zerſprengte und kurz darauf ſtarb.

Balthaſar Wurzel, ein Arzt und geſchickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, ſo wußte er gleich, wie ſie auf Griechiſch heißen. Er erfand viele Univerſalmedicinen und Lebenstincturen, ſtarb aber in ſeinen beſten Jahren, und vermachte der Bürgerſchaft zu Zwenkau bei Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhof.

Martin Pinſel, Ministerii Candidatus, war des alten Martin Pinſels, Pfarrers zu Querlequitſch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerſchaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, ſo ſollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunſch ward zu allerſeitigem Vergnügen erfüllt, und der gute Pinſel von ſeinem Herrn Vater zu allen guten Wiſſenſchaften und Künſten angehalten. Er hatte aber einen ſchweren Kopf, eine ſtotternde Sprache und ein langſames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Luſt zum Studiren, ſondern wollte ſchlechterdings ein Grobſchmied werden.

Allein die Mutter prügelte ihn ſo lange, bis er ſeinen Beruf erkannte, wobei er auch blieb, und im neun und fünfzigſten Jahre ſeines Alters als Informator zu Dresden ſanft und ſelig entſchlief.

Ilgen Pape, ein Meiſterſänger und poſſierlicher Mann. Er hatte ſehr hohe Abſätze an ſeinen Schuhen und ging beſtändig, als wenn er im Sande watete. Er ſchnaubte heftig, wenn er redete und ſang Alles ab, was er ſagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Urſache weinen und zittern geſehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und ſah, ohne daß es ihm etwas ſchadete, in den Blitz. Er ſtarb an der Schwulſt und ſchrieb: Das blinde Alter, oder: Tobias, ein Trauerſpiel.

Zacharias Pape, des Vorigen Bruder und auch ein Meiſterſänger, doch von jenem ganz verſchieden. Er ſchminkte ſich dergeſtalt, daß man niemals ſeine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wuſch er ſich in Roſenwaſſer und kaute beſtändig Süßholz. Sein Wamms war mit Knöpfen von buntem Glaſe beſetzt, und an dem Halſe trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; dieſe hatten ihn gelehrt, wie er ſeine Glieder auf eine erſtaunliche Weiſe ausdehnen, in einem Augenblick aber wieder zuſammenziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war ſehr ungeſund und hatte immer Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte ſind zuſammengedruckt unter dem Titel: Caniculares. Er ſchrieb ein Sinngedicht auf ſeine Leier und lachte ſich darüber zu Tode.

Endlich machen auf der 384. Seite allerhand vermiſchte Merkwürdigkeiten einen erwünſchten Schluß. Die Züge ſind hier in dem Manuſcripte von den vorigen ganz unterſchieden, und ich glaube, daß des Verfaſſers Ehefrau dieſe Merkwürdigkeiten niedergeſchrieben habe. Meine Vermuthung Iſt nicht unwahrſcheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung iſt noch jetzt nicht altväteriſch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von deſſen Chronik man ſchwören ſollte, daß ſeine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weiß nicht, ob ich mich um meine Leſer verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben ſie ſich zufrieden, wenn ſie auch nicht wiſſen, wie oft Soldaten daſelbſt im Quartiere gelegen und des geſtrengen Junkers Feuereſſe gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und ſchmerzlichen Beileid aller Anweſenden, den Unterrock verſengt habe. Eben ſo erbaulich iſt es, wenn man liest, wie oft die Bauern in Querlequitſch mit dem Durchfall heimgeſucht worden ſind. Die Geſchichte von einem Pferdedieb, deſſen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung und erfolgter Strafe, macht viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit dieſem Diebe ſind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für ſich aber ſehr erbaulich. Des Schulmeiſters älteſter Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, iſt Anno 1542 jämmerlich in die Miſtpfütze gefallen, aber, zu gutem Glück ohne Schaden. Wer dieſe und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wiſſen will, dem kann ich das Original ſelbſt zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtſinnige Gemüther aus ihrem verſtockten Irrthum reißen und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewiſſe Vorbedeutung der ſechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, geſehen, ſollte wohl vermögend ſein, die Hartnäckigkeit unſerer Atheiſten zu beſchämen: allein mein Beruf iſt es nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfordert, den geneigten Leſer nicht länger aufzuhalten. Ich ſchließe alſo mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuſcripts ſtehen:

Exegi monumentum aere perennius [1];
Non omnis moriar.

---

[1] Ein Denkmal hab' ich mir aufgebaut.
Kein Erz iſt ihm an Dauer zu vergleichen.
Die Zeiten die ſind und die werden ſein,
Sie ſtürzen mir nimmer das Denkmal ein.

Schreiben

von

vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen [1].

Mein Herr.

Man hat mir geſagt, Sie wären ſeit etlichen Monaten mit einer Sammlung verſchiedener deutſcher Schriften beſchäftigt. Bei dieſer Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu leſen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden ſich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menſchen anſehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlaſſen hat, und im Begriff ſteht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlichermaßen längſtens binnen drei Jahren zu abſolviren. Daß ich mir dieſe Freiheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umſtand, von deſſen Wichtigkeit ich Sie bald überzeugen will.

Ich habe mich ſechs Jahr lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele groſſe und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks daſelbſt gelegt haben. Sobald ich die erſten Jahre überſtanden, und mich geſchickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzuſehen; ſo ließ ich bei einem unermüdeten Eifer diejenigen Wiſſenſchaften mein Hauptwerk ſein, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelſten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einſicht zu, daß Sie von ſelbſt errathen können, worin alſo meine vornehmſte Bemühung beſtanden habe.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. Maimonat 1742.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geſchichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie und andere davon abhangende Wiſſenſchaften. Man bemühte ſich, uns einen kleinen Vorſchmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptſächlich unſers Vaterlandes beizubringen. Es wurden auf Koſten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache unterrichten ſollten. Ja, was beinah unglaublich iſt, ſogar in der deutſchen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden getrieben, ſo viel es auf Schulen möglich iſt. Von der Malerei, Muſik und Tanzkunſt will ich nicht einmal etwas erwähnen, ſo wenig als von der Anweiſung, wie man die Buchſtaben leſerlich und ſchön ſchreiben ſoll.

Was meinen Sie davon, mein Herr? Ich weiß, Sie laſſen mir die Gerechtigkeit widerfahren, und trauen mir zu, daß ich die koſtbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieſes ein Fehler geweſen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendſünde hätte entſchuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden ſich dereinſt ſchämen müſſen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ihres Großvaters vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, die Redekunſt, und die Logik, dieſes ſind die Wiſſenſchaften, worauf ich mich mit einem unerſättlichen Fleiß, und mit Ausſchließung aller andern gelegt habe.

Iſt es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geſchichte, und beſonders unſerer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieſes vermehrt ihre leichtſinnige Neugierigkeit, zu der ſie ohnedem mehr als zu geneigt iſt. Aus dieſer Urſache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachſagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter iſt, als die Unruhe, worein Deutſchland durch den Tod des Kaiſers geſtürzt ſein ſoll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wiſſenſchaften nützen, das kann ich nicht einſehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt; ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weiß die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrſchaft; ich weiß, daß unſer Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in ſeinem Petſchaft hat: dieſes hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geſchlecht, und alle Wappen des Kaiſers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen ſoll, ſolches ſcheint mir ein verwegenes Unternehmen zu ſein. Es ſind dieſes Geheimniſſe, welche man nicht erforſchen, ſondern den Regenten überlaſſen muß; zu geſchweigen, daß man vielmals an den Höfen ſelbſt nicht weiß, was Rechtens iſt: wie will man es in den Schulen wiſſen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzoſen und die Gemüthseigenſchaften der Italiener haben mir jederzeit einen Abſcheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutſch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unſer Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutſch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrſtunden kam, und meine Mutter verſtand mich allemal, wenn ich um Geld ſchrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchgeſehen und die Schreibart ändern laſſen; dieſes geſchieht aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig ſei. Daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften auf Schulen getrieben werden, das laſſe ich eher gelten. Es kommen doch immer griechiſche Wörter darin vor. Die Malerei, Muſik und das Tanzen ſchicken ſich am beſten für Frauenzimmer, und die Kunſt, leſerlich und ſchön zu ſchreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müſſen ſchlecht ſchreiben; dieſes iſt ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieſer Beweis? Nicht wahr, vortrefflich? Sollten Sie wohl in einem jungen Menſchen ſo viel Verſtand, und einen ſo guten Geſchmack ſuchen?

Die lateiniſche Sprache kam mir ſo einnehmend und reizend vor, daß ich mich ſchäme, ein geborner Deutſcher zu ſein. In der griechiſchen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig ſage, wenn ich ſpreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man ſie nicht bei Hofe einführt, und ich bin gewiß verſichert, ein Frauenzimmer würde bei einer griechiſchen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich hebräiſch ohne Punkte verſtehe, das iſt das Wenigſte, deſſen ich mich rühmen kann. Die Redekunſt hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muſter, die ich mir erwählte, waren zwar nicht nach dem neueſten, jedoch nach meinem Geſchmack. Beſonders in den Figuren war ich ſehr ſtark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, beſtanden in nichts als Fragen und Ausrufungen. Die Erlernung der Logik war meine ernſthafteſte Beſchäftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie iſt gar zu deutlich, und die Kunſtwörter ſind zu ſehr geſpart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen will; ſo muß meine Ueberzeugung kunſtmäßig ſein, und ich mag denken, was ich will, ſo denke ich in forma. Meiner Abſchiedsrede kann ich mich ohne einige Selbſtliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und inſonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieſelbe eigentlich gehalten habe, ſolches kann ich Ihnen nicht ſagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, ſo würde ich ſie Ebraico-Latino-Graecam (hebräiſch-griechiſch-lateiniſch) nennen. Dieſes letzte Meiſterſtück meiner Fähigkeit mochte wohl Urſache ſein, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und alſo die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigſten Umſtand noch nicht einſehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu ſchreiben. Sie ſollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule ging ich nach Hauſe zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adeliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Abſichten erforderten, daß ich unſerm gnädigen Herrn ſogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte ſich nach der Einrichtung der Schule, und beſonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm Alles, was ich jetzt geſchrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerkſamkeit machte mich beredt, und ich verſprach mir ſchon im voraus die Anwartſchaft auf eine Pfarre. Allein, wie ſehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie ſelbſt von meiner Beſtürzung, die ich empfand, als mir derſelbe mit einem ernſthaften Geſicht ungefähr alſo antwortete. »Gewiß, mein Freund, ich bedaure »Ihn; ſein Vater hat das Geld verloren, und Er »die Zeit verderbt. Er hat ſtudirt, und iſt keinem »Menſchen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger geweſen, wenn Er ſich auf diejenigen Wiſſenſchaften etwas mehr gelegt hätte, von denen »Er geglaubt, daß ſie ſo verächtlich und überflüſſig »ſind? Muß Er ſich nicht ſchämen, daß er in Griechenland zu Hauſe, und in Sachſen ein Fremdling »iſt? Daß Er die Geſetze ſeines Solons verſteht, »und nicht die geringſte Kenntniß von den Rechten »ſeines Vaterlandes hat? Hätte Er ſich nicht mit den »Sprachen der Ausländer wenigſtens nur in etwas »bekannt machen ſollen, wenn Er ſie auch allenfalls «nicht beſſer gelernt hätte, als die deutſche? Wie »viel brauchen wir lateiniſche und griechiſche Sprachmeiſter? Ich tadle deswegen nicht an Ihm, daß

»Er lateiniſch und griechiſch gelernt hat. Dieſes »muß ſein, und ein Gelehrter der es nicht kann, »kommt mir eben ſo abgeſchmackt vor, als Er, da Er »ſeine Mutterſprache nicht beſſer verſteht. Was »glaubt Er wohl, was ich mit meinem Schneider »anfangen ſollte, wenn er nichts arbeiten könnte, »als ſolche Kleider, wie ſie Seneca und Sokrates »getragen haben? Würde der Kerl nicht Hungers »ſterben müſſen, wenn er ſonſt nichts gelernt hätte? »Mit ſeiner Redekunſt lockt Er keinen Hund unter »dem Ofen hervor, geſchweige, daß Er die Gemüther der Zuhörer rühren ſollte, und ſeine ganze »Logik beſteht aus Worten ohne Gedanken. Hat »Ihm denn Niemand auf der Schule geſagt, wie »unentbehrlich es heutiges Tages ſei, daß man die »ſogenannten gelehrten Sprachen und Künſte mit »den neuern Wiſſenſchaften verknüpfe?« Ich konnte dieſes nicht läugnen. Ich geſtand, daß einige meiner Lehrer mich deßwegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütz, vorgeworfen hätten. Ich ſagte aber auch, daß andere meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuverſicht prophezeiht hätten, ich würde dereinſt die Zierde ihrer Schule, eine Bruſtwehr wider die einreißende Barbarei und eine Stütze des Vaterlandes ſein. Er ſchüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von ſich gehen.

Wie meinen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe geweſen iſt? Wahrhaftig, ſo ſehr hat ſich wohl Plato kaum geſchämt, als ihn Diogenes durch einen nackten Hahn, wegen ſeiner irrigen Meinung, lächerlich machen wollte. Ich ging ganz beſtürzt nach Hauſe.

Allein, das war noch nicht genug. Dieſer Tag ſchien recht zu meiner Demüthigung auserſehen zu ſein. Ich fand unſern Hofmeiſter, welcher ſeinen Sohn mit vielem Eifer ausgeſcholten hatte. Ich hörte nur noch ſo viel, daß er zu ihm ſagte: »Du »biſt mir ein braver Kerl! Du ſchickſt dich zu Allem, »wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Ein Narr bleibt »ein Narr, und wenn man ihn im Mörſer zerſtieße. »Du kannſt nichts, du haſt nichts gelernt, du willſt »nichts lernen; was ſoll denn endlich aus dir werden? Halte dein Maul, oder . .! Fort! Packe dich! »Geh mir aus den Augen!« Ich erſtaunte, als ich dieſes hörte. Wie? dachte ich. Unſer Hofmeiſter, ein Bauer, ein Mann, der weder leſen noch ſchreiben kann; der verſteht die Redekunſt! Sarkasmus, Diaſyrmus, Ploki, Anaphora, Ellipſis, Aſyndeton, ſind dieſes nicht alle die Figuren, die ich jetzt von ihm gehört habe? Und der Kerl hat nicht ſtudirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er ſich ſo ereifert hätte? Was? ſprach er, das iſt mein Junge, und ich ſoll mich nicht ärgern, daß ſich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unſer Hofmeiſter verſteht auch die Logik. Iſt dieſes nicht der bündigſte Schluß in Darii? War es nicht eben ſo viel, als wenn er geſagt hätte: Wer einen ungerathenen Sohn hat, welcher ſich auf die faule Seite legt, der muß ſich ärgern! Atqui, ich habe einen ſolchen ungerathenen Sohn; Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen geſtehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unſeres gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieſer Hofmeiſter aber ganz und gar kleinmüthig.

Gehört zu einem Gelehrten heutigestages mehr, als lateiniſch, griechiſch und hebräiſch; kann auch der einfältigſte Bauer in Figuren und Schlüſſen reden, ohne daß er weiß, wie ſie auf griechiſch heißen, oder in welcher Form ſie ſind: Wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir denn ſo viele ſchlafloſe Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger ſein, wenn man auf Schulen ſich mit den Sprachen der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man ſie nennt, in den galanten Wiſſenſchaften ſich übt? Sollte es wohl lächerlich ſein, wenn man ſich einbildet, die Erlernung einiger Kunſtwörter machte uns zu Rednern und Philoſophen?

Nein, ich kann mich dieſes nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meinung nicht ab. Das ſei fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden ſein, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in dieſem Urtheile beſtärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in beſter Form verharren,

Dero
ergebenſter Diener,
Irenäus Maſtigophorus,
ſonſt Friedr. Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bei müßigen Stunden des Hieronimus **Comitem sive Lectionarium** denen zum Beſten in griechiſche Verſe überſetzt, welche der lateiniſchen Sprache nicht mächtig ſind. Weil ich nun glaube, daß es eine beſondere Beluſtigung des Witzes abgeben kann; ſo überſende ich Ihnen dieſe Ueberſetzung zu beliebigem Gebrauch.

Lebenslauf

eines

Märtyrers der Wahrheit[1].

Es iſt in Geſellſchaften nichts gewöhnlicher, als daß Einer den Andern mit beſtändigen Erzählungen von ſich ſelbſt und ſeinen Fähigkeiten unterhält. Wir ſind uns ſelber die Nächſten; und weil wir ſchuldig ſind, von unſerm Nächſten alles Gute zu reden, ſo glauben wir, es erfordere die natürliche Pflicht, uns ſelbſt zu loben. Ich will die wahrhaften Urſachen dieſer thörichten Eigenliebe nicht unterſuchen; weil ich nicht geſonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe ſolches nur um deßwillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaßen rechtfertige. Bezeigſt du ſo viel Geduld, Andere anzuhören, welche ſich bei lebendigem Leibe rühmen; ſo gönne mir deine Aufmerkſamkeit, wenn ich dir nach meinem Tode ſage, wer ich geweſen bin. Das habe ich mit andern Menſchen gemein, daß ich meinem Namen die Unſterblichkeit wünſche, wenn auch gleich der Körper verweſen muß. Wollteſt du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen; ſo würde ich vor

---

[1] S. Beluſt. des Verſtandes und Witzes. Brachmonat. 1742.

Vielen unglücklich ſein, an deren Verdienſte man wenigſtens ſo lange denkt, als die Erbtheilung währt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in ſo geringe Umſtände geſetzt, daß meinen Tod beinah Niemand, als der Leichenſchreiber, erfahren hat. Hätte ich ein anſehnliches Vermögen beſeſſen; ſo würden meine ſchmerzlich betrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben anſagen laſſen, daß ihr Herr Vetter in Gott ſelig verſchieden ſei; oder ich würde mir noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner haben miethen können, welcher der chriſtlichen Gemeine die ewige Wahrheit bewieſen hätte, daß unter allen Erſchrecklichen der Tod das Erſchrecklichſte, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem dreiundſechszigjährigen Körper gefahren ſei. Allein meine Armuth hat mir nicht verſtattet, einen ſo prächtigen Abſchied aus der Welt zu nehmen. Ich bin geſtorben als ein Märtyrer der Wahrheit, das iſt, arm und unbeweint; und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren ſoll, ſo muß ich ihr ſolches ſelbſt ſagen.

Daß ich im Jahre 1674 den 17. September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, geboren bin, ſolches ſcheint kein Umſtand von beſonderer Wichtigkeit zu ſein, und ich kann eben ſo wenig dafür, als es ohne mein Verſchulden geſchehen iſt, daß mein Vater nicht ein Hochedelgeborner, Hochedler, Veſter und Hochgelahrter Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf drei Rittergütern, ſondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meiſter Lollinger, Bürger und Schneider daſelbſt, geweſen iſt. Ich brachte zwei Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im erſten Jahre reden, und ſchon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern Vater und Mutter zu übertäuben. Meine Aeltern hielten dieſes für eine vergnügte Vorbedeutung, ich würde mit der Zeit ein großer Rechtsconſulent werden. Sie irrten ſich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit geweſen ſind. Ich fing frühzeitig an, ſolches merken zu laſſen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daß mein Vater in ſeinem Berufe nicht gar zu gewiſſenhaft war. Ich verwies ihm ſolches auf eine zwar kindiſche, doch empfindliche Art, und weil ich es oft that, ſo gab er mir endlich, durch einen derben Schilling die erſten Früchte der Wahrheit zu ſchmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtſam. Mein Vater ſtarb, und hinterließ meine Mutter, als eine junge Wittwe, mich aber als einen unerzogenen Knaben. Meine Mutter that über dieſen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und ſchrie; ſie verſteckte ſich hinter einen großen Schleier; ſie wünſchte mit ihrem Manne zu verweſen, und ſchwor der ganzen Welt ab. Ich dachte auch nach meiner kindiſchen Einfalt, es wäre ihr Ernſt, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthum. Nach deren Verlauf ward ſie aufgeräumt; ſie ſcherzte, ſie lachte, ſie beſuchte ihre Nachbarn, und ich ſah verſchiedene junge Leute aus- und eingehen, ohne daß ſie böſe darüber ward. Kurz, ſie hatte ihren Mann vergeſſen, und die Luſt war ihr vergangen, mit ihm zu verweſen. Ich fragte, warum ſie mich und Andere ſo betrogen hätte? Ein Paar Ohrfeigen aber waren die ganze Antwort. Einſtmals ſah ſie in den Spiegel, und fragte mich: ob ich nicht eine ſchöne Mutter hätte? Ich ſagte: Nein; und dieſes brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um ſich leiden, und es ward beſchloſſen, mich auf eine Schule zu thun. Es geſchah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man fand es für gut, mich auf eine andere Schule zu bringen; ich folgte willig und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitſchüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit. Einige legten ſich mit großem Eifer auf die Erlernung ſolcher Wiſſenſchaften, von denen ich glaubte, daß ſie abgeſchmackt und einem Gelehrten nur zur Laſt wären. Einige waren hochmüthig, weil ſie auf lateiniſch und griechiſch zu ſagen wußten, wer ſie erſchaffen hätte. Dieſe verſicherte ich, daß ich ſie ohne Lachen nicht anſehen konnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freimüthigkeit, und Alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Fauſt, als in der Gelehrſamkeit; dieſer Zorn, ſage ich, war ſo nachdrücklich, daß ich alsbald die Schule räumen und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitern Schimpf gehen ließ.

Dieſer unvermuthete Streich hätte mich bald zum Mameluken gemacht. Im erſten Schrecken nahm ich mir feſt vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden. Es ging mir aber, wie denjenigen Dichtern, welche die Verſe verſchwören. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen hohen Begriff gemacht hatte, wodurch ich aber meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche es ihre einzige Sorge ſein ließen, wie ſie den Pflichten gegen ihr Vaterland Genüge leiſten, die Hoffnung ihrer Aeltern erfüllen und deren ſaure Mühe und aufgewandte Koſten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wiſſenſchaften mit Ernſte ausübten, nach denen ſie ſich nannten; ſolche Leute glaubte ich zu finden. Ich irrte mich. Gleich den erſten Abend erſchreckte mich eine Geſellſchaft trunkner Menſchen, welche unter Schreien und Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es ſei ein Auflauf, oder wenigſtens Feuer in der Gaſſe. Ich ſah durchs Fenſter; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Koth, und ich hörte aus den Reden der Andern, daß ſie ſich bemühten, einem Meiſter der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Dieſe Begebenheit machte mich aufmerkſam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitſchüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrheit eifrigſt Befliſſner war, und ſich rühmte, er habe ſich in der Schenke zweimal feſt geſeſſen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir wollte ſich die Würde eines Lehrers beider Rechte erſitzen, weil er ſich innerlich überzeugt fand, daß nimmermehr etwas Rechtes aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thalern machte ihn zum Autor und Reſpondenten; und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, ſeine Disputation ins Deutſche überſetzen mußte, ſo verſprach er mir zur Vergeltung ein Anſehnliches, welches er aber noch an demſelben Abende verſpielte und mich auf ſeine bevorſtehende Heirath vertröſtete. Mein Studennachher erlernte die Medicin, ging aber lieber mit fleiſchichten Körpern, als ekelhaften Gerippen, um, und verfluchte den abgeſchmackten Eigenſinn ſeiner Lehrer, welche ihn mit ſo vielen griechiſchen Wörtern martern wollten. Dieſe und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich ſollte ſchweigen? und ich ſollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und Manche, die einen ſchönen Gedanken oder artigen Einfall haben, ſolchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht ſo ſehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich ſagte es ungeſcheut, daß das Verfahren der meiſten meiner Mitſchüler unverantwortlich und unſinnig wäre. Bei aller Gelegenheit ſtellte ich ihnen ihre Thorheit ſowohl ernſthaft, als lächerlich, vor. Ich ſchilderte zu verſchiedenen Malen nicht allein die Laſter, ſondern auch die Perſonen, auf eine ſatiriſche Art in Verſen ab; und wenn ich dieſes that, ſo empfand ich bei mir ſelbſt eine doppelte Wolluſt. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigſten Abſichten wurden ſchlecht belohnt. Man mied meine Geſellſchaft, man verachtete, man verſpottete, man verabſcheute mich, und ich erfuhr, daß Einige ſich verſchworen hatten, mich öffentlich zu beſchimpfen. Es wäre auch gewiß geſchehen, wenn ich nicht beizeiten die Vorſicht gebraucht und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangenen Studien zu vollenden.

Das Schickſal führte mich zu einem Mann, der mir freien Unterhalt gab und groſe Gefälligkeiten erwies. Er glaubte, ſeine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieſes bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht ſagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit geweſen wäre. Seine groſe Leidenſchaft beſtand in der Begierde, Recht zu behalten, ſeine vorgefaßte Meinung zu vertheidigen, und mit Allen aufs Unbarmherzigſte zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, ſelbſt etwas Nützliches zu ſchreiben, aber mit deſto größerm Vorwitz die Schriften Anderer durchwühlen. Ein Comma, ein Punkt, ein einziger Buchſtabe war vermögend, ihn in die größte Wuth zu bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widerſprachen. Er beſaß einen erſtaunlichen Vorrath von Büchern nach ſeinem Geſchmack; wie er denn glaubte, der ſei kein rechtſchaffener Gelehrter, welcher nicht wenigſtens ſechs bis acht Pfund Bücher geſchrieben habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über dieſe Anfrage. Sollte ich ſagen, er wäre ein geſchickter und dem gemeinen Weſen nützlicher Mann; ſo würde er mich mit neuen Wohlthaten überhäuft haben. Aber alle dieſe mußte ich verlieren, wenn ich die Wahrheit redete: Ich redete ſie doch. Ich ſagte, daß Männer von ſeinen Fähigkeiten bei dem Bau der Gelehrſamkeit unentbehrlich wären; indem ſie den Schutt wegfahren müßten, welcher den Bauleuten hinderlich ſei. Mehr brauchte ich nicht zu ſagen, mich zu verderben. Ich mußte auf der Stelle aus dem Hauſe, unter Begleitung tauſend lateiniſcher

Schimpfwörter, welche ich vorher mein Tage nicht gehört, und erſt lange hernach in Burmanns Schriften geleſen habe.

Der Verluſt dieſes Mäcenas ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich erſetzt. In den Landesgeſetzen war er ganz unerfahren, deſto geübter aber in den römiſchen Rechten. Es ging mir wohl bei ihm: weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten laſſen, daß er mehr Geſchicklichkeit habe, eine Rede pro rostris zu halten, als eine Rüge zu machen, ſo hob er ſeine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. 1. C. de donat., revoc. daß ich ihm nicht wieder vor die Augen kommen ſollte.

Ein unerhoffter Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es ſchien, ich würde den Grund zu meinem künftigen Glücke legen. Es ging mir Alles nach Wunſch: ich weiß nicht, ob die Leute daſelbſt die Wahrheit beſſer vertragen konnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht Alles öffentlich ſagte, was ich bei mir ſelbſt dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht anſehnlich, aber doch einträglich war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als es eine Gelegenheit erforderte, einen Glückwunſch zu verfertigen. Ich handelte darin von der Vernunft, und ließ ihn drucken, ob ſich gleich meine Freunde mit allen Kräften dawider ſetzten. Ein Mann, welchen ſein Amt ehrwürdig machte, fand ſich dadurch beleidigt. Es würde verdächtig gelaſſen haben, wenn er ſeine Perſon hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte alſo Schrift und Religion. Auf eine unſchuldige Art hatte ich das Wort Broſamen mit einfließen laſſen. Dieſes war genug, Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionsſpötter, ein Atheiſt; dieſes waren die gelindeſten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich ſei der Antichriſt. Kurz, ich ſollte mich öffentlich auf den Mund ſchlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahre in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich ſchien mein widriges Schickſal verſöhnt zu ſein. Man bot mir ein Amt an, mit dem Beding, ein Frauenzimmer zu heirathen. Hunger und Armuth überwanden allen Zweifel. Meine bisherigen Umſtände hatten mich ſo ſchüchtern gemacht, daß ich mir Alles gefallen ließ, was mir ehedem unerträglich geweſen ſein würde. Meine Frau liebte Geſellſchaft; ſie ſpielte. Vermögen und Einnahme ward auf Putz verwendet, die Haushaltung verſäumt und mir zugemuthet, Vieles zu überſehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehört. Meine Geduld ward ermüdet. Ich ſagte, ein Weib müſſe ſich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßigen Ausgaben zu vermeiden, der Wirthſchaft vernünftig vorſtehen und ſich keiner Herrſchaft anmaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelaſſen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich dieſe Wahrheiten! Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes ſchädlicher ſei, als der Zorn aller andern Kreaturen. Man hieß mich einen nackigten Bettler, einen verlaufenen Kerl, den man auf der Straße aufgeleſen hätte, der nicht werth ſei, daß er durch die Heirath eines liebenswürdigen Frauenzimmers in eine ſo anſehnliche

Schwägerſchaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine knieende Abbitte hätte thun müſſen, welche aber, ich weiß nicht, ob zu meinem Glück oder Unglück, unvermuthet ſtarb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menſchen geſchont, ſo war auch nunmehr Niemand da, der ſich meiner annahm. Man wußte meine Vorgeſetzten auf eine tückiſche Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich ſollte mich verantworten, und meine Fehler geſtehen; ich behauptete aber, ich wäre unſchuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgeſetzten geblendete und parteiiſche Richter. Dieſes war Urſache genug, mich zu verdammen. Die Entſetzung von meinem Amte, die Einziehung meines wenigen Vermögens, und ein achtjähriges Gefängniß waren die Belohnungen meiner offenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freigelaſſen, und man legte mir auf, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und ſeitdem iſt es mir unmöglich geweſen, irgendwo mein Glück zu finden; vielmehr ſah ich mich gezwungen, den Reſt meiner Jahre auf eine ſo niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, ſolches der Nachwelt wiſſen zu laſſen. Ich bin elend, nackt und bloß, ohne Freunde, in der äußerſten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre ... geſtorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabſcheut, ſo bin ich doch mit mir ſelbſt zufrieden geweſen.

Der Lebenslauf dieſes ſogenannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu ſein geſchienen. Er iſt wirklich im Jahre 1738 in ſeiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Froſt und Hunger geſtorben ſei. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigſten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß ſein betrübtes Beiſpiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche ſich einbilden, es ſei ein großmüthiger Eiſer für die Wahrheit, wenn ſie, ohne Anſehen der Perſon, ohne Freunde und Vorgeſetzte zu ſchonen, dasjenige mit einer unverſchämten Stirn Andern unter die Augen ſagen, was ihnen oftmals Eigenliebe, Hochmuth, Undank und Unvernunft in den Mund legen.

Sendſchreiben
von der
Zuläſſigkeit der Satire [1].

Mein Herr.

Sie verlangen, meine Gedanken von der Satire zu wiſſen. Ich ſoll Ihnen ſagen, ob ich ſolche für zuläſſig halte, und was vornehmlich bei deren Verfertigung zu beobachten ſei. Vielleicht könnte ich der Mühe, davon zu ſchreiben, überhoben ſein, wenn ich Sie auf diejenigen Bücher verwieſe, welche von beidem umſtändlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch dieſe Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Freundes werde hierin mit noch mehrerm Nachdruck bei Ihnen wirken, als die Regeln fremder Perſonen. Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Gedanken davon zu ſchreiben; Sie dürfen ſich alſo um ſo viel weniger wundern, wenn Sie keine philoſophiſche Abhandlung erhalten; und weil es ein Brief iſt, den ich an Sie ſchicke, ſo bin ich hoffentlich entſchuldigt, wenn ich keine ſyſtematiſche Ordnung dabei beobachte.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. Augſtmonat 1742.

Von der Zuläſſigkeit der Satire weitläuftige Gründe beizubringen, ſcheint mir überflüſſig zu ſein. Ich kenne Ihre angeborne Neigung zu dieſer Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir ſchwerer fallen, Sie zu überzeugen, daß ſie verwerflich wären, als zu beweiſen, daß ich ſie allerdings für ein nöthiges Stück der Sittenlehre halte. So lange eine Satire dieſe Abſicht behält, daß ſie die Laſter lächerlich machen und den Menſchen einen Abſcheu davor beibringen will: ſo lange ſehe ich nicht, warum ſie tadelhafter ſein ſoll, als die tiefſinnigſte Abhandlung eines moraliſchen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweiſen bündig und durch die Zeugniſſe berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift anſehnlich machen will. Ich getraue mir ſogar, zu behaupten, daß ſie in verſchiedenen Fällen und bei einer gewiſſen Art von Laſtern beinah nützlicher ſei, als die ernſthafteſte Strafpredigt. Wenn wir die Laſter lächerlich machen, ſo greifen wir die Menſchen an demjenigen Orte an, wo ſie am empfindlichſten ſind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn ſie nicht ſchon gar zu ſehr verwildert ſind, ſo müſſen ſie einen Abſcheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche ſie bei Vernünftigen zum Geſpött macht. Ein Exempel wird meinem Satz ein mehreres Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Beluſtigungen nehmen, welchen Sie mir zugeſchickt haben [1]). Wenn ich zu Harpax ſagen wollte:

---

[1]) S. die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 2. B. 2. St. S. 190.

Schämſt du dich nicht, du Geizhals, daß du mit ſo ängſtlicher Sorge, mit ſo ungerechten Händen, unter ſo vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beſchwerliches, ein vergängliches Gut, an dich zu bringen ſuchſt, welches du doch in der Welt laſſen mußt, welches dir dein Leben kummervoll und den Tod erſchrecklich macht! Was meinen Sie, daß dieſes auf Harpax für einen Eindruck machen dürfte? Spräche ich: Bedenke doch, Harpax, was du thuſt! Der Geiz iſt ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke, und viel thörichte und ſchädliche Lüſte, welche die Menſchen ins Verderben und Verdammniß verſenken! Ja, ja, würde Harpax ſprechen, unſer Pfarrer ſagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieſes wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzählen Sie ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deßwillen bei ſeinem Sterben unruhig und ängſtlich iſt, weil er die verſcharrten Beine nicht noch vor ſeinem Ende freſſen, oder mit ſich nehmen ſoll, welcher gegen ſeinen vertrauteſten Freund argwöhniſch iſt, welcher ſich ſeine beſten Knochen herbeiſchleppen läßt, um ſolche wenigſtens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben ſeine geizige Seele von ſich bläſt: erzählen Sie ihm, ſage ich, dieſe Fabel; was gilts, Harpax wird ſich ſchämen und wenigſtens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß ſeine Leidenſchaft thöricht iſt?

Aber, wer hat euch den Beruf gegeben, Andre zu tadeln? Seid ihr ſelbſt ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächſten bekümmern könnt?

Schreibt ihr wohl eure Satiren aus Liebe, zu beſſern und nicht vielmehr aus Begierde, zu lachen? Dieſes ſind gemeiniglich die Einwürfe, die man macht. Sie ſind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu ſchreiben, von eben dem habe ich auch den Beruf, Satiren zu verfertigen. Daß ich ſelbſt nicht ohne Fehler bin, ſolches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeigt den Menſchen den Weg zum Himmel, den er vielleicht ſelbſt nicht geht, und dennoch bleibt ſein Vortrag eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabſicht einer Satire ſein. Daß ich aber über die Fehler lache; daß ich ſie Andern lächerlich mache; dieſes iſt ein unſchuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf ſolche Art würde ich die Einwürfe beantworten. Wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher ſie gemacht hat. Es iſt niemand anders, als der, welcher ſich getroffen fühlt. Prüfen Sie dieſe Grundregel, Sie werden ſie allemal wahr befinden. Ich will bei meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde ſchreien? Gewiß nicht ein junger Herr. Dieſer wollüſtige Verſchwender hält einen Geizigen für ſeinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch ſeinen eignen Vater darin abgeſchildert gefunden hätte. Harpax ſieht ſein Bildniß; er erblickt ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt; dieſe kommt ihm abſcheulich vor. Er ſchmäht auf den Spiegel; er flucht demjenigen, der ihm ſolchen vorhält. Harpax iſt der Einzige, welcher Ihren

Beruf hierzu wiſſen will, welcher Ihnen Ihre eignen Unvollkommenheiten vorwirft, welcher Ihre Abſichten tadelhaft macht.

Allein, die Satire hat noch andre Feinde, welche behutſamer gehen. Sie loben die Einrichtung und Abſicht derſelben; ſie geben aber nicht zu, daß jemals ein Laſterhafter dadurch gebeſſert worden ſei. Ich weiß nicht, ob dieſe Wahrheit allgemein iſt. Beſſert die Satire nicht allemal den Laſterhaften, ſo hält ſie doch vielleicht Andere ab, laſterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beides weg, ſo muß die Satire doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, ſondern in den Gemüthern der Menſchen wäre der Fehler zu ſuchen. Wenn die Schaubühne ſo eingerichtet iſt, wie ſie eingerichtet ſein ſoll, ſo verdient ſie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Sittenſchule ſchuldig iſt; und dennoch halte ich es für mühſam, die Beiſpiele derer beizubringen, welche durch die Schaubühne gebeſſert worden ſind. Wir ſtehen dabei; wir lachen über die Thorheiten; wir haben Mitleid mit der unterdrückten Tugend; wir können uns kaum der Thränen enthalten, wenn wir das ſtandhafte Chriſtenthum der Zaire ſehen; werden wir aber allemal tugendhafter? Werden wir beſſere Chriſten? Wenigſtens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch ſagen: Durch die Satire erregen wir den Zorn Anderer gegen uns; wir machen uns Feinde: Wäre es nicht alſo den Regeln der Klugheit gemäß, ſich mit einer ſo gefährlichen Arbeit gar nicht zu bemengen? Ich weiß beinah nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Die Wahrheit, ſo edel ſie iſt, macht dennoch auch Feinde. Es würde unbedachtſam ſein, wenn man bei jeder Gelegenheit die Wahrheit ſagen wollte, und ich glaube, wer Satiren ſchreiben will, der muß ſeine Umſtände wiſſen, und allerdings vorſichtig ſein. Vielleicht habe ich im Nachfolgenden Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieſes ſind ungefähr meine Gedanken von der Zuläſſigkeit der Satire. Die Lehre von dem, was bei ihrer Verfertigung zu beobachten ſei, iſt von einem viel weitläuftigern Umfang. Ich will die umſtändliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder bis zu unſrer mündlichen Unterredung ausſetzen, für jetzt aber nur etwas erinnern. Es würde ſchon genug ſein, wenn ich hier bloß dasjenige wiederholte, was ich oben von der Abſicht der Satire geſagt habe. Soll dieſe Abſicht vernünftig ſein, ſo muß ſie ſuchen, die Laſter lächerlich zu machen und den Menſchen einen Abſcheu davor beizubringen.

Was alſo kein Laſter iſt, mit dem hat die Satire nichts zu thun. Liſette ſchielt. Ein muthwilliger Kopf, welcher gern ſinnreich heißen und in einer Geſellſchaft die luſtige Perſon abgeben wollte, beobachtet an Liſetten dieſen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, ſo würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm geſunde und muntere Augen gegönnt hat; allein er iſt zu leichtſinnig dazu. Er will lachen; er will Andere zu lachen machen, und Liſette muß der unſchuldige Gegenſtand ſeiner ausſchweifenden Einfälle ſein. Aber Liſette thut verliebt, ſie wirft ihre ſchielenden Blicke mit einer wollüſtigen Frechheit in der Kirche herum. Nunmehr wird ſie lächerlich; nunmehr gibt ſie die ſchönſte Gelegenheit zu einer Satire.

Eine der gemeinſten Regeln iſt dieſe: Die Satire ſoll die Laſter tadeln, nicht aber die Perſonen. Ich muß dieſer Regel Beifall geben, und ſie ſcheint aus demjenigen Satze zu fließen, welchen ich oben zum Grunde gelegt habe. Dennoch aber halte ich auch diejenigen nicht für ſtrafbar, welche ihre Gedanken bei Verfertigung der Satire auf eine gewiſſe Perſon richten. Meine Begriffe, meine Ausdrücke, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter ſein, wenn ich ein Urbild vor mir ſehe. Ich tadle alsdann nicht die Perſon, ich tadle das Laſter, welches dieſe an ſich hat. Leſe ich den Abriß, welcher von dem leoniſchen Doktor in den Beluſtigungen gemacht worden iſt, ſo werde ich viel mehr gerührt, wenn ich an Arganten denke; und vielleicht hat der Verfaſſer auch an ihn gedacht, um das Bild eines leoniſchen Doktors[1] recht nach dem Leben zu ſchildern. Deßwegen aber darf ich nicht ſagen, daß dieſes eine Satire auf Arganten ſei. Sie geht auf alle diejenigen, welche eben ſo, wie unſer Argant, ihre faule Unwiſſenheit unter dem Doktorhute verbergen wollen.

Gemeiniglich verſtehen wir unter dem Worte Laſter nur die drei Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldgeiz und die Wolluſt. Ich glaube, es gibt noch einige Sachen, welche man ſogar füglich unter eines von dieſen drei Laſtern nicht bringen kann, und mit denen die Satire doch auch zu thun hat. Ich weiß nicht, ob ich es werde ehrgeizig, geldgeizig, oder gar wollüſtig nennen können, wenn das Frauenzimmer in der größten Kälte mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Sturme und Regen den Hut unter dem Arme trägt. Dergleichen Gewohnheiten ſind nicht laſterhaft, aber vielleicht lächerlich; und es bleibt einem Satirenſchreiber unverwehrt, über beide zu lachen. Mit einigen Dingen der Gelehrſamkeit hat es gleiche Bewandtniß. Ich will nur ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibart ſpotten wollte, die in öffentlichen Gerichten eingeführt iſt, und die man den Stylum curiae (den Curialſtyl) nennt; der würde unrecht handeln; wenn aber Javolenus an ſeine Schöne ein Schreiben ſchickt, das einer Rüge ähnlicher ſieht, als einem Liebesbriefe; ſo iſt Javolenus ein Pedant. Er iſt nicht laſterhaft, er verdient aber doch, daß man ihm ſeine Thorheit vorrückt.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Wizes, 1 Th. S. 525.

Wenn die Satire die Laſter der Menſchen ſtraft; ſo vertritt ſie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie aber dieſe keine Vorſtellung noch einiges Anſehen der Perſon leidet: alſo könnte es auch ſcheinen, daß die Satire keines Menſchen ſchonen dürfe. Wenn ich dieſes behauptete, ſo würden ſonder Zweifel ſehr viele und vielleicht die meiſten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz anderer Meinung. So verhaßt mir die Lüge iſt, ſo unbeſonnen ſcheint es zu ſein, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stillſchweigen ſowohl meinen Pflichten, als der geſelligen Klugheit, Genüge thun; ſo thue ich am beſten, wenn ich ſchweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu laſſen, als meinen

Glauben zu verläugnen. Würden Sie aber denjenigen nicht für unſinnig halten, welcher ſeinen Glauben ohne Noth nur darum bekennte, damit er ſterben möchte? Die Pflichten gegen uns ſind ſtärker, als die Pflichten, welche wir Andern ſchuldig ſind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freimüthigkeit uns ſelbſt augenſcheinlich zuziehen, iſt wichtiger, als der ungewiſſe Nutzen, den wir durch eine unbedachtſame Satire zu ſchaffen ſuchen. Ich mag hier nicht unterſuchen, ob wir auch allemal die vernünftige Abſicht haben, zu nützen. Vielleicht iſt es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht iſt es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände gibt. Wie unvermerkt kann man ſich ſelbſt betrügen! Es gibt Perſonen, welche ihre Gewalt gefährlich und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müſſen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laſter an ſich; aber hüten Sie ſich, dieſes Laſter anzugreifen. Es bleiben noch tauſend andere Fehler übrig, womit ſich Ihre Satire beſchäftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für ſtrafenswerth achten? Stellen Sie ſich aber zwei Söhne vor, welche ihren trunknen Vater auf der Erde und entblöst liegen ſehen. Der eine lacht darüber, er ruft die Nachbarſchaft herzu; er zeigt ihr an ſeinem Vater, wie ſchändlich die Trunkenheit ſei, er weist ihr deſſen Blöſe. Der Andere wendet ſein Geſicht ab, er bedeckt den entblösten Vater. Welcher von dieſen beiden Söhnen iſt wohl der vernünftigſte?

Von der Schreibart, deren man ſich in der Satire zu bedienen hat, will ich nur noch ein Paar

Worte ſagen. Mein Vortrag muß ordentlich ſein; denn ich will Andere überzeugen. Er darf nicht ausſchweifend ſein, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht ſein; denn ich will den Verſtand meiner Leſer nicht ermüden, ſondern beluſtigen. Alle niederträchtige, alle anſtößige Schreibart muß ich ſorgfältig vermeiden; ſonſt werde ich mehr ſchaden, als erbauen. Viele glauben, recht beißend zu ſchreiben, wenn ſie ſchmähen und ſchimpfen. Allein, dieſes ſchickt ſich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laſter und Fehler der Menſchen lächerlich machen will. Vielmehr könnte man ſie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Koth bewerfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches beſonders Ihnen nützlich ſein kann. Sie haben eine Lebensart erwählt, worin Sie, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben werden, öffentlich und an heiliger Stätte zu reden. An dieſem Orte müſſen Sie die Laſter ſtrafen; aber hüten Sie ſich, daß Sie ſie nicht alsdann lächerlich zu machen ſuchen. Sie werden mir dieſe Warnung zu gute halten. Ich weiß Ihre Neigung und kenne große Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in dieſen Fehler gebracht hat. Oftmals vergeht man ſich wohl gar ſo weit, daß man auf der Kanzel über ſolche Sachen eifert, welche nicht einmal wider die Wohlanſtändigkeit ſind, geſchweige wider das Chriſtenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend einen um die Kirche ſehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke die Pracht der Großen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten ſagte, ſie hätten

. . . Sechs Viehe vor dem Wagen
Und ſechſe hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unſers Glaubens, ſo wußte ich oft nicht, ob ich über die Ketzerei weinen oder lachen ſollte. Dergleichen Vortrag iſt allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht erbaulich. Ich will Ihnen ein anderes Muſter geben, da ich wohl wünſchen wollte, daß Sie es, wie in andern Sachen, alſo auch darin nachzuahmen ſich bemühen möchten. Die Religionsſpötter ſind Leute, welche wegen ihrer abgeſchmackten Meinungen wohl verdienten, nicht überführt, ſondern lächerlich gemacht zu werden; aber wie ernſthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weiß nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in ſeinen heiligen Reden vorzuhalten? Dieſes iſt die wahre Sprache eines geiſtlichen Redners. Wenn er von eben dieſer Sache an einen vornehmen Mann ſchreibt, oder in andern Schriften handelt, ſo iſt ſein Ausdruck ſchon aufgeweckter und in vielen Stellen ſatiriſch.

Ich will die weitere Ausführung dieſes Satzes bis zu einer andern Zeit verſparen, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelſchriften überhaupt und inſonderheit von der Kanzelſatire, durch neuere Exempel zu erläutern.

Von
Unterweiſung der Jugend[1].

Ich habe unſern geſtrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Herrmann. Wir bemühten uns, ausfindig zu machen, warum es ſo ſchwer ſei, eine gründliche Gelehrſamkeit zu erlangen, und woher es komme, daß ſo wenige unter den Gelehrten den anſehnlichen Titel verdienen, mit welchem ſie ihre Blöſe ſorgfältig zu bedecken wiſſen.

Die von dir angeführten Urſachen ſind wichtig genug. Die blinde Liebe der meiſten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu anſehnlichen Mitgliedern des gemeinen Weſens zu machen. Der Sohn muß ſtudiren, damit er Doktor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas Rechtſchaffenes zu lernen. Er lebt alſo ſich zur Laſt und dem Vaterlande zum Schimpf. Wäre dieſer ein Schneider geworden; ſo würde er gewiß ſein Brod verdienen, da er jetzt von der Sparſamkeit ſeiner Vorfahren, oder dem Einbringen ſeiner Frau leben muß.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. Weinmonat 1742.

Du haſt Recht, mein Freund; vielleicht aber gibſt du mir auch Beifall, wenn ich eine Urſache anführe, welche noch allgemeiner iſt.

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unſrer Jugend zu der Gelehrſamkeit beſchaffen iſt. Bis in das zehnte Jahr überläßt man uns der Aufſicht der Frauenzimmer, welche glauben, ſie haben genug gethan, wenn ſie uns reinlich halten, wenn ſie uns leſen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Katechismus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr iſt es Zeit, daß man uns der Aufſicht eines Hofmeiſters übergibt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt iſt; darnach fragt man eben nicht. Aber: wie viel verlangt der Herr für ſeine Mühe? Das iſt unſere erſte Sorge. Der Wohlfeilſte bleibt allemal der Beſte. Dieſer führt uns eben den Weg, welchen er ſelbſt unter ſo vielen Seufzern und Thränen gegangen iſt. Ein Gelehrter muß die lateiniſche Sprache verſtehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt alſo eine Grammatik, welche die beſte zu ſein ſcheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweiſung faſſen wir eine Menge dunkler Kunſtwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß noch weniger verſtehen, als die Sprache ſelbſt, die wir daraus erlernen ſollen. Endlich überwinden wir dieſe Schwierigkeit. Man gibt uns des Cicero Schriften, nebſt andern Büchern, zu leſen, und unſre Väter weinen vor Freuden, wenn ſie ſehen, daß ihre Kinder im zwanzigſten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verſtand. Nunmehr zieht der gelehrte, oder beſſer zu ſagen, der lateiniſche Sohn, auf hohe Schulen. Du darfſt von ihm nicht verlangen, daß er in der alten und neuern Geſchichte, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wappenkunſt und dergleichen erfahren ſein, und einen Vorſchmack von der Mathematik, Weltweisheit und andern Wiſſenſchaften erlangt haben ſollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt; er hat müſſen Latein lernen. Es würde lächerlich ſein, wenn du ihn fragen wollteſt, ob er deutſch verſtünde? Ob er einen guten Brief ſchreiben könnte? Er iſt ja ein Deutſcher, er iſt in Meißen geboren; ſollte er nicht deutſch verſtehen? Von der griechiſchen Sprache hat er noch zur Noth ſo viel begriffen, als er auf der hohen Schule binnen drei Jahren zu verlernen gedenkt. Wie geſchwind verlaufen dieſe! Er muß eiligſt nach Hauſe. Sein Vater verlangt es, weil ein Amt und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehr iſt unſer Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieſes die gewöhnlichſte Art ſei, unſere Jugend zu unterweiſen? Du wirſt es nicht läugnen können; du wirſt aber auch zugleich geſtehen müſſen, daß ſolches die wahrhafte Urſache ſei, warum nur ſo Wenige ſich eine rechtſchaffene Gelehrſamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruht meines Erachtens darin, daß wir glauben, wer die lateiniſche Sprache verſtehe, der ſei ein Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derſelben diejenige Zeit verſäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden ſollten.

Aber ſoll ein Gelehrter kein Latein verſtehen? Dieſes iſt meine Meinung keineswegs. Ich behaupte vielmehr, daß er in dieſer Sprache eben ſo ſtark ſein müſſe, als in ſeiner Mutterſprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend die Erlernung derſelben ſo ſchwer machen.

Der alte Richard, welcher geſtern in unſrer Geſellſchaft war, ſoll mir zum Beweiſe meines Satzes dienen. Du kennſt ſeinen Sohn, der jetzt durch wirkliche Verdienſte unter den Gelehrten eine anſehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieſer das ſechste Jahr erreicht, als ihn ſein ſorgfältiger Vater der Aufſicht eines jungen Menſchen anvertraute, welcher ihm die nöthigſten Gründe unſers Glaubens beibringen, und ihn zu einer wohlanſtändigen Aufführung gewöhnen ſollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieſer fragte, das mußte, ſo viel es möglich ſein wollte, in lateiniſcher Sprache geſchehen. Jede Sache, die im Hauſe, auf der Gaſſe, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinſten Geſchäfte, welche täglich vorfielen, wurden auf lateiniſch benannt. Dieſe Bemühung ging glücklich von Statten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard ſchon vermögend, ſich in der lateiniſchen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken und regelmäßig zu reden, ohne zu wiſſen, warum er ſeine Worte eben ſo, und nicht anders ſetzen müſſe. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn die vornehmſten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache ſchon verſtand, ſo faßte er dieſe in wenigen Monaten. Die griechiſche Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wiſſen unentbehrlich. Weil aber ſein Vater meinte, es ſei eine gelehrte Eitelkeit, griechiſch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen; ſo ſchien es genug zu ſein, ihn nach den ordentlichen Regeln ſo weit zu bringen, daß er Alles verſtünde, was griechiſch abgefaßt wäre. Er erlangte auch ſolche Geſchicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieſes nicht zu einem Hauptwerk machte; ſo blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künſten und Wiſſenſchaften Unterweiſung zu geben. Nach unſrer heutigen Einrichtung iſt es eine bekannte Sache, daß die franzöſiſche Sprache oft weit unentbehrlicher iſt, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm alſo einen Franzoſen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm ſein Hofmeiſter, ſchon in den erſten Jahren, bloß durch Geſpräche, wo nicht eine Kenntniß von der Hiſtorie, dennoch eine Luſt dazu beigebracht; ſo war es nachher um ſo viel leichter, auch darin weiter zu gehen. Die ältere Geſchichte wurde nicht vergeſſen; die neuere aber, und beſonders die Geſchichte ſeines Vaterlandes, blieb allemal der Hauptzweck. Die größern Schriften der lateiniſchen Redner und Poeten wurden zugleich ſorgfältig durchgegangen, nicht ſowohl die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren ganzen Bau und die Bündigkeit des Vortrags einzuſehen. Hierdurch lernte unſer Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Urſachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine ſolche Art wohl leichter fallen, als auch in ſeiner Mutterſprache die Geſchicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten ſo wohlanſtändig iſt? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bei, ſo weit er nämlich bei ſeinem damaligen Alter dazu vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorſicht, die Kräfte ſeines Verſtandes und Nachdenkens durch die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu ſchärfen und in Ordnung zu bringen. Zu ſeiner Gemüthsergötzung ward ihm ein Tanzmeiſter und ein Zeichnenmeiſter nebſt andern Künſtlern gehalten, und Richard iſt dennoch ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohnheit gelernt hat, wie man leſerlich und zierlich ſchreiben müſſe. Wenn ich davon noch nichts geſagt habe, wie ſorgfältig man ihn von Zeit zu Zeit in ſeinem Chriſtenthum unterwieſen; ſo darf man darum nicht denken, als ob dieſes verabſäumt worden wäre. Du kennſt ſeinen vernünftigen Vater, das iſt ſchon genug. Auf ſolche Weiſe ward der Grund zu derjenigen Gelehrſamkeit gelegt, welche Richard nunmehr beſitzt. Nur dieſes muß ich noch erinnern, daß man ihn erſt im neunzehnten Jahre auf die hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beiſpiel dieſes gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweiſung unſerer Jugend in den erſten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelſt du aber, ob dieſe Art, die Jugend zu unterweiſen, auch allgemein, und bei Andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden ſei? Ich getraue mir, ſolches zu behaupten.

Iſt es wohl ſchwerer, die lateiniſche Sprache zu erlernen, als die franzöſiſche, oder die deutſche? Das kannſt du nicht ſagen. Wie alt biſt du geweſen, als du deutſch reden konnteſt, und entſinneſt du dich wohl, daß du ſchon im achten Jahre mit deiner Franzöſin zu plaudern vermögend warſt? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekelhafter Regeln, brachten dich ſo zeitig zu dieſer Geſchicklichkeit. Eben das verlange ich bei der lateiniſchen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geſchickt ſind, die Jugend auf ſolche Art zu unterweiſen? Wie Viele gibt es nicht, die zwar wiſſen, wie ſie auf der Katheder, aber nicht, wie ſie in der Küche lateiniſch reden ſollen? Wir beide haben ſtudirt; wir laſſen uns beide Gelehrte nennen, und dennoch ſollte es uns ſchwer fallen, die gemeinſten Handlungen der Menſchen auszudrücken. Ich gebe dieſes zu, mein werther Herrmann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meinung nicht widerlegt, ſondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären Andere in ihrer Jugend beſſer angeleitet worden; ſo würde es uns und Andern an der Geſchicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bei Wenigen antrifft. Unterdeſſen will ich dir doch Verſchiedene aufweiſen, welche dieſe Geſchicklichkeit wirklich beſitzen, noch Mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, ſolche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art, ihre Kinder zu unterweiſen, entweder ſelbſt nicht verſtehen, oder aus Geiz die nöthigen Koſten ſcheuen. Du kennſt jenen Vater, welcher mehr auf ſeine Pferde wendet, als auf ſeinen Sohn. Er ſcheut keine Koſten, ſeinen Pudel recht abrichten zu laſſen; wenn er aber dem Lehrmeiſter ſeines Sohnes ein Quartal bezahlen ſoll, ſo geſchieht es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unſerer Kinder, daß unſere eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweiſung derſelben ankäme; ſo würden wir hierin eher verſchwenderiſch, als karg ſein, und ich weiß gewiß, es würden ſich Viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leiſten, was ich von einem Lehrmeiſter gefordert habe. Bedächten wir aber auch, daß ſich von unſern Kindern nur diejenigen den Studien widmen ſollten, denen die Natur die Fähigkeit dazu verliehen hat; ſo würden wir ſehen, daß es ſehr leicht ſei, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweiſen, welche mir die vernünftigſte zu ſein geſchienen hat.

Irus.

Eine lucianiſche Erzählung [1].

Irus, der verlaſſene Irus, deſſen Nahrung in Brod und Waſſer, die Kleidung in einem zerriſſenen Mantel und das Lager in einer Hand voll Stroh beſtand; dieſer ward auf einmal der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

Die Vorſicht riß ihn aus dem Staube und ſetzte ihn den Fürſten an die Seite. Er ſah ſich in dem Beſitz unermeßlicher Schätze. Sein Auge erſtarrte vor dem ungewöhnlichen Glanze des Goldes. Sein Palaſt war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren ſeine ſchlechteſte Kleidung, und ſeine Tafel konnte man billig einen Inbegriff alles deſſen nennen, was die wollüſtige Sorgfalt der Menſchen zur Unterhaltung des Geſchmacks erſonnen hatte. Eine unzählbare Menge ſchmeichelhafter Verehrer folgte ihm auf allen Schritten. Würdigte er Jemand eines geneigten Blickes; ſo hielt man denſelben ſchon für glückſelig, und wer ſeine Hand küſſen durfte, der ſchien Allen beneidenswürdig zu ſein. Er glaubte, der Name Irus ſei ihm ein beſtändiger Vorwurf ſeiner vormaligen Armuth; er nannte ſich alſo Keraunius, oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über dieſe edelmüthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur zum Spott den armen Irus genannt hatte, dieſer hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher Jedermann unbekannt geweſen, jetzt aber von Allen mit einem ſchmeichleriſchen Beifall angenommen wurde: Jupiter hätte ſich in des Keraunius Mutter verliebt und in einen Ochſen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu genießen. Nunmehr baute man ihm Altäre; man ſchwor bei ſeinem Namen und die Prieſter waren beſchäftigt, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der groſe Keraunius, dieſer ehrwürdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka ſei. Toxaris, ſein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Glück, ein unermüdeter Fleiß und eine vernünftige Sparſamkeit zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erſte Opfer ſeiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn ſchon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehr war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermöge, deſſen Vater den Donnerkeil in den Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Toxaris habe die Götter geläugnet, die Tempel beraubt, die Prieſter verſpottet, und durch ungerechtes Gut ſeine Schätze vermehrt. Er ward ins Gefängniß geworfen und zu einem ſchmählichen Tode verdammt. Seine geängſtete Frau, ſeine unſchuldigen Kinder warfen ſich mit Thränen zu den Füßen unſers unempfindlichen Tyrannen; aber umſonſt. Toxaris mußte ſterben und Alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb ſein einziger Erbe. Noch etwas fehlte ihm an ſeiner Glückſeligkeit. Er wollte ſich vermählen. Die Vornehmſten des Landes waren bemüht, in ſeine Verwandtſchaft zu kommen. Menippus war allein ſo glücklich, daß Irus auf ſeine Tochter Euphorbia die Augen warf. Er hoffte durch eine nähere Verbindung mit dem angeſehenen und reichen Menippus ſein eignes Glück noch mehr zu befeſtigen; und Euphorbia war ſchon genug, ſein Herz einzunehmen. Ihr lockichtes Haar, ihre erhabene Stirn, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Bruſt, ihr majeſtätiſcher Gang, kurz, ihre ganze Geſtalt, hatten den hochmüthigen Irus gefeſſelt, und alle Dichter in Ithaka ſchworen, daß Venus mehr als einmal über dieſe Schöne eiferſüchtig geworden ſei. Die Vermählung ging vor ſich. Der große Sohn des Jupiter eilte, ſeine Geliebte zu küſſen. O! ſprach er, indem er ſie umarmen wollte, o, wie vergnügt . . . . . .

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Wintermonat 1742.

Hier erwachte Irus; ſeine Glückſeligkeit war nur ein Traum geweſen. Er lag noch auf eben dem Stroh, worauf er ſich geſtern gelegt, noch unter eben dem zerriſſenen Mantel, womit er ſich den Abend zuvor bedeckt hatte. Keraunius war verſchwunden, und der unſchuldige Toxaris lebte noch.

Eine Todtenliſte,

von

Nicolaus Klim,

Küſter an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen[1].

Ich habe unter dem Büchervorrath meines Vaters den Aufſatz gefunden, welchen ich jetzt meinen Leſern mittheile. Unſer berühmter Klim hat ihn geſchrieben; ich kenne ſeine Hand genau, und es wird wohl Niemand zweifeln, daß es ſeine eigene Arbeit ſei, wenn man nur dieſes bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf ſeinen unterirdiſchen Reiſen die Gemüther der Menſchen vollkommen einſehen gelernt hatte. Als Küſter beſaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er ſich als Kaiſer in Quama anſehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf ſeine unterirdiſche Reiſebeſchreibung, in welcher man die deutlichſten Spuren finden wird, daß er als ein Philoſoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Verzeichniß verſchiedener Perſonen, welche Zeit ſeines Küſteramts in Bergen geſtorben ſind. Er ſagt von einer jeden ſeine Meinung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in ſeinen Charakteren unparteiiſch geweſen ſein. Es wäre zu wünſchen, daß in allen Städten dergleichen Todtenliſten gehalten und beim Schluſſe des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele ſeiner Mitbürger nach ihrem Tode beſſer kennen zu lernen, als man ſie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als Hochedle, Hochgelahrte, Hochweiſe, Ehrſame und Tugendbelobte abgekündigt, welche bei ihrer Unwiſſenheit, bei ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von dieſen Titeln verdient haben. Es iſt unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher ſich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliſte von der Art, wie gegenwärtige iſt, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daß unſere Bürger dadurch wenigſtens eben ſo ſehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten geweſen, oder unehliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheil der Leſer überlaſſen, ob meine Hoffnung gegründet ſei. Vielleicht bedauern ſie mit mir, daß gegenwärtige Liſte nicht vollſtändig, ſondern durch die Unachtſamkeit der klimſchen Erben der Anfang und vermuthlich ein großes Stück davon verloren gegangen iſt.

---

[1] S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Hornung 1743.

Bergen in Norwegen,
am 10—21ſten des Wintermonats 1762.

P. Abelinſon.

. . . . hochmüthig,
. . . . geizig;
er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Anſehen ſeines langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an Andern würden unerträglich geweſen ſein.

Guſtav Trelle. Durch den Tod dieſes Mannes verlor unſere Stadt mehr, als ſie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüth; er nahm jederzeit an dem Glück oder Unglück ſeiner Mitbürger vielen Antheil und wünſchte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur ſpottweiſe den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmale ſeiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuſer ſeiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überſchatten; und wenn der Himmel ſeine chriſtlichen Wünſche erhört hätte, ſo würden alle Rathmänner in Bergen, vom Bürgermeiſter an bis auf den Stadtſchreiber, wenigſtens Neſtors Jahre erreicht haben. Bei jedem Todesfalle tauchte er ſeinen Kiel in bittre Salze und herben Wermuth ein. Er ſchien ganz untröſtbar über den Tod des Kapellans, welcher drei Vornamen hatte, und alſo dem Beruf unſers Dichters ſehr einträglich war. Die Muſen unterhielt er in beſtändiger Bewegung. Sobald er die Feder eintunkte, ſobald ſtanden ſie alle neun auf ſeinem Zettel. Sie hatten auch Urſache, gehorſam zu ſein; denn es war ein ſehr hitziger Mann. Wenn ſie nicht gleich kamen und ihm bei ſeiner ſauren Arbeit verſäumten, ſo ſchimpfte er ſo lange auf ſie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küſter an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigſtens acht Groſchen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchleſen können. Bei Hochzeitgedichten war er ſehr ſcherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch ſo verwirrt klingen, ſo wußte er ihn doch ſo lange herum zu zerren, bis er in demſelben einen Gedanken fand, der ſich zur Wiege ſchickte. Die Deutſchen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erſtenmale an des Stadtſchulzens Geburtstage, aus dem Stegreif machte, da er ſo trunken war, daß er von ſeinem Verſtande nichts wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für ſechzehn Groſchen ſchüttete er ſein ganzes Herz aus. Er ſtarb auch in großer Armuth und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz und einen zerriſſenen Mantel.

Suante Stuve, verwaltete das Stadtſchulzenamt zwanzig Jahre lang; ſeine Frau aber hatte das Directorium actorum. (Das Direktorium über die Akten). Dieſe machte auch die Abſchiede, und die Parteien mußten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daſelbſt nicht erſchien, der war ſachfällig; wer aber den größten Braten ſchickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu ſein, ſo mußten die Parteien würfeln; derjenige gewann den Prozeß, der die meiſten Augen warf. Der Stadtſchreiber war ſein Schwiegerſohn und hatte bei ihm freien Tiſch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der ſpielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unſerm Brahe. Schon im ſiebenten Jahre war er klüger, als ſeine Aeltern und Lehrmeiſter; im vierzehnten verwickelte er ſich in gelehrte Streitigkeiten, und ſchrieb kritiſche Anmerkungen über die philoſophiſchen Bücher ſeiner Zeit, welches in Norwegen einen großen Lärmen machte. Er war heftig in ſeinen Meinungen, in ſeiner Schreibart ſpöttiſch, und wenn ihn ſein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgeſetzt war, ſo ſchonte er keines Menſchen. Auf ſeinen leiblichen Vater machte er Satiren. Er hatte eine ſo herzliche Neigung gegen ſich und ſeine Einfälle, daß er ſich lieber würde den Staupbeſen haben geben laſſen, als einen artigen Gedanken auf ſeinem Herzen und Gewiſſen behalten wollen. Er ſchrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leſer ſchwerer zu verſtehen war, als ihm zu machen. Die Proſodie war ſein Leibſtudium nicht, und die Grammatik für ſeine hohe Gelehrſamkeit zu niedrig. Im zwanzigſten Jahre ſpürte er eine merkliche Abnahme ſeines Verſtandes und ward ſo kindiſch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe ſich damals ſelbſt gefühlt, und ſein herannahendes Ende vermuthet; dieſes will man aus einer Ode ſchließen, welche er unter dem Titel eines Schwanengeſangs der Nachwelt hinterlaſſen, und worin er von ſeiner muthwilligen Leier Abſchied genommen hat. Er ſtarb auch wirklich kurz darauf und hinterließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die er hat ſchreiben wollen.

Guſtav Gripp, ein Rathmann und eine gutherzige Seele; er hat in ſeinem Leben nicht widerſprochen und ſagte zu allem, ja. Nirgends ſchlief er ſanfter, als auf der Rathsſtube, beſonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, ſein Gutachten zu ſagen; ſo weckte ihn ſein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeiſter.

Hans Erichſon, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Leſung alter Bücher unermüdet, lebte in ſeiner Studierſtube zwei und ſiebenzig Jahre und ward nach ſeinem Tode nicht vermißt, weil er in ſeinem Leben der Welt mit nichts genützt hat. Unter ſeinen Papieren hat man einen Aufſatz gefunden, welcher den Titel führet: Unumſtößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andere Leute, ſondern nur für ſich erſchaffen ſei.

Jugo Alricus, ein geſchickter Arzt. Wer unter ſeinen Händen ſtarb, der ſtarb dogmatiſch. Er konnte aus dem Uringlaſe beſſer wahrſagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er Jemandem an den Puls fühlte, ſo war dieſes ein ſicheres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder ſolche Weiber hatten, die ſich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete ſein Amt redlich. Alle ſeine Patienten kurirte er auf griechiſch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen drei Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates geſtorben ſind. Man kann leicht glauben, daß die Geiſtlichkeit, ich, der Küſter und andere Todtengräber, dieſem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Chriſtian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Abo ſeine Wiſſenſchaften erlernet, war von einem unerſättlichen Hochmuth und doch dabei geizig, in ſeiner Freundſchaft unbeſtändig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyranniſch, in allen Arten wollüſtig, in ſeiner Religion leichtſinnig, im Uebrigen aber ein Philoſoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horn, und ein Enkel des berühmten gelehrten Erich Horn. Ich nenne ſeine Vorfahren um deßwillen, weil ſein eigener Name nicht gar zu bekannt iſt. Er hatte einen natürlichen Abſcheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden beſtanden in zehntauſend Thaler Einkünften. Hätte ihn die weiſe Vorſehung nicht mit dieſem Vorzuge begabt, ſo würde er ſeinem Vaterlande zur Laſt gereicht haben. Seine Berufsarbeit war dieſe, daß er aus dem Bette aufſtand und ſich wieder niederlegte. Er lebte neun und fünfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er ſchlief, ſo hat er ſein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre, gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er einſah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hätte, welches nicht er, ſondern ſeine Voraltern durch ihren Fleiß verdient. Um deßwillen betrachtete er ſich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu ſeiner höchſten Nothdurft brauchte, das nahm er davon, weiter nichts. Hätte er durch ſein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen ſollen, ſo würde er dieſes für einen Eingriff in fremde Güter angeſehen haben. Endlich ſtarb er und hinterließ ſeine Schätze einem Vetter, welcher unſerm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zufolge mußte ihm ein Leichenſtein geſetzt werden, auf den dasjenige kommen ſollte, was er in ſeinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es ſteht alſo weiter nichts darauf, als dieſes, daß er geſtorben ſei.

Nilſon Scribbens. Dieſer gelehrte Mann hatte eine ganz beſondere Natur. Unter Anderem war es merkwürdig, daß bei ihm ſeine Gelehrſamkeit den Sitz im Magen hatte. Sobald ihn hungerte, ſobald fing er auch an, Bücher zu ſchreiben. Aus der Größe ſeiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefaſtet hatte. Ein Traktätchen von zwei oder drei Bogen war ein untrügliches Merkmal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu eſſen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, ſo ſchrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der groſſen Theurung im Jahre 1689 ſchrieb er die Univerſalchronik aller Nordſcheine, welche ſich ſeit dem Tode Knuts hatten ſehen laſſen, in zwölf Bänden, groß Quart, mit Figuren, nebſt einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheiſten. Dieſes gelehrte Werk fängt ſchon an, rar zu werden, weil es gleich in den erſten Jahren ſtark verbraucht worden iſt.

Johann Kyle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle **casus in terminis** gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern anſehen, ob ſie gerechte Sache hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er ſehr ernſtlich zum Frieden, und ſchlug ihnen ſeinen Beiſtand ſchlechterdings ab; denn ſie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Weſſen er ſich aber einmal annahm, den verließ er nicht, ſo lange derſelbe noch einen Groſchen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil beſtand im Schwören. Er war auch ſelbſt vermögend, in einem Athem drei falſche Eide zu thun. Er verſtand ſich ſehr wohl auf die Kunſt, Zeugen zu machen. Der Schelme und Diebe nahm er ſich recht väterlich an, und weſſen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomiſt. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht ſo dachten, als er. Kein Gelehrter durfte ſich blicken laſſen, den er nicht mit der Feder in der Fauſt anfiel. Eigentlich hatte er ſich auf nichts gelegt; aber eben um deßwillen glaubte er, er ſei geſchickt, Alles zu beurtheilen, es möchte ſein, aus welcher Diſciplin es wolle. Er war aus Northolm gebürtig und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Beſonders in Druckfehlern hatte er eine ſtarke Einſicht, worüber er ſich oftmals ſehr luſtig machte. In ſeiner Schreibart war er ſo ſpöttiſch, wie ein Bootsknecht, und konnte ſchimpfen, wie ein Kunſtrichter. Hätten ihn die unterirdiſchen Einwohner der Stadt Keba gehabt; ſo würde er auf ihrem gelehrten Kampfjagen der beſte Masbakus geweſen, und wenigſtens für dreißigtauſend Ricatu verkauft worden ſein.

Urſel Sigrid. Wollte künftig Jemand die Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Frau beſchreiben, der würde in einer Perſon ſo viel verwirrte und einander entgegenlaufende Charaktere finden, daß es unmöglich ſcheint, dieſelben aus einander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe beſonders drei Zeitpunkte feſtſetzt.

Der erſte geht bis in ihr dreißigſtes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unſerer einfältigen Mutterſprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daſelbſt zuſammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer ſehr ſtrengen Abgötterei beſtand. Sie ließ ſich anbeten und ſchien doch unempfindlich dabei zu ſein. Man mochte ſie einen Tiger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerſchwangere Wolken heißen, ihre Bruſt mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bei Allem that ſie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter bewegten ſie nicht; ſie ſah dieſelben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sklaven ſchuldig wären, und dieſe hielten es ſchon für ein großes Glück, wenn ſie nur in ihrer Gegenwart ſeufzen konnten. Viele brachte dieſe angenommene Sprödigkeit beinah zur Verzweiflung. Sie ſchworen, daß ſie nicht länger leben wollten, und redeten von Gift und Dolch; ſie leben aber noch alle, dem Himmel ſei Dank, bis auf dieſe Stunde friſch und geſund. Man wird an dieſer Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich verſichere, daß ich in meiner Jugend ſelbſt Einer von denen geweſen bin, welche unter dieſen verliebten Feſſeln geſchmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieſes Geſtändniß eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küſter an der Kreuzkirche, ſondern nur ein junger Menſch und Baccalaureus der Philoſophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechiſchen und lateiniſchen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewiſſe Zuverſicht, die norwegiſchen Schönen würden eben ſo wohl mit ſich reden laſſen, als jene. Ich wählte bei meiner erſten Anrede an dieſelbe die zärtlichſte Stelle aus dem Anakreon; es ſchien aber nicht, als würde ſie dadurch ſehr gerührt. Ich ſtrich meine Verdienſte heraus und erzählte ihr, daß ich drei Diſputationen von den Pantoffeln der alten europäiſchen Völker gehalten hätte; dennoch blieb ſie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugniſſe, welche ich zu Kopenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrſamkeit wegen, von der philoſophiſchen und theologiſchen Facultät bekommen hatte; allein ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beſchwor ſie bei dem Rocken der Parcen, ſie möchte mit mir Erbarmen haben; aber umſonſt. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieſer Name war mir ſo unerträglich, daß ich halb raſend von ihr ging. Kurz darauf geſchah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaßen zu den unterirdiſchen Einwohnern brachte. Dieſen Umſtand führe ich um deßwillen hier an, weil er die wahre Urſache meiner damaligen Tiefſinnigkeit iſt, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, noch meinem guten Freunde, Magiſter Eduard, vertrauet; denn ich ſchämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateiniſchen Donatſchnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unſere Sigridin. Dieſe bezeigte Grauſamkeit war ihrer Natur ſo ſehr zuwider, als der Abſchied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben ſo wohl von Fleiſch, als die Herzen anderer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen und Diſputationen von Pantoffeln, waren freilich die Mittel nicht, durch welche man dieſelbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte dieſe Spröde ſo zahm machen, als ein Lamm. Ich verſchweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unſerm Kirchenbuche gefunden habe. Der holſteiniſche Edelmann iſt noch Vielen bekannt; er hätte freilich ſein Wort halten ſollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küſter, ſo dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldin bis in ihr dreißigſtes Jahr aus. Nunmehr kommt der andere Aufzug, und die Rolle, welche ſie darin bis in ihr vierzigſtes Jahr geſpielt hat, iſt nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreißigſte Jahr ſei bei der Schönheit dasjenige, was im menſchlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenige Schöne finden, welche daſſelbe überleben; ich beweiſe dieſes mit dem Exempel unſerer Sigridin. Um dieſe Zeit verlor ſich das Feuer ihrer Blicke, welches ſo viele Herzen in Flammen geſetzt hatte. Ihre Anbeter verſchwanden mit ihren Reizungen; man konnte ſie anſehen, ohne den Verſtand zu verlieren, und wenn ſie gleich unempfindlich that, ſo wollte doch Niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu ſeufzen an ſie. In öffentlichen Geſellſchaften war ſie bemüht, den Reſt ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigſtens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleien vorſagte, deren ſie ſeit langen Jahren gewohnt war; aber umſonſt. Man rechnete ſie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht anſehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Dieſe bezeigte Kaltſinnigkeit machte ſie unruhig; ſie ſuchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch koſten, was es wolle. Ihre verſtellte Sittſamkeit verlor ſich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverſchämt; ſie ſuchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was ſie nicht mit Liſt hatte erlangen können. Nunmehr fing ſie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren alle Geſtirne und Mineralien in ſeinen Verſen verſchwendet hatte; dieſer leichtſinnige Dichter war ſo boshaft, daß er ſie die Chronik von Bergen nannte und ihre ungezähmte Aufführung dergeſtalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf ſie zeigte, und ſie nur die verliebte Alte hieß.

Die allgemeine Verſpottung brachte ſie in diejenigen Umſtände, in welchen ſie bis an ihren Tod geblieben iſt. Sie ſah ſich in ihren Abſichten betrogen und hatte alle fleiſchliche Hoffnung verloren; deßwegen gerieth ſie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, ſchien ihr ein Abſcheu und eine Mördergrube zu ſein; ſie ſeufzte, wenn ſie ein ſchönes Frauenzimmer ſah, ſie eiferte wider die unſchuldigſten Gefälligkeiten, die man artigen Perſonen erzeigte; denn dieſes, ſagte ſie, ſei der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt ſie für Eitelkeit und Lockungen des Satans. Die Haare ſtanden ihr zu Berge, wenn ſie tanzen ſah. Schwefel und Pech würde das Geringſte geweſen ſein, das ſie auf dieſe verſtockte Rotte würde haben herabfallen laſſen, wenn ſie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meinung war der jüngſte Tag vor der Thüre, als um ſelbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfingen, die ſündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Menſchen redete ſie Gutes und verdammte die ganze Stadt, beſonders aber das Frauenzimmer bei lebendigem Leibe. Wiederfuhr Jemandem ein Unglück an ſeinem Körper oder an ſeiner Nahrung; ſo waren dieſes allemal augenſcheinliche Zorngerichte, welche über das böſe Geſchlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmſte Urſache war, ſah ſie ſchon in der Hölle brennen, und der ſollte ſchlechterdings nirgends anders, als auf dem Miſthaufen ſterben; denn er war ein Gräuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte Niemand mehr auf ſie ſehen; darum ſah ſie beſtändig gen Himmel. In Geſellſchaften mochte ſie Niemand haben; darum ging ſie einſam und verſchloß ſich in ihr Kämmerlein und beſeufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie ſtarb endlich alt und lebensſatt, und hinterließ in den Naſen ihrer Mitſchweſtern einen ſtarken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch dieſe Erzählungen zu viel, ſo bin ich gewiſſermaßen zu entſchuldigen; denn ſie hat mir es in meiner Jugend auch ſauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulſo Humblus, ein lateiniſcher Mann und geſchworener Feind ſeiner Mutterſprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegiſche Sprache in Aufnahme bringen, und gewiſſe Regeln der Schreibart feſtſetzen wollten. Ihm war es einerlei, ob er Duyter, oder Titer ſchriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das Erſte ſei recht, den hielt er wenigſtens für einen Grillenfänger. Wenn er aber ſah, daß Jemand im Lateiniſchen ein D für ein T ſetzte, ſo ſchlug er die Hände über dem Kopf zuſammen, und vergoß die bitterſten Thränen über den Verfall der ſchönen Wiſſenſchaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweiſen konnte. Niemand verdiente, nach ſeiner Meinung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigſten einen auctorem classicum edirt hatte. Er ſchrieb eine kritiſche Unterſuchung der Frage: Ob Horaz die triefichten Augen von dem Rauche ſeiner Oellampe, oder von den geſalzenen Fiſchen bekommen habe, die er in der Jugend bei ſeinem Vater gegeſſen. Er behauptete die erſte Meinung; und weil ſein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meinung zugethan war, ſo warf er einen ſo tödtlichen Haß auf ihn, daß er ſich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demſelben verſöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er ſich ſo ärgern, daß er das Podagra bekam; und als ſein College, der Conrector, ein Programma in ſeiner Mutterſprache ſchrieb, ſo ereiferte er ſich dergeſtalt darüber, daß ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch ſtarb.

Sephan Wäderbat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen ſeiner Mutter als ein gehorſamer Sohn gewandelt hat, bis an ſeinen Tod.

Er wünſchte für ſein Vaterland zu ſterben, und kam deßwegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit ſeiner Kriegsdienſte vielen Belagerungen und Schlachten beigewohnt, aber nur von Haus aus. Etlichemal geſchah es, daß er mit ins Feld rücken ſollte; ſobald er aber Ordre bekam, ſo überfiel ihn eine ſtarke Engbrüſtigkeit, und er überſchickte an ſeiner Stelle ein Atteſtat vom Stadtphyſikus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und von dieſer Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deßwegen aber war er zu Hauſe nicht müßig; denn er trank alle Tage die Geſundheit des commandirenden Generals und ſeiner übrigen Kameraden, die im Felde ſtanden, deren Wohlſein er dergeſtalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von ſeinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu ſonderbarem Troſte, daß er ſeine Hände niemals mit Blut befleckt hatte. Im Uebrigen war er kühn und unerſchrocken, und machte ſich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals ſeinen kriegeriſchen Beruf empfinden ließ. Es iſt eine bloße Verläumdung, daß ihm unſer Pfarrer Schuld gab, er ſei ein rechter Atheiſt, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geſchieht ihm zu viel; denn ich habe es ſelbſt gehört, daß er allemal über das andere Wort ſagte: Hol mich der Teufel! und daß er zu jeder Lüge ſchwor. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabei nicht ekel. Er gerieth einmal beim Spielen mit einem ſchwediſchen Offizier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unſer ſanftmüthiger Wäberhat war im Mutterleibe verwahrloſt, daß ihm allemal

Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deßwegen ſchlug er die Aufforderung vorſichtig ab, unter dem Vorwand: Er ſei der einzige Sohn ſeiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatiſchen Geſchlechts; wenn ein Unglück geſchähe, ſo könnte die Nachwelt um ſeine Kinder kommen, worüber er ſich ein Gewiſſen machte, und mit einer Hand voll Blut ſei ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahr bekam er Befehl, ſich ſchlechterdings marſchfertig zu halten, und weder ſeine Engbrüſtigkeit, noch andere natürliche Fehler vorzuſchützen. Dieſes war ein Donnerſchlag in ſeinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergeſtalt in alle Glieder, daß er bis an ſein ſeliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen ſeiner gebeugten Mutter ſtarb, und in Frieden zu ſeinen Vätern verſammelt ward.

Curt Stembiß. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend hohe Abſichten, und eine vornehme Einbildung von ſeinem künftigen Glück. Als er noch auf der Stadtſchule zu Bergen ſtudirte, dachte er wenigſtens regierender Bürgermeiſter in ſeinem Vaterlande zu werden. In dieſen ſchmeichelhaften Gedanken beſtärkte ihn der Aberglaube ſeiner Mutter, welcher damals, als ſie mit dieſem Sohne ſchwanger gegangen war, geträumt hatte, ſie brächte einen Knaben mit einer ernſthaften Miene und einem ſehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Kopenhagen lernte er mehr Menſchen kennen, als er in ſeiner Vaterſtadt jemals geſehen hatte. Dieſes verringerte ſeine Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und er erklärte ſich bei ſeiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtſchreiberdienſte vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieſer Hoffnung ſah er ſich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daß er bei zunehmenden Jahren als Mägdleinſchulmeiſter an der Barfüßerkirche ſein Brod verdienen konnte; welchem Amt er auch bis an ſein Ende mit der größten Ernſthaftigkeit und unermüdeten Fäuſten vorgeſtanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum ſeiner Mutter ſei erfüllt: denn ein regierender Bürgermeiſter habe höchſtens nur über Hals und Hand die Gewalt; ein Schulmeiſter hingegen herrſche mit unumſchränkter Macht über den ganzen Körper ſeiner Schulkinder.

Veit Seyberſell, war aus einem adelichen Geſchlecht, und ein Todfeind aller Haſen und Füchſe. Mit Hunden und Pferden ging er um, als mit ſeines gleichen, und liebte ihre Geſellſchaft am meiſten, weil er unter ihnen die vernünftigſte Kreatur war. Aus dem Umgang mit Menſchen machte er ſich nicht viel; denn ſie redeten allemal von Sachen, die er nicht verſtand. Mit der Bibel konnte er ſich gar nicht behelfen, deſto beſſer aber mit dem Erbregiſter, welches ſeine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücke, weil ihm ſein Pfarrer geſagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte ſich es auch nicht ausreden laſſen, daß dieſer Nimrod ein Landedelmann in Aſſyrien geweſen wäre. Um die Geſchichte auswärtiger Völker und ſeines Vaterlandes bekümmerte er ſich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf ſeine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen ſeiner Tapferkeit, wegen ſeiner Staatserfahrenheit, oder wegen anderer Verdienſte, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelſtand erhoben ward; denn er ſagte, wenn ſolche Verdienſte einen Edelmann machten, ſo wäre ihm und ſeines gleichen Vater und Mutter und die ganze Sippſchaft nichts nütze. Seine Wirthſchaft ward ſehr unordentlich beſtellt. War er nicht auf der Jagd, ſo ſaß er bei Tiſche, und alsdann war er vermögend, ſeine ganze hochadeliche Nachbarſchaft zu Boden zu ſaufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte ſie durch Prozeſſe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber ſelbſt bald nach, weil er, wegen Schulden, ſeinem Verwalter das Gut überlaſſen und den Reſt ſeines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Anders, handelte anfangs mit gedörrten Fiſchen, und war zugleich ein Wechsler. Dieſe Lebensart ſtand ihm aber nicht länger an; er bemühte ſich alſo, Kapellan in der ſanoenſiſchen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienſt er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Menſch konnte begreifen, wie es zuginge. Er ſagte aber: wer in Bergen einen Dienſt haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathsmannes, oder ein Lakai, oder ein Hahnrei ſein; folglich habe er einen dreifachen Beruf zu ſeinem Amte. Wer nur einen ſolchen Dienſt ſuche, zu dem er ſich ſchicke, der würde ſeinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutſcher könne ein Amtmann, ein Amtmann ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieſer gar leicht ein Kapellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne ſchmälern, und mit ſeinem Willen ſollte ihn niemand um den Dreum betrügen; mithin ſähe er nicht, was man an ihm ausſetzen wolle.

Uffe Quamvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er ſollte ſein Handwerk lernen: er ſtellte ſich aber ſo dumm dabei an, daß man gar bald ſah, er habe weder Witz noch Verſtand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte dieſe große Blödigkeit des Sohnes einigen ſeiner Collegen, welche alle der Meinung waren, er ſchickte ſich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieſer Entſchluß ward ins Werk geſetzt. Der dumme Sohn mußte ſtudiren; er lebte auch wirklich ſechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drei Jahre auf der Univerſität zu Kopenhagen; ſodann abſolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte ſein Vater ſo wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen ſei. Er behielt ihn bei ſich, und war zufrieden, daß er ihn wenigſtens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufſicht über ſeine Hühner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich ſtarb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten ſich über unſern Quamvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umſtände änderten ſich auf einmal. Ein lübeckiſcher Kaufmann, welcher ſein Vetter war, ſtarb unvermuthet, und hinterließ ihm ein anſehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Beſitz deſſelben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in ſeinem Kopfe vermißte, das [illegible] er in dem Geldkaſten ſeines Vaters. Der Titel eines Etatsraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit beſäße, jährlich dreitauſend Thaler Renten zu haben, und ein ſammtnes Kleid zu tragen, der habe Geſchicklichkeit genug, ein Etatsrath zu werden. Um deswillen fand er kein Bedenken, ſich dieſen Titel zu kaufen. Die Laſt, welche nunmehr ſeine Erhebung, der Herr Etatsrath, auf ſeinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu ſehr, als daß er länger vermögend geweſen wäre, ſich auf den Füßen zu erhalten. Er ſetzte ſich alſo in einen Wagen, und zwei muntre Pferde ſchienen recht ſtolz zu ſeyn, daß ihnen die Ehre gegönnt ward, dieſen theuren Mann, die Zierde des Vaterlandes, durch die Gaſſen zu ſchleppen. Er hatte ſich eine ernſthafte und tiefſinnige Geſichtsbildung zugelegt; in ſeinem Umgang that er ſehr geſchäftig; er hatte aber in der That jetzt viel weniger zu thun, als ehedem in ſeines Vaters Hauſe, weil er damals eine ganze Heerde Hühner fütterte, nunmehr aber nur ſeinen Mops abrichten mußte, an dem er einen guten natürlichen Verſtand zu verſpüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eiferſucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er verſicherte, daß er niemals an den Wiſſenſchaften einen Geſchmack gefunden, und gleich anfangs bei ſich gemerkt habe, daß er zu etwas Größerm, als zu einem Schulfuchſe geboren ſei. Durch die Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bei denen er ehedem, nach ſeines Vaters Tode, das

Gnadenbrod gegeſſen hatte. Das konnte er ſich gar nicht einbilden, daß ſein Vater ein Schneider geweſen wäre; Adler zeugten nur Adler; und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Abſterben ſeiner Mutter, welche ihm in dieſer Sache ein groſſes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von den Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unterthänigſter Devotion, überreicht wurden, weiter nichts als den Titel. War dieſer recht anſehnlich und weitläufig; ſo ſagte er, es ſei ein Carmen von einem guten Geſchmack, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod iſt auch Niemandem ſo nahe gegangen, als den bergiſchen Muſen. Wäre alles dasjenige wahr geweſen, was in den Leichenverſen ſtand; ſo würde der Verluſt unerſetzlich ſein, welchen das Vaterland durch das Abſterben dieſes Mäcenas erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch ſeinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegiſchen Reiche vorgegangen wäre.

Karl Hunding. Dieſer Mann hatte durch das Glück und durch ſeinen unermüdeten Fleiß ein anſehnliches Vermögen erworben; gleichwohl ſeufzte er beſtändig über die nahrloſen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit ſeinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Menſch würde viel erſparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte ſich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine geſtickte Weſte hielt er für eine Todſünde. Seiner Meinung nach waren die

Kleider zu nichts nütze, als daß ſie uns an den kläglichen Fall der erſten Aeltern, und an den Verluſt derjenigen Glückſeligkeit erinnern ſollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deßwillen flickte er ſich weder Strümpfe noch Hoſen; und je mehr dieſe zerlöchert waren, deſto näher glaubte er dem Stande der Unſchuld zu kommen. Alle ſeine Ausgaben rechnete er nach Prozenten, und betete nicht einmal ein Vater Unſer umſonſt; denn die Gottſeligkeit, ſagte er, ſei zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs Aeußerſte gebracht, und genöthigt, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun; ſo brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder ſeinem Geſinde am Lohne wieder ab. Die Haut ſchauderte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Biſſen Brod anſprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche dieſe nichtswürdigen Müßiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm ſeine Frau ein Kind zur Welt brachte, ſo oft klagte er, daß er in ſeiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären freſſende Kapitalien. Als ſie zum fünftenmale in die Wochen kam, ſo ſchien er ganz untröſtbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, ſo gerieth er in eine ſolche Verzweiflung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und ſie nach der Mode erziehen ſollte, der müſſe bankerott werden, er ſei auch ſo ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, ſo war er allemal ſo vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewiſſe Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und ſie würde ſich haben ſehr elend behelfen müſſen, wenn ſie nicht ſchön ausgeſehen hätte; auf ſolche Weiſe aber fanden ſich verſchiedne Liebhaber ihrer Waare, und ſie verſtand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieſes; er ſchien aber nicht eiferſüchtig zu ſein; denn er meinte, es müſſe jedermann mit ſeinem Pfunde wuchern, ſo gut er könne; ſeine Frau thue nichts umſonſt, und was ihm dadurch an der Ehre abginge, das komme ihm am Gelde wieder zu Gute; er gewinne alſo mehr dabei als er verliere. Er war mit ſeiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That ſeine Betrübniß darüber nicht bergen: doch zog er ſich nicht ſowohl die Schande, als die Vermehrung ſeiner Familie, zu Gemüthe. Er wollte dieſe ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daß ſie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber dieſen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieſer ſich erklärte, ſie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift; ſo kam er auf einmal wieder zu ſich ſelbſt, und hielt dieſe Begebenheit für die glücklichſte in ſeinem Leben. Sein älteſter Sohn war ſehr lüderlich, und verſchwendete mehr Geld, als der Vater erſparen konnte. Weil ihm dieſer keines gab, ſo borgte er bei andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als fünfzehn Procent nahm, ſo mußte auch der Sohn allemal ſo viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und ſtarb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verſtand noch verwirrter machte, als er bei geſunden Tagen geweſen war. Er redete von nichts, als Intereſſen, von böſen Schuldnern, und ſeinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdiſchen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beizubringen; er wies ihn auf das theure Löſegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen; es thut nach jetzigem Cours nicht mehr, als ein und drei Quart! Dieſes waren ſeine letzten Worte, und er verſchied.

Stine Frogeria, ein frommes Weib. Sie hatte ſehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieſer Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungeſunden Geblüt zuſchreiben wollten. Wenn ſie betete, ſo betete ſie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern ſehen; wie ſie denn über die Unbußfertigkeit der verſtockten Welt ſich dergeſtalt betrübte, daß ſie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelſten Worte und ſolche Formeln, welche etwas Verwirrtes in ſich faßten, waren ihre Kern- und Troſtſeufzer; ſie hielt dasjenige für die Sprache des Geiſtes, was die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft nicht verſtand. Die Liebe des Nächſten rechnete ſie zwar mit unter das Ceremonialgeſetz, gleichwohl that ſie den Armen im Urſelinerkloſter viel Gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündigt, und dem chriſtlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann mußte ſehr viel bei ihr ausſtehen; denn wenn ſie betete, ſo zankte ſie, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie ihm ſogar mitten in der Andacht ein Bund Schlüſſel an den Kopf geſchmiſſen hat. Ihr Ehrgeiz war unerſättlich; wenn ſie auch bei dem Gottesdienſte auf die Knie niederfiel, ſo mußte es doch nach der Rangordnung geſchehen. Sie hatte die Gabe zu wahrſagen, und Geſichte zu ſeben. Das Geſchrei einer Krähe war ihr ſo verſtändlich, daß ſie allemal wußte, wer davon ſterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenſter, ſo ward ſie dadurch mehr gerührt, als wenn unſer Kapellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn ſich ein Stern ſchneuzte, ſo fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eiern träumte, erſchrack ſie dergeſtalt darüber, daß ſie das Teſtament machte und ſich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieſer Einbildung beſtärkte ſie ihr Mann auf alle erſinnliche Weiſe, und war dabei ſo glücklich, daß ſie einige Wochen darauf ſtarb.

Friedlev Frehien. Dieſes hoffnungsvolle Kind hat ſein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drei Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann ſich über den frühzeitigen Verluſt dieſes tugendhaften Söhnleins noch jetzt nicht tröſten. Er fand einen recht männlichen Verſtand an demſelben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich ſein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieſes Kindes verriethen, ſeiner Meinung nach, eine große Seele. Wenn es auf ſeinem Stühlchen ſaß, ſo machte es eine ſo ernſthafte Miene, wie ein Arzt, welcher bei dem Krankenbette ſitzt, und zweifelhaft iſt, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen ſterben laſſen will. Eben dieſe ernſthafte Miene hielt der aufmerkſame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß ſein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müßte; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upſal oder zu Kopenhagen geſchehen ſollte, welche Ungewißheit ihm viele ſchlafloſe Nächte machte. Er ſtellte ſich ſchon im Geiſte vor, wie anſehnlich der junge Herr Doktor Frohton in einer ſammtnen Weſte einher treten, und den Glanz ſeines väterlichen Hauſes empor bringen würde. Aber auf einmal verſchwand dieſe ſüße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Troſt, als dieſen, daß er unter ſeinen Händen ſtarb; denn er war eben im Begriff, ihm das letzte Klyſtier zu ſetzen, als er verſchied. Sein Vaterland bedauerte er ſo ſehr, als ſich ſelbſt. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen; ſo waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben dieſe frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte ſich um deßwillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahre leben kann, wenn der Verſtand der Geſundheit ſchädlich iſt.

Sivart Stärceter, ein Aſtronomus, welcher am Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit ſo unermüdetem Fleiße beſchaute, daß er zu nichts weiter geſchickt war, als an die Geſtirne zu ſehen. Bei den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in dem Umgang mit Menſchen, zu wiſſen nöthig iſt. Er war dadurch ſo tiefſinnig geworden, daß er ſeiner ſelbſt vergaß. Mehr als einmal geſchah es, daß er des Morgens im Schlafpelz und ohne Hoſen ausging. Wer ihm begegnete, dem ſah er ſtarr in die Augen, ſchüttelte mit dem Kopf, und redete nicht ein Wort. Aber von allem dieſen wußte ſeine Seele nichts; denn der Körper bewegte ſich nur mechaniſch. Kurz vor ſeinem Tode ſah er mich in der Kirche: er ging auf mich los, packte mich bei der Halskrauſe an.

und ſagte mit einer zerſtreuten und mathematiſchen Miene zu mir: »Die excentriſche Anomalie iſt der »Bogen des excentriſchen Zirkels zwiſchen der Linie »Apſidum; das ſollte Er lange wiſſen, und ich ſchäme »mich, daß ich es Ihm erſt jetzt ſagen muß.« Darauf ging er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken ſtehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigſten erwürgen wollen. Er hat ſich vielmals des Nachts aus den Armen ſeiner Frau geriſſen, wenn ihm eine aſtronomiſche Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieſes ſehr unerträglich vor, und ſie hat zu gewiſſen Zeiten mehr über die Sterne geſeufzt, als mancher Liebhaber es thut. Endlich aber fand ſie Gelegenheit, die Abweſenheit ihres Mannes durch den Zuſpruch ſolcher Leute zu erſetzen, welche irdiſcher geſinnt waren, als jener. Je geſtirnter der Himmel war, deſto ungeſtörter blieb ſie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondfinſterniß zu beſorgen hatte, ſo konnte ſie gewiß glauben, daß er an ſie nicht denken würde.

Schreiben
eines
Gratulanten an den Autor; nebſt den Gedanken des Autors darüber [1]).

Mein Herr,

Ich muß es Ihnen ohne Schmeichelei geſtehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, ſo oft Sie mir auf der Gaſſe begegnen. Sie ſind ein Autor; und da ich mit Ihnen, wie ich bald erweiſen will, gleiches Recht zu dieſem prächtigen Titel habe, ſo glaube ich, ein Autor kann den andern ſo wenig, als vormals bei den alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen anſehen. Sie ſchreiben aus Liebe zum Vaterlande; und ſo oft ich die Feder anſetze, ſo oft iſt dieſes meine Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leſer mit einer patriotiſchen Miene verſichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichſte Neigung gegen das menſchliche Geſchlecht überhaupt, habe mich auf den rühmlichen Einfall gebracht, ihre Glückſeligkeit durch meine Schriften zu befördern. Sie, mein

---

[1]) Unter dem Namen, der Autor, ſind verſchiedene Stücke in die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes eingerückt worden. Gegenwärtiges findet ſich daſelbſt im Hornung 1744.

Herr, haben alle gebührende Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und ich laſſe mir in dieſem Stücke alle Gerechtigkeit wiederfahren; denn das Wohlwollen, welches ich gegen mich hege, iſt ſo ſtark, daß ich mich für die vollkommenſte Kreatur unter der Sonne halte, meine Schriften niemals ohne Bewunderung anſehe, und ihnen den billigen Vorzug einräume, welchen ſie vor allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflichten meines Berufs ſo genau, daß ich niemals ohne Verachtung an diejenigen Werke denken kann, welche künftig die Preſſe verlaſſen werden. Sie ſchreiben, ohne zu denken, (wenigſtens ſuchen Sie uns dieſes zu bereden,) und ich muß Ihnen zugeſtehen, daß Sie, nach meiner Einſicht, dieſen Charakter mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu behaupten wiſſen. Mir aber läßt dieſes, ohne Ruhm zu melden, noch weit natürlicher, als Ihnen. Wer mich kennt, und es kennen mich viel Leute, der gibt mir das Zeugniß, daß man gleich bei dem erſten Anblick, bei den erſten Worten, die ich rede, auf die ſinnlichſte Art überführt werde, daß mich die Natur recht dazu erſchaffen zu haben ſcheint, ein Autor, nach Ihrer Erklärung, zu ſein; denn ich bin im Stande, viele Stunden hinter einander eine ganze Geſellſchaft zu unterhalten, ohne daß man die geringſte Spur eines Nachdenkens in mir entdeckt. Ich glaube, dieſes würde genug ſein, Ihre Hochachtung zu verdienen; allein Sie wiſſen wohl, mein Herr, daß ein Autor am liebſten von ſich ſelbſt redet, und um deßwillen werden Sie es nicht ungütig nehmen, wenn ich Ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner autormäßigen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich mich nicht ſehr irre, daß Sie der Himmel mit aller derjenigen Herzhaftigkeit ausgerüſtet hat, welche Ihnen und Ihren Herrn Collegen, in dieſem ſtreitbaren Jahrhunderte, ſo unentbehrlich iſt. Aber ſollten Sie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; ſo würden Sie an mir einen deutſchen Burmann, einen kritiſchen Panduren, mit einem Worte, einen ſolchen Kunſtrichter finden, der an Dreiſtigkeit, und, wenn ichs ſagen darf, an Unverſchämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unſerem Vaterlande ſo manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bei Ihren Schriften, mein Herr, haben Sie keine andre Abſicht weiter, als daß Ihr Name unſterblich, und die Bewunderung der ſpäteſten Nachwelt ſein möge. Dieſes iſt der einzige Umſtand, in welchem ich von Ihrer Sittenlehre abgehe. Ich ſchreibe zwar auch für die Nachwelt; deßwegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigſtens ſcheint mir derjenige eine ſehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte und einem leeren Magen der Unſterblichkeit entgegen ſehen muß. Ich bin für das Vaterland geboren, und mein Vaterland iſt für mich da. Die Pflichten gegen mich ſelbſt bleiben mir allezeit die ſtärkſten, und ich empfinde den innerlichen Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieſes freie Bekenntniß bei Ihnen zum Nachtheil gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weiß es aus der Erfahrung, daß ſie niemals großmüthiger thun, als wenn ſie die Freigebigkeit des Verlegers zur Unſterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, Ihnen dieſes

Alles im Voraus zu ſagen; denn nunmehr werden Sie wohl einſehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein ſolcher Autor bin, dem ſein Leben ſo lieb iſt, als ſein Nachruhm. Wollten Sie daran nur im geringſten zweifeln, ſo darf ich Ihnen nur ein Wort ſagen. Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünſchender Poet: denn es darf kein Mäcenas oder keine Mäcenaſſin wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein anderes Feſt zu begehen, denen ich nicht auf einem groſſen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefſten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Urſache, verharre, der unterthänigſt gehorſamſte Autor. Ich würde mich gegen Sie, mein Herr, nicht ſo aufrichtig erklären, wenn Sie nicht ſelbſt ein Bekenntniß von Ihrem guten Geſchmack in der Poeſie abgelegt hätten. Ich weiß wohl, was für Poeten auf Ihre Hochachtung einen Anſpruch machen dürfen. Leute, welche die Poeſie zu andern Dingen, als zum Gratuliren und Condoliren, anwenden; Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunſt ſo wenig entdeckt ſind, daß ſie ihnen nicht, ſtatt aller Wiſſenſchaften, dienen können; Leute, welche das Amt, zu wünſchen, für ſo gering halten, daß ſie dabei noch Zeit haben, etwas zu lernen; ſolche Leute, ſage ich, verdienen Ihre und meine Betrachtung eben ſo wenig, als alle Autoren überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft ſtehen. Da ich aber hiervon völlig frei bin; ſo würden Sie gegen Ihren Mitbruder ſehr barbariſch ſein, wenn Sie mir bei meinen Umſtänden, die ich Ihnen gleich entdecken will, Ihr Mitleid verſagen wollten. Ich finde nämlich an meinem eignen Exempel, daß der Geſchmack an den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften leider in großen Verfall gerathen iſt. Es verlohnt ſich beinahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles erſprießliche Wohlergehen anwünſcht. Ich erinnere mich der glückſeligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, ſich ohne unſere poetiſche Einſegnung zu Bette zu legen. Kein Magiſter durfte ſich unterſtehen, mit gutem Gewiſſen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigſtens ein Dutzend gedruckte Zeugniſſe von dem Beſitz der ſieben freien Künſte aufzuweiſen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran denke,) wir göttliche Poeten, hatten an der Geburt und an dem Abſterben unſrer Nebenmenſchen eben ſo viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. Sobald ein Kind auf die Welt kam, ſo ſchworen wir, ſo lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuren Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauſes, ſo wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, ſo war keine Muſe auf dem Parnaß, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte; denn es fehlte oftmals dem Wohlſeligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Geld. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn ſobald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weiſe Vorſehung ſeiner Mama, zum Prieſter der Gerechtigkeit eingeweiht wurde; ſo zog ich dieſe graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruft hervor, und ließ ſie die Weisheit des jungen Herrn Doktors bewundern. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie mit Erzählung ſolcher Sachen aufhalte, die Ihnen nicht fremd ſind, aber doch noch bekannter ſein würden, wenn Sie ſo, wie ich, unter Reimen und Wünſchen, grau geworden wären. Ich bin niemals weitläufiger, als wenn ich auf die Glückſeligkeit der vergangenen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenas war. Es geht mir, wie den alten Schönen, welche ſich derjenigen Jahre mit Wolluſt erinnern, wo ſie der Gegenſtand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke geweſen, aber eben um deßwillen ein gerechtes Mißfallen empfinden, da ſie nunmehr ihre Schönheit verſchwunden, und ſich von der Menge ihrer Anbeter verlaſſen ſehen. Wenn es ſo fortgeht, ſo muß ich der unglücklichſte Menſch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freit, man ſtirbt, man wird geboren, und alles dieſes ohne mich. Nichts Böſes ſoll man den Leuten wünſchen; wünſcht man ihnen aber etwas Gutes, ſo wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Segen herkommen? Und ſind unſere verſtockten Mitbürger nicht ſelbſt Schuld daran, wenn ſie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es ſind jetzt die letzten Zeiten, und die Atheiſterei, die Philoſophie, der Undank… O mein Herr, die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Halten Sie mir meinen Eifer zu Gute: Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches ſich um tauſend gute Wünſche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe oft den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche ſie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat.

Sollte es nicht dem gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſein, wenn ſie ein Gratulantenſpital errichtete? Wenigſtens ſollte es mir ein beſonderes Vergnügen ſein, wenn ich den vorüberreiſenden Fremden die Armenbüchſe vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen Segen anwünſchen ſollte. Denn ich bin das Wünſchen gewohnt, und um deßwillen ſollte mir dieſe Arbeit nicht ſchwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieſer gute Vorſchlag jemals zu Stande kommt, und um deßwillen wird es nöthig ſein, daß ich auf andere Mittel ſinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorſchlag gethan, daß ich um die Stapelgerechtigkeit anſuchen ſollte, vermöge welcher nur ich allein, und ſonſt niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum, die Freiheit haben ſollte, meinem Nächſten etwas Gutes zu wünſchen. Allein zu geſchweigen, daß mir dieſer Vorſchlag ein wenig zu weitläufig ausſieht; ſo fürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünſchenden Mitbrüder in die erbärmlichſten Umſtände ſetzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie ſind berühmt, mein Herr Autor. Sie ſind in den witzigſten Geſellſchaften bekannt, und ich höre, daß Ihre Worte nicht ohne Nachdruck ſind. Thun Sie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglücklichen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünſchen berſten möchte! Empfehlen Sie mich Ihren Leſern zu freigebigem Wohlwollen! Sagen Sie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu ſingen habe; ſo werden ſich Gönner genug finden, welche eine natürliche Begierde beſitzen, beſungen zu werden. Umſonſt können ſie es freilich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will ſie alle loben, ich gebe Ihnen mein Wort; und ob ich gleich die Verdienſte meiner Helden noch nicht weiß, ſo gehört dieſes doch nicht zur Hauptſache. Ich bin verſichert, ſie werden nicht unerkenntlich ſein, und ſchon dieſes iſt lobenswürdig genug. Damit Sie aber auch wiſſen mögen, wie viel Sie ſich von meiner Fähigkeit zu verſprechen haben; ſo will ich Ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath ſchöner Gedanken, wovon die meiſten bereits ausgearbeitet ſind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf ſeine beſondern Umſtände eingerichtet haben, oder wäre er etwa gar ſo glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu ſinnreichen und tröſtlichen Einfällen Anlaß gibt; ſo bitte ich, mir ſolches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar ſein, Sie können ſich darauf verlaſſen; und ich wollte nichts mehr wünſchen, als daß ich Ihren Vornamen wüßte, ſo ſollte ein ganz Dutzend Götter zu ihrem Befehle ſtehen. Hier haben Sie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe ſteht gleich dabei, und ſie werden finden, daß ſie billig iſt. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

Ihr bedrängter Freund und Diener,

der Gratulant.

Liſte
einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1) Der gedrückte, aber erquickte Apollo. 1 Thlr. 8 gr.
2) Der jauchzende Pindus über die höchſtunvermuthete Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieſes iſt um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben.
3) Hiſtoriſch-genealogiſche Nachrichten, wie Viele aus Verſehen den Gradum angenommen. Erſter Theil. Der zweite Theil ſoll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk ſehr weitläufig wird. 8 Thlr.
4) **Le jour sans pareil**, oder die Sonne in Galla, bei dem höchſterwünſchten Geburts- und Namensfeſte ꝛc. ꝛc. koſtet wegen des franzöſiſchen Titels 4 gr. mehr, als gewöhnlich.
5) Die träumende Clio. 1 Thlr. NB. Dieſes iſt eine ſpitzige Satire, und muß ohne Cenſur gedruckt werden. Ich habe mich niemals in dieſes Feld gewagt; aber zu jetziger Zeit braucht man nichts, als Muth dazu.
6) Der Eſelskopf, noch eine Satire, nach dem heutigen Geſchmack, in der ironiſchen Schreibart abgefaßt. Iſt nur für Leute, welche ſich meiner Geſchicklichkeit bei Streitſchriften bedienen wollen. 1 Thlr. 12 gr.
7) Zwei Dutzend Sonette von verſchiedenem Inhalt, in welchen der letzte Vers allemal der ſchönſte iſt, weil der geneigte Leſer daſelbſt aufhören kann. Das Stück 8 gr.
8) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil ich die Pointen unterſtrichen habe. Das Stück 12 gr. Es kann aber auch in Batzen gezahlt werden.

9) Wohlgemeinter Himmelsſturm bei dem glücklich erlebten neuen Jahre. 16 gr.

10) Die erbärmliche Verzweiflung der Götter, bei dem Grabe u. ſ. w. Bei der Bezahlung richte ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr viel oder wenig Tugenden andichten muß.

11) Hitziger Streit zwiſchen der Tugend und einer reichen Weſte, entſchieden von der liebenswürdigen N. N. bei ihrer Verbindung mit u. ſ. w. ein Schäfergedicht, iſt unter Brüdern 2 Thlr. 2 gr. 6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn es baar bezahlt wird.

12) Hymen und die Reue, bei der im Himmel geſchloßnen Ehe ꝛc. ꝛc. Dieſes Stück will ich um 12 gr. laſſen, weil es mir ſchon lange auf dem Halſe liegt.

13) Trauer- und Leichenrede über den gewaltſamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeinter Wunſch, als der Wohledle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr, Herr . . . von . . der . . eifrigſt Befliſſener, auf der hohen Schule zu . . die ſchon längſt verdiente höchſte Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten ſehnlichen Wünſchen, rühmlichſt erhielt ꝛc. Dieſes Stück wird umſonſt ausgegeben.

14) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdienſten des ꝛc. ausgeſtellt von Alethophilo, kaiſerlichen geſchwornen Notario. Es darf ſich niemand durch den Titel abſchrecken laſſen, denn es iſt poetiſch ausgeführt. 1 Thlr.

15) Die Blindheit des Schickſals, ein Leichengedicht. Iſt durch und durch philoſophiſch, weil ich es ſelbſt nicht verſtehe, und wider die

Anhänger der beſten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müſſen die Preiſe doppelt bezahlen, denn ich ſchreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten.

Der rechtſchaffene Mann! Wie ſehr würde ich dem guten Geſchmack aufhelfen, wenn ich ihn bei der Welt in einiges Anſehen ſetzen könnte! Es iſt ohnedem aus mit meiner Poeſie; es iſt ganz aus damit, denn man hat andere Begriffe von ihren Regeln und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorſchläge, die er indeſſen von mir erwarten kann, ſind leicht vorauszuſehen. Ich bin der Autor; ich rathe alſo zum Druck. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn ſie ſeine Wünſche beiſammen ſieht! Wenigſtens können doch die Einkünfte davon auf einige Zeit ſeine Seufzer hemmen. Sollte ſich aber, weil der Geſchmack ſehr böſe iſt, kein Verleger finden; ſo will ich ihm eine Heirath vorſchlagen, die ich vielleicht ſelbſt ſuchen würde, wenn keine Philippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche ſchon vergangene Michaelismeſſe bei meinem Verleger eingelaufen, aus Verſehen aber liegen geblieben iſt, wird ihm mehr Licht geben.

Allerſchönſter Herr Autor,

Als ich geſtern meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftſteller ſich in der Allee ſehen laſſen, auch daſelbſt ſpazierte, um aus der Geſichtsbildung die Gemüther der Menſchen zu unterſuchen; ſo begegnete mir eine ungemein artige Perſon, welche ſich vor den Andern allen unterſchied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite geſtemmt und ſah ſehr ernſthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und ſchien ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt zu ſein. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehte den Hut in die Runde, und als er bei mir vorbei ging, wäre er aus Tiefſinnigkeit beinah hingeſtolpert. Ich bin von Stund an in ihn verliebt geworden. Waren Sie es, allerliebſter Herr Autor? Ich bin eben nicht häßlich, und habe ein ziemliches Vermögen, daß ich Sie daher mit Dinte, Feder und Papier wohl verſorgen wollte. Ich ſterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin,

Allerſchönſter Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerin,
Eliſabeth Contuſch.

N. S. Da ich unter meiner eigenen Gewalt und Aufſicht ſtehe, ſo mag ich, ob ich gleich ſchon Doktorin und Licentiatin heißen könnte, doch keinen Andern, als den Autor heirathen. Ich laſſe mir alle Morgen, bei dem Nachttiſche, wenn ich mir die Haare und das Geſicht zurichte, ein Stück von Ihren Schrif-

> ten vorleſen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es iſt, als wenn ich mir noch einmal ſo gut gefiele, wenn ich Sie ableſen höre. Wo ich mich erinnere, ſo hatte der Herr ein rund Geſicht, mit einer breiten Stirne.

Es iſt nichts gewiſſer, als daß ſich die Jungfer Contuſch in ihren Muthmaßungen geirrt hat. Ich ſage es zum andernmale, daß mir meine Arbeit nicht ſo viel Mühe koſtet, daß ich nöthig hätte, dabei tiefſinnig auszuſehen. Ich pflege auch nicht nachzudenken, wenn ich ſpazieren gehe, ſondern meine Schreibtafel ſetzt mich in Stand, auch da zu ſchreiben. Unfehlbar iſt ihr alſo ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der Zufall, wenn es mein Herr Client geweſen wäre! Ich weiß von guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor Ungeduld geſtorben iſt. Ich werde mir alſo ein beſonderes Vergnügen machen, zwei Perſonen zu vereinigen, die für einander geboren zu ſein ſcheinen. Wie artig wird es nicht laſſen, wenn er ihr zu der Zeit, da ſie ſich das Geſicht zurichtet, ſeine Gedichte vorlieſt! Ich finde ohnedem in der Liſte ſeiner Werke nichts Verliebtes, und es wäre Schade, wenn er der Welt ſein poetiſches Talent, von einer ſo gefälligen Seite, verbergen wollte. Vielleicht ſtillt er mein Verlangen, wenn er wegen ſeines Magens in Sicherheit iſt. Weil aber ein gewiſſer berühmter Schriftſteller ſagt, daß man ſeit Erſchaffung der Welt ſchon einige Beiſpiele von dem Eigenſinn des ſchönen Geſchlechts aufzuweiſen hätte; ſo könnte es leicht kommen, daß die Jungfer Contuſch ihr Glück nicht erkennen und eine Heirath ausſchlagen wollte, wodurch ſie alle

Züge ihres Geſichts verewigen könnte. In dieſem Fall erſuche ich meinen Herrn Clienten, nur nicht zu verzagen. Ich will für ihn ſorgen. Nach dem Entwurf, den ich mir von meiner künftigen Hoheit gemacht habe, iſt es nunmehr Zeit, Streitſchriften anzufangen. Eheſtens werde ich meinen erſten Feldzug antreten. Mein Herr Client ſcheint über Ehre und Schande weg zu ſein, und ſolche Leute ſind zu brauchen. Man frage mich nicht, wo meine Feinde ſind, und wodurch man mich beleidigt habe? Vielleicht werde ich böſe, daß mich Niemand böſe machen will. Ich weiß freilich noch nicht recht, was ich für eine Urſache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es iſt aber mein Troſt, daß es nur Kleinigkeiten ſein dürfen, weßwegen wir Autoren das Recht haben, uns unſinnig anzuſtellen. **Crede mihi, levia sunt, propter quae non leviter excandescimus, qualia, quae pueros in rixam et iurgia concitant. Nihil ex his, quae tam tristes agimus, serium est, nihil magnum.** ***Seneca.*** (Glaube mir, es ſind unbedeutende Dinge, über die wir nicht wenig in Zorn gerathen; **Dinge der Art, als um welche ſich Knaben herumbalgen. An alle dem, über was wir uns ſo verzweifelt geberden, iſt nichts Ernſtes, nichts Großes.)**

Beweis,

daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind,

bei einer gewiſſen Gelegenheit im J. 1737 verfertigt[1]).

Nein! Länger ſchweig ich nicht! Mein Zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunſt ſpottet,
Ihr mit dem Falle droht, und ſich zuſammen rottet.
Drei ganzer Jahr' hab ich geduldig zugeſehn,
Wie ihre Feinde ſich verſchworen, ſie zu ſchmähn,
Wie weit die Barbarei in ihrer Wuth geſtiegen;
Und dennoch hab ich ſtets vor Furcht und Gram geſchwiegen.

Vor dieſem, wenn Lucil von Verſen übel ſprach,
So ſchlich ihm unvermerkt mein junger Satyr nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spötter der Gedichte,
Mit ungeſtrafter Hand, die Larve vom Geſichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war;
Mein reifender Verſtand bemerkte die Gefahr.

---

[1]) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. im Wintermonat 1741.

Mein ſcheuer Satyr ſah das klägliche Geſchicke,
Das Vers und Wahrheit traf; beſtürzt wich er zurücke,
Warf ſeine Geißel hin, und fluchte ſeiner Kunſt.
Die Muſe winkte mir, und hielt mir ihre Gunſt
Und mein Verſprechen vor; ſie drohte, mich zu haſſen,
Verhieß und bat. Umſonſt! Ich ſchwor, ſie zu verlaſſen;
Ich ſchwor, und hielt es auch. Doch endlich ſiegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und ſchweige länger nicht;
Die größten Fehler ſucht, durch freches Splitterrichten,
Der ſchönſten Poeſie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geiſt, ein zweiter Lohenſtein,
Des Phöbus Hofpoet und erſter Günſtling ſein,
Und der geneunten Zahl, mit reingewaſchner Lippe,
Im gläſerhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch ſtreun; bricht ſein erhitzter Muth,
Beſchwängert von der Kunſt durch Flammen, Blitz und Glut;
Ruft er der Schwefelbrunſt der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft die Styx zuſammen;
Tanzt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunſt des Herzens Marmor ſchmelzt;
Läßt er rund um ſich her des Unglücks Nordlicht glänzen;
Lacht er in Gleichniſſen, ſeufzt Chrien, weint Sentenzen;

So kömmt ein Zoilus, und ruft: »Der Dichter ſchwillt!
»Sein ganzer Vers iſt Rauch, ſein Kopf mit Dunſt erfüllt.
»Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
»Im Paroxismus ſingt, und Oden phantaſiret.«

Wenn unſer Seladon ſo ſüß und lieblich ſingt,
Und ſeiner Lalage Zimmt, Moſch und Biſam bringt,
Kryſtall und Perlen weint, den Kiel in Nektar tauchet,
Zibeth und Kalmus kaut, und Ambra von ſich hauchet,
Auf Nelken, Klee, Jaſmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein Weſt bei ſeiner Schönen weht,
Beklagt, daß ſeine Pein kein Thau, kein Balſam lindert,
Die neue Welt erſchöpft, und die Levante plündert,
Zu ſagen, daß ſein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angeſicht, das wie die Venus ſtrahlet,
Von Blumen aller Art, ein ganzes Chaos malet:
Was meint ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er ſo koſtbar reimt? Was iſt ſein ganzer Lohn?
Man lachet über ihn. Der Neid, ſtatt ihn zu preiſen,
Eilt gleich, ihm ſeinen Platz im Tollhaus anzuweiſen.

Rächt, Muſen, euch und uns! Seht, wie die dreiſte Welt
Von Bürgern eures Reichs ein ſchnödes Urtheil fällt!
Straft ſie . . . Doch haltet noch mit eurem Zorn zurücke!
Es gibt der Spötter mehr! Kommt! Werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke ſchnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorbeer raubt;

Ja gar, o Frevelthat! . . . ja gar, ach, ſoll ichs ſagen! . .
Den Reim, den edlen Reim, will aus den Verſen jagen.
Eilt, Muſen, reißt den Bliz aus eures Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!
Und kommt, und kämpft, und ſiegt, und ſchlagt die Feinde nieder,
Und ſchützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutſcher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Muſen redlich liebt!
Ihr, denen blos der Reim die ganze Größe gibt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutſchlands heißet,
Und euch vor Hunger ſchützt! Denkt, was man euch entreißet,
So bald man euch den Reim, den Witz der Verſe, nimmt!
Daß unſer großer Bav noch ſeine Saite ſtimmt,
So manchen Namenstag in Demuth feſtlich feiert,
Und mit geſchickter Hand die Mahlzeit ſich erleiert;
Daß Mäv, der unſre Stadt durch ſeinen Ruhm erhebt,
Er, ſeiner Brüder Schmuck, im Ueberfluſſe lebt;
Daß Clelia nicht ſtolz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umſonſt nach ihren Küſſen ſchmachtet;
Daß Stentor ſich mit Luſt im Kupferſtich erblickt,
Und ſich die halbe Welt vor ſeinem Lorbeer bückt;
Daß jetzt mein Pegaſus nicht darf ſo ängſtlich ſchäumen:
Dieß Alles macht allein die Kunſt, geſchickt zu reimen.

Die Wahrheit ſchützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das ſchönſte Liederbuch,
Das zierlichſte Sonett, das längſte Hochzeitcarmen;
Und ſtreicht die Reime weg. Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, ſo lieblich es erſt in die Ohren fiel,
Nur Scherze, ſonder Kraft, ein froſtigs Wörterſpiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geſchwätz, das man beim Pöbel beſſer höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erſchafft!
»Der Reim? Wie? Dieſer Zwang, der das Gedicht »entſeelet?«
So wirft ein Tadler ein. »Der Henker, der uns quälet,
»Der Ordnung und Verſtand auf ſeine Folter ſtreckt,
»Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angſt erweckt,
»Selbſt den geduldigſten der Leſer oft ermüdet,
»Der Wahrheit und Natur in ſchwere Feſſeln ſchmidet.
»Das Feuer . .« Frevler, ſchweig! Des Zwanges Mühſamkeit
Bringt gegen ihn dich auf, und was du ſprichſt, iſt Neid.
Wie ſollte wohl der Reim Verſtand und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geiſt und Feuer mindern?
Geh! Zähle ſelber nach! Sieh! Viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde ſpricht,
Daß ſie den größten Schmuck aus alten Dichtern ſtehlen,
Daß ihnen Feuer, Geiſt, Verſtand und Ordnung fehlen,

Sie reimen gleichwohl nicht. Daß zwar ſo mancher ſitzt,
Und voll Verzweifelung bei ſeinem Hübner ſchwitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die Hände kläglich ringet,
Und doch, nach langer Qual, kein glückliches Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß; das Alles glaub ich dir,
Das Alles geb ich zu: ich ſeh es wohl an mir.
Was iſt es aber mehr? Ein inniges Ergötzen,
Wenn man den Reim erhaſcht, weiß Alles zu erſetzen.

Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
Den ſchönſten Einfall her, an den man nie gedacht!
Geſetzt, es ſchlöße ſich der erſte Vers mit Wonne:
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe Sonne.
Er denket weiter nach; er folgt der edlen Spur,
Beſchreibt den ganzen Bau der wirkenden Natur,
Erwiſcht den groſſen Bär, beſinnt ſich auf Calliſten,
Verflucht die Eiferſucht, beſeufzet, daß die Chriſten,
(Gleich brachte mich der Reim auf unſer Chriſtenthum),
Beſeufzet, daß die Welt ſo wenig nach dem Ruhm
Vergnügter Ehe ſtrebt, und ſaget uns zur Lehre,
Daß ſich ein Mädchen leicht in einen Bär verkehre.

Ihr Feinde dieſer Kunſt, geſteht es, daß ihr irrt!
Hört ſelbſt, wie ſchlecht ein Vers dem Ohre ſchmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es, blos zu ſcandiren!
Verſuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren?
»Tartüff, der alte Schalk, betrügt die ganze Welt;
»Sevil iſt liederlich; Criſpin ein dummer Kerl;

»Stax macht gelehrten Wind; Neran verdreht die »Rechte;
»Florinde lebt verhurt; und Harpax iſt ein Knicker;
»Clitander . . .« Doch genug! Ihr gähnt und ſchlummert ein;
Ich ſchlummre ſelber mit. Was könnte trockner ſein?
Ein angehängter Reim kann alle Schäden heilen.
Verſucht es nur einmal! verändert dieſe Zeilen,
Und ſprecht: »Tartüffe bleibt ganz unverbeſſerlich;
»Sevil lebt mit der Welt; Criſpinus lebt für ſich;
»Stax iſt ein weiſer Mann; Neran ein Advocate;
»Florindchen lebt galant, und Harpax hält zu Rathe.«
Sagt ſelbſt, nimmt dieß das Ohr nicht ſchmeichelhafter ein?
Man liest, man lobet euch. Geſteht es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! fangt an, euch zu bekehren!
Verſöhnt der Muſen Zorn, und lernt den Reim verehren!

Es lebe, was ſich reimt! Schon ſtimmt mir Deutſchland bei,
Daß ein geſchickter Reim der Dichtkunſt Kleinod ſei.
Ich kann zu meinem Ruhm die Schutzſchrift nun vollenden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in Händen.

Ein Traum
von den
Beſchäftigungen der abgeſchiedenen Seelen[1]).

. . . *Locus est et pluribus umbris.*
(Raum gibt's für noch mehrere Schatten.)

Die Seelen beſchäftigen ſich nach der Trennung von ihren Körpern am liebſten mit denen Sachen, an welchen ſie im Leben auf dieſer Welt ihr größtes Vergnügen gefunden haben. Dieſer philoſophiſche Lehrſatz, welcher noch etwas älter iſt, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beſte Welt und den zureichenden Grund verdrängen ſoll. Nur will ich wünſchen, daß es nicht dem Grunde des Widerſpruchs eben ſo gehen möge. Denn wenn dieſe drei Stücke alle auf einmal abkommen ſollten, ſo dürften unſre philoſophiſchen Stutzer in dreißig Jahren eine ſehr altväteriſche Miene machen, und ihre tiefſinnigſten Schriften, welche ſie und ihre Verleger jetzt bewundern, eben dem Schickſale unterworfen ſein, welches diejenigen Familiengemälde trifft, die man, wenn es hoch kommt, blos der alten Tracht wegen als eine Rarität noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelſten Winkel des Hauſes ſtellt, um niemand zu ärgern. Dem ſei, wie ihm wolle; eine jede Sache iſt der Mode unterworfen, und die Philoſophie am meiſten [1]. Wenigſtens ich werde mich über den Verluſt dieſer drei philoſophiſchen Univerſalrezepte tröſten laſſen, wenn ich nur erfahre, daß meine abgeſchiedenen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieſes Grundſatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektriſchen Experimenten. Ich habe demſelben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine ſolche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein Poet ſein kann, der im Namen eines Andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis beſingt.

---

[1]) Dieſer Traum ward zum erſtenmale durch den Druck bekannt gemacht in den neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 1ſter Band, 2tes Stück, 1744.

Eben dieſes iſt Urſache, daß ich heute meinen Leſern einen Traum von den Beſchäftigungen der abgeſchiedenen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern vorlege. Im voraus aber muß ich Eines und das Andere erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verſchiedene Freiheiten betrifft, ſo ich mir darin genommen habe.

---

[1] Der geneigte Leſer wird dieſes mit Mehrerm ausgeführt finden in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbeſſerten Bruckers, welche künftige Meſſe zu Köln ans Licht treten ſoll, und worin ich unter andern durch Zeugen und Dokumente bewieſen habe, daß der Ruhm des leibhaften Newtons unſers Vaterlandes, des philoſophiſchen Herrn *** die großen Manſchetten nicht überleben werde.

Ich will es Niemanden im Ernſte zumuthen, daß er glauben ſoll, ich habe wirklich alſo geträumt, ungeachtet es eben nicht unwahrſcheinlich iſt. Ich kann es zwar nicht läugnen, der Traum iſt ziemlich lang gerathen: aber in der Stadt, wo ich mich aufhalte, ſchlafen die Leute viel länger, als an andern Orten, und alſo träumen ſie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich ihn in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewiſſen Zeiten lauter Nacht, und faſt gar keinen Tag hat? Allein, ich habe nicht Urſache, ſo viele Umſtände zu machen. Ich will es nur frei bekennen, ich habe geträumt, damit ich ſchreiben wollte. Dieſes kann genug ſein, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer Beweis fordert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verſtehen. Ohne Ruhm zu melden, weiß ich Alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man ſchläft über dieſem Nachſinnen unvermerkt ein; man ſagt im Traume etwas, das man oft nicht ſagen würde, wenn man wachend und ſeiner Sinne mächtig wäre; man erwacht unvermuthet. Kein einziges von dieſen Stücken habe ich in meinem Traum ſo beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte ſein ſollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neueſten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeſchlafen; und was meinen Leſern etwa widerfahren ſollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier ſteht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advokat bin, ſo kann ich bei meinem zarten Gewiſſen bezeugen, daß mich dieſer Traum um manche Stunde Schlaf gebracht hat. Ich bin nicht unvermerkt aufgewacht; das braucht keines Beweiſes, man darf nur bis zum Ende leſen. Mit einem Worte, alles dieſes wird man in gegenwärtiger Schrift nicht finden, und dennoch muß ſie, trotz allen Kunſtrichtern, ein Traum ſein, eben ſo gut, als Herrn *** Träume, nach ſeiner Meinung, mathematiſche Beweiſe ſein ſollen.

Von den Freiheiten muß ich noch etwas ſagen, welche ich mir in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeſchiedenen Seelen niemals ohne Kleider, und dergleichen Geräthe, erſcheinen laſſen. Ich kann eben nicht ſagen, daß dieſes aus einer beſondern Schamhaftigkeit geſchehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unſrer jungen Herren und einiger meiner Leſerinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerſeelen keine Halstücher, ſondern, wenn es hoch kommt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe wichtige Urſachen, warum ich will, daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beibehalten ſollen. Wie viele derſelben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich ſo unbarmherzig, einigen ihre reichen Weſten zu rauben, wie viel hochwohlgeborne Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verſtoßen, welche doch in ihrem Leben zum unſterblichen Ruhm ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beim pyrmontiſchen Brunnen geſchimmert haben! Das iſt noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarin, dem witzigſten Frauenzimmer unſerer Gaſſe, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andre weſentliche Stücke ihres Verſtandes zur Contrebande gemacht hätte: was würde ſie in dieſer philoſophiſchen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal ſo ſchweren Todeskampf ausſtehen, wenn ſie befürchten müßte, daß ſie in jenem Leben ohne Reifrock und Fächer erſcheinen ſollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unſrer galanten Stutzer ſtehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläſer zu brauchen, oder wenn ich ſo pedantiſch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern und zu pfeifen! Nein, das ſei fern! Sie ſollen trällern! Sie ſollen pfeifen! und Celinde kann freudig ſterben, ſobald es ihr gefällt, denn ſie ſoll auch ihren Mops mitnehmen!

Nunmehr wäre denn alſo der erſte Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt. Es wird mich bei weitem ſo viele Mühe nicht koſten, die andern Freiheiten zu entſchuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unſre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr iſt, daß die Seelen nach ihrem Abſchied aus dieſem Leben dasjenige am liebſten thun, womit ſie ſich in der Welt am meiſten beſchäftigt haben; ſo muß folgen, daß die deutſchen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unſer Land kommen. Unſer gelehrter Herr Profeſſor Quintus Calpurnius, deſſen gründliche Noten und edirte Schriftſteller ihn wenigſtens auf drei Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutſchem Pöbel; aber man merkt es ihm an den Augen, an ſeinen Geſprächen, und an ſeiner ganzen Aufführung an, daß ſeine Seele weit von hier iſt, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht ſogleich nach ihrer

Auflöſung vom Körper unter die verfallenen Gemäuer des alten Latiens ſich verkriechen, oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen ſollte, um ihren edlen Hunger nach Antiquitäten zu ſtillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Abſätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends anderswo antreffen, als in den Tuillerien zu Paris; es müßte denn ſein, daß ihn der Wohlſtand nöthigte, nach Verſailles zu eilen, um dem Könige früh Morgens beim Aufſtehen das Hemde zu reichen; denn eben dieſes iſt dasjenige, was er ſich jetzt am meiſten wünſcht, und wozu er nach dem Urtheile der vernünftigſten Leute, ſich am beſten ſchickt. Sollten alſo die Seelen der Ausländer bei uns nicht eben ſowohl etwas finden, welches ſie neugierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle gar nicht daran. Burmanns Seele, die Seele des Bentley, die verketzernde Seele des Jurieu werden in Deutſchland an mehr als an einem Orte die angenehmſte Beſchäftigung und hundert theure Mitglieder der gelehrten Welt finden, welche ihnen den Rang ſtreitig zu machen ſcheinen. Vielleicht iſt Addiſon mehr als einmal auf meiner Studierſtube geweſen, um zu ſehen, wie ſich ein Deutſcher geberdet, wenn er ein Chronoſtichon macht. Sollte es wohl mit den abgeſchiedenen Seelen der Franzoſen anders beſchaffen ſein? Mögen ſie uns gleich hundertmal Verſtand und Witz abſprechen; darin ſind ſie doch einig, daß unſer Brod nahrhaft iſt, und je mehr ſie auf uns läſtern, deſto dienſtfertiger ſind wir, ſie zu ernähren, ſo, wie ein Papagei blos dadurch das Futter verdient, daß er ſeinen Herrn einen

Hahnrei, und die gnädige Frau eine Hure heißt. Was iſt wohl natürlicher, als daß ſie auch nach ihrem Abſterben in dasjenige Land kommen, wo Keiner ein Narr iſt, der franzöſiſch reden kann? Vielleicht flattert jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, mancher hungrige Marquis über unſrer Stadt, und ſchimpft uns, damit er eine Ritterzehrung erhalten möge.

Dieſer Vorbericht war nöthig. Ich komme nunmehr zur Hauptſache.

Mir träumte, ich wäre geſtorben. Ich ſah den Körper, von dem ſich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redoutenmaske, oder Koch ſeine theatraliſche Kleidung anſieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde es nicht gern ſehen, wenn mir Jemand hierin widerſprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung ſtören, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper ſo gleichgültig anſehen könnte. Bei mir iſt dieſes gar nicht unwahrſcheinlich. Ich bin in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, in welcher kein junges Herrchen war, als des Amtmanns Sohn, und der Stadtſchreiber. Ich habe um deßwillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, ſich mit ihrem Körper am meiſten zu beſchäftigen; zu geſchweigen, daß mein Körper eben nicht ſo gebaut geweſen, daß er mich in dieſem Stücke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu beſonders ſorgfältigen Beſchäftigungen bewogen hätte.. Ich berufe mich hierin auf den guten Geſchmack meiner verſtorbnen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange ſie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden vermeinte, als bei mir. Ich verlange alſo, daß man wenigſtens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig ſein ſollte. In Sachen, welche die Körper und Menſchengeſichter angehen, kann man dem Ausſpruch ſolcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, ſicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verſtand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweiſe fordere. Dieſe kleine Abſchweifung iſt um ſo viel nöthiger geweſen, je mehr einem Geſchichtſchreiber daran liegt, daß man gegen ſeine Erzählungen nicht mißtrauiſch ſei, oder ſeine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte alſo von meinen Leſern ohne weitere Complimente, daß ſie in dieſe Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel ſetzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, ſolches zu glauben; denn dieſe beſchäftigt ſich mit nichts, als mit ihrem Geſichte, und einigen ſeufzenden Schäfern, denen nichts, als ihr Körper, und ſehr wenig von der Seele bekannt iſt, es müßte denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grauſame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen ſein, welche die arkadiſchen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden ſchaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es alſo immer nicht glauben; ich bin es zufrieden. Sie ſoll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beſtändig um ihren Nachttiſch, vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herum flattern, und vielleicht ſelbſt beſchäftigt ſein wird, dieſen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir ſah, eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mürriſchen Gelehrten werfen uns beſtändig den Nachttiſch vor, und vielmals begehen ſie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unſerm Nachttiſch kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben ſie mehr Eitelkeiten, als wir mit unſrer Schminke und mit dem Brenneiſen. In ihren Schriften bewundern ſie oft ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit weniger Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, Andern zu gefallen, ihre Eiferſucht . . . . Es iſt Alles wahr, Chloris; aber jetzt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit all der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten ſo natürlich iſt, der Feder bemächtigen, um zum Troſte meiner kritiſchen Mitbrüder dieſe wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entſetzen, da meine abgeſchiedene Seele, als ein Geiſt, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu ſchreiben! Ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deßwegen überfiel, und dergleichen Angſt empfindet wohl Niemand, als ein Poet, welcher einen Reim ſucht, und ihn nicht erhaſchen kann. Siebenmal, und noch ſiebenmal bemühte ich mich, zu ſchreiben, aber allemal umſonſt. Ich wollte ein gewiſſes Regiſter aufſchlagen, welches mir ſo oft in meinen gelehrten Wehen geholfen hatte; aber auch dieſes zu thun war ich nicht im Stande. Ich ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, und bedauerte, wegen dieſes unerſetzlichen Verluſtes meiner entworfenen Schrift, den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde ſagen, daß ich mich ſelbſt bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in dieſem Punkte ſo offenherzig zu ſein. Genug, ich ſah, daß es mit meiner ganzen Gelehrſamkeit aus war, weil ich nicht mehr ſchreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieſes, daß ich zum Bücherſchranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher überſah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daſein erhalten hatten. Hier ſtand ich ſo vergnügt und entzückt, wie Aeltern, welche zwar ſelbſt keine Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen, welche ſie bereits ans Licht der Welt gebracht haben, aus ſchmeichleriſcher Eigenliebe ſo viel Verſtand und Geſchicklichkeit bewundern, als außer ihnen ſonſt Niemand wahrnehmen kann.

Vielleicht würde ich in dieſer Stellung noch lange geblieben ſein, wenn ich nicht im Traum das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten ſo hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Iſt er todt? Iſt er auch gewiß todt? ſchrieen ſie. Ja! Endlich einmal iſt er im Ernſte todt! Geſchwind ſchickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen! antwortete ein Vetter von mir; und eine Muhme, welche durch mein Abſterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewiſſe gründliche Liebhaber bei ihr zeither vergebens geſucht, und ihr um deßwillen die Freiheit zu ihrem großen Verdruß nicht geraubt hatten; dieſe Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich, wegen ihrer unvermutheten Bekümmerniß, in großer Unwiſſenheit gelaſſen haben, wenn ſie nicht alsbald, unter herzlicher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stimme geſeufzt hätte: Der ehrliche Vetter! Tröſte ihn Gott! Es iſt ihm recht wohl! Wir wollen ihm ſeine Ruhe gönnen! Dieſes war die Loſung zum Plündern. Den erſten Sturm hatte meine Geldkaſſe auszuſtehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe ging es eben ſo. Sie brachten Alles in eine Kammer, welche ſie, wie ich hörte, wollten verſiegeln laſſen, und zwar von einem gewiſſen Mann, deſſen Name mir entfallen iſt, welcher aber ein ehrlicher und glaubwürdiger Mann ſein ſollte, weil er ein großes Petſchaft und zwei Zeugen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelaſſen zugeſehen: als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen ſollte, da fing ich an zu zittern. Alles ward aufs ſorgfältigſte durchgeſucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte ſtanden: Leiſte gute Zahlung, und nimm Gott zu Hülfe! hatten ſie eine ſo andächtige Ehrfurcht, daß ſie dieſelben ſorgfältig aufhoben: aber über ein Paar Laus Deo (Gottlob!) ſchüttelten ſie die Köpfe gewaltig, denn dergleichen Latein konnten ſie gar nicht leiden. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wüthend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, um ſie zu vertheidigen; vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend geweſen ſein, wenn nicht meiner Schweſter Sohn, ein Meiſter von ſieben freien Künſten, wider ſeinen Willen mir beigeſtanden, und das ganze Packet unter den Tiſch geworfen hätte, mit der Verſicherung: Es ſei nur Makulatur. Der Ignorant! Als meine Erben noch mit dieſer Hausſuchung beſchäftigt waren, bemerkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrſchaft ein gewiſſes Compliment herſagen mußten, das ſie das herzliche Beileid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich ſtark und allgemein ſein, denn ihre Formulare endigten ſich alle mit den Worten: Daß der Himmel den betrübten Hinterlaſſenen dieſen empfindlichen Verluſt durch anderweitige Glücksfälle reichlich erſetzen möchte! Allein der kräftigſte Troſt lag ſchon in der Kammer und meine Muhme war ſo boshaft, einer gewiſſen Nachbarin, welche ihr den Sohn eines reichen Kaufmanns abſpenſtig gemacht hatte, anwünſchen zu laſſen, daß der Himmel dieſelbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren ſollte.

Nunmehr ward Alles zu meiner Beerdigung veranſtaltet; man eilte damit ganz ungewöhnlich, und, ſobald der Schneider Alles gekauft und zurecht gemacht hatte, was zu einer ſchmerzlich gebeugten Miene gehört; ſo gab man Geld über Geld, mich aus dem Hauſe zu bringen. Dieſes geſchah endlich unter einer anſehnlichen Begleitung. Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller der kläglichen Gebräuche, welche diejenigen verdienen, die ein rühmliches Ende nehmen und Mittel hinterlaſſen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem verſiegelten Päckchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir ſelber geweſen bin, ſo zweifelhaft war ich doch über dieſer Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich ſei, welchen er meine. Ich ſah mich in der ganzen Kirche um, in der Meinung, vielleicht noch eine andere Leiche zu finden, auf welche alle dieſe Lobeserhebungen paſſen ſollten; ich fand aber dergleichen nirgends und nunmehr merkte ich, daß ich es ſelbſt im ganzen Ernſte ſein müßte. Er nannte mich einen großen, berühmten, gründlichgelehrten* Mann, eine Stütze der Wiſſenſchaften, ſeinen Mäcenas. Und das mochte noch gehen; für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Er verſchwendete mehr als zwanzig Figuren, die Bekümmerniß abzuſchildern, welche meine Erben über das frühzeitige Abſterben ihres Herrn Vetters empfunden, und dieſe waren aus Dankbarkeit ſo beſcheiden, daß ſie ſich unter dem Flor verſteckten, um ihn nicht öffentlich zu widerlegen. Er ſchrieb ihnen verſchiedene andächtige Rezepte vor, welche bei Stillung der Thränen ſehr probat ſein ſollten: das hätte ſich der ehrliche Mann wohl erſparen können! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld zu. Endlich machte er es gar zu arg. Er ſchwor, und er ſchwor mit einer ſolchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Geſichte ward; er ſchwor, ſage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größerer Menſchenfreund, ein ſtarker Beförderer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, aber noch ein weit ſtärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waiſen geweſen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe ſei eine ſichtbare Vergeltung dieſer ſeltenen Tugenden geweſen. »Brecht hervor,« rief er, brecht aus eurer »Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland hochedelgebornen Frauen, Frauen[**].« Himmel, wie erſchrack ich, als ich hörte, daß er meine verſtorbene Frau citirte! ich floh, ohne mich umzuſehen. Ich floh vor Angſt zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die hochedelgebornen Gebeine möchten mir nachkommen, ſchwang ich mich in die Höhe und erblickte daſelbſt eine große Menge abgeſchiedener Seelen, welche mir theils fremd, theils bekannt waren. Dieſer unvermuthete Anblick ſetzte mich in Erſtaunen. Ich machte vor Verwunderung ein Paar ſo große Augen, wie ein Würzkrämer in Ritzebittel, wenn er in ſeinem Leben zum erſtenmal auf die Börſe nach Hamburg kommt. Eine ſo zahlreiche Verſammlung von Geiſtern hätte ich mir an dieſem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beſchäftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig und doch unentſchloſſen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerſt hinwenden ſollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich einer von den abgeſchiedenen Seelen zu nähern und ſie um dasienige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine ſehr lebhafte Seele, wie etwa die Seelen der jungen Herren ſein mögen, bemerkte dieſe meine Befremdung zuerſt. Wir kannten einander beide nicht; aber ſie war ſo gefällig, daß ſie auf mich zuflog, mich tauſendmal auf das vertrauteſte umarmte und ſagte: »Ganz unterthäniger Diener, »mein allerliebſter Herr Bruder! Ich bin erfreut, »daß ich die Ehre haben ſoll, Sie hier zu finden. »Kann ich Ihnen in etwas dienen, ſo bitte ich »ganz gehorſamſt, befehlen Sie nur. Nichts auf »der Welt ſoll mir angenehmer ſein, als wenn ich »im Stande bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen. Sie können ſich ſicher auf meine Verſchwiegenheit und Bereitwilligkeit verlaſſen. Nehmen Sie »das nicht für ein bloßes Compliment an! Es iſt, »hol mich der Teufel! mein Ernſt; ich ſtehe allemal zu Dero Befehl.« Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im Begriff, ein ſo liebreiches Anerbieten mit vielem Dank anzunehmen, als er ſich auf dem Abſatz herumdrehte, mit dem Munde pfiff, mich allein ließ und im Fortgehen mit einer heiſern Stimme einige Verſe ſang, von denen ich weiter nichts, als dieſe Worte verſtehen konnte:

Je quitterai le jour
Plutôt, que mon amour,
Quand j'aime, quand j'aime.

(Eh laſſ' ich von dem Sonnenſchein,
Als von der theuern Liebſten mein).

Ich ſah, daß er einige Schritte von mir eine gleiche Dienſtfertigkeit einer andern Seele, unter vielen Küſſen und Umarmungen, zuſchwor, welche er vielleicht eben ſo wenig kannte, als mich, wenigſtens verließ er ſie eben ſo geſchwind wieder, und ich konnte daraus ſchließen, daß ſeine ganze Beſchäftigung nur in Freundſchaftsverſicherungen beſtünde.

Dieſer Vorfall hatte mich noch zweifelhafter gemacht, als ich anfangs geweſen war. Ich hatte das Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich ſah, zu erkundigen; aus Furcht, ich möchte noch einmal in die dienſtfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieſer Ungewißheit erblickte ich nicht weit von mir eine Seele, welche auf alles aufmerkſam zu ſein ſchien, was in dieſer Gegend vorging. Ich merkte deutlich an ihr, daß ſie noch etwas Wichtigeres, als eine bloße Neugier, aufmerkſam machte. Zuweilen ſchienen ihre Mienen ernſthaft zu ſein, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas Spottendes, und, wenn ſie auch lachte, ſo geſchah dieſes doch mit einer ſo edeln Art, daß man die deutlichſten Spuren von Mitleid und Liebe dabei wahrnahm. Ich würde ſie um deßwillen für Niemand Anderes, als für die abgeſchiedene Seele des engliſchen Zuſchauers gehalten haben, wenn ſie nur ein kurzes und breites Geſicht gehabt hätte. Weil ich es alſo nicht ſelbſt errathen konnte, ſo faßte ich das Herz, mich ihr zu nähern. Ich eröffnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß ſie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand und ſagte: »Ich will dein Verlangen erfüllen. Seitdem ich »von meinem Körper getrennt worden, ſeitdem iſt »dieſes mein einziges Vergnügen, daß ich auf die »Handlungen der abgeſchiedenen Seelen Acht habe. »Eben dieſes war vormals meine Beſchäftigung, »daß ich auf meine Mitbürger Achtung gab. Ich »zeigte ihnen in Schriften, worin ſie fehlten, und »wodurch ſie ihre Glückſeligkeit befördern könnten. »Folge mir! Du wirſt Alles erfahren, was dir

»nützlich ſein kann.« Ich bat ſie, mir ihren Namen zu nennen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in dieſem Stücke alle Verſchwiegenheit verſprechen müſſen. Meine Leſer werden mir verzeihen, daß ich hierin mein Verſprechen halten muß. Die abgeſchiedenen Seelen ſind noch etwas gewiſſenhafter, als die Seelen der Liebhaber.

Nicht weit von uns ſah ich einen großen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches ſie verurſachten, machte mir Luſt, näher hinzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Verſicherung, daß man in dieſem Gedränge gar leicht Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und bat ihn, mich zu begleiten. »Ich will es endlich thun,« ſagte derſelbe; »allein, entdecke mir vor allen Dingen, ob du ein Poet biſt?« Dieſer Zweifel ging mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es Niemand rathen wollen, eine ſo unbehutſame Frage an mich zu thun. Ich empfand den ſchmerzlichen Verluſt meiner zurückgelaſſenen Schriften auf einmal wieder. Ich war ſo thöricht, daß ich umkehren und einige gedruckte Beweiſe holen wollte. Ich gab ſolches meinem Führer zu verſtehen; allein, er machte mir eine ſo ernſthafte Miene, daß ich mich über meine Autorſchaft zum erſtenmale ſchämte. Ich verſicherte ihn alſo nur mit furchtſamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunſt geweſen ſei. »Das iſt gut,« ſagte er; »ich habe dieſe Frage deßwegen an dich gethan, weil man ſich in dieſer Gegend, welche du betrachten willſt, ohne eine Kenntniß der Gemüthsarten und Ausſchweifungen der Poeten in gar nichts finden kann. Du wirſt

»wunderliche Gegenſtände ſehen. Es ſcheint, als »ob ſich die Natur an dieſem Orte verloren hätte, »und du wirſt finden, daß daſelbſt alle Handlungen nicht ſo ſind, wie ſie natürlicher Weiſe zu »ſein pflegen, weil dergleichen Poeten nicht ſo denken, wie ſie natürlich denken ſollten. — Die ganze Gegend, fuhr er fort, »wird beſonders von einer »Seele in Bewegung geſetzt, welche ſich in ihrem »Leben durch poſſierliche Handlungen von andern »unterſchieden hat. Ihr ganzer Aufzug ſieht einem »Traume ähnlicher, als einer wirklichen Begebenheit, welches eben daher kommt, daß dieſe Seele »mit dergleichen Träumereien ſich in ihrem Leben »am meiſten beſchäftigte. Sie hat in jener Welt »die edlen Bemühungen vernünftiger Männer um »den guten Geſchmack ſehr übel verſtanden. Was »jene durch Wiſſenſchaft und Beſcheidenheit erhielten, das ſuchte ſie durch Geſchrei und Ungeſtüm »vergebens zu erhalten.«

Mein Führer wollte weiter reden; allein, ich war aus Neugierde ſo ungeduldig, daß ich ihn bei der Hand faßte und mich durch den Pöbel drängte. Ich ſah auf einem hohen Gerüſte eine Seele in der gewöhnlichen Pracht eines Marktſchreiers, für welchen ich ſie gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher geſagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geſchmacks ſei. Er hatte ſich auf einem erhabenen Orte, wo er Alles überſehen, und ein Jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüſte erbaut. Jedoch war die Architektur daran ſehr gothiſch und abgeſchmackt, und die Verzierungen waren ganz ungleich. Einige Stücke davon beſtanden in Schnitzwerken, welche ſehr prächtig und mit vieler Kunſt ausgearbeitet zu ſein ſchienen. Mein Führer verſicherte mich, daß dieſer Charlatan ſolche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man ſie als merkwürdige Ueberreſte der griechiſchen und römiſchen Architektur aufgehoben, verſchiedene aber durch einige ſeiner Bande, ſo er zu London und Paris deßwegen unterhalten, erbeutet hätte und nunmehr ſo unverſchämt ſei, ſolches für ſeiner eigenen Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihn mehr als einmal ſeiner Dieberei zu überführen gewußt, und ihm ſogar die Oerter genannt, wo er ſie herbekommen habe. Dieſe Nachricht ſchien mir ſehr glaublich, denn ich ſah, daß dieſe gekaperten Zierrathen kaum den vierten Theil ſeines Theaters ausmachten, die übrigen drei Theile aber aus Klötzen und ungehobelten Brettern, zum Theil aber aus Puppenwerk und ſolchem Geräth beſtanden, welches man den Kindern zum Spielen gibt. Alles dieſes war ſehr unordentlich zuſammengenagelt, und es ſchien ſo baufällig zu ſein, daß es alle Augenblicke einzufallen drohte. Dieß würde vermuthlich auch geſchehen ſein, wenn nicht verſchiedene Perſonen, welche ſeine Livrei trugen, ſolches mit vieler Sorgfalt unterſtützt hätten. Gleichwohl ſchien bei dieſen mißlichen Umſtänden ihr Prinzipal ganz unbeſorgt zu ſein. Er ging mit ſtarken Schritten auf dieſem Gerüſte hin und wieder, und ſo oft er ſeine Medicamente anpries, ſo redete er mit einer ſolchen zuverſichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude davon erſchüttert wurde. Niemals habe ich etwas Uebermüthigeres geſehen, als dieſen Charlatan. In ſeinem Geſicht war er ſehr häßlich und ungeſtalt; gleichwohl konnte man es ihm von weitem anſehen, daß er ſich geſchminkt hatte, und dem ungeachtet war er ſo eitel zu glauben, daß er der ſchönſte Charlatan ſeiner Zeit ſei. Man hat es, wie mir mein Führer erzählte, vielmals verſucht, ihm aus ſeinem Irrthum zu helfen, und ihm um deßwillen Spiegel vorgehalten; allein dadurch iſt er jedesmal ſo erbittert geworden, daß er nicht allein die Augen feſt zugedrückt, ſondern auch den Spiegel ſelbſt mit einem Knittel, den er gemeiniglich ſeinen Beweis zu nennen pflegte, zerſchlagen, und auf diejenigen losgeprügelt, welche es mit ihm ſo redlich gemeint, und ihm ſeine Häßlichkeit zeigen wollen. Seine Kleidung ſah natürlich ſo aus, wie das fürſtliche Gewand eines von denen theatraliſchen Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte beſuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verſchiedenen Orten dergeſtalt zerriſſen, daß ſie nicht einmal ſeine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen ſuchte, daß er über die Löcher verſchiedene Sinngedichte und Heldenoden klebte, welche ſeine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bei den gemeinen Marktſchreiern habe ich gefunden, daß ſie ihr Theater durch Anklebung verſchiedener Zettel anſehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß ſie ihre Geſchicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichſten, Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In dieſem Stücke war es hier ganz anders beſchaffen. Sein Theater war über und über mit

Dedicationen und Vorreden beklebt, und an den Orten, welche am meiſten in die Augen fielen, war ſein Bildniß unter vielerlei Geſtalten zu ſehen, welche jedoch wenigſtens darin einander ähnlich ſahen, daß ſie allerſeits entweder mit Lorbeerzweigen, oder mit einem gewiſſen Glanze ausgeziert waren, der die Unſterblichkeit vorſtellen ſollte. Anſtatt der Privilegien aber führte er einen großen Blaſebalg in der Hand, welchen er allemal zuſammendrückte, ſo oft er von der Liebe zum Vaterlande redete.

Einen Umſtand kann ich nicht unberührt laſſen, weil er mir einige Nachricht von der Religion unſers Charlatans gab. Auf der erſten Seite des Theaters ſtand das Götzenbild eines Frauenzimmers. Dieses trug eine Krone von Federſpulen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgeſtreift waren. An derſelben hingen die Namen verſchiedener alter und neuer Schriftſteller, welche ſie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil ſie ſich geweigert, ſie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch größer aber ihr Bauch, und hierin habe ich nichts ähnlicher geſehen, als den Abgott der alten Deutſchen, welchen ſie den dicken Püſtrich nannten, und deſſen ſich die Betrügerei der heidniſchen Prieſter zum Schrecken des Volks zu bedienen wußte, wenn ſie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer ſpeien ließen; ungeachtet er nur ein Kloz war. Ihre Hände waren ſehr ſtark und plump. In der linken hielt ſie ein Fernglas, welches ſie aber nicht brauchen konnte, weil ſie blind war; gleichwohl merkte ich, daß ſie es vor ihr Geſicht hielt, um den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte ſie ein Gefäß voll Dinte, das ſie denen in die Augen zu ſchütten drohte, welche ſich nicht entſchließen konnten, ſie für eine Gottheit zu erkennen. Sie ſaß auf einem ſehr erhabenen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblaſenen Schlauche beſtand, ſo, wie etwa diejenigen geweſen ſind, in denen die Götter der Heiden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füßen lag ein nacktes Frauenzimmer, deſſen Name mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgſte Feindin ſein mochte. Dieſem Götzenbilde nahte ſich unſer Charlatan, ſo oft er merkte, daß ſeine Hitze und ſein Eifer für das allgemeine Wohl einigermaßen nachließ. Er betete ſie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er ſelbſt verehrt ſein wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altar einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, ſondern ein Anderer, ſie geſchrieben. Das ſicherſte Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieſes, wenn ihm unter ſeiner andächtigen Beſchäftigung der Schaum vor den Mund trat, und er ein gelehrtes Zucken in ſeinen Händen empfand, ſo wie es etwa bei den heftigſten Paroxysmis neidiſcher und zänkiſcher Schriftſteller ſein mag. Dieſes Augenblicks bediente er ſich mit großem Nutzen, und alsdann war er am geſchäftigſten, ſeine gelehrten Medicamente unter die Zuſchauer auszutheilen, ihnen die probateſten Recepte des guten Geſchmacks vorzuſchreiben, und von den Wundern zu erzählen, welche dieſe Univerſalarzneien bei verſchiedenen ſeiner kindlichgehorſamſten Patienten gewirkt, die ſie mit offenem Munde verſchlungen hatten.

Sein größtes Geheimniß beſtand in einer gewiſſen Art Pillen. Eine jede Doſe davon wickelte er in eine von den Lobſchriften, welche man ihm zu Ehren und der Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und dadurch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf ſolche Art den Leuten ſeine Pillen und ſeinen Ruhm zugleich beibrachte. In der That hatten dieſe Pillen eine erſtaunliche Wirkung. Kaum hatte ſie der Patient eingenommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirn empfand, das ſo lange anhielt, bis ſich die Natur half, welches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Natur geſchah, ſondern alle Unreinigkeiten gingen durch die Finger weg; und was mir dabei am ſeltſamſten vorkam, ſo fingen die meiſten der Patienten dieſe Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches ſie ſodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte ſelbſt widmeten, und zu fernerer Beförderung des guten Geſchmacks überreichten. Sodann erhielten ſie von ihm die Gewalt, unter ſeiner Aufſicht Andere zu kuriren. Ich habe gemerkt, daß ſie in ihrer Kur oftmals viel heftiger waren, als ihr Oberhaupt, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß einer derſelben nur einige Schritte von mir einem der Zuſchauer eine ziemliche Anzahl Pillen in den Hals ſteckte, um ihn auch wider ſeinen Willen von dem übeln Geſchmack zu kuriren. Ich habe vergeſſen, zu erinnern, daß der Anführer dieſer kleinen Charlatane erſchreckliche Abenteuer von ſeinen Kuren zu erzählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu ſagen: Dieſen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich durch meine herrlichen Elixiere, durch meine vortrefflichen Pillen kurirt! Nein! zum wenigſten ſein ganzes Vaterland war es, dem er geholfen hatte, und ſo oft ſeine Pillen bei einem Patienten ſo, wie ich oben erzählt habe, durchſchlugen, ſo oft gratulirte er auch dem ganzen gemeinen Weſen. Beinah hätte ich den wichtigſten Umſtand ganz mit Stillſchweigen übergangen. Ordentlicher Weiſe haben unſere Marktſchreier etliche Schnuren angereihter Zähne an dem Halſe hängen, welche ſie preßhaften Patienten ausgeriſſen haben, und nunmehr als Siegeszeichen herumtragen. Meine Leſer können wohl glauben, daß unſer Arzt dergleichen redende Zeugen ſeiner Geſchicklichkeit und Erfahrung eben ſo wohl an ſich hängen hatte. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle aber eine große Schnur zuſammengereihter und auserleſener Donatſchnitzer, welche er aus den Schriften gelehrter Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich bei dem Anblick dieſer koſtbaren Pracht unmöglich des Lachens enthalten: zu meinem größten Unglück aber ward ich von einem dieſer witzigen Adepten darüber entdeckt, welcher ſich durch die andern Geiſter drängte, und indem er auf mich zueilte, einmal über das andere rief: Halt auf! Halt auf! Ich ſuchte mich unter dem Volke zu verbergen; er fand mich aber dennoch, und als er mich angeradt hatte, ſagte er: »Laſſe ſich der Herr kuriren! Der Herr hat den Staar, einen gefährlichen Staar! Er kommt nicht aus meinen Händen, bis ich Jhm denſelben geſtochen habe! Halte der Herr im Guten, oder ich brauche Gewalt!« Hier half weder Bitten noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde gewiß die erſchrecklichſten Experimente haben ausſtehen müſſen, wenn nicht mein Begleiter, ich weiß nicht mehr, was für ein Mittel, ausfindig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbariſchen Wohlthäters zu entreißen.

Indem ich noch vor Schrecken außer mir war, kam ein Schatten, welcher dieſe Gewaltthätigkeiten von fern wahrgenommen haben mochte, in vollem Lauf auf mich zu. »Proteſtiren Sie, mein Herr,« rief er, als er wohl noch zehn Schritte von mir war, »proteſtiren Sie! Ergreifen Sie das heilſame beneficium appellationis! (Zuflucht der »Appellation.) Sie können es bezahlen, ich ſehe »es Ihnen an, Sie haben die gerechteſte Sache »von der Welt. Ich diene Ihnen mit Vergnügen, und ich will es billig machen. Sie ſollen es erfahren. Wir wollen unſern Gegner ermüden, bis er ſelbſt kommen und einen Vergleich »anbieten ſoll. Ich will Ihnen für weniges Geld »Zeugen ſchaffen, ſo viel Sie verlangen. Befehlen Sie etwa alte Documente? Ich will gleich »welche zurecht machen. Wir wollen die Sache »durch alle Inſtanzen durchſetzen, und verlangen »Sie es, ſo müßte ich meine Praxis ſchlecht verſtehen, wenn ich es nicht in möglichſter Kürze »dahin bringen wollte, daß Ihr Rechtshandel in »dreißig Jahren noch eben ſo verwirrt ausſehen »ſollte, als er jetzt iſt. Ich bin recht dazu geboren, meinen bedrängten Clienten beizuſtehen. Feig »werde ich, dem Himmel ſei Dank, auch durch »nichts, und im Schreiben bin ich unermüdet, ſo »lange ich noch einen Finger rühren kann. Aber »Geld müſſen Sie freilich haben; denn ich und

»Ihr Richter können ohne Geld die Sache nicht »recht einſehen. Was betreffen denn Ihre Streitigkeiten? Machen Sie mir nur einen kleinen »statum causae! (Ueberſicht und Schilderung des »ganzen Rechtsfalls) einen ganz kleinen statum »causae! Aber ja kurz, ſo kurz als immer möglich, denn ich bin kein Liebhaber von Weitläuftigkeiten.« Ich erſtaunte über die boshafte Dienſtfertigkeit dieſer kleinen geſchwätzigen Seele, die ſo voll Begierde nach meiner gerechten Sache um mich herumſprang, daß ſie nicht ein Auge von meinem Schubſacke verwandte. Ich fing ſchon an, zu zweifeln, ob ich den praktiſchen Händen meines rechtlichen Beiſtandes entgehen, und ohne Prozeß von ihm loskommen würde, als ich mich beſann, ihn zu bitten, daß er mir ſein Wort halten, und in einer ſehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glückſeligkeit betreffenden Sache, die ich ihm gleich entdecken würde, treulich beiſtehen, vor allen Dingen aber bei meinem Richter es dahin bringen ſollte, daß ich das Armenrecht erlangen möchte. »Das Armenrecht!« rief er mit einer »kleinmüthigen Stimme. »Ich wollte Ihnen gern »dienen; aber ich mache mir ein Gewiſſen daraus, »eine Sache anzunehmen, welche ich gleich beim »erſten Anblick unbillig finde. Streiten Sie ja »nicht, Sie haben das größte Unrecht von der »Welt! Vergleichen Sie ſich in der Güte, ich rathe »es Ihnen wohlmeinend. Zum wenigſten werde »ich mich wohl hüten, an Ihrem boshaften Vorhaben Theil zu nehmen. Sie ſollten ſich ſchämen, einem ehrliebenden und gewiſſenhaften Advokaten, wie ich bin, dergleichen Antrag zu thun! »Leben Sie wohl!«

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich auf eine ſolche Art von dieſem verdrüßlichen Handel loszuwickeln. Doch dieſe Freude war nur von kurzer Dauer. Denn ehe ich mich es verſah, ſprang eine Seele mit einem großen Körper hinter einem Buſch hervor, und auf mich los. Ich erſchrack, wie leicht zu glauben iſt, da ich mir an dieſem einſamen Orte vor einem ſo unvermutheten Ueberfalle nichts Gutes verſprechen konnte. Ich floh, ohne mich umzuſehen, und war vor Angſt außer mir, als ich fühlte, daß man mich bei den Haaren hielt. Ich wandte mich um, in der Abſicht, meinem Verfolger zu ſagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als dieſer ſich mit einer demüthigen Geberde, jedoch ohne meine Haare loszulaſſen, vor mir bückte, und zu mir ſagte:

Der Ehrfurcht gib es Schuld, geprieſner Mäcenat,
Daß ich aus reger Glut, mit demuthsvollen Händen,
Den Wunſch . . . .

»Ich habe nicht einen Dreier in meinem ganzen »Vermögen!« war meine Antwort. Darauf ließ er mich mit einer verächtlichen Miene los, und ich ſah ihn zu einem großen Schwarm kleiner Geiſter eilen, welche einer dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigen Anzuge man ihre großen Verdienſte und Gaben einigermaßen wahrnehmen konnte. Ihr Geſchrei war ſo verwirrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was es bedeuten ſollte.

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte einen Miſchmaſch von Altären, von Zierde des Vaterlandes, von Wundern ſeiner Zeit, von Nachwelt, von Unſterblichkeit, und von hundert ſchönen Sachen, deren eine jede, durch die Bank gerechnet, wenigſtens einen Gulden werth war. Beſonders kam mir eine etwas klare Stimme ſehr bekannt vor, welche, um ihr Anliegen recht feurig zu verſtehen zu geben, immer über das dritte Wort, O! rief. Es war luſtig anzuſehen, wie unermüdet dieſe kleinen Geiſter ihrem beſungenen Helden nachlieſen, welcher, wie man deutlich merken konnte, von dem vielen Weihrauch mehr und mehr aufſchwoll, und durch ſeine hohen Blicke zu verſtehen gab, daß er ſich dieſes Ruhms allerdings nicht unwürdig erkannte. Endlich erbarmte er ſich ſeiner Clienten, kehrte ſich um, und blieb ſtehen. Dieſes vermehrte den Lärm. Die kleinen Seelen ſtolperten über einander weg, und drängten ſich, weil eine jede die nächſte ſeyn wollte. Sie hielten die offnen Hände empor, und ſahen alle mit ſehnlichen Blicken auf den patriotiſchen Geldbeutel ihres theuren Gönners, welcher auch in der That großmüthig genug war, und durch eine reiche Spende ihre ehrfurchtsvollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, welche ſich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Athem vergöttert hatte: wer denn dieſer berühmte und tugendhafte Mann ſei? wie er heiße? wodurch er ſich um ſein Vaterland ſo verdient, und eines ſo ausnehmenden Lobes würdig gemacht hätte? »Das weiß ich alles nicht,« antwortete ſie mir kaltſinnig; »aber heute iſt ſein Geburtstag!«

Zwei Seelen, die ich anfangs für Bierſchröter anſah, welche aber, wie ich von meinem Begleiter erfuhr, in ihrem Leben Kritici, und ganz abſcheulich gelehrte Männer geweſen ſein ſollten, verurſachten einen großen Auflauf in der Gegend vor dem Stadtthore, wo ſich ſonſt zu gewiſſen Zeiten die Ringer und Klopffechter von dem Pöbel bewundern laſſen. Sie hatten einander auf die grimmigſte Art bei den Haaren angefaßt, und ein Jeder bemühte ſich, den Andern zu überwältigen. Dieſer Kampf war merkwürdig, aber auch ungewiß, weil ſie einander beide gewachſen waren. Ich war nicht im Stande, einige Nachrichten von den Urſachen ihrer Erbitterung zu erfahren; denn Alles, was ich noch hören konnte, waren ſolche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigſte Kutſcher nicht gelernt hat, wenn er auch in ſeiner Mutterſprache noch ſo ſtark iſt. Endlich fiel der eine mit großer Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte vermuthlich gerechte Sache haben, denn er ſchlug, aus Liebe zum Vaterlande und zu den ſchönen Wiſſenſchaften, ganz unbarmherzig mit geballter Fauſt auf ihn zu. Sie beſudelten ſich beide, und erregten einen ſolchen Staub, daß ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen zu ſehen.

Ich richtete alſo meine Aufmerkſamkeit auf die Umſtehenden, welche auf verſchiedene Art an dieſem Abenteuer Antheil zu nehmen ſchienen. Einige waren ſo muthwillig, daß ſie durch ein unaufhörliches Huß! Huß! dieſe erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren kritiſchen Unterſuchungen noch mehr anfeuerten, und ſo oft ein Schlag geſchah, ſo oft bezeugten ſie durch ein leichtſinniges Händeklopfen ihren Beifall; ja, ich ſah ſogar, daß einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen, wodurch ſie dieſelben ganz wüthend zu machen wußten. Einige der Zuſchauer lachten, und dieſe ſchienen mir am meiſten unpartheiiſch zu ſein, weil ſie beide für unſinnig hielten. Andre waren bemüht, die Streitenden aus einander zu reißen; aber ſie bemühten ſich nur vergebens, und Verſchiedene waren ſo unglücklich, daß ſie von ihnen in dieſer Unordnung für ihre guten Abſichten empfindliche Stöße bekamen. Die Meiſten nahmen Antheil an dieſer Zerrüttung, und es ſchien beinah ein allgemeiner Krieg zu werden. Ein Jeder ſchlug ſeinen Nachbar in die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wiſſen, warum? Verſchiedene, welche man vorher gar nicht geſehen, noch gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleiben können, verließen ihren Ort, eilten hinzu, und holten ſich Schläge, nur in der Abſicht, damit man ſie kennen lernen möchte, und ſie ſchienen recht vergnügt zu ſein, wenn ſie ſahen, daß man auch über ſie lachte.

Endlich wurden unſre beiden Fechter, welche alle dieſe Unruhe veranlaßt hatten, ihres Streits müde. Sie gingen von einander, und ich war ſo verwegen, den Ueberwinder, welcher den andern von ſeinem guten Geſchmacke ſo handgreiflich überführt hatte, zu fragen, was die Urſache ihres hitzigen Kampfs geweſen ſei. »Vermuthlich,« ſagte ich zu ihm, »haben Sie, mein Herr, ſich des wahren »Wohls Ihres Vaterlandes angenommen. Vermuthlich haben Sie eine Wahrheit zu vertheidigen gewußt, ohne welche viele tauſend Menſchen »unglücklich hätte werden müſſen. Iſt es nicht

»das ewige, ſo wird es doch wenigſtens das zeitliche Wohl Ihrer Mitbürger ſein, welches Sie mit Hintanſetzung Ihres Ruhms und Ihrer Ehre vertheidigt haben.« »Ach! noch viel mehr!« war ſeine Antwort; »noch etwas viel Wichtigeres! Solche Kleinigkeiten gehen mich nichts an! Bedenken Sie nur einmal, mein Herr, bedenken Sie nur einmal den Raſenden, den Unſinnigen, das Scheuſal der gelehrten Welt, den . . O! . .« Weiter konnte er vor Zorn nichts ſprechen. »Was iſt denn aber das Erſchreckliche, das dieſer Raſende, dieſer Unſinnige begangen hat?« »Die ganze Natur möchte ſich entſetzen!« antwortete er mir. »Abſcheulicher iſt es niemals erhört worden! Turnus! Die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich dran gedenke! Ueberlegen Sie es nur ſelbſt! Turnus, ſpricht der verſtockte Böſewicht, habe blaue Augen gehabt. Und ich, mein Herr, als ein ſo berühmter Scholiaſt, der ſchon vor zweihundert Jahren ein großer Mann geweſen iſt, ich habe es ihm aus einer Stelle des Virgil bewieſen, daß Turnus ſchwarze Augen hatte, und gleichwohl hat er mir öffentlich widerſprochen, da er doch mein Schüler geweſen iſt? Iſt das wohl erhört?«

Wer war froher, als ich! Nunmehr ſah ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen ſeyn würde, wenn mein Held auch nicht Recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß ſich ein Paar Kunſtrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Denn, dem Himmel ſei Dank! unſre Kunſtrichter machen es gar nicht ſo. Dieſe unterſuchen die gelehrten Wahrheiten ohne die geringſte Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vorurtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten ſind ſie beſcheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, ſo bald ſie überführt werden, daß ihre Meinung irrig iſt, und freuen ſich, wenn man ſie davon überführt. So machen es unſere heutigen Kunſtrichter in dieſen geſitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freilich ganz anders!

Dieſes waren ungefähr meine Betrachtungen, welche ich damals bei mir anſtellte, und ich hing ihnen mit ſolchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher ſich indeſſen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nachſah, winkte, daß ich ihm folgen ſollte. Er zeigte mir von fern in der Stadt die ängſtliche Beſchäftigung einer abgeſchiedenen Seele. Wir begaben uns näher hinzu, und ich ward bald gewahr, daß ſie ſehr verhungert ausſah. Sie ſchwärmte um einen prächtig vergoldeten Wagen, welcher vor dem Hauſe eines Kaufmanns hielt, deſſen Name mir wohl bekannt war, ſehr Vielen aber in der Stadt noch bekannter als mir iſt, weil ſie ſeinen Staat durch ihren Vorſchuß unterhalten müſſen. Anfänglich war ich zweifelhaft, was die Abſicht dieſer unruhigen Seele ſeyn müßte, und beinah hätte mich die zerriſſene und übel geflickte Kleidung auf die argwöhniſchen Gedanken gebracht, es ſei eine von den Seelen, welche in der Welt eine doppelte Berufsarbeit haben, und die Reiſenden entweder um ein Almoſen anſprechen, oder beſtehlen. Allein ich merkte meinen Irrthum, als ich näher kam und ſah, daß es die wirthſchaftliche Seele des Vaters von dieſem jungen Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in ſeinem Leben gekannt zu haben. Er war der Reichſte dieſer Stadt, und darum merkwürdig, weil er ſich, mit ökonomiſchen Händen, die Schuhe und Strümpfe ſelbſt geflickt, und es von allen ſeinen Mitbürgern in der Kunſt, zu hungern, am weitſten gebracht hatte. Wohl nimmermehr hätte er geglaubt, daß ſein landüblicher Wucher und ſeine exemplariſche Sparſamkeit dem Sohne Gelegenheit geben ſollte, ſich mit lachendem Muth und vollen Händen desjenigen zu entſchütten, was er unter Sorgen und Kummer einzeln zuſammengeſcharrt hatte. Und eben dieſes war die beſtändige Marter, welche ſeine abgeſchiedene Seele ſeit ihrer Trennung vom Leibe gequält hatte. Jeder Tag gab dem Sohne eine neue Gelegenheit zur Verſchwendung, und alſo auch jeder Tag dieſer Seele eine neue Art von Peinigung.

Eben jetzt hatte ſich der Kaufmann eine Kutſche machen laſſen, welche gleich ſo viel koſtete, als ſein Vater durch eine vorſichtige Abſchwörung eines eigenhändig ausgeſtellten Wechſels ſich und ſeinen Nachkommen zum Beſten verdient hatte. Hätte wohl unſrer Seele irgend etwas empfindlicher ſein können, als dieſes? Wohl hundertmal verſuchte ſie, den Kutſcher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieſer war zu körperlich, und die Seele zu ätheriſch. Sie fiel den Pferden in den Zügel, ſie brausten; weiter konnte ſie nichts thun.

Sie verließ alſo dieſen unglückſeligen Wagen unter vielen Vermaledeiungen, und ſchwang ſich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und ſah Wunder. Was konnte ihr erſchrecklicher ſein, als der Anblick des koſtbaren Porcellans, der prächtige Aufſatz von Gläſern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allen leider ein todtes Kapital von vielen tauſend Thalern lag? Dreimal ſtampfte ſie auf das ſündliche Kanapee. Fünf und achtzig Thaler! rief ſie, und ſeufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängſtigung. Sie fiel auf das Gold zu, ſie ſuchte es abzukratzen; aber freilich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten ſich ihr, aber auch hundert Höllenmartern. Endlich erblickte ſie ein Contobuch. Dieſes ſchien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, ſie ward ruhig; aber dieſe Ruhe war nur von kleiner Dauer. Denn in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer; er hielt ein ſaubergeſchriebenes Pergament in der Hand, auf welchem ich das Wort Von deutlich ſehen konnte. Er ging zur Kaſſe, vermuthlich in der Abſicht, ſeine ritterlichen Verdienſte geltend zu machen. Welcher entſetzliche Anblick für unſere Seele! Sogar das Contobuch ließ ſie liegen. Sie eilte zur Kaſſe, ſie ſetzte ſich darauf, ſie ſtemmte ſich nach äußerſtem Vermögen, deren Aufſchließung zu verhindern, ſie ſuchte ſich des unglückſeligen Pergaments zu bemächtigen; aber Alles vergebens. Der Kaufmann ſchloß mit der größten Zufriedenheit ſeine Kaſſe auf. Er langte einen Beutel heraus, welcher wenigſtens ſo wichtig war, als ſiebzehn Ahnen, und ging im Triumph davon. Nimmermehr werde ich die Verzweiflung vergeſſen, welche unſre Seele blicken ließ. Sie blieb ganz troſtlos auf der Kaſſe liegen. Sie umarmte dieſelbe, und rief mit wimmernder Stimme einmal über das andre: »O Levi! O Marx!« Dieſe Angſt ging mir nahe. Ich wollte ſie tröſten. Ich wollte mir von der Urſache ihres Kummers nähere Nachricht geben laſſen. Ich nahm ſie freundlich bei der Hand, und ſagte: «Geben Sie mir doch . . . . .« »Was! Geben!« rief ſie; »ich bin ſelber ein armer »unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein großer »Bengel kann arbeiten! Geht ins Almoſen!« Dieſe Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer, wegen verſchiedener Urſachen, ein Verlangen, aus der Stadt, und wieder an dem Orte zu ſein, wo wir uns vorher befunden hatten. Er war ſo gefällig, mich ohne Weigerung dahin zu begleiten. Wir ſtanden ſtill, und ſahen uns um, ob wir irgendwo eine Seele in einer Beſchäftigung erblicken möchten, welche unſere Aufmerkſamkeit verdiente. Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieteriſchen Stimme: Vorgeſehn! Ich ſprang auf die Seite, in der Meinung, es wäre vielleicht die abgeſchiedene Seele eines Sänftenträgers. Wie groß war nicht meine Verwunderung, als ich an deren Stelle einen Schatten ſah, deſſen Kleidung machte, daß ich, nach der Gewohnheit unſerer Stadt, den Hut vor ihm abzog. Er dankte mir mit einer ſtolzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu ſehen, und ich fand in ſeiner Geſichtsbildung eine lächerliche Vermiſchung von Scheinh . . . . chmü- . . . . jüdiſchen und niederträchtigen . . . . usuraria . . . . . . und Waiſen . . . . . . dennoch eifern . . . . . . kurz . . . . ärger . . . . tüſſens[1]. Unter ſeinem Arme hielt er ein Buch, welches ſehr gebraucht zu ſein ſchien. Ich konnte aber auf dem Titel weiter nichts leſen, als die Worte: **Der allzeit fer-**

---

[1] In dem eingeſandten Manuſcripte findet ſich hier eine große Stelle, welche, man weiß nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf

---

der Poſt, dergeſtalt zerrieben und unleſerlich gemacht worden, daß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande geweſen iſt, den eigentlichen Inhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieſer Verluſt iſt höchlich zu bedauern, weil dadurch die ganze Erzählung ſo dunkel und unverſtändlich gemacht worden iſt, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieſer Schatten geweſen ſein müſſe, welchen der Herr Verfaſſer im Traume geſehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erläuterung darüber zu bitten, zumal da es demſelben gefallen hat, den eigentlichen Ort ſeines Aufenthalts zu verſchweigen. Inzwiſchen erſucht man denſelben um eine vollſtändige Abſchrift ſeines Charakters. Man hat es ohne ſein Vorwiſſen nicht wagen wollen, ſolchen gänzlich auszulaſſen, und der Eingriff würde zwar vielleicht gelehrt, aber dennoch ſtrafbar geweſen ſein, wenn man ſolchen ſelbſt hätte ergänzen, und unſre Arbeit für das Original deſſelben hätte ausgeben wollen. Der beſte Rath hat dieſer zu ſein geſchienen, wenn man die ganze Stelle aufs Sorgfältigſte ſo drucken ließ, wie ſie in dem Manuſcripte noch zu erkennen geweſen. Vielleicht erlangt man dadurch bei denjenigen Gelehrten einen großen Beifall, welche in dergleichen Art von verſtümmelten Schriften, in denen kein Verſtand iſt, die größte Weisheit ſuchen, und ihren Namen durch deren mühſame und wichtige Ergänzungen zu verewigen gedenken. Man erwartet von den deutſchen Grutern und Gronoven alle billige Erkenntlichkeit für die kritiſche Aufgabe, und will nur wünſchen, daß durch deren Unterſuchung nicht zu neuer Heftigkeit und Erbitterung in der Gelehrtenrepublik Anlaß gegeben werden möge!

tige ꝛc. Er ſchien ſehr tiefſinnig zu ſein, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, wovon ich noch dieſes ganz eigentlich verſtand: »Der Ketzer hätte »mir gar wohl acht Prozent geben können!« Ich fragte meinen Begleiter, ob er dieſen verkappten Wucherer kenne? Er legte mir aber die Hand auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden.

Die Nachricht, daß ſich die Seele des Cicero in Geſellſchaft verſchiedener Griechen und Römer in dem Garten eines nicht weit von hier gelegenen Landguts habe blicken laſſen, machte unter allen Geiſtern eine große Bewegung. Ein Jeder eilte aus Neugier dahin, und ich ſelbſt war unter dieſer Zahl. Der Anblick vergnügte mich, und ſeine Mienen, welche etwas Großes zeigten, prägten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieſer patriotiſchen Seele ſchuldig iſt. Ich bemerkte inzwiſchen dennoch etwas Niedergeſchlagenes an ihr, welches von einer Scham herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deßwillen nahm ich Gelegenheit, mich bei einem Schatten, welcher dem Cicero folgte, und ſein Freigelaßner geweſen ſein mochte, darnach zu erkundigen. »Er hat wohl Urſache,« antwortete mir dieſer, »niedergeſchlagen und beſchämt zu ſein, weil »er erfahren, daß man ihn in eurem Lande den »unerbittlichen Händen eines Geſchlechtes preißgegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, »ihn lächerlich, und wenn es hoch kommt, aus einem römiſchen Conſul zu einem lateiniſchen Sprachmeiſter macht. Die größte Betrübniß für ihn iſt »noch dieſe, daß er wegen dieſer Mißhandlung ſich »bei den Göttern ſeines Landes beſchwert, aber zur

»Antwort erhalten hat, eben dieſes ſei die Strafe, wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld gegeben, daß er zum öftern viel Eitelkeit und einen unanſtändigen Hochmuth an ſich habe blicken laſſen, welcher nicht beſſer gezüchtigt werden könne, als durch ewige Commentatoren.« Ich erſchrack über dieſes ſtrenge Urtheil des Pluto, welches mir faſt unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheiten darin beſtärkt worden wäre.

Ungefähr hundert Schritte von uns erblickten wir eine Menge tiefſinniger Seelen in beſtaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernſthaft, und ihr Gang monarchiſch. Sie ſchienen ſehr uneinig unter einander zu ſein, und je näher ſie uns kamen, deſto deutlicher hörte man ihren Streit, ſogar, daß ihr Anführer ſich umkehren, und mit drohender Fauſt, und einem fürchterlichen: Me Dius fidius! Friede gebieten mußte. Dieſer Aufzug ſchien die Seele des Cicero ſehr zu befremden. Er vermuthete ſich eines wichtigen Antrags, und glaubte, wie ich nachdem erfuhr, daß es vielleicht Geſandte eines auswärtigen Volks, oder ſogenannter Barbaren, wären, welche ſich aus Hungersnoth gezwungen ſähen, bei dem Rathe und Volke um Brod aus Sicilien oder Aegypten anzuſuchen. Er empfing ſie mit einer mitleidigen Miene: aber wie ſehr erſtaunte er nicht, als der Anführer dieſer Prozeſſion ihm eine ſehr wunderliche Verbeugung aus dem Alterthume machte, welche nach Grävs Berichte zu den Zeiten des Ennius unter den Stutzern in Rom Mode geweſen ſein ſoll. Cicero hielt dieſen erſten Anfall ſtandhaft aus, und es ſchien, daß er den Vortrag mit einiger Ungeduld erwartete. Dieſer erfolgte endlich, nachdem der Orator dieſer Geſandtſchaft ſich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetoriſche Poſitur geſetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erſchrecklich großes Buch überreicht hatte, welches vier der ſtärkſten ſeiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf deſſen Rücken die Worte glänzten: **opera omnia.** Cicero entſetzte ſich ein wenig über dieſe ausländiſche Maſchine; noch aufmerkſamer aber war er, als ihn der Anführer folgendergeſtalt anredete: **Omnino, si quid est in me ingenii, quod sentio, quam sit exiguum . . . exiguum . . . quod sentio, quam sit exiguum.** (»Wenn ich etwas Genie habe, das, wie ich fühle, nur gering iſt.« — Der Anfang der Rede Cicero's, die er für den Dichter Archias hielt.) Vermuthlich mochte dieſe unumſtößliche Wahrheit die Kräfte unſeres Demoſthenes ſo ſehr mitgenommen, oder auch der Anblik des Cicero, welchen er ſich ganz anders vorgeſtellt hatte, eine ſo große Verwirrung in ſeinem Gemüthe verurſacht haben. Er hielt eine lange Weile inn, und ließ dem Cicero Zeit, ſich von ſeiner Verwunderung zu erholen, welcher von der ganzen Anrede nicht ein Wort verſtanden hatte, und ſeinen Atticus fragte: was dieſes für eine Sprache ſei? Denn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieſes lateiniſch ſein ſollte, ſo fremd und unvernehmlich kam ihm dieſe Sprache vor. Endlich erholte ſich unſer Redner, nachdem er ſeine Zuflucht zum Hute genommen, in welchem das Concept lag. Er verſicherte den Cicero in dem feinſten und in ciceronianiſchem Latein, daß er und ſeine Geſellſchaft vor Freuden auſter ſich wären, und dieſen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen wollten, an welchem ſie das Glück gehabt, denjenigen kennen zu lernen, welcher zu ſeiner Zeit das ſchönſte Latein geredet, und deſſen Gelehrſamkeit ihnen zu Erlangung der Leibesnahrung und Nothdurft dienlich geweſen wäre. Er rühmte beſonders ſeine eigene Wenigkeit, da er an den Schriften des Cicero das Werk der Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, und ſie in gegenwärtigem bequemen Format durch die koſtbarſten und tiefſinnigſten Noten, durch Sammlung aller nur erſinnlichen Lesarten, und durch ein erſtaunendes Regiſter brauchbar, und zugleich ihrer Beider Namen unſterblich gemacht habe. Zum Schluſſe beſeufzte er die verſtockte Blindheit ſeiner deutſchen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas mehr, als lateiniſch, fordern wollten, und ſo gar anfingen, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche in Deutſchland auch der Pöbel verſtehen könnte, zu entweihen. Hier beſchloß er ſeinen Vortrag mit einem freudigen Dixi! und Cicero, welcher überdrüßig ſein mochte, einem ihm unverſtändlichen Gewäſch zuzuhören, antwortete nichts weiter als: Cura, ut valeas! [1]) und ließ ihn ſtehen.

Seine Abweſenheit bewog uns, dieſen Ort auch wieder zu verlaſſen. Wir kehrten zurück, und es begegnete uns eine Seele, welche ſich uns mit taumelnden und ſchleichenden Schritten zu nahen ſchien. Sie dehnte ſich, ſie wiſchte die Augen, und gähnte zu zweien Malen ſo laut, daß ich ſtehen blieb, um zu ſehen, ob ſie aufwachen, oder einſchlafen würde. Nach einer langen Weile kam ſie uns ſo nahe, daß ich weichen mußte, aus Furcht, von ihr getreten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, ſeine Meinung wäre, daß ich mich in ein Geſpräch mit ihr einlaſſen ſollte. Ich that es, und redete ſie mit lauter Stimme an, um ſie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein Paar Worte geſagt, als ſie die Augen erſchrecklich weit aufſperrte, die Arme von ſich ſtreckte, auf den Raſen niederſank, und weiter nichts ſagte, als: Gute Nacht! und in dem Augenblicke ſchlief ſie auch ſanft und ruhig.

---

[1]) Adieu! Leben Sie wohl! eigentlich: „Sorge, daß du geſund bleibſt;" die gewöhnliche Formel, mit welcher lateiniſche Briefe geſchloſſen werden.

Ich war verdrüßlich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen laſſen, dieſe träge Seele anzureden. Er lachte aber nur, und ſagte: «Ich habe »wohl gewußt, daß es dir nicht anders gehen würde, »als wie es mir, und noch vielen hundert Seelen »gegangen iſt, welche mit ihr haben reden wollen. »Dieſes iſt eben die Seele des berühmten Träumers, welcher in ſeinem Leben ſo oft auf dem »hamburgiſchen Walle nur darum ſpazieren gefahren iſt, daß er in ſeiner Kutſche deſto gemächlicher »ſchlafen könnte. Eben darin beſtand ſeine einzige »Arbeit. Keine Leidenſchaft hat ihn jemals ſtören »können. Dieſes brachte ihn zu einem feiſten Körper und ſehr hohen Alter. Man hat niemals zuverläſſig erfahren können, wie lange er gelebt habe; »ſo viel aber iſt gewiß, daß er etliche fünfzig Jahr »geſchlafen hat. Seine Vorältern hatten in ihrer »Handlung durch eine unermüdete Arbeit und Wachſamkeit ſo viel erworben, daß ihr Sohn mit der »größten Gelaſſenheit ſchlafen konnte. Er iſt eben »derjenige, welcher die Sonne in ſeinem ganzen

»Leben nicht hat aufgeben ſehen. Es iſt lächerlich genug, wenn es wahr iſt, was mir einige Schatten von ihm erzählt haben. Sie ſagen, es ſei noch ſehr früh und in der Morgendämmerung geweſen, als er geſtorben. Seine Seele hat ſich anfangs gar nicht entſchließen können, ſich von dem Bette zu entfernen, worin es ihr ſo lange Jahre wohlgegangen, und worin ſie jederzeit ihre größte Glückſeligkeit gefunden. Endlich ſei ſie doch genöthigt worden, ſolches zu verlaſſen, weil ſie der Lärm und das geſchäftige Bezeigen ihrer Hinterlaſſenen beunruhigt, und beinahe munter gemacht hätte. Sie habe ſich mit halbgeſchloſſenen Augen aus dem Zimmer gewagt, und ſei gleich zu der Zeit in dieſe Gegend gekommen, als die Sonne hervorgebrochen. Dieſer Anblick ſei ihr ſo unerträglich geweſen, daß ſie die Hand vor das Geſicht gehalten, und getaumelt habe; nicht anders, als ein Gefangener, welcher viele Jahre unter der Erde geſeſſen hat, und auf einmal an das Tageslicht kommt. So viel iſt indeſſen gewiß; ſo lange ich ihn kenne, ſo lange hat er ſich auch in dieſer Gegend aufgehalten, wo er noch jetzt ſchläft, ohne ſich zu bekümmern, wo er eigentlich ſei, oder was um ihn herum vorgehe. Einige ſeiner Landsleute haben mich verſichert, daß er beſtändig träge und unempfindlich geweſen, und wenn er auch gegeſſen, getrunken, oder ſonſt etwas gethan, was er zur Erhaltung ſeines Körpers unumgänglich thun müſſen; ſo habe man doch eigentlich gemerkt, daß es mit der größten Schläfrigkeit geſchehen ſei. Zuweilen hat er ausgeſehen, wie ein anderes vernünftiges Geſchöpf, welches wacht; ſobald er aber angefangen, den Mund zu

»bewegen, wie ein wachender Menſch, welcher reden will, ſo hat man gleich gemerkt, daß er in der That ſehr feſt geſchlafen, denn ſeine Worte ſind eben ſo verwirrt und ohne Verſtand geweſen, wie die Worte derer ſind, welche man noch vor Mitternacht in ihren Träumen ſtört. Unterdeſſen hat er doch ein ſehr exemplariſches Ende genommen. Anfänglich iſt er ungemein unruhig geweſen, als ihm ſein Seelſorger auf des Arztes Anrathen die Nachricht gebracht, daß er ſterben müſſe. Er hat davon durchaus nichts hören wollen. Bei den erbaulichſten und tröſtlichſten Beſchreibungen von der Glückſeligkeit jenes Lebens hat er mit dem Kopfe geſchüttelt. Als aber ſein Beichtvater von ungefähr die Worte ſagte: Wie glückſelig ſind die, welche zur ewigen Ruhe gelangen und ſelig entſchlafen! ſo drückt er ihm die Hände, gähnt ihn an, und ſtirbt.«

Dieſe Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieſer träumenden Seele ſtehen blieb. Ich konnte ſie nicht ohne Mitleid anſehen. Wie unglückſelig, dachte ich bei mir ſelbſt, iſt ſo ein Menſch, welcher in der Welt lebt, ohne im Geringſten die Pflichten zu erfüllen, die er ſich und ſeinen Mitbürgern ſchuldig iſt. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genießen, welches ihm tauſend angenehme Gegenſtände zeigen. Wäre er nur einigermaßen aufmerkſam, ſo würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher ſich die Größe des allgemeinen Schöpfers entdeckt. Er genießt ſein Vermögen nicht, weil er es, wenn es hoch kommt, nur anwendet, ſich durch unordentliches Eſſen und Trinſen in einer Trägheit zu erhalten. Des edeln Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen empfinden, die Gelegenheit ſuchen, auch Andere glücklich, und durch eine vorſichtige Austheilung ihres Vermögens mehr als eine Nachwelt ſich verbindlich zu machen. Sein Leben iſt ein beſtändiger Tod und eine Marter für diejenigen, welche mit Schmerzen auf ſein Abſterben warten, weil er erſt alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in dieſen ernſthaften Betrachtungen noch weiter fortgefahren; ehe ich mich es aber verſah, bekam ich mit einem Prügel einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß ich ganz ſchwindlicht darüber ward, und daß mir der Hut auf die Erde fiel. Ich kehrete mich voll Verdruß um, in der Abſicht, denjenigen zu ſehen, welcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grobheit zu begehen. »Ihr ſeid ſehr unbeſcheiden, mein Freund,« fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, »daß Ihr Leuten, die Ihr nicht kennt, und die Euch nichts gethan haben, auf eine ſo ungeſchliffene Art begegnet!« »Und Ihr ſeid ein ziemlicher Narr, wie ich merke,« verſetzte er mit einem lauten Gelächter, »daß Ihr einen witzigen Scherz übel nehmt. Merkt Ihr denn nicht, daß ich ein ſatiriſcher Kopf bin?« Dieſe unverſchämte Antwort bewog mich, ihn genauer anzuſehen, und ich entſann mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erſt vor einem Jahre geſtorben war, und ſich über einer Satire zu Tode geſchimpft hatte.

Ich war durch dieſe verdrüßliche Begebenheit ſo unruhig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir vielleicht noch ein witziger Kopf aufſtoßen, und mich braun und blau ſatiriſiren. Um deßwillen that ich meinem Begleiter den Vorſchlag, daß wir uns in eine ſchattige Gegend zurückziehen wollten, welche vor uns lag, und von der ich glaubte, daß es darin, wo nicht einſamer, doch ſicherer ſein würde.

In beidem betrog ich mich. Ich erblickte daſelbſt eine große Geſellſchaft, die meiſtens aus Frauenzimmern beſtand. Weil ſie in eben der Stadt gelebt hatten, wo ich mich aufhielt; ſo kannte ich ſie alle, und ich fand ihre Beſchäftigungen nicht im Geringſten verändert. Sie ſpielten, ſie tranken Kaffee, Manche redeten gar nichts, die Meiſten aber ſchlugen ein ſo lautes Gelächter auf, daß ich begierig ward, dieſe zuerſt zu beobachten. Ich nahte mich ihnen; ich hätte aber nicht gemeint, daß eben ich die Urſache dieſer allgemeinen Lebhaftigkeit und Freude geweſen wäre. Je näher ich kam, deſto heftiger fingen ſie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen die Urſache zu wiſſen; aber ſie waren ſo boshaft, und ſagten mir ſolche nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mich in ihrem Leben, durch ein ganz artiges und ſinnreiches Sonett auf ihren Mops, ſehr verdient gemacht hatte, war ſo dankbar, und half mir aus meiner Verwirrung. »Ich will es Ihnen »nur ſagen,« ſprach ſie zu mir, »warum wir ſo »luſtig ſind. Wir hatten ſchon viel Stunden lang »in der verdrüßlichſten Stille beiſammen geſeſſen, »ohne ein Wort zu reden, weil wir müde waren, »die Trachten, den Gang, und die Mienen aller »der Seelen, die bei uns vorbeigehen mußten, zu »beurtheilen. Auch mit den Abweſenden waren wir »bereits fertig, ja was das Allerbetrübteſte war, ſo »waren wir auch ſchon darüber einig, daß es heute

»ſchönes Wetter wäre. Wir ſahen einander ganz »niedergeſchlagen und verdrüßlich an, die Zeit ward »uns lang, und wenn dieſer artige Herr hier, einer »von meinen ehemaligen Schäfern, den Sie noch »wohl kennen müſſen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, »ſo glaube ich, wir würden vor langer Weile gar »eingeſchlafen ſein. Von ungefähr erblickten wir Sie »von weitem, und zwar in einer Poſitur, die wichtig genug war, daß wir alle aus vollem Halſe »lachten.« Hier hielt ſie inn, ſtemmte beide Arme in die Seite, und fing von neuem mit ihrer ganzen Geſellſchaft ein ſo lautes Gelächter an, daß ich ganz beſchämt da ſtand. »Merken Sie es denn »noch nicht?« fuhr ſie fort, als ſie ſich einigermaßen erholt hatte. »Um des Himmels willen, ſehen »Sie doch Ihren Hut an, wie beſtaubt er ausſieht!« »Wenn dieſes an mir das Lächerlichſte iſt,« antwortete ich, »ſo kann ich ihm bald abhelfen.« Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geiſt vom Kopfe geſcherzt hätte, wodurch er eben ſo ſtaubicht geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal dieſe reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, ſo, daß ſie von neuem in ein tiefſinniges Stillſchweigen verfielen, und ich ſelbſt nicht länger Luſt hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich ſchlich mich um deßwillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Geſellſchaft anderer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in ſeinem Leben eben dieſe Geſellſchaft durch ſeine Einfälle ergötzt hatte, die ſie damals galant, ungezwungen, ſinnreich, und, ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie vortrefflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeſchiedenen Seelen, ganz verändert. Er war ſtumm, trocken, nicht eine einzige Perſon in der Geſellſchaft ſchien das artige und witzige Weſen, das er vormals gehabt, an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zuckte die Achſeln, und verſicherte mich, er ſei die unglückſeligſte unter allen Seelen. Sein Abſterben ſei ihm ſo plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in der Eile weder Uhr, noch Stockband, noch Tabaksdoſe mit ſich genommen. »Drei »Sachen, rief er, in welchen meine ganze Lebhaf»tigkeit, mein ganzer Witz beſtand! Was iſt doch »der Verſtand eines Stutzers ohne dieſe Stücke! »Wenn ich einen artigen Scherz machen will, ſo »vermiſſe ich mein Stockband, und meine feinen »Einfälle auf einmal. Ich bin nicht im Stande, »das geringſte Urtheil über Staats- und gelehr»ten Sachen, ja nicht einmal über ein Gedicht »zu fällen, weil ich keine Priſe Tabak nehmen kann.« Ich bedauerte dieſen entkräfteten Stutzer um deſto aufrichtiger, da ich ſchon in meinem Leben dergleichen Geſchöpfe niemals ohne herzliches Mitleid anſehen können. Ich war nicht im Stande, ihm zu ſeinem Witze wieder zu verhelfen, um deßwillen erſann ich eine Urſache, welche mich, wie ich vorgab, nöthigte, ihn zu verlaſſen.

Mein Begleiter war eben im Begriff, mir die bekannte Geſchichte von der abgeſchiedenen Seele eines Harlekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung und mit dieſer allen Harlekinsverſtand verloren hatte; als wir durch ein neues Abenteuer geſtört wurden. Eine Frauenzimmerſeele, die ich nicht wahrgenommen hatte, weil ich ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeſchlichen, und fiel mir von hinten zu um den Hals, um welchen ſie die eine Hand ſchlug, mit der andern aber die meinige auf eine ſo zärtliche Art drückte, daß ich aus dieſer wollüſtigen Beredſamkeit mehr errathen konnte, als wenn ſie ſich mündlich erklärt hätte. Ich konnte leicht merken, daß es eine von den irrenden Schönen wäre, und die Dunkelheit des einſamen Orts, wo wir uns befanden, vermehrte meinen Verdacht. Sie ſchien in mich ſo verliebt zu ſein, als es eine Perſon von dergleichen Charakter zu ſein fähig iſt. Ich ſpürte deutlich, daß ſie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverſchämter ward. Ich war begierig, dieſer dreiſten Schönen ins Geſicht zu ſehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich ſprang zurück. »Biſt du es?« ſagte ſie, und ging kaltſinnig fort. Meine Leſer werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieſes die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that ſie freundlich. Sobald ſie mich ſah, ward ſie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß ſie ging. Wird nunmehr Jemand noch zweifeln, daß unſre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was ſie am meiſten in ihrem Leben gethan haben?

Ein ängſtliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem dicken Geſträuche hörte, machte mich aufmerkſam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte dieſe ächzende Seele ein großes Unglück betroffen haben. Ich fand ſie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter und unſere Komödianten ihre Schäfer vorſtellen. Er hielt einen Hirtenſtab in der Hand, an welchem ein grünes Band hing, welches er unter tauſend Seufzern mit ſolcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bei ihm ſtand. Endlich ſah er mich mit zerſtörten Blicken an. Er ſprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. »Grauſame!« rief er: »haſt du dich doch endlich »bewegen laſſen? Ich ſehe ſchon, anbetenswürdige »Sylvia, ich ſehe ſchon in deinen Augen das Mitleid, welches du gegen den unglückſeligen Thyrſis hegſt!

»Ach ſtrenge Sylvia! warum verachtſt du mich?
»Die Sonne brennt, und wirft die Strahlen unter ſich:
»Luft, Feld und Erde brennt, die kühlen Steine »brennen
»Von Flammen, die auch ſchon die jungen Lämmer kennen;
»Dein Thyrſis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
»Und du alleine nur willſt Schnee und Kälte ſein?
»Sobald ich neulich dich (du wirſt es wohl noch »wiſſen) . .

»Du irrſt dich, mein Freund,« ſagte ich zu ihm, »ich bin nicht deine Sylvia, und dennoch . . .« »Ja, verſtelle dich nur,« rief er mit einer rechten Schäferwuth, »verſtelle dich nur, du mörderiſche »Schöne! Freilich biſt du nicht meine Sylvia! »Menalks Sylvia biſt du! Glückſeliger Menalk! »Verlaſſener Thyrſis! Ich habe es mit meinen »Augen geſehen, daß Menalk den Strauß auf ſeinem Hute getragen, den ich für dich, nur für

»dich allein, gebunden hatte. Ich ſetzte dich zur »Rede, die Hirten wiſſen es alle. Du antworteteſt mir nicht einmal! Du eilteſt von mir! Du »gingſt zu deiner Heerde! Unempfindliche Schäferin! Sind meine Flammen ſtrafbar, ſo ſtrafe mich; »aber ſtrafe vorher dich ſelbſt, denn nur die Blitze »deiner Augen ſind es, welche mich in Brand geſetzt haben.

»Wer böſe Zauberei getrieben,
»Dem wird das Feuer ſonſt in Rechten zuerkannt.
»Ich weiß von ſolcher nichts, und wollte nur was lieben,
»Und werde doch darum verbrannt;
»Der Richter, welcher mich ſo grauſam will verdammen,
»Schlägt ſelbſt das Feuer auf, und trägt das Holz zuſammen.«

Nunmehr fing mir an, beinah Angſt zu werden, und ich wünſchte mir, aus den Händen der ſchwärmenden Seele befreit zu ſein. Er hielt meine Knie ſo feſt umſchloſſen, daß es nicht möglich ſchien, mich von ſeiner Zärtlichkeit frei zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück; aber dadurch ward mein Schäfer ganz außer ſich gebracht. Er faßte mich von neuem bei der Hand und ſagte: »O Sylvia! ich bitte dich bei den Göttern dieſer Flur! höre einmal auf, grauſam zu »ſein! Wenn dein Herz nicht noch härter iſt, als »jene Felſen, ſo laß dich mein Unglück rühren! »Laß mich ſeufzen! Ich beſchwöre dich bei den Nymphen, welche dort hinter jenem Buſche lauſchen

»und bei den kryſtallnen Fluthen, welche hier über »dieſe Kieſel rollen, habe Mitleid mit dem Unglückſeligſten:

»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!
»Gönnt mirs, ihr verſchwiegnen Bäume,
»Daß ich von der Marter träume,
»Die mein Mund ſo oft erzählt!
»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!«

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über dieſen Opernſchäfer zu lachen. »Und du lachſt noch?« ſchrie er, indem er von der Erde aufſprang. »Und »du ſpotteſt noch meiner Verzweiflung?

»Nun weiß ich Aermſter nicht, was weiter übrig iſt,
»Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke;
»Vielleicht liebſt du mich todt, weil ich dich lebend kränke.«

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als er von mir und in die Sträucher eilte.

Ich erſchrack, ich befürchtete, ſeine Verzweiflung dürfte nicht ohne Wirkung ſein. Ich wollte ihm nachgehen, um ſeiner Naſerei Einhalt zu thun; aber mein Führer hielt mich zurück. »Du kannſt ganz ruhig ſein,« ſagte er. »Dieſes iſt der Schatten eines von den Schäfern, welche ihr Leben am

»höchſten bringen, wenn ſie alle Tage verzweifeln, und welche ſich niemals beſſer befinden, als wenn ſie von Gift und Dolche reden. Er war in ſeinem Leben ſehr zärtlich und glaubte, für keine Kreatur ſchicke es ſich beſſer, zärtlich zu ſein, als für einen Schäfer. Er ward alſo ein Schäfer, nur in der Abſicht, damit er recht regelmäßig ſeufzen könnte. Tag und Nacht war er beſchäftigt, durch Leſung ſolcher Schriften ſich vollkommen zu machen, welche von Feuer und Flammen rauchten und von verliebtem Mord und Todtſchlägen voll waren. Und eben dadurch gerieth ſein Gehirn in ſolche Unordnung, daß er, als ein arkadiſcher Don Quixote, auf Abenteuer ausging. Dieſe grauſame Sylvia, für welche er dich anſah, iſt nirgends anders, als in ſeiner Einbildung möglich geweſen. Sein ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zugebracht, und noch auf dem Todbette hat er von nichts, als Klee und Milch, geredet; ja ſogar den Arzt, als ihm dieſer an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rücken geſtreichelt, weil er ihn für ſeinen Hylax hielt. Du darfſt dich alſo nicht wundern, daß er dich ſchlechterdings zu ſeiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß außer ihm in der ganzen Welt noch ein Schäfer geweſen iſt, welchen ſeine verderbte Einbildung ſo ſehr wahnwitzig gemacht; doch ſoll es, wie man mir geſagt hat, noch hin und wieder verſchiedene Seladonchen geben, welche einen ziemlichen Anſatz zu dieſer hitzigen Krankheit haben.«

Zum größten Unglück entdeckte mich der Schatten meines ehemaligen Barbiers. Es war nicht möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, ſo ſehr ich es auch wünſchte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in ſeinem Leben, durch ſein unermüdetes und politiſches Geſchwätz, geweſen war. Es half aber nichts, ich mußte mich gefaßt machen, ſeine tiefſinnigen Beurtheilungen von Staatsſachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz außerordentlich, die er darüber bezeigte, daß er mich hier ſehen ſollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. »Sie ſind doch allemal fein geſund geweſen?« ſagte er. »Sie haben ſie doch Alle wohl verlaſſen? Und Ihre Jungfer Muhme?.. Sie werden mich wohl verſtehen? Nun das will ich eben nicht ſagen. In der That wollte ich ihr es gönnen. Das Mädchen iſt gut. Lebt denn der alte Hauptmann noch? Ich habe tauſend Spaß mit ihm gehabt. Was ich Ihnen ſage. Der konnte recht erzählen, wenn er bei Humor war! Den pommerſchen Krieg, den wußte er auf ein Haar! ohne Flatterie! Es würde gewiß ganz anders abgelaufen ſein, wenn er nicht abgedankt hätte. Aber hören Sie nur an. Ich weiß nicht, das Ding ſieht ſehr bunt aus. Mit meinem Willen iſt es gar nicht geſchehen, daß Prinz Karl übern Rhein ging. Es war doch nun mit alle dem, wie es war. Der Franzoſe, es mag nun ſein, wie es will, er iſt doch einmal der Franzoſe, und ein Chriſt, ſo gut als wir. Was ich Ihnen ſage. Er hätte es können bleiben laſſen. Mit alle dem mag der Rhein ein ziemlich breites Waſſer ſein. Aber hören Sie nur an. Ich denke, ich denke, es ſoll bald an-

»ders werden. Der eine von den Herren Cantons..
»Ich will es Ihnen ſchon einmal erzählen, wenn
»wir allein ſein werden. Vor dem Türken? Ach!
»der Bluthund, der darf ſich nicht breit machen!
»Was ich Ihnen ſage. Das merkte ich gleich im
»voraus, ohne Flatterie! Meine Großmutter ſeli-
»ge . . ich weiß nicht, ob Sie ſie werden gekannt
»haben. Es war eine kleine bucklichte Frau. Sie
»wohnte hinten am Walle. Hören Sie, das war
»eine Frau! Sie hat mich noch aus der Taufe
»gehoben. Es ging bei ihrem Teſtamente auch
»mit Kräutern zu. Was geſchehen iſt, das iſt ge-
»ſchehen. Ich habe, Gott Lob, auch mein Brod
»gehabt. Ich ſpreche immer: ehrlich währt am
»längſten; und mein kleiner Chriſtel war noch dazu
»ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn ſagen? Ich
»habe es ganz darüber vergeſſen! Ja, der Türke...«
»Ja, ja, der Türke,« antwortete ich voll Verdruß,
»ich kenne ihn wohl; aber hier läßt es ſich davon
»nicht gut reden. Wir ſprechen einander ſchon
»weiter, jetzt habe ich nicht Zeit, mich länger auf-
»zuhalten.« Ich ließ ihn ſtehen und ging fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelächter. Ich wandte mich um und erblickte eine Seele, welche ſo verhungert ausſah, wie ein Goldmacher, und ſo tückiſch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir ſehr vertraulich die Hand und ſagte: »Sie
»haben recht wohl gethan, daß Sie ſich den un-
»ſinnigen Schwätzer vom Halſe geſchafft haben. Ich
»habe ihrem ganzen Geſpräche zugehört, und mich
»über Ihre Geduld gewundert. Es iſt ewig zu
»bejammern, daß es Leute gibt, die ſich um Sa-
»chen bekümmern, welche ſie nicht verſtehen. Wenn

»es nur Barbierer wären, welche ſich in politiſche »Händel miſchten; ſo mochte es allenfalls noch »hingehen, und es würde ſich vielleicht darüber »lachen laſſen. Aber, es gibt Männer mit großen »Perücken, die es nicht viel beſſer machen, als »Ihr Barbier. Anſtatt, daß ſie für ihre Pflicht »und für das Beſte ihres Vaterlandes ſorgen ſollten; ſo ſitzen ſie beiſammen und plaudern über »die Zeitungen. Ich bin, wie Sie mich hier ſehen, in meinem Leben auch aus dem politiſchen »Stande geweſen und habe dabei Gelegenheit gehabt, einzuſehen, was es heiße, ein Land zu »regieren. Mit einem Worte: Ich war eines Edlen Hochweiſen Raths Straßenbereiter, ein geſchworner Mann, und hatte meine theure Pflicht. »Die Finanzſachen waren meine liebſte und vornehmſte Arbeit; und wenn es nach meinem Vorſchlag gegangen wäre, die Stadtkaſſe hätte alle »Jahre um hunderttauſend Thaler reicher ſein müſſen. Aber freilich, wie es nun geht! Wer etwas verſteht, der hat ſeine Feinde. Der Bürgermeiſter merkte, daß ich ihn überſehen konnte, »das war ſchon genug, mich zu ſtürzen. Nur mein »Vaterland dauert mich, dem ich zu frühzeitig entriſſen worden bin. Tag und Nacht habe ich »mitten in meiner ſchweren Berufsarbeit auf Mittel und Wege geſonnen, das Wohl meiner Mitbürger in beſſere Aufnahme zu bringen. Ich »merkte wohl, in was für einen kläglichen Verfall das Finanzweſen gerathen war; denn als ich »um eine Zulage für meine patriotiſch geleiſteten »Dienſte anſuchte, ſo gab man mir abſchlägliche »Antwort, und zur Urſache gab man dieſes an:

»Es ſei kein Geld in der Kaſſe. Von dieſem Augenblicke an nahm ich mir vor, meinem Vaterlande unter die Arme zu greifen. Alle Tage gab ich ein neues Mittel an die Hand, die gemeinen Einkünfte zu erhöhen, und eben dadurch verdiente ich den würdigen Beinamen des Projektmachers. Ja, mein Herr, hätte man mir nur gefolgt. Ich hatte auch meine theure Pflicht auf mir, ſo gut als der Bürgermeiſter; und gleichwohl wieſen ſie mich mit meinen Vorſchlägen allemal ab. Was meinen Sie? Ich machte ein Projekt, daß man die Geiſtlichen abſchaffen, ihre Beſoldungen einziehen, und die Rathsherren anhalten ſollte, daß ſie ſelbſt nach der Zeche und zur Frohne predigen müßten. Was hätte man nicht ein Jahr lang in der Stadt erſparen können? Und den Geiſtlichen war ich ſo nicht gut, beſonders unſerm dicken Oberpfarrer, der hätte es auf dieſe Art gewiß empfinden ſollen, was das heiße, einen geſchwornen Mann von der Kanzel zu werfen. Glauben Sie wohl, daß mein Vorſchlag angenommen ward? Ich verſuchte es auf eine andere Art. Ich überreichte eine Schrift, in welcher ich aufs deutlichſte ausgerechnet hatte, daß die Stadtkaſſe alle Monate um dreitauſend Thaler vermehrt werden würde, wenn eine jede Frau, welche die Herrſchaft über ihren Mann führte, monatlich drei Mark zur Einnahme erlegen müßte. Hätte wohl ein Vorſchlag billiger und vernünftiger ſein können, als dieſer? Aber es fehlte nicht viel, daß mich nicht alle Weiber, von der Bürgermeiſterin an bis auf meine eigene Frau, geſteinigt hätten. In der That durfte ich mich vier Wochen lang nicht ſehen laſſen, und

»das war die Belohnung für meinen wohlgemeinten Eifer. Dennoch ward ich nicht müde, in der »Hoffnung, daß wenigſtens einmal meinen Mitbürgern die Augen zu ihrem Beſten aufgehen würden. Unſer Küſter, welcher auch kein Narr ſein »wollte, gab mir unter den Fuß, ich ſollte eine »Vorſtellung thun, daß man auf die Möpſe eine »Kopfſteuer legen, und daß die Gratulanten ordentliche Hauſierzettel löſen und alle ihre Glückwünſche auf Stempelpapier drucken laſſen ſollten. »Aber ich weiß nicht, das Ding kommt mir zu »überſtudirt vor, und ich traue Ihnen die Einſicht »zu, daß Sie geſtehen werden, daß meine Projekte »nicht allein die beſten und einträglichſten, ſondern »auch die vernünftigſten ſind, denn ich habe meine »theure Pflicht. Was meinen Sie davon? Sagen »Sie mir es offenherzig!«

Ich weigerte mich anfänglich; endlich aber geſtand ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir des Küſters Einfälle nicht unrecht zu ſein ſchienen. Die Menge der Gratulanten ſei ſo anſehnlich, daß aus den Hauſierzetteln und aus dem Stempelimpoſt, der auf die guten Wünſche gelegt werden ſollte, der gemeinen Stadtkaſſe eine große Summe zuwachſen könnte. Es wäre dieſes auch als eine gewiſſe und beſtändige Einnahme anzuſehen, da man nicht befürchten dürfte, daß dieſe Art von poetiſchen Inſekten jemals vergehen würde, wenigſtens ſo lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche ſich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieſes dem gemeinen Weſen nicht zur Laſt, weil man dergleichen mechaniſche Dichter gar wohl zulaſſen könnte, daß ſie ihre unterthänigſte Devotion um etliche Schillinge ſteigerten. Die Kopfſteuer auf die Möpſe habe meinen völligen Beifall, zumal, wenn ſie bei Strafe der Confiscation ausgeſchrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schooshund gern mit zwölf bis fünfzehn Mark löſen und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfſteuer legte; wenigſtens würden ſich in dieſem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiscation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch ſeinen Vorſchlag eine große Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrſchaft über die Männer mit drei Mark erkaufen müßten. Dieſe würden es alsdann entgelten ſollen und ſie würden es auch nicht einmal zulaſſen, daß die Weiber den Beitrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugeſtünde, daß ſeine Frau Herr ſei, ſo wie ein Jeder nur ſeinen Nachbar für einen guten geduldigen Mann, Niemand aber ſich ſelbſt dafür hielte. Der Vorſchlag wegen Abſchaffung der Geiſtlichen wäre ſo abgeſchmackt und parteiiſch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denſelben niemand fallen, als ein Straßenbereiter. Der geiſtliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meiſten zu mißfallen, welche den wenigſten Verſtand beſäßen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel . . . »Was! Pöbel!« rief mein Projectmacher mit einer grimmigen Stimme: »Weiß »der Herr wohl, was er redet? Weiß der Herr wohl, wer ich bin? Weiß der Herr wohl, »daß ich ein geſchworner Mann bin? Daß ich meine »theure Pflicht habe? Das ſoll Er mir nicht um»ſonſt gethan haben! Er iſt ein Verräther des Va-

»terlandes! Ein Rebell! Ein Meineidiger! Ich will »Ihm meine theure Pflicht . . . .« und damit fiel er über mich her und würgte mich mit ſeinen patriotiſchen Klauen dergeſtalt, daß ich ſeine Liebe zum Vaterlande auf das Erſchrecklichſte empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld ſeine theure Pflicht beſänftigt hätte. Sogleich ließ er mich los und ging fort.

Nunmehr konnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet erwachen. Was wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette ſtieße und erwachte? Allein, ich habe noch keine Luſt, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigſtens noch zwölf Originale, deren Tode ich mit ſchmerzlichem Verlangen entgegen ſehe, weil ihre Bemühungen in dieſer Welt ſo lächerlich und abgeſchmackt ſind, daß ich mir meine Leſer gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit ſich ihre Seelen beſchäftigen. Es verlohnt ſich alſo die Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod ſchlafend erwarte.

Abhandlung
von
Buchdruckerſtöcken[1].

Zueignungsſchrift an die Marquiſin von L***.

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein Deutſcher, mich unterſtehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine ſolche Schrift zu ſetzen, in welcher eine der ſchwerſten Materien, nach der Metaphyſik, abgehandelt wird. Die witzigſten Eurer Landsleute wählen ſich eine Marquiſin zur Schutzgöttin ihrer gelehrten Werke, welche ſie in die Welt ſenden, und ich lobe ſie darum. Derjenige Leſer müßte ſehr unbeſcheiden ſein, der ſich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beſchützt, oder die mit der Livrei einer Marquiſin ſich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht ſo ſehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieſes für einen der weſentlichſten Vorzüge Eures Volks erkennen, und hier öffentlich rühmen ſollte. So oft ich ein Buch ſehe, es mag in Cöln, oder auf Koſten der Compagnie herausgekommen ſein, ſo iſt eine Marquiſin allemal das Erſte, was mir in die Augen fällt. Niemals ſehe ich dieſes, ohne die Glückſeligkeit Eures Volks zu beneiden, und mein Deutſchland, dieſes rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berühmt werden kann, weil er keine Marquiſin hat. Ihr würdet ſehr grauſam ſein, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, dieſen natürlichen Mangel dadurch zu erſetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute ſind ſo gefällig, daß ſie uns mit allen den Moden verſorgen, die uns Deutſche zu lebhaften Franzoſen, oder, welches einerlei iſt, zu vernünftigen Kreaturen machen. Ich glaube alſo, ſie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquiſin, eben ſo groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich verſichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit zu Paris niemand trage, als ein gewiſſer Chevalier, ein gewiſſer Marquis, und ein gewiſſer Prinz von Geblüt, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht iſt es nicht wahr, was mein Schneider ſagt, und vielleicht iſt in ganz Frankreich kein ſolcher Aermel, als der meinige. Es mag ſein! Das will ich nicht unterſuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn ſich Jemand die Frage einfallen ließe: Ob auch wirklich eine Marquiſin von L*** in der Welt ſei? Denn auf dieſe Art würde man an meinem größten Verdienſte zweifeln wollen. Chloris hat eine ſolche Hochachtung gegen meinen pariſiſchen Aermel, daß ſie mich geſtern früh für den vernünftigſten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel, wenn ich glaube, meine Landsleute ſind ſchuldig zu bekennen, ich ſei unter allen den Schriftſtellern, welche ſich ſeit der letzten Michaelismeſſe verewigt haben, der gelehrteſte, gründlichſte und tiefſinnigſte, weil ich die Ehre habe, der Marquiſin von L*** gegenwärtige Blätter zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich wünſche mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen; Ihr werdet mir dieſe Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich Euch, Madame, geſtehe, daß ich mir kein größeres Glück vorſtellen könnte, als wenn meine Leſer in gegenwärtiger Abhandlung einen ſo feinen Geiſt fänden, daß ſie anfingen, zu zweifeln, ob ſie auch wirklich ein deutſches Original, und nicht vielmehr aus dem Franzöſiſchen überſetzt wäre. Allen meinen Gerechtſamen auf die Nachwelt wollte ich entſagen, wenn ich dieſes Glück erlebte. Niemals kann ich ohne eine kleine Eiferſucht an den deutſchen Verfaſſer gewiſſer bekannter Briefe gedenken, dem der glaubwürdige Vorredner dieſes ſchmeichelhafte Zeugniß gibt: Es habe dieſe Briefe zwar freilich nur ein Deutſcher geſchrieben; aber gleichwohl wären ſie ſo vortrefflich abgefaßt, daß ſie verdienten, von einem Franzoſen geſchrieben zu ſein. Auf Euch allein, Madame, wird es ankommen, ob ich in meiner Hoffnung glücklich oder unglücklich ſein ſoll. Gewinne ich nur Euern Beifall, ſo weiß ich gewiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den Ruhm eines großen Gelehrten und die Ewigkeit abzuſprechen. Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu ſein

---

[1] S. Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 1ſter Band, 5tes Stück. 1745.

Madame,

der Eurige,
Woldamar von Tzſchaſchlau.

N. S.

Aus großer Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzoſe, und unſterblich zu ſein, habe ich vergeſſen, mich bei Euch, Madame, zu entſchuldigen, daß ich Euch eine Schrift widme, welche ſo gelehrt iſt, daß Ihr nicht ein Wort davon verſtehen werdet. Aber dieſes thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß Ihr die Zueignungsſchrift leſen ſollt; denn eben um deßwillen ſeid Ihr eine Marquiſin, und ich bin ein Autor. Ich will mein Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigſten Landsleute rechtfertigen, wenn ich euch künftig eine Abhandlung von Kegelſchnitten, einige algebraiſche Galanterien, und eine kritiſche Unterſuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr ſeid nicht eine Stunde ſicher, daß ich Euch nicht mit einer politiſchen Deduction von dem öſterreichiſchen Succeſſionskriege heimſuche. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küſſe Euch die Hände.

Abhandlung.

Ich nehme mir jetzt vor, eine Sache aufzuführen, welche ſo ſchwer und tiefſinnig iſt, daß ich von meinen Leſern noch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerkſamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches ſie unachtſam überſehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunkel und unbegreiflich vorkommt. Um deßwillen halte ich es für billig, einige der ſchwerſten Sätze vorher zu erklären, und verſchiedene der wichtigſten Begriffe aus einander zu wickeln, damit ich nicht das Geringſte verſäume, wodurch ich mich um meine Leſer verdient machen kann. Die Gelehrten, welche im Denken geübt ſind, wie ich, werden dieſe Einleitung freilich nicht nöthig haben; ich erwarte alſo den Dank für dieſe Bemühung nur von dem ſchönen Theile meiner Leſer. Blos dieſem zu gefallen, werde ich zwar bündig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, ſo ſchreiben, wie verſchiedene unſerer Philoſophen zu thun pflegen, wenn ſie den Eingang zu einer Abhandlung machen, welche vielmals bei weitem ſo wichtig nicht iſt, als die meinige.

»Ich nehme dieſes als einen Heiſcheſatz an, daß »die Vorſtellungskraft der Seele ſich nach der Lage »der Körper richtet. Es gründet ſich dieſes auf »die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung von Leib und »Seele. Zu mehrerm Beweiſe könnte ich den Satz »des nicht zu Unterſcheidenden anführen, wenn nicht »bereits ausgemacht wäre, daß unmöglich ein Ding »zugleich ſein, und nicht ſein kann. So wenig es »gegenwärtig meine Abſicht iſt, das Lehrgebäude »der gelegentlichen Urſachen über den Haufen zu »werfen; ſo wenig werde ich auch jetzt unterſuchen, »ob die Geſichtspunkte der Vorſtellungskraft, welche »ſich bis in die Zirbeldrüſe fortpflanzen, nur ein»fach oder vielerlei ſind. Genug, daß der Grund »dasjenige in der Urſache iſt, woraus man das »darin Gegründete erklärt. Denn das Ganze zu»ſammen genommen iſt ſeinen Theilen gleich; und »wenn die Urſache geſetzt wird, ſo wird auch die »Wirkung geſetzt. Es iſt zwar an dem, daß es »unendliche Wahrſcheinlichkeiten gibt; doch ſind dieſe

Wahrſcheinlichkeiten der Vermuthungen eben ſo gewiß, als die Erweiſe von verne. Es thut nichts, daß das Maas der Kräfte in der Welt einerlei iſt; ſo lange noch die Körper untheilbar ſind, und ſo lange der Raum ausgedehnt iſt, dennoch aber keine Eigenſchaften hat. So deutlich alle dieſe Wahrheiten an und für ſich ſind; ſo werde ich mich doch noch beſſer erklären können, wenn ich ſie in folgenden Schluß zuſammenfaſſe: Die Seele iſt ein Spiegel, in welchem ſich die andern Monaden alle im Kleinen abbilden, und wenn man die dunkeln Ideen einer Seele kennen ſollte, ſo würde man die Eigenſchaft aller Weſen erkennen. Nun iſt aber außer Streit, daß die einfachen Dinge, jedes für ſich, beſtehen, durch die verwirrte Vorſtellung aber nur ein Haufen zu ſein ſcheinen. Alſo folgt von ſelbſt, daß Etwas dasjenige iſt, was Etwas ſein kann, indem die Bewegung die Veränderung eines Orts, der Ort aber die vorgeſtellte Verhältniß unterſchiedener von einander abſtehender Dinge iſt. W. J. C. W.«

Dieſes wird genug ſein, meinen Leſern zu dem vorzubereiten, was ich ſagen will. Ich läugne gar nicht, daß es mich viel Mühe gekoſtet hat, Alles in ein völliges Licht zu ſetzen. Vorſtehender Beweis hat meine Leibes- und Gemüthskräfte ſehr mitgenommen. Aber deſto gelehrter iſt er auch. Ich denke ſtark, wie ein Philoſoph; dennoch aber trage ich meine Gedanken ſehr deutlich vor, wie man ſehen kann, und eben dieſes iſt der Grund, warum ich einen merklichen Vorzug vor Andern nicht unbillig verlangen kann. Ich ſchreite nunmehr zur Hauptſache.

Buchdruckerſtöcke nenne ich diejenigen Verzierungen und Bilder, welche theils über die gedruckten Schriften, theils bei den Anfangsbuchſtaben, theils aber zum Schluſſe derſelben geſetzt werden. Ich bin nicht geſonnen, ihre Genealogie zu unterſuchen. So viel aber iſt wohl gewiß, daß ſie nicht viel jünger ſein können, als Fauſt und Guttenberg. Es iſt dieſes ein neuer Beweis, durch welchen wir unſere Vorzüge vor andern Völkern, und beſonders vor den eingebildeten Franzoſen, behaupten können. Sind wir Deutſche die Erfinder der Buchdruckerkunſt, wie ſolches vor einigen Jahren in allen Zeitungen mit Mehrerm ausgeführt worden iſt; ſo will ich denjenigen ſehen, welcher ſo verwegen ſein, und uns die Erfindung der Buchdruckerſtöcke abſprechen will. Die Meinung derer iſt bereits von vielen widerlegt worden, welche ſie den Gothen zuſchreiben wollen, denen wir die witzigen Verzierungen an unſern Kirchen und Thürmen zu danken haben. Ich bin alſo der Mühe überhoben, dieſes Vorurtheil jetzt zu beſtreiten.

Hätte ich die boshafte Abſicht, in der Gelehrtenrepublik ein neues Feuer anzurichten; ſo würde ich hier die ſchönſte Gelegenheit dazu finden Wäre wohl etwas leichter, als ein Dutzend widrige Meinungen zu erſinnen, welche einige Feinde der Buchdruckerſtöcke gehabt haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ein gewiſſer berühmter Mann, den ich nicht kenne, und den auch ſonſt Niemand kennt, ſich habe verlauten laſſen: dergleichen Buchdruckerſtöcke wären nichts Anderes, als was die Tonnen bei den Wallfiſchen ſind, welche man ihnen vorwirft, damit ſie das Schiff in Ruhe laſſen. Man gäbe nämlich dem geneigten Leſer ein Bildchen in die Hand, daß er damit ſpielen, und die Schrift ſelbſt verſchonen ſollte. Beſäße ich ſo viel Unverſchämtheit, als mancher Autor beſitzt, der in der gelehrten Hiſtorie noch lange ſo berühmt nicht iſt, als ich, ſo würde ich, ohne roth zu werden, meinem Leſer eine Unwahrheit ſagen, und ihn verſichern, daß der große Engländer Will. Lightbury in ſeinen Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro sexto, sectione quarta (verſchiedene curioſe Anekdoten zur Belehrung, Buch 6, vierter Abſchnitt), §. 9. sq. p. m. 419. ſich ſehr merkwürdiger Worte bedient habe, welche im Deutſchen ungefähr ſo lauteten: »Um deßwillen muß ich Ihnen, Mylord, aufrichtig bekennen, daß meiſtentheils die ſchönſten und wichtigſten Buchdruckerſtöcke vor den magerſten und abgeſchmackteſten Abhandlungen ſtehen. Sie kommen mir daher nicht viel anders vor, als diejenigen Tafeln, auf welchen die koſtbarſten Speiſen und Getränke gemalt ſind, und welche öfters vor ſolchen Gaſthöfen hangen, in denen man gleichwohl kaum ſo viel bekommen kann, als zur Stillung des Hungers und Durſtes nöthig iſt.« So weit unſer Will. Lightbury, könnte ich ſagen; und es wäre allerdings verwegen genug von mir gehandelt, wenn ich behaupten wollte, daß dieſe Stelle in einem engliſchen Scribenten ſtünde, da in der ganzen Welt niemals ein William Lightbury geweſen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr iſt, was dieſer ſoll geſagt haben. Dem ungeachtet würde ich dieſe dreiſte Lüge mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichſten Exempeln bewährter Schriftſteller beweiſen kennen, welche im Fall der Noth mit eignen Händen alte Manuſcripte und Documente verfertigen, und noch öfter ſehr umſtändlich ſich auf die Zeugniſſe großer Männer beziehen, welche ſie gleichwohl ſo wenig kennen und geleſen haben, als ich und meine Leſer den William Lighbury. Ja, was noch mehr, ich erlebe wohl gar in kurzer Zeit das Vergnügen, daß Andere in mehr als einer philoſophiſchen Diſputation, auf Treu und Glauben, ſich den Ausſpruch meines William Lighbury bewieſen: und wer weiß, ob ſich nicht Jemand des gemeinen Beſten ſo väterlich annähme, und eine Schrift unter dieſem Titel abfaßte: »Verſuch einer abgenöthigten Vertheidigung wider die gefährlichen Meinungen des Will. Lighbury in ſeinen bekannten Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro sexto, sectione quarta, §. 9. sq. pag. mihi 419, zur Aufnahme des guten Geſchmacks und aus Liebe zum werthen Vaterlande, in möglichſter Kürze ſehr eilfertig, jedoch mathematiſch, entworfen von N. N. auf Koſten des Verfaſſers.« So leicht würde mir es ſein, Verwirrungen und Befehdungen unter vielen unſerer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher ſeinen Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewiſſen braucht, als mancher Advokat, welcher nur ſo lange für einen ehrlichen Mann angeſehen zu ſein wünſcht, als der Proceß gangbar iſt, und um deßwillen in einer Stunde ſo viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu ſeinem rechtlichen Verfahren für jetzt nöthig hat.

Um deßwillen verſichere ich meine Leſer, daß weder ein gewiſſer berühmter Mann, noch ein Will. Lightbury, noch auch, ſo viel mir bekannt iſt, ſonſt Jemand etwas zum Nachtheil der Buchdruckerſtöcke geſchrieben hat. Ich kann alſo mit ruhigem Gemüth in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Abſicht lediglich dahin gerichtet ſein laſſen, daß ich in verſchiedenen Exempeln zeige: »was vornehmlich bei der Wahl und geſchickten Einrichtung der Buchdruckerſtöcke, nach Beſchaffenheit einer jeden Schrift, und deren weſentlichem Inhalt zu beobachten ſei, damit die Natur der Sache allenthalben beibehalten, und dem Leſer ein aufrichtiger Begriff von demjenigen beigebracht werde, weſſen er ſich zu dieſer Schrift und ihrem Verfaſſer zu verſehen habe.«

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den übeln Geſchmack denken können, welcher bisher bei den juriſtiſchen Schriften, in Anſehung der Buchdruckerſtöcke, geherrſcht hat. Da ich ſelbſt ein Prieſter der Gerechtigkeit bin, und ſo gut liquidiren kann, als ein Pachtamtmann; ſo liegt mir viel daran, daß ich auch in dieſem Stücke der eingeriſſenen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könnte ich dieſem Uebel dadurch ſteuern, wenn ich aufrichtig geſtünde, daß mich dieſer Mißbrauch mehr als einmal die bitterſten Thränen gekoſtet hat; ſo würde ich dieſes wehmüthige Bekenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unſer groſſer Alciatus in ſeiner Glossa ad. l. 4. D. de Justitia et Jure §. fructa enim 14 aus der Erfahrung ſehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advokat nicht auf die Augen, ſondern auf die Hände ſeiner Clienten ſehen müſſe, und es allerdings wider den

Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrtes ſich durch Thränen bewegen ließe; ſo halte ich es für ſehr vergeblich, dieſes Bekenntniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug ſein, wenn ich einige Vorſchläge thue, was künftig in Anſehung der Buchdruckerſtöcke bei juriſtiſchen Schriften zu beobachten ſei.

Unter ſechs praktiſchen Abhandlungen de eo, quod justum est, circa (von dem, was Rechtens iſt, in Betreff —) wird man wenigſtens fünf antreffen, über welchen die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, mit dem Schwerte und mit der Wage ſitzt. Ich weiß es wohl, daß dieſes ihr gewöhnlicher Aufzug iſt, und ich würde dabei gar nichts erinnern, wenn man ſie nur über ſolche Schriften ſetzte, welche von den Rechten unſrer Vorfahren, der alten Deutſchen, handeln. Von dieſen allenfalls will ich glauben, daß bei ihnen die Gerechtigkeit verbundene Augen und in den Händen Schwert und Wage gehalten habe; allein, die Zeiten ändern Alles. Bei uns iſt dieſe Tracht gar nicht mehr Mode. Wie lächerlich würde es ausſehen, wenn ich jenen Landjunker, der nichts thut, als daß er trinkt und ſpielt, mit Helm und Harniſch malen wollte, wie ſein Großvater gemalt iſt, der in den rauhen Zeiten lebte, in welchen man es noch für rühmlich hielt, für das Vaterland zu ſterben? Nein, jetzt ſind unſre Zeiten weit geſitteter und aufgeklärter, und ich halte es für billig, daß auch wir, Jeder in ſeinem Stande, uns nach dem heutigen Geſchmacke richten lernen. Ich rathe es alſo meinen Collegen aufrichtig: Wenn ſie nützliche Anleitungen zur goldenen Praxis ſchreiben wollen, ſo müſſen ſie den Buchdruckerſtock ſo wählen, daß die Göttin der Gerechtigkeit nicht allein die Augen verbunden habe, ſondern ſie müſſen ihr die Binde auch über die Ohren recht feſt machen, daß ſie weder hört noch ſieht. Die Hände hingegen müſſen ſie ihr ſchlechterdings frei laſſen, damit ſie zugreifen kann, wenn die Parteien ihren Beweis und Gegenbeweis übergeben, es beſtehe nun dieſer in baarem Gelde, oder in Victualien.

Aber ſo ſtreng will ich doch nicht ſein, daß ich die Wage ganz und gar abſchaffen wollte. Nein! ſie hat noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welche de justitia distributiva (von der richtig austheilenden oder vertheilenden Gerechtigkeit) handeln, iſt die Wage ganz unentbehrlich. Schriebe ich nur für Juriſten, ſo würde es nicht nöthig ſein, mich zu erklären, was justitia distributiva in verſchiedenen Richterſtuben heiße. Aber dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen, muß ich anmerken, dieſe ſei eine praktiſche Kunſt, zu unterſuchen, wie ſich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen, und ein Kober Krebſe, den uns ein armer bedrückter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns ein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unſers Eifers für die gerechte Sache zuſchickt. Dieſes heißt justitia distributiva 1). Und in dieſem Falle iſt

---

1) Hiervon iſt mit Mehrerm nachzuſehen des berühmten Herrn Profeſſors in Leyden Gille Hooenhoeck nomenclator forensis, oder juriſtiſches Wörterbuch, in welchem, unter dem Buchſtaben J. obige Beſchreibung de justitia distributiva von Wort zu Wort ſich befindet, und noch dieſes hinzugeſetzt, iſt.

die Wage ganz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeinend rathen, daß man die Gerechtigkeit bei dergleichen Gelegenheit mit offenen und unverbundenen Augen vorſtellte; denn es trägt dieſes viel dazu bei, den statum causae recht einzuſehen.

Ich beſitze ein Buch, aber der Titel iſt weggeriſſen; um deßwillen iſt mir der Verfaſſer und die Jahrzahl, wenn es herausgekommen, unbekannt. So viel kann ich aus dem Drucke ſchließen, daß es ziemlich alt ſein mag, und die ſogenannten Summarien der Kapitel zeigen durchgängig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor ſich ausdrückt, de ultimo fine caussidicorum (von dem letzten Ende der Advokaten) handelt. Von der Sache, welche darin ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil ſie auf unſere Zeiten gar nicht paßt. Allein, dieſes muß ich doch als einen Beweis des guten Geſchmacks anführen, den man in vorigen Zeiten gehabt, daß man daſelbſt beſonders drei Stöcke antrifft, welche auſſerordentlich wohl gewählt ſind. Der erſte ſteht gleich über dem Anfange der Vorrede, und iſt ein feiner Holzſchnitt,

---

daß nach verſchiedener Rechtsgelehrten Meinung ein Kober Krebſe probatio semiplena (ein blos halber Beweis), ein wildes Schwein aber documentum guarentigionatum (ein völlig verbürgter Beweis, ein garantirtes Dokument) heiße. Ich habe aber davon mit Fleiß in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieſes nur den holländiſchen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande ganz und gar nicht eingeführt iſt.

der eine Wollſchur und im Proſpekte den Tempel der Gerechtigkeit ganz zierlich vorſtellt, mit der Ueberſchrift: **Pastoris est, tendere pecus!** (Der Schäfer hat das Recht, die Schafe zu ſcheeren). Der Anfangsbuchſtabe iſt ein A, ſo auf einem Errensbuche ſteht. Zum Schluſſe der Abhandlung iſt eine zuſammengekrümmte Schlange, ungefähr ſo, wie man die Ewigkeit malt. In dem innern Raume derſelben erblickt man die Worte: **In saecula saeculorum.** Ob dieſes Letztere nur ein andächtiger Wunſch ſein ſoll, den der Verfaſſer, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen, in unſern Zeiten aber auch altväteriſch gewordenen, **Soli Deo gloria**, angehangen hat? das weiß ich nicht. Ich glaube aber, daß dieſe Stöcke ſich alle drei gar füglich auf den abgehandelten Satz, **de ultimo fine causidicorum**, deuten laſſen.

Anfänglich hatte ich mir vorgeſetzt, einen Buchdruckerſtock auszudenken, den man vor eine Schrift ſetzen könnte, in welcher von der Billigkeit, ſich der Wittwen und Waiſen ohne Eigennutz und redlich anzunehmen, gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewiſſer vornehmer Mann ausgeredet und als Urſache angeführt, daß dergleichen Stöcke gar überflüſſig wären, da dieſe Materie nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gehörte, welche wenige Leſer, und um deßwillen ſchwerlich einen Verleger finden würden. Aus Hochachtung gegen dieſen großen Mann bin ich zwar ſeinem Rath gefolgt; nur befürchte ich, daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werde, von verſchiedenen juriſtiſchen Sätzen zu handeln, welche man eben ſowohl für ſolche theoretiſche Wahrheiten, als jene halten und glauden wird, daß ſie weder Leſer, noch Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der That nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenſchaft eines Advokatengewiſſens, von Wiedererſtattung des unrecht erworbenen Gutes, welches man mit aller Legalität ſeinen Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der Eidſchwüre, von der Strafe der Erbſchleicher und von hundert andern Sachen zu reden. Ja, nach eben dieſer Regel wird es vergebens ſein, über die Taxordnung etwas zu bemerken. Und dennoch glaube ich, alle dieſe Stücke ſollten die ſchönſten Erfindungen zu den zierlichſten Buchdruckerſtöcken geben. Ich kann dieſen Verluſt kaum verſchmerzen. Geſetzt auch, daß alle dieſe Dinge nicht mehr Mode, und höchſtens nur theoretiſche Wahrheiten ſind! Darf man denn deßwegen nicht mehr davon ſchreiben? Kann man ſie denn nicht wenigſtens unter die juriſtiſchen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen Abhandlungen nicht wenigſtens eben ſo nützlich ſein, als die Abhandlungen von den Salben der Griechen und von den langen und kurzen Röcken der Römer? Ich wette darauf, wer davon ſchreibt, kann ſich den Beifall der berühmteſten Männer und wenigſtens in vier Wochenblättern den Titel eines doctissimi, clarissimi, viri celeberrimi, Auctoris vetustatem venerandi, verſprechen. Nur von der Billigkeit, ſich der Wittwen und Waiſen ohne Eigennutz anzunehmen, von ſolchen Pflichten eines Rechtsgelehrten, die unſere alten Verfahren, die Barbaren, welche nichts von Glossis und Brocardicis wußten, für ſo unentbehrlich hielten, nur davon ſoll es nicht erlaubt ſein, etwas zu ſchreiben, aus Furcht, man möchte vergebens geſchrieben haben? Das halte ich für grauſam! Und dennoch ſehe ich mich gezwungen, dem mir gegebenen Rathe dieſes großen Mannes zu folgen, weil er mein nächſter Vetter iſt; weil er über zwanzigtauſend Gulden beſitzt; weil er drei Aerzte hat, die ihn alle drei auf einmal mit Medicamenten verſorgen, und er alſo, wofern dieſe ihr Handwerk recht verſtehen, nicht lange mehr leben kann. Vor der ganzen Welt müſſen mich dieſe Gründe rechtfertigen; und wer mir nunmehr noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutz nachgegeben, und nicht die Liebe zur Wahrheit über Alles gehen laſſen, der muß ſein Lebtag keinen reichen Vetter gehabt haben. Und auf ſolcher Leute blödes Urtheil gebe ich nichts, wie billig.

Für die Schriften unſerer ſtarken Geiſter habe ich lange, doch vergebens nachgedacht, einen Buchdruckerſtock ausfindig zu machen. Ueber Wahrheiten zu ſpotten, welche wir kleine Seelen unter einander gemeiniglich die wichtigen Wahrheiten der Religion nennen; dazu gehört eine ſo beſondere Fähigkeit, welche man ordentlicher Weiſe bei vernünftigen Kreaturen nicht antrifft. Ich rede gar nicht von Allen. Dem Spinoza will ich, was den tiefſinnigen Verſtand anbetrifft, ſein Recht gern wiederfahren laſſen, und unſern ſtarken Geiſtern gönne ich das Vergnügen, ſich eben ſowohl Spinoziſten zu nennen, als ich mich für einen eifrigen Wolfianer ausgab, da ich noch in Prime ſaß. Das wäre barbariſch, wenn man unſern Freigeiſtern nicht einmal dieſen Titel einräumen wollte. Ein Geſchöpf, welches ſich ſo viel Gewalt anthut, daß es ſeine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet, worin ihm ſein eigener Verſtand widerſpricht; welches ſeiner Vernunft entſagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glückſeligkeit anzupreiſen, welches ſich der Verachtung aller Welt ausſetzt, um unſer Lehrmeiſter zu werden; welches in dieſer Welt ſein Glück von ſich ſtößt, uns zu verſichern, daß wir in jener Welt keins zu hoffen haben, welches ein Narr wird, um ein Autor zu heißen; ein ſolches Geſchöpf ſollte nicht einmal ſo viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinoziſten zugeſtünden? Der Einwurf taugt gar nichts, er iſt abgeſchmackt, wenn man auf die Erfahrung trotzt, daß der ſchwächſte Kopf oftmals der ſtärkſte Geiſt ſei; daß dazu viel weniger Verſtand gehöre, die Gründe der geoffenbarten Religion zu läugnen, als zu beweiſen; daß derjenige die Geſetze des Staats beleidige, welcher die Geſetze der Offenbarung über den Haufen zu werfen ſucht; daß die Pflichten der Geſelligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man ſeinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüth zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen beſſere Mittel anzugeben. Alle dieſe Einwürfe ſind ungegründet, ſie ſind abgeſchmackt. Ich habe es ſchon oben geſagt, und hier ſage ich es noch einmal. Das iſt ein richtiger Beweis und noch weit gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unſere ſtarken Geiſter einigen Engländern treuherzig nachbeten, wenn ſie die bibliſche Geſchichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichem Eifer für die gerechte Sache unſerer ſtarken Geiſter, bin ich von meiner Hauptſache ganz abgekommen. Ich wollte von den Buchdruckerſtöcken handeln, welche vor ihre Schriften gehören, und gleichwohl gerathe ich in einen ſo heftigen Eifer, mich ihrer anzunehmen, als wäre man ſchon im Begriff, ſie ins Tollhaus zu ſtecken. Es ſchadet nichts, wenigſtens iſt es meine Schuld nunmehr nicht, wenn man ſie ja noch dahin bringen ſollte, wo diejenigen eingeſchloſſen und verwahrt werden, welche aus Mangel der Vernunft ſich und Andern ſchaden können. Das Meinige habe ich gethan und komme nun wieder zur Hauptſache.

Meine Leſer werden ſich erinnern, daß ich gleich anfangs erwähnt, wie ich lange und vergebens nachgedacht, einige Buchdruckerſtöcke ausfindig zu machen. Dieſes bewog mich, eine der neueſten Schriften unſerer ſtarken Geiſter aufzuſchlagen und wenn die Andern alle ſo ſind, ſo halte ich meine Sorge beinah für überflüſſig, weil ich finde, daß die Stöcke mit Einſicht gewählt ſind. Dieſe ganz neue, und wo ich nicht irre, die allerneueſte Abhandlung fängt ſich mit einem J an. Dieſer Buchſtabe ſteht in einer viereckichten Verzierung, auf welcher ein Fuchs ſitzt. In ſeinen Pfoten hält er einen Kopf. Weil es nur ein Holzſchnitt iſt, ſo habe ich nicht recht deutlich unterſcheiden können, ob es der Kopf von einem Menſchen oder von einem unvernünftigen Thiere iſt; und eben dieſes hat mich noch bis auf dieſe Stunde zweifelhaft gelaſſen, ob es das Bruſtbild des geſchickten Herrn Verfaſſers ſein, oder auf die bekannte Fabel gehen ſoll, welche Phädrus von der Maske erzählt, die zwar vortrefflich ausgeſehen, aber kein Gehirn gehabt hat. Ich bin hierin freilich noch ungewiß; aber je mehr ich in der Abhandlung ſelbſt leſe, deſto mehr glaube ich auch, daß der Verfaſſer, nach der Gewohnheit anderer großen Schriftſteller, der Nachwelt ſein Bildniß mittheilen wollen. Beiläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio, a *Jul. Ursino* exhibito, in appendice ad Ciaccon. p. 120. edit. Sanctandr. nachgeſchlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem obgedachten Herrn Autor vollkommen ähnlich ſieht; und dieſes überzeugt mich von ſeinem guten Geſchmack noch mehr.

Vermöge der natürlichen Ordnung komme ich nunmehr auf die Philoſophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freigeiſt, welcher ſich nicht unter der anſehnlichen Geſtalt eines Philoſophen groß und furchtbar zu machen ſucht. Die Menge der philoſophiſchen Schriften verdiente wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben ſo großen Menge von Buchdruckerſtöcken verſorgte, welche vor dieſelben geſetzt werden könnten. Man könnte ſich hiervon einen doppelten Nutzen verſprechen. Ich würde dadurch dem Mißbrauch ſteuern, welcher beſonders bei dieſer Art von Schriften eingeriſſen iſt, und überdieß würden die Leſer noch den Vortheil haben, daß ſie bei Erblickung eines deutlichen Buchdruckerſtocks wenigſtens etwas verſtünden, da gemeiniglich die Abhandlungen ſelbſt ſo eingerichtet ſind, daß man ohne beſondere Erleuchtung nicht einſehen kann, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie ſein ſoll. Mein Vorſatz erlaubt mir nicht, ſo weitläuftig zu ſein, als es das allgemeine Beſte erfordert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Abſichten vorzuziehen, ſo lange man einem Autor das Recht nicht abſprechen kann, mehr auf ſich, als auf das gemeine Beſte, zu ſehen. Um deßwillen werde ich für dießmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückſeligen Zeiten zu erleben, in welchen wir durch mehr, als Ein gedrucktes Zeugniß, den Vorwurf unſerer eiferſüchtigen Nachbarn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutſche zu wenig Witz und zu viel Ernſthaftigkeit beſitzen. Unſere muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Verwegenheit unternehmen ſie Beweiſe der ſchwerſten und ernſthafteſten Materien aus der Metaphyſik, und dennoch Alles mit einer ſpaßhaften Miene und mit einer ſehr merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn ſie von den ewigen Wahrheiten der beſten Welt zu reden verſprechen, ſo werden ſie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Chloris reizend und ihr Mund ſo bezaubernd ſei, daß ſie von ihrer beſten Welt erſt alsdann recht überführt werden könnten, wenn ſie dieſen Mund küſſen dürften. »Das erſte Weſen aller Dinge legte mit weiſer »Vorſicht die Kräfte in den Menſchen, die Mittel »zu wählen, welche zu Beförderung ſeiner Glück»ſeligkeit dienlich ſind, und dasjenige zu meiden, »was ihm an Erlangung derſelben hinderlich ſein »konnte.« So prächtig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Beweiſe? Der Beweis folgt unmittelbar darauf. »Ich wähle die Chloe, weil ich bei ihrer »Liebe der Glückſeligſte bin: aber mit der größten »Kaltſinnigkeit begegne ich Selinden, denn ihre »Sprödigkeit will keine Schäfer, ſondern Sklaven »haben.« Iſt dieſer Beweis nicht ganz unerwartet? Iſt er nicht eben um deßwillen vortrefflich? Unſer großer Philoſoph liebt Chloen und flieht Selinden! Warum? Denn das erſte Weſen aller Dinge (§. 1.) legte mit weiſer Vorſicht (§. 4.) die Kräfte in denſelben (§. 9. 10.), durch eine freie Wahl (§. praeced.) ſein Glück und ſein Unglück zu befordern. Es wird einem ſolchen ſtarkdenkenden Geiſte ein Leichtes ſein, die Exiſtenz Gottes auf eine ſo ſpielende und luſtige Art zu beweiſen, daß auch der Setzer ſeiner Schrift vor herzlicher Ueberzeugung ſich des Lachens nicht enthalten kann, ſobald er die Demonſtration in die Hände bekommt. Könnte wohl ein vortrefflicheres Mittel, als dieſes, ausgeſonnen werden, auch den Pöbel von den wichtigſten Wahrheiten der höchſten Philoſophie und der natürlichen Gottesgelahrheit zu überzeugen? Gewiß keins! Und wer ſo unverſchämt ſein und mir darin widerſprechen wollte, der müßte . . . ich weiß beinah nicht, was ich von ihm denken ſollte; mit einem Wort, der müßte ſo eigenſinnig, als Wolf, ſein. Wenn ich meine philoſophiſchen Helden mit Einem Blicke überſehe, ſo finde ich bei allen eine große Aehnlichkeit, die ſie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen iſt ernſthaft und anſehnlich; die Einkleidung iſt luſtig und poſſierlich. Ich werde alſo für Alle Einen Buchdruckerſtock vorſchlagen. Vielleicht ſchickte ſich dieſer am beſten, wenn ſie ſich wollten gefallen laſſen, über ihre Schriften ein Bild zu ſetzen, welches einen griechiſchen Philoſophen in ſeiner ehrwürdigen Kleidung vorſtellte; jedoch mit dem Unterſchied, daß er den Mantel, den Hut, und die komiſche Stellung eines Scapins an ſich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag ſich den

Pantalon wählen; und wem die Kleidung des Pantalon auch noch zu ernſthaft iſt, dem laſſe ich die freie Wahl, die dritte Art von dergleichen Trachten zu nehmen, welche bei ſeiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es gibt unter unſern Philoſophen eine gewiſſe Sekte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meinung ſo gut zu verſtecken wiſſen, daß man darauf ſchwören ſollte, ſie verſtünden ſelbſt nicht, was ſie ſchreiben. Ihre Sprache iſt ſo dunkel, wie die Räthſel der Morgenländer, und wenn ſie anfangen, recht tiefſinnig zu demonſtriren; ſo ſollte man glauben, ſie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich ſie um deßwillen philoſophiſche Quäker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen ſie geſchieht es, daß ich ihnen dieſen Titel beilege. Ich ſuche auch zwiſchen ihnen und den Quäkern keine Aehnlichkeit weiter, als in der Art, mit welcher beide ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That ſchlechten Dank wiſſen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geiſtlichen Hochmuth der Quäker, von ihrem verderbten Geblüt, von ihrer unachtſamen Kleidung, von gewiſſen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrſätzen, wenigſtens dem Wortverſtande nach, widerſprechen, und von andern dergleichen Sachen eine Aehnlichkeit auf meine Philoſophen herleiten wollten. Es iſt hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt ſich im Nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Jetzt will ich beim Hauptſatze bleiben, da ich dergleichen Philoſophen, ihrer myſtiſchen Sprache wegen, mit den Quäkern in eine Reihe ſtelle. Für dieſe ſchickt ſich wohl kein Buchdruckerſtock beſſer, als derjenige, welcher die Prieſterin zu Delphi auf ihrem Dreifuß mit begeiſterter Geberde und derjenigen heiligverzerrten Miene vorſtellt, mit welcher ſie die neugierigen und verzweifelnden Menſchen durch ihre hohen Ausſprüche noch zweifelhafter macht. Dieſer Buchdruckerſtock hat ſeinen zureichenden Grund in dem Weſen des Dings, oder, niedriger zu reden, er ſchickt ſich auf meine quäkeriſchen Philoſophen vollkommen. Dieſe bekommen, über ihren Erweiſen, von der Einheit, von dem ſich ſelbſt Beſtimmenden, vom leeren Raume und dergleichen, eben ſolche kunſtmäßige Verzückungen auf ihren Großvaterſtühlen, als die delphiſche Prieſterin unter ihrem Wahrſagen auf dem Dreifuß bekam. Wenn dieſe ſchäumte, ſo redete ſie die Sprache der Götter, denn ein Sterblicher verſtand ſie nicht; und wenn dergleichen Philoſophen bündig ſchreiben, ſo ſchreiben ſie unverſtändlich, denn dieſes nennen ſie die Sprache der Weisheit. Die delphiſchen Ausſprüche, ſo dunkel ſie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete ſie abergläubiſch nach, ohne zu wiſſen, was darunter zu verſtehen ſei. Iſt aber nicht eben dieſes auch bei uns die Urſache, daß wir in der Weltweisheit ſo abergläubiſche Sektirer in **aner finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeiſter gedacht hat? Und oftmals hat dieſer nichts gedacht. Wer ſich an dem Tempel zu Delphi vergreifen wollte, dem drohten die Prieſter mit den rächenden Blitzen der Götter, und ganz Griechenland ward in Harniſch gebracht. Frevelt man aber mit einem Philoſophen, ſo erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftſteller, welche das

Lehrgebäude ihres Abgotts, durch Heiſcheſätze, Lehrſätze, Grundſätze und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit a — b — x zu Heiden demonſtriren. Kommt es aber gar ſo weit, daß ſich ihr Anführer ſelbſt in den Kampf mengt; ſo werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung verſprechen können, als daß er uns methodo mathematica (nach der mathematiſchen Methode) auf einmal aus einem Menſchen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphiſche Prieſterin wahrſagte nicht eher, als bis ſie durch genugſame Opfer, Geſchenke und Belohnungen, in ihre heilige Wuth gerieth; und meine Philoſophen werden niemals eher .. Doch ich irre mich. Meine Philoſophen ſchreiben bloß aus Liebe zur Wahrheit.

Unſere heidniſchen Vorfahren gaben ihren Prieſtern, den Barden, Schuld, daß ſie in ihren Liedern und Geſängen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, und gleichwohl ſelbſt die Geizigſten im ganzen Volke wären. Da wir nunmehr Chriſten ſind, ſo iſt freilich dieſe üble Gewohnheit mit noch vielen andern Laſtern abgekommen, welche die alten Deutſchen an ſich hatten. Doch etwas Aehnliches davon findet ſich noch bei einigen unſerer Philoſophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten gedenken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewiſſe Maße dazu anheiſchig gemacht habe. Es gibt deren zwiſchen Straßburg und Breslau nur drei, höchſtens vier, welche in ganzen Quartanten von den Pflichten der Menſchen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des höchſten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers aus der Natur, von der Belohnung und Beſtrafung des Guten und

Böſen, von der Unſterblichkeit der Seele, von der Bändigung aller heftigen Leidenſchaften, und von der wahren Zufriedenheit eines Menſchen, mit ſolcher Lebhaftigkeit und mit ſolchem Eifer ſchreiben, daß ſich ihre Abhandlungen auf das Erbaulichſte leſen laſſen. Gleichwohl will man aus beſondern Umſtänden dieſer Moraliſten ſchließen und für gewiß verſichern, daß ſie, wenn man ſie als Menſchen und nicht als Philoſophen betrachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen ihre Mitbürger, erfüllen; daß ſie in Beſtimmung des höchſten Gutes ſehr ungewiß ſind, und ſich ſehr körperliche Begriffe davon machen; daß ſie an die Erkenntniß des Schöpfers, an die Vergeltung des Guten und Böſen, und an die Unſterblichkeit der Seele nicht länger denken, als ſie auf der Katheder ſtehen, oder an dem Pulte ſitzen. Niemals ſind ſie, ſagt die Gelehrtenhiſtorie unſerer Zeit, wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn man ihnen ihren Rang ſtreitig machen will. Nur erſt alsdann kommt ihnen der Geiz recht abſcheulich vor, wenn ihre Gläubiger ſo unphiloſophiſch ſind und auf ihre Bezahlung dringen. Und iſt ihre Chloe (denn die Philoſophen haben auch ihre Chloen), iſt dieſe, ſage ich, ſo niedrig geſinnt, daß ihr die Geſchenke und Küſſe eines erhitzten Stutzers lieber ſind, als die abſtrakten Seufzer ihres dogmatiſchen Anbeters; ſo kann man gewiß glauben, daß er in der nächſten Meſſe eine große Abhandlung wider die unbändigen Leidenſchaften der Wolluſt und der unordentlichen Liebe ſchreiben wird. Für dieſe Philoſophen weiß ich keinen beſſern Buchdruckerſtock vorzuſchlagen, als ihr eigenes Bildniß. Sie ſollen die Wahl haben, ob ſie ſich nur im Bruſtbild, oder in ihrer völligen Groſſe wollen vorſtellen laſſen. Die Larven, unter welchen ſie ſich ordentlich zu verbergen ſuchen, will ich ihnen nicht ganz nehmen; ſie mögen ſolche behalten, doch ſo, daß man wenigſtens die Hälfte von ihrem wahren Geſicht ſehen kann. Ein einziges Lineament, das man von ihnen erblickt, wird ſchon genug ſein, dem Leſer zu zeigen, wer hinter der Larve ſteckt. Es muß artig anzuſehen ſein, wenn die eine Seite des Geſichts einem Lehrer des menſchlichen Geſchlechts gleicht, die andere Seite aber ſolche Züge blicken läßt, welche die heftigſten Leidenſchaften eines eingebildeten, eines geizigen, eines ausſchweifenden Gemüths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß ſich meine Philoſophen durch dieſen wohlgemeinten Vorſchlag beleidigt finden werden. Geſchähe dieſes aber, ſo verdienten ſie wohl, daß ſie die Obrigkeit ſelbſt anhielte, entweder gar nicht mehr zu ſchreiben, oder ihr Bildniß ſo vorzuſetzen, daß ſie auch nicht einmal die Hälfte des Geſichts bedecken dürften. Ich weiß beinah nicht, welche von dieſen beiden Strafen für ſie die grauſamſte ſein würde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärtiger Abhandlung weiter fortzufahren, und gegen die übrigen Gelehrten und Schriftſteller eben die Bereitwilligkeit zu zeigen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, die Freigeiſter und einige Philoſophen, gezeigt habe, erhalte ich von meinem guten Freunde, Peter Trommer in Augsburg, einen Brief, worin er meldet, daß er von meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift abzufaſſen, Nachricht erhalten, und um deßwillen ſich die Mühe gegeben habe, einige Buchdruckerſtöcke zu ſchneiden, wovon er mir den Abdruck ſchickt. Er überläßt mir die Mühe, ausfindig zu machen, vor welche Bücher ſie ſich eigentlich ſchicken, und bittet mich, ſeine Arbeit ſowohl, als ſein löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu liefern, der gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf es ihm, als meinem Freunde, freilich nicht wohl abſchlagen, ungeachtet ich von einigen ſeiner Buchdruckerſtöcke gar nicht errathen kann, vor welche Bücher ſie ſich eigentlich ſchicken ſollten. Weil aber Herr Trommer vor allen Andern wegen ſeiner Geſchicklichkeit in der Kunſt, Buchdruckerſtöcke zu ſchneiden, berühmt iſt, ſo will ich ſie meinen Leſern mittheilen. Hoffentlich wird ſich dieſes Verzeichniß eben ſo anmuthig leſen laſſen, als ein Meßkatalog, wo man auch nur Titel von Büchern lieſt, und oftmals ſolche Titel, aus denen man den eigentlichen Inhalt der Bücher, zu welchen ſie gehören, wohl nimmermehr errathen ſollte. Finden ſich, wie ich gar nicht zweifle, Liebhaber zu dieſen Buchdruckerſtöcken; ſo kann ich ihnen melden, daß Herr Peter Trommer künftige Oſtermeſſe zu Leipzig in Bräunings Hofe rechter Hand anzutreffen, und bei ihm Alles um einen leidlichen Preis zu bekommen ſein wird. Ich behalte mir die Erlaubniß vor, nach der Meſſe einige Nachricht zu geben, welche von dieſen Stöcken am meiſten abgegangen ſind. Hier iſt das Verzeichniß ſelber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallenen Tempeln und Säulen ſitzt derjenige Vogel, welcher nur im Finſtern ſieht und bei Tage blind iſt, der ſich von Ungeziefer und kleinem Gewürm nährt, deſſen gräßliches Geſchrei niemals etwas Gutes bedeutet, und welcher, ſobald er zu ſchreien anfängt, alle Vögel der ganzen Gegend wider ſich rege macht. Was mir bei dieſem Stocke am beſten gefällt, iſt dieſes, daß Herr Trommer mit vieler Geſchicklichkeit dieſem Vogel eine ſo ernſthafte Miene zu geben gewußt, daß er alle andern Vögel mit Verachtung anzuſehen ſcheint, welche ſich nicht, wie er, unter altem Gemäuer und im Dunkeln beſtändig aufhalten. Ein Paar große Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgeſperrter Schnabel und ſtarke Klauen ſcheinen einen Jeden zu warnen, dieſen Vogel in ſeinem Neſte anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer iſt ein Mann zu ſehen, welcher, nach einer beigebrachten Anmerkung, der römiſche Kaiſer Domitian ſein ſoll. Er thut ungemein geſchäftig, und ſcheint ſich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieſes ſeine wichtigſte Beſchäftigung iſt, daß er Fliegen fängt. Das Bild iſt vortrefflich gemalt, ich kann es nicht läugnen; nur weiß ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er dieſen Mann nicht in römiſcher, ſondern in deutſcher Kleidung vorgeſtellt hat.

Der dritte Buchdruckerſtock iſt das Bild des griechiſchen Weiſen, welcher die Sterne ſorgfältig betrachtet, auf den Weg aber nicht ſieht, und um deßwillen in eine Grube fällt. Herr Trommer hat hierbei den Einfall, den vielleicht der größte Theil meiner Leſer auch haben wird, daß ſich nämlich dieſer Stock am beſten vor einige aſtronomiſche Abhandlungen ſchickte. Ich will dieſem nicht gänzlich widerſprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker ſich um die Sterne mehr bekümmern, als um dasjenige, was ſie auf der Erde und gegen ſich ſelbſt ſowohl, als gegen andere Menſchen zu beobachten haben. Es iſt wahr, es gibt deren verſchiedene, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht verſäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuſpüren; und welche nichts thun, als daß ſie mit elektriſchen Experimenten ſpielen, zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andere Obſervationen anſtellen. Gleichwohl ſollte ich meinen, daß es noch viel mehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben dieſen Urſachen einen Anſpruch auf gegenwärtigen Buchdruckerſtock machen können. Und beſonders möchte ich ihn einem gewiſſen Manne vorſchlagen, welcher über die Unterſuchung der jüdiſchen Alterthümer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbiner in Geſellſchaften unerträglich wird.

Eine Geſellſchaft von Schuſtern ſitzt an einem Tiſche beiſammen. Auf demſelben liegt eine Landkarte von Deutſchland. Man ſieht es ihnen an ihren Geſichtern ganz deutlich an, daß ſie ſehr heftig mit einander ſtreiten. Der eine weiſt mit dem Finger auf Schleſien und ſieht ſehr bedenklich dabei aus; zwei haben einander bei den Haaren gefaßt, und der dritte liegt ſchon unter der Bank, und überhaupt ſieht die ganze Geſellſchaft ſehr patriotiſch aus. Mich däucht, dieſer Stock ſollte ſich ſehr gut vor eine politiſche Monatſchrift ſchicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfaß in der Hand, vor einem Altar, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menſchen, die übrigen Gliedmaßen aber, und beſonders die um den Kopf herum, von verſchiedenen Thieren hat.

Herr Trommer hat mich ſehr gebeten, ihm einen Käufer zu dieſem Buchdruckerſtocke zu verſchaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande iſt, Bücher zu ſchreiben, vor welche ſich ein ſolcher Stock ſchickt; und wenn ſich dieſer nicht entſchließt, ſolchen zu kaufen, ſo zweifle ich faſt, ob er einen Liebhaber finden wird. Allenfalls muß ſich Herr Trommer entſchließen, ihn nach ** zu ſchicken, wo er ihn gewiß an den Mann bringen kann.

Die Fabel iſt bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann ſich Mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweiſen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie wenigſtens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge und affenmäßigen Handlungen verbergen, und ſich in ihren Poſituren, wie Menſchen, anſtellen ſollen. Als er es durch gute und ſcharfe Mittel endlich ſo weit gebracht, daß ſie einigermaßen menſchlich gethan, ſo verdirbt ihm ein Spötter ſeine ganzen Bemühungen, da er Nüſſe und Aepfel unter ſie wirft, wodurch ſie auf einmal aus ihrer unnatürlichen Stellung gebracht werden, und ſich ſo zeigen, wie ſie natürlich ſind. Dieſe Fabel hat mein augsburgiſcher Freund ſehr lebhaft in einem Stocke ausgedrückt. Der Mann, welcher ſich Mühe gibt, die Affen zu unterweiſen, ſcheint ſich ſein Amt ſo angelegen ſein zu laſſen, als wenn er mit der wichtigſten Sache von der Welt zu thun hätte. Aber die verſchiedenen Stellungen ſeiner Schüler geben deutlich genug zu verſtehen, daß ſie nur aus Zwang vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen ſteht und ihnen droht. Unter der menſchlichen Kleidung gukt das Affengeſicht allemal vor-

Verſchiedene blöken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe beſonders, welcher vor andern anſehnlich iſt, droht, ihn zu kratzen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuſchauer einen Korb voll Obſt, nach welchem ſie alle mit lüſternen Blicken ſehen, und auf dem Sprunge zu ſtehen ſcheinen, Lehre und Zwang zu verlaſſen, um ihren natürlichen Trieben wieder zu folgen. Dieſer Buchdruckerſtock findet wegen ſeiner außerordentlichen Sauberkeit, mit der er gezeichnet iſt, vor allen andern meinen Beifall, und ungeachtet er ſich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht ſchickt, ſo würde ich doch den Verleger ſehr verbunden ſein, wenn er die wenigen Koſten nicht ſcheuen, und dieſen Stock kaufen wollte, damit er meiner Schrift vorgeſetzt werden könnte. Ich weiß es gewiß, er iſt zu gefällig, als daß er mir dieſe Bitte abſchlagen ſollte.

Hinkmars von Repkow

Noten ohne Text[1].

Nunmehr thue ich den erſten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreißig Jahren hatte mich die Natur mit ſo ſtarken und dauerhaften Gliedmaßen begabt, als zu einem Scribenten erfordert werden. Dennoch habe ich, was faſt unglaublich iſt, jedesmal über mich ſelbſt ſo viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrſamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruch gekommen iſt, ich nehme einige kritiſche Verſuche aus, welche ich im Jahre 1719, bei der damaligen großen Theurung, mir und dem guten Geſchmack zum Beſten, doch jedesmal unter fremdem Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreißig Jahren alſo habe ich nur einen Zuſchauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerkſamkeit war dahin gerichtet, zu ſehen, welches die ſicherſten und leichteſten Mittel wären, ſich auf einmal über Andere empor zu ſchwingen, und bis auf die ſpäteſte Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geſchichtſchreiber, der Philoſophen, der Dichter und aller übrigen Gelehrten, ſo beſchwerlich, ſo ungewiß, und ſo gefährlich ſind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von dieſen Arten Schriften zu bemengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert Exempel zu behaupten, daß man durch keine Mittel in der Welt leichter zur gehörigen Autorgröße gelangen kann, als durch die Beſchäftigung, die Schriften anderer Männer durch Noten zu vermehren und zu verbeſſern. Leute, von denen man ſchwören ſollte, daß ſie die Natur zu nichts weniger, als zu Gelehrten, geſchaffen hatte; Leute, welche, ohne ſelbſt zu denken, die Gedanken der Alten und anderer berühmten Männer erklären; ſolche Leute ſind es, die ſich groß und furchtbar machen; und wodurch? Durch Noten! Noten alſo ſind der rechte Weg, zu demjenigen Zweck zu gelangen, welchen alle Gelehrte, auf verſchiedene Arten, aber mit ungleichem Erfolg, ſuchen. Ich brauche nicht zu beweiſen, daß bei einem dergleichen Buche des Herrn Verfaſſers Noten allemal das Vornehmſte und Wichtigſte ſind, der Text ſelbſt aber nur etwas Zufälliges, wenigſtens von der Erheblichkeit lange nicht iſt, als die angehängten Noten. Ich beziehe mich auf die Vorreden, welche man vor dieſen Büchern findet, und worin mein Satz allemal, nur auf verſchiedene Art, behauptet iſt. Einem ſolchen Verfaſſer würde es daher gleichviel gelten, wenn der Text auch ganz unterginge. Nur um ſeine Noten darf die Nachwelt nicht kommen; dieſer Verluſt wäre unerſetzlich. Dieſe Betrachtung hat mich zu dem Entſchluß gebracht, Noten zu ſchreiben, ohne um einen Text beſorgt zu ſein, da dieſer, wie gedacht, ohnedem nur ein Nebenumſtand bei einem Buche iſt. Ich überlaſſe die Beſchäftigung, einen Text zu gegenwärtizen Noten zu machen, Andern, die weder diejenige Erfahrung, noch Geſchicklichkeit beſitzen, die ich mit gutem Gewiſſen von mir ſelbſt rühmen kann. Es ſollte mir lieb ſein, wenn ich dadurch unſerer jetzigen Jugend Gelegenheit gäbe, ſich in Texten zu üben. Es kann gleichviel gelten, ob ſie eine Materie von den jetzigen politiſchen Umſtänden, oder aus der Arzneikunſt, oder aus den bürgerlichen Rechten dazu wählen wollen. Eine Abhandlung von dem leeren Raume ſollte ſich auch nicht unrecht dazu ſchicken; denn dergleichen Betrachtungen werden nicht ſehr geleſen, und ſolche Texte braucht ein Notenautor, wie ich bin, am liebſten. Ich wollte wünſchen, daß ſich bald wieder ein Komet ſehen ließe. Meine Noten ſollten ſich ganz vortrefflich ausnehmen, wenn ſie unter einer Abhandlung davon ſtünden. Man wird zwar darin nicht ein einziges Wort von Kometen finden: aber deſto beſſer wäre es; denn natürlicher Weiſe haben dergleichen Noten, wie die meinigen ſind, ohnedem mit dem Texte weiter kein Verhältniß, als das, welches ihnen der Setzer gibt. Mit einem Wort, mit dem Texte mag ich gar nichts zu thun haben; den überlaſſe ich kleinen Geiſtern. Ich bin ein Gelehrter, und zwar ein Gelehrter bei Jahren, darum ſchreibe ich Noten; denn das iſt ein wichtiges Werk! Ich erſtaune, wenn ich zurückſehe, und eine unzählbare Menge Männer hinter mir erblickte, welche ſich ſo viele Jahre lang mit ſo vieler Sorge, auf ſo verſchiedene Art, um den Namen eines Gelehrten bemüht haben, von mir aber in einer Zeit von zwei Tagen, auf die bequemſte Art von der Welt, und ohne meinem Verſtand und Nachdenken die geringſte Gewalt anzuthun, eingeholt, ja weit übertroffen ſind. Allen meinen Enkeln will ich es anrathen; Noten ſollen ſie machen! Und, wollen ſie es ſo hoch bringen, wie ihr Großvater, ſo machen ſie Noten ohne Text! Eine Sache, welche, außer mir, wohl noch kein Deutſcher gewagt hat. Nun werden es die übermüthigen Franzoſen doch auch glauben, daß es in Deutſchland Schöpfer gebe, welche von ſich ſelbſt etwas hervorbringen, und noch mehr thun können, als nachahmen. Wie ſehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Befördrer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! »Der große Repkow,« wird es einmal heißen, »bedient »ſich in ſeinen gelehrten Noten ohne Text, unter »Anderm, folgender ſehr nachdenklichen Worte ꝛc.« Kann ein Schriftſteller zu ſeiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn ſich ein anderer Schriftſteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der franzöſiſchen Akademie ſeine Meinung durch mein Anſehen behaupten, und ſagen wird: »Voyez le savant Allemand, Monsieur »Enkemar de Repikof, dans ses Remarques sans »Texte etc.« Und wer iſt mir wohl dafür gut, daß nicht vielleicht, ſobald gegenwärtige Abhandlung nur die Preſſe verlaſſen hat, ſchon irgendwo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, nur, daß er in ſein hiſtoriſches Univerſallexicon, unter dem Buchſtaben R, dieſe Nachricht ſetzen könne: »Repkow (Hinkmar von) auf Budigaß, ein Nachkomme »des großen Ecko von Repkow, ſchrieb Noten ohne

---

[1] S. Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, zweiter Band, viertes Stück. 1745.

»Text, und ſtarb. Er war ein billiger Verehrer »ſeiner eignen Schriften, und überhaupt ein ſehr »gelehrter Mann. Seine vortrefflichen Noten ohne »Text hat man in viele Sprachen, und ſogar ins »Norwegiſche, überſetzt. Die verſchiedenen Auflagen davon ſind unzählig; doch iſt diejenige wegen »ihres breiten Randes und der artigen Leiſte die »beſte, welche wir dem Fleiße des geſchickten Herrn »Cowley Lizard in London zu verdanken haben. »Von ihm ſtammt die berühmte Secte der Autonotiſten ab, und er iſt der Urheber der berühmten »Repkovianiſchen Manier. Mehrere Nachricht von »ihm findet man in dem theatro **Budigassiano** »de claris **Repcoviis**.« Gewiß! von wem die Nachwelt ein ſolches Urtheil fällt, deſſen Mühe iſt reichlich vergolten; denn dieß begreift alles dasjenige in ſich, was der Ehrgeiz eines Gelehrten wünſchen kann.

Vor Entzücken über die dankbare Nachwelt vergeſſe ich beinah meine jetztlebenden Leſer, welche es vielleicht zufrieden ſein würden, wenn ich von mir ſelbſt etwas weniger redete. Ich will zwar abbrechen, aber mich nicht entſchuldigen; denn Alles, was ich bisher geſagt habe, vertritt die Stelle einer Vorrede zu gegenwärtigen Noten ohne Text. Die Vorreden aber ſchreibt der Verfaſſer wohl nicht leicht um des geneigten Leſers willen, ſondern ſeinetwegen. Mein Troſt iſt, daß ich im Nachſtehenden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir ſelbſt ausführlich, doch ohne die geringſte Parteilichkeit, zu reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten zur Zueignungsſchrift.

O Muſen helfet mir!] Ueberhaupt muß ich erinnern, daß dergleichen Anrufung der Muſen bei glückwünſchenden Dichtern nichts weiter iſt, als ein bloßes Compliment. Die Muſen mögen nun helfen oder nicht, dadurch wird ſich der Dichter doch nicht irre machen laſſen. Dieſe Formel ſagt eben ſo wenig, als diejenige, wenn man ſpricht:

Erlaube, theurer Mann!

Wenn es auch gleich der theure Mann nicht erlauben wollte, ſo würde er dennoch, auch wider ſeinen Willen, hören müſſen, daß er die vollkommenſte Kreatur unter allen Kreaturen ſei; denn das Carmen iſt einmal gedruckt, und mit gutem Gewiſſen kann er es dem ehrlichen Dichter nicht zumuthen, daß er die Unkoſten umſonſt ſollte aufgewandt haben. Ich mißbillige darum dieſe Anrufung der Muſen gar nicht. Es ſind die poetiſchen Honneurs, die wir unſern Mäcenaten machen. Eine Schildwache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn ſie bei Ankunft eines vornehmen Mannes: Ins Gewehr! ruft, und auf dem Parnaß iſt die große Ehrenbezeugung dieſe, wenn wir alle neun Muſen paradiren laſſen. Ich halte es um deßwillen denen ſehr für übel, welche dieſe gute Ceremonie abſchaffen wollen. Sie bringen den armen Dichter um ein Paar Verſe, die ihm nicht ſauer werden können, und die zum wenigſten nichts ſchaden, wenn ſie auch nichts helfen ſollten.

Dies ſchwere Werk, dich, Gönner aller Gönner,] Es iſt allerdings vielmals ſehr ſchwer, denjenigen mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu rühmen, an den die Zuſchrift gerichtet iſt. So leicht es iſt, Reinbeck als einen großen Gottesgelehrten, Wolf als einen Philoſophen, Hofmann als einen geſchickten Arzt, und Canitz als einen Dichter vorzuſtellen, ſo ein ſchweres Werk iſt es dagegen, wenn ich den Aberglauben, als einen Mann, auf deſſen Bruſt Licht und Recht glänzen, oder Starkater in Eulenburg, deſſen der hamburgiſche Patriot gedenkt, als einen Prieſter der Gerechtigkeit abbilden ſoll. Wie viel Mühe koſtet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unſerer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Aehnlichkeit hat, als die große Perücke! Wir beſchwören das Alterthum, und bannen alle Weiſen Griechenlands und Roms zuſammen, damit ſie zu ihrer Beſchämung anhören ſollen, daß in unſern Tagen ein Mann lebt, der Davus heißt.

Von Kleinigkeiten groß, von ſchlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt ſtets von ſich ſelbſt zu ſingen,
Sind Dinge, die uns ſpät, der Lobſucht ſtets gelingen.

Eben dieſe Lobſucht iſt noch das einzige Mittel, welches unſern Dichtern bei ihren Zuſchriften die größten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das iſt genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobſchrift dem Original ähnlich ſind, das iſt eine Sache, die man eben ſo genau nicht unterſuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darin einer gewiſſen Art von Malern, welche die Bildniſſe großer Fürſten und Herren feil haben. Alle dieſe ſehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem Vierzehnten an, bis auf den General Menzel, haben nur Ein Geſicht. Der einzige Unterſchied beſteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und wenn es hoch kommt, in einem Schnurrbart. Dem ungeachtet weiß man, wen es vorſtellen ſoll, und derjenige muß blind ſein, der es nicht aus der Unterſchrift ſehen ſollte. Machen es die meiſten unſerer heutigen Scribenten in ihren Zuſchriften wohl anders? Sie haben nur Eine Art, zu loben, und ein Jeder, den das Verhängniß dazu erſehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen und ihr Mäcenas werden ſoll, den ſtellen ſie uns allemal als den vollkommenſten, als den tugendhafteſten Sterblichen vor. Kurz, auch ihre Gönner und Helden haben nur Ein Geſicht; den Unterſchied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel.] Ich bin ein Poet, das iſt ein Poſtulat, und ich will es keinem Menſchen rathen, mir zuzumuthen, daß ich dieſen Satz beweiſen ſoll. Wenn man alſo im obigen Texte die Worte: **Mit Zittern wagt mein Kiel**, nicht von der demüthigen Poſitur verſtehen wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigſten Ehrfurcht zu überreichen pflegen; ſo würde es allerdings ſehr unnatürlich ſein, zu ſagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben ſo vertraut umgehen, wie mit einer Schaſerin, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von ſeiner Fertigkeit zu reimen, von ſeinem Geldmangel, und von den Capitalien ſeines Gönners gewiß überzeugt iſt, iſt das unerſchrockenſte Geſchöpf unter allen Thieren. Läßt ſich alſo wohl mit Grunde von ihm ſagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, ſo geſchieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu gefallen.

Und wenn du, großer Held.] Dieſes Beiwort iſt ſo gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, ſolches dem unbekannten Gönner beizulegen, welchem gegenwärtiges Werk künftig einmal dedicirt werden könnte. Ein Autor ſchmiegt ſich gemeiniglich in ſeinen Zueignungsſchriften dergeſtalt vor den Füßen ſeines Gönners, daß ihm derſelbe natürlicher Weiſe nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deßwillen, weil ich vorausſetze, daß die Zueignungsſchrift an Keinen von bürgerlichem Stande, ſondern an Jemand meines gleichen gerichtet wird. Wir ſind Ritter. Alle Ritter ſind, vermöge der Erfahrung, Helden, und große Helden werden wir, ſobald uns ein Autor braucht. Hierbei fällt mir eine Geſchichte ein, welche ich anführen muß. Als ich dem Pfarrer in meinem Dorfe ſeinen Sohn zum Subſtituten gab; ſo ward, wie man leicht glauben kann, dieſer wichtige Umſtand der Kirchenhiſtorie von mehr, als einem Rohre, beſungen. Es würde zu weitläufig ſein, alle die ſchönen Gedanken anzuführen, welche bei dieſer vortrefflichen Gelegenheit verſchwendet wurden. Keiner aber hat mich ſo ſehr gerührt, als derjenige, da ein Dichter den jungen Subſtituten des großen Vaters großen Sohn nannte. Ich bin verſichert, daß dieſer prächtige Ausdruck bei dieſer Gelegenheit nicht zum erſten Male angewandt iſt, und ſonder Zweifel auch in folgenden Zeiten ſeine Liebhaber finden wird. Aber eben dadurch ſuche ich auch obige Worte meines Textes zu rechtfertigen. Denn ſchickt er ſich für einen Dorfpfarrer und ſeinen Subſtituten; ſo wird man ihn einem Kirchenpatron gewiß nicht ſtreitig machen können.

Mich deiner Gunſt empfohlen.] Gunſt heißt hier und bei andern dergleichen Zuſchriften, in poetiſchem Verſtand, ſo viel als baares Geld.

Du ſelbſt ein Dichter biſt, der Ewigkeit entgegen] oder, wie es im Zuſammenhange des Textes heißen würde: Du ſiehſt der Ewigkeit entgegen, weil du ſelbſt ein Dichter biſt. Man ſieht wohl, daß dieſe Zueignungsſchrift in Verſen abgefaßt iſt; und weil ſie in Verſen abgefaßt iſt, ſo folgt natürlicher Weiſe, daß der Verfaſſer ein Poet ſein muß; denn eben dadurch unterſcheidet ſich ein Poet von andern Geſchöpfen, daß er Verſe macht. Es iſt alſo nichts Neues, wenn ein Poet glaubt, er könnte ſeinem Gönner nicht angenehmer ſchmeicheln, als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erklärt ſich dieſes aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine jede Art der Schriftſteller für ihr Handwerk hat. Wird ein Arzt ein Schriftſteller, ſo wird er ſagen, daß ſein Mäcenas, an den die Zueignungsſchrift gerichtet iſt, auch ein Arzt ſei, und ein ſchreibender Rechtsgelehrter macht alle ſeine Gönner zu Ulpianen. Ich kenne einen Kunſtrichter, welcher zu der Freigebigkeit eines ziemlich begüterten Landkrämers ein ſo großes Vertrauen hatte, daß er ihm ein Buch zueignete, welches von den kritiſchen Streitigkeiten unſerer Zeit handelt. »Ich »widme dir dieſe Blätter,« ſagte der Verfaſſer in ſeiner Zueignungsſchrift, »da du ſo glücklich biſt, »ſelbſt ein Kritikus zu ſein.« Der Landkrämer erſchrack. Er fragte ſeinen Informator, was ein Kritikus für ein Ding ſei? Und weil ihm dieſer eine verhaßte Beſchreibung davon machte, ſo fehlte nicht viel, daß jener den Verfaſſer nicht rechtlich belangte.

Noten zur Vorrede.

Und mit Anmerkungen.] Anmerkungen heißen diejenigen Zeilen, welche der Buchdrucker unter den Text ſetzt. Mit dieſem haben ſie keine Verbindung weiter, als daß ſie auf eben der Seite ſtehen, oder wofern der Raum dieſes nicht zulaſſen will, wenigſtens ſich allemal auf diejenige Seite beziehen, wo die Worte des Textes zu finden ſind. Beſonders zweierlei wird dabei erfordert. Sie müſſen in die Augen fallen, und unerwartet ſein. Jenes geſchieht, wenn man ſagt, was Andere ſchon geſagt haben, oder kunſtmäßig zu reden, wenn man die Alten und Neuen fein häufig anführt, und die Gelehrten, welche gegen alle vier Winde wohnen, citirt. Das Unerwartete hingegen beſteht darin, wenn ich Sachen ſage, welche kein Menſch in meinen Anmerkungen ſuchen würde. Zum Exempel: Im Texte ſteht das Wort Cicero, und in der Anmerkung unterſuche ich die Frage: Ob Nebucadnezar auch wirklich Gras gefreſſen habe, wie ein Vieh?

Zu dieſer Vorrede.] Denn eine Vorrede heißt nur um deßwillen eine Vorrede, weil ſie gleich auf das Titelblatt, oder die Zueignungsſchrift folgt. Der Herr Verfaſſer darf ſich gar kein Gewiſſen daraus machen, wenn er darin Sachen ſagt, die zum Buche gar nicht gehören.

Erläutert.] Das iſt ein erſchrecklicher Druckfehler, und ſoll erweitert heißen, welches ein jeder ehrengünſtige Leſer in ſeinem Exemplar zu ändern beliebe. Ich wäre nicht werth, daß ich ein Autor hieße, wenn ich bei dieſen Anmerkungen die Abſicht gehabt hätte, den eigentlichen Verſtand des Textes zu erklären, oder zu erläutern, zu geſchweigen, daß oft ein Text keinen eigentlichen Verſtand hat. Aber das iſt die wahre Pflicht vieler unſerer heutigen Scribenten, daß ſie eine Sache weitläufig dehnen, und dasjenige auf etlichen Bogen ſagen, was der ungelehrte Pöbel in wenig Zeilen faſſen würde.

Ich weiß aber nicht, ob ich dieſer meiner Schrift die Ewigkeit verſprechen darf:] Das iſt nur eine beſcheidene Vorſtellung von mir; ich weiß dieſes aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Dieſe Formel iſt der ſo gewöhnliche väterliche Segen, welchen wir unſern Büchern mittheilen, wenn wir ſie in die Welt ſchicken. Von dem Nachdruck dieſes Segens kann niemand beſſer urtheilen, als wer Gelegenheit gehabt hat, entweder durch die Erfahrung, oder auf anderem Wege ſich einen hinlänglichen Begriff von derjenigen inbrünſtigen Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche Liebe nennt. Ein Schriftſteller empfindet dieſe in dem ſtärkſten Grade. An unſern Kindern halten wir dasjenige für Schönheiten und Artigkeiten, was wir an den Kindern anderer Leute für Leibesgebrechen und Laſter anſehen. Ein Autor, welcher die Mängel anderer Schriften aufs ſchärfſte beurtheilt, iſt dennoch oftmals von einer blendenden Liebe gegen ſeine eigne Arbeit dergeſtalt eingenommen, daß er denjenigen für einen neidiſchen Klügling, für einen Verräther des Vaterlandes ausſchreien wird, welcher ſich unterſteht, ihm und Andern zu ſagen, daß ſeine gelehrte Geburt nur ein Krüppel, oder gar eine Mißgeburt ſei. Er wird ergrimmen wie ein Bär, dem man ihm ſeine zottichte Brut raubt, und wer ihm in dieſer Wuth begegnet, der iſt verloren. Ich getraue mir, noch mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe eines Scribenten gegen ſeine witzige Zucht diejenige Neigung weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weiſe gegen ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kind niemals, ohne ekelhaften Widerwillen, anſehen können, von dem er gewiß weiß, daß es nicht ſein iſt; ein Scribent aber keinesweges. Oefters iſt dieſer bemüht, der Welt diejenigen Sachen, als ſeine leiblichen Kinder, anzupreiſen, welche ihr ganzes Weſen und Daſein dem Fleiße anderer Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als den Namen, zu danken haben. Dennoch erkennt er ſie für die Seinigen. Derjenige greift ihm ans Herz, welcher ihm den Titel eines Vaters abſprechen will. Da nun unſere Gelehrten und Schriftſteller ſo geneigt ſind, ihren Gedichten und Büchern die Ewigkeit zu prophezeihen, wie empfindlich, wie ſchmerzhaft muß es nicht einem ſo liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er ſieht, daß er das Werk ſeiner Hände, welches er der Welt zugedacht hatte, noch ſelbſt überleben muß. Kommt dieſes frühzeitige Abſterben von der ſchwächlichen Natur und der hinfälligen Beſchaffenheit unſerer Schriften her, ſo iſt allerdings noch einiger Troſt dabei. Geſchieht es aber, daß ſie durch einen gewaltſamen Tod dahin geriſſen, und durch die unerbittlichen Hände eines grauſamen Kunſtrichters aufgerieben werden, ſo kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umſtände vorſtellen, als diejenigen ſind, in welchen ſich ein ſo gebeugter und in die tiefſte Trauer verſetzter Scribent befinden muß. Er iſt deſto unglücklicher, da ihm nicht leicht Jemand ſein Beileid bezeigen, und dieſen unverhofften Verluſt beklagen wird. Ein Troſt, den zum wenigſten andere Väter, bei dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

Farrago libelli.] Bei dieſen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Ueberſchrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen Verſchiedenes erinnern. Die Verſe des Juvenal heißen eigentlich ſo:

Quicquid agunt homines, votum, timor ira, voluptas,
Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli.
(Was auch die Menſchen nur thun, ihr Wünſchen, ihr Fürchten, ihr Hoffen,
Raufen und Laufen und Luſt iſt der Miſchmaſch unſeres Büchleins.)

Ich habe aber mit Fleiß nur die letzten Worte davon behalten, weil ich befürchten mußte, viele meiner Leſer möchten ein gar zu ſchlechtes Vertrauen zu dieſer Schrift bekommen, wenn ſie durch die angezogenen Verſe des Juvenal auf die Meinung gebracht würden, als wollte ich Sachen darin abhandeln, welche, gewiſſer Urſachen wegen, nicht allemal gern geleſen werden.

Indeſſen ſchicken ſich dieſe Worte, **farrago libelli** [1]) hieher. Ich weiß ſie nicht nachdrücklicher zu überſetzen, als durch das Wort Miſchmaſch; und dieſes zeigt meinen Leſern auf einmal an, was ſie in dieſen Noten ohne Text zu ſuchen haben.

Ich bin ſo neidiſch gar nicht, daß ich mich dieſer Ueberſchrift ganz allein anmaßen, und andern Schriftſtellern verwehren wollte, ſich derſelben, in gleichem Falle, zu bedienen. Nichts wünſche ich eifriger, als daß ich in dieſem Stücke Nachfolger finden möge, welche mit der gelehrten Welt eben ſo offenherzig umgehen, als ich thue. Anſtatt der ausſchweifenden Titel: Kurze, doch gründliche Abhandlung von ꝛc. Neue und höchſtnöthige Wahrheiten ꝛc. Exegetiſch-theoretiſch-praktiſche Unterſuchung, ob ꝛc. Unumſtößlicher Beweis, daß ꝛc. Verſuch einer heilſamen und erbaulichen ꝛc. Abgenöthigte, doch mit vieler Beſcheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit ſelbſt gegründete Vertheidigung wider ꝛc. Univerſal ꝛc. Anſtatt aller dieſer Titel würden die meiſten ihrer Verfaſſer mit beſſerm Recht und mit mehrerer Wahrheit ſich dieſer Worte bedienen: **farrago libelli**; und die Nachwelt hat es blos meiner Bemühung zu danken, daß nächſtens ein guter Freund von mir ſich dieſer Worte, bei ſeinem Buche, bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur- und Völkerrechts, und zwar **methodo mathematica** abgefaßt hat.

---

[1]) Eigentlich iſt farrago ein aus vielen pikanten Ingredienzien beſtehendes Gericht, ein Ragout, oder engliſcher Salat.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbei laſſen, ohne von dergleichen Ueberſchriften noch etwas überhaupt zu erinnern. Ich finde einen großen Mißbrauch darin, daß ſich die Meiſten ſolcher Sentenzen aus alten Poeten und Philoſophen anmaßen, welche ſie, ohne die Wahrheit zu beleidigen und ihr Autorgewiſſen zu beſchweren, vor ihre Schriften gar nicht ſetzen ſollten. Ich will an deren Stelle einige andere vorſchlagen, und ich traue meinen Leſern ſo wohl, als den zukünftigen Autoren, ſo viel Geſchmack und Einſicht zu, daß ſie die Wahl, vor welche Bücher eine jede dieſer Ueberſchriften gehöre, ſelbſt treffen werden, ohne daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Dieſe Arbeit iſt wenigſtens ſo wichtig, und dem Vaterlande eben ſo vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn Woldamars von Zſchaſchlau, welcher [1]) ſeinen muthwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdruckerſtöcken verſchwendet hat, und dabei gewiſſe eigenſinnige Regeln vorſchreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unſerer Schriftſteller zu merklichem Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederſchlagen würden, wenn dieſe nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß ſie den pedantiſchen Vorſchriften der Vernunft Gehör geben ſollten. Hier ſind meine Ueberſchriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich genug iſt, ſo behalte ich mir vor, in einer beſonderen, und hoffentlich ſehr weitläufigen Abhandlung deren mehr zu liefern.

---

[1]) S. vorſtehende Abhandlung.

Duceris, ut nervis alienis mobile lignum.
Horat.

. . . Nihil mea carmina curas?
Nil nostri miserere? Mori me denique cogis?
Virgil.

Scilicet oblitus patriae, patrisque, Latine?
Horat.

Quid faciam, praescribe. Quiescas. Ne faciam, inquis,
Omnino versus? Aio. Peream male, si non
Optimum erat. Verum nequeo dormire . .
Horat.

Quos ego? . . . . ***Virgil.***
. . . Procumbit humi bos. . . ***Virgil.***
Κυνὸς ὄμματ᾽ ἔχων. ***Homer.***
Grammatici certant, . . .
. . . rabies armavit, . . .
. . . . et usque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite, dicat.
Horat.

Quae virtus, et quanta . . .
Nec meus hic sermo est . . . ***Horat.***
Felices errore suo . . . ***Lucan.***
Dic aliquid dignum promissis. Incipe: nil est.
Horat.

. . . Dì te, Damasippe, Deaeque
Verum ob consilium donent tonsore . . [1]
Horat.

---

[1] Die zweckloſe Ueberſetzung dieſer aus dem Zuſam-

Dieſes würde genug ſein können, zu zeigen, wie redlich ich es mit meinem gelehrten Vaterlande meine. Ich will aber noch mehr thun, und den Witz aller muntern Köpfe in Deutſchland in Bewegung bringen. Virgil ſagt an einem gewiſſen Orte:

Caedicus Alcathoum . . Sacrator Hydaspen,
Partheniumque Rapo, et praedurum viribus Orsen,
Messapus Cloniumque, Lycaoniumque Ericaten,
. . Atronium, Salius, Saliumque Neaices.
. . . .
Di Jovis in tectis iram miserentur inanem
Amborum, et tantos mortalibus esse labores[1]).

Hiemit fordere ich Alles auf, was nur einen Finger regen und ſchreiben kann! Derjenige, welcher die gründlichſte Nachricht geben wird, vor welches Buch ſich dieſe Ueberſchrift ſchicke, der ſoll bei dem Verleger ſechs Ducaten zum Preiſe erhalten! Mit Freuden ſehe ich dem emſigen Lärm entgegen, welcher, wegen dieſer anſehnlichen Belohnung, unter unſern Gelehrten entſtehen wird. Das verlange ich noch, daß ſie ihre Briefe poſtfrei einſenden, und ihre Namen verſiegelt beilegen, zugleich auch eine Anweiſung geben, an wen der Preis bezahlt werden ſoll.

---

menhang geriſſenen Verſe, wie auch die der nachfolgenden aus Virgil, wird mir wohl jeder Sachverſtändige gern erlaſſen.
Anmerk. des Herausg.

[1]) Eine der trockenſten Stellen im Virgil, die faſt bloße Namen enthält. Anmerk. d. Herausg.

Als einen kleinen Nebenumſtand muß ich nur dieſes noch erinnern, daß ich ſelbſt an der Auflöſung dieſer gelehrten Aufgabe mit arbeiten werde. So viel kann ich inzwiſchen bei aller der Aufrichtigkeit verſichern, welche mir und allen Scribenten meiner Art bei dergleichen Fällen ſo eigen iſt, daß ich zur Zeit nicht weiß, welche Art von Büchern ich zu dieſer Ueberſchrift eigentlich vorſchlagen ſollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung weiß, daß ich, im Vertrauen zu ſagen, gar öfters ganz feine und ſcharfſinnige Einfälle habe; ſo will ich nicht gut dafür ſein, daß ich dieſen ausgeſetzten Preis nicht ſelbſt verdienen ſollte.

Und die friedfertige Antwort jenes Landedelmanns iſt zu bekannt, als daß ich ꝛc.] Weil nicht alle meine Leſer Gelegenheit haben, dieſe Worte in dem vortrefflichen Theatro Europaeo ſelbſt nachzuleſen; ſo will ich ſolche allhier mit einrücken: »Ich bin auf meiner väterlichen Hufe geboren und erzogen. Niemals habe ich die geringſte Neigung gehabt, mich in die Händel der Welt zu miſchen, oder mit dem Degen in der Fauſt dasjenige zu thun, was die meiſten meiner unruhigen Nachbarn, fürs Vaterland fechten, nennen. Ich habe allemal geglaubt, es ſei beſſer, bei geſundem Körper unbekannt, als bei verſtümmeltem Körper berühmt zu ſein. Der Lorbeer auf dem Haupte, und ein hölzerner Arm oder Fuß iſt für mich niemals eine ſo reizende Vorſtellung geweſen, daß ich mich hätte bewegen laſſen, meiner Ruhe und Bequemlichkeit zu entſagen. Das ganze Dorf weiß, und mein Pfarrer wird es sub fide pastorali, und manu propria (bei Paſtoraltreue und mit eige-

»ner Hand) bezeugen können, daß ich nichts weniger, als blutdürſtig bin; ich nehme diejenige »Zeit aus, da die Jagd offen iſt.« So redet unſer Junker.

Kritiſch und gelehrt.] Dieſes iſt ein Pleonasmus. Man denke ja nicht, als wären es zwei ganz verſchiedene Sachen, kritiſch und gelehrt zu ſchreiben. Keinesweges! Ein Kritikus von der Art, deren unſer Text erwähnt, iſt ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehrter, nach meinem Begriff, darf niemals Andern Recht geben. Jener iſt mit keinem Menſchen, mit ſich ſelbſt aber gar wohl zufrieden; ein Gelehrter auch. Kurz, die Kritik iſt von der Gelehrſamkeit ſo unzertrennlich, wie die gründliche Wiſſenſchaft der Rechte von einem consultissimo juris utriusque Doctore (von dem geſcheidteſten Doktor beider Rechte) oder Verſtand und Tugend von einem Kapitaliſten.

Die Größe deiner Gaben.] Wenn ein Dichter an ſeinem Helden die Größe ſeiner Gaben rühmt, ſo verſteht der Leſer ordentlicher Weiſe deſſen Gemüthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für ſein ſauber eingebundenes Carmen, von ſeinem großmüthigen Gönner erhält. Allein ſo unbeſcheiden iſt nicht leicht ein Dichter, daß er dieſer Gaben ausdrücklich gedenken ſollte. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß er ſich und der Wahrheit ſo große Gewalt nicht umſonſt anthun und Tugenden rühmen wird, welche oft derjenige, der ſie beſitzen ſoll, ſelbſt nicht an ſich gemerkt hat. Mancher würde nicht beſungen werden, wenn ſich der Dichter nicht auf die Größe ſeiner Gaben Rechnung machte. Simonides ſollte einen Wettſtreit mit Mauleſeln beſingen. Derjenige, deſſen Mauleſel den Preis davon getragen hatte, mochte ſein Geld ſo lieb haben, als ſeine Ehre, und bot um deßwillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieſes empfand Simonides übel. »Ich,« ſagte er, »beſinge keinen Maul»eſel.« Sobald man ihm aber die Belohnung erhöhte, ſobald ſang er von Mauleſeln, und rufte:

Χαιρετ' ἀελλοπόδων θύγατρες ἵππων!
Heil euch, ihr Töchter der ſturmgeflügelten Roſſe!

Mich dünkt, wir beſingen heut zu Tage unſere Mäcenaten noch eben ſo!

Hierbei muß ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben ſeinen guten praktiſchen Nutzen hat. Iſt ein Dichter von der Freigebigkeit ſeines Gönners ſchon hinlänglich verſichert: ſo wird er am beſten thun, wenn er mit einer philoſophiſchen Großmuth alle vergängliche Reichthümer unter ſeine Füße tritt, die Geldbegierde, als das unanſtändigſte Laſter eines Gelehrten, verflucht, und die poetiſche Mäßigkeit mit den lebhafteſten Farben abſchildert.

Wofern es aber bekannt iſt, daß unſer Gönner die Muſen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetiſche Frohner haben will, ſo wollte ich einem Jeden, dem ſein eigener Magen lieb iſt, wohlmeinend gerathen haben, daß er ſich wegen ſeiner Hauptabſicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verſtand ſeines Gönners, ſeine Freigebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geſchichte jenes griechiſchen Fechters, an welchem die Götter ſichtbarliche Zeichen und Wunder gethan, und ihn um deßwillen zerſchmettert hatten, weil er ſo unverſchämt geweſen, und den ehrlichen Simonides um zwei Dritttheile ſeines ſauer verdienten Lohns betrügen wollen. Pindar, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat dieſe Kunſt auch verſtanden. Die Stelle iſt bekannt, da er dem Xenokrates unter die Augen ſagt, »daß die Mode, umſonſt zu ſingen, ſchon vorlängſt abgekommen und altväteriſch geworden ſei. Zwar ehedem, ſagt er, waren die Muſen nicht gewinnſüchtig, keine ließ ſich für Geld dingen, und Terpſichore verkaufte ihre Lieder noch nicht. Nunmehr aber iſt es gar wohl erlaubt, dem gegründeten Ausſpruch jenes Argiers nachzuleben, welcher zwar ſelbſt weder Geld noch Freunde hatte, dennoch aber ſagte: Das Geld, nur das Geld macht einen Mann! Du biſt ein kluger Mann! Xenokrates, du wirſt mich verſtehen!

> **Fervet, immensusque ruit profundo Pindarus ore.**
> **Laurea donandus Apollinari!**
> (Pindar brauſt im hohen Liedertone,
> Würdig des Apollo's Lorbeerkrone).

Das Anſehen dieſes großen Dichters ſchützt uns wieder alle Vorwürfe. Es iſt zwar allerdings, wie Horaz uns warnt, ſehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in dieſem Stücke nicht. Denn, ſind wir nicht ſo feurig, wie Pindar, ſo ſind wir doch wenigſtens eben ſo geldgierig! Man ſage ja nicht, daß ich mich an ſo berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Urſachen, als wegen ihrer Fehler, erinnern könnte. Es geſchieht gar nicht, um dieſelben zu verkleinern, ſondern die groſſen Beiſpiele unſerer Zeiten durch andere groſſe Beiſpiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie ſehr ſich bereits die meiſten meiner Landesleute den Alten genähert haben. Es iſt überdieß noch zu erweiſen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler iſt. Ich glaube es nicht, und kenne zu meiner Beruhigung Leute genug, welche meiner Meinung ſind.

Ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zu Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften.] Eine jede Zunft der Gelehrten, und derer, welche ſich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewiſſen Formeln, unter welchen ſie ihre wahren Abſichten zu verbergen weiß. So viel ich Quackſalber gehört habe, ſo viele haben auch verſichert, daß ſie nicht etwa deßwegen öffentlich ausſtänden, um ihren Vortheil dabei zu ſuchen. Nein, keinesweges! Nur um preßhaften Perſonen beizuſpringen, und ihren Nebenchriſten aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieſes iſt die wahre Urſache, warum ſie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte beſuchen. Zur Beförderung der heilſamen Juſtiz, zur Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuren Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewiſſe Art der Rechtsgelehrten, die der unſtudirte Laie Rabuliſten nennt, die Wittwen und Waiſen um ihre Häuſer bringen will: ſo geſchieht es zwar, aber wie? Allemal **mandatario nomine, nobiliſſimum judicis officium deſuper implorando.** Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in ſeinem Beruf niemals unermüdeter iſt, als wenn er liquidiren ſoll. Allezeit aber geſchieht dieſes, welches ja wohl zu merken iſt, Amts und Gewiſſens wegen. Dieſes könnte ſchon genug ſein, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor ſagt, er ſchreibe ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften. Dieſe Formel iſt allezeit das Weſentliche einer Schrift, und da ich in einem freien Lande wohne, wo weder die ſächſiſchen Whigs, noch die ſchweizeriſchen Tories, zu befürchten ſind; ſo getraue ich mir ohne Scheu zu behaupten, daß bei vielen unſerer heutigen Scribenten die Beweggründe eigennützig und voller Leidenſchaften ſind. Freilich ſagen wir dieſes nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir verſichern vielmehr den Leſer, daß unſere Schriften das Tageslicht nimmermehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchriſten, die Beſſerung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unſerer Mitbürger, die ſchwere Amtspflicht, die ernſthafte Aufmunterung unſerer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andere rühmliche Urſachen dazu bewegen hätten. An unſerm eigenen Ruhme iſt uns ſo wenig gelegen, daß wir verſichern, wir würden ganz gleichgültig bei den Urtheilen des Leſers ſein. Ja, wir erniedrigen uns oft ſo weit, daß wir bitten, man möchte uns unſere Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig ſein, der dieſes nur einmal verſucht! Man wage es nur, und ſage uns, daß unſer Vortrag unordentlich und trocken ſei, daß unſere Wahrheiten ſehr alte Wahrheiten wären, daß kein Menſch einen Nutzen aus unſern Schriften erlangen könnte, daß wir unſerer Amtspflicht eine beſſere Genüge geleiſtet haben würden, wenn wir ganz geſchwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unſere Obern und nicht vielmehr wir ſelbſt, uns aufgemuntert haben: in was für eine Wuth wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung der Nebenchriſten, nicht das Wohl unſerer Mitbürger; nein! uns ſelbſt, unſere beleidigte Ehre werden wir vertheidigen!

Und ein Jeder glaube, es werde noch in tauſend Jahren Scholiaſten geben, welche ſeine gelehrte Schrift mit kritiſchen Anmerkungen bereichern und über eine zweifelhafte Leſart andern Scholiaſten Verſtand und guten Namen abſprechen.] Und ich glaube, daß mir ſelbſt dieſes widerfahren wird. Eine ſo ſchmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige iſt, wovon unſer Text redet, iſt Niemandem zu Gute zu halten, als mir, weil außer mir Niemand ein ſo wichtiges Werk geſchrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text ſind. Ich ſtelle mir hierbei deren ſpätes Schickſal auf das lebhafteſte vor. Ich überſehe mit einem ehrgeizigen Blicke eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine ſtärkende Beruhigung in mir ſelbſt, wenn ich an unſere ſpäteſten Nachkommen denke, wie ſie mit einer abgöttiſchen Ehrfurcht den Verſtand und Witz des *Hinkmar von Repkow* bewundern werden. Ja, ich gehe in dieſen prophetiſchen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unſere alten Deutſchen noch Barbaren, als man zu Rom für die Aufnahme des guten Geſchmacks in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte, mit welcher wir, die geſitteten Nachkommen dieſer barbariſchen Deutſchen, ſo viel gelehrte Kriege, in unſerm eigenen Vaterlande, auf das muthigſte unternommen und fortgeführt haben. Iſt wohl alſo im Geringſten zu zweifeln, daß nach Verlauf vieler Jahrhunderte eben dieſes die wichtigſte Beſchäftigung ſolcher Völker ſein kann, die wir jetzt für eben ſolche Barbaren halten, für welche die Römer unſere Väter anſahen? Hätten es dieſe Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Rußen Zeit und Kräfte verſchwenden würden, die wahre Geſtalt ihrer Schuhe ausfündig zu machen? Und wer leiſtet denn uns die Gewähr, daß nicht jetzt ein Volk in Wildniſſen und Wäldern herum irrt, deſſen witzige Kinder nach tauſend Jahren mit ängſtlicher Bemühung unterſuchen werden, ob die Hüte der alten Deutſchen unter der Regierung Kaiſer Karl des Siebenten hoch aufgeſteift, oder niedrig geweſen ſind? Ich verehre den Fleiß desjenigen großen Mannes, welcher ſich, unſerm Vaterlande zum Beſten, ſo manche unruhige Stunde, ſo viele ſchlafloſe Nächte um ein V, oder wegen eines zweifelhaften Manuſcripts Chriſten zu Heiden macht. Iſt es aber wohl unmöglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, ein räuberiſcher Tartar unter ſeinem Zelte auf Mord und Beute denkt, ſein witziger Enkel künftig ein Katheder erbauen, ſich auf demſelben, als Kunſtrichter, blähen, und um ein deutſches Wort über ſeine kritiſchen Widerſacher ein grauſames Blutgericht halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland ſo viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tauſend Jahren den Tartaren eben dasjenige ſein, was die alten Römer uns jetzt ſind. Ja, ich bin vor Freuden außer mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein claſſiſcher Autor für die jungen Tartaren in Oczakow ſein werden. Und vielleicht ſteht gar einmal ein kalmukiſcher Gräv auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländiſchen Alterthümern in mein Vaterland treibt, welcher unter dem Schutt einer Stadt in Deutſchland ſo viele Weisheit hervorzieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloſchenen Grabſchrift, der Himmel weiß, von welcher Schneidersfrau, in ſeinem Vaterlande unſterblich macht.

Wie ich zum Exempel.] Dieſe Worte werden ſehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfordert, daß ein Schriftſteller von ſich ſelbſt bei allen Gelegenheiten am meiſten redet. Bei den übrigen Stellen werde ich die Noten weglaſſen. Hier aber kann ich es unmöglich über mein Herz bringen, davon zu ſchweigen, was die Worte, wie ich zum Exempel, eigentlich ſagen wollen. Ich zeige dadurch die Größe meiner Arbeit und die Wichtigkeit der Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beſchäftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriff eines meiner ehemaligen Lehrmeiſter, nichts Anderes, als ein Ding, welches lateiniſche Verſe ſcandiren, und eine gewiſſe Anzahl Wörter von verſchiedener Länge, nach dem Sylbenmaaße, in Ordnung ſtellen konnte. Dieſes war auch die einzige Urſache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplariſchem Nachdruck dazu angehalten wurde. Ich ſollte lateiniſche und griechiſche Verſe machen lernen, und ich lernte es auch; wenigſtens traf ich die Melodie der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weiß wohl, daß man viele Geſchicklichkeit haben muß, wenn man gute lateiniſche Verſe machen will; ich weiß aber auch, daß ſolche Arbeiten von den Meiſten nicht deßwegen gelobt werden, weil ſie gut ſind, ſondern weil ſie mit römiſchen Buchſtaben gedruckt ſind. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es allemal ſicherer ſei, lateiniſch, als deutſch, zu dichten. Der beſte deutſche Poet iſt in den Augen der lateiniſchen Welt weiter nichts, als ein deutſcher Michel, oder höchſtens ein leidlicher Versmacher. Ein Jeder glaubt, er habe Geſchicklichkeit genug, ein Werk ſeiner Mutterſprache aufs Unbarmherzigſte zu richten. Schreibt aber Jemand ein lateiniſches Carmen; ſo ſieht man es als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums an, und ſagt, der Dichter habe uns ein geiſtreiches Werk geliefert. Um deßwillen verabſcheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher ſpricht: Viele der Neuern, welche lateiniſche und griechiſche Verſe machen, wären den Alten ſo ähnlich, als die Affen den Menſchen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenſchaften nach.

Multa tulit, fecitque puer, sudavit et alsit.
(Vieles ertrug und that der Knabe bei Schwitzen und Frieren).

Dieſes ſind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugniſſes, welche auf nichts Anderes zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, ſo oft ich mit Jamben und Trochäen zu kämpfen hatte. So ſauer mir oftmals meine Siege geworden ſind, ſo groß war auch meine Zufriedenheit, wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte, welche man an den Gedichten des Horaz und Virgils erblickt. Was dieſe beiden Dichter nur Schönes und Göttliches geſagt hatten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Verſen, und vielmals würde ein unparteiiſcher Leſer zweifelhaft geworden ſein, ob er einen lateiniſchen Neujahrwunſch von Hinkmar von Repkow, oder ein Stück aus des Virgils Aeneis läſe. Mein redlicher Lehrmeiſter war darüber ſo erfreut, daß er mich beſtändig ſeinen kleinen Hannibal nannte, der die Schätze Latiens plünderte, und ſein Vaterland damit bereicherte.

Erb-, Lehn- und Gerichtsherr.] Dieß iſt eine bekannte Geſchichte, welche Müller in ſeinen Annalen umſtändlich erzählt. Er nennt ihn Martin Quaaſt, und berichtet, daß er ein Quackſalber in Königſee geweſen ſei, welcher durch ſeine köſtlichen, bewährten, und von römiſch-kaiſerlicher Majeſtät privilegirten Pulver, beſonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken, ſich ſo viel verdient, daß er unweit Langenſalza ein Vorwerk an ſich gekauft, und ſich um deßwillen, unter allen ſeinen

Rezepten, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Braunsdorf, Juxaroda, Scharfenpelß, Thura, Költſchau, Knechtendorf und Lehneroda geſchrieben, ungeachtet er an alle dieſe Dörfer weiter keinen Anſpruch zu machen gehabt, als daß ihm zwei oder drei Bauern daraus einige Hühner und Käſe zu einem jährlichen Erbzins entrichten müſſen. Noch dieſes muß ich, als einen ſehr wichtigen Umſtand erinnern, daß Martin Quaaſt bereits unter Johann Georg dem Andern geſtorben iſt. Ich bemerke dieſes um deßwillen, damit ſich meine Leſer nicht übereilen, und dieſen ritterlichen Pedanten unter den Jetztlebenden ſuchen.

Des Dichters Leier klingt.] Zum ewigen Ruhm meiner Landsleute muß ich hier erinnern, daß wir dem Geſchmack und den Vorſchriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieſes will ich nicht eben behaupten, daß wir uns angelegen ſein ließen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabenen Gedanken, die lebhaften Empfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andere Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für weſentliche Stücke eines göttlichen Dichters anſah. Allein, dieſes wird uns niemand ſtreitig machen, daß wir noch eben ſo wohl auf dem Rohre blaſen, noch eben ſo wohl leiern, und unſre Saiten noch eben ſo wohl ſtimmen, als Homer, Anakreon, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unſre Hochzeit- und Leichenverſe zeugen davon. Kein Poet iſt zu klein, er wird ſeinen Mäcen verſichern, daß er nur ihm zu Ehren die deutſche Laute ſtimme. Und was iſt gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr heiſeres Rohr ſeufzen? Ja, viele haben es ſo weit gebracht, daß ſie zugleich auf der Flöte blaſen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leier ſpielen, und welches faſt unbegreiflich iſt, zugleich ſich auf den Pegaſus ſchwingen, und den geſchärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieſes Alles in einer Zeit von vier Verſen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja ſogar übertreffen?

Sein Argwohn.] Dieſer ging ſo weit, daß man niemals eines ſchlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichen Gedanken zu bringen, er ſelbſt ſei damit gemeint.

Und eine ſolche Kritik, ſo ſcharf ſie auch iſt, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden, bringen.] Der Einwurf iſt ungegründet, wenn man glaubt, es werde dieſes eine große Verwirrung und Unordnung in dem demokratiſchen Reiche des Witzes erregen, und ein ſolcher unerbittlicher Kunſtrichter beſchwere nur ſein Gewiſſen, indem er ſonder Zweifel manche junge und ſtreitbare Muſe ſchüchtern mache, wenn er ihren Werken, und beſonders den Streitſchriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abſpricht, Geſetzt auch, wie ich es denn auch gewiß glaube, daß alle die Streitſchriften, welche in unſern Tagen die Hände der Setzer beſchäftigt, und die Geduld der Leſer ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren: benimmt man ihnen denn dadurch ihren Werth gänzlich? Ein Kalender iſt eines der nützlichſten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kommt, ſo kaufen wir ihn mit der größten Begierde; das ganze Jahr über leſen wir darin, und wenn das Jahr vorbei iſt, ſo iſt auch der Werth unſers Kalenders vorbei. Würde wohl etwas lächerlicher ſein können, als wenn man dieſen Beweis dazu brauchen wollte, den Nutzen und den Werth der Kalender zu beſtreiten? Ich kenne viele Bücher, beſonders viele praktiſche und politiſche Schriften, der philoſophiſchen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft und in kurzer Zeit findet man ſie da, wo man die alten Kalender findet. Geſchieht nicht dieſes Alles nach dem ordentlichen Laufe de Natur, und darf man wohl der Kritik das zu Sünde rechnen, was natürlicher Weiſe nicht ander geſchehen kann? Ich habe noch auf keiner Bibliothek eine Sammlung von Kalendern gefunden, un wer um deßwillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geſchmack verwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher ſein, als der berühmte Scribent, welcher in der Vorſtadt wohnt, und mir, ſo oft er mich ſieht, mit Seufzen erzählt, daß es mit der Poeſie ganz und gar aus ſei, weil ſich Niemand ſo viel Gewalt anthun kann, ſeine Werke mehr zu leſen.

Gemeiniglich aber glauben wir, dieſes gehe nicht uns, ſondern unſern Nachbar an.] Hier wird im Texte dasjenige weiter ausgeführt, was vorher nur kürzlich berührt worden iſt. Allerdings iſt die Beſorgniß, daß dadurch manche junge und ſtreitbare Muſe ſchüchtern gemacht werde, ſo ungegründet und abgeſchmackt, als Strephons Beweis von der beſten Welt. Ich weiß gewiß, Viele werden die Stellen von der Vergänglichkeit ſolcher Schriften mit der freudigſten Zuverſicht leſen, da ihre Werke von einer weit dauerhaftern Natur, als andere, und der gelehrten Verweſung gar nicht, oder wenigſtens doch ſo geſchwind nicht, unterworfen ſind. Und vielleicht ſind ſie es dennoch. Herr Grobbens, jener berühmte Kaufmann, geht niemals lieber in die Komödie, als wenn des Moliere Geiziger geſpielt wird. Er lacht aus vollem Halſe über den betrognen Harpagon, dem man ſeinen Geldkaſten entwendet, und zu gleicher Zeit greift er in den Schubſack, zu fühlen, ob er auch den Schlüſſel zu ſeiner Kaſſe noch wohl verwahrt habe. Herr Grobbens iſt geizig, das wiſſen wir alle; aber daß er und ſeines gleichen auf dem Theater gemeint ſei, das glaubt Herr Grobbens nicht. Es fällt mir noch etwas ein. Sollte eine junge und ſtreitbare Muſe, wie man ſie nennen will, ſchüchtern gemacht werden; wie viel Selbſterkenntniß und Ueberlegung würde dazu gehören? Zwei Sachen, welche man, ohne ſeine Uebereilung und Unwiſſenheit in der Gelehrtenhiſtorie zu verrathen, bei denen gewiß nicht ſuchen darf, welche uns alle Meſſen mit ihrem Witze, und beſonders mit Streitſchriften, heimſuchen. Aber der fruchtbare Herr Magiſter Stucker, deſſen Schriften in der Oſtermeſſe verkauft, und noch vor der Michaelismeſſe vergeſſen werden, dieſer unermüdete Mann iſt ganz kleinmüthig geworden, als unlängſt ſeinen Werken eine dergleichen traurige Nativität geſtellt worden iſt. Ich räume dieſes ein. Kann das meinen Satz über den Haufen werfen? Ein einziges Exempel macht noch lange keine Möglichkeit wahrſcheinlich. Wohl hundert kleine Stuckers ſehe ich alle Tage durch meine Gaſſe laufen, durch deren ſtandhafte Unverſchämtheit ich meinen Satz wider alle Einwürfe beweiſen und vertheidigen kann.

Ja, eben dadurch gewinnen ſie vielmals mehr, als ſie verlieren.] Dieſe Materie iſt ſo unerſchöpflich, daß ich nicht Umgang nehmen kann, noch eine Note davon zu verfertigen. Was iſt es denn nun auch für ein großes Unglück für diejenigen Schriften, welche die Zeit noch in ihrer Jugend, und, wenn ich ſo ſagen darf, in der Wiege dahinrafft? Bekommt die Nachwelt von ihnen nichts zu ſehen; ſo haben ſie auch den wichtigen Vortheil davon, daß die Nachwelt von ihnen dasjenige nicht erfährt, was wir von ihnen wiſſen, und wir wiſſen von ihnen dasjenige, was ich hier, um ihren guten Namen zu ſchonen, nicht ſchreiben mag. Bleiben aber von ihren Werken noch einige Fragmente übrig (denn das iſt ſo gar unmöglich eben nicht, daß in drei Alphabeten wenigſtens ein vernünftiger Gedanke ſein kann), gut! ſo wird vielleicht einmal in jenen Tagen ein Scholiaſt aufſtehen, welcher über den unerſetzlichen Verluſt eines ſo wichtigen und gelehrten Buchs ängſtlicher thut, als wir nimmermehr thun würden, wenn man die Gewaltthätigkeit ausübte, und uns zwänge, eben dieſes Buch zu leſen, da es noch nicht verloren gegangen iſt.

Denn nur ſeit vorgeſtern haben die Deutſchen angefangen, männlich und ſtark zu denken, und, durch die Proben ihres reifen Witzes, den Witz der Franzoſen und Engländer zu übertreffen.] Wem dergleichen Wunderdinge von den Deutſchen unwahrſcheinlich vorkommen möchten, dem muß ich durch eine Note aus ſeinem Zweifel helfen. Es iſt eben jetzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfaſſung gegenwärtiger Noten ohne Text beſchäftigt bin. Alles, was vorher in Deutſchland geſchrieben worden iſt, das kommt mir, wenn ich es gegen dieſe meine Abhandlung betrachte, ſo rauh und barbariſch vor, daß ich über die Blindheit erſchrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgeſtern fange ich an, zu ſchreiben, und ich wünſche meinen Deutſchen Glück dazu, daß ich mich entſchloſſen habe, zu ſchreiben. Ich bin nicht der Erſte, welcher zu ſeinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutſche Witz und Verſtand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben ſein, und welcher den Zeitpunkt des guten Geſchmacks von demjenigen Augenblicke feſtſtellt, da er ſich aus mitleidigem Erbarmen bewegen laſſen, die Feder einzutauchen, und ſein unwiſſendes Vaterland zu belehren. Künftig alſo wird ſich die Epoche der deutſchen Gelehrſamkeit von vorgeſtern anfangen, und wollte jemand ſo verblendet, und gegen meine Verdienſte ſo undankbar ſein, daß er dieſe meine Zeitrechnung nicht gehorſam, und ohne Murren, annähme, dem ſei Trotz geboten! Denn ſchimpfen kann ich auch.

Der von ihm gemachte Charakter aber ſoll ſehr ungleich, und hin und wieder ſich ſelbſt widerſprechend ſein.] Das kann wohl ſein, und dennoch halte ich es für keinen Fehler. Ich ſehe mich genöthigt, etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beſchreiben. Man kann meines Erachtens einen Kunſtrichter gar füglich als einen Mann vorſtellen, der auf die Heftigkeit der Kunſtrichter, und verſchiedene Schoosſünden der Gelehrten, mit der größten Heftigkeit, voller Eigenliebe und kritiſchen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bei verſchiedenen Gelegenheiten, wo man es am wenigſten vermuthen ſollte, ſehr vernünftig und gelaſſen urtheilt. Don Quixote blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er gleich ſeinem Sancho Panſa die erbaulichſten und vernünftigſten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf dem Kopfe, die verroſtete Lanze in der Hand, und ſaß auf ſeiner Roſinante; gleichwohl waren ſeine Unterredungen ſo tiefſinnig und philoſophiſch, als oft die Unterredungen eines außerordentlichen Lehrers der Weltweisheit nicht ſind. Nur erſt alsdann ward er ein Narr, wenn er von Rieſen träumte, und Windmühlen beſtürmte. Wenn ich mich recht entſinne, ſo habe ich geleſen, daß Cervantes, eben durch dieſen ungleichen und abwechſelnden Charakter ſich und ſeinen Don Quixote berühmt gemacht hat. Das iſt ja nicht eben ſo gar unwahrſcheinlich, daß ein Menſch bei gewiſſen Fällen vernünftig ſein kann, welcher uns doch auf einer andern Seite lächerlich ſcheint. Ich kenne einen gewiſſen Rechtsgelehrten, welcher das Orakel aller unruhigen Bauern, die Zuflucht aller zänkiſchen Nachbarn, und ein Vormund aller Schelme und Diebe iſt. Wer ihn auf der Richterſtube hört, oder ſeine eingebrachten Sätze lieſt, der ſollte gewiß glauben, es würde Wittwen und Waiſen und dem ganzen Vaterlande ſehr erſprießlich ſein, wenn er in den nächſten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch weiß dieſer Prieſter der Gerechtigkeit, in gewiſſen Geſellſchaften von der Liebe des Nächſten, und den Pflichten der Menſchen, von den wichtigſten Wahrheiten jenes Lebens, ſo geſetzt und ſo lehrreich zu reden, daß ein gewiſſer Edelmann unlängſt zweifelhaft war, ob er, wo nicht ein Quäker, doch wenigſtens ein Miſſionär ſei, welcher Heiden bekehren wollte. Wenn Doktor Purgan vor dem Krankenbette ſteht, und mit einer räthſelhaften Miene an den Puls fühlt; ſo ſind ſeine Geſpräche ſo kunſtmäßig und griechiſch, daß man darauf ſchwören ſollte, er habe das Fieber ſelbſt. Und eben dieſer Herr Doktor Purgan kann bei jener Kaufmannsfrau, deren Leibarzt er iſt, ſo deutlich und vernehmlich reden, als kein Schäfer bei ſeiner Phyllis. Würde es nicht verwegen ſein, wenn ich diejenigen nicht für Philoſophen halten wollte, welche eigennützig, rachſüchtig, wollüſtig, hochmüthig, mit einem Worte, welche auf dem Katheder große Weltweiſe, und in ihrem Hauſe die kleinſten Geiſter ſind? Jener ehrwürdige Heuchler, mit gefalteten Händen, welcher uns wöchentlich . . . So weit geht die Note; das Uebrige erklärt unſer Text.

Und deſſen ungegründete Meinung.] Ich würde hierbei Gelegenheit haben, über ſeine einfältigen Vorurtheile ziemlich zu ſpotten, und er verdient es wohl! Weil er aber meiner in ſeiner letzten Vorrede ſehr rühmlich gedacht, ja ſogar nur unlängſt in ſeine Werke ein poetiſches Sendſchreiben an mich eingerückt hat: ſo verſichere ich meine Leſer, daß ich noch Niemand gefunden habe, welcher in Beförderung des guten Geſchmacks und der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland ſo unermüdet und glücklich geweſen, als eben dieſer berühmte Mann.

Bei denen man um Feſſeln flehe.] Dieſe ſchöne

Stelle recht zu verſtehen, muß man wiſſen, daß unſere Dichter niemals verliebter ſind, als wenn ſie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieſes zu denen Moden in der Poeſie, von welchen ich in einer abſonderlichen Schrift umſtändlich handeln werde. Man ſollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen Vieren kriecht, würde wenig Eindruck machen; aber bei den poetiſchen Schönen iſt es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Feſſel iſt etwas Unerhörtes, denn alle ihre Gebieterinnen ſind Königinnen, und zwar recht grauſame Königinnen; aber, welches wohl zu merken iſt, auch nur in poetiſchem Verſtande. Denn wir leſen in der arkadiſchen Chronik, daß dergleichen gefeſſelte Liebhaber beherzt genug geweſen ſind, in einer Woche wohl drei ſolche Königinnen vom Throne zu ſtoßen, und bei der vierten um Feſſeln zu flehen.

Nach Gründen.] Denn eben jetzt iſt die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedicht aber auf ſeine Ehefrau.] Man findet darin alles dasjenige Zärtliche und Verbindliche, was die Sprache einer vernünftigen Liebe erfordert. Und denen, welche die große Welt kennen, hat es um deßwillen ſehr wahrſcheinlich vorkommen wollen, daß dieſes Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetiſchen Erzählungen, gehöre. Es ſei nirgends erhört, ſprechen ſie, daß ein Paar Eheleute einander, bei lebendigem Leibe, ſo viele Schmeicheleien in Verſen vorſagen könnten. Es ſei gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein verehlichter Dichter, bei dem Leben ſeiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche verſchwende, welchen er ſonſt mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Gemeiniglich kämen ſie nicht eher ins poetiſche Feuer, bis die Wohlſeligverſtorbene auf der Bahre liege, und die häufigen Proben der Wittwerthränen ließen uns noch oft ungewiß, ob der Schmerzlichgebeugte unter ſeinem Flor vor Freuden, oder vor Schmerzen geweint habe. Allein mir ſcheinen dieſe Urtheile und angeführten Gründe ſehr ſeicht. Ich könnte unterſchiedene geſammelte Proben von dergleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in der erſten Zeile ſieht, daß der betrübte Wittwer ſeiner nicht mächtig geweſen iſt. Ich will mich aber lieber auf das gültige Zeugniß des ſo glaubwürdigen Berkenmeyers beziehen, welcher uns von einem gewiſſen unbekannten und ſehr weit entlegenen Volke erzählt, »daß ihre Ehen die glückſeligſten und »vergnügteſten Ehen wären, und daß ein Jeder »glaube, die beſte Frau zu haben. Die Weiber »unter dieſem fremden Volke ſeien gefällig, treu, »und verehrten die Männer, als ihre Herren. Man »finde unter ihnen Weiber, welche in der zwar »etwas rauhen Sprache ihres Landes die Redlichkeit »ihrer Männer beſängen, und Männer, welche die »Zärtlichkeit ihrer Weiber mit gleichen Liedern vergälten.« Dieſes ſind des vortrefflichen Berkenmeyers eigne Worte, und wer ſolches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte, der würde ſich an Berkenmeyer und an unſern Frauenzimmern ſehr verſündigen. Ich weiß es, daß es eine hämiſche Lobſchrift auf die böſen Männer und eine boshafte Trauerrede eines Wittwers gibt. Das wirft aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir wiſſen es gar wohl, daß die erſte ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat, an welcher es gar nicht liegt, daß ſie, als Jungfer, alt und lebensſatt ihren Geiſt aufgeben muß; und von dem Verfaſſer der Trauerrede iſt es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf dieſen verzweifelten Entſchluß, ſeine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen ſeiner beſondern Verdienſte, den ſiebenten Korb zugeſchickt hatte. Wahrhaftig, ein edles Paar von Lobrednern, welche mit ihren Jungenſünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheirathet zu werden.

Welche Zigeuner und elende Poeten.] Dieſen verwegenen Ausdruck ſucht er alſo zu rechtfertigen.

Ich ſoll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Zigeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hätte, daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen in Geſellſchaft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzſchrift nicht nöthig hätte.

Meine Meinung iſt gar nicht dieſe geweſen, als wäre zwiſchen Zigeunern und elenden Poeten eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meinung wäre; ſo wollte ich mir doch getrauen, ſie zu vertheidigen. Ein Zigeuner würde vielleicht eine ganz andere Lebensart erwählen, wenn er zu etwas Beſſerm geſchickt wäre; und ein reimender Scribent müßte ſogar den Ueberreſt desjenigen Verſtandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen, zugeworfen hat, wenn er ſo klägliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas Klügeres vorzunehmen. Die Verwunderung, die ſich ein Zigeuner bei dem Pöbel durch ſein Wahrſagen zuwege bringt, iſt der Verwunderung ſehr gleich, die ein Reimer durch ſeinen betäubenden Witz bei dem leſenden Pöbel erhält. Unter den leſenden Pöbel aber rechne ich Leute von allerlei Ständen: und wollte man mich gerichtlich anhalten, dieſe Art von Pöbel genauer zu beſtimmen, ſo könnte es freilich geſchehen, daß man Männer in Magiſter- und Doktorhüten, Männer mit Sternen auf der Bruſt, Männer in ehrwürdiger Kleidung, darunter anträfe. Was die Räubereien der Zigeuner anbelangt, ſo haben ſich meine Poeten gar nicht zu ſchämen, wenn man auch darin viel Aehnliches zwiſchen ihnen und den Zigeunern zu finden glaubt. Sie plündern eben ſo wohl, als jene. Aber ſie plündern ebenfalls nur aus Hungersnoth, und aus Hungersnoth zu rauben, iſt, wie bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein Diebſtahl. Sie rauben alſo nur Berufs wegen!

Ich weiß nicht, warum ich mich ſo gern elender Schriftſteller annehme. Vielleicht geſchieht es blos aus einer allgemeinen Menſchenliebe; vielleicht aber kommt es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich noch von meiner erſten Jugend behalten habe, und welche machen, daß ich dergleichen Scribenten nicht anſehen kann, ohne gerührt zu werden. »Schreib', mein Sohn, ſchreib', und ſchäme dich nicht! Schreib' unermüdet, denn die Natur hat dir geſunde Finger gegeben.« Dieſes war der letzte Segen, den mir mein Vater, tröſte ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf ſeinem Todbette ertheilte. Er hinterließ mir ein ſchlechtes Vermögen, es iſt wahr; aber dieſe Vermahnung hat mich ſo aufgemuntert, daß ich niemals hungrig zu Bett gegangen bin, ſo lange ich derſelben gefolgt habe. Ich ſchrieb aus allen Leibeskräften, und es gedieh mir ganz wohl. Seit der Zeit hat ſich freilich viel geändert. Ich habe dieſes Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Urſachen, welche mir riethen, mich von dergleichen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unüberſteigliche Hinderniſſe, ein guter Scribent zu werden; um deßwillen ſchreibe ich, wie Sie, mein Herr, wiſſen, gar nichts mehr.

Im Ernſte zu reden, ſo iſt es eine betrübte Sache um gute Scribenten. Sie laſſen ſichs blutſauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben ſie auch ja ein Werk in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird ſo viel wagen, es zu verlegen? Sie müſſen noch Geld zugeben, wenn ſie ihren Namen gedruckt ſehen wollen; und ſind ſie auch gedruckt, wohl gut! wie viel finden ſie denn Leſer? Sehr wenig; oder ich müßte unſere Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittag ging ich vor's Thor. Ich ſah einen großen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzuzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beſchäftigung, ſeine Paketchen unter den gewöhnlichen Betheuerungen, und mit Berufung auf die erſtaunenden Kuren, die er gethan, und auf ſeine vortrefflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Marktſchreier. Was für ein Unterſchied, dachte ich bei mir ſelbſt, iſt nicht zwiſchen dieſem Marktſchreier, und meinem Arzte in der Stadt, den Jeder für einen geſchickten, behutſamen und erfahrenen Mann hält, in deſſen Vorzimmer aber nicht der zwanzigſte Theil der Leute iſt, wie bei dieſem Quackſalber! Aber woher kommt das?

Er verſichert nichts, wovon er nicht überzeugt iſt. Er kann ſich nicht überwinden, ſeine Medicamente mit einer etwas zuverſichtlichern Miene anzupreiſen; er iſt zu ehrlich, als daß er andere Aerzte neben ſich verkleinern ſollte; mit einem Worte, er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurſt bei ſich, welcher den Pöbel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu ſeinen Arzneien beibringen kann. Mein Arzt iſt ein vernünftiger Mann, und jener Marktſchreier ein Windmacher! Welche Abſchweifung! werden Sie ſagen; von elenden Scribenten auf die Quackſalber zu kommen! Sie haben Recht, mein Herr, es iſt allerdings eine Abſchweifung, welche vielleicht nur alsdann zu entſchuldigen ſein würde, wenn zwiſchen den niederträchtigen und unverſchämten Aufſchneidereien der Unwiſſenheit und dem gewinnſüchtigen Handwerke dieſes Marktſchreiers, und zwiſchen dem Betragen und den Abſichten elender Scribenten die geringſte Gleichheit wäre. Aber dieſes iſt freilich nicht, und um deßwillen iſt meine Abſchweifung gar nicht zu entſchuldigen. Es ſei darum! Ich mag es nicht ausſtreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich in dergleichen Fällen recht leicht zu tröſten. Wollte ich gar nichts ſchreiben, waren damals meine Gedanken, als was ſich reimt, und was auf eine vernünftige Weiſe zuſammenhängt, ſo ſchreibe ich mich an den Bettelſtab, und meinen Verleger ins Hoſpital. Ungefähr ſo dachte ich damals; und Sie wiſſen wohl, daß einem alternden Autor dergleichen Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müſſen Alles leſen, was ich geſchrieben habe, es mag zuſammen klingen, wie es will. Sehen Sie es allenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meine Gedanken ſchriftlich zu vertheidigen. Vielleicht machen Sie künftig nicht ſo viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und Kohlharts Beiſpiel.] Wer Kohlhart auf der Neuberiſchen Bühne ſpielen ſehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzos wäre, den billigen Ruhm zugeſtehen müſſen, daß ihm nur ſehr Wenige in der Kunſt, die Leidenſchaften der Menſchen lebhaft und natürlich vorzuſtellen, beigekommen ſind. Hatte er die Rolle des Brutus zu ſpielen; ſo vergaß man Kohlhart ganz, und beweinte den Brutus. Und eben dieſer, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor Lachen außer uns waren, wenn er den eingebildeten Kranken vorſtellte. Sobald ſich Kohlhart ſehen ließ; ſobald war das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch ſeine Geſchicklichkeit die größten Fehler des Schauſpiels verdecken. Ja; ich glaube beinah, daß er vermögend geweſen wäre, durch ſeine verführeriſche Kunſt die elendeſten Schauſpiele erträglich zu machen. Dieſer vortreffliche Kohlhart ward bei zunehmendem Alter durch ſeine kränklichen Umſtände ſehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erſchien nur ſelten auf der Schaubühne. Nach und nach fing man an, ihn zu vergeſſen, und es fehlte nicht viel, daß er nicht noch bei ſeinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenige Tage vor ſeinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne geſehen. Seine Bruſtbeſchwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte alſo nur die Rolle einer ſtummen Perſon, und mußte in der Kleidung eines

Bedienten den Stuhl einem tragiſchen Helden zurecht ſetzen, welcher wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit kaum verdiente, auf der Reibhandiſchen Bühne eine ſtumme Perſon vorzuſtellen. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unſern Kohlhart in dieſer geringen und unedeln Beſchäftigung erblickte; ſobald er den Stuhl hingeſetzt hatte, trat er ab. Ich ſah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerſpiel ſchien mir dieſer Auftritt der traurigſte zu ſein. Wenige Tage darauf ſtarb er. Kaum erfuhr ich ſeinen Tod, als mir alle dieſe Umſtände aufs lebhafteſte wieder beifielen. Dieſer Mann, dachte ich bei mir ſelbſt, welcher in ſeinen jüngern Jahren das Händeklatſchen des Parterre und die Bewunderung der Logen erregte; dieſer kommt bei zunehmendem Alter ſo weit herunter, daß er, als er das letztemal in ſeinem Leben ſich auf der Schaubühne zeigt, eine ſtumme Perſon, und eine ſo gleichgültige Handlung vorſtellen muß, in der er von dem wenigſten Theile der Zuſchauer bemerkt worden iſt. Dieſer Gedanke bekräftigte bei mir die Wahrheit des bekannten Satzes, daß die ganze Welt eine Schaubühne ſei. Wie mancher Staatsminiſter, welcher die Bewunderung und die Schmeicheleien des ganzen Volks erzwingt, wird vor ſeinem Ende ſo weit gebracht, daß man ihn, da er noch lebt, ſchon vergißt, und oft ſieht er ſich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen Miene unter dem geſchwätzigen Pöbel der Bedienten in der Antichambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vorigen Jahre blos durch ſeine gnädige Vermittlung aus dem Staube erhoben worden iſt!

Ich habe nicht nöthig, blos am Hofe dieſe Aehnlichkeit zu ſuchen; ich finde ſie auch in andern

Ständen. Es wird kaum vierzig Jahre ſein, daß Klimene die Königin aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß damals galant, der nicht um Klimenen ſeufzte, und alle junge Herrchen unſerer Stadt flatterten um dieſe Schöne herum. Verſchiedene, welche ſich für viel zu witzig hielten, als daß ſie den Gottesdienſt beſuchen ſollten, beſuchten ihn doch, aber nur um Klimenens willen. Wie flüchtig iſt doch der Ruhm der Menſchen! Am Sonntag ſah ich dieſe vergötterte Klimene ganz gebückt aus der Kirche ſchleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Schickſal. Es begegneten ihr verſchiedene junge Stutzer, deren Väter vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beinah verzweifelt waren. Und jetzt konnten ſich die muthwilligen Söhne dieſer zärtlichen Väter kaum entſchließen, der veralteten Klimene aus dem Wege zu treten. Sie würden ſie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen haben, wenn nicht ein großes Gebetbuch, das ſie unter ihrem zitternden Arm trug, ſie aufmerkſam und ihren leichtſinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unſerer Gelehrten wohl ein beſſeres Schickſal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten iſt beinah noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen; denn die Gelehrſamkeit ändert die Moden faſt noch öfter, als das Frauenzimmer. Syſteme der verſchiedenen Diſciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, ſind jetzt lächerlich. Dichter, welche nicht ſicher auf der Straße gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdienern bewundert zu werden; dieſe gedemüthigten Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungeſtört hin und wieder gehen, man ſieht ſie nicht mehr, man hat ſie vergeſſen; und wollen ſie nicht gar verhungern, ſo müſſen ſie ſich der ſparſamen Großmuth eines Buchdruckers überlaſſen, welcher ſie als Correctoren in ſeiner Druckerei ernährt. So kläglich war doch Kohlharts Schickſal noch nicht!

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu ſein; ſo wünſche ich mir von ihm nur dieſes, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Thorheiten der Menſchen vorſtellen müſſen; habe ich dieſes mit einigem Beifall gethan: o! ſo wünſche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelaſſen werde, indem ich noch ſpiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bei der letzten Rolle das Plaudite von dem gründlichen Geſchmacke witziger Kenner fordern darf! Aber, o Himmel, iſt mir auch Kohlharts trauriges Schickſal beſtimmt; ſo gib mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich ſo bedauert, wie ich Kohlhart bedauert habe!

Conata lacessere Teucros.] (Die es wagte, die Teukrer zu reizen.) Die Verdienſte, welche ſich dieſes Frauenzimmer in der gelehrten Welt erworben, ſind ſo weſentlich und ſo wichtig, daß ich nicht begreifen kann, warum es ſich durch eine ſolche Befehdung, und durch die Vorrechte ihres Geſchlechts zu vertheidigen geſucht hat. Mir ſcheint es wenigſtens, daß ſie nicht die beſte Art gewählt habe, mit welcher ſie ihr Mißvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leſer überführen will, daß man ſich an ihr verſündigt habe. »Die Hochachtung,« ſchreibt ſie, »welche man unſerem Geſchlecht ſchuldig iſt, iſt »zu allen Zeiten unter geſitteten Völkern für etwas

»ſo Unverbrüchliches gehalten werden, daß ich hoffe, man werde dieſe Verletzung derſelben gegen eine Perſon, die ſolches auf keinerlei Weiſe verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen.« Wer die kleinen Balgereien ſchon weiß, welche ſeit einiger Zeit zwiſchen den witzigen Köpfen vorgefallen ſind, der wird es zufrieden ſein, daß ich die eigentlichen Umſtände dieſer gelehrten Mordgeſchichte hier nicht anführe; und wer ſie nicht weiß, der kann ſich allenfalls tröſten, wenn ihm eine ſolche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierin ganz unparteiiſch, und ſo wenig Vergnügen ich über die Aufführung ihres Gegners empfunden, welches ſie ein ungezogenes Verfahren nennen will, ſo überflüſſig würde es auch ſein, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl ſieht, daß ſie ſelbſt Muth genug hat, ſich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen, von welcher eine gewiſſe Art unſerer heutigen Kunſtrichter ſelbſt geſtehen wird, daß ſie männlich genug ſei. Meine Gedanken, welche ich bei Leſung dieſer Vorrede gehabt, ſind ungefähr dieſe:

Auch ich habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung; es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer dieſe Hochachtung ſelbſt verlangt, und ſich auf die ruhige Poſſeſſion bezieht, in welcher ſie und ihre Vorfahren ſeit hundert und mehr Jahren geweſen ſind.

Da unſere Verfaſſerin bei dieſer ganzen Streitigkeit nicht blos als ein Frauenzimmer, ſondern als eine Scribentin anzuſehen iſt, ſo hat ſie um ſo viel weniger Urſache, ſich auf dieſe wohlhergebrachte Hochachtung zu ſteifen, welche ſie von uns aus rühmlicheren Gründen verlangen kann. Ein gelehrtes Frauenzimmer kann dieſe weiter nicht fodern, als eine gelehrte Mannsperſon. Beide können unſere Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrſamkeit und ihr Witz ſolche verdienen. Iſt dieſes nicht, ſo habe ich ſchon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines ſchreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man, in gleichem Falle, wider die Scribenten männlichen Geſchlechts ohne Beleidigung des Wohlſtandes brauchen darf.

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der Geiſtlichen. Sobald ſich aber ein Geiſtlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftſteller mengt und durch ſein Exempel den alten und wahren Satz bekräftigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor ſein könne: ſo bald vergeſſe ich den Prieſter und lache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer ſein, wenn mich dieſer Mann um deßwillen verketzern und ſagen wollte: ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man ſeinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten ſchuldig ſei, und welche unter allen Völkern für etwas ſo Unverbrüchliches gehalten worden?

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch ſehr viel leiden, wenn wir die Galanterie ſo weit treiben und die Fehler einer Scribentin dulden, oder gar bewundern wollten, blos darum, weil ſie von den Händen eines Frauenzimmers kämen. Wir haben bereits unter unſeren Mannsperſonen eine ſo große Menge erbärmlicher Schriftſteller, daß es ſehr unverantwortlich ſein würde, auch die andere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts mit dieſer Autorſeuche zu verwahrloſen. Ich wünſchte wohl, daß alle Frauenzimmer einen Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften fänden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prächtig drucken laſſen, was ſie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen ſie es vorleſen, und ich werde es ſelbſt mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hin und wieder fehlerhaft iſt; nur gedruckt mag ich es nicht ſehen. Diejenige uneingeſchränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttiſche zugeſtehen, dieſe hört gleich auf, ſobald wir einander in dem Buchladen antreffen. Sie ſei witzig, ſie ſuche ihren Geſchmack auszubeſſern, ſie ſchreibe, um ihren Verſtand zu ſchärfen: aber ſie ſchreibe nur für ſich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut ſie es aber doch, ſo behalte ich mir vor, mit nächſtem ein Kochbuch zu ſchreiben; und wollte das Frauenzimmer anfangen, über mein Kochbuch zu ſpotten, da ich wirklich ein ſehr ſchlechter Koch bin, ſo hoffe ich, die geſitteten Völker werden dieſe Verletzung der Herrſchaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen geweſen iſt, und die Beleidigung einer Perſon, die ſolches auf keinerlei Weiſe verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schriften ihr Bildniß ſetzt, oder in der Vorrede deßwegen um Pardon ruft, weil ſie ein Frauenzimmer iſt, verräth entweder ihr böſes Gewiſſen und die Ungerechtigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunſtrichter voll Leidenſchaften und ebenſowohl zu blenden ſind, als die Richter der Phryne, welche ihren Rechtshandel verſpielt haben würde, wenn ſie nicht den Schleier zurückgeſchlagen hätte.

Aus dem, was ich bisher angeführt habe, wird man urtheilen können, wie es billig ſei, einem Frauenzimmer kein Quartier zu geben, welches ſich in gelehrte Streitigkeiten mengt, und für eine ungerechte oder doch zweifelhafte Sache mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wuth kämpft. Ich habe noch keinen Scholiaſten gefunden, welcher den Aruns für ungeſittet oder ungezogen gehalten, daß er Kamillen im Treffen verfolgt und ihrem Würgen Einhalt gethan. Sie wagte ſich unter das Heer ſtreitender Männer, und die Götter erhörten den Aruns, welcher unbekannt zu ſterben wünſchte, wenn er nur durch den Sieg über die kriegeriſche Kamilla den Tod ſeiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bei einer andern Gelegenheit der Kamilla mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er ſeine Feindin, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches ſich in den Krieg der Kunſtrichter miſcht, wagt viel, und begibt ſich ſelbſt der Rechte, die außerdem ein Frauenzimmer hat.

Nisi quod sit dictum prius.] (Nicht, als was ſchon vorher geſagt worden iſt.) Ich will die Gewohnheit eben nicht tadeln, welche einige unſerer Gelehrten an ſich haben, wenn ſie ihre Schriften durch die Sentenzen alter und neuer Autoren ausputzen; aber dieſes würde ich doch gern ſehen, wenn ſie damit etwas ſparſamer umgingen, als die meiſten zu thun pflegen. Ich finde zwiſchen dergleichen Schriften und unſern Luſtgärten in dieſem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es iſt dem Geſicht angenehm, wenn man in denſelben einige wohl gearbeitete Statuen erblickt; nur müſſen deren nicht gar zu viel ſein, wenn der Garten nicht das Anſehen eines Bilderſaals gewinnen ſoll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieſer empfindliche Schaden erwachſen, daß man ſich blos mit Betrachtung der Statuen beſchäftigen, und auf den Garten entweder ſeine Aufmerkſamkeit gar nicht richten oder doch ziemlich gleichgültig dabei ſein würde. Wo ich mich nicht ſehr irre; ſo läuft ein Schriftſteller bei ſeinem Werke eine gleiche Gefahr. Wenn ich auf jeder Seite eine, auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neueren finde, ſo wird mich dieſes ſo zerſtreuen, daß ich den Spruch des Horaz bewundern und meinen Autor darüber vergeſſen werde; oder vergeſſe ich ihn auch nicht gänzlich, ſo wird er doch meine Aufmerkſamkeit mit dem Horaz theilen müſſen, die er ſonſt ganz zu fordern hätte. Zu geſchweigen, daß es bei Vielen eine groſſe Unbedachtſamkeit verräth, wenn ſie den Leſer zu oft an den Witz der alten und neueren Gelehrten erinnern. Sie verwöhnen ihn dadurch, und machen, daß er lauter gleich witzige Sachen von ihnen verlangt. Iſt der Verfaſſer nicht im Stande, ſeinen Leſer mit dergleichen beſtändig zu unterhalten, ſo wird er es demſelben auch nicht verargen können, wenn ihm ſeine Schrift ekelhaft wird. Ich habe heute Nachmittag ein Frauenzimmer beſucht, welche zwar nicht ſchön, aber doch noch ganz leidlich häßlich iſt. Sie hatte den Fehler begangen, verſchiedene andere Frauenzimmer zu ſich zu bitten, welche ſo ſchön waren, daß ſie meine Aufmerkſamkeit und die Bewunderung aller anderen Mannsperſonen erweckten. Wir vergaßen uns ſo weit, daß wir uns nur mit dieſen Schönen beſchäftigten, und an unſere nicht ſo ſchöne Wirthin beinah gar nicht dachten. Gegen dieſe bezeugten wir nichts, als nur die allgemeinen und nöthigſten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidigung des Wohlſtandes nicht überhoben ſein konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen; aber es war auch ein großer Fehler von unſerer Wirthin, daß ſie uns in eine Geſellſchaft brachte, welche angenehmer und reizender war, als ihre Perſon.

Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut oder doch noch ziemlich gut ſind. Es würde mir ſehr leid thun, wenn ſich die elenden Scribenten darnach richten wollten. Aus Liebe zu mir und zu allen Leſern will ich ihnen von ganzem Herzen anrathen, daß ſie allemal über die dritte Zeile den Homer, den Horaz, den Boileau, den Hagedorn, und alle Schriftſteller, die anders ſind, als ſie, anführen. Sie werden ihre Werke dadurch noch erträglich machen, und die Käufer haben Gelegenheit, wegen ihres aufgewandten Geldes ſich deſto mehr zu beruhigen. Ja, was noch mehr iſt, ſie locken vielleicht dadurch, ihre Schriften zu leſen, Viele an, welche außerdem ſo viel Selbſtverläugnung wohl nicht haben würden, dieſes zu thun. Alsdann geht es dergleichen Leſern, wie den Liebhabern der Alterthümer, welche in den betrübteſten Wüſteneien und mitten unter altem Schutt ſich mit dem größten Vergnügen aufhalten können, weil ſie noch hin und wieder den prächtigen Reſt der alten Baukunſt zu bewundern Gelegenheit finden.

Und ſeine Vorreden ſchloß er niemals, ohne zu ſeufzen, zu ſchimpfen und zu drohen.] Bei dieſer Gelegenheit muß ich zum Schluſſe noch dieſes erinnern, daß künftig bei meinem Verleger eine Schrift in Octav, zwei Alphabete, ſechs Bogen ſtark, zu bekommen ſein wird, welche den Titel führt: »Abgenöthigte Vertheidigung wider verſchiedene parteiiſche und abgeſchmackte Einwürfe und Kritiken, in möglichſter Kürze, auf Anſuchen vieler Freunde entworfen und ans Licht geſtellt durch Hinkmar von Repkow.« Es gibt Leute, welche Schriften tadeln, die ſie nicht verſtehen und auch niemals geleſen haben. Das Beiſpiel dieſer großen Männer hat mich aufgemuntert, merkwürdige Streitſchriften im Voraus zu verfertigen, und Gegner lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von denen ich noch weniger weiß, was ſie wider gegenwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieſes zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der iſt nicht meiner Meinung, und wer nicht meiner Meinung iſt, den bin ich, als ein Gelehrter, wohl befugt, nach äußerſtem Vermögen zu verunglimpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetiſcher Ordnung im Anhange mit beidrucken laſſen, und wer unter den Herren Gelehrten mich ſchimpfen will, der wird die Güte haben, ſeine Werke noch vor künftiger Frankfurter Meſſe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung poſtfrei einzuſenden.

Ich weiß es wohl, es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entſtehen; aber ich kann mir nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu ſchreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schriebe ich nicht; ſo würde ich der ungeſundeſte Menſch von der Welt ſein. Auf dieſe Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unſterblich; kurz, ich muß ſchreiben, denn ich ſchreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.

Inhalt.

Seite
Vorwort 3
Rabener's Leben und Werke 10
Von dem Mißbrauch der Satire 55
Von der Vortrefflichkeit der Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmack 107
Corollarium 129
Rede beim Eintritt in die wünſchende Geſellſchaft, aus dem Stegreiſe gehalten von Martin Scribler, dem Jüngern. — Von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers 131
Klage über die weitläuftige Schreibart 141
Memoires d'Amourette, oder Lobſchrift auf Amouretten, ein Schooshündchen 146
Lobſchrift auf die böſen Männer 157
Trauerrede eines Wittwers auf den Tod ſeiner Frau 163
Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitſch, an der Elbe gelegen 179
Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen . . 197
Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit . . . 206
Sendſchreiben von der Zuläſſigkeit der Satire . 217
Von Unterweiſung der Jugend 228
Irus. Eine lucianiſche Erzählung 236
Eine Todtenliſte von Nicolaus Klim 249
Schreiben eines Gratulanten an den Autor; nebſt den Gedanken des Autors darüber 267
Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten 277
Beweis, daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind 281
Ein Traum von den Beſchäftigungen der abgeſchiedenen Seelen 298
Abhandlung von Buchdruckerſtöcken 347
Hinkmars von Repkow Noten ohne Text . . . 378

Gottlieb Wilhelm Rabener's

ſämmtliche Werke.

Mit einem Vorwort
und der
Lebensbeſchreibung des Verfaſſers
neu herausgegeben
von
Ernst Ortlepp.

Zweiter Band.

STAATSBIBLIOTHEK MUENCHEN

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

GR04601*8

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Verſuch
eines
deutſchen Wörterbuchs.

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen; ſo werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutſche Wörter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmals derjenige, der ſie braucht, etwas ganz Anderes dabei denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige, der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irr gemacht.

Es wird daher unumgänglich nöthig ſein, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Wörter feſtzuſtellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, iſt unausſprechlich. Wir werden einander beſſer und mit völliger Zuverläſſigkeit verſtehen;

alle Zweideutigkeiten werden ſich verlieren, und Mancher, den man jetzt aus Mißbrauch einen geprieſenen Mäcenas genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf ſei.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dieſes Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir ſelbſt thue. Bei denen, welche glauben, derjenige ſei noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne; bei dieſen werde ich mich durch meine Beſcheidenheit in ſchlechte Hochachtung ſetzen. Aber es ſei darum! Kommt nur mein Wörterbuch zu Stande; ſo wird es ſich alsdann ſchon zeigen, ob dieſe arbeitſamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt anzuthun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus den Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht deutlicher ſehen können. Ich verlange darin etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläuftig geweſen ſei, und Sachen ausgeführt habe, welche die Abſicht und die Grenzen eines Wörterbuchs überſchreiten; ſo will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da ſteht und dennoch bleibt es Bayle's Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs Beſte empfehle, damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beihilfe, ſobald als möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine höfliche Verſicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen, und dieſes iſt auch beinah der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug und geſchickt ſein, als er will, kann ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in ſeiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter ſich von ſeinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn ſeit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Weſen ſechs Kinder wohl erzogen, und bei allen ſeinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen

Mannes hatte. Dieſer machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväteriſches, doch ſehr tieſes Compliment. Der junge Rathsherr beugte ſeinen ehrenfeſten Nacken nur ein klein wenig und überließ ſeinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus ſieht man die Verhältniſſe der Complimente eines Armen gegen einen Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bei dieſer Gelegenheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſein von den Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieſes eigentlich heiße, das läßt ſich im Deutſchen gar nicht erklären, weil es ſelbſt im franzöſiſchen Grundtexte nicht das Geringſte bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja gute Freunde. Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauche überſetzen ſollte; ſo könnte es ungefähr alſo lauten: »Ich würde Sie für den gröbſten Menſchen »von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir »wirklich ſo gute Freunde wären, daß Sie nicht »nöthig hätten, mir ſo viel Complimente zu machen.«

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigſter Diener; ich verharre Eure Hochedel. gehorſamſt ergebenſter ꝛc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc. ich werde Zeitlebens nicht ermangeln zu ſein Deroſelben ꝛc. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen; ſo denken ſie dabei eben ſo wenig, als mein Schneider bei den Worten: **Laus Deo!** oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche Bankerott machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung und nehme Gott zu Hilfe!

Eidſchwur.

In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſre ungeſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſei etwas ſehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort, ſowohl vor Gericht als im gemeinen Leben vorkommt, deſto weniger will es ſagen.

Einen Eid ablegen, iſt bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts Anderes, als eine gewiſſe Ceremonie, bei der man aufrecht ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält und etwas verſpricht oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufſetzt. Mit einem Worte: es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment ſei, davon ſiehe Compliment.

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lüge recht wahrſcheinlich machen.

Van Höken, in ſeinem allezeit fertigen Juriſten, nennt den Eid **herbam betonicam**, und verſichert, einem den Eid deferiren, ſei nichts Anderes, als ſeinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel, ſich mit einem Eide reinigen, heiße ſo viel, als den Prozeß gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drei geſunde Finger und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre und ein ſogenanntes Gewiſſen hätte, ſo würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines Beſſern belehren, und ihm für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthum helfen könnten.

Gott ſtraf' mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! iſt bei Matroſen und Musketirern eine Art eines galanten Scherzes,und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwor auch ſo; doch ſchwor er niemals geringer, als wenigſtens bei tauſend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprüchwort eines gewiſſen Narren, welcher gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freigeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte; und dennoch ſchwört er alle Augenblicke mit der witzigſten Miene von der Welt, bei Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude Jeſus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber eben daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen, und um deßwillen iſt ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verſchiedenen Orten, beſonders in großen Städten, ſo viel als ein Mann, der zu leben weiß. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unſere Deutſchen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzoſen beinah gleich thun.

Ewig.

Iſt ein Wort, welches ein Jeder nach ſeinem Gutbefinden und ſo braucht, wie er es für ſeine Umſtände am zuträglichſten hält. Eine ewige Treue zuſchwören, wird gemeiniglich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein dieſe Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchſtens vier Wochen darnach, und im letztverwichnen Herbſte habe ich einen jungen Ehemann gekannt, deſſen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, iſt noch vergänglicher und eigentlich nur eine poetiſche Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Perſonen, und es kommt hierbei auf das Frauenzimmer ſehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern ſoll. Denn man will Exempel wiſſen, daß eine ſolche verliebte Ewigkeit auf einmal aus geweſen ſei, ſobald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu ſein und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an einem Abend drei ewige Freundſchaften überlebt habe. Wenn es hoch kommt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wider, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt: denn cessante caussa, cessat effectus. (Wenn die Urſache aufhört, hört auch die Wirkung auf.)

Einen ewigen Frieden ſchließen, iſt ein Gallicismus, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bei uns ein Waffenſtillſtand, und mit einem Worte, einen Frieden, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabei ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes etwas auf weißes Papier ſchreibt, und es dem Drucker übergibt. Die Schlüſſel zur Ewigkeit alſo hat der Setzer, und ſie beſtehen aus gewiſſen bleiernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſtreben, (ſiehe Unſterblichkeit) beſteht in einer gewiſſen Krankheit, welche nicht ſowohl dem Patienten ſelbſt, als vielmehr Andern, beſchwerlich iſt. Gemeiniglich überfällt ſie junge Leute, und verliert ſich bei zunehmendem Alter; doch geſchieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet ſind, und alsdann iſt ſie nicht allein deſto gefährlicher, ſondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem ſolchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und ſcharfe Mittel dawider ſind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxysmus nur ſtärker und heftiger wird, und hierin haben dergleichen Kranke ſehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Perſonen, welchen man auch nicht widerſprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beſte Mittel dawider ſoll dieſes ſein, wenn man, ſo oft ſich eine dergleichen preßhafte Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräuſches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft iſt, nicht thut, als ob man ſie hörte, oder ſähe, oder das Geringſte von ihnen wüßte, auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böſes von ihnen ſpricht. Das Recept mag nicht unrecht ſein. Ueber die eigentlichen Urſachen dieſer Krankheit ſind die Arzneiverſtändigen untereinander noch ſehr ſtreitig. Einige halten ſie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke dabei macht, und weil ſie, wie andre epidemiſche Krankheiten, zu gewiſſer Zeit und oft wiederkommt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da ſie angemerkt haben, daß ſie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich iſt. Andre glauben, ſie komme von einer verderblichen Galle her. Galen hält ſie für nichts Anderes, als für einen heftigen Magenkrampf, und der ſelige Herr geheime Rath Hoffmann in Halle nennt ſie das Autorfieber, im dritten Kapitel ſeiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verſtande dieſes Worts reden; denn was es im eigentlichen Verſtande heißt, ſolches iſt bekannt genug, und ich trage gegen Alles, was im eigentlichen Verſtande ehrwürdig iſt, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen ſollte, deſſen Bedeutung in meinem Wörterbuche feſtzuſtellen. Im figürlichen Verſtande alſo heißt ehrwürdig ſo viel, als ſchwarz, und ein ehrwürdiger Mann ſo viel, als ein Mann in einem ſchwarzen Rocke. Ich gründe dieſe Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter dieſen Männern in ſchwarzen Röcken ſind viele, an denen man nicht das geringſte Ehrwürdige findet, als das ſchwarze Kleid. Ich könnte ſie mit Namen nennen; aber es iſt überflüſſig, denn ich weiß gewiß, ſie werden ſich bei Leſung dieſes Artikels ſelber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unſrer Sprache das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuchs in die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe, und keine Andern, diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meine, und welche man gewiß für Laien anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet gingen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts ehrwürdig vorausſetze; ſo werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchſtens zwölf Prozent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beiſpringt, und auf ein Pfand, das zweimal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöst werden, oder verfallen ſein ſoll; dieſer Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heißen; denn ginge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten ſollte, ſo natürlich weiß er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſein kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdoſe, und Manſchetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rauſch, iſt ein ganz neues Wort, aber eine ſehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterſcheiden ſollte, welcher von beiden Berauſchten der Schultheiß im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürdigen nicht ſchwarz gingen.

Sich ein ehrwürdiges Anſehen geben, heißt bei dieſer Art Leuten ſo viel, als eine große Unterkehle und einen ſteifen Nacken machen, und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, ſo viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hauſe ſelbſt begeht, und welche von Andern nicht getadelt werden dürfen, wenn ſie nicht Gefahr lauſen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt werde.

Dieſes mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verſtande, oder von ſolchen Männern genug ſein, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Weſen nicht dulden würde, wenn ſie nicht ſchwarze Röcke trügen. Wie wenig alſo dieſe Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verſtande verdienen; ſolches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einſehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre ſchwarze Kleidung und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. Ein ehrwürdiges Amt ſuchen, heißt in einigen Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beinah ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, Alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſein; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die Wenigſten. Freilich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich den Titel eines Gelehrten anmaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſei noch ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen einem Gelehrten und zwiſchen einem Manne, der keine Profeſſion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern

Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwa nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen, die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen, die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen, ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforſchen, auf das bloße Wort ihres Lehrers nicht treuherzig glauben, von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überführen wollen, Sachen, die in der Welt nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche Neugier zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen, und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen Anderer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beinah zu viel! Wenn das gelten ſoll, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches jetzt in zwei Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fordert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch ſei. Verlangt man noch dieſes; was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſchte mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man auf ſolche Art um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie, außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viele Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann; ſo will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich ſein, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Leſern ſagen, worin die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwa Jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor **Titus Manlius Vermicularis.** Es geht nunmehr in das drei und fünfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eignen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatſchnitzer geſammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es hoch und theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worin etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein beleſener Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todtſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er Jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt: ſo oft heißt es immer über das andere Wort: Prout nos docti loquimur! (Wie wir Gelehrten reden.) Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt wie lateiniſch, und mit niemand ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd und mit ſeinem Hausknecht, denn dieſe gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! wenn er noch lange lebt; ſo bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateiniſches Programm zugeführt, in welchem er ſo viele himmelſchreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römiſchen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bei Leſung der erſten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keuchte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da. Wenn das Ding ſo fortgeht: ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programm elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veſte, Rechtshochgelahrte, Herr D. Valentin Vanno, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doktor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das Geringſte von der Rechtsgelehrſamkeit verſteht; aber er iſt doch Doktor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doktor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterlefze, als zehn Andere ſeines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doktor werden. Ihre Hochedlen, unſer Herr Vanne, hieß ſchon der kleine Doktor, als er noch in der Kappe herumlief; und es iſt gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernſte geworden iſt: er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſein. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben! Das iſt der leibhaftige Papa! Er iſt kaum fünfzehn Jahre alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doktor werden, und in Kurzem wird er es ſein! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüt, daß ſie alle Doktor ſein müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doktortitel ab, ſo werden ſie die betrübteſte Figur von der Welt vorſtellen. Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſein, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, George Kunt, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten römiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt; ſo ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilberige Zweidrittheile einwechſelt. Nur unlängſt iſt er in eine ſehr heftige Erbitterung mit einem andern auch eben ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemme. Mein Vetter ſagte, ſie bildete die Venerem victricem [1]) vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeutete die Venerem armatam [2]) der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum Höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darin waren dieſe große Männer einig. Ob es aber die victrix oder armata ſein ſollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtand. Selbſt die Weiber dieſer beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander ſo muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammendrucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

. . . Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenens? [3])

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſogar ſeine Köchin allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabei zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den Erſten ſein, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beinah nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

---

[1]) Die ſiegreiche Venus.

[2]) Die bewaffnete Venus.

[3]) Was reizeſt du mich in dem Helme?
Siegt ſchon die Nackte, was wird erſt die Bewaffnete thun?

Johann Ulrich Matz iſt mein ſehr naher Vetter; aber er ſchämt ſich meiner und ſeiner ganzen Freundſchaft: denn er behauptet, trotz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin geweſen ſei. Wer ſo liebreich ſein, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihm dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. »Das hat ein Schelm geſchrieben!« rufte er, und holte den Mabillon, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Dokumente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen Affairen außerordentlich beſchäftigt. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinah zu mächtig, denn jenſeits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört; denn das läßt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendent durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edinburgh gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig herumgehen ſehen, daß ich befürchte, es dürfte mit nächſtem eine große Meuterei wider die Czaarin auf ſeiner Studirſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studirſtube gehen. Bei alledem aber ſchreibt er doch ſehr viel Staatsſachen, und ſogar politiſche Monatſchriften; doch werden ſie, dem Himmel ſei Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im Concepte, und ſagt: Dieſes ſei ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worin er die gerechten Anſprüche des Königs von Frankreich an das orientaliſche Kaiſerthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlichgelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, ins Tollhaus geſperrt werden; ſo werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Projekt zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich ſtudirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem

Degen gehen geſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drei Jahren mehr als zweitauſend Thaler auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem jeztlebenden gelehrten Deutſchland. Man wird doch nicht etwa mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das Geringſte! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann verſichern. In Leipzig heirathete er eine Jungemagd; denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im Uebrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt oder häßlich werden; ſo läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich, meines Erachtens, vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo beſchaffen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur, wie wohlfeil er iſt; ſo zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrei; und das hat er ſeinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben; ſo geduldig iſt er, daß er ſogar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können; und wer weiß denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an dieſem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiſte Freude, und ich habe mir ſchon ein gewiſſes Haus in unſrer Stadt auserſehen, wohin ſich zu einem Informator kein Menſch beſſer ſchickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſein müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo Viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſei; ſo muß ich noch ein paar Bedeutungen des Wortes gelehrt anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es iſt ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein Jeder dabei hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrſamkeit, wie mit der Religion. Ein Jeder hält nur die ſeinige für die wahre; alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth: dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigſtens ſo viele Bände einnehmen dürfte, als die europäiſche Fama.

Gelehrter Wind, hiervon ſiehe mit Mehrerm die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problem.

Menſchenfeind.

Unter dieſem Namen verſtehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüßlichen und mürriſchen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er ſie zu Menſchen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter ſind, als wenn ſie ſich in Geſellſchaft anderer Menſchen befinden. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dieſe Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere Bedeutung des Wortes Menſchenfeind Statt haben kann.

Ich ſetze, und zwar vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Menſch nichts Anderes iſt, als ein Thier, welches nur ſich für vollkommen, alle andere menſchliche Thiere aber, die um daſſelbe herum ſind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen Andere niemals ausübt, die es doch von Andern verlangt; welches glaubt, daß Alles, was erſchaffen iſt, nur ſeinetwegen erſchaffen iſt, welches ſich Mühe gibt, dasjenige zu ſcheinen, was es nicht iſt; welches ſehr mühſelig lebt, um elend zu ſterben; welches thöricht iſt, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu ſein; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle dieſe Wahrheiten vorſagt. Wer ſo verwegen iſt, dieſes zu thun, der iſt ſein Feind.

Menſchenfeinde alſo ſind Leute, welche die Wahrheit ſagen. Ein häßliches Laſter, wodurch man die glückſelige Einbildung andrer Leute ſtört, und zugleich ſein eignes Glück hindert.

Ein Menſchenfeind würde ich ſein, wenn ich ſagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande ſeiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider ſich reizte, und das Vermögen verlaſſener Mündel an ſich riſſe; daß dieſe noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereien des Nerans erzählen, und noch im Alter ſein Andenken verfluchen würden. Alles dieſes thut Neran; es iſt wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieſes vorzuhalten, denn ich mag keines Menſchen Feind ſein. Einen Vater des Vaterlandes, einen Prieſter der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, ſo oft ich zu ihm komme; dieſes aber geſchieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabei. Wie Neran iſt, ſo ſind noch viele Andere, und ich würde von den größten Paläſten anfangen, und bis in die Hütten des geringſten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweiſen, daß man ein Menſchenfeind würde, ſobald man die Wahrheit ſagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bei den boshaften, gefährlichen, unbedachtſamen, verſtockten, ich weiß beinah nicht, wie ich ſie arg genug ſchimpfen ſoll! mit einem Wort, bei den verhaßten Satirenſchreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, Erbfeinde der Menſchen zu ſein, und welche ſo unbeſonnen ſind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anſtalt macht, dieſe Menſchenfeinde auszurotten, ſo lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde ſicher ſein können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das Erſchrecklichſte iſt, ſogar Leute, welche ſich durch den Bannſtrahl, den ſie in ihren drohenden Händen führen, beim Pöbel anſehnlich und furchtbar machen, werden dennoch dieſen verwegenen Menſchenfeinden nicht fürchterlich genug ausſehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorſtelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich ſein wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter dieſen ſatiriſchen Menſchenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichſten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menſchen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine ſolche Wahrheit, die man uns mit einer ſpöttiſchen Miene ſagt; denn oftmals ſind wir hierin den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ſie ſpottend nachahmt, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unſers ſchönen Geſchlechts muß ich erinnern, daß Alles, was ich bisher geſagt habe, von ihm nicht zu verſtehen iſt. Nichts auf der Welt iſt ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bei ihm iſt nur der ein Menſchenfeind, welcher ſchmeichelt. Brigitte iſt abergläubiſch, neidiſch und verläumdet ihren Nächſten; Flavia iſt verbuhlt, und überläßt ihre Gunſt an den Meiſtbietenden; Cälie iſt ſo hochmüthig, daß ſie ihrer reichen Nachbarin im Stande nicht im Geringſten nachgeben würde, und ſollte ſie mit ihrem Manne auch Bettelbrod eſſen müſſen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieſes Brigitten, Flavien und Cälien trocken unter die Augen zu ſagen, ohne von ihnen ein Menſchenfeind genannt zu werden. Sie werden ſich ſchämen, ſie werden ſich beſſern, ſie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank ſagen. So merklich ſind die Vorzüge, welche ſolches Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur ſchwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewiſſen, ſind bei unterſchiedenen Leuten, die in öffentlichen Geſchäften ſtehen, eine gewiſſe Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben ſie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwiſchen aber ſind ſie doch ſo unentbehrlich, als dieſe, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird alſo bei dergleichen Leuten ſo viel heißen, als einem ein Amt geben, worin er, unter dem Vorwande ſeiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein Unverpflichteter zu thun nicht wagen darf, ohne ſeine Leidenſchaften zu verrathen. Weil in gewiſſen Gegenden ſowohl geiſtliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geſchenke und aufzuwendende Unkoſten erlangt werden, ſo iſt es gar wohl zu verſtehen, was die geleiſtete theure Pflicht heißt; und alsdann wird der Ausdruck, ſeine Pflicht ſorgfältig zu erfüllen ſuchen, nichts Anderes ſagen, als wenn ich ſpreche: ſich ſorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von Andern ſo viel wieder zu erpreſſen, als das Amt gekoſtet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewiſſenhafter Richter ſprechen, wenn ihm der Beklagte Geſchenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewiſſenhaften Richters ſeine Frau Liebſte nicht in Pflichten ſteht und ſich daher mit ſeinen Geſchenken zu dieſer wenden, wenn er anders von ihrem Manne ein pflichtmäßiges Urthel verlangt. Ich habe einen Schöſſer gekannt, welcher das Expensbuch beſtändig vor ſich liegen hatte, und daher von ſich ſelbſt rühmte, daß er ſeine Pflicht niemals aus den Augen ließe, denn er glaubte, nur um deßwillen ſei er ein verpflichteter Schöſſer, daß er ſeinen Bauern liquidiren könne. **Ex officio** arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtmäßig arbeiten, überſetzen. Aber das wäre ein erſchrecklicher Schnitzer wider den juriſtiſchen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewiſſen Amtmann weiſen. Wenn dieſer über die nahrloſen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt; ſo ſpricht er allemal: »Ein ehrlicher Mann kann es faſt nicht mehr ausſtehen. »Lauter Arbeit ex officio«! Bald, Armenſachen! »Bald Bericht wegen brandbeſchädigter Unterthanen! »Bald wegen herrſchaftlicher Sachen! Alles ex officio!« Sachen alſo, davon in der Taxordnung nichts ſteht, ſind Sachen ex officio, und freilich ſind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verſtand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben; ſo wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriff etwas zu gedenken, welchen man ſich auf dem Katheder von dem Worte Verſtand macht.

Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verſtand ſo viel, als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand, iſt nichts Anderes, als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigſte und nützlichſte Mann in der Stadt ſein, das hilft ihm Alles nichts; der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es iſt nicht für einen Dreier Verſtand darin! ſpricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieſt. Warum? Mein Wirth iſt ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die ſchönſte Ode auf die Börſe trüge, ſo würde er doch nicht einen Dreier dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verſtand! ſagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld ſieht, wenn gleich ſein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lomber ſpielt, Knötchen macht, zum Fenſter hinaus ſieht, und wenn es hoch kommt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarin ſpottet. In Geſellſchaften, wo ſie Keins von dieſem Allen thun kann, iſt ſie nicht im Stande, etwas weiter zu ſagen, als ein trocknes Ja und Nein; und ſpielte ſie nicht mit ihrem Fächer, ſo würde man ſie für eine ſchöne Statue anſehen. Aber das thut Alles nichts; für ihren Liebhaber hat ſie doch viel Verſtand, denn ihre Mutter hat ihr ein ſehr ſchönes Vermögen hinterlaſſen.

Der Menſch hat einen ſehr guten natürlichen Verſtand, heißt ſoviel: Er hat von ſeinen Aeltern eine reiche Erbſchaft überkommen und nicht nöthig gehabt, ſelbſt Geld zu verdienen.

Was alſo dieſes heißt: Er wuchert mit ſeinem Verſtande, das darf ich Niemanden erklären; es verſteht ſich von ſelbſt.

Ich bin der Dümmſte eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen und dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreißigjährige Erfahrung die verſchiedenen Grade des Verſtandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ungefähr folgenden Tarif machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verſtand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verſtand;
12,000 Thaler, ein feiner Verſtand;
30,000 Thaler, ein großer Verſtand;
50,000 Thaler, ein durchdringender Verſtand;
100,000 Thaler, ein engliſcher Verſtand;

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jeden tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reitpferd. Er beſaß aber 400,000 Thaler und um deßwillen verſicherte mich mein Correſpondent, daß er in ganz Mecklenburg beinah der Verſtändigſte wäre.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verloren! wird man alſo von einem bankerotten Kaufmanne ſagen, und ich kenne einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzt, als wenn man ſagen wollte, ſie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieſes iſt noch der einzige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft und durch ihren unſinnigen Staat an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren eingebrachten Verſtand, daß ich mich kunſtmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und ihren unverſtändigen Mann auf das Bequemſte zu ernähren.

Beitrag
zum
deutſchen Wörterbuche.

Als ich es wagte, der gelehrten Welt meinen Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs mitzutheilen; ſo bat ich mir zugleich den Beitrag meiner Landsleute zu dieſem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin ſo glücklich geweſen, daß an mich verſchiedene Artikel eingeſandt worden ſind, und mein Vergnügen darüber iſt ſo groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anſtehen kann, ein Paar davon bekannt zu machen, welche völlig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet ſind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden dieſe neuen Proben noch Andere aufmuntern, ihrem Beiſpiele zu folgen, um mich durch ihre geſchickte Beihülfe in den Stand zu ſetzen, daß ich noch vor dem Schluſſe des jetzigen Jahres ſolches unter die Preſſe bringen kann. Den Herren E** und Gl** ſtatte ich zugleich für dieſe ihre Bemühungen den verbindlichſten Dank ab. Ich wollte wohl wünſchen, daß ich ihre völligen Namen und den Ort ihres

Aufenthalts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einige kleine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der übrigen von ihnen eingeſandten Wörter beigefallen ſind. Dem Herrn Kr** muß ich ſagen, daß er die Abſicht, welche ich bei unſerem Wörterbuche habe, nicht recht eingeſehen haben mag. Dergleichen Artikel, wie er eingeſendet hat, ſcheinen in ein Wörterbuch zu gehören, das nur für eine einzige Familie geſchrieben iſt. In dem Hauſe, worin er wohnt, mag er ein ſehr aufgeweckter und ſchalkhafter Kopf ſeyn, welcher ſeine ganze Familie und vielleicht auf Koſten Anderer, zu lachen macht. Nur befürchte ich, ſein Witz geht nicht weiter, als bis an die Hausthür. In andern Häuſern wird ihn ohne Beihülfe eines Scholiaſten Niemand verſtehen. Dergleichen Familienſcherze ſind gute Quodlibete, welche nur eine geſchloſſene Geſellſchaft einſieht und belacht. Andern ehrlichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen, daß ſie ſolche leſen ſollten.

Verſchiedene meiner Correſpondenten haben verlangt, ich möchte ihnen einige Wörter vorſchlagen, deren Bedeutung ſie unterſuchen könnten. Ich will etliche davon herſetzen, deren Bedeutung mir am zweideutigſten und am unbeſtimmteſten zu ſein ſcheint. Die verſchiedenen Redensarten, bei welchen ſie gebraucht werden, verurſachen wegen dieſer Ungewißheit eine ſolche Verwirrung im gemeinen Leben, daß ein jeder patriotiſch Geſinnte nicht einen Augenblick zaudern ſollte, eine gewiſſe Bedeutung davon feſtzuſtellen. Ich erwarte dieſen Beitrag mit dem größten Verlangen. Den Nutzen davon haben ſie und ihre Kinder zu genießen. Hier ſind die Wörter ſelbſt:

Andacht.
Artig.
Ehrgeiz.
Eiferſucht.
Freiheit.
Geſchmack.
Geſundheittrinken.
Gleichgültig.
Großmuth.
Ich.
Bezaubert.
Demuth.
Körnigt.
Kunſtrichter.
Rangſtreit.
Scherzhaft.
Sparſamkeit.
Unparteiiſch.
Unſchuld.
Witz.

Dieſes mag genug ſein. Es gibt noch unzählig viel andere Wörter, welche wenigſtens ſo wichtig, als dieſe, ſind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geſchickten Landsleuten überlaſſe. Die Briefe ſind an den Verleger zu ſenden, und ihre Namen ſollen verſchwiegen werden, wenn ſie es verlangen.

Deutſch.

Iſt ein Schimpfwort. Die Franzoſen ſprechen: Er hat den Fehler, daß er ein Deutſcher iſt. Denn, wie bei vielen Franzoſen der Verſtand überhaupt ſehr ſonderbar iſt; ſo haben ſie gefunden, daß alle die, welche diesſeits des Rheines geboren ſind, weder witzig, noch tapfer, und alſo gute ehrliche Menſchengeſichter, mit einem Worte, Deutſche ſind.

Es klingt Alles ſo gar deutſch in ſeinen Verſen, iſt der tiefſinnige Machtſpruch, den über deutſche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bei ihren Franzöſinnen zur Noth ſo viel gelernt haben, daß ſie die Utrechter Zeitungen exponiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verſtand darum geben würden, wenn ſie keine Deutſche, ſondern unter dem Conſulate des Cicero in Rom geboren wären. Ihnen kömmt nichts ſo lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutſchen Sprache Donatſchnitzer zu vermeiden. Den, der ſich Mühe gibt, zierlich und regelmäßig deutſch zu ſchreiben, können ſie, ihrer Meinung nach, nicht ärger beſchimpfen, als wenn ſie ihn einen deutſchen Michel heißen. Dieſes Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigſtens eben ſo viel Schande und Laſter in ſich, als bei den alten Juden ein Samariter, oder bei den Savoyarden ein Barbet. Ich habe angemerkt, daß die deutſche Sprache unter ihren Kindern beſonders zwei Arten von Feinden hat. Einige verfolgten ſie aus Hochmuth und Eigennutz, Andere aber verachten ſie aus Leichtſinn. Jene geben ſich eine ernſthafte, gebieteriſche und monarchiſche Miene. Sie ſind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehobenem Arme zu behaupten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Ruthe Genüge zu leiſten. Man nennt ſie auch römischgeſinnte Männer, oder lateiniſche Görgen, zur ſchuldigen Vergeltung der deutſchen Michel. Es liegt ihnen viel daran, die deutſche Sprache zu unterdrücken, welche ſie ſelbſt ſo wenig verſtehen. Ihr Anſehen dürfte freilich ſehr fallen, wenn die Welt anfinge zu glauben, ein Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er ſchon ein lateiniſcher Sprachmeiſter ſei. In Lehmanns ſpeyeriſcher Chronik finden wir die Geſchichte eines treufleißig verordneten Lehrers, welcher ein ſo abgöttiſcher Verehrer des Cicero geweſen, daß er ſeinen Sohn blos deßwegen der lateiniſchen Sprache von Mutterliebe an geweiht, weil er eine Warze auf der Naſe gehabt. Und ungeachtet ſich bei zunehmenden Jahren geäußert, daß ihn die Natur nicht zu einem Cicero, ſondern höchſtens zu einem deutſchen Holzhacker geſchaffen; ſo hielt ſich doch dieſer gelehrte Vater in ſeinem Gewiſſen für verbunden, einem ſo deutlichen Berufe, als ſein Sohn an der römiſchen Naſe trug, nicht zu widerſtreben. Ja, er ſoll in ſeinem Eifer ſo weit gegangen ſein, daß er ſein Kind, bei vermerkter Widerſpenſtigkeit, amtsmäßig und mit der Ruthe in der Fauſt gezwungen, die Finger auf die lateiniſche Grammatik zu legen, und ſeine deutſche Mutterſprache **solemni ritu formulaque** (Nach allem ceremoniellen Gebrauch) abzuſchwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutſch zu lernen; denn ſein Schuſter redete deutſch, und er redete ſo gut als ſein Schuſter; beide aber hatten es niemals gelernt, und verſtanden einander doch. Dergleichen lateiniſche Zeloten kann man dadurch keinesweges beſänftigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechiſche und lateiniſche Sprache unentbehrlich ſei; daß ein Mann, welcher kein Latein verſtehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die ſklaviſche Hochachtung, welche ſie gegen alles dasjenige hegen, was lateiniſch klingt; und daß man ihnen nur die allzuabergläubiſche Erbitterung gegen ihre Mutterſprache, als einen lächerlichen Fehler, anmerke. So beſcheiden auch dergleichen Einſchränkungen ſind, ſo wenig ſind ſie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maſchine geräth in Unordnung, wenn ſie dergleichen Friedensvorſchläge hören. Ad

rogum! ad rogum! (Zum Scheiterhaufen! Zum Scheiterhaufen! ſchreien) ſie, ſo bald ſie eine Abhandlung ſehen, welche zur Aufnahme und Verbeſſerung der deutſchen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden beſitzt ein Exemplar von den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, in welchem ein ſolcher Pflegevater, unter dem Namen Irenäus Maſtigophorus, mit zitternden Händen geſchrieben hatte:

HUNC TU, ROMANE, CAVETO!
(Vor dieſem hüte dich, Römer!)

Die zweite Art der Antideutſchen machen diejenigen aus, welche die deutſche Sprache nur aus Leichtſinn verachten. Dieſe ſind von den erſten weit unterſchieden. Wenn jene etwas leſen, das nicht lateiniſch iſt, ſo ſchüttelt ſich ihre ganze Natur; dieſe leichtſinnigen Feinde aber können es noch ſo ziemlich gelaſſen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutſchen Sprache die Rede iſt. Ja, ich habe es ſogar mit meinen eigenen Augen geſehen, daß man einem ſolchen Undeutſchen, welcher ein junges Herrchen von Profeſſion war, zwei Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter ſchadete, als daß er lachte, trällerte, pfiff, ſich auf einem Beine herumdrehte; und ſobald er mit einer Priſe Tabak dem Gehirn ein wenig Luft gemacht hatte, ſo ſagte er weiter nichts, als: **Pardieu! le miserable jargon!** Sogleich war auch ſein Paroxiſmus vorbei, und man ſah zwiſchen ihm und einer vernünftigen Kreatur beinah nicht den geringſten Unterſchied. In der That verdienen dieſe Feinde der deutſchen Sprache, daß man ſie mit Langmuth erträgt. Denn, wenn ſie die deutſche Sprache verſpotten; ſo geſchieht es eben ſo wenig aus Bosheit, als wenn ſie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutſchen Meiſters, und nicht der witzige Schneiderverſtand eines erfindſamen Franzoſen hervorgebracht hat. Sie ſpotten, weil es deutſch heißt, und lachen, weil es nicht franzöſiſch iſt. Wer ein gegründetes Urtheil oder Beweiſe von der Nichtswürdigkeit der deutſchen Sprache von ihnen fordern wollte, der forderte zu viel. Genug, es iſt Mode, ſie zu verachten, und ihr Verſtand ändert ſich ſo oft, als die Mode; dieſes aber geſchieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des jetzigen Jahrhunderts bediene, in Allem einen zureichenden Grund ſuchen, wollen aus den Lehrſätzen der Phyſik, und aus der Erfahrung beweiſen, daß es deßwegen ſo viele luſtige Feinde ihrer Mutterſprache unter uns gebe, weil die Franzoſen in ihrem Umgange ſo artig und einnehmend wären, daß viele von unſerm deutſchen Frauenzimmer ihnen nichts abſchlagen könnten. Ich laſſe die Vermuthung an ihren Ort geſtellt ſein. Unwahrſcheinlich iſt ſie freilich nicht, und ich ſollte faſt ſelbſt glauben, daß die Natur dergleichen poſſirliche Körper nicht zur Welt bringen könnte, ohne ſich der Verbindung eines franzöſiſchen Papas und einer deutſchen Mutter zu bedienen. Dieſes mag von den verſchiedenen Arten der Feinde, welche die deutſche Sprache hat, genug ſein.

Er iſt ein ehrlicher alter Deutſcher; dieß würde ein Anfänger in der deutſchen Sprache alſo erklären: Er iſt ſo ehrlich, wie ein alter Deutſcher.

Aber das wäre ein großer Sprachnitzer; ſondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man ſonſt Höflichkeiten, und in gewiſſem Verſtande, auch Complimente nennt. Denn hierdurch, und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, noch ſo ziemlich gleich thun.

Altdeutſch heißt daher in einigen Geſellſchaften ſo viel, als grob.

Deutſche Redlichkeit, iſt ein verbum obsoletum, oder höchſtens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit Mehreren des Panzirollus Abhandlung von denen Sachen, welche bei uns verloren gegangen ſind.

E**

Fabel.

Eine Fabel iſt, ordentlicher Weiſe, und beſonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein ſolches Gedicht, über welchem der Name eines Thieres, oder ſonſt eines Dinges ſteht, das noch etwas dümmer iſt, als der Verfaſſer. Wir würden zu viel von ihm fordern, wenn wir eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darin ſuchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch ſo trocken, noch ſo abgeſchmackt, noch ſo undeutlich ſein; ſo iſt doch das, was ein ſolcher Fabeldichter im Namen ſeines Thieres ſagt, für eine unvernünftige Beſtie noch allemal klug genug geſprochen. Er ſchreibt: Der . . eine Fabel. Und ſiehe, ſo iſt es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort Fabel wird noch in einem andern Verſtande, und zwar von ſolchen Erzählungen gebraucht, welche zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich ſind. Daß ein Frauenzimmer ſich über den vermeinten Tod ihres Liebhabers dergeſtalt betrübt, daß ſie ſich ſelbſt ums Leben bringt; und daß es Liebhaber gibt, welche über den Verluſt ihrer Schönen ſo untröſtbar ſind, daß ſie in ganzem Ernſte Anſtalt machen, ſich zu erſtechen: das iſt wohl möglich, aber nimmermehr wahrſcheinlich, und eben um deßwillen gehört die Geſchichte des Ovid vom Pyramus und von der Thisbe mit allem Recht unter die Fabeln.

Dieſe Beſchreibung, welche ich von dem Verſtande des Worts Fabel gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tauſend Erfindungen. Mir ſind deren ſchon ſo viele beigefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich ſtarken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weiß, was noch geſchieht? Ein Dichter bin ich zwar nicht; aber hundert Leute machen Verſe, die doch keine Dichter ſind; und geſetzt, ich ſchriebe nicht feurig, ſo würde ich gewiß ziemlich fließend ſchreiben. Das iſt ſchon genug! Und wenn mir auch hierin alle vernünftige Welt widerſpräche; ſo weiß ich doch, Strephon gibt mir ſeinen Beifall, denn ihm gehts auch ſo! Damit aber die gelehrte Welt vor großem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich faſt befürchten muß; ſo will ich inzwiſchen von vieren meiner Fabeln nur den Inhalt herſetzen. Man wird finden, daß ſie durchgängig möglich ſind, keine einzige aber wahrſcheinlich iſt.

Die erſte Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit, noch Vermögen hatte, aber deſto tugendhafter war. Bloß ihrer Tugend wegen liebte er ſie. Er heirathete ſie, und die ganze Stadt lobte ſeine Wahl; denn die meiſten Bürger dieſer Stadt waren tugendhaft, und keiner heirathete aus eigennützigen und niederträchtigen Abſichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verfloſſen, und nicht ein einzigesmal hatten ſie einander Gelegenheit zu einem Mißvergnügen gegeben. Noch im zwanzigſten Jahre liebten ſie einander eben ſo vernünftig und eben ſo zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf dieſen Umſtand werden meine Leſer ja wohl merken; denn das iſt eine Hauptfabel. Agenor verlor ſeine Frau, welche bloß um deßwillen ſchwer zu ſterben ſchien, weil ſie ſich von ihrem Manne trennen ſollte. Zehn Monate hat Agenor zugebracht, ehe er ſich einigermaßen tröſten und zu einer neuen Heirath entſchließen konnte. An fünf Monaten wäre es ſchon genug geweſen; aber zu einer Fabel mußten es ſchlechterdings zehn Monate ſein.

Die zweite Fabel,

noch etwas unwahrſcheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Philinde, eine junge Wittwe, welche den Neran durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichſten Manne in der Stadt gemacht hatte, liebte ihn ſo zärtlich, daß ſie ihm auch nicht ein einzigesmal ſeine Armuth vorwarf. Sie trug ſo viel Ehrfurcht gegen ihn, daß es ſchien, als hätte ſie beinah gar vergeſſen, wie groß ihr Eingebrachtes wäre. Konnte ſie ja etwas betrüben; ſo war es die große Behutſamkeit, mit welcher Neran ſich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für ſich etwas weniger ſparſam zu ſein; und brauchte ſie ſelbſt einiges Geld, ſo bat ſie ihren Mann mit ſo vielen Liebkoſungen darum, als wäre es ſein eigenes Vermögen. Neran ſtarb, und die Chronik ſagte, daß ſie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untröſtbar geweſen, an welchem er geſtorben. Ja, man will ſogar verſichern, daß ſie über dieſen Verluſt ſich niemals zufriedener zu tröſten gewußt, als wenn ſie den armen Freunden ihres verſtorbenen Mannes mit ihrem Vermögen beiſpringen können. Niemals habe ſie dieſes anders genannt, als die Verlaſſenſchaft ihres Nerans, an welche alle ſeine Verwandten Anſpruch zu machen hätten, welche deſſelben bedürftig wären. So weit geht dieſe Fabel.

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, deſſen Beruf es war, eine große Geſellſchaft Leute wöchentlich vor allen Laſtern zu warnen. Es kam ihm beinah kein Laſter verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz malte er alle aufs abſcheulichſte ab, ſo oft er hierzu Gelegenheit fand. »Das iſt nichts »Unmögliches! Das hören wir oft!« werden meine Leſer rufen. Geduld! ich will weiter erzählen. Dieſer Mann wußte ſein Vermögen den Armen auf eine ſo vorſichtige Art zufließen zu laſſen, daß die wenigſten erfahren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von ſich gehen, ſie müßte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmann, welcher ehrlich, aber in ſeiner Handlung unglücklich war, lieh er ein anſehnliches Kapital, ohne Verzinſung, damit er ehrlich bleiben und ſechs unerzogene Kinder ernähren konnte. Auf Pfänder lieh er gar nicht, und niemals ſoll er über fünf Procent genommen haben. Eine ſchöne Fabel, zu der ich aber den Titel nicht weiß!

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

Phocles war ein berühmter Dichter derjenigen Stadt, in welcher bei ſchwerer Strafe Niemand gelobt werden durfte, der nicht wirklich tugendhaft war. In dieſer Stadt ſchätzte Jedermann die Dichtkunſt nach ihrer Würde. Kein Reimer ward daſelbſt geduldet, und man hat ihrer zween aus dem Weichbilde verwieſen, welche aus Faulheit nicht arbeiten wollten, ſondern zur Stillung ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Namenstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Stolpe wohlmeinend rathen, daß er ſich in dieſe Stadt nicht wagte! Alle Leute ſuchten die Freundſchaft des Phocles zu gewinnen, damit er ihnen die Fehler entdecken ſollte, welche ſie an ſich hätten. Der Biſchof daſelbſt bat ihn gleichfalls darum, und dieſem ſagte er: »Du biſt ein hochmüthiger, ein eitler, ein niederträchtiger und harter Mann; du »belehrſt deine Gemeine ſehr erbaulich, aber ſie kann

»deinen Lehren nicht glauben, weil dein Leben beweiſt, daß du ſie ſelbſt nicht für wahr hältſt!« Dieſes bewegte den Biſchof dergeſtalt, daß er ihn aufs zärtlichſte umarmte, und ſeine redliche Offenherzigkeit vor öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regierenden Bürgermeiſter entdeckte, daß er ein ſehr unwiſſender Mann und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu heißen, ſo lange er nicht unterließe, mehr auf ſeinen Nutzen, als auf den Nutzen ſeiner Bürger zu ſehen; ſo fehlte nicht viel, daß ihn dieſer nicht mit Gewalt genöthigt hätte, an ſeiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeiſters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden, er mochte wollen oder nicht. Es war erſtaunlich anzuſehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundſchaft ihm die reichſten Kapitaliſten begegneten. In ſeiner Geſellſchaft vergaßen ſie, daß ſie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmergeſellſchaften waren todt und ſchläfrig, in welchen Phokles nicht war. Denn damals, als Phokles lebte, wußte man von Fächern nichts; L'homber ward gar nicht geſpielt; und die Kunſt, den Nächſten zu richten, war nur in ein Paar Familien bekannt. Sobald man den Phokles nur von weitem erblickte, ſobald war Alles vergnügt und lebhaft. Lebte Phokles in meiner Stadt, ſo würde man hier auf die Vermuthung fallen, er ſei um deßwillen ſo beliebt geweſen, weil er dieſen ſchönen Kindern artige Schmeicheleien vorgeſagt, ihre ſchönen Hände verewigt, ihre Augen beſungen, mitunter ein Paar Takte geſeufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und ſeine Nachbarin Tigerin und Fels geſcholten hätte, weil ſie ſo unmenſchlich grauſam geweſen und ihm einen Kuß verſagt. Dieſes iſt gemeiniglich die Sprache unſerer heutigen Dichter. Aber Phokles ſang ganz anders! Er rühmte die Phyllis wegen ihrer anſtändigen Sittſamkeit; die Kleone wegen ihrer vernünftigen Wirthſchaft. Er lobte Aeſinen wegen ihrer ſorgfältigen Kinderzucht, wodurch ſie noch die Nachwelt ihrer Stadt glücklich zu machen ſuchte. Er beſang die Unempfindlichkeit der Kalliſte gegen die leichtſinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphroſinen rühmte er, daß ſie noch mehr tugendhaft, als ſchön wäre: und vergötterte Leonoren wegen ihrer ehelichen Treue. Wegen ihrer ehelichen Treue? Das klingt ſehr altväteriſch! Es kann wohl ſein; aber es iſt auch ſchon lange, daß Phokles geſtorben iſt. Er ſtarb in eben dem Jahre, als kein Laſterhafter glücklich, kein Philoſoph ein Pedant, keine junge Wittwe verbuhlt, kein junger Herr in ſich ſelbſt verliebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften, kein Richter geldgierig, kein Advokat ein Lügner, kein Wucherer niederträchtig, und noch kein Narr geehrt war. In dieſem Jahre ſtarb Phokles. Iſt es alſo wohl ein Wunder, wenn uns ſeine Lobgedichte altväteriſch vorkommen? Dieſes muß ich noch erinnern, daß Phokles alle andere Dichter für größere Dichter hielt, als ſich ſelbſt; daß er vor Vergnügen außer ſich war, ſo oft er ein ſchönes Gedicht von einem Andern zu leſen bekam, daß er in fremden Werken die Fehler Anderer überſah und entſchuldigte, und nur gegen ſeine eigenen Schriften ein unparteiiſcher und unerbittlicher Richter war; daß er niemals mehr erröthete, als wenn man der Schönheit ſeiner Gedichte Gerechtigkeit wiederfahren ließ; und daß er aus einem kleinen Eigenſinn, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furchtſamkeit, alle Gelegenheit vermied, ſeine Gedichte unter die Leute, oder wie wir es heut zu Tage nennen, auf die Nachwelt zu bringen: denn das muß man wiſſen, daß dieſer Ausdruck damals ſehr ſelten vorkam. Eben dieſes beſcheidene Mißtrauen iſt die Urſache, daß wir von ſeinen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben. Und dennoch nennt ihn Jedermann den großen Phokles!

»Welcher Miſchmaſch!« rufte Mäv. Ein Dichter, der durch wenige Bogen berühmt worden iſt! »Der gegen ſeine eigenen Lieder unempfindlich iſt! »Der andere Dichter für größer gehalten hat, als ſich »ſelbſt! Ein Dichter, der ein großer Mann, und doch »ſo geweſen iſt, wie Phokles! Iſt wohl was Ungereimteres, iſt wohl jemals etwas Unwahrſcheinlichers gefunden worden, als dieſes?« Du haſt Recht, Mäv! Aber eben darum iſt die Geſchichte des Phokles eine Fabel; und eine Fabel wird es ſein, ſobald ich der Welt erzähle, daß du ein geſchickter Dichter ſeiſt! Dieſes mag von denen Fabeln zur Probe genug ſein, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es iſt ewig Schade, daß ich keiner bin.

Dieſen Augenblick höre ich, daß mein Hauswirth in den letzten Zügen liegt. Wenn er doch nur dießmal ſtürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich halten müſſen. Meine Leſer ſollten es auch zu genießen haben. Ich wollte die Rede drucken laſſen. Wie prächtig würde ſich das ausnehmen, wenn mein Verleger dieſen Titel an ſeinen Laden kleben ließe!

ΦΟΒΕΡΩΤΑΤΟΝ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΦΟΒΕΡΩΤΑΤΩΝ,

das iſt:

Das Fürchterlichſte unter allen Fürchterlichſten.

Oder:

Das unerbittliche Geſchick des ungerechten Himmels
durch einen frühzeitigen Tod:

Bei der Bahre
des weiland Hochedelgebornen, Veſten,
und Rechtshochgelahrten Herrn,

Herrn N. N.

Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf N. N.
berühmten Doktors beider Rechte,
welcher im vierundſiebenzigſten Jahre ſeines ruhmvollen
Alters, zur größten Betrübniß ſeiner noch jungen, und
um deſto mehr untröſtbaren, hinterlaſſenen Frau Wittwe,
und ſämmtlicher in die tiefſte Trauer verſetzten Erben,
zum Schrecken aller nothleidenden Wittwen und Waiſen,
zum Unglück aller Dürftigen und Verlaſſenen, der ganzen
Stadt zum Jammer, und zu einem unerſetzlichen Verluſte der edeln Gerechtigkeit, viel zu früh, doch
ſelig, verſchied,
in Gegenwart der leidtragenden Bürgerſchaft
und unter Begleitung vieler tauſend Thränen, in Form einer
Standrede betrachtet.

Eine Fabel von N.

Auf Verlangen zum Druck befördert.

Ehe ich dieſen Artikel von Fabeln ſchließe, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe eben geſagt, daß dasjenige eine Fabel ſei, was zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich iſt. Aus dieſem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche nicht allein möglich, ſondern auch höchſt wahrſcheinlich iſt. Ich finde dieſen Fehler beſonders in den Fabeln des Phädrus. Die Geſchichte von dem verdorbenen Schuſter, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er ſeinen Ruhm nicht durch ſeine Geſchicklichkeit, ſondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; dieſe Geſchichte iſt ſo wahrſcheinlich, daß ich ſelbſt in meiner Stadt mehr, als zehn dergleichen mediciniſche Schuſter kenne; wenigſtens ſind es ſolche Leute, welch zu Allem in der Welt ungeſchickt ſind, und doch die Verwegenheit haben, ſich für Aerzte auszugeben.

Ich will noch eine Probe herſetzen, damit man deſto deutlicher ſehen könne, wie ſehr Phädrus wider dieſe Regel verſtoßen habe. Iſt wohl eine Geſchichte wahrſcheinlicher, als dieſe, daß eine häßlichgebildete Schweſter ſich über ihren Bruder erzürnt, welcher ſeine ſchöne Bildung gegen ſie gerühmt, daß es einen jungen Menſchen gegeben habe, welcher ſeine Geſtalt im Spiegel bewundert; und daß ein Frauenzimmer um Rache geſchrien, als ſie wegen ihrer Häßlichkeit verſpottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieſes eine Fabel ſei; und wenn man mir widerſprechen wollte, ſo behaupte ich, daß meine andächtige Nachbarin, welche ihren Mann alle Wochen wenigſtens einmal mit dem Pantoffel ſchlägt, auch unter die Fabeln gehört. Dieſes aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Exiſtenz ſeiner Frau gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden.

Ich war anfänglich Willens, unter dieſe fehlerhaften Fabeln des Phädrus ſeine ſechſte Erzählung im zweiten Buche von dem geſchäftigen Müßiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen geſucht, weil er glaubt, es ſei dieſes keine wirkliche Erzählung, ſondern eine Allegorie, und gehe eigentlich auf die jungen Advokaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch Niemand ſeinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern ſehr beſchäftigt ausſehen wollen, und um deßwillen flüchtig durch die Gaſſen laufen, niemals ausgehen, ohne ein Stückchen Acten im Buſen zu haben; die Richterſtube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihnen begegnen, anreden; alle Geſellſchaften mit ihrem casu in terminis quälen; von ihren gewonnenen Prozeſſen ſo viel Aufhebens machen, als mancher junge Officier von dem letzten Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt und tiefſinnig ausſehen, wenn ſie Mittags um zwölf Uhr vom Rathhauſe kommen, damit man glauben ſoll, ſie hätten ſich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile ſterben müßten, wenn ſie nicht die Geſchicklichkeit beſäßen, zum Verdruſſe der halben Stadt auf die geſchäftigſte Art nichts zu thun. Dieſes iſt die Auslegung, welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit ſie gegründet ſei, will ich nicht unterſuchen. Recht wahrſcheinlich kommt ſie mir freilich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutſch, und anſtatt, daß ich bei deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom ſein ſollte, verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterſtadt und ſehe auf dem Rathhauſe und auf dem Markte eine Menge junger Müßiggänger herumlaufen, welche vor großer Beſchäftigung, nichts zu thun, keuchen. Geſetzt auch, es ſei eine allegoriſche Erzählung; ſo kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewiſſe Art junger Advokaten gemeint habe? Konnte es denn nicht eben ſowohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigſtens kenne ich einen, welcher ſo ängſtlich durch die Gaſſen läuft, als wenn ihn die Seelen der Verſtorbenen verfolgten, welche an ſeinen Pillen haben erſticken müſſen. Er thut ſo unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodiſchen Ende zubereiten müßte. Oft beſteht ſeine große Arbeit in weiter nichts, als darin, daß er einen Hund aufſucht, um ihn zu würgen, oder Rhabarber holt, um eine Frau zu kuriren, welche der Mann durch ſeine Vermittlung los zu werden ſucht. Dieſes ſind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe. Meine Leſer ſollen den Ausſpruch thun, ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegoriſche Erzählung auf die jungen Advokaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andere Arten müßiger und doch geſchäftiger, Gelehrten gehe?

Gl**

Geheime Nachricht
von
D. J. Swiſts letztem Willen.

Mylord,

Ich bin ſeither nicht im Stande geweſen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen beſondern Umſtänden des ſwiſtiſchen Teſtaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von Allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, Ihre Neugier dadurch befriedigen zu können.

Es iſt allerdings wahr, daß unſer Swiſt zwölftauſend Pfund Sterling zu Errichtung eines neuen Tollhauſes ausgeſetzt hat. Die Nachricht von dieſem löblichen Vorhaben war ſchon vor ſeinem Tode bekannt; aber die Meiſten machten ſich, wie auch Sie, Mylord, ſelbſt gethan haben, unrichtige Begriffe von dieſer mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieſes Geld ſei zur Verwahrung und zum Unterhalte phyſikaliſcher Narren beſtimmt, welche klug ſein würden, wenn ihr Körper nicht ungeſund, und ihr Geblüt nicht verderbt wäre; allein hierin betrog ſich unſere ganze Stadt.

Swiſt, deſſen Charakter Sie wohl gekannt haben müſſen, beſchäftigte ſich in ſeinem Leben niemals mit dieſer Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorſorge des Magiſtrats und den Händen der Aerzte und Barbierer überließ. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moraliſchen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bei geſundem Körper dennoch die gefährlichſten und anſteckendſten Krankheiten haben.

Seine Dienſtfertigkeit erſtreckte ſich über ganz Großbritannien: und er hatte Lords und Schreiber in ſeiner Kur. Durch eine vieljährige Erfahrung war ihm bekannt, daß es mit der moraliſchen Narrheit eben die Beſchaffenheit habe, wie mit dem Podagra, von welchem vornehme Leute am meiſten geplagt ſind, Leute geringern Standes aber nur ſelten, oder doch wenigſtens nicht heftig befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm ſo vortheilhafte Vorſchläge, daß er ſich zu Weſtminſter niederlaſſen und ſeine Kuren daſelbſt treiben ſollte. Er hat es aber allemal auszuſchlagen geſucht, weil er glaubte, er ſei dieſer weitläuftigen Arbeit nicht gewachſen, und die Menge der Narren daſelbſt ſei viel zu zahlreich, als daß er ſie in die Kur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am beſten, weil daſelbſt gleich ſo viel Narren waren, als er beſtreiten konnte. Indeſſen war er doch ſo billig, daß er Weſtminſter und London von Hauſe aus mit Rezepten verſorgte.

Er ſtarb in ſeinem neun und achtzigſten Jahre, und doch wünſchte er ſich ſelbſt, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angeſehenen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Fürſorge gegen ſeine Mitbürger verließ ihn auf dem Todbette nicht. Simon Tuck, ſein Beichtvater, den das Mädchen der Mylady Wedle und ſein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatte, fragte ihn nur wenig Stunden vor ſeinem Tode: ob er freudig ſtürbe? »Nicht recht freudig,« antwortete ihm der ſterbende Swift; »ich wünſchte mir wohl noch einige Zeit »zu leben, da ich Euch kenne und weiß, daß Ihr »meiner Kur vor Andern bedürft.«

Alle dieſe Umſtände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß Sie geglaubt haben, Swift habe ſein Tollhaus für hypochondriſche Narren geſtiftet. Seiner Fürſorge werden ſich ſowohl in Irland, als Großbritanien, ganz andere Narren zu erfreuen haben; Narren, welche ſich dieſes am wenigſten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig geſtorben iſt.

Sie können ſich hievon noch beſſer überzeugen, wenn ich Ihnen ſage, daß ſich Swift in ſeinem Teſtamente auf ein Codicill berufen hat, welches man verſiegelt in ſeinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Perſonen, welche Swift vor andern für würdig hält, in ſeinem neuen Tollhauſe zu wohnen. Er hat das Parlament erſucht, ſein Teſtament zur Vollziehung zu bringen. Man iſt jetzt damit beſchäftigt, und ich hoffe, Ihnen Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nachbenannten Perſonen eingeweiht werden ſoll, weil ſie dieſer Wohlthat vor allen andern bedürftig ſind:

Nikolaus **Earring**, mein Küſter, würde es ſehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerſt nennte. Er beſitzt ſo viel geiſtlichen Hochmuth, daß er verdiente, Lord Erzbiſchof zu werden; und da er ſeine Verdienſte um die Kirche am beſten kennt, ſo verzweifelt er ſelbſt noch nicht gänzlich an ſeinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfin Yarmouth zuwider ſein, welcher er Schuld gibt, daß ſie ihm ſchon zweimal hinderlich geweſen und den König Georg wider ſeine Perſon eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu ſein, ſo iſt er faſt gar Willens, ſich zum Prätendenten zu ſchlagen. Er ſagt ſeinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit ſeiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derſelben unſre Geiſtlichen eine ſo unumſchränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man beſonders aus den Küſtern ſo gar wenig machte, die doch bei den Jakobiten in einem größern Anſehen ſtünden. Demungeachtet habe ich ihn bei ſeiner Religion in andern Punkten ſehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in ſeinem ganzen Leben gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchſpiele zu St. James hält er für einen Quäcker, weil dieſer ihm einmal begegnet iſt, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unſerm Biſchofe ſchwört er bei ſeiner Seele, daß er ein Jakobit ſei, weil dieſer ihn unlängſt Nikolaus, und nicht Herr Nikolas gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider ſind, oder ihm nicht mit ſo vieler Ehrfurcht begegnen, als er bei ſeinem ehrwürdigen Küſteramte fordern zu können glaubt. Um deßwillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen ſoll, und um ſeinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, ſoll Herr Niklas den Rang über alle andere Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, ſein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenſtellen in der Welt nach Verdienſten ausgetheilt würden; ſo wäre Lord Lavat ein Kutſcher. Er iſt aber Lord, kraft ſeines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er iſt ſehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienſte ſeiner Voraltern zu reden kommt, und wen er für vernünftig halten ſoll, deſſen Vorfahren müſſen wenigſtens zu Wilhelm Conqueſtors Zeiten ſchon hochgeborne Fuchsjäger geweſen ſein. Aus dem Parlamente kommt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgibt, jederzeit überſtimmt, und verhindert wird, ſeine heilſamen Rathſchläge zum Beſten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente ſitzen, verſichern wollen, daß er ſeit dem Tode der Königin Anna nicht ein Wort geſprochen, ſondern zu allen Billen ſtillſchweigend ſeine Einwilligung gegeben habe. So viel iſt gewiß, man findet in den Parlaments-Protokollen nicht eine einzige Proteſtation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erſtreckt ſich ſeine Staatskunſt nicht weiter, als auf einen Strick Hunde. In der Verfaſſung anderer Länder iſt er ganz unwiſſend. Ich bin ſelbſt dabei geweſen, als in einer Geſellſchaft von den

Vorzügen der deutſchen Reichsritterſchaft geſprochen, und auf gut brittiſch davon geurtheilt wurde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streit ein Ende. »Ich,« rief er, »ich aber lobe mir die Herren Kantons.« Denn die Kantons hielt er, nach ſeiner Erklärung, die er dabei machte, für eine alte, adelige Familie in Deutſchland. Dieſe große Unwiſſenheit und Dummheit unſers Lords macht, daß ich befürchte, er ſei im Stande, ſich bei der nächſten Gelegenheit zu einer Bande mißvergnügter Unterthanen zu ſchlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird alſo Sorge tragen, ihn in meinem Tollhauſe ſorgfältig zu verwahren.

Da in Großbritannien die Vornehmſten des Reichs ſich eine Ehre daraus machen, die Gelehrſamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern; ſo ſehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen ſo frei, wie bisher, herumzugehen. Das iſt ihm nicht genug, daß er ſelbſt unwiſſend, und weit dümmer iſt, als ſein Pachter. Er macht ſich ſogar eine Ehre daraus, in ſeiner Unwiſſenheit zu bleiben. Bei jeder Gelegenheit verfolgt er die ſchönen Wiſſenſchaften, und wenn er recht gnädig iſt, ſo ſpricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Geſellſchaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzigtauſend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow ſehr ſchön iſt, auf dem Hydepark bewundert, und bei Hofe geduldet. Er hält ſich mit vielen Unkoſten zwei Sekretäre auf ſeinen eigenen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halſe zu lachen, ſobald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu ſchimpfen; ja, er ſteht im Begriffe, ſich noch einen dritten aus Deutſchland zu verſchreiben, weil er glaubt, ein Deutſcher ſei zum Bewundern am geſchickteſten, und zu einem Jakob Pudding, welche Leute er ſehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groß thun will; ſo verſichert er mit den theuerſten Schwüren, daß er in ſeinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch geleſen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen raſenden Kopf, den Grafen Shaftesbury für einen mürriſchen Schulfuchs, und die ganze großbritanniſche Nation für pedantiſch, weil ſie zugelaſſen hat, daß der Versmacher Dryden in der Abtei Weſtminſter begraben worden ſei. Wenn Lord Pallbrow noch zwei Jahre in ſeiner Dummheit hingeht, ſo iſt nichts gewiſſer, wenigſtens nichts wahrſcheinlicher, als daß noch gar ein Freigeiſt aus ihm wird. Er ſoll alſo ins Tollhaus, und zwar ſo bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Biſchof O-Carry, verdient auch ein Plätzchen darin. Ich glaube auch, ſeine Gemeine werde ihn nicht ſehr vermiſſen, weil ſie ihn ſehr ſelten, als Biſchof, zu ſehen bekommt. Sein Capellan hat alle biſchöflichen Bemühungen; Seine Hochwürden aber laſſen ſich aus Beſcheidenheit nur an der Beſoldung und Accidentien begnügen. Er ſchachert wie ein portugieſiſcher Jude. Er aſſecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er ſitze in ſeiner Studierſtube, ſo ſteht er auf dem Boden, und ſieht ſich nach dem Winde um. Er leiht ſeine Kapitalien mit großer Vorſicht, und mit weit beſſerm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börſe thun kann. Ich bin ſeinetwegen oft in Sorgen geweſen, weil ich weiß, daß auch der vorſichtigſte Wucherer unglücklich ſein kann. Es würde ein ſehr wichtiger Punkt in unſerer Kirchenhiſtorie werden, wenn ihn einmal ein Wechſelgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen ſollte, oder wenn dieſer hochwürdige Mann Bankerott machte und in den Schuldthurm geſperrt würde. Die armen Mitgefangenen ſollten mich dauern; denn ich traue ihm zu, daß er die Almoſenbüchſe ſehr ungleich theilen, und allemal wenigſtens den zehnten Theil für ſich, als Biſchof, behalten würde. Man ſchaffe alſo dieſen Wucherer ins Tollhaus, und wenn es möglich iſt, auch denjenigen, welcher ihn zum Biſchof geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drei Jahre, daß ſich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bei der Rathswahl übergehen würde. Ich bin ſehr übel damit zufrieden, daß man ihn geſtört hat. Er hätte ſich bei dem damaligen ſtarken Oſtwinde immer, als ein braver Britte, hängen können; ſo würde das Land einen Phantaſten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhauſe unterbringen möchte. Dieſer unmündige Knabe iſt, trotz der geſunden Vernunft und ſeines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, ſondern auch ſein eigener Körper muß gewaltig darunter leiden; denn er hatte dieſe ehrwürdige Stelle kaum vierundzwanzig Stunden lang bekleidet, da ſich auf einmal alle ſeine Glieder mit der größten Ernſthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preßte ſich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halſe ſtehen. Eine Unterkehle, noch majeſtätiſcher von Anſehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Placknep, unterſtützte dieſes Haupt, und die weiſe Natur erzeigte ſich dadurch ſehr ſorgfältig, da ſie wohl wußte, daß dieſes Haupt von den ſchweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllt wäre. Seine Augen, welche ſeit etlichen Monaten mit nichts beſchäftigt geweſen waren, als auf der Schaubühne mit unſerer artigen Tänzerin, der Jungfer Poper, zu buhlen; dieſe flüchtigen Augen wurden auf einmal finſter, und er ſoll, wenn es wahr iſt, was man von ihm ſagt, ſich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerkſamkeit in ſeiner ehrwürdigen Magiſtratsmiene geübt haben, mit welcher ſich einige Frauenzimmer üben, wenn ſie zärtlich und reizend ausſehen wollen. Aber an ſeinem ganzen Körper hat nichts ſo viel ausſtehen müſſen, als ſein armer unſchuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzuſehen, mit was für Gewalt dieſer auf einmal hervorbrach. Zuſehends ſchwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meiſter King hat ſich am längſten erhalten, und ich kann ihm bei ſeinem Handwerk das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den anſehnlichſten Magiſtratsbauch zuzuſchneiden weiß. Ein ſolcher prächtiger Bauch will gute und ſichere Beine haben, das verſteht ſich von ſelbſt, und wer es nicht glaubt, der darf nur unſerm Herrn Something zuſehen, wenn er durch die Gaſſen ſteigt. Es geſchieht dieſes alles mit der behutſamſten Langſamkeit, und das Pflaſter ſcheint unter dieſer verehrungswürdigen Laſt zu krächzen. Dieſes iſt unſeres Somethings Abſchilderung nach dem Leben, und wer dabei noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr ſei, dem will ich rathen, ſeine Geſellſchaft zu ſuchen. Was er ſpricht, das ſpricht er nur zweideutig mit halben Worten. Bei den Reden Anderer hört er aufmerkſam und argwöhniſch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Polizei und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kommt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und Schwäche des Vaterlandes. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen geſprochen worden, weiß er beinah noch mehr zu erzählen, als unſere jungen Ritter, wenn ſie zum erſtenmale in dem Hauſe der Gemeinen geweſen, und Subſidien bewilligt haben. Wer ihm zu ſchmeicheln weiß, den verſichert er ſeines Schutzes und ſeiner väterlichen Fürſorge, und wer ſich vor ſeinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuverſichtlichen Miene geſchieht, mit welcher die alten Könige die Kröpfe anrührten. Dieſes wird genug ſein, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus ſoll, und aus Liebe zum Vaterlande will ich, daß es noch in dieſem Jahre geſchehe ehe er zum Stadtregimente kommt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell, auch in mein Tollhaus zu ſchaffen. Man hatte mich bereden wollen, er ſei an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verſchiedenen unſerer Bürger widerfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu geſtehen, alle die Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereien zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau iſt an Allem Schuld. Dieſe iſt es, welche die Parteien verdammt und loszählt; ihr Mann aber iſt weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieſer einſehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über alle andere Frauensperſonen den Vortritt behaupten. Nur ſie iſt Urſache, daß der brave Kaufmann Car-er in den ſchweren Prozeß verwickelt wurde, welcher ihn um ſein ganzes Vermögen brachte, nicht etwa, weil ſeine Sache ungerecht war, ſondern weil ſeine Frau ſich an der Frau Nowtell gröblich verſündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über ſie frevelhafter Weiſe genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geiſtlichen Aemter in unſerer Stadt ſeit einigen Jahren mit ſo elenden Leuten beſetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weiß, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf iſt, und dieſe Stellen beſetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundin iſt, hat das **Jus praesentandi**: die Frau Nowtell vocirt ſie; der Rath muß ſie beſolden, und die Bürger behalten weiter keine Freiheit übrig, als daß ſie in der Predigt gähnen und ſchlafen dürfen. Dieſes iſt noch der Reſt ihrer natürlichen Freiheit, deſſen ſie ſich auch ſehr wohl zu bedienen wiſſen. Alles dieſes hat mich bewogen, meinen gefaßten Entſchluß zu ändern. Die Frau Rowtell ſoll die ihrem unſchuldigen Manne zugedachte Stelle im Zollhauſe bekommen; ihr Mann aber, der durch dieſen Verluſt ſeiner Frau außer Stand geſetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohlthun, wenn er ſein Amt von ſich ſelbſt niederlegt, ſich zur Ruhe begibt, ſeine Küche und Wirthſchaft beſorgt, und bei müßigen Stunden ſeine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthauſe in Pflichten ſtehenden Perſonen meine Werke der chriſtlichen Liebe ausüben könnte; ſo fallen mir unter den Sekretären, Schreibern und Einnehmern eine ſo große Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daß ich nicht weiß, bei wem ich anfangen ſoll. Meine zwölftauſend Pfund Sterling reichen wahrlich nicht zu, ſie alle zu unterhalten. Die Commun ſollte ſich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich ſterben, wenn ich die Hoffnung, daß dieſes geſchehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle dieſe Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, ſtarb mir zu früh; ich hätte ihn ſonſt in meinem Teſtamente gewiß nicht vergeſſen: aber deſto treulicher will ich für ſeine werthen Angehörigen ſorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Lauter Partridgen und politiſche Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich dieſen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch dieſen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einſicht in die

Zukunft iſt, und mit ſo vieler Gewißheit ſie alle Dinge zu beſtimmen wiſſen, die im Staate und in den Familien geſchehen ſollen; ſo wenig werden ſie ſich träumen laſſen, daß ich jezt Anſtalt mache, ſie ins Tollhaus zu bringen. Sie ſollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in abſteigender Linie von dem weiſen Partridge herkömmt, der ſoll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und wenn er gar ein politiſcher Autor iſt, ſo ſoll er den Rang noch über meinen Küſter haben. Ich will dieſes ausdrücklich und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von dieſen Partridgen übergehe. Wer dieſen meinen lezten Willen freventlich übertritt, der ſoll, zur Strafe, ſchuldig ſein, ihre Schriften zu leſen und ſich von ihnen die Nativität ſtellen zu laſſen.

N. S. Sollten die Narren aus dieſer Familie gar zu häufig anwachſen; ſo mag allenfalls ein anderer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philoſoph.

Herr Dewlapp Eſq. hat einen ſo wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich ſei; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr iſt. In ſeiner Jugend war er der lächerlichſte Junker in der ganzen Grafſchaft. Dieſes hinderte ihn, die geringſte Kenntniß von der Religion oder von andern Wiſſenſchaften zu erlangen. Jezt wird er in ſeinem drei und vierzigſten Jahre ſein, und er hat in ſeinem ganzen Leben noch nichts geleſen, als die geſchriebenen Zettel, welche ihm ſein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit ſpricht, ſo lange ſeine Natur ſich ſelbſt gelaſſen iſt, der erſtaunt über ſeine Dummheit; denn er iſt nicht im Stande, drei vernünftige Worte ohne Anſtoß zu reden. Sobald ihm aber der Wein in den Kopf ſteigt, und dieſes geſchieht ſchon beim andern Gerichte; ſo ſieht man den Herrn Dewlapp in ſeiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; ſein ganzer Körper denkt, und Niemand hat es alsdann ſchlimmer, als ſein Kapellan. Dieſer iſt ihm lächerlich, weil er ein Geiſtlicher iſt; denn ihm kommt nichts abgeſchmackter vor, als die Religion. Er läuft vom Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kommt; und bringt man ihn auf den Zuſtand der Seele nach dieſem Leben, ſo weiß er über dieſe Materie auf eine ſo feine Art zu ſpotten, wie ein Lohnkutſcher. Herr Dewlapp weiß gar nichts, und daher kommt es auch, daß er nicht weiß, was er aus Seligkeit machen ſoll; und weil er das nicht weiß, ſo ſchließt er nach ſeiner natürlichſten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben mit unter die Mährchen von der weißen Frau und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Eſquires zu fürchten macht. Nach dieſer Beſchreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Urſache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, ſondern ihn ganz ſicher in ſeiner Freiheit dürfte herumgehen laſſen, ohne zu befürchten, daß er den geringſten Schaden in der menſchlichen Geſellſchaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich iſt, und dieſen Fehler mißbraucht eine Menge hungriger kleiner Geiſter, welche ihrem Verſtande entſagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie beſitzen etwas mehr Geſchicklichkeit, als ihr Wirth, den ſie dadurch ſich verbindlich zu machen wiſſen, wenn ſie ſeinen Gedanken eine Form geben und ſie drucken laſſen, daß ſie ausſehen, wie ein Buch. Dieſes iſt der wahre Urſprung von allen den Schriften, die ſeit dreizehn Jahren wider die Religion herausgekommen ſind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugeht, daß in allen dieſen Schriften ſo wenig Zuſammenhang und Verſtand ſei. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwiſſenden und trunknen Ritters Dewlapps Tiſchreden ſind, welche von ſeinen hungrigen Koſtgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieſer Schwärmerei geſteuert werde; ſo verlange ich, daß Herr Dewlapp Esq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird, ſo hoffe ich, daß er die Religion unangetaſtet laſſen ſoll. Er wird bei einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in ſeiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieſes iſt, dünkt mich, für ihn und für die Welt der kleinſte Verluſt. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der dritte Theil ſeiner Einkünfte zur Beköſtigung der kleinen Freigeiſter angewendet werde. Dieſes wird ſie, wie ich hoffe, beruhigen, und ſie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu ſchreiben, da ſie nunmehr weiter nicht nöthig haben, ihr Brod damit zu verdienen.

James Diaper weiß aus den göttlichen und bürgerlichen Geſetzen in beſter Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne und nicht der Frau, die Herrſchaft gebühre. Er ſpottet alſo über diejenigen, welche ſich aus der Poſſeß werfen laſſen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen dieſe etwas rathen. Seine Frau iſt die vernünftigſte Frau von der Welt. Da ſie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; ſo ſucht ſie ihn mit dem freundlichſten Zureden davon abzuziehen. Seine Verſchwendung ſetzt ſie in die Umſtände, daß ſie vielmals darben muß. Sie erträgt dieſen Mangel mit der größten Gelaſſenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, ſeinen Aufwand zu mäßigen, und ſich ſeiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verſetzung ihres Geſchmeides, zweimal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe ſteht, ſich zum drittenmale ohne Rettung in denſelben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß ſeine Frau vernünftig ſei? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es iſt ſeine Frau, und ſeiner Frau darf ein rechtſchaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre ſonſt die Herrſchaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukommt. Er iſt dieſen Abend geſonnen, zu Hauſe zu bleiben; ſeine Frau ſchmeichelt ihm wegen dieſes vernünftigen Entſchluſſes. Gleich ändert er ſeinen Vorſatz; er geht aus, und zwar in die lüderlichſte Geſellſchaft, um zu zeigen, daß nur er Herr im Hauſe ſei und nicht ſeine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem geſtrigen Rauſche weh; dieſen Abend will er nicht trinken. Er ſagt es und gibt auf die Mienen ſeiner Frau Achtung. Dieſe Unglückſelige ſcheint ganz freudig darüber zu ſein. Kaum merkt er es, als er ſich ankleidet und die ganze Nacht durch ſäuft. Er wird krank nach Hauſe gebracht. Das ſchadet nichts; er hat doch ſeine Herrſchaft behauptet. Iſt Diaper nicht ein Narr? Ich ſollte es wohl meinen. Er ſoll ins Tollhaus.

Der junge Thomas Swallow wird ſich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhauſe alt werden ſoll. Er iſt in der That nicht älter, als ſiebenzehn Jahre; aber bei ihm kann das Alter nicht entſchuldigen. Er verdient meine Fürſorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig ſchrieb. Deſſen Sohn, der Vater meines jungen Zöglings, war ſchon weit ſchlimmer. Er ſchrieb Gedichte über Gedichte, ſo ſchlecht, daß ſelbſt die Niederländiſchen Buchhändler ſpotteten; ja, was das Erſchrecklichſte war, ſo ließ er ſeine Gedichte in einen Band zuſammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe ſeines Vaters, hat ſchon ein ziemliches Bändchen von ſeinen eigenen Gedichten im Manuſcripte liegen, welches er zu ediren droht, ſobald er mündig wird. Es iſt hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anſtalt, ihn in Sicherheit zu bringen; ſo würde ich es bei unſern Kindern nicht verantworten können. Unſere Enkel würden noch am glücklichſten ſein; denn bis zu ihnen dürfte von ſeinen poetiſchen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unſern jungen Dichter ſein Geſchlecht fortgepflanzt würde! Es ſcheint, daß das Uebel in dieſer poetiſchen Familie mit jedem Grade ſteigt: und ſollte dieſer wieder einen Sohn zeugen: was iſt gewiſſer zu befürchten, als daß man denſelben gar an

Ketten ſchließen und ihm die Hände auf dem Rücken zuſammenbinden müßte, damit er nicht ſchreiben könnte? Da der Großvater abgeſchmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel ſeinen Vater ſchon jetzt übertrifft: was ſoll aus dem Urenkel werden? Man ſperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es ſchon dadurch, daß er die elenden Gedichte ſeines Vaters bewundert und im Begriffe ſteht, ſie mit einer Vorrede zum zweitenmale auflegen zu laſſen. Er fängt ſchon an, ſeine eigenen Gedichte andern vorzuleſen. Auf der Gaſſe ſogar fällt er die Leute an und lieſt ſie ihnen mit Gewalt vor. Er iſt mißvergnügt, wenn man ſie nicht lobt, und unverſöhnlich, wenn man ſie tadelt. Ungeachtet ſeiner Jugend kann er doch ſchon ſchimpfen, wie ein Kunſtrichter von fünfzig Jahren. Was ſoll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieſes iſt mein letzter Wille.

Wenn ich unſern Math. Pidgeon, dieſen verſchwenderiſchen Jüngling, fragen wollte, was mit ſeinem alten geizigen Oheim, Hugh-Pounces, anzufangen wäre? ſo zweifle ich nicht, er würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen und mich von ganzem Herzen verſichern, daß ſein Oheim ein Narr ſei und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht zu läugnen, daß Pounces ein Narr ſei, wenn ich ſehe, daß er alle erſinnliche Anſtalt macht, auf dem Geldkaſten Hungers zu ſterben, und ſein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlaſſen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entſchließen, ihn in mein Tollhaus zu nehmen. Ich werde billiger ſein, wenn ich dieſe Stelle unſerm leichtſinnigen Jünglinge einräume. Es iſt in der Philoſophie noch eine groſe Streitfrage, welcher von beiden der gröſte Narr ſei? Derjenige, welcher bei ſeinem miſtrauiſchen Alter, als ein reicher Geizhals verhungert? Oder ein unbeſonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers ſterbe? Wenigſtens fällt jener dem gemeinen Weſen nicht ſo ſehr zur Laſt, da im Gegentheil die Obrigkeit ſich genöthigt ſieht, dieſen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hoſpitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher ſich von ſeinem Geldkaſten niemals zu weit entfernt, iſt gewiſſermaſſen ſchon eingeſperrt. Warum ſoll ich ihn in meinem Tollhauſe verſchlieſſen? Ich will alſo, man bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier ſoll er bleiben, bis er dreiſſig Jahre alt iſt. Müſſig darf er nicht gehen; denn eben dieſes iſt ſein Unglück. Er ſoll weder Mittags noch Abends etwas zu eſſen bekommen, wenn er nicht vorher mit ſeiner Hand ſo viel verdient hat, als ſein Eſſen koſtet. Auf ſolche Weiſe wird er erfahren, wie ſchwer es ſei, ſeinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm ſeines Oheims Intereſſerechnungen, dieſe ſoll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn ſo weit bringt, daſs er arbeitet und rechnet; ſo wird man ihn im dreiſſigſten Jahre ſeines Alters ohne Bedenken wieder frei laſſen, und ihm das Vermögen ſeines Oheims anvertrauen können. Ich meine es recht gut mit ihm, und bin gewiſs, das Vaterland wird es dereinſt erkennen, daſs ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhängt hat, in der Nachbarſchaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen, der wird ſich nicht wundern, wenn er ſie in meinem Codicille ſindet. Ihr Haus iſt einem verwünſchten Schloſſe und ſie einem Poltergeiſte ähnlich, der alle Menſchen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet ſich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag ſpukt ſie im Hauſe herum. Nirgends poltert ſie ärger, als in der Küche, und niemals iſt ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn ſie herum geht und Pſalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es iſt nicht lange, daß dieſelbe beinah ihr rechtes Auge über dem ſechsten Pſalm verloren hätte; denn das andächtige Geſpenſt murmelte eben den Schluß deſſelben her, als die Magd aus Unvorſichtigkeit das Salzfaß verſchüttete, und um deßwillen von den bußfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gaſſe, in der ſie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß ſeit ſechs Jahren (denn ſo lange iſt Sara Knidly eine Wittwe) die Miethen um die Hälfte des Preiſes gefallen ſind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenſter wegzugehen, der thut es gern und nimmt lieber einen Umweg; denn wen ſie mit ihren Augen erreicht, der iſt ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für ſie und ihre andächtige Seele, das Viertel der Stadt, in welchem ſie wohnhaft iſt, noch zur Zeit verſchont und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böſe hoffärtige Rotte zu verſchlingen. Unterdeſſen wünſcht ſie es doch vielmals und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn ſie aufſteht, und ſieht, daß noch Leute um ſie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigſten die Frauenzimmer ihrer Gaſſe in ihrer ſündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troſte, dieſe Nacht über mit Schwefel und Pech vertilgt hat. Denn wir Mannsperſonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiß, wenn die erſchrecklichen Gerichte, mit denen ſie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: ſo wird ſie ſich vom Himmel wenigſtens Etliche ausbitten, die er ihr zum ſonderbaren Troſte erhalten ſoll. Ich erſuche das Parlament, ſich dieſer Heiligen mit aller möglichen Vorſicht zu bemächtigen, damit ſie nicht entwiſche, oder aus Andacht etlichen die Hälſe breche, welche ſich ihrer Perſon verſichern wollen. Sie ſoll in dem abgelegenſten Winkel des Tollhauſes eingeſperrt bleiben, damit ſie die andern Narren nicht närriſcher mache. Wäre einer von dieſen Narren gar nicht zu bändigen, ſo ſoll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle geſperrt werden. Es iſt eine grauſame Strafe, ich geſtehe es; aber ſie ſoll auch nur in ſchweren Verbrechen Statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein ſolcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelaſſen werde. Ein Zuchtmeiſter ſoll in der Thüre ſtehen bleiben. Denn ich weiß, daß ſie bei aller ihrer Andacht ſehr viel irdiſche Wünſche hat, und niemals leichter zu überwinden iſt, als wenn ſie über die Schwachheit der

Andern ſeufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entſtehen könnte, wenn der Freigeiſt, Herr Dewlapp Eſq. und die andächtige Sara Knibly zuſammengeſperrt würden, und durch die Einſamkeit in Verſuchung geriethen, ihr Geſchlecht zu vermehren. Erſäufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man ſie erſäufen! Denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß etwas abſcheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, deſſen Vater ein dummköpfiger Freigeiſt, und die Mutter eine verläumderiſche Betſchweſter iſt. Man hüte ſich alſo ja wohl, und verwahrloſe das arme Land nicht mit einer ſo widernatürlichen Mißgeburt.

Ich weiß nicht, woher der muthwillige Knabe, Jakob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu ſtiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, dieſen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezogenen Miene in mein Zimmer, und verſicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierin ſehr nützlich ſein könnte, wenn ich ſeinen Rath annehmen wollte. Vor ſeinen Augen, ſagte er, könnten ſich die Thorheiten der Menſchen nicht verſtecken. Er kenne ſie alle, er verfolge ſie aufs ſchärfſte, und die Liebe zur Wahrheit ſei bei ihm ſo ſtark, daß er ſich ſelbſt nicht ſchonen würde, wenn er etwas Lächerliches oder Thörichtes an ſich wahrnehmen ſollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er ſagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bei meiner Stiftung dieſe Leute ja vor allen andern mir beſtens empfohlen ſein laſſen. Ich fand auf dieſer Rolle zehn Perſonen, und erſtaunte, als ich ſah, daß gleich die erſten fünf davon Geiſtliche waren, deren Lehren ſo vernünftig ſind, und deren Lebensart ſo erbaulich iſt, daß ſie wohl verdienten, ſelbſt in den Augen der Narren und unſrer kleinen Religionsſpötter ehrwürdig zu ſein. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er dieſe Männer des Tollhauſes würdig hielte; ich fragte ihn um die Urſache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverſchämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geiſtliche wären, und daß die Geiſtlichen ... Ich fiel ihm ſogleich in die Rede, weil ich merkte, daß er ſich anſchickte, dieſem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Laſt zu legen, welche von einigen Wenigen begangen, und an unzählig andern Perſonen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden. Der ſechste Narr war ſein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deßwillen für einen Narren hielt, weil er ſich hätte entſchließen können, in ſeinem Alter die Thorheit zu begehen, und ſeine Mutter, eine mürriſche geizige Frau und abergläubiſche Betſchweſter, zu heirathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväteriſchen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nannte, ſchon längſt verdient hätte, die ſiebente Stelle in dieſer Narrenrolle einzunehmen. Da dieſer raſende Jüngling ſeines Vaters und ſeiner Mutter nicht geſchont hatte; ſo dürfen drei ſeiner Lehrer ſich nicht wundern, wenn ſie erfahren werden, daß er an ihre Verſorgung auch gedacht, und ſie unter ſeine Narrencanbidaten geſetzt hatte. Er gab ſie für unerträgliche Pedanten, lateiniſche Wurmkrämer, und ich weiß nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andere Urſache, und vielleicht dieſe ſein, daß ſich dieſe redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernſthaftigkeit, als dieſer Spötter vertragen konnte, hatten angelegen ſein laſſen, ihn vernünftig zu machen. Ich ſchließe dieſes unter Anderm daraus, daß er ſich gegen mich beſchwerte, einer von dieſen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu ſagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entſchuldige; daß ein Jüngling, welcher frech genug ſei, ſeiner Lehrer zu ſpotten, in ſeinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu ſterben, und daß die Spötterei eines Jünglings nicht witzig ſein könne, ſo lange deſſen Herz boshaft ſei. Dieſer Vorwurf ſchmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur ſeine redliche Freimüthigkeit, ſagte er, erweckte die Milz ſeiner Lehrer, und er tadelte nicht die Perſon ſeiner Lehrer, ſondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich, und er würde nicht aufhören, zu ſagen, daß ſie Narren wären, ſo lange es noch Jemanden gäbe, der die Wahrheit hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwegenheit dieſes jungen Menſchen ganz erſtaunt war; und weil er verſprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen ſollte, ſo hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verſtellten Gelaſſenheit zu verſichern, daß ich mir ſeinen Eifer zu Nutze machen, und ſolche Veranſtaltungen treffen wollte, daß des Vaterlandes Beſtes beobachtet werden, und er die billigſte Belohnung dafür erlangen ſollte. Ich habe ihm einen verſiegelten Brief gegeben, welchen er nach meinem Tode den Vorſtehern des Teſtaments ſelbſt einhändigen ſoll. Ich erſuche alſo dieſe Herren, demjenigen aufs genaueſte und ſonder Verzug nachzukommen, was ſie in dieſem verſiegelten Schreiben veranſtaltet finden werden.

Weil ich nicht weiß, wie lange ich leben möchte, und ob es nicht gar geſchehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; ſo will ich, zu Vermeidung aller Schwierigkeiten, hier einige Rekruten zu meinem Tollhauſe vorſchlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird ſie ſogleich kennen; wenigſtens werden ſie leicht zu erfragen ſein. Hier ſind ſie: Johann Gale, Lady Flower, O-Säfety, Carl Brackfeſt, Catharina Buckey, John Sun, Martin Flace, Caſpar Wickſtaff, William Knall, und der Moraliſt Richard Kinsmann.

Vor allen Andern, die in mein Tollhaus gehören, ſollen die Irländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutſchen ſoll man einen beſondern Flügel bauen, und die Sachſen ſollen, als unſre alten Landsleute, zuerſt untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anſpruch machen können. Etliche davon habe ich in beiliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für dieſe guten Leute ſorgen, doch unbeſchadet den Narren unſeres lieben Vaterlandes.

Dieſes iſt mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin ſehen, daß derſelbe aufs Genaueſte erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen dieſe

Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das Einzige, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich als ein Patriot wünſche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollſäcken ſitzen möge. Ein guter Wunſch, der vielleicht ſo gar unmöglich nicht iſt, als es wohl ſcheint!

Dublin, am 17—28. Brachmonats, 1743.

(L. S.) D. Jonathan Swiſt,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abſchrift von dem ſwiftiſchen Codicill. Sie können ſich darauf verlaſſen; ich habe ſie ſelbſt gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, ſich des letzten Segens unſeres Swifts theilhaftig zu machen, und dieſes Codicill in allen ſeinen Clauſeln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das Erſte, was man that, war dieſes, daß man ſich der angezeigten Narren zu bemächtigen ſuchte. Die Lords, Lavat und Pallbrow, ſtellten ſich abſcheulich ungeberdig, und der erſte würde ſich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden geſucht hätte, daß in dieſes Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigſtens ſechzehn Ahnen hätte. Dieſes Einzige beruhigte ihn gewiſſermaßen; denn er hoffte auf ſolche Art eine zahlreiche und anſehnliche Geſellſchaft zu finden.

Der Biſchoff O-Carrey wollte Feuer vom Himmel fallen laſſen, weil das Parlament ſo ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antaſtete. Aber eben daraus ſah man, daß Swiſt Recht gehabt hatte, und Seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küſter, Herr Nikolaus, machte nicht viel Umſtände, ſobald er nur vernahm, daß er den Rang über den Biſchof haben ſollte.

Herr Something, ſo ſehr er auch anfangs erſchrack, faßte ſich doch, da man ihm verſprach, daß er der Polizei im Hauſe vorſtehen, und mit der Frau Nowtell wechſelsweiſe das Regiment führen ſollte. Die Frau ſpie Feuer, als man ſie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung iſt ihr verſprochen worden, daß ſie die Erlaubniß haben ſollte, nach Ableben des Küſters und Biſchofs zwei andere Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Eſq. konnte man ſich leicht bemächtigen; denn man ging nach Tiſche zu ihm, da er beſoffen war und ſchlief. Man will für gewiß ſagen, daß er ſeitdem beſtändig geſchlafen; wenigſtens thut er ſo träumend, wie ein Menſch, der im erſten Schlafe geſtört wird, und daran mag wohl ſeine gute natürliche Dummheit Schuld ſein. Seine Koſtgänger ſcheinen ſich zu beruhigen, da ſie hören, daß ſie von dem dritten Theile ſeines Vermögens unterhalten werden ſollen. Es iſt große Hoffnung da, daß ſie wieder klug werden dürften. Der eine hat ſich ſchon eine Bibel gekauft, worin er allemal nach Tiſche ein Paar Blätter liest, und ſich wundert, wie er ſagt, daß in dieſem Buche ſo viel vernünftige Sachen ſtehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James Diaper hat appellirt, und behält ſich vor, ſeine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwiſchen hat man ihn doch eingeſperrt; aber ſeine arme Frau iſt ganz troſtlos. Der junge Thomas Swallow ſaß eben an ſeinem Pulte, und machte ein Sinngedicht unter ſein Conterfei, welches er vor den erſten Band ſeiner künftigen Werke ſetzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in ſein Gefängniß, und dieſes ſchien ihn ſehr kräftig zu tröſten. Math. Pidgeons ſchrie über ſeinen alten geizigen Oheim, dem er ſein Unglück zuſchrieb. Er bat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigſtens nur eine Flaſche Pontak zu geben. Es iſt ihm aber abgeſchlagen worden, er müßte ſie denn mit ſeiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war luſtiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf ſie eben über ihrer Andacht an. Sobald ſie hörte, was man wollte, ſchmiß ſie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauste ihm die Perücke. Dem Stockmeiſter kratzte ſie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsſchreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre ſtand, übergab ſie dem Teufel. Aber Alles half nichts, ſie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieſes, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein ſchlug. Jetzt ſitzt ſie, und betet, und ſingt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch ſo weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halſe verdorren ſollen; denn der Herr, ſagt ſie, verläßt die Seinen nicht. Drei Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gaſſe Freudenfeuer angezündet, und es iſt ſo lebhaft darin, als ſonſt niemals. Der Preis der Miethen ſteigt; nur in ihrem Hauſe getraut ſich noch niemand zu wohnen.

Sobald der muthwillige Knabe, Jacob Halley, Swiſts Tod erfuhr, und hörte, daß man ſein Teſtament öffnete: ſo meldete er ſich, und übergab den verſiegelten Brief; in der gewiſſen Hoffnung, eine reiche Belohnung ſeines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in ſeiner Gegenwart, und fand Folgendes darin:

»Das Parlament wird von mir Endesunterzeichnetem erſucht, ſich der Perſon des Jacob Halley, der ihnen dieſes Schreiben verſiegelt einhändigen wird, zu verſichern. Man wird aus meinem Codicill geſehen haben, wie groß die Bosheit dieſes Jünglings ſchon jetzt iſt, und ich überlaſſe der weiſen Einſicht des Parlaments, zu urtheilen, wie ſchädlich derſelbe künftig dem Vaterlande ſein könnte, wenn er fortfahren ſollte, diejenigen für Narren zu halten, welche die Hochachtung des ganzen Landes verdienen. Es iſt zu befürchten, daß er nimmermehr zu beſſern ſein werde, da er ſeine hämiſche Bosheit für Liebe zur Wahrheit, und ſeine ſchmähſüchtige Wuth für ſatiriſchen Witz hält. Seine Raſerei, welche er bei ſeinen Aeltern und Vorgeſetzten anfängt, wird bis an den Thron des Königs dringen, und eher nicht aufhören, bis ſie das Heiligſte der Religion befleckt hat. Er iſt nicht würdig, in mein Tollhaus zu kommen. Ich ordne, daß man ihn in das allgemeine Zuchthaus zu den Uebelthätern bringe, welche mit ihm die Geißel verdient haben. Ich beſtimme hierzu zweihundert Pfund, welche nach dem Tode dieſes Unſinnigen dem Zuchthauſe heimfallen ſollen. Ich verordne ſolches kraft dieſes, als meinen letzten Willen.

Jonathan Swiſt.

Man las ihm dieſen Brief vor. Er erſtaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte ſeine guten Abſichten herausſtreichen; aber man ließ ihn weiter nicht reden, ſondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Jetzt ſchimpft er Tag und Nacht, und das Parlament iſt Willens, ihm einen Beißkorb machen zu laſſen.

Beinah hätte ich vergeſſen, zu ſagen, daß man bereits drei Abkömmlinge des Partridge ausfindig gemacht hat. Der eine iſt ein Barbier in der St. James Straße, bei welchem man einen Stammbaum des Prätendenten mit politiſchen Anmerkungen, und eine Schutzſchrift für den Ritter St. Georg gefunden hat. Dieſe Schrift mag ziemlich gefährlich ſein; aber ſie iſt ſo verwirrt abgefaßt, daß man ſie nicht verſtehen kann. Der zweite iſt ein caſſirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bei Fontenoy für gut befunden hat, ſeine Perſon in Begleitung zweier holländiſcher Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deßwillen vom Regimente gejagt worden iſt. Er hatte einen Plan von der Schlacht bei Dettingen bei ſich, worin er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben ſollte, daß ſie nicht gerades Weges ſelbſt vor Verſailles rücken, und ſolches überrumpeln können. Der dritte iſt ein Schuſter, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahre 1747 das päpſtliche Reich untergehen, Ludwig der Fünfzehnte von Huſaren gefangen, der Schach Nadir in Paris einfallen, und das Leder ſo theuer werden ſollte, als es ſeit der Königin Eliſabeth Zeiten nicht geweſen.

Mit Aufſuchung der Narrenrekruten wird es ſchon etwas mehr Mühe und Arbeit koſten. Man hält inzwiſchen dieſen Artikel des Codicills ſo geheim, als es nur möglich iſt, und man hat auf die Narren ein wachſames Auge, damit keiner entwiſche. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft iſt, da werden gewiſſe Aufſeher gehalten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müſſen. Man kann noch bis dieſe Stunde nicht erfahren, wer der Joh. Gale iſt, und es ſteht ein Preis von zehn Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es ſeine gute Richtigkeit. O-Safety wird genau beobachtet. John Sun, der wider ſein Vermuthen etwas vom Codicill erfahren, hat ſich ſelbſt angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von ſeiner böſen und verſchwenderiſchen Frau wegkomme. Man unterſucht die Sache. Die Frau ſieht noch ganz reinlich aus; ſie hat ein Paar große ſchwarze Augen, und die Meinungen der Richter ſind ſchon getheilt. Dem Gerichtsſchreiber hat beim letzten Verhör ihr Buſen gefallen; man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war ſonſt ſeine Köchin, und er heirathete ſie bloß wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es gibt in Dublin zwei Caſpar Wickſtaffs. Man iſt lange zweifelhaft geweſen, welcher gemeint ſei. Der Eine wohnt bei Williams Kaffeehauſe, der Andere auf der Fleet-Straße. Man hat den erſten im Verdacht, weil er ſich gewiſſe Gratulanten hält, die ihm viel Gutes vorſagen, und alle Jahre ein Paarmal wünſchen müſſen, daß der Himmel dieſes theure Haupt noch lange Jahre hindurch bei hohem Wohlſein erhalten wolle. Die übrigen Narren ſind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein Paar Autoren.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauſes einen ſchönen Platz ausgeleſen, welcher unweit des Haſens gelegen, und zeither der Tummelplatz unſerer jungen Herrchen und witzigen Stutzer geweſen iſt. Die Wahl iſt gut; denn auf ſolche Art bleibt dieſer Platz gewiſſermaßen noch ferner, was er geweſen iſt. Für eine gewiſſe Art Reimer, die ſich unter einander geiſtvolle Poeten nennen, wird noch ein ſchmaler Gang am Haſen ledig und unbebaut gelaſſen. Er ſoll aber mit einer Planke verwahrt werden, damit kein Unglück geſchehe. Ich ſollte nicht meinen, daß es nöthig ſei; denn aus ihren Verſen zu urtheilen, ſcheint es eben nicht, daß ſie ſehr tiefſinnig ſein müſſen. Doch kann die Vorſicht nicht ſchaden.

Der Riß iſt ſchon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Deutſchen beſtimmt iſt.- Um ſich bei dieſem Volke ein größeres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzoſen verfertigen laſſen, und die Aufführung des Baues ſoll auch an einen Franzoſen verdungen, kurz, Alles franzöſiſch werden. Ich habe hier etliche Deutſche geſprochen, welche darüber ſehr vergnügt ſind. Die Vorſorge des Parlaments geht noch weiter. Es iſt ein Projekt gemacht worden, wodurch man im Stande zu ſein hofft, eine große Anzahl dieſes Volks unterzubringen und unterhalten zu können. Man hat bereits bei einigen deutſchen Höfen unter der Hand auszuwirken geſucht, daß ein jeder ihrer Unterthanen, beſonders derjenigen Gelehrten, welche das Anſehen haben wollen, weit klüger zu ſein, als Andere, zehn und mehr Reichsthaler zu dieſer Stiftung beitragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Atteſtats bekommen ſoll, daß er ein großer, berühmter, vernünftiger und gründlichgelehrter Mann ſei, und ſeinen Verſtand mit ſo und ſo viel Thalern gelöſt habe. Die Namen dieſer Subſcribenten ſollen gedruckt werden, und Niemand ſoll alsdann bei ſchwerer Strafe befugt ſein, an ihrer Klugheit im Geringſten zu zweifeln. Hierdurch hofft man, erſtaunliche Summen aufzubringen. Das Parlament ſieht es zwar voraus, daß die größten Narren am meiſten dazu ſteuern werden, um recht klug zu ſcheinen. Aber es thut nichts. Es iſt doch wenigſtens dazu gut, daß ſie auf ſolche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man gibt ſich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die daſigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hocy ſoll ein ſehr nachdrückliches Empfehlungsſchreiben herüber geſendet haben. Es iſt ihm aber rund abgeſchlagen worden. Und das mit Recht. Denn unſere Nation iſt durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaßen erſchöpft, und daher nicht im Stande, eine ſo ungeheure Menge franzöſiſcher Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu ſein,

Mylord,

Dero

Dublin am 10—21. März 1746.

gehorſamſter Diener,

Richard d'Urſey, Eſq.

N. S. Sie werden entſchuldigen, Mylord, daß ich Ihnen das Promemoria nicht mit beigelegt habe, worin Swift diejenigen Deutſchen genannt, die er für würdig hält, in ſein Tollhaus zu kommen. Es iſt etwas weitläufig, und das Packet möchte gar zu ſtark werden.

Nachricht

von einem

Schlüſſel zu Swifts Codicill.

Leipzig.

Bei Boetius Erben unterm Rathhauſe iſt zu haben: Schlüſſel zu D. Jonathan Swifts Codicill; in Octav, viertehalb Bogen. Wir haben in einer Monatſchrift vor einiger Zeit ein Schreiben eines Richard d'Urfey Eſq. an einen Mylord erhalten, worin von D. Jonathan Swifts letztem Willen wegen Erbauung eines Tollhauſes für moraliſche Narren umſtändliche Nachricht gegeben, und zugleich Swifts Codicill eingerückt worden iſt.

Der Verfaſſer des Schlüſſels, welcher vermuthlich nicht eher ruhig ſchlafen können, als bis er viertehalb Bogen von ſich gegeben, macht ſich dieſe Mühe dadurch leicht, daß er uns einen Auszug vom Codicille liefert, welcher faſt einen Bogen einnimmt. Er redet von der Satire überhaupt, und insbeſondere, und macht ein trocknes Gewäſch von dem, wozu man wirklich keinen Schlüſſel braucht. Dieſes bahnt ihm ganz natürlicher Weiſe einen nähern Weg zu ſeinem Vorhaben. Er erzählt, daß man ſeither in verſchiedenen Geſellſchaften zweifelhaft geweſen, ob dieſes Codicill, und das ganze Schreiben des Eſq. eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen, oder nicht vielmehr nur ein deutſches Original ſei?

Hierzu braucht er zwei Blätter, ehe er die wichtige Entdeckung macht, es ſei in der That nur ein deutſches Original.

Nunmehr hat er gewonnenes Spiel. Er folgert hieraus recht freudig, daß alle die Namen, welche im Codicille ſtehen, nur erdichtete Namen ſind. Dieſes hat ihn aufmerkſam und argwöhniſch gemacht. Er hat herumgeſonnen, wer unter dieſen erdichteten Namen verſteckt ſein müſſe? Und endlich hat er es glücklich errathen.

Ihm haben wir es nunmehr zu danken, daß wir wiſſen, was für deutſche Ehrenmänner unter den Namen der Lords verborgen liegen. Den Lord Pallbrow kennt er, und nennt uns ſogar den Ritterſitz, auf dem Ihre Excellenz wohnen. Den jungen Rathsherrn Something hat er gleich vom Weiten am dicken aufgeblähten Bauche erkannt. Er glaubt, er ſei nach dem Leben getroffen, und er laſſe mit ihm bei Einem Schneider arbeiten. Der Biſchof O-Carry ſei kein rechter Biſchof, aber ſonſt bekannt genug. Was uns am bedenklichſten geſchienen hat, iſt die Entdeckung von dem unſinnigen Dichter Thomas Swallow. Es ſteht im Codicill ausdrücklich, daß er noch nicht mündig ſei, und der Verfaſſer des Schlüſſels nennt ihn doch virum clarissimum. Wie wenig reimt ſich das zuſammen! Mit einem Worte, er hat Alles auspunktirt, ſogar, wer Johann Gale iſt, den er für einen Thorſchreiber hält.

Wir laſſen alle dieſe Vermuthungen an ihren Ort geſtellt ſein, ſowohl als den Namen des Verfaſſers dieſes ſwiftiſchen Codicills, welcher uns ſehr umſtändlich angezeigt, und ſogar deſſen Amt, ſo er gegenwärtig bekleidet, gemeldet wird.

Wir nehmen uns die Freiheit, nur etwas zu erinnern. Es iſt eine Beleidigung für einen vernünftigen Satirenſchreiber, wenn man glaubt, daß die Namen, deren er ſich in ſeinen Charakteren bedient, nur auf gewiſſe einzelne Perſonen gehen müſſen. So enge Gränzen hat nur ein Pasquill; eine Satire iſt viel allgemeiner. Wenn ich den Herrn Something nenne, ſo meine ich wohl zwanzig hochmüthige Narren auf einmal, und wir getrauen uns, zwiſchen Leipzig und Hamburg mehr, als ein Dutzend lächerliche Swallows, zu finden.

Noch eine größere Beleidigung iſt dieſes, daß er den Namen des Verfaſſers vom ſwiftiſchen Codicille nennt. Wir haben Urſachen, an der Richtigkeit dieſes Angebens ſehr zu zweifeln, und wäre es auch richtig, ſo können wir es mit keinem gelinderen Namen, als mit dem Namen einer Unhöflichkeit belegen, daß er es wagt, einen Mann zu nennen, den vielleicht ſein Amt, oder andere Urſachen, bewegen, ſich noch zur Zeit verborgen zu halten.

Weil in dem ſwiftiſchen Codicill, und beim Schluſſe des Briefs eines Promemoria gedacht wird, in welchem Swift diejenigen Deutſchen genannt, welche in ſeinem Tollhauſe aufgenommen werden ſollen; ſo hat der Verfaſſer des Schlüſſels ſolches auch zum Drucke befördert. Es iſt fünf Bogen ſtark, ſehr enge gedruckt, und beſteht aus lauter Namen; im Uebrigen iſt es auch bei Boetius Erben zu bekommen.

Nikolaus Stetzen in Augsburg iſt jetzt beſchäftigt, die in dieſem Promemoria benannten Candidaten des ſwiftiſchen Tollhauſes, wovon beinah zwei Drittheile Gelehrte ſind, in Kupfer zu ſtechen, wobei er bittet, daß diejenigen, welche ſich in Alongenperücken zu ſehen wünſchen, ſich binnen hier und Oſtern melden möchten.

Noch zur Zeit ſind wir nicht im Stande, zu urtheilen, ob dieſes Promemoria authentiſch ſei. Ganz unwahrſcheinlich iſt es nicht, und wir finden eine ziemliche Menge Narren darunter, welche uns und der Welt dafür bekannt ſind. Es ſtehen aber viele darin, die wir zum erſtenmale kennen lernen, und der Verfaſſer des Schlüſſels hat ſich bei uns ſehr verdächtig gemacht.

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſei?

Bei der Magiſterpromotion eines Freundes im Jahre 1763 gefertigt.

Meinen freundlichen Dienſt zuvorn.

Ehrſamer und Namhafter,
Günſtiger Herr und guter Freund!

Als Derſelbe mir eine umſtändliche Speciem facti, nebſt copeilich angefügten Nachrichtungen, Diplomatibus, und andern dahin einſchlagenden Urkunden, sub. ○. ♂ = ‖ et △ zugeſchickt und dabei ſeine billige Beſorgniß geäußert:

> Ob ein Poet gleich andern vernünftigen Kreaturen mit Steuern belegt, zu deren Verrichtung im Weigerungsfalle durch nachgelaſſene Zwangsmittel angehalten, und alſo nach der Verfaſſung hieſiger Lande, unter Andern zum Kopfſteuern gezogen werden möge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Demnach erachte ich nach fleißiger Verleſung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen zu ſein:

Daß ein Poet, als ſolcher, keineswegs mit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfaſſung entgegen, zu Regiſter zu bringen oder zu kataſtriren, am mindeſten aber mit Nachdruck zu terminlicher Verrechnung der fälligen Kopfſteuer anzuhalten, oder ſonſt auf dergleichen Weiſe etwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtſamen zu verhängen ſei. Von Rechtswegen. Urkundlich mit meinem Inſiegel beſiegelt.

(L. S.) **Cajus Javolenus,**
J. U. D.

Entſcheidungsgründe
in Sachen,
die Beſteuerung der Poeten, und was dieſem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Anſehen gewinnen könnte, daß ein Poet keineswegs berechtigt ſei, ſich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derſelbe mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genießen, ſich anmaßet, und ſeine angeblichen Befugniſſe zu behaupten, bei keiner Gelegenheit ermangelt, einfolglich die Beſchwerungen von ſich auf Andere zu wälzen, unbillig ſcheint, dieſes auch, nach dem einhelligen Ausſpruche der alten und neuen Rechtsgelehrten, um ſo viel weniger bei den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls, durch die eingeſtandene Befreiung dieſelben nur deſto mehr in ihrer mythologiſchen Einbildung verſtärkt, und mit der Obrigkeit eben ſo willkürlich, als ſie mit ihren Göttern thun, zu ſchalten, veranlaſſt werden möchten; zudem nicht unbillig zu befürchten ſteht, daß durch dergeſtaltige Freiheiten noch Mehrere angelockt werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels ſich beifallen laſſen möchten, ihre beſchwerliche Berufsarbeit zu verlaſſen, und dagegen in der müßigen Geſellſchaft der Muſen, oder in dem Schooße einer metaphyſikaliſchen Schöne auf Erſcheinungen und Reime zu warten, hiernächſt die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld beſitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im Stande ſei, dadurch aus dem Wege geräumt werden könnte, daß die erwähnten Poeten ordentlicher Weiſe die Gabe der Dreiſtigkeit beſitzen, und dasjenige, was ihnen fehlt, und ein Anderer in Proſa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Verſen ganz artig, und deutlich zu fordern wiſſen, ſolchergeſtalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten iſt, ſo lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelaſſen bleibt, ſich an den Geburtstägen und Hochzeitfeſten ihrer Mäcenaten, über deren hohes Wohlſein gegen die Gebühr zu erfreuen, wie man denn die guten und einträglichen Umſtände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verſchwendung abnehmen könne, da ſie nicht, wie andere Geſchöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfniſſen zufrieden ſind, ſondern bis auf den Geringſten unter ihren Brüdern, Ambra und Zibeth eſſen, Nektar trinken, ihren Gebieterinnen, und wären es auch nur Kammermädchen, kriſtallene Thränen, Zähne von Elfenbein, purpurne

Wangen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflochten, und tauſenderlei Pracht zu verſchaffen wiſſen; überhaupt aber Jedermann ohne Ausnahme, ſo Werbung und Handthierung in ſächſiſchen Landen treibt, und ſich darin enthält, ſein Handelsgeld, Zins, und alles ſein werbend Gut und Vermögen verſteuern ſoll, und alſo unter dieſe allgemeine Verfaſſung die poetiſche Nahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte.

Sintemalen aber und nachdem die höchſte Billigkeit erfordert, daß man zwiſchen ſterblichen Bürgern und unſterblichen Dichtern einen großen Unterſchied machet, und die, welche in gerader Linie vom Jupiter abſtammen, mit einigerlei Abgaben nicht beſchwere, vielmehr den proſaiſchen Laien eignen und gebühren will, daß ſie die Prieſter des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieſer vergänglichen Zeitlichkeit frei halten, welche die Schlüſſel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bei denen es lediglich ſteht, ob uns die Nachwelt loben oder tadeln ſolle; anbei die eingeſtreute Beſorgniß wegen der ungezäumten Einbildung der Poeten ſo unnöthig, als unzulänglich, und blos ein gravamen de futuro iſt; eben ſo wenig auch zu fürchten ſteht, daß durch Nachlaſſung dergeſtaltiger Freiheiten und Privilegien Andere zum Nachtheile des gemeinen Weſens angelockt werden möchten, ſich um den Lorbeer und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bei gegenwärtigen betrübten Zeiten faſt das Anſehen gewinnt, daß man aus Eigenſinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Sylben, fordern, und ihm ſogar anſinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht jedermanns Werk iſt; am allerwenigſten aber die angezogenen römiſchen Gebräuche hierin etwas beweiſen mögen, da auf eben ſolche Art behauptet werden könnte, daß die ſo unentbehrliche methodus mathematica dem gemeinen Weſen nachtheilig ſei;

> **Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino 1).**
>
> *l. 2. C. de maleficis, mathematicis et caeteris similibus 2).*
>
> *Godofredus et omnes Comment. ad hunc titulum.*

anbei die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gerechnet wird, welche wohl ſchwerlich praktiſch werden dürfte, ſo lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was ſie größtentheils ſind; die Verſchwendung hingegen, welche man quäſtionirten Poeten zur Laſt legen will, vielmehr zu Behauptung ihrer Steuerfreiheit gereichen muß, da, ohne einen ſo koſtbaren Aufwand, die wenigſten vermögend ſein würden, denjenigen vorzüglichen Charakter zu behaupten, welcher ihnen allein anſtändig iſt, und da es in der That einerlei wäre, ob man einem gemeinen Manne Feuer und Waſſer, oder einem Poeten Nektar und Ambra, unterſagen wollte; überhaupt aber ein Poet, ſtatt der angeſonnenen Be-

---

1) Die Mathematik iſt verdammungswürdig und durchaus verpönt.

2) Ueber Verbrecher, Mathematiker und ähnliche Subjekte.

ſchwerung vielmehr eine Steuerbegnadigung, gleich andern preßhaften Perſonen zu verdienen ſcheint, indem er blos aus Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und aus Begierde, der Nachwelt zu gefallen, ſich öfters in ſo verwirrte Umſtände ſetzt, daß er ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt, daß er Sterne beſchwört, Todte bannt, ganze Flüſſe mit ſeinen Thränen aufſchwellt, Felſen betäubt, und den einſamen Wäldern die Grauſamkeit einer Doris klagt, eben ſo, wie jener tapfere Ritter von der traurigen Geſtalt, welcher ſich in dem ſchwarzen Gebirge die empfindlichſte Buße auflegte, um die Härtigkeit einer unempfindlichen Prinzeſſin von Toboſo zu erweichen; endlich aber und zuletzt, die Immunität der Poeten um deſto billiger zu behaupten ſein will, je weniger man Exempel beibringen wird, daß ſolche jemals zur Verſteuerung gezogen werden, und je geneigter die Rechte ſind, uns bei der vorigen Freiheit zu erhalten. Als iſt, wie im **Responso** enthalten, von mir billig erkannt.

Mens. Febr. 1743.

Zwei Thl. 18 Gr. . . Pf.

Der Glückwunſch folgt künftig bei Ablöſung dieſes Informats.

Satiriſche Briefe.

Vorbericht.

Es iſt noch gar nicht lange, daß man über den Mangel deutſcher Brieſe klagte, und vielleicht mit gutem Grunde. Man beſchwerte ſich, daß dieſes Gebiet des deutſchen Witzes noch am wenigſten angebaut, oder doch nur hin und wieder von Pedanten, lateiniſchen und deutſchen Pedanten, Pedanten vom Hofe und von der Stadt, bewohnt ſei.

Seit etlichen Jahren haben wir nicht mehr Urſache, uns über dieſen Mangel zu beſchweren. Wir ſind mit Brieſen und Briefſtellern in ziemlicher Menge verſorgt. Bald werden wir wünſchen, daß unſere Landsleute ſich mit einer andern Art von Witz beſchäftigen möchten.

Es iſt Vielen unter unſern Deutſchen ſehr gewöhnlich, daß ihr Witz langſam und ſpät erwacht; erwacht er aber auch einmal, ſo ſind ſie bis zum Ekel witzig. Der Beifall, den einige anakreontiſche Oden verdienten, machte das halbe Land anakreontiſch. Man ſang von Wein und Liebe, man tändelte mit Wein und Liebe, und die Leſer gähnten bei Wein und Liebe. Ein Heldengedicht, deſſen Vorzüge vielleicht erſt in hundert Jahren den verdienten Beifall allgemein haben werden, macht zwei Dritttheile des Volks epiſch. Aus allen Winkeln, wo ein Autor ſchwitzt, kriechen epiſche Hochzeitwünſche, epiſche Todtenflüche, epiſche Wiegenlieder hervor, und der kleinſte Geiſt flattert, ſo weit er kann, in die Höhe, um über geſchwärzten Wolken hoch daher rauſchend zu donnern. Mit den Briefen geht es uns ebenſo, und wir ſind in Gefahr, bei dieſer Art des Witzes noch mehr auszuſtehen, je gewiſſer ein Jeder glaubt, daß es ſehr leicht ſei, Briefe zu ſchreiben, und je leichter es iſt, aus Allem, was man geſchrieben hat, einen Brief zu machen.

Mit Erlaubniß dieſer meiner Herren Collegen will ich hier die Kunſt ihres Handwerks ein wenig verrathen. Sie haben geleſen, daß man einen Brief ſo ſchreiben ſolle, wie man rede; aber weiter haben ſie nicht geleſen, ſonſt würden ſie gefunden haben, daß man im Stande ſein müſſe, vernünftig zu reden und zu denken, wenn man es wagen wolle, vernünftige Briefe zu ſchreiben. Viele von ihnen reden und denken pöbelmäßig, und wie ſie reden und denken, ſo ſchreiben ſie auch ihre Briefe; ſie ſchreiben ſehr viele Briefe, weil ihnen der Mangel des Verſtandes den Vortheil verſchafft, daß ſie mit großer Geſchwindigkeit wenig denken und viel plaudern. So muß man es machen, wenn man, nach ihrer Art, ſcherzhafte, freundſchaftliche, oder vertraute Briefe der Welt mittheilen will. Der ſteife und ſtrotzende Witz, den uns die Ausländer ſo oft vorwerfen, äußert ſich beſonders bei denen, welche fühlen, daß ſie gelehrt und beleſen ſind, auf eine andere Art. Sie machen ſehr tiefſinnige Abhandlungen von uralten Wahrheiten, jagen ſolche durch alle Fächer der Dialektik und Schulberedſamkeit durch, machen dieſes gothiſche Gewebe mit Sentenzen der Alten erbaulich, und mit ſchönen Sinnbildern anmuthig, und wenn ſie endlich unter Mühe und Angſt ſechs Bogen zuſammengepredigt haben; ſo ſetzen ſie darüber:

Hochedelgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr, und vornehmer Gönner!

den Augenblick wird dieſes gelehrte Werk ein Brief!

Das iſt das große Geheimniß, und der wahre Kunſtgriff, deſſen ſich ein arbeitſamer Deutſcher bedienen kann, wenn er ein gelehrter Briefſteller von vier Quartbänden werden will. Durch dieſes vortreffliche Mittel getraue ich mir aus allen Folianten meines Vaterlandes Briefe zu machen. Sollte dieſes nicht ein Weg ſein, der aſiatiſchen Baniſe, welche bei Kennern und Andern ihren vorigen Werth verloren hat, zu ihrem alten Anſehen wieder zu verhelfen, wenn man nach dem jetzt herrſchenden Geſchmacke einen Brief daraus machte? Wie das angehen könne? Sehr leicht. Wir wollen es verſuchen:

Gnädiges Fräulein,

Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des erzürnten Himmels, zerſchmettern die Pracht der mit Gold bedeckten Thürme, und wie es etwa weiter lautet. Dieſes: Gnädiges Fräulein, wiederholt man auf allen Seiten ein paarmal; ſo iſt es ein Brief, oder der Leſer, der es läugnen will, muß gar keinen Geſchmack, und gar keine geſunden Begriffe von einem Briefe haben. Das will ich doch nicht wünſchen, daß ſich jemand dieſen kritiſchen Fluch muthwillig auf den Hals laden möchte, welcher bei andern Gelegenheiten ſchon Vielen ſo ſchrecklich geweſen iſt!

Da ich der ſchreibenden Welt dieſe beiden Handgriffe bekannt gemacht habe; ſo ſcheint es faſt überflüſſig zu ſein, weitere Anleitung zu Briefen zu geben. Nun weiß man, wie man artig, vertraut und geſchwind, man weiß auch, wie man gelehrt ſchreiben ſolle.

In dieſe Klaſſen werden ſich, glaube ich, die meiſten Briefe einſchränken laſſen. Allenfalls nehme ich diejenigen aus, welche man Amts- und Berufsbriefe nennen könnte, und welchen der Kanzleiſtyl eigen iſt. Die Gewohnheit rechtfertigt dieſe Schreibart, und macht ſie unentbehrlich. Wer dieſen Kanzleiſtyl zur Unzeit unterläßt, iſt eben ſo wohl ein lächerlicher Pedant, als derjenige, der ihn zur Unzeit braucht.

Ueber die Titulatur muß ich noch etwas bemerken. Es iſt uns Deutſchen nicht zuzumuthen, daß wir unſer gezwungenes und buntes Wortgepränge auf einmal verlaſſen ſollten, mit dem wir die Eingänge unſerer Briefe prächtig machen. Am wenigſten wollte ich, daß die witzigen Köpfe die erſten wären, dieſe Gewohnheit lächerlich, und das *Mein Herr*, oder *Madame*, allgemein zu machen. Ihnen wird man es gewiß als eine ungeſittete Vertraulichkeit, oder eine Verabſäumung des Wohlſtandes auslegen. Diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben, weitläufige und prächtige Titel zu fordern, haben auch allein das Recht, ſich davon loszuſagen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie es nach und nach thäten, und dadurch unſere deutſchen Ehrenbezeugungen biegſamer und natürlicher machten. So lange ſie ſich dieſes Rechts nicht ſelbſt begeben; ſo lange gehören dergleichen verzerrte Titulaturen unter die nothwendigen Unbequemlichkeiten des Ceremoniels. In erdichteten Briefen, und bei unſern Freunden können wir das vertraute *Mein Herr* ohne Gefahr brauchen, und wir thun wohl, wenn wir es in dergleichen Fällen allgemein machen.

Ich wollte wünſchen, daß ſich Jemand die Mühe gäbe, eine chronologiſche Geſchichte der Komplimente und Titulaturen zu ſchreiben. Ich habe angemerkt, daß das Lächerliche der Titulaturen in eben dem Grade geſtiegen, in welchem der gute Gehalt der Münzen gefallen iſt. Als wir noch nach zinniſchem Fuße ausmünzten, da war ein Edler ein wichtiger und verehrungswürdiger Mann. Nach und nach ſtieg man auf Wohledler, auf Hochwohledler, auf Hochedel. Jetzt hat noch nicht einmal Hochedelgeborner den innerlichen Werth, den ſonſt Edler hatte, und der Himmel weiß, ob wir nicht in fünfzig Jahren ſo hoch hinauf getrieben werden, daß wir denjenigen, den wir vor hundert Jahren Edler hießen, alsdann in Gott Vater und Herrn nennen müſſen.

Da ich ſo viel Nachtheiliges von den Briefen, von ihren Verfaſſern und von andern dabei vorfallenden äußerlichen Umſtänden ſage: ſo werden meine Leſer vermuthen, daß ich mich dieſes Augenblicks bediene, deſto vortheilhafter von mir und meinen Briefen zu ſprechen, um auch für mich das angemaßte Recht der Autoren zu behaupten, die gemeiniglich nicht eher zu ihrem Lobe ſchreiten, als wenn ſie zehn andere Schriftſteller der Welt verdächtig gemacht haben. Ich werde es nicht thun. Ich will mich und meine Sammlung dem

Urtheil der Leſer überlaſſen, ohne zu flehen, und ohne zu trotzen. Man kann leicht glauben, daß ich als Autor zu viel Empfindung habe, um bei dieſem Urtheile gleichgültig zu bleiben. Der Beifall der Kenner macht mich ſtolz; der Beifall derer, die nicht Kenner ſind, macht mir ein Vergnügen. Ich wünſche mir von keinem von beiden getadelt zu werden, es ſei mit Grund, oder ohne Grund. Ich bin noch kein ſo abgehärteter Autor, daß ich bei dem Tadel meines Leſers, wer der auch ſei, gelaſſen ſein könnte.

Die Einrichtung meiner ſatiriſchen Briefe iſt ungefähr dieſe. Ich habe gewiſſe Bemerkungen von dem Lächerlichen oder Laſterhaften der Menſchen gemacht. Dieſe Bemerkungen habe ich durch Briefe erläutert. Um meinen Leſern durch die Abwechſelung die Sache angenehm zu machen, habe ich hin und wieder dieſen Briefen die Geſtalt einer zuſammenhängenden Geſchichte gegeben. Da ſie alle nur erdichtet ſind; ſo habe ich beſonders in Anſehung der Titulaturen nicht nöthig gehabt, ſorgſam zu ſein. Es iſt meine Abſicht nicht geweſen, meinen Leſern durch dieſe Sammlung Formulare in die Hände zu geben, die ſie bei andern Gelegenheiten brauchen könnten. Ich wollte es wohl wünſchen, daß man in der Welt ſchriebe, wie man dächte; auf dieſen Fall würde meine Sammlung ungemein praktiſch ſein, und ich würde vor andern Briefſtellern unendliche Vorzüge erlangen. Weil man aber in der Welt gemeiniglich anders ſchreibt, als man denkt; ſo will ich zufrieden ſein, wenn man durch meine Bemühung und durch mein gegebenes Beiſpiel nur ſo viel lernt, wie man einen Brief verſtehen ſoll, in welchem der Verfaſſer anders gedacht hat, als er ſchreibt.

Das zu Ende ſtehende Verzeichniß der in dieſer Sammlung befindlichen Briefe wird aber die ganze Einrichtung des Werks, und meine Abſichten nähere Auskunft geben.

Von der Behutſamkeit, die ich gebraucht habe, auch in dieſem Theile meiner Schriften weder den Wohlſtand zu verletzen, noch jemand perſönlich zu beleidigen, will ich weiter nichts ſagen. Die gerechteſte Sache wird verdächtig, wenn man ſie zu oft und zu mühſam entſchuldigt. Zugleich würde ich meine Leſer beleidigen, wenn ich an ihrer Billigkeit und Einſicht bei jeder Gelegenheit zweifeln wollte. Das Einzige, was ich hierbei thun kann, iſt dieſes, daß ich denen, welche mich und meine Schriften noch nicht kennen, das Glaubensbekenntniß meiner Satire empfehle, welches ich in der Vorrede zum erſten Theile meiner Schriften abgelegt habe.

Leipziger Oſtermeſſe, 1752.

G. W. R.

»Die Klagen wegen der Kinderzucht ſind ſo alt, und ſo allgemein, daß ich nicht Willens bin, mich gar zu lange dabei aufzuhalten. Diejenigen, welche Kinder haben, beſchweren ſich mit der größten Bitterkeit, daß es ſo viel Mühe koſte, Jemand zu finden, der den Willen und das Geſchick habe, die Kinder redlich zu unterweiſen und vernünftig anzuleiten. Eben ſo unzufrieden und mißvergnügt ſind auf der andern Seite diejenigen, welche ſich, unter dem Titel der Hofmeiſter und Informatoren, der Unterweiſung der Kinder in Familien unterziehen. Denn von dieſer Art der Kinderzucht rede ich jetzt; die Fehler der öffentlichen Schulen verdienen eine beſondere Betrachtung. Ich glaube, man hat auf beiden Seiten Urſache, ſich zu beſchweren, und gemeiniglich ſind beide Schuld daran.

»Aeltern, welche die Pflichten der Aeltern nicht verſtehen, und wie viele verſtehen ſie nicht! Aeltern, welche in ihrer Jugend ſelbſt keine Erziehung gehabt, und nicht verlangen, daß ihre Kinder vernünftiger werden, als ſie ſind, die vielmehr nur darauf ſehen, daß ſie mit einer ſorgfältigen Erſparung alles Aufwands dieſelben heranziehen mögen; ſolche Aeltern verdienen das Glück kaum, einen geſchickten Mann in ihr Haus zu bekommen,

»welcher es getreuer und redlicher mit ihren Kin-
»dern meint, als ſie es ſelbſt mit ihnen meinen.

»Kinder, und beſonders Kinder vornehmer Aeltern,
»zu ziehen, iſt die wichtigſte, aber auch die ſchwerſte
»Arbeit, die man ſich vorſtellen kann. Wird ſich
»wohl ein Mann, der Gelehrſamkeit, Geſchmack und
»gute Sitten beſitzt, ſo leicht entſchließen können,
»ein Amt über ſich zu nehmen, bei dem ſo wenig
»Vortheil, und oft noch weniger Ehre, allemal aber
»viel Verdruß und Arbeit iſt?

»Ein Vater, welcher niemals gewohnt iſt, ver-
»nünftig zu denken, iſt auch nicht im Stande, ſich
»vernünftige Vorſtellungen von der Verbindlichkeit
»zu machen, die er einem Manne ſchuldig iſt, der
»das ſchwere Amt der Erziehung mit ihm theilt.
»Er ſieht dieſen Mann, als einen ſeiner Bedienten,
»und wenn er recht artig denkt, als den Vornehm-
»ſten ſeiner Bedienten an. Er wird ihm nicht mehr
»Achtung erweiſen, als er einem ſeiner Bedienten
»erweist; und kann er alsdann wohl verlangen, daß
»ſeine Kinder dieſen ihren Hofmeiſter mehr ehren
»ſollen? Wie viel unglückliche Folgen fließen aus
»dieſer einzigen Quelle, wenn die Kinder ſich durch
»das Beiſpiel der Aeltern berechtigt halten, denje-
»nigen zu verachten, der ihr Führer und Lehrer
»ſein ſoll!

»Die Beſoldung, oder, wie es in vielen vorneh-
»men Häuſern genannt wird, der Lohn, den man
»dem Hofmeiſter gibt, iſt ſo kümmerlich und gering,
»daß ein rechtſchaffener Mann unmöglich Muth ge-
»nug behalten kann, ſein ſklaviſches Amt mit dem
»Eifer und der Munterkeit zu verwalten, die bei
»dieſer Verrichtung ſo nöthig ſind.

»Und, damit der Hofmeiſter ſein Geld ja nicht mit Müſſiggehen verdiene, ſo ſind viele ſo ſinnreich, daß ſie von ihm alle Wiſſenſchaften, und über die Wiſſenſchaften alle mögliche Handdienſte fordern, und es gern ſähen, wenn er Hofmeiſter, und Perückenmacher, und Hausvogt, und Kornſchreiber zugleich wäre.

»Können dergleichen unbillige Aeltern ſich es wohl befremden laſſen, wenn ihre Kinder ſchlecht und niederträchtig erzogen werden, da ſie mit demjenigen, der ſie erziehen ſoll, ſo niederträchtig und eigennützig verfahren?

»Da ich dieſes ſage, ſo weiß ich, daß ich alle diejenigen auf meiner Seite habe, denen in adelichen Häuſern und andern Familien die Erziehung und Unterweiſung der Jugend anvertraut iſt. Sie werden ſo billig ſein, und mir in demjenigen auch Beifall geben, was ich jetzt anführen will.

»Sie geben den Aeltern eben ſo oft, und noch öfter, Gelegenheit, unzufrieden mit ihnen zu ſein.

»Viele ſind verwegen genug, dieſes Amt auf ſich zu nehmen, und die anvertraute Jugend in Wiſſenſchaften und guten Sitten zu unterweiſen, welche bei ihrer tiefen Unwiſſenheit, eine ſo ſchlechte Aufführung haben, daß ſie ſelbſt noch verdienten, unter der Hand eines Zuchtmeiſters zu ſtehen. Die Sorgfalt, welche man wegen des äußerlichen Wohlſtandes auch in den kleinſten Umſtänden beobachten muß, iſt ihnen auf niedern und hohen Schulen ſo gleichgültig, und wohl oft ſo lächerlich geweſen, daß ſie es für brav gehalten haben, ungezogen zu ſein. Nun kommen ſie in ein Haus, wo rechtſchaffene Aeltern eben ſo ſorgfältig verlangen, daß

»ihre Kinder wohlgeſittet erzogen, als daß ſie in
»Wiſſenſchaften unterrichtet werden mögen. Wie
»empfindlich muß es ihnen ſein, wenn ſie dieſem
»ſich ſelbſt gelaſſenen Hofmeiſter ihre Kinder zur
»Aufſicht anvertrauen ſollen, welche gar leicht, ihrer
»Jugend ungeachtet, das Unanſtändige an ihrem
»Lehrer wahrnehmen müſſen, da ſie dergleichen weder
»bei ihren Aeltern, noch bei ihren Bedienten,
»zu ſehen gewohnt ſind. Die Bedienten ſelbſt finden
»ihn lächerlich, und er wird es endlich dem ganzen
»Hauſe, da er ſich ſo wenig Mühe gibt, ſeine Fehler
»zu verbergen, oder zu ändern. Und dennoch wird
»eben dieſer ungeſittete Menſch die bitterſten Klagen
»führen, daß man ihm in dieſem Hauſe nicht mit
»der Achtung und Ehrerbietung begegne, die er im
»Namen ſeines Amtes fordert.

»Es iſt ein Unglück, daß gemeiniglich nur diejenigen
»ſich dieſer Lebensart widmen, welchen die
»Armuth ihrer Aeltern, und ihre niedrige Geburt
»die Hoffnung benimmt, ihre Abſichten auf etwas
»Höheres, als auf die Erlangung einer Dorfpfarre,
»zu richten. Es geſchieht alsdann gar zu leicht, daß
»ihre Aufführung entweder zu ſchüchtern und kleinmüthig
»iſt, weil ſie gewohnt ſind, einſam und im
»Dunkeln zu leben; oder ſie iſt zu trotzig und zu
»ſtolz, weil ſie zu wenig Gelegenheit gehabt haben,
»ſich und die Welt kennen zu lernen. Beides ſind
»Folgen, welche ihnen bei der Unterweiſung der
»Jugend nachtheilig ſind. Kommt endlich dieſes
»noch dazu, daß ihre Abſichten allzueigennützig ſind,
»daß ſie die Beförderung in ein Amt je eher je
»lieber zu erlangen wünſchen, es geſchehe auch, wie
»es wolle; ſo wird ihnen die übernommene Arbeit

»deſto verdrießlicher, und die geringſte Verzögerung ihrer Hoffnung unerträglich fallen.

»Aber darum getraue ich mir noch nicht, zu behaupten, daß ein Menſch deßwegen, weil er nicht von armen Aeltern, und nicht von niedriger Geburt herſtammt, weil er vielleicht höhere Abſichten ſeines künftigen Glücks hat, als eine mittelmäßige Beförderung, weil er nicht einſam und im Dunkeln, ſondern vor den Augen der Welt erzogen worden, daß, ſage ich, ein ſolcher Menſch ſtets geſchickt ſei, die Jugend zu unterrichten und vernünftig zu erziehen. Nein, dieſes getraue ich mir nicht zu behaupten; die Erfahrung würde mir widerſprechen. Man bemerkt es nur gar zu oft, daß diejenigen am meiſten ungeſittet ſind, welche die beſte Gelegenheit gehabt haben, wohl erzogen zu werden.

»Ich kann mir kein lebhafteres Vergnügen vorſtellen, als wenn vernünftige Aeltern, die keine Mühe und Koſten ſparen, ihren Kindern eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen, einen Mann finden, der bei einer geſitteten Aufführung ein redliches Herz und die Geſchicklichkeit beſitzt, ſeinem Amte vollkommen vorzuſtehen; wenn ſie die Früchte ſeiner redlichen Bemühungen von Zeit zu Zeit wahrnehmen; und wenn ſie alsdann eine Gelegenheit erlangen, das Glück dieſes rechtſchaffenen Mannes auf eine vollkommene Art zu befeſtigen.

»Ich will hier mit einer Anmerkung ſchließen, die ich aus einem lateiniſchen Buche entlehne, und zwar aus einem Buche, das viele von denen Herren nicht geleſen haben, welche doch glauben, daß ſie gelehrt, geſchickt und beredt genug ſind, die Jugend,

»und künftig eine ganze Gemeine zu unterweiſen.
»Es faßt dieſe Stelle ein unvergleichliches Recept
»in ſich, wie man bei der Wahl eines Informators
»und Hofmeiſters verfahren ſoll.

Hier iſt die ganze Stelle:

»Die Erzieher der Jugend ſollen entweder Kennt-
»niſſe beſitzen (und das ſollte ihre Hauptſorge ſein)
»oder, wenn dieſe ihnen fehlen, ſo ſollten ſie ihren
»Mangel an Gelehrſamkeit einſehen. Es gibt nichts
»Unerträglicheres, als wenn Leute, die kaum über
»die Anfangsgründe hinausgekommen ſind, ſich den
»Anſtrich von Gelehrſamkeit geben. Denn ſie geben
»theils den in der Erziehungskunſt Erfahrenen nicht
»gerne nach, theils zeigen ſie durch Machtſprüche,
»auf die ſich dieſe Art von Leuten etwas zu Gute
»thut, ja zuweilen ſogar durch Wuth, ihre Thor-
»heit. Auch hat ihr Fehler den nachtheiligſten Ein-
»fluß auf die Sittlichkeit.«

Quintilian.

»Damit ich nicht das Geringſte verabſäume, mei-
»nen Satz deutlich und begreiflich zu machen; ſo
»will ich ein paar Briefe einrücken, welche dasje-
»nige näher beweiſen werden, was ich hier vielleicht
»ein wenig zu ernſthaft voraus erinnert habe.«

Hochzuverehrender Herr Profeſſor,

Meine Jungen wachſen heran, und es iſt nun Zeit, daß ich ihnen einen geſcheidten Hofmeiſter halte. Bisher habe ich den Schulmeiſter zu ihnen gehen laſſen; aber er kann ſie nicht mehr bändigen. Ich weiß, in welchem Anſehen Sie in Leipzig ſtehen, und daß Ihr Vorzimmer beſtändig von ſolchen krummgebückten Kreaturen voll iſt, welche Hofmeiſterſtellen, oder Informationen ſuchen. Leſen Sie mir einen hübſchen geſunden Kerl aus. Sie wiſſen es ſelbſt, daß bei mir weder Menſchen noch Vieh Noth leiden. Fritz, der älteſte, iſt ein durchtriebener Schelm. Er hat einen offenen Kopf, und iſt auf die Mägde, wie ein kleiner Teufel; ich darf es den Buben nicht merken laſſen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertige Schelm! Er iſt noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in humanioris gar ſeine principio. Ferdinand iſt meiner Frau ihr Junge. Er iſt immer kränklich, und das geringſte Aergerniß kann ihm ſchaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen ſein, und meine Frau hat ſchon zwei Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteſte Mädchen iſt zwölf Jahre. Sie ſoll noch ein biſchen Catechiſſen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag ſehen, wie er mit ihr zurecht kommt. Mit dem kleinen Mädchen hat der Hofmeiſter gar nichts zu thun, die behält die Mamſell bei ſich. Sehen Sie nun, Herr Profeſſor, das iſt die Arbeit alle. Ich werde Ihnen ſehr verbunden ſein, wenn Sie mir einen hübſchen Menſchen vorſchlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein verſteht, ſich in Wäſche und Kleidung reinlich und ſauber hält, Franzöſiſch und Italiäniſch ſprechen kann, eine ſchöne Hand ſchreibt, die Mathematik verſteht, Verſe macht, ſo viel man fürs Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kann, und, wo möglich, ein wenig zeichnet. In der Hiſtorie muß er auch gut beſchlagen ſein, vor allen Dingen aber in der Wappenkunſt. Iſt er ſchon auf Reiſen geweſen, deſto beſſer. Aber er muß ſichs gefallen laſſen, bei mir auf meinem Gute zu bleiben, und ſich wenigſtens auf ſechs Jahre bei mir zu vermiethen. Dafür ſoll er bei meinen Kindern auf der Stube freie Wohnung haben, mit dem Kammerdiener eſſen, und jährlich fünfzig Gulden bekommen. Zum heiligen Chriſt und zur Meſſe gebe ich nichts; dergleichen Betteleien kann ich nicht leiden. Sind die ſechs Jahre um; ſo kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn ſodann an ſeinem Glück nicht hindern. Mich dünkt, die Vorſchläge ſind ganz billig. Hat der Menſch Luſt zur Wirthſchaft, ſo kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird ſein Schade nicht ſein, denn er weiß doch nicht, wozu ers einmal brauchen kann. Ich werde für Ihre Bemühung erkenntlich ſein, und bin,

Hochzuehrender Herr Profeſſor,
Ihr
dienſtbereitwilligſter
* * *

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädigſt mir ertheiltem Befehle unterthänigſt nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle diejenigen Subjekte zu ſondiren, von denen ich geglaubt, daß ſie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgeborne Excellenz, als ein wahrer Mäcenas und Beſchützer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche Conditionen ſuchen; aber es iſt zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm ſein, und ſich nicht gefallen laſſen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewiſſen Grund zu ihrem größeren Glück zu legen. Die wenigen Wiſſenſchaften, die ſie etwa beſitzen, machen ſie ſo ſtolz, daß ſie unverſchämt genug ſind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts beſtehen, als Kinder zu informiren, ſo viel zu fordern, daß man dafür gar reichlich drei Bediente in Livree halten könnte. Ich habe einen jungen Menſchen bei mir gehabt, welcher in der That alle diejenigen Fähigkeiten beſitzt, welche Ew. Excellenz von einem Hofmeiſter für Dero junge gnädige Herrſchaft verlangen. Ueberdieß iſt er von einem geſetzten Weſen, tugendhaft, und ſogar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig verwerfen werden, fromm und chriſtlich. Es wird keiner, ſo wie dieſer, vermögend ſein, Dero jungen Herren zu wackern Männern für das Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauſes zu erziehen. Aber was hilft das? Seine Forderungen ſind ungeheuer, und Ew. Excellenz ſind viel zu einſehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Ahnherren ſo vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen ſollten, als rechtſchaffene Kinder. Wollen ſich Dieſelben eine Luſt machen, ſo geruhen Sie gnädig, deſſen eigenhändigen Aufſatz ſeiner lächerlichen Prätenſionen in der copeilichen Anlage sub A. zu leſen. Mit einem Worte, ein ſo theurer Hofmeiſter iſt für Ew. Excellenz keine Sache. Es ſind noch einige andere bei mir geweſen, welche ſichs für eine große Gnade halten, als Hofmeiſter in

Ew. Excellenz Dienſte zu treten. Sie verſtehen freilich das Wenigſte von dem, was Dieſelben verlangen; und ich kann nicht läugnen, daß bei den meiſten die Aufführung nicht die beſte iſt. Inzwiſchen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß ſie Leute ſind, welche mit ſich handeln laſſen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon werden Sie in der Beilage und B. von ihnen finden. Ew. Excellenz gnädigſten Diſpoſition dieſerhalb bin in Unterthänigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbei wäre, ſonder alles unziemende Maaßgeben, ich ließe dieſe Candidaten alle auf einmal zu mir kommen, und ſie auf die Hofmeiſterſtelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigſten für ſeine Bemühung haben wollte, könnte ich ſodann gedachte Hofmeiſterſtelle zuſchlagen. Doch überlaſſe Alles zu Dero erleuchtetem Ermeſſen ich lediglich, und verharre mit der tiefſten Devotion,

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr,
Ew. Excellenz
unterthänig gehorſamſter Diener,
* * *

N. S.

Wollten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, über welches Dieſelben zu diſponiren haben, meinem älteſten Sohn gnädigſt conferiren; ſo würde dieſes mit der größten Unterthänigkeit ich Lebenslang veneriren.

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu ſein, für die von Seiner Excellenz geforderten Bemühungen und Dienste, als Hofmeister der jungen Herrschaft, jährlich Folgendes verlangen könne:

1) Für Aufsicht, Unterweisung im Chriſtenthume, und in der lateiniſchen Sprache überhaupt	30 Thlr.	—
2) Für die franzöſiſche Information monatlich zwei Thaler, thut auf dreizehn Monate	26 Thlr.	—
3) Dergleichen im Italieniſchen, zwei Thaler	26 Thlr.	—
4) Als Schreibemeiſter, monatlich einen Thaler, zwölf Groſchen	19 Thlr.	12 ggr.
5) Für Lektionen im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drei Thaler . . .	39 Thlr.	—
6) Mit den Verſen, bittet er, ihn gnädig zu verſchonen.		
7) Als Tanzmeiſter, monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwei Stunden geben	13 Thlr.	—
8) Als Fechtmeiſter, täglich eine Stunde, zwei Thaler, zwölf Groſchen	32 Thlr.	12 ggr.
9) Als Bereiter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler .	52 Thlr.	—

und verſpricht er hierbei weder Accidentien zu fordern, noch ſonſt einigen Aufwand zu veranlaſſen.

10) Für die Anleitung in der Geſchichte, Wappen-

kunſt und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehört dieſes zum erſten Kapitel.

11) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrſchaft zu ſpeiſen, um Gelegenheit zu haben, derſelben auch einige Anweiſung in der Kunſt zu geben, wie ſie mit Anſtand eſſen ſolle, und ſich bei der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Edelleuten fehlt.

12) Junker Ferdinand muß der Aufſicht und Zucht des Hofmeiſters lediglich überlaſſen bleiben, ohne von der gnädigen Frau beſchützt zu werden, welches man zu ſeinem eigenen Beſten wünſcht.

13) Bei dieſer Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu geben, welches durch einen Kornſchreiber am beſten verrichtet werden kann.

14) Nach Verlauf der ſechs Jahre hofft man gnädige Beförderung.

Obige Koſten betragen zuſammen . 256 Thlr. — Es ſoll weder Treue noch Fleiß geſpart werden, die Pflicht eines Hofmeiſters nach allem Vermögen redlichſt zu erfüllen.

Elias Pfaffendorf.

II.

Verzeichniß der Candidaten,

die ſich zur Hofmeiſterſtelle gemeldet haben.

1) N. N. Ein junger Menſch, zweiundzwanzig Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bei mir zu Tiſch gehabt, und gefunden, daß er zu viel ißt. Verlangt außer den zwei ordent-

lichen Mahlzeiten, noch Frühſtück und Veſperbrod, und überdieß täglich drei Kannen Bier. Will fünfzig Thaler haben.

2) N. N. Artium Magister, vierzig Jahre alt. Scheint ein geſetzter Menſch zu ſein. Hat ſchon ſeit zwanzig Jahren als Informator unter adelichen Herrſchaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte aushalten können. Mag ehedem in ſeinen Wiſſenſchaften nicht unrecht geweſen ſein; doch hat er in dieſen zwanzig Jahren Alles wieder ausgeſchwitzt. Inzwiſchen weiß er immer noch ſo viel, als Ew. Excellenz junge Herrſchaft zu lernen nöthig hat. Bittet ſich über die fünfzig Gulden freies Bier und Tabak aus, ſo viel er braucht. NB. Raucht nur Bremer.

3) N. N. neun und zwanzig Jahre alt, friſch und geſund von Körper, der Gottesgelahrtheit Befliſſener, predigt einen ziemlichen Baß, und beſitzt eine große Stärke in Poſtillen. Will mit fünfzig Gulden zufrieden ſein, wenn er in ſechs Jahren Subſtitut werden kann.

4) N. N. Hat zehn Jahre lang auf Univerſitäten gelebt, aber noch nicht abſolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den ſechs Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er verſäumt hat. Er iſt ein luſtiger Kopf, und wird ſich für Junker Fritz gut ſchicken. Bittet flehentlich um Verſorgung und Brod, da er ſich mit einem Näthermädchen verſprochen hat. Er ficht.

5) N. N. ſiebenundzwanzig Jahre alt, iſt überſichtig, redet lateiniſch und griechiſch, kann aber kein Deutſch. Deſto beſſer ſchickt er ſich zu einem

Informator in ein adeliches Haus. Es iſt ewig zu bejammern, daß man jetzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, ſondern auch von dem Adel zu verlangen, daß ſie die ſogenannten deutſchen witzigen Schriften mit Geſchmack leſen, und Deutſch lernen ſollen. Als wenn ein Deutſcher nöthig hätte, deutſch zu lernen! Quae! qualis! quanta! Er verlangt ccIIɔɔɔ H. S. ſage 2100 Seſtertien, thut nach unſerer Münze etwa ſiebenzig Thaler leichtes Geld.

6) N. N. Seines Handwerks ein Poet, ſchreibt einen fließenden Vers, Alles in Reimen, und iſt ein Todfeind von den jetzigen ſchweren ſtrotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel ſei Dank, daß es noch hin und wieder Leute gibt, die Geſchmack haben! Außer der Mythologie, die er trotz zehn Andern verſteht, hat er nichts gelernt. Er hat jetzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Feſttagsepiſteln in Reime bringt, ohne ein Wort im Grundtexte zu ändern, oder zu verſetzen. Wenn er damit fertig iſt, will er ſich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünſchen iſt er unerſchöpflich. Er erbietet ſich, ohne Beſoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweihundert Verſen baare vier Groſchen gegeben werden, wobei er es jährlich wenigſtens auf achtzig Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgeſetztes Kleid, es mag ſo alt ſein, als es will. Um ein Paar ganze Hoſen wollte ich Ew. Excellenz ſelbſt für den armen Schelm, ſtatt des Handgelds, gebeten haben. NB. Er iſt auch witzig, und ſatiriſch, man möchte ſich vor

Lachen ausſchütten. Ew. Excellenz können tauſend Spaß mit ihm haben. Böſe wird er nicht leicht, man müßte denn ſeine Verſe tadeln.

7) Da Ew. Excellenz gar wohlbedächtig zu ſagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit erträglicher ſei, als einer, der keinen Haſen hetzen kann, ſo wollte ich Ihnen wohl N. N. vorſchlagen. Er hat wider ſeinen Willen ſtudiren müſſen, weil es ſein Vormund ſchlechterdings verlangte; er hat aber vor allen Wiſſenſchaften ſo einen Abſcheu, und dagegen zu den Jagdhunden eine ſolche Neigung, daß man ſeine Mutter, die des herrſchaftlichen Verwalters Frau geweſen, nicht ohne Grund im Verdacht gehabt, daß ſie mit ihrem gnädigen Herrn vertraut gelebt. Wenigſtens hat ſie ſich an ihm verſehen. Gelernt hat er alſo wenig oder nichts; aber er iſt ein ganzer Jäger. Lerchennetze ſtrickt er als ein Meiſter, und in der ganzen Gegend iſt Keiner, der den Vogelheerd ſo geſchickt anrichten kann. Er will fünfzig Thaler, und alle Fuchsbälge. Fängt auch Hamſter.

8) N. N. iſt kurz, unterſetzt, und im Durchſchnitte wenigſtens zwei und eine halbe Elle ſtark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bei mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte; doch habe ich viele ſchöne Testimonia von ihm geſehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeiſter nicht ſonderlich zu brauchen iſt, ſo wird er doch alsdann ſehr gut ſein, wenn Ew. Excellenz Gäſte haben. Denn ob er gleich nur ein ſchlechter Bürger iſt, ſo ſäuft er doch trotz manchem Cavalier. Er iſt mit fünfzig Gulden zu-

frieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rauſch bekommt, den er ſich trinkt, ſo oft er die Honneurs vom Hauſe macht.

9) N. N. ein guter, ſtiller, ehrlicher Menſch. Ich habe ihn zwei Stunden bei mir gehabt; aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: »O ja! Hochedler Patron!« Ich glaube, daß er grundgelehrt iſt, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird ſich Alles gefallen laſſen. Ich fragte, was er zur Beſoldung haben wollte, aber er bückte ſich ſehr tief, und ſagte: »Wie Sie befehlen! Hochedler Patron!« NB. Trägt keine Manſchetten.

10) N. N. Ein ſüßes artiges Herrchen. Iſt geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch ſo. Hat vier Jahre in Leipzig ſtudirt, und in vier Jahren keinen Hut auf den Kopf gebracht. Hat ſich, wie er ſagt, vornehmlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet ſich, die junge Herrſchaft zu friſiren. Macht Dintenflecke aus der Wäſche, bohnt Schränke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausſchneiden. Als ich von ihm wiſſen wollte, wie viel er an Beſoldung verlangte, ſo machte er einen Rückpas und ſagte ganz klar: »Siebenzig Thaler, »zu dienen, Ihre Hochedlen!« Er gefällt meiner Frau.

11) Wenn Ew. Excellenz einen Menſchen haben wollen, der im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, und der Hiſtorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen möglichen Wiſſenſchaften Unterweiſung geben ſoll, ſo ſchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verſteht zwar von allem dieſem nichts; er iſt aber meiner Schweſter Sohn, und kommt

alle Wochen wenigſtens zweimal zu mir, mich mit vieler Demuth ſeiner Devotion zu verſichern; um deßwillen möchte ich ihm gern geholfen wiſſen. Ich habe ihn bisher, mit gutem Erfolg, jungen Leuten zur Privatinformation vorgeſchlagen, welche ſo billig geweſen ſind, ihn monatlich, in Anſehung meiner, zu bezahlen, ohne ſeine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juriſtiſchen Collegia, ungeachtet er ein Theologus iſt. Achtzig Thaler Beſoldung dürften wohl nicht zu viel ſein; denn er iſt mein Vetter.

Univ.-Bibl.
München

»Der Schleifwege zum geiſtlichen Schafſtalle ſind ſo viel, daß Jemand dieſer Gegend ſehr kundig ſein muß, wenn er es unternehmen will, ſie alle, oder doch nur die meiſten davon zu beſchreiben. Eines der ſicherſten und gewöhnlichſten Mittel iſt dieſes, wenn ſich der Candidat durch das Kammermädchen dem Herrn darſtellen läßt. Ich glaube nicht, daß Jemand ſo abergläubiſch ſein, und hierbei etwas Bedenkliches finden wird. Wider das Recht der Natur läuft es wenigſtens nicht, und die Kirchengeſchichte unſerer Zeit rechtfertigt den Gebrauch. Die Gelegenheit und der Raum verſtatten mir nicht, weitläuftig zu ſein; außerdem würde ich mir Mühe geben, zu beweiſen, daß die Vocation in der Hand eines ſolchen Frauenzimmers einen doppelten Werth erhalte. Ein Mann, der Muth genug hat, dieſen Schritt zu wagen; den weder Beiſpiele noch Vernunft abhalten können, ſich mit einer Perſon auf ewig zu verbinden, welche zwar nicht allemal, doch ſehr oft, von einer problematiſchen Tugend iſt, und gewiß nicht vergeſſen wird, bei der geringſten Gelegenheit ihm vorzuſagen, daß er durch ſie Schutz und Amt gefunden hat; ein ſolcher Mann ohne Gefühl wird gewiß auch in ſeinem Amte ſtandhaft und immer unempfindlich bleiben; und die größten Verfolgungen, die über ſein Amt ergehen, werden ihn nicht niederbeugen, da er weit größere in ſeinem Hauſe zu erdulden gewohnt iſt.

»Dieſe Betrachtungen bewegen mich, jungen Leuten wohlmeinend zu rathen, daß ſie ſobald, als es möglich iſt, dergleichen Bekanntſchaften ſuchen, um ſie ihrem Glücke zu nähern. Ich will es beiden Theilen leicht machen, und für beide ein Formular liefern, wie man ſein Herz in dergleichen Fällen ausſchütten müſſe.«

An ein Kammermädchen.

Mademoiſelle,

Da ich weiß, wie viel Sie zu gewiſſen Stunden über den gnädigen Herrn vermögen, ſo glaube ich, daß ich mein Glück in keine beſſern Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünſche mir, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen; und dieſes durch Ihre Fürſprache vorgenommen. Sie werden keine Urſache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgenommen habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich ſonſt der gnädigen Herrſchaft ganz ſchuldig bin, und da ich mich von meinem Vorfahren wenigſtens dadurch unterſcheiden werde, daß ich weder zu mürriſch, noch zu pedantiſch bin, Ihnen bei müßigen Stunden auf vielerlei Art zu ſagen, daß ich ſei,

Mademoiſelle,

der Ihrige,
∘∘∘

N. S.

Ich bin Magiſter, drei Ellen, drei Zoll lang, ſechs und zwanzig Jahre alt, habe, wie man mir ſagt, einen feinen Fuß, und bin ſehr geneigt, zu ſeiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magiſter,

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er ſagte, . . . nein, gewiß nein, ich kanns Ihnen nicht ſagen, was er ſagte; erſt ſagte er gar nichts, aber hernach . . . . ich werde ganz roth, er kriegte mich beim Kinn und ſagte, wie er immer gern ſpaßhaft iſt: »He! kleine Hure, »willſt du dir den Informator . . .« ich kanns bei meiner Ehre nicht rausſagen; er fragte mich, ob ich Sie kennte! »Bei meiner Frau Muhme habe »ich ihn geſtern geſehen,« ſagte ich, und da ſagte ich weiter nichts. Mit einem Worte, mein Herr Magiſter, es iſt ſo gut, als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts. Der Vorreiter hat ihr des Schulmeiſters älteſten Sohn vorgeſchlagen, und ſie hat es auch dem Vorreiter verſprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, ſo einen rothköpfigen Informator; den ſollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie ſich immer fertig. Sobald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolik kriegt, will ich ihn noch einmal daran erinnern. Er iſt ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur ſagen, daß Sie ſich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Menſch bei ſich; das Maulaffengeſicht möchte auch gern Kammermädchen heißen. Der vorige Informator ſagte immer, ſie hätte ſchöne weiße Zähne; ich denke, der Balg wird ihm wohl nachziehen, wenn er weg iſt. Aber, ich weiß nun nicht, was ſie thun wird, wenn ſie nun — ich ſetze nun den Fall, ſie bliebe noch da — da nehmen Sie ſich ja vor ihr in Acht, es iſt ein böſes gefährliches Thier, ſie hat ein meſchantes Maul. Gott bewahre einen jeden Chriſten vor ihr! der Nickel! Nun, wie geſagt, machen Sie Ihre Sachen fertig, daß Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerin.

N. S.

Wie Gott will! Ich bin immer noch ein und zwanzig Jahr alt. Unſer alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kömmt Zeit, kommt Rath. Ihre Dienerin. Für das ſchöne Band danke ich; es iſt auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt doch Leipzig.

»Wem etwa dieſe Art, ſeine Abſichten zu erklären, zu dreiſt und nicht fein genug vorkommt, den will ich durch den kleinen Roman befriedigen, welcher in den nachfolgenden ſechs Briefen erzählt wird. Hat Jemand von meinen Leſern Zeit und Luſt, ſich ſelbſt im Briefſchreiben zu üben, der wird wohl thun, wenn er den zweiten Theil dazu verfertigt, und die Neugier ſeiner Freunde befriedigt, welche vielleicht gern möchten wiſſen wollen, ob der Candidat die Pfarre wirklich angenommen; ob ſeine und der jungen Wittwe Wünſche erfüllt worden: und ob der Kirchenpatron noch oft nöthig gehabt, ſie über ihren ſeligen Mann zu tröſten.«

Schreiben

einer Prieſterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magiſter,

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen inliegenden Brief zu überſenden. Er betrifft Ihre Beförderung an die Stelle meines ſeligen Mannes. Sollte die Sache zur Richtigkeit kommen, ſo wünſche ich Ihnen im voraus Glück, und beſonders dieſes, daß Sie des Amts länger genießen mögen, als mein ſeliger Herr, welcher es nur vier Jahr lang verwaltet hat, und deſſen Tod mir deſto ſchmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreijährigen Eheſtande, in meinem zwei und zwanzigſten Jahre, als eine unglückliche Wittwe verlaſſen hat. Das Amt iſt ſehr mühſam wegen der ſtarken Wirthſchaft, die damit verknüpft iſt, und die ohne großen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigſtens ſiebenhundert Thaler, und mein ſeliger Herr würde ſich dadurth unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens ſolches beſtreiten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche ſolches allemal auf einem Brette ausgezahlt bekommen muß. Sollten Sie veranlaßt werden, eine Gaſtpredigt zu thun, ſo ſtehen Ihnen mein Haus und Tiſch zu Dienſten, wenn es Ihnen gefiele, bei mir abzutreten. Fänden ſich noch einige Schwierigkeiten wegen Ihrer Beförderung, ſo haben Sie das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen nach Vermögen und mit gutem Erfolge dienen werde, da ich ſeit vielen Jahren mich der Gnade unſers Kirchenpatrons rühmen kann. Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines hochgeehrten Herrn

ehrendienſtwilligſte,
N. Wittwe.

N. S.

Ich habe von meinem ſeligen Herrn, tröſte ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen iſt immer kränklich, daß es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muß ich nicht bei allem meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwei und zwanzigſten Jahre erleben! Antworten Sie ja bald!

Mein Herr,

Der Herr Stiftsrath hat mir ſo viel Gutes von Ihnen zu rühmen gewußt, daß ich glaube, keine beſſere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt iſt eines der einträglichſten; doch muß ich Ihnen auch dieſes ſagen, daß die meiſten Einkünfte in der Wirthſchaft beſtehen. Es wird nöthig ſein, daß Sie wenigſtens tauſend Thaler in den Händen haben, um das Inventarium anzuſchaffen. Könnten Sie ſich mit der Wittwe verſtehen, daß ſie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein Billiges überließe, ſo wären einige hundert Thaler zu erſparen. Sie iſt ein billiges Weib, und ich habe ſie allemal als eine gute Frau befunden. Noch Eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache in Richtigkeit kommt, ſo ſehen ſie ſich nach einer guten Wirthin um, welche auf dem Lande erzogen iſt, und die Haushaltung, beſonders die hieſige Landesart, wohl verſteht; denn darauf kommt viel an, ſonſt ſind Sie gleich im erſten Jahre ruinirt. Ich überlaſſe Alles Ihrer Einſicht, denn ich bin Keiner von denen, welche die Vocationen mit ſolchen Bedingungen übergeben, die eigennützig ſind, oder dem Candidaten zur Laſt fallen können. Melden Sie mir Ihre Entſchließung, und ob Sie eine Gaſtpredigt thun können. Da ich als Officier wenig auf meinem Gute und unverheirathet bin, auch keine eigene Wirthſchaft habe, und auf dem Schloſſe bauen laſſe, ſo will ich Ordre ſtellen, daß Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gaſtpredigt thun. Die Wittwe wird Ihnen alle Höflichkeit erweiſen. Schreiben Sie mir, ſobald Sie können. Mein Reitknecht ſoll die Anwort bei der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

N. S.

Sie ſind doch nicht ſchon mit einem Mädchen verſprochen?

Gnädiger Herr,

Ich ſehe das Anerbieten Ew. Gnaden, die Einträglichkeit des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen und noch dazu kränklichen Kinde, ihr Vermögen und eine ganz eingerichtete Wirthſchaft, billig als einen göttlichen Beruf an. Geſchieht es mit Dero gnädiger Erlaubniß, ſo will ich auf künftigen Sonntag die Gaſtpredigt thun, und ſodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bei meinem Amte ſo bezeigen, daß Ew. Gnaden mit der getroffenen Wahl zufrieden ſein ſollen; zu Dero gnädigſten Protection empfehle mich gehorſamſt und bin ꝛc. ꝛc.

Hochgeehrte Frau,

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragene Amt zu beſinnen. Ich folge dem mir gegebenen Winke mit Freuden, und verlaſſe mich auf Dero Fürſprache bei dem gnädigen Herrn. Da ich auf dieſe Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe, ſo werde ich mich weiter Ihres wohlgemeinten Raths bedienen; und weil ich mich wegen der ſtarken Wirthſchaft nothwendig bald verheirathen muß, ſo werde ich keine Frau, als von Ihrer Hand, annehmen. Ich weiß, daß Sie bei Ihrer guten Einſicht nach meinem Wunſche wählen, und mich auf dieſe Art glücklich machen werden. Künftigen Sonntag, ſo Gott will, ein Mehreres. Ich werde alsdann meine Gaſtpredigt thun und Gelegenheit haben, Ihnen ausführlicher die Verſicherung zu thun, daß ich mit wahrer Hochachtung ſei ꝛc. ꝛc.

Gnädiger Herr,

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden überſende durch den alten Hans die Antwort des Herrn Magiſters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunſche lauten wird. Ich erkenne mit demüthigem Danke die Gnade, welche Sie bei dieſer Gelegenheit auf eine ſo vorſichtige Art gegen mich hegen. Nehmen Sie ſich einer armen verlaſſenen Wittwe ferner an, und ſein Sie verſichert, daß ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich ſein werde. Ich glaube, ſeit ſechs Jahren einiges Recht auf Ihre gnädige Fürſorge erlangt zu haben, und Alles, was ich wünſche, iſt dieſes, daß ich ferner auf Ihrem Gute bleiben, und ſo oft, als möglich, Sie mündlich überzeugen könne, daß ich unverändert ſei.

Gnädiger Herr,

Dero

demüthige Dienerin,

***

Kleiner Narr,

Thuſt du doch ſo demüthig und ehrbar, als wenn wir einander erſt geſtern hätten kennen lernen. Verlaß dich auf mich! Habe ich dich das erſtemal mit Ehren unter die Haube gebracht, ſo will ich dich auch jetzt gewiß mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candidat iſt verflucht hitzig. Wer Teufel hat ihn ſo kirre gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm ginge, ſo machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Gaſtpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmaſchirt kommen. Neige dich fein tief und werde hübſch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir, Hannchen, gib ja wohl auf deine ſchelmiſchen Augen Acht. Dein ſchwarzer Ritter, ſo hitzig er iſt, ſcheint mir kein ſolcher ehrfurchtsvoller Pinſel zu ſein, wie der gute ſelige Mann, dem ich wohl hätte ein längeres Leben wünſchen wollen. Laß es gut ſein, wir wollen ihn ſchon dreſſiren, wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stelle dich ja recht züchtig und fromm; wenn er dein Mann iſt, kannſt du ſchon wieder einbringen, was du jetzt verſäumſt. Fromme Wittwen, böſe Weiber! nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, ſo komme ich auf den Sonntag früh ſelbſt. Da mußt du recht erſchrecken, wenn ich komme. »Je! Gnädiger Herr,« mußt du rufen, und dich tief, tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küſſen wollteſt. Ich werde kein Narr ſein und es zulaſſen. Bedaure, daß du nicht im Stande wäreſt . . daß du dir die hohe Gnade nicht verſehen hätteſt . . daß du, da ich dir das erſtemal die Gnade meines Zuſpruchs gönnete, ſo wenig geſchickt . . . daß du bei deinen betrübten Umſtänden . . . (geſchwind fahre nach dem Schnupftuche und reibe dir die Augen) daß dein ſeliger Mann . . . (immer beſſer geweint) daß du als eine unglückliche verlaſſene Wittwe . . . Siehſt du, ſo mußt du recht beſtürzt reden, immer von vorn anfangen und nichts ausreden. Ich will dir zu rechter Zeit in die Rede fallen. »Meine liebe Frau Magiſterin (will ich mit »einem huldreichen Tone auf dich herab reden), »faſſen Sie ſich, es iſt Gottes Wille, und Sie »ſind eine zu gute Chriſtin, als daß Sie unter

»Ihrem Kreuze murren ſollten. Tragen Sie es, als eine vernünftige Frau, in Geduld. Der Himmel, der Sie auf eine ſo ſchmerzliche Art betrübt hat, wird Sie vielleicht auf andere Art wieder erfreuen. Sie ſind dieſe fromme Gelaſſenheit Sich ſelbſt und Ihrem armen Kinde ſchuldig. Sie ſind bei Ihren glücklichen Umſtänden Andern, als eine vernünftige Frau, ein Exempel geweſen, ſo ſein Sie es auch jetzt bei Ihrem Unglück. Verſichern Sie ſich meiner Dienſtbereitwilligkeit auf alle nur mögliche Art. Der Herr Candidat ſcheint mir ein vernünftiger Mann zu ſein, der gewiß keiner armen Wittwe Unrecht thun wird. Ich werde Ihnen die Freundſchaft, die ich gegen Ihren ſeligen rechtſchaffenen Mann gehabt (geſchwind wieder ein bischen geweint), gewiß niemals entziehen. Ihre Tugend und Ihr Unglück verdienen meine ganze Fürſorge.« Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weſte, was du am erſten kriegen kannſt. Ich werde mich vornehm zurückziehen und dir die Hand väterlich drücken. Siehſt du, Hannchen, das iſt ungefähr der Text zu unſerer Komödie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich ſtehe dir für das Uebrige. Je klüger dein künftiger Mann iſt, je lieber wollen wir ihn betrügen. Der vorige war, unter uns geſagt, ein wenig gar zu dumm. Der Verwalter ſoll dir Fiſche und Wildpret geben, ſo viel du brauchſt. Du weißt doch, daß auf dem Schloſſe gebaut wird, und kein Zimmer für mich zurecht gemacht iſt. Weißt du das nicht? Im Ernſte nicht? Freilich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müſſen. Der Herr Candidat mag oben im Studirſtübchen ſchlafen. Ich will mein Plätzchen ſchon finden. Verſtehſt du mich? Nun, führe dich fein ſchlau auf. Es wird ſchon gehen. Lebe wohl. Es bleibt beim Alten.

N. S.

Zerreiß den Brief ja; der Teufel möchte ſein Spiel damit haben.

»Ein ſehr wichtiger Beweis von der Größe und »Stärke unſerer Religion iſt gewiß dieſer, daß ſie »auch an denjenigen Orten gewaltig und fruchtbar »iſt, wo die geiſtlichen Aemter zu ihrer Schande »durch die Fürſorge ſolcher Männer beſetzt werden, »welche kaum unvernünftiger ſein könnten, als ſie »ſind, wenn ſie auch gar keine Religion hätten.

»Ich habe ſchon ſonſt Gelegenheit gehabt, meine »Gedanken davon bekannt zu machen [1]). Damit »das Unſinnige deſto beſſer in die Augen falle, »welches diejenigen begehen, die auf eine ſo unvorſichtige Art das wichtige Recht mißbrauchen, »welches die Obrigkeit ihren vernünftigern Vorfahren gegönnt hat; und damit das Unanſtändige »denen deſto mehr in die Augen falle, welche, ungeachtet ihrer ungeſitteten Lebensart und pöbelhaften Unwiſſenheit, unverſchämt genug ſind, die »ewigen Wahrheiten eine Gemeine zu lehren, die »ihnen nicht einmal ihr Vieh zu hüten anvertrauen »würde; ſo habe ich die Züge in nachſtehenden beiden Briefen ziemlich ſtark und deutlich gemacht, »und von einem jeden dergleichen Charakter einen

---

[1]) Im vierten Theile ſiehe: Antons Panſa von Mancha Abhandlung von dem Sprüchworte: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand.

»Strich entlehnt, um meine Kopei recht verabſcheuenswürdig zu machen. Sie werden darum »nicht unwahrſcheinlich; ich glaube, daß faſt in »einer jeden Diöces wenigſtens ein Original ſein »wird.

»Ich habe dieſen Eingang etwas ernſthaft abfaſſen müſſen, weil ich hier mit einer Art Leſer zu »thun bekomme, unter denen verſchiedene ſind, welche »nebſt vielen andern Sachen, die ſie nicht verſtehen, auch dieſes nicht wiſſen, was die Eigenſchaft »der Satire und Ironie erfordere, und daher ſchon »öfters auf den unglücklichen Einfall gekommen ſind, »mich in ihrem kleinen unwiſſenden Herzen, und »wohl öffentlich, zu verketzern, wenn ich von dem »Thörichten ihres Standes und von den unbilligen »Abſichten ihrer Beförderer, in der lachenden Sprache »der Satire geredet habe, um diejenigen deſto verehrungswürdiger zu machen, welche eine wahre »Zierde ihres Amtes, und alſo ganz anders ſind, »als ſie.«

Lieber Herr Bruder,

Es iſt mir recht lieb, daß dein Alter ſich abgeführt hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weiß nicht, ob die Leute ſich einbilden, daß wir ihnen darum Amt und Brod geben, daß ſie uns alle Sonntage die bitterſten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen ſchieben ſollen. Für die Bauern iſt das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, ſo lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich ſonſt nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande, und für uns, die wir alte Landedelleute ſind, ſieht das andächtige Kopfhängen ſehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, ſo würdeſt du ein ehrbarer frommer chriſtlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich geworden ſein. Was meinſt du, Brüderchen, was iſt rühmlicher, über der Poſtille, oder beim Deckelglaſe einzuſchlafen? Laß die Pfaffen für uns beten, wir wollen für ſie ſaufen. Jeder nach ſeinem Berufe! »Aber »auf dieſe Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh,« ſagte dein Alter. Gut! Wer weiß denn auch, obs wahr iſt. Fahren wir, wie unſere Alten, ſo wollen wir auch leben, wie unſere Alten. Es waren doch beim Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, ſittlich! Ein rechtſchaffener Deutſcher müßte ſein Vaterland wenig lieben, wenn er deßwegen nach Frankreich reiſen wollte, daß er Waſſer trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen! Du brauchſt einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorſchlagen, das iſt ein ganzer Kerl. Er iſt zehn Jahre als Feldprediger bei meinem Regimente mit herumgelaufen und er iſt recht, wie ich mir ihn wünſche. Er hat an mich geſchrieben und gebeten, dir ihn vorzuſchlagen. Da, lies den Brief ſelbſt. Ich verliere ihn ungern. Der iſt recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämſt, ſo wird er nicht muckſen. Gib ihm alle Wochen ein paarmal zu freſſen, ſo iſt er zahm; wie ein Lamm. Du wirſt deine Freude mit ihm haben. Er ſäuft dich und deine hochadlichen Gäſte alle unter den Tiſch, und wenn er die ſchwarze Kutte ausgezogen hat, ſo flucht er, wie ein Korporal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, ſeinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchler ſteht ſo fromm da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel fahren wollte. Meine Kathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer ging mir manchmal ins Gehege! Nun, Brüderchen, wie geſagt, nimm ihn. Seinethalben magſt du leben, wie du willſt. Und wenn du heute zum Teufel fährſt, ſo fährt er morgen nach. Es iſt ein braver Kerl. Grüße mir deine Menſcher. Lebe wohl.

Gnädiger Herr Obriſt,

Es iſt beim Herrn von * * eine einträgliche Pfarre offen, und ich möchte ſie gern haben. Kathrinchen ſagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüßig und möchte gern einmal meinen eigenen Heerd und meine eigene Frau haben. Haben Sie die Gnade, und ſorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit ſeinem Patron in großer Feindſchaft gelebt hat; aber die Schuld lag an ihm ſelbſt. Ich getraue mir beſſer mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren ſchon. Wenn er mir gibt, was mir gehört, ſo mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur Gnade, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie ſind zu vornehm, als daß Sie uns zu gefallen fromm und chriſtlich leben ſollten. Und unter uns geſprechen, aus dem beſtändigen Poltern kommt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert ſichs ſo wohl. Es iſt ſchlimm genug, wenn die Herren einmal bei Hofe ſind und ein Paar Wochen ehrbar thun müſſen; ſollen wir ihnen auch das Leben ſauer machen, wenn ſie ſich beim Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt beſſer. Saufen und Huren iſt bei Herren von Ihrer Art und Erziehung außer den Ahnen immer noch das Einzige, womit ſie ſich von uns bürgerlichem Pöbel unterſcheiden. Halten Sie mir dieſen Scherz zur Gnade; ich rede, wie ichs meine. Sie kennen mich ſchon. Mit einem Worte, gnädiger Herr Obriſt, ſchaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, meine Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieſer Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obriſt,

Dero

zum Gebete und unterthänigſt zu
dienen ſtets willigſter

N. Feldprediger.

»Ich bin überzeugt, daß dem gemeinen Volke, »und beſonders dem Landvolke, ein geſchickter und »fleißiger Schulmeiſter faſt noch unentbehrlicher ſei, »als ein gelehrter und beredter Prediger. Und »dennoch iſt man an vielen Orten bei der Beſetzung »dieſes Amtes beinahe noch leichtſinniger, und noch »weniger beſorgt, als bei den andern geiſtlichen »Aemtern. Ich will mich nicht dabei aufhalten. »Ich will meinen Schulmeiſter reden laſſen. Noch »zur Zeit iſt er nicht befördert; ich weiß aber ein »gewiſſes Rittergut, wo ich ihn in Vorſchlag bringen will, und ich hoffe gewiß, er wird ſein Glück »daſelbſt machen.«

Hochwürdiger, Hochgelahrter Herr,
Gnädiger Herr Lieutenant,

Unſer Schäfer hat mir erzählt, daß Ihr Schulmeiſter in voriger Woche geſtorben iſt, und daß Sie bemüht ſind, dieſe Stelle, ſo bald als möglich, wieder zu beſetzen. Da ich in vorigem Jahre den Lerchenſtrich von Ew. Gnaden gepachtet, und zwei Gulden mehr gegeben habe, als mein Vorfahr, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ew. Excellenz dienſtfreundlichſt zu bitten, Sie wollen die hohe Gnade haben, und mich zu ihrem allerunterthänigſten Schulmeiſter machen. Meine Stimme iſt gut, und ich getraue mir, die größte Kirche zu füllen. Die Orgel ſchlage ich friſch, und in Fugen bin ich ſtark. Ich habe das Unglück gehabt, dreimal abgeſetzt zu werden; aber meine Feinde ſind Schuld daran, und vielleicht wäre es das letztemal auch nicht geſchehen, wenn ich dem Superintendenten zu rechter Zeit einen gemäſteten Truthahn geſchickt hätte. Das erſtemal kam es über des Schulzens Frau her. Der Korporal gab mich an, aber er mochte wohl ſeine Urſachen haben. Es gibt böſe Leute, die Alles zu Bolzen drehen, und ich war noch nicht verheirathet. Das zweitemal war mein eigener Pfarrer Schuld daran. Ich weigerte mich, ihm den Prieſterrock aufs Filial nachzutragen; und deßwegen machte er dem Kirchenpatron weiß, ich ſei alle Tage im Branntwein beſoffen. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß es alle Wochen nur ein paar Mal geſchah, und noch dazu war es im damaligen Winter grimmig kalt. Das dritte Mal war ich vollends gar unſchuldig. Es fiel dem Superintendenten ein, daß ich in ſeiner Gegenwart catecheſiren mußte. Freilich ging es nicht recht, wie es ſein ſollte, und meine Jungen wußten mehr, als ich ſie fragen konnte; aber der Catechismus iſt auch niemals mein Hauptſtudium geweſen, weil ich mich von Jugend an aufs Vogelſtellen gelegt habe. Soll man deßwegen einen ehrlichen Mann abſetzen, weil er das nicht verſteht, was zu ſeinem Amte gehört? Wie viele Pfarrer und Superintendenten würden ohne Amt herumlaufen, wenn das eingeführt werden ſollte! Wie geſagt, wenn ich in Zeiten geſchmiert hätte, ſo wäre ich wohl beſſer gefahren. Aber meine Frau wollte nicht daran;

ſie hatte den Truthahn gar zu lieb. Sehen Sie, gnädigſter Herr Lieutenant, das iſt nun Alles, und davon macht man ſo ein Aufhebens. Ich denke, in Ihr Dorf werde ich mich ganz gut ſchicken. So viel Ihre Bauerjungen von Gottes Wort brauchen, will ich ihnen doch wohl vorſagen. Für armer Leute Kinder mag es halbweg ſein. Auf den Reſpect halte ich; da gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will die Jungen zuſammenpeitſchen, ſie ſollen Oel geben, wenn ſie nicht gut thun wollen. Was mir am Chriſtenthum und dem Catechiſmus abgeht, das erſetze ich auf eine andere Art. Sie haben keinen Barbier im Dorfe, den Sie doch ſo nothwendig brauchen, da Sie ſich beſtändig daſelbſt aufhalten. Das verſtehe ich perfekt. Ich will Ew. Gnaden umſonſt ſcheeren, nach dem Striche und wider den Strich, wie Sie es verlangen, und Alles umſonſt, darauf können ſich Ew. Excellenz verlaſſen. Die gnädige Frau Gemahlin iſt eine Liebhaberin von Branntwein; das ſage ich Ihnen, ſo ſchön muß ihn kein Menſch abziehen, als ich. Meine Frau hat ein beſonderes Geheimniß, Froſchleichwaſſer zu machen, welches zu einer reinen Haut, und wider die Sommerſproſſen hilft. Das wird ſehr gut für den älteſten Junker ſein, welcher ſehr viel auf ein hübſches weißes Geſichtchen hält. Ich glaube, Ew. Magnificenz ſollen ſo viel Einſicht haben, und finden, daß ſich Niemand beſſer zu Ihrem Schulmeiſter ſchickt, als ich. Rechnen und Schreiben iſt auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner Statt thut. Ich denke ja wohl, das geſchieht in den meiſten

Aemtern, daß einer den Titel und die Beſoldung hat, und einen großen Jungen für ſich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht iſt, das wird doch bei einem armen Dorfſchulmeiſter auch angehen? Mit einem Worte, ich verlaſſe mich darauf, daß ich den Dienſt kriege. Gevatterbriefe und Hochzeitbriefe, das iſt mein Werk, die kann ich ſchreiben, trotz zehn andern! Ich ſchicke Ihnen von beiden eine Probe mit, die ſich gewaſchen hat. Wenn Sie mir den Dienſt geben, gnädigſter Herr Lieutenant, ſo ſchenke ich Ihnen den beſten Lockfinken, den ich habe. Der junge Herr ſoll meinen Staar kriegen, das iſt ein Staar! Er kann Ew. Gnaden in dreierlei Sprachen einen Hahnrei heißen, und hat mehr gelernt, als mancher Magiſter. Laſſen Sie mir durch Ihren Pachter antworten, gnädiger Herr. Er darf mir nur den Brief mit dem Dreſcher überſchicken. Ich halte mich mit meiner Frau jetzt, weil ich keinen Dienſt habe, haußen in der Kneipſchenke am Anger auf. Und hiermit Gott befohlen. Der ich allſtets verharre,

Gnädiger Herr Lieutenant,
Ew. Excellenz
allerunterthänigſt, treugehorſamſt
pflichtſchuldigſter
⁂

N. S.

Meine Frau meinte, ob ich nicht, wenn ich den Schuldienſt kriegte, von Ew. Gnaden den Titel als Kantor bekommen könnte? Da bei allen Aemtern die Titulaturen ſteigen, ſo möchte ich auch nicht gern zurück bleiben. Es wird ſich wohl geben.

A.

Formular zu einem Gevatterbriefe,

à 8 gr.

T. T.

Nachdem es dem großen Gott gefallen hat, meine liebe Hausfrau in Gnaden zu entbinden, und uns beiderſeits Aeltern mit einem jungen Töchterlein zu erfreuen, und aber uns, als chriſtlichen Aeltern, obliegen will, dieſes Kindlein dem Herrn vorzutragen, und hierzu chriſtliche Taufzeugen zu erbitten, wozu wir Ew. ꝛc. vorlängſt in unſer Herz eingeſchloſſen haben:

Als ergeht an meinen Hochzuehrenden Herrn, und zukünftig werthgeſchätzten Herrn Gevatter, mein dienſtfreundliches Suchen und Bitten, Dieſelben wollen Sich gefallen laſſen, morgen des Nachmittags um drei Uhr, wird ſein der ſiebente Mai, ſich allhier einzufinden, dieſes chriſtliche Werk zu verrichten, und ſodann in unſrer Behauſung mit Speis und Trank, ſo viel Gott beſcheert hat, großgünſtig vorlieb zu nehmen. Dafür werde ich ſein

T. T.

Meines Hochzuehrenden Herrns
und zukünftigen werthgeſchätzten
Herrn Gevatters

dienſtwilligſter
ꝛc. ꝛc.

B.

Ditto ein Formular,

noch etwas feiner; koſtet einen Gulden Trinkgeld
für den Schulmeiſter.

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,
Inſonders Großgünſtiger, Hochzuehrender
Herr Gevatter,
Vornehmer Freund,

Denenſelben kann aus erfreutem Gemüthe nicht verhalten, welchergeſtalt der allgewaltige Gott meine Eheliebſte ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde heute Morgens um acht Uhr in Gnaden entbunden, und uns beiderſeits ein wohlgeſtaltes, junges Söhnlein verehret.

Wenn denn ſolches unſer Kindlein, gleich andern Menſchen, in Sünden empfangen und geboren, und dahero uns Aeltern obliegen will, ſolches zur heiligen Taufe befördern zu laſſen, dazu aber chriſtliche Mittelsperſonen und Taufzeugen erfordert werden, und zu unſerm hochzuehrenden Herrn Gevatter das Vertrauen haben, daß dieſelben nebenſt Andern, dieſes chriſtliche Werk auf ſich nehmen werden:

Als ergeht an Dieſelben mein und meiner Eheliebſten dienſt- und ehrenfreundliches Bitten, Sie wollen von Ihren vornehmen Geſchäften ſich ſo viel abmüßigen, ſonder Beſchwerde, morgendes Tages, gönnets Gott, gegen drei Uhr in der Kirche allhier zu erſcheinen, obgedachtes unſer Kindlein in der Taufe vortragen zu helfen, darauf mit Ihrer

Frau Eheliebſte in meiner Behauſung einzuſprechen, und mit den Traktamenten, ſo der liebe Gott an Speis und Trank beſcheeren wird, vorlieb zu nehmen. Solches, wie es Denenſelben zu Ehren, mir und meiner Eheliebſten aber zu ſonderbarem Gefallen, und unſerm Kindlein zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gereicht; alſo ſind wir es andere Wege zu verdienen und zu verſchulden gefliſſen, unter göttlicher Obhut verbleibende,

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter Herr,
Meines Hochzuehrenden Herrn
Gevatters

dienſtwilliger
N. N.

C.

Formular zu einem Hochzeitbriefe.

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Vornehmer Freund,

Denenſelben gebe ich hiermit zu vernehmen, welchergeſtalt auf vorher abgeſchicktes Gebet, und darauf erfolgte göttliche Fügung, auch mit Genehmhaltung und Einwilligung beiderſeits Aeltern, ich mich unlängſt mit Jungfer N. N. Herrn N. N. allhier eheleiblichen jüngſten Tochter, in ein beſtändiges Ehegelöbniß eingelaſſen, und ſolches auf den fünfzehnten innſtehenden Monats, vermittelſt prieſterlicher Copulation zu vollziehen entſchloſſen.

Wenn denn dabei meinen Hochgeehrten Herrn nebſt deren Eheliebſte auch gerne ſehen und haben möchte; als ergebt an Dieſelben mein dienſt- und ehrenfreundlich Bitten, Sie wollen belieben, Sich ſo viel von Ihren obhabenden vornehmen Verrichtungen dießmal zu entbrechen, bemeldten Tages in meiner Behauſung allhier einzufinden, der prieſterlichen Trauung beizuwohnen, und Gott um eine gedeihliche Ehe anzurufen, und ſodann nach beſchehenen ſolchem Actu das der Zeit und Gelegenheit nach angeſtellte Hochzeitmahl zu genießen und vollenden zu helfen.

Wie nun ſolches zuvörderſt dem Stifter des heiligen Eheſtandes zu Ehren, mir und meiner Verlobten, und beiderſeits Anverwandten, zu ſonderbarem Gefallen und Freundſchaft gereicht; alſo bin ich ſothane hohe Ehrenerweiſung in dergleichen und andern Begebenheiten zu verdienen unvergeßlich, maaßen unter Gottes Schutz und Obhand verharre,

Hochedler, Veſt und Hochgelahrter,
Meines großgünſtig Hochgeehrten Herrn

allezeit dienſtwilliger
N. N.

»Damit ich meine Briefe auch für diejenige Art der Gelehrten brauchbar mache, welche ganz anders denken, und anders reden, als Vernünftige denken und reden, ſo will ich nachſtehenden Brief einrücken. Man gebe mir nur nicht Schuld, daß die Sache übertrieben ſei. Findet man nicht allemal aphthonianiſche Chrien, und iſt auch nicht allemal auf dem Rande beigeſetzt, wie der Gedanke im Griechiſchen oder Lateiniſchen heißt, den man vorbringt; ſo findet man doch das Weſentliche dieſer Pedanterei ſehr oft. Man mache mit einem jeden Briefe, den ein Pedant mit Fleiß, und, nach ſeiner Art mit Ueberlegung ſchreibt, die Probe, und zergliedere ihn nach den Regeln der Schulkunſt, ſo wird man das Steife, und das Schematiſche auch alsdann finden, wenn ſich ſchon der Verfaſſer die Gewalt angethan hat, weder Sentenzen ſeiner Alten, die er Weisheit nennt, noch todte Sprachen, die ſeine Gelehrſamkeit ausmachen, darunter zu miſchen. Ich bin von dieſer Wahrheit ſo überzeugt, daß ich mir gewiß zu behaupten getraue, mein Brief würde bei dieſer Art Schriftſtellern großen Beifall gefunden haben, wenn ich ihn nicht durch dieſen Vorbericht verdächtig gemacht hätte.«

Aphthonianiſche Chrie.

Wird um eine Rektoratſtelle in einem kleinen Städtchen gebeten.

Hochedelgeborne Frau,
Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterin,

Sokrates, die Zierde Griechenlands, der Phönix ſeiner Zeit, der Weiſe, welcher unter den andern Weiſen hervorleuchtete, gleichſam als der Mond unter den kleinen Feuern; Sokrates, ſage ich, den, Hochedelgeborne Frau, Xantippe ſelbſt nicht von ſeiner philoſophiſchen Höhe herunter zanken konnte; dieſer hat ſehr wohl und gelehrt einen Ausſpruch gethan, der zu Deutſch alſo lautet:

Drum glaubet mir zu dieſer Friſt,
Daß die Natur, ſo ſchön ſie iſt,
Dennoch den Unterricht vermißt.

Er wollte damit gleichſam andeuten, daß die vortrefflichſten Gemüther der Jugend die meiſte Zucht nöthig hätten, oder, wie es nach dem eigentlichen Verſtande unſers Grundtextes lauten möchte, daß ſie mehr als Andere der vernünftigen Anweiſung eines gelehrten Schulmannes bedürften.

Denn wie nothwendig iſt es nicht, Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterin, daß man der Natur zu Hülfe komme, welche nur den rohen Stoff zu großen Geiſtern ſchafft, und das Uebrige der ſorgfältigen Ausbildung der Schulleute überläßt?

Unrecht, ja dreimal und viermal unrecht thun diejenigen, welche dieſe Vorſorge verabſäumen, und da ſie der Himmel in ein Amt quasi in speculam geſetzt hat, darauf zu ſehen, daß das Beſte einer Stadt, und des gemeinen Weſens überhaupt, befördert werde, dennoch die Sorge für die Schulen verabſäumen, und die Sache nicht für ſo wichtig halten, allen Stein zu bewegen, damit ſie fleißige und geſchickte Lehrer dahin ſetzen, und dieſen die Unterweiſung der Jugend anvertrauen möchten, die dieſe Unterweiſung deſto nöthiger hat, je hoffnungsvoller ſie iſt.

Pferde von der beſten Art müſſen am meiſten durchgearbeitet werden. Sie machen es bei dem edlen Feuer ihren Herren oft am ſchwerſten; aber deſto nöthiger iſt es, ſie ſorgfältig zuzureiten. Ein träges, unedles Pferd braucht dieſe Bemühung nicht, aber es iſt auch nur für den Pflug geboren.

Wer war größer, als Dionyſius der Zweite, da er noch Tyrann, und das Schrecken von Sicilien war? Das widrige Glück konnte ihm den Thron nehmen, aber niemals die Begierde, der Welt zu nutzen. So groß er geweſen war, ſo wenig ſchämte er ſich doch, die griechiſche Jugend zu lehren, und mit der Hand, womit er ganze Länder zerſtört hatte, mit eben der Hand ſuchte er die Kinder der Corinthier zur Weisheit zu führen.

Wie unglücklich diejenigen ſind, ſo die Zucht ihrer Kinder verabſäumen, das beweiſen die traurigen Folgen, welche zuerſt ihre eigenen Familien empfinden, und welche nach dieſem das ganze gemeine Weſen treffen. Dieſe unglücklichen Aeltern möchten ſich wohl laſſen vom Homer zurufen:

»Wär' ich doch ledig geblieben, und ohne Kinder
geſtorben!«

Sie ſehen hieraus deutlich, Hochedelgeborne Frau, wie nöthig es iſt, daß E. E. Wohlw. Rath dieſer Stadt das erledigte Schulrektorat ungeſäumt beſetze, und mit einem Manne beſetze, deſſen Standhaftigkeit, deſſen Fleiß, deſſen Treue, deſſen Anſehen, deſſen Gelehrſamkeit, deſſen weiſe Einſicht in die großen Wahrheiten, die uns Sokrates und Homer hinterlaſſen haben, deſſen . . . jedoch, ich ſage nichts weiter, Sie werden mich verſtehen. Ich habe mich mit meinem Anſuchen an Sie gewandt, da ich weiß, daß Ihr theurer Ehegemahl in dieſem Jahre unter Ihren Auſpicien an der Regierung iſt. Erlange ich das Vergnügen, daß Sie mit Ihren vielgeltenden und erleuchteten Füßen in meine Meinung herabſteigen; ſo bin ich glücklich, und ich weiß gewiß, daß ſodann der ganze Ehrenveſte Rath hinter drein ſteigt.

Ich verharre in dieſer großen Hoffnung ad extremum usque vitae halitum (bis zum letzten Athemzug),

Hochedelgeborne Frau,
Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterin,
Ew. Hochedelgeb.

gehorſamſt ergebenſter, und
ehrendienſtwilligſter
N. N.

»Es iſt beinah keine Handlung und Beſchäftigung in der Welt, welche man nicht in gewiſſe Regeln gebracht, mit Grundſätzen befeſtigt, und mit Exempeln erläutert hatte. Wir haben eine Kunſt zu lieben, eine Kunſt zu trinken, eine Kunſt zu regieren, eine Kunſt zu leben. Mit ſolchen Kleinigkeiten beſchäftigt ſich unſer ſpielender Witz, wichtigere Sachen verabſäumen wir. Sind wohl alle dieſe Künſte dem Menſchen ſo nöthig, als ihm die Kunſt zu beſtechen iſt? Ich ſchäme mich, daß ich der Erſte ſein muß, der meinen Landsleuten die Augen öffnet, meinen Landsleuten, die ſo oft einem patriotiſchen Stölze die Glückſeligkeit ihrer aufgeklärten und erleuchteten Zeiten rühmen. Ich will es thun, wenigſtens will ich einen Verſuch davon liefern. Es iſt mir vielmals ganz unbegreiflich geweſen, durch welches Schickſal ich zu dem Amte verſtoßen worden bin, das ich führe [1]); nunmehr glaube ich, es einzuſehen. Die Kunſt zu beſtechen habe ich meine Landsleute lehren ſollen; dazu war mir mein Amt nöthig. Ich will dieſem deutlichen Berufe folgen. Man wird meiner Lehre glauben können, da ich mit Ueberzeugung lehre. Der zärtliche Ovid lehrte die Kunſt zu lieben; der feurige Horaz die Kunſt zu dichten; und ich, berechtigt durch mein Amt, ich lehre die Kunſt zu beſtechen.

---

[1]) Dieſer Brief ward im Jahr 1752 geſchrieben.

»Es wird nicht leicht jemand zu finden ſein, der in ſeinem Leben nicht wenigſtens einmal, es ſei nun als Kläger oder als Beklagter, in die traurige Nothwendigkeit wäre gebracht worden, daß er einen Theil ſeines Glücks, oder wohl gar ſein ganzes Glück der zufälligen Einſicht des Richters, und den von deſſen Willkühr abhangenden Geſetzen Preis geben müſſen [1]. Und was iſt hierbei wohl nöthiger, als die Kunſt zu beſtechen? Will er ſich auf ſeine gerechte Sache verlaſſen? das iſt ein leerer Name, ein Wort ohne Beſtimmung. Wer ſoll entſcheiden, ob ſeine Sache gerecht iſt; da man noch in den wenigſten Richterſtuben einig iſt, was Gerechtigkeit ſei? Soll man dieſe Entſcheidung aus den Geſetzen nehmen? Aber müſſen die Geſetze nicht ſo wollen, wie der Richter will? Oder iſt der Richter etwa der Geſetze wegen da? Vielleicht; aber ſelten.

»Iſt es wohl ſicher, ſich auf die Erfahrung und billige Einſicht des Richters zu verlaſſen? Wer leiſtet uns die Gewähr, daß der Richter erfahren, und billig, und einſehend ſei? Es iſt möglich, daß er es ſein kann; aber Sachen, die möglich ſind, machen noch keine Wahrſcheinlichkeit aus; und was dann und wann geſchieht, das kann keine allge-

---

[1] So oft ich in dieſer Abhandlung eines Richters erwähne, ſo oft nehme ich dieſes in dem allgemeinſten Verſtande, und begreife darunter alle diejenigen, denen Amts- oder Commiſſionswegen, oder auf andere Art die Entſcheidung, oder auch nur die Unterſuchung einer Sache aufgetragen iſt.

»meine Regel werden. Richterſtuben werden beſetzt, »wie andere Aemter; wollen wir von ihnen mehr »verlangen, als von andern Aemtern? Oftmals, und »nun gar zu oft, nimmt der Richter zwei Dritttheile von der gerechten Sache für ſich; in das »übrige Dritttheil theilen ſich ſeine Schreiber, die »Advokaten und die Parteien. Was hilft mir bei »dieſer Plünderung die augenſcheinlichſte Gerechtigkeit, die auf meiner Seite iſt? Wie glücklich bin »ich, wie viel gewinne ich nicht, wenn ich die hohe »Kunſt verſtehe, einem eigennützigen und unwiſſenden Richter auf eine anſtändige Art, und mit gutem Nachdrucke begreiflich zu machen, daß meine »Sache gerechter iſt, als die Sache meines Gegenparts, oder im Kanzleiſtyl zu reden, wenn ich weiß, »meinen Richter zu beſtechen?

»Das iſt alles Pedanterei, was der unnütze Fleiß »müſſiger Rechtsgelehrten von der Erklärung der »Geſetze geſchrieben hat. Für wen ſchreiben ſie dieſes? Für die Richter? Viele von ihnen leſen nicht »einmal die Geſetze; wie ſollen ſie Geduld genug »haben, die trocknen Erklärungen zu leſen? Für die »Advokaten? Den wenigſten unter ihnen iſt daran »etwas gelegen, daß die Geſetze deutlich ſind. Für »die Parteien? Was hilft es den Parteien, Erklärungen zu wiſſen, die dem Richter ekelhaft, und »den Advokaten in ihrer Nahrung ſo nachtheilig »ſind? Die ſicherſte, die beſte, die vortheilhafteſte »Art, den wahren und eigentlichen Sinn der Geſetze ſeinem Richter deutlich zu machen, iſt die »Kunſt, ihn zu beſtechen.

»Ein Richter wird noch immer, wenigſtens um »die Formalien ſeines Amts zu beobachten, unparteiiſch und gewiſſenhaft thun. Iſt er noch nicht gar zu lange Richter, oder iſt er ſonſt von einer gemeinen und ſchlechten Erziehung, ſo wird er von Zeit zu Zeit etwas fühlen, das ihm ſagt, es ſei unbillig, parteiiſch zu ſein. Dieſes Etwas nennt der Pöbel Gewiſſen, und es iſt vielmal für einen Theil der Parteien von ſchlimmen Folgen. Durch die Kunſt zu beſtechen erleichtern wir unſerm Richter die Unbequemlichkeit des Gewiſſens.

»Ich verlange aber ſchlechterdings, daß man ſolches als eine Kunſt anſehe, und ſehr vorſichtig dabei verfahre. Man muß die Geſchicklichkeit beſitzen, die Gemüther der Menſchen, und, im gegenwärtigen Falle, die Leidenſchaften eines Richters zu erforſchen. Kein Umſtand in ſeiner Verwandſchaft, in ſeinem Hauſe, iſt zu klein, den man nicht ſorgfältig bemerken, und ſich zu Nutze machen müßte. Der Angriff muß von der Seite geſchehen, wo der Richter uns die Blöße gibt, ſonſt wird er ſich vertheidigen, und der Gegner wird ſich unſere Unvorſichtigkeit zu Nutze machen.

»Wie die Arten der Beſtechung ſehr verſchieden ſind, ſo iſt die erſte Regel dieſe: Man muß ſich durchaus nicht merken laſſen, daß man beſtechen will.

»Einmal iſt der Satz richtig und ausgemacht: ein jeder will für einen ehrlichen Mann gelten, der ſich außerdem ſehr viele Mühe gibt, es nicht zu ſein. So niederträchtig unſer Richter iſt, ſo hungrig er iſt, ſich beſtechen zu laſſen; ſo ſehr werden wir ihn beleidigen, wenn wir ihm merken laſſen, daß wir die Abſicht haben, ihn zu beſtechen. Er muß ſich ſchämen, nicht vor ſich, ſondern vor uns; er wird den Namen eines unpar-

»teiiſchen Richters behaupten, er wird ſeiner Natur Gewalt anthun, gerecht zu ſein, um uns das nachtheilige Vorurtheil zu benehmen, daß er das ſei, was er iſt. Er muß befürchten, daß wir die Einſicht ſeines Fehlers mißbrauchen, und entweder den Werth der Gefälligkeit nicht erkennen, die er uns durch ſeine Nachſicht bezeigt, oder ihm gar ſeinen Fehler öffentlich vorrücken, wenn wir etwa eine andere Gelegenheit finden ſollten, mit ihm unzufrieden zu ſein. Dieſe ungewöhnliche Gerechtigkeit wird ihm ſodann deſto leichter ankommen, je gewiſſer ein aufmerkſamer Gegner ſich unſre Dummheit zu Nutze macht, und den beleidigten Richter dadurch auf ſeine Seite bringt, daß er ihn, wegen ſeiner uns erzeigten ſtrengen Gerechtigkeit, auf eine anſtändigere und bündigere Art ſchadlos hält.

»Ich habe bei einer andern Gelegenheit bezeugt, wie ſehr ich wünſchte, daß meine Landsleute ſich gewöhnen möchten, ſo zu ſchreiben, wie ſie denken. Gegenwärtigen Fall nehme ich aus. Wo die Frage entſteht, ob ich mein Vermögen verlieren, oder der Wahrheit Eintrag thun will? da iſt die Wahl leicht. Bei einem Richter, welcher die Ehrliebe dergeſtalt in ſeiner Gewalt hat, daß er damit machen kann, was er will; bei dieſem würde es ſehr unvorſichtig ſein, durch die Wahrheit ſeine Ehrbegierde zu reizen. Dadurch, daß ich dieſen Fall ausnehme, widerſpreche ich meinem Satze gar nicht. Eine andere Sprache iſt diejenige, die ich in Geſellſchaften und im gemeinen Leben rede, da kann ich, da ſoll ich die Wahrheit ſagen; eine ganz andere Sprache aber iſt der stylus curiae,

»da muß ich dem Herkommen gemäß reden, oder,
»welches einerlei iſt, ich muß den Richter zu eben
»der Zeit, da ich ihm zeige, daß er ein Schelm iſt,
»verſichern, daß ich ihn für einen unparteiiſchen,
»für den billigſten Mann halte.

»Damit ich dasjenige deutlicher mache, was ich
»hier geſagt habe, ſo will ich ein Paar Briefe
»einrücken, wo man dem Richter ſagt, daß man
»ihn beſtechen will. Ein Jeder ſetze ſich an die Stelle
»des Richters, und prüfe ſich, was er in dieſem
»Falle würde gethan haben.«

Mein Herr!

Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen: die Klage, die mein ehemaliger Mündel wider mich erhoben hat, iſt leider gegründet genug. Ich habe einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens theils verwahrloſet, theils an mich gebracht. Vielleicht wäre ich wenigſtens vorſichtiger geweſen, wenn ich nicht die Abſicht gehabt hätte, meine Tochter an ihn zu verheirathen. Dieſes würde meine Sache, und meine Rechnungen, gerechtfertigt haben. Mein Fehler iſt es nicht, daß ſich dieſe Ehe zerſchlagen hat. Inzwiſchen bin ich unglücklich, daß ich über eine Sache angegriffen werde, da ich mich nicht vertheidigen kann. Es würde mir dieſer Zufall noch empfindlicher ſein, wenn ich mit einem Richter zu thun hätte, der zu gewiſſenhaft wäre, ſich beſtechen zu laſſen. Ich freue mich unendlich, mein Herr, daß Sie es nicht ſind. Sie haben den Ruhm in der ganzen Stadt für ſich, daß Sie zuerſt auf Ihren Vortheil, und hernach auf Ihrer Clienten Sache ſehen. Sie werden mir nicht ungütig nehmen, daß ich hier eine

Sache gegen Sie erwähne, die Sie, meines Wiſſens, niemals heimlich gehalten haben. In der That iſt es auch für Sie kein Fehler. Und wäre es ja ein Fehler, ſo würde die Schuld auf diejenigen fallen, welche Sie in dieſes Amt geſetzt, da Sie ihnen nicht haben unbekannt ſein können. Mit einem Worte, es iſt hier etwas zu verdienen. Mein Advokat, ein Mann, welcher wohl verdiente, Ihr Nachfolger zu ſein, iſt überzeugt, daß ich eine ungerechte Sache habe, und dennoch getraut er ſich durch Deren gütige Vermittelung, den Proceß wenigſtens zwölf Jahre aufzuhalten, wenn ich tauſend Thaler Gebühren dran wagen wollte. Dieſer Vorſchlag ſcheint mir, unter uns geſprochen, etwas eigennützig zu ſein. Ich habe es anders ausgerechnet. Von dieſen tauſend Thalern würden ungefähr dreihundert Thaler an Sie, als Richter, kommen; Sie ſollen aber fünfhundert davon haben. Zweihundert ſende ich Ihnen hiermit auf Abſchlag, die übrigen dreihundert bekommen Sie ſofort, wenn ich den Proceß ohne Weitläufigkeit gewonnen habe. Ich rede mit einem Manne von Erfahrung; es wird mir alſo nicht ſchwer, Ihnen die Billigkeit meines Suchens verſtändlich zu machen. Nehmen Sie es immer ohne Bedenken an. Sie, mein Herr, können an ihrem ehrlichen Namen nichts weiter verlieren; ich aber kann einen Proceß dadurch gewinnen. Ich verlaſſe mich auf Ihre billige Einſicht, und bin,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochgeehrter Herr Commiſſär,

Es iſt weiter nichts, als eine Zunöthigung von meinen Unterthanen, welche ſich durch den Eigennutz eines ungewiſſenhaften Advokaten haben aufwiegeln laſſen. Die Sache iſt in der That durch die Länge der Zeit und die Bosheit meiner Gegner ſehr verworren. Ich bin erſchrocken, da ich gehört habe, daß die Commiſſion an Sie ausgebracht worden iſt, weil ich weiß, daß Sie ſich vielleicht zu Allem, nur zu keinem Commiſſär ſchicken. Man hat mir von Ihrer Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit ſo viel beſondere Umſtände erzählt, daß ich untröſtbar ſein würde, wenn man mich nicht zugleich verſichert hätte, daß man Sie mit einer Flaſche Wein und einer Hand voll Dukaten zu Allem vermögen könnte, was man verlangt. Ich bediene mich dieſes Mittels deſto lieber, da ich es nicht mißbrauche, ſondern Ihnen nur die Billigkeit meiner Sache deutlich zu machen ſuche, welche Sie außerdem ſo wenig verſtehen. Ich erwarte Sie auf den Sonntag bei mir; meine Pferde ſollen Sie abholen. Wir wollen uns mit einander ſatt trinken, und die Sache dabei überlegen. Damit Sie ſehen, wie erkenntlich ich ſein will; ſo mache ich hier einen Anfang mit einem Dutzend Dukaten. Es ſoll nicht das letzte ſein, das Sie von mir bekommen, und für Ihre Küche will ich ſorgen, ſo lange die Jagd währt. Sie, mein Herr, denke ich doch wohl noch ſatt zu machen. Ich erwarte Sie alſo gewiß, und hoffe ſodann gegen die Gebühr einen beifälligen Bericht von Ihnen zu erhandeln, bin im Uebrigen,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Ich habe gehört, daß Ihnen mein Kläger heute früh ein Fäßchen Auſtern geſchickt hat. Der dumme Teufel! Er weiß noch nicht recht zu leben, wenigſtens verſtehe ich die Praxis beſſer, als er. Auſtern ohne Wein ſind ein ungeſundes Eſſen. Ich habe die Ehre, Ihnen mit einem Feuillet Burgunder aufzuwarten, welchen der Ueberbringer dieſes bei Ihnen abzuladen Befehl hat. Ich hoffe, Sie werden nunmehr nicht einen Augenblick mehr zweifeln, daß meine Sache die gerechteſte ſei; und ich glaube, daß es heute nur Ihr Scherz geweſen, da Sie bei der Ankunft der Auſtern gegen meinen Advokaten gedachten, daß Kläger wirklich viel für ſich habe. Sollten Sie wider Vermuthen bei der Sache noch einigen Zweifel finden; ſo ſteht beim Austrage derſelben noch ein Korb Champagner zu Dienſten. Ich thue Alles, was möglich iſt, Ihnen die Augen zu öffnen. Fällt es Ihnen etwas ſchwer, den Abſchied zu machen, ſo trinken Sie nur ein Paar Bouteillen von meinem Weine. Ich ſtehe Ihnen dafür, rationes decidendi werden ſich ſodann von ſich ſelbſt geben. Unter Erwartung, daß der Burgunder ſeine gute Wirkung thun werde, verharre ich mit aller Hochachtung,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Dero

ergebenſter Diener.

Gnädige Frau Amtmännin,

Der Teufel iſt wieder einmal mit Euerm Herrn gar los. Das bischen Dahlen wird doch den Hals nicht koſten ſollen! Das Menſch ſieht gut aus, es iſt wahr, und ich traf ſie auf der Panſe an; und da habe ich nun ſo etwan mit ihr geſchäkert. Gewiß, Frau Amtmännin, weiter habe ich nichts gethan, oder doch nicht viel mehr. Darüber hätte meine Frau nicht ſollen ein ſolches Lärmen machen. Ich kann ja nichts dafür, daß ſie häßlicher ausſieht. Eine runde derbe Magd iſt mir freilich lieber. Wir Bauern, wir haben Fleiſch und Blut eben ſo gut, wie vornehme Leute. Und wenn man über ſo ein bischen Ehebrechen den Kopf verlieren ſoll, ſo möchte ich wiſſen, wie unſer gnädiger Herr Amtmann ſeinen Kopf ſo lange durchgebracht hat. Mit einem Worte, Frau Amtmännin, ich ſehe die Karte wohl. Mein Gütchen ſticht Euerm Herrn in die Augen. Wißt Ihr was? ganz kriegt ers ſo nicht; ich will was Uebriges thun, es ſoll mir nicht darauf ankommen. Schelme muß man ſchmieren. Die Wieſe hinter Euerm Vorwerke hat der Herr Amtmann ſchon lange gern von mir haben wollen. Ich will ſie ihm geben; ſie iſt unter Brüdern zweihundert Thaler werth. Ich will thun, als wenn ich ſie ihm verkaufte. Da bleibt Alles hübſch in ſeiner Ordnung. Aber darnach muß er mir auch das arme Menſch aus dem Gefängniſſe laſſen davon ſpringen. Ich will ſie ſchon wegbringen, daß ſie nimmermehr wieder ins Amt kommen ſoll. Ueberlegt es immer, gnädige Frau Amtmännin, ich dächte nun ſo, es wäre ein Vorſchlag zur Güte. Auf dieſe Art kriegt Ihr die Wieſe, und die Unkoſten; und wenn ich zum Schwur käme, ſagte mein Advokat, ſo kriegtet Ihr nichts. Leſt Euch aus, was Ihr wollt. Ich nähme die Wieſe, wenn ich an Eurer Stelle wäre. Geſtern habe ich geſchlachtet, da ſchicke ich Euch ein halbes Rind, das mag ein gutes Wort für mich einlegen. Kurz und gut, gnädige Frau Amtmännin, befehlt Euerm Herrn, daß er mich ungeſchoren läßt. Er mag immer einmal durch die Finger ſehen; er hat es ja beim Schulzen auch gethan. Lebt wohl, Frau Amtmännin. An die Panſe will ich gedenken. Seht immer, wie Ihr mir dasmal raushelfſt. Braucht Eure Tochter etwa einen Stein Flachs? Wie geſagt, lebt wohl. Ich bin,

Gnädige Frau Amtmännin,

Euer Hans.

»Ich will meine Leſer nicht fragen, was ſie in dem Falle thun würden, wenn ſie an des Richters Stelle wären und dergleichen Briefe erhielten, wie diejenigen ſind, die ich hier angeführt habe. Ich wenigſtens würde mich ſehr leicht entſchließen, und wenn ich einen noch ſo ſtarken Trieb empfände, mich beſtechen zu laſſen, ſo würde ich mir bei einem dergleichen unvorſichtigen Antrage doch Gewalt anthun, und Wieſe und Wein und Geld, mit einer gerechtigkeitliebenden und unparteiiſchen Miene verachten, um meinen guten Namen zu retten und bei einer beſſern Gelegenheit noch einmal ſo viel zu verdienen. Ein vernünftiger Client, er habe nun eine gerechte oder ungerechte Sache, wird weit behutſamer gehen und

»ſeinen Zweck auch weit eher erlangen. Die Leidenſchaften der Richter ſind wie die Leidenſchaften anderer Menſchen. Den Beifall eines dummen Mäcenaten werde ich mir nicht leichter erwerben, als wenn ich von der Bewunderung rede, zu der ſein Verſtand alle Welt zwingt. Keine Verführungen ſind dem Frauenzimmer gefährlicher, als wenn man ihnen von dem Werthe ihrer Tugenden, von ihrer edlen Grauſamkeit und von unſern unſträflichen und ehrliebenden Abſichten vorpredigt. Ein eigennütziger und parteiiſcher Richter nimmt unſer Lob mit offnem Munde an, wenn wir ihm mit der Hochachtung ſchmeicheln, die ſeine vorgegebene Billigkeit und Unparteilichkeit verdienen. Er fühlt es zwar, daß wir nicht wahr reden; unſere Unwahrheit aber thut ihm ſo wohl, daß er ſich Mühe gibt, zu glauben, es ſei unſer Ernſt, daß er ſich nach und nach ſelbſt zu bereden ſucht, er ſei wirklich der billige und unparteiiſche Mann, von dem wir reden. Er ſinnt bei ſich auf eine Entſchuldigung, wie er das Verfahren rechtfertigen könne, wenn er unſer Geſchenk annehmen wollte. Er ſieht, daß es weniger verdächtig ſein würde, wenn unſere Sache gerecht wäre; er gibt ſich alſo Mühe, unſere Sache gerecht zu finden. Er wendet ſie ſo lange von einer Seite zur andern, bis er eine gute Seite findet; an dieſe hält er ſich. Er entſchuldigt die verdächtige Seite, er bearbeitet ſich endlich, zu glauben, daß unſere ganze Sache gerecht ſei, und erfreut ſich über dieſe Entdeckung. Nunmehr macht er ſich ein Gewiſſen daraus, unſere gerechte Sache unvertheidigt zu laſſen. Seine theure Amtspflicht

»iſt nun die vornehmſte Triebfeder, die ihn nöthigt, ſich unſerer anzunehmen; die Geſchenke aber ſind ein ganz kleiner Nebenumſtand, den er aus lauter Begierde zur Gerechtigkeit ſchon anfängt zu vergeſſen. Wenigſtens ſieht er es nur als eine kleine Erkenntlichkeit an, die wir ſeiner Unparteilichkeit ſchuldig ſind, und die er ohne Bedenken annehmen kann, weil unſere Sache allein die gerechte Sache iſt. Wie viel haben wir gewonnen, wenn wir unſern Richter ſo weit bringen können, daß er ſich Mühe gibt, ſich ſelbſt zu betrügen, daß er vergißt, er ſei beſtochen! Wie nachdrücklich wird er uns unterſtützen, wenn er uns mit einer innerlichen Ueberzeugung unterſtützt! Würden wir dieſen großen Endzweck wohl erlangt haben, wenn wir ihn nicht kunſtmäßig beſtochen hätten?

»Damit es meinen Leſern bei dieſer ſo unentbehrlichen Wiſſenſchaft nicht an Exempeln fehle, ſo will ich deren ein Paar hier einrücken. Es wird ſie ein Jeder nach ſeinen Umſtänden einzurichten und zu verändern wiſſen.«

Mein Herr,

Ich empfinde das Unglück, welches alle redliche Vormünder empfinden, wenn ſie undankbare Mündel herangezogen haben. Ich habe mir wegen meines jungen Vetters weder eine Unachtſamkeit, noch einige Untreue vorzuwerfen; ich habe ſein Vermögen redlich, wenigſtens ſo gut, als das meinige, beſorgt. Deſto mehr muß es mich kränken, da ich erfahre, daß dieſer junge unbeſonnene Menſch bei Ihren Gerichten Klage wider mich erhoben hat. Durch einen Zufall, den ich nicht habe vermeiden können, ſind ein groſser Theil meiner Privatrechnungen verloren gegangen, durch welche ich meine Unſchuld darthun, und den muthwilligen Zunöthigungen meines Mündels vorbeugen könnte. Es würde mich dieſes unruhig machen, wenn ich mit einem andern Richter zu thun hätte, als mit Ihnen, mein Herr. Wie glücklich bin ich, da ich weiß, daß mein guter Name, meine zeitliche Ruhe, von der weiſen Einſicht eines Mannes abhängt, welcher ſich ſeit vielen Jahren den Ruhm verdient hat, daß er der gerechteſte Mann ſei! Sie wiſſen es, mein Herr, und Sie haben die traurigſte Erfahrung ſelbſt gehabt, wie empfindlich es einem rechtſchaffenen Vormunde ſei, dergleichen undankbare Vorwürfe von der ausſchweifenden Jugend anzuhören. Erinnern Sie ſich einmal dieſer Erfahrung, und haben Sie Mitleid mit mir. Eine nachdrückliche Zuredung von Ihnen wird dieſen jungen Menſchen, der von Natur nicht boshaft, ſondern nur verführt iſt, gar leicht wieder in Ordnung bringen. Sein Advokat wird ſich ſeines Unternehmens ſchämen müſſen, wenn er aus Ihren Vorſtellungen ſieht, daß Sie, mein Herr, ſein Beginnen verabſcheuen. Sie werden mich hierdurch mit einemmale aus einer Unruhe reißen, welche mich viele Jahre hindurch beängſtigen, und mir viele Unkoſten verurſachen könnte. Viele hundert Thaler würden kaum zureichend ſein, mich eines Anſpruchs zu entſchütten, welcher mir durch den Verluſt meiner Rechnungen ſehr gefährlich wird.

Es iſt nichts billiger, als daß ich Ihnen eine kleine Verſicherung meiner Erkenntlichkeit gebe. Da ich durch Ihre gütige und vielvermögende Vermittelung ſo viel hundert Thaler erſparen kann; ſo ſind beiliegende zweihundert Thaler nur ein geringer Anfang derjenigen Schuld, die ich abzutragen mir vorgenommen habe. Ich beſchwöre Sie bei Ihrer Amtspflicht, bei Ihrer Begierde, unrechtleidenden Perſonen beizuſpringen, bei dem Ruhme, den Sie ſich bei aller Welt erworben haben, daß Sie ein Feind aller ungerechten Bedrängungen und koſtbaren Rechtshändel ſind, bei der Hochachtung, die ich und die ganze Stadt für Sie hege, beſchwöre ich Sie, betrüben Sie mich dadurch nicht, daß Sie dieſer meiner guten Abſicht eine unrechte Deutung geben. Sehen Sie dieſe Kleinigkeit nicht als etwas an, das mir gehört; ſehen Sie es vielmehr als einen Theil desjenigen an, was Sie durch Ihre Bemühung den Klauen meines ungerechten Gegners entreißen. Dieſer unbillige Menſch würde mir es mit Gewalt abgepreßt haben. Muß ich mich alſo nicht freuen, wenn ich es in den Händen eines rechtſchaffenen Mannes wiſſen kann, welcher es nur anwendet, Arme zu unterſtützen und unrechtleidenden Perſonen beizuſpringen? Nehmen Sie es zu dieſem großen Endzweck an; glauben Sie, daß Niemand ſo begierig iſt, erkenntlich zu ſein, als ich es bin; retten Sie mich aus den Händen eines eigennützigen Gegners, und erſparen Sie einem jungen unbeſonnenen Menſchen die Schande der Undankbarkeit. Hemmen Sie dieſen Rechtshandel, oder zum mindeſten helfen Sie mir ohne Weitläuftigkeit zu dem Rechte, das ich habe, und doch ſchwer beweiſen kann. Von einem ſo erfahrenen, gelehrten und rechtſchaffenen Manne, als Sie ſind, mein Herr, iſt dieſes noch das Wenigſte, was ich erwarten kann. Von mir erwarten Sie Hochachtung und Dankbarkeit, ſo lange ich lebe. Ich bin,

Mein Herr ꝛc.

der Ihrige.

Hochgeehrteſter Herr Commiſſär,

Meine unruhigen Bauern haben wenig gewonnen, daß ſie die Unterſuchung an Sie ausgebracht haben. Meine Sache hätte in keine glücklichern Hände, als in die Ihrigen, fallen können, da Sie ein Mann ſind, der Einſicht, Erfahrung und Billigkeit hat. Verzeihen Sie mir ein Lob, das ich Ihnen nicht unter die Augen ſagen ſollte, da ich Ihre Beſcheidenheit kenne. Es iſt das erſtemal, daß ich die Ehre habe, an Sie zu ſchreiben, und es liegt mir daran, daß Sie wiſſen, wie genau ich Sie dem ungeachtet kenne. In der That ſage ich nichts weiter, als was mich Ihre Obern von Ihnen weit umſtändlicher und noch weit rühmlicher verſichert haben. Darf ich es wohl geſtehen, daß ich hohen Orts ſelbſt Anlaß gegeben habe, Sie zum Commiſſar in dieſer Sache zu erbitten? Vielleicht iſt Ihnen die Arbeit ſehr beſchwerlich; aber entſchuldigen Sie immer meine Freiheit. Rechtſchaffene und geſchickte Männer, wie Sie ſind, ſucht man auch wider ihren Willen. Die Sache iſt durch die Länge der Zeit und die Bosheit der Gegner, in der That ſehr verworren; aber deſto nöthiger iſt mir der Beiſtand eines ſo unparteiiſchen Richters. Ich verurſache Ihnen Mühe, für die ich gewiß erkenntlich ſein werde. Sollten Sie etwa baaren Verlag, oder ſonſt Aufwand nöthig haben; ſo überſende ich hier ein Dutzend Dukaten. Dem ungeachtet erwarte ich Ihre Liquidation vollſtändig. Bei einer ſo außerordentlichen Arbeit, als dieſe iſt, müſſen Sie durch Ihren Fleiß und Unparteilichkeit den geringſten Schaden nicht leiden. Ich würde ſehr gern ſehen, wenn ich noch vor dem Termin aus der Sache mündlich mit Ihnen ſprechen könnte. Meine Pferde ſollen ſie abholen. Ich höre, Sie ſind ein Liebhaber von der Jagd; halten Sie ſich ein Paar Tage bei mir auf, wir wollen uns wohl vergnügen. Ich ſende Ihnen einen kleinen Friſchling. Sehen Sie einmal, ob es ſich nicht der Mühe verlohnt, ſie zu ſchießen. Ich erwarte Sie gewiß. Einen freundlichen Wirth und ein gutes Glas Wein ſollen Sie finden. Ich bin mit der aufrichtigſten Zuneigung,

Mein Herr,

Ihr Diener.

»Dieſe beiden Briefe ſagen in der That eben
»dasjenige, was die ſagen, welche ich oben einge-
»rückt habe. Sie drücken es nur auf eine feinere
»Art aus; und ein Richter muß in der That ſehr
»unempfindlich, oder ganz altväteriſch ſein, wenn
»er ſich nicht auf dieſe Art gewinnen läßt.

»Es gibt noch eine feinere Art, den Richter zu

»beſtechen. Dieſes geſchieht im Spielen. Ein Client
»hat viel gewonnen, wenn er es dahin bringen
»kann, daß er mit ſeinem Richter ein hohes Spiel
»ſpielt. Ein Richter, der ſich ſo weit verläugnen
»kann, daß er Geſchenke nimmt, wird gemeiniglich
»auch bei dem Spiele eigennützig genug ſein. Alsdann
»erfordert es die Klugheit, daß wir ſo viel
»verſpielen, als nur möglich ſein will. Wir wagen
»nichts, wenn er unſere Abſichten auch merkt.
»Es iſt deſto beſſer für uns. Er kann keinen anſtändigern
»Vorwand haben, unſer Geld an ſich
»zu bringen, als durch den Gewinnſt; er ſucht
»aber auch weiter nichts, als einen anſtändigen
»Vorwand, und iſt wegen der Abſichten unbekümmert,
»in denen wir es verſpielen. Wir werden
»wohlthun, wenn wir ihm das Geld, das er gewonnen
»hat, nicht gleich bezahlen. Man ſchickt
»es den nächſten Morgen darauf, und thut, als ob
»man ungewiß wäre, wie viel man eigentlich verſpielt
»habe. Bei dieſer Ungewißheit bekommt man
»Gelegenheit, ihm noch einmal ſo viel zu ſchicken,
»als er bekommen ſollte. Ich würde ungefähr dieſen
»Brief dazu ſchreiben.«

Mein Herr,

Sie werden ſich nun nicht mehr wundern, wenn ich Ihnen die Urſache ſage, warum ich geſtern Abends in einer beſtändigen Zerſtreuung geſpielt habe. Der Advokat meines Gegners iſt bei mir geweſen und hat mich ſo lange aufgehalten, bis ich zu Ihnen ging. Der ungewiſſenhafte Mann! Seine Bosheit hat neue Waffen erdacht, mich niederzuwerfen. Bei der gerechteſten Sache, die ich habe, kann ich doch der unglücklichſte Mann werden. Er macht gar kein Geheimniß daraus, daß er nicht eher ruhen will, bis er mich ganz mürbe gemacht. Seine Wuth geht ſo weit, daß er ſelbſt Sie, mein Herr, nicht ſchont, und in allen Geſellſchaften ungeſcheut vorgibt, Sie wären der Einzige, der ſich einkommen ließe, ihn an ſeinem Rechte zu hindern. Ein ſolcher Vorwurf muß einen gerechten und unparteiiſchen Mann, wie Sie ſind, mehr vergnügen, als kränken. Sie alſo, mein Herr, ſind nach dem Bekenntniſſe Ihrer und meiner Feinde noch der Einzige, der meine gute Sache unterſtützt. Wie glücklich bin ich, wenn Sie die Gütigkeit haben und ſich derſelben ferner annehmen! Es muß Ihnen natürlich ſein, dieſes zu thun, da Sie ein ſo billiger Mann ſind. Wenigſtens würden es meine Feinde für eine Frucht ihrer Drohungen halten, wenn Sie anfingen, derſelben mit wenigerm Eifer ſich anzunehmen. Nein, das läßt ſich von Ihnen gar nicht denken. Meine gerechte Sache und mein gerechter Richter laſſen mich dabei ganz ruhig ſein. Ich bin mit unveränderter Hochachtung,

Mein Herr ꝛc.

N. S.

Hier überſende meine geſtrige Spielſchuld. Meine Zerſtreuung iſt ſo groß geweſen, daß ich vergeſſen habe, wie viel ſie eigentlich betragen. War es mehr, ſo bitte, mir es zu melden; ich werde es mit Danke zahlen.

»Wäre der Richter wider Vermuthen ſo großmüthig und wollte das Uebrige zurückſchicken, ſo traue ich einem Jeden zu, daß er ſo viel Erfindung haben wird, wahrſcheinlich zu behaupten, es ſei wirklich ſo viel geweſen. Leute, die begierig ſind, Geld zu nehmen, machen es uns nicht ſauer, wenn wir ſie überführen wollen, daß ſie ſchuldig ſind, es anzunehmen.

»Ich will hier eines Fehlers gedenken, den viele Clienten begehen, wenn ſie dem Richter ihre Sache empfehlen. Sie haben in der That die Abſicht, erkenntlich zu ſein, wie man es nennt, oder legal zu reden, den Richter zu beſtechen. Sie verſichern ihn deſſen ſowohl mündlich, als ſchriftlich; ſie geben ihm aber weder mündlich noch ſchriftlich etwas. Dieß iſt ein großer Fehler! E formula cadunt, ſagt der Juriſt! So behutſam man ſein muß, einem Richter zu ſagen, was man denkt; ſo ungeſchickt iſt es doch, ihn nur mit Verſprechungen aufzumuntern. Männer, die die Gerechtigkeit verauctioniren, müſſen baares Geld ſehen, oder ſie ſehen gar nichts. Wie wollen wir ihnen zumuthen, daß ſie, was wir wünſchen, thun, und ſich nur auf unſere Großmuth verlaſſen ſollen? Trauen wir ihnen vielleicht nicht, und glauben wir, daß unſer Geſchenk etwa vergebens angebracht ſein möchte? Es iſt möglich; aber dergleichen Mißtrauen müſſen wir nicht an uns merken laſſen, oder der Schade iſt unerſetzlich, den wir uns zuziehen. Wir müſſen bei dem Richter etwas wagen, da wir etwas bitten; der Richter hat nicht Urſache, bei uns etwas zu wagen. Was ſoll der Richter für einen Vorwand haben, uns

»an unſer Verſprechen zu erinnern, wenn er gethan hat, was wir wünſchten, und wir das nicht erfüllen, was wir ihm verſprochen? Ich will ein Formular von einem dergleichen leeren Briefe hier einrücken, um meine Leſer wohlmeinend davor zu warnen.«

Hochzuehrender Herr Rath
und Amtmann,

Ich hoffe, meine gerechte Sache wird bei dem letztern rechtlichen Verfahren ſo deutlich geworden ſein, daß ich mir nichts Gewiſſeres verſprechen kann, als einen guten Ausgang des Proceſſes. Inzwiſchen weiß ich, wie viel auf Sie ankommt, um die Cabale meines Gegners zu zernichten, welcher ſo boshaft iſt, zu wünſchen, daß die Sache wenigſtens ſehr ſpät verloren werde, wenn er ſie ja einmal verlieren müſſe. Ich verlaſſe mich auf Ihre gute Vermittlung, und auf den Ruhm, den Sie als ein gerechter Mann haben. Die außerordentlichen Bemühungen, die ich Ihnen dadurch verurſache, verdienen meine ganze Erkenntlichkeit. Ich wage es noch nicht, jetzt einen Anfang damit zu machen, da ich wohl weiß, wie empfindlich ein Mann von Ihrem Charakter ſein muß, wenn ihm etwas angeboten wird, das ihn verdächtig machen könne, weil Andere die guten und billigen Abſichten nicht wiſſen. Helfen Sie mir aus dieſem beſchwerlichen Handel. Da ich Ihnen auf dieſe Art ſo viel Mühe mache und Ihnen eine Laſt aufbürde, die ich nicht von Ihrem Amte, ſondern nur von Ihrer Freundſchaft verlangen kann, ſo iſt es weiter nichts, als nur ein geringer Anfang meiner Erkenntlichkeit, wenn ich Ihnen Verſicherung gebe, daß ich nach völliger Beendigung der Sache Ihnen wenigſtens mit fünfzig Dukaten aufwarten, und über dieſes mich für einen beſtändigen Schuldner von Ihnen erkennen werde. Ich überlaſſe mich Ihnen mit dem größten Vertrauen, und bin unausgeſetzt,

Hochzuehrender Herr Rath
und Amtmann,
Ihr
ergebenſter Diener.

»Ein dergleichen lediger Brief ohne Saft und »Kraft, und ohne den geringſten bündigen Beweis, »verdient eine Antwort, wie etwa die folgende iſt.«

Mein Herr,

Ich werde mich freuen, wenn Ihre Sache ſo beſchaffen iſt, daß ſie zu Ihrem Vortheile ausſchlagen muß. Ich werde nichts thun, als was die Gerechtigkeit erfordert, um das Vertrauen zu verdienen, ſo Sie gegen mich äußern. Kläger hat allerdings viel für ſich, das werden Sie ſelbſt nicht läugnen können. Indeſſen will ich keinen Fleiß ſparen, Ihre Hoffnung, ſo gut es möglich ſein will, zu erfüllen und mich bei Ihnen von einem empfindlichen Verdachte zu rechtfertigen, als wäre ich auf die Gerechtigkeit der Sache nur alsdann erſt aufmerkſam, wenn man mir eine Belohnung von ferne weiſt. Wodurch habe ich bei Ihnen ein ſo bitteres Kompliment verdient? Sie hätten es nicht thun ſollen, mein Herr; und ich muß geſtehen, daß mich Kläger in dieſem Stücke beſſer kennt. Aber es ſei drum; dem ungeachtet will ich Ihnen zeigen, daß dieſe kleine Beleidigung mich nicht hindert, mit aller Ergebenheit zu ſein,

Mein Herr,

Ihr Diener
***

»Wir erſparen dem Richter die Mühe, roth zu »werden, und uns viel beſchwerliche Komplimente »und Krümmungen, wenn wir ihn beſtechen, ohne »ein Wort im Briefe davon zu ſagen. Es iſt »auch dieſes Mittel das beſcheidenſte, und für den »Richter das ſicherſte, da er kein Bedenken haben »kann, unſern Brief Allen zu zeigen, die ihn ſehen wollen, weil ſie doch nur den Brief, und »nicht dasjenige ſehen, was im Briefe gelegen hat. »Seine Antwort an uns iſt ihm deſto weniger gefährlich, weil nur wir ſie verſtehen, und ſie für »den dritten Mann ein Räthſel bleibt. Wenn ich »alſo meine gerechte Sache durch ein Paar Dutzend »Dukaten begreiflich machen wollte; ſo würde ich »ſie ungefähr mit dieſem Briefe überſenden.«

Herr Commiſſar,

Mein Agent hat mir gemeldet, daß Sie ſich entſchloſſen haben, in meiner Sache des näheſten Bericht zu erſtatten. Ich empfehle Ihnen nochmals Alles aufs beſte. Ich verlange weiter gar nichts, als was die Gerechtigkeit haben will. Es würde ganz vergebens ſein, mehr von Ihnen zu fordern; aber ich kann ruhig ſein, daß ich Sie bei dieſer Gelegenheit habe als einen Mann kennen lernen, der billig und einſehend iſt. Alles, was ich bitte, iſt dieſes, daß Sie die ungegründeten Zunöthigungen meiner Unterthanen in Ihrem Berichte ſo deutlich aus einander ſetzen, und ſo gründlich widerlegen, daß Alle, die ihn leſen, eben ſo davon überzeugt werden, als Sie es ſind; und daß dem Gegentheile nichts übrig bleibt, die Sache länger zu verzögern. Mein Agent hat Ordre, den Bericht ſofort abzulöſen, und wenn Sie es verlangen, Vorſchuß zu thun. Da Sie mir alle Gelegenheit benommen haben, mich dankbar gegen Sie zu erzeigen, ſo kann ich doch wenigſtens dieſes nicht geſchehen laſſen, daß Sie meinetwegen ſich in koſtbaren Vorſchuß ſetzen ſollen. Ich bin unverändert,

Mein Herr,

der Ihrige ꝛc.

»Wenn nun ein Paar Dutzend Dukaten in dieſen ſtummen Brief gelegt worden, ſo kann ihn der Herr Commiſſar ganz ſicher alſo beantworten:«

Gnädiger Herr,

Sie beſitzen die Geſchicklichkeit, Ihre gerechte Sache ſo deutlich und überzeugend vorzutragen, daß man nicht einen Augenblick anſtehen kann, Ihrer Meinung beizupflichten. Ich habe, ſobald ich Ihren Brief erhielt, die Akten noch einmal ſorgfältig durchgeſehen, und finde in der That, daß die Zweifel, die ich mir machte, ſo erheblich nicht ſind, als ich vorher meinte. Der Bericht wird morgen abgehen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß er Ihnen nicht nachtheilig iſt. Ihr Agent hat ihn abgelöst und mich genöthigt, zwanzig Thaler Vorſchuß anzunehmen. Gewiß, gnädiger Herr, Sie ſind gar zu ſorgfältig, und Ihr Agent faſt zu eigenſinnig, daß er über dieſen Vorſchuß nicht einmal Quittung von mir annehmen wollen. Ich werde Gelegenheit ſuchen, die Sache ſo einzurichten, daß Sie Ihre Aufmerkſamkeit und Achtung gegen mich nicht einen Augenblick gereut. Sie haben böſe verſtockte Unterthanen, ein hartnäckiges Volk! Noch bis auf dieſe Stunde habe ich nicht einen Dreier Commiſſionsgebühren von ihnen bekommen können. Sie ſind eine blinde Heerde, die ſich von ihrem ungewiſſenhaften Advokaten irre führen läßt; fiat justitia, pereat rusticus! (Es geſchehe das Recht, der Bauer gehe zu Grunde.) Die Leute wollen es nicht beſſer haben. Ich habe meine ſchwere Pflicht auf mir; Allen kann ich es unmöglich recht machen. Ich habe Ihrem Agenten im Vertrauen geſagt, wo er ſich wegen des Berichts melden ſoll. Ein guter Bericht braucht dennoch einen guten Vortrag. Ich weiß, gnädiger Herr, Ihnen darf man eine dergleichen Sache nur halb ſagen, ſo verſtehen Sie ſolche ganz. Ich bin mit der größten Ehrfurcht,

Gnädiger Herr,

Deren unterthäniger Diener
***

»Das wären alſo einige Proben, wie man einen »gewinnſüchtigen Richter mit Gelde zahm machen »ſoll. Allemal aber geht das nicht an. Es gibt »unter ihnen Leute, welche von ihrer Pflicht ſo »enge Begriffe haben, daß man ihnen, ungeachtet »aller nur möglichen Behutſamkeit, dennoch kein »baares Geld anbieten darf, ohne ſie zu beleidigen »und uns ihrer bitterſten Empfindlichkeit auszuſetzen. Um deßwillen iſt es ſehr nöthig, daß man »die Denkungsart eines jeden Richters wohl prüfe, »ehe man hier einen Schritt wagt. Nimmt der »Richter kein baares Geld, ſo bleiben doch noch »hundert Wege übrig, ſeine theure Pflicht zu überraſchen. Ich kenne einen Mann, welcher ſich gewiß ſehr unbändig anſtellen würde, wenn man »ihm anſinnen wollte, fünfzig Thaler zu nehmen; »und eben dieſen gewiſſenhaften Mann will ich »mit einem halben Eimer Wein weiter bringen, »als einen weniger gewiſſenhaften Richter mit fünfzig Thalern. Nur das baare Geld hat ein ſo »verhaßtes Anſehen, und Viele ſind ihrer Mutterſprache ſo wenig mächtig, daß ſie glauben, das »Wort, ſich beſtechen laſſen, werde nur in dem »Falle gebraucht, wo ein Richter baares Geld annimmt. Man mache ſich die Unwiſſenheit zu Nutze. »Es iſt aber nöthig, daß ſolches mit eben der Vorſicht geſchehe, die ich in dem Vorhergehenden mit »vieler Sorgfalt angerathen habe. Ein geſchickter »Client muß ſo erfindſam ſein, daß er für ein jedes Geſchenk einen anſtändigen Vorwand hat. »Damit meine Abhandlung auch in dieſem Falle »praktiſch werde, ſo will ich einige Exempel mittheilen. Ich habe oben einen Brief eingerückt,

»wo der Beklagte die Auſtern ſeines Klägers mit »einem Feuillet Burgunderwein überboten hat. Ich »will dieſes Thema noch einmal annehmen.«

Hochgeehrter Herr Kammerrath,

Mein Freund in Straßburg hat etliche Piecen Burgunderwein an mich ſpedirt, und gebeten, ihm einen Kaufmann dazu zu verſchaffen. Ich ſchicke Ihnen hier zur Probe ein Feuillet, weil ich weiß, daß ſie ein Kenner ſind; Sie werden finden, daß er ſehr gut iſt. Haben Sie die Gütigkeit, und trinken ihn auf meine Geſundheit. Können Sie Jemanden erfahren, der eine Partie davon kaufen will, ſo werden Sie meinen Freund und mich Ihnen ungemein verbinden. Ich habe von einem ſichern Freunde aus Hamburg ein Paar Fäßchen Auſtern bekommen; ſie ſind aber bei jetziger warmen Witterung ſo ſchlecht, daß ich mich ſchämen muß, Ihnen mit ſo elendem Zeuge aufzuwarten. Es iſt mir nicht allein, ſondern allen Kaufleuten ſo gegangen, die mit der letzten Poſt Auſtern erhalten haben. Ich erwarte künftige Neujahrmeſſe etliche Körbe Champagner, etwas Extrafeines. Ich bin,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Dero ergebenſter Diener,

***

N. S.

Wie ſteht es denn mit dem Proceſſe? Mein Advokat iſt gar zu ſaumſelig. Nehmen Sie ſich meiner an, ſo viel billig iſt.

»Etliche Klaftern Holz vor die Thüre des Richters geführt, ſie, ohne lange zu fragen, abgeladen, »wieder fortgefahren, und ſodann erſt den Brief übergeben, thut bei einer geringen Sache ſeine gute »Wirkung. Was will ein gewiſſenhafter Richter »in der Angſt anfangen, wenn das Holz einmal »da liegt, und Niemand mehr da iſt, der es wieder »wegfahren will? Inzwiſchen muß man doch dieſem Geſchenke, ſo gering es iſt, einen gewiſſen »Anſtrich geben, damit es einen Werth erhält, und »nicht beleidigt. Vielleicht geht es auf dieſe Art an.«

Mein Herr,

Es iſt ein Mißverſtändniß von meinem Verwalter geweſen, daß er Ihnen im vorigen Herbſte nicht mehr, als eine Klafter Holz, ausgezeichnet hat. Hier ſende ich deren noch vier. Ueber den Preis wollen wir uns auf die Oſtermeſſe vereinigen. Ich bin ohnedem noch Ihr großer Schuldner; aber ich werde auf Mittel denken, es nicht länger zu bleiben. Wird denn meine Sache bald zum Berichte reif ſein? Ich wünſche ſehr, daß ich endlich aus dem böſen Handel kommen möge. Mein einziger Troſt iſt noch dieſer, daß ich mit einem ehrlichen Manne zu thun habe, der ein unparteiiſcher Richter, und mein Freund iſt . . .

A propos! Ich laſſe ſechs Mitteleichen fällen. Ich habe ſie der Frau Liebſten zu Ihrem neuen Gartenhauſe verſprochen. Aber dafür behalte ich mir die Erlaubniß vor, auf Johannis einen friſchen Hering darin zu eſſen, wenn es fertig ſein wird. Sie ſehen, daß ich nichts umſonſt thue. Den

Braten bringe ich ſelbſt mit, und für Wein mag meine Frau ſorgen. Ich bin mit der alten deutſchen Redlichkeit,

Mein Herr,
Ihr
guter Freund und Diener,
* * *

»Ich habe einen guten Freund, der ſeinen Proceß mit nachſtehendem Briefe gewonnen hat. So »wenig gehört oft dazu, glücklich zu ſein, wenn »man die ſchwache Seite des Richters entdeckt »hat, und ſeinem Geſchenke, wenn es auch das »wichtigſte nicht iſt, ein gutes Anſehen zu geben »weiß.«

Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Doktor,

Man hat mir geſagt, daß Ihnen in Ihrem ſchönen Münzkabinet noch drei Glockenthaler fehlen. Ich habe die Doubletten davon, und warte Ihnen damit auf. Sie werden mir nicht zumuthen, etwas dafür zu nehmen. Vielleicht haben Sie künftig einmal einige Stücke doppelt, und erlauben mir etwas davon. Weil Sie ein Kenner ſind, ſo bitte ich mir Ihre Gedanken über beiliegende Gemme aus. Sie ſoll vom Kaiſer Galba ſein. Das Geſicht gibt es, wenn ich anders den Sueton recht verſtanden habe. Wäre dieſe Gemme ächt, was ich glaube, ſo verdiente ſie wohl einen Platz in Ihrer Sammlung. Bei mir wird ſie nicht geſucht, weil ich weder auf alte Münzen, noch alte Gemmen viel halte. Ich habe meinem Gerichtsverwalter befohlen, Ihnen dieſe Stücke ſelbſt einzuhändigen, wenn er ſich die Ehre geben wird, Ihnen meine Läuterungsſache beſtens zu empfehlen. Die Bauern mißbrauchen die Nachſicht der Geſetze. Ich bin unverändert

Ew. Wohlgeb.

ergebenſter Diener,

* * *

»Ich könnte noch viel andere Exempel anführen,
»wie man ſeine Geſchenke an den Richter bringen
»müſſe, ohne den Wohlſtand zu beleidigen. Aber
»dieſes mag inzwiſchen genug ſein, weil ich jetzt
»nicht Willens bin, eine weitläuftige Abhandlung,
»ſondern nur einen Verſuch von der Kunſt, zu
»beſtechen, zu ſchreiben.

»Ich wollte wünſchen, daß ich gewiſſe Regeln
»geben könnte, wie eigentlich das Verhältniß zwi=
»ſchen der Sache, um derentwillen man den Richter
»beſticht, und zwiſchen dem Geſchenke ſein müſſe.
»Es iſt aber ſehr ſchwer, etwas Zuverläſſiges dar=
»über zu ſagen, weil die Perſon des Richters und
»des Clienten oft ein anderes Verhältniß ausma=
»chen, und weil noch öfter darauf geſehen werden
»muß, wie verzweifelt unſere Sache ſchon iſt, die
»wir retten wollen.

»Die Hauptregel iſt wohl dieſe, daß man lieber
»zu viel, als zu wenig thue. Bei einem Richter,
»der nicht gar zu niederträchtig iſt, muß wenigſtens

»fünf Procent von dem Werthe der Sache gerechnet werden, die wir erlangen oder retten wollen. Bei einem hungrigen Richter kann man auch wohl weniger thun. Kleinigkeiten ſind von Zeit zu Zeit nöthig, um uns bei dem Richter in gutem Andenken zu erhalten; aber man muß ſie oft wiederholen, und ſich nicht zu ſehr darauf verlaſſen. Wie auf dem Lande alles wohlfeiler iſt, als in großen Städten, ſo iſt es auch mit der Gerechtigkeit. Man hat mir einen Gerichtsverwalter genannt, welcher ſich mit einer Kanne Butter blind machen läßt; bei uns iſt kaum ein Faß hinreichend.

»Weil ich einmal auf die Beſtechung von Viktualien komme, ſo will ich eine ungefähre Taxordnung machen, wie man ſich dabei zu verhalten hat.

»Wir wollen vorausſetzen, der Beſitzer eines mittelmäßigen Landgutes von 12,000 Thalern wird in Anſpruch genommen, daß er ſolches durch ein falſches Teſtament an ſich gebracht habe. Damit man nun eine Mittelſtraße nehmen darf, ſo ſoll der Proceß in einer kleinen Stadt anhängig ſein. Ich ſetze auch voraus, daß des Beklagten Sache ziemlich unrecht ſei. Auf dieſe beſtimmten Fälle würde ich die Taxordnung etwa ſo einrichten:

»1) Bei Inſinuation der Klage, dem Amtsboten einen halben Gulden und ein Glas Branntwein. Es iſt bekannt, wie viel Einfluß oft der kleinſte Diener der Gerechtigkeit in einer Sache hat.

»2) Bei der Litisconteſtation, der Frau Amtmännin einen Scheffel Weizen, einen Truthahn, und einen Schinken.

»3) Binnen der Zeit, wo rechtlich verfahren

»wird, erhält man den Richter durch verſchiedene kleine Gefälligkeiten in Aufmerkſamkeit. Man richtet ſich nach der Jahreszeit; der mittlere Preis iſt eines Gulden werth.«

»**Nota bene!** Den Gerichtsactuar nicht zu vergeſſen!

»4) Bei Verſendung der Akten zum Verſpruche Rechtens würde ich höchſtens ein Paar Scheffel Haber, und mehr nicht geben. Es kommt dabei auf den Unterrichter ſo gar viel nicht an, und dennoch muß man ihn im Athem erhalten.

»5) Bis zum Gegenbeweiſe, wie Num. 3.

»6) Aber nun geht das Opfern an! Den Gegenbeweis lege man einem fettgemäſteten Ochſen zwiſchen die Hörner. Man müßte mit einem Heiden zu thun haben, wenn ihm bei dieſem Anblick das Herz nicht brechen ſollte.

»7) Der größte Vortheil beſteht im Zeugenverhören. Außerdem, daß ein Beklagter ſeine Zeugen noch vor dem Termin gehörig zuzurichten wiſſen muß, ſo iſt nöthig, daß man demjenigen, der die Zeugen vernehmen ſoll, die Zunge wohl löſe. Niemand, als wer eine gute Kenntniß der praktiſchen Rechte hat, kann wiſſen, wie viel bei einer vortheilhaften Zeugenausſage auf eine vortheilhafte Frage ankomme. **Pecuniam in tempore negligere, maxima saepe parsimonia est,** oder wie es im Deutſchen lautet: Hier bekommt der Amtmann ſo viel Getreide, daß er noch einen Ochſen mäſten kann, und Butter in Menge. Derjenige, welcher zunächſt unter ihm arbeitet, erhält ein Bällchen feine Leinwand; der dritte in der Reihe, dergleichen, etwas ſchlechter; und alle

»Schreiber, wie ſie folgen, bekommen ihren Antheil von der Beute.

»8) Bei dem Verfahren, wie bei der dritten Nummer; aber doppelte Doſen. Inzwiſchen wird zum Urtheil beſchloſſen. Erlangt man nun durch dieſes Recept ein gutes Urtheil, ſo wollte ich wohl rathen, daß man wegen der künftigen Zeiten die ganze Richterſtube auf das ererbte, und durch Urtheil und Recht beſtätigte Landgut bitten, und bei dem Leicheneſſen der Gerechtigkeit nichts ſparen möchte, das Wohlwollen des Richters gegen uns zu befeſtigen.

»Aus dieſem kurzen Plane wird man ſehen, wie man bei dem Fortgang der Sache, oder in andern Fällen, verfahren müſſe. Es bezieht ſich dieſer Plan nur auf die Taxordnung der Viktualien; es verſteht ſich aber von ſich ſelbſt, daß man in ſolchen wichtigen Proceſſen zu eben der Zeit, wo man bei des Richters Frau in der Küche ſeine Nothdurft vorſtellig macht, auch in des Richters Stube durch baares Geld der Sache den Ausſchlag gebe.

»Es gibt außer dem baaren Gelde und den Viktualien noch andere Arten, einen Richter zu beſtechen. Eine Fürbitte aus dem Munde einer ſchönen Frau macht oft einen überzeugendern Eindruck, als zwanzig alte Rechtsgelehrte. Ich unterſtehe mich in dieſem Falle nicht, Jemanden etwas zu rathen. Ein Jeder muß wiſſen, wie empfindlich er dabei iſt, wie viel ihm daran liegt, ſeinen Proceß zu gewinnen, und wie der Richter geſinnt ſei. So viel bleibt ausgemacht, daß das Recept probat iſt. Ich kenne einen Gerichtsſchöſſer auf

»dem Lande, der ſeinem Edelmann die Gerechtigkeit abgepachtet, und den ſeltenen Ruhm bis dieſe Stunde behauptet hat, daß er gegen alle Bauern unparteiiſch iſt, nur diejenigen ausgenommen, welche ſchöne Weiber haben.

»Ich glaube, es iſt bei dieſer Sache noch ein Mittel zu treffen. Ein Frauenzimmer kann oft durch unſchuldige Freiheiten den Eigenſinn des ernſthafteſten Richters brechen. Sollte man nicht am beſten thun, wenn man ſich der Willkür ſeiner Frau überließe? Liebt ſie uns, ſo wird ſie das Spiel nicht höher, als auf eine erlaubte Koketterie treiben, und dem Richter höchſtens unſchuldige Freiheiten verſtatten; liebt ſie uns aber nicht, . . . ja, meine Herren, da kann ich Ihnen ſelbſt nicht rathen; liebt ſie uns nicht, ſo wird ſie immer Gelegenheit finden, zu thun, was ſie will, ohne allemal darauf zu ſehen, ob ſie uns einen Proceß damit gewinnt.

»Ohne Jemandem bei dieſer bedenklichen Sache etwas zu rathen, will ich hier ein paar Briefe liefern. Der Richter ſoll von vornehmem, der Beklagte von geringem Stande ſein. Deſto wahrſcheinlicher wird die Sache.«

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr,

Ich unterſtehe mich noch einmal, Ew. Excellenz die Sache meines Mannes unterthänig zu empfehlen. Die hohen Verſicherungen, die Sie mir vor einigen Wochen mündlich gaben, ſind durch die Bosheit unſers Gegners fruchtlos gemacht worden. Es muß mir dieſes deſto empfindlicher ſein, da ich weiß, daß Ew. Excellenz von der ungerechten Zunöthigung des Klägers überzeugt ſind. Man unterfängt ſich nunmehr, meinen Mann auch um deßwillen doppelt zu verfolgen, da Ew. Excellenz die hohe Gnade gehabt haben, ihn Ihres Schutzes zu verſichern. Behaupten Sie, gnädiger Herr, Ihr Anſehen, und zugleich die Gerechtigkeit unſerer Sache. Ich werfe mich Ihnen zu Füßen; laſſen Sie ſich die unſchuldigen Zähren einer Unglücklichen rühren, welche ſchon in den erſten Wochen ihres Eheſtandes alle die Bitterkeit empfindet, von welcher oft eine Ehe von vielen Jahren ganz befreit iſt. Das Unglück, das meinem Manne droht, zwingt mich, durch mein ungeſtümes Bitten die Gnade Ew. Excellenz zu mißbrauchen. Nur dasmal retten Sie uns noch! Wie leicht muß es Ihnen fallen, da Sie ſo großmüthig und gerecht ſind! Ich bin dafür mit der tiefſten Ehrfurcht

Ew. Excellenz

demüthigſte Dienerin.

»Das verſteht ſich ſchon von ſich ſelbſt, daß die
»Verfaſſerin des Briefes jung und ſchön ſein muß.
»Außerdem wäre es ein ſehr leerer und trockner
»Brief. Aber eine ſchöne Unglückliche, die ſich
»thränend zu unſern Füßen wirft, die in den er-
»ſten Wochen ihres Eheſtandes ſo viel Verfolgung
»unſchuldiger Weiſe ausſtehen muß, dieſe, däucht
»mich, verdient noch wohl, daß man ihr alſo
»antworte:«

Madame,

Ihr Unglück rührt mich. Ich habe mir die Akten vorlegen laſſen; ich finde aber verſchiedene bedenkliche Umſtände, die, wie es ſcheinen will, Ihrem Manne ſehr nachtheilig ſind. Ich werde mich freuen, wenn Sie mich überzeugen können, daß meine Beſorgniß ungegründet ſei. Eine mündliche Unterredung iſt dazu wohl am geſchickteſten. Ich bin den ganzen Tag beſchäftigt; früh um ſechs Uhr aber werde ich noch ungeſtört ſein. Ich erwarte Sie in meinem Kabinet. Mein Kammerdiener hat Ordre, Sie durch die Gallerie zu mir zu führen. Faſſen Sie Muth. Ich wenigſtens will thun, was in meinem Vermögen iſt. Leben Sie wohl!

»Es ſetze ſich ein Jeder in die Umſtände des
»Beklagten. Die Sache iſt auf dem Wege, ge-
»wonnen zu werden. So viel iſt gewiß: wird der
»Vorſchlag angenommen, ſo kann er verſichert ſein,
»daß er in einer Stunde mehr gewinnt, als er in
»zehn Jahren durch die koſtbarſte Chicane nicht
»erlangt. Soll er ſeine Frau in das Kabinet ſchi-
»cken? Was ſoll ich ihm rathen? Gewiß, das weiß
»ich nicht; ſo viel weiß ich, daß ich lieber Richter,
»als Beklagter, ſein möchte.

»Wenn man das Wort beſtechen im weitläufti-
»gern Verſtande, und zwar dafür annimmt, daß
»es eine Kunſt ſei, durch welche der Kläger oder
»der Beklagte ſich der herrſchenden Leidenſchaften
»des Richters unmittelbar, oder durch andere Per-
»ſonen dergeſtalt zu bemächtigen weiß, daß er ihn

auf ſeine Seite ziehen, und den Proceß nach ſeinen Abſichten herum leiten, und zu Ende bringen kann; wenn es, ſage ich, in dieſem Verſtande genommen wird, ſo kann man gar wohl behaupten, daß ein Richter auch durch die Furcht beſtochen werden könne. Es gibt deren verſchiedene, welche die Welt ſo wohl kennen, daß ſie ſich mehr vor ihren Obern, als vor ihrem Gewiſſen fürchten. Viele müſſen ſtumm ſein, um bittere Vorwürfe zu vermeiden; noch andere ſind in ihrer Wirthſchaft gewiſſen Zufällen ausgeſetzt, welche ſie ſehr zahm machen. Von einer jeden dieſer Arten will ich eine Probe geben: ein billiger Client wird ſie nicht mißbrauchen, und kann er es ganz vermeiden, ſie gar nicht gebrauchen.«

Mein Herr,

Ich habe geſtern Mittags bei Seiner Excellenz, dem Herrn von ***, geſpeiſt. Die Gnade, welche Dieſelben ſeit vielen Jahren auf eine vorzügliche Art mir erzeigt, gab mir Gelegenheit, ihnen von der Verdrüßlichkeit Eröffnung zu thun, die mir durch den bewußten Huthungsproceß zugezogen wird. Ich war ſo glücklich, Seine Excellenz von der Billigkeit meiner Befugniſſe durch ein kurzes Promemoria zu überzeugen. Sie wunderten ſich, wie bei dieſen klaren Umſtänden die Sache ſo lange Zeit bei der Kommiſſion unerörtert bleiben können. Als ein aufrichtiger Freund von Ihnen, mein Herr, nahm ich Gelegenheit, Ihr Verfahren zu entſchuldigen; ich war auch endlich ſo glücklich, Seiner Excellenz die widrige Meinung zu benehmen, zu welcher Sie, wie Dieſelben ſich gegen mich ausdrückten, ſchon ſeit einigen Jahren, und bei verſchiedenen Gelegenheiten gegründete Urſachen bekommen hätten. Haben Sie die Gewogenheit, und beſchleunigen den Hauptbericht. Sie ſind zu billig, und zu einſehend, als daß Sie ihn zu meinem Nachtheil anfaſſen ſollten. Ich weiß, darauf kann ich mich verlaſſen. Ich habe Seiner Excellenz Hoffnung gemacht, daß er längſtens binnen drei Wochen von Ihnen eingeſendet werden würde. Laſſen Sie mich in meinem Verſprechen nicht fallen; ich werde gewiß in drei Wochen Seiner Excellenz wieder aufwarten, und ſodann das Vergnügen haben, Ihnen zu melden, wie der Bericht aufgenommen worden iſt. Bin ich im Stande, Ihnen höhern Orts zu dienen, ſo verſehen Sie ſich zu meiner Freundſchaft aller möglichſten Bereitwilligkeit. Ich verharre u. ſ. w.

Hochgeehrteſter Herr Amtmann,

Ich habe gewiſſe Nachricht, daß meine Feinde ſich Mühe geben, einen Befehl zur Reviſion meiner Kaſſe an Sie auszuwirken. Nun bin ich zwar alle Stunden im Stande, Rede und Antwort zu geben. Weil aber dieſes Rechnungsweſen ſo weitläuftig iſt, weil mir noch verſchiedene Belege fehlen, und weil ich aus einer, vielleicht gar zu gefälligen Nachſicht gegen die Armuth der Contribuenten mich in eine ziemlich verwirrte Reſtrechnung eingelaſſen habe, ſo erwarte ich von Ihrer Freundſchaft, daß Sie mir, ſobald der Befehl einlangt, unter der Hand Nachricht geben, und mich nicht übereilen.

Ich zweiſle an dieſer Gefälligkeit nicht einen Augenblick, da ich im Stande bin, auf andere Art erkenntlich zu ſein. Sie ſind der billigſte und gewiſſenhafteſte Beamte; das geſteht Ihnen Jedermann zu. Aber würden Sie wohl ganz gleichgültig ſein, wenn ich unvermuthet zu Ihnen käme, und auf Befehl die Vorlegung der Depoſitengelder verlangte? Urtheilen Sie hieraus, wie empfindlich auch dem ehrlichſten Rechnungsführer eine dergleichen Ueberfallung ſein müſſe. Sie verſtehen mich doch wohl, Herr Amtmann? Mit einem Worte: Halber Dienſt, und ganze Freunde! Eine Hand wäſcht die andere, und ich bin, u. ſ. w.

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ich will Ihnen die ganze Sache aufrichtig geſtehen. Die Bekanntſchaft, die ich ſeit vielen Jahren mit dem Manne gehabt, hat eine gewiſſe Art der Vertraulichkeit zwiſchen mir und ſeiner Frau veranlaßt, welche denjenigen allerdings etwas zweideutig ſein muß, die mehr neugierig, als billig ſind. Es war eine Unvorſichtigkeit von mir, aber weiter war es auch nichts, daß ich bei der Abweſenheit des Mannes länger in ihrem Hauſe blieb, als es vor den Augen der gemeinen Leute der Wohlſtand zu erlauben ſchien. Ich ſchwöre es Ihnen zu, es iſt nicht mehr, als drei, höchſtens viermal geſchehen, und jederzeit im Beiſein ihrer Verwandtin, welche ihre Jahre und ihre Frömmigkeit glaubwürdig machen. Wäre der Mann bei ſeiner unerwarteten Rückkunft nicht trunken geweſen, ſo würde er ſich vernünftiger aufgeführt haben. Ich war genöthigt, ihm den Degen aus der Hand zu reißen; denn ſo weit, glaube ich, geht die Freundſchaft nicht, daß man ſich ſoll erſtechen laſſen. Dieſes aber wird wohl nicht wider die peinliche Halsgerichtsordnung ſein, daß ich in ſeinem Hauſe meinen Beſuch im Schlafpelze und in Pantoffeln abgelegt habe. Meine Pflicht erforderte, daß ich eine unſchuldige Frau den Händen ihres raſenden Mannes entriß, und ſie ſo lange in mein Haus nahm, bis ich ſie mit anbrechendem Tage dem Schutze ihrer Aeltern überlaſſen konnte. Ihre alte fromme und rechtſchaffene Verwandte kann Alles, was ich ſage, bezeugen. Sie liegt noch bis jetzt auf ihren Knieen, und fleht den Himmel an, daß er dem armen Manne ſeinen verlornen Verſtand wiederſchenken wolle.

Sehen Sie, hochgeehrter Herr Stadtrichter, das iſt der eigentliche und wahre Verlauf der Sache. Muß der Mann nicht unſinnig ſein, daß er über dieſe Kleinigkeiten ſolche Bewegung macht, die Obrigkeit wider mich aufzubringen ſucht, und ſo vieles Geld daran ſetzen will, ein gerichtlicher Hahnrei zu werden? Ich bin allemal im Stande, mich zu rechtfertigen; allein die Freundſchaft gegen dieſen Unſinnigen, die Hochachtung für ſeine unſchuldig gekränkte Frau, und das Verlangen, ruhig zu ſein, iſt die Urſache, daß ich wünſche, ohne Weitläuftigkeit aus der Sache zu kommen. Ich weiß, mein Herr, wie viel Sie über ihn vermögen. Reden Sie ihm, als Freund und als Richter zu, daß er anſteht, ſeine eingebildete Beleidigung weiter zu ahnden. Erwerben Sie ſich das Verdienſt, eine unglückliche Frau mit einem Manne auszuſöhnen, welcher ſich übereilt hat, und eine Freundſchaft wieder herzuſtellen, die zwiſchen mir und ihm ſo lange Zeit, und bis auf den traurigen Augenblick unverbrüchlich gepflogen worden iſt. Sie machen ſich durch dieſe gütige Vermittlung zwei Familien auf einmal verbindlich, und ich insbeſondere werde Gelegenheit ſuchen, Ihnen in der That zu zeigen, daß ich mit der größten Erkenntlichkeit ſei,

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ihr

ergebenſter Diener,
° ° °

N. S.

Ich habe vorige Woche von den Gebrüdern N. N. einen Wechſel auf 500 Thaler an Zahlungsſtatt annehmen müſſen, welchen Sie ausgeſtellt haben, und der auf künftige Meſſe fällig iſt. Es iſt mir bekannt, daß Ihre Umſtände Sie gegenwärtig ſchlechterdings hindern, Zahlung zu leiſten. Ich verlange auf keinerlei Art, Ihnen beſchwerlich zu fallen. Melden Sie mir Ihre Gedanken in ein paar Zeilen, oder noch beſſer, erzeigen Sie mir dieſen Abend die Ehre, und ſpeiſen Sie mit mir in meinem Garten. Wir ſind ganz allein. Mündlich von Allem ein Mehreres.

»Da, wie ich oben erinnert habe, die Kunſt zu »beſtechen eine Kunſt iſt, ſich der herrſchenden Leidenſchaften eines Richters zu ſeinem Vortheile zu »bemächtigen; ſo wird es oft eine ſehr vergebliche

»Arbeit ſein, daß man ihn durch Mitleiden und »Erbarmung zu bewegen ſuche. Dieſe Empfindungen »ſind allzu menſchlich für einen Mann, den ge»meiniglich ſein Amt zu ernſthaft macht, als daß »er bei den Thränen einer Wittwe weinen ſollte. »Er gewöhnt ſich, hart, um deſto unparteiiſcher und »von dieſer Seite unempfindlich zu ſein; denn wenn »er ja empfindlich ſein ſoll, ſo müſſen die Urſachen »dazu gewiß einträglich ſein. Das aber ſind die »Thränen der Armuth nicht. Man wird mir nicht »zumuthen, dasjenige zu wiederholen, was ich ſo »oft geſagt habe. Ich weiß freilich, daß es Rich»ter gibt, die zum großen Schaden ihrer häuslichen »Nahrung ganz anders geſinnt ſind; ich weiß auch, »daß dieſe eine ziemliche Anzahl ausmachen; aber »das weiß ich auch, daß der größte Haufe von »ihnen ganz anders und gründlicher denkt. Und »nur von dieſem größten Haufen rede ich. Die »andern ſind Phänomena, die zur Ausnahme ge»hören. Wieder zur Hauptſache zu kommen! Man »hüte ſich alſo wohl, dem Richter durch Thränen »und Klagen, und Erzählung unſers Elends einen »Eckel gegen unſre Sache beizubringen. Er wird »die Augen wegwenden, um unſern Jammer nicht »zu ſehen. Hätten wir nicht ſo gar ängſtlich und »kläglich gethan, ſo würde er ſich vielleicht noch »einen guten Begriff von unſerer Sache gemacht »haben; da wir ihn aber mit den dürftigen Klagen »betäuben, ſo iſt er nur unſer Richter, und hört »auf, unſer Freund zu ſein. Eine Sache, welche »die Erfahrung beſtätigt, hätte eben nicht nöthig, »mit Beiſpielen erläutert zu werden; zum Ueber»fluſſe aber will ich es doch thun.«

Mein Herr,

Es wird nun faſt ein Jahr ſein, daß ich wegen der 1000 Thaler klagen müſſen, die Herr N. meinem verſtorbenen Manne ſchuldig verblieben iſt. Die Billigkeit meiner Forderung iſt klar, und mein Advokat hat mich verſichert, mein Beweis wäre ſo überzeugend, daß mir die Obrigkeit ohne Weitläuftigkeit zu meinem Rechte verhelfen werde. Ich habe dieſes Jahr über, mir und meinen Kindern den nothdürftigſten Unterhalt entzogen, um ſo viel Geld aufzubringen, als nöthig geweſen iſt, Ihnen, mein Herr, an Gerichtsunkoſten zu entrichten. Nun iſt es mir weiter nicht möglich, einen Groſchen daran zu ſetzen. Ich lebe in der größten Dürftigkeit. Stellen Sie ſich, mein Herr, vier unerzogene Kinder vor, die mir am Halſe hangen, und um Nahrung flehen, welche ich ihnen nicht geben kann. Ich küſſe die kleinen Unglücklichen, um ſie zu beruhigen, und ſage ihnen, daß wir unſer Glück von den Händen eines gerechten und großmüthigen Richters erwarten. Die armen Kinder verſtehen mich nicht, ſie weinen, weil ſie mich weinen ſehen, und küſſen meine mütterlichen Zähren. Gewiß, mein Herr, Sie haben das Leben von fünf Unſchuldigen in Ihren Händen. Schaffen Sie mir Recht! Ich beſchwöre Sie bei der Zärtlichkeit, die Sie als Vater gegen Ihre Kinder haben. Erbarmen Sie ſich meiner! Verhelfen Sie mir zu dem, was mir gehört, und laſſen Sie nicht zu, daß meine Feinde meine Armuth mißbrauchen. Retten Sie mich, mein Herr, damit die Thränen meiner Kinder nicht etwa künftig einmal Ihren Kindern zu ſchwer werden. Ach mein Herr, verzeihen Sie mir die Heftigkeit meiner Empfindungen! Ich bin ganz ohne Hülfe, wenn Sie mich verlaſſen. Verlaſſen Sie mich nicht, damit es Ihnen und den Ihrigen beſtändig wohlgehe! Ich erbitte dieſes auf meinen Knieen von Gott, und bin,

Mein Herr,

Dero

demüthige Dienerin.

Madame,

Wenn Ihr Advokat die Sache beſſer verſteht, als ich; ſo wollte ich, daß er an meiner Stelle Richter ſein müßte. Haben Sie gerechte Sache, ſo wird es ſich zuletzt ſchon ausweiſen; man muß der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen, wie es ſich nach Vorſchrift der Geſetze gehört. Das verſtehe ich, und Sie verſtehen es nicht, Madame. Mit Thränen und Klagen löst man weder einen Bericht, noch ein Urtheil ab. Haben Sie kein Geld, ſo müſſen Sie keinen Proceß führen. Hat Ihnen das Ihr Advokat nicht geſagt? Warum haben Sie ſo viel Kinder, wenn Sie ſolche nicht ernähren können? Meinen Kindern gibt Niemand etwas, als was ich verdiene; und was mir gehört, das laſſe ich mir nicht nehmen. Mit einem Worte: Sie ſind noch fünf Thaler Gerichtsgebühren und baaren Verlag ſchuldig; und bezahlen Sie dieſe binnen acht Tagen nicht, ſo laſſe ich Sie auspfänden, oder ich will kein ehrlicher Mann ſein. Ich ſchwöre nicht vergebens, das wiſſen Sie. Leben Sie wohl!

„Ich habe bisher größtentheils nur von der
„unmittelbaren Beſtechung geredet. Es iſt nöthig,
„daß ich noch ein Wort von der mittelbaren ſage,
„welche einen ſo großen und wichtigen Theil von
„der Hiſtorie unſerer Proceſſe ausmacht.

„Es gründet ſich dieſes auf den alten und wahren
„Satz: daß eine große Anzahl unſerer Richter
„unmündig iſt. Sie ſtehen ſehr oft unter der
„Vormundſchaft ihrer Weiber, oder ihrer Kinder,
„oder ihrer Subalternen. Das Erſte, was ein
„vernünftiger Client thun kann, iſt dieſes, daß er
„ſich nach dergleichen Umſtänden wohl erkundigt.
„Gemeiniglich ſind die Weiber der Richter die
„erſte Inſtanz für die Parteien. Man hüte ſich
„ja, ſie zu übergehen. Ich wenigſtens bin allemal
„der Meinung geweſen, daß es beſſer ſei, den
„Richter und die Geſetze, als des Richters Frau,
„wider ſich zu haben. Nach dem ordentlichen Laufe
„der Natur hat der Richter nur in der Richterſtube,
„ſeine Frau aber im ganzen Hauſe zu befehlen.
„Der Richter lenkt die Geſetze nach ſeinem Gutbefinden,
„die Frau den Mann nach ihrem Winke.
„Ein Richter, er ſei auch, wie er wolle, hat doch
„immer einen gewiſſen Zwang von ſeiner Pflicht
„und ſeinem Gewiſſen: die Frau des Richters iſt
„durch keine gebunden; und wenn ſie ſich einmal
„vornimmt, Recht zu behalten, ſo überſchreit ſie
„die Geſetze und alle Rechtsgelehrten.

„Was ich hier ſage, braucht keinen Beweis,
„die Erfahrung lehrt es, und ich will einem Jeden,
„dem ſeine gerechte Sache lieb iſt, wohlmeinend
„rathen, ſich nach dieſer Erfahrung zu richten.

„Beſondere Regeln braucht man dabei nicht.

„Es gelten hier eben diejenigen, die ich oben „wegen der Richter feſtgeſetzt habe. Man gebe ſich „Mühe, die herrſchenden Leidenſchaften der Frau „zu erfahren. So viel herrſchende Leidenſchaften „eine Frau hat, und man ſagt, deren wären eine „ziemliche Anzahl, ſo viel Wege hat man, zu ſeinem „Zwecke zu gelangen. So viel iſt gewiß, mit „alten Münzen und Gemmen werde ich die Frau „eines Richters nicht verführen; aber das weiß ich „ſehr wohl, daß eine Garnitur Meißner Porcellan, „zu ſeiner Zeit angebracht, Wunder thut. Ein „guter Freund von mir war durch die Unachtſamkeit ſeines Advokaten ſo unglücklich, daß er ſeinen „Proceß verlor. Keine Läuterung, keine Appellation half ihm mehr; er war ganz abgewieſen. „Endlich fand er ganz unvermuthet einen Weg, „ſich durch einen reichen Stoff am rechten Orte „zu empfehlen, und da hieß es: Nunmehr aus „den Akten ſo viel zu befinden ꝛc.

„Wer die Kunſt recht verſteht, den Beifall der „Frau ſeines Richters zu gewinnen, der hat viel „Vortheile, die man nicht hat, wenn man ſich nur „an den Mann hält. Es macht bei der Richterin „einen viel ſtärkern Eindruck, wenn ich nachtheilig „von andern Frauenzimmern, und beſonders von „der Frau meines Gegners, rede. Ich kann es „ſicher wagen, ihr damit zu ſchmeicheln, daß ſie „ihr weibliches Anſehen über ihren Mann und ſein „Amt behaupte. Iſt eine ſolche Frau noch über „dieſes zärtlich; wie viel haben wir gewonnen! „Das muß man nicht allemal verlangen, daß ſie „ſchön ausſieht. Sieht ſie ſchön aus, deſto beſſer, „unſer Vortheil iſt doppelt. Sieht ſie häßlich aus,

„wer kann ſich helfen; man drücke die Augen feſt
„zu, und verläugne ſeine Empfindungen. Wie viel
„leidet ein Menſch nicht, ſein Glück zu machen!

„Weil ich angefangen habe, alle meine Sätze
„durch Briefe zu erläutern; ſo will ich es auch
„hier thun. Man wird aus einem jeden dieſer
„Briefe ſehen, in welchem Falle er zu gebrauchen
„iſt; ich habe nicht nöthig, es darüber zu ſchreiben.“

Madame,

Sie haben völlig Recht, die Eitelkeit dieſer Frau iſt ganz unerträglich. Sollte man wohl glauben, daß dieſe Prinzeſſin die Frau eines Mannes ſei, der mich um 600 Thaler ungerechter Weiſe verklagt, und der ſo ängſtlich thun kann, als wenn er mit Weib und Kind verhungern müßte, wenn ihm nicht ſchleuniges Recht wider mich verſchafft würde? Ich habe mich geſtern erkundigt, wie viel die Elle von den Spitzen koſte, mit denen ſie ſich am Sonntage in Ihrer Geſellſchaft ſo brüſtete. Wie viel meinen Sie wohl, Madame? Sie werden es kaum glauben. Ich bin ſo glücklich geweſen, noch acht Ellen von dieſer Sorte aufzutreiben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen damit aufwarten darf. Mich dünkt, Madame, ſie ſchicken ſich für Ihren Stand beſſer, als für dieſe Närrin. Aergert es Sie, daß dieſe Frau ſich anmaßt, eben ſo koſtbare Spitzen zu tragen, als Sie tragen, Madame; ſo vermitteln Sie nur, daß ich meinen Proceß gewinne. Iſt das wahr, was mein Kläger bei den Akten ſagt, ſo wird ihn ſodann die Noth zwingen, die prächtigen Spitzen ſeiner Frau zu verkaufen, um etwas zu haben, wovon er lebt. Iſt das aber nicht wahr, was er dem Richter ſo kläglich vorſeufzt; ſo verdient der Heuchler und ſeine ſtrotzende Frau Ihre Rache doppelt. Mit einem Worte, Madame, Sie haben jetzt dieſe Familie in ihren Händen. Sie kennen ihren Bettelſtolz; züchtigen Sie ihren Hochmuth, und ſchaffen Sie dadurch Ihnen und mir Recht. Von Ihren Händen allein erwarte ich mein Recht, und bin,

Madame,

u. ſ. w.

Hochzuehrende Frau Amtmännin,

Wird Sie es nun bald gereuen, daß Sie geſtern die Partei von meinem Gegner ſo eifrig nahmen? Aber vielleicht wiſſen Sie das noch nicht, was ſchon die ganze Stadt weiß. Im Ernſte, wiſſen Sie es noch nicht? Ich will es Ihnen ſagen. Der Mann, welcher nicht einmal ſo viel Vermögen hat, mir die dreihundert Thaler zu bezahlen, die ich von ihm aus dem Teſtament fordere; der durch den Mangel ſo weit gebracht iſt, daß er ſich nicht ſchämt, mir die Richtigkeit der Forderung zu läugnen; der Mann, der geſtern das Glück hatte, von Ihnen bedauert zu werden; dieſer Mann hat heute einen Befehl gebracht, daß er den Rang über den Herrn Amtmann haben ſolle. Sehen Sie, Madame, ſo bald Sie nun wieder mit ſeiner Frau in Geſellſchaft kommen; ſo werden Sie Ihren Platz zu nehmen wiſſen, der Ihnen nach dem Befehle gehört. Die guten Zeiten ſind vorbei, wo die Frau Amtmännin oben an ſaß, und alsdann erſt Madame.

Gewiß, bedauern Sie mich immer ein wenig, ich verliere am meiſten dabei. Wird nun der Herr Amtmann wohl noch das Herz haben, mir wider einen Mann Recht zu verſchaffen, den die Vorſicht ſo hoch über ihn und ſeine Frau erhoben hat? Ich beklage Sie von ganzem Herzen. Mehr kann ich nicht thun. Bei allen dieſen Unglücksfällen, die Sie treffen, bin ich dennoch mit der größten Ehrfurcht.

Hochzuehrende Frau Amtmännin,

Ihr

gehorſamſter Diener.

Gnädige Frau Amtshauptmännin!

Eine Abbitte und eine Ehrenerklärung iſt das Wenigſte, was ich von Ihnen fordern kann. Können Sie mir im Ernſte einen ſo ſchlechten Geſchmack zutrauen, daß ich das Geſicht der Commerzienräthin für reizend halten ſollte? Die Schmeicheleien, die ich ihr geſtern ſagte, gingen wenigſtens ihr Geſicht nicht an. Könnte ich mir auch ſo viel Gewalt anthun, ſie zu lieben; ſo müßte es gewiß nur darum geſchehen, daß ich mich an ihrem Manne rächte, der mich in einen ſo verdrießlichen Rechtshandel verwickelt hat. Es iſt wahr, die ehrliche Frau verläßt ſich auf ihre Reizungen ſo ſehr, als ihr guter Mann auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache, die er wider mich auszuführen gedenkt; doch ich will hoffen, ſie ſollen beide verlieren. Dem ungeachtet muß ich geſtehen, die Commerzienräthin iſt eine billige Frau. Sie hat mir geſtern ins Ohr geſagt, daß Sie, gnädige Frau, noch ganz erträglich ausſähen, und geſteht, daß Ihre Hände ſchön ſind. Ich kam zugleich auf meinen Proceß zu reden, und that ein wenig ſtolz auf die Billigkeit meiner Sache. »Es kann ſein,« ſagte ſie mit ihrer hohen Miene; »aber vielleicht wird ſie der Herr »Amtshauptmann ſo gar gerecht nicht finden, wenn »ich nur einmal Gelegenheit habe, mündlich mit ihm »davon zu ſprechen.« Verſtehen Sie dieſe triumphirende Sprache, gnädige Frau Amtshauptmännin? Ich will wünſchen, daß ſie Ihr Gemahl nicht verſteht. Unterbrechen Sie dieſe Kabale. Gewiß, eine ſolche Schönheit, von der vorigen Regierung, iſt gefährlich. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, daß ich Ihnen dieſen Abend aufwarten, und die Hände küſſen darf, welche das Glück haben, ſelbſt von ihren Feinden bewundert zu werden. Ich werde in der gebeugten Stellung eines demüthigen Clienten gekrochen kommen, wegen meines Rechtshandels Ihre Fürſprache bei Ihrem Gemahle mir auszubitten. Werden Sie wohl, gnädige Frau, das Herz haben, es mit den hinreißenden Blicken der Frau Commerzienräthin anzunehmen, die für den Herrn Amtshauptmann deſto gefährlicher ſein müſſen, da ſie ſchon ſeit dreißig Jahren gewohnt ſind, zu ſiegen? Ich habe die Ehre zu ſein,

Gnädige Frau Amtshauptmännin,

Ihr

unterthäniger Diener,

* * *

Madame,

Ich bin Willens, meinen Nachbar zu verklagen. Von der Billigkeit meiner Klage, und von der Bündigkeit meines Beweiſes bin ich überzeugt; ich wage es aber doch nicht, ehe und bevor ich weiß, ob es mit Ihrer Zufriedenheit geſchieht. Wir wiſſen es alle, Madame, daß Ihr Mann das Amt hat, Sie aber den Verſtand haben, der zu ſeinem Amte gehört. Er iſt ſo billig, daß er ſich ihrer Leitung überläßt, und, wie es auch einem gehorſamen Ehemanne gebührt, nichts thut und ausſpricht, als was Sie zu thun und zu ſprechen ihm anbefehlen. Stehen Sie meiner Sache bei. Verſichern Sie ſich meiner Dankbarkeit, von der das beiliegende Päcktchen nichts, als nur eine kleine Probe iſt. Geben Sie nur einen Wink, ſo weiß ich, daß die ganze Richterſtube zittert, und ihr Mann ein beifälliges Urtheil für mich abfaßt, noch ehe er meine Klage zu ſehen bekommt. Wie glücklich iſt unſere Stadt, Madame, da ſie regierender Stadtrichter ſind! Wir bekommen unſer Glück von Ihnen durch den Mund Ihres Mannes. Der Himmel erhalte dieſen noch lange Jahre, damit wir Sie nicht verlieren. Das iſt, Madame, der aufrichtigſte Wunſch

Ihres

gehorſamen Dieners.

»Dieſes wären alſo einige Formulare, die man brauchen kann, wenn ein Richter die Maſchine der Gerechtigkeit iſt, durch welche ſeine Frau die Proceſſe der Parteien nach ihrem Gutbefinden lenkt.

»In den Fällen, wo ein Richter dieſes Directo»rium ſeinen Kindern aufgetragen hat, verfährt »man auf eben dieſe Weiſe. Iſt die Tochter an der »Regierung; deſto beſſer! Ich bin in einem Hauſe «bekannt, wo die Tochter die Amtsſtube, und der »Vater die Küche beſorgt; wo der Vater von den »gangbaren Rechtshändeln, und den bei dem Amte »vorfallenden Sachen nicht die mindeſte Kenntniß, »und die Tochter eben ſo wenig Erfahrung von der »Küche hat; wo der Vater über der Mahlzeit ent»weder gar nichts ſpricht, oder es doch nur zu ent»ſchuldigen ſucht, daß das Eſſen verſalzen iſt, die »Tochter aber den Gäſten erzählt, was ſie ſeit fünf »Jahren in ihrem Amte für casus in terminis »erlebt hat. Mit einem Worte, die gütige Natur »hat der Tochter den Verſtand in ziemlich reichem »Maaße gegeben, den ſie, vielleicht aus weiſen Ur»ſachen, dem Vater entzogen. Alles dieſes deſto »beſſer zu erläutern, will ich ein Paar Briefe ein»rücken, die ich vor einiger Zeit an den Vater und »an die Tochter geſchrieben habe.«

Wohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,

Auf Dero geehrteſtes vom ſechszehnten dieſes habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß wir heuer bei uns eben ſo ſchlechte Eichelmaſt haben, und was das Schlimmſte iſt, ſo ſagt man, daß an vielen Orten die Bräune unter die Sauen gekommen ſei. Die Butter will noch nicht wohlfeil werden; ſieben Groſchen iſt der genaueſte Preis. Flachs die Menge! der Stein aufs Höchſte zwei Thaler. Mit dem Unſchlitt laſſen Sie es immer noch anſtehen. Es iſt jetzt in keinem Werthe. Ich kann es Ew. Hochedelgeb. wohl glauben, daß Sie vielen Verdruß mit den Mägden haben. Es iſt leider bei uns nicht viel beſſer; das machen die wohlfeilen Zeiten! Spindeln habe ich Ihnen aus dem Gebirge verſchrieben, und ich hoffe, Sie jetzt beſſer zu verwahren, als das letztemal. Eine gute Freundin von mir möchte auf Weihnachten gern eine geſunde und gute Amme haben; wollten Ew. Hochedelgeb. nicht ſo gütig ſein, und uns eine vorſchlagen? Die Frau Obriſtlieutenantin iſt mit der, die Sie ihr geſchickt haben, ganz ungemein wohl zufrieden. Sie machen Ihnen mich dadurch ſehr verbindlich, und können gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung ſei.

Wohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,
ꝛc. ꝛc.

N. S.
Inliegenden Brief bitte unverzüglich an die Mademoiſelle Tochter zu übergeben; er betrifft Fatalia!

Mademoiſelle,

Nur dieſes einzige Mal haben Sie noch die Gütigkeit, und nehmen meine Appellation an. Ich kann mir jetzt nicht anders helfen, und Sie haben nicht die geringſte Verantwortung dabei, da die letzte rejection sine clausula geſchehen. Wie es mit dem Urtheil in Sachen N. contra N. zugegangen ſei, kann ich gar nicht begreifen. Salvo honore sententionantium iſt ſehr elend geſprochen. Es zeugt von Ihrer Unparteilichkeit und guten Erfahrung, daß Sie die Läuterung ohne Schwierigkeit zugelaſſen haben. Zwei von der hieſigen Bande haben die Tortur glücklich ausgeſtanden, der dritte hat bekannt. Sollten Sie ſich es wohl ſo närriſch träumen laſſen, daß kein Notarius bei der peinlichen Frage adhibirt worden iſt? Hier ſende ich Ihnen die drei Constitutiones ineditas, welche Sie verlangt. Der zweite Theil vom Bauerrechte iſt ſchon lange aus der Preſſe; wiſſen Sie das noch nicht? Aus dem Oberhofgerichte werden Sie wieder eine Inhibition kriegen. Laſſen Sie es immer einmal darauf ankommen. Ueber beikommende Sportuln bitte mir bei Gelegenheit Quittung aus. Wir haben noch keinen Ordinarium. Befehlen Sie, daß ich weiter aufs juriſtiſche Orakel pränumeriren ſoll? Die Sache wegen des Abzugsgeldes iſt wohl gar ins Vergeſſen gekommen. Laſſen Sie doch noch einmal in Ihrem Archiv nachſuchen, ob ſich von den bewußten Lehnbriefen gar nichts findet. Ich habe die Ehre zu ſein,

Mademoiſelle,

der Ihrige.

N. S.

Haben Sie die Gütigkeit, und befehlen dem Papa, daß er den gebirgiſchen Mann wegen der Butter befriedigt. Ich habe den Verdruß und den Anlauf von den Leuten, und weiß bald nicht mehr, wie ich ſie bei der Geduld erhalten ſoll.

»In denjenigen Gerichtsſtuben, wo die Demokratie eingeführt iſt, und wo ein Jeder, von dem Thürſteher an bis zu dem Richter, ſein Votum hat; da iſt für die Parteien allerdings eine ſehr koſtbare Gerechtigkeit. Es gehört Geduld und Geld dazu, wer hier zu ſeinem Endzwecke kommen will. Ein Jeder will an den Parteien ſaugen. Bei ſolchen Gelegenheiten muß man es machen, wie Taubmann, dem der fürſtliche Hof verboten war, und zwar unter der Bedrohung, daß man ihn mit Hunden hinaus hetzen würde. Er wagte es doch. Er ließ für jeden Hund, der ihn anfiel, einen Haſen laufen, und kam endlich durch dieſe Liſt zum Fürſten, wo er die Sache erlangte, die er wünſchte. Es iſt alſo hier nichts zu thun, als daß man ſich in die Zeit und in den Ort ſchickt. Beſondere Regeln, wie man ſich in dieſem Falle zu verhalten habe, laſſen ſich nicht geben. Die Hauptregeln ſind ſchon im Vorhergehenden von mir angeführt worden, und dieſe beobachtet man auch in dem gegenwärtigen Falle.

»Dieſes wären alſo die wichtigſten Vorſchriften von der Kunſt zu beſtechen. Ich mag nicht weitläufiger ſein, da ich weiter nichts habe thun wollen, als einen Verſuch liefern. Ueberhaupt iſt das Werk ſo wichtig, und von einem ſo weiten Umfange, daß ich nicht im Stande bin, es allein zu überſehen. Es würde mir lieb, und dem gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſein, wenn man in allen Gerichtsſtuben dieſe wenigen Bogen wollte durchſchießen, und von Zeit zu Zeit die beſondern Arten nachtragen laſſen, deren ſich vorſichtige Parteien bedienen, ihre Richter und Commiſſarien zu gewinnen. Die Fälle, welche etwa künftig bei meinem Amte noch vorkommen ſollten, will ich ſehr ſorgfältig aufzeichnen. Wir wollen uns mit vereinten Kräften bemühen, den ſtreitenden Parteien einen ſicherern Weg zu weiſen, als ihnen die ungewiſſen Geſetze zeigen. Bringen wir auf dieſe Art eine vollſtändige Sammlung zu Stande; ſo wird ſie, wie mich däucht, mehr als andere praktiſche Bücher, den Namen eines **Hodegetae forensis** (gerichtlichen Wegweiſers) verdienen.

»An dieſes Werk ſoll ſodann noch ein Anhang kommen, von der Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen. Der Plan iſt ohngefähr dieſer:

»Das erſte Kapitel handelt von der Nothwendigkeit, zu beſtechen. Hier wird dasjenige kurz wiederholt, was ich auf den vorhergehenden Blättern geſagt habe.

»Das zweite Kapitel handelt von der Billigkeit, ſich beſtechen zu laſſen. Ich zeige dieſelbe aus dem Rechte der Natur, und fange den Beweis von dem **Suum cuique** (Jedem das Seine) an.

»Das dritte Kapitel erläutert dieſes aus den geiſtlichen und weltlichen Rechten noch mehr.

»Im vierten Kapitel führe ich die beſondern Verfaſſungen jedes Landes, und

»Im fünften die geheimen **Statuta** jedes Amts und jeder Expedition an. Dieſes Kapitel iſt das ſtärkſte; aber auch das nützlichſte.

»Das ſechſte Kapitel handelt eine Controverſe über das Gewiſſen ab. Dieſes Kapitel iſt eines der gelehrteſten, weil ich alle nur mögliche Antiquitäten vom Gewiſſen zuſammengetragen habe.

»Das ſiebente Kapitel liefert Recepte wider das Gewiſſen.

»Nota! Dieſes Kapitel iſt für alle Stände.

»Ich werde mir Mühe geben, im achten Kapitel zu zeigen, daß ein Richter ſchuldig ſei, den Parteien es leicht zu machen, wenn ſie ungewiß ſind, wie ſie es mit Anſtand unternehmen ſollen, ihn zu beſtechen. Dieſes iſt ein Consectarium aus dem zweiten Kapitel.

»Die letzten ſechs Kapitel handeln von den Cautelen, welche die Richter zu beobachten haben, wenn ſie ſich auf eine vortheilhafte Art wollen beſtechen laſſen. Eine der vornehmſten Cautelen iſt dieſe; der Richter muß ſpröde thun. Ich habe dieſen Ausdruck von der Kokketterie entlehnt. Ein Mädchen von einem zweideutigen Charakter wird ihren Beruf weit glücklicher treiben können, wenn ſie ſich das Anſehen eines tugendhaften und eingezogenen Frauenzimmers erhalten kann. Dergleichen Ausſchweifungen, wenn ſie mit Vorſicht geſchehen, ſind allemal einträglicher, und das Publikum bleibt in einer Art der Ungewißheit, die dem guten Namen des Mädchens ſehr vortheilhaft iſt. Sie wird, ohne mein Erinnern, ihre Ernſthaftigkeit ſo zu mäßigen wiſſen, daß ſie von dem Wilden und Rauhen unterſchieden bleibt, wodurch die Jugend und ihre Freunde zu ſehr abgeſchreckt werden könnten.

»Auf eben dieſe Art muß ſich ein Richter geberden. Er muß es einen aufmerkſamen Klienten errathen laſſen, daß er gegen Geſchenke nicht unempfindlich ſei; und dennoch muß er den Clienten in einer gewiſſen Art der Ehrfurcht zu erhalten wiſſen, daß dieſer glaubt, er ſei der Einzige, dem es geglückt ſei, ihn zu beſtechen. Man glaubt nicht, wie ſehr dieſes den Preis der Geſchenke erhöht.

»Die Parteien opfern noch einmal ſo viel, um durch den anſehnlichen Werth des Geſchenks die Verwegenheit einigermaßen zu entſchuldigen, die ſie unternehmen, einen ſo unparteiiſchen und gerechten Mann zu blenden. Ein Richter, welcher ſich ſeine Leidenſchaften zu ſehr merken läßt, welcher die Gerechtigkeit dem erſten dem beſten, der darauf bietet, für ein geringes Geld zuſchlägt; ein ſolcher Richter iſt ſelbſt Urſache, wenn der Werth ſeiner Waare fällt. Ordentlicher Weiſe bekommt man für ein Dutzend Dukaten ſo gar viel Gerechtigkeit eben nicht; wie kann es nun ein ſolcher Mann bei ſeinen Kollegen und bei den Nachkommen verantworten, wenn ihm ſchon von einem einzigen Dukaten Hören und Sehen vergeht?

»Mit dieſer Regel iſt noch eine andere ſehr genau verwandt, welche befiehlt, daß man von den Armen nichts, von den Reichen deſto mehr nehmen ſoll. Sie folgt aus eben dem Grundſatze, aus welchem ich die vorhergehende hergeleitet habe, und hat außerdem noch einen doppelten Nutzen. Dadurch, daß ich dem Armen die nichtswürdigen Kleinigkeiten, ſo er mir anbietet, mit einer freundlichen und mitleidigen Miene wieder zurück gebe, erheuchle ich mir den Ruhm eines frommen Richters. Den elenden Gulden, den ich dem armen und nothdürftigen Clienten zurück gebe, trägt er mit Thränen und Freuden nach Hauſe; er wird nicht ruhen, bis die ganze Nachbarſchaft unſre Großmuth erfährt, und gewinnt er auch nunmehr ſeinen Proceß nicht, wie er ihn natürlicher Weiſe nicht gewinnen kann, da er ein Armer iſt; ſo wird er dennoch die Schuld ſeinem Richter nicht bei-

„meſſen, dieſem frommen und unparteiiſchen Manne, welcher aus großer Liebe zur Gerechtigkeit nicht einmal einen Gulden hat annehmen wollen!

„Außer dieſem Geruche der Heiligkeit, den ich mir bei tauſend andern Fällen wohl zu Nutze machen kann, habe ich auch dieſen Vortheil, daß der Reiche, wenn er von den Armen meine Großmuth erfährt, ſeine Geſchenke deſto wichtiger einrichten muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, auch abgewieſen zu werden. Nach den Regeln der Proportion fällt es dem armen Bauer weit ſchwerer, eine alte dürre Henne zu ſchenken, als es ſeinem Edelmanne fällt, den ich durch meine gerühmte Unparteilichkeit nöthige, mir den beſten gemäſteten Truthahn aufzuopfern. Da der Arme ſo viel verliert, wenn er auch wenig ſchenkt, ſo iſt es ihm zu Gute zu halten, wenn er ſeinem kleinen Geſchenke einen großen Werth beilegt, und viel Gerechtigkeit dafür verlangt. Erlangt er dieſe nicht, ſo glaubt er, berechtigt zu ſein, es dem ganzen Dorfe zu klagen, 'wie himmelſchreiend ſein Richter verfährt, den er, nach ſeiner Sprache zu reden, nicht ſatt und gerecht machen können, ob er ihm ſchon das Brod in den Rachen geſteckt, welches er ſeinen armen Kindern vom Tiſche genommen. Ein Reicher hingegen, wenn er auch durch ſeine Geſchenke den Endzweck nicht erreicht, wird dennoch entweder ſo billig, oder ſo vorſichtig ſein, und die Mittel verſchweigen, die er angewendet hat, ſein Recht zu behaupten. Dieſen Satz habe ich in der Abhandlung ſelbſt ſehr weitläuftig ausgeführt, da

„wider ihn in den meiſten Stücken der Richter ſo gröblich verſtoßen wird.

„Ein Richter hat ſich wohl vorzuſehen, daß er von denjenigen keine Geſchenke nimmt, welche mit ſeinen Obern und Vorgeſetzten in einiger Verbindung oder Verwandtſchaft ſtehen. Thut er es dennoch, und iſt er dabei nicht vorſichtig genug, ſo iſt er auf einmal, ohne Rettung, verloren; hütet er ſich aber, und zeigt er demjenigen, der ihn beſtechen will, einen gerechten Abſcheu vor einer ſolchen Handlung; ſo gewinnt er dadurch doppelt ſo viel, als er dem äußerlichen Anſehen nach durch die Abweiſung von dergleichen Geſchenken verliert. Dieſe Cautel hat mir Gelegenheit gegeben, dem Richter ſehr weitläuftige Regeln wegen der Sorgfalt vorzuſchreiben, mit welcher er ſich gleich beim Anfange des Proceſſes erkundigen müſſe, ob eine der Parteien auf dieſe oder jene Art mit einem von ſeinen Obern, oder mit denen, die er ſonſt zu fürchten hat, in einiger Verbindlichkeit ſtehe. Ich habe gewieſen, daß ein Richter ſchuldig ſei, dieſes zu thun, ehe er noch die Klagen lieſt. Denn in dieſen Fällen wird die Gerechtigkeit der Sache nicht durch die Beweiſe der Parteien entſchieden, ſondern durch die Actien, die der Eine oder Andere von ihnen bei unſern Obern hat. Damit ich nicht das Geringſte verabſäume, wodurch dem gemeinen Weſen geholfen werden könne; ſo zeige ich in meiner Abhandlung, wie man dieſe Verbindung der Parteien durch die gewöhnlichen Stammbäume ausfündig machen kann. Ich zeige auch, wie man die Grade zählen muß; welches von der gewöhn-

„lichen Art ganz abgebe, weil durch dieſe Art der
„Stammbäume nicht ſowohl die Verwandtſchaf-
„ten, als die politiſchen Verbindungen der Par-
„teien mit den Obern ausfündig gemacht werden
„ſollen. Es ſind in dieſem Kapitel viele Aufga-
„ben, welche den Verſtand eines jungen Richters
„üben können, wenn er ſich die Mühe geben will,
„die Stammbäume behend zu verfertigen. Die
„Fälle, von denen ich daſelbſt rede, habe ich aus
„ſolchen Akten genommen, welche von den anſehn-
„lichſten Richterſtuben und Commiſſionen ergangen
„ſind. Damit ich den Leſern einen hohen Begriff
„von der Wichtigkeit meines Vorſchlags beibringe;
„ſo will ich ihnen nur eine von ſo vielen Aufga-
„ben erzählen, die ich angeführt habe. Sie iſt
„folgende: Cajus klagt wider den Sempronius aus
„einem Teſtamente, wegen eines Vermächtniſſes
„von fünfhundert Thalern. Das Teſtament hat
„ſeine Richtigkeit. Sempronius räumt es ſelbſt
„ein; es iſt ihm durch wiederholte Urthel aufer-
„legt worden, die fünfhundert Thaler zu bezahlen;
„alle Apellationen, die er eingewendet hat, ſind
„rejicirt, und er iſt ſo weit getrieben, daß bereits
„der Termin zur Hülfe anberaumt worden. Was
„ſoll Sempronius thun? Soll er bezahlen? Die
„Geſetze, die Urthel, die Billigkeit wollen es ha-
„ben. Kleinigkeiten! Er hat einen Advokaten, der
„Geſetze und Urthel und Billigkeit überſieht. Er
„bezahlt nicht und findet einen Weg, daß zu noch-
„maliger Unterſuchung dieſer Sache eine beſondere
„Commiſſion niedergeſetzt wird. Der neue Com-
„miſſär, ein Mann von Erfahrung, wirft die Ak-
„ten bei Seite, und unterſucht, in was für einer

„Verbindung Sempronius mit demjenigen ſteht, der ſein Oberer und Mäcenas iſt. Er findet die Verbindung alſo: Sempronius hat einen Bruder, Titius; die Frau des Titius, Calpurnia, hat eine Schweſter, deren Mann, Cajus, ſeinen jüngſten Sohn Lälius, zum Schreiben und Rechnen angehalten und ſo weit gebracht, daß er in einer gewiſſen Herrſchaft Kornſchreiber geworden, und vor drei Wochen die Tiburtia, ein Mädchen geheirathet hat, das ſeine Excellenz, der Obere und Mäcenas des neuerwählten Commiſſärs fünf Jahre lang, als ein ſchönes und artiges Mädchen gefunden hat, und noch alſo findet. Aus dieſem allen fertigt der Commiſſär ſeinen Stammbaum; und weil er das nur vor Kurzem verheirathete Mädchen als ein documentum noviter repertum billig anſieht, ſo wird das bisherige Verfahren aufgehoben, und Kläger, Cajus, genöthigt, ſich mit dem Sempronius zu vergleichen, ſo gut er kann. Ich bitte diejenigen von meinen jungen Leſern, welche ſich künftig als Prieſter der Gerechtigkeit wollen einweihen laſſen, daß ſie ſich die Mühe nicht dauern laſſen, die Verbindungen dieſer Aufgabe in einen Stammbaum zu bringen. In Sachen von Wichtigkeit, wie dieſe iſt, kann man nicht zeitig genug anfangen, ſich zu üben.

„Bei der Anweiſung von der Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen, habe ich endlich auch dieſe Regel wiederholt: Ein Richter darf es nicht gar zu ſehr auf die Großmuth ſeiner Parteien ankommen laſſen, und nicht verſtatten, daß ihm die Geſchenke nur von ferne gewieſen werden. Accipe, dum dolet! (Nimm ſo lange, oder während es ſchmerzt.

„Eine Anſpielung auf den Arzt). Die Erkenntlichkeit, „die die Parteien alsdann erſt leiſten wollen, „wenn der Proceß zu Ende iſt, gehört zu den „leeren und unnützen Komplimenten. Sie bedeuten „nichts mehr, als das bekannte: Mein Herr, „wir wollen ſehen! welches uns die Großen in „ihren Vorzimmern machen, wenn wir von ihnen „etwas bitten, das ſie uns nicht gewähren wollen. „Ein Client, der in Angſt iſt, ſeinen Proceß zu „verlieren, thut in dieſer Noth eben ſo große und „eben ſo vergebene Gelübde, als derjenige that, „der währenden Sturms dem großen Chriſtoph die „Wachskerze verſprach. Ich zeige hier, wie alsdann „ein Richter den zaudernden Parteien es ſo „nahe legen könne, daß ſie nicht einen Augenblick „anſtehen, ihn zu verſöhnen. Es gibt mir dieſer „Umſtand Gelegenheit, die ganze Abhandlung von „der Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen, mit den bekannten „Verſen zu ſchließen:“

Dum processus ventilatur,
Dum aegrotus aegrotatur,
  Studens accipere.
Nam processu ventilato,
Et aegroto relevato,
  Nemo curat solvere.

(Während der Proceß im Schwanken
Und der Kranke noch im Kranken,
  Leiſt' auf keinen Lohn Verzicht;
Denn iſt der Proceß entſchieden,
Hat der Kranke wieder Frieden,
  Denkt man ans Bezahlen nicht.)

„Ich habe in den Schriften des Plato eine Stelle gefunden, die mich ſehr aufmerkſam gemacht hat. In der Abhandlung von der Einrichtung ſeiner neuen Republik iſt er ſehr weitläuftig, wo er auf die Fehler des Magiſtrats zu reden kommt. Bei dieſer Gelegenheit führt er ein attiſches Sprüchwort an, welches ungefähr ſagt, daß einige Rathsherren in Athen zum Nutzen, andere aber nur zur Zierde des Vaterlandes zu dieſer Ehrenſtelle erhoben worden. Ich habe dieſen Gedanken ganz neu gefunden; und ich wundere mich, daß ſeit ſo vielen Jahrhunderten Niemand darauf gefallen iſt, durch den Ausſpruch eines ſo weiſen Mannes den verjährten Eigenſinn zu beſiegen, der ſich noch in allen Städten durchgängig behauptet, und der verhindert, daß Niemand in den Rath kommen kann, als wer die Geſchicklichkeit und den Willen hat, dem Vaterlande zu nützen. Wie viele wohlgebildete Kinder der Stadt, denen es am Verſtande fehlt, würden Brod haben, wenn man wenigſtens eine gewiſſe Anzahl aufnähme, welche nur zur Zierde des Vaterlandes ernährt würden. Man könnte dieſen Gedanken noch weiter ausführen, und zum Beſten einer jeden Republik allgemeiner machen, wenn man Einige zum Nutzen, Einige zur Zierde, Einige ſowohl zum

„Nutzen als zur Zierde, und endlich noch Andere „in dergleichen Aemter aufnähme, welche weder „zum Nutzen noch zur Zierde des Vaterlandes gereichten. So widerſinnig dieſes Letztere klingt; „ſo groß würde doch der Nutzen ſein, den man „davon zu erwarten hätte. Dergleichen Männer „ſind in Aemtern ſo unentbehrlich, als der Schatten im Gemälde. Ein Mann, der zum Nutzen „des Vaterlandes dient, würde weniger in die Augen fallen; wenn nicht ein College neben ihm „ſäße, der nicht zum Nutzen, ſondern bloß zur „Zierde des Vaterlandes geſchaffen wäre. Und „dieſer würde ſehr unbemerkt da ſitzen, wenn es „nicht noch Andere gäbe, die dem Vaterland, weder zum Nutzen, noch zur Zierde gereichten. Dadurch, daß man bisher Niemanden das Anſehen „eines Vaters der Stadt hat zugeſtehen wollen, „als nur demjenigen, der ſowohl zum Nutzen, als „zur Zierde des Vaterlandes geſchickt iſt, durch „dieſes Vorurtheil iſt es gekommen, daß man ſo „viel Mühe hat, die erledigten Stellen zu beſetzen. „Oft ſind ſie zum unerſetzlichen Schaden des gemeinen Weſens wegen Mangels geſchickter Candidaten lange Zeit und wohl ganz und gar unbeſetzt geblieben; oft hat man ſeine Zuflucht zu „einer einzigen erleuchteten Familie nehmen, und „durch Vater und Sohn und Enkel und Schwiegerſohn, die Gerechtigkeit müſſen verwalten laſſen, welche gar leicht zu einer Familiengerechtigkeit hätte werden können, wenn wir nicht in den „glücklichen Zeiten lebten, wo die Geſetze mehr „gelten, als eigennützige Abſichten.

„Ich wollte, daß ich Gelegenheit geben könnte,

„dieſen Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Die Nahrung würde allgemeiner ſein; die Aemter würden „viel leichter beſetzt, und viel luſtiger verwaltet „werden. Ein Jeder würde in den Stand kommen, dem Vaterlande zu dienen, wo nicht mit „dem Verſtande, doch mit einem wohlgewachſenen „Körper, und wo auch mit dieſem nicht, doch wenigſtens mit ſeinem Daſein.

„Ich ſollte hoffen, daß meine patriotiſchen Vorſtellungen einigen Eindruck machen würden; aber „ich weiß auch leider, wie ſchwer es hält, eingewurzelte Vorurtheile auszurotten. Vielleicht gibt „man ſich nach und nach; vielleicht erleben unſere „Kinder dasjenige, was uns jetzt unmöglich ſcheint.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich für die „Nachwelt ſchreibe. Dieſes hat mich bewogen, ein „Formular zu entwerfen, wie etwa in künftigen, „vielleicht ſehr ſpäten Zeiten, ein junger Menſch „es anfangen ſoll, wenn er einen innerlichen Beruf empfindet, zur Zierde des Vaterlandes ein „Rathsherr zu werden. Diejenigen, welche an einer „ſo problematiſchen Sache und an den Sitten der „Nachwelt keinen Antheil nehmen, können dieſes „Formular ſicher überſchlagen, ohne etwas dabei „zu verlieren. Die folgenden zwei Briefe ſind „ſchon etwas wichtiger, und mehr praktiſch.“

Madame,

Ich habe das Glück, Ihr Pathe zu ſein. Dieſes gibt mir ein Recht, auf alle diejenigen Aemter Anſpruch zu machen, welche durch die Hand Ihres Mannes vergeben werden. Die nur unlängſt eröffnete Rathsſtelle erinnert mich an dieſes

Vorrecht. Sie wiſſen, Madame, wie vorſichtig und zärtlich meine Aeltern mich jederzeit erzogen haben. Ihre Sorge, mich durch eine pöbelmäßige Strenge und einen unzeitigen Fleiß zu früh niederzudrücken, und zu dem Amte, das ich jetzt ſuche, ungeſchickt zu machen, dieſe liebreiche Fürſorge meiner Aeltern hat mich in den Stand geſetzt, daß ich jetzt bei einem geſunden, wohlgebauten und gut genährten Körper das Vermögen, welches ich geerbt, ruhig genießen und die kleinen Spöttereien der Pedanten über den Mangel der Gelehrſamkeit und des Verſtandes gelaſſen überſehen kann. Ich weiß, Madame, und Sie wiſſen es noch beſſer, als ich, daß der Mangel dieſer beiden Kleinigkeiten mich nicht unfähig macht, dem Amte, das ich ſuche, würdig vorzuſtehen. Zwei unter uns können allezeit Verſtand und Gelehrſamkeit ſicher entbehren, wenn nur der dritte zugleich in unſerm Namen verſtändig, gelehrt und fleißig iſt. Man hat mich verſichert, daß dieſes Verhältniß faſt in allen Aemtern gemein ſei. Ich hoffe, man wird in unſerer Stadt von den Sitten unſrer Vorfahren, und den allgemeinen Gewohnheiten nicht abgehen. Glauben Sie, Madame, es iſt für die Stadt allemal nützlicher, wenn ihre Väter weniger gelehrt, und beſſer gebaut ſind. Das Anſehen eines ſtarken Körpers bringt beim Volke eine Hochachtung zuwege, die derjenige, welcher zwar verſtändig und gelehrt, aber ſo wohl nicht gewachſen iſt, nur ſelten erlangt. Durch Anſehen und Hochachtung aber wird das Volk regiert und die Gerechtigkeit gehandhabt. Es gibt gewiſſe Fälle, wo der Rath paradiren muß, und wo man durch eine Garnitur wohlgewachſener Rathsherren mehr Beifall und Vortheil erlangt, als durch den pedantiſchen Troß derjenigen, die incognito, und zugleich für uns verſtändig und fleißig ſein müſſen. Dieſes ſind die Fälle, Madame, wo ich hoffe, meinem Vaterlande dienen zu können, und wo ich vor Eifer brenne, es zu thun. Ich will meinen Stuhl wohl füllen und meinem Amte Ehre machen. Verlaſſen Sie ſich darauf. Machen Sie mich, und zugleich mein Vaterland glücklich. Verſchaffen Sie mir ein Amt, für das ich geboren und erzogen bin. Es koſtet Sie nur ein Wort, ſo erlange ich meinen Wunſch. Dieſes Eine Wort werden Sie mir doch nicht verſagen, Madame? Sie thun es nicht, ich weiß es gewiß, und meine einzige Sorge iſt dieſe, wie ich Ihnen ſodann für Ihre Bemühung meine Ergebenheit lebhaft genug bezeigen will. Ich bin mit der tiefſten Hochachtung ꝛc.

„Weil ich einmal auf dem Wege bin, meine „Beleſenheit in den Schriften der alten Griechen „zu zeigen; ſo will ich nachſtehende zwei Briefe „des Alciphron einrücken.

„Um ſie unſern Zeiten ähnlicher zu machen, ſo „habe ich ſie nach Art der neuern Franzoſen ſo „frei überſetzt, daß ſie dem Originale faſt gar nicht „mehr ähnlich ſind. Die Gewaltthätigkeit, die man „auf dieſe Art an den Schriften Anderer ausübt, „würde ohne das entſcheidende Beiſpiel der witzigen Franzoſen etwas Unverantwortliches ſein. Ich „behalte mir vor, den Nutzen davon bei einer andern Gelegenheit zu zeigen; jetzt muß ich nur ſo

„viel erinnern, daß ich mich bei dieſer Freiheit „ungemein wohl und bequem befunden habe.

„Da ich dieſe Erklärung vorgeſetzt habe, ſo will „ich hoffen, daß ich gegen die voreilige Weisheit „eines eigenſinnigen Kunſtrichters geſichert ſein werde. „Ich werde mir die Mühe nicht geben, es zu beantworten, wenn man mir vorwirft, daß es unter den Griechen Männer gegeben hätte, welche „mit der ganzen Welt zufrieden geweſen wären, „wenn ſie Knaſter und Bier gehabt hätten. Ich „würde es ſehr leicht von Wort zu Wort haben „überſetzen können; es würde aber unſern Zeiten „unverſtändlich geworden ſein. Wenn mir nicht „Matanaſius zuvor gekommen iſt; ſo bin ich vielleicht der Erſte, der entdeckt hat, daß ſchon bei „den Griechen die kleinen poſſierlichen Figuren gebräuchlich geweſen, die man auf den Kamin ſetzt, „und Pagoden nennt. Ein Beweis, daß dieſer „Geſchmack ſo gothiſch nicht iſt, als man wohl „glauben ſollte. Ariſtenät braucht eben dieſes Wort „in einem Briefe an den Libanius, wenn er von „einem ſtummen Rathsherrn in Konſtantinopel redet, der ſich bei ſeiner Bequemlichkeit Alles gefallen ließ, was man in Vorſchlag brachte, und „den das gemeine Volk um deßwillen nur den Jaherrn nannte. Die Anmerkung wird überflüſſig „ſein, daß es bereits bei den Griechen Weiber „gegeben habe, die ihren Männern das Leben ſauer „gemacht. Unſer Text ſagt es mit klaren Worten; aber es ſagen es noch mehr Texte. Ob ich „das Wort: fauler Schlingel, recht überſetzt habe, „will ich von Kennern entſcheiden laſſen. Bei dem „zweiten Briefe werden die Kunſtrichter ſehr ſtu-

„zen, wenn ſie hören, daß es in Athen zwölf geſchlagen hat. Der Hahn kräht ſchon, würden „ſie geſagt haben; aber ſie würden nicht verſtanden worden ſein.

„Wie leicht iſt es doch, gelehrt zu ſchreiben! „Ich war Willens, nur ein Wort zu meiner Vertheidigung zu ſagen, und habe eine ganze Seite „voll kritiſcher Weisheit hingeſchrieben. Der Himmel weiß, wie viel Gewalt ich mir anthun muß, „nicht ſo gelehrt zu ſein, um meinen Leſern nicht „unerträglich zu werden. Was ich geſagt habe, „iſt genug, meine Ueberſetzung zu retten.“

Herr Bürgermeiſter,

Endlich habe ich einen Mann gefunden, der recht nach Ihres Herzens Wunſche iſt. Sie können die erledigte Rathsherrnſtelle nicht beſſer beſetzen, als mit ihm. Er kommt den ganzen Sommer nicht von ſeinem Weinberge, und den Winter hindurch nicht vom Kamin. Ein Mann, der, wenn er Knaſter und Bier hat, mit der ganzen Welt zufrieden iſt! Aus dieſem Manne können Sie machen, was Sie wollen. Er hilft Ihnen beiſſen, wenn Sie es verlangen, und Sie können ihm ſo heftig begegnen, als Sie wollen, Sie beleidigen ihn gewiß nicht. Ich bin Bürge für ihn, daß er Ihnen niemals widerſprechen ſoll. Zu mehrerer Sicherheit gibt er Ihnen einen Revers darüber. Muthen Sie ihm nur nicht zu, daß er viel reden darf; widerſprechen wird er wenigſtens nicht. Auf ſein Votum können Sie ſicher Staat machen. Er iſt wie die Pagoden von Thon, die man auf den Kamin ſetzt, und die länger als eine

Viertelſtunde mit dem Kopfe nicken, wenn man nur ein wenig mit dem Finger dran rührt. Ich empfehle ihn beſtens, und bitte mir bald Antwort aus. Er verdient ihr Wohlwollen. Leſen Sie nur ſeinen Brief, den er an mich geſchrieben hat. Können Sie ſich einen beſſern Collegen wünſchen? Vor ſeiner Frau fürchten Sie ſich nicht. Sie hat einen närriſchen Kopf, aber nur für den Mann; außerdem iſt ſie zahm und ſehr gefällig. Ich kenne ſie. Es iſt ihr nur um den Rang zu thun. Hat ſie den erlangt, ſo wird ſie gewiß keine Unruhe in der Stadt anrichten, oder ſich einige Herrſchaft anmaßen. Das können Sie der Frau Bürgermeiſterin ſagen, damit ſie nicht ohne Noth argwöhniſch und eiferſüchtig wird. Folgen Sie mir, mein Herr. Machen Sie dieſe Maſchine zum Rathsherrn. Es wird Sie nicht gereuen, u. ſ. w.

Vielgeliebteſter Herr Schwager,

Rathsherr möchte ich nun freilich gern werden. Ich habe mir immer ſo ein Aemtchen gewünſcht, bei dem man den Körper ſchonen kann. Sie wiſſen es, Herr Schwager, ich bin ein wenig langſam und bedächtig, gut, wie ein Kind; alle heftige Bewegungen leidet mein feiſter Körper nicht. Aber das wäre recht, wie ich mirs wünſchte. Meinen Sie nicht, daß ich es werden könnte? Reden Sie einmal mit dem Herrn Bürgermeiſter. Er ſoll einen recht frommen und lieben Collegen an mir haben; mit Willen wenigſtens will ich ihn niemals erzürnen, den ehrlichen Mann! Reden Sie einmal mit ihm. Aber ſollte er es wohl nicht gern ſehen? Je nun, wiſſen Sie was, Herr Schwager, wenn es auch nicht iſt, ſo mag es dasmal bleiben. Ich möchte ihn nicht böſe machen. Reden Sie nur mit ihm. Meine Frau, ſie hat auch ihr Köpfchen für ſich, wie eine andere Frau, meine Frau ſpricht immer zu mir: Mann! wird denn nimmermehr etwas aus dir? Willſt du denn ein ewiger fauler Schlingel bleiben? Laß es gut ſein, mein Engelchen, ſpreche ich zu ihr, es wird ſich ſchon geben! Sehen Sie, Herr Schwager, das wäre nun ſo eine Urſache, warum ich mich in den Rath wünſchte. Der liebe Hausfriede! . . Sie verſtehn mich ſchon. Das Weibchen iſt gut; nur die fliegende Hitze! die, die, die . . . wie geſagt, Sie verſtehen mich ſchon. Stellen Sie es dem Herrn Bürgermeiſter vor. An gutem Willen und an Geſchicklichkeit ſoll es mir wohl nicht fehlen. Ich habe eine ſehr vernünftige Frau; bin ich nur einmal Rathsherr, ſo kann ſie mir mit Rath und That beiſtehen. Nun es bleibt dabei! Hören Sie einmal, was der Bürgermeiſter dazu ſagt. Uebereilen Sie ſich nicht; kommt Zeit, kommt Rath. Ich muß abbrechen; ich habe ſchon lange geſchrieben, und meine Frau läßt mir ſagen, ich ſoll zu Bett gehen. Gute Nacht! Lieber Himmel; es ſchlägt ſchon zwölf Uhr . . Die Nacht habe ich mir gewiß mit dem vielen Schreiben verdorben. Thun Sie Ihr Beſtes, Herr Schwager. Ich gähne mich noch todt. Gute Nacht!

„Seit der Zeit, daß ich mir vorgenommen habe, „ſatiriſche Briefe zu ſchreiben, bin ich von dieſem „Gedanken ſo voll geweſen, daß faſt eine jede „merkwürdige Stelle, die ich in einem Buche leſe, „mich auf den Einfall bringt, einen Brief darüber „auszuarbeiten. Eben ſo ging es mir mit der „Stelle in der Odyſſee, wo ich durch die grauſame „Freundſchaft des Polyphems auf eine empfindliche „Art gerührt ward. Ich wünſchte mir, dieſen Gedanken „in einem Briefe anzubringen; ich wandte „meinen Polyphem auf alle Seiten herum, um „eine Aehnlichkeit mit einem Manne zu finden, „deſſen Charakter etwas Lächerliches und Tadelnswürdiges „an ſich hätte. Endlich ſchuf ich mir „eine gewiſſe Art eines ungerechten Richters. Ich „bewaffnete ihn mit einiger Gewalt, Schaden zu „thun; ich baute ihm eine Höhle, aus welcher er „das umliegende Land ſchrecken ſollte; ich ſchaltete „hin und wieder kleine Epiſoden ein, und endlich „ward der Brief fertig, der nachſteht.

„Es iſt für einen Verfaſſer nicht vortheilhaft, „wenn der Leſer gar zu genau weiß, was die Gelegenheit „zu einer Schrift gegeben, und wie ſich „ein Gedanke aus dem andern entwickelt hat. Sagt „man ihm dasjenige zu zeitig, was er ſelbſt entdecken „ſollte, ſo fällt das Unerwartete, und eben „dadurch der größte Theil der Annehmlichkeit weg.

»Ich verliere bei dieſer Erklärung allerdings, das ſehe ich gar wohl voraus: aber ich habe dieſen Schaden lieber verſchmerzen, als in einen Verdacht fallen wollen, der mir noch weit empfindlicher ſein würde. Nunmehr ſind meine Leſer überzeugt, wenigſtens hoffe ich es, daß mein ungerechter Richter nur des Polyphems wegen erdacht worden. Hätten ſie das nicht gewußt, wie viel vergebene Mühe würden ſie ſich gemacht haben, das Original zu errathen. Hätten ſie auch kein Original dazu gefunden, wie es denn nicht möglich iſt, da dergleichen ungerechte Richter, wenigſtens in unſern Landen, nicht vorhanden ſind, ſo würden ſie doch mich nicht aus dem Verdachte gelaſſen haben, daß meine Satire eine perſönliche Satire ſei. Nun kann ich ihr Urtheil gelaſſen erwarten. Derjenige Leſer muß ſehr verſtockt ſein, der demungeachtet glauben will, daß ein ſolcher Polyphem unter uns wohne.«

Gnädiger Herr,

Iſt es möglich, daß Sie dieſen Mann erſt jetzt haben kennen lernen? und Sie wohnen ſchon ſechs Jahre in der Gegend, welche unter ſeiner Ungerechtigkeit ſeufzt? Aber vielleicht kennen Sie ihn noch jetzt nicht einmal recht genau. Ich will ihn malen, nach dem Leben will ich ihn zeichnen. Machen Sie ſich dieſe Entdeckung zu Nutze, und hüten Sie ſich vor ihm.

Er gibt ſich Mühe, zu vergeſſen, was er geweſen iſt, ungeachtet ſeine Aeltern ſich dieſes Sohnes mehr zu ſchämen haben, als er ſich ſeines Vaters zu ſchämen hat, welcher in Armuth lebt und ehrlich iſt. Er hat es für gut erachtet, eine mittelmäßige Stadt zu ſeinem Aufenthalte zu wählen, um ſeine Verdienſte deſto bemerklicher zu machen. Das iſt die Höhle, in welcher er die Beute verzehrt, die er in der umliegenden Gegend von etlichen Meilen zuſammen raubt. Er hat ſo einträgliche Begriffe von der Amtspflicht, daß er gerecht iſt, nur ſeinen Vortheil zu machen, und eben dieſes Vortheils wegen zu anderer Zeit die größten Ungerechtigkeiten begeht. Der Hochmuth iſt ſeine ſtärkſte Leidenſchaft, eine Leidenſchaft, die immer diejenigen am meiſten martert, welche die wenigſten Verdienſte haben. Er erinnert ſich noch, und ſagt es allen denen, die es nöthig zu wiſſen haben, daß er vor zwanzig Jahren neben dem Miniſter auf dem Kanapee geſeſſen hat. Er wiederholt dieſen Umſtand ſo oft, als er merkt, daß man an ſeiner unumſchränkten Gewalt, zu ſchaden, zweifelt. Ungeachtet dieſes Hochmuths iſt er noch immer niederträchtig genug, Geſchenke zu fordern, wenn man ihm ſolche nicht ſo geſchwind, als er wünſcht, entgegen bringt. Er beſtimmt ſelbſt den Werth derſelben, wenn er findet, daß ſie für ſeine Parteilichkeit ein zu geringer Lohn ſind. Es iſt gefährlich, von dem Preiſe abzugehen, den er ſetzt. So vorſichtig ein anderer Richter iſt, um zu verbergen, daß er ſich habe beſtechen laſſen; ſo bemüht ſich dieſer, es Allen zu ſagen, von denen er jetzt oder künftig Geſchenke vermuthen kann. Von alle dem, was ſein Amt erfordert, verſteht er weiter nichts, als die Kunſt, das nicht zu thun, was er thun ſollte. In ſeiner Jugend war es in verſchiedenen Häuſern noch Mode, daß vornehme Leute mit der Religion leichtſinnig ſcherzten, daß ſie in ihrem Amte ſich aus Bequemlichkeit auf den Fleiß ihrer Untergebenen verließen, von ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich ſprachen, und in den artigſten Geſellſchaften auf eine unflätige Art witzig waren. Er iſt beinah der Einzige, der dieſe pöbelmäßige Mode noch beibehalten hat. Mit der Religion ſcherzt er leichtſinnig, weil er ſich Mühe gibt, den traurigen Gedanken von der ernſthaften Folge einer Religion zu ſeiner innerlichen Beruhigung zu überwältigen. Seine Untergebenen haben die ganze Laſt des Amts bei einem geringen Unterhalte auf ſich, weil er zu ungeſchickt iſt, es ſelbſt zu verwalten. Ich kenne Niemanden, dem es natürlicher läßt, von den ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich zu ſprechen, als ihn, weil Niemand natürlicher dumm iſt, als er. Die unflätige Sprache iſt ſeine Mutterſprache. Er iſt ſtark darin, noch ſtärker, als ſein Geſinde. Von dieſem Witze iſt er ein wahrer Kenner, den weiß er zu ſchätzen. Die Thränen eines nothleidenden Unterthanen rühren ihn bei weitem ſo nicht, als eine unerwartete Zote; mit dieſer kann man ihn gewinnen. Er hat einen Advokaten in ſeiner Pflege, welcher bei einem jeden neuen Proceſſe auf neue Unflätereien ſinnt und ſo glücklich iſt, durch dieſen Witz einen beifälligen Richter zu behalten. So grauſam er gegen die Unterthanen ſeines Fürſten iſt, ſo ein harter Vater iſt er auch. Er hat ſich zum drittenmale verheirathet, und, was bei ihm faſt unglaublich iſt, er hat zum drittenmale eine vernünftige Frau bekommen. Wie glücklich wäre dieſe Elende, wenn er zum drittenmale zum Wittwer würde! Sie hat es einmal gewagt, die Thränen einer gedruckten Gemeine ſich bewegen zu laſſen und für ſie zu bitten; dieſes Mitleiden findet er ſo widernatürlich, daß er es ſie noch jetzt empfinden läßt. Seine Kinder ſind ſo tugendhaft und vernünftig, daß ſie wohl verdienten, ſeine Kinder nicht zu ſein. Wären ſie ihm ähnlicher, ſo würde er ſie mehr lieben.

Glauben Sie wohl, gnädiger Herr, daß man, dieſes häßlichen Charakters ungeachtet, dennoch faſt eine Stunde lang mit Vergnügen in ſeiner Geſellſchaft ſein kann? Wirklich kann man es ſo lange ſein; aber man muß ſich ſeiner Schwäche zu bedienen wiſſen. Ich habe es verſucht. Ich ließ mich bei ihm melden, als ein Mann, der die Ehre zu haben wünſchte, ihn kennen zu lernen und ihm ſeine unterthänige Aufwartung zu machen. Er nahm mich an, nachdem mich ſein alter Bedienter, welcher Kutſcher und Gärtner und Koch und Schreiber zugleich war, an der Treppe empfing und im Pompe durch drei große Säle, eine Küche und zwei Vorrathskammern in das Kabinet zur Audienz führte, wo ich dieſes Geſchöpf, das theure Schrecken ſeiner Bauern, und die Geißel ſeiner Gerechtigkeit, in prächtigem Schlafpelze am Pulte ſitzend fand. So dick er iſt, denn ſeine ſchweren Berufsarbeiten haben ihm immer noch Zeit gelaſſen, fett zu werden: ſo geſchwind ſprang er auf, bedauerte, daß er in ſeinem Nachtkleide überraſcht werde, warf zwei große Stöße Akten über den Haufen, die er ſeit vielen Jahren zur Parade neben ſich ſtehen, und ſeit vielen Jahren über den Haufen geworfen hat, ging mir mit einer großen geſchäftigen Miene entgegen, und empfing mich mit Huld und Gnade.

Sie können wohl glauben, daß bei einem ſolchen Auftritt kein Kompliment natürlicher iſt, als dieſes, daß man die Freiheit entſchuldigt, die man ſich genommen hat, einen Mann von ſolchen Geſchäften zu ſtören. Er nahm es mit der lächelnden Miene an, mit der eine alte Jungfer widerſpricht, wenn man ihr die Schmeichelei macht, daß ſie ſchön ſei. Sein linker Arm hing nachläſſig über das Schreibepult und die Finger waren geſchäftig, in verſchiedenen Schreiben und Suppliken zu wühlen. Er ſeufzte über ſein Amt, über den Anlauf der Leute, über die vielen herrſchaftlichen Arbeiten ex officio. Ich war in Allem ſeiner Meinung und ſeufzte ergebenſt mit. Dieſes machte, daß er ſein Herz zu mir herab neigte, und mir nach verſchiedenen wichtigen Unterredungen endlich von großen Veränderungen im Staate ganz im Vertrauen einen Wink gab. Ein Brief von Seiner Excellenz . . . mehr durfte er nicht ſagen. Ein Hofmann, wie er, ſagt Alles nur halb, und denkt gar nichts dabei! In der That wies er mir von ferne einen Brief und ließ mich ſehr vorſichtig weiter nichts leſen, als Hochedelgeborner, Hochgelahrter. Mit einemmale verſchloß er ihn ins Pult, brach ab, und ſah mir ſteif in die Augen. Ich antwortete ihm mit einem beredten Achſelzucken, ſchlug die Augen in die Höhe und lächelte. Wir verſtanden beide einander: er, daß ich ſeine Einſicht in das Zukünftige des Staats bewunderte, und ich, daß er ein Narr war. Nach einer landesverrätheriſchen Pauſe von zwei Minuten, nahm er mich bei der Hand und ſagte: **Seria in crastinum!** (Verſparen wir ein Ernſteres auf morgen) und ſagte mir vielleicht damit ſein ganzes Latein. Womit kann ich Ihnen dienen? mit ungariſchem Weine? mit Champagner? mit Burgunder? Mit Burgunder doch wohl am liebſten. Burgunder, Johann, vom beſten, geſchwind! rief er ſeinem Bedienten zu, der von ferne an der Thüre ſtand und ſich die Haare auskämmte. Er kam. Burgunder? Nein, gnädiger Herr, ein rother Landwein. Ich trank ihn als ein wahrer Patriot, und ſchlürfte ihn ſo prüfend durch meine Zähne, als der Schmarotzer kaum thut, welcher gegen Sie, gnädiger Herr, niemals mehr Ehrfurcht bezeigt, als wenn Sie Burgunder und Auſtern haben. Bei dem erſten Glaſe nöthigte er mir eine Schmeichelei ab, die mir nicht ſchwer ward, weil ich mich darauf gefaßt gemacht hatte; bei dem zweiten erzählte er mir den ganzen Umfang von ſeinem Amte, und ſeufzte noch einmal darüber, daß er ein ſchweres Amt hätte. Ein ſehr vergeblicher Seufzer! denn, wenn es ihm ſchwer wird, ſo geſchieht es gewiß nur dann, wenn er Jemanden glücklich machen ſoll. Und in dieſe Umſtände ſetzt er ſich ſehr ſelten, oder er muß wenigſtens die Hälfte von dem Glücke zu genießen haben. Bei dem dritten Glaſe rühmte er die Gnade, die das Miniſterium für ihn habe. Das Kanapee ward nicht vergeſſen. Bei dem vierten Glaſe verſicherte er mich ſeiner Freundſchaft. Verlohnte dieſe Verſicherung wohl die Mühe, vier Gläſer ſauern Landwein zu trinken? Ich verbat mehr Wein, und ſchützte den Gehorſam vor, den ich meinem Arzte ſchuldig wäre, einen Gehorſam, von dem mein Arzt nichts weiß. Er beſchäftigte ſich noch faſt eine halbe Stunde mit ſeiner Größe, und beſchloß den letzten Aufzug mit ein paar artigen Unflätereien. Ich ſtand von meinem Stuhle auf, und entfloh ſeinem Witze und ſeinem Weine.

Hätten Sie mir wohl ſo viel Geduld zugetraut, gnädiger Herr? In der That habe ich ſie gehabt, und habe ſie eine Stunde lang mit Vergnügen gehabt; dennoch will ich Ihnen nicht rathen, mir es nachzuthun. Da ich nicht in der geringſten Verbindung mit ihm und mit ſeinem Amte ſtehe, ſo war er mir erträglich. Ihnen hingegen wird er es nicht ſein, und Sie wird er eine gewiſſe Hoheit empfinden laſſen, die ſeine Dummheit ehrwürdig machen ſoll. Am wenigſten wagen Sie es jetzt, da Sie in den unglücklichen Proceß gerathen ſind. Bisher hat er ſie geſchont, oder ſchonen müſſen; nun ſieht er Sie als ein Opfer an, das von ſeiner Hand ſterben ſoll, das für ihn geſchlachtet wird. Ich bin gar nicht mit dem Einfall zufrieden, den Sie gehabt haben, ihn mit dem Eimer Wein zu beſänftigen. Dadurch machen Sie ihn nicht menſchlich, nicht billig; wenn es hoch kommt, erlangen Sie von ſeiner Ungerechtigkeit nur eine kurze Friſt. Polyphem war im Begriff, den Ulyſſes mit ſeinen noch übrigen Gefährten zu freſſen. Ulyſſes gab ihm von ſeinem göttlichen Weine. Der ungerechte Cyclop trank davon, er lobte den göttlichen Wein; dreimal trank er davon, und ſagte zum Ulyſſes: Dein Wein iſt vortrefflich, mein Freund; dich will ich zuletzt freſſen! Hätten Sie wohl geglaubt, gnädiger Herr, daß ſich mein Brief ſo pedantiſch ſchließen ſollte? Ich bin mit beſtändiger Hochachtung u. ſ. w.

»Da ich noch auf hohen Schulen war, und die Welt nicht kannte, ließ ich mir das Vorurtheil beibringen, es gehöre mit unter die unbemerkten verzehrenden Krankheiten eines Staats, wenn Privatperſonen, als Beſitzer von Dörfern und Landgütern, zu viel Freiheit hätten, das Recht über ihre Bauern unter dem Namen der Erbgerichte zu verwalten. Dieſer Wahrheit ein fürchterliches Anſehen zu geben, ſtellte man die Möglichkeit vor, daß ein Gerichtsherr ungerecht ſein könnte; daß der Unterthan durch dieſe Ungerechtigkeit, welche noch immer den Schein einer Legalität hätte, nach und nach entkräftet und außer Stand geſetzt würde, dasjenige zu leiſten, was er ſeinem Fürſten ſchuldig wäre; daß ihm oft nicht Zeit gelaſſen, oder daß es ihm doch ſehr ſchwer gemacht würde, wenn er wider dergleichen Unterdrückungen den Schutz der obern Richter anflehen wollte. Man wollte angemerkt haben, daß dergleichen öftere Zunöthigungen und Unterdrückungen den Unterthan trotzig und verſtockt machten; daß ihm Alles verdächtig ſei, was man von ihm fordere; daß er ſich endlich auch in denjenigen Sachen widerſetzlich bezeigte, die er und ſeine Vorfahren zu thun ſchuldig geweſen. Der Schade von dergleichen Gewaltthätigkeiten falle mit der Zeit dem Beſitzer des Ritterguts ſelbſt unglücklicher Weiſe zur Laſt. Er

»empfinde die Armuth ſeiner ausgeſaugten Unterthanen zuerſt, wenn dieſe unvermögend gemacht wären, ihm ferner Zinſen und Dienſte zu leiſten. Es ſei ganz falſch, wenn man glaube, daß ein bemittelter Unterthan nicht zu bändigen, und ein Bauer alsdann erſt zahm werde, wenn er ganz verarmt ſei. So bald er gar nichts mehr zu verlieren habe, ſo bald mache ihn die Verzweiflung muthig. Aus Rachſucht bemühe er ſich nunmehr, ſeinen Gerichtsherrn durch ungerechte Proceſſe auch zu entkräften, und, ſo viel möglich, mit arm zu machen. Es ſei ſchwer, einen aufgebrachten und rebelliſchen Bauer von ſeinem Gute und aus dem Dorfe zu verjagen, noch ſchwerer aber eine ganze Gemeine. Gemeiniglich treffe das Unglück den Gerichtsherrn zuerſt, daß er, durch die Laſt der Proceſſe ermüdet, ſein Gut verſtoßen müſſe. Dieſes wären die gewöhnlichſten Folgen von einer übelverſtandenen Herrſchaft, und von dem unglücklichen Mißbrauch der ihnen erlaubten Erbgerichte: Folgen, die dem Gerichtsherrn und den Unterthanen ſchrecklich, nur dem Gerichtsverwalter und den Advokaten vortheilhaft ſein könnten!

»Das waren ungefähr die akademiſchen Grillen meiner Lehrer. So ſchimpft ein Armer auf den Reichthum, eine alte Betſchweſter auf die Wolluſt der Jugend; und ein Profeſſor, der keine Bauern hat, auf die Gewaltthätigkeit der Gerichtsſtube. Vielleicht wäre er der Erſte, der ſie drückte, wenn ihm der Himmel ein Dorf voll Unterthanen in die Hände gäbe.

»Mir ſind die Augen aufgegangen, da mich mein Beruf in die Umſtände ſetzte, die Natur der Bauern genauer zu anatomiren, und einzuſehen,« wie vortrefflich die Ausbeute ſei, welche die Gerechtigkeit gibt. Es wäre zu wünſchen, daß unſere Erbgerichte despotiſcher gelaſſen und weniger eingeſchränkt worden wären. Es hebt den Werth der Rittergüter. In den Anſchlägen finde ich kein Kapitel billiger, als das, von Gerichtsnutzungen. Vielleicht wäre es beſſer und ausdrücklicher, wenn man es rechtliche Contribution, oder Gerichtsbeute nennte: aber es iſt ſchon genug, daß man weiß, was man darunter verſteht. So viel iſt freilich wahr, wenn der Unterthan in Armuth gebracht wird, ſo leidet der Gerichtsherr zugleich; aber der leidet doch nicht, der ſeine Gerichte verwaltet. Im Handel und Wandel muß allemal Einer verlieren, wenn der Andere gewinnen ſoll. Werden die Unterthanen arm, wird es der Gerichtsherr mit; gut genug, daß das Geld im Lande bleibt. Der Gerichtsverwalter, die Advokaten, die obern Richter, Alle, die in der Fabrik der Gerechtigkeit arbeiten, bis auf den unterſten Kopiſten, gewinnen dabei. Es muß gleichwohl eine große Beruhigung für den Gerichtsherrn ſein, wenn er ſieht, daß ſeine widerſpenſtigen Unterthanen durch Hunger gedemüthigt ſind, geſetzt auch, daß er dieſes Vergnügen nicht eher erlebt, als wenn er ſelbſt halb verhungert iſt. Das Verlangen, ſich zu rächen, geht über Alles.

»Man hat es in unſerm Lande für gut angeſehen, die Gewalt der Erbgerichte ſehr vorſichtig einzuſchränken. Ich, als ein Unterthan, darf dawider nichts ſagen. In der That würde ich auch nichts Neues ſagen, da meine Landsleute ſchon

„vor langen Zeiten die vortheilhafte Einſicht erlangt
„haben, wie ſie dieſe Einſchränkung ſich erträglich
„machen können. Die größte Kunſt beſteht darin,
„daß ſie die Verwaltung ihrer Gerichte einem Manne
„anvertrauen, der an ihren Abſichten gemeiniglich
„arbeitet. Sie haben die Wahl, und in dieſer
„Wahl müſſen ſie behutſam ſein. Noch ein Vortheil
„iſt dieſer, daß ſie von den Sporteln der Gerichtsſtuben
„ihren Antheil behalten. Es hat einen
„doppelten Nutzen, welcher ſo deutlich in die
„Augen fällt, daß ich ihn nicht erſt erklären darf.

„Alles, was ich noch thun kann, iſt dieſes, daß
„ich durch nachſtehende vier Briefe meinen Satz
„erläutere. Der erſte und zweite Brief zeigt, wie
„ein Gerichtsverwalter ſein muß; der dritte Brief
„iſt der Gegenſatz von dieſen, und zeigt, wie er
„nicht ſein ſoll. Dieſes deſto lebhafter zu machen,
„habe ich den vierten Brief hinzugeſetzt. Ich wünſche,
„daß meine Leſer die guten Abſichten erkennen mögen,
„die ich dabei gehabt habe. Folgen ſie meinem
„Rathe, und bedienen ſie ſich der Vortheile,
„die ich ihnen zeige, mit Ernſt: ſo gebe ich ihnen
„mein Wort, es ſoll in zehn Jahren kein Bauer
„mehr im ganzen Lande ſein. Und, o! wie ruhig
„kann ein Edelmann auf ſeinem Gute leben, wenn
„er es ſo weit gebracht hat!“

Gnädiger Herr,

Ich ſage es Ihnen aufrichtig, zu Ihrem Gerichtsverwalter ſchickt ſich Niemand beſſer, als ich. Sie haben ſo geſunde Begriffe von der Gewalt über Hals und Hand, und die Beutel Ihrer Unterthanen, daß ich mich freue, unter Ihrer Anführung dieſen elenden Geſchöpfen den Nachdruck unſerer Gerechtigkeit fühlen zu laſſen. Wenn ich die Sache recht anſehe, ſo finde ich, daß die Bauern nicht für ſich, ſondern für ihren Edelmann geſchaffen ſind. Ich weiß, daß man es bei uns nicht öffentlich ſagen darf, und daß auf dem Katheder noch hin und wieder der Satz behauptet wird, daß die Bauern und der Gerichtsherr beide Unterthanen eines Fürſten ſind. Ich weiß dieſe theoretiſche Wahrheiten gar wohl. Wir können es geſchehen laſſen, daß ſich die Gelehrten auf hohen Schulen und ein paar milzſüchtige Schriftſteller damit beſchäftigen. Genug, daß wir für uns die Erfahrung haben, welche allen dieſen Pedantereien widerſpricht. Was wir noch thun können, um vor den Augen des gemeinen Volks den äußerlichen Wohlſtand zu behaupten, das iſt dieſes, daß wir die Bauern niemals anders, als mit der ſtrengſten Legalität, plündern. Darf ich es wohl wagen, gnädiger Herr, Ihnen zu ſagen, daß ich eben darin meine Stärke habe? Sobald ich Ihnen diejenigen Lehrer nenne, die mich auf hohen Schulen zur Gerechtigkeit eingeweiht haben; ſo bald werden ſie weniger an meinem Vorgeben zweifeln. Wollen Sie noch mehr Beweis haben? Davor habe ich mich ſehr gehütet, was man gründliche Rechtsgelehrſamkeit nennt. Cautelen ſind mein Hauptſtudium geweſen, und ich war im Stande, Geſetze zu verdrehen, ehe ich noch wußte, was Novellen hießen. Die erſte Probe meiner Geſchicklichkeit waren einige Hurenproceſſe, die ich glücklich ausgeführt habe. Ich war noch kein Jahr ein Advokat, als mir ſchon zweimal die Praxis unterſagt wurde. Meine Unerſchrockenheit, mit welcher ich die Obern und die Richter, zum Beſten meiner Clienten, beleidigte, brachte mich vier Wochen ins Gefängniß. Sie können wohl glauben, gnädiger Herr, daß mich dieſe Vorfälle ſehr berühmt gemacht haben, und es iſt beinah keine ungerechte Sache, die ich nicht vertheidigen muß, und gewiß rühmlich vertheidige. Fragen Sie einmal in meiner Gegend nach, mit welchem Eifer ich meine Gerichtsbeſtallungen nutze. Es gibt gewiſſe Handgriffe, durch welche man das Vermögen der Unterthanen an ſich ziehen und dennoch der gerechteſte Mann ſein kann. Es ſind Geheimniſſe, die ich nicht ſagen kann, die ich aber zu Ihrem guten Vergnügen ins Werk ſetzen werde, wenn Sie mir die Stelle überlaſſen ſollten, um die ich bitte. Fragen Sie den Herrn von . . . deſſen Gerichte ich verwalte. Er wird Ihnen ſagen, wie weit ich es in einem Jahre gebracht habe. Seine Bauern ſind alle zu Grunde gerichtet; jetzt arbeite ich noch an den Schulzen, und ich hoffe, ihn nach der Ernte auch an den Bettelſtab zu bringen. Es iſt wahr, der Herr von . . . hat zugleich ſein ganzes Vermögen verſtritten, und er iſt durch die Proceſſe in Anſehung ſeines Standes weit ärmer geworden, als ſeine Bauern; aber was thut das? Er hat Recht behalten, ſeine trotzigen Bauern ſind gedemüthigt, und ich habe dabei ein ziemliches Vermögen verdient. Verhungert der Herr von . . ſo iſt das mein Fehler nicht; es iſt ein Fehler der theuren Gerechtigkeit, für die er zum Märtyrer geworden iſt. Ich habe weiter nichts gethan, als was er verlangt, und was mein Amt erfordert hat.

Sie ſollen es erfahren, gnädiger Herr, daß es nicht ruhmredige Verſprechungen ſind, die ich thue. Ich erwarte Ihren Entſchluß, und bin u. ſ. w.

Gnädiger Herr,

Es iſt freilich eine ſchlimme Sache, daß die Landesobrigkeit dem Gerichtsherrn die Bauern nicht ganz Preis gegeben, ſondern den kleinen Dorfmonarchien gewiſſe Grenzen geſetzt und verordnet hat, daß die Gerechtigkeit durch beſondere Perſonen unparteiiſch verwaltet werden ſoll. Es läuft allerdings wider den Stand der natürlichen Freiheit, und wider die weiſen Abſichten der Natur, welche das Wild und die Bauern zum Nutzen und zum Vergnügen des Junkers geſchaffen hat. Aber was iſt zu thun? Einer höhern Gewalt muß man nachgeben. Genug, daß noch Mittel übrig ſind, dieſer höhern Gewalt auszuweichen. Sie haben, gnädiger Herr, beſtändig dieſes zu Ihrer Regel gehabt, daß derjenige, dem Sie, nach den Landsgeſetzen, die Verwaltung der Juſtiz anvertrauen müſſen, ſo unwiſſend, als möglich, ſei, um ihre willkürlichen Ausſprüche deſto beſſer zu behaupten. Da ich nicht glaube, daß Sie jetzt erſt von dieſer guten Regel abgehen werden; ſo mache ich mir Hoffnung, die erledigte Stelle als Gerichtsverwalter bei Ihnen zu erlangen. Ich bin ſo dumm und unwiſſend, als Sie es wünſchen können. Da ich die Rechtsgelehrſamkeit niemals anders, als handwerksmäßig gelernt habe; ſo kann es mir nicht ſchwer fallen, ſo zu denken, wie Sie befehlen. Sie, gnädiger Herr, ſollen mein erſtes Geſetz ſein. In der That ſind mir die übrigen Geſetze deſto gleichgültiger, je weniger ich mit ihnen bekannt bin. Nur das Einzige bitte ich, daß Sie mich auf Ihre Koſten wider höhere Obrigkeiten vertreten, wenn mein Verfahren als ungültig angefochten werden ſollte. Sie erlangen durch mich noch einen Vortheil, den Sie nicht überall finden. Man hat ein Sprüchwort, ich weiß aber nicht, in welcher Sprache, daß diejenigen Advokaten die größten ſind, die am wenigſten verſtehen. Glauben Sie, gnädiger Herr, ich bin für zwei Advokaten unwiſſend, und für drei grob. Es wage es Niemand, Sie und Ihre Gerechtſame anzugreifen; ich will ihm ſo unbeſcheiden begegnen, daß er wenig Ehre davon haben ſoll. Muß ich Strafe geben, ſo verlaſſe ich mich auf Ihr baares Geld. Sollte es gar bis zum Gefängniſſe kommen, ſo werden Sie mich auf eine billige Art ſchadlos halten; aber Abbitte und Ehrenerklärungen will ich ex officio thun, ohne etwas dafür zu verlangen. Scheinen Ihnen dieſe Bewegungsgründe nicht wichtig genug, mir Ihre Gerichte anzuvertrauen? Ich will Ihnen noch einen Vorſchlag thun. Ich will die Beute mit Ihnen theilen. Die Gerichtsſporteln ſollen zur Hälfte Ihre ſein, wenn Sie mir nur erlauben, noch einmal ſo viel von Ihren Bauern zu erpreſſen. Ueberhaupt finde ich dieſe Art in Kompagnie zu ſporteln ſehr billig. Den Gerichtsverwalter muntert es auf, hungriger zu ſein, als er ſonſt ſein würde; den Gerichtsherrn aber nöthigt es, nachſehender zu ſein, weil er außerdem allemal die Hälfte verlieren würde, wenn er gerechter wäre. Noch ein Vortheil fällt mir ein, den Sie, gnädiger Herr, durch mich erlangen. Kavaliere von Ihrer Art und Erziehung ſind niemals witziger, als bei Tiſch, und in Geſellſchaft des benachbarten Landadels. Wie nöthig iſt es alsdann für Ihren Witz, daß Jemand mit an der Tafel ſitzt, den Sie ohne Verantwortung mißhandeln können? Ich verſtehe Spaß, gnädiger Herr. Für jede gnädige Grobheit, die Sie mir ſagen, werde ich mich mit einer Bouteille Wein bezahlt machen, das ſoll meine ganze Rache ſein. Da ich auf ihren Befehl mein Gewiſſen und meinen ehrlichen Namen daran wage, warum ſollte ich mich nicht für eine Bouteille Wein, Ihnen zu Gefallen, zum Narren machen laſſen?

Wollen Sie mir die Gnade erzeigen, und meiner Bitte Statt geben; ſo werden Sie ſehen, wie unermüdet ich mich beeifern werde, meine theure Pflicht zu erfüllen, und zu ſein ꝛc.

Gnädiger Herr,

Es hat mich Herr *** gebeten, ihn bei Ew. Gnaden zu empfehlen, da er gehört hat, daß Sie die erledigte Schöſſerſtelle auf Ihren Gütern wieder zu beſetzen im Begriffe ſind. Sie ſehen es ſelbſt ein, gnädiger Herr, daß dieſes Amt einen gelehrten, einen ehrlichen und einen arbeitſamen Mann haben will. Es iſt ſchwer, alle drei Tugenden beiſammen anzutreffen; und wer ſie beiſammen beſitzt, der wird gemeiniglich ſo ſehr geſchätzt, und ſo ſorgfältig geſucht, daß er ſich kaum entſchließen dürfte, ein Amt, wie das Ihrige, anzunehmen, welches ihm vom Hofe und von aller Gelegenheit, ſein Glück weiter zu treiben, entfernt. Ew. Gnaden kennen mich zu gut, als daß Sie glauben ſollten, ich ſtellte Ihnen die Sache um deßwillen ſo ſchwer vor, damit ich die Verdienſte meines Candidaten deſto geltender machen könnte. Er beſitzt wirklich alle die Eigenſchaften, die ich oben gefordert habe; er weiß es aber ſelbſt ſo wenig, daß er immer zweifelt, ob er auch geſchickt genug ſei, dem Amte ſo vorzuſtehen, wie er ihm vorzuſtehen wünſcht. Dieſe Furchtſamkeit, vielleicht aber auch ein vernünftiges Verlangen, glücklich und ruhig zu bleiben, entfernen ihn vom Hofe. Er wünſcht, als ein ehrlicher Mann und unbekannt auf Ihrer Herrſchaft zu ſterben. Wollen Sie eine genauere Nachricht von ſeinen Verdienſten haben? Er hat ſeine Jurisprudenz als ein Gelehrter erlernt. Er weiß den Grund der Geſetze, und verſteht bei den dazu erforderlichen Sprachen die Geſchichte der Rechtsgelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange. Dieſes unterſcheidet ihn von einem praktiſchen Schmierer und Rabuliſten. Er hat ſich Mühe gegeben, die Anwendung der Geſetze und die beſondere Verfaſſung des Landes ſich bekannt zu machen. Durch eine fleißige Uebung hat er dieſe Geſchicklichkeit erlangt, und Vielen vor dem Richter beigeſtanden, die ihn um ſeine Hülfe gebeten. Dieſes unterſcheidet ihn von den theoretiſchen Pedanten. Er iſt ſo ehrlich, daß er keine Sache annimmt, ohne von ihrer Billigkeit überzeugt zu ſein; daß er einem nothleidenden Armen lieber dient, als einem Reichen, der Gewalt thut; daß er es ſehr ſelten zu einem weitläufigen Proceſſe kommen läßt, und daß er es ſogleich im Anfange zu einem billigen Vergleiche zu bringen ſucht, wenn ihn nicht die Härte des Gegners, oder der Eigennutz des Richters daran hindert; mit einem Wort, er iſt ſo ehrlich, gnädiger Herr, daß er in fünf Jahren gewiß verhungern muß, wenn er ſo fortfährt, als Advokat ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Ich erinnere mich verſchiedener Gelegenheiten, wo der Richter ſo wohl, als ſein Gegner, ſich einen ſehr ſchlechten Begriff von ſeiner Geſchicklichkeit gemacht, und gar gezweifelt haben, ob er wirklich ad praxin admittirt ſei, weil er weder in der Richterſtube, noch in ſeinen Schreiben heftig geworden, ſondern ſein Recht mit der größten Gelaſſenheit und einem geſitteten Anſtande vertheidigt, ohne den Gegner zu ſchimpfen, oder dem Richter bittere Vorwürfe zu machen. Es wird nun zehn Jahre ſein, daß er die Gerichtsbeſtallung zu *** übernahm. Es war an dieſem Orte ſeit fünfzig Jahren zur Gewohnheit geworden, daß die Herrſchaft und die Unterthanen einander durch ewige und koſtſpielige Proceſſe entkräfteten. In der That befanden ſich die Unterthanen in den kümmerlichſten und verzweifeltſten Umſtänden; und ſeit dieſen fünfzig Jahren waren zwei Herrſchaften genöthigt worden, das Rittergut zu verkaufen, um ſich aus dieſen Proceſſen, und von ihrem völligen Untergange zu retten. Als mein Kandidat zur Gerichtsverwaltung kam; ſo beneideten ihn wegen dieſes Glücks Viele, welche glaubten, er werde dieſes Amt ſo nutzen, wie es ſeine Vorfahren genutzt hatten; allein auch dazu war er zu ehrlich. Seine erſte Sorge ging dahin, wie er ſich bei dem Gerichtsherrn ein gewiſſes Anſehen erwerben möchte, welches ſich diejenigen gar leicht erwerben, die geſchickt und redlich ſind. Auf der andern Seite gab er ſich Mühe, das Zutrauen der Unterthanen zu gewinnen, und ihnen zu zeigen, daß er ein unparteiiſcher Richter ſei. Er erlangte Beides. Wie leicht muß es einem Manne, den die Gerichtsherrſchaft für redlich, den die Unterthanen für unparteiiſch halten, wie leicht, ſage ich, muß es einem rechtſchaffnen Manne fallen, alle die Erbitterungen und Proceſſe zu beſeitigen, welche die Herrſchaft und die Unterthanen zugleich unglücklich machen! Kaum waren zwei Jahre verfloſſen, als er alle Streitigkeiten von Grunde aus verglichen hatte. Seine Vorſicht hat bis jetzt neuen Irrungen vorzubeugen gewußt. Durch ſeine vernünftigen Vorſtellungen hat er ſeinem Edelmanne begreiflich gemacht, daß die Bauern Menſchen, und in unſerm Lande keine Sklaven ſind. Er hat den wunderbaren Satz behauptet, daß ein verarmter Unterthan viel unruhiger und gefährlicher ſei, als ein bemittelter. Die Bauern hingegen hat er durch ſein Anſehen, und, wo es nöthig geweſen, mit Nachdruck zu ihrer Schuldigkeit angehalten. Nunmehr ſehen ſie es ein, wie glücklich ſie bei dieſer Ruhe und Eintracht ſind. Sie arbeiten an der Erhaltung derſelben mit ihm gemeinſchaftlich, und werden reich. In vorigen Zeiten war dieſes Dorf das Gehege verſchiedener hungriger Advokaten, welche den Stolz der Gerichtsherrſchaft und den Trotz der Unterthanen mißbrauchten. Seit acht Jahren ſind ſie verſcheucht; ſie vermeiden ſogar dieſen Ort, in welchem ſie nunmehr verhaßt ſind, und eilen mißvergnügt von ferne vorbei, wie ein Wolf vor einer Heerde, welche unter der Wachſamkeit ihres Hirten und der Treue ſeiner Hunde ruhig iſt.

Verzeihen Sie mir gnädiger Herr, daß aus meinen Empfehlungsſchreiben eine Predigt von der Gerechtigkeit wird. Ich habe mich vergeſſen; es gereut mich aber nicht; denn ich weiß, daß Sie eben das Vergnügen empfinden, den Charakter eines ehrlichen Advokaten zu leſen, das ich empfinde, da ich ihn ſchildere. Ich freue mich, daß ich die Gelegenheit in den Händen habe, Ihnen das Original zu verſchaffen. Sie werden es als eine Probe meiner Achtung für Ihre Perſon, und meiner Aufmerkſamkeit für Ihr Beſtes anſehen, und mich zugleich Ihnen verpflichten, wenn Sie dieſem ehrlichen Manne, den ich Ihnen empfehle, durch die gegebene Beförderung Muth machen, ferner ehrlich zu ſein. Ich verharre mit unterthäniger Hochachtung ꝛc.

Antwort.

Hochzuehrender Herr Doktor,

Wir kennen einander zu gut, als daß ich Ihnen meine Gedanken nicht aufrichtig ſagen ſollte. Iſt das Alles Ihr wahrer Ernſt, was Sie mir ſchreiben? oder haben Sie Ihren Brief um deßwillen ſo erbaulich eingerichtet, daß ihn die ſtudirende Jugend ins Latein überſetzen, und die ſchönen Blümchen und Sentenzen mit rother Dinte unterſtreichen ſoll, um ſie deſto bequemer auswendig zu lernen? Für einen Mann, der die Welt kennt, wie Sie, ſchreiben Sie wirklich zu pedantiſch. Ihr Candidat mag ein ehrlicher Mann ſein; ich glaube es; vielleicht würde er auch in Deutſchland ein großer und angeſehener Mann geweſen ſein, wenn er zu Hermanns Zeiten gelebt hätte; aber was ſoll man jetzt aus ihm machen? Wie ſatiriſch ſind ſie, wenn Sie ſagen, daß ein gelehrter, ein ehrlicher und ein arbeitſamer Mann ſo ſehr geſchätzt, und ſo ſorgfältig geſucht werde. Geſtehen Sie es nur, Sie ſind ein wenig boshaft, und Ihre Lebhaftigkeit verleitet Sie zuweilen ſo weit, daß Sie ſich vergeſſen, und Sachen ſagen, die Ihnen bei Ihren Collegen nicht viel Ehre machen würden, wenn ſie ſollten gedruckt werden. So ein frommer und billiger Schöſſer würde mir meine Unterthanen in kurzer Zeit zu muthig werden laſſen. Der Bauer fühlt ſich, er ſchwillt, ſo bald er mehr als einen Kittel hat. **Rustica gens, optima flens, et pessima ridens!** (Es iſt beſſer, der Bauer weint, als daß er lacht.) Sehen Sie, Herr Doktor, daß ein alter Kammerjunker auch noch Latein verſteht, ſo gut, wie ein Profeſſor. Mit einem Worte, ich habe für Ihren Candidaten alle die Hochachtung, die man für eine altväteriſche Tugend hat; aber brauchen kann ich ihn zu nichts. Kann ich ihm außerdem dienen, ſo ſoll es mit Vergnügen geſchehen. Zwei Tage vorher, ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mich ſchon mit einem neuen Schöſſer verſehen. Er iſt noch ſehr jung, er verſteht gar nichts; aber er wagt es, mir 1000 Thaler vorzuſchießen, von denen er nimmermehr einen Heller wieder ſehen ſoll. Inzwiſchen will ich doch als ein ehrlicher Mann mit ihm handeln, und ihm zulaſſen, daß er ſich, ſo gut er kann, von meinen Unterthanen bezahlt mache. Ich habe fette Hammel darunter; die mag er nutzen, bis er ſatt und bezahlt iſt. So viel gewinnt er allemal dabei, daß ich ihm nicht auf die Finger ſehen werde. Die Gerichtsſtube will ich mit einem geſchickten Aktuar beſetzen. Wenn der Verſtand hat, ſo braucht der Schöſſer keinen. Sehen Sie, mein Herr, das iſt mein Plan. Sie müſſen ihn billigen, wenn Sie unparteiiſch ſein wollen. Ich wollte wünſchen, daß ich Ihrem ehrlichen Candidaten ſonſt helfen könnte. Was meinen Sie, wenn ihn das Land auf gemeinſchaftliche Koſten ernährte, und den Fremden als eine Rarität fürs Geld ſehen ließe? Aber das müßte er ſich gefallen laſſen, daß er nach ſeinem Tode ausgeſtopft, und zum Wahrzeichen auf die Univerſitätsbibliothek geſetzt würde, daß ſich Andere an ihm ſpiegeln könnten. Halten Sie mir dieſen Scherz zu Gute; Sie wiſſen es wohl, ich ſpaße gern; und wenn ich an einen guten Freund ſchreibe, wie Sie ſind, ſo nehme ich mir kein Blatt vors Maul. Leben Sie wohl! Schicken Sie doch auf die Meſſe Ihren Candidaten zu mir. Ich möchte doch zum wenigſten gern wiſſen, wie er ausſähe. Es iſt mir dergleichen Geſchöpf noch niemals vorgekommen. Bis dahin leben Sie wohl! Ich bin Ihr alter guter Freund, u. ſ. w.

»Von dem Brieſe, der jetzt folgt, weiß ich nichts
»zu erinnern. Er erklärt ſich ohne eine Vorrede.
»Hätte ich ihn vor zehn Jahren geſchrieben, ſo
»würde ich vielleicht wegen einiger Stellen in den
»Verdacht gefallen ſein, als machte ich auf mich
»ſelbſt eine Satire. Nunmehr bin ich über dieſe
»Beſorgniß hinweg. Das wird wohl nicht nöthig
»ſein, zu erinnern, daß die Satire in dieſem Brieſe
»nicht allgemein iſt, und nur diejenigen trifft,
»welche dergleichen Vorwürfe verdienen. Eine Er-
»innerung, die ich müde bin, zu wiederholen, und
»die ich vielleicht für einen unachtſamen oder arg-
»wöhniſchen Leſer nicht oft genug wiederholen kann.«

Gnädiger Herr,

Ich bin in der That ganz anderer Meinung, als Sie ſind. Sie glauben viel gewonnen zu haben, daß Sie, bei dem Proceſſe mit Ihren Unterthanen, die Commiſſion an einen jungen Mann auszubringen, Gelegenheit gefunden, der zum erſtenmale in dergleichen Geſchäften gebraucht wird. Sie irren ſich gewiß, gnädiger Herr, wenn Sie ſich Hoffnung machen, ihn als einen ungeübten und noch unerfahrenen Mann, nach Ihrem Willen zu lenken. Mich hat es die Erfahrung gelehrt, daß gemeiniglich Niemand gefährlicher ſei, als ein junger Commiſſär. Seine Begriffe von der Pflicht ſind noch zu wenig ausgearbeitet. Da er noch niemals dergleichen Auftrag gehabt, ſo glaubt er, er arbeite jetzt vor den Augen des Hofs und des ganzen Landes. Ein amtsmäßiger Hochmuth, und das Verlangen, ſein künftiges Glück zu empfehlen, macht ihn ſtreng. Er verſteht nur das Finſtere und Schwere der Pflicht, und vergißt die Billigkeit darüber. Er iſt hart gegen den Unterthan, um ein treuer Diener ſeines Fürſten zu ſcheinen. Die Geſetze ſind ihm noch zu neu, als daß er ſie genau kennen ſollte. Er weiß es noch nicht, daß dergleichen Geſetze eben ſowohl zum Beſten des Landes, als dazu gegeben ſind, die Rechte des Fürſten zu ſchützen. Ueberzeugen Sie ihn, daß er gefehlt, daß er die Geſetze nicht recht verſtanden hat, ſo wird ihm ſein junger Stolz nicht verſtatten, es einzuſehen. Auf Ihre Unkoſten wird er ſeine Meinung behaupten. Ein Commiſſär muß ſehr Unrecht haben, wenn er davon überführt werden ſoll. Sie werden ihn beleidigen, wenn Sie ihn durch Geſchenke auf Ihre Seite bringen wollen. Vielleicht nimmt er ſie künftig an: jetzt darf er es noch nicht thun, ohne ſeinem künftigen Glück, und dem Anſehen zu ſchaden, in das er ſich durch ſeine Gerechtigkeit ſetzen will. Aber er weiß es, daß Sie ſelbſt Gelegenheit gegeben haben, daß er zum Richter in Ihrer Streitigkeit gewählt worden iſt. Eben das iſt die Urſache, gnädiger Herr, warum ich ſo viele böſe Folgen für Sie befürchte. Iſt Ihre Sache ungerecht, ſo wird er ſich freuen, es Sie nachdrücklich empfinden zu laſſen, daß er einer ungerechten Sache feind ſei. Haben Sie Recht, ſo iſt es für Sie noch weit gefährlicher. Er wird alle Kräfte daran ſetzen, Ihnen Ihr Recht ſtreitig zu machen, um bei Ihrem Gegner und Andern den Vorwurf zu vermeiden, daß er parteiiſch, und um deßwillen auf Ihrer Seite ſei, weil Sie ſelbſt ihn zum Richter vorgeſchlagen haben. Keine Parteilichkeit iſt gefährlicher, als diejenige, welche die Richter begehen, um unparteiiſch zu ſcheinen. Was ich hier ſage, das ſchreibe ich aus einer Ueberzeugung, die mich die Erfahrung gelehrt hat.

Ein alter Richter, ein Mann, dem ſchon oft die Unterſuchung der Streitigkeiten aufgetragen worden, iſt bei ſeiner Erfahrung vorſichtig, gelaſſen, gegen beide Theile gefällig und nachſichtig. Sein Ehrgeiz iſt beruhigt. Hat er geirrt, ſo gibt er nach, weil er ſo oft Gelegenheit gehabt hat, zu ſehen, wie leicht es einem Richter möglich ſei, ſich zu irren. Er wird zur Ungebühr nicht ſtreng ſein, weil er weiß, daß das Glück ſeines Fürſten allein auf dem Wohlſtande ſeiner Unterthanen beruht. Niemals wird er behutſamer ſein, als wenn er einen Vorſchlag thun, oder ein Gutachten geben ſoll, von welchem oft das Wohl einer ganzen Gemeine abhängt. Er weiß es, daß noch die Urenkel die unglücklichen Folgen eines übereilten und zu hitzigen Urtheils empfinden. Die Seufzer der Nachwelt bewegen ihn ſchon jetzt; er iſt aufmerkſam und unparteiiſch, damit nicht ſein Andenken noch in ſpäten Jahren verflucht werde.

Wird es Sie nunmehr bald gereuen, gnädiger Herr, daß Sie auf den Einfall gekommen ſind, ſich die Unwiſſenheit eines jungen Richters zu Nutz zu machen? Ueberlegen Sie, was ich Ihnen ſo aufrichtig geſchrieben habe, und ändern Sie es noch, wenn es möglich iſt.

Niemand iſt ſtrenger, als ein junger Rathsherr, der als Richter die galanten Sünden beſtrafen ſoll, die er geſtern ſelbſt beging, da er noch nicht Rathsherr war; Niemand iſt grimmiger, als ein junger Officier, der in Friedenszeiten zum erſtenmale vor den Augen ſeiner gnädigen Mama und Fräulein Schweſter kommandirt; Niemand iſt partheiiſcher, als ein junger Commiſſär, der zum erſtenmale Gelegenheit ſucht, zu zeigen, daß er gerecht ſei. Drei Geſchöpfe, gnädiger Herr, vor denen ich auch meine Feinde warne! Ich werde mich freuen, wenn ich erfahre, daß Sie meine Freimüthigkeit nicht beleidigt hat. Ich hoffe dieſes von Ihrer Freundſchaft, und bin, u. ſ. w.

»Ich habe die billige Abſicht, den Nutzen von »meinen Briefen allgemein zu machen. Bisher habe »ich größtentheils nur für diejenigen geſorgt, welche »in der kleinen bürgerlichen Welt ihr Glück ſuchen. »Hier will ich noch zwei Briefe für diejenigen »einrücken, welche ſich an den Hof wagen wollen. »Sie ſind ſo deutlich, daß ich nicht nöthig zu »ſagen habe, wovon ſie handeln. Meine Leſer »werden es bei dem erſten Anblick finden.«

Mein Herr,

Geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf. Nun bin ich endlich auf dem Wege, mein Glück zu machen und ein Mann von Wichtigkeit zu werden. Seit acht Tagen habe ich Ihren Rath befolgt, und was Sie mir gerathen haben, iſt die Stimme der Natur geweſen, denn ich finde mich ungemein leicht darein.

Am Montag habe ich mit dem Kammerdiener Brüderſchaft getrunken. Die ganze Antichambre iſt ſchon auf meiner Seite, und der kleine Läufer, welcher die Gnade hat, Sr. Excellenz Narr zu ſein, fängt an, eiferſüchtig auf meine witzigen Einfälle zu werden, und glaubt, Seine Excellenz würden ſich halb todt lachen, wenn ſie meine Schwänke hören ſollten. Arbeit genug für einen Tag, aber auch Ruhm genug!

Dienſtags legte ich den Grundſtein zu meinem Glück. Kennen Sie das Mädchen, welches anfängt, dem gnädigen Herrn gleichgültig zu werden, da ſie es ſeit fünf Jahren nicht geweſen iſt? Ich brauchte nicht mehr, als zwei Stunden, ſie auf meine Schmeicheleien aufmerkſam zu machen. Sie hat über das Herz ihres Herrn immer noch Gewalt genug, um mein Glück zu unterſtützen, und Seine Excellenz ſind ſo erkenntlich, daß Sie wünſchen, das Glück dieſes Mädchens auf eine dauerhafte Art zu befeſtigen.

Am Mittwoch habe ich ein Amt angetreten, welches zwar in der Welt kein Aufſehen macht, aber auf meiner Stube wichtig genug iſt. Dieſen und den folgenden Tag brachte ich damit zu, verſchiedene Clienten zu verſichern, daß ich mir ein ungemeines Vergnügen daraus machen würde, ihnen bei aller Gelegenheit zu dienen. Ich weiß nicht mehr, wer ſie waren.

Am Freitag hat mich mein Schneider ausgebildet, und ich hätte wahrhaftig in mir das nicht geſucht, was ich nunmehr wirklich in mir finde.

Geſtern habe ich einige von meinen alten Gläubigern abgewieſen, und 1500 Thaler aufs Neue geborgt. Ich borgte ſie mit einer ſehr guten Art, und ich glaube, der Kaufmann ſoll mich verſtehen. So klug iſt er wenigſtens, daß er ſie von mir nicht wieder fordern wird. 1500 Thaler iſt eine Kleinigkeit; aber bedenken Sie, mein Herr, daß ich nicht länger, als ſeit ſechs Tagen, bei Hof bin.

Heute früh bin ich in der Kirche geweſen. Meine Weſte that ihre gute Wirkung. Der Prediger gefiel mir nicht ſo, wie vor acht Tagen, da ich noch kein Hofmann war. Wenn ich nicht irre, ſo predigt der Mann zu pedantiſch. Für den Pöbel mag er ganz erbaulich ſein. Seine chriſtlichen Tugenden treten ſo bürgerlich einher. Bewundern Sie immer dieſen Einfall; er hat mir heute viel Ehre in der Kapelle gemacht. Morgen iſt der zweite Feiertag; um deßwillen werde ich zur Ader laſſen.

Leben Sie wohl! Es iſt meinem neuen Stande gemäß, daß ich meine alten Freunde nach und nach vergeſſe. Gewiß vergeſſe ich Sie zuletzt; ich will aber doch thun, was mir möglich iſt. Verſuchen Sie es über acht Tage. Begegnen Sie mir. Ich werde Sie anſehen, ein paar große Augen machen. »Ich ſollte Sie kennen, mein Herr,« werde ich ſprechen. Sie werden mir Ihren Namen ſagen; ich werde, als vom Traume erwachend, zurück ſpringen, Sie umarmen, und ohne Ihre Antwort zu erwarten, mich aus Ihren Armen losreißen, weil mich höchſtdringende Geſchäfte nöthigen, nach Hofe zu eilen; mein Bedienter wird Ihnen meine Wohnung ſagen. Grüßen Sie meine Freunde; aber ich bitte Sie, ja incognito. Ich halte ſie hoch; aber die Zeiten ändern ſich. Der Hof gibt auf alle meine Bewegungen Acht. Wie geſagt, grüßen Sie die ehrlichen Leute; wenn ichs recht überlege, habe ich eben nicht Urſache, mich ihrer zu ſchämen. Leben Sie wohl! Ich habe die Ehre zu ſein,

Mein Herr,

Deren

dienſtwilliger Freund,

* * *

N. S.

Vornehme Leute pflegen des Wohlſtandes wegen gemeiniglich an einem oder mehrern Artikeln der Religion zu zweifeln. Geben Sie mir einen guten Rath, an welchem ich zweifle? Ich dächte, weil ich erſt anfange, mich in der Welt zu zeigen, ich zweifelte noch zur Zeit an der Hölle. Kommt Zeit, kommt Rath. Was meinen Sie?

Gnädiger Herr,

Da Ew. Gnaden die Miene einer Excellenz machen, und um deßwillen nöthig finden, bei der übrigen Equipage auch einen Sekretär mit zu halten, ſo wünſchte ich mir wohl, dieſe Stelle zu erlangen. Ich weiß, daß ich dabei weiter nichts zu thun habe, als der gnädigen Frau ihre Wäſchzettel abzuſchreiben, den Verwalter einen Eſel zu heißen, und den Schuldleuten auf ihre Mahnbriefe in den gnädigſten und freundlichſten Ausdrücken zu ſagen, daß ſie nicht bezahlt werden ſollen. Ich glaube daher, Geſchicklichkeit genug zu haben, dieſem Amte vorzuſtehen, und ich will, mit Hülfe einer reichen Weſte, in dem Vorzimmer ſo wichtig thun, daß man glauben ſoll, Ew. Gnaden arbeiteten in Ihrem Kabinet am allgemeinen Frieden. Da ich weiß, gnädiger Herr, daß Sie zuweilen ein wenig hitzig ſind; ſo will ich verſprechen, es mit aller Geduld auszuhalten, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich zu meiner Schadloshaltung, ſo oft Sie in Ihrem Zimmer gegen mich hitzig ſind, im Vorzimmer gegen diejenigen grob ſein darf, die weniger ſind, als ich, oder die bei Ew. Gnaden etwas zu ſuchen haben. Sie werden kein Bedenken finden, mir dieſes zu erlauben, da es in den meiſten Vorzimmern der kleinern Potentaten, wie Ew. Gnaden ſind, Mode iſt. Um den Gehalt werden wir uns vergleichen. Ich ſehe hauptſächlich auf die Ehre, und verlange daher zum Anfange nicht mehr, als 200 Thaler, bei freier Beköſtigung und Wohnung. Dieſes aber bitte ich mir zugleich unterthänig aus, daß alle diejenigen Gelder, welche Ew. Gnaden aufborgen, durch meine Hände gehen. Ich werde Ihnen dadurch Ihre Mühe ſehr erleichtern. Denn da Sie die hohe Abſicht haben, längſtens in zehn Jahren einen Ihrem Stande gemäßen Bankerott zu machen, ſo getraue ich mir, es in fünf Jahren ſo weit zu bringen, daß ich einige tauſend Thaler erworben habe; daß Ihre Gläubiger betrogen, und Ew. Gnaden ein Bettler ſind. Ich bin mit unterthäniger Hochachtung ꝛc.

„Ich will meinen Leſern hier einige Briefe mittheilen, die mir von unbekannter Hand zugeſendet worden ſind. Die Erfindung, ſeinen Leſern auf dergleichen Art ein Geheimniß im Vertrauen zu ſagen, iſt ſo neu nicht, daß ich ohne Sorge ſein ſollte, ob man es nicht auch für eine ſolche Erfindung halten werde. Ich muß mir Alles gefallen laſſen. Weil aber in dieſen Briefen ſo viel Wahrſcheinlichkeit enthalten iſt; weil die traurige Geſchichte, die man darin findet, ſich ſo oft, obwohl mit verſchiedenen Umſtänden, zuträgt; und weil ich ſelbſt bei dem Schluſſe eine ziemlich ernſthafte Lehre und Vermahnung bekomme: ſo wird man die Gefälligkeit haben, und glauben, daß dieſe Briefe nicht erdichtet ſind. Ich könnte einem Jeden die Originale vorlegen; es ſoll aber Niemand ein Recht haben, ſie von mir zu fordern, als nur ſolche Frauenzimmer, welche ſie zu ihrer Beſſerung brauchen.“

An den
Verfaſſer der ſatiriſchen Briefe.

Mein Herr,

Wenn es wahr iſt, was man mich verſichert, daß Sie künftige Meſſe den dritten Theil Ihrer ſatiriſchen Schriften herausgeben, und darin eine Sammlung verſchiedner Briefe der Welt mittheilen wollen; ſo nehme ich mir die Freiheit, für diejenigen um eine Stelle zu bitten, die ich Ihnen hier zu überſenden die Ehre habe. Es iſt dieſes die einzige Gelegenheit, mein Gewiſſen zu beruhigen, da ich durch mein übereiltes Exempel viele meiner Mitſchweſtern auf die Eitelkeit gebracht habe, eben ſo koſtbar und lächerlich zu thun, als ich gethan habe, und da ich zugleich hoffe, daß Viele, die es noch nicht gethan haben, ſich deſto eher künftig vor dieſen Fehlern hüten werden.

Damit Sie Alles deſto beſſer verſtehen, ſo muß ich Ihnen melden, daß mein Vater ein fürſtlicher Beamter geweſen iſt, welcher die Kunſt verſtanden, reich zu thun, ob er gleich es nicht war, und welcher ſich das gewöhnliche Vergnügen machte, in Geſellſchaft der benachbarten Adelichen, das Geld, das er von den Bauern erpreßt hatte, zu verthun, um ſich bei ſeinen Gäſten ein gewiſſes Anſehen zu erwerben, welches nicht länger dauerte, als der Rauſch, den ſich ſeine hochadelichen Gäſte bei ihm tranken. Da es einem Jungen von Adel ſo wenig koſtet, einem Bürgermädchen, das noch ſo ziemlich gebildet iſt, Schmeicheleien vorzuſagen; ſo können Sie wohl glauben, wie ſehr dieſes meiner natürlichen Eitelkeit gefiel, und ich ward ſo thöricht, ein jedes Kompliment für einen zärtlichen Seufzer zu halten. In Gedanken war ich ſchon gnädige Frau, und um meiner neuen Würde keine Schande zu machen, gewöhnte ich mich, alle diejenigen verächtlich anzuſehen, welche, nach meiner Meinung, der Himmel in ſeinem Zorne ohne Ahnen erſchaffen hatte.

Dieſes iſt die wahre Quelle aller meiner Thorheiten. Wie ſehr bin ich für meinen Stolz gedemüthigt worden! Alle Gelegenheiten, welche mir gegeben wurden, mich zu verheirathen, ſtieß ich auf eine übermüthige Art von mir, da es nur bürgerliche Hände waren, die man mir anbot. Hier ſind die Briefe, und meine Antwort darauf, nach ihrer chronologiſchen Ordnung. Wie unvernünftig habe ich gehandelt!

Schreiben des Herrn Hofraths R** an die Mademoiſelle J**.

„Der Tod meiner Frau, welche vor einem Jahre
„geſtorben iſt, hat mich in die Nothwendigkeit
„geſetzt, für eine ziemlich weitläuftige Wirthſchaft
„und für die Erziehung zweier Kinder zu ſorgen, wo-
„von das älteſte acht Jahre iſt. Mein Amt, das ich
„verwalte, iſt mit ſo vieler Unruhe verknüpft, daß ich
„mich nicht im Stande ſehe, meinen häuslichen
„Angelegenheiten länger, wie bisher, vorzuſtehen,
„ob ich ſchon aus Liebe zu meinen Kindern wohl
„wünſchte, den ganzen Tag auf ihre Zucht und
„Unterweiſung wenden zu können, da ich, wenn
„ich mir als Vater nicht etwa zu viel ſchmeichle,
„ſo viel Gutes in ihren jungen Gemüthern zu
„finden glaube, welches die Hoffnung ſorgfältiger
„Aeltern mit der Zeit reichlich belohnen wird.
„Es iſt um deßwillen eine meiner wichtigſten Sor-
„gen, wie ich dieſen jungen Kindern den Verluſt
„erſetzen möge, den ſie durch den Tod einer ver-

„nünftigen und liebreichen Mutter ſo früh erlitten
„haben. Die Gelegenheit, die ich gehabt, Ihren
„Herrn Vater ſeit langen Jahren zu kennen, iſt
„Urſache, daß ich mir von Ihnen, Mademoiſelle,
„nichts anders, als den Charakter eines vollkommen
„tugendhaften und artigen Frauenzimmers habe vor-
„ſtellen können; und ich habe in der letzten Oſter-
„meſſe in Ihrer Geſellſchaft gefunden, daß Ihre
„Vollkommenheiten meine Vorſtellungen weit über-
„treffen. Erlauben Sie alſo, Mademoiſelle, daß
„ich aus Verlangen, mich ſelbſt glücklich zu ma-
„chen, und das Glück meiner Kinder zu befeſtigen,
„Ihnen ſage, daß ich Sie aufrichtig und mit
„Hochachtung liebe, und nichts auf der Welt ſo
„ſehr wünſche, als einige Hoffnung Ihrer Gegen-
„liebe zu erlangen. Sie allein, Mademoiſelle, ſind
„vermögend, mich das Andenken eines Verluſtes ver-
„geſſen zu machen, welcher mir in der That bis
„jetzt noch empfindlich iſt.

„Da meine Wahl ſo vorſichtig iſt, ſo können
„Sie glauben, daß meine Liebe vernünftig und
„dauerhaft bleiben wird. Mein Amt und meine
„übrigen Umſtände ſind einträglich genug, Ihnen
„alles dasjenige zu verſchaffen, was Ihr Stand
„erfordert. Es wird im Uebrigen auf Sie ankommen,
„unter welchen Bedingungen Sie mir Ihre Hand
„überlaſſen wollen; denn ich verlange, daß Sie
„auch nach meinem Tode noch glücklich ſein ſollen.
„Haben Sie die Gütigkeit, und melden Sie mir,
„ob ich hoffen darf; denn ſo werde ich nicht einen
„Augenblick anſtehen, Ihrem Herrn Vater von
„meiner Abſicht Nachricht zu geben. Unter Erwar-

„tung einer gewünſchten Antwort bin ich mit der
„größten Hochachtung,

Mademoiſelle,

Dero

den 22. Mai, 1736.

ergebenſter Diener,

* * *

Wie meinen Sie, mein Herr, daß ich dieſen Brief aufnahm? Jetzt, da ich Zeit habe, ihn gelaſſener zu überdenken, finde ich in der That Alles darin, was man von einem vernünftigen Liebhaber fordern kann. Damals aber dachte ich ganz anders. Er kam mir froſtig und altväteriſch vor, und ich glaubte nichts, als die letzten Flammen eines verliebten Wittwers wahrzunehmen, welcher aus Liebe zu ſeinen armen Waiſen zu guter Letzt noch einmal zärtlich thut, um für ſie eine gute Wärterin zu erfreien. Unendlich reizender und ſchätzbarer waren mir die Schmeicheleien eines Jungen von Adel aus der Nachbarſchaft, der mich ſeit fünf Jahren verſicherte, daß ich ſchön und ſeine Göttin ſei. Sagte der Herr Hofrath wohl ſo etwas, und hat er wohl mit einem Worte an meine Schönheit gedacht, auf die ich doch meinen ganzen Werth ſetzte? Dieſer von Adel war Lieutenant, und ich bildete mir ein, daß er mir bei einigen unſchuldigen Freiheiten, die ich ihm dann und wann erlaubte, nicht undeutlich zu verſtehen gäbe, er wolle mich heirathen, ſobald er eine Kompagnie haben würde. Ein Soldat, ein Hauptmann, ein zärtlicher Hauptmann ohne Kinder, was der nicht einem bejahrten Hofrathe und ernſthaften Wittwer mit zwei Kindern vorzuziehen? Ich ſollte es wohl glauben; wenigſtens glaubte ich es damals. In der That hatte ich unter den ſüßen Träumen eines adeligen Glücks ſchon mein vierundzwanzigſtes Jahr herangebracht; aber ich war auch keine Stunde mehr ſicher, daß mein zärtlicher Herr Lieutenant nicht Capitain würde. Sollte ich mich ſelbſt an dieſem Glücke hindern? Ich that alſo, was eine Närrin, wie ich, thun konnte, und ſchrieb an den Hofrath folgenden Brief:

Mein Herr,

„Es iſt in der That eine große Schmeichelei für
„meinen Vater, daß Sie ihm den Beſitz einer
„frommen und chriſtlich erzogenen Tochter zugeſtehen.
„Es würde Ihrer geſetzten und ernſthaften Liebe
„nachtheilig ſein, wenn Sie weniger auf die Tugend,
„als auf die äußerlichen Vorzüge eines
„Frauenzimmers ſähen; und ich habe die Ehre,
„Sie zu verſichern, daß ich noch Niemanden geſehen,
„der ſo erbaulich und exemplariſch liebt,
„als Sie, mein Herr. Ihre Perſon und Ihr Amt
„verdienen meine ganze Hochachtung; ich glaube
„aber, daß ich noch zu jung und flatterhaft bin,
„um mich nach dem ehrwürdigen Muſter Ihrer
„ſeligen und noch im Grabe herzlich geliebten Frau
„zu bilden. Ich bin gewiß überzeugt, daß uns
„bei einer genauern Verbindung niemals Materie
„zu Geſprächen fehlen würde, da Sie ſo unerſchöpflich
„ſind, wenn Sie auf die Verdienſte Ihrer
„ſeligen Frau zu reden kommen, von denen der
„größte Theil Ihres Briefes angefüllt iſt. Ihre
„hoffnungsvollen Waiſen verdienen allerdings Ihre

„Zärtlichkeit. Es wäre unbillig, wenn ich dieſelben
„um einen Theil bringen wollte. In der That
„finde ich bei meinen jetzigen Umſtänden noch keinen
„Beruf, Kinderfrau zu werden, zu welchem wich-
„tigen Amte Sie mich, vor ſo vielen Andern,
„auserſehen haben. Die Offenherzigkeit iſt noch
„eine Tugend von mir, die Sie in der letzten
„Oſtermeſſe nicht wahrgenommen haben. Sie können
„glauben, daß es mein ganzer Ernſt ſei, wenn ich
„mir die Ehre gebe, Ihnen zu ſagen, daß ich ſei,

Mein Herr,

am 13. Brachmonats, 1736.

Ihre Dienerin
F**.

Sie können ſich vorſtellen, daß der Herr Hofrath die Luſt verlor, noch einmal um ſo ein närriſches Ding, als ich war, anzuhalten. Er verheirathete ſich anderwärts, und ich war mit meinem und ſeinem Entſchluſſe wohl zufrieden. Es verging mehr als ein Jahr, ohne daß ſich Jemand um meine Liebe ernſtlich bewarb. Denn die kleinen zärtlichen Kläffer rechne ich nicht, welche um mich herumſprangen und ſeufzten. Ich ſah ihre Seufzer als eine Art Sporteln an, welche mir eben ſo wohl gehörten, als meinem Vater die Sporteln, die ihm ſeine gedemüthigten Bauern brachten. Ich würde unzufrieden geweſen ſein, wenn mich nicht dieſe kleinen ſüßen Würmer angebetet hätten. Ich wußte ſie aber mit der Majeſtät einer Göttin ſo zahm und ſo ſehr in ihrer Tiefe zu erhalten, daß ſich keiner unterſtand, zu vertraut zu reden; und es koſtete mich nur ein Machtwort, nur einen gebieteriſchen Blick, ſo waren ſie in ihr erſtes Nichts verwandelt. Ich brauchte ſie, die Zärtlichkeit meines Lieutenants in der Bewegung und lebhaft zu erhalten, von dem es mir ſchien, daß er zuweilen deſto kaltſinniger ward, je vertrauter ich gegen ihn that. Es hatte ſeine gute Wirkung, und folgender Brief brachte ihn auf einmal ganz wieder zu mir:

Mademoiſelle,

„Die langwierige Krankheit Ihres Herrn Vaters
„hat mir ein Glück verſchafft, das ich nicht zu
„ſchätzen weiß. Bei den öftern Beſuchen, die ich
„als ſein Medicus ablegte, hatte die Sorge für ſeine
„Geſundheit, wenn ich es aufrichtig geſtehen darf,
„nicht ſo viel Antheil, als das Verlangen, Sie,
„Mademoiſelle, zu ſehen. Sie haben mir es oft
„angemerkt, daß ich zerſtreut war. Sie dachten,
„es geſchähe aus Sorge für die bedenklichen Um-
„ſtände Ihres Herrn Vaters; Sie dachten falſch.
„Vielmals bin ich mehr mit Ihnen beſchäftigt
„geweſen, als mit dem Pulſe des Kranken, den
„ich in Ihrer Gegenwart zu halben Stunden mit
„einer horchenden Miene hielt, um das ſtille Ver-
„gnügen zu haben, Sie unbewegt anzuſehen, wenn
„Sie, ohne ein Auge von mir zu verwenden, mit
„einer kindlichen Zärtlichkeit den ſchrecklichen Aus-
„ſpruch ängſtlich erwarteten, den ich über das
„Leben oder die Geſundheit Ihres Herrn Vaters
„thun würde. Entſchuldigen Sie, Mademoiſelle,
„eine Verwegenheit, die ſich in der That mit
„nichts, als Ihrer Schönheit und meiner aufrich-
„tigen Hochachtung gegen Sie, entſchuldigen läßt.

„Da ich ſo offenherzig bin, alles dasjenige zu geſtehen, was mir als ein Fehler ausgelegt werden könnte, wenn Sie weniger billig und gütig wären, als Sie ſind; ſo wage ich's, ein Bekenntniß abzulegen, welches für mich das wichtigſte iſt, das ich jemals thun kann. Ich bin ein ſolcher Verehrer Ihrer Schönheit und Tugenden, daß ich nichts weiter als Ihre Erlaubniß erwarte, Sie von der Hand Ihres Herrn Vaters zu meiner beſtändigen Freundin mir zu erbitten. Soll meine Liebe glücklich ſein? Ich erwarte Ihren Ausſpruch. Sehen Sie nicht ſo wohl auf mein Vermögen und meine Einnahme, die zureichend ſind, Ihnen und mir alle Bequemlichkeit zu verſchaffen, ſehen Sie auf meine redliche und heftige Neigung, und machen Sie denjenigen nicht unglücklich, welcher nichts ſo ſehr wünſcht, als die Erlaubniß zu haben, Ihnen Zeitlebens zu ſagen, daß er mit der zärtlichſten Hochachtung ſei,

Mademoiſelle,

am 3. Februar, 1738.

der Ihrige,
D. Z°°.

Was meinen Sie, mein Herr? Das war doch ein anderer Brief, als von dem trockenen Hofrathe. Glauben Sie, daß mir ein Liebhaber gleichgültig ſein konnte, deſſen Perſon ganz erträglich, deſſen Amt und Einkünfte gar anſehnlich waren; der eine ſo zärtliche Liebeserklärung, wie Sie in ſeinem Briefe finden, nach allen Regeln der Rhetorik herauswürgte; und der, nach ſeinem eigenen

Geſtändniſſe, von meiner Schönheit geblendet, das Maul offen behielt, wenn er mich bei meines Vaters Krankenbette ſah? In der That würde ich kein Bedenken gehabt haben, meinen zärtlichen Arzt aus ſeiner Entzückung zu reißen; aber der Herr Lieutenant, Seine Gnaden, der zukünftige Herr Capitain, und vielleicht künftig gar einmal Seine Excellenz, der Herr General! Sollte ich dieſes Glück ſo muthwillig verſcherzen? dieſes Glück, das mir ſo möglich und nah zu ſein ſchien! Es iſt wahr, beinah ward mir die Zeit lang. Jetzt hätte ich in meinem ſechs und zwanzigſten Jahre Frau Doktorin werden können, und wer leiſtete mir die Gewähr, daß ich in meinem dreißigſten Frau Hauptmännin ſein würde? Aber hatte ich nicht eben um deßwillen einen Hofrath vergebens ſeufzen laſſen? Sollte ich mich nun einem Doktor in die Arme werfen? Ich faßte einen Entſchluß, der fein war, und glücklich ausſchlug. Ich ſchrieb an meinen Lieutenant, und meldete ihm den Antrag meines Liebhabers. Ich ließ ihn unter der Hand errathen, daß ich nicht ungeneigt ſei, einen Antrag anzunehmen, der für meine Umſtände ſo vortheilhaft zu ſein ſchien. Da ich auf den Punkt unſerer alten Liebe und Bekanntſchaft kam, ſo ſchrieb ich ſo unſchlüſſig und verwirrt, daß er wohl merken konnte, was ich fühlte und meinte; ich geſtand ihm aber, daß ich allerdings thöricht geweſen wäre, mir mit einem Glücke zu ſchmeicheln, das für mich zu groß ſei. Es ſei mein Unglück und immer mein Fehler geweſen, die Aufrichtigkeit Anderer nach meinem redlichen Herzen zu beurtheilen. Er ſollte mir darüber keinen Vorwurf machen, ich fände ſelbſt, wie unüberlegt ich gehandelt hätte. Wäre es ſein Ernſt geweſen, unſere Freundſchaft zu einer nähern Verbindung zu bringen, ſo würde er ſchon lange Gelegenheit gehabt haben, es zu thun. Ich wollte dem ungeachtet niemals aufhören, ſeine Freundin zu ſein, er möchte dafür mein Freund bleiben, und mir jetzt als mein aufrichtiger Freund rathen, was ich dem Doktor für eine Entſchließung melden ſollte. Ich erhielt den folgenden Tag von dem Lieutenant dieſen Brief:

Mein engliſches, mein allerſchönſtes Lottchen!

„Der Donner ſoll dem verfluchten Quackſalber
„die Knochen entzwei ſchmeißen, wenn er ſich noch
„einmal unterſteht, über Ihre Schwelle zu ſchrei-
„ten, oder eine Zeile an Sie zu ſchreiben! Ein aller-
„liebſtes Kind, wie Sie, mein Lottchen, iſt für keinen
„ſolchen griechiſchen Miſtfinken gemacht. Rund vor-
„bei, Herr Doktor, der Biſſen iſt für ihn zu fett!
„Bedenken Sie, Lottchen, was Sie thun? Hat
„Ihnen die Natur darum ſo ſchöne Hände gege-
„ben, daß Sie Pillen damit drehen ſollen? Wollen
„Sie Ihren göttlichen Mund von einem elenden
„Kerl küſſen laſſen, der den ganzen Tag das
„Uringlas vor der Naſe hat? Pfui, Lottchen, Sie
„riechen ſchon nach todten Körpern; gewiß, Sie
„riechen ſchon darnach! Was wird künftig werden,
„wenn Sie ſelbſt mithelfen müſſen, Hunde würgen,
„oder arme Sünder anatomiren? Wie iſt es mög-
„lich geweſen, daß Sie nur einen Augenblick haben
„zweifeln können, Ihren krummbeinichten Liebhaber
„mit einer langen Naſe heimzuſchicken? Schicken
„Sie ihn den Augenblick fort, folgen Sie mir!

„Sie verdienen ein beſſeres Glück! verſtehn Sie „mich, ſchönſtes Lottchen, ein beſſeres Glück! Morgen Nachmittag werde ich bei Ihnen ſein. O wie „viel habe ich Ihnen da zu ſagen, recht viel zu „ſagen! Leben Sie wohl. Ich küſſe Sie tauſendmal in Gedanken; Stirne, Augen, Backen, Mund, „Bruſt, Hand, Alles küſſe ich Ihnen, und Ihrem „Wurmkrämer breche ich noch ſeinen griechiſchen „Hals. Leben Sie wohl!“

Dieſer Brief ſetzte mich ganz außer mir. Bei der närriſchen Eigenliebe, die ich für mich, meine Schönheit und Verdienſte hatte, hielt ich ihn für eine völlige Liebeserklärung, für einen Ehekontrakt, und ich weiß ſelbſt nicht wofür. Steht wohl von allem dieſen ein Wort darin? Nicht ein Wort. Wie blind ſind wir Mädchen, wenn wir uns einmal von den albernen Schmeicheleien der verführeriſchen Mannsperſonen fangen, und uns von einer Liebe einnehmen laſſen, von der uns unſer Stand und die Vernunft abhalten ſollte! Mein Lieutenant kam, wie er verſprochen hatte. Er ſagte mir tauſend läppiſche Sachen vor, die mir damals ſehr wichtig vorkamen. Ich mußte mich in ſeiner Gegenwart hinſetzen, und an meinen Liebhaber folgenden Brief ſchreiben:

Hochzuehrender Herr Doktor,

„Wenn Sie ſich auf den Puls nicht beſſer verſtehen, als auf die Herzen der Mädchen, ſo ſind „Sie ein ziemlicher Pfuſcher. Die Sorge für die „Geſundheit meines Vaters hat mir Ihre Gegenwart etliche Monate über erträglich gemacht. Nun

„iſt er wieder geſund. Sie ſind für Ihre Mühe
„bezahlt; haben Sie weiter einen Anſpruch an ihn,
„oder ſoll er ſeine Geſundheit mit ſeiner Tochter
„erkaufen? Nein, hocherfahrener Herr Doktor,
„dieſer Kauf wäre zu theuer. Der Himmel erhalte
„meinen Vater beſtändig geſund! Blos darum
„wünſche ich es, damit er Ihnen nicht vom neuen
„eine Wohlthat zu danken habe, für die Sie ſich
„ſo wohl bezahlt zu machen ſuchen. Ich werde
„ihm Ihre große Aufmerkſamkeit auf einen kranken
„Vater und ſeine geſunde Tochter zu rühmen wiſſen,
„damit er erfährt, warum er etliche Wochen länger
„das Bette hat hüten müſſen. So gelehrt Sie
„ſein mögen, ſo wenig bin ich im Stande, Sie
„zu leiden. Ein Liebhaber, der nach Moſchus und
„Ambra riecht, iſt mir lächerlich; aber Seufzer,
„die nach Rhabarbar und Eſſenzen riechen, ſind
„mir gar unerträglich. Sind Sie böſe, im Ernſt
„böſe? Geſchwind nehmen Sie Cremor Tartari,
„oder ſonſt ſo was Niederſchlagendes ein; Sie
„werden am beſten wiſſen, was wider den Zorn
„hilft. Ich weiß, was wider die aufwallende
„Liebe gut iſt. Nichts beſſer, als ein Brief, wie
„dieſer. Recipe, mein Herr, friſch hinunter geſchluckt,
„und ein Glas Waſſer darauf! Wohl bekomme
„es dem Herrn! Ich bin

. . .

am 8. Februar, 1738.

Ihre Dienerin,
F . . .

Hätten Sie wohl geglaubt, mein Herr, daß ein Frauenzimmer, welches ſich ſchmeichelt, Erziehung zu haben, im Stande geweſen wäre, einen ſo unhöflichen und raſenden Brief zu ſchreiben? Aber was thut nicht eine Närrin, wie ich war? Ich ſchrieb ihn in Gegenwart meines hochwohlgebornen Lieutenants. Er hatte ſeinen Arm um meinen Nacken geſchlagen, da ich ihn ſchrieb, und er küßte mich für jeden allerliebſten artigen Gedanken, wie er meine groben Einfälle nennte. Ich war damals ſo wohl zufrieden mit mir und meinem Ritter, daß ich nicht weiß, wozu mich ſeine Zärtlichkeit gebracht hätte, wenn er noch ein wenig mehr verwegen, und ich nicht beſorgt geweſen wäre, durch eine ſo vertraute Gefälligkeit die Hochachtung zu verlieren, in der ich ihn gegen mich erhalten mußte, wenn meine Abſichten auf ihn ernſthaft bleiben ſollten. Er liebte mich einige Monate feuriger, als jemals, und als ihn eine heftige Krankheit überfiel, merkte ich erſt, wie ſtark meine Liebe zu ihm war, die ich ihm nunmehr weder ſelbſt ſagen, noch Andern entdecken durfte. In dieſer ängſtlichen Ungewißheit blieb ich länger, als ein Jahr, und ich war bei dieſer Unruhe ſo unbeſorgt um mich ſelbſt, daß ich nicht wußte, was um mich her vorging, ob ich damals Anbeter hatte, oder nicht. Ich weiß es in der That nicht. So viel weiß ich, daß mir um dieſe Zeit Niemand mit einem ſchriftlichen Antrage beſchwerlich fiel. Er würde ſchlimm angekommen ſein. Endlich ward mein Lieutenant wieder geſund. Seine Krankheit hatte ihn ſehr mürriſch und verdrüßlich gemacht. Wenigſtens gab ich es ſeiner Krankheit Schuld, daß er bei unſerer erſten Zuſammenkunft ziemlich gleichgültig gegen mich that. Er erholte ſich nach und nach;

gegen mich aber blieb er immer gleichgültig. Wie unruhig ward ich Thörin! Ganz unvermuthet erhielt ich die Nachricht, er ſei nach Dresden gereist, um die Sachen wegen ſeiner Kompagnie in Ordnung zu bringen. Nach Dresden zu reiſen, ohne mir ein Wort davon zu ſagen, ohne Abſchied zu nehmen, ohne mir zu ſagen, daß er ſich dem glücklichen Augenblick nunmehr nahe, wo er meine Liebe und Beſtändigkeit krönen könne? Konnte ein Gedanke für mich grauſamer ſein, als der, welcher natürlicher Weiſe aus dieſen Vorſtellungen fließen mußte? Und doch war ich immer noch ſo leichtgläubig, daß ich mir einbildete, nur aus Liebe zu mir, nur um mich nicht zu kränken, ſei er ohne Abſchied und in der Stille fortgereist; um mir eine ganz unerwartete Freude zu machen, habe er mich nicht wollen wiſſen laſſen, wie nahe er ſeinem Glücke ſei. Mit ausgeſperrten Armen ſah ich im Geiſte meinen treuen Liebhaber zu mir zurück fliegen, um ſein neues Glück als Hauptmann mit mir zu theilen. Aber warum ſchrieb er mir nicht? Schreiben hätte er zum Wenigſten gekonnt. Das hieß ich die Zärtlichkeit aufs Höchſte treiben. Nun ward ich argwöhniſch und unruhig.

Mitten in dieſen kritiſchen Umſtänden verblendete der Himmel einen Profeſſor, der um mich warb. Mein Vater ſagte, er wäre ein gelehrter Mann. Es kann ſein. Aber ein Profeſſor, der gelehrt iſt, und ein Kapitain, den man liebt, ſind zwei ganz verſchiedene Kreaturen. Er hatte ein gutes Auskommen, und ich wußte, ungeachtet aller Mühe, die ich mir gab, an ihm weiter nichts auszuſetzen, als daß er zwei und vierzig Jahre alt war. Ein

Mädchen von acht und zwanzig Jahren hätte ſich daran nicht ſtoßen ſollen! So! Wer hat Ihnen denn geſagt, mein Herr, daß ich damals acht und zwanzig Jahre alt war? Um dieſe Zeit ſind die Frauenzimmer in ihren ſtehenden Jahren, und ich war ſeit fünf Jahren beſtändig drei und zwanzig Jahre alt geweſen. Ihr Einwurf taugte alſo nichts. Laſſen Sie mich meinen Roman weiter erzählen. Die alten Römer mögen ſich vermuthlich an die Väter gewendet haben, wenn ſie ſich in die Töchter verliebt hatten; wenigſtens machte es mein Herr Profeſſor ſo. Er arbeitete an meinen Herrn Vater folgende gelehrte Schrift aus:

Hochedelgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Kommiſſionsrath,
Vornehmer Gönner,

„Ew. Hochedelgeb. mit gegenwärtigen Zeilen ge-
„horſamſt aufzuwarten, verbindet mich die unter-
„thänige Hochachtung, die ich gegen Dero vorneh-
„mes Haus noch bis jetzt unverändert hege. Es
„wird nunmehr ungefähr fünfzehn Jahre ſein, daß
„ich das Glück hatte, von Ihnen als Informator
„Ihrer lieben Jugend ſo viele Wohlthaten zu ge-
„nießen, die mir beſtändig unvergeßlich ſein wer-
„den. Wie geſchwind ſind dieſe Jahre verſtrichen,
„und wie vielen Veränderungen ſind wir mit den-
„ſelben unterworfen! Ich kann ohne innige Re-
„gung noch jetzt nicht an den ſchmerzlichen Verluſt
„gedenken, den Sie vor zehn Jahren durch den un-
„vermutheten Hintritt Ihrer im Leben ſo zärtlich
„geliebten und nunmehr in Gott ſanft ruhenden

„Frau Gemahlin erlitten haben. Gewiß, wenn
„Gottesfurcht und Tugend den Menſchen unſterblich
„machten; ſo würde dieſe wohlſelige Frau vor
„andern verdient haben, niemals zu ſterben. Aber
„Ihre unveränderte Liebe zu Ew. Hochedelgeb., ihre
„vernünftige Bemühung, die ihr anvertrauten Liebespfänder
„dem Schöpfer zur Ehre, ſich zur Freude
„und der Welt zum Beſten zu erziehen; ihre Sorgfalt,
„die Pflichten einer Chriſtin zu erfüllen; ihre
„Liebe gegen den armen und nothleidenden Nächſten,
„dieſe und noch unzählich andere Tugenden,
„machen ſie unſterblich, wenn auch das Irdiſche
„von ihr längſt verwest iſt. Ew. Hochedelgeb. verzeihen,
„daß ich dieſe ſchmerzhafte Wunde wieder
„aufreiße, welche eine Zeit von zehn Jahren nicht
„völlig zuheilen können. Meine Thränen ſollen
„den Schmerz lindern, Thränen der Dankbarkeit
„und Freundſchaft, redliche Thränen! Sie ſind Zeugen
„der Hochachtung. Wie glücklich ſind ſie noch,
„Hochzuehrender Herr Commiſſionsrath, da Sie der
„mütterlichen Sorgfalt dieſer rechtſchaffenen Frau
„die Erziehung einer tugendhaften Tochter zu danken
„haben, die Ihnen durch die Aehnlichkeit ihrer
„Geſichtszüge zwar beſtändig das Andenken ihres
„Verluſts erneuern muß; deren gottesfürchtiger
„und frommer Wandel aber, nebſt andern löblichen
„Eigenſchaften, Ihnen auf der andern Seite dieſen
„Verluſt wieder zum größten Theile erſetzt.
„Erinnern Sie ſich, Hochedelgeborner Herr, wie
„vergnügt Sie bei dem glücklichen Beſitze Ihrer
„ſeligen Frau Gemahlin waren, und ſtellen Sie ſich
„dabei einmal vor, wie glücklich Sie denjenigen
„machen, welchen Sie würdigen, mit einer ſo lie-

„benswürdigen Tochter zu vereinigen. Ein Glück,
„auf welches Niemand Anſpruch machen darf, als
„der es zu ſchätzen weiß, und den die Begierde,
„deſſen würdig zu werden, mit der größten Hoch-
„achtung und Dankbarkeit gegen Ew. Hochedelgeb.
„verbindet. Fehlen mir, Hochedelgeborner Herr,
„andere Vorzüge, ſo ſind es doch Hochachtung und
„Dankbarkeit nicht, die ich mir ſtreitig machen laſſe.
„Verdiene ich jetzt die Ehre noch nicht, Ihr Schwie-
„gerſohn zu ſein; ſo wird mein Beſtreben uner-
„müdet ſein, mich ſo aufzuführen, daß Sie dieſe
„Wahl künftig nicht gereuen kann. Ein Wink von
„Ihnen wird mich ſo dreiſt machen, Ihrer hochzu-
„ehrenden Fräulein Tochter dieſe meine tugendhafte
„Neigung und chriſtliche Abſicht zu eröffnen. Kom-
„men Sie durch Ihren Vorſpruch meiner Blödig-
„keit zu Hülfe, und empfehlen Sie mich einer Per-
„ſon, die ich über Alles in der Welt ſchätze. Sie
„haben bei meiner Beförderung den erſten Grund
„zu meinem Glücke gelegt; machen Sie es voll-
„kommen. Sie verbinden mich auf dieſe Art Ih-
„nen doppelt. Ich werde dafür mit unwandelba-
„rer Devotion ſein,

Hochedelgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Commiſſionsrath,
Meines Hochzuehrenden Herrn und vornehmen
Gönners

. . 5ten Mai 1740.

gehorſamſt ergebenſter Diener,
N.

Dieſer Brief brach meinem Vater das Herz. Der Herr Profeſſor hatte ihn auf der ſchwachen Seite angegriffen; denn er war wider die Gewohnheit der meiſten Männer ſo ſchwach, daß er niemals ohne zärtliche Empfindung an den Tod ſeiner Frau denken konnte. Die Perſon des Herrn Profeſſors, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine guten Einkünfte waren ihm bekannt. Vielleicht kam auch dieſes dazu, daß er ſich die Laſt, eine erwachſene Tochter zu hüten, vom Halſe ſchaffen wollte. Er redete mir ſehr ernſtlich zu, ich ſollte den Vorſchlag annehmen. Sein hohes Alter, ſeine übrigen Umſtände mußten ihm dazu dienen, mich zu bereden. Ich wußte auf Alles eine Antwort; und wenn ich nicht weiter konnte, ſo gab ich ihm zu verſtehen, daß ich mich entſchloſſen hätte, gar nicht zu heirathen. Ein närriſcher Entſchluß, meinte mein Vater; er war aber auch nicht ſo ernſtlich gemeint. Vierzehn Tage brachte er zu, mich zu bekehren; immer war ſeine redliche Mühe vergebens. Endlich bat ich mir vier Wochen Bedenkzeit aus. Ich erhielt ſie, und wendete dieſe Zeit an, ohne Vorwiſſen meines Vaters dem Herrn Profeſſor folgende Antwort zu überſchicken:

Mein Herr,

„Auf Befehl meines Vaters habe ich die Ehre,
„Ihnen für die wohlgemeinte Kondolenz wegen des
„Ablebens ſeiner vor zehn Jahren verſtorbenen Frau
„ergebenſt zu danken. Mein Vater iſt mit mir
„einig, daß Sie ihr die beſte Leichenpredigt gehalten
„haben; und ich insbeſondere bin überzeugt,
„daß Sie mehr geſchickt ſind, verſtorbenen Frauenzimmern
„Lobreden zu halten, als den jetztlebenden

„Schmeicheleien vorzuſagen. Hätten Sie um meinen Vater ſelbſt anhalten wollen; ſo würde dieſes freilich der beſte Entſchluß geweſen ſein, ſich an ihn ſelbſt zu wenden. Da Sie aber mir die Ehre zugedacht hatten; ſo hätte ich wohl den Antrag von Ihnen unmittelbar erwartet. Mit Ihrer Erlaubniß, ich glaube, Sie, mein Herr, ſind ein Beweis, daß man fromm, ehrbar und gelehrt ſein kann, und doch nicht zu leben weiß. Ich danke Ihnen für Ihre chriſtliche Abſicht unendlich. Ich finde Bedenken, meinen alten Vater zu verlaſſen, deſſen Jahre Wartung und Vorſorge brauchen. Kann ich in meinem Leben das Glück nicht haben, die Verſicherung Ihrer Liebe anzunehmen; ſo wünſche ich mir doch nichts mehr, als die Ehre, daß Sie mir nach meinem Tode die Abdankung halten. Sie ſind der erbaulichſte Leichenredner, den ich kenne, und ich bin dafür mit unwandelbarer Devotion,

Mein Herr,

. . . .

am 20ſten des Brachmonats,
1740.

Ihre Dienerin,
F**

N. S.

„Sie werden nicht nöthig haben, mir oder meinem Vater zu antworten. Er denkt jetzt an nichts, als an den Tod ſeiner ſeligen Frau.“

Und was meinen Sie wohl, mein Herr, in welcher Abſicht ich dieſen Brief ſchrieb? Ich wollte meinem alten Liebhaber ein freiwilliges Opfer bringen. Aus dieſem Entſchluſſe, den ich wider den Rath und Willen meines Vaters faßte, ſollte er urtheilen, wie beſtändig meine Liebe, und wie billig es von ihm ſei, dieſe nunmehr zu belohnen, da er in den Stand gekommen, es nach ſeinem und meinem Wunſche zu thun. Mit der nächſten Poſt ſchrieb ich ihm dieſen Brief:

Mein Herr,

„Können Sie wohl von mir jetzt was anders erwarten, als die bitterſten Vorwürfe? Gewiß, Sie haben ſie verdient, hundertmal verdient, und dieſes jetzt mehr, als jemals. Erſt ſind Sie grauſam und werden krank, um mich ein ganzes Jahr zu ängſtigen. Endlich werden Sie wieder geſund, aber nicht zu meiner Beruhigung; nein, um mich auf eine neue Art zu quälen. Sie verreiſen, ohne mich es wiſſen zu laſſen, ohne mir zu erlauben, daß ich Ihnen bei dem Abſchiede die zärtlichſte Verſicherung meiner Freundſchaft, meiner beſtändigen Liebe, gäbe. Wie viel wichtige Sachen hatte ich Ihnen zu ſagen! Tauſend wichtige Sachen, auf die meine ganze Ruhe ankommt. Iſt für mich etwas Wichtigers, als wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe? Und kann ich ruhig ſein, wenn ich nur den mindeſten Verdacht habe, an Ihrer Liebe zu zweifeln? Sie fliehen, Grauſamer? Fliehen Sie, einen traurigen Abſchied zu vermeiden? Wie wenig kennen Sie die Liebe, die Sie mich doch ſelbſt gelehrt haben! Es würde mich Thränen gekoſtet haben; aber ich hätte Sie in Ihren Armen geweint. Ich würde Sie be-

„ſchworen haben, Ihre Rückkunft zu beſchleunigen.
„Wie viel Zärtliches hätten Sie mir dabei ſagen
„können, das ich ſonſt gewohnt bin, von Ihnen
„zu hören! Glauben Sie wohl, daß ich Ihnen
„würde eine Reiſe widerrathen haben, welche Sie
„thun, um Ihr Glück auf diejenige dauerhafte Art
„zu befeſtigen, die Sie ſo oft, und ſo oft meinetwegen,
„gewünſcht haben? Kommen Sie, eilen
„Sie zurück, ich erwarte Sie mit der zärtlichſten
„Ungeduld. Das hätte ich doch nicht geglaubt,
„daß ich Sie ſo heftig liebte? Kommen Sie, damit
„ich Ihnen von Neuem ſagen kann, daß ich
„Sie ewig lieben werde.

„Wiſſen Sie denn auch, mein irrender Ritter,
„in welcher Gefahr Sie Ihre troſtloſe Prinzeſſin
„verlaſſen haben? Drachen und Rieſen ſchwärmen
„um mein Schloß herum, mich zu entführen. Tapfrer
„Roland! Eilen Sie, dieſe Ungeheuer zu verjagen.
„Glauben Sie nur nicht, daß ich ſcherze! Leſen
„Sie den eingeſchloſſenen Brief. Er iſt von einem
„ſchwarzen Ritter aus dem Königreiche Latium,
„welcher auf Abenteuer ausging, und den ich mit
„meinem Schwerte kecklich erwürgt habe. Ja, mein
„Herr, könnten Sie von Ihrer zärtlichen und ewig
„treuen Charlotte einen andern Entſchluß erwarten,
„als den, welchen Sie aus dem andern Briefe
„ſehen werden? Für dieſesmal bin ich der gedachten
„Gefahr glücklich entkommen. Werde ich immer
„Muth und Kräfte genug dazu haben, wenn
„Sie mich länger verlaſſen? Eilen Sie! Bei Ihrer
„Liebe beſchwöre ich Sie, eilen Sie, und ſagen
„Sie mir, daß meine Sorge vergebens geweſen
„iſt. Was ich Ihnen dafür ſagen werde? Daß

„Sie mein beſter Freund ſind! Daß ich Sie unendlich
„liebe! Daß ich ganz die Ihrige bin! Soll
„ich Ihnen noch mehr ſagen? Gut, ich will Sie
„küſſen, tauſendmal will ich Sie küſſen. Wie unruhig
„iſt man, wenn man liebt! Leben Sie wohl!“

Wie gefällt Ihnen dieſer Brief, mein Herr? Könnte ein Mädchen, ohne den Wohlſtand ganz zu beleidigen, deutlicher, als ich, ſagen, was ſie wünſchte und was ſie hoffte? Nun erwartete ich meinen Liebhaber auf den Flügeln der Liebe. Ich wußte, daß er die Kompagnie bekommen hatte. Ich war dem gewünſchten Augenblicke nahe, dem ich zehn Jahre entgegen geſehen hatte. Jede Minute, die ich vergebens auf ihn wartete, ſchien mir ganze Tage zu ſein. Er kam nicht, es verſtrichen vier Wochen, ohne daß ich von meinem Ungetreuen eine Zeile Antwort bekam. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm. Urtheilen Sie von meinem Schrecken, als ich Folgendes las:

Mademoiſelle,

„Ich erinnere mich der angenehmen Augenblicke
„ſehr wohl, da ich das Vergnügen hatte, in Ihrer
„Geſellſchaft zu ſein. Glauben Sie, Mademoiſelle,
„daß wir Officiere denen ſchönen Kindern
„unendlichen Dank ſchuldig ſind, welche bei unſern
„müßigen Stunden, deren wir ſehr viele haben,
„haben, ſich gefallen laſſen, unſere Schmeicheleien
„anzuhören und ſie zu beantworten. Außer dieſem
„Zeitvertreibe würde es für uns auf dem Lande
„und in kleinen Städten nicht auszuſtehen ſein,
„wo man ſo wenig Geſellſchaft findet, die unſerm
„Stande gemäß iſt. Ich glaube, Sie, als eine

„alte gute Freundin und Bekannte von mir, werden mir es gönnen, wenn ich Ihnen melde, daß ich eine Kompagnie unter dem Regimente des Herrn Obriſten von *** bekommen habe, und geſtern ſo glücklich geweſen bin, mich mit ſeiner Fräulein Tochter zu vermählen. Sie iſt, wie Sie wiſſen, aus einem guten Hauſe, von altem Adel, nur ſiebzehn Jahre alt, bildſchön, und nicht ohne Mittel. Ich empfehle meine Frau zu Ihrer Freundſchaft, wenn ich wieder in Ihre Gegend kommen ſollte, welches ſobald noch nicht geſchehen dürfte. Ich habe ihr ſo viel Gutes von Ihnen geſagt, daß ſie ſehr verlangt, Sie kennen zu lernen. Verſichern Sie Ihren Herrn Vater meiner Hochachtung. Was macht der rechtſchaffene Mann? Es iſt mir wohl bei ihm gegangen. Der Lieutenant von *** iſt an meine Stelle gekommen. Er hat mich gebeten, ihm Bekanntſchaften zu machen. Werden Sie wohl die Gefälligkeit für mich haben, Mademoiſelle, und ihm diejenige Freundſchaft gönnen, mit der Sie mich ſo lange Zeit glücklich gemacht haben? Er brennt vor Verlangen, mit Ihnen bekannt zu werden; ſo viel Gutes habe ich ihm von Ihnen erzählt. Er wird Ihnen gefallen, er iſt ein ſehr artiger und lebhafter Menſch. Ich muß abbrechen, weil ich den Augenblick auf meines Schwiegervaters Gut reiſe. Ich kann alſo weiter nichts ſagen, als daß ich mit aller Ergebenheit bin,

Mademoiſelle,

Dresden, am 8ten Auguſt. 1740.

der Ihrige.

N. S.

,,Die an mich überſendeten Briefe folgen hier mit ,,ergebenſtem Dank zurück. Meine Frau hat ,,ſich über den Ausdruck bald todt gelacht, wo ,,Sie den armen Profeſſor einen ſchwarzen Ritter aus dem Königreiche Latium nennen. Leben Sie wohl!“

Das war alſo, mein Herr, der letzte Auftritt von der kläglichen Komödie, in der ich eine ſo närriſche Rolle geſpielt hatte. Ich bin nicht im Stande, Ihnen die Empfindungen zu beſchreiben, die ich beim Durchleſen dieſes Briefs fühlte. Zorn, Wuth, Scham, Rache, Alles empörte ſich in mir. Ich fiel auf die verzweifeltſten Anſchläge, mir Recht zu verſchaffen, oder mich ſelbſt auf ewig vollends unglücklich zu machen. Ich fluchte dem Himmel, meinem ungetreuen Verräther; ich fluchte mir ſelbſt. Dieſes Alles geſchah in einer Raſerei von zwei Stunden. Endlich brachen die Thränen aus, und ich kam einigermaßen wieder zu mir. Ich Verlaſſene! ich unglückſelig Verlaſſene! dachte ich bei mir ſelbſt. Iſt das die Belohnung einer zehnjährigen Treue, iſt das die Erfüllung der Eidſchwüre und der theuerſten Verſicherung? Und der meineidige Böſewicht triumphirt noch in den Armen meiner Feindin, ſeiner Frau, über meine leichtgläubige Einfalt? Straft der Himmel dieſes Verbrechen nicht, ſo muß er ungerecht ſein. So ungefähr ſchwärmte ich. Ich zankte mit dem Himmel, und hätte doch mir allein den Vorwurf machen ſollen, daß ich ſo närriſch geweſen, den Schmeicheleien eines Menſchen zu glauben, deſſen Stand über den meinigen war, der bei ſeinen Jahren und ſeiner Lebensart durch die Gewohnheit gerechtfertigt, und von der Welt gebilligt ward, wenn er ein hochmüthiges Bürgermädchen, eine Närrin, wie ich, betrog, ſie zum Zeitvertreib um ihren guten Namen brachte, oder zum Spaße auf beſtändig unglücklich machte. Wie vielmal hatte ich ehedem über die Thorheit derer gelacht, welche ſich auf eine ſolche Art verführen laſſen! Hätte ich nicht beſſer auf meiner Huth ſein ſollen? War ich etwa vornehmer, ſchöner, reicher, als Andere, die ſich in dergleichen Unglück geſtürzt hatten? Keines von Allem. Der Hochmuth machte, daß ich es für möglich hielt, beſtändig geliebt und immer angebetet zu werden. Es iſt ſchändlich, wenn Männer, die es für ihr erſtes Geſetz halten, ihre Ehre zu vertheidigen, auf eine ſo unehrliche Art ein unſchuldiges Mädchen unglücklich machen, und oft eine ganze Familie in Schande bringen. Ein Mädchen aber, das ſich von ihnen beſtricken läßt, verdient weniger Mitleid, da ſie hätte an dem Exempel Anderer lernen können, daß man ihr nur darum ſchmeichelte, um einiges Vergnügen zu haben, und ſie auf eine luſtige Art elend zu machen.

Nun fielen mir alle diejenigen vernünftigen Liebhaber ein, deren redliche Abſichten ich auf eine ſo hochmüthige und ſpröde Art von mir gewieſen hatte. Wie grauſam war ich an ihnen gerächt! Konnte ich mir wohl jetzt dergleichen Gelegenheiten wieder verſprechen, da meine Jahre zunahmen, da der jugendliche Reiz meiner Schönheit anfing zu verſchwinden, da mein Vater auf der Grube ging, und ſein Tod mir die dürftigſten Umſtände drohte? Konnte ich mich nunmehr wohl entſchließen, geringern Perſonen meine Hand zu geben, als die waren, denen ich ſie verweigert hatte? Ich faßte nun im ganzen Ernſte den grauſamen Entſchluß, nimmermehr zu heirathen. Ich ward ziemlich beruhigt, da ich das Herz gehabt hatte, ſo ein verzweifeltes Gelübde zu thun, und es verging eine ziemliche Zeit, ehe ich merkte, daß ich mich ſelbſt hintergangen hätte. Dieſer unerwartete Streich von meinem Ungetreuen hatte mich ſo hart getroffen, daß ich in eine langwierige Krankheit fiel. Ich brauchte faſt zwei Jahre, ehe ich mich völlig wieder erholte, und es geſchah endlich nicht anders, als mit dem gänzlichen Verluſte meiner noch übrigen Schönheit. O! hätte ich ſie zehn Jahre eher verloren, vielleicht wäre ich vernünftiger geweſen, vielleicht wäre ich jetzt nicht ſo unglücklich!

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ſich nach einiger Zeit ein junger Rechtsgelehrter zu mir verirrte, und ſich einbildete, daß er mich noch lieben könnte. Vielleicht hatte die Hoffnung, meinem Vater mit der Zeit in ſeinem Amte zu folgen, oder ſonſt eine ſtärkere Kundſchaft in ſeiner Praxis durch mich zu erlangen, mehr Antheil an ſeiner Zärtlichkeit, als meine Perſon. Er ſchrieb an mich:

Mademoiſelle,

„Denenſelben vermelde in höchſter Eil, daß ich „nach reifer Ueberlegung der Sachen und eingeholtem Rath von meinen Freunden ernſtlich gemeinet bin, mich zu verändern, und nach nunmehro „erfolgtem Abſterben meiner ſeligen Frau Mutter „meine Wirthſchaft ſelbſt anzufangen. Die Kürze „der Zeit, und meine dringenden Verrichtungen „hindern mich, Ihnen umſtändlichere Anzeige zu

„thun, wie viel anſehnliche Gelegenheiten mir in hieſiger Gegend, mich zu verheirathen, angeboten werden. Wann aber ich das Vergnügen gehabt, bei dem unlängſt vor Ihres Herrn Vaters Amtsgerichten abgewarteten Termine, in Sachen George Frühauſen, contra Caſper Baldigen in puncto den Gemeinebrummer betreffend, Dieſelben kennen zu lernen, und ich eine beſondere Zuneigung gegen Sie bei mir vermerkt: als habe mir die Freiheit nehmen wollen, Dieſelben von meinen billigen und in göttlichen und weltlichen Rechten gegründeten Abſichten zu benachrichtigen, mit angehängtem Suchen, Sie wollen meine Bitte nicht rejiciren, und mir erlauben, daß ich das Glück habe, mit aller legalen Ergebenheit zeitlebens Dero gehorſamſter Diener zu ſein. Da Sie, Mademoiſelle, bei meiner Liebe allerdings die erſte Inſtanz ſind; ſo habe Bedenken getragen, bei Dero Hochzuehrenden Herrn Vater eher in Schriften dieſerhalb einzukommen, bis ich weiß, ob Sie meinem ergebenſten petito hochgeneigt deferiren, als warum ich nochmalen instanter, instantius, instantissime bitte. Dieſen Augenblick kommt ein Oberhofgerichtsbote, mit einer Inhibition; ich werde daher genöthiget, abzubrechen, und habe nicht Zeit, etwas Weiters hier zu ſagen, als daß ich mit der größten Hochachtung unabläßlich ſei,

Mademoiſelle,

.... am 9. Januar 1743.

Dero
ganz ergebenſter Diener,
K. L. M.

Raptim.
Ipse concepi.

Adv. immatr. et Not. Publ. Caesar. a Sua
Lips. creat. et coram Regim.
Elect. confirm. m. p.

Hätte ich dieſen ungeſchickten und pedantiſchen Brief etliche Jahre eher bekommen; ſo würde ich ich ihn gewiß, ohne mich lange zu beſinnen, unter den Tiſch geſchmiſſen haben. Jezt war ich gedemüthigt genug, daß ich ihn zweimal durchlas, und unſchlüſſig blieb, was ich thun ſollte. Das Gelübde, mich niemals zu verheirathen, fing nach und nach an, mich zu gereuen. Mein Vater lag mir alle Tage in den Ohren, und er hätte, glaube ich, lieber geſehen, ich wäre ſelbſt auf die Heirath ausgegangen. Ich wies ihm den Brief. Er geſtand, der Herr Advocatus immatriculatus ſei ein Narr: er meinte aber auch, daß ich nicht die erſte und nicht die lezte Frau ſein würde, die einen Narren heirathe. Es koſtete mich viel Ueberwindung, und doch war ich im Begriffe, auf Befehl meines Vaters dieſem geſchäftigen Liebhaber Hofnung zu geben, als ich, vielleicht zu meinem Glück, noch bei Zeiten erfuhr, daß eine Magd, mit der er auf Univerſitäten zu vertraut gelebt haben mochte, ihn auf die Ehe verklagen wollte. Ich war bei allem meinem Unglück noch immer boshaft genug, mich darüber zu freuen, und ich ergriff dieſen Vorwand mit beiden Händen, mich von ihm loszureiſſen, und mit meiner gewöhnlichen Bitterkeit ihm alſo zu antworten:

Mein Herr,

„Was Dieſelben in höchſter Eil mir wegen der „legalen und in allen Rechten gegründeten Geſinnung gegen meine Wenigkeit unterm 9ten Januar „a. c. in Schriften vorzutragen, belieben wollen, „ſolches habe daraus allenthalben mit Mehrerm er-

„ſehen. Nun würde mir zwar eine beſondere Ehre
„ſein, Ihrem petito geziemend zu deferiren; wenn
„aber ich in glaubwürdige Erfahrung gebracht, daß
„allem Anſehen nach zu Dero wertheſten Perſon
„und Liebe ein Concurs des ſchierſtkünftigſten ausbrechen
„möchte, und mein Vater in Sorgen ſteht,
„daß ich wegen meiner jüngern und nicht dinglichen
„Rechte und Anſprüche an Sie gar leicht leer
„ausgehen, oder doch in die letzte Klaſſe locirt
„werden dürfte: als habe Kraft dieſes, allen meinen
„An- und Zuſprüchen, wie ſie Namen haben
„möchten, hiermit zu Vermeidung unnöthigen, und
„auf geldſplitternde Weitläuftigkeit abzielenden Proceſſes
„aufs Feierlichſte renunciren ſollen, wollen
„und mögen, mit der Verſicherung, daß ich nicht
„geſonnen bin, einer Magd diejenigen Rechte ſtreitig
„zu machen, welche ſie noch von den Univerſitätsjahren
„her zu behaupten vermag. Die ich
„für die Perſon Denenſelben zu billigen Freundſchaftsleiſtungen
„ſtets gefliſſen bin: Als

Meines Hochgeehrteſten Herrn

. . .

am 30. Jan. 1743.

dienſtbereitwillige
Z***

Das war alſo wieder ein Liebhaber weniger. Ich glaube, es mochte nach und nach bekannt worden ſein, wie gefährlich es ſei, mir eine Liebeserklärung zu thun; denn es meldete ſich in zwei Jahren kein Menſch, ob ich ſchon anfing, meiner Natur mit Farben und anderm Putze zu Hülfe zu kommen. So leichtſinnig ich in jungen Jahren war, ſo wenig hatte ich mich doch jemals überwinden können, eine freie und verbuhlte Aufführung anzunehmen. Nunmehr aber hielt ich es für nöthig, zu kokettiren, da ich wahrnahm, daß ich anfing, auf der Gaſſe und in Geſellſchaften unbemerkt zu bleiben. Ich zwang mich, lebhaft zu ſein; ich ward gegen Vornehme und Niedrige gefällig; mit einem Worte, ich ward zahm, und doch konnte ich Niemanden rühren, der mir vorſeufzte. Ich glaube, ich würde es ihm nicht ſauer gemacht haben. So hochmüthig aber war ich doch noch, daß ich mich nicht gar zu weit unter meinen Stand verheirathen wollte. Sie können es daraus ſehen, mein Herr. Es kam einem Landkrämer ein, mich zu lieben. Würden Sie mir wohl dazu gerathen haben? Leſen Sie ſeinen Brief.

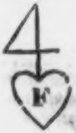
N** den 7ten Mai, 1745.

Ehren und viel tugendſames
Frauenzimmer! Salut.

„Hiernebenſt ſende ich Denſelben im Namen und
„Geleite Gottes per Fuhrmann Hans Görgen und
„Geſpann von Reichenbach ein Päcktel mit aller-
„hand Würz- und andern Waaren, gemerkt als
„in margine, zur Fracht 14 Pfund wiegend, und
„iſt alles content bezahlt. Sie werden günſtig
„erlauben, daß ich Ihnen damit ehrenfreundlich
„aufwarten thue. Anlangend meine Hochachtung
„und Liebe gegen Sie, deren ich Sie auf letzterm
„Jahrmarkt avertirt; ſo bin ich noch immer derſel-
„ben Meinung, und thue ich mir gar höchlich gra-

„tuliren, wenn Sie mich Deren Gegenliebe würdigen,
„und mir aviso geben wollen, ob ich es
„wagen darf, bei dem Herrn Papa mich Ihrentwegen
„zu melden. Es ſoll dieſes ſogleich geſchehen.
„Den Ranzen und emballage, worin beifolgende
„Waaren eingeſchlagen ſind, wird der Fuhrmann
„bei ſeiner Rückreiſe wieder abfordern. Bitte
„ſolche costy mit ein Paar Zeilen zu übergeben.
„Gott verhelfe Ihnen salvo. Denen empfohlen,
„verbleibe, und bin,

Ehren und viel tugendſames
Frauenzimmer,
Deren
dienſtwilliger Freund,
N. N.

Dieſer Brief zu komme
Der ehren und viel tugendſamen Jungfer
N. N.
großgünſtig
Nebſt einem Päcktel in


gezeichnet,
zu eignen Händen zu N.
übergeben.
franco par tout.

Sehen Sie, mein Herr, das war doch noch ein reeller Liebhaber, und der erſte, der ſeinen förmlichen Liebesantrag mit einem Geſchenke begleitete. Aber das war mir erſchrecklich, daß ich in einem Marktflecken vor dem Laden ſtehen, und Schwefelfaden verkaufen ſollte, da ich zu ſtolz geweſen war, einen Hofrath zu heirathen. Sie wiſſen wohl, was ſich in kleinen Städten die Tochter eines fürſtlichen Dieners für ein Anſehen zu geben weiß; ſollte ich nun meinen Rang und Stand ſo ſehr verläugnen und in N*** eine elende Würzkrämerin werden? Mein Vater fühlte es ſelbſt, wie ungleich dieſe Heirath ſei, und befahl mir, eine abſchlägige Antwort zu ertheilen. Ich that es auf folgende Art:

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Salut.

„Deſſen Geehrtes vom 7ten passato iſt mir, nebſt
„dem Ränzlein, wohl worden, welches ich dank-
„nehmend zurückſchicke, und meinem großgünſtigen
„Herrn dafür verbunden bin. Beliebe der Herr
„à conto zu ſtellen. Mag annebenſt demſelben nicht
„verhalten, daß ich mich über meines Hochgeehrten
„Herrns Anſinnen gar höchlichen erfreuen thue.
„Weil aber mein Vater Bedenken trägt, mich von
„ſich zu laſſen; ſo kann ich demſelben in deſſen freund-
„lichen Bitten ſo fort nicht fügen. Meine Freunde
„glauben überdieß, daß ich mit meinem Reif-
„rocke in Ihrem Würzladen nicht Raum haben
„werde. Sie hoffen, es werde Ihnen nicht an
„Gelegenheit fehlen, eine Frau zu bekommen, wenn
„es auch gleich keine Tochter eines Kommiſſions-
„raths ſei. Unter Gottes Schutz verbleibende,

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Deſſen
gute Freundin und Dienerin.

Dieſes war die letzte Kraft meines jungfräulichen Stolzes, und nunmehr kam die Reihe an mich, gedemüthigt zu werden.

Hier fängt ſich der zweite Theil meines Romans an. Wie traurig iſt die Veränderung für mich!

Mein Vater ſtarb. Was ich befürchtet hatte, geſchah, und noch weit mehr. Er hinterließ kein Vermögen, es meldeten ſich ſogar verſchiedene Gläubiger, und man fand in ſeinen Rechnungen viele Unrichtigkeiten, welche machten, daß auch die Kaution zuückbehalten ward. Ueberlegen Sie es einmal, mein Herr! Ein Mädchen von drei und dreißig Jahren, ohne Aeltern, ohne Vermögen, dasjenige zu beſtreiten, was zum nothdürftigſten Unterhalte erfordert wird; ein Mädchen, welches ſich durch ihren Hochmuth Alle zu Feinden gemacht hatte, welches ſo bequem und vornehm erzogen, und jetzt von Allen verlaſſen und nicht geachtet war; mit einem Worte, eine alte Jungfer ohne Geld, ohne Schönheit, ohne Freunde, und, deutſch zu reden, ohne Verſtand, iſt ſo ein Mädchen nicht eine erbarmenswürdige Kreatur? Was ſollte ich anfangen? Zwei Jahre hatte ich mich unter meinen Verwandten aufgehalten, und für die kleinen Gefälligkeiten, die ſie mir als ein Almoſen erwieſen, viel Demüthigung erfahren müſſen. Sie wurden mich überdrüßig, und ſie ſagten mir es deutlich, daß ſie wünſchten, ich möchte mich entſchließen, ſie zu verlaſſen. Wo ſollte ich hin? War ich nicht bei dieſen kümmerlichen Umſtänden zu entſchuldigen, daß ich einen Schritt wagte, der eine Folge meiner großen Verzweiflung war, der mich bei Allen, die meine Noth nicht wußten, verächtlich und lächerlich machte, und deſſen ich mich gewiß noch jetzt ſchämen würde, wenn mich nicht mein Unglück ſo abgehärtet hätte, daß ich weiter nicht im Stande bin, mich über eine Niederträchtigkeit zu ſchämen?

Mein Vater hatte ein armes Kind zu ſich zur Aufwartung, als Jungen, genommen, und ihn endlich zum Schreiben herangezogen. Er mochte bei dem Abſterben meines Vaters ungefähr dreißig Jahre alt ſein. Seine Perſon war ſehr unanſehnlich, ſeine Sitten verriethen ſeine ſchlechte Abkunft und die Livree, die er lange Zeit getragen hatte. Dieſer Menſch, welcher wenigſtens fünfzehn Jahre meines Vaters demüthiger Johann geweſen war, ſollte jetzt das unerwartete Glück haben, die ſtolze Tochter ſeines ehemaligen Herrn zur Frau zu bekommen, damit ſie nicht Hungers ſterben möchte. Glauben Sie nur, mein Herr, daß mich dieſer bittere Entſchluß viel Selbſtverläugnung gekoſtet hat. Dieſer Menſch hatte ſich bei dem Leben meines Vaters ſo wohl vorzuſehen gewußt, daß er einige hundert Thaler ſammeln, und ſich die Gnade eines vornehmen Mannes erwerben können, der ihm, als mein Vater geſtorben war, den Geleitseinnehmerdienſt in einem kleinen Orte an der Gränze verſchafft; einen Dienſt, der etwa zweihundert Thaler eintragen mochte. Ich hörte, daß er noch unverheirathet ſei, und ich ſchrieb nachſtehenden Brief an ihn, welcher mich viel Thränen koſtete, ehe ich ihn zu Ende brachte. Wie krümmte ſich mein Hochmuth!

Mein Herr,

„Es iſt eine von meinen angenehmſten Beſchäfti„gungen, wenn ich jetzt an diejenige Treue und

„Ergebenheit zurückdenke, welche Sie, mein Herr, gegen meinen ſeligen Vater fünfzehn Jahre lang auf die unverbrüchlichſte Art bezeigt. Dieſer rechtſchaffene Vater, welcher ſo vorſichtig als dienſtfertig war, hat ſich niemals in ſeiner Wahl betrogen. Der erſte Blick, den er auf Sie that, entdeckte ihm alles das Gute, und die lobenswürdigen Eigenſchaften, welche den Werth Ihrer Seele ausmachten. Er eilte, Sie aus dem Mangel zu reißen, welcher Sie in dem Hauſe Ihrer armen Aeltern niederdrückte; er nahm Sie zu ſich und liebte Sie bis an ſein Ende, als ſein eignes Kind. Da er mich beſtändig mit Ihrem frommen chriſtlichen Wandel, mit Ihrer Treue, mit Ihrem Fleiße und mit der Hoffnung unterhielt, die Sie zu Ihrem künftigen Glücke von ſich blicken ließen; ſo würde ich vielleicht vielmal Gelegenheit gehabt haben, über die Liebe meines Vaters gegen Sie eiferſüchtig zu werden, wenn ichs nicht für einen Theil meiner Schuldigkeit angeſehen hätte, Ihren Verdienſten Recht widerfahren zu laſſen. Der unvermuthete Tod meines Vaters hindert ihn, dasjenige zu Stande zu bringen, was er ſich zu Ihrem Beſten vorgenommen hatte. Alles, was er thun konnte, war dieſes, daß er wenig Stunden vor ſeinem Ende mir ſagte, wie nah ihm dieſes ginge, wie ſehr er Sie liebte, und wie aufrichtig er wünſchte, daß ich mich entſchließen möchte, Ihnen, mein Herr, diejenige Freundſchaft zu erzeigen, die er Ihnen für Ihre redlichen Dienſte ſchuldig zu ſein glaubte. Er ſagte dieſes, und noch viel mehr, als er ſtarb. Der redliche Vater! Seit dieſem betrübten Abſterben ſind

„mir ſeine letzten Worte niemals aus den Gedan=
„ken gekommen, ob ich ſchon keine Gelegenheit gehabt
„habe, Ihnen, mein Herr, etwas davon zu eröff=
„nen. Die glückliche Veränderung Ihrer Umſtände
„ſehe ich als eine Wirkung des letzten Segens mei=
„nes Vaters, und als eine Belohnung Ihrer Ver=
„dienſte an, die Ihnen den Weg zu demjenigen
„weitern Glücke bahnt, deſſen Sie ſo würdig ſind.
„Ich bezeuge Ihnen meine aufrichtige Freude dar=
„über, welche Ihnen vielleicht nicht ganz gleich=
„gültig ſein kann, da Sie, wie ich hoffe, noch jetzt
„nicht aufgehört haben, ein Freund von meines
„Vaters Hauſe zu ſein, und da ich bereit bin, dem
„Wunſche meines ſterbenden Vaters, und wenn ich
„ſo ſagen darf, ſeinem letzten Willen aufs ſorg=
„fältigſte nachzuleben, und es Ihnen zu überlaſſen,
„wie genau diejenige Freundſchaft unter uns ſein
„ſoll, welche mir mein Vater noch auf dem Tod=
„bette ſo nachdrücklich empfohlen hat. Ich glaube,
„diejenige Achtung und Gefälligkeit verſtanden zu
„haben, welche Sie mir, mein Herr, in meines
„Vaters Hauſe die letztern Jahre über bei ver=
„ſchiedenen Gelegenheiten gezeigt. Ich lebte da=
„mals unter der Gewalt eines Vaters, und es
„ſtand bei mir nicht, Ihnen zu eröffnen, wie ge=
„neigt ich ſei, dieſe Achtung zu vergelten. Sie
„ſelbſt, mein Herr, waren nach der Art aller tugend=
„haften Gemüther in dieſem Falle zu blöde, und
„glaubten, obwohl ganz ohne Urſache, meinen Va=
„ter zu beleidigen, der Sie als ſein Kind liebte, und
„damals ſchon Ihr Vater war. Sein Tod hat auf
„beiden Seiten den Zwang aufgehoben. Sie ha=
„ben keine Urſache mehr, blöde zu ſein, und ich

„ſtehe unter keiner Gewalt mehr, welche mich ab-
„halten könnte, Ihnen zu ſagen, wie hoch ich Sie
„ſchätze. Es wird auf Ihrem Ausſpruche beruhen,
„wie weit ich in meiner Hochachtung gegen Sie
„gehen darf. Ich wenigſtens wünſche mir nichts
„mehr, als die beſtändige Freundſchaft eines Man-
„nes, welcher wegen ſeiner Tugend und Verdienſte
„der einzige iſt, der einzige unter allen, den ich
„lieben kann, und deſſen Gegenliebe mir dennoch
„unſchätzbar ſein würde, wenn mich auch der Be-
„fehl meines Vaters nicht verbände, Sie darum
„zu erſuchen. Ich werde aus Ihrer baldigen Ant-
„wort ſehen, ob ich in meinem Zutrauen auf Ihre
„redliche Freundſchaft zu voreilig, und meinem ſe-
„ligen Vater gar zu gehorſam geweſen bin. Ich
„habe die Ehre, mit aller Hochachtung zu ſein,

Mein Herr,

. . .

am 6. Auguſt, 1747

Ihre Dienerin,
F**

Das war alſo meines Vaters Johann, der dickköpfige dumme Junge, wie ich ihn ſonſt beſtändig nannte, der war es, den ich jetzt unter der Verſicherung meiner Hochachtung bitten, und bei der Aſche meines Vaters beſchwören mußte, er möchte doch das Werk der Barmherzigkeit und der chriſtlichen Liebe an mir armen verlaſſenen Waiſe ausüben, und mich, ſobald als möglich, zu ſeiner gehorſamſt ergebenſten Frau machen, und eine Hand annehmen, von der er in vorigen Jahren ſo viel Naſenſtüber und Ohrfeigen bekommen hatte. So elend meine Umſtände waren, ſo viel Stolz hatte ich doch noch übrig, zu glauben, daß mein angebeteter Johann dumm genug ſein würde, mit beiden Händen zuzugreifen, und das Glück, ſo ich ihm an den Hals warf, feſtzuhalten. Aber wie ändert ſich doch alles mit der Zeit! Der dumme Johann war klüger, als ich wünſchte. Leſen Sie ſeinen Brief, und urtheilen Sie von meiner Beſchämung. Hier iſt er von Wort zu Wort:

Mademoiſelle,

„Es hätte mir keine Erinnerung empfindlicher ſein
„können, als diejenige iſt, auf welche Sie mich in
„Ihrem Briefe zurückführen. Der Tod Ihres ſeligen
„Herrn Vaters, eines Mannes, den ich noch
„im Grabe als meinen Gönner und Verſorger verehre,
„dieſer Tod hat mich ſo viele Thränen gekoſtet,
„und meine Wehmuth wird verdoppelt, da
„Sie, Mademoiſelle, mir ſein Wohlwollen gegen
„mich auf eine ſo lebhafte Art abſchildern. Wie
„elend würde ich jetzt ſein, wenn er mich nicht aus
„dem Staube geriſſen, mir ſo viele Jahre meinen
„Unterhalt gegeben, und mich zu demjenigen Amte
„geſchickt gemacht hätte, das ich jetzt verwalte! Ich
„wäre der undankbarſte und nichtswürdigſte Menſch
„von der Welt, wenn ich dieſe Wohlthat jemals
„vergeſſen wollte. Meine Hochachtung gegen Sie,
„die bis in den Tod dauern wird, iſt das Einzige,
„was ich als eine Art einer geringen Wiedervergeltung
„anbieten kann. Meine Armuth und mein
„geringer Stand hindern mich, mehr zu thun. Die
„Freundſchaft, deren Sie mich verſichern, iſt das
„Wichtigſte auf der Welt, das ich mir wünſchen

»kann. Hätte ich mir wohl jemals einbilden können, daß Ihr ſeliger Herr Vater ſo viel unverdiente Liebe gegen mich hegen würde, daß er noch auf dem Todbette Ihrer Freundſchaft mich empfehlen ſollte? Und Sie, Mademoiſelle, ſind ſo geneigt, mich dieſer Freundſchaft zu würdigen? Eine Ehre, deren ich mich am wenigſten verſehen hätte! Sie haben, ſo lange ich in Ihres Herrn Vaters Hauſe geweſen bin, mir nicht die geringſte Gelegenheit gegeben, auf einen ſo ſtolzen Gedanken zu fallen, und ich bin immer ganz troſtlos geweſen, wenn ich aus Ihrem Bezeigen gegen mich zu ſehen glaubte, daß Sie mich des Wohlwollens, das Ihr Herr Vater gegen mich äußerte, ganz für unwürdig hielten. Ich glaubte, in dieſen letzten zwei Jahren nach ſeinem Tode von Ihnen ganz vergeſſen zu ſein. Wie edel und großmüthig iſt Ihr Herz, welches ſo viel Antheil an meinem kleinen Glücke nimmt, und mir erſt jetzt den letzten Willen des ſeligen Herrn Vaters auf eine ſo verbindliche Art eröffnet!

»Sie bieten mir Ihre Freundſchaft an. Ich würde deren unwürdig ſein, wenn ich ſolche für etwas Anders als eine Verſicherung Ihres ſchätzbaren Wohlwollens annehmen wollte. Ich habe Sie jederzeit als die Tochter meines Gönners verehrt, und es würde mir leid ſein, wenn Ihr Vorwurf gegründet wäre, und ich die letztern Jahre über wirklich Gelegenheit gegeben hätte, Ihnen meine Hochachtung verdächtig zu machen. Gönnen Sie mir, Mademoiſelle, ferner Ihren Schutz und Wohlwollen. Es wird dieſes der größte Ruhm für mich ſein, da Sie bei Ihren Jahren, und bei Ih-

»rem reifen Verſtande, die Welt ſo wohl haben »kennen lernen. Ich wage es, noch eine kurze Bitte »zu thun. Es findet ſich eine Gelegenheit, mich »mit der Tochter eines benachbarten Verwalters zu »verbinden. Es iſt dieſes tugendhafte Mädchen das »einzige unter allen, das ich lieben kann. Ich bin »aber ihren Aeltern und in der hieſigen Gegend ſo »unbekannt, daß ſie noch angeſtanden haben, einen »fremden Menſchen glücklich zu machen. Ich habe »mir die Freiheit genommen, mich auf Ihr Zeugniß, »Mademoiſelle, zu berufen. Der Vater wird »auf künftige Meſſe Gelegenheit ſuchen, Ihnen aufzuwarten. »Sagen Sie ihm, daß Sie mich Ihres »Wohlwollens würdig halten. Das iſt der größte »Lobſpruch für mich, und mehr brauche ich nicht, »glücklich zu werden. Wie leicht muß es Ihnen »ankommen, mein Glück zu befeſtigen, da Sie ſelbſt »ſo edel denken, und ſo geneigt ſind, dem Befehle »eines ſterbenden Vaters nachzukommen! Ich werde »dafür mit aller Demuth und Ehrfurcht, die ich »Ihnen und der Aſche Ihres Herrn Vaters ſchuldig »bin, unverändert ſein,

Mademoiſelle,
Ihr
gehorſamſter Knecht,
***

Wie meinen Sie, mein Herr, war das nicht ein niedlicher Korb? Sollten Sie dieſes wohl für die Schreibart eines dummköpfigen Johanns halten? Wäre er nun in ſeiner Antwort grob und unbedachtſam geweſen, ſo hätte ich doch zum wenigſten das Vergnügen gehabt, ihn einen Eſel zu heißen.

Aber was ſollte ich jetzt thun, da er auf allen vieren gekrochen kam, und mir mit Demuth, Ehrfurcht und Hochachtung ſagte, daß ich eine Närrin wäre? Ich nahm mir vor, meinen Verdruß zu verbergen, und ſeinem Schwiegervater, wenn er das Zeugniß abholen würde, die größten Lobeserhebungen von ihm vorzuſagen. Aber es kam niemand, der mein Gutachten wiſſen wollte, und ich muß glauben, daß auch dieſes nur eine boshafte Erfindung wer, mich abzufertigen. Ich unglückliches Mädchen! Was ſollte ich nun thun? Meine Freunde wurden immer treuherziger. Je länger ich ihr Brod aß, deſto deutlicher ſagten ſie mir, daß ſie wünſchten, ich möchte nun bald vor eine andre Thüre gehen. Aber vor welche? Das wußten ſie nicht, und ich noch weniger.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Schweſter meines erſten Liebhabers, des Herrn Hofraths N** kennen zu lernen. Die Bekanntſchaft half mir weiter nichts, als daß ich erfuhr, ſeine zweite Frau wäre ihm vor einem halben Jahre auch wieder geſtorben. Es gehörte eine Unverſchämtheit dazu, dieſe Nachricht ſich zu Nutz zu machen; aber für ein Frauenzimmer, das demüthig genug geweſen, dem Schreiber ihres Vaters ihr Herz anzubieten, und welches nicht vor Schaam geſtorben war, daß ſie eine abſchlägige Antwort von ihm erhalten hatte; für ein ſolches Frauenzimmer war die Entſchließung nicht zu ſchwer, einen verſchmähten Liebhaber um Gegenliebe anzuflehen. Ich ſchrieb an den Hofrath:

Mein Herr,

»Ihre Frau Schweſter, welche mir die Ehre Ihrer Freundſchaft gönnt, hätte mir keine betrübtere

»Nachricht ſagen können, als die von dem Tode Ihrer ſeligen Frau. Es iſt nun zu ſpät, Ihnen mein aufrichtiges Beileid zu verſichern. Es würde eine Grauſamkeit von mir ſein, Ihre Betrübniß über einen Verluſt zu erneuern, der einem Manne, welcher ſo edel denkt, und ſo vernünftig liebt, als Sie, mein Herr, nicht anders, als höchſt empfindlich fallen muß. Sie haben völlig den Charakter eines ehrlichen Mannes. Die Welt und ich haben hiervon unzählige Proben: mir aber wird beſonders diejenige unvergeßlich ſein, da Sie ſelbſt vor einigen Jahren ſchriftliche Gelegenheit gegeben haben, mich davon zu überzeugen. Wie glücklich wäre ich, wenn es damals bei mir geſtanden hätte, mir ſolche zu Nutz zu machen! Ich liebe meinen verſtorbenen Vater noch jetzt im Grabe zu ſehr, als daß ich mich überwinden kann, Ihnen die Urſachen zu ſagen, die mich daran hinderten. Ich will es eine Uebereilung, eine perſönliche Verbitterung, oder ſonſt eine Härte nennen, die ihn bewog, mich zu zwingen, Ihnen wider die Empfindung meines Herzens zu antworten. Mein Unglück würde doppelt ſein, wenn Sie bisher in dem Gedanken geſtanden, als wäre ich ohne den ſtrengen Befehl meines Vaters vermögend geweſen, einen ſo thörichten Entſchluß zu faſſen. Laſſen Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren, glauben Sie, daß ich von Ihren Verdienſten und von meinem Glücke beſſer geurtheilt habe. Jetzt bin ich frei. Ich habe keinen Vater mehr, der mich hindern kann, glücklich zu werden. Zweifeln Sie noch an der Hochachtung, die ich gegen Sie gehabt, an den Thränen, die es mich gekoſtet, durch den

»Zwang, undankbar zu ſein, an dem Verlangen, Ihre »Freundſchaft und Achtung zu verdienen; zweifeln »Sie noch an einem von dieſen allen, ſo will ich »wider die Geſetze meines Geſchlechts einen Schritt »thun, der Sie überzeugen ſoll, wie unbillig Sie »zweifeln. Ich will Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe, »daß ich Sie jetzt noch eben ſo ſehr liebe, als damals; daß ich mir kein Glück mit einer ſo zärtlichen Unruhe wünſche, als dieſes, die Ihrige zu »ſein. Redete ich mit einem Manne, der weniger »vernünftig und einſehend wäre, als Sie, mein »Herr, ſind, ſo würde ich mich ſchämen, meine Neigung und Liebe ſo offenherzig zu bekennen, und »beide Ihnen anzubieten. Sie ſind zu gerecht, als »daß Sie dieſes zu meinem Nachtheile auslegen »ſollten. Gönnen Sie mir die Ehre, mir ſchriftlich zu ſagen, ob meine Hoffnung und mein Zutrauen zu Ihnen ungegründet geweſen iſt. Mein »Herz ſagt mir, daß es nicht ſein werde; und mein »Herz hat mich noch niemals betrogen. Ich bin »mit aller erſinnlichen Hochachtung,

Mein Herr,
.... am 18. Juni, 1748.
Ihre Dienerin.

Aber damals log mein Herz doch, und noch mehr, als ich gelogen hatte. Der Herr Hofrath war zu meinem Unglück vernünftig. Ich bekam mit dem nächſten Poſttage folgende Antwort:

Mademoiſelle,

»Sie verbinden mich Ihnen durch das aufrichtige »Beileid über den Tod meiner ſeligen Frau. Ich

»habe viel verloren, und ich glaube, daß ich dieſen
»Verluſt niemals wieder erſetzen kann. Es iſt ſonſt
»mein Fehler geweſen, Andern mit Erzählungen
»von den Vorzügen und Verdienſten meiner verſtorbenen
»Frau beſchwerlich zu fallen; ich habe
»mich aber ſeit zwölf Jahren von dieſer Schwachheit
»ſo ſehr erholt, daß ich Ihnen, Mademoiſelle,
»weiter nicht ein Wort davon ſagen will. Die
»Verſicherung von Ihrer Freundſchaft und Ihrem
»Wohlwollen würde mir zu einer andern Zeit noch
»unſchätzbarer geweſen ſein, als ſie mir jetzt iſt, da
»ich über den Tod meiner rechtſchaffenen Frau in
»meinem Gemüthe noch nicht ſo ruhig bin, daß ich
»im Stande wäre, ein Vergnügen ganz zu ſchmecken.
»Der Unwille Ihres ſeligen Herrn Vaters
»iſt mir in der That eine unerwartete Nachricht;
»er hat dieſen, ſo lange er gelebt, wenigſtens ſehr
»ſorgfältig zu verbergen gewußt, und ich habe Proben
»ſeiner Freundſchaft, die mir niemals Gelegenheit
»gegeben haben, daran zu zweifeln. Dem ſei,
»wie ihm wolle, ſo thun Sie doch Alles, was man
»von einer vernünftigen und wohlgezogenen Tochter
»verlangen kann. Bei ſeinem Leben ſind Sie, wider
»die Empfindungen Ihres Herzens, gehorſam
»geweſen, und auch nach ſeinem Tode reden Sie
»von der unbilligen Härte eines Vaters mit einer
»Mäßigung, die Ihnen zur Ehre gereichen muß.
»Ich habe von den Pflichten der Kinder gegen die
»Aeltern ſo ſtrenge Begriffe, daß ich glaube, Kinder
»ſind ſchuldig, auch nach deren Tode ihre Befehle,
»ſo wunderſam ſie auch ſcheinen mögen, aufs
»genaueſte zu befolgen. Hat Ihr Herr Vater geglaubt,
»es werde Ihr Glück nicht ſein, wenn Sie

»die Meinige würden, ſo muß er, als ein vernünftiger
»Mann, ſo wichtige Urſachen gehabt haben,
»daß ich mich auch jetzt nicht entſchließen kann,
»Sie zu einem Ungehorſam zu verleiten. Die Verheirathung
»meiner beiden Töchter, die vor zwölf
»Jahren noch unerzogene Kinder waren, würde mich
»in den Stand ſetzen, Ihnen, Mademoiſelle, meine
»Hand anzubieten, ohne den Vorwurf zu beſorgen,
»daß ich es in der Abſicht thäte, eine Kinderfrau
»für ſie zu ſuchen. Ich fühle aber meine Jahre,
»die mich oft ſo mürriſch machen, daß ich Niemanden
»anmuthen kann, mit mir ſo viel Geduld zu
»haben, als meine Kinder gegen mich bezeugen,
»die bei mir im Hauſe ſind, und mich aufrichtig
»lieben. Hier erwarte ich meinen Tod gelaſſen,
»und was ich noch wünſche, iſt dieſes, daß es Ihnen
»wohlgehen möge. Ich bin mit beſonderer
»Hochachtung,

Mademoiſelle,
Ihr
ergebenſter Diener.

Sehen Sie, mein Herr, das war alſo wieder nichts. Ich glaube, der Hofrath mußte meinen unbeſonnenen Brief, den ich vor zwölf Jahren an ihn geſchrieben, noch aufgehoben haben. Wenigſtens hatte er ihn Punkt für Punkt beantwortet, und ich geſtehe es, daß ich noch mehr Vorwürfe verdiente. Was half es mir alſo, daß ich meinen Vater unſchuldiger Weiſe mit ins Spiel miſchte? Wieder eine Thorheit mehr!

Nun war ich ganz von meinen Freunden verlaſſen. Sie hatten mich von ſich geſtoßen. Ich kann es wohl ſo nennen; denn ſie waren endlich, da ich gutwillig nicht weichen wollte, hart gegen mich geweſen. Ich zog in ein kleines Städtchen, wo ich von dem Ueberreſte meines geringen Vermögens ſo kümmerlich leben mußte, als man es nur denken kann. Zu meinem Unglück traf ich den Doktor in dieſem Städtchen an, welcher mich ehedem auch geliebt hatte. Er befand ſich in ſo reichlichen Umſtänden, daß ich wünſchte, es möchte ihm wieder einfallen, daß ich ehedem ſchön ausgeſehen hätte. Er floh meine Geſellſchaft auf alle Art; gleichwohl war er, wie ich erfuhr, immer noch ſo beſcheiden, daß er nichts Böſes von mir redete. Ich hielt dieſes für ein gutes Anzeigen, und bildete mir ein, er glaube vielleicht, ich ſei noch eben ſo wild, als ſonſt. Hätte er es nur verſucht! Er that es nicht. Es war mir auch nicht möglich, ihn zu ſprechen, denn er vermied alle Geſellſchaften, wo er glaubte, daß er mich finden würde. Endlich kam ich auf den Einfall, mich krank zu ſtellen. Ich ließ ihn unter dieſem Vorwande bitten, mich zu beſuchen; allein er entſchuldigte ſich, ich weiß nicht mehr, womit, und ſchickte mir ſeinen Collegen. Aus Verdruß ward ich nun im Ernſte krank; und weil ich ihn gar nicht zu mir bringen konnte, ſo ſchrieb ich an ihn:

Mein Herr,

„Es iſt etwas Hartes, daß Sie eine Kranke verlaſſen, die ihr Vertrauen auf Sie ganz allein geſetzt hat. Wäre ich Ihnen auch ganz unbekannt, ſo würde Sie doch Ihr Amt verbinden, gefälliger gegen mich zu ſein. Ich habe einmal

„die Erhaltung meines Vaters Ihrer Geſchicklich-
„keit und Sorgfalt zu danken gehabt. Bin ich
„Ihnen ſeitdem ſo gleichgültig geworden, daß Sie
„ſich die Mühe nicht geben wollen, von mir, we-
„gen meiner eigenen Perſon, eine gleiche Verbind-
„lichkeit zu verdienen? Sie waren in vorigen Zei-
„ten aufmerkſam auf mich; und wenn Sie mir
„nicht zu viel geſchmeichelt haben, ſo hatte ich das
„Glück, Ihnen zu gefallen. Ich verwahre Ihre
„ſchriftliche Verſicherung davon noch ſehr ſorgfäl-
„tig; und ſo oft ich ſie durchleſe, empfinde ich einen
„gewiſſen Stolz in mir, welcher ſich durch das bil-
„lige Urtheil der Welt rechtfertiget, die von Ih-
„rem Verſtande und Ihrer Einſicht überzeugt iſt.
„Eine Perſon, die Sie für Ihre Freundin, und
„ich für vernünftig hielt, die aber uns beide be-
„trogen hat, war Urſache, daß ich mich verleiten
„ließ, Ihr freundſchaftliches Suchen zu mißbrau-
„chen, und Ihnen eine Antwort zu ſchreiben, de-
„ren ich mich noch mehr ſchämen würde, wenn ich
„nicht wüßte, daß ſie in den Händen eines ver-
„nünftigen Mannes wäre. Ich verlange meinen
„Fehler nicht zu entſchuldigen, den ich ſonſt der
„Boßheit unſerer gefährlichen Freundin ganz zur
„Laſt legen könnte. Ich will es geſtehen, ich
„habe mich übereilt, und ich kann es Ihnen gar
„nicht verdenken, wenn Sie ſeit der Zeit geglaubt
„haben, ich ſei Ihrer Freundſchaft und Liebe un-
„würdig. Verlangen Sie noch mehr Reue über
„ein Vergehen, das ich alle Stunden bereue, wenn
„ich daran gedenke? Kommen Sie zu mir, Sie
„ſollen die Verſicherung aus meinem eigenen Munde
„hören. Ich will Ihnen ſagen, wie hoch ich Sie

„halte; ja, wenn es meine Krankheit erlaubt, ſo will ich Ihnen aufs Verbindlichſte ſagen, daß ich Sie liebe. Ich biete Ihnen meine Hand an, zum Zeichen meiner aufrichtigen Verſöhnung. Beſuchen Sie mich. Wollen Sie mich nicht als Ihre Freundin beſuchen, ſo beſuchen Sie mich als eine Kranke, der Sie Ihren Zuſpruch nicht abſchlagen können, ohne doppelt ungerecht zu ſein. Ich erwarte Sie dieſen Nachmittag. Ich bin ſehr krank. Leben Sie wohl!“

Die Hoffnung, meinen zärtlichen und geliebten Arzt zu ſprechen, machte, daß ich meine Krankheit weniger fühlte, als ſonſt, und daß ich mit einer verliebten Ungeduld auf die Stunde wartete, in der ich mich mit ihm auszuſöhnen hoffte. Wie ſehr betrog ich mich! Er kam nicht, und ſchickte mir an ſeiner Statt dieſe grobe und beleidigende Antwort:

Hochzuehrende Jungfer Lieutenantin,

„Daß Sie eine Närrin ſind, das habe ich lange gewußt; aber das hätte ich mir niemals träumen laſſen, daß Sie auch eine ſo dreiſte und unverſchämte Närrin wären, als ich es nun erfahren muß. Wie können Sie es wagen, mich an Ihre Grobheit zu erinnern, die ich zu vergeſſen, mir, aus Hochachtung gegen Ihren ſeligen Herrn Vater, bisher alle Mühe gegeben habe? Damit ja kein Laſter übrig bleibe, deſſen Sie ſich nicht ſchuldig machen, ſo erdenken Sie auch eine recht derbe und ungeſchickte Lüge. Wer war denn die gefährliche Freundin, die Sie und mich betrog? Ihr herzallerliebſter Lieutenant war es. Ih-

„des Vaters Johann müßte blind, oder mehr verſchwiegen geweſen ſein, wenn ich nicht hätte erfahren ſollen, daß Sie den unbeſcheidenen Brief in ſeinen Armen an mich geſchrieben. Nein, Mademoiſelle, was für den Lieutenant zu ſchlecht iſt, das iſt auch für mich nicht gut genug. Ihr herrliches Recept wider die Liebe hat ſeine unvergleichliche Wirkung gethan. Es iſt ſeit der Zeit, als ich es ſo friſch hinunter geſchluckt, mir nicht einen Augenblick eingefallen, Sie hochzuachten, geſchweige zu lieben. Was bin ich doch mit allen meinen Arzneien für ein Pfuſcher gegen Sie! Ich verwahre Ihren Brief noch ſehr ſorgfältig, als ein ſicheres Gegengift wider alle Liebe, dafern mir es ja wider Vermuthen einmal einfallen ſollte, mich zu erinnern, daß Sie vor eilf Jahren, eine ſchrecklich lange Zeit! ſchön und reizend geweſen ſind. Sie können leben oder ſterben, wie es Ihnen gefällt. Aber bleiben Sie immer leben. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie niemals ſprechen werde. Ich rieche immer noch nach Rhabarbar und Eſſenzen. Erinnern Sie ſich wohl, wie ſehr Ihnen ſonſt davor ekelte? Der Himmel erwecke Ihnen doch bald wieder einen Officier, der ſich überwinden kann, den traurigen Reſt Ihrer Schönheit zu bewundern. Ein guter dauerhafter Lieutenant wird das beſte Recept wider Ihre Krankheit ſein. Kommt dieſer nicht, ſo rathe ich Ihnen, nehmen Sie den erſten den beſten Muſketier. Es hilft gewiß, oder ich muß mein Handwerk gar nicht verſtehen. Nicht wahr, das iſt die beſte Kur? Leben Sie wohl, und helfen Sie ſich ſo gut, als

„Sie können. Alles, was ich thun kann, iſt dieſes,
„daß ich ſage, ich ſei,

Mademoiſelle,

vom Hauſe, am 8. Januar, 1749.

Ihr Diener.

Gewiß, mein Herr, das war zu arg! Es ſtand ihm frei, mich nicht zu lieben; aber dazu hatte er kein Recht, mich auf eine ſo plumpe Art zu beleidigen, und mir Vorwürfe zu machen, die man der geringſten Weibsperſon zu ſagen ſich ſchämen muß. Allein, was wollte ich anfangen? Es war noch eine ſehr große Barmherzigkeit von ihm, daß er meine Schande nicht in der Stadt ausbreitete, ſondern mir ſeine Grobheiten nur ins Ohr ſagte. Dieſer unerwartete Zufall war mir ſo ſchrecklich, daß meine Krankheit anfing, gefährlich zu werden, und ich war genöthigt, einige Monate das Bett zu hüten. Weil man aber wenig Exempel hat, daß Leute vor Scham und Liebe geſtorben ſind, ſo erhielt ich mich auch, und ward nach und nach wieder geſund. Ich fing an, einſam zu leben, ich vermied alle Geſellſchaft, und es ward mir leicht, dieſes zu thun, weil Niemand kam, der mir ſolches auszureden Luſt hatte.

Mitten in dieſer Kloſterzucht, da mich mein Unglück zwang, der Welt und der Liebe großmüthig zu entſagen, verſicherte man mich, daß der Profeſſor in Halle, der bei meinem Vater um mich geworben hatte, noch unverheirathet ſei. Es geht den alten Spröden, wie den Goldmachern. Je länger ſie betrogen werden, je größer wird ihre Hoffnung, daß ſie doch endlich zu ihrem Zwecke gelangen werden. Ich ſtellte mir es als etwas ſehr Mögliches vor, daß der Profeſſor aus Verzweiflung, mich nicht bekommen zu haben, gar nicht geheirathet hätte, daß er vielleicht noch jetzt über meine Härte untröſtbar ſei, und daß er gewiß vor Freuden taumeln werde, wenn er erfahren ſollte, daß ich mich mitleidig entſchloſſen hätte, ihn aus ſeinem traurigen Junggeſellenſtande zu reißen. Aber was ſollte ich meiner ehemaligen Thorheit für einen Anſtrich geben, um mir einen Theil der Scham zu erſparen, die von meinem jetzigen Unternehmen auf mich zurückfallen mußte? Die Erfindung war nicht mehr neu, die Härte meines Vaters ins Spiel zu miſchen. Ich hatte gefunden, daß es gefährlich ſei, die Schuld auf eine boshafte Freundin zu ſchieben. Ich entſchloß mich zu einem Mittel, welches gewiß noch unverſchämter, als die erſten beiden Einfälle, war. Leſen Sie nur dieſen Brief:

Mein Herr,

»Haben Sie etwa Urſachen gehabt, auf meinen Vater unwillig zu ſein, ſo laſſen Sie dieſen Unwillen wenigſtens mich nicht empfinden. Er iſt vor einiger Zeit geſtorben, und er ſtarb beinah untröſtlich, da er kein Mittel hatte, Ihnen einen Irrthum zu benehmen, der ſeiner Freundſchaft ſo empfindlich war. Ich will mir Mühe geben, dieſen rechtſchaffenen Vater wenigſtens im Grabe noch bei Ihnen zu rechtfertigen. Es wird Ihnen nahe gehen, wenn Sie erfahren, wie unrecht Sie gethan haben, einen Mann zu haſſen, der Sie als ſeinen vertrauteſten Freund liebte.

»Erinnern Sie ſich wohl, mein Herr, eines Brie-

»ſes, da Sie mir die Ehre anthaten, bei meinem »Vater um mich anzuſuchen? So ſauer meinem »Vater der Entſchluß ward, mich von ſich zu laſſen, ſo wenig war er doch Willens, mich an einem »Glücke zu hindern, das er für das größte hielt, »welches ich mir in dieſer Art wünſchen könnte. »Er ſtellte mir Ihr Anſuchen vor. Er gab mir »zu erkennen, wie vortheilhaft es für mich ſei, von »einem ſo frommen, chriſtlichen und rechtſchaffenen »Manne, von ſeinem Freunde, geliebt zu werden. »Er las mir mit Thränen die Stellen aus Ihrem »Briefe vor, wo Sie ſeiner ſeligen Frau auf eine »ſo edle Art gedenken. Er bat mich, Ihnen meine »Hand zu geben. Er befahl mir es endlich ernſthaft und mit ziemlicher Heftigkeit, da ich wegen »meiner natürlichen Blödigkeit, und wegen der Unentſchlüſſigkeit, die uns Mädchen eigen iſt, ihm »ſo geſchwind nicht antworten wollte, als er es »verlangte. Endlich ſagte ich ihm, daß ich nun »keinen Zweifel mehr finde, welcher mich hinderte, »Sie, mein Herr, meiner Hochachtung und Gegenliebe zu verſichern. Er umarmte mich mit Thränen, »der redliche Vater! Ich mußte mich ſofort zu ihm »ſetzen, und Ihnen, mein Herr, dieſe Verſicherung »ſchriftlich thun. Ich that ſie, und ich muß Sie, »mein Herr, noch jetzt um Verzeihung bitten, wenn »dieſe Erklärung nicht in der feinen und geputzten »Art abgefaßt war, die mir, als einem ſtillen und »in der Welt ganz unbekannten Mädchen, allerdings fremd ſein mußte. Ich ließ mein Herz reden. Mein Herz empfand Hochachtung und Liebe »gegen Sie. Ich ſagte dieſes in meinem Briefe. »Vielleicht ſagte ich es gar zu treuherzig und deutlich. Vielleicht habe ich mir dadurch Ihre Verachtung zugezogen. Ich bin unglücklich, wenn dieſes ſo iſt; aber nur mein redliches, mein offenes Herz machte mich unglücklich. Mein Vater ſchloß dieſen Brief in den ſeinigen ein. Ich erinnere mich deſſen noch wohl. Er war voll von Verſicherungen der Freundſchaft. Er ſchwer Ihnen eine ewige Zärtlichkeit. Wie ſorgſam und liebreich empfahl er mich Ihrem Wohlwollen! So freundſchaftliche, ſo liebreiche Briefe, mein Herr, hätten ja wohl eine Antwort verdient. Und doch erhielten wir keine, obſchon mein Vater noch einmal darum bat, der es öfter nicht thun konnte, weil er fühlte, daß er beſchämt war, und ein großer Theil des Schimpfs auf mich fallen mußte. Wie konnten Sie, mein Herr, einen ſo redlichen Freund ſterben laſſen, ohne ihm zu ſagen, womit er Sie beleidigt hatte? Er ſtarb endlich, und hatte das Glück nicht, als Ihr Freund zu ſterben. Wie unruhig hat ihn dieſes noch in ſeinen letzten Tagen gemacht!

»Ich kann mich unmöglich überwinden, länger zu ſchweigen. Gewiß, mein Herr, ich wäre eines ſo rechtſchaffenen Vaters ganz unwürdig, wenn ich mir nicht Mühe geben wollte, ihn noch im Sarge bei einem Freunde zu rechtfertigen, den er für ſeinen beſten, für ſeinen einzigen Freund hielt. Nur dieſes bitte ich von Ihnen, mein Herr, ſagen Sie mir, ſagen Sie mir es aufrichtig, womit hat Sie mein Vater beleidigt? Was waren die Urſachen einer ſo unerwarteten Kaltſinnigkeit? Womit verdiente ich eine ſolche Verachtung, die mich vor den Augen der ganzen Stadt

»lächerlich machte? Ich will meinen Vater nicht
»entſchuldigen, wenn er nicht zu entſchuldigen iſt;
»aber vielleicht war es nur ein Mißverſtändniß.
»Vielleicht war es ein Streich von mißgünſtigen
»Freunden, die Ihre Leichtgläubigkeit mißbrauchten.
»Vielleicht haben Sie Unrecht, mein Herr! Treiben
»Sie Ihre Empfindlichkeit und Rache nicht zu weit.
»Würdigen Sie mich einer Antwort. Ich habe
»noch eben die Hochachtung gegen Sie, wie vormals,
»und, darf ich es wohl ſagen, noch eben
»die Liebe, welche Sie ſo ſchlecht belohnten. Ja,
»mein Herr, Ihnen zu zeigen, wie rechtſchaffen
»Sie mein Vater geliebt, wie hoch ich Ihre Freundſchaft
»ſchätze, wie unſchuldig meine Zärtlichkeit von
»Ihnen beleidigt worden; Ihnen dieſes Alles zu
»zeigen, biete ich Ihnen jetzt von Neuem ſelbſt die
»Hand an, die Sie durch meinen Vater verlangten.
»Wollen Sie mich noch einmal beſchämen?
»Die Freundſchaft meines Vaters, meine eigene
»Liebe zu Ihnen, beide verdienen eine Antwort.
»Ich erwarte Sie mit der erſten Poſt, und bin,

Mein Herr,

. . .

am 10. des Chriſtmonats, 1749.

Ihre Dienerin.

Wie gefalle ich Ihnen, mein Herr? Steigt nicht meine Unverſchämtheit mit jedem Briefe? Nun nahm ich mir vor, den Brief gar zu läugnen, den ich ehedem, wider meines Vaters Wiſſen, an den Profeſſor geſchrieben hatte. Er war fromm, und faſt ein wenig gar zu fromm. Dieſer Schwäche wollte ich mich bedienen. Konnte es nicht möglich ſein, daß mein Brief untergeſchoben, und meine Hand von böſen Leuten nachgemalt war? Ich wollte den Profeſſor zweifelhaft machen. Hätte ich ihn einmal ſo weit gehabt, daß er angefangen zu glauben, es habe ſich die Bosheit neidiſcher Leute mit ins Spiel gemiſcht; ſo hoffte ich gewonnen zu haben, und ihn ſo weit zu bringen, daß er an mich ſchreiben, oder gar zu mir kommen ſollte. Alsdann hätte es mich ein paar kleine Thränen gekoſtet, die zu ihrer Zeit beredter ſind, als alle goldnen Sprüche der griechiſchen und römiſchen Weiſen. Das war mein Plan. Im Geiſte war ich ſchon Frau Profeſſorin. Ich ward es nicht. Mit dem nächſten Poſttage kam ein Brief; aber was für einer? Leſen Sie einmal. Wie widrig iſt mein Schickſal!

Mademoiſelle,

»Mein Mann, welcher unpaß iſt, hat mir auf-
»getragen, Ihnen den richtigen Empfang Ihres
»Briefs vom zehnten dieſes zu melden. Er läßt
»Ihnen durch mich aufs heiligſte zuſchwören, daß
»er noch jetzt niemals ohne die größte Hochach-
»tung an Ihren ſeligen Herrn Vater denken könne.
»Aber das iſt ihm Alles unbegreiflich, was Sie
»von einem Mißverſtändniſſe, von verloren gegan-
»genen Briefen, von der Unruhe des Herrn Vaters
»auf ſeinem Todbette, und ich weiß nicht, von was
»für gefährlichen Cabalen mehr, ſchreiben. Er hat
»das Vergnügen gehabt, Ihren Herrn Vater noch
»ein Jahr vor ſeinem Ende auf der Meſſe zu ſpre-
»chen, und ihn in ſeiner Freundſchaft unverändert
»zu finden. Dieſer Umſtand muß Ihnen, Made-

»moiſelle, vermuthlich bei der Anlage Ihres Briefs »unbekannt geweſen ſein. Mein Mann verlangt »nicht, dieſes weiter zu unterſuchen, und er hat »mir befohlen, davon abzubrechen, weil er glaubt, »eine nähere Entdeckung werde Ihnen eben nicht »vortheilhaft ſein. So viel läßt er Sie verſichern, »daß er noch immer bereit ſei, Ihnen nach Ihrem »Tode die Abdankung zu halten. Ich weiß nicht, »was er damit meinen muß; aber vielleicht iſt es »Ihnen verſtändlich. Er vermuthet, daß es nicht »nöthig ſei, Ihnen den Schluß Ihres Briefs zu »beantworten, da ich, als ſeine Frau, noch ſo ge»ſund und munter bin, daß ich die Ehre habe, in »ſeinem Namen an Sie zu ſchreiben. Mir, für »meine Perſon, iſt es ungemein vortheilhaft, daß »ich einen Mann habe, der von ſo einem artigen »und erfahrnen Frauenzimmer aufgeſucht wird. Ich »liebe ihn nun doppelt, ob ich gleich eiferſüchtig »genug bin, um zu wünſchen, daß dergleichen ver»liebte Anfälle nicht zu oft auf ihn gethan wer»den mögen. Ich könnte ihn verlieren, oder doch »nicht allemal die Erlaubniß von ihm bekommen, »auf die Liebesbriefe zu antworten, die ſo herz»brechend ſind, als der Ihrige. Für dieſesmal »bin ich mit aller Hochachtung,

Mademoiſelle,

Ihre Dienerin.

N. S.

»Mein Mann bittet ſich ein Paar Zeilen über den »richtigen Empfang dieſes Briefs aus, weil er »in großen Sorgen ſteht, die Poſt möchte noch »eben ſo unrichtig gehen, wie im Brachmonate »des tauſend ſiebenhundert und vierzigſten Jahres.«

Alſo war der Profeſſor verheirathet! Konnte er mich wohl tiefer demüthigen, als daß er mir durch ſeine Frau antworten ließ? Keine Vorwürfe ſind uns Frauenzimmern bittrer, als die uns von Frauenzimmern gemacht werden. Ich empfand dieſe Wahrheit jetzt doppelt; und doch mußte ich Alles verſchmerzen, ſo ſehr ich auch in der vorigen Hoffnung betrogen, und von Neuem beſchämt war.

Alle dieſe unglücklichen Verſuche ſchreckten mich doch nicht ab, mein Glück mit gewaffneter Fauſt zu verfolgen. Was ich von meinem Vater geerbt hatte, das beſtand in einigen koſtſpieligen Proceſſen, und einer ziemlichen Summe außenſtehender Sporteln, die ich mit der größten Strenge einzutreiben ſuchte, um zu zeigen, daß ich meines Vaters Tochter ſei. Es konnte dieſes ohne Widerſpruch nicht geſchehen, und faſt in allen Sachen diente der Advokat wider mich, der mich ſeiner Liebe ehedem in dem zärtlichſten Kanzleiſtyl ſo eilfertig verſichert hatte. Gemeiniglich iſt es bei andern Advokaten der Eigennutz, welcher ſie anfeuert, für die Sache zu kämpfen, zu welcher ſie gedungen ſind; bei dieſem aber kam noch ein Bewegungsgrund dazu, die Rache. Er verfuhr unbarmherzig mit mir. Ich ſann auf ein Mittel, ihn zahm zu machen, und damit er recht zahm werden ſollte, ſo nahm ich mir vor, ſeine Frau zu werden. Ich fiel ihn mit den Waffen des Eigennutzes und der Liebe an, und hielt meinen Sieg für gewiß. Ich ſchrieb ihm:

Mein Herr,

»Ich überſende Ihnen mit dieſem Boten die Unkoſten, deren Bezahlung mir in dem letzten Ur-

»theil zuerkannt worden iſt. Sie können glauben, mein Herr, daß der Verluſt einer ſo anſehnlichen Rechtsſache mir nicht ſo empfindlich iſt, als der Eifer, mit welchem Sie Klägern wider mich gedient haben. So gewiß ich auch von der Billigkeit meiner Sache überzeugt war, ſo wenig konnte ich mir doch von Anfang an ein gutes Ende verſprechen, da ich an Ihnen einen Mann wider mich hatte, deſſen Geſchicklichkeit, Erfahrenheit in Rechten und unermüdete Begierde, ſeinen Clienten redlich zu dienen, mir und aller Welt bekannt war. Ich habe Sie um deßwillen jederzeit hochgeſchätzt; und dieſe Hochachtung hat ſich auch jetzt vermehrt, ungeachtet ich zu meinem Schaden erfahren habe, wie glücklich derjenige iſt, deſſen Sache Sie vertheidigen. Wäre ich mehr eigennützig, als billig, ſo würde ich Ihnen einen Eifer nicht vergeben können, den Sie wider mich, eine bekannte und aufrichtige Freundin von Ihnen, wider mich, die Tochter eines Mannes, der auch Ihr alter und rechtſchaffener Freund war, ſo hitzig äußern. Erinnern Sie ſich derjenigen Zeit gar nicht mehr, da ich das Glück hatte, von Ihnen geliebt zu werden? Ein Glück, das mir ſchon damals unendlich theuer war, ſo wenig es auch Ihre Umſtände erlaubten, ſich mit mir auf diejenige Art zu verbinden, welche unſere Freundſchaft hätte dauerhaft machen, und Ihre Liebe belohnen können! Mir wenigſtens ſind dieſe vergnügten Zeiten noch immer unvergeſſen, und ob Sie mir ſchon die Gelegenheit benommen haben, Sie auf eine genauere und vertraute Art zu lie-

»ben, ſo iſt doch meine Hochachtung gegen Sie noch immer ſo ſtark, daß ich glaube, auch unter Ihrem Amtseifer gegen mich den Freund noch zu erkennen, deſſen Wohlwollen mir ſo ſchätzbar geweſen iſt. Ich nehme um deßwillen meine Zuflucht zu Ihnen; Sie können mir eine Hülfe nicht abſchlagen, zu der Sie Ihr Amt verbindet. Sie werden aus den Beilagen diejenigen gegründeten und anſehnlichen Anſprüche ſehen, welche ich in der Verlaſſenſchaft meines Vaters bekommen habe. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit und führen Sie meine Sache aus. Die Kaution von dreitauſend fünfhundert Thalern, die mein Vater ſtellen müſſen, iſt mir noch nicht zurückgezahlt. Es hat mir nur an einem ſo erfahrnen und geſchickten Manne gefehlt, als Sie ſind, ſo würde ich ſie ſchon längſt wieder bekommen haben. Geben Sie ſich die Mühe, mehrere Umſtände bei mir mündlich zu erfahren, ſo werden Sie ſehen, wie leicht es Ihnen ſei, mir Recht zu verſchaffen. Ich trage alle Koſten willig, und werde Ihnen fünfzig Thaler zu Beſtreitung des baaren Verlags zuſtellen, ſobald ich die Ehre habe, Sie bei mir zu ſehen. Durch Ihre Bemühung hoffe ich, ein Vermögen zu bekommen, welches gar anſehnlich iſt. Ich werde dieſes Glück Ihnen allein zu danken haben, und ich glaube verbunden zu ſein, es mit Ihnen zu theilen, wenn Sie ſich entſchließen könnten, mich zu verſichern, daß Ihre Liebe und Freundſchaft gegen mich unverändert ſei. Ein Mann, dem ich mein ganzes Glück in ſeine Hände übergebe, hat ein billiges Recht, auch auf mein Herz Anſpruch

»zu machen. Ich erwarte Ihre Antwort, und bin
»mit aller Hochachtung,

Mein Herr,
. . am 13. Mai, 1750.

Ihre Dienerin,
F**

Dieſe erwartete Antwort kam ſehr geſchwind. Sie lautete alſo:

Mademoiſelle,

»Wegen der überſendeten Unkoſten folgt inliegende
»Quittung. Ihr Communicatum ſende angeſchloſſen
»zurück. Ich bin nicht Willens, mich mit
»Ihren Sachen zu vermengen. Ich mag Ihr Geld
»nicht, und noch weniger Ihr Herz. Beſinnen Sie
»ſich noch auf den Konkurs? Leben Sie wohl! Ich
»muß ins Amt. Es iſt beinah zwölf Uhr. Ich bin

Ihr Diener,
K. L. M.

N. S.
»Verſchonen Sie mich mit Ihren Briefen, oder
»ſchreiben Sie nicht ſo weitläuftig. Die Zeit
»iſt edel; ich habe mehr zu thun. Sie werden
»dem Boten lohnen. A Dieu.

Nun war von meinen alten Liebhabern Niemand mehr übrig, als der ehrendienſtwillige Würzkrämer in N**. Sollte ich noch einen Angriff wagen, da ich ſo oft ſchimpflicher Weiſe abgewieſen war? Aber war ich nicht ſchon bei aller Schande abgehärtet? Was konnte ich weiter verlieren, wenn ich mich auch von meiner Höhe bis in den Kramladen meines ehemaligen Freiers herabließ? So weit hatte ich mich ſchon geſaßt, daß ich den Reifrock vor der Thüre ausziehen wollte, damit ich Platz darin hätte. Was für Ueberwindung koſtet es einem Frauenzimmer, ehe ſie ſich, dieſes zu thun, entſchließt! Aber, wie ſollte ich es anfangen? Sollte ich von meines Liebhabers Verſtande, von ſeinen großen Verdienſten, von meiner Liebe zu ihm, ſollte ich von Pflicht und Gewiſſen reden? Was meinen Sie, mein Herr? Das ſind wohl ordentlicher Weiſe die Sachen nicht, die einen Kaufmann weichherzig machen. Vom Gelde konnte ich nicht viel ſagen; das wäre ſonſt wohl der bündigſte Schluß geweſen. Ich wagte eine ganz neue Art, zärtlich zu ſein. Ich ſetzte ihm den Dolch auf die Bruſt, und bat ihn demüthig um ſein Herz. Hier haben Sie meinen Fehdebrief.

Mein Herr,

»Gewiß, Sie mißbrauchen meine Geduld. Da »ich mir ſeit fünf Jahren Mühe gegeben, Sie zu »Ihrer Schuldigkeit zurückzubringen, da alle dieſe »Mühe, alle meine freundſchaftlichen Briefe vergebens geweſen; ſo ſehe ich mich genöthigt, ein »Wort im Ernſt mit Ihnen zu reden. Erinnern »Sie ſich wohl Ihres Briefes vom 7. Mai 1745, »in welchem Sie mich baten, ich möchte mich entſchließen, die Ihrige zu werden? So ſchwer es »meinem Vater und meinen Freunden ankam, ihre »Einwilligung zu geben, ſo geneigt war doch ich »dazu. Ich meldete Ihnen die Zweifel meiner Verwandten, zugleich gab ich Ihnen deutlich genug »zu verſtehen, wie angenehm mir ein Antrag ſei,

»der von einem Manne herkam, an deſſen Redlichkeit und billigen Abſichten zu zweifeln, ich nicht »Urſache hatte. Ich überwand endlich die Zweifel »meines Vaters und meiner übrigen Freunde. Sie »gaben ihre Einwilligung dazu, die ich Ihnen ohne »Verzug meldete, und Ihr Anerbieten aufs feierlichſte annahm. Hätten Sie diejenigen Pflichten, »die ein ehrlicher Mann für unverbrüchlich hält, »nicht genöthigt, mir zu antworten, ſo hätten es »wenigſtens die Pflichten des Wohlſtandes thun »ſollen. Beide waren bei Ihnen nicht ſtark genug, »eine Antwort zu erpreſſen. Ich ſchrieb in einigen »Wochen darauf noch einmal an Sie. Ich wiederholte dieſes zum drittenmal, da ſich eine Gelegenheit für mich fand, die ich, ſo vortheilhaft »ſie auch war, doch ausſchlug, um Ihren Wunſch »zu erfüllen, und mich mit Ihnen zu verbinden. »Noch erhielt ich keine Zeile Antwort. Ich überwand mich noch einmal, den letzten Entſchluß von »Ihnen zu erfahren; aber auch dasmal umſonſt. »Ich kann Ihnen durch eine Beſcheinigung aus dem »Poſtamte beweiſen, daß alle dieſe Briefe richtig »abgegangen ſind. Wie bin ich im Stande, Ihnen das Mißvergnügen deutlich genug zu ſchildern, das ich empfand, da ich erfahren mußte, daß »Sie der billige und aufrichtige Mann nicht wären, für den ich Sie gehalten hatte! Ich wagte »noch den letzten Verſuch, und ſchickte am verwichnen Markte eine Freundin an Sie, welche mündlich dasjenige wiederholen ſollte, was ich Ihnen »ſo oft ſchriftlich und vergebens, verſichert hatte. »Aber auch dieſe Freundin ließen Sie nicht vor »ſich, und ſie kam unverrichteter Sache zurück. Wahr-

»haftig, mein Herr, das hieß meine Geduld aufs »Höchſte treiben. Ich verlange von Ihnen eine anſtändige Genugthuung. Melden Sie mir, weſſen »ich mich zu Ihnen zu verſehen habe. Iſt Ihr »gegebenes Wort, meine Freundſchaft, meine Liebe »zu Ihnen, ſind Ehre und Gewiſſen nicht vermögend, »Ihnen Ihre Pflicht und Schuldigkeit begreiflich »zu machen; ſo muß es der Richter thun. Es geſchieht ſehr ungern, mein Herr, daß ich dieſen »Entſchluß faſſe; aber meine Ehre verlangt ihn. »Ich habe Ihre Verbindung in meinen Händen. »Die weltliche Obrigkeit ſoll mir Recht ſchaffen, »da Ihr Herz zu meineidig iſt, es zu thun. Verlangen Sie eine Frau, die Sie redlich, die Sie »zärtlich liebt, die bloß durch Ihre aufrichtige Gegenliebe glücklich zu werden verlangt, die ihr ganzes Wohl von Ihren Händen erwartet, die Geld »und Vermögen genug hat, Ihre Aufmerkſamkeit »zu verdienen: verlangen Sie dieſelbe; ſo ſollen »Sie wiſſen, daß ich eine Freundin bin, die alle »Beleidigungen vergißt, die auf den erſten Wink »Ihnen folgen und Sie ewig lieben will. Sind »Sie noch hart und unempfindlich, ſo ſollen Sie »erfahren, daß ich mein Recht ſuchen werde. Ich »habe es ſchon einem Advokaten aufgetragen, welcher durch den weltlichen Arm Sie zwingen ſoll, »redlich zu ſein. Er ſoll nicht ruhen, bis er Sie »billig, oder ganz unglücklich gemacht hat. Wollen Sie nicht mit mir glücklich ſein, ſo ſollen »Sie es auch nicht ohne mich bleiben. Meine Rache »ſoll keine Gränzen haben. Die ganze Welt ſoll »erfahren, wie ſtrafbar es ſei, ein Mädchen zu betrügen, deſſen Stand, deſſen Erziehung, deſſen red-

»liches Herz mehr Achtung verdient, als Sie, Undankbarer, gegen mich bezeigt haben. Ich laſſe Ihnen die Wahl, mein Herr: wollen Sie mit mir glücklich leben, oder wollen Sie ohne mich an den Bettelſtab gebracht ſein? Bis an den Bettelſtab! Eher ruhe ich nicht. Wie vergnügt wäre ich, wenn es mir erlaubt wäre, einen Mann zu lieben, welcher die Kunſt verſtanden hat, mein Herz zu gewinnen, meine ganze Hochachtung zu erlangen; einen Mann, den zu lieben, ich mein Glück und meine Hoffnung aufgeopfert habe! Fürchten Sie ſich vor der Verzweiflung eines beleidigten Frauenzimmers. Noch jetzt redet meine Liebe für Sie; bald aber wird ſie müde ſein, es zu thun. Wenn ich betrogen werden ſoll, ſo ruhe ich nicht, bis Sie ganz unglücklich ſind. Hier haben Sie Liebe und Rache. Wählen Sie! Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, länger nicht. Bedenken Sie Ihr eignes Wohl! Ich bin,

Mein Herr,

.... am 27. des Chriſtmonats, 1750.

Ihre Dienerin,

F**

Hätte ich wohl vor fünf Jahren glauben können, daß ich in ſo traurige Umſtände kommen würde, einen Mann mir mit Feuer und Schwert zu ertrotzen, und die Obrigkeit um Hülfe anzuflehen, daß ſie einen Würzkrämer in R** zwingen möchte, mich zur Frau zu nehmen? Es war mein Ernſt zwar nicht, die Sache ſo weit zu treiben, und ich würde vielleicht wenig ausgerichtet haben; aber es war ſchon ſchlimm genug, daß ich mich ſo grimmig anſtellen mußte, eine Mann zu ſchrecken, den ich ſonſt ſo verächtlich von mir gewieſen hatte. Ich hoffte, er würde aus Furcht vor einem Proceſſe mit Sack und Pack angezogen kommen, mich zu erlöſen. Allein er kam nicht, und ich erhielt an ſeiner Stelle folgenden demüthigenden Brief:

»Was? ich ſollte wider meinen Willen eine Frau nehmen? Schwärmt Sie, Mamſell, oder hat Sie den Teufel im Leibe? Mannstoll muß Sie zum wenigſten ſein, ſonſt hätte Sie einen ſo raſenden Brief nicht geſchrieben. Das will ich doch ſehen, wer mich zwingen ſoll, ein Menſch zu heirathen, das mich vor fünf Jahren auf eine ſo ſpröde Art von ſich gewieſen hat? Ich weiß den Henker von Ihren Briefen und von Ihrer Freundin, die Sie an mich geſchickt hat. Das ſind alles Lügen, kurz, derbe Lügen; verſteht Sie mich? Mit Ihrem Advokaten! darüber lache ich. Wir haben in unſerm Städtchen auch Advokaten, ſo ſchlimm, als der Ihrige kaum ſein kann. Sie mag nur kommen, wenn Sie Luſt hat! Ihn will ich zur Treppe hinunterſchmeißen, und Sie durchs Fenſter, wenn Sie mitkommt; verſteht Sie mich? Die Obrigkeit muß mir Recht ſchaffen, ſo gut wie Ihr. Mit dem weltlichen Arme kommt Sie mir eben recht. Verklage Sie mich! Gut! wir wollen ſehen, wer das meiſte Geld daran zu ſetzen hat, ich oder Sie? So einen verlaufenen Nickel will ich wohl noch aushalten. Ich denke, Sie ſoll das Geld zu Brode brauchen, daß der Advokat nicht viel davon ſchmecken wird. Und wenn Sie mich bis untern Galgen brächte, ſo mag ich Sie nicht. Ich würde mich doch ſelbſt hängen müſſen, wenn

»ich Sie als Frau am Halſe hätte. Das wäre
»doch was Schreckliches, wenn ein ehrlicher Mann
»in ſeinem eignen Hauſe vor einer Frau nicht ſicher
»ſein könnte, und das erſte das beſte Menſch heirathen
»müßte, das ſich in den Kopf ſetzte, mit
»Ehren unter die Haube zu kommen! Ins Spinnhaus
»gehört ſo eine Trulle, wie Sie iſt. Geh
»Sie zum Teufel, und laſſe Sie ehrliche Leute
»ungeſchoren! Ich denke, Sie ſoll mich verſtehen.
»Lebe Sie wohl, wenn Sie kann. Ich bin Ihr
»Narr nicht.

N**

am 5. Januar, 1751.

. . . .

Haben Sie wohl in Ihrem Leben gehört, daß ein Liebesbrief mit einem ſo groben Proteſte zurückgeſchickt worden iſt? Ich ſah nun wohl, mit wem ich mir hatte zu ſchaffen gemacht, und daß dieſer der Mann nicht wäre, welcher ſich durch Advokaten und Richter ſchrecken laſſen, oder durch Drohungen betäuben ließ, zärtlich zu werden. Die Luſt verging mir, mein gutes Geld aufs Spiel zu ſetzen, und mich einem Manne aufzudringen, der Herz genug zu haben ſchien, ſeine liebſte Hälfte zum Fenſter hinunter zu werfen. Ich ließ meinen Vorſatz fahren, und nun bin ich ohne Rath und Troſt. Was ſoll ich armes Mädchen anfangen?

Wiſſen Sie was, Herr Autor, erbarmen Sie ſich meiner! Nehmen Sie mich zu Ihrer Frau! Sie ſind noch unverheirathet; Sie ſind faſt in meinen Jahren, oder doch nicht viel älter; Sie haben ein Amt, das mich und Sie ernähren kann.

Eine alte Jungfer iſt ja wohl einen alten Junggeſellen werth. Ich dächte, Sie nähmen mich immer. Was meinen Sie? Machen Sie mir den Vorwurf nicht, daß ich in meinen jungen Jahren ſpröde geweſen bin, daß ich bei zunehmenden Jahren mich allen meinen Bekannten angeboten habe, und daß mich die Verzweiflung zu Mitteln getrieben hat, die eben nicht die gewiſſenhafteſten zu ſein ſcheinen. Es wäre unbillig, wenn meine Offenherzigkeit mir bei Ihnen ſchaden ſollte. Sie kennen mich nun von außen und von innen. Wer weiß, ob Sie künftig mit Ihrer Frau nicht noch mehr betrogen werden, als mit mir? Wir wollen einander unſere Fehler nicht vorwerfen. Vielleicht haben Sie auch Fehler. Viele Mädchen werden um deßwillen zu alten Jungfern, weil ſie, wie ich, in Ihrer Jugend zu ſpröde geweſen ſind, und an allen Liebhabern etwas zu tadeln gefunden. Aber wo kommen denn die alten Junggeſellen her? In jungen Jahren lieben ſie zu flatterhaft. Sie glauben, alle Mädchen wären nur für ſie geſchaffen, und es brauche keine Mühe weiter, als daß ſie die Hand zum Fenſter heraus ſtreckten, ſo würden gleich zehn Mädchen kommen und ſich daran halten. Iſt dieſe Eitelkeit nicht eben ſo lächerlich, als die unſrige? Mit zunehmenden Jahren merken ſie, daß man ſich nicht um ſie zankt, und daß die groſe Vorſtellung von der Wichtigkeit ihrer Perſon größtentheils eine eitle Einbildung geweſen iſt. Nun fangen die Herren aus Verzweiflung an, Böſes vom Frauenzimmer, von Jungfern und von Weibern zu reden; und ſind ſie gar Schriftſteller, wie Sie, hochzuehrender Herr Autor, ſo ſchreiben ſie Böſes, und ſpotten über unſer Geſchlecht. Das nennen ſie Satiren, die nur aus Liebe zur Wahrheit, und ihren armen Nebenchriſten zu beſſern, gedruckt werden. Aber, unter uns geſprochen, geſchieht es nicht aus Begierde, ſich wegen der Verachtung zu rächen, die das Frauenzimmer gegen ihre großen Verdienſte hat blicken laſſen? »Ich denke, Sie ſollen mich verſtehen,« ſagte mein Würzkrämer. Endlich rücken bei den Mannsperſonen die traurigen Jahre der Verzweiflung und des Eigennutzes heran. Wie alt waren Sie, mein Herr? Ich glaube, ich habe es oben ausgerechnet, daß Sie faſt ſo alt ſind, als ich. Wie geſagt, die Jahre des Eigennutzes. Man ſieht ſich nach einer reichen Frau um. Sie mag ausſehen, wie ſie wolle, ſie mag alt oder jung, in gutem oder böſem Rufe ſein, wenn Sie nur Geld hat. Bisweilen ſind die Herren ſo glücklich, den Schatz mit dem Drachen zu heben, der darauf liegt; und nun kommt gewiß die Reihe an ſie, gedemüthigt zu werden. Alle Spöttereien über das weibliche Geſchlecht werden ſodann denen Herren reichlich vergolten, die in Ihrer Jugend zu muthwillig, zu unbeſtändig geliebt, und nur eigennützig gewählt haben. Eine Frau, die ſich und ihren Reichthum fühlt, die überzeugt iſt, daß ſie bei der Wahl ihrem Gelde Alles zu danken hat; eine ſolche Frau wäre thöricht, wenn ſie ihren Mann mehr lieben wollte, als ihr Geld. In der That geſchieht es auch ſehr ſelten. Es kommen zuweilen noch andere Umſtände dazu, die euch, ſtolze Herren, zahm machen. Es gibt Galanterien, die im Eheſtande nicht leicht unvergolten bleiben, wenn die Frau nur einigermaßen erträglich ausſieht, oder wenigſtens einen guten Kerl ehrlich bezahlen kann. Ich bin keine Freundin von perſönlichen Satiren, dieſe Tugend habe ich Ihrer Vorrede zu danken; und wenn Ihnen dieſe Predigt zu bitter vorkommt, ſo bin ich nur aus allgemeiner Menſchenliebe bitter, wie Sie, mein Herr. Ich ſage auch nicht, daß es ſchlechterdings ſo kommen müſſe. Am wenigſten iſt das meine Meinung, daß ich Ihnen, hochgeehrteſter Herr Autor, die Nativität ſtellen wollte. Davor bewahre mich der Himmel! Das iſt gar nicht meine Abſicht. Ich ſage nur ſo . . . verſtehen Sie mich, . . . wie ſoll ich mich recht ausdrücken? ſo ungefähr, daß es doch wohl bei Ihnen auch einmal möglich ſein könnte. Und wenn es nun ſo möglich ſein könnte, ſo ſehe ich nicht, warum Sie nicht eben ſo gern mich, als eine andere, heirathen wollten, mit der Sie eben ſo gut betrogen werden könnten. Wir ſchicken uns gar vortrefflich zuſammen. Ich möchte gar zu gern einen Mann haben; und Sie, mein Herr, verſtellen Sie ſich nur nicht, man ſieht es Ihnen an den Augen an, Sie möchten auch gern eine Frau. Vielleicht wollen Sie nur ein recht reiches Mädchen. Es kann ſein. Aber wiſſen Sie denn, ob ein recht reiches Mädchen auch Sie haben will? Geſetzt aber, Sie bekämen eine, nach Ihrem geizigen Wunſche (denn ein wenig geizig ſind Sie, das können Sie nicht läugnen), ſind Sie deßwegen glücklich? Wohl ſchwerlich, oder es müßte Alles nicht wahr ſein, was ich oben geſagt habe. Ich bin ja auch nicht ohne Mittel. Machen Sie nur meine Caution frei. Vielleicht haben Sie eher Gelegenheit, es dahin zu bringen, als ein Anderer. Und wenn ich gar nichts mitbrächte, ſo bringe ich Ihnen doch neun Expensbücher von meinem ſeligen Vater mit, worin noch ein großer Schatz von unbezahlten Sporteln ſteckt. Sporteln ſind wohl das nicht, wovor Ihr zartes Gewiſſen erſchrickt, oder ich müßte Sie und Ihre Collegen gar nicht kennen. Sie können ja meine Sporteln mit den Ihrigen eintreiben laſſen, und wenn auch alle Bauern zu Grunde gehen ſollten. Es thut ein Jeder, was ſeines Amts iſt. Der Umſtand wegen meines Vermögens wäre alſo aufs Reine gebracht. Wegen meiner Liebe laſſen Sie ſich noch weniger leid ſein. Wenn man in Ihren Jahren heirathet, ſo iſt dieſes gemeiniglich der letzte Punkt, wornach man fragt. Aber ich glaube auch, daß ich das Herz habe, Sie zu lieben. Wie weit wird man nicht durch Noth und Kummer gebracht? Ein Frauenzimmer, das ſich ſchon ſo viel in der Welt hat müſſen gefallen laſſen, als ich, wird nicht viel Ueberwindung mehr brauchen, einem Manne nachzugeben, der eigenſinnig, oder, wie man es gemeiniglich nennt, accurat und hypochondriſch iſt. Ein Fehler, den man Ihnen auch ſchuld gibt, wertheſter Herr Autor! Geſtehen Sie es nur aufrichtig, Sie ſind auch eiferſüchtig. Die Herren ſind es am meiſten, die es an andern Männern am wenigſten leiden können. O, mein allerliebſter Herr Autor! wie vergnügt wird unſere Ehe ſein! Ich bin wirklich durch die Jahre, durch Noth und Krankheit von meiner ehemaligen Schönheit ſo weit herunter gekommen, daß Sie meinetwegen nicht einen Augenblick in Sorgen ſein dürfen; und da ich, wie Sie wiſſen, eben kein Geld habe, ſo fehlen mir die Mittel, das durch Wohlthun zu erſetzen, und mir zu verſchaffen, was ich durch meinen todten Reiz nicht erlangen kann. Mit einem Worte, unſere Ehe iſt, als wenn ſie im Himmel geſchloſſen wäre. Ich erwarte Ihre Erklärung mit Schmerzen. Ich werde alle meine bisherige Noth vergeſſen; für die glücklichſte Perſon in der Welt werde ich mich halten, wenn ich die Ihrige ſein kann. In dieſer Hoffnung bin ich mit der zärtlichſten Hochachtung,

Hochzuehrender Herr Autor,
Ihre
. . . am 26. Juni 1751.
aufrichtigſte und ergebenſte Dienerin,
F**

Antwort des Autors an die Mademoiſelle F**

Mademoiſelle,

Die Ehre iſt ganz unerwartet, welche Sie mir zugedacht haben. Es kann in der That nichts ſchmeichelhafter für mich ſein, als daß ein ſo verſuchtes Frauenzimmer, welches alle Schulen durchgeliebt hat, und mit ihrem zärtlichen Herzen zwanzig Jahre hauſiren gegangen iſt, ſich endlich auf mich beſinnt, und ihren verliebten Brandbrief bei mir einwirft. Bei allen meinen Fehlern, die Sie mit ſo vieler Einſicht an mir wahrgenommen haben, bin ich doch nicht undankbar. Kann ich Ihre Liebe nicht ſofort auf die Art erwiedern, wie Sie es verlangen; ſo will ich doch auf eine andre Art gewiß erkenntlich ſein. Und vielleicht entſchließe ich mich dennoch, der Ihrige zu werden. Wenn ich ja einmal mit einer Frau betrogen werden muß, wie Sie gar gründlich angemerkt haben; ſo iſt es in der That am beſten, daß es durch Ihre gütige Beſorgung geſchieht. Ein Unglück, das man voraus weiß, iſt nur halb ſo empfindlich, als ein unerwartetes Unglück. Noch zur Zeit bin ich freilich nicht aufs Aeußerſte gebracht; aber vielleicht bin ich dem traurigen Augenblicke nahe, wo ich mich aus Verzweiflung entſchließe, Ihre Hand anzunehmen. Laſſen Sie mir Zeit, Mademoiſelle, mich recht zu beſinnen. Ich will es mit dem Publikum überlegen. Die Sache iſt für mich von Folgen, und wichtig genug.

Sollten Umſtände kommen, welche mir anriethen, Ihre Liebe zu verbitten; ſo habe ich mich noch auf ein anderes Mittel beſonnen, Sie aus Ihrer Jungfernoth zu reißen, und Ihnen ein Glück zu ſchaffen, das Ihnen fehlt. Was meinen Sie, Mademoiſelle? Ich will Sie ausſpielen! Ja, ja, im ganzen Ernſte, ausſpielen will ich Sie, und zwar auf die vortheilhafteſte Art von der Welt. Haben Sie nur Geduld, meinem Plane zuzuhören.

Ein Jeder bürgerlichen Standes, der ſeit zehn Jahren in hieſigen Landen muthwillig bankrott gemacht hat, und ein Jeder, der binnen den nächſten zehn Jahren auf dieſe legale Art Andere um ihr Vermögen bringen will, ſoll gezwungen ſein, um Sie zu würfeln. Der Einſatz iſt der zehnte Theil von demjenigen, was er von ſeinen Gläubigern gewonnen hat, oder zu gewinnen gedenkt. Die Einlage geſchieht binnen dato und dem letzten des Wintermonats künftigen Jahres. Mit dem erſten des

Chriſtmonats werden die Bücher geſchloſſen, und den letzten deſſelben, als am Tage Sylveſter, wird auf öffentlichem Markte, im Beiſein eines alten Notars und ſieben alter Zeugen, allerſeits Junggeſellen, gewürfelt. Ich habe einen freien Wurf. Mich deucht, es iſt billig. Wer die meiſten Augen wirft, hat die Ehre, Ihr Bräutigam zu ſein. Hat er ſchon eine Frau, ſo behalten Sie die erſte Hypothek auf ſein Herz; und er iſt ſchuldig, Ihnen die geſammte Einlage, als die Sie zur Mitgabe bekommen, mit ſechs Procent ſo lange zu verintereſſiren, bis entweder ſeine Frau ſtirbt, oder er Gelegenheit gefunden hat, Sie vom neuen auszuſpielen. In dieſem Falle bleibt Ihnen die erſte Einlage; die neue, die nur halb ſo ſtark ſein ſoll, als die erſte, wird zum Kapital geſchlagen, und derjenige, der Sie ausſpielt, bekommt drei Quart Proviſion, behält aber keinen freien Wurf. So geht es immer fort, bis Sie an einen Mann kommen, der keine Frau hat, und dieſer iſt ſchuldig, Sie zu heirathen.

Erlauben Sie, Mademoiſelle, daß ich Ihnen die Billigkeit meines Plans ein wenig deutlicher zeige.

Vielleicht ſind Sie unzufrieden, daß ich die Intereſſenten nur auf den bürgerlichen Stand einſchränke? Dieſes kann gar wohl möglich ſein, wenn Sie Ihre alte Neigung zum Adel noch nicht verloren haben ſollten. Aber laſſen Sie ſich es immer gefallen. Es iſt billig. Wollte ich die vom Adel mit dazu ziehen, ſo würde der Zulauf zu groß ſein. Viele von guten Häuſern würden ſich an ihrer Ehre Schaden thun; denn es iſt ein größerer Vorwurf, ein Bürgermädchen zu heirathen, als einen muthwilligen Bankrott zu machen. Ich kenne ein Fräulein, das mit Ihnen einerlei Charakter und einerlei Schickſal hat. Für dieſes hebe ich die von Adel auf: und wenn es mit Ihrem Projekte gut abläuft, wie ich hoffe, ſo will ich dieſes Fräulein künftige Oſtermeſſe über ein Jahr auf eben dieſe Art in Auerbachs Hofe, unter der Garantie des Herrn von***, ausſpielen. Das bin ich allenfalls zufrieden: Sollten Sie nämlich einem verheiratheten Manne zufallen, und es will Sie einer von Adel, gegen einen billigen Rabatt, an ſich kaufen, ſo ſoll es ihm frei ſtehen; nur ſoll er nicht gezwungen ſein. Beruhigen Sie ſich! Es wird gewiß nicht an Liebhabern fehlen, die es für verträglicher halten, durch bürgerliches Geld ſich vor der Unbeſcheidenheit ihrer Gläubiger, und vor dem Hunger zu ſchützen, als unter dem ſtolzen Glanze der ſechzehn Ahnen kümmerlich zu darben. Das wäre alſo eins!

Fürs zweite: Daß ich nur von denen rede, die muthwillig bankrott machen, das iſt billig. Es gibt Fälle, die den redlichſten Mann unglücklich machen können. Sollte dieſer noch unglücklicher werden, und gezwungen ſein, Sie, Mademoiſelle, zu heirathen? Das wäre grauſam! gewiß gar zu grauſam! Ein ehrlicher Mann, der bankrott macht, gewinnt nichts dabei. Wovon ſoll er alſo die Einlage thun? Ueberhaupt verlieren Sie wenig dadurch. Die Exempel ſind auch ſo häufig nicht.

Warum ich, drittens, zehn Jahre geſetzt habe, das hat dieſe Urſache. Wer einmal einen vernünftigen Bankrott mit Vortheil gemacht hat, dem wird dieſe Nahrung gewiß ſo gut gefallen, daß er ihn wenigſtens alle zehn Jahre wiederholt. Kann er es binnen zehn Jahren nicht ſo weit bringen; ſo iſt er entweder zu ungeſchickt, oder er hat weder Geld noch Kredit mehr, oder er iſt ſo abergläubiſch geweſen, wieder ehrlich zu werden. Bei allen dieſen Leuten iſt nichts zu verdienen. Es iſt

Viertens ein vortrefflicher Einfall von mir, daß ich diejenigen mit dazu ziehe, die ſich Mühe geben, in den nächſten zehn Jahren muthwillig bankrott zu werden. Ueberlegen Sie es einmal ſelbſt. Alle Jahre ſteigt die Anzahl dieſer Glücklichen. Wenn Sie, Mademoiſelle, die Progreſſionsrechnungen verſtünden; ſo wollte ich Ihnen darthun, daß binnen zehn Jahren faſt zwei Drittheile unſerer vernünftigen Mitbürger das Vergnügen haben werden, das übrige Dritttheil um das Seinige zu bringen. Sehen Sie einmal unſre Kaufleute, aber die Kaufleute nicht allein, ſehen Sie auch andere Stände an! Wie bearbeiten ſich die meiſten von ihnen, ihren ehrlichen Namen mit ſechzig bis ſiebenzig Procent Gewinnſt zu verlieren! Geben Sie auf unſre handelnde Jugend, auf die Söhne derjenigen alten Kaufleute Achtung, welche altväteriſch genug waren, ehrlich zu ſterben. Bei den jetzigen ſchweren nahrungsloſen Zeiten, bei den hohen Abgaben, über die man ſich beklagt, bei dem kläglichen Verfall der Handlung, wiſſen dieſe jungen Herren die vornehme Kunſt, mit der beſten Art von der Welt, in einem Jahre unnöthiger Weiſe mehr zu verſchwenden, als ihre wirthſchaftlichen Väter bei den glückſeligſten Zeiten in fünf Jahren zur bequemen Unterhaltung für ſich und die Ihrigen brauchten. Sollten dieſe Herren, dieſe Hoffnung des Vaterlandes, nicht im Stande ſein, in zehn Jahren alles dasjenige zu verthun, was ihre Väter in funfzig Jahren geſammelt haben? Rechnen Sie einmal ſelber nach, wie glücklich Sie ſein werden, wenn alle dieſe Herren, größtentheils recht artige Herren, um Sie würfeln, und Ihnen den zehnten Theil ihrer Beute geben müſſen. Aber dieſer Entwurf iſt von mir nicht Ihrentwegen allein, Mademoiſelle, nein, er iſt ſelbſt dieſer bankrotten Nachwelt zum Beſten gemacht worden. Gemeiniglich fehlt es dieſen Leuten an Unglücksfällen, welche ſie angeben ſollen. Ich glaube, derjenige, der Sie erwürfelt, braucht weiter keinen Unglücksfall, als dieſen, daß er die Ehre hat, Ihr Mann zu ſein. Er hat ein Recht, ſeinen Gläubigern mit der ehrlichſten Miene von der Welt zwanzig Procent weniger, als ſonſt, zu bieten. Ein doppelter Vortheil für ihn! Zwanzig Procent mehr zu gewinnen, und doch noch ehrlich auszuſehen! Daß ich

Fünftens, nur von denen rede, die auf eine legale Art Andere um das Ihrige bringen, das geſchieht, um die muthwilligen Bankrottirer von denjenigen zu unterſcheiden, welche die Reiſenden auf der Straße plündern, oder die Uhren aus der Taſche ziehen. Es war nöthig, dieſen Unterſchied zu beſtimmen, der außerdem ſehr ſchwer in die Augen fällt. Räuber und Diebe gehören an den Galgen; jene aber, wenn ſie es recht zu machen wiſſen, in allen Geſellſchaften oben an. Sie ſehen wohl, Mademoiſelle, wie viel Ehre Sie in Ihrem künftigen Eheſtande zu erwarten haben.

Sechstens: Vielleicht ſcheint es überflüſſig, zu ſagen, daß die vergangenen und künftigen Bankrottirer gezwungen werden ſollen, um Sie zu würfeln, da ich mir die Mühe gegeben habe, zu erweiſen, wie vortheilhaft es für dieſelben ſein könne. Sie müſſen wiſſen, Mademoiſelle, daß diejenigen das Aeußerliche der Ehrlichkeit am ſorgfältigſten zu erhalten ſuchen, welche ſich die meiſte Mühe geben, nicht mehr ehrlich zu ſein. Ich will es lieber wagen, den ehrlichſten Mann einen Schelm zu heißen, er wird es nicht ſo hoch empfinden als ein muthwilliger Bankrottirer. Um deßwillen wird es nöthig ſein, Zwang zu brauchen. Die Richterſtuben müſſen angewieſen werden, ein zuverläſſiges Verzeichniß derjenigen einzuſenden, die ſeit zehn Jahren muthwillig Bankrott gemacht haben, wobei ich vorausſetze, daß der Richter weder Vetter noch Schwager von dem Bankrottirer iſt, und während des Konkurſes kein Geſchenk von ihm bekommen hat. Die künftigen Bankrottirer aber kann man dadurch zwingen, daß, wofern ſie ſich jetzt nicht zur Einlage bequemen, ſie aller heilſamen Beneficien der Bankrottirer auf ewig verluſtig und gewärtig ſein ſollen, nach der Gerechtigkeit der Geſetze geſtraft zu werden. Sie haben gar nicht Urſache, dieſen Zwang für eine Grauſamkeit zu halten, da ſie es ſo billig befinden, durch vielerlei Mittel ihre Gläubiger zu zwingen, daß ſie ihre Einwilligung dazu geben müſſen, ſich von ihnen bevortheilen zu laſſen. Ich glaube endlich

Siebentens, nicht, daß Sie Mademoiſelle, dabei eine Schwierigkeit finden werden, wenn ich Sie auf dieſe Art der ganzen bankrotten Welt Preis gebe, und Sie dem Glücke der Würfel überlaſſen will. Wenn ich Sie anders aus Ihren Briefen recht habe kennen lernen; ſo muß es Ihnen gleichgültig ſein, was Sie für einen Mann kriegen, wenn es nur ein Mann iſt. Aber ich thue noch mehr; ich verſchaffe Ihnen zugleich ſo viel Vermögen, daß Sie ein gegründetes Recht bekommen, Ihren künftigen Mann es nachdrücklich fühlen zu laſſen, was das ſagen wolle, eine reiche Frau zu heirathen.

Machen Sie einmal einen Ueberſchlag von Ihrem künftigen Reichthum. Wir wollen ſetzen: In die erſte Klaſſe kommen die, ſo ſeit zehn Jahren muthwillig bankrott gemacht haben. Auf jedes Jahr rechne ich vier ſolche Bankrotte. Jeden Bankrott zu 25000 Reichsthalern. Sie ſehen, wie billig ich bin, da es bekannt genug iſt, daß vier Bankrotte, nicht zureichen, und daß 25000 Thaler für einen Bankrottirer gar nichts heißen. Die kleinen Schurken, welche ſich die Mühe nehmen, einen ehrlichen Namen nur für ein paar tauſend Thaler hinzugeben, verdienen nicht einmal in Anſatz gebracht zu werden. Wir wollen ſie unter die Uebrigen mit einrechnen, welche das Handwerk beſſer verſtehen, und die, wenn ſie ihren guten Namen dran wagen, es doch nicht unter 25000 Thalern thun. Solchergeſtalt betragen die vier Bankrotte auf ein Jahr 100000 Thaler — Ich will den billigſten Accord nehmen, der ſein kann, und ſehr ſelten geſchloſſen wird. Ich will ſetzen, daß der muthwillige Bankrottirer mit den Gläubigern theilt, und ſie nur um die Hälfte betrügt. Wenn er ſo großmüthig iſt, und fünfzig Procent gibt; ſo thut er mehr, als man verlangen kann. Es beträgt alſo die Beute von einem Jahre 50000 Thaler —. Hiervon den zehnten Theil zur Einlage genommen, thut auf ein

Jahr 5000 Thaler — und auf alle zehn Jahre zuſammen fünfzigtauſend Thaler. Was meinen Sie, Mademoiſelle? Müſſen Ihnen nicht die Augen vor Freuden übergehen, wenn Sie ſehen, wie ich mich bemühe, Sie reich und glücklich zu machen? Aber das heißt Alles noch nichts gegen den Vortheil, den Sie aus der zweiten Klaſſe ziehen werden. Wir wollen das zum Fuße behalten, daß jeder Bankrott 25000 Thaler ſtark iſt, und bei jedem auf fünfzig Procent accordirt wird. Wir wollen aber nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeit, die ich oben bei dem vierten Punkte angeführt habe, vorausſezen, daß ſich künftig alle Jahre die Bankrotte verdoppeln. Der muß die Welt gar nicht kennen, wem dieſes unwahrſcheinlich vorkommen ſoll. Nach den Regeln dieſer Verdoppelung kommen im Jahr 1753 acht Bankrotte, im nächſten Jahre ſechzehn, in dem darauf folgenden zwei und dreißig Bankrotte, und ſo fort. Damit Sie die Richtigkeit meines Plans deſto beſſer einſehen mögen; ſo ſende ich Ihnen zugleich die Tabelle, die ich dem Publikum zur Nachachtung bekannt machen will. Wie viel meinen Sie wohl, daß Ihr Antheil betrage? Weniger nicht, als 10230000 Rthlr. — Hierzu die 50000 Thaler aus der erſten Klaſſe, thut in

Summa 10280000 Thaler.

Ich bin vor Freuden ganz außer mir! Das hätte ich ſelber nicht gedacht! Es überfüllt mich ein zärtlicher Schauer, wenn ich bedenke, daß Sie ein ſo reiches Frauenzimmer ſind, und daß es ſo ungewiß iſt, ob ich hernach das Glück haben kann, der Ihrige zu werden. Sollte Sie das Schickſal an einen verheiratheten Bankrottirer bringen, ſo belohnen Sie meinen Eifer. Es wird alsdann bei Ihnen ſtehen, ob Sie mich zu dem beneidenswürdigſten Sterblichen unter der Sonne machen wollen. Ich vergeſſe alle Ihre Abenteuer, vom Hofrathe an bis auf den Würzkrämer; ſogar vom Lieutenant weiß ich nicht ein Wort mehr. Daran gedenke ich vollends gar nicht, daß Sie ein Frauenzimmer ſind, welches, allem Anſehen nach, dem künftigen Ehemann bei der geringſten Beleidigung beide Augen auskratzen wird. Es gehe mir, wie es der Himmel beſchloſſen hat. Wer wollte ſich dadurch abhalten laſſen, ein Mädchen mit zehn Millionen und 280000 Thalern — zu heirathen? So verliebt bin ich in meinem Leben noch nicht geweſen, als ich in dieſem Augenblicke bin. Ja, Mademoiſelle, alt, krumm, lahm, bücklicht, blind, verbuhlt, herrſchſüchtig und abergläubiſch, Alles mögen Sie ſein; ſein Sie nur die Meinige. Ich beſchwöre Sie bei Ihren 10280000 Thalern! Lieben Sie mich! Würdigen Sie mich alsdann Ihrer Hand. Glauben Sie, daß ich mit der größten Unruhe, die ſich bei einer zärtlichen und einträglichen Liebe denken läßt, den glücklichen Augenlick erwarte, da ich die Erlaubniß haben ſoll, mich den Ihrigen zu nennen. Bis dahin bin ich mit der tiefſten Ehrfurcht,

Mademoiſelle

Dero

Leipzig den 4. Auguſt, 1751.

ganz gehorſamſt ergebenſter Diener,
der Autor.

Plan

der extra-favorablen Auswürkung einer alten Spröden.

A. Erſte Klaſſe.

Jahre	vier Bankrotte, jeden à 25000 Rthlr.	Akkord à 50 Procent.	Gewinſt à 50 Procent.	Einlage zum zehnten Theile.
1743	100000 Rthl.	50000 Rthl.	50000 Rthl.	5000 Rthl.
1744	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1745	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1746	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1747	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1748	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1749	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1750	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1751	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
1752	100000 —	50000 —	50000 —	5000 —
				50000 Rthl.

B. Zweite Klaſſe.

Jahre	Anzahl der Bankr.	Betrag à 25000 Rthl. v. jed. Bankr.	Akkord à 50 Procent.	Gewinſt à 50 Procent.	Einlage zum 10. Theile.
1753	8	200000	100000	100000	10000
1754	16	400000	200000	200000	20000
1755	32	800000	400000	400000	40000
1756	64	1600000	800000	800000	80000
1757	128	3200000	1600000	1600000	160000
1758	256	6400000	3200000	3200000	320000
1759	512	12800000	6400000	6400000	640000
1760	1024	25600000	12800000	12800000	1280000
1761	2048	51200000	25600000	25600000	2560000
1762	4096	102400000	51200000	51200000	5120000

Rthl. 10230000

Hierzu von der erſten Klaſſe — 50000

Summa Summarum — 10280000

Nota! Von dieſer Einlage wird ans Waiſenhaus Eins pro mille bezahlt.

»Die große Hälfte des menſchlichen Geſchlechts liebt gemeiniglich in jungen Jahren von ganzem Herzen und närriſch, in reifen Jahren eigennützig, und im Alter lächerlich. Es gehört keine große Philoſophie dazu, dieſe Wahrheit einzuſehen. Man darf nur ein wenig auf die Handlungen der Menſchen, und, wenn man recht gründlich davon überzeugt ſein will, vornehmlich auf ſich ſelbſt Achtung geben. Eine kleine Unterſuchung ſeiner eigenen Neigung wird machen, daß man von den Fehlern Anderer gelinder urtheilt. Ich will hier meinen Leſern einige Briefe vorlegen, in denen der Charakter eines zärtlichen Greiſes der wilden und unruhigen Liebe eines jungen Menſchen entgegen geſetzt iſt. An beiden ſieht man den Grund eines ehrlichen Herzens und einer edlen Denkungsart. Bei allem dem Lächerlichen, das ſie durch ihre Leidenſchaften verrathen, verdienen ſie einige Nachſicht. Ich wünſche, daß meine alten Leſer eben ſo anſtändig fehlen mögen, wenn ſie ja die Liebe einmal überraſchen ſollte. Meine jungen Leſer können ſich die Hochachtung der Welt gewiß verſprechen, wenn ſie das Herz haben, von ihren flüchtigen Ausſchweifungen ſo geſchwind, wie mein Original, zu ihrer Schuldigkeit zurückzukehren. Lächerliche Exempel erbauen nicht allemal ſo ſehr,

»als tugendhafte. Dieſes hat mich veranlaßt, eine
»Miſchung des Lächerlichen und Tugendhaften zu
»machen. Vielleicht iſt meine gute Abſicht nicht
»ganz vergebens. Ich werde mich freuen, wenn
»ich erfahre, daß ein Alter aufgehört hat, lächerlich
»zu ſein, und daß ein Jüngling ſich gehütet hat,
»es zu werden. Die Perſon der Tochter des ver-
»liebten Greiſes war zu dieſem Auftritt nöthig.
»Ich brauchte ſie, die wilde Hitze eines jungen
»Menſchen zu dämpfen, und ihn in der Hochachtung
»zu erhalten, die er ſeinem alten Vater, ſo lächer-
»lich auch dieſer liebte, dennoch ſchuldig blieb.
»Dieſes konnte Niemand thun, als ein Frauenzimmer,
»deren Jahre und Tugend ihn zur Ehrfurcht zwan-
»gen. Ich habe mir Mühe gegeben, den Charakter
»des Fräuleins, welches vom Großvater und Enkel
»zugleich geliebt worden, ſo edel und vorzüglich
»zu bilden, als es nur hat möglich ſein wollen.
»Ihre Schönheit und Tugend entſchuldigen das
»Lächerliche eines alten Liebhabers, und das Thö-
»richte eines zärtlichen Jünglings. Was ich hier
»geſagt habe, kann als ein kurzer Vorbericht mei-
»nes kleinen Romans angeſehen werden. Ich will
»meine Leſer nicht länger aufhalten.«

Gnädiges Fräulein,

Ich habe ein Amt, welches mir einen anſehnlichen Rang in der Welt verſchafft. 2000 Thaler Renten und 1500 Thaler Beſoldung machen, daß ich bei einer vernünftigen Wirthſchaft ſehr gemächlich leben kann. Meine Kinder ſind alle verſorgt und haben ihr Brod. Ich bin noch munter genug, daß ich das Herz habe, Ihnen meine Hand anzubieten. Ihre eingezogene Lebensart und Ihr tugendhafter Charakter vermehren dieſe Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und ich vergeſſe dabei, daß Sie nur ſechszehn Jahre alt ſind. Vielleicht würde ich behutſamer ſein, Ihnen meine Neigung zu eröffnen, wenn ich Sie nicht für zu vernünftig hielte, als daß Sie durch den kleinen Unterſchied der Jahre, der zwiſchen uns beiden iſt, ſich ſollten abſchrecken laſſen, Ihr Glück zu befeſtigen, und mich zugleich zu dem glücklichſten Ehemanne zu machen. Seit vierzig Jahren habe ich die Lebhaftigkeit nicht empfunden, die ich jetzt empfinde, da ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe. Entſchließen Sie ſich bald, und wo möglich, zu meinem Vortheil. Ich werde künftige Woche ins Karlsbad reiſen, eine kleine Krankheit zu heben, die ſich ohnedem bald verlieren muß, da ſie mir ſchon zwanzig Jahre beſchwerlich geweſen iſt, und die in der That weiter nichts iſt, als eine Folge meines flüchtigen und feurigen Geblütes, ungeachtet mein ungeſchickter Medicus es für eine fliegende Gicht halten will. Laſſen Sie mich nicht ohne die Hoffnung wegreiſen, daß ich bei meiner Rückkunft die Erlaubniß haben werde, Ihnen mit der zärtlichſten Hochachtung zeitlebens zu ſagen, daß ich ſei,

Gnädiges Fräulein,

. . . . Ihr

am 1. Mai, 1740.

gehorſamſter Diener.

N. S.

Gegen meine Tochter, die Hofräthin, erwähnen Sie nichts von meinem Vorſchlage. Ich weiß, daß

Sie eine vertraute Freundin von ihr ſind; aber ſie möchte Ihre Vertraulichkeit mißbrauchen.

N. S.

Mein Enkel, den Sie kennen werden, und der ein gutes Kind iſt, wird Ihnen dieſen Brief zuſtellen. Ich habe ihn beredet, es beträfe Ihre Vormundſchafts-Rechnungen. Laſſen Sie ſich nichts gegen ihn merken. Ungeachtet er nur achtzehn Jahre alt iſt, ſo iſt er doch ſchlau genug, mehr zu errathen, als ich ihm noch zur Zeit will wiſſen laſſen.

N. S.

Die Juwelen von meiner ſeligen Frau habe ich noch alle, und ſie dürfen nur neu gefaßt werden. Die rechtſchaffene Frau! In ihrem ganzen Leben hat ſie mich nicht ein einziges Mal betrübt, und wenn ich auch der eiferſüchtigſte Mann von der Welt geweſen wäre, ſo hätte ich doch bei ihr nicht die geringſte Gelegenheit gehabt, es zu ſein.

Noch eins! Was halten Sie vom d'aylhoudiſchen Pulver? Ich finde es ganz gut.

Gnädige Tante,

Mein Großvater hat mir dieſen Morgen einen Brief gegeben, den ich dem Fräulein L** in ihre eigenen Hände zuſtellen ſoll. Er ſagte mir, daß es ſehr wichtige Vormundſchaftsrechnungen betreffe; dieſes ſagte er mir mit ſo viel Zärtlichkeit und einer ſo muntern Miene, daß ich ſtutzig ward, und mich vielleicht entfärbte. Ich vermuthe es daher, weil er mich fragte, was mir fehle. Er nennte mich ſein beſtes Kind, und redete von dem vortrefflichen Fräulein und ihrer wichtigen Vormundſchaftsſache mit ſo vielem Feuer, daß ich immer mehr argwöhniſch ward. Sagen Sie mir, gnädige Tante, machen die Vormundſchaftsſachen ſo lebhaft? Und macht dieſes die Fräulein in ſeinen Augen ſo göttlich und vortrefflich, daß ſie ihn hat laſſen ihre Rechnungen calculiren? Ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Erinnern Sie ſich der jugendlichen Sorgfältigkeit, die unſer Großvater ſeit einigen Wochen in ſeinem Anzuge gezeigt; einer gewiſſen Pracht in ſeiner Equipage, die uns gleich in die Augen fiel, weil ſie ungewöhnlich war? Er iſt geſelliger, als er jemals geweſen iſt, und jetzt fällt mir ein, daß er vorgeſtern das Fräulein aus der Oper führte, in die er ſeit der Großmutter Tode nicht gekommen iſt. Was ſoll ich von dieſem Allen denken? Sie haben, gnädige Tante, mehr als einmal über die Aufmerkſamkeit mit mir geſcherzt, die ich gegen das Fräulein bei aller Gelegenheit gezeigt. Ich habe niemals die Gewalt über mich gehabt, Ihnen zu geſtehen, daß ich das Fräulein liebe, daß ich ſie über Alles in der Welt liebe. Ich bin gezwungen, es nunmehr zu geſtehen. Ja, gnädige Tante, über Alles in der Welt liebe ich das Fräulein. Aber was rathen Sie mir? Wie ſoll ich mich verhalten, daß ich an mir ſelbſt nicht zum Verräther werde, daß ich die Hochachtung nicht beleidige, die ich meinem Großvater ſchuldig bin, und daß ich das unglückliche Vertrauen nicht mißbrauche, das er bei dieſer Gelegenheit in mich geſetzt hat? Ich werde dem Fräulein den Brief nicht eher übergeben, bis ich Antwort von Ihnen habe?

Vetter,

Ihr habt ein ſchweres Amt übernommen. Ich glaube, daß Ihr nicht ganz ohne Grund argwöhniſch ſeid. Vielleicht könnte ich Euch noch mehr ſagen; aber ich mag Euch das Herz nicht ſchwer machen. Alles, was Ihr thun könnt, iſt dieſes, daß Ihr den Befehl Eures Großvaters ausrichtet. Habt Ihr nicht Herz genug, den Brief des Fräulein ſelbſt zu übergeben, ſo ſchickt ihn dieſen Abend zu ihr. Ich werde ganz allein bei ihr ſein, und Euch morgen mehr Nachricht geben können. Alſo habt Ihr es doch endlich geſtehen müſſen, daß Ihr das Fräulein liebt! Eure Wahl muß gewiß vernünftig ſein, weil Ihr mit dem Großvater einerlei Geſchmack habt. Ich wünſche Euch Glück dazu. Wahrhaftig, eine ſo liebenswürdige Großmutter iſt werth, daß man ihr die Hände küßt. Armer Vetter! Ihr dauert mich, aber nur ein wenig. Warum ſeid Ihr ſo mißtrauiſch gegen mich geweſen, und habt mir niemals geſtehen wollen, daß Ihr das Fräulein liebt? Vielleicht hätte ich Euch dieſe Unruhe erſparen können; denn für eine Tante ſchickt es ſich wohl am beſten, wenn ſie ein wenig kuppelt. Eure Aeltern haben Euch in ſolchen Umſtänden verlaſſen, daß Ihr es wohl hättet wagen können, lauter zu ſeufzen; und Euren Jahren hält man eine zärtliche Thorheit zu gute. Wie glücklich hättet Ihr werden können! Aber nun iſt Alles aus. Ihr bekommt Eure Prinzeſſin zur Großmutter, und ich meine beſte Schweſter und Freundin zur Mama, und das Alles durch Eure Schuld. Ich dächte, Vetter, Ihr verzweifeltet ein biſchen. Ihr ſeid ja ein Poet, Ihr könnt ſingen, Ihr ſeid ein unglücklicher Liebhaber, und in Eurem Garten iſt ein Echo. Was wollt Ihr mehr? Betäubt einmal die Felſen mit einer herzbrechenden Arie, in der Melodie: Da der Großvater die Großmutter nahm! Ich möchte Euch von ferne zuſehen, wie es Euch läßt, wenn Ihr aus Liebe verzweifelt. Wie gefällt Euch mein Troſt? Aber ein Wort im Ernſt. Ueberſendet dem Fräulen den Brief; ſeid vorſichtig, verlaßt Euch auf mich; und wenn auch Alles wider Euern Wunſch laufen ſollte, ſo vergeßt doch niemals, daß Euer Großvater ein rechtſchaffener Mann iſt, der mich und Euch zärtlich liebt. Lebt wohl!

Gnädige Tante,

Es iſt ein erſchrecklicher Troſt, den Sie mir geben, und der Scherz iſt beinah zu bitter, mit dem Sie mir mein Unglück vorwerfen. Ich will dem Fräulein ſchreiben. Ich will ihr den Brief zuſchicken. Wahrhaftig, ich kann ihn nicht ſelbſt überbringen. Aber was ſoll ich ihr ſchreiben? Daß ich mit der zärtlichſten Unruhe ... daß mein Großvater ... daß ich ſchon lange Zeit her ... Gnädige Tante, ich weiß nicht, was ich ſchreiben ſoll. So unruhig bin ich noch niemals geweſen. Ich will gar nichts ſchreiben, oder doch ſehr gleichgültig. Es wäre wohl am beſten, ich übergäbe den Brief ſelbſt. Aber nein, das wage ich nicht. Mein Kompliment würde noch zerſtreuter ſein, als mein Brief. Gnädige Tante, ich verlaſſe mich auf Sie. Sie können viel thun. Sie ſind bei dem Fräulein, wenn Sie den Brief bekommt. Reden Sie für mich. Wie ſchwer iſt es, einen Großvater zu ehren, der mein Nebenbuhler iſt! Bei ſeinen Jahren, gnädige Tante, bedenken Sie einmal! und ein ſo vernünftiger Mann! Aber ich vergeſſe, daß er mein Großvater iſt, daß er mich zärtlich liebt. Ich muß abbrechen, um ſeine Liebe nicht zu beleidigen. Ich warte mit der größten Unruhe auf den morgenden Tag, und bin ꝛc.

Gnädiges Fräulein,

Die Vormundſchaftsrechnungen, die mein Großvater, der das beneidenswürdige Glück erlangt hat, mit der größten Hochachtung, die man Ihren Verdienſten ſchuldig iſt, und mit den zärtlichſten Empfindungen, die eine Wirkung Ihrer Schönheit ſind, und von denen ich ſo lange Zeit her, ob ich es gleich niemals wagen dürfen, anders, als in ſtiller Ehrfurcht zu bewundern, und ſchon dieſes für eine Verwegenheit gehalten, wenn meine Augen einen Theil derjenigen Unruhe verrathen, die ich empfinde, und welche mich, gnädiges Fräulein, hindert, Ihnen inliegende Vormundſchaftsrechnungen, nebſt dem Briefe von meinem Großvater, ſelbſt zu überbringen. Ich kann alſo weiter nichts thun, als Sie, gnädiges Fräulein, mit der größten Hochachtung verſichern, daß ich zeitlebens ſein werde ꝛc.

Vetter,

Habt Ihr denn Euern Brief an das Fräulein wieder durchgeleſen, ehe Ihr ihn zugeſiegelt? Gewiß, Vetter, ſo verwirrt ſchreibt man nur im hitzigen Fieber. Bald fange ich an, Euch im Ernſte zu bedauern. War das der gleichgültige Brief, den Ihr an das Fräulein ſchreiben wolltet? Ich glaube, eine förmliche Liebeserklärung hätte nicht wunderbarer ſein können; wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß wohl noch niemals eine Vormundſchaftsrechnung mit einer ſo zärtlichen Verwirrung übergeben worden iſt. Der Großvater hat ſich ſchlecht vorgeſehen, daß er Euch zum Poſtillion angenommen; und Ihr hättet entweder dieſes Geſchäft gar verbitten, oder gegen den Großvater billiger ſein ſollen. Zu Eurer Beſtrafung möchte ich Euch beinah nicht ſagen, was Euer Brief für eine Wirkung gethan hat. Das Fräulein erbrach ihn in meiner Gegenwart. Es war ſchon ſpät, da er ankam; denn eine Vormundſchaftsrechnung zu überſenden, und ſeine Meinung ſo deutlich vorzutragen, wie Ihr gethan habt, dazu gehört freilich Ueberlegung und Zeit, und es war immer noch viel, daß Ihr Abends um neun Uhr fertig werden können. Sobald ſie Eure Unterſchrift ſah, ſtutzte ſie. »Ein Brief von Ihrem »Vetter, Madame,« ſagte ſie, und ward roth. Merkt wohl auf dieſen Umſtand, Vetter, Ihr könnt ihn ſowohl zu Eurer Beruhigung, als zu Eurer Demüthigung auslegen, wie Ihr wollt. Sie las Euern Brief einmal, ſie las ihn zweimal durch, ſie ſchüttelte mit dem Kopfe. »Vormundſchaftsrechnungen?« ſagte ſie; »von dem Herrn Großvater? durch Ihren Vetter? Einen Brief, wie »dieſen? Davon verſtehe ich nicht ein Wort, Madame,« und gab mir den Brief in die Hände. Sie ſchien beſtürzt; aber doch ſchien ſie nicht unwillig zu ſein. Sie lächelte, als ſie mir den Brief gab. Ein Frauenzimmer, das bei einem Briefe von einem jungen Herrn lächelt, iſt ſo gar erbittert nicht! Merkt Euch dieß, Vetter. Mit Euerm Briefe war ich geſchwind fertig. Ich gab auf ihre Augen Acht, und wartete, was ſie für Mienen bei dem Briefe von unſerm Vater machen würde. Sie erblaßte. Der Brief zitterte in ihrer Hand, ſie ſtand auf, trat ans Fenſter, und ſteckte den Brief ein, ohne ein Wort zu ſagen. Ich ließ ihr ein wenig Zeit, ſich zu erholen. »Wie ſtehts, »Fräulein?« ſagte ich endlich; ſind die Nachrichten »von den Vormundſchaftsſachen ſo verdrüßlich? Wie kommen Sie mir vor?« Alles, was ſie mir antwortete, war dieſes, daß ſie zu mir kam, mir die Hand drückte, und Thränen in den Augen hatte. »Morgen ſollen Sie Alles erfahren, Madame; ich »bin ganz außer mir; ich brauche Ihre Freundſchaft jetzt mehr, als jemals. Ich ſchreibe Ihnen »morgen; heute kann ich nicht ein Wort ſagen. »Bleiben Sie meine Freundin, verlaſſen Sie mich »nicht.« Sie war ſo bewegt, daß es mir ſelbſt nahe ging. Ich eilte von ihr, um ſie in der Freiheit zu laſſen. Nun erwarte ich einen Brief von ihr. Lebt wohl, Vetter, und ſeid vorſichtiger, als geſtern.

N. S.

Dieſen Augenblick erhalte ich den Brief von dem Fräulein. Der gute Alte! Bei allen ſeinen Fehlern bleibt er doch ein rechtſchaffener Vater. Vetter, ſeid klug! die Sache wird ernſthaft.

Gnädige Frau Hofräthin,

Ich muß Ihnen ein Anliegen eröffnen, welches ich gegen Sie am ſorgfältigſten verſchweigen ſoll; wenigſtens hat man mir ausdrücklich verboten, Ihnen etwas davon zu ſagen. Es iſt mir unmöglich, dieſem Verbote nachzuleben. Die Sache iſt für mich zu wichtig, ſie allein zu überlegen; und ich befürchte, meine Freundſchaft und mein Zutrauen gegen Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen aus einer Sache ein Geheimniß machen wollte, auf die meine Ruhe und mein ganzes Glück anzukommen ſcheint. Leſen Sie den eingeſchloſſenen Brief von Ihrem Herrn Vater. Werden Sie ſich nunmehr wohl noch wundern, daß ich geſtern Abends ſo unruhig und ganz außer mir war! Was ſoll ich auf dieſen unerwarteten Antrag antworten? Meine Glücksumſtände ſind allerdings nur mittelmäßig. Man zeigt mir eine Gelegenheit, ſolche auf eine anſehnliche Art zu verbeſſern. Der Rang, zu welchem man mich erheben will, iſt vielleicht nicht eine von den geringſten Bewegungsurſachen; wenigſtens iſt er in dem Briefe die erſte, auf die man mich weiſt. Soll ich Alles dieſes abſchlagen, und mir doch nicht den Vorwurf eines unvernünftigen Eigenſinns zuziehen, vor welchem man mich ſtillſchweigend zu warnen ſcheint? Wird man in der Ehe dadurch glücklich, daß die Perſon, die man wählt, den Charakter eines rechtſchaffenen Mannes vor den Augen der ganzen Welt behauptet; ſo kann man ſich gewiß nicht glücklicher verheirathen, als mit Ihrem Herrn Vater. Was ſoll ich thun? Sollte mich nicht meine Jugend noch entſchuldigen, an ein ſo ernſthaftes Bündniß zu denken, als die Ehe iſt? Werde ich aber dieſe Entſchuldigung brauchen können, ohne in den Verdacht zu kommen, daß mir die hohen Jahre Ihres Herrn Vaters den Antrag zuwider gemacht haben? Ein Verdacht, der mir um deßwillen doppelt empfindlich ſein muß, weil er den Muthwillen junger Leute zu Spöttereien reizen, bei Ihrem Herrn Vater aber die Achtung ganz vertilgen wird, die er gegen mich, ohne daß ich es verdiene, zu haben ſcheint. Kann ich hierbei wohl gleichgültig bleiben, da mir ſo viel daran gelegen iſt, das Wohlwollen eines Mannes zu erhalten, der den Ruhm eines billigen, eines vernünftigen, eines einſehenden Mannes ſich ſeit ſo langen Jahren eigen gemacht hat? Nehme ich aber den Antrag an, wie ſehr ſtelle ich mich den bittern Beurtheilungen der Welt blos! Wird man mir wohl das Recht widerfahren laſſen, daß ich ihm meine Hand gegeben, weil er ein billiger, ein einſehender, ein vernünftiger Mann iſt, oder wird man nicht vielmehr glauben, daß der Eigennutz mich bewogen, einen Schritt zu thun, von dem mich nach dem Urtheile der richtenden Welt meine Jugend und ſein Alter hätten zurückhalten ſollen? Wie unglücklich wäre ich, gnädige Frau, wenn ich mir jetzt bei dieſer Unentſchlüſſigkeit nicht Ihren freundſchaftlichen Rath verſprechen könnte! Als Schweſter liebe ich Sie jetzt, gnädige Frau! Nehme ich das Anerbieten Ihres Herrn Vaters an, was ſoll ich unſerer Liebe alsdann für einen Namen geben, ohne daß er bei meinen jungen Jahren lächerlich wird? Gewiß, daran darf ich nicht denken; ich ſchäme mich vor mir ſelber. Ich glaube jetzt den Brief von Ihrem Vetter beſſer zu verſtehen, als ich ihn geſtern Abends verſtand, da ich Ihnen ſolchen zu leſen gab. Vielleicht iſt ihm ſchon etwas von der Sache bekannt, und eine dergleichen Handlung von einem Großvater kann einem Enkel allerdings nicht gleichgültig ſein, wenn er auch auf weiter nichts ſieht, als auf den Verluſt eines Theils der gehofften Erbſchaft. Ich habe verſchiedene Urſachen, Sie zu bitten, daß Sie gegen ihn weder von dem Antrag des Herrn Vaters, noch von meinem Briefe etwas gedenken. Wir wollen ihm eine Unruhe erſparen, welche vielleicht vergebens ſein würde. Beſchleunigen Sie Ihre Antwort, gnädige Frau. Ich werde nicht eine Minute ruhig ſein, bis ich ſolche habe. Rathen Sie mir, aufrichtig, rathen Sie mir, und, wo möglich, ſo, wie ich wünſche. Ihr Rath ſoll den Ausſpruch thun. Setzen Sie ſich an meine Stelle. Was würden wohl Sie thun? Ich bin ꝛc. ꝛc.

Was ich thun würde, mein gutes Fräulein? Das weiß ich in der That ſelbſt nicht. Sie ſind ein allerliebſtes Mädchen. Ich glaube nicht, daß außer Ihnen noch ein Frauenzimmer in der Welt ſein kann, welches dem wunderbaren Einfalle meines redlichen Vaters einen ſo freundſchaftlichen Anſtrich geben würde. Aber geſtehen Sie es nur, geſtehen Sie es wenigſtens aus Freundſchaft zu mir, daß man auch mitten unter den Schwachheiten meines alten Vaters den vernünftigen, den rechtſchaffenen Mann erblickt. Es würde ſeiner Einnicht wenig zur Ehre gereichen, wenn er gegen Ihre Perſon und gegen Ihren tugendhaften Charakter weniger Hochachtung bezeigt hätte. Er iſt von Ihren Verdienſten ſo überzeugt, daß er ſich und ſeine Jahre vergißt, um Ihnen ſeine Hand anzubieten. Der rechtſchaffene Alte! Was ihn vor den Augen der Welt lächerlich machen könnte, das macht ihn vor meinen Augen immer ehrwürdiger. Wäre mein Vater dreißig Jahre jünger, ſo würde ich aus Liebe zu ihm, und aus Freundſchaft gegen Sie, mir alle Mühe geben, Sie zu bereden, daß Sie ihn in ſeinen Wünſchen glücklich machten. Da dieſes nicht iſt, ſo kann ich in der That nichts dazu ſagen, ohne Ihren zärtlichen Geſchmack zu beleidigen, und auf der andern Seite meinen Vater an einer Hoffnung zu hindern, auf der ſein ganzes Glück zu beruhen ſcheint. Sie haben Recht, Fräulein, völlig Recht, daß zu einer vergnügten Ehe noch etwas mehr gehört, als die Wahl einer vernünftigen Perſon. Allerdings muß eine nähere Gleichheit in Jahren dabei ſein. Die Urtheile der Welt laſſen Sie ſich an nichts hindern. Die Welt urtheilt allemal anders, als wir handeln; und Sie mögen ſich entſchließen, wozu Sie wollen, ſo werden Sie allemal getadelt werden. Folgen Sie Ihrer Neigung, ſo werden Sie die glücklichſte Wahl treffen. Fragen Sie Ihren Onkel, den Oberſten. Er iſt mit meinem Vater ſo vertraut, und im Uebrigen ſo vernünftig, daß er in dieſer Sache am beſten rathen kann. Meinem Vetter will ich nichts ſagen; aber das bitten Sie ihm ja ab, daß Sie glauben, der Eigennutz werde ihn bei dieſer Sache unruhig machen. Er hat ſeine Fehler, Fräulein, ſehr große Fehler; aber eigennützig iſt er nicht. Wenn ich ihn recht kenne, ſo glaube ich, er würde Ihnen von unſerm und ſeinem Vermögen noch weit mehr wünſchen, als Sie durch einen Ehecontrakt von ſeinem Großvater erlangen können. Verlaſſen Sie ſich darauf, ich will ihm nichts von Allem ſagen. Wie gefällig ſind Sie, liebes Fräulein, daß Sie dem guten Menſchen ſo viel Unruhe erſparen wollen! Das verdient eine beſondere Erkenntlichkeit. Aber ich will ihm nichts ſagen, auf mein Wort. Der arme Vetter, wie unruhig würde er ſonſt ſein! Darf ich es wiſſen, was Ihnen Ihr Onkel antwortet, ſo melden Sie mir es, ſobald es ſein kann. Ich liebe Sie mit der vollkommenſten Zärtlichkeit einer aufrichtigen Schweſter; und ich glaube, daß ich Sie nicht zärtlicher lieben könnte, wenn Sie auch meine Mama wären. Denn vermuthlich war dieſes das fürchterliche Wort, welches Sie in Ihrem Briefe meinten, und doch das Herz nicht hatten, es auszuſprechen. Leben Sie wohl! Mein Vater hat ſich entſchloſſen, ſeine Reiſe zu beſchleunigen. Er will ſchon morgen ins Karlsbad gehen, um deſto eher geſund und jung wieder zurück zu kommen. Können Sie es denn gar nicht übers Herz bringen, den guten Alten ein wenig zu lieben? Ueberlegen Sie es.

Gnädiger Onkel,

Es hat mir der Herr Kammerrath von ** einen Heirathsantrag gethan, durch den ich meine zeitlichen Glücksumſtände anſehnlich verbeſſern, und zu einem Range in der Welt gelangen könnte, um den mich vielleicht Viele beneiden würden. Die Verdienſte des Herrn von ** und ſein redliches Herz machen ſich mir durch dieſen Vorſchlag noch weit kenntlicher, als ſie mir bisher geweſen ſind. Wollte ich bei meiner Verheirathung auf weiter nichts ſehen, als auf dieſe Umſtände; ſo würde ich nicht einen Augenblick nöthig haben, mich zu beſinnen. Allein meine Jugend iſt eine der wichtigſten Urſachen, welche mich unſchlüſſig macht, die Hand eines Mannes anzunehmen, die ich vielleicht mit beſſerm Anſtande in kindlichem Gehorſam, als bei einer genauern Verbindung aus Zärtlichkeit küſſen würde. Ich werde die Urtheile der Welt wider mich erregen, und niemals im Stande ſein, die Vorwürfe zu beantworten, die man mir mit guter Wahrſcheinlichkeit, und doch allemal unſchuldig machen wird. Verſagen Sie mir, gnädiger Herr, bei dieſen zweifelhaften Umſtänden Ihren väterlichen Rath nicht. Sie ſind bei Ihrem Alter und Ihrer Erfahrung beſſer, als ich, im Stande, die Wichtigkeit einer Entſchließung einzuſehen, von der mein ganzes Glück abhängt. Ich bin ruhig, da ich mich Ihrer Liebe und Vorſorge verſichert halten kann. Ihre Einſicht wird mir das erſetzen, was mir bei meiner Jugend fehlt. Vergeſſen Sie nicht, daß ein Mädchen von ſechzehn Jahren dem ehrwürdigen Alter des Herrn Kammerraths viel leichter Ehrfurcht, als Liebe, verſprechen kann, ſo weiß ich gewiß, daß Ihr Ausſpruch nach meinem Wunſche ausfallen wird. Ich überſende Ihnen ſeinen Brief, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung, u. ſ. w.

Meine Theure,

Ich werde wohl nicht nöthig haben, dich um eine deutlichere Erklärung deiner Meinung zu bitten. Ich glaube, dich zu verſtehen. Wenn ich auf weiter nichts ſehen wollte, als dich angeſehen und reich in der Welt zu wünſchen; ſo würde ich dir ernſtlich anrathen, die Hand des Herrn Kammerraths anzunehmen. Aber ich will dich auch glücklich in der Welt wiſſen, und das möchteſt du ſchwerlich bei ihm werden, da du bei deinen Jahren eher ſeine Enkelin, als ſeine Frau, ſein könnteſt. Was muß der ehrliche Greis gedacht haben, da er dir einen ſolchen Brief geſchrieben hat? Ich ſehe ſein ganzes Herz darin. Er iſt ein rechtſchaffener Mann; er iſt in einen Fehler gefallen, der auch bei rechtſchaffenen Leuten eine Uebereilung bleibt. Aber ſo ſeid ihr Mädchen. Ihr verführet Jünglinge und Greiſe; und der Teufel iſt euch nicht klug genug, ſo alt er iſt. Im Uebrigen verlaſſe dich auf mich. Du ſollſt ihn wider deinen Willen nicht zum Manne kriegen. Ich habe dieſen Nachmittag eine nothwendige Reiſe auf meine Güter zu machen. In acht Tagen komme ich zurück, und dann will ich ſelbſt an den alten Kammerrath ſchreiben, und ihm meine Meinung ganz treuherzig ſagen. Er iſt billig, ich vermag etwas über ihn, und ich hoffe die Sache ſo einzurichten, daß er ſich ſelbſt begreifen wird, ohne auf dich einen Widerwillen zu werfen. Lebe wohl.

Gnädige Tante,

Sie halten es alſo wirklich für möglich, daß ich wegen meines Schickſals vier Tage in Ungewißheit und doch ruhig bleiben könne? Zweimal habe ich vergebens um die Erlaubniß angeſucht, Ihnen aufzuwarten, und da ich mir endlich dieſe Erlaubniß ſelbſt gegeben, ſo ſcheinen Sie, gnädige Tante, über meine Dreiſtigkeit auf eine ganz ungewöhnliche Art ſo mißvergnügt, daß mich Ihre ernſthaften Vorwürfe noch unruhiger machen, als ich vorher war. Ich verlange ja nichts mehr zu wiſſen, als dieſes, ob ich glücklich oder unglücklich ſein ſoll. Ich glaube, dieſe Frage iſt natürlicher Weiſe für mich ſo wichtig, daß ich ſie thun kann, ohne der Hochachtung zu nahe zu treten, die ich Ihnen ſchuldig bin, und ohne die Pflichten zu beleidigen, die mein Großvater von mir fordern kann. Wie ſehr verbittern Sie mir eine Pflicht, die ich von meiner erſten Kindheit an mit Vergnügen beobachtet habe, und die mir jetzt zum erſtenmale unerträglich wird, da man ſie zu hoch treibt. Ich glaube, gnädige Tante, mein Großvater und ich ſind in dieſem Falle als zwei fremde Perſonen anzuſehen, wovon eine jede das Recht haben muß, ihre Abſichten zu verfolgen, ſo gut es möglich iſt. Und ich glaube, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, daß ich noch mehr Recht dazu habe, als er. Meine Abſichten auf das Fräulein ſind gewiß älter, als die ſeinigen; und hat er derſelben ſeine Liebe eher und deutlicher entdeckt, als ich: ſo hat er etwas gethan, wovon ihn ſeine Jahre hätten abhalten ſollen, und woran mich meine Blödigkeit und eine unzeitige Beſcheidenheit gehindert hat. Es mag dies auf den Ausſpruch des Fräuleins ankommen, ich bin es ja zufrieden; nur das iſt zu hart, daß man mich hindern will, dem Fräulein meine Liebe eben ſo deutlich zu entdecken, als es mein alter Großvater gethan hat. Was will ſie für einen Ausſpruch thun können, wenn ſie davon nichts weiß? Mein Großvater hält ſeine Abſichten vor mir am geheimſten; vielleicht mögen ſie Alle wiſſen, nur ich noch nicht. Dieſes Mißtrauen will ich mir zu Nutz machen. Ich kann alſo dem Großvater ſagen, daß ich das Fräulein liebe, weil es mir ganz unbekannt iſt, daß er ſie liebt; und dem Fräulein kann ich meine Hand anbieten, da ich nicht weiß, daß es mein Vater gethan hat. Halten Sie etwa, gnädige Tante, dieſen Einfall für zu verwegen? Vielleicht. Aber es iſt nun zu ſpät, mir ſolchen auszureden. Ich habe ſchon an den Großvater, an das Fräulein, und an den Oberſt von *** deßwegen geſchrieben. Hier haben Sie eine Abſchrift von den Briefen. Entſchuldigen Sie, gnädige Tante, eine Uebereilung, wenn es eine iſt, die nunmehr nicht geändert werden kann. Vielleicht wäre ich vorſichtiger und gelaſſener geweſen, wenn man ſich gegen mich etwas weniger geheimnißvoll bezeigt hätte. Die Umſtände, in die man mich geſtürzt hat, verdienen Mitleid. Entziehen Sie mir ſolches nicht, gnädige Tante. Ich würde ganz ohne Troſt ſein, wenn Sie mich nur einen Augenblick an Ihrem unveränderten Wohlwollen zweifeln ließen. Das können Sie nicht thun; Sie ſind zu gütig dazu, ich weiß es, und werde daher niemals aufhören zu ſein, u. ſ. w.

Gnädiges Fräulein,

Ich wage es, Ihnen eine Sache zu entdecken, die Ihnen nicht mehr ſo unbekannt ſein könnte, wenn Sie die Gütigkeit gehabt hätten, ſeit einigen Monaten auf meine zärtliche Achtung gegen Sie etwas aufmerkſamer zu ſein. Ich liebe Sie, unendlich liebe ich Sie. Laſſen Sie Ihren Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren, und glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich die Heftigkeit meiner Neigung gegen Sie noch mehr Ihrem tugendhaften Charakter, als Ihrer Schönheit, zu danken habe, ſo groß auch die Vorzüge ſind, die Sie durch die letztere vor vielen Ihres Standes und Ihres Geſchlechts erlangt haben. Dieſes aufrichtige Bekenntniß würde manchem Fräulein übertrieben klingen; bei Ihnen aber darf ich dieſen Vorwurf nicht befürchten. Sie ſind von dem Werthe der Tugend, die Ihnen ſelbſt ſo eigen iſt, überzeugt; wie viel habe ich bei Ihnen gewonnen, wenn ich Sie überzeugen kann, daß auch ich dieſen Werth kenne! Ich kann es alsdann ſicher wagen, Ihnen mein Herz und meine Hand anzubieten. Durch den Tod meiner Aeltern bin ich in den Stand geſetzt, frei zu wählen; und ich habe Niemand, als meinen Großvater, welcher ein Recht hat, mir Regeln vorzuſchreiben. Dieſer ehrwürdige Greis liebt mich aufrichtig; und da ihm ſein hohes Alter nicht zuläßt, an etwas Anderes, als an ſeinen Tod und an das Glück ſeiner Kinder zu denken: ſo wird er ſich unendlich erfreuen, wenn er erfährt, daß ich auf dem Wege bin, ewig glücklich zu werden. Ich weiß, wie hoch er Sie ſchätzt. Und wie ruhig wird dieſer gute Alte ſeinem nahen Tode entgegenſehen, wenn er hoffen kann, daß ihm eine ſo liebenswürdige Tochter die Augen zudrücken ſoll! Gönnen Sie mir, gnädiges Fräulein, ein Glück, welches ich durch Hochachtung und beſtändige Zärtlichkeit künftig zu verdienen ſuchen will, wenn ich auch jetzt deſſen noch nicht würdig ſein ſollte. Laſſen Sie mich hoffen! Mehr verlange ich jetzt nicht. Wie ſchwer wird es mir ſein, dieſes Verſprechen zu halten! Erinnern Sie mich dar[illegible] oft ich es vergeſſe. Sie werden mich ſeh[illegible]ft daran erinnern müſſen. Aber laſſen Sie mich nicht zu lange hoffen, ohne mich ganz glücklich zu machen. Ich erwarte dieſes Glück von Ihren Händen, die ich tauſendmal küſſe, und bin, u. ſ. w.

Gnädiger Herr Oberſter,

Die Freundſchaft, die Ew. Gnaden gegen meinen Großvater hegen, macht mir Hoffnung, daß ich nicht vergebens bitten werde, wenn ich mich Ihrem gnädigen Wohlwollen empfehle. Ich weiß, wie ſehr Sie ſich allemal freuen, wenn Sie ſehen, daß es unſrer Familie wohlgeht. Schmeichle ich Ihnen wohl zu viel, wenn ich Ihnen entdecke, daß jetzt mein ganzes Glück in Ihren Händen ſteht? Ich liebe das Fräulein von Y°°. Ich wünſche mir das Glück, mich auf ewig mit ihr zu verbinden. Ein Wunſch, der für mich faſt zu verwegen ſein würde, wenn ihn nicht ihre Tugend und Schönheit rechtfertigten. Meine Glücksumſtände ſind Ew. Gnaden bekannt. Meine Jugend hindert mich nicht, an eine Heirath zu denken, da ich bei meinem Vermögen weiter nicht Urſache habe, ein Glück in der Welt zu ſuchen. Ich würde es nicht beſſer finden, und dennoch durch dieſen Verzug in Gefahr kommen, das größte Glück zu verlieren, das ich mir jemals wünſchen kann. Alle, die das Fräulein kennen, ſind von ihren Verdienſten überzeugt. Das macht mich unruhig. Mein Großvater, deſſen hohes Alter und ſchwächliche Geſundheit mich alle Tage in die traurige Furcht ſetzt, ihn zu verlieren, wird weit ruhiger ſterben, wenn er mit ſeinen abgelebten Händen vor ſeinem Ende diejenige noch als Tochter ſegnen kann, deren rühmliche Eigenſchaften ihm, wie ich glaube, bekannt genug ſind. Wie zufrieden muß der letzte ſeiner Tage ſein, wenn er ſieht, daß mich der Himmel durch dieſe Verbindung weit glücklicher gemacht hat, als er mir jemals bei aller ſeiner Zärtlichkeit wünſchen können! Ich habe dem Fräulein meine Neigung entdeckt; ſie wird ſich ohne Ihren Ausſpruch zu nichts entſchließen. Unterſtützen Sie mein Bitten, gnädiger Herr. Ich werde mit unermüdeter Sorgfalt alle Gelegenheit ſuchen, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthäniger Hochachtung ſei ꝛc.

Gnädiger Großpapa,

Sie hatten allerdings Urſache, mir bei Ihrer Abreiſe meine Zerſtreuung und Unruhe vorzuhalten. Außer der Beſorgniß für Ihre Geſundheit, welche mir bei einer ſo beſchwerlichen Reiſe und bei Ihren hohen Jahren in Gefahr zu kommen ſchien, hattich allerdings noch ein Anliegen, welches meinen innerlichen Kummer verrieth. Es geſchah damals nicht aus Mangel eines kindlichen Vertrauens, daß ich dieſen Kummer vor Ihnen verbarg. Ich bin von Ihrer väterlichen Liebe überzeugt genug, und die Art, mit welcher Sie Ihre Kinder lieben, iſt mehr die Zärtlichkeit eines vertrauten Freundes, als die Ernſthaftigkeit eines bejahrten Vaters. Mein Anliegen war zu wichtig, als daß ich hätte gelaſſen ſein können; und bei Ihrer Abreiſe war ich noch ungewiſſer, als jetzt, ob ich in meinen Abſichten glücklich ſein würde. Erinnern Sie ſich, gnädiger Großpapa, wie oft Sie gewünſcht, mich noch vor Ihrem Ende verheirathet zu ſehen. Sie haben mir mehr als einmal vorgeſtellt, wie nöthig es ſei, meine Güter ſelbſt zu verwalten, und meine Jahre auf dem Lande in Ruhe zuzubringen, ohne mich um das zweideutige Glück des Hofs zu bemühen, oder im Kriege mein Heil zu verſuchen. Sie haben den Einwurf niemals gelten laſſen, daß ich noch zu jung ſei, ruhig zu leben. Sie waren ſo gütig, mich zu verſichern, daß Sie bei Ihrem Alter ſich kein größeres Vergnügen vorſtellen könnten, als die Familie desjenigen noch zu ſehen, der der einzige Erbe Ihres Namens ſei. Ich halte es für einen Theil meiner Pflicht, Alles zu thun, was Ihnen ein Vergnügen machen kann. Dieſe Vorſtellung hat bei mir alle die Zweifel überwunden, welche mir ſonſt ſo wichtig ſchienen. Ihr Alter, gnädiger Großpapa, die tägliche Abnahme Ihrer Kräfte, die ſchreckliche Beſorgniß, Sie unvermuthet zu verlieren, da Sie der Himmel uns nunmehr zwei und ſiebenzig Jahre erhalten hat; alles dieſes iſt Urſache, daß ich mir vorgenommen habe, Ihren Wunſch und mein Glück zu beſchleunigen. Ich würde troſtlos ſein, wenn ich mir vorwerfen könnte, eins von Beidem gehindert zu haben. Nein, gnädiger Großpapa, da ich das Zeugniß eines gehorſamen Sohnes von Ihnen ſo oft erhalten habe, ſo mag ich auch jetzt nicht Gelegenheit geben, dieſen Titel zu verlieren, auf den ich ſtolzer bin, als auf mein ganzes Vermögen und auf meinen Adel. Ich will mich verheirathen. Ich habe mir eine Perſon auserſehen, die Ihrer väterlichen Liebe würdig iſt. Ihr Stand und ihre Schönheit ſind nicht die Hauptgründe, die mich zu dieſem Entſchluſſe bewogen haben. Ihre Tugend iſt es, ihr unvergleichlicher Charakter. O wäre ich jetzt bei Ihnen, gnädiger Großpapa, um Ihnen die Hände zu küſſen; um Ihnen Alles zu ſagen, was ich fühle, da ich dieſes ſchreibe; um ein Zeuge von den väterlichen Thränen zu ſein, die Sie, ich weiß es gewiß, die Sie über das Glück Ihres Enkels vor Freuden vergießen; Ihres Enkels, der Ihre ganze Liebe hat, und an dem Sie den Segen Ihres Gebets noch bei Ihrem Leben erfüllt ſehen! Ich ſchreibe in einer wahren Entzückung, aus Liebe zu Ihnen, meinem beſten Vater, dem liebreichſten Greiſe in der Welt, und aus Liebe zu meinem Fräulein, meinem engliſchen Fräulein! Kann man ſich wohl anders ausdrücken, wenn man von dem Fräulein von L** redet? Ihre Perſon iſt Ihnen nicht unbekannt; aber ſollten Sie ihre Gemüthsart, ihre vortreffliche Gemüthsart ſo kennen, wie ich ſie ſeit etlichen Monaten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, Sie würden mit gefalteten Händen mir vom Himmel ein Glück erbeten helfen, deſſen ich in der That kaum würdig bin, und daß, wenn mir es der Himmel gibt, mir nur Ihrentwegen, nur als eine Belohnung Ihres redlichen Herzens und zur Erhörung Ihres Segens, gnädiger Großpapa, gegeben wird. Sie ſehen mein ganzes Herz; aber wem wollte ich es auch lieber entdecken, als Ihnen? Ich habe an das Fräulein geſchrieben, auch an ihren Onkel. Noch zur Zeit habe ich von beiden keine Antwort. Ich finde Urſache, zu hoffen, daß das Fräulein nicht abgeneigt iſt. Ein Umgang von etlichen Monaten hat mich ſie kennen gelehrt, und ich weiß, daß mein Brief nicht gleichgültig aufgenommen iſt. Sie wird es aber doch auf den Ausſpruch ihres Onkels ankommen laſſen. Nur Eins befürchte ich noch. Ihr Onkel glaubt, ſie ſei zum Heirathen noch viel zu jung. Ich glaube es nicht, gnädiger Großpapa, und ich hoffe, Sie werden meiner Meinung ſein. Da ich nur zwanzig Jahre alt bin, ſo iſt ein Fräulein von ſechzehn Jahren für mich wohl nicht zu jung. Wäre ich älter, ſo würde ich mich allerdings ſchämen, ihrem Onkel zu widerſprechen. Ich bitte Sie, gnädiger Großpapa, an den Herrn Obriſten zu ſchreiben; Ihre Fürſprache gibt der Sache auf einmal den Ausſchlag. Eilen Sie, das Glück Ihres Sohnes zu beſchleunigen, ein Glück, von dem mein Leben und meine ganze Wohlfahrt abhängt. Der Himmel laſſe dafür Ihre Jahre geſegnet, und Ihr Alter ſein, wie Ihre Jugend. Dieß iſt der Wunſch Ihres Enkels, welcher Ihnen mit kindlicher Hochachtung die Hände küßt.

Vetter,

Nun kommt Ihr mir abſcheulich vor. Es iſt mein Ernſt, glaubt es mir, mein ganzer Ernſt. Wenn die Liebe einen jungen Menſchen zum Narren macht; ſo lache ich über ihn, oder bedaure ihn auch, je nachdem er es verdient. Aber wer aus Liebe boshaft und zum Heuchler wird, der verdient meinen Abſcheu. Sonder Zweifel ſeid Ihr mit Eurer Weisheit ſehr zufrieden, daß Ihr auf die glückliche Erfindung gefallen ſeid, das Fräulein, das ohnedem unruhig genug iſt, noch mehr zu beunruhigen, und Euren alten redlichen Vater zu einer Zeit zum Zorne wider Euch zu reizen, wo ſeine Kur eine vollkommene Gemüthsruhe verlangt, wenn ſie nicht zu ſeinem Tode ausſchlagen ſoll, und wo der arme Vater doppelt unglücklich ſein muß, da er keinen vertrauten Freund um ſich hat, der ihn tröſten kann, und da auch ſein ungerathener Sohn von ihm entfernt iſt, deſſen Reue (denn ganz verſtockt ſeid Ihr wohl noch nicht) deſſen Reue über ein ſo thörichtes Beginnen ihn wieder beruhigen könnte. Wie wenig verſteht Ihr Euer eigenes [illegible]ck! Ich vermied die Gelegenheit, Euch zu ſprechen, zu der Zeit, da ich wirklich für Euch arbeitete, da es aber noch zu früh war, Euch etwas davon zu entdecken. So klug Ihr Euch zu ſein einbildet, ſo wenig ſeid Ihr es, Vetter, ſobald Eure Leidenſchaften in Bewegung kommen. Das Fräulein und ich hatten den Onkel unvermerkt auf unſere Seite gebracht. Gleich nach ſeiner Rückkunft wollte er an unſern Vater ſchreiben, und ihm von ſeiner Liebe abrathen. Sein Rath iſt vernünftig und freundſchaftlich; unſer alter Vater, Ihr wißt es wohl, iſt ein rechtſchaffener Mann, und von Einſicht. Er würde ſeine Uebereilung erkannt haben; er würde den Oberſten und das Fräulein gebeten haben, ſie zu vergeſſen, und Niemand etwas davon zu entdecken; ich und Ihr hätten davon nichts gewußt; nach einiger Zeit hätte es Euch frei geſtanden, um das Fräulein anzuſuchen; Euer Vater würde ſelbſt dazu geholfen haben, und das Fräulein hätte, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, Euch eine Hand anbieten können, die frei war. Kurz, Alles wäre nach Wunſche gegangen. Ich ſage Euch dieſes, Euren Stolz zu demüthigen. Alle meine freundſchaftlichen Abſichten habt Ihr durch Eure unbedachte Hitze verderbt. Das Fräulein muß Euch meiden, da Ihr Euch ſo öffentlich zum Nebenbuhler Eures Großvaters aufwerft. Vom Onkel könnt Ihr wohl nicht verlangen, daß er Euch mehr lieben ſoll; als ſeinen alten Freund, unſern Vater; und dieſer zärtlich liebende Vater muß Euch haſſen, da er noch nicht Zeit gehabt hat, ſich von ſeiner Schwachheit zu erholen, und da er Euch als die einzige Hinderung ſeiner Abſichten anſieht, durch welche er glücklich zu werden glaubte. Kann Euch der Haß eines Vaters, welcher Euch mehr, als ſich ſelbſt, liebte, gleichgültig ſein? Habt Ihr noch einige Empfindung der kindlichen Liebe, fällt es Euch noch zuweilen ein, wie zärtlich dieſer beleidigte Vater gegen Euch war, ſeid Ihr noch ein Menſch; ſo müßt Ihr erſchrecken, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr mit eigener Hand, die der unglückliche Vater Euch beim Abſchiede ſo liebreich drückte, ihm das Herz durchbohrt. Denn das iſt die gewiſſe Folge, die Euer übereilter Brief haben wird. Er iſt mehr, als übereilt; er iſt boshaft und tückiſch. Ihr bemächtigt Euch im Anfange des Brieſes ſeines Herzens, da Ihr ihn an ſeine Liebe, an Eure Jugend, an ſein Verlangen, Euch verheirathet zu ſehen, an Euern ehemaligen Gehorſam erinnert. Ihr malt ihm die Perſon, die Ihr Euch auserſehen habt, ſo vortrefflich und tugendhaft, als er ſie Euch wünſchen kann, und alsdann erſt, nachdem Ihr ſeine ganze Zärtlichkeit in Bewegung gebracht habt, da der gute Greis gewiß ſchon vor Freuden über das bevorſtehende Glück ſeines liebſten Kindes geweint hat, alsdann erſt nennt Ihr ſein Fräulein von L**. Kann ein beleidigter Feind grauſamer ſein, als ſein Sohn gegen ihn iſt? Was war Eure Abſicht, ihn auf einer jeden Zeile an ſein Alter zu erinnern? Zitterte Euch die Hand nicht, da Ihr die Jahre des Fräuleins mit Euren Jahren verglicht, und glaubtet, daß Euer Verlangen ungereimt ſein würde, wenn Ihr älter wäret? Seid Ihr allein ſo ſcharfſichtig, daß Ihr Euch einbildet, Andere würden dieſe Vergleichung nicht verſtehen? Und waret Ihr wohl unverſchämt genug, zu wünſchen, daß Andere und Euer Vater dieſe Bitterkeit verſtehen möchten? Vetter! Seid Ihr bei dem Vorwurf der Ehre und der Menſchenliebe taub; ſo ſeid Ihr es gewiß auch, wenn ich Euch an die Pflichten der Religion erinnern wollte. Es fehlt nur noch ein einziger Schritt zu Euerm völligen Verderben. Ich erſchrecke, ſo oft ich den Schluß Eures Briefs leſe. War Euch die Schrift nicht heilig genug? Eure Bosheit vollkommen zu machen, mußte ſelbſt das Gebet zu einem bittern Vorwurf dienen. Ach, thörichter

Vetter! Euer Alter ſei nicht wie Eure Jugend! Wie ſehr wünſche ich Euch das, wie ſehr wünſche ich, daß Ihr niemals Urſache haben möget, mit Schrecken an den Mißbrauch dieſes Wunſches zu denken! Faſt ſchäme ich mich Eurer. Verlangt nicht, mit mir zu ſprechen, bis wir Briefe von unſerm Vater bekommen haben, und bis ich ſehe, ob ihm Eure Thorheit das Herz bricht. Das hätte ich von Euch nicht geglaubt. Der redliche Vater! Ich bin jetzt zu ernſthaft, Euch zu ſagen, was ich von Euerm Briefe an das Fräulein halte. Es iſt ein Miſchmaſch von Pedanterie und Tändelei. Das Fräulein müßte wenig Geſchmack und Einſicht haben, wenn er ihr erträglich ſein ſollte. Ich ſchäme mich, das Fräulein zu ſprechen. Wie ſehr liebte ich Euch, Vetter, ehe ich Euch kannte, ehe ich noch wußte, zu welchem Grade der Bosheit Ihr fähig wäret! Ich mag Euch nicht ſehen, durchaus nicht, bis ich Briefe vom Vater habe. Vielleicht lebt er jetzt nicht mehr, da ich dieſes ſchreibe! Ich weine! Seid Ihr wohl verſtockt genug, gleichgültig zu bleiben, da Eure Thorheit mich zu Thränen zwingt? Nehmt dieſen Brief auf, wie Ihr wollt! Ich fühle es, daß ich Euch doch noch liebe. Liebte ich Euch weniger, ſo würde ich gelaſſener ſchreiben. Ich war die

Euch

zärtlich liebende Schweſter.

Gnädige Tante,

Sollen denn auch Ihre Bedienten Zeugen von meiner Schande ſein? Viermal bin ich geſtern bei

Ihnen geweſen. Sie haben geboten, Niemand vor ſich zu laſſen. Ich leſe es in den Augen Aller, die im Hauſe ſind, daß ſie von meiner Uebereilung wiſſen. Gnädige Tante, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Ich habe einen Fehler begangen; ich ſchäme mich deſſelben. Ich ſehe es ein, wie unrecht ich an meinem Vater gehandelt habe; ich glaubte es nicht. Ich hielt es für ein unſchuldiges Mittel, mein Glück zu befördern. Ich liebe meinen Vater unendlich; noch dieſen Augenblick liebe ich ihn ſo ſehr, als nur jemals. Es war keine Bosheit, nein, gnädige Tante; Unvorſichtigkeit, eine Thorheit war es, die von der Liebe und Jugend herkam. Verdient denn dieſe Thorheit, daß Sie mir Ihre Liebe entziehen wollen? daß Sie mich in einer Unruhe laſſen, die alle Angſt eines Miſſethäters übertrifft? Haben Sie denn noch keinen Brief von meinem Vater, von meinem beleidigten Vater? Ja! beleidigt habe ich ihn, aber aus Thorheit, nicht aus tückiſcher Bosheit. Erlauben Sie mir, zu Ihnen zu kommen. Ich bin außer mir!

Vetter,

Wie ſehr freue ich mich über Eure Unruhe! Noch ſeid Ihr nicht ganz verloren. Ihr würdet weniger fühlen, wenn Ihr verſtockt wäret. Gebe doch der Himmel, daß Eure Reue nicht zu ſpät ſei. Der Augenblick wird es entſcheiden, wo ich Briefe von unſerm Vater bekomme. Bis ich dieſe habe, kann ich Euch unmöglich ſprechen. Gebt Euch keine vergebliche Mühe. Weder Euch, noch ſonſt einen Menſchen laſſe ich vor mich. Meine Bedienten wiſſen die Urſache nicht. Traut mir die Ueberlegung zu, daß ich ihnen eine Sache nicht ſagen werde, die ich vor meiner vertrauteſten Freundin geheim halten muß. Auf den Abend erwarte ich Briefe mit der Poſt. Ihr ſollt den Augenblick Nachricht davon haben. Gott laſſe ſie vergnügt lauten! Wie ſehr werde ich mich freuen, wenn meine Sorge vergebens geweſen iſt, und wenn ich keine Urſache behalte, mich zu ſchämen, daß ich Euch ſo aufrichtig geliebt habe.

Gnädige Tante,

In dieſem Augenblicke kommt die Poſt. Laſſen Sie nach Briefen fragen, und reißen Sie mich aus einer Beängſtigung, die mir unerträglich wird. Ich zittre, wenn ich daran denke, daß unſer guter Vater krank, oder wohl gar .... Nein, das glaube ich nicht; das wird der Himmel nicht thun. Es war ja nur eine jugendliche Thorheit. Sollte die ſo hart beſtraft werden, als die größte Bosheit? Wie ſehr muß ich für meine Thorheit leiden, und wie groß muß die Angſt eines Menſchen ſein, der aus Vorſatz boshaft geweſen iſt? Der Augenblick, in dem ich die Briefe von Ihnen bekomme, muß mein künftiges Schickſal entſcheiden. Lebt er, iſt er noch geſund, wie froh will ich dem Himmel danken! Ich will mich aller Strenge geduldig unterwerfen, die mein Vater über mich beſchloſſen hat. Nimmermehr will ich ihn wieder beleidigen, den rechtſchaffenen Vater! Sollte er gar todt ſein; o, gnädige Tante, dieſe Gedanken kann ich nicht ertragen! An dem Tode des zärtlichſten Vaters Schuld zu ſein, Ihre Liebe verlieren, und dem Fräulein verächtlich werden, das entſchuldigt die größte Verzweiflung. Mein Entſchluß wird ſchrecklich ſein; aber es iſt mir auch alsdann unerträglich, länger zu leben. Ich erwarte die Briefe mit Zittern.

Vetter,

Der Vater lebt noch. Er iſt geſund. Hier iſt ſein Brief. Er iſt geſchrieben, daß Ihr ihn leſen ſollt. Es wird Zeit dazu gehören, ſeine Liebe wieder zu gewinnen, die Ihr ganz verloren habt. Ich glaube, er würde noch heftiger ſein, wenn er vermuthen könnte, daß Ihr und ich etwas von ſeinen Abſichten auf das Fräulein wüßten. Noch zur Zeit hält er euch für unartig und dumm. Wüßte er ſo viel, als ich, ſo würde er Urſache haben, Euch für boshaft zu halten. Macht Euch den Fehler zu Nutz, den Ihr begangen habt. Seid künftig klüger. Bemüht Euch, das Herz Eures Vaters wieder zu gewinnen. Es koſtet Euch ein großes Opfer; aber ich kann Euch nicht helfen. Das Fräulein iſt unbaß; ich werde ſie morgen beſuchen. Lebt wohl, und glaubt, daß ich Euch liebe.

Frau Tochter,

Meine Reiſe iſt, Gott Lob! glücklich geweſen. Ich bin am fünften dieſes hier angekommen, und habe ſogleich meine Badekur angetreten, wobei ich mich wohl befinde. Im rechten Fuße habe ich ſeit einigen Tagen ziemliches Reißen. Es könnte wohl gar das Podagra werden. Je nun, nun! Vielleicht lebe ich hernach noch zwanzig Jahre länger, und bin deſto muntrer, wenn es vorbei iſt. Aber um auf die Hauptſache zu kommen. Was für ein Narr iſt unſerm Jungen, meinem Enkel, in den Kopf geſtiegen! Lies einmal ſeinen Brief, Frau Tochter, den ich geſtern von ihm bekommen habe. Des Himmels Einfall hätte ich mir eher verſehen, als ſo einen albernen Streich von dem Buben. Kaum habe ich den Rücken gewandt, ſo wird das Närrchen verliebt, und weißt du wohl, in wen? In das Fräulein von L**. Ich ſehe wohl, ich muß dem Jungen wieder einen Informator halten, daß er in die Schule geht, ſonſt wird er zu muthwillig. Bedenke nur einmal, Frau Tochter, der Lümmel iſt kaum neunzehn Jahre alt, und will ſchon eine Frau haben; und was das Lächerlichſte iſt, blos aus Hochachtung für mich will er eine Frau haben, damit ich das geſchwinde Vergnügen haben ſoll, in meinem zweiundſiebenzigſten Jahre zu erfahren, wie meine Urenkel ausſehen. Ich glaube, Frau Tochter, der Bube iſt betrunken geweſen, da er an mich geſchrieben hat. Wenn habe ich ihm denn gute Worte gegeben, daß er ſich verheirathen ſoll? Meine ſelige Frau hat wohl ein paar Mal davon geſprochen, ich habe wohl auch ein Wort davon fallen laſſen, es kann ſein; aber das Fräulein von L** iſt keine Sache für ihn, ſchlechterdings keine Sache. Das Mädchen iſt gut genug, es iſt wahr, ſie iſt gut erzogen, ein frommes chriſtliches Mädchen, und ſieht ganz reinlich aus; aber ſie iſt für ihn viel zu jung. Was ſoll ſie mit ſo einem Laffen anfangen, der ſelber noch eine Kinderfrau braucht? Und wenn das Fräulein ja heirathen will, ſo wird ihr der Oberſt ſchon einen feinen vernünftigen Mann ausſuchen, der in ſeinen beſten Jahren iſt, und das gute junge Fräulein vollends heranziehen kann. Ihr Vermögen iſt auch, unter uns geſprochen, nicht das ſtärkſte, und Fritz muß eine Frau mit Geld haben, da er nichts gelernt und kein Amt hat, folglich nichts verdienen kann; denn für einen Müſſiggänger iſt er noch lange nicht reich genug. Aber ſo machen es heut zu Tage unſere jungen Herrchen. Wenn ſie ein Paar Dörfer voll Bauern und ſieben Haare im Kinne haben, ſo denken ſie, ſie ſind reich und alt genug, Papa zu werden. Hernach ſetzt ſich der Taugenichts auf ſein Gut, und wird der vornehmſte Bauer im Dorfe. Zu meiner Zeit, o! da wars ganz anders. Ich war ein mäßiger Burſche von dreizehn Jahren, als mich mein Vater ſeliger, der Oberſtwachtmeiſter, mit nach Wien nahm. Da half ich Wien entſetzen, und ſchlug den Türken. Das ging warm zu, Frau Tochter. Die Strapazen, und was ich in folgenden Jahren ausgeſtanden habe, hätte Fritz nimmermehr ertragen. Ich war ſchon vier und zwanzig Jahre alt, als mir mein Vater eine Frau gab. Ich will dem Fritz ſchon auch eine geben, wenn es wird Zeit ſein; aber das Fräulein von L** nicht. Sage es dem Lümmel! Ich weiß nicht, Frau Tochter, ſeit welcher Zeit hat denn der Bengel die Nativität ſtellen lernen? Woher weiß er denn, daß ich bei meinen hohen Jahren nicht lange mehr leben kann? Zwei und ſiebenzig Jahre, und die noch nicht einmal völlig, ſind bei meinem geſunden und ſtarken Körper kein ſo ſchrecklich hohes Alter; und meiner ſeligen Großmutter Bruder hat in ſeinem drei und ſiebenzigſten Jahre noch taufen laſſen. Die Zeit mag dem Fritz erſchrecklich lang werden, daß der Großvater ſo ein zähes Leben hat. Mit einem Worte, Fritz iſt ein Narr, ſag es ihm; und damit er klug werde, ſo habe ich mich entſchloſſen, daß er drei Jahre auf Reiſen gehen ſoll. Er kann ſeine Sachen darnach einrichten. Sobald ich zurückkomme, ſoll er fort. Er ſoll über Wien, wo ich meine erſte Kampagne gethan habe, nach Italien, und ſodann weiter; und damit der Junge unterweges keinen Schaden nimmt, ſo will ich ihm meinen alten Kammerdiener mitgeben. Kommt er nach drei Jahren wieder heim, und ich habe ihn in ein ſeines einträgliches Amt gebracht; ſo mag er ſich eine Frau nehmen, ich bins zufrieden, aber das Fräulein von L** nicht. Er kann eine hübſche reiche Wittwe freien. Es wird ihm auch gut thun, wenn er einen Thaler Geld mit kriegt. Die Zeiten ſind ſchwer! Nun, wie geſagt, Frau Tochter, er kann ſich reiſefertig halten. Sobald ich komme, muß er fort. Laß ihn den Brief leſen. Es wird ſo gut ſein, als wenn ich ihm ſelber geantwortet hätte. Lebe wohl, und antworte mir bald.

N. S.

Ich habe ein paar Tage vor meiner Abreiſe dem Fräulein von L** gewiſſe Rechnungen zugeſchickt. Ob ſie ſolche wohl muß bekommen haben? Erinnere ſie daran. Vielleicht antwortet ſie ein paar Zeilchen. Sie darf den Brief nur unfrankirt gleich auf die Poſt geben. Ich möchte nur wiſſen, wie Fritz auf das Fräulein gefallen wäre? Der Laffe!

Gnädige Frau Hofräthin,

Ich befinde mich etwas leidlicher, und bitte mir nunmehr die Ehre Ihres Zuſpruchs aus. Mein Onkel hat an den Herrn Kammerrath geſchrieben; hier iſt eine Abſchrift von ſeinem Briefe. Ich bin ſehr wohl zufrieden, daß die Sache allem Anſehen nach beſſer ausſchlägt, als ich anfangs hoffen konnte. Dieſe Unruhe wäre alſo größtentheils überſtanden; aber ich befinde mich in einer neuen. Mich verlangt ſehr, mit Ihnen zu ſprechen. Wie glücklich iſt man, wenn man eine ſo vertraute Freundin hat, als Sie ſind, gnädige Frau! Ich mißbrauche Ihre Liebe; aber ich weiß mir nicht zu helfen. Kommen Sie bald. Ich bin, u. ſ. w.

Hochwohlgeborner Herr Kammerrath,
Hochgeehrter Herr Bruder,

Wenn ſich der Herr Bruder noch wohl befindet, ſo wird es mir lieb zu vernehmen ſein. Ich befinde mich, dem Himmel ſei Dank, für meine Jahre ganz wohl. Im Uebrigen hat das Fräulein von L**, meine liebe Baſe, mich avertirt, daß mein hochzuehrender Herr Bruder eine chriſtliche Abſicht auf das Mädchen habe. Deſſen freue ich mich nun gar ſehr, und danke dem Herrn Bruder herzlich für das freundſchaftliche Zutrauen zu meiner Familie, und namentlich zu dem guten Kinde. Sie iſt fromm und wohl erzogen, und eine gute Wirthin, die ihren Mann einmal in Ehren halten wird. Allermeiſt aber kann ich dem Herrn Bruder nicht verhalten, daß das Mädchen faſt zu jung iſt, in den heiligen Eheſtand zu treten. Sie wird kaum noch ſechszehn Jahre ſein, und das, däucht mich, iſt faſt zu jung, eine Wöchnerin zu werden. Man macht die guten Dinger vor der Zeit alt, und ſie kommen in das Eheſtandskreuz, ehe ſie recht anfangen zu leben. Wie ich denn dem hochgeehrten Herrn Bruder nicht bergen mag, daß das Fräulein ſehr ſchwer daran geht. Sie iſt von ſo gutem jugement, daß ſie des Herrn Bruders Verdienſte vollkommen einſieht. Sie gratulirt ſich gar höchlich, wie es denn auch billig iſt, der Ehre, die ihr angetragen wird, und ſie hat mich verſichert, daß ſie nichts mehr wünſche, als mit der Zeit einen Mann zu haben, der ſo rechtſchaffen und edel geſinnt ſei, als der Herr Bruder. Nicht minder ſieht ſie wohl ein, wie groß das Glück in Anſehung der zeitlichen Umſtände ſei, das ihr angetragen wird. Unbeſchadet dieſem Allen iſt ſie von dem Gedanken nicht abzubringen, daß ſie noch zu jung ſei. Wenn aber ich es ſehr ungern ſehe, daß ſie ſich in den Kopf geſetzt hat, vor ihrem zwanzigſten Jahre nicht zu heirathen, ſo wäre dieſes mein unvorgreiflicher Rath, man ließe das Mädchen vollends heranwachſen. Iſt ſie zwanzig

Jahre alt, und der Herr Bruder bleibt auf ſeiner Meinung, eh bien, vielleicht gibt ſichs hernach eher. Der Herr Bruder iſt bei ſeinen Jahren noch munter und vigoureux, und wird dieſer gebetenen Dilation gar wohl deferiren können. Es laufen hier keine fatalia, wie in foro. Selbſtbeliebigem Gutachten überlaſſe dieſes Alles, was ich hier wohlmeinend ſchreibe. Posito aber, der Herr Bruder fände Bedenken, ſeinem Suchen zu inhäriren, und glaubte, daß bei mehr zunehmenden Jahren es bequemer und ſeinem Alter anſtändiger wäre, unverheirathet zu bleiben, und den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen, und das Wohl ſeiner lieben Kinder, die den Herrn Bruder mit vieler Aufrichtigkeit verehren, fernerweit als ein zärtlicher Vater zu beſorgen, die auch denſelben pflegen und warten, als es für einen guten ehelichen Vater gehört, und rechtſchaffenen Kindern allenthalben eignet und gebühret. Posito alſo, ſage ich, es verginge dem Herrn Bruder die Luſt, ſich wieder zu vermählen, ſo wird es mir lieb ſein, wenn er für mich und die Meinigen die gute Meinung behält, und dem Fräulein hold und gewogen bleibt, wie es denn dieſelbe verdient, und es weiter zu verdienen ſuchen wird. Der ich den Herrn Bruder göttlicher Obhut empfehle, und nach abgelegtem gutem Wunſche zu einer erſprießlichen Badekur und glücklichen Wiederkunft, mit alter deutſcher Treue unabläßig beharre,

Hochwohlgeborner Herr Kammerrath,
Meines hochgeehrten Herrn Bruders,
dienſtwilliger Freund und Diener, N.

Frau Tochter,

Sende dem Herrn Obriſt von *** inliegenden Brief unverzüglich zu. Es liegt mir daran. In acht Tagen hoffe ich, ſo Gott will, zurück zu kommen. Ich bin ſeit etlichen Tagen nicht gar zu wohl geweſen. Das Reißen in den Gliedern wird immer heftiger. Die hieſigen Aerzte ſind alle in der Meinung, es ſei eine fliegende Gicht. Ich hätte es doch nicht gedacht. Die beſtändige Mattigkeit iſt das, was mir am meiſten beſchwerlich fällt. Der Appetit iſt ſchlecht, und der Schlaf unruhig. Mit einem Worte, ich fühle meine Jahre. Das Alter iſt ſelbſt eine Krankheit, ſagten unſere Väter. Wie Gott will! Ich bin alle Stunden bereit. Der Himmel bringe mich nur wieder geſund zu Euch, damit ich meine Kinder vor meinem Ende noch ſegnen kann. Sage es dem Fritz, er ſoll nicht auf Reiſen gehen, ich habe mich anders entſchloſſen. Wenn es geht, wie ich wünſche, ſo habe ich einen Weg vor mir, ihn glücklich zu machen. Mündlich ein Mehreres. Grüße den Fritz. Der Junge wäre gut genug, wenn er nur klüger wäre. Vielleicht gibt es ſich mit den Jahren. Wie nachſichtig ſind doch die Aeltern gegen die Fehler ihrer Kinder! Wenn das Fräulein noch nicht an mich geſchrieben hat, ſo kann es Anſtand haben, bis ich zurück komme. Ich werde ſie wohl bei ihrem Onkel ſprechen. Ich bin,

Liebe Frau Tochter, Dein redlicher Vater.

N. S. Fritz ſoll ſich zwei reiche Kleider machen laſſen, und neue Livree für die Bedienten. Wenn ich komme, daß Alles fertig iſt. Lebe wohl.

Hochwohlgeborner Herr Obriſt,
Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Die Schwierigkeiten, welche das Fräulein von L** geſunden hat, mich ihrer Gegenliebe zu würdigen, vermindern die Hochachtung im Geringſten nicht, die ich gegen ſie hege. Sie ſind ihrem Alter und ihrer Einſicht ſo anſtändig, daß ich ſie doppelt verehren muß. Hätte ſie meinen Wunſch erfüllt, ſo wäre ich gewiß der glücklichſte Mann geworden; ihr Glück aber würde immer noch unvollkommen geweſen ſein, da mich meine Jahre zu ernſthaft machen, ihre Liebe zu vergelten. So ungerecht bin ich nicht, daß ich mein Glück dem ihrigen vorziehen ſollte. Der Herr Bruder ſind ein neuer Beweis, wie unſchätzbar ein vernünftiger Freund ſei. Ich ſehe meine Uebereilung ein, die ich begangen habe. Sie erinnern mich auf eine ſehr beſcheidene Art meines Alters, und der Pflicht, die ein Greis bei ſeinem herannahenden Ende zu beobachten hat. Ich will Ihr Vertrauen zu verdienen ſuchen, und mich einer Leidenſchaft entſchlagen, die mir bei meinen Jahren nicht mehr anſtändig iſt. Ich verwandle die Liebe, die ich gegen das tugendhafte Fräulein hegte, in eine väterliche Zärtlichkeit. Dieſen einzigen Fehler halten Sie mir zu Gute, daß ich zu eiferſüchtig bin, den Beſitz dieſes liebenswürdigen Kindes Jemand anders, als meinem Enkel, zu gönnen. Ich weiß, daß er ſie anbetet. Er verdiente nicht mein Sohn zu ſein, wenn er anders dächte. Es iſt mir unbekannt, ob das Fräulein gütig genug iſt, ſeine jugendlichen Fehler zu überſehen, und ob ſie ſich entſchließen kann, einen

Menſchen zu lieben, der weiter keine Verdienſte hat, ihrer würdig zu ſein, als dieſe, daß er den Werth ihrer Tugenden und ihrer vorzüglichen Eigenſchaften empfindet. Nehmen Sie Gelegenheit, hochgeehrteſter Herr Bruder, die Neigungen des Fräuleins zu unterſuchen. Das Vermögen, welches mein Enkel von ſeiner Mutter ererbt hat, iſt gar anſehnlich. Ich werde ihn, wenn ich lebe, in noch bequemere Umſtände zu ſetzen ſuchen. Ich will ihm einen anſtändigen Rang kaufen. Sterbe ich einmal, ſo fällt der größte Theil meines Vermögens wieder auf ihn. Aber ich will haben, daß er mir noch bei meinen Lebzeiten für meine Fürſorge danken ſoll. Für das danken uns die Kinder ſelten, was wir ihnen durch unſern Tod laſſen müſſen, weil wir es nicht ändern können. Diejenigen Wohlthaten genießen wir ſelbſt mit, die wir ihnen bei unſerm Leben erweiſen. Kann ſich mein Enkel eine größere Wohlthat wünſchen, als die, um welche ich für ihn bitte? Er hält es ſelbſt für die größte, ich weiß es. Machen Sie ihn und zugleich mich glücklich, wertheſter Herr Bruder. Wir wollen das Vergnügen unſerer Kinder befeſtigen, weil wir beide noch leben. Vielleicht hat uns der Himmel unſere hohen Jahre nur um deßwillen ſo lange gefriſtet, daß wir an dieſem Glücke gemeinſchaftlich arbeiten ſollen. Ich denke ganz ruhig an meinen Tod, wenn ich mir vorſtelle, daß ich in den Armen dieſer zärtlich geliebten Enkel ſterben ſoll. Laſſen Sie dieſe mir ſo angenehme Vorſtellung nicht vergebens ſein. Eilen Sie, meine Bitte zu erfüllen. Sie wiſſen nicht, wie lange Sie bei Ihren Jahren noch im Stande ſind, es zu thun. Ich wenigſtens fühle mein Alter alle Tage mehr. Meine Mattigkeit und andere Beſchwerungen erinnern mich ſtündlich an den letzten wichtigen Schritt, den wir zu thun haben. Ich werde meine Rückreiſe beſchleunigen, und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo ich von Ihnen erfahre, ob ſich das Fräulein entſchließen kann, meinen Enkel glücklich zu machen, und einem redlichen Vater, der ſie ſo zärtlich liebt, ſeine Bitte, vielleicht ſeine letzte Bitte, zu gewähren. Der Himmel laſſe unſere Kinder geſegnet ſein! Das Gebet eines Vaters bleibe nie unerhört. Es wird ihnen wohlgehen, und ſie verdienen es auch. Wir wollen uns lieben, Herr Bruder, bis wir ſterben. Unſere Kinder ſollen von uns lernen, was Freundſchaft ſei, damit ſie uns auch im Grabe noch ſegnen. Dieſes ſchreibe ich mit der wahren Hochachtung eines alten Freundes, und bin,

Hochwohlgeborner Herr Oberſt,
Meines hochgeehrteſten Herrn Bruders
ergebenſter Diener,
* * *

N. S. Es wird mir lieb ſein, wenn Sie und das Fräulein vergeſſen, daß ich die Uebereilung begangen habe, ſie auf eine andere Art zu lieben, als es jetzt geſchieht. Ich würde Sie bitten, gegen keinen Menſchen etwas davon zu erwähnen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie auch ohne meine Bitte ſo gefällig wären, meine Schwachheit zu bedecken. Grüßen Sie das Fräulein in meinem Namen tauſendmal. Wie ſehr verlangt mich, bei Ihnen zu ſein! Die guten Kinder! Es gehe ihnen ewig wohl!

»Bei Vernünftigen iſt es eine der erſten Regeln in der Freundſchaft, daß man Niemand zu ſeinem vertrauten Freunde wähle, deſſen Charakter, deſſen Fehler und Tugenden man nicht vorher ſorgfältig geprüft hat. Man behält zwar ſtets die Freiheit, ſich von ſeinem Umgange zurückzuziehen, wenn man findet, daß er die Hoffnung nicht erfüllt, die man ſich von ſeiner Aufrichtigkeit gemacht hat; allein der Vorwurf iſt dennoch bitter, und unſerer eigenen Ruhe nachtheilig, wenn wir erfahren müſſen, daß wir zu leichtgläubig, oder doch nicht vorſichtig genug geweſen ſind.

»Ich habe mich oft gewundert, wie es kommen müſſe, daß man bei dem Heirathen, bei dieſer wichtigſten und faſt unzertrennlichen Art der Freundſchaft, ſo wenig Sorgfalt bezeigt, vorſichtig zu wählen. Es wäre dieſe Vorſicht beſonders um deswillen ſehr nöthig, weil gemeiniglich von beiden Theilen alle Sorgfalt angewendet wird, einander zu hintergehen und ſeine Fehler zu verbergen. Unſere Vorfahren haben in gewiſſen Handlungen drei Hauptmängel feſtgeſetzt, welche den Kauf ungültig machen, wenn ſie verſchwiegen worden ſind. Sollte der Eheſtand nicht wichtig genug ſein, daß man ihm auch wenigſtens drei feſtſetzte, durch welche die Verbindlichkeit von beiden Theilen aufhörte, ſobald ſie verſchwiegen würden?

»Ich gebe hiermit allen verheiratheten Perſonen, beiderlei Geſchlechts, die Freiheit, und erſuche ſie darum, daß eine jede drei Fehler aufſetzen möge, von welchen ſie glaubt, daß ſie ſo wichtig ſein könnten, die Ehe zu trennen. Es wird dieſe Nachricht zu einem Schlüſſel ſo vieler unglücklichen Ehen dienen, und ich werde Gelegenheit bekommen, aus allen Fehlern zuſammen drei der wichtigſten auszuſuchen, und es an ſeinem Orte in Vorſchlag bringen, daß ſie durch ein Landesgeſetz für zureichend erklärt werden möchten, als Hauptmängel alle Verbindung des Eheſtandes aufzuheben. Mein Verleger ſoll die Aufſätze annehmen; ich werde ſie ſodann mit Verſchweigung der Namen und Orte zuſammendrucken laſſen, und einen Vorſchlag thun, der dem gemeinen Weſen nicht anders, als vortheilhaft ſein kann, wenn er das Glück haben ſollte, die Achtung der Obern zu verdienen.

»So viel muß ich noch erinnern, daß unverheirathete Perſonen kein Recht haben ſollen, dergleichen Fehler in Vorſchlag zu bringen. Sie haben gemeiniglich zu viel Vorurtheile, und ich würde müſſen gewärtig ſein, viele wichtige Kleinigkeiten anzuhören.

»Da ich die Hoffnung nicht habe, daß mein patriotiſcher Einfall ſo bald zu Stande kommen, und als ein allgemeines Geſetz eingeführt werden möchte; ſo würde ich es gern ſehen, wenn meine Mitbürger ſich wollten gefallen laſſen, ihre Liebesbriefe, ſtatt der bisherigen Seufzer und Flammen, und verſtellten Schmeicheleien, ſo einzurichten, daß ſie ein wahres und redliches Bekenntniß ihrer Fehler

»wären. Wie viele unglückliche Ehen würden wir »weniger haben, wenn dieſes geſchähe!

»Ich gebe hier eine Probe von einem ſo auf»richtigen Bekenntniſſe. Die übrigen Briefe, die »angedruckt ſind, erläutern dasjenige noch weiter, »was ich von dieſer Materie oben geſagt habe. »Wenn ich die Aufſätze einmal der Welt bekannt »mache, welche wegen der drei Hauptmängel im »Eheſtande bei mir einlaufen werden; ſo will ich »zugleich einen reichen Vorrath von Formularen »für alle Stände und Arten der Liebhaber beider»lei Geſchlechts liefern, wie ſie einander von ihren »Fehlern beizeiten Nachricht geben ſollen. Das »Werk wird, wenn ich anders die Welt kenne, »ziemlich weitläuftig ausfallen. Es ſoll auf Vor»ſchuß gedruckt werden, und ich will zu mehrerer »Erbauung die Namen derjenigen vordrucken laſſen, »welche darauf pränumeriren.

»Hier ſind die verſprochenen Briefe.«

Mademoiſelle,

Ich liebe Sie mit der größten Hochachtung. Bei den Vorzügen, die Sie ſo ſchätzbar machen, und bei meiner Gemüthsart iſt nichts natürlicher, als daß ich Sie ewig zu lieben wünſche. Geben Sie mir Ihre Hand; ſo glaube ich der glücklichſte Mann von der Welt zu ſein. Vielleicht wundern Sie ſich über meinen unregelmäßigen Antrag. Meine Offenherzigkeit iſt Schuld daran, und die Sache, die ich bitte, iſt mir gar zu wichtig, als daß ich in dem Romanſtyle darum bitten ſollte. Ich laſſe Ihnen acht Tage Zeit, Ihre Erklärung zu thun; länger halten Sie mich nicht auf, ich erſuche Sie mit aller der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie empfinde. Mein Alter, meine Perſon, meine Glücksumſtände ſind Ihnen bekannt; aber vermuthlich meine Fehler nicht. Ich will ſo offenherzig ſein, und Ihnen dieſe ſagen.

Ich bin eigenſinnig, ſehr eigenſinnig, Mademoiſelle. Sie können die Ordnung in meinem Hausweſen einrichten, wie Sie wollen, und wie es meine Umſtände leiden; aber dieſe Ordnung muß unverändert feſt gehalten werden.

Ich muß eine jede Stunde voraus wiſſen, wenn ich eſſen, ſchlafen, arbeiten und mich vergnügen ſoll. Die Veränderung einer einzigen Stunde bringt mich auf die ganze Woche in Unordnung. Ich werde Ihnen nichts an Putz und Bequemlichkeit mangeln laſſen, was Ihr Stand erfordert und meine Einkünfte erlauben. Aber es wohnen in meiner Gaſſe Männer, welche noch einmal ſo vornehm und noch einmal ſo reich ſind, als ich. Werden Sie das Herz haben, die Weiber derſelben prächtiger geputzt zu ſehen, und ihren größern Aufwand zu bemerken, ohne eine gleiche Pracht und eben ſo vielen Aufwand zu verlangen? Gewiß, Mademoiſelle, ich würde es Ihnen abſchlagen, und alsdann würden mich weder Bitten noch Thränen erweichen. Nur aus Liebe zu Ihnen würde ich Nein ſagen. Es iſt keine Thorheit koſtbarer, als die Thorheit, es denen gleich zu thun, welche vornehmer und reicher ſind, als wir. Wenn man ſein ganzes Vermögen daran gewendet hat, um Vernünftigen zehn Jahre lächerlich zu werden; ſo iſt man die übrige Zeit des Lebens Vernünftigen und Unvernünftigen verächtlich, wenn ſie ſehen, daß uns die Armuth hindert, länger thöricht zu ſein. Wenn Sie meine Frau ſind, ſo verlange ich, daß Sie ſich eben ſo viel Mühe geben, mir durch einen reinlichen Anzug zu gefallen, als Sie ſich in den erſten Tagen unſers Eheſtandes geben werden. Eine Frau, welche ſich mehr für die Welt, als für ihren Mann putzt, verräth eine Sorgloſigkeit, welche ihrem Manne empfindlich, und der Welt verdächtig ſein muß. Eiferſüchtig bin ich nicht; aber ich werde es gern ſehen, wenn Sie Ihre Aufführung ſo vorſichtig einrichten, als wenn Sie den eiferſüchtigſten Mann von der Welt hätten. Meine Bedienten ſind gewohnt, von mir als freie Menſchen und nicht als Sklaven gehalten zu werden. Es ſcheint mir unrecht, ſie ihre Armuth empfinden zu laſſen, da ſie gemeiniglich keinen Fehler weiter haben, als den, daß ſie nicht ſo reich ſind, wie wir. Ich glaube nicht, daß es Ihnen ſchwer fallen wird, ſich eben ſo glimpflich gegen ſie zu bezeigen, da dieſes das bequemſte Mittel iſt, die Hochachtung und Treue der Bedienten zu gewinnen. Noch unzufriedener bin ich über ſolche Herrſchaften, welche ſich zu ihren Bedienten allzu vertraulich herablaſſen. Man gibt ihnen eine Freiheit, die ſie mit der Zeit gewiß mißbrauchen. Ich werde Ihnen ſehr verbunden ſein, wenn Sie zu keiner Zeit vergeſſen, daß Ihr Aufwartmädchen niemals Ihre vertraute Freundin iſt. Bemächtigen Sie ſich der Herrſchaft in der Küche. Ich verlange nicht, daß Sie ſelbſt kochen ſollen; aber das verlange ich, daß das Geſinde Sie für eine vernünftige Wirthin, und nicht für ein erwachſenes Kind hält, welches nur daſitzt, um ſich füttern zu laſſen. Ich habe einen ſehr armen Vater, welcher ein redlicher Greis, aber kränklich, und ein wenig einfältig iſt. Getrauen Sie ſich wohl, ihn ſo zu lieben, wie Ihren eignen Vater? Ich werde es von Ihnen verlangen. Das Vermögen, welches mir der Himmel bei meiner Handlung gegeben hat, hat er mir vermuthlich darum gegeben, um dieſem redlichen Mann ſein Alter erträglich zu machen. Es würde mir nahe gehen, wenn Sie anders dächten; und ich würde es nicht zulaſſen, gewiß nicht, Mademoiſelle. Auf dieſen alten redlichen Vater bin ich ſtolz, und meine Freunde können mir niemals mehr ſchmeicheln, als wenn ſie dieſem gutherzigen Alten in ſeiner ſchlechten Kleidung die Achtung bezeigen, die man einem angeſehenen Greiſe von Stande ſchuldig iſt. Wie ſehr werde ich Sie lieben, Mademoiſelle, wenn Sie ſich gewöhnen können, dieſen guten Alten zu lieben! Noch Eins. Ich kann mir nicht hitzig widerſprechen laſſen. Ich habe nicht allemal Recht, das iſt wahr; aber ich ſehe es gern, wenn man mir Zeit läßt, dieſes ſelbſt einzuſehen. Ich ſehe das ſehr bald ein, und alsdann ſchäme ich mich doppelt, ſowohl über meine Uebereilung, als über die Nachſicht meiner Freunde, die ich gemißbraucht habe.

Sehen Sie wohl aus allen dieſen Umſtänden, Mademoiſelle, daß ich die ungewöhnliche Abſicht habe, Herr im Hauſe zu ſein? Es iſt eine ſehr altväteriſche Mode; aber ich will ſie doch beibehalten wiſſen. So viel kann ich Ihnen inzwiſchen verſichern, daß, ſo gewiß ich Herr im Hauſe zu ſein verlange, ſo gewiß will ich auch, daß meine Frau Frau im Hauſe ſein ſoll. Dieſe Verſicherung muß Sie beruhigen.

Was meinen Sie, Mademoiſelle? Getrauen Sie ſich, einen Mann zu heirathen, der alle dieſe Fehler hat? Glauben Sie, dem ungeachtet glücklich mit ihm zu leben? Ich bitte mir binnen acht Tagen Ihre Antwort aus. Entſchließen Sie ſich dazu, ſo bin ich der glücklichſte Menſch. Können Sie ſich nicht entſchließen, ſo werden Sie mir bei einem aufrichtigen Geſtändniſſe wenigſtens nicht Schuld geben, daß ich Sie habe betrügen wollen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N**

Hochzuehrende Tante,

Herr N** hat mir einen Antrag gethan, welcher eine genauere Ueberlegung wohl zu verdienen ſcheint. Noch bin ich unſchlüſſig; ob mir ſchon die offenherzige Art, mit welcher Herr N** ſich erklärt, beſonders gefällt, und viel Gutes verſpricht. Ich überſende Ihnen ſeinen Brief, und bitte mir Ihren guten Rath, ſobald als es möglich iſt, aus. Die mütterliche Liebe, welche Sie bei andern Gelegenheiten gegen mich geäußert haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir von ganzem Herzen rathen werden. Ich würde jetzt meine verſtorbene Mutter mehr als jemals vermiſſen, wenn mir nicht Ihre Wohlgewogenheit ein Recht gegeben hätte, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Ich habe meinen Onkel und einige meiner Freundinnen des Wohlſtandes wegen zugleich mit zu Rathe gezogen; aber auf Ihren Ausſpruch, hochzuehrende Frau, werde ich es allein ankommen laſſen, da mein Onkel, wenn ich es wagen darf zu ſagen, ein wenig gar zu ſorgſam iſt, und meine Freundinnen zu leichtſinnig ſind. Ich bin mit der Zärtlichkeit einer gehorſamen Tochter,

Hochzuehrende Frau,
Dero
***

Hochzuehrender Onkel,

Es iſt mir, wie Sie aus inliegender Abſchrift ſehen werden, von dem Herrn N** ein Vorſchlag zu einer Heirath gethan worden. Da auf dieſer Wahl mein ganzes zeitliches Glück beruht; ſo ſehe ich mich genöthigt, den guten Rath eines Mannes zu ſuchen, welcher die Welt ſo wohl kennt, als Sie, und von deſſen gütiger Fürſorge ich ſo überzeugt bin, als von der Ihrigen. Sie haben als Onkel die Gewalt, mir zu befehlen; und deſto williger werde ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit folgen, da ich Ihnen mit nichts, als mit der Bitte beſchwerlich falle, mir Ihren guten Rath zu ertheilen. Ich bitte, die Antwort zu beſchleunigen, und verharre ꝛc.

Liebe Baſe,

Du biſt ein glückliches Mädchen, daß Du die Achtung und die Zuneigung eines Mannes haſt erlangen können, welcher ſo einſehend und vernünftig iſt, als Dein Bräutigam. Wie glücklich würden unſere Ehen ſein, wenn es eingeführt wäre, daß junge Leute einander ihre Fehler entdeckten, anſtatt daß ſie ſich alle Mühe geben, einander durch Schmeicheleien ſolche zu verbergen, und ſich auf beiden Seiten zu betrügen! Der Schritt, den Du jetzt thuſt, iſt der wichtigſte Schritt, den ein Frauenzimmer in ihrem ganzen Leben thun kann. Und doch iſt man gemeiniglich bei keinem ſo leichtſinnig, als bei dieſem. Die Uebereilung von einer Minute iſt der Grund zu einem Mißvergnügen, das oft viele Jahre dauert, und ſich nicht eher endigt, als mit dem Tode. Alle unſere Einſicht, welche wir Frauenzimmer zu haben glauben, iſt gemeiniglich nicht hinreichend, die Verſtellung einer Mannsperſon zu überſehen, welche ſich um unſere Gegenliebe bemüht. In andern Fällen ſind wir ſcharfſinnig genug, nur in dieſem nicht, wo ſich Vorurtheile, Eigennutz und andere Leidenſchaften einmiſchen, die uns deſto leichter blenden, je klüger wir uns zu ſein dünken. O wie viel haſt Du gewonnen, liebe Tochter, daß Du alle Fehler Deines künftigen Mannes ſchon jetzt beſſer kennſt, als ſie manche Frau an dem ihrigen nicht kennt, mit dem ſie wohl ſchon viele Jahre in einer mißvergnügten Ehe gelebt hat! Alle die Fehler, die Herr N** von ſich ſelbſt ſagt, ſind Tugenden, weil er ſie geſteht; und ſein Eigenſinn, wenn es anders ein Eigenſinn iſt, verſpricht einer vernünftigen Frau ein wahres Glück und ein dauerhaftes Vergnügen. Kannſt Du Dir wohl mehr wünſchen, als einen Mann, der um deßwillen Herr im Hauſe ſein will, damit er Dir bei Freunden und Bedienten das Anſehen der Frau vom Hauſe behaupten kann? Wie unvernünftig handeln unſere Weiber, welche die Größe ihres Anſehen auf die Verachtung ihres Anſehens auf die Verachtung ihrer Männer bauen wollen! Der Vorwurf fällt allemal auf ſie zurück, daß ſie bei dem Verſtande, mit dem ſie ſich brüſten, keine klügere Wahl getroffen, und einen Mann genommen haben, deſſen ſie ſich ſchämen müſſen. Die Entſchuldigung, daß ſie der Eigennutz dazu gebracht hat, gilt hier nichts, oder es müßte möglich ſein, daß man einen thörichten Fehler mit einer noch größern Thorheit entſchuldigen könnte. Laß Dich das nicht abſchrecken, daß er Dir ſo deutſch heraus ſagt, wie weit er Dir den Aufwand und Staat zulaſſen will. Wäre er weniger billig, und hätte er nicht Willens, als ein ehrlicher Mann zu ſterben; ſo würde er dieſe Vorſicht nicht brauchen. Er hat Recht. Es iſt keine Thorheit abgeſchmackter, als wenn man ſich durch einen übermäßigen Aufwand denjenigen gleichſetzen will, welche ihr Stand über uns erhebt. Vornehmern werden wir lächerlich; denen, die uns gleich ſind, verächtlich; nicht einmal den Pöbel blenden wir. Verlohnt es ſich wohl der Mühe, ſein Vermögen zu verſchwenden, um den Namen einer Närrin zu erkaufen? Es iſt dieſes ein Fehler, den Weiber von demjenigen Stande, in welchen Du treten ſollſt, ſich immer vorwerfen laſſen müſſen, und immer mit Grund. Nimm ihn, liebe Tochter, gib ihm Dein Wort, ſobald Du kannſt. Das iſt mein Rath. Bloß um deßwillen verdient er Deine ganze Hochachtung und Zärtlichkeit, daß er Muth genug hat, vor den Augen der ganzen Stadt mit ſeinem alten guten Vater ſo groß zu thun, deſſen geringen Herkommens ſich vielleicht ein Anderer ſchämen würde, der nicht ſo vernünftig wäre, als Dein Liebhaber.

Wie gewiß kannſt Du ſein, daß er Dich auch im Alter noch zärtlich lieben wird, da er mitten unter den Schmeicheleien, die er Dir als Liebhaber ſagt, mit einem ſo edlen Trotze Deine Hochachtung für ſeinen Vater von Dir verlangt. Was für Liebe und Ehrfurcht kann ſich Dein Bräutigam künftig von ſeinen Söhnen verſprechen, da er ſelbſt ein ſo tugendhafter Sohn iſt! Mit einem Worte, Du biſt glücklich. Gib ihm Deine Hand. Dein Verſtand und Deine gute Aufführung verdienen dieſes Glück. Lebe wohl mit ihm! Mädchen, ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Lebe ewig wohl! Ich liebe Dich als Mutter.

Hochzuehrende Tante,

Von einer ſo liebenswürdigen Freundin konnte ich mir nichts anders, als einen ſo aufrichtigen Rath und die zärtlichſten Wünſche verſprechen. Ich habe dem Herrn R** geantwortet. Er wird, wie ich hoffe, mit meiner Erklärung, die er vom neuen ziemlich treuherzig gefordert hat, zufrieden ſein. Werde ich bei meiner Ehe glücklich, ſo werde ich es durch Sie, hochzuehrende Frau. Ich ſende Ihnen meine Antwort und zugleich einige Briefe von meinem Onkel und einigen Freundinnen mit, die ich mir zurück ausbitte. Sie lieben mich alle, ich weiß es; aber wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe theils eigennützige, theils flatterhafte Liebe von der mütterlichen Zärtlichkeit, die Sie, wertheſte Tante, gegen mich bezeigen. Ich küſſe Ihnen dafür die Hände; der Himmel laſſe mir ſie noch viele Jahre küſſen! Wie glücklich werde ich ſein, wenn ich der Fürſorge einer ſo gütigen Mutter beſtändig verſichert ſein kann! Auf künftigen Sonnabend werde ich Sie beſuchen. Vielleicht begleitet mich Herr N** zu Ihnen. Er muß Sie kennen lernen. So viel er ſich auf ſeinen alten Vater zu Gute thut, ſo ſtolz bin ich auf meine liebe Tante. Ich bin mit der kindlichſten Hochachtung

Hochzuehrende Frau,
Dero
u. ſ. w.

Liebe Baſe,

Der Antrag iſt vortheilhaft, nimm ihn immer an. Ich habe mich nach ſeinen Umſtänden erkundigt. Er ſteht gut. Wenigſtens fünfzigtauſend Thaler hat er im Vermögen, und iſt ein guter Wirth. Wenn er nur noch Pferde und Wagen abſchaffte. Er könnte alle Jahre dreihundert Thaler erſparen, thut an Kapital à fünf Procent ſechstauſend Thaler. Denke einmal an, Baſe, was das ſagen will, und zwar bei einer Handlung, wie die ſeinige, wo er das Kapital wenigſtens auf zwanzig Procent nutzen kann. Sieh, wie weit Du es bringſt. Manchmal kann eine Frau viel ſagen, wenn ſie es recht anfängt. Auf ſeine Bedienten wendet er auch zu viel; die Leute leben wie die kleinen Herren. Viel Arbeit und mäßig Futter macht gute Leute, ſagte mein ſeliger Vater immer. Nun er mag das halten, wie er will; es geht mich nichts an, und was mich nicht brennt, löſche ich nicht. Wie geſagt, nimm den Mann! Aber das ſage ich Dir, fange es klug an; es wird Dein Schade nicht ſein. Eine gute Eheſtiftung iſt das Hauptwerk. Schmiede das Eiſen, weil es warm iſt. Jetzt thut er Alles, was Du verlangſt. Wenn er Dich einmal hat, hernach mußt Du nach ſeiner Pfeife tanzen. Du wirſt mich wohl verſtehen. Ich will Dir meinen Advokaten ſchicken, der weiß, wo die Zäume hängen. Du bringſt ihm ſiebentauſend Thaler mit. Laß Du Dir dreißigtauſend Thaler dagegen vermachen. Stirbt er ohne Kinder, . . . was meinſt Du wohl, ob das geſchehen wird? Nun, albernes Mädchen, darüber mußt Du nicht roth werden; wie geſagt, ſtirbt er ohne Kinder, ſo muß das ganze Vermögen an Dich fallen, ſchlechterdings an Dich, dafür ſorge ja, denn Du biſt ſeine Frau. Was gehen Dich ſeine armen Freunde an? Der alte Vater wird doch auch nicht ewig leben, und Du kannſt hernach noch allemal thun, was Du willſt. Es iſt beſſer, ſeine Freunde ſehen Dir in die Hände, als Du ihnen. Die Zeiten werden immer ſchlimmer, ſieh Dich ja wohl vor, Steuern und Gaben ſteigen. Der Einnahme wird immer weniger; und was ſoll hernach eine arme Wittwe anfangen, wenn ihr der Mann geſtorben iſt? Die Freunde ſind alsdann immer die Schlimmſten. Wie geſagt, heirathe ihn in Gottes Namen; es iſt eine gute Partie. Mein Advokat ſoll dir noch mehr ſagen. Ich muß auf die Börſe gehen. Lebe wohl!

N. S.

Die dreißigtauſend Thaler laß Dir in feinſilbrigen Zweidritteln verſchreiben. Je ſpäter Dein Mann ſtirbt, deſto mehr thun ſie hernach; denn denn das Agio ſteigt, Gott Lob! alle Tage.

Schweſterchen,

Biſt du toll? Du wirſt doch den eigenſinnigen Mann nicht heirathen wollen? Das wird einmal ein zärtlicher Ehemann ſein, der ſchon als Liebhaber ſo deutſch von der Leber weg ſpricht, ehe er noch weiß, ob Du ihn haben willſt. Das ſtünde mir an, daß ich mir auf eine ſo gebieteriſche Art ſollte Lebensregeln vorpredigen laſſen. Es wundert mich, daß dein zärtlicher Tyrann nicht gleich das Maaß mitgeſchickt hat, wie weit dein Reifrock ſein ſoll, wenn du das Glück haſt, ſeine unterthänig gehorſamſte Frau zu werden. Alles von der Welt laſſe ich mir gefallen. Aber das mag ſich mein künftiger Mann ja nicht unterſtehen, daß er mir vorſchreiben will, was ich für Kleider tragen ſoll. Dafür iſt er mein Mann, und nicht mein Schneider. Hat er das Herz nicht, eine Frau zu ernähren, welche ſo viel braucht, als ich, ſo mag er mich nicht nehmen; oder, wenn er mich doch nimmt, ſo ſoll er ſehen, wie ich ihm den Kopf will zurecht ſetzen. Was hilft uns denn unſer Eingebrachtes? Geben wir das um deßwillen hin, daß wir die hohe Ehre haben, Frau zu werden? Sachte, vielkühner Ritter! Heut zu Tage ſpielt man die Romane anders! Ein Mädchen, das dem Manne tauſend Thaler zubringt, hat das Recht, ihm alle Jahre tauſend zu verthun. Dafür hat er auch eine Frau, die ihm Ehre macht. Soll ich mich nun deßwillen nicht ſo prächtig halten, als meine Nachbarin, damit mein Mann ehrlich bleibt? Wo kommt denn dieſe neue Weisheit her? Laß es ſein, Schweſterchen, daß der Mann zum Teufel geht und bankrott macht; was ſchadet das der Frau? Und wenn alle Gläubiger betrogen werden, ſo gewinnt doch die Frau, oder ſie muß es ſehr dumm anfangen. Aber dein Mann verliert ja ſeinen ehrlichen Namen dabei? Aber warum denn? Bei uns wohl nicht, Schweſterchen. Es iſt niemand ehrlicher, als ein muthwillig bankrotter Kaufmann, und niemand glücklicher, als ſeine Frau, die ihn dazu gebracht hat. Wie altväteriſch biſt Du! Mit einem Worte, Dein Liebhaber mag ſein, wie er will, für mich wäre er nicht. So lange ich noch nach meinem Kopfe leben kann, ſo lange mag ich noch nicht ins Zuchthaus. Thue, was Du willſt; mit meinem Willen ſollſt Du den alten Jeſus Sirach nicht heirathen. Deßwegen wollen wir nicht ſitzen bleiben; ich gebe Dir mein Wort. Für unſer Geld können wir uns einen Mann kaufen, wie wir ihn haben wollen, einen feinen geduldigen und gehorſamen Mann; das laſſe ich eher gelten. Lebe wohl und übereile Dich nicht. Ich bin deine aufrichtige Freundin ꝛc.

Jungfer Muhme,

Ihr Herzensbändiger ſcheint ein allerliebſter Pedant zu ſein. Was muß er mit ſeiner Ordnung ſagen wollen, die er ſo einförmig gehalten wiſſen will, daß ihm nicht eine Viertelſtunde verrückt wird? Der hätte ſollen einen guten Schulrektor in einem kleinen Städtchen abgeben, wo die Knaben von früh um ſechs Uhr an, bis auf den Abend um zehn Uhr, nach dem Takte der Ruthe, ſich anziehen, lernen, eſſen, trinken und ſchlafen müſſen, und das heute wie geſtern, und morgen wie heute. Unmöglich iſt es Ihr Ernſt, daß ſie dieſen ſchematiſchen Mann heirathen wollen. Verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck; mein Bruder nennte ihn ſo, und lachte erſchrecklich dazu. Es muß wohl ein artiges Wort ſein; denn mein Bruder iſt witzig, wie der Henker! Wie geſagt, Ihr Ernſt kann es unmöglich ſein, oder ſie ſollten mich ſehr dauern. Bedenken Sie einmal, was ſoll das für eine Zucht werden? Einen Tag, wie den andern, beſtändig ordentlich, das iſt ja gar unerträglich! Soll ich Ihnen einmal wahrſagen? Wollen Sie wiſſen, wie es gehen wird? Hier haben Sie Ihren Lebenslauf.

Früh um ſechs Uhr ſteht die junge Frau auf, nachdem ſie dreimal gegähnt, und zweimal die Augen gewiſcht hat. Sie zieht ſich an, und zwar gleich reinlich und ſorgfältig, damit ſie das ſeltne Glück hat, ihrem theuern Gemahle zu gefallen. Es wundert mich, liebe Jungfer Muhme, daß Ihnen Ihr Liebhaber nicht auch vorgeſchrieben hat, wie lang der Morgenſegen ſein ſoll. Wie leicht könnten Sie länger beten, als er es ausgerechnet hat, daß ſie beten ſollten! Weiter!

Um ſieben Uhr wird Thee oder Kaffee getrunken, drei, höchſtens vier Taſſen, mehr nicht, junge Frau, bei Leibe nicht mehr, daß ja die Wirthſchaft nicht in Unordnung geräth. Mit dem Schlage achte muß auch das Frühſtück verzehrt, und Alles wieder abgeräumt und an ſeinen Ort geſetzt ſein.

Um acht Uhr geht der Mann auf die Schreibſtube. Er küßt Sie zum Abſchiede und geht! Sehen Sie nun, Jungfer Muhme, darauf können

Sie alſo ſichere Rechnung machen, daß, wenn er Sie den erſten Tag früh um acht Uhr geküßt hat, ſo küßt er Sie das ganze Jahr lang früh um acht Uhr. Beträgt in einem Jahre, richtig gerechnet, dreihundert und fünf und ſechzig Küſſe zum Frühſtücke, und wenn wir ein Schaltjahr haben, noch einen Kuß mehr.

Von acht bis zwölf Uhr haben Sie Zeit, Ihre Wirthſchaft zu beſorgen, und, wie Ihr zukünftiger Eheherr ſehr tiefſinnig ſich ausdrückt, ſich der Herrſchaft in der Küche zu bemächtigen.

Um zwölf Uhr kömmt er heim. Sorgen Sie ja, daß Sie fein nach Rauche riechen und Ruß am Arme haben, damit er die gute Wirthin ſieht. Aber vor allen Dingen ſorgen Sie, daß das Eſſen mit dem zwölften Schlage auf dem Tiſche ſteht.

Bis um zwei Uhr wird gegeſſen, und wie ich hoffen will, nichts gethan, als Kaffee getrunken.

Um zwei Uhr geht er wieder an ſeine Arbeit und Sie gehen ins Bett. Denn ſo ein Barbär wird er doch nicht ſein, daß er Ihnen dieſes verwehren wollte. Schlafen koſtet ja kein Geld, und wenn Sie ſchlafen, ſo widerſprechen Sie auch nicht; zwei Hauptpunkte, die Ihr Sittenprediger ſehr einzuſchärfen ſucht! Bis um ſieben Uhr alſo thun Sie, was Ihnen gefällt, und dieſes werden wohl die einzigen Stunden ſein, wo Sie im Stande der natürlichen Freiheit leben, wie mein Bruder zu ſagen pflegt.

Um ſieben Uhr erſcheint der Herr vom Hauſe wieder, und verſichert die Frau vom Hauſe ſeiner Gunſt und geneigten Willens zuvorn.

Um acht Uhr kommt das Abendeſſen unverzüglich.

Um neun Uhr, denn ſo lange, und länger nicht, darf man bei Tiſche ſitzen, wird die Tafel aufgehoben, vielleicht gebetet, und ſodann erhebt ſich der Herr mit ſeiner huldreichen jungen Frau zum Kamine, eine Pfeiſe Tabak zu rauchen und ſie zu examiniren, wie ſie heute ihre Stunden eingetheilt hat.

Es ſchlägt zehn Uhr. Geſchwind die Pfeife ausgeklopft, ausgezogen, zu Bette gegangen, und hernach — — was weiß ich! Vermuthlich Alles nach Stunden und Minuten, damit wir ja nicht in Unordnung kommen.

Früh um ſechs Uhr wieder aufgeſtanden, und ſodann ut supra, ſpricht mein Bruder.

Nun, liebe Jungfer Muhme, wie gefällt Ihnen der Lebenslauf? So ordentlich geht die Sonne nicht auf und unter. Muß ſo ein Eheſtand nicht ſchön ſein? Aber das rathe ich Ihnen, wenn Sie einmal in die Wochen kommen ſollten, daß Sie ſich ja an die Stunde binden, die er Ihnen ſetzt; ſonſt bringen Sie ihn um alle ſeine Ordnung.

Im Ernſte, Ihr Liebhaber iſt unerträglich. Wenn Sie es gut mit ſich ſelbſt meinen, ſo flechten Sie ihm ein niedliches Körbchen, und ſchicken Sie ihn heim. Das verdient der Eigenſinn. Ich verharre

Ihre Dienerin,
ꝛc. ꝛc.

Liebe Schweſter,

Das muß ich geſtehen! So offenherzieg habe ich noch keinen Liebhaber geſehen! Eine ganz neue Mode, ſein Glück zu machen, wenn man ſeine

Fehler beichtet! Das wolle der Himmel nicht, daß das Ding unter uns Mädchen Mode werde! Was meinſt Du wohl, Schweſter, das ich zu meinem Amadis ſagen ſoll? Soll ich etwa ſprechen: »Ich »habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich ein Mädchen bin, welches einen Mann haben möchte, und »wenn er auch noch dümmer wäre, als Sie, tapfrer Amadis! Ich gebe Ihnen meine Hand, um »mich dem jungfräulichen Zwange zu entreißen, »und als Frau thun zu können, was ich will. Ich »habe den Fehler, daß ich keine Mannsperſon haſſe, »ob ich gleich nur einen auf einmal heirathe. Ich »kann nicht leiden, daß Sie mir widerſprechen, denn »Sie ſind der Mann und ich bin ein ſchwaches »Werkzeug. Ich werde Ihnen nicht mehr verthun, »als ich brauche; aber ich brauche ſehr viel, um »andern Weibern nichts nachzugeben. Ich werde »alle Tage in Geſellſchaft gehen, damit mir Ihre »beſtändige Gegenwart nicht zur Laſt wird. Sorgen Sie für Geld zum Spielen, damit Sie Ehre »von mir haben. Wenn ich erſt ſpät in der Nacht »nach Hauſe komme, ſo ſchlafen Sie nur ruhig. »Ich bin mündig und kann mir ſelbſt rathen. Für »die Wirthſchaft werden Sie ſorgen, denn Sie »ſind Herr vom Hauſe. Ich habe Sie geheirathet, »um eine Frau zu ſein, und Sie, mein Herr, haben die Ehre, daß Sie mein Mann ſind, um mich »zu ernähren; wie Sie das möglich machen, das »iſt meine Sorge nicht. Dieſes ſind meine Fehler, zärtlicher Amadis; beſinnen Sie ſich, ob Sie »dem ungeachtet ſich getrauen, mit mir glücklich »zu leben.« Wie gefällt Dir das, Schweſter? Sollte ich ſo treuherzig ſein? Ich weiß wohl, wie ich bin:

was braucht es mein Liebhaber zu wiſſen? Er wird es zeitig genug erfahren, wenn er mich am Halſe hat. Du denkſt vielleicht, Schweſter, was für ein glückliches Mädchen Du biſt, daß Du ſo einen treuherzigen Weichſeher zum Freier haſt. Glaub es nur nicht. Das ſind die ſchlimmſten, die ſich ſo aufrichtig ſtellen. Wage es einmal, wenn er Dein Mann iſt, und wirf ihm ſeine Fehler vor! »Habe ich Dir es nicht geſagt,« wird er ſprechen, »daß ich dieſen Fehler habe? Warum haſt Du mich »genommen?« Aber das iſt das Schlimmſte noch nicht. Hat Dein Mann das Herz, ſo viel Fehler von ſich ſelbſt zu ſagen: wie wird er Dir die Ohren reiben, wenn er Deine Fehler kennen lernt! Das wäre mir unerträglich. Wenn ich ſchon Frau bin und Kinder ziehe, ſoll ich da noch erſt mich ſelbſt ziehen und hofmeiſtern laſſen? Nein, Herr Mann, das laſſe er bleiben, oder es läuft nicht gut ab!

Mit einem Worte, Schweſter, überlege, was Du thuſt, und mache Dich nicht ohne Noth unglücklich. Lebe wohl!

Liebe Jungfer Gevatterin,

Ich weiß nicht, was ich Ihnen rathen ſoll. So viel iſt gewiß, ich möchte lieber des Herrn N** Vater oder Bedienter ſein, als ſeine Frau. Er verlangt von Ihnen gar zu viel, gewiß gar zu viel. Mein ſeliger Mann, tröſte ihn Gott! hätte mir ſo kommen ſollen, wie Ihnen Ihr Liebhaber begegnet; mit Füßen hätte ich ihn getreten, den

Hund! Es kann unmöglich ein gutes Ende nehmen, da er ſchon ſo früh anfängt, die Klauen ſehen zu laſſen. Das wolle der Himmel nicht, was ſoll daraus werden! Wir armen Weiber! Wir haben die ganze Wirthſchaft und die Kinder auf dem Halſe, wenn unſere Männer aus dem Hauſe gehen und vornehmen, was ſie wollen. Sollen wir nicht zu Hauſe unſern Willen haben, da wir ohnedem halbe Sklavinnen ſind? Ueberlegen Sie es wohl, Jungfer Gevatterin; bei Ihren Jahren und bei Ihrem Gelde können Sie allemal wählen, wie Sie wollen. Der junge Herr P** wird außer ſich ſein, wenn er es erfährt. Sie können es nicht verantworten, daß Sie dem armen P** beſtändig ſo ſpröde begegnet ſind. Verſtand hat er freilich nicht, aber deſto beſſer für ſeine künftige Frau. Hat er doch Geld, und wenn der Vater ſtirbt, ſo will er Baron werden, und den Pfefferkram aufgeben. Denken Sie einmal! Frau Baronin! Gnädige Frau Baronin! Wie das klingt! Und wenn Sie den Herrn R*** heirathen, ſo heißt es Frau R*** ſchlechtweg, und wenn es hoch kömmt, ſo kommt eine Frau Commerzienräthin heraus. Wie geſagt, übereilen Sie ſich nicht. Es wäre ewig Schade um Sie. Ich bin ꝛc.

N. S.

Wiſſen Sie denn auch, daß Ihr Herr R** ſchon vierzig Jahre alt iſt?

Mademoiſelle,

Ich habe neulich vergeſſen, Ihnen noch einen Fehler von mir zu ſagen. Es iſt dieſer, daß ich ſehr ungeduldig liebe, wenn ich liebe; und daß ich ſehr unruhig bin, wenn ich in vierzehn Tagen die Erklärung noch nicht erhalten kann, die ich mir binnen acht Tagen ausgebeten. Haben Sie die Güte, melden Sie mir Ihre Entſchließung. Auf der Welt wünſche ich mir nichts ſo ſehr, als Ihre Gegenliebe. Ich werde vielleicht untröſtlich ſein, wenn Sie mir eine abſchlägige Antwort geben; aber ich ſchätze Sie zu hoch, als daß ich Ihnen den geringſten Zwang anthun ſollte. Erklären Sie ſich frei. Bin ich unglücklich genug, Sie nicht zur Frau zu bekommen; ſo laſſen Sie mir wenigſtens die Hoffnung, daß Sie mich für Ihren Freund annehmen wollen. Ich werde das ewig ſein und mich aufrichtig freuen, wenn es Ihnen allezeit ſo wohl gehe, als es Ihre Tugend verdient. Ich bin

der Ihrige.
M**

Mein Herr,

Vielleicht würde ich Ihnen geſchwinder geantwortet haben, wenn ich nicht ſo viel Hochachtung für Sie hätte. Ich habe Zeit gebraucht, um zu überlegen, ob ich das Zutrauen verdiene, welches Sie gegen mich äußern. Der Rath meiner nächſten Anverwandten ſchien mir in einer ſo wichtigen Sache nöthig zu ſein. Eine unvorſichtige Entſchließung würde vielleicht der erſte Fehler geweſen ſein, den Sie an mir billig zu tadeln gefunden hätten. Diejenigen von meinen Freunden, auf deren Einſicht ich mich verlaſſen kann, verſichern mir ſo viel

Gutes von Ihnen, mein Herr, daß ich mich nicht länger bedenken darf, Ihnen meine Hand anzubieten. Ich thue es mit der Empfindung einer Perſon, welche wünſcht, durch Ihre Liebe glücklich und Ihrer Zuneigung immer würdiger zu werden. Ich bin ꝛc.

»Ich hoffe, ich will mich mit der Erfahrung ſchützen, wenn ich behaupte, daß viele aus Neigung lieben, aber aus Eigennutz heirathen. Wenigſtens haben diejenigen kein Recht, mir zu widerſprechen, welche ſich mit einem Frauenzimmer verbinden, die, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ihre Großmutter ſein könnte. Dieſe Liebhaber der Alterthümer gewinnen in der That ſehr viel, wenn man ihnen Schuld gibt, daß ihre Verbindungen aus Eigennutz geſchehen. Wäre dieſes nicht, ſo würde man ſie gar für närriſch halten; und ich glaube, nach der Art, wie die heutige Welt denkt, iſt es immer rühmlicher, eigennützig, als närriſch zu ſein. Ich bin alſo nicht wider dieſe Art der Ehen. Dieſes ſcheint mir unleidlich zu ſein, daß man dergleichen Frauenzimmern, welche ohnedem ihr Alter abergläubiſch macht, ſo viel von Liebe und zärtlichen Empfindungen vorſchwatzt. Es iſt unbillig, ihre Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen. Ich will ein Formular geben, wie man in dergleichen Fällen freien möchte. Ein Jeder, der es braucht, wird es nach ſeinen Umſtänden zu verändern wiſſen. In der Hauptſache werden wir immer einig ſein, wenn wir anders aufrichtig ſein wollen.«

Madame,

Da ich nur fünf und zwanzig Jahre alt bin, und Sie geſtern in Ihr ſieben und ſechzigſtes getreten ſind; ſo wird mich die ganze Welt für einen Narren halten, wenn man erfähret, daß ich mich habe überwinden können, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe, und Sie um Ihre Gegenliebe bitte. Wäre ich einer von den jungen leichtſinnigen Menſchen, welche auf weiter nichts ſehen, als auf die Jahre und auf ein friſches blühendes Geſicht, ſo würde ich mir ſelbſt dieſen Vorwurf der Thorheit machen. Aber, nein, Madame, meine Liebe iſt gründlicher und ernſthafter. Außer dem, daß Sie, ungeachtet Ihrer Jahre, noch immer das muntre und friſche Weſen beibehalten, das Sie in vorigen Zeiten ſchön und reizend gemacht haben mag; ſo beſitzen Sie gewiſſe Vorzüge, Madame, die Ihren Werth unendlich erhöhen. Jedes Jahr, das Sie zu alt ſind, können Sie mit tauſend Thalern abkaufen; und Sie kommen mir bei dieſer Rechnung kaum als ein Mädchen von ſechzehn Jahren vor. Ich ſchwöre Ihnen alſo bei Ihrem Gelde, und Allem, was mir ehrwürdig iſt, daß ich Sie und Ihre Vorzüge aufs heftigſte liebe. Entſchließen Sie ſich, die Meinige zu ſein. Ich glaube, Sie werden bei Ihren Umſtänden mehr nicht von mir verlangen, als Ehrfurcht und Geduld. Dieſe verſpreche ich Ihnen. Da Sie ſo vernünftig ſind, Madame, ſo traue ich Ihnen zu, daß Sie meine Geduld nicht mißbrauchen, und zum längſten in ſechs Jahren Anſtalt machen werden, mich in die Umſtände zu ſetzen, daß ich den ſchmerzlichen Verluſt einer ſo ehrwürdigen Frau als ein betrübter Wittwer zwei Monate lang beweinen, und ſodann durch Hülfe Ihres Geldes mir ein junges Mädchen wählen kann, in deren Armen ich dasjenige empfinde, was ich jetzt nicht fühle, und welche mich vergeſſen läßt, daß ich mir die Gewalt angethan habe, zu ſein,

Madame,

der Ihrige.

»Ich habe mich ſchon oben erklärt, in wie weit »ich es entſchuldige, wenn junge Mannsperſonen »alte Weiber heirathen. Lächerlich ſind ſie mir »immer, das kann ich nicht läugnen. Sind ſie »aber nur mit ihrem guten Vortheile lächerlich, »und machen Sie nur Anſtalt, daß ihre bejahrten »Schönen ſich zu rechter Zeit abführen; ſo werden »ſie etwas haben, womit ſie ſich über die Spöttereien der Welt tröſten können. Sie kommen mir »wie diejenigen vor, die vor dem alten Bilde einer »Heiligen knien, das ſchon ihr Großvater angebetet hat. Werden ſie erhört, ſo iſt es ſchon genug; nur darf dieſe Andacht nicht zu lange dauern. »Oft fehlen wir in unſerer Hoffnung, und alsdann »iſt das Unglück nicht zu überſehen. Ich habe einen »Freund, welchen ſeine Schulden nöthigten, auf »dieſe verzweifelte Art zärtlich zu thun. Er hat »ſein Unglück zwanzig Jahre mit ziemlicher Gelaſſenheit ertragen. Schon dreimal hat er Alles eingekauft, was zur Trauer eines Wittwers gehört, »und dreimal hat ſich ſeine fünf und ſiebenzigjährige Phyllis entſchloſſen, wieder geſund zu wer-

»den und vom neuen aufzuleben. Er hat mich »gebeten, nachſtehenden Brief bekannt zu machen, »damit er ſich bei denen entſchuldige, welche ihm »die ungleiche Heirath mit einer fünf und fünfzigjährigen Wittwe ehedem als eine Thorheit haben »auslegen wollen.

»Er wünſcht, daß ſich Andere an ſeinem Exempel ſpiegeln und ſich auf die Sorgfalt der Aerzte »nicht zu ſehr verlaſſen mögen, welche nicht allemal im Stande ſind, einen Körper zu tödten, »bei dem die Liebe alle heilſame Arzneien entkräftet. Hier iſt der Brief, welcher der Grund zu »ſeinem Unglücke war. Kann man wohl ſo unempfindlich ſein, und ſolchen Reizungen widerſtehen?«

Mein Herr,

Ich weiß in der That nicht mit Ge[illegible]eit zu ſagen, wie alt ich eigentlich bin. Nach meinem Taufſcheine bin ich etliche und fünfzig Jahre. Ich kann mir aber nicht anders einbilden, als daß ſich der Küſter verſchrieben haben muß: denn nach meinen Kräften, nach der Begierde, die Welt zu genießen, und nach dem Verlangen, Ihnen, mein Herr, zu gefallen, nach allen dieſen Umſtänden zu urtheilen, bin ich unmöglich älter, als dreißig, höchſtens ſechs und dreißig Jahre. Ich bin auf dem letzten Balle ungemein mit Ihnen zufrieden geweſen. Sie haben bei Ihren zwanzig Jahren etwas ſo Geſetztes und Männliches, welches alle meine Aufmerkſamkeit verdient. Die andern jungen Herren flatterten um die Mädchen herum, die weder zum Lieben noch zum Tändeln alt genug, und viel zu jung ſind, vernünftig mit ſich reden zu laſſen. Ich werde es ewig nicht vergeſſen, mit welcher Achtung Sie mir den ganzen Abend hindurch begegneten. Ich war die Erſte, die Sie zum Tanze aufforderten, und ich glaube, mich nicht zu irren, wenn ich Sie verſichere, daß ich bei aller Ihrer Beſcheidenheit die loſe Sprache Ihrer Augen verſtanden, und Ihr ganzes Herz geſehen habe, als Sie mir die Hand zum erſtenmale küßten. Faſt ſind Sie noch ein wenig zu furchtſam. Ich will Ihrer Schüchternheit auf dem halben Wege entgegenkommen. Ich will Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe. Urtheilen Sie, wie jung mein Herz ſein muß, da es mit dem Ihrigen einerlei fühlt. Wie glücklich werde ich ſein, wenn ich bei einer genauern Verbindung mit Ihnen mich wegen derjenigen Jahre ſchadlos halten kann, in denen ich an der Seite eines abgelebten närriſchen Mannes ganz troſtlos ſeufzen müſſen. Meine Aeltern zwangen mich, ihn zu heirathen, weil er Vermögen hatte; ich konnte ihn aber, aller Bemühungen ungeachtet, dahin nicht bringen, daß er ſeines Lebens überdrüßig geworden wäre. Dreißig Jahre, können Sie es wohl glauben? dreißig Jahre lebte er noch, und nur mir zum Troß iſt er nicht eher, als vor fünf Jahren, geſtorben. Ich bin ganz frei, und beſitze, außer einem zärtlichem Herzen, Geld genug, Sie glücklich zu machen. Wollen Sie meine Hand annehmen? Hier iſt ſie. Es kommt auf Sie an, wie viel Sie verlangen, ſich einen Rang zu kaufen, und eine anſtändige Equipage anzuſchaffen. Mit wem ich mein Herz theile, mit dem theile ich auch mein Vermögen. Mit der Zeit ſoll beides ganz Ihre ſein. Wären Sie weniger blöde, ſo würde ich mehr behutſam ſein, Ihnen meine Empfindungen zu entdecken. Ihre Liebe iſt mir unſchätzbar; wie groß wird das Vergnügen noch alsdann ſein, wenn künftig einmal, der Himmel gebe, ſo ſpät, als möglich, die Zeiten kommen, die uns bei einem herannahenden Alter nöthigen, unſere Liebe in eine ernſthafte Freundſchaft zu verwandeln! Ich brenne vor Verlangen, Ihre Entſchließung aus Ihrem Munde zu hören. Ich werde auf den Abend zu Hauſe ſein. Wie jugendlich ſchlägt mein Herz, da ich dieſes ſchreibe! Ich zittere, aber nur vor Vergnügen zittere ich. Wie entzückend wird der Augenblick ſein... Nein, mein Herr, mehr kann ich nicht ſagen. Beinah vergeſſe ich, daß ich ein Frauenzimmer bin. Mit einem Worte, ich liebe Sie. Preſſen Sie mir kein offenherzigeres Bekenntniß ab. Ich liebe Sie, und bin ganz

die Ihrige.

»Die Menſchen ſind ſo ſinnreich, daß ſie oft ihren größten Thorheiten einen frommen Auſtrich zu geben wiſſen. Bis auf die übereilten Ehen erſtreckt ſich dieſe Art der Andacht. Viele heirathen, ohne zu überlegen, ob ſie im Stande ſind, den unentbehrlichen Aufwand zu beſtreiten, welchen eine Wirthſchaft erfordert. Sie ſehen die Noth voraus, in die ſie ſich und die Ihrigen ſtürzen; ſie können aber der Liebe nicht widerſtehen. Und weil ſie in andern Handlungen vernünftig genug ſind, nichts Unbeſonnenes zu unternehmen; ſo ſuchen ſie ſich zu bereden, daß diejenige Thorheit, zu welcher ſie ſich jetzt anſchicken, eine Art von guten Werken ſei, wo ſie ihr chriſtliches Vertrauen auf die göttliche Vorſorge an den Tag legen, und den Himmel, ſo zu ſagen, bei ſeinem Verſprechen feſthalten wollen, damit er Anſtalt mache, ſie zu ernähren. Sie beten, und beten vielleicht andächtig; aber auch eine Thorheit, die man mit Gebet anfängt, bleibt dennoch eine Thorheit, und zieht oft die unglücklichſten Folgen nach ſich, welche in dem gegenwärtigen Falle deſto empfindlicher ſind, je weniger wir uns vorwerfen wollen, daß die Schuld unſer ſei. Wir wollen den Himmel zur Verantwortung ziehen. Wie leicht wird uns das Herz, wenn wir Jemand finden,

»dem wir unſere Uebereilung Schuld geben können! »Ein leichtſinniger Thor flucht auf das Schickſal; »ein frommer Thor ſeufzt über den Himmel. Beide »ſind Thoren!

»Da dieſe unvorſichtigen Verbindungen nicht ungewöhnlich ſind; ſo werden ſich vielleicht Leſer finden, welche ſich nachſtehende zwei Briefe zu Nutze »machen können.«

Mademoiſelle,

Ich habe einige Jahre her das Vergnügen gehabt, durch einen öftern Umgang den Werth Ihrer Tugenden und die Vortrefflichkeit Ihrer Gemüthsart kennen zu lernen. Da ich und Sie über die erſten Jahre weg ſind, in denen man die Empfindungen der Liebe gar leicht einer flüchtigen Uebereilung Schuld gibt; ſo kann ichs wagen, Ihnen meine Zärtlichkeit zu entdecken und Sie zu verſichern, daß ich es für mein größtes Glück in der Welt halte, der Ihrige zu ſein; und daß ich dieſes mit einer ſo reifen Ueberlegung ſchreibe, daß ich überzeugt bin, dieſes Glück wird mir nach vielen ſpäten Jahren noch eben ſo ſchätzbar ſein, als es mir jetzt iſt. Was für ein Himmel muß ein Eheſtand ſein, wo ſich die Liebe auf Tugend gründet, und wo man ſich von beiden Theilen Mühe gibt, die Hochachtung gegen einander immer neu zu erhalten, und täglich zu vermehren! Dieſe ſeltene Glückſeligkeit kann ich mir von Niemanden in der Welt verſprechen, als von Ihnen, Mademoiſelle; und ich meines Orts müßte aller Empfindungen der Menſchheit unwürdig ſein, wenn ich das Geringſte verſäumen wollte, Ihre Glückſeligkeit eben ſo vollkommen zu machen, als ich die meinige zu ſehen wünſche. Kann ich hoffen, in meinen Wünſchen glücklich zu ſein? Das macht mir keine Sorge, daß mein Amt ſehr wenig einträglich iſt; daß Sie ſelbſt kein Vermögen beſitzen; und daß ich keine ſo nahe Hoffnung vor mir ſehe, wie dieſem Mangel der zeitlichen Glücksumſtände abzuhelfen ſein möchte. Es kann nicht fehlen, eine ſo tugendhafte Liebe, wie die unſrige iſt, läßt der Himmel nicht unbelohnt. Er wird uns Wege zu unſerer Verbeſſerung zeigen, die wir als einen Segen unſerer vernünftigen Abſichten anſehen können. Geſetzt aber auch, unſere Umſtände verbeſſerten ſich nicht; geſetzt, wir lebten kümmerlich: o wie viel haben wir vor tauſend Familien voraus, da uns unſere aufrichtige und zärtliche Liebe nicht Zeit läßt, an unſern Mangel zu denken! Ich wenigſtens, Mademoiſelle, ich getraue mir, bei Waſſer und Brod der vergnügteſte Ehemann zu bleiben, wenn ich das Glück habe, der Ihrige zu ſein.

Antwort.

Nein, wahrhaftig nein, mein Herr, das iſt meine Religion nicht. So hoch ich Sie ſchätze, und ſo lieb ich Sie als einen meiner beſten Freunde habe: ſo wenig kann ich mich entſchließen, als Frau im Namen Gottes mit Ihnen zu hungern. Glauben Sie mir, es geſchieht nicht aus Leichtſinn, daß ich ſo ſchreibe. Sie kennen mich. So lebhaft ich bin, ſo ernſthaft bin ich auch, wenn ich an eine Verbindung denke, deren Folgen ſo wichtig ſind. Ich bin überzeugt, daß Sie der rechtſchaffenſte Mann von der Welt ſind, daß Sie mich aufrichtig lieben, daß Sie Alles daran wagen würden, mich glücklich zu machen; daß unſer Eheſtand ein wahres Muſter einer vernünftigen Ehe ſein würde; das Alles weiß ich. Aber, mein Herr, aus Hochachtung gegen Sie, aus wahrer Freundſchaft, verſtehen Sie mich wohl, aus bloßer Liebe zu Ihnen, mag ich Sie nicht zum Manne haben. Glauben Sie denn, daß unſer Eheſtand nur vier und zwanzig Stunden dauern ſoll? Und glauben Sie denn, wenn man vier und zwanzig Stunden Waſſer und Brod gegeſſen hat, daß man ſich nicht ein wenig Fleiſch und Zukoſt wünſcht? Bei einem leeren Magen kann ſichs unmöglich lange zärtlich lieben. Stellen Sie ſich einmal vor, daß wir in chriſtlichem Vertrauen auf die Vorſorge des Himmels Mann und Weib ſind; daß Sie an dieſem Ende der Stube ſitzen, und ich an dem andern; daß Sie nichts zu eſſen haben, und daß mich hungert; daß ich aus Liebe zu Ihnen recht ſatt thue, und daß Sie aus zärtlicher Gegenliebe den Kopf traurig ſtützen und unruhig nachdenken, wo Sie etwas zu eſſen für Ihre verhungerte Hälfte, für Ihr anderes Ich hernehmen ſollen: was für ein Himmel der Ehe wird dieſes ſein? Je mehr wir einander lieben, je bekümmerter müſſen wir ſein, wenn wir ſehen, daß es uns an den unentbehrlichſten Nothwendigkeiten fehlt. Wiſſen Sie wohl, was ich thun würde, wenn Sie alsdann mein Mann wären? Ich würde mir die äußerſte Gewalt anthun, mich alle Mittage um zwölf Uhr mit Ihnen zu zanken, mich bis aufs Schlagen mit Ihnen zu zanken, und Sie ſo lange zu reizen, bis Sie im Zorne zu mir ſprächen: »Da, verhungre Beſtie!« Wie ruhig wäre meine Liebe gegen Sie, wenn Sie alsdann meine Noth nicht fühlten, wenn Sie vor Aergerniß vergäßen, daß Ihre liebe Frau nichts zu eſſen hätte, wenn ich den Kummer, unſern Mangel zu empfinden, ganz allein litte! Was wollen wir uns unſer Leben ſo ſchwer machen! Der Himmel will uns Alle ernähren, es iſt wahr; aber das verſprach der Himmel zu der Zeit, da wir noch nicht ſo viel brauchten, wie jetzt, und da die Eitelkeit der Menſchen viel tauſend unnöthige Dinge noch nicht erſonnen hatte, die in der Welt, worin wir nun ſind, ganz unentbehrliche Dinge geworden ſind. Noch Eins fällt mir ein. Können wir durch unſere übereilte Zuverſicht nicht Andere auch unglücklich machen? Als ein unverheirathetes Frauenzimmer ſollte ich zwar zu blöde ſein, dieſes zu ſagen; aber aus Furcht, zu hungern, ſage ich Alles, was mir einfällt. Mit einem Worte, ich glaube gewiß, daß es eine Art der Grauſamkeit ſei, wenn junge Leute ſich verheirathen, ohne zu wiſſen, wie ſie ihren Nachkommen den nothdürftigen Unterhalt und die nöthige Erziehung geben ſollen. Damit wir einander recht zärtlich und exemplariſch lieben können, ſollen deßwegen unſere armen Kinder verhungern, oder dem Vaterlande zur Laſt ſein? Wiſſen Sie was? Sie für ſich haben zu leben, ich für mich auch; aber beide zuſammen haben wir kein Brod. Wir wollen leben, wie bisher. Ich liebe Sie als einen vernünftigen und rechtſchaffenen Freund, und Sie lieben mich als Ihre Freundin. Dabei ſoll es bleiben, und wir wollen niemals eher zuſammenkommen, bis wir zu Hauſe uns ſatt gegeſſen haben. Unſer Umgang wird immer vergnügt, immer tugendhaft bleiben, und wir werden den dauerhaften Vortheil haben, daß wir bei unſerer Freundſchaft nicht unruhig ſind. Sind Sie mit meiner Antwort zufrieden? Wie-ſchwer wird es mir, eine Sache auszuſchlagen, die ich bei andern Umſtänden für mein größtes Glück halten würde! Leben Sie wohl!

»Da die Natur allen Thieren den Trieb zu lieben eingepflanzt hat, ſo fühlen ihn auch die Pedanten, und oft fühlen dieſe ihn mehr, als vernünftige Geſchöpfe, weil man aus der Zergliederungskunſt will wahrgenommen haben, daß diejenigen Kreaturen am brünſtigſten ſind, die am wenigſten denken. Ich will meinen Leſern eine Art von dergleichen Seufzern mittheilen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie alle ſo beantwortet würden, wie ich dieſen beantwortet habe. Auf dieſe Art würde ſich das ſchmutzige Geſchlecht der Pedanten weniger vermehren.«

Hochzuehrende und werthgeſchätzte Jungfrau!

Wenn ich Ihnen ſage, daß die Sonne zum Erwärmen, der Vogel zum Fliegen, und der Menſch zum Lieben erſchaffen iſt; ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, von der der wilde Scythe ſo ſehr, als der vernünftig denkende Grieche, überzeugt war. **Amor omnibus idem!** (Alles liebt). Die weiſe Natur hat dem Menſchen einen Trieb eingepflanzt, welchen er Liebe nennt, und der auf die Vermehrung ſeines Geſchlechts abzielt. Ohne dieſen Trieb würden die großen Abſichten der mütterlichen Natur nicht beſtehen, und die Welt würde in ihr erſtes Chaos zurückfallen, wenn die Menſchen nicht liebten.

Ich, hochzuehrende und werthgeſchätzte Jungfrau, ich, der ich ein kleiner Theil dieſes Ganzen bin, ich fühle dieſe Triebe der Natur mehr als jemals, da ich das Glück gehabt, Sie kennen zu lernen. Ich halte es für meine Pflicht, dieſer Stimme zu folgen. Sie würden rebelliſch ſein, wenn Sie dieſen Trieben der Natur ſich widerſetzen, und nichts fühlen wollten, da Sie doch zu eben dieſen großen Abſichten ſo fühlbar geboren ſind.

Laſſen Sie uns denn, werthgeſchätzte Jungfrau, dieſe Triebe vereinigen, und, ſo viel an uns iſt, hindern, daß die Welt nicht zur Wüſte werde.

Sie heißen Dorothea, denn Sie ſind eine wahre Gottesgabe; und da ich Theodor heiße, ſo wird es überflüßig ſein, zu beweiſen, daß wir beide für einander geſchaffen zu ſein ſcheinen.

Jener malte eine Sonnenblume mit der Ueberſchrift:

Sequitur suum!

Wie dieſer iſt die Sonne,
So biſt du meine Wonne!

anzudeuten, daß ein Verliebter niemals ſeinen geliebten Gegenſtand aus den Augen laſſe, ſondern ſich, gleich einer Sonnenblume, nach demſelben beſtändig wende und kehre. Glauben Sie, hochzuehrende Jungfrau, daß ich niemals meine eheliche Pflicht aus den Augen laſſen, ſondern mit unverwandten Augen nach Ihnen, wie ein Schiffer nach dem Polarſterne, ſehen, und mir Mühe geben werde, Ihnen durch meinen Wandel ad oculos zu demonſtriren, daß ich bis zu dem letzten Hauche des Lebens, ja wo möglich, noch länger, voll Hochachtung, Liebe und Ergebenheit ſei,

Hochzuehrende und werthgeſchätzte Jungfrau,
Meiner hochzuehrenden und werthgeſchätzten
Jungfrau,
gehorſamſter und ehrendienſtwilliger
N.

Antwort.

Mein Herr,

Es iſt ein großer Fehler von meinen Aeltern, daß ſie mich haben Dorothea nennen laſſen. Weil ich aber auch Johanna und Sie Kaſpar heißen; ſo mache ich mir ein Gewiſſen daraus, die Natur in ihrer Ordnung zu ſtören, und mit Ihnen ein Bündniß einzugehen, welches mir nicht den großen Abſichten der mütterlichen Natur gemäß zu ſein ſcheint. Ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn Sie ein vernünftig denkender Grieche wären, und ich eine wilde Scythin; ſo viel aber weiß ich, daß ich es lieber zufrieden bin, wenn die Welt in ihr erſtes Chaos zurückfällt, als wenn ich mich, gleich einer Sonnenblume, nach Ihnen wenden und kehren ſoll. Jene malte einen kleinen Korb, mit der Ueberſchrift:

Mein Herr,

Ihre Dienerin.

»Unter tauſend glücklichen Vorzügen, die der Bauer vor vielen Vornehmen genießt, iſt auch dieſer, daß er meiſtentheils vernünftig, vorſichtig und uneigennützig liebt. Es iſt wahr, er fängt gemeiniglich da in der Liebe an, wo wir aufhören; aber dieſes iſt ein neuer Vorzug für ihn; und wenn er weniger ſeufzt, ſo iſt er auch weniger lächerlich. Er überlegt, ob er eine Frau ernähren kann. Er ſucht ſich eine Frau, die ihm in ſeiner Nahrung helfen ſoll. Er ſorgt, daß ſeine Kinder geſund und arbeitſam erzogen werden. Ein wenig Eiferſucht erhält die Liebe neu und lebhaft; und auch dieſes Vergnügen fehlt dem Bauer nicht. Zur Abwechſelung will ich ein Paar Briefe einrücken, welche zeigen, wie unſchuldig man in den Hütten liebt.«

Grethe,

Du biſt ein flinkes Menſch. Ich habe es in der Heuernte geſehen, wie dir die Arbeit friſch von der Fauſt ging. So eine Frau möchte ich haben! Willſt du mich, ſo ſchlag ein! Ich habe ein bezahltes Häuschen, fünfzig Gulden baar Geld, und der gnädige Herr iſt mir auf ein ganzes Jahr Arbeiteslohn ſchuldig. Er wird mich ſchon bezahlen, wenn er Geld kriegt. Wir wollen uns redlich und ehrlich nähren, und für unſere Kinder wird ſich auch Brod finden, wenn ſie arbeiten lernen. Was meinſt Du, Grethe? Nimm mich, ich bin Dir gut! Thue mir nicht ſo ſchön mit Nachbars Chriſteln. Stecke den Brief nur hinter den Backofen, ich will ihn ſchon finden. Ich bin Dir recht gut.

Hans,

Je nun, nun! Kann ich Dich doch wohl nehmen, wenn ich Dir gut genug bin. Wir wollen beten und arbeiten, und es wird ſchon gehen. Für die Kinder iſt mir nicht leid; armer Leute Kinder brauchen nicht viel. Ich kriege von meiner Mutter noch zwanzig Gulden raus, und ein Ehrenkleid. Sonſt habe ich nichts. Ein neues rothes Mieder habe ich noch mit weißen Knöpfen, und einen gehenkelten Thaler. Wir wollen einander in Gottes Namen nehmen. Brod wollen wir wohl verdienen. Ich ſcheue die Arbeit nicht. Geh mir doch mit Deinem Chriſtel! Ich habe ſeit dem Pfingſtbiere nicht mit ihm geredt. Du ſchierſt mich nur. Sage ich Dir doch auch nichts von der großen Hofmagd. Du kannſt mit meiner Mutter reden. Ich muß auf die Fröhne. Rede nur mit der Mutter!

»Es gibt gewiſſe Vorurtheile, welche durch die »Zeit und Gewohnheit dergeſtalt gerechtfertigt worden ſind, daß es eine Nothwendigkeit iſt, ſich »ihnen zu unterwerfen, und daß man von denſelben nicht abgehen kann, ohne ſich den Urtheilen der »Welt und vielen daraus erwachſenden Verdrüßlichkeiten bloszuſtellen. Dieſe privilegirten Vorurtheile äußern ſich nirgends ſtärker, als bei den »Ehen, wenn eine von den beiden Perſonen ſich »unter ihren Stand verheirathet. Dieſe Ungleichheit des Standes iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, da »gemeiniglich ein Jeder glaubt, er ſei beſſer, als ſein »Nachbar. Ein reicher Bauer, der die Tochter eines »armen Taglöhners freit, wird das ganze Dorf »und alle Bauernpatrizier wider ſich aufbringen. »Die Bürger machen unter ſich eine unendliche »Abtheilung der Grade ihres Standes, und ſind »ganz troſtlos, wenn Einer von ihnen dieſe willkürliche Rangordnung übertritt. Bei Niemand »fällt es mehr in die Augen, als bei dem Adel. »Und dieſer hat, meines Erachtens, auch noch das «meiſte Recht, wider ſolche ungleiche Heirathen «zu eifern, da mit dem Adel verſchiedene weſentliche Vorzüge verbunden ſind, welche durch dergleichen Verbindungen entweder ganz wegfallen, »oder doch Verwirrungen machen müſſen, wenn »man ſich derſelben, dieſem ungeachtet, ferner an-

»maßen will. Die Exempel ſind ſo gar häufig nicht,
»daß ein reicher Bürger ſich mit einem armen
»Fräulein verbindet. Es iſt nicht zu läugnen, daß
»dergleichen Ehen oft auf beiden Theilen vergnügt
»und glücklich ausſchlagen; und dennoch glaube ich,
»daß beide Theile viel dabei wagen. Sind die
»zärtlichen Monate des Eheſtandes vorbei, ſo kann
»es leicht geſchehen, daß den Mann eine Wahl
»gereut, durch welche ſeine Reichthümer nicht ver-
»mehrt worden ſind. Seine Frau aber muß ſehr
»vernünftig und billig ſein, wenn ihr nicht von
»Zeit zu Zeit der Rang ihrer Vorfahren und der
»demüthigende Gedanke einfallen ſoll, daß die Vor-
»würfe ihrer Verwandten gegründet ſind. Ich will
»Gelegenheit nehmen, dieſes in nachfolgenden zwei
»Briefen weiter auszuführen.«

Gnädiges Fräulein,

Die Gelegenheit, die ich ſeit zwei Jahren gehabt, Sie kennen zu lernen, und durch einen täglichen Umgang Ihre Vorzüge und Tugenden einzuſehen, macht mich ſo dreiſt, Ihnen eine Erklärung zu thun, die Sie ſich vielleicht jetzt am wenigſten vermuthen. Sie betrifft die Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und das Verlangen, das ich habe, durch die Erlaubniß, Sie zu lieben, und ewig der Ihrige zu ſein, glücklich zu werden. Ich weiß die Einwürfe, gnädiges Fräulein, die Sie machen können, und die ich gewiß befürchten müßte, wenn ich von Ihrer billigen Denkungsart nicht beſſer überzeugt wäre.

Die Verbindung eines Fräuleins mit einem aus bürgerlichem Stande wird nur denjenigen übereilt vorkommen, welche von meiner zärtlichen Achtung für Ihre Perſon und von Ihrer Einſicht, die Sie über die kleinen Vorurtheile der Welt erhebt, unrechte Begriffe haben. Meine Vorfahren haben immer den Ruhm gehabt, ehrliche Leute zu ſein. Sie waren in der Stadt, wo ſie wohnten, von einigem Anſehen. Sie ſind zwar alle nur Bürger geweſen, aber tugendhafte Männer, und ich darf mich keines einzigen ſchämen. Das Glück, welches meinem Vater in der Handlung zufiel, brachte ihm die Bekanntſchaft und das Vertrauen der größten Familien zuwege. Ich bin der einzige Erbe ſeines hinterlaſſenen Vermögens, welches mir überflüſſige Gelegenheit verſchafft, auf eine bequeme und ſehr anſtändige Art zu leben. Was mir noch an meinem zeitlichen Glücke mangelt, iſt der Beſitz einer ſo vernünftigen und tugendhaften Perſon, als Sie ſind, gnädiges Fräulein. Da Sie weder Aeltern noch nahe Anverwandte haben; ſo beruht mein Glück bloß auf Ihrer Wahl und auf Ihrem Ausſpruch. Darf ich hoffen? Wird es Ihnen ſchwer fallen, denjenigen glücklich zu machen, der es ohne Sie nicht ſein kann? Verlangen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mir die adeligen Vorzüge, welche die Natur meinen Voreltern verſagt hat, durch Geld verſchaffen ſoll? Aber werde ich Sie deßwegen aufrichtiger lieben, als es jetzt geſchieht? Werde ich, da Sie ſo billig ſind, in Ihren Augen mehr Verdienſte erlangen? Ich glaube keins von Beidem. Verlangen Sie es ſchlechterdings, ſo will ichs thun; aber ich geſtehe es, ich thue es ungern. Nicht darum, daß ich es denjenigen übel auslege, welche es für nöthig hielten, ſich in den Adel ein=

zukaufen; keineswegs. Es gibt Fälle, wo der Adel eine Belohnung auch für bürgerliche Tugenden iſt; und ſie iſt nöthig, auch Andre aufzumuntern, ſich um ihr Vaterland verdient zu machen. Ich, gnädiges Fräulein, ich habe um mein Vaterland keine Verdienſte weiter, als ein redliches Herz und die Reichthümer meiner Aeltern. Auf das erſte bin ich ſtolz; aber eine ſo allgemeine Pflicht, als dieſe iſt, redlich zu ſein, gibt uns noch kein Recht, eine ſo wichtige Belohnung, als die Erhebung in den Adelſtand iſt, dafür zu fordern. Auf meinen Reichthum hingegen habe ich gar nicht Urſache, ſtolz zu ſein. Es iſt ein Glück, das der nichtswürdigſte Menſch erlangt haben würde, wenn er meines Vaters einziger Sohn geweſen wäre. Kann ichs alſo wohl wagen, mich unter den Adel zu drängen, ohne den Vorwurf zu verdienen, der denen, die zu dieſer vorzüglichen Würde gelangen, gemeiniglich, und nur zuweilen ohne Grund, gemacht wird? Die vom Adel, welche vernünftig ſind, würden mit meiner Eitelkeit Mitleiden haben; die aber, die nicht vernünftig ſind, würden mich für einen lächerlichen Thoren halten, und mich verachten. Die vom bürgerlichen Stande würden das ſagen, was man in dergleichen Fällen immer ſagt; und immer ſagt man mehr Böſes von Andern, als Gutes. Sie werden mich als einen Mann anſehen, der ſich ihrer ſchämte. Ein Bürger, der Vermögen und Anſehen hat, iſt zu ſtolz, als daß ihm die Geſellſchaft eines neuen Edelmanns ohne Verdienſte erträglich ſein ſollte. Was für ein unglückſeliges Mittelding zwiſchen den Adeligen und Bürgerlichen würde ich alsdann ſein!

Jene würden mich verachten, und dieſe vermeiden. Rathen Sie mir wohl, gnädiges Fräulein, daß ich mir einen ſolchen Vorwurf ſo theuer erkaufen ſoll? Und dennoch will ich es thun, wenn Sie mir es rathen. Die Urtheile der ganzen Welt werde ich nicht achten, wenn ich dadurch das Glück erlange, daß Sie mich Ihrer Liebe würdigen. Ich erwarte Ihren Ausſpruch mit Ungeduld. Auf dieſem beruht meine ganze Zufriedenheit. Laſſen Sie mich nicht zu lange in der traurigen Ungewißheit, ob ich es wagen darf, zu ſagen, ich ſei,

Gnädiges Fräulein,

der Ihrige.

Mein Herr,

Ich muß mich ſchämen, daß ich noch bis jetzt in einer Sache unſchlüſſig bin, die mir von einem ſo vernünftigen Manne und auf eine ſo anſtändige Art angetragen wird. Ich kenne den Werth Ihres Herzens. Meine Hochachtung gegen Sie iſt ſtärker, als eine gemeine Hochachtung. Ich glaube, ſie kommt der Liebe ſehr nahe. Ich will dieſe Empfindung für eine Liebe halten, die ich der Tugend ſchuldig bin. Mit Ihrer Hand bieten Sie mir ſo viele Vortheile des Glücks an, welche ſtärker ſind, als ich jemals hoffen können; und welche allein ſtark genug ſein würden, ein jedes Frauenzimmer, das nicht reicher iſt, als ich, zu einem geſchwinden Entſchluſſe zu bringen. Mit einem Worte, ich kann nicht vernünftiger und zugleich vortheilhafter lieben, als wenn ich Sie liebe, mein Herr. Und dennoch bin ich ſo ſchwach, mich durch die kleinen Vorurtheile der Welt unſchlüſſig machen zu laſſen, über welche, wie Sie mir ſchmeicheln, ich erhoben ſein ſollte. Meine Begriffe von dem wahren Werth des Adels ſind den Ihrigen ganz ähnlich. Der Adel gibt denen, die ihn verdienen, einen anſehnlichen Vorzug, und er vermehrt die Schande derjenigen, welche ſeiner und ihrer Ahnen unwürdig ſind. Ein Bürger, der durch ſeine Verdienſte um das Vaterland ſich ſelbſt dieſen Vorzug erwerben, hat das Recht, von mir mehr Hochachtung zu fordern, als ein adelicher Taugenichts, den ein blinder Zufall aus einem alten Hauſe hat laſſen geboren werden. Auch darin bin ich mit Ihnen einig, daß ein Jeder bürgerlichen Standes nicht behutſam genug ſein kann, die Rechte des Adels auf ſich zu bringen, die ihn, wenn er es nicht ſchon vorher iſt, weder vernünftiger, noch tugendhafter machen. Ich wenigſtens würde für Sie, mein Herr, nicht einen Augenblick mehr Hochachtung haben können, als ich jetzt habe, wenn Sie gleich in dieſem neuen Glanze zu mir kämen, in der Hand das koſtbare Pergament, und auf einer jeden Seite zwei Ahnen hätten. Da ich vom Adel ſo billig urtheile, ſo können Sie wohl glauben, daß mir nichts abgeſchmackter vorkommt, als der lächerliche Hochmuth der kleinen adeligen Seelen, welche alle Andere und die vernünftigſten Männer verachten, weil ſie bürgerlichen Standes ſind. Dieſe Kreaturen haben wohl Urſache, auf die Vorzüge der Geburt zu trotzen; denn wenn dieſe nicht wären, ſo würden ſie oft gar nichts haben, womit ſie ſich von dem niedrigſten und unedelſten Pöbel unterſcheiden könnten. So wahr dieſes Alles iſt, und ſo gewiß ich von dem überzeugt bin, was ich hier ſage, ſo gewiß iſt es doch auch, daß wir in einer Welt leben, die durch Vorurtheile regiert wird, und die zu alt iſt, als daß ſie ſich durch uns eines Beſſern ſollte belehren laſſen. Dieſe von Vorurtheilen eingenommene Welt iſt ſo unbillig, daß ſie die Heirath eines Fräuleins mit Einem aus bürgerlichem Stande ſchwerlich entſchuldigen wird, wenn auch dieſer noch ſo angeſehen und der vernünftigſte Mann wäre. Iſt dieſer Mann reich, und das Fräulein arm, ſo wird ein Theil des Vorwurfs mit auf ſie fallen, und man wird ſich Mühe geben, ihre Abſichten verdächtig, und wenigſtens eigennützig zu machen. Was hat ſie alsdann für Mittel in Händen, ihre Unſchuld zu vertheidigen? Und wie empfindlich muß ein ſolcher Vorwurf ſein, den man nicht ablehnen kann? Werden ihre eigenen Verwandten billig genug ſein, ihren Entſchluß zu rechtfertigen, oder wird es ihnen nicht immer einfallen, daß ſie etwas gethan, das ein Fräulein von altem gutem Hauſe nicht hätte thun ſollen? Es ſind Vorurtheile, mein Herr, ſehr lächerliche Vorurtheile, Sie haben Recht; aber ſie ſind doch allgemein, und um deßwillen allemal gefährlich.

Müſſen Sie es nicht geſtehen, mein Herr, daß dieſer Fehler nicht dem Adel allein eigen iſt? Er iſt unter denen vom bürgerlichen Stande noch viel ſtärker. Ich will nur ein Exempel anführen. Ein Doktor iſt ein Bürger, ein Handwerksmann auch. Was für Bewegungen erregt das in der bürgerlichen Welt, wenn ein Doktor die Tochter ſeines

Schuſters heirathet? Alle Kaffeegeſellſchaften, alle Wochenſtuben ſchreien Ach und Weh über dieſe widernatürliche Verbindung. Haben Sie immer die gefällige Nachſicht gegen die Thorheiten meines Standes, welche ſich durch die Thorheiten des Ihrigen ſo lange rechtfertigen, bis beide vernünftiger denken und billiger urtheilen lernen. Es iſt einem Fräulein wohl erlaubt, einen Mann bürgerlichen Standes hochzuachten, und ſeine aufrichtige Freundin zu ſein, wenn man ihr gleich nicht erlauben will, ſich genauer mit ihm zu verbinden. Iſt eine ſolche Freundſchaft ohne Tadel nicht einer Liebe vorzuziehen, welche ſo bitter getadelt wird? Hat dieſer Mann Vermögen, iſt er wegen ſeines ehrlichen Charakters in der Stadt angeſehen, wie glücklich kann er ein Bürgermädchen machen, das arm, aber tugendhaft iſt! Die ganze Welt wird ſeinen Entſchluß preiſen; Adelige und Bürgerliche müſſen ihn wegen ſeiner Großmuth hochachten; die Familie, welche er in ſo vortheilhafte Umſtände geſetzt hat, wird ihn ſegnen und ehren. Hat ein Fräulein das Glück, ſeine Freundin zu ſein, ſo wird ſie es nunmehr doppelt ſein müſſen, da ihm ſeine vernünftige Wahl ſo viel Ehre macht.

Sehen Sie, mein Herr, das ſind ungefähr meine Zweifel, die ich jetzt habe, und die ich Ihnen nicht ſo offenherzig ſagen würde, wenn ich Sie weniger liebte. Laſſen Sie mir noch eine kurze Bedenkzeit, ich will mich hernach näher erklären. Das können Sie inzwiſchen gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung unverändert ſei

die Ihrige.

R. S.

Führen Sie mich heute in die Komödie. Es wird über unſern Text ein ſehr erbauliches Stück geſpielt. Ich erwarte Sie gewiß. Sie ſollen auf den Abend mit mir ſpeiſen und mir ſagen, wie es Ihnen gefallen hat. Hier iſt der Komödienzettel. Auf Wiederſehen!

»Es iſt nicht zu läugnen, daß oftmals ein Frauenzimmer »bürgerlichen Standes durch ihre Jugenden »und ihre gute Aufführung das Glück verdient, ſich »mit einem von Adel zu verbinden. Trägt ihre »Schönheit etwas dazu bei, ſo iſt es für ſie ein »Vorzug mehr, und ſie verdient doppelte Achtung, »wenn ihr Vermögen ſo anſehnlich iſt, daß ſie »ihren Mann auch auf dieſer Seite glücklich machen kann. Die Erfahrung lehrt uns, daß dergleichen Ehen oft der Grund einer dauerhaften »Zufriedenheit ſind. Wenn beide Theile mit Vernunft wählen, und mit Zärtlichkeit ſich lieben, ſo »haben ſie ein Recht, alle die Spöttereien großmüthig zu verachten, welche von dem Pöbel darüber ausgeſtoßen werden.

»Was ich hier angeführt habe, iſt die Schutzſchrift von dem, wovon nachſtehende Briefe handeln. »Sie gehen diejenigen nichts an, welche vernünftig »ſind; und ſie können nur die beleidigen, welche »ein Recht haben, ſich für die Originale dazu aufzuwerfen. Sie werden ſich wohl ſelbſt melden; »noch zur Zeit kenne ich ſie nicht, und ich werde »mich ſehr freuen, wenn meine Leſer ſich überzeugen können, daß es dergleichen Originale nirgend »gebe. Ich will den Vorwurf gern leiden, daß »meine Charaktere unwahrſcheinlich ſind. Was ich

»als Autor dabei verliere, das gewinne ich auf der »andern Seite wieder als ein aufrichtiger Patriot.«

Mademoiſelle,

Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun, der Ihnen Ehre macht.

Mein Vater heirathete ein blutarmes Fräulein aus einem uralten Hauſe. Mein Großvater vermählte ſich mit der Baroneſſe von ***, deren Vorfahren zu Kaiſer Friedrichs des Rothbarts Zeiten zum heiligen Grabe als Ritter reiſten. Von meinem Urgroßvater iſt es bekannt, daß er ſich nicht entſchließen konnte, eine reiche Gräfin zu heirathen, bloß darum, weil ihr Vater ein Kaufmann geweſen war. Er nahm ein armes Fräulein, welche von ſo gutem Adel war, daß ſie ſelbſt den Beifall des Herzogs erhielt. Mit einem Wort, alle meine Vorfahren ſind ſo vorſichtig geweſen, daß ſie nicht unter ihren Stand geheirathet, und niemals ihren Adel mit bürgerlichem Blute befleckt und vermengt haben.

Und dennoch habe ich ſo viel Ueberwindung, Ihnen, Mademoiſelle, zu ſagen, daß ich Sie liebe, und dieſes in der ernſtlichen Abſicht, Sie zu meiner Gemahlin zu nehmen. Ich gebe mich der Verachtung des ganzen Adels blos, ich weiß es wohl, aber ich kann es nicht ändern. Ein Bürgermädchen zu heirathen, das will viel ſagen! Sonſt war ich der Erſte, der gegen dergleichen widernatürliche Ehen eiferte. Aber Noth bricht Eiſen! Meine Umſtände zwingen mich zu dieſem verzweifelten Entſchluß. Was ich von meinem Vater geerbt habe, das iſt ein altes adeliges Blut und neue Schulden. Die drei Güter, von denen ich mich ſchreibe, gehören meinen Gläubigern. Ich ſtehe in Gefahr, künftige Meſſe eine traurige Figur zu machen, wenn ich mich nicht durch Ihre Liebe rette. Sie haben Geld, und ich den Stand; wir wollen unſere Vorzüge mit einander theilen, ſo fehlt es uns beiden nicht an dem, was wir brauchen. Ich will die Schande Ihrer geringen Herkunft mit meinen alten Pergamenten zudecken. Erlauben Sie mir dafür, daß ich mit Ihren Wechſeln mich gegen die Grobheit meiner Gläubiger ſchütze. Ich mache Sie zu einer gnädigen Frau; iſt es wohl unbillig, daß Sie mich dagegen bei meinen Rittergütern erhalten? Wäre es möglich, daß ich Ihr Geld, ohne Sie, bekommen könnte; ſo können Sie mir heilig glauben, daß ich Ihr Geld allein, und Ihre Perſon nicht verlangen wollte. Aber ich weiß es ſchon, das thun Sie nicht; und ehe ich Ihr Geld miſſe, ſo will ich mir lieber gefallen laſſen, Ihre Perſon zugleich mitzunehmen. Glauben Sie nur nicht, daß Sie mir zu viel aufopfern. Ich wage meinen guten Namen, den Ruhm aller meiner Ahnen wage ich daran, der Ihrige zu werden; können Sie mir wohl dieſes mit Ihrem Gelde zu theuer bezahlen? Noch etwas muß ich Ihnen ſagen. Da Sie bürgerlich erzogen worden ſind; ſo haben Sie vielleicht die gemeinen Vorurtheile, daß mich unſre Ehe verbinden würde, Sie mit Hochachtung und aufrichtig zu lieben, und daß Sie ein Recht erhielten, in öffentlichen Geſellſchaften und in Gegenwart des ganzen Landadels mir, als Ihrem Manne, auf eine vertraute Art zu ſchmeicheln; keins von Beidem.

Bin ich Herr von Ihrem Vermögen, ſo habe ich, was ich geſucht. Von Ihrem Herzen verlange ich nicht Herr zu ſein, ob ich gleich will, daß Sie von mir, als Ihrem Manne, Befehle annehmen. Das bitte ich Sie, vergeſſen Sie ſich in Geſellſchaften nicht. Hochachtung und Ehrfurcht gehört mir. Eine vertraute Zärtlichkeit würde den Vorwurf rechtfertigen, den mir der Adel machen kann. Am beſten wird es ſein, wenn Sie, ſo viel wie möglich, die Geſellſchaften vermeiden, die über Ihren Stand ſind. Es wird Ihnen an Umgang nicht fehlen, da ich Willens bin, von Ihrem Gelde eine ziemliche Anzahl Bediente zu ernähren. Meines Pfarrers Frau iſt ein ganz feines Weib; zu der können Sie ſich halten. Ein Umgang mit Ihres gleichen wird Ihnen am Beſten anſtehen. Bei meinen Unterthanen heißen Sie immer gnädige Frau. Wenn ich vom Hofe abkommen kann, will ich Sie dann und wann beſuchen. Es würde öfter geſchehen, wenn Sie ſchön ausſähen; aber mit Ihrer Erlaubniß, Sie ſehen ſehr häßlich aus. Es ſei darum! Sind Sie doch reich, und für eines Bürgers Tochter ſehen Sie immer erträglich genug aus, zumal da Sie Ihr Schneider ſo wohl zu kleiden weiß. Sehen Sie, Mademoiſelle, ich ſage es Ihnen, wie mirs ums Herz iſt. Mein Kammerdiener hat Befehl, nicht eher von Ihnen wegzugehen, bis er mir Antwort bringt. Ungeachtet Ihrer ſchlechten Erziehung traue ich Ihnen doch ſo viel Einſicht zu, daß Sie das Glück erkennen werden, welches ich Ihnen entgegen trage. Machen Sie ſich nicht vor der Welt lächerlich, und ſchlagen Sie eine Ehre nicht aus, die nicht alle Tage kommt. Unſere armen Kinder dauern mich; denn ohne Kinder wird es doch nicht ganz abgehen, das ſehe ich ſchon. Ihre Mutter wird Ihnen ein ewiger Vorwurf ſein, und ich bin freilich Schuld daran. Wer kann ſich helfen? Sie müſſen über die Unbeſcheidenheit meiner Gläubiger ſchreien, welche mich ſo weit treiben. Was iſt zu thun? Sie mögen ſich durch die Welt bringen, ſo gut es gehen will; können Sie doch ſtudiren, dazu ſind ſie noch immer gut genug. Gott Lob! ich und alle meine Vorfahren haben niemals ſtudirt. Pedanterei iſt unſer Familienfehler nicht, hol mich der Teufel! nicht, das ſage ich Ihnen, Mademoiſelle! Leſen und ſchreiben kann ich ſo ziemlich; aber einen Haſen will ich Ihnen hetzen, trotz dem beſten Jäger, und wenn ich die Aufwartung habe, ſo mache ich auch der Antichambre Ehre; das können Sie mir glauben. Ich wüßte in meinem Leben nicht, wenn ich ſo viel geſchrieben hätte, als jetzt an Sie; aber was thut die Liebe und der Gläubiger nicht? Das will ich nimmermehr vergeſſen, was mich dieſer Brief für Ueberwindung gekoſtet hat. Kurz, antworten Sie bald, und ſo, wie ich wünſche. Es ſoll Sie nicht gereuen. Ich bin

Ihr Diener,
∗∗∗

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr,

Dem Himmel ſei tauſendmal Dank, der Sie auf den glücklichen Einfall gebracht hat, mich zu einer gnädigen Frau zu machen. Das iſt Alles, was ich mir in meinem Leben wünſchen kann. Als ich noch jung und unverſtändig war, da würde ich zufrieden geweſen ſein, wenn ein feiner ehrbarer Bürger gekommen wäre; da ich aber älter und verſtändiger ward, ſo that ich bei mir ſelbſt ein Gelübde, daß ich Niemanden, als einen Edelmann, heirathen wollte. Sie glauben nicht, gnädiger Herr, was für ein närriſcher Hochmuth unter der Bürgerkanaille iſt. Eine Doktorsfrau, deren Mann oft das liebe Brod nicht hat, wird ſich nimmermehr überwinden können, der Frau des reichſten Kaufmanns den Rang zu geben. Mir iſt es am Sonntage ſo gegangen, daß die Tochter eines Profeſſors, welche ihrer ſeligen Mutter Brautkleid anhatte, ſich über mich drängte, ungeachtet der Stab von meinem Stoffe acht Thaler koſtete. Das will ich ſie gewiß empfinden laſſen, habe ich nur einmal die Gnade, Ihre Gemahlin zu ſein. Mit Freuden überlaſſe ich Ihnen meine Hand und mein ganzes Vermögen. Nun ſehe ich erſt, wie viel Dank ich meinem weiſen Vater ſchuldig bin, welcher aus liebreicher Fürſorge bei ſeinen Schätzen verhungerte, um ſeiner einzigen Tochter ein ſo anſehnliches Vermögen zu hinterlaſſen, welches mich würdig macht, Ihre Gemahlin zu werden. Wenn es wahr iſt, was man meinem Vater Schuld gegeben, daß er den größten Theil ſeiner Reichthümer von dem Landadel zuſammengewuchert hat; ſo halte ich es für eine Art des billigen Wiedererſatzes, Ihnen, gnädiger Herr, ſolche Preis zu geben. Ich laſſe mir alle die Bedingungen gefallen, unter denen Sie mir Ihre Hand anbieten. Ich will alle die vornehmen Geſellſchaften meiden, in denen Sie ſich meiner zu ſchämen haben. Die Vorwürfe, die mir von adeligen Damen gemacht werden, will ich in Demuth ertragen, wenn ich nur dafür die Freiheit behalte, andern Weibern, die geringer ſind, als ich, und Ihre Unterthanen es empfinden zu laſſen, daß ich gnädige Frau bin. Das Einzige bitte ich Sie noch, erlauben Sie mir, daß ich in der Meſſe, unter der Bedeckung von vier bis fünf Bedienten, mich durch den Landadel drängen darf. Ich hoffe, Ihnen und Ihren Ahnen mit meinem Reifrock Ehre zu machen; und begegnet mir eine von meinen alten bürgerlichen Bekannten, ſo will ich von meiner gnädigen Höhe mit einer eben ſo ſtolzen Miene auf dieſe elende Kreatur herabſehen, als wenn meine Vorfahren das heilige Grab auch hätten erobern helfen. Mit einem Worte, Sie ſollen Ihre Freude an mir haben, und Ihre Wahl ſoll Sie gewiß nicht gereuen. Ich erwarte einen Aufſatz von Ihren Schulden, damit ich die Gläubiger auf die Zahlung vertröſten kann. Ich habe Vermögen genug, ſie zu befriedigen; und Sie können nehmen, ſo viel Sie zu Ihrem Staate brauchen. Ich ſehe es zwar im voraus, daß mein ganzes Vermögen mit der Zeit wird verloren gehen, und daß mich Ihre Schulden und Ihr Aufwand in kümmerliche Umſtände bringen werden; aber es ſei drum. Es iſt immer rühmlicher, wenn man als gnädige Frau hungert, als wenn man mit bürgerlichen Händen Almoſen austheilen kann. Ich erwarte die Ehre Ihres Beſuchs, um Ihnen mündlich zu ſagen, daß ich mit der größten Hochachtung ſei,

Gnädiger Herr,

Ihre demüthige Dienerin.

N. S.
Könnte die Hochzeit nicht vor der Faſten werden?
Es iſt hernach gar zu lange bis auf Oſtern.

Antwort von einem andern Inhalte.

Gnädiger Herr,

Urtheilen Sie ſelbſt, wie groß mein Verlangen ſein muß, adelig zu werden, da mich nicht einmal Ihr Brief hat beleidigen können, ſo grob und pöbelmäßig er auch abgefaßt war. Ich verzeihe Ihnen dieſe Kleinigkeiten, um bei meinen großen Abſichten deſto glücklicher zu ſein. Da ich ſchon ſo lange vergebens auf einen dergleichen ernſthaften Antrag gewartet habe; ſo greife ich jetzt mit beiden Händen zu, ohne auf Ihre Perſon zu ſehen, die zu einem Manne, und wozu ich Sie brauchen will, gut genug, im Uebrigen aber ganz unerträglich iſt. Nehme ich die hohe und unverſchämte Miene aus, die Sie haben; ſo finde ich gar nichts, was Sie von den Livreibedienten unterſcheiden könnte. Selbſt in den prächtigſten Kleidern behalten Sie den Anſtand eines Kutſchers, und Sie haben nöthig, allen Leuten, wie Sie in dem Briefe an mich gethan, ſehr umſtändlich zu ſagen, wie ſorgfältig Ihre Aeltern ſich gehütet, ihr adeliges Blut mit keinem Bürgerblute zu beflecken; ſonſt würde, wenn man dieſes nicht weiß, Ihre ſelige Frau Mutter in einen Verdacht kommen, der ihr weniger Ehre machte, als ihrem Vorreiter. Ihre Aufführung, gnädiger Herr, mag vielleicht zu manchen

Zeiten der Antichambre Ehre machen, wie Sie mich verſichern; außerdem aber gewiß keinen Geſellſchaften. Es iſt überflüſſig, die Leute mühſam zu überführen, daß Sie nicht ſtudirt haben. Nicht allein dieſes ſieht man Ihnen ſehr wohl an, ſondern auch das, daß Sie niemals etwas geleſen, niemals, wenigſtens nicht mit Ihrem Willen, in vernünftiger Geſellſchaft geweſen, mit einem Worte, daß Sie nicht für die geſittete Welt, ſondern für einen Strick Hunde geboren ſind. Was Sie noch von dem Pöbel unterſcheidet, und Ihre vornehmen Abſichten behaupten kann, iſt dieſes, daß Sie im Begriff ſtehen, bankrott zu werden. Sehen Sie, gnädiger Herr, ich ſage es Ihnen auch, wie mirs ums Herz iſt; und wenn ich das Glück habe, die Ihrige zu ſein, ſollen Sie noch mehr erfahren. Ungeachtet dieſes nachtheiligen Charakters, den Sie haben, und den ich mir von Ihnen machen muß, bin ich dennoch nicht eine Minute unſchlüſſig, Ihnen meine Hand zu geben. Genug, Sie ſind von Adel, und ſo ein Mann fehlt mir. Ein Bürger, welcher wohl erzogen, vernünftig, im Umgang artig, in ſeinen Handlungen redlich, in ſeiner Nahrung glücklich und ſorgfältig, in ſeiner Liebe uneigennützig und zärtlich, in der ganzen Stadt angeſehen iſt; ein ſolcher Bürger würde mich vielleicht zur glücklichſten Frau machen können: allein bei allen dieſen Vorzügen iſt es doch nur ein Bürger, und dieſe Geſchöpfe kann ich durchaus nicht leiden. Von meiner erſten Kindheit an konnte man mir nicht angenehmer ſchmeicheln, als wenn man mich im Scherz kleines Fräulein hieß. Bei zunehmenden Jahren fiel dieſer Scherz freilich weg; aber ich erſetzte den Verluſt dadurch, daß ich mir ſelbſt Mühe gab, mich zu überreden, es ſei nichts, als ein übereiltes Verſehen von der Natur, daß ſie mich in meiner bürgerlichen Aeltern Hauſe hatte laſſen geboren werden, und ich ſei vom Himmel zu nichts Geringerm, als zu einer gnädigen Frau, beſtimmt. Durch Leſung einiger Romane kam ich damals auf den wahrſcheinlichen Zweifel, ob ich nicht die Tochter eines Lords, eines Marquis, oder ſonſt eines vornehmen Kavaliers, und nur wegen einiger politiſchen Abſichten unter dem verdeckten Namen des Bürgers, der mein Vater heißt, in ſeinem Hauſe unerkannt erzogen ſei. Dem ſei, wie ihm wolle; ich mag es jetzt nicht unterſuchen. Es möchte mir ſonſt einfallen, daß ich mich weit unter meinen Stand verheirathete, wenn ich die Ihrige würde. Die Zeit wird mir zu lang, auf eine glückliche Entwicklung des Geheimniſſes von meiner Geburt zu warten. Sie ſollen mich haben, und wenn mein Vater ein Reichsgraf wäre. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, die Bedingungen, die Sie mir vorſchreiben, werde ich mir nicht alle gefallen laſſen. Daß Sie mich zur Pfarrfrau und zu Ihren Bauern verbannen wollen, daraus wird nichts. Bürgerliche Geſellſchaft habe ich in meinem Leben nicht ausſtehen können; nun werde ich nicht erſt anfangen, mich daran zu gewöhnen. Es konnte mir keine größere Beleidigung widerfahren, als wenn man mich in Zuſammenkünfte oder auf Bälle bat, wo nichts als bürgerliches Geſchmeiß, und für mich keine von Adel waren. Sollte ich mich künftig ſo wegwerfen, da ich wirklich eine gnädige Frau bin? Glauben Sie mir, daß ich zu leben weiß, und daß mir der Umgang mit denen von Adel nichts Neues iſt. Ich habe Grafen zu Anbetern gehabt, mit Baronen bin ich ſo vertraut geweſen, als ich kaum mit Ihnen werden kann, und eine ganze Menge junger Edelleute habe ich laſſen vergebens ſeufzen, gegen die ein ſolcher Dorfjunker, wie Sie ſind, gar nichts heißt. Verlaſſen Sie ſich auf mich, man ſoll mir in der vornehmſten Geſellſchaft meine Erziehung nicht anſehen; aber dergleichen Geſellſchaft will ich beſuchen, ſchlechterdings will ich ſie beſuchen, und wenn Sie, gnädiger Herr, mit allen den altadeligen Damen in leinwandnen Andrienen, raſend darüber würden. Urtheilen Sie hieraus, ob ich geneigt bin, mir viel von Hochachtung und Ehrfurcht, von Befehlen und Gehorſam vorſchwatzen zu laſſen. Das unterſtehen Sie ſich nur nicht, oder ich will Ihnen Ihren hochadeligen Kopf zurecht ſetzen. Darüber aber gebe ich Ihnen mein Wort, und das will ich heilig halten, daß ich Ihnen weder zu Hauſe, noch in Geſellſchaften auf eine vertraute Art ſchmeicheln werde. Es würde mir ſehr empfindlich ſein, wenn Sie es thun wollten. Das unterſtehen Sie ſich nur nicht. Gegen alle Kavaliere werde ich zärtlicher thun, als gegen Sie. Von allen, nur von meinem Manne nicht, will ich mir Schmeicheleien laſſen vorſagen; mit der halben adeligen Welt will ich kokettiren; mit einem Worte, ich will mich ſo aufführen, daß man glauben ſoll, ich ſei aus dem älteſten Hauſe. Nur machen Sie mir keine Schande, und laſſen Sie ſich es etwa einfallen, eiferſüchtig zu werden. Pfui, das wäre ſehr bürgerlich! Eben um deßwillen heirathe ich Sie, daß ich die Freiheit haben will, Sie öffentlich zum Hahnrei zu machen. Heirathete ich einen guten ehrlichen Bürger; ſo würde ich es nur können in der Stille thun, und dieſer pöbelmäßige Zwang iſt mir zuwider. Da ich einen ſo vornehmen und Ihrem Range anſtändigen Entſchluß gefaßt habe; ſo können Sie gewiß glauben, daß ich mich nicht kränken werde, wenn Sie die Drohungen wahr machen, und mich nur ſelten beſuchen. Deſto beſſer! Habe ich Ihren Namen und Ihr Wappen, ſo können Sie hingehen, wohin Sie wollen; Sie ſind mir ganz überlei. Laſſen Sie ſich unſere armen Kinder nur nicht dauern. Sie ſollen an den wenigſten Urſache ſein, auf mein Wort! Dafür laſſen Sie mich ſorgen, das iſt meine Sache; und ich werde Ihnen eine ſo anſtändige Erziehung zu geben wiſſen, daß ſie Ihnen ganz unähnlich ſein ſollen. Was mein Vermögen anbetrifft, ſo iſt es ganz zu Ihren Dienſten. Ich will alle Ihre Schuldleute bezahlen, Ihre Güter will ich frei machen; aber Ihre Güter ſollen dafür mein ſein; ich will allein an die Stelle aller Ihrer Gläubiger treten. Führen Sie ſich vernünftig und beſcheiden gegen mich auf, wie es ſich für einen Ehemann gehört; ſo ſollen Sie die Erlaubniß behalten, zu thun, als wären die Güter noch Ihre. Sie ſollen der oberſte Voigt ſein, und den Unterthanen befehlen, was ich für genehm halten werde. Kommen Sie aber auf den unglücklichen Einfall, meine gütige Nachſicht zu mißbrauchen; ſo ſchwöre ich Ihnen bei Ihrem Ahnenſtolze, ich will grauſamer mit Ihnen verfahren, als alle Ihre Gläubiger verfahren ſind. Der Ehekontrakt ſoll ſo eingerichtet werden, daß ich allemal das Recht behalte, Sie aus meinen Gütern zu werfen, und eher will ich nicht ruhen, bis ich Sie zum Arreſt gebracht habe. Mit einem Worte, es ſteht bei Ihnen, ob Sie glücklich oder unglücklich ſein wollen. Wählen Sie, was Sie am beſten finden. Unſere Vermählung kann vor ſich gehen, wenn es Ihnen gefällt. Je eher, je lieber! Bis dahin und länger nicht, bin ich mit der größten Zärtlichkeit und mit demüthiger Hochachtung,

Gnädiger Herr,

Ihre
unterthänigſte Dienerin.

N. S.
Ich erwarte durch Ihren Kammerdiener Antwort. Der Menſch hat Etwas, das mir gefällt.

Dritte, von den vorigen beiden ganz verſchiedene Antwort.

Mein Herr,

Ihr Kammerdiener hat mir einen Brief von Ihnen überbracht, welcher vermuthlich nicht an mich, ſondern an eine andere Perſon gerichtet iſt. Ich glaube nicht, daß ich mit meiner Aufführung Ihnen Gelegenheit gegeben habe, ſo nachtheilig von mir zu urtheilen, und mir ſo unanſtändige Vorwürfe zu machen, welche die gemeinſten Weibsperſonen beleidigen müſſen. Ich halte es für kein Unglück, die Tochter eines ehrlichen Bürgers zu ſein. Ich wäre meines rechtſchaffenen Vaters unwürdig, wenn ich mich meiner Geburt ſchämen wollte. Unter den vielen Verdienſten, die Ihnen fehlen, iſt allem Anſehen nach die Beſcheidenheit eines der vornehmſten. So ſchlecht die Begriffe ſind, die Sie ſich von meiner bürgerlichen Erziehung machen, ſo wohl bin ich doch im Stande, dieſen Fehler an Ihnen wahrzunehmen. Ich bin niemals ſo ſtolz geweſen, auf eine Verbindung zu hoffen, die über meinen Stand iſt; aber dazu bin ich doch noch zu ſtolz, daß mir Ihr Antrag erträglich ſein ſollte. Das Vermögen, das ich beſitze, und welches in Ihren Augen meinen ganzen Werth ausmacht, würde ich ſehr übel anwenden, wenn ich mir dadurch das bittre Glück erkaufen wollte, die Frau eines Edelmanns zu werden, deſſen Liebe ſo eigennützig, und deſſen Denkungsart ſo unedel iſt. Ueberlegen Sie es wohl, mein Herr, ob Sie nicht Urſache haben, mit meinem Entſchluſſe wohl zufrieden zu ſein. Ihren vornehmen Anverwandten erſpare ich den Verdruß, ſich meiner zu ſchämen, da es denſelben weit rühmlicher ſein muß, wenn ihr Vetter mit unbeflecktem Adel im Gefängniſſe verhungert, als wenn er ſich am Tiſche ſeiner bürgerlichen Frau ſatt eſſen kann. Sie ſelbſt vermeiden die großen Gewiſſensbiſſe, die Nachwelt mit halbadeligen Kindern zu verwahrloſen. Ich bin im Begriff, einem Ihrer ſtärkſten Gläubiger meine Hand zu geben. Es wird dieſes in gewiſſer Maaße zu meiner Beruhigung dienen, wenn ich Sie mit der demüthigen und gebeugten Miene eines böſen Schuldners vor einem Manne ſtehen ſehe, deſſen Frau Ihnen ehedem verächtlich genug geweſen iſt, ihr die empfindlichſten Grobheiten vorzuſagen. So bald Sie im Stande ſein werden, einzuſehen, daß Sie dieſe Vorwürfe verdient haben: ſobald werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie aufrichtig zu verſichern, daß ich mit aller Hochachtung ſei,

Mein Herr,

Ihre Dienerin.

»Heutzutage iſt dieſes wohl unſtreitig eine der größten Nahrungen, daß man Geld borgt, und es nicht wieder bezahlt. Sie iſt dergeſtalt allgemein worden, daß, da ſie ſonſt nur ein Vorrecht der Kaufleute war, ſich nunmehr auch der gemeinſte Mann darauf legt. Selbſt die Gelehrten und ehrwürdige Männer haben ſich dieſes Vortheils bemächtigt. Es hat mich dieſes veranlaßt, einige Formulare zu verfertigen, wie man Geld borgt, wie man mahnt, und wie man durch eine beſcheidene Antwort ſeine Gläubiger hintergehen kann, ohne nöthig zu haben, ſie zu bezahlen. Weil ich aber doch gern ſähe, daß meine Landsleute ſo ehrlich wären, als es ohne ihren merklichen Schaden geſchehen kann; ſo habe ich in nachſtehenden Briefen meinem Schuldner den Charakter eines Mannes gegeben, welcher zwar im Aufborgen leichtſinnig, und bei ſeiner Wirthſchaft unvorſichtig, im Grunde aber ein ehrlicher Mann iſt.«

Mein Herr,

Es haben mich verſchiedene gute Freunde gebeten, daß ich Ihnen die Ehre erzeigen, und einige tauſend Thaler von ihnen borgen möchte. Ich habe es allen abgeſchlagen, weil ich Niemand verbunden ſein will, als Ihnen, mein Herr. Mein Sekretär hat Ordre, tauſend Thaler von Ihnen in Empfang zu nehmen, die ich dieſen Abend brauche. Es iſt eine Kleinigkeit, die ich aber als eine beſondere Probe Ihrer Freundſchaft gegen mich anſehe, und ſie ſo hoch ſchätzen werde, als wenn Sie mir in der wichtigſten Sache gedient hätten. Sie können ſich wegen des Wiedererſatzes auf mein Wort verlaſſen. Wollen Sie noch ſicherer ſein, ſo ſollen Sie meinen Wechſel haben. Ich diene Ihnen bei andern Gelegenheiten mit Vergnügen, u. ſ. w.

Antwort.

Ew. Gnaden haben Ihr Zutrauen ſo oft gegen mich geäußert, daß ich billig Bedenken tragen muß, es zu mißbrauchen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen mit den verlangten tauſend Thalern zu dienen, ohne meine übrigen Freunde eiferſüchtig auf mich zu machen. Davon bin ich überzeugt, daß ich mich auf Ihr hohes Wort ſo ſehr, als auf Ihren Wechſel, verlaſſen kann. Sie werden mich davon noch mehr überführen, wenn Sie die Gnade haben, und Ihrem Sekretär befehlen wollen, daß er diejenigen zweitauſend Thaler an mich bezahle, welche in der letzten Meſſe verfallen ſind. Es wird mich dieſes im Stande erhalten, Ihnen bei einer andern Gelegenheit wieder zu dienen. Ich bin mit der größten Ehrfurcht u. ſ. w.

N**

Herr Bruder,

Denke, wie mirs geht. Ich verlange von dem verfluchten Juden, dem Kaufmann N., tauſend

Thaler. Ich habe ſie mit der artigſten Art von der Welt verlangt, und der Schurke hat mir es nicht allein abgeſchlagen, ſondern mich auch noch um zweitauſend Thaler gemahnt, die ich ihm ſchuldig bin, und die ich ſchon lange vergeſſen hatte. Er iſt dieſen Morgen bei mir geweſen und droht mit dem Arreſt. Sei ſo gut und ſtrecke mir die zweitauſend Thaler vor, bis auf künftigen Wollmarkt. Ich will Dich redlich bezahlen. Ich erwarte dieſe Freundſchaft von Dir gewiß, da Du auch weißt, wie einem zu Muthe iſt, den die Wechſel verfolgen. Unterſchreib wenigſtens meinen Wechſel mit; vielleicht gibt mir der Hund noch ein halb Jahr Nachſicht. Unterſchreiben wirſt Du doch? Das wird ein Kavalier dem andern nicht leicht abſchlagen. Lebe wohl und antworte geſchwind.

Antwort.

Herr Bruder,

Kurz von der Sache zu kommen; ich habe kein Geld, und ſo lange ich nicht beſoffen bin, unterſchreibe ich mich für Niemand. Das iſt eben unſer Unglück, daß wir Kavaliere für einander mit Freuden unterſchreiben, und mit Angſt bezahlen müſſen. Unter hunderten werden fünfzig durch dieſe unüberlegte Treuherzigkeit bankrott. Wer ſein Vermögen ſelbſt verſchwendet, genießt doch noch etwas dafür; wer ſich aber mit verbürgt, der muß in eines Andern Namen verhungern. Nimm mir dieſe Predigt nicht übel. Du kennſt mich; und wenn ja Eines ſein ſoll, ſo iſt es beſſer, Du wirſt jetzt ein wenig auf mich verdrüßlich, da ich Dir es abſchlage, als wenn Du künftig mein Todfeind werden ſollteſt; und das würdeſt Du gewiß, wenn ich mein Geld von Dir wieder haben wollte. Du dauerſt mich von ganzem Herzen, Herr Bruder, bei meiner Seele, von ganzem Herzen; aber wie ſoll ich Dir helfen? Geld habe ich nicht, daß weißt Du, dazu bin ich zu vornehm, und über ein halbes Jahr, wenn wir bezahlen ſollen, hätte ich gewiß eben ſo wenig Geld. Was wollen wir hernach beide anfangen, da Du jetzt allein nicht weißt, was Du machen ſollſt? Es iſt ſchlimm genug, daß wir den chriſtlichen Wucherern ſo viel gute Worte geben müſſen, wenn wir Geld borgen; laß ihn Dir nun wieder gute Worte geben, bis Du ihn bezahlſt. Rechnen das die Schurken für nichts, daß wir ſie unſerer Freundſchaft verſichern, ihnen alle unſere Dienſte anbieten, uns vor ihnen bücken und demüthigen, wenn wir ihnen die Gnade erzeigen, und ihnen für zweitauſend Thaler ein Blättchen Papier geben? Hätten ſie nicht mehr Geld, als wir, und brauchten wir nicht das nothdürftig, was ſie überflüſſig haben; ſo wollten wir der Bürgerkanaille wohl anders begegnen. Laß ihn eine Weile laufen, er wird es ſchon überdrüſſig werden. Fürchteſt Du dich vor dem Wechſelarreſt? Du wirſt kein Kind ſein! Wer ſo viel ſchuldig iſt, wie Du, der, dächte ich, ſollte das Handwerk beſſer verſtehen. Verſtehſt Du es nicht, ſo rede mit meinem Advokaten, der wird Dich es lehren; und wenn Du es verlangſt, ſo ſoll er die Sache ſo herumdrehen, daß Dir Dein Gläubiger noch Abbitte und

Ehrenerklärung thun muß. Ein guter Advokat iſt allemal beſſer, als baar Geld! Iſt es unrecht? Gut, da laß ihn dafür ſorgen, und fährt er zum Teufel, ſo fährt einer mehr hin! Das ſchadet Dir nichts. Dafür iſt er ein Advokat, daß er wiſſen muß, was Rechtens iſt. Lebe wohl, es wird ſchon gehen!

Hochgeehrter Herr Doktor,

Der Herr Oberſtlieutenant von *** hat mir Sie als einen ſehr geſchickten Advokaten angerühmt. Ich brauche Ihre Hülfe. Der Kaufmann N. hat einen Wechſel von mir auf zweitauſend Thaler, die ich nicht bezahlen kann, und doch bezahlen ſoll, wenn ich nicht Arreſt haben will. Was ſoll ich thun? Hindert Sie Ihre Krankheit, ſelbſt zu mir zu kommen; ſo ſchreiben Sie mir wenigſtens ein paar Zeilen und geben mir einen guten Rath. Ich will erkenntlich ſein. Leben Sie wohl!

Gnädiger Herr,

Aus der Sache wollen wir bald kommen. Können Sie ſchwören? In einer Viertelſtunde kann man zehn Wechſel abſchwören. Ich weiß, daß ich mit einem Kavalier rede, der die gemeinen Vorurtheile nicht hat, die man dem Pöbel läßt; ſonſt würde ich nicht ſo geradezu mit Ihnen reden. Ich verlange nicht, daß Sie einen falſchen Eid thun ſollen. Sie ſollen nur bei dem Eide etwas anders denken, als der Kläger denkt, und als Sie gefragt werden. Sie ſchwören alsdann keinen falſchen Eid, ſondern nur den Eid nicht, den man von Ihnen verlangt hat. Wie man das eigentlich mache, das will ich Ihnen mündlich ſagen, wenn ich die Gnade habe, Ihnen aufzuwarten, denn ich denke übermorgen wieder auszugehen, ſo Gott will, und mein Medikus. Sollten Dieſelben wider alles Vermuthen, nehmen Sie mir es ja nicht ungnädig, daß ich dergleichen von einem ſo artigen Hofmann denke, ſollten Sie wider alles Vermuthen ein Bedenken dabei finden, und, in der Sprache des gemeinen Mannes zu reden, zu gewiſſenhaft dazu ſein, ſo wollen wir es an einem andern Ende angreifen. Wie alt ſind Ew. Gnaden geweſen, als Sie den Wechſel über die zweitauſend Thaler ausſtellten? Und wenn nur noch zwei Minuten an fünf und zwanzig Jahren fehlen; ſo ſoll der Herr N. nicht ſo viel . . . kriegen. Das wird Ihnen doch keine Gewiſſensbiſſe machen, wenn Sie ſich des Rechts bedienen, das Ihnen die Geſetze geben? Haben Sie Ihren Namen ganz unter dem Wechſel ausgeſchrieben? Ich wollte, es fehlte was, und wenn es auch nur ein D für ein T wäre, es ſollte Ihrem Gläubiger warm genug machen. Können Sie ſich wohl noch erinnern, ob Sie die zweitauſend Thaler baar, und in den Sorten, worin ſie verſchrieben worden, ausgezahlt bekommen, oder haben Sie gute Sorten gegen ſchlechte verſchrieben? Hat Ihnen der Kaufmann etwa Waaren daran gegeben, oder unter dem Titel von Proviſion, Agio und dergleichen viel abgezogen? Beſinnen Sie ſich ja recht. Ihre Chriſtenpflicht und die Geſetze verbinden Sie, auf dieſen Fall dem Wucherer nicht nachzuſehen, ſondern ihn andern zum Exempel zu züchtigen. Ich habe verſchiedene Mal dieſen casum in terminis mit gutem Erfolg ausgeführt. Könnte nicht etwa Ihr Sekretär den Wechſel vorher zu ſehen bekommen? Das wäre ein Meiſterſtreich. Er müßte ihn den Augenblick in Stücke zerreißen und zum Fenſter hinaus werfen. Was will der Kaufmann hernach mit dem Sekretär anfangen? Ihn verklagen? Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Es ſoll ihm dreitauſend Thaler koſten, ehe er die zweitauſend Thaler wieder kriegt. Man wirft dem Richter eine Hand voll Dukaten an den Kopf, ſo iſt er blind und taub. Kurz, dafür laſſen Sie mich ſorgen; und was Ihr Sekretär thut, das iſt nicht Ihre Sünde. Gefallen Ihnen alle dieſe Vorſchläge nicht; ſo will ich Ihnen noch einen andern thun. Rekognoſciren Sie den Wechſel nicht. Wenn ihn die Gerichte produciren, ſo ſtellen Sie ſich ſo trunken, daß Sie weder reden noch ſehen können. Sie gewinnen doch wieder einige Stunden Luſt; kommt Zeit, kommt Rath. Wenn alle Stränge reißen, ſo weiß ich noch ein Mittel; aber das iſt freilich ein verzweifeltes Mittel. Ich habe es bei andern Gelegenheiten mit gutem Vortheil gebraucht. Mit einem Worte, gnädiger Herr, ich will Sie närriſch machen, ſobald es Ihnen gefällt. Befehlen Sie nur. So närriſch, daß Sie ſelbſt nicht wiſſen ſollen, wie Sie daran ſind. Noch Eins. Was meinen Sie, wenn ich Ihnen von Ihrem Gläubiger einen Wechſel auf dreitauſend Thaler ſchaffe, die er von Ihnen geborgt hat? Den Augenblick ſollen Sie den haben. Mein Schreiber kann alle Hände nachmalen; und wie man die Siegel nachdruckt, das verſtehe ich. Ich mag das Ding anſehen, von welcher Seite ich will, ſo gefällt mir dieſer Vorſchlag am beſten. Haben Sie doch nicht nöthig, ihn auf die dreitauſend Thaler zu verklagen: es iſt genug, wenn Sie ihm zu eben der Zeit mit dem Arreſt drohen, da er ſich gegen Sie unnütz macht. Und treibt er die Sache gar zu weit; gut, ſo muß er ſie bezahlen; geben Sie ihm ſeine zweitauſend Thaler davon, und wenn Ihnen das dritte Tauſend auf dem Gewiſſen liegt, ſo geben Sie es nur mir, ich will mit meinem Gewiſſen ſchon zurecht kommen.

Wenn ich Zeit hätte, ſo wollte ich Ihnen noch mehr Wege vorſchlagen, wodurch Sie ſich retten können. Leſen Sie ſich inzwiſchen hier aus, was Sie wollen. Ich bin allemal zu Ihren Dienſten. Ich erwarte Ihren Entſchluß, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

N. S.

Ich wollte wohl ſehen, daß ich morgen zu Ihnen kommen könnte: aber ich habe von vielen Jahren her allemal Dienſtags meinen Faſttag, und arbeite vor Sonnenuntergang nicht. Ich halte dieſes Gelübde ſo heilig, daß ich es nicht breche, und wenn ich hundert Dukaten zu verdienen wüßte. Es iſt auf den Mittwoch noch Zeit genug. Ueberlegen Sie es inzwiſchen. Das Abſchwören des Wechſels wäre gewiß das beſte Mittel. Wie Sie wollen, gnädiger Herr!

Hochgeehrter Herr Doktor,

Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen. Von allen Ihren Vorſchlägen, die Sie mir gethan haben, gefällt mir nicht ein einziger. Sie ſind ſehr praktiſch, es iſt wahr; und ich glaube gewiß, daß es hundert Perſonen von meinem Stande gibt, welche niederträchtig genug ſind, dergleichen Mittel zu ihrer Rettung zu ergreifen. Ich mache Ihnen deßwegen keinen Vorwurf. Die unbeſtimmte Art, mit der ich Sie um Ihren Beiſtand anſprach, und mit der Sie vielleicht von Vielen angeſprochen worden ſind, die, wie Sie ſich ausdrücken, ſo pöbelmäßig gewiſſenhaft nicht ſind, als ich es bin: dieſe freie Art, ſage ich, hat Ihnen vermuthlich ein Recht gegeben, von mir eben ſo nachtheilig, als von Andern meines gleichen zu denken, und mir Vorſchläge zu thun, über die ich mich in ihrem Namen ſchämen muß.

Die unruhigen Umſtände, in denen ich mich dieſe Meſſe wegen verſchiedener drückenden Schulden befinde, haben mir Gelegenheit gegeben, über mich ſelbſt ernſthafter nachzudenken. Ich finde, daß ich von meinen erſten Jahren an leichtſinnig genug geweſen bin, Gelder aufzuborgen, ohne zu wiſſen, ob ich jemals im Stande ſein würde, wieder zu bezahlen, und ohne mich mit dieſem Gedanken lange zu quälen. Die vernünftige Vorſicht meines Vaters, die ich in meinen akademiſchen Jahren Geiz nannte, gab mir das, was zu einem ſtandesmäßigen Leben und zu meinem Studiren gehörte, überflüſſig, dasjenige aber nur nothdürftig, was ich zu meinem Nebenvergnügen brauchte.

Ich gerieth in eine Geſellſchaft junger Leute, welche, Ihrem Range nach, weniger waren, als ich, und gleichwohl mehr Aufwand machen konnten. Ein übelverſtandener Ehrgeiz nöthigte mich, es ihnen gleich zu thun. Dieſes konnte ich nicht thun, ohne Schulden zu machen, und ich fiel einigen Wucherern in die Hände, welche meine Thorheit zu ihrem Vortheil mißbrauchten. Dieſes ſtürzte mich aus einer Schuld in die andere. Ich hatte mir vorgenommen, ſie redlich zu bezahlen. Ich that es auch wirklich bei dem Tode meines Vaters, deſſen Verlaſſenſchaft aber ſo anſehnlich nicht war, daß ich es ohne meine Unbequemlichkeit hätte thun können. Die Gelegenheit, die ich fand, bei Hof mein Glück zu machen, nöthigte mich zu einem Aufwand, der über meine Kräfte ging. Ich borgte vom neuen, und bei jeder Stufe, die ich höher ſtieg, verwickelte ich mich in neue Schulden. Diejenigen, die mir jetzt Geld vorſtreckten, waren größtentheils eben ſo ungewiſſenhaft, als diejenigen Wucherer, welche mich auf Schulen geplündert hatten. Mit einem Worte, jede Schuld nöthigte mich, eine noch ſchlimmere zu machen, um mich von jener zu befreien; und ich wagte Alles daran, um den Ruhm nicht zu verlieren, daß ich ein ehrlicher Mann ſei. Nunmehr bin ich aber ſo weit getrieben, daß ich nicht mehr weiß, wie ich mich retten ſoll.

Sehen Sie, mein Herr, das iſt die wahre Geſchichte meines Unglücks, und die Genealogie aller meiner jetzigen Schulden. Ich habe ſie Ihnen mit Fleiß ſo umſtändlich geſchrieben, damit Sie nicht allein Gelegenheit haben ſollen, von mir beſſer zu denken, ſondern auch von andern Kavalieren eine billigere Meinung zu faſſen, die, wie ich, ihre Gläubiger nicht bezahlen können, und die oft bei dem redlichſten Herzen, das ſie haben, brankerott werden müſſen. Sie werden nach und nach eingeflochten, bis ſie ganz verloren gehen. Die Ungerechtigkeit ihrer Gläubiger, unrichtige Begriffe von der Ehrbegierde, eine Unachtſamkeit in ihrer Wirthſchaft, und die träumeriſche Hoffnung auf ein unerwartetes Glück, das ſie retten ſoll; dieſes ſind die gemeinſten und wichtigſten Urſachen an dem Umſturz der größten Häuſer. Von denen rede ich nicht, welche muthwillige Betrüger ſind, und deren ſind ſehr viel; nur von denen rede ich, die, ſo wie ich, unvorſichtig genug, aber doch ehrlich ſind.

Nun ſtellen Sie ſich einmal vor, wie ſehr ich durch Ihren Brief muß gedemüthigt worden ſein, da ich ſehe, daß Sie mich für einen Betrüger, und nicht für einen verunglückten Mann anſehen, welcher ein Mittel ſucht, ſich zu retten, ohne ſein Gewiſſen und ſeine Ehre zu verlieren. Und beides müßte ich verlieren, wenn ich nur einen einzigen von Ihren Vorſchlägen annähme.

Es gehört wirklich eben ſo wenig Verſtand dazu, einen verſtellten Eid zu leiſten, als wenig Verſtand nöthig iſt, Jemandem dergleichen anzurathen. Da ich noch in der erſten Klaſſe ſaß, ſah ich dieſe Weisheit ſchon ein, und mein Präceptor, ſo einfältig er auch war, überführte mich doch, daß dergleichen Kunſtgriffe auch den niedrigſten Pöbel ſchändeten. Ihnen, als einem Rechtsgelehrten, darf ich das nicht weiter erklären, und da Sie ein Chriſt ſind, der Gott zu Ehren alle Wochen einmal faſtet; ſo werden Sie beſſer, als ich, überzeugt ſein, wie abſcheulich dergleichen betrügeriſche Eide ſind.

Ich weiß die Geſetze wohl, die uns von der Verbindlichkeit des Wiedererſatzes losſprechen, wenn man in einem gewiſſen Alter geborgt hat; aber das weiß ich auch, daß uns in gewiſſen Fällen die Ehre dazu verbindet, wenn es gleich die Geſetze nicht thun. Die Vorſicht der Geſetzgeber war nöthig, der Bosheit derjenigen zu ſteuern, die ſich unſers jugendlichen Unverſtandes bedienen, um etwas zu gewinnen; wider diejenigen aber dürfen wir uns dieſes Mittels nicht bedienen, die uns als ehrliche Leute geholfen haben; wir ſetzen uns ſonſt in Eine Klaſſe mit den Wahnwitzigen und Verſchwendern, für welche die Geſetze auf eben die Art geſorgt haben. Bin ich in meinem fünf und zwanzigſten Jahre nicht eben ſo verbunden, ehrlich zu ſein, als im ſechs und zwanzigſten? Der Taufſchein wird mich wider mein ehrliebendes Gewiſſen nicht ſchützen, wenn er mich auch wider den Richter ſchützt. Mit einem Worte, dergleichen Rechte der Unmündigen ſind meiſtentheils nur eine Zuflucht der unbeſonnenen Jugend, welche ohne Verſtand borgt, oder der Betrüger; beides mag ich mir nicht vorwerfen laſſen.

Was ſoll ich von Ihren übrigen Mitteln ſagen, die Sie mir vorſchlagen? Befreit mich eine unvollkommne Unterſchrift von der Verbindlichkeit, die ich haben würde, wenn ich auch gar nichts unterſchrieben hätte? Seinem Gläubiger den Wechſel mit Gewalt aus den Händen zu reißen, iſt eine Art eines Raubes, die das Rad verdient, und nicht den Beifall der vernünftigen Welt, wenn auch dieſe vernünftige Welt nicht einmal ehrlich wäre.

Ueber den Vorſchlag, mich närriſch zu machen, will ich mich nicht erklären. Sie hätten verdient, daß ich Ihnen die Antwort durch meinen Bedienten geben ließe.

Der Einfall, einen falſchen Wechſel auf den Namen meines Gläubigers zu ſchreiben, iſt nur Ihrer werth, und mir zu abſcheulich, als daß ich noch ein einziges Wort davon ſagen ſollte.

Was ich wünſche, iſt dieſes, daß Niemand von meinen Freunden in ſo verzweifelte Umſtände gerathen möge, ſich Ihrer Hülfe zu bedienen. Leben Sie wohl!

Herr Sekretär,

Ich bin verloren, rettungslos verloren!! Alle meine Schulden ſind mit einem Male aufgewacht. Sie verfolgen mich, und ich muß noch dieſen Abend vor ihnen fliehen. Wollte Gott, ich könnte mich vor mir ſelbſt verbergen! Ich ſchäme mich meiner, und das Verlangen, alle meine Gläubiger zu bezahlen, und ehrlich zu bleiben, entſchuldigt mich weder bei mir ſelbſt, noch vor den Augen der Welt. Sie werden bei dem Herrn Obriſtlieutenant erfahren, wo ich mich aufhalte. Beſchleunigen Sie Ihre Rückreiſe, Sie mögen die Sache zu Stande gebracht haben, oder nicht. Ich lege Ihnen alle die Mahnbriefe bei, die geſtern und heute an mich gekommen ſind. Sie finden bei einem jeden meine Antwort. Wie ſehr bin ich gedemüthigt, daß ich habe müſſen die Sprache der böſen Schuldner annehmen! Beruhigen Sie meine Gläubiger, ſo gut Sie können. Sie ſollen alle bezahlt werden, alle ehrlich bezahlt werden; aber gerechter Gott! wenn? womit? Das weiß ich nicht! Ich Unglücklicher! Kommen Sie zurück! Geſchwind kommen Sie zurück! Ich muß fort.

Gnädiger Herr,

Nun kann ich Ihnen nicht länger nachſehen. Die zweitauſend Thaler muß ich morgen auf den Abend haben, oder ich bediene mich der Mittel, die Sie wiſſen. Ich thue es ungern; aber ich werde ſelbſt gedrängt. Sie haben mich von einem Tage zum andern aufgehalten. Länger kann ich nicht nachſehen, ohne meinen Kredit ſelbſt zu verlieren. Das werden Sie mir nicht zumuthen. Machen Sie ſich keinen Schimpf; und wenn Sie es doch thun, ſo geben Sie mir die Schuld nicht. Ich erwarte mein Geld ohne Verzug, und verharre mit unterthänigſter Hochachtung

Ew. Gnaden u. ſ. w.

N**

Antwort.

Mein liebſter Herr N**,

Es iſt billig; Sie ſollen bezahlt werden. Längſtens auf den Freitag früh. Bis dahin haben Sie noch Geduld. Ich ſoll morgen Geld haben, das mir ein guter Freund ſchuldig iſt. Sie haben mir als ein ehrlicher Mann gedient, und ich habe den Willen, als ein ehrlicher Mann zu bezahlen. Ich bin mit meinem Pachter unglücklich geweſen, es wäre ſonſt ſchon vor der Meſſe geſchehen. Waren es nicht Louis blanc, die Sie mir vorſtreckten? Ich glaube, ja; gut, Sie ſollen ſie haben, oder doch wenigſtens das Agio. Was thun ſie gegen Mard'or? Schicken Sie nur auf den Freitag früh zu mir, und den Wechſel mit! Ich werde Ihre gefällige Nachſicht niemals vergeſſen, und Ihnen dienen, wo ich kann. Leben Sie wohl.

N. S.

Können Sie einen holländiſchen Brief auf fünfhundert Thaler brauchen?

Gnädiger Herr,

Dieſelben erhalten durch meinen Ladendiener den Auszug für die ausgenommenen Stoffe und andere Waaren. Es wird Ihnen nicht ſchwer fallen, die kleine Poſt von ſechshundert Thalern zu bezahlen. Meine Freunde haben mir gerathen, es gerichtlich zu ſuchen, weil ich ſo oft vergebens darum bitten müſſen. Es würde mir leicht ſein, es auszuführen, da Sie die Rechnung unterſchrieben haben; ich will es aber nicht gern thun, um Ihnen das Vergnügen zu laſſen, daß Sie Ihre gegebene Kavalierparole ohne richterlichen Zwang erfüllen. Ich bin mit unveränderter Ehrfurcht

Ew. Gnaden u. ſ. w.

Mein Herr,

Ihre Freunde kennen mich und Sie nicht, ſie würden Ihnen ſonſt billiger rathen. Ich will es

Ihnen nicht vorrücken, daß Sie mir den Preis der Stoffe zu hoch angeſetzt haben; es iſt einmal geſchehen, und ich habe mich dazu bekannt. Sie ſollen der Erſte nicht ſein, dem ich etwas ſchuldig bleibe. Ich erwarte Sie auf den Freitag Nachmittag. Sie werden wohl Doppien nehmen? Haben Sie dieſe Meſſe etwas Neues von Stoffen? Bringen Sie mir welche mit, ſo ſchön Sie ſolche haben. Ich bezahle baar. Es ſoll zu einer Meſſe für meine Frau. Nur nicht gar zu bunt. Verſtehen Sie mich? A Dieu!

Gnädiger Herr,

Mein Advokat wird Ihnen geſagt haben, daß der über die Juwelen ausgeſtellte Wechſelbrief an zweitauſend fünfhundert Thaler an der Peterpaulmeſſe fällig geweſen iſt. Sie haben mich bis auf heute vertröſtet, und ich nehme mir die Freiheit, mich unterthänig zu erkundigen, um welche Stunde ich Ihnen aufwarten darf. Sie wiſſen noch, gnädiger Herr, wie genau Sie gehandelt haben, und können gewiß glauben, daß ich nicht fünf Thaler daran verdiene. Deſto weniger wird mir es zuzumuthen ſein, länger nachzuſehen, da die ganze Summe mein baarer Verlag iſt. Brauchen Sie ſonſt dieſe Meſſe etwas, ſo werden Sie gnädig befehlen, und ich werde Ihnen damit dienen, ſobald ich meine zweitauſend fünfhundert Thaler von Ihnen bekommen habe. Sollte mein Advokat ſich dieſen Morgen bei Ihnen melden; ſo ſagen Sie ihm nur, daß die Sache bis gegen Abend

Anſtand hätte. Weiſen Sie ihm allenfalls dieſen Brief, damit er nicht nach der Ordre verfährt, die ich ihm geſtern Abends gegeben habe. Er war heute früh nicht zu Hauſe, als ich zu ihm ſchickte. Sie ſehen, gnädiger Herr, wie ſorglich ich mir angelegen ſein laſſe, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthänigem Reſpekt ſei

Ew. Gnaden,

u. ſ. w.

Antwort.

Hochgeehrteſter Herr,

Hat Ihnen denn mein Sekretär das Geld noch nicht ausgezahlt? Das iſt ganz unverantwortlich! Ich habe es ihm ſchon am Montag befohlen. Er mußte am Dienſtag früh wegen einer dringenden Angelegenheit verreiſen, und hat in der Eile aus Unvorſichtigkeit meine Kaſſe und Alles in ſeinem Verſchluſſe behalten. Längſtens künftigen Sonnabend kommt er gewiß wieder. Haben Sie ſo lange Geduld. Ich will ihm ſeine Unvorſichtigkeit verweiſen, daß er es empfinden ſoll.

Man iſt doch gar zu unglücklich, wenn man ſich auf andere Leute verlaſſen muß. Es verdrießt mich doppelt, daß er ſo einen ehrlichen Mann, wie Sie ſind, ſo lange warten läßt. Sie ſollen Ihr Geld haben. Es iſt ſchon abgezählt, ich weiß es. Einen tolleren Streich hätte mir mein Sekretär nicht machen können! Sie ſollen Ihr Geld richtig haben. Ihr Advokat iſt noch nicht bei mir geweſen. Aber wozu brauchen denn zwei ſo gute und alte Freunde, als wir ſind, einen Advokaten? Das hätten Sie nicht thun ſollen, gewiß nicht, mein Herr. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann! Ich bezahle meine rechtſchaffenen Freunde ehrlich, und wenn weder Advokaten noch Richter in der Welt wären. Dieſe Meſſe werde ich nichts brauchen. Ich habe mich vom Gelde entblößt, und Sie wiſſen wohl, ich kaufe ohne Noth nicht gern, wenn ich nicht gleich, oder doch bald bezahlen kann.

Den Augenblick fällt mir etwas ein. Die Prinzeſſin von *** will eine Haarnadel kaufen; ſie muß aber ſchön ſein. Dabei wäre ein ſchöner Thaler Geld zu verdienen. Soll ich Sie vorſchlagen? Kommen Sie übermorgen früh in die Antichambre, da werden Sie mich finden. Oder, wiſſen Sie was, lieber auf den Markt; da wird die Prinzeſſin um eilf Uhr ſelbſt ſein. Sehen Sie, wie freundſchaftlich ich für Sie ſorge. Aber bringen Sie Ihren Advokaten nicht mit. Ihre Durchlauchten möchten ſich vor ſeiner Perücke entſetzen. Gewiß, das Kompliment von Ihrem Advokaten kann ich Ihnen noch nicht recht vergeben. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Wir wollen gute Freunde bleiben. Leben Sie wohl, bis auf Wiederſehen, u. ſ. w.

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr,

Das Abſterben meines ſeligen Mannes hat mich in kümmerliche Umſtände geſetzt. Die Gnade, die Ew. Hochwohlgeb. gegen ihn ehedem bezeigt, werde ich nunmehr für mich und meine armen unerzognen Kinder unterthänig erbitten. Die erſte Probe von Dero gnädigen Fürſorge wird dieſe ſein, wenn Sie die Veranſtaltung treffen, daß der jetzige Meſſe verfallene Wechſel an fünfhundert und fünfzig Thalern ausgezahlt werde. Er iſt meinem älteſten Sohne auf ſeinen Antheil im Erbe zugefallen; und weil er im Begriff ſteht, auf die Univerſität zu gehen, ſo muß er dieſe Poſt zu ſeinem nothdürftigen Unterhalte aufnehmen. Es beruht ſein ganzes Glück darauf, da er ſonſt nichts zu leben hat, und von mir auf keine Art unterſtützt werden kann. Ew. Hochwohlgeborne Gnaden ſind als ein großmüthiger Beſchützer armer Waiſen bekannt, und ich zweifle an gnädiger Gewährung meiner Bitte im Geringſten nicht, da es Ihnen ſo leicht fallen muß, mit dieſer Kleinigkeit ein armes Kind glücklich zu machen, welches die Gnade gehabt hat, ſein ganzes Vermögen Ihren Händen zeither zu überlaſſen. Gott, der Gott der Wittwen und Waiſen, wird ein reicher Vergelter ſein, und Ihr hohes Haus ſegnen. Ich bin mit der tiefſten Devotion

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden

demüthigſte Dienerin,
N.

Antwort.

Liebe Frau Magiſterin,

Sie verlangen das Ihrige auf eine ſo beſcheidene und verpflichtende Art zurück, daß ich mich ſchämen muß, ſo lange Ihr Schuldner geweſen zu ſein. Es kommt mir freilich die Ankündigung des Wechſels jetzt ein wenig unvermuthet; aber ich will Rath ſchaffen. Kann es nicht gleich in der Meſſe ſein, ſo ſoll es doch geſchehen, ſo bald ich nach Hauſe komme. Ich thue nichts, als was meine Schuldigkeit iſt; und wenn Ihr lieber Sohn fromm und fleißig iſt, ſo will ich weiter für ihn ſorgen. Ich will noch heute verſuchen, ob es möglich iſt, ein Stipendium für ihn auszuwirken. Er kann ſich, wenn er herkommt, bei dem Herrn Profeſſor N. melden, der mir verſprochen hat, ihm einen Freitiſch zu geben. Die Collegia ſoll er auch bei ihm umſonſt hören. Der ehrliche Mann thut mir Alles zu Gefallen, was ich verlange. Mit einem Wort, ich will für ihn ſorgen, und wenn er nach Leipzig geht, kann er erſt auf mein Gut zu mir kommen und das Geld gegen den Wechſel heben. Ich bin dieſe kleine Bemühung der Freundſchaft ſchuldig, die mir Ihr ſeliger Mann erwieſen hat. Sein Sie von meiner Aufrichtigkeit überzeugt, und leben Sie wohl.

Nota! »Der Herr Sekretär wird ſorgen, daß
»dieſe ehrliche Frau vor allen Andern be-
»zahlt wird. Davor behüte mich Gott,
»daß ich auch die Thränen der Wittwen
»und Waiſen auf mich laden ſollte. Dieſe
»Schuldpoſt nagt mich am Herzen. Ich
»habe noch vor meiner Abreiſe mit dem

»Profeſſor geredet; er hat mir es verſpro-
»chen. Sorgen Sie ja für die arme Frau,
»Ihr Mann war ein rechtſchaffener Mann.
»Sie muß ihr Geld nach der Meſſe haben,
»es komme her, wo es wolle.«

Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Ich habe dieſe Meſſe verſchiedene Bären loszubinden, um deßwillen ich den Herrn Bruder erſuche, das kleine Wechſelchen von vierhundert Thalern meinem Agenten zu bezahlen. Da ich es Ihnen drei Jahre ohne Intereſſen creditirt habe; ſo verſehe ich mich gewiſſer Zahlung. Es ſteht ohnedem nicht in meiner Gewalt, länger nachzuſehen, da ich den Wechſel an Herrn N. und Kompagnie gegen eine Schuldforderung cedirt habe. Der Herr Bruder wiſſen, wie dieſe Juden ſind, und daß ſie mit ihren Schuldnern nicht ſo ſäuberlich verfahren, als wir von Adel mit einander umzugehen pflegen. Es ſollte mir ſehr leid ſein, wenn der Herr Bruder es zu Weitläuftigkeiten kommen ließen. Ich wenigſtens wäre ganz außer Schuld, denn der Wechſel iſt nicht mehr in meiner Hand. Eben jetzt erfahre ich von meinem Gerichtsverwalter, daß Ihr Herr Schwiegervater dieſen Abend ſehr unbaß nach Hauſe gekommen ſei. Wie Gott will! Der Alte verläßt Pfennige; Sie werden ſich wohl tröſten laſſen. Die Haſenjagd iſt heuer ſehr ſchlecht. Das macht das liebe Hagelwetter. Der Teufel hat doch immer ſein Spiel. Geſtern Abends iſt mir mein beſter

Fuchs im Stalle umgefallen; ich glaube nicht, daß mir mein beſter Freund ſo nahe gehen kann. Es war ein Fuchs, trotz einem Fuchſe! Der Donner hole mich, mein beſtes Pferd war es! Und hiermit Gott befohlen. Auf die Bezahlung des Wechſels verlaſſe ich mich alſo gewiß, und bin, u. ſ. w.

Antwort.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrſter Herr Bruder,

Es iſt mir nicht lieb, daß Sie meinen Wechſel von ſich gegeben haben. Ich werde ihn bezahlen, darauf können Sie ſich verlaſſen; aber dieſe Meſſe iſt es unmöglich, das ſage ich Ihnen, es komme auch, zu was es wolle. Daß Sie ihn drei Jahre ohne Intereſſen gehabt haben, iſt mir bekannt; aber der Herr Bruder wiſſen auch, daß wir Spielſchulden nicht zu verintereſſiren pflegen. Sollte mich Herr N. aufs Aeußerſte treiben, ſo werde ich gerichtlich ſagen müſſen, was dieſer Wechſel eigentlich iſt; und es ſollte mir nahe gehen, wenn ich, wider meine Gewohnheit, dergleichen Ausflucht brauchen müßte, da ich wirklich Willens bin, den Wechſel zu bezahlen, und wenn er noch ungültiger wäre. Ich hätte mich zu Ihrer Freundſchaft wohl verſehen, daß Sie mich den Zunöthigungen des Herrn N. und Kompagnie nicht auf dieſe Art Preis geben würden. Ich habe ihnen ſagen laſſen, daß ſie von mir auf dieſen Wechſel nicht einen Dreier bekommen würden, und ſie möchten ihren Regreß nehmen, an wen ſie wollten, oder ſonſt thun, was ihnen gefiele. Der Herr Bruder werden alſo andere Anſtalt machen, Ihre Schulden zu bezahlen. In künftiger Meſſe trage ich die Poſt ab; aber an niemand, als an Sie, und auch nicht eher. Das habe ich bei mir beſchloſſen, und Sie kennen mich. Von der Krankheit meines Schwiegervaters weiß ich nichts. Die Nachricht wird wohl keinen Grund haben. Der rechtſchaffene Mann ſollte mich dauern, ſo hart er auch gegen mich und meine Frau jederzeit geweſen iſt. Ich bin unverändert

Ew. Hochwohlgeb. u. ſ. w.

Gnädiger Herr,

Wundern Sie ſich etwa, was ich will? Mein Geld will ich haben. Ja, ja, im ganzen Ernſte, mein Geld, das ich Ihnen ſo lange geliehen habe; und wenn ich das nicht kriege, ſo will ich Sie haben, oder es müßte keine Gerechtigkeit im Lande ſein; tauſend Thaler iſt kein Pappenſtiel, und ich habe Ihren Wechſel darüber, wiſſen Sie das wohl, gnädiger Herr? Das iſt keine Kunſt, daß vornehme Leute in den Tag hinein borgen, und uns arme Leute hernach betrügen wollen. Sie haben mich nun ſeit zwei Meſſen bei der Naſe herumgeführt. Ich bin der Komplimente ſatt. Geld, mein Herr, und kein Kompliment, das will ich haben, oder Sie ſitzen in vier und Stunden zwiſchen vier Mauern. Und ſollte ich Sie zu Tode füttern, ſo laſſe ich Sie nicht aus dem Arreſt, bis Sie zu Heller und Pfennig bezahlt haben. Wie geſagt, das iſt keine

Kunſt! Erſt kommt ihr Herren, und ſtrotzt von Gold und Silber, Gott weiß, ob ein Dreier darauf bezahlt iſt! und da ſind wir armen Kaufleute eure guten Freunde, eure herzensguten Freunde, da herzt ihr und küßt uns, bis ihr das Geld habt. Und wenn ihr es denn habt, ſo hole der Teufel den verfluchten Juden, der es wieder haben will, wenn der Wechſel verfallen iſt. Halten Sie mirs zu Gnaden, daß ich ſo deutſch weg rede; aber es iſt ſchlimm genug, daß es wahr iſt. Wir armen Kaufleute müſſen es uns blutſauer werden laſſen; und wenn wir mit Angſt und Noth ein paar Thaler Geld zuſammengeraſpelt haben, ſo kommt ſo ein vornehmer Müßiggänger, und betrügt uns drum. Ich meine eben Sie nicht, gnädiger Herr; aber meine tauſend Thaler muß ich auf den Donnerſtag haben, oder es wird nicht gut. Kurz! Geld oder Arreſt! was Sie wollen. Ich bin

Ew. Gnaden

unterthäniger Diener
Hans Puff und Comp.

Antwort.

Mein lieber ehrlicher Hans Puff,

Sie bleiben doch der alte Deutſche, der Sie allemal geweſen ſind. Sie ſollen Ihr Geld haben, laſſen Sie ſich nur nicht leid ſein. Wir wollen deßwegen allemal gute Freunde ſein. Kommen Sie auf den Freitag früh zu mir, da ſollen Sie es finden. Es gefällt mir nur, daß Sie mit Ihren

Freunden ſo wenig Umſtände machen. Wir verſtehen einander ſchon. Mein Sekretär ſoll Ihnen Alles bezahlen. Er wird auf den Donnerſtag Abend erſt wieder kommen. Bis auf den Freitag warten Sie doch, mein guter Alter? Nicht wahr? Sie ſind doch nicht böſe?

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr,

Sie ſind geſtern Abends kaum zur Stadt hinaus geweſen, als ich mit der Poſt hier ankam. Ich habe die Briefe und Ihre Ordre gefunden. Die Urſachen meiner geſchwinden Rückkunft ſind dieſe. Am Dienſtage Abends kam Ihr Herr Schwiegervater ganz krank von der Fiſcherei zurück. Ich fuhr zu ihm, ſobald ich die Nachricht erhielt. Er war in Gefahr, und dieſe mehrte ſich dergeſtalt, daß der Medikus ſchon am Mittwoch früh an ſeinem Aufkommen zweifelte. Ich bin von ſeinem Bette nicht weggekommen, weil er zuſehends ſchwächer ward. Er bezeigte ein großes Verlangen, Sie und die Frau Gemahlin zu ſprechen. Es war aber unmöglich, weil er gegen Mitternacht in meinen Armen verſchied. Ich habe ſogleich von den Gütern Beſitz nehmen und Alles verſiegeln laſſen. Ich konnte nicht eher, als geſtern ſpät, hier ankommen, ſo ſehr ich auch eilte, Ihnen Nachricht davon zu geben, und Ihnen mein unterthäniges Beileid mündlich zu bezeigen. Von dem Herrn Oberſtlieutenant habe ich auch nicht eher, als dieſen Mittag, Ihren

Aufenthalt erfahren können. Dieſen Vormittag habe ich angewendet, Ihre Gläubiger zu beruhigen. Die anſehnliche Verlaſſenſchaft des ſeligen Herrn Schwiegervaters hat ſie ſo gefällig gemacht, daß ſie Ew. Gnaden nicht allein nachſehen, ſondern mit ihrem ganzen Vermögen unterthänig aufwarten wollen, wenn Sie es verlangen. Hans Puff und Compagnie haben mich beſchworen, Sie ihrer unterthänigen Devotion zu verſichern. Ich bin u. ſ. w.

Inhalt.

Seite

Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs 3
Geheime Nachricht von D. J. Swifts letztem Willen 51
Nachricht von einem Schlüſſel zu Swifts Codicill 85
Rechtliches Informat über die Frage: ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſei . . . 81
Satiriſche Briefe 95
Vorbericht 97
Schreiben eines von Adel an einen Profeſſor, in welchem einen guten Hofmeiſter zu wählen gebeten, und geſagt wird, was man von ihm für Fähigkeiten verlange 110
Antwort des Profeſſors, nebſt zwei Taxen von einem geſchickten und eilf ungeſchickten Hofmeiſtern . 112
Empfehlungsſchreiben an ein Kammermädchen, wegen der erledigten Hofmeiſterſtelle 123
Antwort im Kammermädchenſtyle 124
Ein kleiner Roman zwiſchen einer jungen Prieſterwittwe und einem Herrn Kandidaten. Beſteht aus folgenden Briefen:
Schreiben der Prieſterwittwe an den Kandidaten, worin ihm ein Wink von dem göttlichen Berufe gegeben wird 126
Einladungsſchreiben des Kirchenpatrons an den Kandidaten 127

Seite
Antwort des Kandidaten an den Kirchenpatron . 128
Dergleichen an die Prieſterwittwe 129
Schreiben der Prieſterwittwe an den Kirchenpatron 129
Deſſen lehrreiche Antwort an die Wittwe . . . 130
Ein Oberſter empfiehlt ſeinen Feldprediger zu einem Dorfpfarrer 135
Bittſchreiben des Feldpredigers an den Oberſten wegen dieſer Sache 137
Ein abgeſetzter Schulmeiſter bittet um einen Schuldienſt, und liefert drei Proben von ſeiner Stärke in Gevatter- und Hochzeitbriefen 139
Aphthonianiſche Chrie, worin um eine Rektorſtelle in einem kleinen Städtchen gebeten wird . . 148
Eine praktiſche Abhandlung von der Kunſt zu beſtechen, ingleichen ſich beſtechen zu laſſen. Beſteht aus folgenden Briefen:
Schreiben, wie ein ungewiſſenhafter Vormund den Richter nicht beſtechen ſoll 156
Dergleichen, wie ein Rittergutsbeſitzer den Kommiſſar nicht beſtechen ſoll 158
Dergleichen, wie ein Kaufmann ſeinen Richter nicht beſtechen ſoll 159
Eine ungeſchickte Art, wie ein Bauer ſeine gnädige Frau Amtmännin zu beſtechen ſucht 160
Schreiben, wie ein ungewiſſenhafter Vormund es machen ſoll, wenn er den Richter beſtechen will 163
Dergleichen für einen Rittergutsbeſitzer an den Kommiſſar 166
Anweiſung, wie man einen Richter beim Spiele beſtechen kann 169
Formular eines leeren Briefs, allen ſtreitenden Parteien zur Warnung geſchrieben 171

Seite
Eines ungerechten Richters unparteiiſche Antwort darauf 172
Ein Handgriff, wie man einem Richter, den man beſticht, die ſaure Mühe erſparen kann, roth zu werden 173
Des Richters Antwort auf den ſtummen Brief . 179
Gebeſſertes Formular, wie ein Kaufmann ſeinen Richter beſtechen ſoll 176
Anleitung, einen Richter mit Holze zu beſtechen . 178
Ingleichen mit alten Münzen und Gemmen . 179
Recept, wie eine ſchöne Frau den Richter gewinnen ſoll 184
Des Richters vielbedeutende Antwort darauf . . 186
Ein Brief, wie man einen Kommiſſar mit der Furcht vor ſeinen Obern beſticht 187
Dergleichen mit der Furcht vor ſeinem eigenen böſen Gewiſſen 188
Dergleichen mit der Furcht vor Wechſelſchulden . 189
Eine arme gedrückte Wittwe bittet um Gerechtigkeit bei ihrem Richter 193
Des Richters Antwort 194
Vier Formulare von der mittelbaren Beſtechung durch die Weiber der Richter, nach ihren verſchiedenen herrſchenden Leidenſchaften 197
Schreiben an einen Amtmann, der viel von der Küche, und nichts von der Amtsſtube verſteht . 202
Dergleichen an ſeine juriſtiſche Tochter, ſo das Directorium Actorum führt 203
Von der Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen, ingleichen von einer ganz neuentdeckten computatione graduum 206

Seite
Bittſchriften eines jungen Menſchen, der zur Zierde des Vaterlandes Rathsherr werden will . . 216
Empfehlungsſchreiben eines Mannes, der aus Bequemlichkeit Rathsherr werden will 220
Schreiben des bequemen Kandidaten 221
Nota. Beide ſind aus dem Alciphron treu überſetzt.
Charakter eines juriſtiſchen Polyphems 225
Vier Briefe, denen zum Beſten geſchrieben, die Gerichtsbeſtallungen ſuchen 234
Ein Brief von der Gefahr, die man läuft, wenn man einen jungen und noch ungeübten Mann zum Richter oder Kommiſſar bekommt . . . 246
Zwei Formulare für diejenigen, welche in vornehmen Häuſern Sekretarien werden wollen, um die Hofluſt zu gewohnen 250
Roman einer alten Spröden. Darin ſind folgende Briefe enthalten:
Schreiben der alten Spröden an den Verfaſſer der ſatiriſchen Briefe 255
Der Hofrath R** wirbt um die Spröde . . . 257
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Hofrath R** 260
Ein Doktor der Medicin wirbt um die Spröde . 262
Zärtliches Schreiben des Herrn Lieutenants an die Spröde 265
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Doktor . 266
Ein Profeſſor wirbt um die Spröde 270
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Profeſſor 273
Herzbrechendes Schreiben der Spröden an ihren Lieutenant 275
Des Lieutenants ſchreckliche Antwort darauf . . 277

Seite
Ein Advokat wirbt um die Spröde 281
Abſchlägige Antwort der Spröden darauf . . . 283
Ein Würzkrämer wirbt um die Spröde . . . 285
Abſchlägige Antwort der Spröden darauf . . . 287
Die alte Spröde wirbt um ihres Vaters Schreiber 289
Abſchlägige Antwort des Schreibers darauf . . 293
Die alte Spröde wirbt um den Hofrath . . . 296
Abſchlägige Antwort des Hofraths darauf . . . 298
Die alte Spröde wirbt um den Doktor der Medicin 301
Abſchlägige Antwort des Dokters darauf . . . 303
Die alte Spröde wirbt um den Profeſſor . . . 306
Des Profeſſors Frau antwortet der alten Spröden, daß ihr Mann ſchon eine Frau habe . . . 310
Die alte Spröde wirbt um den Advokaten . . 312
Abſchlägige Antwort des Advokaten in höchſter Eil 315
Befehdungsbrief der alten Spröden an den Würzkrämer 316
Deſſen Antwort an die alte Spröde mit Proteſt . 319
Antwort des Verfaſſers der ſatiriſchen Schriften an die alte Spröde 326
Plan der extrafavorablen Auswürflung der alten Spröden 336

Ein Roman von einem Fräulein, die der Großvater und Enkel zugleich liebt. Beſteht aus folgenden Briefen:

Anwerbungsbrief und vier Poſtſcripte eines alten Kavaliers an ein junges Fräulein 338
Schreiben des Enkels an ſeine Tante 340
Troſtſchreiben der Tante an den eiferſüchtigen Enkel 342

Seite
Der Onkel ſeufzt 343
Liebeserklärung des Onkels an das junge Fräulein 344
Die Tante ſagt, daß der Onkel thöricht ſei . . 346
Freundſchaftliches Schreiben des jungen Fräuleins an die Tante 347
Der Tante Antwort darauf 349
Schreiben des Fräuleins an ihren Onkel . . . 351
Antwort des Onkels an das Fräulein 353
Der Onkel verzweifelt vor Liebe, und klagt es ſeiner Tante 354
— — und klagt es ſeinem Fräulein . . . 356
— — und klagt es ihrem Onkel 357
Der eiferſüchtige Onkel bittet ſeinen Großpapa um Erlaubniß, das Fräulein heirathen zu dürfen . 358
Antwort der Tante an den Vetter 362
Dem Vetter wird angſt, und er antwortet der Tante 365
Antwort der Tante 366
Antwort des Vetters an die Tante 367
Antwort der Tante 368
Umſtändlicher status causae des Großvaters an ſeine Tochter, daß der Onkel über und über ein Narr ſei 369
Schreiben des Fräuleins an die Tante 372
Schreiben des Onkels des Fräuleins an den Großvater 372
Schreiben des Großvaters an die Tochter, worin er geſteht, daß der Onkel ein ſo gar großer Narr noch nicht ſei, als er geglaubt hätte . . . 375
Schreiben des Großvaters an den Onkel des Fräuleins, welches den Roman auflöſt 376

Seite
Liebestraktaten eines rechtſchaffenen, aber eigenſinnigen Freiers mit einem Frauenzimmer . . 381
Das Frauenzimmer fragt ihre Tante um Rath . 385
— — ingleichen ihren Onkel 386
Antwort der Tante 388
Antwort des Frauenzimmers an die Tante . . 389
Antwort des Onkels an das Frauenzimmer . . 390
Gutachten einer Freundin des Frauenzimmers . 392
Dergleichen 393
Dergleichen 396
Auch dergleichen von einer andern Art . . . 398
Excitatorium des zärtlichen und eigenſinnigen Liebhabers an das Frauenzimmer 399
Entſchluß und Erklärung des Frauenzimmers an den Liebhaber 400
Eigennützige Liebeserklärung eines jungen Menſchen an eine alte Frau 403
Zärtlicher Liebesbrief einer alten Frau an einen jungen Menſchen 406
Liebeserklärung eines Menſchen, der zärtlich liebt, aber nicht vernünftig 409
Antwort und freundſchaftlicher Rath 410
Liebesflammen eines Pedanten 414
Ehrendienſtwillige Antwort darauf 416
Hans liebt Greten 417
Grete Hanſen 419
Ein Bürger, der reich und vernünftig iſt, wirbt um ein Fräulein 420
Ein Fräulein, das arm und vernünftig iſt, ſchlägt es ihm ab 423
Ein ſtrotzender Landjunker will ſeine Liebe an ein reiches Bürgermädchen verkaufen 429

Seite
Ein einfältiges Bürgermädchen nimmt den Vorſchlag mit demüthigem Danke an 432
Ein hochmüthiges Bürgermädchen nimmt den Vorſchlag mit Verachtung an 435
Ein vernünftiges Bürgermädchen verſichert den gnädigen Junker, daß er ein Narr ſei 440

Leben und Thaten eines ehrlichen Bankrottirers, worin folgende Briefe ſind:

Der ehrliche Bankrottirer will ſo gnädig ſein, und tauſend Thaler borgen 443
Wird unterthänig abgeſchlagen 444
Consilium medicum 445
Recept 445
Schreiben des Bankrottirers an den Advokaten . 447
Antwort des Advokaten, ſehr praktiſch eingerichtet 447
Antwort des ehrlichen Bankrottirers an den boshaften Advokaten 451
Schreiben des verjagten Bankrottirers an ſeinen Sekretär 455
Ein Mahnbrief auf 2000 Thaler 456
Freundliche Antwort darauf 457
Mahnbrief auf 600 Thlr. . . für Waaren . . 457
Troſtſchreiben darauf 457
Mahnbrief wegen eines Wechſelbriefs von 2500 Thaler 458
Für 2500 Thaler Komplimente 459
Wehmüthiges Bittſchreiben einer verarmten Wittwe, wegen ſchuldiger 550 Thaler 460
Eine ehrliche Antwort im Ernſte 461
Brüderliche Drohungen eines Junkers an den ehrlichen Bankrottirer 463

Seite
Antwort darauf, ziemlich kurz, aber doch deutlich 464
Trotziger Mahnbrief von Hans Puff und Kompagnie 465
Freundſchaftliche Antwort darauf 466
Schreiben des Sekretärs an ſeinen Principal, den ehrlichen Bankrottirer, worin die ganze Verwirrung aufgelöſt wird 467

Gottlieb Wilhelm Rabener's

ſämmtliche Werke.

Mit einem Vorwort
und der
Lebensbeſchreibung des Verfaſſers
neu herausgegeben
von
Ernſt Ortlepp.

Dritter Band.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

6804 001x8

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK • MUENCHEN

Antons Panſa von Mancha

Abhandlung von Sprüchwörtern,

wie
ſolche zu verſtehen und zu gebrauchen ſind.

Dem Verfaſſer
zum Beſten und dem Leſer zur Erbauung
ans Licht geſtellt.

Antons Panſa von Mancha

Zueignungsſchrift

an des großen Sancho Panſa

großen Eſel.

Verewigter Eſel!

Deine eigenen Verdienſte, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Panſa, erfordern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich dieſen Abhandlungen von Sprüchwörtern deinen Namen vorſetze. Ich nahe mich alſo dir mit der ehrfurchtvollen Verbeugung, mit welcher ſich ein verlaſſener Autor ſeinem Mäcenas naht, und lege dieſe Schrift zu deinem Hufe nieder. Das Anſehen, in welchem dein Name bei allen geſitteten Völkern iſt, wird dieſen Abhandlungen der ſicherſte Schutz ſein, und durch deinen Namen, unſterblicher Eſel, wird, wie ich, als Autor, zuverſichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unſterblichkeit zurückfallen.

Dieſes würde genug ſein, gegen dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich Alles geſagt habe, was ein Klient in einer Zueignungsſchrift ſeinem Gönner von Empfehlung, von Verdienſten, von Demuth, und von ſeinem Mangel zu ſagen hat. Aber du wirſt mir hochgeneigt erlauben, mein Eſel, daß ich dieſe Zueignungsſchrift gegen diejenigen vertheidige, welche ſo viel Einſicht, wie du, nicht haben, und doch Kunſtrichter ſein wollen. Glücklicher, ja dreimal glücklicher Eſel, der du in den Tagen des weiſen Sancho grau worden biſt, wo man Verdienſte auch an Eſeln verehrte! Wie ſehr haben ſich die Zeiten, zu unſerer Schande, verändert! Man verehrt . . . aber nicht Verdienſte, man verehrt Rang und Pracht; und ein Eſel mit einer reichen Decke, wenn er ſchon die geringſten Verdienſte nicht hat, iſt uns oftmals verehrungswürdiger, als ſieben Weiſe. Ich finde es alſo nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsſchrift gemacht werden können. Dieſes wird mich ganz natürlich auf deine eigenen Verdienſte führen. Ich will zeigen, wie groß du geweſen biſt, und wenn ich dieſes zeigen will, ſo darf ich die Welt nur an deine Thaten erinnern. Wie leicht iſt es, Verdienſte zu loben, wenn man ſie ſchon findet und nicht erſt erdichten darf! Ein Vorzug, den du vor vielen Menſchen haſt, welche dich nur als Eſel kennen!

Was ich hier im voraus angeführt habe, iſt die gründlichſte Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, ſobald ſie dieſe Zueignungsſchrift erblicken. »Einen Eſel zum Mäcenas!« werden ſie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwa der Erſte, der dieſes thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenas die menſchliche Pracht der eurigen? Seid nicht ſo ungerecht, zu glauben, daß mein Eſel dieſer Zueignungsſchrift unwürdig ſei, weil ihr ihn für dumm haltet! Ihr werdet ſelbſt euren Zueignungsſchriften ein trauriges Urtheil ſprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr abſetzen müſſen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenas eines Autors zu ſein?

»Aber wird der Eſel die Zueignungsſchrift leſen? »Und noch mehr, wird er das Buch verſtehen, das »du ihm zueigneſt?« Aber, meine Herren, iſt denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein ſpaniſcher Eſel iſt, und ich freilich nur ein deutſcher Autor bin. Allein iſt es denn ſo ſchlechterdings nöthig, daß ein Mäcenas die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten leſen eure Schriften, und noch mehr, wie viel ſind im Stande, ſie zu verſtehen? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Mutterſprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländiſchen, oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen ſie doch vielleicht nicht einmal die Buchſtaben kennen. Genug, ſie ſehen ihr Bildniß oder ihr Wappen, ſie ſehen den prächtigen Band des Buchs, ſie ſehen ein gekrümmtes Geſchöpf murmelnd zu ihren Füßen kriechen, und hieraus ſchließen ſie, daß dieſes Geſchöpf ein Autor iſt, daß unter ihrem Bildniſſe oder Wappen eine Zueignungsſchrift ſtehen wird, und daß ſie ein Mäcenas ſind. Sehen ſie alſo nicht alles, was der Autor will, daß ſie ſehen ſollen, und iſt es erſt nöthig, daß ſie die Zueignungsſchrift leſen, und die Abhandlung verſtehen müſſen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bei vielen meiner Tadler der wichtigſte iſt, und den ſie zu ſagen, nur das Herz nicht haben. »Wirſt du von »deinem Eſel für die Zueignungsſchrift nur einen »Gulden, oder die geringſte Belohnung erwarten »können?« Nein, ihr habt Recht, nicht einen Gulden, nicht die geringſte Beförderung. Aber deſto uneigennütziger iſt mein Vorhaben; deſto weniger iſt das Lob verdächtig, das ich meinem Eſel gebe. Ihr martert euch und eure Leſer, um Tugenden und Verdienſte zuſammen zu ſtoppeln, welche ihr euren Mäcenaten anpaßt: allein bei Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euren Helden lächerlich, und die Zueignungsſchriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaſchen, welche gemeiniglich gar außen bleibt, oder welche doch euer Mäcenas ſo ſpärlich zumißt, weil er, wie Auguſt, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben ſo wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen. Aber wie Viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsſchriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts iſt wohl Alles, was ihr durch eure Demüthigung von eurem Mäcenas erpreſſen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, ſo werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen: **Votre Serviteur**! ſich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der ſie beſſer zu brauchen weiß. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenas einer von den Großmüthigen iſt, welche alle Menſchen glücklich zu machen wünſchen; wird er deßwegen auch im Stande ſein, es zu thun, oder wenigſtens es ſo zu thun, wie er es hofft? Und iſt er auch ſo gefällig, daß er ſich bei ſeinem Range neue Verdienſte und Hochachtung durch ſeine Freundlichkeit zu erwerben ſucht; ſo wird er euch zwar in den gnädigſten Ausdrücken das Vergnügen verſichern, das er hat, euch zu dienen: allein ſeine Geſchäfte, und der Anlauf ſo vieler eurer Kollegen, werden machen, daß er euch vergißt, die ihr keine Verdienſte weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich alſo durch meine Zueignungsſchrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieſes ſind, berühmter Eſel, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das iſt auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen ſetzen werde.

So wichtig auch meine Gründe ſind, ſo werden ſie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige deiner beſondern Verdienſte erinnere, die dich, großer Eſel, über Viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Klienten zu verewigen ſucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie gibt mir ein Recht, den Ruhm deiner ſeltenen Verdienſte zu wiederholen, welche ſeit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt geweſen ſind. Liebſter Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muſelmann ſich vor dem geheiligten Kameele niederwirſt, das vor tauſend Kameelen zu dem ſtolzen Glücke erwählt worden iſt, den Alkoran auf ſeinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unſerer Zueignungsſchriften ſind Satiren auf die Mäcenaten unſerer Zeit. Die Verfaſſer quälen ſich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Verſorger der Verlaſſenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beſchützer der Muſen, daß er gerecht ſei, da doch das halbe Land unter ſeinen Räubereien entkräftet ſeufzet. Aber du, glücklicher Grauſchimmel, du biſt von *allen dieſen Vorwürfen frei, und eben* dadurch befreiſt du auch mich von den Vorwürfen der Schmeichelei. Sobald ich des großen Sancho Panſa großen Eſel nenne, ſobald verſteht mich die ganze Welt, und weiß es, daß ich den ehrwürdigen Eſel meine, welcher ſo viele Tugenden der Menſchen, und keines von ihren Laſtern gehabt.

Es iſt bekannt, und ſelbſt der berühmte Cid Hamet-Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beſchnittener Mohr, und du ein chriſtlicher Eſel warſt, daß die weiſen Sprüche des erleuchteten Sancho mit ſo viel Kraft auf deine Ohren herabgewirkt, daß du der tiefſinnigſte Eſel deiner Zeit geweſen. Ein großer Beweis deiner Fähigkeit war es, da du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tauſend unglücklichen Beſchäftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Großen in Spanien kaum lernen, welche drei Jahre und länger in Oſſuna zu den Füßen ihrer Lehrer ſitzen.

Mehr als ein Baccalaureus in Salamanka war eiferſüchtig auf dich: aber deine Beſcheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wiſſen, welches ſo viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwiſſende Pedanten richten ſich trotzig auf: aber du, der du ſie am Verſtande und Witze unendlich übertriffſt, hingſt deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten deines Lehrers erinnerten Dich beſtändig an deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unſern Schülern nicht allgemein iſt! Ich kenne Deutſche, welche an deiner Weisheit und Gelehrſamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geſchweige einen Folianten von deinen Schriften aufzuweiſen hat. Deſto ſchlimmer für uns! Der Schade iſt unſerer Nachwelt unerſetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir deine Schriften leſen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler deiner Zeit, wo man noch wenig ſchrieb, und deſto mehr dachte. Bei unſern Zeiten iſt dieſes der Fehler, daß Viele ohne Ueberlegung ſchreiben, was Du, weiſer Eſel, nur zu denken, dich würdeſt geſchämt haben. Hätte dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde dein Ruhm geſtiegen ſein! Und dennoch biſt du ſchon unſterblich, da Myriaden von Schriftſtellern ſeit deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergeſſenheit geſtürzt worden ſind.

Die Mäßigkeit iſt eine Tugend, welche unſern meiſten Sittenpredigern nicht allemal eigen iſt. Wenigſtens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meiſter der Weisheit hieß, der ſein Brod durch das Lehren der Moral verdiente, und der Alles, was er verdiente, durch die niederträchtigſten Ausſchweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet ſeines Lorbeers, unter dir, geſittetem Eſel, ſtehen ſollen. Die ganze Geſchichte des Helden von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daß du jemals in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr menſchlich iſt. Vermuthlich trug die Uebereilung der alten Roſinante, und ihre demüthigende Strafe viel zu deiner Mäßigung bei. Die Welt weiß die traurige Geſchichte von den Stuten aus Gallicien. Roſinante war ein lehrender Beweis, daß Alter nicht für Thorheit hilft. Er ſah die Stuten und vergaß ſich. Benengely macht zu ſeiner, und vielleicht auch zu vieler Menſchen Entſchuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengſt ſo alt ſei, der nicht noch einmal im Mai wiehere. Allein die Eſeltreiber von Jangois dachten nicht ſo billig. Die Strafe folgte der Wolluſt auf dem Fuße nach. Roſinante empfand es, und als eine neue Züchtigung ihrer alten Jugendſünden, mußte ſie die Demüthigung ausſtehen, daß der tapfre Quixote ſich auf dich, tugendhaften Eſel, ſetzte, und ſie, die ſtolze Roſinante, an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth iſt dasjenige Kleinod, welches auch die für das Koſtbarſte halten, die niemals großmüthig genug ſind, Andern in der Noth beizuſpringen. Wie ſehr beſchämſt du, freundſchaftlicher Eſel, alle dieſe unempfindlichen Seelen! Sogar die Roſinante, die deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauerteſt du. Deine Schritte waren noch langſamer, als die Schritte eines gelaſſenen Eſels von Natur ſind; du wollteſt dem Unglücklichen Zeit laſſen, nachzukommen. Ein Menſch würde ſich dieſe Demüthigung ſeines Nächſten zu Nutze gemacht, und mit einer ſtolzen Grauſamkeit noch mehr zu ſeiner Kränkung beigetragen haben: aber ſo ungerecht dachteſt du nicht; denn du wareſt des weiſen Sancho liebreicher Eſel. Wie troſtlos hingeſt du die Ohren, als dein Herr, Sancho, durch Zulaſſung des Himmels und Don Quixotes geprellt ward! Er ſah flehentlich auf dich herab, und wenn er am höchſten flog, ſo war deine freundſchaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigſte Stärkung.

Die Gelaſſenheit iſt überhaupt eine Familientugend der Eſel: bei dir aber hatte ſie einen weit rühmlichern Urſprung; denn du wareſt mit Ueberlegung gelaſſen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreiten Galeerenſklaven hielteſt du ſtandhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixote Sancho und Roſinante lagen um dich herum. Nur dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht ſtürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixote ſeufzte nach ſeiner Dulcinea, Sancho nach ſeinem Mantel, Roſinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von dir ſagt der Geſchichtſchreiber, daß du gelaſſen unter deinen Freunden geſtanden, und mitleidig die Ohren geſchüttelt habeſt.

Bei dieſer deiner Mäßigkeit, deiner geſelligen Freundſchaft, deiner Gelaſſenheit; konnteſt du wohl bei allen dieſen Tugenden des geringſten Neides fähig ſein? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Eſel der Domherren von Toledo iſt hiervon der ſtärkſte Beweis. Dieſe Eſel, welche ſo fett und ſtark waren, wie die Eſel der Domherren natürlicher Weiſe ſein müſſen, welche ihr Futter bei der Ruhe ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da du bei den mühſamſten Abenteuern immer Hunger leiden mußteſt; dieſe Eſel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da deine ganze Decke in einem ſchlechten Reitkiſſen beſtand; welche muthwillig um dich herum ſcherzten, wie Eſel vom Stande zu ſcherzen pflegen; welche dich, als einen dürftigen Laieneſel, mit Verachtung anſahen; mit einem Worte, die Eſel der Domherren waren mit aller ihrer Glückſeligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bei dir zu erregen. Wie viel Menſchen beſchämſt du, genügſamer Eſel, welche das Glück der Großen und Reichen beneiden, und, da ſie zu ohnmächtig ſind, es ihnen zu nehmen, ſich doch wenigſtens Mühe geben, die Welt durch Spöttereien oder durch Beſchuldigungen zu bereden, daß ſelbige dieſes Glücks ganz unwürdig wären?

Bei keinen von allen Abenteuern hat Sancho Panſa ſo unverwerfliche Proben ſeines großen Geiſtes abgelegt, als bei Regierung der Inſel Barataria; aber eben dieſer Zeitpunkt iſt derjenige, welcher auch zugleich deine tugendhaften Vorzüge am meiſten in ein Licht geſetzt hat, das eine Reihe von ſpäten Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du warſt der Bruder und vertrauteſte Freund des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne dich zu regieren; man mußte dich, mit koſtbarem Zeuge geſchmückt, hinter ihm herführen, als er ſeinen prächtigen Einzug hielt. Cid Hamet weiß von dir und dem Sancho bei dieſer Gelegenheit nichts Schmeichelhafters zu ſagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, ſich oftmals umgeſehen, dich, ſein getreues Thier, zu betrachten, und ſich von Herzen über den glücklichen Zuſtand zu freuen, in welchem er dich erblickte. Auch alsdann warſt du noch ſein liebſter, ſein vertrauter Eſel, da ihn die ganze Inſel als ihren Statthalter anbetete. Wäre dir damals wohl etwas leichter geweſen, als das Vertrauen deines Herrn zu deinem und der deinigen Vortheil, und zum Schaden deiner Feinde zu mißbrauchen? Beides haſt du nicht gethan. In der ganzen Geſchichte finde ich dieſen Umſtand am merkwürdigſten, daß während der Statthalterſchaft des Sancho deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leſer ſieht dich bei dem prächtigen Einzuge zum letztenmal, und bekommt dich eher nicht wieder zu Geſicht, als in dem traurigen Augenblicke, da der weiſe Sancho, von der Laſt der ungewohnten Herrſchaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf dir, getreuem Eſel, der mühſeligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In ſeinem Glücke gelaſſen zu ſein; ſich der Gewalt ſeiner mächtigen Freunde nicht zu mißbrauchen; an ſeinen Feinden ſich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für ſeine Vortheile am wenigſten zu ſorgen; eine ſo ſchnelle Veränderung des Glücks gelaſſen zu ertragen, ja ſogar von dem wollüſtigen Ueberfluſſe des Hofs mit geſchwindern Schritten ſich zu entfernen, als demſelben ſich zu nähern: das ſind Tugenden, welche Diogenes unter den Menſchen ſeiner Zeit vergebens ſuchte, und welche Cid Hamet bei dem Eſel des erleuchteten Panſa gefunden hat.

Vielleicht hatteſt du dieſen jählingen Umſturz der

Hoheit deines Sancho voraus geſehen? Benengelo geſteht dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wiſſen, ausdrücklich zu. Ich glaube, er hätte nicht nöthig, dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, deine Einſicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten dich vorſichtig, ohne Wahrſagerkunſt und tugendhaft, ohne außerordentliche Wunder. Wie viele gleiten bei dieſem wichtigen Schritte, welche vorſichtig und erfahren genug zu ſein glauben! Aber ihr Herz iſt ſo tugendhaft nicht, als das deine war; und eben darum kann ſie weder Vorſicht, noch Erfahrung ſchützen. Ohne dieſes tugendhafte Herz müſſen ſie bei ihrem hohen Glücke ſchwindlicht werden und niederſtürzen, wenn ſie gleich, wie du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu ſehen.

Da Adler wieder Adler zeugen; iſt es wohl ein Wunder, daß ein Theil deiner guten Eigenſchaften auch bis auf deine ſpäten Nachkommen fortgepflanzt worden iſt? Ich verſtehe darunter die Mäßigkeit, die Gelaſſenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuth. Lauter Tugenden, die man noch bis auf dieſe Stunde allen denen Eſeln in Mancha vorzüglich zugeſteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von dir abzuſtammen! Ungeachtet ſie dich zu ihrem Ahnherrn haben, ſo iſt doch nicht ein Einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf ſtolz wäre, oder durch deine Verdienſte den Mangel eigner Verdienſte zu verbergen ſuchte, oder andere Eſel in dem Flecken verachtete, welche eben ſo lange Ohren, eben ſo breite Rücken, und eben ſo arbeitſame Knochen haben, aber freilich nicht von ſo gutem Hauſe, und nicht von ſo edler Geburt ſind, als ſie. Im Uebrigen wiſſen die Einwohner zu Mancha dieſen Vorzug an ihnen billig zu ſchätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren ſie das Andenken ſeines Grauſchimmels noch bis auf dieſe Stunde ſo unverbrüchlich, daß ſie ſein Geſchlechtsregiſter mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuſcher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelſten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieſes wird genug ſein können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, dir, theuerſter Eſel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Urſache angegeben, woher ich dir ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig bin; da du in den Tagen des Don Quixote einen ſo wichtigen Theil unſerer Familie ausgemacht, da du als des Sancho Freund und getreueſter Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgeſtanden haſt. Die wenigen Proben, die ich aus der Geſchichte von deinen groſſen Eigenſchaften und bewährten Tugenden angeführt habe, ſind, wo ich mich nicht ganz irre, unwiderſprechliche Beweiſe, daß du es wohl verdienſt, mein Mäcenas zu ſein. O du Spiegel und Blume der vortrefflichſten Eſel! Wie rühmlich iſt für mich dieſe meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken haſt: deine tugendhafte Mäßigung und exemplariſche Sittſamkeit, welche dir ſo eigen, und bei uns nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit iſt; deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen deinen Herrn und deine Freunde überhaupt; deine ſtoiſche Gelaſſenheit bei allen Unglücksfällen, welche dich und deinen Herrn trafen; die ſeltene Tugend der Zufriedenheit und die ſchwere Kunſt, das glänzende Glück Anderer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wiſſen, mit gelaſſenen Augen, ohne mißgünſtige Empfindungen, anzuſehen; die politiſche Vorſicht, ſich mit dem ungewiſſen Glück ſeines mächtigen Freundes nicht allzu genau zu verbinden, und die praktiſche Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters ſein zu können: alles dieſes ſind Vorzüge, welche du, tugendbelobter Eſel, vor allen Eſeln und vor vielen Mäcenaten haſt!

Mit einem Worte: Der Fleiß iſt des Glücks Vater; das Glück dreht ſich geſchwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart ſchläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längſten; hoch macht ſchwindlicht; wer aufs Geld ſieht, dem vergeht das Geſicht; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege iſt; ſüß getrunken, wird oft ſauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche ſieht man den Himmel; wer ſich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten: wer das Spiel nicht verſteht, ſoll die Karten nicht mengen; wer ſich ſelbſt zum Schafe macht, den freſſen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bei ſich hat, ſtolpert nicht; der Teufel ſteht oft hinter dem Kreuze; Guter Weg um, iſt keine Krümme; eine goldene Decke macht den Eſel nicht zum Pferde; wer auf dem Eiſe tanzt, der ſtrauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, verſengt ſich den Rock; Mancher trägt einen Sack, und heißt ſeinen Nachbar einen Eſel ..... Aber Gott verſteht mich! ſagte Vater Panſa.

Ich küſſe Ew. Eſelei den Huf.

J.. in Weſtphalen. Anton Panſa von Mancha.

Vorbericht.

Es iſt vor einigen Wochen eine Schrift an unſern Verleger geſendet worden, welche den Titel führt: **Antons Panſa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie ſolche zu verſtehen und zu gebrauchen ſind; dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer zur Erbauung, ans Licht geſtellt.**

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfaſſer ſeine Abſichten und die Einrichtung des Werkes ſelbſt. Es iſt dieſes Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers und die Demuth eines verlaſſenen Autors verräth. Der letzte Umſtand geht nur unſern Verleger an, und wir überlaſſen es ihm, wie er ſich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von ſeinen Vorältern und von ſeinen eigenen Umſtänden einſtreut, verdienen angemerkt zu werden. Es ſind nützliche Anekdoten zur Lebensbeſchreibung des unſterblichen Don Quixote, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfaſſer erzählt uns, daß der berühmte Stallmeiſter Sancho Panſa von Mancha ſein Urältervater geweſen ſei. Da er nach dem Tode ſeines Ritters der witzigſte und weiſeſte Kopf in ganz Mancha geweſen: ſo habe er ſich durch eben dieſen Witz und ſeine weiſen Sprüchwörter viele Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier und den Geiſtlichen des Orts überſehen zu können, und deßwegen habe er ſich lieber in der Geſellſchaft ſeines Eſels und ſeiner übrigen Familie eingeſchloſſen, als daß er mit jenen die alte Freundſchaft hätte fortſetzen ſollen. Dieſes ſei der Grund zu ſeinem Unglücke geweſen. Der Geiſtliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Chriſt ſei, und kein Schweinfleiſch eſſe. Die Inquiſition ſei aufmerkſam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil ſie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiſer geſprochen, als die alten Chriſten ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt geweſen. Der rechtſchaffene Sancho ſei alſo wirklich verbrannt, und der erſte Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieſes Unglück habe ſeine ganze Familie zerſtreut. Des Herrn Verfaſſers Aeltervater, welcher ſich durch ſeine hohen Geiſtesgaben ſchon bis zur Würde des unterſten Schulzen in dem Flecken Mancha emporgeſchwungen gehabt, habe ſich entſchloſſen, lieber ſeinem Vaterland, als ſeinem angebornen Verſtande zu entſagen. Er habe ſich mit ſeinem reichen Vorrath von Sprüchwörtern nach Liſſabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geiſtlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder ſei er den Händen der Inquiſition entronnen, und in die Niederlande gekommen, wo er ſein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Hier gibt der Herr Verfaſſer noch viele Nachrichten von ſeiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig ſind. Wir können mit ſeiner Erlaubniß nicht unerinnert laſſen, daß er bei dieſer Gelegenheit den Stolz ſeines Vaterlandes ein wenig zu ſehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meiſten Witz ſeiner Familie zu danken hätten. Ja, er treibt dieſe lächerliche Einbildung ſo hoch, daß er glaubt, verſchiedene ihrer größten Kunſtrichter hätten die Geſchicklichkeit, Andere mit ihren lateiniſchen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung ſeines Urältervaters zu danken; als dieſer, wiewohl mit unglücklichem Erfolg, die Kunſt gelehrt, zu ſchreien, wie ein Eſel.

Die Umſtände, welche der Herr Verfaſſer endlich von ſeinem eigenen Leben beigefügt, können uns auch gleichgültig ſein. Nur dieſes verdient angemerkt zu werden, daß er ſich zu J..., einem Städtchen in Weſtphalen, aufhält, und bei einer mäßigen Einnahme ſo lange ruhig leben und Bücher ſchreiben will, bis er ſeine Verbeſſerung findet.

Die drei letzten Seiten ſeines Schreibens beſtehen in den gewöhnlichen Autorkomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnſüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen ſucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfaſſer ausgeführt hat, ſind dieſe: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längſten. Kleider machen Leute. Gedanken ſind zollfrei. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Alte Liebe roſtet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer, als ein Centner Schulwitz. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen; und andere mehr.

Der Verleger zweifelt, daß dieſes Buch Beifall finden werde, da man es außerhalb Weſtphalen ſchwerlich verſtehen, am wenigſten aber das Feine davon einſehen könne. Er will daher nur eine

Probe davon liefern, und die beiden Artikel: **Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand**; und: **Kleider machen Leute**, als einen Verſuch abdrucken laſſen. Von der Aufnahme dieſes Auszugs wird das Schickſal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieſer, wider Vermuthen, Beifall finden: ſo iſt er entſchloſſen, dieſe Abhandlung einer Sammlung anderer ſolcher Schriften vordrucken zu laſſen.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand.

Wenn irgend ein Sprüchwort iſt, deſſen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung beſtätigt wird; ſo iſt es dieſes, wenn man ſagt: **Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand.** Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfaſſung meines Vaterlandes ſehr genau kennen zu lernen, ſo getraue ich mir ſehr wohl zu behaupten, daß wenigſtens zwei Drittheile meiner Mitbürger ihren Verſtand nicht eher erlangt haben, als bis ſie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil iſt, ich weiß nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verſtand begabt geweſen. Ich ſage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz laſſen, welche die Ausnahme von dem Sprüchwort machen, und das Amt zwar ſeit langer Zeit, noch bis dieſe Stunde aber nicht den geringſten Verſtand haben.

Ich finde von unſerm Sprüchwort verſchiedene Lesarten. Ein ſehr altes Manuſcript, welches, wie ich aus einigen Umſtänden vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geſchrieben worden, liest ausdrücklich: **Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er Verſtand**; und dieſer Lesart habe ich mich bedienet. Die meiſten der neuern Schriftſteller ſagen hingegen nur: **Wem er ein Amt gibt** ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide ſind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt ſich die Art, zu reden, wem Gott ein Amt gibt, noch wohl entſchuldigen. Jetzt braucht man dieſe Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derſelben beſchwerlich zu fallen. Dieſes mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwiſchen muß ich doch zum Ruhm unſerer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervorzuſuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit ſo zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man ſich gleich in Acht nimmt, der über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtſame ſich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, ſo oft ich Jemand alſo reden höre, von dem ich ſonſt ſehr wohl weiß, daß ihn die göttliche Fügung am wenigſten beunruhigt. Es iſt dieſes ein Zeugniß, daß die Religion bei uns noch nicht ganz abgekommen iſt. Man darf mir nicht einwenden, daß dieſe Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort ſei; Ich glaube es ſelbſt; aber das thut nichts.

Dieſes hat mich bewogen, das Sprüchwort nach ſeiner alten Lesart beizubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erklärt, ohne zu beſorgen, daß mich diejenigen, welche ſtärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es alſo für bekannt an, daß Gott das Amt gibt. Es hebt dieſer Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung dawider einwenden möchte. Recht wahrſcheinlich iſt es freilich nicht; aber ein guter Ausleger weiß Alles zuſammen zu räumen.

Ich halte mich in einem ſehr kleinen Städtchen auf, und doch iſt es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weiß ich Niemand, welcher auf eine erlaubte Weiſe zu ſeinem Amt gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müſſen (denn dieſes iſt immer die gewiſſe Belohnung derer, welche ſich für das Vaterland verſtümmeln laſſen); wenn er nicht zu dieſem wichtigen Poſten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerſchaft ſo weit gebracht war, daß ſie ihn als einen Hausarmen ernähren ſollte. Man machte ihn ohne ſein Anſuchen zum Nachtwächter, und ſein Beruf muß wohl rechtmäßig ſein, weil er den Amtmann nicht beſtochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter iſt. Dieſes iſt der einzige Mann in der Stadt, der ſein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeigehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der Einzige in unſerm Orte iſt, welcher den Verſtand eher hatte, als das Amt.

Mit den Uebrigen iſt es ganz anders beſchaffen. Der Stadtſchreiber hatte, als Advokat, das Unglück, daß er wegen ſeiner Geſchicklichkeit, die verſchiedene Obere aus Unverſtand Betrügerei nannten, in die Inquiſition kommen ſollte. Seine Sache war ſo beſchaffen, daß er nach dem Eigenſinn altväteriſcher Rechte gewiß den Staupbeſen würde bekommen haben: aber ein edler wohlweiſer Rath ſah die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen ſtand in einer ſo genauen Verbindung mit ihm, daß ſie gewiß an ſeinem Staupbeſen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeiſters Hochedeln am Galgen erſticken müſſen, wenn man dieſen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entriſſen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmännin die Sache genau, und eine Kleinigkeit von ehlichen Ellen brabanter Spitzen legte ſeine Unſchuld dergeſtalt an den Tag, daß er ſich mit Ehren von ſeinem Handel befreit ſah. Der Frau Bürgermeiſterin war der Hals ihres theuren Gemahls ſo lieb, daß ſie vor Freuden nicht eher ruhte, bis dieſem angefochtenen Mann die Gerechtigkeit der Stadt und das Wohl der ganzen Bürgerſchaft anvertraut, und er ungeſäumt zum Stadtſchreiber erwählt wurde. Ein Jeder ſeiner Vorgeſetzten glaubte, er ſei dieſen Dienſt ſich ſelbſt ſchuldig, weil ein Jeder wünſchte, daß man ſich bei dergleichen beſorglichen Fällen auf gleiche Weiſe ſeiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu ſeinem Dienſt gelangt iſt, das weiß die ganze Stadt. Er hatte es durch ſeine patriotiſchen Bemühungen ſo weit gebracht, daß ganze Dörfer wüſt, und eine anſehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabei gemacht, ſetzte ihn in den Stand, unverſchämter zu ſein, als ſein Vorfahr, welcher einfältig genug war, ſich einzubilden, daß man es mit dem Landesherrn nicht redlich meinen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meine. Er ſtürzte dieſen gewiſſenhaften Tropf, und bemächtigte ſich ſeines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich iſt, als daß man ſie tadeln ſollte.

Es ſind nicht mehr als zwei Prieſter in unſerer Stadt. Der oberſte davon wäre vielleicht noch jetzt Kandidat, wenn er nicht die Geſchicklichkeit beſeſſen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geiſtliches Amt anſuchten. Er meinte es aber mit ſeiner chriſtlichen Gemeine ſo gut, daß er ſich den Kapellan zu ſeinem Kollegen ſelbſt auserſah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieſes lieben Mannes ihm vortheilhaft zu ſein ſchien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Paſtors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher ſehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küſter erſtreckt ſich in meinem Städtchen dieſe Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den beſten Branntwein brennt; ſo hat es der Kirchenvorſteher für billig gehalten, ihm das Küſteramt und die Unterweiſung der Jugend anzuvertrauen.

Dieſe wenigen Exempel beweiſen ſchon genug, wie wunderbar oftmals die Wege ſind, zu einem Amte zu gelangen. Die Abſchweifung würde überflüſſig ſein, wofern ich nicht verſichern könnte, daß der Stadtſchreiber, der Amtmann und die Geiſtlichen in Geſellſchaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben ſoll.

Diejenigen, welche ſich dieſes Sprüchworts: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, auf eine ſo bequeme Art zu bedienen wiſſen, ſind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Läſterer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unſern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Fürſorge nur gar zu matt geworden ſind faſt gänzlich abgekommen ſei. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Chriſtenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bei der auch der beſte Advokat verzweifeln würde.

Ich finde beſonders dreierlei Gattungen Leute, welche dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen, oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen.

Die letzten fühlen dabei in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daß Gott, welcher nach ihrer Meinung ſo vielen Narren Aemter gibt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Fürſorge bei denjenigen, welche die Pflicht auf ſich haben, die Aemter zu beſetzen. Bei Verſchiedenen von ihnen würde ihr Betragen unſinnig ſein; man würde ſie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eigenen Vaterlandes, für die gefährlichſten Böſewichter halten, wenn man ſieht, wie unbedachtſam ſie bei der Beſetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß ſie überzeugt ſind: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand; ſo iſt dieſer Widerſpruch gehoben. Sie können dieſes mit einer deſto gewiſſern Zuverſicht hoffen, da ſie an ihren eigenen Perſonen ein ſo erſtaunliches Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugniſſe aller ihrer demüthigen Klienten gegenwärtig die verſtändigſten Männer, die weiſeſten Väter der Stadt ſind, ungeachtet ſie vor der Erlangung ihres Amts die unverſtändigſten Narren waren. Dieſe wichtige Erfahrung wirkt in ihnen eine wahre Freudigkeit, ſo oft ſie ein Amt beſetzen müſſen.

Ich weiß nicht, ob irgend ein Amt wichtiger iſt, als das Amt eines Seelſorgers. Die üble Beſetzung eines ſolchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenſchaft nach ſich ziehen. Wenigſtens würde ich ſehr unruhig ſein, wenn ich für die Beſetzung eines ſolchen Amtes ſorgen ſollte. Aber wie glücklich ſind nicht diejenigen, welche ſich darauf verlaſſen, daß der Verſtand ſich ſchon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schickſal gehabt, einer Prieſterwahl auf dem Lande beizuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm ſein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, ſein Schäfer geſtorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh ſorgfältig wartete, die Kunſt verſtünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bei ſeinem Amte ehrlich wäre; dieſen ausfindig zu machen, war freilich eine ſchwere Sache, die alle mögliche Behutſamkeit erforderte. Denn, wenn eine Schäferei durch Verwahrloſung ausſtirbt; ſo iſt dieſes manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplariſches Leben, oder durch Unachtſamkeit des Pfarrherrn die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomiſch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geſchickten Schäfer ausfindig gemacht und in ſeine Dienſte genommen hatte. Er erzählte mir dieſes mit Freuden, und that dabei viele gute Wünſche für ſeine Schäferei. »Morgen,« fuhr er »fort, »morgen müſſen Sie noch bei mir bleiben; »mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und »wir wollen tauſend Spaß mit ihm haben.« Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weiß, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt; ſo kann ich nicht läugnen, ich erſchrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirthes. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche und erſtaunte, als ich einen großen ſchwarzgekleideten Körper auf die Kanzel ſteigen ſah. Sein

Gang, ſeine Miene, ſeine Bewegung mit den Händen, ſeine Sprache ſelbſt war ſo pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtſinnigen Scherz ſeinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgeſtellt. Ich ſagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit ſolcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch ſchütterte. »Mein Reitknecht?« ſagte er endlich. »Zerreiß mich »der Teufel, wenn es nicht mein Informator iſt! »Er iſt ein Magiſter, und nicht ungeſchickt. Er will »noch heuer ein Geſangbuch für mein Dorf zuſammendrucken laſſen, und es meiner Gemahlin »zueignen. Er iſt ein guter Narr; ich wollte Holz »auf ihm hacken.« Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bei mir ſelbſt, und ſchwieg ganz beſchämt ſtill. Ich hörte ihm zu, weil ich ſonſt nichts zu hören hatte, und hielt bei ſeinem albernen Gewäſch eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indeſſen ohne Eigennutz zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Panſa, mit ſeinem Eſel geredet hat, weit vernünftiger geweſen iſt, als dieſes neuen Seelſorgers heilige Rede an ſeine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. Sogleich ſtellte ſich unſer Seelenhirt auch ein, und das erſte Kompliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunſch bei dem Eintritt in die Stube machte, war, daß er ſagte: »Komm Er, komm Er, Herr Magiſter, trink Er »das Glas Branntwein, es iſt Ihm ſauer geworden; aber Er hat auch, der Teufel hole mich! »gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne Er ſich ab; das leide »ich mein Seele nicht; und wenn Er einmal auf

»mich ſchmält, ſo ſoll mich der Donner erſchlagen, »wenn ich Ihn nicht über die Kanzel herunter wer»fen laſſe, daß Er die Beine in die Höhe kehrt. »Da! trink Er!« und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir ſetzten uns zu Tiſch; ich war demungeachtet ganz kleinmüthig, und ſah die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. »Weiß Er denn, Herr Magiſter, wofür »Ihn Herr Panſa angeſehen hat? Für meinen »Reitknecht!« »Das wundert mich nicht,« rief der ſchon halb trunkene Pfarrer aus. »Die Diener »des Herrn ſind den rohen Weltkindern immer ein »Anſtoß, und Herr Panſa hat noch ketzeriſches Blut »in ſeinen Adern. Wäre er, wie ſeine Aeltern, »verbrannt worden; ſo hätte unſere Religion auch »einen Verächter weniger.« Ich entfärbte mich über dieſen Unſinn, und ſtand eben im Begriff, ihm nach ſeiner Narrheit zu antworten, als unſer Wirth merkte, daß ſich dieſer Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglas, und brachte es ſeinem Pfarrer auf die Geſundheit aller hübſchen Mädchen zu, welcher auch redlich Beſcheid that; und auf dieſe Weiſe ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu ſehen, daß Ihro Gnaden nebſt dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tiſch ſanken, ohne daß er ſelbſt auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er ſchon vor Tiſche war. Ich ſchlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsſtreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von ſeinem Pfarrer hielte? »Ich halte ihn,« ſagte ich, »für einen Mann ohne Verſtand, ohne . . . .« »Ach,« ſagte er, »was Verſtand! Wem Gott ein »Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand! Er iſt »mein Informator geweſen, ich habe ihm die Pfarre »ſchon lange verſprochen, und um deßwillen hat »er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was »ich verſpreche, das halte ich als ein Kavalier. Der »Kerl wird ſchon werden. Saufen kann er, wie »ein Teufel!« Hier verſtummte ich auf einmal. Ich ſah, daß der Herr das Wohl und die Unterweiſung ſeiner Kinder nicht für ſo wichtig gehalten, als die Erſparung einiger Thaler Geld; ich ſchloß, daß er es mit ſeinen Bauern nicht ſo boshaft, als ich anfangs geglaubt, meinen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er ſeine eigenen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieſes Amt ſeinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verſtand, der ihm fehlte, ſchon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bei der Erzählung dieſes Abenteuers länger aufgehalten, als ich Willens geweſen, und als es vielleicht einigen meiner Leſer lieb ſein wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geiſtlichen Standes eben ſo orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es ſchien mir um deſto nöthiger, hiervon etwas umſtändlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen ſein wird, wie es komme, daß man bei der Beſetzung anderer Aemter, welche nicht die Seele, ſondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, ſo ſorglos ſein, und nach Allem eher, als nach dem Verſtande und der Geſchicklichkeit der Kandidaten fragen kann. Alle Stände ſind voll von Beweiſen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorſatz, mein jetztlebendes Vaterland zu ſchreiben; ſonſt würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es iſt noch übrig, daß ich von der zweiten Gattung der Menſchen ein Paar Worte ſage, denen unſer Sprüchwort bei allen möglichen Fällen zum kräftigſten Troſt gereicht. Es ſind dieſes diejenigen, welche Aemter ſuchen. Sie ſind ſo vorſichtig, daß ſie keine mühſame Unterſuchung anſtellen, ob ſie auch den nöthigen Verſtand haben, der zu den Aemtern erfordert wird. Eine ſolche Unterſuchung verriethe ein Mißtrauen, welches ihrer männlichen und geſetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber ſehr ſchädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt ſehr viel daran, daß dieſe Herren Aemter kriegen; und wenn ſie ſich nicht eher darum bewerben ſollten, als bis ſie von ihrem Verſtande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, ſo würde, ungeachtet unſers ſehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbeſetzt bleiben müſſen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieſes? Sie ängſtigen ſich daher gar nicht mit dergleichen kindiſchen und unpatriotiſchen Fragen: Wo werden wir den Verſtand hernehmen? Der dem Vieh ſein Futter gibt, der wird auch für ihren Verſtand ſorgen; und ſie genießen bei dieſer nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückſeligkeit, die ein Maſtſchwein hat, welches um Weihnachten feiſt iſt, ohne daß es den Sommer über für ſeine Maſtung geſorgt hat. Wenn ich drei Kandidaten beiſammen ſtehen ſehe, ſo kann ich, ohne die Liebe des Nächſten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zwei davon keinen Verſtand haben, und bei dem dritten iſt es noch vielmals ungewiß. Unſere Aeltern ſind gemeiniglich gegen die Fürſorge des Himmels ſo erkenntlich, daß ſie bei der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringſten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankommt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verſtand ſo zu bilden, daß er dereinſt zu Uebernehmung eines Amts und zu deſſen würdiger Bekleidung fähig iſt. Es wäre dieſes unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben ſo, und dennoch haben die Kinder dieſer Väter Aemter bekommen, ohne daß Jemand die unbeſcheidene Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob ſie auch Verſtand genug beſäßen. Solche Kleinigkeiten geben ſich von ſich ſelbſt. Sie haben nunmehr Verſtand genug, und ſie haben zu viel Verſtand, als daß ſie in dieſem Falle wegen ihrer eigenen Kinder bekümmert ſein ſollten. Ja, ſie machen ſich ein Gewiſſen daraus, und ſie ſind deßwegen zu loben. Es iſt unverantwortlich, die Natur in ihrem Lauf zu ſtören, oder in ihrem Werk zu meiſtern. Sie haben wohlgeſtaltete Kinder gezeugt, und die wenigſtenmale war es ihre Abſicht, ſie zu zeugen. Die Natur hat ſie ohne ihre Vorſorge ſo wohlgeſtaltet hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmſte an dem Menſchen, wenigſtens heut zu Tage, iſt; ſo überlaſſen ſie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verſtandes, als eines ſehr zufälligen und nicht unentbehrlichen Theils des Menſchen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er iſt noch in ſeiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deßwegen hat der gnädige Papa noch nicht ſo grauſam ſein, und ihn der Aufſicht der Franzöſin entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waſchen muß. Er iſt ein vortrefflicher Kenner von der Nähterei, und verſteht die Schattirung der bunten Naht beſſer, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch iſt ein Sudler gegen ihn. Er weiß alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht ſelbſt die ſchmackhafteſten Speiſen, und unter der ganzen Armee iſt Niemand, der die Paſteten ſo leckerhaft backen kann, als dieſer junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers oder elenden Gemeinen; ſo würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Chriſtenthums, der nöthigſten Wiſſenſchaften und der Welt angeleitet, und durch beſtändige Arbeit zu ſeinen künftigen Dienſten abgehärtet haben. Aber ſo niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande ſchont man dieſen theuren Körper; zu ſeiner Gemüthsergötzung läßt man ihn kochen, nähen und ſticken. Er iſt ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anſtrengen muß, wenn es ihm nicht gehen ſoll, wie den jungen hitzigen Ochſen, welche ſich leicht verrücken, wenn man ſie zu jung einſpannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugeſehen, mit was für einer edlen Unverſchämtheit er nur ohnlängſt dem Kammermädchen in den Buſen griff, und ſie iſt vor Lachen bald außer ſich gekommen, als ihr die alte Franzöſin, bei der dieſer zarte hoffnungsvolle Knabe beſtändig aus billiger Fürſorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er ſie des Nachts nicht mehr ruhig ſchlafen ließe. Der loſe Schelm! ſagte die zärtliche Mutter; und nunmehr glaubte ſie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu laſſen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahl. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bei der erſten Gelegenheit wird dieſer allerliebſte Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm ſtehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich ſpürte, wie ihm der Verſtand, der zu einem ſolchen Kommando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteſte Musketier, er ſäuft, wie ein Korporal, hat ſich ſchon zweimal mit dem Lieutenant geſchlagen, ſeinem Oberſten ſich einigemal widerſetzt und Alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Mätreſſe hat er noch; doch wird er nächſtens für eine ſorgen, damit er ſeinem Herrn Vater in Allem gleich werde. Iſt nicht dieſes Alles ein Beweis, daß der Verſtand mit dem Amte kommt? Und hätte wohl Jemand geglaubt, daß bei einer ſolchen Erziehung derjenige mit ſo vieler anſcheinenden Hoffnung für ſein Vaterland fechten ſollte, welcher, menſchlichem Anſehen nach, nur geboren war, für ſein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land ſein, in welchem ein Ueberfluß von ſolchen Perſonen vorhanden iſt, bei denen man ungewiß bleibt, ob ſie ſich beſſer vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm ſchicken!

Indeſſen muß ich geſtehen, daß nicht der Militärſtand allein ſich dieſes Vorzugs rühmen kann, ſondern daß wir durch die weiſe Sorgloſigkeit unſerer Aeltern und Vorgeſetzten, und durch die natürliche ſich ſelbſt überlaſſene Dummheit des größten Theils unſerer hoffnungsvollen Jugend, denjenigen glücklichen Zeiten ſehr nahe gekommen ſind, wo man einen Kandidaten, welcher die nöthige Geſchicklichkeit und den Verſtand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Meſſen ſehen laſſen wird. Ich bin verſchiedenen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, ſo vielen Dank ſchuldig, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, dieſe Abhandlung zu ſchließen, ohne ſie im Vorbeigehen ein wenig zu verewigen und der Nachwelt ihre Verdienſte um das Vaterland, nach meinem Vermögen, kennbar zu machen.

Cajus iſt werth, daß ich ihn zuerſt nenne. Seinen wahren Namen muß ich verſchweigen, um ſeine Beſcheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächſtens im Anhange der Zeitungen, nebſt einer genauen Beſchreibung ſeiner Perſon und Kleidung. Denn, wenn er in ſeinem Vorhaben glücklich iſt, wie ſeine Anſtalten nicht anders vermuthen laſſen, ſo wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es ſind ihm landesherrſchaftliche Kaſſen anvertraut. Ob er nun gleich weder ſchreiben noch rechnen kann; ſo kennt er doch das Geld ſehr gut, und iſt in ſeinem Amte ſo unermüdet, daß er nirgends Reſte, auſſer in ſeiner Kaſſe, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieſer wackre Mann verdient, iſt dieſe nicht die geringſte, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu ſein ſcheint. Als ein unſchuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er ſeinen innerlichen Beruf, und bediente ſich mit vieler Geſchicklichkeit einer Gelegenheit, ſeiner Mutter einen Theil ihres Geſchmeides zu entwenden. Zweimal hat er bei zunehmenden Jahren ſeinem werthgeſchätzten Herrn Vater die Kaſſe erbrochen. Im ganzen Städtchen iſt Keiner, der mit einer ſo witzigen Art die Schnupftücher aus der Taſche ziehen kann, als er es thut. Dieſe Beſchäftigungen haben ihm von Jugend auf nicht ſo viel Zeit gelaſſen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachſagen, daß er jetzt, da er zwanzig Jahre alt iſt, ſeinen Namen nicht zu ſchreiben weiß, noch das Geringſte von Rechnungsſachen verſteht. Dieſes hat ſeinen Papa ganz natürlicher Weiſe auf die Gedanken gebracht, daß es ſehr wohl gethan ſein würde, ſich den lieben Sohn adjungiren zu laſſen. Und ich ſehe nicht die geringſte Schwierigkeit, welche dieſe väterliche Abſicht hindern ſollte. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand; und da der Herr Vater ſo lange Zeit ſein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu ſein, ſo hoffe ich gewiß, der Herr Adjunktus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgut hat einen Sohn, welcher ſo dumm iſt, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einſicht, und iſt daher im Stande geweſen, ſich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, ſo viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigſtens ſo dumm geweſen ſind, als ſein Sohn, und noch jetzt dem Verſtande eines Pachters nicht gleich kommen. Da ſich ſein Sohn zu gar nichts ſchickt, ſo hat er dem gnädigen Herrn ſein Anliegen erzählt, und beide ſind einmüthig darauf gefallen, der Junge ſoll ein Doktor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doktor zu werden. Der Vater ſchmeichelt ſich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Profeſſur, und ſodann wenigſtens ſo viel Verſtand geben werde, als, ſeiner Meinung nach, zu einem Kanonikat erfordert wird. In der That ſehe ich nicht, was ihn in ſeinem frommen Vertrauen ſtören ſollte.

Der Organiſt in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohlgewachſen iſt, reiche Weſten trägt, über alle Sachen ein entſcheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünſcht ſehr, ihn als Hofmeiſter bei einem Jungen von Adel zu ſehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten beſitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daß er in Kurzem eine einträgliche Hofmeiſterſtelle bekommen wird. Es iſt wahr, daß er von allem dem nichts verſteht, was ein junger Kavalier lernen ſoll. Er iſt auch niemals ſo wenig, als jetzt, im Stande geweſen, ſich ſelbſt zu regieren. Er iſt, wie ihm einige mürriſche Leute nachſagen, in ſeinen Ausſchweifungen niederträchtig, in ſeiner Wirthſchaft unordentlich, in ſeinen Urtheilen pöbelhaft. Was ſchadet das? Wie viele junge Herren würden allein auf Reiſen gehen müſſen, wenn dieſe Eigenſchaften hin=

derten, ein Hofmeiſter zu ſein! Genug, er ſpielt gut l'Hombre; er kann die Kunſt, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küſſen; er iſt unverſchämt; und hat er gleich keinen Verſtand, ſo wird ſich das ſchon geben.

Weil vielleicht Einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bei einer ſo ausgemachten Sache, als das Sprüchwort iſt: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, ſo lange aufgehalten habe; ſo will ich hier den Schlüſſel dazu geben. Es betrifft meine eigene Leibes- und Seelenruhe und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieſes Sprüchworts überzeugt ſind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeiſter an einem gewiſſen Hofe zu werden. Es ſind viele Vortheile bei dieſer Station, und mancher große Gelehrte verdient in ſeinem Leben ſo viel nicht bei aller ſauern Mühe mit ſeinem Kopfe, als ich ſodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deßwillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es iſt wahr, es ſcheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeiſter erkoren hätte. Mein linker Fuß iſt ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter iſt etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern ſchiele ich: die Arme ſind durch die engliſche Krankheit ſehr verwachſen, und weil ich einen Anſatz zur Waſſerſucht habe, ſo zweifle ich faſt, daß ich ſolche hohe Kapriolen werde machen können, als mein ſeliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwiſchen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht iſt, daß Gott demjenigen Verſtand gibt, dem er ein Amt gibt; ſo iſt es eben ſo leicht zu hoffen, daß er einem Krüppel geſunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeiſter machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem geborenen Narren ein verſtändiger Mann werden ſoll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; ſo würde doch das gemeine Weſen von einem gebrechlichen Tanzmeiſter bei weitem nicht ſo viel zu beſorgen haben, als es von einem Mann befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeſchickt und bei deſſen Verwaltung ohne Verſtand iſt. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn alſo wohl annehmen; und der geneigte Leſer wird künftige Meſſe das Vergnügen haben, eine ſyſtematiſche Abhandlung von den Regeln der Tanzkunſt von mir zu erhalten. Verſtehe ich gleich nicht das Geringſte davon; ſo habe ich doch das Recht, mir eine günſtige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuverſicht zu verſprechen, mit welcher ſich ſo viele Schriftſteller ſchmeicheln, die ſich zum Bücherſchreiben ſo wenig ſchicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, iſt die Furcht vor dem Hofe. Es geſchieht zuweilen, daß die vornehmſten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein ſcarroniſcher Körper ſtellt mich vor ihren verführeriſchen Liebkoſungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiß mehrere Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müſſen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in ſolche gefährliche Umſtände verwickelt ſehen ſollte. Denn keuſch bin ich, wie meine Väter, und dieſe unzeitige Keuſchheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeiſter zu ſein, wäre gleichwohl eine hübſche Sache!

Kleider machen Leute.

In dieſen drei Worten liegt eine unerſchöpfliche Weisheit verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo Vielen, und den Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten zu erlangen, um welche ſich ein großer Theil der Menſchen vergebens bemüht. Thoren ſind es, welche ſich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienſte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückſelig und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſre Moraliſten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle dieſe ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſein verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeinen altväteriſchen Tugenden und einförmiger Kleidung ſich in eine Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſtenmale wagt. Er muß ſehr glücklich ſein, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er ſich auch bis in das Vorzimmer, ſo hat er ſich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meiſten lächerlich finden, viele gleichgültig anſehen, und die billigſten gar nicht bemerken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakai weiſt ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er ſteht beſchämt am Kamin, und ſteht Allen im Wege. Er ſieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorſamſt, ihm die hohe Gnade zu verſchaffen, daß er Seiner Excellenz ſeine ganz unterthänigſte Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es iſt heute Geſellſchaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn ſie jede Bettelviſite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da ſteht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdienſten, welcher ſich redlich und mühſam nährt, ſeinem Fürſten treu dient, hundert Leute durch ſeinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängſtlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waiſen ſchützt, Niemand um das Seinige bringt; da ſteht der rechtſchaffenſte Patriot. Sein ſchlechter Anzug drückt alle Verdienſte nieder. Er ſchleicht ſich beſchämt zur Thüre, um ſich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man ſtößt ihn mit Gewalt von derſelben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beſchäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten ſich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer ſeines Herrn; es wird Lärm darin, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaſelt kömmt, und den Schweiß ſeines betrogenen Gläubigers auf der Weſte trägt. Sein Kopf, ſo leer er iſt, wird bewundert, weil er gut friſirt iſt; ſein Geſchmack beſteht in der Kunſt, ſich artig zu bücken. Hätte er Verſtand, ſo würde er alle ſechzehn Ahnen beſchämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen ſeine Vorfahren hat er ſich in Acht genommen, verſtändiger zu werden, als ſie geweſen ſind. Sein Herz iſt boshaft, ſo viel ihm ſeine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat nicht das Geringſte gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ſich ſelbſt dienen könnte; und womit er Jemandem dient, das ſind leere Gnadenverſicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, ſpielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen ſich mit offenen Armen über die Ehre ſeines Zuſpruchs. Nun iſt unſer redlicher Mann ganz vergeſſen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geſchieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht beſſere Kleider und geringere Verdienſte?

Man thut der Welt unrecht, wenn man ſagt, daß ſie bei den Verdienſten rechtſchaffener Männer unempfindlich und blind ſei. Sie iſt es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen, und ſie durch ein vornehmes Geräuſch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß ſich ein großer Geiſt in ein ſchlechtes Kleid verſteckt? Die Welt iſt eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht Alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe und vertauſche die Kleider.

Eure Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen, und ſeine etwas bejahrte Perücke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn Eure Gnaden aus! Die dreiſte und unverſchämte Miene iſt mit einemmale verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er ſo vielmal der artige Herr, der allerliebſte artige Herr, der ſchalkhafte Baron geweſen. Er kommt. Er macht ſeine Verbeugung noch immer ſo gut und ungezwungen, als ſonſt. Man lacht darüber. Er will die Hand küſſen; man ſtößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern ſich über die Unverſchämtheit des gemeinen Menſchen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun, und etwas mehr ſein wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie pedantiſch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren und läßt ihn durch die Heiducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausſtoßen.

Nunmehr erſcheint der redliche und verdienſtvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erſcheint das erſtemal darin, und thut ein wenig blöde. Man findet ſeine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, deſſen Sittſamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauſchen ihm mit Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er ſetzt ſich mit Anſtand nieder. Eine Jede fragt ihre Nachbarin, wer dieſer Herr ſein müſſe? es kennt ihn Keine. Sie laſſen ſich in ein Geſpräch mit ihm ein; er redet beſcheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt ſie mit, und ſein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt ſie mit Geſchmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatsſachen, man findet ſeine Gedanken ſehr fein; man redet Böſes von den übrigen Logen, er ſchweigt und auch ſein Stillſchweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu beſcheiden iſt, in einer fremden Geſellſchaft auf eine boshafte Art witzig zu ſein. Die Oper iſt zu Ende. Er hat die Gnade, ſeine Nachbarin an die Kutſche zu führen. Er thut es mit einem ungezwungenen Anſtand. Er darf die Hand küſſen, und Seine Excellenz wünſchen, indem ſie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückſelige Veränderung! Der gnädige Herr; Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beſchämt am Kamin ſtand, und allen Bedienten lächerlich war, iſt jetzt die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft! Man erkennt ſeine Verdienſte; denn man ſieht ſeine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entſcheidenden Werth unſerer Verdienſte zu danken haben, ſo ſcheue ich mich nicht zu geſtehen, daß ich wenig Perſonen mit ſo viel Ehrfurcht anſehe, als meinen Schneider. Ich beſuche ſeine Werkſtatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich ſehe, wie Verdienſte, Tugenden und Vernunft unter ſeinen ſchaffenden Händen hervorwachſen, und theure Männer durch den Stich ſeiner Nadel aus dem Nichts hervorſpringen, ſo, wie das erſte Roß an dem Ufer muthig hervor ſprang, als Neptun mit ſeinem gewaltigen Dreizack in den Sand ſtach.

Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden ſchuf. Er ſchnitt eben einen Domherrn zu, und war ſehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhl hingen zwei Excellenzen ohne Aermel. Einer ſeiner Geſellen arbeitete an einem geſtrengen Junker, welcher ſich von ſeinem Pachter zwei Quartale hatte vorſchießen laſſen, um ſeine hochadelichen Verdienſte in der bevorſtehenden

Meſſe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen und ſeufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Weſens zu warten ſchienen. Unter der Bank ſtack ein großes Pack ſchlechter Tücher und Zeuche für Gelehrte, Kaufleute, Künſtler und andere niedere Geſchöpfe. Zwei Jungen, welche noch nicht geſchickt genug waren, ſaßen an der Thüre, und übten ſich an dem Kleide eines Poeten. Ich ſtand bei dem Meiſter, hielt den Hut unterm Arm, und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Geſellſchaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider iſt in dergleichen Fällen ſchon von mir ein ſolches ehrerbietiges Stillſchweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Urſachen befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie iſt billig. Nur die Kleider ſind es, welche wir an den meiſten Großen verehren. Und weil uns der Körper, ſo in dieſen verdienſtvollen Kleidern ſteckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit ſcheint, ſo verbindet uns unſere Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir dieſe Kleider ohne ihre zufälligen Körper ſehen.

So erhaben meine Gedanken ſind, wenn ich den erſtaunenden Wirkungen meines Schneiders in ſeiner Werkſtatt zuſehe; ſo kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, ſo oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Dieſe iſt in Anſehung der Kleider eben das, was uns Menſchen die Begräbniſſe ſind. Hier hört aller Unterſchied auf. Oftmals ſehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs ſehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es iſt wohl eher geſchehen, daß die Weſte eines Dorfſchulmeiſters über dem Sammetkleide ſeines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter iſt es, wenn dieſe prächtigen Kleider die Hochachtung der Menſchenmaſchine, die in ſelbigen geſteckt, überleben. Man hat mir einen reichgeſtickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der beſingungswürdige Gegenſtand vieler hungrigen Muſen geweſen; endlich aber doch vor der Unbeſcheidenheit ſeiner Gläubiger in dieſe Trödelbude flüchten müſſen.

Ehe ich dieſen Artikel ſchließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin ſo billig geweſen und habe bewieſen, daß Kleider Leute und Verdienſte machen. Zur Vergeltung dieſer Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben ſo billig iſt.

Diejenigen, denen zum Troſte ich dieſes Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienſte weiter beſitzen, als welche ſie dem Anſehen ihrer Kleider zu danken haben, werden ſo gerecht ſein, und die Ehrenbezeugungen, welche dieſen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen ſie nichts an, und es iſt wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn ſie ſich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern ſchuldig iſt. Sollte ich, wider Vermuthen, erfahren, daß man dieſe meine Vermahnung nicht in Acht nähme und, wie es bei den Meiſten geſchehen, fortführe, die Verdienſte der Kleider ſich anzumaßen; ſo werde ich und meine Freunde ſie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem ſolchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm ſagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weſte meiner unterthänigſten Devotion zu verſichern. Ich empfehle mich Ihrem geſtickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienſte Ihres reichen Aufſchlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unſerer Stadt zum Beſten noch viele Jahre! u. ſ. w.

N. S. In dieſem Augenblick erfahre ich etwas, von dem ich nicht weiß, ob ich es wünſchen, oder nicht wünſchen ſoll. Denjenigen zur Warnung, welche mit den Verdienſten ihrer Kleider ſo, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieſes Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorſchlag gethan, daß der Handlung zum Beſten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: »Daß Niemand ein reiches oder ſeidnes Kleid anziehen ſolle, bis er es bezahlt habe, und ein Jeder ſolle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bei ſich tragen.« Was ſoll das für ein Lärm werden! und wie viel angeſehene Kleider werden vor unſern Augen verſchwinden! Der Vorſchlag iſt ſo vernünftig und billig, und der Handlung ſo zuträglich, als einer ſein kann; aber er iſt, wie mich dünkt, ein wenig zu grauſam. Sehr Viele, gewiß ſehr Viele, welche weder Geld noch Verdienſte beſitzen, und ihr Anſehen bloß auf Unkoſten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einemmale Alles, was ſie vorzüglich, groß, liebenswürdig und anſehnlich gemacht hat. Was ſoll aus dieſen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in * * * und bei vornehmen Verſammlungen ſein!

Fortſetzung.

Vorbericht.

Herr Anton Panſa von Mancha iſt über die Nachricht ſehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem ſchlechten Vertrieb ſeiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient ſich des allgemeinen Rechts der Autoren und ſpricht allen ſeinen Leſern ohne Barmherzigkeit den guten Geſchmack und auf allen Fall auch den Verſtand ab. Er glaubt ein Recht dazu zu haben, weil er überzeugt iſt, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch iſt er ſo großmüthig, daß er ſeinen Leſern Zeit zur Beſſerung laſſen und es noch einmal verſuchen will, ob er ſie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen ſoll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchwort: **Ehrlich währt am längſten**, einzurücken. Er verſpricht ſich hievon einen beſſeren Erfolg, weil dieſes praktiſcher ausgeführt ſei, als die erſten beiden Sprüchwörter. Fände, wider alles Vermuthen, auch dieſer Verſuch keinen Beifall, ſo will er entweder ſeine Hand von dem verſtockten Publicum ganz abziehen, und nicht eine Zeile mehr in ſeinem ganzen Leben ſchreiben; oder er will zwei Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das andere wider die Religion gerichtet ſein ſoll, um ſeinen Verächtern und unwitzigen Leſern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beifall, Geſchicklichkeit genug habe, ſich durch diejenigen Wege berühmt und unſterblich zu machen, welche nach dem jetzigen allgemeinen Geſchmack und die ſicherſten ſind, bei einem kleinen Verſtand und noch geringerm Witz vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längſten.

Ich ſpeiste in der letzten Oſtermeſſe in einem Gaſthauſe, und kam an einen Tiſch zu ſitzen, wo ich mir die Geſellſchaft nicht ſonderbarer hätte wählen können. Sie beſtand aus einem Kaufmann, welcher zwei ſehr vortheilhafte Bankerotte gemacht hat, und jetzt in weit beſſern Umſtänden ſteht, als ſeine betrognen Gläubiger. Der zweite war ein Regimentsquartiermeiſter, der vor einiger Zeit die ſämmtlichen Regimentsgelder verſpielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorſpruch ſeiner jungen und ſchöngebildeten Schweſter gewiß würde haben hängen müſſen. Der dritte war der Spieler, der ihm dieſe Gelder abgewonnen hatte und nunmehr in der Meſſe aus bewegenden Urſachen ſeine Bekanntſchaft von Neuem ſuchte. Der vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müſſen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das Ihrige gebracht und in die elendeſte Armuth geſtürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Miniſterium ſehr unzufrieden war, daß es ihn abgeſetzt und ſeine Kaution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht verſehen, als daß er die Depoſitengelder zu ſeiner eigenen Nothdurft verwendet. Der ſechste endlich war ein Doktor Juris und ehedem berühmter Rechtskonſulent, welcher einige Jahre im Zuchthauſe zugebracht hatte und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit unterſagt war. Ich habe die Urſache davon niemals errathen können; ſie muß aber ſehr wichtig geweſen ſein; denn wegen alltäglicher und gemeiner Betrügereien pflegen die Advokaten nicht ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieſer Doktor ſich beſtändig zu obiger Geſellſchaft hielt, und es ſchien, daß ſie ihn auf den Fall ernährten, dafern Einer oder der Andere von ihnen eine Defenſion pro avertenda tortura (Vertheidigung zur Abwendung der Tortur) brauchte, wovor ſie nicht eine Stunde ſicher waren. In dieſer vortrefflichen Geſellſchaft brachte ich einige Stunden nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Geſprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer wären, welche die große Welt kannten, und Alles, was ſie redeten, ſprachen ſie mit einer ſo dreiſten Freimüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen ſein würde, daß dieſes Leute wären, welche nur ſo lange noch frei herum gingen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaube.

Mitten unter den Geſprächen von verſchiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerotte

Kaufmann ein Glas, und brachte die Geſundheit aus: **Ehrlich währt am längſten!** Ich erſchrack, weil ich glaubte, es ſei eine Satire auf die ganze Geſellſchaft. Noch größer aber war mein Erſtaunen, als ich ſah, daß die ganze Geſellſchaft die Meſſer fallen ließ, nach den Gläſern fuhr, und mit einmüthiger Stimme rief: **Ehrlich währt am längſten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bei dieſer Geſundheit ſtutzte, und mein Glas etwas langſamer austrank, als ſie. Sie ſpotteten darüber, und fragten mich nach der Urſache meiner Unentſchlüſſigkeit, die ich dabei gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu ſagen, weil ich weiß, daß Niemand gefährlicher iſt, als ein Schelm, der ehrlich ſein will. Ich wandte daher vor, daß ich bei mir ſelbſt nachgedacht hätte, wo dieſes Sprüchwort herkäme, und wie weit es gegründet wäre. Wiſſen Sie das nicht? rief der bankerotte Kaufmann; das will ich Ihnen ſagen. Alle Sachen, die man nicht ſehr braucht, währen am längſten; denn ſie werden am wenigſten abgenutzt. Dieſer Ladenwitz brachte unſern ganzen Tiſch in Bewegung; und die ehrliche Geſellſchaft konnte ſich kaum vor Lachen faſſen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, ſchwur der Regimentsquartiermeiſter, und lachte von friſchem ſo ſtark, daß man kaum die Muſikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, ſchien damit nicht zufrieden zu ſein, ſondern verlangte eine genauere Beſtimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er ſagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, ſondern weil er ſich in keinen Streit einlaſſen wollte, bevor ein Jeder in der Geſellſchaft ſeine eigentliche

Meinung davon geſagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortſtreit hinaus laufen möchte. **Verba valent, sicut numi** (Worte gelten wie Münzen), antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weiß nicht, was hier zu Lande Mode iſt. Bei uns währt ehrlich am längſten, weil es eine Geſundheit iſt, und Geſundheiten trinkt man, weil man dabei Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantiſche Unterſuchungen darüber anſtellen wolle. So gar pedantiſch nicht, als Sie meinen, verſetzte der Doktor. Das Wort Ehrlich wird in zweierlei Verſtande gebraucht: **terminative** und **applicative**. Was Ehrlich **terminative** heißt, das weiß auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weiß, ſo iſt er eben der Pöbel. **Applicative** ehrlich ſind diejenigen, welche eine Sache **cum grano salis** (mit Verſtand) anſehen. Und da Alles, was in der Welt iſt, dem Menſchen zum Beſten erſchaffen iſt; ſo iſt auch die Ehrlichkeit dem Menſchen zum Beſten gegeben. Sie iſt ein Mittel, zu unſerm Zweck zu gelangen. Sobald wir finden, daß ſie unſerm Zweck zuwider iſt, ſo wäre es eine Thorheit, ſich ungeſchickter Mittel zu bedienen; und dieſe Thorheit begeht Niemand als der Pöbel, der nicht verſteht, **quid juris** (was Rechtens iſt). Und das von Rechtswegen, rief der abgeſetzte Beamte, und ſuchte durch eine ernſthafte Amtsmiene ſeinem geſprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der Einzige, der ſeine Meinung noch nicht geſagt hatte. Man verlangte ſie von mir, und ich antwortete, daß dieſe Geſundheit nichts mehr ſagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gebe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Geſellſchaft geweſen, wo dieſe Geſundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt ſich hören, meinten ſie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerin, welche meiner kritiſchen Geſellſchaft in die Hände fiel, unterbrach unſere Wortforſchung, und wir gingen auseinander.

Sobald ich in mein Quartier kam, ſuchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, der mit mir in einem Hauſe wohnt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bei der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichen Appetit, verzehrte. Ich erzählte ihm die Urſachen meines ſo ſpäten Beſuchs, über den er ſich zu wundern ſchien. Ich machte ihm eine Beſchreibung von meiner Geſellſchaft und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bei dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

»Da ſehen Sie es, ſagte er; nun werden Sie mir bald Recht geben. Sie ſind nur zufälliger Weiſe in eine Geſellſchaft von ſechs Perſonen gekommen, wo nicht ein ehrlicher Mann dabei geweſen, und wo der Ehrlichſte verdient, in der Büttelei und nicht auf dieſem Saale zu eſſen. Habe ich nun wohl unrecht, daß ich alle Geſellſchaften ſo ſorgfältig meide? Wer noch ein redliches Herz und einen Tropfen patriotiſches Blut in den Adern hat, der kann dergleichen Frevel ohne innerlichen Jammer nicht anſehen. Dieſe ganze Geſellſchaft nährt ſich von den erpreßten Räube-

»reien unglückſeliger Mitbürger, welche kaum Waſſer
»und Brod zu der Zeit haben, da ihre Henker
»beim Wein und bei den niedlichſten Speiſen über
»die Ehrlichkeit der unterdrückten Unſchuld ſpotten.
»An den Pranger ſollte man dieſe Nichtswürdigen
»ſtellen; aber nein! Man verehrt ſie noch, man
»ſchmeichelt ihnen, und jeder ſucht ſeinen Antheil
»von ihrer gemachten Beute zu erhaſchen. Man
»gibt ihnen Gelegenheit, ihre Bosheit noch höher
»zu treiben, man erhebt ſie zu Ehrenämtern, man
»beſoldet ſie wohl für ihre Spitzbübereien, und läßt
»dagegen Andere in Kummer und Elend ſchmachten;
»redliche Männer, welche ihr Leben fürs Vaterland
»aufopfern, ihren letzten Blutstropfen für
»den König und die Unterthanen mit Freuden hingeben
»würden; aufrichtige Patrioten läßt man
»verhungern. Ich rede nicht von mir, noch von
»dem Unrecht, das man mir bei meinen redlichſten
»Abſichten angethan hat. Ich überſehe es mit
»Großmuth, und habe gelernt, mit meinen Umſtänden
»zufrieden zu ſein. Wie geſagt, ich rede
»nicht von mir, noch von meinen übelbelohnten
»Verdienſten. Niemals aber kann ich gleichgültig
»bleiben, wenn ich höre, daß die Unſchuld darbt,
»und die Verruchten ſich blähen. Durchgehen Sie
»unſere Stadt jetzt, da in der Meſſe Leute von
»allen Orten zuſammen kommen. Suchen Sie mir
»den redlichen Patrioten, den Mann, deſſen größter
»Ruhm in der Ehrlichkeit beſteht, den Mann
»ohne Falſchheit. Suchen Sie ihn; aber übereilen
»Sie ſich nicht. Der geringſte Krämer, welcher
»ſein ganzes Vermögen auf dem Rücken herum
»trägt, iſt abgerichtet, den andern durch Freund-

»lichkeit, durch Zureden, durch ungeſtümes Bitten »zu betrügen; und daß dieſer nur in Kleinigkeiten »betrügt, davon hält ihn nicht ſein Gewiſſen, nein, »ſein Unvermögen, ſeine Armuth hält ihn ab. Er »geht niemals vor dem Laden eines großen Kaufmanns vorbei, ohne eiferſüchtig zu ſein, daß dieſer oder ſeine Aeltern ein größeres Vermögen zuſammen betrogen haben, als er jemals hoffen »kann. Inzwiſchen thut er doch in ſeinem Herzen »die Gelübde, ſich und ſeinen Kindern zum Beſten, »ſo lange zu betrügen, bis er auch ein angeſehener Kaufmann werden kann. Kleine Schelme entſchuldige ich noch immer eher, als Schelme von »Stande; dieſe ſchaden mehr und werden ſeltener »beſtraft. Noch dieſen Vormittag habe ich einen »elenden Kerl in das Gefängniß bringen ſehen, »welcher aus Hunger, und wie ich nachdem erfuhr, »aus äußerſter Bedürfniß, worin er ſich mit ſeiner »Frau und einigen unerzogenen Kindern befindet, »ſich hatte gelüſten laſſen, einem königlichen Beamten die Börſe aus der Taſche zu ziehen. Dieſer merkte den Diebſtahl, ergriff ihn bei den Haaren und hielt ihn ſo feſt, bis die Stadtwache »dazu kam. Der Kerl verdient ſeine Strafe, es »iſt wahr; ich kenne aber auch den Beamten, welcher der größte Böſewicht im Lande iſt, und unter dem ſcheinbaren Vorwand, das landesherrſchaftliche Intereſſe zu beobachten, Steuern und »Gaben der Verfaſſung gemäß einzutreiben und die »Juſtiz zu befördern, eine ganze Pflege ſeufzender »Unterthanen mit ſeiner legalen und ſchreibenden »Bande plündert. Das Geld, welches der Unglückſelige ihm entwenden wollte, war ein Theil der

»erpreßten Beute; und wenn alle diejenigen, welche zu dieſem Raube das Ihrige beitragen müſſen, die Freiheit gehabt hätten, dieſen ungerechten Haushalter auch ſo, wie er ſeinem Diebe that, in gefängliche Haft zu bringen, ſo würden hundert Hände nicht zugereicht haben. Mit einem Worte: Kleine Diebe überliefert man der ſtrafenden Gerechtigkeit, vor Hauptdieben zieht man den Hut mit Ehrfurcht ab. Das iſt noch nichts; die Zeiten werden noch viel ſchlimmer werden. Unſere Jugend iſt ſchon jetzt ſo boshaft, als ihre Väter; wie weit wird ſie es nicht künftig bringen? In den erſten Jahren gewöhnt man die Kinder zur Verſtellung, bei zunehmendem Alter wird eine Falſchheit daraus, welche in den männlichen Jahren in eine berufsmäßige Betrügerei ausbricht. Aber ſie ſehen es nicht beſſer in dem Hauſe ihrer Aeltern, wo der Vater alle diejenigen, mit denen er zu thun hat, die Mutter den Vater betrügt, und wo es bei einer ſo verderbten Zucht die Kinder ſo weit bringen, daß ſie im Stande ſind, Vater und Mutter zu betrügen! Herr Panſa, ach lieber Herr Panſa, was für eine Nachwelt; was für Zeiten werden daraus werden! O wie glücklich iſt derjenige, welcher ſie nicht erlebt! Und wie glücklich ſind wir beide, die wir nach dem ordentlichen Laufe der Natur den größten Theil unſerer Jahre in dieſer falſchen betrügeriſchen Welt ſchon durchgelebt haben! Wie blind iſt die Welt! Wie wenig verſteht ſie ihr wahres Glück! Wir ſuchen tauſend Abwege, dasjenige Glück zu erlangen, welches unſere Zufriedenheit befördern ſoll. Wir arbeiten uns durch eine nicht zu überſehende Menge

»von Widerwärtigkeiten durch; wir ertragen Froſt »und Hitze; wir ſtellen uns der größten Beſchimpfung, den empfindlichſten Vorwürfen unſers eignen Gewiſſens bloß, und warum dieſes Alles? »Damit nach unſerm Tode, oder wohl gar noch »bei unſerm Leben, die Welt ſagen möge: Das »war ein Schelm! In welcher Gemüthsruhe, in »welcher Zufriedenheit würden unſere Tage vorbei fließen, wenn wir um nichts beſorgt wären, »als den Namen eines ehrlichen Mannes, eines »rechtſchaffenen Patrioten zu erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die Mühe, die Gefahr bei weitem nicht, welche erfordert wird, ein Betrüger zu »heißen. Wir dürfen nur reden, wie wir's meinen, thun, was wir verſprechen, und Andern diejenige Billigkeit wiederfahren laſſen, die ein Jeder von dem Andern erwartet. Wir ſind überzeugt, daß wir uns nicht glücklich machen können, »ohne die Beihülfe unſers Mitbürgers. Wir ſind »niederträchtig genug, ſolche mit den größten Schmeicheleien zu verlangen. Wir verſprechen dagegen »ihm alle Dienſtfertigkeit, alle Freundſchaft von »unſerer Seite, und haben doch die Abſicht, ihn »zu betrügen. Unſer Mitbürger denkt auch ſo. »Er ſchmeichelt uns, er verſpricht uns, er ſchwört »uns Freundſchaft und Redlichkeit zu. Wir betrügen beide einander. Keiner traut dem Andern. »Wir ſcheuen uns Einer vor dem Andern. Keiner »erlangt ſein Glück, welches von einer beiderſeitigen Hülfe abhängt. Und wenn auch der Eine »von uns zu ſeinem großen Endzweck, zu ſeinem »geſuchten Glück gekommen zu ſein ſcheint; ſo iſt »es gewiß nur derjenige, welcher den Andern an

»Bosheit und Schelmereien übertroffen hat. Aber »dieſes Glück iſt mit einer beſtändigen Angſt und »Sorge verknüpft. Alle Augenblicke muß er gewärtig ſein, daß ihn ein Anderer darum bringt, »welcher in der Kunſt zu betrügen ihn übertrifft. »Und dieſes geſchieht allemal. Wie ruhig muß ein »Mann ſein, welcher das Vermögen hat, Andern »redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden dient! »Es bittet ihn ein anderer redlicher Mann um »ſeine Hülfe. Er hilft ihm durch einen aufrichtigen Rath, durch einen zu rechter Zeit eingelegten »Vorſpruch bei den Obern, er hilft ihm mit ſeinem Vermögen, und macht dadurch ihn und ſeine »ganze Familie glücklich. So Viele er glücklich gemacht hat, ſo viele aufrichtige Freunde hat er ſich »erworben. Alle eifern um die Wette, erkenntlich »zu ſein, und ſein Glück wieder zu befördern. In »allen Geſellſchaften rühmen ſie dieſen ehrlichen »Mann; wider alle ſeine Feinde vertheidigen ſie »ihn. Sie warnen ihn, ſobald ſie merken, daß »etwas zu ſeinem Schaden geſchmiedet wird. Sie »wagen ihr ganzes Vermögen daran, ihn von dem »Unglück zu retten, das ihm bevorſteht. Sie freuen »ſich, wenn er ihm entgangen iſt. Und wenn auch, »wie es immer geht, die Bosheit ihn auf einige »Zeit niederdrückt; ſo beweinen ſie ſein Unglück »mit redlichen Thränen, und erwarten den Augenblick mit ängſtlicher Ungeduld, welcher niemals »außen bleibt, die Unſchuld zu retten, und die Redlichkeit zu krönen. Sind die Vortheile ſo wichtig, wenn Privatperſonen es ehrlich mit einander »meinen; wie viel größer muß die Zufriedenheit »bei denjenigen ſein, welche das Glück auf einen

»Poſten geſtellt hat, wo ſie viele tauſend Menſchen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich machen können? Ein Jeder, der ihm begegnet, und den er auch nicht kennt, iſt ſein Freund und Beſchützer, weil er durch ſeine Vermittelung einen Theil des Glücks erlangt hat, welches er einem ganzen Lande zuſtrömen laſſen. Tauſend Familien liegen täglich auf den Knien, und beten für das Wohl eines ſolchen Mannes. Tauſend ſind untröſtbar, wenn ihn Neid und Verläumdung von dem Poſten verdrängen, den er ſo rühmlich bekleidet hat. Doch wie ruhig muß ein ſolcher redlicher Patriot den letzten Augenblick ſeines Lebens erwarten, wenn er ſich ſo vieler großmüthigen Thaten bewußt iſt; wenn er weiß, daß ein ganzes Land bei ſeinem Grabe Thränen weint, Thränen, welche von Dankbegierde und von Liebe herrühren! Koſtbare Thränen! wenn er glauben kann, daß nicht Einer unter dem Volke iſt, welcher nicht willig ſein ſollte, mit ſeinem Leben das Leben des redlichen Mannes, dieſes Vaters des Vaterlandes, zu erkaufen; wenn er gewiß hoffen kann, daß noch die Enkel ſeiner Mitbürger durch ihn glücklich werden müſſen! Wie unendlich koſtbar iſt eine Minute von dem Leben dieſes wackern Mannes, gegen eine lange Reihe nagender Jahre, in denen ſich ein vornehmer Böſewicht ängſtigen muß, welcher Seufzer der Unterthanen erpreßt, das Armuth der Stadt verſchwendet und ſein ungewiſſes Glück auf das Unglück ganzer Familien baut! Unter den tiefſten Verehrungen flucht ihm der Mund der gedrückten Unſchuld, und fleht den Himmel um Rache wider dieſen Betrüger an. Selbſt diejenigen, welche

»bei ſeinem Ueberfluſſe . . . und trunkenen Ehrfurcht . . . das prächtigſte Leichengerüſte . . . »und allenfalls eine gekünſtelte . . . ſie ſehen jenes als ein Schaffot an . . . der verfluchte Ueberreſt des Böſewichts . . . wenn ich bedenke, »daß zweierlei Umſtände . . .«

Ich weiß nicht mehr, was mein Patriot in ſeinem Eifer geſagt hat. Ich ſchlief ganz natürlicher Weiſe über ſeiner Predigt ein. Selbſt die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe ſie ſo gebrochen hergeſetzt, wie ich ſie hörte, und ich ſchlief ſo lange fort, bis mich der Wachsſtock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber und hörte, daß er immer noch fortredete. Er hatte vor großem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeſchlafen war. Ich war nicht im Stande, mich zu ermuntern. Ich ſtand auf und ſagte: Ja, ja; auf dieſe zweierlei Umſtände kommt es freilich an, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Sie ſind ſchläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will Ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich jetzt gedacht habe. Schlafen Sie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er ſieht die Welt an, wie es die alten Betſchweſtern machen, welche über alle Sünden ſeufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu ſündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlſchweſter, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt und nicht eiferſüchtig iſt, wenn Andere ſich vergnügen. Ich finde dieſe Gelaſſenheit meiner Geſundheit ſehr zuträglich. Die meiſte Zeibin ich mit der Welt wohl zuſrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Poſtwagen mache, wo ich niemals mißvergnügter bin, als wenn ich allein ſahre, und wo ich mich mit einem jeden Reiſenden, der neben mir ſitzt, in Bekanntſchaft und Geſpräche einlaſſe, wenn er auch außerdem ſo beſchaffen iſt, daß ich zu Hauſe ſeine Geſellſchaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabei, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man ſehr behutſam ſein muß, wenn man Andern ihre Redlichkeit ſtreitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts verſteht? Keine Frauensperſon, ſie mag auch noch ſo frei leben, iſt eine Hure, ehe ſie zu Falle kommt. Sollte es etwas ſo Leichtes ſein, Einem nachzuſagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm ſei? Ich will beweiſen, daß nur wenig Menſchen dieſen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt gibt, als man immerhin glauben ſollte.

Den ganzen Grund meines Beweiſes ſetze ich darauf: Vor unſern Gerichten darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht ſein Verbrechen geſteht und deſſen überführt iſt. Da nun, wie bekannt iſt, die Richter die billigſten Leute in der Welt ſind; ſo haben wir Urſache, dieſe Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat ſich in dergleichen Fällen als ein Richter und ſeinen verdächtigen Nächſten als einen Delinquenten anzuſehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er ſeiner Unredlichkeit überführt iſt; noch mehr, bis ſein eignes Geſtändniß da iſt, daß er ein Schelm ſei. Dieſes iſt der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweiſes ſehe, und mich dünkt, er iſt feſt genug.

Es gibt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereien vor Gerichte geſtehen, und weil ſie ſo thöricht ſind, ſo werden ſie andern zum Exempel beſtraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulaſſe, daß Jemand ein Schelm ſei, der es nicht ſelbſt geſteht? und ich wollte faſt wetten, daß nicht ein Einziger unter ihnen ſo treuherzig ſein werde, dieſes zu geſtehen.

Wenn meine Leſer von dieſer großen Wahrheit überzeugt ſind, wie ich hoffe, daß ſie es durch einen ſo klaren Beweis nunmehr ſein werden: ſo können ſie ſich in die große Welt ſicher wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verſpreche mir eine anſehnliche Belohnung für dieſe Entdeckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher immer verdächtig geweſen iſt. Sie dürfen ſich nur hüten, zu geſtehen, daß ſie Betrüger ſind, ſo wird es ihnen nichts ſchaden, wenn ſie auch ihrer Betrügereien ſonnenklar überführet wären.

Ich bin ſchon ſo glücklich geweſen, durch dieſe heilſame Erfindung mir einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im Begriffe war, zu geſtehen, daß er ein Betrüger ſei, weil es ihm alle Welt unter die Augen ſagte. Er hatte ſeiner Gemahlin ein anſehnliches Vermögen mit Spielen und lüderlicher Geſellſchaft verſchwendet, und ſich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es ſich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beiden geweſen war. Er hatte Gelder aufgenommen und bei Kavalierparole verſprochen, ſie wieder zu bezahlen. Seine ſchriftlichen Verſicherungen und Wechſel ſchloß er allezeit mit den Worten: Leiſte gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder ſeine Kavalierparole, noch die eidliche Verſicherung vermögend geweſen, ihn zu bewegen, daß er ſeine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein Einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabei, was ſie zu fordern hatten. War etetwas natürlicher, als daß alle Welt ſagte, daß dieſer Kavalier ein unredlicher Gemahl, ein grauſamer Vater, ein zu verabſcheuender Betrüger ſei? Im ganzen Lande gab man ihm dieſen Titel. Ich habe ihn gerettet. Ich warnte ihn, nicht das Geringſte einzugeſtehen. Einen Theil der Wechſel ſchwor er großmüthig ab, und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er ſich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geſchicklichkeit ſeines Advokaten, zu danken, daß ſie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte ſagen, derjenige der Ehrlichſte iſt, welcher ſeine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters und bei der Tortur behauptet hat: ſo iſt Niemand ehrlicher, als mein Kavalier, wider den ſchon fünf Volumina Akten zeugten, daß er ein Betrüger ſei, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Geſetzen, in Sicherheit iſt, daß Niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn alſo zu nennen. Kurz, er geſtand es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher geweſen war. Es beſteht dieſe Ehrlichkeit nicht etwa nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel iſt davon überführt. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz anſehnlichen Charakter, den er ſonſt führte. Er heißt noch immer Seine Gnaden. Selbſt diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, ſind genöthigt, zu bekennen, daß ſie unterthänige Diener von ihm ſind; ſie empfehlen ſich ſeiner hohen Protektion demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für ſein koſtbares Leben. Man ſieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Geſellſchaft kommt, und räumt ihm eine Stelle ein, welche ſich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch ſo ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er ſonſt geweſen iſt. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt ſich, ob etwas zu ſeinem gnädigen Befehle ſei. Er borgt wieder, er verpfändet ſeine Kavalierparole von neuem; mit einem Worte, er iſt der ehrlichſte Mann von der Welt; er, welcher ſchon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieſes? Er geſtand ſeine Betrügereien nicht und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzſüchtigen ſind allgemein, daß unter Freunden weder Treue, noch Glauben, noch Redlichkeit mehr ſei. Dieſe Klagen ſind ungerecht. Wenigſtens werden ſie künftig überflüßig ſein. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr ſo weit kommen, daß man nicht mehr wiſſen wird, wo man mit allen Freunden hin ſoll, Ich verlange, Niemanden für einen falſchen Freund zu halten, der es nicht zugeſteht, daß er es iſt. Es iſt billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig Alles von Freunden wimmeln wird. Glückſelige Zeiten, welche unſre Vorfahren nicht erlebten und um welche uns jener kleinmüthige Weiſe ſehr beneiden würde, welcher ſich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zuſammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man ſich nicht ſicher auf die Gaſſe wagen darf, ohne zu beſorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde erſticke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das iſt in der Meſſe der rechte Siz von Freundſchaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonſt glaubte man vielleicht, es wären Verſtellungen, falſche Komplimente, kaltſinnige Freundſchaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleien: wie geſagt, ſonſt glaubte man vielleicht dieſes. Aber von der nächſten Meſſe an wird man ganz andere Meinungen hegen, da ich die Welt ſo überzeugend belehret habe, daß keiner ein falſcher Freund heißen könne, der es nicht ſelbſt geſtehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Menſch unter allen Thieren am artigſten zu leben weiß. Wir freuen uns, wenn wir einander geſund ſehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünſche verſchwenden wir bei dem Wechſel des Jahrs, bei feierlichen Tagen und ſonſt! Ein Fremder, der zum erſtenmale zu uns kommt, ſollte ſchwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorſamen, mit ergebenſten Dienern bevölkert und nicht Einer darunter wäre, welcher dem Andern etwas zu befehlen hätte. Es iſt wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieſes alles nichtsbedeutende Worte wären: daß derjenige den meiſten Hochmuth beſitze, der am unterthänigſten grüßte, und daß die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiſte Gute wünſchten. Dieſe Beſchuldigungen ſind ungerecht, und ich hoffe, ſie werden wegfallen, ſobald mein Grundſatz wird bekannt und allgemein werden. Es iſt ohnedem unverantwortlich, von der Freundſchaftsbezeugung und den Komplimenten ſo leichtſinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Menſch, wenigſtens der Menſch, der, nach unſerer Art zu reden, zu leben weiß, hat außer den Komplimenten ſo gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch dieſe Vorzüge rauben; wie unglücklich wird er ſein! Und will man ihm gar zur Laſt legen, daß er dieſe Vorzüge nur gebrauche, Andre zu betrügen und unglücklich zu machen; wie tief ſehen wir alsdann den Menſchen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas Rühmlicheres thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menſchlichen Geſchlechts auf eine ſo überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigſtenmale unter die Menſchen gerechnet werden, welche zu leben wiſſen; ſo muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie ſind mir eben die Verbindlichkeit ſchuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Kreaturen erwarte. Man hat die meiſten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß ſie in ihrer Art ſo wenig redlich ſind, als andere. Künftig darf man ihnen dieſen Ruhm nicht ſtreitig machen, und das haben ſie mir zu danken. Nunmehr können ſie von ihrer großen Beleſenheit, von ihrer Unparteilichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beſte, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem ſie durch ihre Schriften ein ganzes Land beſeligen. Man iſt ſchuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant ſein, der es nicht ſelbſt von ſich ſagt: Keiner wird ſich des Vorwurfs einer dummen Unwiſſenheit wider ſeinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugniſſe ihrer wichtigen Verdienſte, ihrer gründlichen Wiſſenſchaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großſprechereien gehalten hat; und alle Zueignungsſchriften werden unparteiiſche Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten ſein, welche zeither niemand leſen mögen, weil man in dem Vorurtheile ſtand, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleien wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein Jeder ſich des gemeinen Weſens ſo ſorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewieſen habe, daß keines Menſchen Ehrlichkeit uns eher verdächtig ſein darf, bis er uns das Gegentheil ſelbſt zugeſteht.

Der geneigte Leſer wird mir großgünſtig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhole. Dieſer Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger iſt mir ſehr ſchwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonſtrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Beſten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich dieſe große Wahrheit ausgeführt und feſtgeſtellt habe, daß Niemand ein Schelm iſt, als wer es ſelbſt von ſich geſteht; ſo wird es meinen Leſern nicht mehr paradox vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längſten währt. Dieſes gibt uns den Schlüſſel zu tauſend Begebenheiten, bei welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernder Rache beſchuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetiſches Verzeichniß der berühmteſten Männer unſerer Zeit einrücken, von denen außer ihnen, alle Welt verſichert, daß ſie die größten Schelme und Betrüger ſind, und die doch in ſo vergnügten und glücklichen Umſtänden leben, daß ſie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, Niemand ins Geſicht ſagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da ſie es niemals zugeſtehen, daß ſie Betrüger ſind, ſo zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben ſich Einer des Andern nicht zu ſchämen, weil gewiß Einer ſo ehrlich iſt, wie der Andere, und ich habe gegen ihre Glücksumſtände ſo viel Hochachtung, daß ich mir nichts Vortheilhafteres wünſchen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundſchaft. Ich werde mich der Kürze, ſo viel möglich iſt und ſo viel es ohne Abbruch der Wahrheit geſchehen kann, befleißigen.

Seine Hochwürdigen Gnaden . . . . . .
. . . .
. . . .[*]

---

[*] So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige Freiheit läßt,, die für die ſchönen Wiſſen-

Bei dieſer Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deßwillen noch zu vergeben iſt, weil ich ſie ſo aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß Keiner ein Schelm ſei, der es nicht ſelbſt bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von ſich ſelbſt ſagten; ſo war ich mit der ganzen Welt mißvergnügt. Beſtändig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meiſtern. Es kam mir vor, als ginge man mit vereinten Kräften damit um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es ging mir,

---

ſchaften doch ſo unentbehrlich iſt. Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erſt alle Bücher muß cenſiren laſſen. Ich bin im Namen meines Verlegers ganz untröſtlich, daß mir hier eine der ſchönſten und wichtigſten Stellen weggeſtrichen worden iſt. Ich hatte das alphabetiſche Verzeichniß nach den drei Hauptſtänden eingetheilt. Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich verſprach alle Jahre noch eine kleine Nachleſe von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachſen. Es hätte dieſes auch alle Meſſen etliche Bogen betragen können, und mein unglückſeliger Verleger hatte ſchon einen vortheilhaften Ueberſchlag gemacht, wie viel er verdienen würde, wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des Theatri Europaei zuſammen drucken ließe. Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorſtellungen ungeachtet, war es nicht möglich, es durch die Cenſur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigſten dabei. Mein Entſchluß iſt ſchon gefaßt. Künftige Meſſe will ich dieſes Verzeichniß als ein beſonderes Werk zu Baſel in groß Oktav drucken laſſen. Auf jedes Exemplar werden wie es abergläubiſchen und furchtſamen Leuten geht, welche immer Geſpenſter ſehen, wo keine ſind. Ich glaubte, daß man in dieſem Unternehmen ſchon ſehr weit gekommen wäre, und es ſei hohe Zeit, ſich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht in Kurzem ganz vergeblich ſein ſollte. In dieſem unbedachtſamen Eifer ſetzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koſte auch, was es wolle. Ich glaubte ſehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, beſonders drei Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, ſich kein Menſch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worin ich meinen verirrten Mitbürgern ſehr patriotiſch

---

zwei und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachleſe, welche ordentlich kommen ſoll, werden zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angeſehene und glückliche Betrüger mit ihrem umſtändlichen Charakter einſendet, erhält ein Exemplar auf Schreibpapier umſonſt. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe; ſo verſpricht der daſige Verleger, bei der neuen Auflage die vornehmſten Betrüger in Kupfer ſtechen zu laſſen. Es wird mir ein Gefallen geſchehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nachricht gibt, was der Eine oder der Andere für ein Ende genommen hat. Es kann geſchehen, daß viele davon auf dem Rabenſteine ſterben, oder ſich ſelbſt erhängen; und es ſoll mir lieb ſein, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, dieſes Werk luſtig und zugleich erbaulich zu machen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden derſelben die Umſtände ſeines Todes und ſeiner Aufführung dabei, ſo genau als möglich iſt, zu beſchreiben.

zu Gemüthe führte, wie unrecht ſie thäten, daß ſie das ſechste Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen und den Sonntag abſchaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich viele zuſammen geſchrieben, daß es ein ziemliches Oktavbändchen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann ſich ein Menſch vergehen, der die Welt nicht kennt; und ſo vieles Unrecht kann man ſeinem Nächſten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glück fand ich keinen Verleger. Sie entſchuldigten ſich alle: das Werkchen würde nicht gehen, es würden ſich keine Käufer finden, man würde es für eine Schrift wider den Staat anſehen, und es ſei gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des ſechsten Gebotes ſo öffentlich annähme; ich würde dadurch die Armee wider mich aufbringen, und unſere ſtudirende Jugend würde noch ſehr glimpflich urtheilen, wenn ſie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbſt Viele von denen, welche das ſechste Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wiſſen. Wider die Abſtellung des Sonntags zu eifern, ſei gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es ſei noch Niemand darauf gefallen, ihn abzuſchaffen, ſo wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beibehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werden krank werden, wenn kein Sonntag mehr ſein ſollte, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unſer Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil ſie an dieſem Tage am beſten ſich putzen, am bequemſten mit einander plaudern und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche ſie ſonſt nur ſtückweiſe richteten, beurtheilen, und am ſanfteſten ſchlafen könnten. Ein großer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müßig gehen müßte, hätte an dieſem Tage die chriſtliche Gewiſſensfreiheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieſes der einzige weſentliche Umſtand ihrer Religion wäre, durch welchen ſie ſich von den blinden Heiden unterſchieden, daß ſie an dieſem Tage müßig gingen. Sollte meine Abſicht etwa dieſe ſein, den Leuten die Feier des Sonntags nach dem Exempel unſerer ungeſitteten Vorfahren anzupreiſen; ſo möchte ich es nur ſelbſt verlegen, oder es dem Waiſenhauſe in Halle geben: denn bei uns würde ſich ſogar der Setzer ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäſch zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte; das verſtünden ſie gar nicht und ließen ſich auch nicht darauf ein, weil ſie ſich nicht getrauten, ſoviel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ungefähr die Antworten, welche mir faſt in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem koſtbaren Werke hauſiren ging. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umſonſt, welches faſt unglaublich iſt, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch ſo billig und bot mir zur

Vergeltung Skrivers Seelenſchatz an, wofern ich den Vorſchuß auf meine Gefahr thun, zwei hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweite Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung ſtehen wollte.

So empfindlich mir damals dieſe abſchlägigen Antworten fielen; ſo ſehr erfreue ich mich jetzt drüber. Ich habe die Welt ſeitdem viel beſſer kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängſtigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne jetzt vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, Andern zum Exempel, welche eben ſo thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des ſechsten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Kamin geworfen und ſie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduktion von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten noch daran ſpiegeln und nicht wieder in die Verſuchung fallen möge, etwas ſo Kindiſches zu ſchreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung anſehen, und mir eben die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendſünden auf eine anmuthige und leſenswürdige Art bekenne. Ich will bei dieſer Gelegenheit etliche Stellen davon bekannt machen, und ich verſichere meine Leſer, daß ich über dieſes voreilige Beginnen mehr Thränen vergoſſen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erſtaunliche

Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, jetzt bin ich ganz anders geſinnt; jetzt weiß ich, daß dieſe Welt die beſte iſt; jetzt weiß ich, daß Niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht ſelbſt bekennt.

Nach dieſem abgelegten Glaubensbekenntniſſe will ich einige Stellen davon hier einrücken:

. . . .

. . . . und dieſes wären alſo die wichtigſten Urſachen, warum ich der Meinung bin, daß man das ſechste Gebot als ein Ceremonialgeſetz anſehen und es noch einige Zeit, bis ſich die äußerlichen Umſtände ändern, beibehalten möge.

Es wird freilich mehr Beredſamkeit erfordern, zu beweiſen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich ſei, und daß ihre Beibehaltung auf unſer ganzes Leben und auf unſere ökonomiſche Glückſeligkeit einen ſo merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich ſchmeichle mir gewiß, da ein Jeder nur auf ſeinen Nutzen ſieht, ſo werde auch ein Jedweder, ſeines eigenen Nutzens wegen, meinen heilſamen Lehren und Vermahnungen Beifall geben. Es betrifft hier nicht, wie bei den erſten Punkten, die Seligkeit eines Menſchen. So viel beſcheide ich mich wohl, daß ich von etwas Wichtigerem handeln muß, wenn ich den Beifall meiner Leſer gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas Wichtigerem; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befeſtigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nöthigſten und vor allen Dingen am liebſten iſt; von dem rede ich. Wem dieſes am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege Allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorſtellungen, durch meine wohlgemeinten Bemühungen, ſoll er groß, ſoll er angeſehen, ſoll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache anſehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten ſoll. Vielleicht ſcheint dieſes Anſinnen noch Vielen etwas zu hart; ich will mich näher erklären.

. . . .

Ich würde ihrer menſchlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß ſie wirklich ehrlich ſein ſollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen ſelbſt nachzuahmen. Ich ſage ſchon ſehr viel, daß ich dieſes einräume, und ich meine nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch viel Ceremonien machte. Jetzt iſt es freilich ſo weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion ſpottet, und Niemand zu leben weiß, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht.

. . . .

In allen Ständen, in allen Geſellſchaften, wo ich hinſehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch ſehr billig ſein wollen, wenn ſie dieſelbe noch denjenigen zulaſſen, welche ihr Stand oder ihr Alter nöthigen, ſich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begeben, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. . . . .

Hierin geht man zu weit! Man ſchadet ſich ſelbſt! Da ich ſo billig bin und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange; da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, ſondern nur haben will, daß ſie ehrlich ſcheinen mögen; ſo kann ich dieſes als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieſes: nein, ihres eignen Nutzens wegen wünſche ich es. Man verſpotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich ſchäme man ſich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieſes verlange ich; mehr nicht. Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogener Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne ſich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungeſittet zu ſcheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit iſt alt genug, ſie iſt ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äußerliche Höflichkeiten erzeigen. Freilich iſt ſie zu alt und zu mürriſch, als daß wir ihren täglichen Umgang und eine nähere Bekanntſchaft mit ihr wünſchen ſollten; das iſt meine Abſicht gar nicht. Ein Jeder iſt ſich ſelbſt ſo viel ſchuldig, daß er den äußerlichen Wohlſtand in Acht nehme, daß er auf dieſem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Geſicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit ſpotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig iſt, oder das uns zu ſchwer fallen ſollte? Uns, die wir von Natur zur Verſtellung ſo ſehr geneigt ſind? Da ich, wie ich hoſſe, meinen Leſern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das iſt, was ich von ihnen bitte; ſo will ich auch mit Wenigem zeigen, wie groß der Vortheil iſt, den ſie zu erwarten haben, wenn ſie meinem Rathe folgen . . . .

. . . .

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigſten glauben, Leuten, die von Betrügerei leben, dieſen iſt die Ehrlichkeit, oder welches einerlei iſt, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichſten. . . . .
Ich will mit meinen Beweiſen bei den Richtern und Advokaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich ſind, und es gibt deren noch verſchiedene unter ihnen. Da dieſe die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben und lieber bei einem redlichen Gewiſſen verhungern, als bei einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen; ſo haben ſie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem großen Hauſen.

. . . .

Wer ſich auf die Phyſionomie verſteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unſere Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Prieſter der Gerechtigkeit heißen, und worunter doch viele ſind, welchen man an ihren hungrigen Mienen anſieht, daß ſie nur da ſtehen, um die armen Klienten zu belagern und der gedrückten Unſchuld aufzulauern. Sie ſind ſo wenig beſorgt, ihre Abſichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne anſieht, von dem ſie Andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provokationsſatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringſten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meinen ſie es mit ſich ſelbſt gut! wie viel glücklicher würden ſie bei ihrer Praxi ſein, wenn ſie ſich angewöhnen könnten, wenigſtens von außen ehrlich zu ſcheinen! Das Erſte, was ſie ihren Klienten fragen, iſt gemeiniglich dieſes, ob er ſchwören könne? ob er Geld habe? Wie Viele werden dadurch abgeſchreckt, welche noch einiges Gewiſſen und wenig Geld haben! Würden ſie nicht viel weiter kommen, wenn ſie mehr Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken ließen; wenn ſie thäten, als wollten ſie ſich der gerechten Sache ihrer Klienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn ſie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelſucht des Advokaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Proceſſe eiferten? Ihre Klienten würden bei dieſen einſchmeichelnden Reden betäubt werden und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um dieſen wackern Rechtsgelehrten, dieſen Vater der Wittwen und Waiſen, für ſeine redlichen Abſichten taxmäßig zu bezahlen: da im Gegentheile bei vielen ihre Unverſchämtheit, ihre ſo wenig verſtellte Begierde nach Gelde, die traurige Urſache iſt, daß ein nur einigermaßen vorſichtiger Klient ſich ſcheut, den Weg Rechtens zu ergreifen, und ſich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit ſeinen völligen Untergange den Prozeß gewinnen will. Dieſe Weisheit, ich will es nur geſtehen, habe ich nicht von mir ſelbſt, ſie gründet ſich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehlicher ausſieht, als er iſt, und er befindet ſich ungemein wohl dabei . . . .

Die Richter, denn die Richter ſind auch Menſchen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen ſein und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu ſprechen, anſtatt daß ſie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müſſen, von welcher viele von ihnen außerdem ſogar abgeſagte Feinde nicht ſind. Sie ſind ſchon etwas behutſamer. Bei einer gerechtigkeitliebenden Miene ſind ſie immer im Stande, Alles, was ſie ſagen, von Rechtswegen zu ſagen, und ſie ſind in der Kunſt, ſich zu verſtellen, ſo geſetzt, daß ſie auch in dreißig Jahren noch, denn ſo lange währt gemeiniglich der geringſte Prozeß, eben die ehrliche Miene beibehalten, welche ſie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befeſtigt ward. Ich finde um deßwillen bei den Richtern wenig zu erinnern, und es ſind nur einige, welche ſich ſo unvorſichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule anſehen kann, daß ſie mit dem Advokaten einſtimmig geworden ſind, ſich in die Beute zu theilen. Dieſe Wenigen werden ſich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel Anderer erbauen und vorſichtiger werden, damit ſie, obſchon nicht ehrlich, doch reich werden mögen.

. . . .

Auf der Börſe (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich ſo etwas behaupte, aber es ſei drum!), auf der Börſe, ſage ich, iſt die Ehrlichkeit beinah unentbehrlicher, als irgendwo . . . .

Was ich hier ſage, iſt freilich kein allgemeiner Satz

. . . .

Man darf nur eine Stunde lang in einer ſolchen Geſellſchaft ſein, ſo wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir iſt es ſo gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo Verſchiedene zuſammen kamen, von denen man mich verſicherte, daß ſie angeſehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem ſo zerſtreueten Geſicht in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer ſie wären, nichts Gutes zu ihnen verſah. Ich nahm meinen Geldbeutel in Acht und verbarg meine Uhr, weil ich ſie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Abſicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte ſie offenherzig. Der Eine erzählte, wie viel er bei einem unmündigen Verſchwender gewonnen habe, dem er auf die Verſicherung, daß ſein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein anſehnliches Kapital zu ſeinem nothdürftigen Plaiſir, wie er es nannte, theils in baarem Gelde, theils an verſchiedenen Waaren und theils an altem, doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeſchoſſen habe. Ein Anderer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreißig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Meſſe Bankrott machte, wobei er verſicherte, daß keiner von den Anweſenden, noch von ihren Correſpondenten, ſondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drei bis vier Geiſtliche und etliche Benachbarte von Adel Einbuße haben ſollten. Noch ein Anderer erzählte den Profit, den er mit Kaſſenſcheinen gemacht, welche er Einigen abgedrungen, die Wechſelzahlung gehabt hätten. Weil ſich dieſer unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr verſteht, als einen Frachtzettel zu ſchreiben; ſo las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwieſen und mit Exempeln beſtätigt hatte, daß man ſo viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man ſich bedienen kann, wenn man, ohne Beunruhigung ſeines Gewiſſens, einen Wechſel abſchwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein Jeder zu ſeinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankrott, ſich und ſeiner Frau zum Beſten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geſchickte Herr Verfaſſer wird es ſelbſt verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenigſtens drei tauſend vier hundert und ſechs und fünfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn ſich ein Jeder von ſeinen Freunden, welcher ſich eines oder des andern dieſer glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheile bedient, ein Exemplar davon an ſich zu kaufen, entſchließen ſollte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländiſchen Juden anſah. Meine Miene, welche freilich die vortheilhafteſte eben nicht iſt, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländiſcher Jude ſei, bat er mich, ſo viel Exemplare, als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er verſprach mir drei Groſchen vom Gulden Rabatt, und verſicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung geſtand er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktiſche Anweiſung, wie die Handelsbücher geſchickt zu verfälſchen wären, und worin der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweierlei Handelsbücher geführt würden. Er machte mir die Schmeichelei, daß er gewiß glaubte, ich würde ſehr geſchickt ſein, ihm bei Verfertigung dieſes Buchs beizuſtehen, und bat mich ſehr verbindlich darum. Ich ſah mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigſten ein holländiſcher Jude wäre. Er und die ganze Geſellſchaft erſchracken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorſichtige Offenherzigkeit ſie gereute. Sie lenkten ihr Geſpräche, ſo viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallenen Münzſorten, von den ſchweren Impoſten und von den verderbten Zeiten . . . .

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin; ſo muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur Wenige ſind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine ſo ausnehmende Art bloß geben. Die Meiſten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bei einer trunkenen Vertraulichkeit geſtanden. Welche von beiden die Ehrlichſten ſind, kann ich nicht wohl entſcheiden.

Anderweitige Fortſetzung.

Alte Liebe roſtet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von dieſem Sprüchwort genau beſtimmt, dem wird es eben ſo gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen iſt. Er wird ſich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchwort machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerſpricht. Sind wohl unter zehn Ehen fünf, wo die alte Liebe nicht geroſtet iſt? Und auch unter dieſen fünfen ſind wenigſtens drei, wo die Liebe doch nicht gar zu alt iſt.

Dieſe anſcheinenden Widerſprüche werden wegfallen, wenn man dieſe Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen ſchon eine alte Liebe und im Eheſtande ein Jahr ſchon eine Ewigkeit iſt. Setze ich dieſes voraus; ſo wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht geroſtet ſind. Freilich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das iſt auch die Abſicht unſers Sprüchworts nicht.

Man wird ſolches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheiratheter Perſonen verſteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes und wider den Sprachgebrauch iſt, wenn man die Liebe auf dieſe Art verſtehen will. Für den Eheſtand gehört Pflicht, und für unverheirathete Perſonen Liebe.

Es wäre eine große Uebereilung von meinen Leſern, wenn ſie glaubten, daß ich dieſe Einſchränkung bloß aus einem mißvergnügten Andenken wagte, welches bei mir von einer übelgewählten und unglücklichen Ehe herkomme. Es iſt vorbei, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da ſie ſo billig geweſen und geſtorben iſt. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entſchuldigen. Der allgemeine Gebrauch unſerer Sprache iſt für mich die beſte Entſchuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe ſterben! Von wem ſagt man das, als von jungen Perſonen, die ſich noch nicht verheirathet haben? Ein verliebtes Paar: Sind das Mann und Frau? Eine ewige Liebe zuſchwören: Thut man das nicht vor der Verbindung? Die Liebe iſt blind: Gewiß nicht in der Ehe; denn alsdann ſieht Eines des Andern Fehler nur gar zu genau. Er ſchmachtet vor Liebe. Wer? Der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? Die iſt raſend verliebt . . . . in den Heiducken. Tauſend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort Liebe nur von unverheiratheten, niemals von verehlichten Perſonen, oder in dieſem Falle nur poetiſch und metaphoriſch gebraucht wird. Wenn man dieſes einräumt, ſo iſt unſer Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Perſonen, die ſich nicht verheirathet haben, niemals roſtet.

Aber auch bei verehlichten Perſonen findet es ſeinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als von der Frau oder dem Manne verſtanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat ſeine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen geheirathet. Dieſe Liebe dauert nunmehr ins vierzigſte Jahr und roſtet nicht, ſo alt ſie auch iſt. Er liebäugelt gegen das Geld ſeiner Frau noch eben ſo zärtlich, als er es im erſten Jahre that. Seine Frau iſt vergeſſen; ſchon vor neun und dreißig Jahren vergeſſen. Er würde ſich gar nicht mehr darauf beſinnen, daß ſie ſeine Frau wäre, wofern ſie ihn nicht alle Tage durch ihr eigenſinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Klimene beſſer? Sie liebt . . . Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche ſie, in Anſehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heirathete; nicht ihn, denn ſie hatte bei aller Eitelkeit doch zu viel Geſchmack, einen Mann zu heirathen, den die vornehmſten Ausſchweifungen ſeiner Jugend ekelhaft gemacht hatten; ſie heirathete ſeinen Wagen mit ſechs Pferden und ſechs Bedienten. Dieſe Pracht liebt ſie noch jetzt ſo ſehr, als in der erſten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgeborne Vieh, folgt den gewohnten Ausſchweifungen nach, und iſt viel zu galant, als daß er ſeine Frau ein einzigesmal daran erinnern ſollte, daß er ihr Mann ſei. Klimene haßt ihren Mann, und liebt ſeine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher roſten wird, als bis man ihren ſtolzen Reſt auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In dieſem Verſtande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bei verheiratheten Perſonen nicht roſten wird.

Wider den Roſt der Liebe zwiſchen verehelichten Perſonen iſt ein abwechſelnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beſtändige Ausſöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die ſich die Fehler nicht ſagen, welche ſie an einander wahrnehmen, nähren, bei dieſer verſtellten Zurückhaltung, beſtändig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes Paar, das ſich aus voller Lunge zankt und ſich die Fehler ohne Verſchonung vorwirft; das iſt immer geneigt, ſich bald zu verſöhnen. Nun iſt ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler erfahren: ſie ſind vom Zanken ermüdet, ſie ſchweigen beide ſtill. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab ging, ſieht ſeine ſchöne Hälfte in einem Winkel bittere Thränen vergießen. Er iſt zwar das Haupt und hat ein Recht zur Herrſchaft, welches ihm Schrift und Geſetze geben; aber ein paar weibliche Thränen ſchwemmen dieſes ganze prächtige Gebäude der Herrſchaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr ſtehen: mein Kind, ſagt er; aber ſie bleibt ſtumm, und nunmehr verdoppeln ſich ihre Thränen, da ſie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht ſich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die ſich trotzig zurück zieht.... Aber mein Engel! und er bemächtigt ſich mit einer zärtlichen Gewalt dieſer rebelliſchen Hand. Nun verdoppelt ſich das Schluchzen. Der Mann ſoll es empfinden, wie ſehr ſeine unſchuldige Frau beleidigt worden iſt; denn eine Frau, die ſich mit ihrem Manne zankt, iſt allemal unſchuldig. Er ſetzt ſich neben ſie: ſie weint noch. Er ſchlägt ſeinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; ſie ſieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand und ſie ſeufzet. Er küßt ihren Mund, und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küſſen murrt ſie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weiß ſie ganz zu beruhigen. Und nun wundern ſie ſich beide, wie es möglich geweſen, daß ſie ſich über eine ſolche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben ſich beide ſo zärtlich, als in den erſten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun ſchwören ſie einander zu, ſich ewig und ohne Verdruß zu lieben; und zanken ſich doch in den nächſten vier und zwanzig Stunden noch einmal, verſöhnen ſich auf eben dieſe Art noch einmal, und ſchwören noch einmal. Auf dieſe Art bleibt ihre Liebe immer neu; ſie kann nicht roſten, denn ſie fangen alle vier und zwanzig Stunden von Neuem an, ſich zu lieben. Ein ſolcher Zank iſt in der Ehe wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man ſich, warum ich dieſes Bild ſo ſorgfältig ausgemalt habe? Es iſt eine Schmeichelei, die ich meinem Wirthe ſchuldig bin, welcher auch auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Eheſtande lebt. Er und ſeine Frau lieben ſich ſo herzlich, wie die Kinder; ſie zanken ſich aber auch ſo. Zwölf Jahre hat er ſich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgeſöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo ſie beide geſchmollt haben. Dieſe beſtändige Abwechſelung hat ihm ſeinen Eheſtand ſo neu gemacht, daß er ſeine Frau noch dieſe Stunde nicht überdrüſſig iſt. Er liebte ſie von ganzem Herzen; und ſollte ſie ſterben . . ich wünſche es dem ehelichen Manne nicht . . . aber ſollte der Himmel über ſie gebieten; er würde untröſtbar, ganz untröſtbar ſein. Wenigſtens in den erſten vier Wochen würde er nicht wieder heirathen.

Ich habe oben geſagt, daß die Liebe, welche nicht koſtet, vornehmlich nur von der Liebe unverheiratheter Perſonen zu verſtehen ſei. Mich dünkt, ich habe dieſe Wahrheit ſchon deutlich genug erwieſen; aber zum Ueberfluß will ich noch ein Paar Geſchichten erzählen, welche ſie ganz unumſtößlich machen ſollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, ſind wohl unſtreitig diejenigen, die bei ihrer ernſthaften Liebe am beſtändigſten lieben. In Buentora, einem Städtchen am pyrenäiſchen Gebirge, lebten, unter der Regierung **Ferdinands**, zwei junge Perſonen, die ſich ſchon im erſten Jahre zwar kindiſch, doch vorzüglich liebten. Diego und Iſabelle waren ihre Namen. Beide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern ſchienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder ſehr wohl zufrieden zu ſein. Die Liebe macht vor den Jahren verſtändig und alt; daher kam es, daß unſer junges Paar ſchon in denen Jahren, wo andere

Kinder noch nicht aufhören zu ſpielen, ſich ernſthaft liebten und eine ewige Treue ſchworen. Der junge Diego ſaß halbe Nächte unter dem Erker ſeiner Gebieterin, und krazte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither ſeine Liebe vor. Dieſes Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß ſein Vater auf einmal ſein ganzes Vermögen und ſeine Freiheit verlor. Iſabellen rührte dieſer Umſtand nicht mehr, als ſie das Unglück eines Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil ſie großmüthig genug war, ſo gab ſie ihrer Mutter zu verſtehen, daß ſie nunmehr durch Beſchleunigung der Heirath die beſte Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe ſei. Der Vater, ein vollkommener Kaufmann, war ganz anderer Meinung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug ſei. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heirathen, deſſen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald ſterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Verſprechen der Aeltern und das Herz der Iſabelle vor ſich; aber er war zu arm, als daß der Richter ſeine Anſprüche hätte billig finden ſollen. Es war ihm unmöglich, länger an dieſem Orte zu leben. Er floh in ſeinem achtzehnten Jahre aus ſeinem Vaterlande; und Iſabelle, die nun ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatte, war bei einem ſehr zärtlichen Abſchied zu tugendhaft, ihm etwas Mehreres zu erlauben, als die Hoffnung, daß ſie ihn ewig lieben werde. Diego ſuchte, nach den Regeln der ſpaniſchen Romane, ſeinen Tod im Kriege. Dieſen fand er nicht;

aber dafür eine traurige Gefangenſchaft, welche ihn hinderte, ſeiner Freundin Nachricht von ſich zu geben. Iſabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eiferſüchtiger Tyrann ſtarb, und ihr das Andenken vieler mißvergnügten Stunden, zugleich aber auch ein anſehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war ſie Herr von ihren Schätzen und ihrer Hand. Sie ſuchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehn Jahre lang erwartete ſie ſeine Zurückkunft, nach dem Beiſpiel einer zärtlichen Penelope; welche Geſchichte aber ſo ſonderbar iſt, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, ſie für etwas anders, als für eine Fabel auszugeben. Endlich bekam Iſabelle die ſchreckliche Nachricht, daß ihr Diego ſchon vor fünfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben ſei. Sie weihte ſeinem Andenken die zärtlichſten Thränen, legte ſeinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ ſich ſodann durch das Zureden ihrer Freunde bewegen, ſich wieder zu verheirathen. Inzwiſchen hatte Diego das Glück gehabt, aus ſeiner Gefangenſchaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Iſabellens Tyrann geſtorben und ihre Hand noch frei ſei. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, daß ſeine Geliebte, nur vor einigen Wochen, eine neue Wahl getroffen habe: aber zugleich erfuhr er auch, zu ſeiner großen Beruhigung, mit wie viel Sehnſucht Iſabelle ſeine Rückkunft erwartet, und ſich zur neuen Heirath eher nicht entſchloſſen habe, bis man ihr ſeinen Tod verſichert. Er wußte es nicht, ſie zu ſprechen; denn er hörte, ihr Mann ſei ſo eiferſüchtig, daß man ſelbſt in Spanien ſeine Eiferſucht tadelte. Er gab ihr ſchriftlich die Verſicherung von ſeiner alten unverroſteten Liebe; und eben dergleichen Verſicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bei ſeinem Abſchied wiſſen, daß er in die amerikaniſchen Colonien gehen würde, ſein Glück durch den Handel zu verſuchen. Iſabelle war untröſtbar. Diego fand in Amerika ſein Glück, und gelangte durch eine Heirath zu großen Schätzen. Er lebte mit ſeiner Frau ſehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß ſie nicht Iſabelle war. Dieſe hatte ſechs Jahre unter der Tyrannei ihres Eiferſüchtigen geſeufzt, und ihr Unglück alsdann doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl geweſen, und daß ſie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn ſie nur noch einen Monat mit dieſer Wahl angeſtanden. Der Tod war zum zweitenmal ſo gefällig, ſie aus dieſem Joche zu reißen. Sobald die Zeit vorbei war, welche, nicht die Liebe, ſondern der Wohlſtand zur Trauer erforderte; ſo gab ſie ſich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko ſei. Man wußte nichts von ſeiner Heirath; und vor heftiger Liebe vergaß ſie, ſich darnach genauer zu erkundigen. Eben dieſe Liebe verhinderte ſie, auf den Zweifel zu fallen, ob ſie wohl ihrem Diego im vierzigſten Jahre noch eben ſo reizend ſein werde, als ſie es im ſechzehnten geweſen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäiſchen Gebirge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam geſund an, und war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß ſie wenigſtens nunmehr die Glückliche werden würde, welche ſie ſeit dreißig Jahren zu ſein gewünſcht. Eben war ſie im Begriff, ans Land zu ſteigen, als ſie ihren Diego an dem Ufer gehen ſah, um deſſen Arm ſich ein Frauenzimmer ſehr vertraulich geſchlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Knie zitterten ihr, und ſie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freilich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldin nicht wenigſtens einmal ohnmächtig würde? Endlich erholte ſie ſich; ſie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Urſachen dieſer verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß ſie ſich verborgen halten, und mit dem nächſten Schiffe nach Cadix zurück gehen ſolle. Es geſchah dieſes nach wenigen Tagen, die ſie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt ſich während derſelben ſehr ſorgfältig verborgen, und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Perſon ſo nahe ſei, welche vielleicht allein vermögend geweſen wäre, ſo viel bei ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit ſeiner liebenswürdigen Frau gereut hätte. So großmüthig war Iſabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu erſparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hauſe ihres Verwandten. Sie that dieſes, um demjenigen näher zu ſein, der ihr Herz hatte: ſo würde ich ſagen, wenn ich einen förmlichen Roman ſchriebe. Aber, weil ich den nicht ſchreibe, ſo will ich aufrichtig geſtehen, daß ich es nicht weiß, warum ſie es that. Hier brachte ſie dreizehn Jahre in einer todten Einſamkeit, unter den zärtlichſten Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er geſund und vergnügt lebe; ſie freute ſich über ſein Glück, und vergoß ſtille Zähren, daß nicht ſie dieſes Glück mit ihm theilen ſollte. Die beſtändig wiederholten Nachrichten, daß die Frau des Diego geſund ſei, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten ſie auf den frommen Gedanken, in ein Kloſter zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die ſie in der Welt ausgeſtanden hatte, und der Kummer, der an ihrem freundſchaftlichen Herze nagte, machten ihr dieſen Einfall angenehm und ernſtlich. Der Geiſtliche, dem ſie die Sorge für ihre Seele anvertraut hatte, ermunterte ſie noch mehr dazu und freute ſich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer und dem Kloſter eine reiche Wittwe zuführen ſollte. Binnen der Zeit hatte Diego ſo viel Reichthümer erworben, daß er, ob er ſchon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünſchte ſich, ſolche in ſeinem Vaterlande ruhig zu genießen, und wer Luſt hat, Böſes zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünſchte, um ſein Leben in der Geſellſchaft der unvergeſſenen Iſabelle zu beſchließen. Er eröffnete ſein Vorhaben ſeiner Frau, und dieſe widerſprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweihundert Jahren verſchiedene Exempel, daß die Weiber den Männern nicht widerſprachen. Sie begaben ſich beide zu Schiffe, und näherten ſich glücklich den Küſten von Spanien. Nun werden meine Leſer den Ausgang dieſer Geſchichte bald ahnen können. Vielleicht ſind ſie für mich beſorgt, was ich mit ſeiner Frau anfangen will, in deren Geſellſchaft er nach ſeinem Vaterlande zurückkehrte? Der Sache iſt bald abzuhelfen. Sie ſind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kommt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber ſie nähern ſich der Küſte glücklich; ſie erblickten den gewünſchten Hafen ſchon von ferne. Was ſoll ich mit der Frau anfangen? . . . Gut; ſie muß ſterben! . . . . . Diego, den der Anblick ſeines Vaterlandes von neuem belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß ſein Weib, das er in der That mehr liebte, als ein Weib, in ſeinen Armen ſtarb. Dieſer Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verſchiedenen Geſellſchaften den Ruhm einer heiligen Iſabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten könne, den Ueberreſt ihrer Jahre der Andacht und dem Kloſter zu widmen. Die Neugier oder vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, dieſe fromme Heldin kennen zu lernen. Er ſah ſie, und er glaubte, er ſähe die Mutter ſeiner angebeteten Iſabelle. Sein Herz ſchlug ihm; er betrachtete ſie genauer, und zitterte vor Freuden; denn er ſah, daß ſie wirklich ſeine Iſabelle war. Er näherte ſich ihr mit bebenden Schritten und redete ſie ſtammelnd an. Iſabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Geſicht, und in dem Augenblick ſagten ihr das Herz und die Augen, ihr Diego ſei es. Sie ſank vor . . . . nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von ſechs und fünfzig Jahren ſinken nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb alſo ſtehen. Sie freute ſich, ihn zu ſehen, wie ſich eine Schweſter über die unerwartete

Ankunft eines geliebten Bruders freut. Sie erkundigte ſich nach der Urſache ſeiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bei der ihre Runzeln errötheten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander ſeinen Beſuch. Er war frei. Iſabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der ſie genöthigt hätte, ein Gelübde zu halten, das ihr nunmehr gewiß eben ſo unerträglich würde geweſen ſein, als es einem feurigen Kinde von fünfzehn Jahren iſt, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Iſabelle geſtanden alſo einander, daß ſie ſich noch beide eben ſo liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war kein Hinderniß weiter im Wege, welches ſie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu geſtehen. Sie reiſten nach Buentara, und ſahen einander noch eben ſo zärtlich an, als ſie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt ſein wollte: ſo ſetzte er ſich mit ſeiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in ſeiner Jugend geſeufzt hatte. Hier ſpielte er zu Ehren ſeiner Iſabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großväter ſo oft eiferſüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange. Er ſtarb und hinterließ Iſabellen, als eine Wittwe von ein und ſechzig Jahren, welche über dieſen Tod ſo untröſtlich war, daß ſie, wie man mich gewiß verſichern wollen, ſich nach ſeinem Tode niemals hat entſchließen können, wieder zu heirathen. Iſt wohl ein Beweis in der ganzen Welt ſtärker, als dieſer, daß alte Liebe nicht roſtet?

Ich habe meinen Leſern zum Beweis dieſes Sates noch ein Exempel verſprochen. Es iſt, wie ich hoffe, eben ſo erbaulich, wenn es gleich nicht ſo merkwürdig und ſo weitläuftig iſt.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbniß einer ehrwürdigen Jungfer beigewohnt, welche ſich nicht eher, als im ſiebenzigſten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte ſtören laſſen, die ſich im vierzehnten Jahre angefangen hatte. In dieſem Jahre ſtand ſie, als ſie einen jungen Baron von gutem Hauſe kennen lernte, der ſich in Leyden ſeiner Studien wegen aufhielt. Brigitta liebte ihn, ſobald ſie ihn ſah. Es war ihre erſte Liebe, und die erſte Liebe eines jungen Mädchens iſt gemeiniglich ſo heftig, daß ſie ſich ſchwerlich verbergen läßt. Am wenigſten war ſie Willens, ſolche vor dem Baron zu verbergen. Dieſe jungen Herren verſtehen ſehr oft auf Univerſitäten die Sprache der Augen beſſer, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, ſeine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er mit dem hübſchen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernſthafter. Sie ſchwor, ihn ewig zu lieben; dem Baron war es nichts Neues; eben ſo zu ſchwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz außer ſich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hauſe gehen mußte. Er verließ die Univerſität, ſchwor beim Abſchiede noch hundertmal, und vergaß Brigitten. Dieſe Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beſchwerlich. In kurzem erfuhr ſie, daß der Baron gleich nach ſeiner Zurückkunft geheirathet hatte. Dieſe Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber ſie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdann, da ſie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieſer Einſamkeit waren zwanzig Jahre vorbei gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es gibt Geſichter, die ſo friſch ſind, daß ſie auch noch in ihrem vier und dreißigſten Jahre einen jungen Menſchen reizen können, der zum erſtenmal in die Welt kommt. Ja oft reizen ſie mit beſſerm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künſtlichen Koketterie verbunden ſind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füßen zu ſehen, den ſie noch nicht vergeſſen hatte, und den ſie nunmehr in ſeinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn ſo ernſtlich, wie den Vater; doch mit dem Unterſchiede, daß ſie ihn allein ſchwören ließ, und ſelbſt nicht ſchwor. Die Erfahrung hatte ſie ſeit der Zeit gelehrt, daß ein Univerſitätsroman nicht länger, als höchſtens drei Jahre dauert. Jetzt ſah ſie der Entwickelung ihres Romans ganz gelaſſen entgegen, und nutzte die kurze Zeit ſehr vorſichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberin, ſondern mit der ernſthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von ſich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu ſehen. Die Thränen, welche ſie bei dem Abſchied vergoß, waren Thränen, welche ſie dem Andenken ſeines Vaters weihte. Der junge Baron machte es, wie ſein Vater. Er ſetzte ſich auf ſeine Güter, heirathete und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen und an ſeinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die ſie bei ihrem anſehnlichen Vermögen ſich verſchaffen konnte, war ſie in ihr neun und fünfzigſtes Jahr getreten, da ſie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergeſſenen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen ſei. Es ging ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß die Familie durch verſchiedenes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen ſei. Dieſes war eine Urſache mehr, warum ſie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen ſich ſelbſt eine Liebe verbergen, die bei ihren Jahren lächerlich war; ſie beredete ſich alſo, es ſei nur ein freundſchaftliches Mitleiden, welches ſie dem Andenken ſeines Vaters und ſeines Großvaters ſchuldig ſei. Aber ſie betrog ſich ſelbſt. Es war die uralte Liebe zu ſeinem Großvater, und die alte Liebe zu ſeinem Vater, daß ſie die Freundſchaft des Enkels ſuchte. Dieſes unſchuldige Kind war in ſeinem ſiebzehnten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig und fleißig zu ſein. Brigitta machte ſich dieſen glücklichen Umſtand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde ſo einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete, und an ihrem Tiſche ſpeiste. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorſorge der Brigitte bewirkte bei dem unerfahrnen Baron eine gewiſſe Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Verſorgerin hatte noch in ihrem neun und fünfzigſten Jahre einigen Reſt derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche ſeinem Großvater ſo gefährlich geweſen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen dieſen Reſt empfindlich. Mit einem Worte: ehe die drei Univerſitätsjahre völlig verfloſſen waren, ſo bewies Brigitta durch ihre Geſchicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre erſten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerin verſchwenden. Sie empfand in dieſem angenehmen Augenblicke ein dreifaches Vergnügen, daß ſie bei den Schmeicheleien des Enkels ſich mit einemmale aller der Entzückungen erinnerte, welche ſie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genoſſen hatte. Damit meine Leſer nicht die geringſte Unwahrſcheinlichkeit in dieſer Geſchichte finden; ſo muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine froſtige Niederländerin, ſondern von Cuen war.

Werden meine Leſer nunmehr noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht roſtet?

Ehe ich ſchließe, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheiratheten Mannsperſon gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die zärtlichſte und dauerhafteſte Liebe ſei. Die Urſachen, die man davon anführen wollen, ſind bekannt; man weiß auch ſolche durch verſchiedene Exempel erheblich zu machen, da eine ſolche Liebe ſich erſt nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann ſein; und dennoch bin ich einer ganz andern Meinung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verſchiedene beſondere Rechte, die ihren Urſprung noch von den barbariſchen Mauren haben mochten. Unter ſolchen war ein ſchreckliches Geſetz, welches dergleichen Liebe auf dieſe Art beſtrafte. Ward eine

Frau, oder ein Mann eines ſolchen Umgangs überzeugt, ſo trennte man zuvörderſt die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Perſon, welche ſie wider die Geſetze geliebt hatte, ſofort zu heirathen; und eine ſolche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, dieſe Gerechtigkeit iſt entſetzlich. Gegen dieſe ſind alle andere Strafen, ſo unnatürlich ſie auch zu ſein ſcheinen, doch nur ein Spiel. Man ſtelle ſich einmal eine unglückliche Mannsperſon vor, welche auf eine ſolche Art genöthiget wird, eine Frau auf ewig zu heirathen, die ſie nur wegen ihrer Laſter liebt. Hat dieſer Umgang ſchon einige Zeit gedauert, ſo iſt der ekelhafte Ueberdruß die natürliche Folge; und jetzt ſoll er gezwungen werden, ſeinen Eheſtand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andere beſchließen. Er kennt ſchon die Untreue ſeiner jetzigen Frau. Hat er wohl den geringſten Grund zu glauben, daß ſie ihm getreuer ſein werde? Er hat ſie alle Vortheile gelehrt, ihren erſten Mann zu betrügen; nun wird ſie dieſe wider ihn anwenden. Er weiß das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne ſich ſelbſt zu verdammen. Eine Eiferſucht von dieſer Art muß eine Hölle und ihm deſto ſchrecklicher ſein; denn er fühlt, daß er ſie verdient hat. Ein jeder Blick von ſeinen Bekannten iſt für ihn eine Spötterei. Man flieht ſeinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen ſeiner Verbrechen auf die Galeeren geſchmiedet iſt. Vielleicht wäre ſeine Strafe nur halb empfindlich, wenn ſeine ungetreue Frau eben ſo ſehr dadurch gezüchtigt würde. Aber er empfindet ſie ganz allein, da ſie ſich ihren Ausſchweifungen ohne die geringſte Sorge überlaſſen darf. Denn nunmehr iſt ſie dafür ſicher, wegen ihrer Untreue jemals von ihrem jetzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Geſetze ganz hülflos laſſen, da er der Erſte geweſen iſt, der ſie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünſchen, daß dieſes Geſetz auch unter uns deutſchen Chriſten eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüſtung würde dieſes unter unſerer galanten Jugend anrichten! Was für Zerrüttungen würden daraus in den anſehnlichſten Familien entſtehen! Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachſen, wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutſcher die gnädige Frau heirathen müßte? Deutſchland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuſer würden zu Zuchthäuſern werden. Die traurigſten Proben davon habe ich bei verſchiedenen Ehen geſehen, wo die Mannsperſonen, ohne einigen Zwang der Geſetze, die verwegene Uebereilung begangen haben, ſich mit derjenigen Frau zu verheirathen, welche ſie beim Leben des erſten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine Einzige iſt vergnügt geweſen. Der Mann war unter ihnen der glücklichſte, der zuerſt ſtarb *).

---

*) Man ſieht wohl, daß Herr Anton Panſa dieſes in Weſtphalen geſchrieben hat. Wäre er in Sachſen geweſen; ſo würde er es mit mehrerer Einſchränkung behauptet haben; denn in Sachſen, wo man zu leben weiß, gibt es noch hin und wieder ſolche glückliche Ehebrecher.

Ich habe es für nöthig angeſehen, mich hierbei etwas länger aufzuhalten, da dieſe Nachricht zu einem neuen Beweiſe dienen konnte, daß alte Liebe hauptſächlich nur bei unverheiratheten Perſonen nicht roſtet, bei dem Zwange der Ehe aber ſehr leicht verroſtet.

Eine Hand wäſcht die andere.

In dieſem Sprüchwort liegt der Grund aller geſelligen Pflichten und aller daraus entſpringenden Glückſeligkeit der Menſchen. Unſere Philoſophen mögen gleich ganze Laſten moraliſcher Quartanten auf einander häufen, ſo werden ſie doch darin weiter nichts ſagen können, als was uns dieſes einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieſes in ſeinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorſicht eines vernünftigen Mannes ausübt, der kann ſeines Glücks gewiß ſein. Er wird bei mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bei Jedermann beliebt ſein. Verſäumt er aber die große Pflicht, auf die uns dieſes Sprüchwort lehrt; ſo iſt er unvermeidlich verloren. Ohne die Tugend ſcheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu ſein, der auf Rechnung ſitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Klotz, wenn er vergißt, daß er auch für Andere lebt, und daß er nicht glücklich ſein kann, ohne vorher Andere glücklich zu machen, oder, mit unſerm Text zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand ſich ſelbſt waſchen könne.

Ich gebe mir bei aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menſchen ſo verderbt nicht ſind, als es uns der finſtre Eigenſinn einiger milzſüchtigen Moraliſten bereden will. Ich behalte mir vor, dieſes in einer beſondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdann mein menſchenfreundliches Amt ausüben und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden anderer Menſchen ſo aufmerkſam nicht ſind, als ich es bin; daß ich dieſe überführen kann, wie ängſtlich es unſere Nebenmenſchen ſich angelegen ſein laſſen, in allen Ständen die große Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Jetzt bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichſten Urſachen anzuſtellen, welche die Menſchen bewegen, Andern zu dienen.

Hierzu gehört nicht mehr, als eine nur mittelmäßige Aufmerkſamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; ſo wird man ſehen, daß beinah alle Dienſtgefälligkeiten, welche ein Menſch dem andern leiſtet, vornehmlich in der Abſicht geſchehen, ſich ſelbſt einen noch größern Dienſt zu leiſten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehrt! Der Philoſoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber ſeine Schüler und der Verleger müſſen ſie bezahlen. Der Advokat zankt ſich und läſtert für unſere gerechte und ungerechte Sache; etwa nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umſonſt tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, ſeinen Mäcenas zu vergöttern; warum? Das weiß ſein Mäcenas wohl.

Dieſes iſt nur ein einziger Blick, den ich meine Leſer auf die Handlungen einiger Stände thun laſſe, und zwar ſolcher Stände, deren Vortheil es ſchlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen ſie zu thun haben, gleich anfangs die Urſachen deutlich zu ſagen, warum ſie eigentlich dienſtfertig ſind.

Wie viel neue Beweiſe meiner großen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern laſſen, mit einer genauen Aufmerkſamkeit auch diejenigen Handlungen der Menſchen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu ſein ſcheinen!

In einem kleinen Städtchen, drei Meilen von mir, wohnt ein Mann, der ſich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt und zog an dieſen öden Ort, wo ſeine liebreichen Verdienſte gegen den Nächſten etwas beſſer bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verſchiedene Umwege zufließen läßt. Er wird es niemals geſtehen, daß ſie von ihm kommen. Sein Geſicht hat er gewöhnt, zu erröthen, ſobald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für dieſen unbekannten Vater der Wittwen und Waiſen hält. Er betheuert uns, er ſei dieſer Glückliche nicht, welchem der Himmel ſo vieles Vermögen anvertraut habe, daß er Andern wohlthun könne. Er betheuert dieſes; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr ſeinen Betheurungen glaubt. Er weiß die Perſonen ſehr vorſichtig zu wählen, durch die er ſeine guten Werke ausſäet. Allzu verſchwiegen dürfen ſie nicht ſein. Er macht ſie geſchwätzig, indem er ſie beſchwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte: Seine Hand rauſcht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieſes ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Teſtament einer reichen Betſchweſter oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die anſehnlichſte Summe dieſem Manne zufällt, der Nichts für ſich, ſondern Alles für die nothleidenden Armen beſitzt. Die einträglichſten Aemter überläßt man ihm, da man Niemand kennt, der ſie ſo uneigennützig verwalte. Die reichſten Familien halten es für einen Segen, ſich mit ſeiner Familie zu verbinden. Könnte dieſer Heuchler, denn ein Heuchler iſt er, ich kenne ihn beſſer; — könnte er durch Straßenraub mehr verdienen, als er durch ſeine guten Werke verdient? Dieſer fromme Mäckler iſt bei ſeinem heiligen Wucher, den die Geſetze auf keine pro Cent einſchränken, ſo lange ſicher, als er ſich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdeckt wird.

Ich fühle es, ich werde zu ernſthaft. Ich predige Buße, und hatte mir vorgeſetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an dieſen Elenden denken. Meine Leſer werden vielleicht mehr Vergnügen daran finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein dieſe Wahrheit ſei, daß eine Hand die andere wäſcht, und wie ſorgfältig unſere Mitbürger Andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eigenen Nutzen deſto mehr zu befördern.

Macht Platz! Hier kommt ein armer Bauer, welcher unter der Laſt eines Scheffel Mehls gebückt zu ſeinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit ſorgſamen Blicken, und trägt einen

Theil des rechtlichen Beweiſes in ihrer Schürze. An der linken Hand führt ſie den älteſten ihrer Söhne, welcher ſchon ſtark genug iſt, zwei Hühner zum Opfer zu ſchleppen. Armer Freund! wo willſt du hin? weſſen Hand willſt du waſchen? Wer iſt dein Gegenpart? . . . . Einfältiger Tropf! Für ſo viele Hände ſoll dieſes Wenige. Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutſche mit ſechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. . . . . Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkſt du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben ſo dumm! Eine gefüllte Börſe thut mehr, als Pergament und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderſt du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was ſoll des Amtmanns Frau mit dieſem elenden Flachs machen? . . . Ja, das glaube ich wohl, daß es euch ſauer wird, ſo viel bei eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Klafter Holz! bedenkt es nur ſelbſt, fünf Klafter hartes Holz! Wie geſchwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! . . . . Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es beſſer zu verſtehen, ſo geht immer hin! Ich wünſche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwiſchen habe ich doch aus ſeinen Reden ſo viel bemerkt, daß er von der Wahrheit unſers Sprüchworts: Eine Hand wäſcht die andere! völlig überzeugt iſt. Die Hühner ſollten dem Schreiber. »Aber, warum eben dieſem?« fragte ich. Je Herr, ſagte der Bauer, er ſteht gut bei der Frau Amtmännin. »Und das Mehl?«

Das kriegt des Bürgermeiſters Frau. »Aber wie kommt dieſe dazu?« Hum! Unſer Herr Amtmann kann ſie wohl leiden.

Die Logik unſers Bauers iſt gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt ſeinen Schlüſſen. Der Bauer den Schreiber, dieſer die Amtmännin, dieſe ihren Mann; auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeiſterin, und dieſe den Amtmann. So waſchen dieſe Hände einander in der ſchönſten Ordnung; und gar weibliche Hände die waſchen ſcharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieſer badet gar. Seine eigennützige Aufmerkſamkeit erſtreckt ſich bis auf die geringſten Perſonen, von denen er vermuthen kann, daß ſie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angeſehen nnd wichtig genug iſt, ſein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener iſt der erſte, welchen er auf ſeine Seite zu bringen ſucht. Dieſer elende Menſch, ſo gering er iſt, hat dennoch ſehr vornehme Fehler. Er iſt hochmüthig; denn er hat keine Verdienſte. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Branntwein; aber wäre er Rath, ſo würde er ſich in Rheinwein berauſchen. Er liebt die Geſchenke eben ſo ſehr, wie ſein Herr. Unſer vernünftiger Beklagte weiß ſich dieſes Alles zu Nutze zu machen. Sobald er aus dem Wagen ſteigt, grüßt er mit einer beſondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hauſe des Richters iſt die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn ſie drückt. Da er die Hand der Allerniedrigſten mit ſo vieler Aufmerkſamkeit wäſcht; ſo kann man ſelbſt errathen, wie legal er die Uebrigen ſchmiert, auf deren verdientes Wohlwollen und erkauften Ausſpruch weit mehr, als auf die unmündigen Geſetze, der Ausſchlag ſeines Prozeſſes ankommt. Von dem unterſten Schreiber bis auf den oberſten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geſchenke Alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten ſich nunmehr unter einander ſelbſt, ſich von der Billigkeit der Sache dieſes freigebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an dem Andern, wie bei einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erſte Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze große Maſchine der Gerechtigkeit in Bewegung. Das iſt die Wäſche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu ſagen, da nicht leicht einer von meinen Leſern ſein wird, dem nicht die eigene Erfahrung Gelegenheit gibt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß Jemand ſo kurzſichtig ſein und glauben wird, das Sprüchwort: Eine Hand wäſcht die andere, ſei nur ein juriſtiſcher Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsſtuben. Auf dem Markt, in der Küche, beim Katheder, überall findet man ihn; in dem ſchmutzigen Zimmer eines finſtern Pedanten iſt er eben ſo gemein, als unter dem freundſchaftlichen Gewäſch in fürſtlichen Vorzimmern.

Eiferſucht, bittere Vorwürfe und kritiſche Grobheiten ſind die Fehler, die man uns Schriftſtellern gemeiniglich Schuld gibt. Man thut uns Unrecht; denn, nach einer andern Art von Geſchöpfen, ſind wir Autoren unſtreitig diejenigen Kreaturen, die einander am liebſten krauen und ſich unter einander gemeinſchaftlich die Hände waſchen. Ein Scribent, welcher der Welt angeprieſen ſein will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer collegialiſchen Vertraulichkeit ſich vor demjenigen zu beugen, welchen ſeine kunſtrichterliche Monatſchrift in das Recht geſetzt hat, für Andere zu denken. Unſer großer Ariſtarch . . . . ſo ſpricht der Stolz des demüthigen Autors, der von ſeiner Größe überzeugt genug iſt, der aber wegen der Unwiſſenheit der Welt den angeſehenen Mann zu ſeinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu deſſen Pult, und ſtreichelt ihm die richtende Hand. Dieſer müßte ein Herz von Blei und Dinte, in den Adern haben, wenn er bei der Erniedrigung ſeines Collegen froſtig und unempfindlich bleiben ſollte. Wir haben abermals das Vergnügen, unſerm Vaterlande zu der gründlichen Gelehrſamkeit des ſchon durch viele Schriften verewigten und unſern witzigen Nachbarn ſchrecklich gewordenen Herrn N. Glück zu wünſchen ꝛc. ꝛc. ꝛc. So muß es in den nächſten vier Wochen heißen, und heißt es nicht ſo, ſo gnade der Himmel unſerm großen Ariſtarch! Der gebückte Autor wird ſich in die Höhe richten; er wird auf ſeinen angebeteten Herold verachtend herabſehn und der Welt vorſchreien, wie ſtolz und unwiſſend dieſer parteiiſche Richter ſei, welcher ſich anmaße, die Schlüſſel der Ewigkeit an ſich zu reißen.

Auf dieſe Art waſchen die Gelehrten einander die Hände. So loben ſie ſich, und ſo ſchimpfen ſie ſich. Denn das muß man wiſſen, daß ſie in Beidem gleich ſtark ſind. Aber die Unſterblichkeit iſt auch hier das Geringſte, worüber man kämpft.

Sollte dieſes nicht dergleichen Heftigkeiten entſchuldigen, da man gegen die Kutſcher ſo nachſichtig und billig iſt, welche ſich oft über weit geringere Sachen, beinah noch gröſſere Grobheiten ſagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufſatz, welcher den Titel hat: **Kirchengeſchichte von Mancha.** Mein Urältervater hat ihn nicht geſchrieben; ſo viel weiß ich, und das wiſſen alle diejenigen, die ſeine Geſchichte geleſen haben; denn er war einer von den groſſen Geiſtern, welche nichts ſchrieben, und deſto mehr dachten. Ich halte es für die Hand ſeines Eidams Pedro, oder auch ſeiner Marie. Dem ſei, wie ihm wolle; denn dieſe und viele andere Familien-Kritiken ſind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es iſt eine Kirchengeſchichte von Mancha. Aber freilich nicht von Mancha allein; denn meine deutſchen Leſer werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß jene eben ſowohl, als ihre Scribenten, ihre Bücher durch fremde Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wiſſen. In dieſer Kirchengeſchichte alſo werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geiſtlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixote angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbiſchof zu **Toledo** an, und geht bis an den Küſter zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha iſt eine der leſenswürdigſten; denn keiner von allen hat ſo viel Hände und auf ſo vielerlei Art gewaſchen, als er, um ſich in den geiſtlichen Schafſtall einzudrängen. Selbſt die Ausgeberin des Don Quixote, als eines

Gerichtsherrn vom Orte, hat einen großen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bei denen, welche nur die geiſtlichen Rechte, und nicht die Kunſt zu leben wiſſen, würde die Erzählung dieſes Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß ſie mit vieler Bitterkeit vorgetragen iſt, und eben dieſes bringt mich auf die Vermuthung, daß ſie der Eidam, Pedro geſchrieben habe, den der Pfarrer ſehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Chriſten hielt. Meine Begierde, Niemanden zu beleidigen, nöthigt mich hievon weiter nichts zu ſagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe; ſo würde die römiſche Geiſtlichkeit es für eine rachſüchtige Verläumdung auslegen. Aber eben dieſe Vorſicht nöthigt mich, von den Geiſtlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch dieſe ſind eben ſo geneigt, diejenigen zu Ketzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu unterſuchen; und doch iſt ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunſt, die Hände zu waſchen, in ihrer Vollkommenheit ſehen will, der muß auf diejenigen Achtung geben, welche die große Welt vorſtellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe, ſind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, ſobald man ſeine Aufmerkſamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben ſo oft ihre Einbildung über Andere erhebt. Eine jede Handlung, die ſie vornehmen, wenn man ſie recht betrachtet, iſt nichts anders, als die Beſchäftigung, Andern die Hände zu waſchen, damit ſie die ihrigen wieder waſchen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; ein unterthäniger Diener fordert einen ganz unterthänigen Diener heraus. In öffentlichen Geſellſchaften redet man von demjenigen Gutes, den man in ſeinem Herzen, oder in der Geſellſchaft weniger Freunde ſo ſehr verachtet, als er es verdient. Warum? die Unverſchämtheit dieſes Mannes kann uns bei dem gefährlich ſein, der unſer Glück in ſeinen Händen hat. Er ſoll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in ſeiner Stadt kennen wird, ſobald ich ihn eigennützig nenne, verſpielt in einem Abend mit einer gelaſſenen Miene hundert Dukaten an die Gemahlin des Präſidenten. Man wundert ſich; aber man weiß nicht, daß er im Begriff iſt, mit Erlaubniß des Präſidenten, ſein Amt zu verkaufen, und ſich für ſeinen zehnjährigen patriotiſchen Müßiggang eine Penſion von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird ſie gewiß erhalten; denn die Gemahlin verſteht das Spiel, und ſie iſt Präſident.

Die Gaſtfreiheit des fürſtlichen Beamten ſetzt euch in Verwunderung? Er iſt prächtig; alle, die mit ſpeiſen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller ſchaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Meſſe zu Frankfurt ſich aufhält, ſo lange iſt ſeine Tafel die offene Tafel für alle Diener ſeines Prinzen und für alle ihre Freunde. Iſt das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz traktiert, und niemals der Beamte? Wer ſoll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen; ohne ſich ſelbſt um ſo viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den

Haß ſo Vieler auf ſich zu laden, welche unmöglich reden können, da ſie das Maul voll haben? Leben und leben laſſen! Damit beruhigen ſie ihr Gewiſſen und werden fett.

Aus dieſem kurzen Abriß kann man ſehen, daß in dem Sprüchwort: Eine Hand wäſcht die andere, die Philoſophie des Hofs und Alles begriffen iſt, was der Menſch braucht, um ſein Glück zu machen.

Wie können alſo diejenigen verlangen, glücklich zu ſein, welche zu ungeſchickt, oder zu eigenſinnig ſind, die Vorſchriften dieſes Sprüchworts zu beobachten? Es gibt Leute, welche, nach ihrer Art zu reden, ſich ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgeſperrtem Maul. Dieſer ſtolzen Unbewegſamkeit wiſſen ſie verſchiedene Namen zu geben, die ehrwürdig genug ſind, die aber ſogleich verſchwinden, wenn man genauer auf ſie Achtung gibt. Der Hochmuth iſt wohl die gemeinſte Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienſte; ſie verlangen alſo, daß ſie die Welt auch kennen und belohnen ſoll: und thut ſie es nicht, ſo iſt es ein Unglück für die Welt, welche dieſe großen Verdienſte nicht zu gebrauchen weiß. Sie ſehen, daß Andere, welche, wie ſie glauben, gar keine Verdienſte haben, dennoch empor kommen, da ſie durch allerlei Dienſtbefliſſenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wiſſen, bei denen es ſteht, ihr Glück zu machen. Dieſes ſehen ſie mit neidiſchen Augen; aber uns wollen ſie bereden, daß ſie ſich ſchämen, ſo niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geſchicklichkeit und Verdienſten; ſo gewinnen ſie wenigſtens dadurch, daß ſie der verdorbenen Welt die Schuld geben, welche Verdienſte nicht kennt, nicht ſucht, und nicht belohnt. Bei Vielen iſt die Unterlaſſung der Pflicht, Andern die Hände zu waſchen, ein unvorſichtiger Eigennutz. Sie beurtheilen ihre Obern vielleicht eben ſo ſehr, als diejenigen, welche leben und leben laſſen: aber ſie wollen dieſe Vortheile allein genießen; und wenn ſie, wie es nicht fehlen kann, darin von denen geſtöret werden, welche allemal gerecht ſind, wenn ſie nicht einen Theil von der Beute bekommen, ſo klagen ſie den Himmel an, daß dieſer nicht, zu Rettung der Unſchuld, ihren hungrigen Feinden den Mund geſtopft habe. Eine Sache, die ſie ſelbſt hätten thun können, ohne ſie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieſes Sprichwort für wahr halten, oder glauben ſoll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bei uns wenigſtens ganz aus der Mode gekommen ſei.

Alle Weltweiſen, in der unendlichen langen Reihe, vom großen Sokrates bis auf unſern kleinen .... tummeln ſich mit dieſer alten Wahrheit, an der ſie innerlich ſelbſt zweifeln, weil ein Philoſoph gar ſelten die moraliſchen Wahrheiten glaubt, die er Andere lehrt.

Und wo ſoll ich den Beweis von der Wahrheit dieſes Sprichworts hernehmen, wenn mir die Philoſophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeugt, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich ſo viel Menſchen vor mir ſehe, die in ihrem Alter etwas ganz Anderes thun, als ſie in ihrer Jugend gewohnt geweſen ſind?

Glaubte die Welt, daß die erſten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß auf den übrigen Theil des Lebens hätten; ſo würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, ſehr unverantwortlich handeln, daß ſie die Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man faſt in allen Familien und in den meiſten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt dieſe Folgen nicht glaubt, ſo iſt es ſehr billig, dieſen Leichtſinn zu entſchuldigen, der ohnedem nur eine Art des Wohlſtandes und eine Hauptregel von derjenigen Kunſt geworden iſt, die heut zu Tage die Kunſt zu leben heißt. Ich habe ſchon bei einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einſicht der Menſchen zu loben, welche ſich die Pflichten der Erziehung ſo bequem zu machen wiſſen, und der guten Natur Alles überlaſſen, ohne ſich mit einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie ſehr bemüht man ſich, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verſchiedene Thiere in Zeiten an Bewegungen und Töne zu gewöhnen, die uns beluſtigen können! Es würde ganz vergebens ſein, dergleichen Unterweiſungen alsdann erſt vorzunehmen, wenn dieſe Geſchöpfe zu alt geworden ſind; ja es würde gar lächerlich ſein, wenn man dieſe Sachen und Dienſte von ihnen fordern wollte, ohne ſie dazu zu gewöhnen. Alles dieſes räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwa dieſes, daß man mit der Jugend auch ſo mühſam und ſorgfältig verfahren müſſe? Das heißt die Vorzüge der Menſchheit beleidigen, und vernünftige Geſchöpfe bis zum Vieh herabſtoßen.

Nur die Vernunft unterſcheidet uns Menſchen von dem unvernünftigen Vieh; müſſen wir etwa dieſen Unterſchied erſt durch die Erziehung erlangen? Müſſen wir erſt durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Vieh in den erſten Jahren unterſchieden ſein, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig ſind! Ich erſchrecke, wenn ich dieſem verwegenen Gedanken weiter nachdenke. Sonſt dachte ich auch ſo, ich läugne es nicht; ich war ſo einfältig zu glauben, daß die Erziehung Menſchen mache, daß ein Menſch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Vieh unterſchieden ſei. So dachte ich ſonſt, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich ſchäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrten ein. Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeiſter, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen und Väter des Vaterlandes? Iſt es nicht zu pedantiſch, wenn man glaubt, nur an Poeten verſchwende die Natur ihre mütterliche Vorſorge, und ſei gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geſchöpf iſt in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenas? Ein Mann, der witzig iſt, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieſer ſoll erſt durch Kunſt erzwungen werden?

Es folgt alſo hieraus, daß die Natur Alles thut, daß die Erziehung ganz überflüſſig, wenigſtens in dem Falle nicht nöthig iſt, wo man nur die vornehme Abſicht hat, angeſehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umſtände ſetzt, daß wir Verſtand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeſchickten Einwurf noch immer nicht verſchmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Geſetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben ſo mühſam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bei den Thieren, haben könnte, und daß es der Koſten und Mühe wohl werth ſei, die man darauf wenden muß?

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was iſt Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlin, Ihr Hühnerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte Sie nicht kennen, ich müßte nicht eine Stunde lang bei Ihnen geweſen ſein, wenn ich nicht wüßte, daß Ihnen Pferd und Hund lieber ſei, als Frau und Kind. Wie edel denken Eure Gnaden; wie unendlich iſt Ihre Einſicht über die niedrigen Vorurtheile des unadlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht der Meſſe noch ſehr wohl, wo Sie Ihren Apfelſchimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller Ihrer Freunde auf, Sie brauchten drei Tage Zeit, ehe Sie ſich zu dieſem Kauf entſchließen konnten, und nunmehr ſind Sie von Ihrem guten Kauf ſo entzückt, daß Sie uns Stunden lang mit den Tugenden Ihres Apfelſchimmels unterhalten. Von Ihrer Gemahlin reden Sie deſto weniger, und ſind ſehr zufrieden, wenn andere Leute Sie nicht daran erinnern. Sie verbanden ſich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne ſie genau zu kennen, und kennen ſie noch jetzt nicht. Es iſt auch eben nicht nöthig. Denn ſie heiratheten ſie weder zum Umgang, noch zur Wirthſchaft, ſondern nur, Lehnsfolger zu bekommen. Dieſen großen Endzweck haben Sie erlangt; die Güter bleiben bei der Familie und Sie haben Alles gethan, was man von Ihrer Klugheit erwarten können. Es iſt wahr, Ihre Gemahlin iſt liebenswürdig, ſie iſt tugendhaft, ſie nimmt ſich der Armuth und beſonders ihrer Unterthanen an, ſo viel ſie kann, ſie iſt großmüthig, ohne ſtolz zu ſein, ſie iſt eine liebreiche und ſorgfältige Mutter, eine gute Chriſtin . . . . . Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich ſehen Sie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von Ihrer Gemahlin ſagen . . . was das für ein Apfelſchimmel iſt! Wie die Schenkel arbeiten! er geht, als wenn er tanzte! welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortreffliches Gebäude! . . . Sind Sie nun wieder beſänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich Sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von Ihrem jungen Herrn . . . Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziger Wort! Er wächſt heran; die Jahre kommen, wo er eine anſtändige Erziehung nöthig hat. Sie müſſen ihm einen Hofmeiſter halten. Gelehrt ſoll er nicht werden; das wird er ohnedem ſo geſchwind nicht; nur darf er nicht ſo unwiſſend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; Sie müſſen ihn unter fremde Leute thun, damit er ſich

Univ.-Bibl.
München

der Dorfluft entwöhnt . . . O! Sie verſtehen mich unrecht, gnädiger Herr, laſſen Sie mich nur ausreden. Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne Ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereien nicht, da haben Sie völlig recht; aber, der Hof . . . verſtehen Sie mich . . . . es iſt freilich ſchlimm genug, aber es iſt einmal ſo: Der Hof will ſchlechterdings haben, daß unſere Kavaliere noch zu etwas Mehrerm zu gebrauchen ſind, als [illegible] zu graben; vernünftige, gelehrte, geſchickte Männer will er haben, und nicht adeliche Bauern. Der Hof ſagt das; ich ſage es ja nicht. Es koſtet etwas Geld; freilich koſtet es Geld; aber was ſie an ſeine Erziehung wenden, iſt ihm nützlicher, als was er von Ihnen erbt. Laſſen Sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr... Mein Gott, wie können Sie ſo hitzig ſein! . . . Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das iſt ein prächtiger Hühnerhund! Wie ſchön er behangen iſt! Wie ſchön er gezeichnet iſt! Der muß theuer geweſen ſein, und Ihnen viel koſten, ehe er ſo vollkommen abgerichtet worden iſt . . . Zehn Louisd'or? Iſt das möglich? Aber dafür haben Sie auch einen Hühnerhund, der Ihrem Revier Ehre macht.

Was glauben meine Leſer? Hat mein Dorfjunker nicht Recht? Ich ſollte es wohl meinen. Und wenn es nun nach ſeinen Grundſätzen wahr iſt, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtſchaffene Frau und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte ſeines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlſtand und Gelehrſamkeit nennt; wenn dieſes wahr iſt: wozu ſind uns denn die koſtbaren Leute nöthig, die uns alles dieſes erſt lehren ſollen? Und wenn der Adel ſich an der Fürſorge der Natur genügen läßt, ohne an ſeinem Verſtande zu künſteln; was wollen denn wir Bürger uns unterſtehen, der Natur durch eine ſorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das iſt ein ſtrafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute geſprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von ſeiner erſten Jugend an gekannt haben. Bei ihm iſt Alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, ſo unwiſſend wie ſeine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutſchlands, wenn er mit ſeiner Nachbarſchaft ſoff. Dieſer ehrliche Vater ließ es unſerm Junker Hans weder an Eſſen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Fürſorge der Himmel dergeſtalt ſegnete, daß er ſchon im achten Jahre ſtarke dauerhafte Knochen kriegte. Nun ſetzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre ſchoß dieſer hoffnungsvolle Junge ſeinen erſten Haſen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Dieſe Ritterübung trieb er bis ins zwölfte Jahr, da ſich der Vater entſchloß, ihm zu allem Ueberfluß ſo viel Unterricht geben zu laſſen, als nöthig war, ſeinen Namen zu ſchreiben, und Geſchriebenes zu leſen. Der Schulmeiſter quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war ſchon ziemlich weit in beiden gekommen, als der Vater ſtarb. Nun hatte die Pedanterei ein Ende. Die Vormünder wollten die Koſten nicht weiter dran wenden, und in der That ſchickte ſichs auch nicht, daß ſo ein anſehnlicher Landſtand in die Schule ging. Was er als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu wiſſen nöthig hätte, verſtand er nach ihrer Meinung ſchon. Er konnte eſſen, trinken, ſchlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern, und bei einem gnädigen Fräulein ſchlafen; um deßwillen ließ er ſich mündig ſprechen, nahm die Güter an, und heirathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hans bei dieſer Erziehung derjenige geworden iſt, den ſeine Nachbarn wegen ſeiner guten Tafel lieben, wegen ſeiner vortrefflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einſicht bewundern, und wegen der Unvorſichtigkeit, mit welcher er bei Tiſche wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle dieſe Vorzüge nicht, wenn er ärmer geboren und ſorgfältig erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführt habe, wird hinreichend ſein, zu beweiſen, daß man, wenigſtens in der großen Welt, eine mühſame Erziehung der Jugend für überflüſſig hält; daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther ſchon ſelbſt, ohne dieſe Erziehung; daß man ſich die geringſte Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß auf die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt iſt.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe ſich die Mühe und prüfe die Kinderzucht ſeiner Bekannten. Zwei Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeiſten beſtätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan, gar keine allgemeine Wahrheit ſei.

Der Graf N. N. ſtand bis in ſein zwanzigſtes Jahr unter der ſtrengen Zucht eines harten und eigenſinnigen Vaters, einer abergläubiſchen Mutter und eines pedantiſchen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politiſch und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Chriſten, und der traurige Informator blöckte ihn bei jedem Donatſchnitzer menſchenfeindlich an. Was waren die Folgen dieſer Zucht? Er war ſehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt. Hätte man nicht glauben ſollen, daß er ſich bis in ſein Alter damit beſchäftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod ſeines Vaters veränderte dieſen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigſten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von ſeiner Mutter und dem Hofmeiſter abzuhangen. Nun fühlte er, daß er ohne Zügel war. Dieſe Freiheit war ihm ganz neu; er wußte ſich nicht darein zu ſchicken. Die vernünftige Mittelſtraße zwiſchen einer pedantiſchen Sklaverei und einer ausſchweifenden Freiheit hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er ſich mit einer jugendlichen Wildheit los; in dieſe ſtürzte er ſich blindlings. Den Hofmeiſter jagte er auf eine ſchimpfliche Art von ſich, und verſchwor zugleich Alles, was zur Gelehrſamkeit und zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehört. Dieſen Schwur hielt er Zeitlebens ſo heilig, daß er dümmer ſtarb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er ſcheute ſich noch immer vor ihr, aber er floh ſie. Und da er merkte, daß er ſich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, ſo fing er an, ſie zu verachten, und endlich ſpottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanſtändige Weiſe. Er konnte es nicht vergeſſen, daß er zum Gebet ſo oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn Niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; ſo wie ein Rad ſich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks bewegt. Nach und nach ward er in ſeiner maſchinenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn in Kurzem leichtſinnig. Die Geſellſchaft roher Jugend brachte ihn ſo weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutſchland ein witziger Freigeiſt war; dieſer zeigte ihm auf die luſtigſte Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Geſpenſt für kriechende Geiſter, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen ſei. Was konnte unſerm unglücklichen Grafen angenehmer ſein, als dieſe Entdeckung, welche ſeinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er ſeinen Engländer, trank Punſch und ſpottete über die chriſtliche Dummheit, die einen Gott glaubt. Sobald er dieſen wichtigen Schritt gethan hatte, waren ihm alle Verbrechen gering, zu denen er hingeriſſen ward. Sein ganzes Leben war nur ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten und laſterhaften Ausſchweifungen, die ihn ſehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er ſtarb endlich mit der Angſt eines Menſchen, der ſich wider die innern Regungen ſeiner Seele ſo lange Mühe gegeben hat, ſich und Andere zu bereden, daß kein Gott ſei. Dieſer Elende, welcher ſeine erſte Jugend unter gelehrter Pedanterei und einer übertriebenen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte und ſtarb endlich als ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian ſtarb er, nur unwiſſender und nicht ſo vornehm verſtockt!

Was für ein Lärm entſteht unter meinem Fenſter? Ich höre eine gebieteriſche Stimme trotziger Heiducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer ſitzt in dieſer vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Eure Excellenz nur einen Augenblick verziehen; ich brauche Ihr Bild.

Dieſer prächtig geputzte Klumpen Fleiſch beſchäftigt die Hände von ſechs Bedienten; und noch vor zehn Jahren glaubte man, er ſei geboren, Andere zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat das Alles vergeſſen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth ſeinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienſtfertig und ſparſam; der Sejan, der jetzt mit einer finſtern Strenge diejenigen beleidigt, denen er ſeinen Dienſt verſagt, und auch die mit ſeinem Stolze demüthigt, denen er ſeinen Dienſt nicht hat abſchlagen können. Seine Sparſamkeit war eine Folge des Mangels und keine Tugend. Jetzt lebt er im Ueberfluſſe; er verſchwendet alſo bei aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freigebigkeit großmüthig und edel ſein könnte. Die Verfolgungen, welche ſeinen Vater unſchuldiger Weiſe trafen, erweckten in ihm einen billigen Abſcheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an; und jetzt läßt er unſchuldiger Weiſe die Strenge ſeiner Rache unzählige Unglückſelige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen flehen und ihm in ihrem jammernden Herzen fluchen. Er war in ſeiner Jugend im Schoos der Muſen erzogen; nun ſchämt er ſich ihrer, ſieht verächtlich auf ſie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt geweſen ſei. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bei, die ein Jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger und ein rechtſchaffener Mann ſein will. Er verlangt Beides weiter nicht zu ſein. Für die Religion iſt er jetzt zu groß; er gibt ſich Mühe, ſie zu verachten, weil ſie ihm nicht zuläßt, daß er ſeine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in ſeiner Jugend demüthig, dankbar, dienſtfertig, auf eine anſtändige Art ſparſam, mitleidig; ſein Herz war freundſchaftlich, ſeine Seele edel; er war zu allen Tugenden gewohnt, und eben daher liebenswürdig. Jetzt, da er vornehm und älter geworden, iſt er dieſes Alles nicht mehr; man haßt ihn.

Das iſt Ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen Sie ſich? Ich will Sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückſelige! Wie ſehr wäre ihm zu wünſchen, daß er noch in ſeinem Alter das thun möchte, woran er in ſeiner Jugend gewöhnt worden iſt!

Kennen Sie den Greis, welcher dort auf dem Markt unter den Buden herum ſchleicht und ſich in den alten blauen Mantel gehüllt hat? Grüßen

Sie ihn, er kann Ihnen nicht danken, denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käſe und die Wurzeln, die er ſelbſt eingekauft hat, um ſich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben Sie wohl, daß er ſei? Urtheilen Sie nicht nach ſeiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerriſſenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehntauſend Thaler auf Hypotheken, und noch überdieß ſo viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch iſt Alles dieſes nicht vermögend, ihm die ängſtliche Sorge zu benehmen, daß er in ſeinem achtundſechzigſten Jahre gar leicht Hungers ſterben könne. Seine nächſten Anverwandten müſſen neben ihm darben. Er läßt ſie nichts von ſeinen Schätzen genießen, denn er glaubt, der Himmel habe ſie nicht ohne weiſe Urſachen ſo arm werden laſſen; und den Abſichten des Himmels ſich zu widerſetzen, das hält ſein frommer Geiz für eine große Sünde. Er weiß, daß ſeine Anverwandten auf ſeinen Tod ängſtlich warten; um deßwillen hält er ſie für ſeine gefährlichſten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung, noch Kleider brauche, ſo wünſchte er ſich freilich wohl ein ſanftes und ſeliges Ende, wenn er ſich nur nicht vor den Begräbnißkoſten ſo ſehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß ſie den Geiſtlichen zuläßt, ſo viel Unkoſten für ein kleines Grab zu fordern. Die Erde iſt ja des Herrn, wie er immer ſeufzt; und ihm würde es daher einerlei ſein, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkoſten geſchehen könnte.

Seiner Schweſter Sohn, einem vernünftigen und geſchickten Mann, hat er den Fluch gegeben, weil er wider ſeinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheirathet hat; und da dieſer aus einer guten Abſicht, und ſeine Freundſchaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevatter bat, ſo ſchwor er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu beſänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben, und für die Erziehung des Kindes auf keine Weiſe ſorgen ſollte. Den Wein flieht er, wie die Peſt; wenigſtens auf ſeiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen ſieht, ſo ſchüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keuſches Herz gegeben hat, welches alle üppige und koſtbare Laſter verabſcheut. Die Kleiderpracht iſt ihm etwas Schreckliches; man kann es wohl aus ſeinem Anzuge ſehen. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verſchwender ihre geſtickten Kleider bei ihm verſetzen. Er thut dieſes allemal mit einem jüdiſchen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitle Jugend außer Stand ſetzt, ſich durch Hoffarth in Kleidern zu verſündigen. Nach der Verſchwendung iſt ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, ſo weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter ſtecke, und auf ſeine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr ſtehen; das hat er mir geſtern ſelbſt geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein ſtarker Schoß von den Köpfen, ohne Anſehen des Alters, und eine erhöhte Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden ſolle. Er bittet

Gott, er möchte ihn vor dem nächſten Termin zu ſich nehmen; und wenn er ihm ja ſein kümmerliches Leben friſten ſollte, ſo könne er doch ganz unmöglich von ſeinem bischen Armuth etwas geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieſer niederträchtige Greis iſt in ſeiner Jugend der größte Verſchwender geweſen. Von ſeinem fünfzehnten Jahre an hatte er ſich in die koſtſpieligſten Ausſchweifungen geſtürzt. Sein Vater kränkte ſich über dieſen ungerathenen Sohn und ſtarb. Die Hälfte des hinterlaſſenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bei Lebzeiten ſeines Vaters durch die hungrige Dienſtfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr war die andere Hälfte in der Geſellſchaft der lüderlichſten Weibsperſonen und der niederträchtigſten Schmarotzer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äußerſten Armuth zu thun hätte und ihnen hernach zur Laſt fallen würde. Sie ſtellten dieſes der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verſchwender, in das Zuchthaus. Die koſtbaren Kleider und das prächtige Hausgeräthe, ſo noch übrig waren, verkaufte man, und machte ein Kapital daraus, wovon er ſehr nothdürftig leben ſollte.

Auf dieſe Art brachte er ſechszehn Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia ſtarb, und ihm ein anſehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeſchloſſen zu halten. Er ward frei gelaſſen; und von dieſem Augenblicke an hat er ſo gelebt, wie er jetzt lebt.

Wer hätte glauben ſollen, daß aus dieſem unſinnigen Verſchwender ein ſo niederträchtiger Wucherer werden ſollte?

Hier habe ich unter ſo vielen hundert Exempeln nur drei gewählt, die, wie ich glaube, hinreichend ſein werden, deutlich zu beweiſen, daß die Wahrheit des Sprüchworts: Jung gewohnt, alt gethan, gar nicht allgemein iſt.

Und dieſes deutlichen Beweiſes unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter geweſen, als jetzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken und mich unter meinen Mitbürgern aufmerkſamer umzuſehen.

Es ſind mir ſo Viele in die Augen gefallen, welche die guten und böſen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beibehalten haben. Und wenn man auch beim erſten Anblick zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen zu finden, ſo wird man doch bei einer genauern Unterſuchung merken, daß es eben die Leidenſchaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anſtrich ſind. So wie das Geſicht des Greiſes in Anſehung der Hauptlineamente noch eben das Geſicht iſt, das der Jüngling gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Anſehen gegeben.

Wer ſollte glauben, daß die Frau Richardin, dieſe alte Betſchweſter, noch in dieſem Augenblick eben die feine Buhlerin iſt, die ſie vor fünf und zwanzig Jahren war? Damals ſchminkte ſie ſich, um ſchön auszuſehen; jetzt thut ſie es nicht, um den heuchleriſchen Ruhm einer frommen und einfältigen Chriſtin zu erlangen. Ihre ſchmachtenden Blicke flatterten in Geſellſchaften und in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen. Dieſe Bewegungen ſind ihre Augen einmal gewohnt; ſie können noch jetzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt dieſe matten Augen nicht weiter bemerken will, ſo wälzen ſie ſich andächtig herum und ſehen gen Himmel. Man gebe einmal auf ſie Acht, wenn ſie in ihrem Betſtuhle kniet, den ſie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche und vor den Augen des Prieſters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf ſie Acht. Wenn die ganze Verſammlung ſtill iſt, ſo wird man hören, daß ſie mit den großen ſilbernen Schlöſſern ihres Gebetbuchs eben ſo künſtlich rauſcht, als ſie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren ſeufzte ſie; ſie ſeufzt noch jetzt. Damals ſang ſie verbuhlte Lieder, und lachte; was ſoll ſie nun thun? Sie ſingt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete ſie den Putz, die Mienen, die unſchuldigen Handlungen anderer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte ſie gefallen. Hat ſie wohl eine andere Abſicht, wenn ſie jetzt ihren Nächſten verdammt? Sonſt gab ſie ſich Mühe, lebhaft zu ſcheinen, wenn ſie die ſtärkſten Geſellſchaften mit ihren gedankenloſen Reden übertäubte und bei allen Gelegenheiten allein plauderte; hat ſie ſich vielleicht hierin geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überſchreit eine ganze chriſtliche Gemeine, mit ihrem gedankenloſen Singen. Niemand verlangt weiter, mit ihr zu reden; ſie plaudert alſo mit Gott, und das nennt ſie, Beten. Es iſt wahr, ſie kleidet ſich ſchlecht, einförmig und bis zum Ekel unachtſam; gleichwohl erinnern ſich noch viele Leute ihrer Eitelkeit und ausſchweifenden Kleiderpracht. Das iſt keine Veränderung. Sonſt liebte ſie den Putz, um ihre Schönheit zu heben; jetzt wählt ſie eine anſehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Wort, die abgelebte Frau Richardin iſt immer noch das kleine, eitle, hochmüthige und boshafte Geſchöpf, das ſie in dem Frühling ihrer Jahre war; der einzige Unterſchied iſt dieſer: In ihrem zwanzigſten Jahre buhlte ſie mit der Welt, im ſechzigſten buhlt ſie mit dem Himmel.

Bei Meſſalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daß ſie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die ſie in ihrer Jugend geweſen. Sie war das ſeltene Beiſpiel einer ſtandhaften Jungfer, welche ſich niemals hat entſchließen können, eine Mannsperſon ganz und gar zu heirathen. Dieſes hinderte ſie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigſte in einem beſtändig abwechſelnden Eheſtande zu leben. Der Reiz verſchwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Trotz malte ſie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen und ihr den letzten Dienſt leiſten wollte, den Sterbende verlangen; noch da ließ ſie ſich den Spiegel vors Bett ſetzen, ſchlug den ſparſamen Reſt ihrer grauen Haare in Locken, drückte zwei kleine verrätheriſche Muſchen zwiſchen die Runzel[illegible] den Augen; lächelte ſich im Spiegel wohlgefäl[illegible] und ſchob das Halstuch nachläßig zurück. Durch dieſe Zubereitung zu ihrem Ende erkältete ſie ſich, und ſtarb, noch ehe der Beichtvater kam, der beim erſten Eintritt über den unvermutheten Anblick dieſer geſchmückten Mumie allerdings ſehr erſchrack.

Da ich noch in Leyden war, ſtarb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte, aller Welt mit Vergnügen diente, und keinen Menſchen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte ſie von ihrer Mutter, die ſich ſehr gern, ſehr ſorgfältig und bei aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieſer Fehler war noch zu entſchuldigen, da ſie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wolluſt, ſondern blos aus Angewohnheit that, nur, um ſich zu putzen. Sie war eben ſo vergnügt, wenn ſie andere Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verſchwendete nichts; denn ihr Putz war ſehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menſchen redete ſie in Geſellſchaft Böſes, aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleien ſprach ſie beſtändig. Unter dieſer angenehmen Beſchäftigung brachte ſie ihr ſechs und dreißigſtes Jahr heran, wo ſie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal ſo heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig geſtand, es ſei unmöglich, daß ſie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer ſollte dieſe traurige Botſchaft der Kranken bringen, die ſo gern lebte, und mit ſo vielem Geſchmack gelebet hatte? Ihr Mann liebte ſie zu ſehr, und war in der That allzu ſehr bewegt, als daß er im Stande geweſen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geiſtliche ſollte es thun. Er that es auch mit der Vorſicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fordern kann. Er beklagte ſie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Geneſung; zugleich ſtellte er ihr auch die Möglichkeit eines geſchwinden Todes vor; und zeigte aus verſchiedenen Zufällen, die ſie ſelbſt entdeckte, wie wahrſcheinlich dieſe Möglichkeit ſei. Bei dieſer Vorſtellung hielt er ſich einige Minuten auf; nach und nach führte er ſie unter den angenehmſten Beſchreibungen eines ſanften Todes auf den Punkt, welcher ſo kitzlich zu ſagen war, und als er ſie endlich mit ſo vielen Umſchweifen vorbereitet hatte, ſo wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müſſe ſterben. Ich ſterben? rief ſie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem ſechs und dreißigſten Jahre ſterben? Was fehlt mir? Bin ich ſo krank? Wo iſt der Medikus? Sie ſah ſich wild in der Stube um; ſie erblickte ihren Mann und ihre Freunde in der traurigſten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geiſtliche wollte noch einen Verſuch ſeiner Redekunſt wagen; aber ſie war außer ſich. Sie fiel ihm mit Ungeſtüm in die Rede, und hieß ihn ſchweigen. Ich ſterbe nicht, rief ſie: Bin ich allein die Sünderin, die ſo früh ſterben ſollte? Sie drückte ihrem Mann die Hände, und bat, er möchte den Geiſtlichen von ihr gehen laſſen, welcher auch ſo beſcheiden war, und in das nächſte Zimmer ging. Inzwiſchen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief ſie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Iſt es wahr? muß ich ſterben? Der Arzt ſchwieg und zuckte die Achſeln. Sie verſtand dieſe traurige Sprache. Verräther! durch Ihre Verwahrloſung ſterbe ich! Das ſagte ſie mit einer ihr ungewöhnlichen Wuth. Der Arzt wollte ihr nach dem Puls greifen; ſie ſtieß ihn von ſich, und hüllte den Kopf in das Bett. Was ſollten wir nun anfangen? Wir ſahen aus ihren Bewegungen die Angſt der Verzweiflung, mit der ſie rang. Der Arzt verſicherte uns, daß dieſes ihren Tod beſchleunige, und daß ſie, bei dieſen heftigen Erſchütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren außer uns. Endlich trug man es mir auf, ſie zu beſänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutz zu machen, und ihr den Tod ſo gering zu zeigen, als es möglich ſein wollte. Ich näherte mich ganz gelaſſen ihrem Bett. Sie ſchlug die Augen auf, und ſah mich ſchüchtern an! Sind Sie auch ein Bote des Todes? Ja! ich will ſterben, ich Unglückliche, ich will gern ſterben. Das ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen. Vielleicht iſt dieſe Furcht noch zu früh: war meine Antwort. Meinen Sie, Herr Schwager, ſollte ich wohl noch leben können? Iſt dieſe Furcht noch zu früh? Sie ſind doch ein rechtſchaffener Freund von mir: mit Ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben Sie in der That noch, daß Hoffnung übrig iſt? Aber ſchmeicheln Sie mir nicht! Bei dieſer Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte ſammelte, die Freude auszudrücken, die ſie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieſes vortheilhaften Augenblicks, ſetzte mich an ihr Bett, und faßte ſie bei ihrer ſterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig ſein könnte, daß wir es Alle ſo ſehr wünſchten, als ſie es ſelbſt kaum wünſchen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröſtbar ſein würde, wenn ſie ſterben ſollte. Ich hoffte, es ſolle nicht geſchehen. Weil aber doch ein vernünftiger Menſch ſich auf alle Fälle müſſe gefaßt halten: ſo bäte ich ſie, mir zu ſagen, wie ſie auf dieſen unverhofften

Faſt wünſchte, im Sarge angekleidet zu ſein. Ich hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen; ſo fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls ſtärker ſchlug. Ihre halbgebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; ſie lächelte mich mit einer chriſtlichen Gelaſſenheit an, drückte mir die Hand, und ſagte: Wie Gott will! Wir ſind Alle ſterblich! Und wenn ich ja ſterben ſoll, ſo beſchwöre ich Sie bei Ihrer Freundſchaft, laſſen Sie bei meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muß von eichenem Holze ſein; aber Herr Schwager, ja nicht ſo einen ſchlechten fleckigten Sarg, wie ihn die Stadtrichterin hatte. Laſſen Sie ihn ſo glatt bohnen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr ſie, faſt eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beſchlagung des Sarges, deſſen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, die um den Sarg ſtehen ſollten, die Leichenproceſſion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bei ſeiner Trauer im erſten Jahre beobachten ſollte; mit einem Wort, die geringſten Kleinigkeiten vorzuſchreiben, die ich nicht verſtand, und die ich unmöglich merken konnte. Sie war vom langen Reden ſehr entkräftet; ich bat ſie, ſich zu ſchonen. Lieber Gott, antwortete ſie ſeufzend, laſſen Sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelſtunde zu leben. Dieſe will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn ſehen Sie nur, Herr Schwager, ich habe Alles bei mir ſehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Mann und meinen lieben Kindern im ſechs und dreißigſten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters!

dahinreißt, ſo wird man es mir bei meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlas zum Kiſſen nehme. Auf eben die Art ſoll auch der Sarg ausgeſchlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig iſt doch unſer Leben!.. Hier ruhte ſie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geiſtlichen wieder holen möchte.... Alſo, mit rothem Atlas ausgeſchlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Kommode, im mittelſten Fache rechter Hand, bei meinem neuen Fächer .... den haben Sie wohl noch nicht geſehen, Herr Schwager? Sie ſollen ihn gleich ſehen .... dort liegt ein Stück ſilberne Spitzen. Mit dieſen wollen wir die Kiſſen und den Atlas im Sarge beſetzen, Alles bogenweiſe; ſehn Sie auf mich, Herr Schwager, ſo, wie ichs Ihnen hier weiſe (und ſie wies mir es mit Fingern auf dem Bette); aber ſo, ja nicht anders, und die Bogen bei Leibe nicht zu klein; es iſt ſonſt gar kein Geſchmack darin. Die Haare ſoll mir meine Schweſter friſiren laſſen, ſo, wie ich ſie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter ſtand; nur nicht zu weit ins Geſicht; man ſieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber .... Hier trat der Geiſtliche ins Zimmer. Kommen Sie, Herr Beichtvater, kommen Sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle faſſen können. Vielleicht friſtet mir der Himmel das Leben noch; inzwiſchen will ich doch, als eine gute Chriſtin, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geiſtliche war über dieſe geſchwinde Veränderung erſtaunt, und ſchickte ſich an, ſeine Kranke die letzte

Handlung eines ſterbenden Chriſten verrichten zu laſſen. Ich wollte mit den Uebrigen aus der Stube gehen und ſie allein laſſen; aber ſie hielt mich feſt beim Rocke, und ſagt ganz ſacht zu mir: Sie müſſen bei mir bleiben; ich habe noch Verſchiedenes mit Ihnen zu reden. Ich blieb alſo bei ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher ſie die Vermahnung des Geiſtlichen hörte, und ihren Tod mit einer zuverſichtlichen Gelaſſenheit zu erwarten ſchien. Ueber dieſer andächtigen Handlung mochte wohl eine halbe Stunde verſtrichen ſein. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und ſie war ſo matt, daß ſie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie fragte, wo ich wäre? und ich ſtand bei ihr; aber die Augen waren ſchon trübe. Sie faßte mich wieder bei der Hand. Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das letzte ſein. Zu meinem Sterbekleide alſo nehmen Sie weißen Atlas, ſo rein Sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit ſilbernen Spitzen beſetzen, von dem Muſter, wie ich auf meiner neuen Adrienne habe . . . Gerechter Gott! Die Adrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen. Was ſind wir elende Menſchen doch mit allen unſern weitausſehenden Anſchlägen! . . . Meine Wäſche . . . Hier fiel ſie in eine neue Ohnmacht; aber ſie erholte ſich geſchwind wieder; denn ſie hatte mir noch zu ſagen, daß ſie nicht wüßte, was ſie für Schuhe anziehen ſollte. Ich ſchlug ihr in der Angſt vor, ſie ſollte die Brautſchuhe nehmen; allein ſie ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: Die altväteriſchen Schuhe. Endlich wählte ſie ein anderes Paar Schuhe, ich weiß nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel ſie. Es koſtete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeiſter zurück zu bringen. Endlich gelang es dem Arzt. Sie erwachte, aber die Sprache hatte ſie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den ſie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bett, denen ſie die Hand auflegte und einige Thränen dabei fallen ließ. Gegen die Anweſenden machte ſie eine freundſchaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abſchiedes vertrat. Wir waren Alle aufs Aeußerſte gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten. Sie verſuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etlichemal zwiſchen die Bruſt und ward ungeduldig, daß ich ſie nicht verſtehen konnte. Sie wiederholte dieſe Zeichen noch einmal, und drückte die zuſammengeballte Hand zwiſchen die Bruſt. Nun verſtand ich ſie und ſagte: Einen Strauß meinen Sie? Sie ſollen ihn recht ſchön haben! Sobald ich dieſes geſprochen hatte, lächelte ſie mich dankbar an, drückte ſich die Augen ſelbſt zu und verſchied.

Siehet man wohl oft ſo ein ruhiges Ende, als das Ende dieſer Heldin war? Auch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter und im letzten Augenblick des Lebens thut, was man in der Jugend ſich angewöhnt hat.

Dieſe drei Exempel ſind ſo überzeugend deutlich, daß ich nicht Urſache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweiſen, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan, eine ziemlich allgemeine Wahrheit ſei. Aber ich darf hierbei nicht ſtehen bleiben. Dieſe Exempel ſind alle drei von dem weiblichen Geſchlecht entlehnt. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Cleve bloß ſtellen, welche mir immer Schuld gibt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu ſehr an dem Frauenzimmer verſündige. Sie lobt mich mit Beifall, wenn ſie findet, daß ich keinem Stand und keinem Alter ſchmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenſtand, auch die Geiſtlichen, alle überläßt ſie mir; ſo, gewiſſer Urſachen wegen, würde ſie es gern ſehen, wenn ich weniger behutſam mit den Obern verführe; denn ſie iſt eine hitzige Patriotin, und ihr Mann iſt kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann ſie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzimmer ſo oft, und, wie ſie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeichelei angeſehen werden könne. Darüber eifert ſie mit einer Heftigkeit, die dem Zank ſehr nahe kommt. Sie würde mich böſe machen, wenn ſie nicht ſchön ausſähe. Aber, ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er ſchmält; ihre Augen ſind auf eine beſondere Art angenehm, wenn ſie ein wenig grimmig werden. Ich liebe dieſe kleine Kunſtrichterin in der wilden Unordnung, worein ſie die Liebe zu ihrem Geſchlecht ſetzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf dieſe Art verſündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich ſie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird ſie mit ihren weißen Zähnen knirſchen, wenn ſie dieſe Stelle ſo unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Parteilichkeit der Welt verrathen wollte, wenn ſie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That

hat ſie bei ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Urſache, ſich der Fehler ihres Geſchlechts anzunehmen. Sie ſollte bedenken, daß ihr Geſchlecht die Hälfte der Welt ausmacht; ſo würde ſie ſelbſt nachrechnen können, daß ich niemals zwei tugendhafte, oder zwei lächerliche Charaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entſchuldige ich bei ihr dieſe Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der größte Theil der Leſer thut, welche es zwar geſchehen laſſen, daß man aller Fehler ſpottet, aber alsdann die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kommt. Sehen Sie, Madam, wie billig ich bin. Und damit ich Sie noch mehr beruhige, ſo will ich dieſes Sprüchwort nicht eher ſchließen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bei uns Mannsperſonen die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können Sie wohl mehr von mir verlangen, Madam? Ich küſſe Ihnen die Hände!

Der ungerechte Herkommann, dieſer Vater der Sporteln und Hoheprieſter der Chikane, wird auf dem Rathhauſe unvergeſſen ſein, ſo lange man noch einen Schelm nennt. Den erſten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Wittwen und dem geraubten Brode der Waiſen erbaut war. Dieſer geſchworne Feind der Gerechtigkeit empfing ihn, als den hoffnungsvollen Sohn ſeines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergeſſen, zu erwähnen, daß der Vater unſers Herkommanns im Gefängniß geſtorben war, und dieſes um einer Kleinigkeit willen. Mit einem

Wort, er hatte ein paar falſche Wechſel gemacht. In der That war dieſes unter allen ſeinen Verbrechen das kleinſte. Herkommann entdeckte ſeinem neuen Vater gar zeitig die großen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne ſich auf der Univerſität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, ſchritt er gleich im erſten Jahre zur Praxis. Es vergingen nicht vier Monate, ſo war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bei müßigen Nebenſtunden übte er ſich in der Geſchicklichkeit, Siegel nachzudrücken, und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben und deſto mehr aufgemuntert werden möchte; ſo lehrte ihn ſein Gönner die einträgliche Kunſt, Zeugniſſe abzulegen, und brachte ihn in Kurzem dergeſtalt in die Kundſchaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit ſeinem Zeugniſſe gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreifachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward ſo unverſchämt, als nach den Grundſätzen ſeines Lehrers ein Advokat ſeiner Art ſein mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Dieſe zwei letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn ſein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen und zu prakticiren. Seinen erſten Prozeß verlor er. Sein Gegner war ein Advokat, der geſchickt, ehrlich und unerſchrocken war. Sein Richter war einſichtsvoll und unparteiiſch. Unſer Herkommann war noch nicht abgehärtet und unverſchämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenſcheinliche Ungerechtigkeit ſeiner Sache zu vertheidigen. Er konnte ſich nicht faſſen. Der Richter überführte ihn ſeiner Bosheit; ſein Klient verlor ſeine Anſprüche und ſein baares Geld; der unglückliche Herkommann aber ſchlich beſchämt nach Hauſe und klagte ſeinem Meiſter den traurigen Ausgang ſeines erſten Angriffs. Dieſer erfahrene Mann munterte ihn auf. Er geſtand ihm, daß es ſehr ſchwer ſei, vor den Augen eines unparteiiſchen Richters und eines erfahrenen Gegners eine ungerechte Sache gelaſſen zu vertheidigen. Zugleich aber verſicherte er ihn, es ſei ein ſehr ſeltenes Phänomenon, einen ſolchen Richter und einen ſolchen Gegner beiſammen zu finden. Muth müſſe er faſſen, dem Richter beſtändig widerſprechen, ſeinen Gegner durch perſönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Wort, wenn er ſie nicht mit der Bündigkeit der Beweiſe überführen könne, ſo müſſe er ſie durch die Stärke ſeiner Lunge überſchreien. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verluſt einer Schlacht mehr Kriegskunſt, als durch den vortheilhafteſten Sieg. Unſerm Herkommann wiederfuhr eben dieſes. Durch ſein Unglück ward er groß. Bisher hatte er ſich vornehmlich nur dieſes angelegen ſein laſſen, wie er die unbequemen Regungen eines ſterbenden Gewiſſens niederdrücke, und ſein Geſicht gewöhne, niemals zu erröthen. Nun arbeitete er auch an ſeiner Lunge, und arbeitete mit einem ſo glücklichen Erfolg, daß er mit der Dreiſtigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte, und den Gegenpart überſchrie. Nunmehr ward er allen Richterſtuben ſchrecklich und in der ganzen Gegend als ein großer Advokat berühmt. Wittwen und Waiſen zitterten vor ſeinem Namen; aber allen denen war er eine ſichere Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So ſeltene Verdienſte ſind einer ſeltenen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiſer unſers Herkommanns erſtaunte über den geſchwinden Fortgang dieſes jungen Rabuliſten. Er freute ſich über dieſes Werk ſeiner Hände, und liebte ihn, wie ein reißender Wolf ſeine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, ſich reich zu plündern. Schon im Geiſt ſtellte er ſich die Größe und die Reichthümer ſeines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung ſeiner ihm geleiſteten Dienſte wollte er ſein Glück mit dem Glück dieſes hoffnungsvollen Mannes verbinden. Er gab ihm alſo ſeine einzige Tochter. Die vertraulichſte Einigkeit der Straßenräuber iſt von keiner Dauer und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann und ſein Schwiegervater waren beide zu boshaft, als daß ſie lange Zeit mit einander in Einem Hauſe ruhig leben konnten. Ihre Feindſchaft brach mit Heftigkeit aus; ſie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerkſam, wie bei dem raſenden Kampf zweier grimmiger Beſtien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt, und alten untreu wird; Herkommann, den ſein Schwiegervater zum Raube eingeſegnet, und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieſer undankbare Herkommann beſtritt ihn mit ſeinen eignen Waffen, und ſiegte. Er war ſo geſchickt, daß er ſeinen Schwiegervater um das Haus und um ſein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, um ungehindert zu würgen. Er that es dreißig Jahre lang und verwüſtete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug; auch nach ſeinem Tode wollte er noch ſchaden. Er machte ein Teſtament, welches ſeine Erben in die größte Erbitterung und in Prozeſſe ſtürzte, die ihnen nicht allein die Erbſchaft zernichteten, ſondern auch noch ihr eignes Vermögen koſteten. Herkommann that alſo in ſeinem Alter das, woran er ſich in ſeiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Böſewicht, ein alter Räuber und auch nach ſeinem Tode noch ein ſchändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung ſeiner ſtandhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor ſeinem Tode entſchloß er ſich, des Wohlſtandes wegen den Beichtvater zu ſich kommen zu laſſen. Dieſer ſegnete ihn endlich ein, und beim Einſegnen merkte Herkommann, daß er contrebandes Tuch zum Prieſterrocke hatte. Er ließ den Fiskal rufen, gab es an und ſtarb.

N. N. ward durch den Tod ſeiner Aeltern der unwürdige Erbe eines anſehnlichen Vermögens. Sein rechtſchaffener Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder kennen. Er hatte gemerkt, daß ſein Sohn, von den erſten Jahren an, das Geld, das man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigſte Art verſchwendete. Er bemühte ſich, den Folgen davon durch ein ſehr ſorgfältig eingerichtetes Teſtament vorzukommen. Dieſe Sorgfalt war vergebens. In der verabſcheuungswürdigſten Geſellſchaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er ſein Vermögen durch, ohne es ſelbſt zu genießen. Jetzt lebt er von dem Almoſen ſeiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth, noch eine Zeit von fünfzig traurigen Jahren ſind vermögend geweſen, ihn vernünftig zu machen. An ſeine raſenden Ausſchweifungen denkt er mit Vergnügen, und verſichert mit den ſchrecklichſten Flüchen Alle, die es hören wollen, daß, wenn ſein Vater heute ſtürbe, er noch heute Anſtalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerſtreuen, wie er es vor dreißig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in ſeinem Dorfe der gelehrteſte Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeiſter alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig; er verachtete die andern Knaben, welche nicht ſo fix leſen und ſchreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von ſeinen Mitſchülern widerſprach, und da ihm die Natur, außer ſeinem großen Verſtand, auch große Fäuſte gegeben hatte, ſo prügelte er auf die armen Jungen despotiſch los. In dieſer Gemüthsverfaſſung kam er auf eine Stadtſchule, wo er alle Tage gelehrter und alle Tage unbeſcheidner ward. Auf hohen Schulen brachte er es in der Grobheit immer weiter. Er war unermüdet fleißig, um Andern ins Geſicht ſagen zu können, daß ſie unwiſſender Pöbel wären. In Kurzem ſagte er dieſes ſeinem eignen Lehrer; und damit er die Freiheit erlangen möchte, es öffentlich behaupten zu dürfen, ſo öffnete er ſich den Weg zum Katheder, und wies der Welt im ſchönſten Latein, deſſen ſich in Rom kein Bootsknecht hätte ſchämen dürfen, daß alle ſeine Kollegen unwiſſende Eſel und deutſche Ochſen wären, und daß nur Einer von den Muſen geſandt wäre, ſeinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen, und den hochmüthigen Ausländern einen Mann entgegen zu ſetzen, der Knollius heiße. Es waren einige Theile der Gelehrſamkeit, um die er wahre Verdienſte hatte; ſeine Feinde ſelbſt konnten ihm das nicht abſprechen. Aber auch ſeine beſten Freunde mußten geſtehen, daß dieſe Verdienſte durch ſeine Eigenliebe und beleidigende Grobheiten dergeſtalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich ſei und ein unparteiiſcher Richter immer unſchlüſſig bleibe, ob man mehr Urſache habe, ihn hochzuſchätzen, oder ihn zu verachten. Dieſe Aufführung, welche ſogar die Kritiker in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernſthaften Gelaſſenheit, theils mit beißender Bitterkeit, theils aber in ſeiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteſte Lümmel ſeiner Zeit ſei. Bei allen dieſen Anfällen blieb er muthig ſtehen. Er war von ſeinen Verdienſten ſo trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die ſpäteſte Nachwelt bezeigen würde, ſo gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuth verachtete. Grotius und Bayle waren große Männer geweſen, und eben um deßwillen waren ſie den feindſeligen Spöttereien ihrer neidiſchen Gegner ausgeſetzt. Dieſes war ſein Troſt; aber er beſann ſich nicht, daß auch Bav und Mäv verſpottet worden waren. Unſer großer

Knollius hatte in lateiniſchen Büchern geleſen, daß die ungeſittetſten Männer durch die Liebe menſchlich und beſcheiden worden waren. Dieſes nannte er weibiſch. Er floh alſo den Umgang mit Frauenzimmern. Er heirathete nicht, er liebte niemals, und flüchtete ſich vor der Liebe hinter ſeine fürchterlichen Folianten, um nicht menſchlich und geſittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung ſeiner Unempfindlichkeit, ein deſto größerer Gelehrter, ſeinen Feinden um ſo ſchrecklicher, und unſterblicher zu werden. Unter dergleichen menſchenfeindlichen Beſchäftigungen iſt er alt worden. Man will der Nachwelt ſeinen Ruhm überlaſſen, und fängt daher ſchon jetzt an, ihn zu vergeſſen. Dieſe Verachtung fühlt er nicht. Noch ſchreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, ſo unbeſcheiden er auch iſt. Die junge grobe Brut gibt ſeinem gelehrten Hochmuth immer neue Nahrung. Er zieht ſie für die Nachwelt heran, ſo, wie er erzogen worden iſt. Er braucht ſie bereits zu kleinen kritiſchen Streifereien, und ſegnet ſie in ſeinem väterlichen Schooße, wenn ſie mit Schlägen zurück gejagt werden. Es iſt zu befürchten, daß unſer Knollius noch lange lebt. Man kann aber gewiß glauben, daß er ſich niemals ändern wird, da er ſich in fünfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorf bei ſeinem Vater war er der unerträglichſte Bube, der mit Fäuſten darein ſchlug, wenn ihm widerſprochen ward. Noch in dieſem Augenblicke iſt er eben ſo ein kritiſcher Bengel, und verfolgt Alle die mit ſeinen gelehrten Grobheiten, die ſo unbedachtſam ſind, ihm zu widerſprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweiſen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle die Umſtände zuſammen, nöthigen, zu arbeiten, dieſe ſind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müßiggang eine ſehr leichte Sache ſei, daß aus demſelben viel Schaden für das gemeine Weſen entſtehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich ſei, wie ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug haben könne, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis in das höchſte Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf dieſe Vorwürfe will ich nur mit Wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für ſie ſein würde, wenn ſie es ſelbſt thun ſollten.

Es iſt ungerecht, zu ſagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache ſei. Man betrachte nur die unruhige Wirkſamkeit der Seele, welche ſich beſtändig beſchäftigen, beſtändig mit neuen Gegenſtänden unterhalten, niemals, ſogar im Schlafe nicht ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, die geſchäftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie ſchrecklich muß einem Menſchen, der des Müßiggangs noch ungewohnt iſt, die traurige Ausſicht in das Leere des langen Tages ſein, welchen er beim Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt ſeinen Körper, ſucht ſich in Geſellſchaft anderer Müßiggänger zu zerſtreuen, und freut ſich, wenn die erquickende Stunde kommt, wo er ſich vor dem Getös der arbeitenden Welt in ſein

Bett flüchten kann. Wie dieſer Tag iſt, ſo ſind die vielen tauſend Tage, die er zu leben hat. Bei einer ſolchen gedankenloſen Einförmigkeit würde ſich ein Engländer hängen; aber ein ſich ſelbſt gelaſſener Deutſcher wird dabei fett. Iſt der Müßiggang ſo leicht, warum fliehen ihn diejenigen ſo ſehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Alſo iſt es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will aber auch beweiſen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Weſen entſteht, ſondern daß ſolcher demſelben ungemein vortheilhaft iſt. Die Stärke eines Landes beſteht in der Nahrung, das iſt ausgemacht; die meiſte Nahrung iſt da, wo das Meiſte verzehrt wird, das iſt auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßiggänger ſind. Verlangt man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. Sobald ein Müßiggänger aufſteht, ſobald fängt er an zu verzehren; und kaut noch in dem Augenblick, wo er ſich, obwohl ſpät, zu Bette legt. Von den zwölf Stunden, die er wachte, werden acht mit Eſſen und Trinken zugebracht, und da er niemals ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürſtet, ſo ſind es nur theure Speiſen und koſtbare Getränke, die er wählt, ſeinen Geſchmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit ſein Brod verdient, lebt die meiſten Tage über ſparſam und verthut gemeiniglich nur wenige Groſchen. Ein Müßiggänger hingegen, deſſen Vater ihm das Brod verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groſchen braucht. Nun rechne man ſelbſt nach (denn jetzt rede ich nur mit denen, die rechnen), welcher von beiden dem Vater=

lande am meiſten nützlich ſei. Ich will weder von dem übrigen Aufwand in Kleidung, im Spielen, noch von dem koſtbaren Vieh reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu ſeiner Geſellſchaft unterhält. Man ſieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggänger dem Kommerze ſind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verſtehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum ſind dieſe zur Arbeit verdammt, weil ſie Pöbel und arm ſind. Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, ſich von reichen Müttern gebären zu laſſen, oder denen die Vorſicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunſt verſtehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Außer dieſem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Anſehung des Konſumo, wie man es kunſtmäßig nennt, zuwächſt, iſt auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genießen haben. Dadurch, daß jene zu groß ſind, als daß ſie arbeiten ſollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche dieſe ihr Brod verdienen können. Und wenn auch, wie es oft geſchieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden; ſo hat doch der Himmel, der alle ſeine Gaben ſo weislich vertheilt, gemeiniglich dasjenige, was er durch den Rang und das Vermögen an ſie verſchwendet, ihnen wieder an Verſtand abgebrochen, und dadurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für ſie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verſtand genug haben.

Was ich hier mit Wenigem berührt habe, iſt weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: Die ſchwere Kunſt, müßig zu gehen, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand friſtet. Jetzt alſo will ich davon weiter nichts ſagen und nur diejenigen freundſchaftlich warnen, welche immer ſo übereilend ſind, auf den Müßiggang zu ſchmälen, und die Müßiggänger zu verachten, ohne zu bedenken, daß ſie unrecht haben und ſich der Feindſchaft ſo vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger ausſetzen.

Der letzte Vorwurf iſt noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug habe, ſein ganzes Leben von den erſten Jahren an, bis in das höchſte Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte alſo Seine Excellenz, den Herrn Baron von * * *, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels und ſeines ererbten Vermögens, zwei und ſiebzig Jahre rühmlichſt müßig gegangen iſt. Er lag eben auf dem Kanapee und rauchte Tabak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit ſeiner faulen Miene an und ſagte: Sind Sie auch ſo ein Narr, Herr Panſa? Wiſſen Sie das noch nicht? Nach Tiſche will ich es Ihnen ſagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis jetzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrießlich, wenn ich ihn an ſein Verſprechen erinnere. Ich muß alſo warten, bis die glückliche Stunde kommt, wo er ſich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müſſen ſich meine Leſer gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, ſo will ich der Welt eine kurze Nachricht von dieſem patriotiſchen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarſchaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen ſeiner Wuchereien berühmt. Er hielt die empfindlichſten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräth und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in daſiger Gegend bei ihm, als Pfänder, verſetzten. Durch beſtändige Prozeſſe gewann er beinah noch mehr, als ſein Advokat. Er ſtritt mit allen Nachbarn, und brachte die anſehnlichſten Familien an den Bettelſtab. Mit einem Worte: er ſcharrte ein erſtaunliches Vermögen zuſammen, welches er ſeinem einzigen Sohne, meinem größten Mäcenaten, hinterließ. Dieſer kam auf die Welt, da ſein Vater ſchon fünf und ſechzig Jahre alt war. Die Feinde ſeiner Mutter, einer jungen und liebenswürdigen Frau, hielten ſeine Geburt für ſehr problematiſch, und machten ſeinen Vater, nicht ſo wohl durch die Vorſtellungen, daß er ein Hahnrei ſein könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens auf die Erziehung dieſes ungehofften Kindes würde verwenden müſſen. In dieſer ängſtlichen Ungewißheit blieb er faſt ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieſes Kind ſehr wenig Nahrung zu ſich nahm, und wenn es am heftigſten weinte und ſchrie, dennoch den Augenblick beruhigt ward und munter lächelte, ſobald man mit einem Beutel voll Geld klimperte. Dieſe Sparſamkeit und dieſer natürliche Hang zum Gelde überzeugten ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieſes Kind ſein leiblicher Sohn ſei. Er freute ſich über dieſe Entdeckung; er nahm ſich großmüthig vor, ſeinem Sohn eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen, und ihn ſchreiben und rechnen zu lehren.

Dieſes liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichſten Merkmale von ſich, daß ihn die Natur erſchaffen habe, nichts zu thun. Er ſchlief beſtändig, und niemals ruhiger, als an der Bruſt ſeiner Amme. Mit dem erſten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühſam, zu kauen; man ſah ſich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu ſtillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte, allein zu laufen, ſondern beſtändig im Stuhle ſitzen blieb. Um dieſe Zeit fing er auch an, zu reden, aber ſehr langſam; und noch jetzt iſt ſeine Sprache ſo lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu ſehr, wenn er ordentlich und vernehmlich rede. Des Wohlſtandes wegen hielt man ihm einen Hofmeiſter, welcher ſehr ſcharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigſten ſtrenge zu halten. Es blieb ihm alſo weiter nichts zu thun übrig, als dieſes, daß er ſeinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für ſeine Nahrung ſorgte, nach Tiſche ſich neben das Kanapee ſetzte, und von dem kleinen Junker, ſo lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte; hernach Kaffee mit ihm trank, ein paar Stunden ſpazieren ging, um ihn zum Abendeſſen vorzubereiten, und wenn auch dieſes überſtanden war, ihn endlich zu ſeiner Ruhe brachte. Dieſes waren die täglichen Beſchäftigungen ſeines Hofmeiſters. Wie viel geſchickte Hofmeiſter würden in der Welt ſein, wenn man auch ſo billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fordern, als was der alte Junker von dieſem forderte! Ungeachtet dieſer ſpielenden Art, zu unterrichten, war doch unſer junger Herr ſchon im achtzehnten Jahre ſo weit gekommen, daß er buchſtabiren konnte. Um deßwillen ſchickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drei Jahre lang ſchlief und aß; und nach rühmlichſt abſolvirten akademiſchen Studien, wie ihm alle Profeſſoren und Weinſchenken bezeugten, mußte er auf Reiſen gehen. Man packte ihn alſo, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners und eines erfahrenen Kochs, in einen ſehr bequemen Reiſewagen, und fuhr ihn faſt zwei Jahre in Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden herum. Alsdann ließ ihn ſeine gnädige Mama nach Hauſe kommen, um zu ſehen, wie ſich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemäſtet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen ſtieg, denn man hatte ihn bei ſeiner Abreiſe gewogen; und da fand man ihn, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeines hohen Hauſes, zwanzig Pfund ſchwerer, als vor zwei Jahren. Den nächſten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der dieſe Reiſe ſo augenſcheinlich geſegnet hatte. Es gab in der Nachbarſchaft leichtſinnige Gemüther, welche über dieſen zwanzigpfündigen

Segen ſpotteten; aber ich glaube nicht, daß ſie recht thaten. Wie viele von unſern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren koſtbaren Reiſen ſo vielen Nutzen bei weitem nicht, als dieſer hatte! Durch den Tod ſeiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, ſah ſich unſer Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter ſelbſt zu übernehmen. Weil er aber noch jetzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufſicht ſeines Hofmeiſters geführt hatte; ſo war es ihm nicht zuzumuthen, daß er ſich um die Einnahme und Ausgabe ſelbſt bekümmern ſollte. Er trug alſo dieſe gemeine Arbeit einigen ſeiner Bedienten auf; und weil er ſieht, daß ihm weder am Eſſen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, ſo iſt er mit ihrer Verwaltung ſehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das iſt Alles, was er wünſcht; denn dazu iſt er zu faul, daß er geizig ſein, und erſt mühſam unterſuchen ſollte, wo ſeine Bedienten in ſo kurzer Zeit zu einem anſehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat ſich niemals entſchließen können, zu heirathen; denn ſeine Lehnsfolger haben ihm bei jeder Gelegenheit die ſchrecklichſten Vorſtellungen gemacht, wie mühſam der Eheſtand ſei. Die ſchwerſte Arbeit, die er in ſeinem Leben unternommen, und unglücklich ausgeführt hat, iſt dieſe, daß er in ſeinem fünfzigſten Jahre Baron geworden iſt. Aber auch dieſe hat ihn tauſendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht, und ſich die Möglichkeit vorgeſtellt hat, daß bei einem allgemeinen Aufgebote der Ritterſchaft er vielleicht mit aufſitzen und als Baron ſich an die Spitze ſtellen müſſe, da er außerdem, als ein gemeiner Edelmann, ſich in dem dickſten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurſt iſt ſein Fehler nicht, ob er ſich ſchon niemals ohne Harniſch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünſtig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drei Wochen hat dieſer ehrwürdige Greis ſein zwei und ſiebenzigſtes Jahr angetreten, und den billigen Vorſatz gefaßt, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er ſich ein geraumes Kanapee mit Stahlfedern machen laſſen, in welchem er von zehn Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Eſſen, Trinken und Tabakrauchen, in der Geſellſchaft einiger artigen Möpſe, ſeinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünſche, iſt dieſes, daß ihm der Himmel nur ſo lange noch ſein theures Leben friſten möge, bis er mir und meinen Leſern die ſchwere Frage aufgelöst hat, wie es möglich ſei, daß ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen? Sollte ihn aber der Tod dahinraffen, ehe wir dieſes von ihm erführen; ſo wird uns doch ſein ungeſchäftiges Leben zu einem Beweis dienen, daß auch ein Müßiggänger in ſeinem Alter nichts thue, da er in ſeiner Jugend nichts zu thun gewohnt geweſen iſt.

Der Satz iſt ſehr richtig, daß man ſchon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläſſigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle ſie bei zunehmenden Jahren und im Alter ſpielen werden. Mein Onkel iſt ein alter Winkelſchulmeiſter, und hat ſich durch ſeinen Fleiß ſo beliebt gemacht, daß ihm faſt die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweiſung anvertraut. Dieſer Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzuſtellen. Ich bin beſtändig unter dieſen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da ſie mich gewohnt ſind, und ich bei allen ihren kindiſchen Thorheiten freundlich bleibe; ſo verſtellen ſie ſich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetiſchen Auge in die Nachwelt unſerer Stadt zu ſehen, und für ſie tauſend gute und ſchlimme Folgen zu entdecken, die Andern, welche nicht ſo aufmerkſam ſind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin ſo weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu beſtimmen, was wir in fünfzehn Jahren für neue Sekten in der Kirche haben werden, wie es mit der Handlung ſtehen wird, welche Art von Witz alsdann Mode ſein wird, und ob die Aemter auf dem Stadthauſe eben ſo unachtſam und mit eben der Ungeſchicklichkeit, wie jetzt, werden verwaltet werden. Ich habe hiebei eben die Beluſtigung, die ein Menſch hat, der mit einem Fernrohr meilenweit neue Ausſichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bei ihren ſchwachen Augen nur wenige Schritte vor ſich hinſehen können. Da ich, als ein wahrer Menſchenfreund, niemals ein Vergnügen allein genießen kann; ſo will ich auch dieſes mit meinen

Leſern theilen und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beſchreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können ſolche als moraliſche Aufgaben anſehen; denn ich überlaſſe ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieſer charakteriſirten Knaben werden dürfte.

Chriſtoph, der Junge eines Hufſchmieds, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückiſch hervor guckt. Er ſpricht wenig mit andern Jungen; mit ſich ſelbſt aber redet er beſtändig. Wenn er allein zu ſein glaubt, ſo ſtreichelt er ſich mit einer ſchmeichelhaften und beifälligen Art auf den Backen, und heißt ſich den großen Chriſtoph. Wenn er zwei Jungen auf der Gaſſe beiſammen ſieht, ſo glaubt er, daß ſie mit Bewunderung von den Vokabeln reden, die er geſtern in der Schule gelernt hat. Er weiß mit einer wohlausgeſuchten Unachtſamkeit den Donat, oder ein anderes Schulbuch vor der Werkſtatt ſeines Vaters liegen zu laſſen, damit die Vorbeigehenden merken ſollen, daß in dieſem Hauſe der gelehrte Junge wohnt, der lateiniſch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieſer Bube dem Kapellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und ſo bald er nach Hauſe kam, erzählte er es ſeiner Mutter mit großem Geſchrei, daß er den Spruch beſſer beten könnte, als der Magiſter. Schreiben kann er noch nicht, denn er iſt erſt neun Jahr alt: dem ungeachtet ſchmiert er ſich beſtändig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben ſollen, Schmieds Chriſtoph könne ſchon ſchreiben. Ja, er geht ſo weit, daß er Dintenflecke in die Wäſche macht; und als ihm ſeine Mutter unlängſt dieſes mit ein paar Ohrfeigen verwies, ſo war der kleine Schurke ſo boshaft, daß er ſie mit einer verächtlichen Miene anſah, und ihr vorwarf, ſie rede, wie der unwiſſende Pöbel, der es auch nicht beſſer verſtehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll kritzelt, und mir ſodann mit einer tiefen Verbeugung ſolches überreicht, wobei er mich allezeit mit den Worten anredet: **Nach Stand und Würden geehrter Leſer.** Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und laſſe mir erklären, was er eigentlich geſchrieben haben wolle. Im Anfange ſchrieb er nichts als Geſangbücher. Hiebei hätte er gar wohl können ſtehen bleiben, da es ehrwürdige Männer gibt, die auf die Unſterblichkeit einen Anſpruch machen, wenn ſie die chriſtlich ſingende Gemeine mit einem vermehrten und verbeſſerten Geſangbuch irr gemacht haben. Aber mein ehrgeiziger Chriſtoph ging weiter. Denn da er das kleine a b c ſchreiben konnte; ſo ſchmierte er einen Bogen in Quart voll, und ſagte, er überreiche mir den erſten Band ſeiner Herzenspoſtille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich dieſen Bogen durchleſen konnte, ohne zu gähnen und ohne zu ſchlafen; ich vergaß aber damals, ihm ſeine gewöhnlichen zwei Kreuzer zu geben, welches den Buben dergeſtalt ärgerte, daß er allen Leuten ſagte: Herr Anton Panſa iſt ein Feind der Geiſtlichen und kann nicht einmal Geſchriebenes leſen. Noch weit ſchlimmer ging es in voriger Woche einem von ſeinen Mitſchülern, welchem er einen vollgekritzelten Zettel wies und ihn bereden wollte, es ſei ein Kalender, den er geſchrieben habe. Weil aber dieſer arme Knabe in ſeiner Einfalt ſagte, das wäre nur ein Wiſch und kein Kalender; ſo drückte ihn Chriſtoph unter ſich (denn handfeſt iſt Chriſtoph), und prügelte ihn unbarmherzig, damit er geſtehen ſollte, es ſei ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte (denn gemeiniglich ſind die Leſer eigenſinnig), ſo kniete er ihm auf den Leib und wollte ihn mit geballter Fauſt zwingen, das Blatt zu freſſen; ja er ſtopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam, und den unſchuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leſer, was wird wohl aus dem Chriſtoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiskal, mein Nachbar, hat zwei rothköpfige Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteſte wird ungefähr fünfzehn Jahr alt ſein. Er weiß mit einer gefälligen Art ſich in allen Häuſern einzuſchmeicheln, und dieſes thut er nur in der Abſicht, ſeiner neugierigen Mutter ins Ohr zu ſagen, wo friſche Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Kaffeebeſuch erwartet wird, ob es wahr iſt, daß jener Nachbar ſeine Frau prügle und was eigentlich die Urſache ſein müſſe, warum dieſe oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienſte gejagt hat. Alle dieſe gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieſes kleinen Spions ein boshaftes Anſehen; und er hat ſich von ſeiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden und richtenden Mienen angewöhnt, welche ſie bei der Anhörung eines neuen Mährchens macht. Dieſe Mienen machen ſeine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabei lachen muß. Kann er ſeiner Mutter ſeine neuen Klatſchereien von andern Familien erzählen, ſo geht er in fremden Häuſern herum, und macht ſeine eigne Mutter lächerlich.

Der andere Junge, welcher erſt vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten iſt, ſcheint mir noch weit gefährlicher zu ſeyn. Er hat durch ſeine Schmeicheleien das Herz meines Onkels, ſeines Schulmeiſters, ſo einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon jetzt iſt er ein vollkommener Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von ſeinem Alter fähig iſt, und dennoch heißt ihn der Schulmeiſter beſtändig ſeinen lieben Sohn, ſein beſtes Kind. Er hat ihm um deswillen aufgetragen, in ſeiner Abweſenheit auf die übrigen Knaben Achtung zu geben, und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andere nicht ſtill ſitzt, und kindiſche Ausſchweifungen begeht. Dieſes Amt macht den Buben dem ganzen Haufen ſchrecklich, und er mißbraucht es eben ſo, wie mancher fürſtliche Bediente, dem die Aufſicht über einen Theil des Landes aufgetragen iſt. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geſchmiſſen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache iſt ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht beſänftigt; er rächt ſich, ſo oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüſſe oder Aepfel in der Taſche hat, ſo ſtellt er ihm ſo lange nach, bis er ihn auf einem Verſehen ertappt; und alsdann iſt nichts möglich, dieſen Unglückſeligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm ſeine Nüſſe und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der großen Miene eines Richters annimmt, welcher ſich beſtechen läßt, und doch auf den Schein einer unpartheiiſchen Gerechtigkeit erforderlich iſt. Seine Niederträchtigkeit geht ſo weit, daß er anfänglich die boshaften Streiche anſtellt, und ſodann mit der heuchleriſchen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, ſich ſelbſt anklagt, um ſeine Geſpielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden ſoll, deren er noch nicht überwieſen iſt; ſo iſt dieſer verrätheriſche Bube allemal bereit, wider ihn zu zeugen. Findet er gar keine Gelegenheit, dieſen oder jenen zu verklagen, ſo reißt er ſelbſt einige Blätter aus deſſen Buche, und verklagt ihn wegen dieſer Unordnung beim Schulmeiſter. Vor Kurzem ward er über einer ſolchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe ſeiner Mitſchüler wachte wider ihn auf, öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte dieſem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wuth eines verſpotteten Lehrmeiſters. Er faßte ihn bei den Haaren, und ſtäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige ſo dienſtfertig waren, ihn zu halten, um ihn die Strafe beſſer fühlen zu laſſen. Was ſollte der arme Inquiſit thun, da er überzeugt war, und ſich weder entſchuldigen, noch retten konnte? Er hielt ſeinen Schilling bußfertig aus, kroch zu den Füßen ſeines beleidigten Lehrers, geſtand ſein Verbrechen, verſprach Beſſerung, und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieſes leichtgläubigen Mannes und ſeinen vorigen Poſten wieder zu erlangen, damit er ſich an denen rächen könne, welche jetzt über ihn triumphirt hatten. In wenigen Tagen war er wieder der vertraute Liebling, der er ſonſt geweſen. Nun iſt er ſeinen Mitſchülern weit gefährlicher, als jemals. Es iſt keine Art der Verfolgung, die er nicht wider ſie ausübt. Mein Onkel iſt ein Liebhaber von jungen Tauben; der Böſewicht weiß das, und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälſe um. Den Morgen darauf wird eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt. Unſer Tartüffe tritt auf, und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, deſſen unverſöhnlicher Feind er iſt, weil dieſer bei der großen Exekution ihm die Hoſen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieſer Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtſchulze werden ſollte?

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeiſe Tabak bei einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter dieſen bin ich beſonders auf zwei Knaben und ein Mädchen aufmerkſam.

Der älteſte von ihnen iſt ein ſtilles und fleißiges Kind, welches alle Tage ſeinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für jeden Spruch einen Pfennig gibt. Er bekommt auch bei andern Gelegenheiten einige Groſchen in ſeine Sparbüchſe, die er ſehr ſorgfältig ſammelt, anſtatt daß ſeine übrigen Geſchwiſter ihr Geld vernaſchen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach, ob er ſein Geld noch beiſammen hat. Er iſt in der Kunſt, reich zu werden, ſchon ſo weit gekommen, daß er einigemal den Bettelleuten den Kreuzer, den er ihnen bringen ſollen, unterſchlagen und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, ſein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unausſprechliche Freude über die gute Wirthſchaft dieſes Knabens. Um ihn beſſer aufzumuntern, und zugleich ſeinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen ſchriftliche Verſicherung einige Groſchen auf ein paar Wochen ab, und zahlt ſie ihm ſodann in neuen Münzen, mit einer ſtarken Intereſſe zurück. Dadurch iſt der Junge ſchon ſo weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Verſicherung, vom Wechſelrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder iſt ein munterer Kopf und zugleich der feinſte Böſewicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren ſuchen kann. Er borgte ihm einige Kreuzer ab, und verſprach ihm nebſt richtiger Bezahlung, die Intereſſen an Kuchen und Obſt zu geben. Er zahlte auch die Intereſſe einige Tage richtig, weil er beredt genug war, ſeinen übrigen Geſchwiſtern ſolche abzuſchwatzen. In Kurzem waren ſie dieſe Freigebigkeit überdrüſſig. Die Intereſſen blieben alſo außen, und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was ſoll unſer junger Schuldner in der Angſt thun? Er hat von dem alten Nachbar geſehen, daß man ein Blatt Papier gibt, welches ein Wechſel heißt. Er thut daher ſeinem wuchernden Bruder den Vorſchlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechſel auch leihen ſolle, verſpricht ihm dafür, nebſt reichen Intereſſen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebſt den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Dieſe Vorſchläge gefallen; der ältere Bruder leiht ihm, in der Hoffnung eines ſo anſehnlichen Gewinnſtes, die ganze Sparbüchſe, und erhält dafür ein mit Dinte beſchmiertes Zettelchen, ungefähr in der Größe, wie die Wechſelbriefe des Pathens geweſen waren.

Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Kapital, noch Intereſſen zu bezahlen. Der betrogene Gläubiger klagte es ſeinen Eltern, und beſcheinigte ſeine Forderung mit dem ausgeſtellten Wechſel, von dem aber ſein Bruder durchaus nichts wiſſen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über dieſe leichtfertigen Betrügereien; ich aber erſchrack ungemein, weil ich bei beiden die Folgen überſah, die ihre Wucherei und ihre Verſchwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwiſchen entſchied ſich, auf meine Parere, der ganze Konkurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieſer kleine Bankerottirer das erborgte Kapital hingethan hätte, und die Schuld kam auf ſeine jüngere Schweſter, welche der Knabe unendlich liebte. Dieſe hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwand, ſich einige Tändeleien zu kaufen, das Meiſte von dem geborgten Gelde abzuſchwatzen gewußt, und, wenn er etwa einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernaſcht habe. Ich erſtaunte über dieſe gewinnſüchtige Bosheit, ſo ſehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernſt darauf, daß das Mädchen vorgefordert werden mußte. Sie trat ganz unerſchrocken in die Stube, läugnete die ganze Anſchuldigung, fuhr ihrem dienſtfertigen Bruder, der ſie verrathen hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unſchuld. Endlich ward ihre Sparbüchſe geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein ſtrenger Richter, that den Ausſpruch, daß ſie dem ältern Bruder das Geld wieder geben, und ihm einen Theil ſeines übrigen Verluſtes erſetzen ſollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich ſogleich ſelbſt vollzog, und ſie bezeigte ſich dabei ſo jämmerlich, als ſich die Frau eines bankerotten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand und Eigennutz ihn in dieſes Unglück geſtürzt hat, und wider alle Landesgeſetze und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden ſoll, mit ihrem zuſammengeplünderten Vermögen die betrogenen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es ſoll meinem Leſer nicht ſchwer fallen, zu errathen, was für Rollen dieſe drei Geſchwiſter in ihren ältern Jahren ſpielen werden.

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in ſeinem dreizehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beſchäftigt ſich beſtändig mit der Erhaltung ſeiner glatten Haut, er lockt ſeine gelben Haare ſorgfältig, und kleidet ſich ſo reinlich, als es die Armuth ſeiner Eltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals ſeine kleine erobernde Miene, und ſogar alsdann ſieht er noch ſüß und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in ſeine ſtäupenden Hände fällt. Sobald er einige Kreuzer zuſammen geſpart hat, ſo kauft er ſich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändelei. Er geht ſehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, ſo läßt er ſich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieſes Bändchen ein vertrautes Geſchenk von Nachbars Lieschen ſei. Er geht oft in Gedanken, ſieht traurig aus und ſeufzet;

zu einer andern Zeit ſtolpert er triumphirend durch die Gaſſe, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin ſein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weiß, daß dieſe Art von Narren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu beſſern iſt, ſo laſſe ich ihn ruhig in dieſer Narrheit, damit er nicht in eine noch größere fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabei mache, iſt ſeine Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich in die Geſellſchaft von Mädchen drängt, bei denen er oft, und beſonders ſeit einigen Wochen, ſo unverſchämt wird, daß die Mädchen im Ernſte anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in ſeinem Alter ſein wird, iſt ſchon ſo weit verſucht, daß ſie ihn vorgeſtern ſehr vorſichtig auf die Hand ſchlug, und den loſen Chriſtel hieß.

Damit ich dieſen ſiegenden Korydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; ſo bediene ich mich der Großſprecherei eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieſer beſitzt bei der größten Feigherzigkeit dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zittern zu machen. Wenn er auf der Gaſſe geht, ſo drückt er ſeinen Strohhut tief ins Geſicht, iſt in ſeinem Anzuge unordentlich und fährt allen Jungen in die Haare, die ſchwächer, oder noch furchtſamer ſind, als er. Er iſt ſo ſinnreich, daß er ſich alle Vorfälle zu Nutz machen, und neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab fallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden ſein; ſo erzählt er die Sache allemal zu ſeinem Vortheil, und verſichert ſeine Mitſchüler mit männlichen Schwüren, daß er dieſe Striemen bekommen, als er ein gewiſſes Mädchen, das er nicht nennt, einem gewiſſen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewiſſen Hausthüre, die ſie wohl ſelbſt errathen würden, abgejagt und ſie im Triumphe nach Hauſe geführt habe.

Ich hoffe, durch dieſe Exempel bewieſen zu haben, daß zwiſchen dem Knaben und dem Manne kein Unterſchied iſt, als die Größe, und daß man ſchon aus ſeinen kindiſchen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten beſtimmen kann, durch die er ſich bei zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird.

Meine Leſer werden ſich eine ganz beſondere Art des Vergnügens verſchaffen, wenn ſie mit kritiſcher Aufmerkſamkeit, eben ſo, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eigenen Familien, oder auf die Kinder anderer Leute Acht haben, und urtheilen, was ſich die Nachwelt von dieſen jungen Bürgern zu verſprechen habe. Vielleicht hat ſodann die Aufmerkſamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieſer Kinder durch eine deſto ſorgfältigere Erziehung zu beſſern ſucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienſte in ſich begreift, deren ein Menſch fähig iſt, ſo iſt auch nichts natürlicher und billiger, als der Stolz eines Menſchen, welcher dergleichen baare Verdienſte beſitzt. Dieſer einzige Umſtand macht den weſentlichen Unterſchied zwiſchen einem vernünftigen Geſchöpfe, das reich, aber geizig iſt, und zwiſchen einem Mauleſel, der die Schätze ſeines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieſer verſteht die Kraft ſeiner Schätze nicht, und eben um deßwillen hängt er die demüthigen Ohren. Jener verſteht die Verdienſte, die auf dem Gelde ruhen, und deßwegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht ſich, ſeine Freundſchaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er iſt von geringem Herkommen; aber er iſt reich. Seine Aufführung iſt ſo niederträchtig, wie ſeine Erziehung; aber er iſt reich. Wenn er lacht, ſo lacht er wie ein Thor, und wenn er ſeine wichtige Amtsmiene annimmt, ſo ſieht er wie ein Narr aus; aber er iſt reich. Seine Bosheit, mit welcher er die Armuth niederdrückt, ſeine Ungerechtigkeit verdient den Strang. Kleinigkeiten! Nur ein Menſch, der die Welt nicht kennt, wird ſo einfältig urtheilen. Gargil (denn ich weiß es doch, du meinſt Gargilen) Gargil, der Sohn des vergeſſenen Taglöhners, iſt hochgeboren, wohlgeſittet, witzig in ſeinem Scherz und verehrungswürdig in ſeinen Geſchäften; ein Vater der Armen, ein Patriot! denn Gargil iſt ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu ſpät erwacht, raubt dieſe Millionen dem trotzigen Gargil, und macht ihn ärmer, als ſein Vater war. Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erſchrickt über ſeinen Fall; man verflucht ſein Andenken, und morgen iſt er vergeſſen!

Ein ſicherer Beweis, daß man alle dieſe Schmeicheleien ſeinem Geld, und nicht eine einzige ſeiner Perſon gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er ſich Mühe gab, ſeine Schätze zu häufen, wenn er nur auf ſeine Schätze ſtolz war, wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geſchöpfe gehörten, die ſeine Achtung und Vorſorge verdienen könnten?

Ich habe bemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und ſammeln, die unbarmherzigſten Spöttereien vorbringt. Nie iſt der Gelehrte und der Ungelehrte in ſeinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es iſt hiebei eine ſehr große Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, ſondern die Welt iſt an allen dieſen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch ſeine Fürſorge tauſend Familien glücklich zu machen ſucht, welcher an ſeinen eigenen Vortheil zuletzt, und zuerſt an das Wohl derjenigen denkt, die ſeiner Aufſicht empfohlen ſind; wüßte die Welt dieſe Verdienſte nach Würden zu ſchätzen; ſo würde Gargil ſich eben ſo viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig und großmüthig zu ſein, als durch Laſter ſich empor zu ſchwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bei ſeinen Handlungen empfindet, iſt der angenehmſte Lohn, von welchem der Laſterhafte nichts weiß, und deſſen Größe ihm doch, mitten in ſeiner Pracht, die empfindlichſten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angeſehen zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die ſtillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiſte Schuld? Gargil, oder die Welt?

Dieſe ungerechten Vorurtheile der Welt ſind Urſache, daß die Tugend allemal ſchüchtern zurück tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren ſich verdrängen laſſen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott und ſeinen Fürſten kennt, der dieſe Pflichten ſorgfältig beobachtet, der ſie Andern lehrt, der durch dieſe Lehren und ſeine Exempel dem Staat tauſend gute Bürger ſchafft; dieſer rechtſchaffne Mann lebt unbemerkt, und ſtirbt unbeklagt; denn er iſt arm. Er hatte nicht Muth genug, ſich der Welt zu zeigen: denn ſeine und Anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müſſe, ſo bald ſie ihn erblicke.

Es kann dieſes genug ſein, zu beweiſen, daß das Sprüchwort: Gut macht Muth, ſehr gegründet iſt. Zugleich habe ich die Urſache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen nicht eiferſüchtig zu ſein, ſo bin ich ſo gerecht geweſen, zu zeigen, daß die Schuld nicht ſowohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe Alles gethan, was man von einem unparteiiſchen Moraliſten verlangen kann. Nun will ich auch die andere Seite von meinem Sprüchworte anſehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug und in Geſellſchaften oft weit unerträglicher ſind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer iſt der ſchmutzige Cyniker, welcher dort an ſeinem Pulte die Nägel kaut und mit einer bittern Wuth lächelt? Es iſt der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um ſich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerriſſener Mantel bedeckt ein ſtolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er iſt eben derjenige, der am meiſten wider die eifert, welche Verdienſte nicht belohnen, da ſie doch die Gewalt hätten, ihn aus ſeinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, Glück und Geſchicklichkeit, ſich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er ſpottet alſo über die Pracht der Großen, und nennt ſie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben dieſe Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu ſein? Verſteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unſer Timon beſſer verſteht, als ſeine Mutterſprache? Die Sitten der Griechen ſind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laßt euch mit ihm an ſeinem Pulte in eine Unterredung ein! Er wird eure Unwiſſenheit beſchämen; er wird euch mit Syllogismen ſtumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf ſeiner Studierſtube eben ſo unwiſſend und albern vor ihm da ſtehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieſes nicht Verdienſte genug, welche belohnt werden ſollen, welche dem Timon ein Recht geben, bei ſeiner gelehrten Armuth ſtolz zu ſein, und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechiſch noch Latein verſtehn, welche den Hektor für eine große Dogge halten, welche ſich einbilden, bündig zu denken, und doch nicht einmal wiſſen, in welcher Form ſie denken, welche bei aller dieſer Unwiſſenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weiſe Timon genieſen ſollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in ſeiner Armuth iſt Timon ſo muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf ſein Elend ſtolz iſt, von welchem er ſich nicht loszuwickeln weiß.

Man glaube nur nicht, daß Timon beſtändig ſo großmüthig gedacht hat. Der erſte Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, ſeinen Wünſchen und ſeiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die jetzt ſein pedantiſcher Stolz verachtet. Er ſuchte ihren Beifall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienſte und ihren Verſtand: zwei Sachen, die er ihnen jetzt gar abſpricht. Die Sprache der Götter, welche bei uns der Mißbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebſten redete, weil ſie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Aſche der alten Helden, um wenigſtens Einen zu finden, mit dem er ſeinen Mäcenas vergleichen könnte. Nur der Nachwelt ſang er deſſen Ruhm vor. Die Nachwelt horchte erſtaunt, wenn er ſang; und ſein unempfindlicher Mäcenas ſchlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte ſeinen Zweck nicht. Er ſchmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofes; es war die Sprache eines Pedanten. Dieſes macht ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn ſpottete und ihm mit ſeiner Weisheit zum Narren machte (ein Weg, welcher zu ſeinem Glücke der nächſte hätte ſein können), ſo verließ er murrend den undankbaren Hof, verſchloß ſich bei ſeinem Pulte, fühlte ſeinen Hunger, aber auch ſeinen Werth, hüllte ſich alſo ſtolz in ſeine Gelehrſamkeit ein, und verachtete den erlauchten Pöbel; denn ſo nannte er diejenigen, deren Glück er beſungen hatte und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm ſchwer an, etwas zu ſagen, was wider ſeine eigene Empfindung war; aber die fortdauernde Verachtung und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu ſagen, hat es bei ihm ſo weit gebracht, daß er ſich beredet, er eifre mit Ueberzeugung und aus einer philoſophiſchen Großmuth. Nun iſt er bei ſeiner Armuth ſtolz und verachtet alle diejenigen, welche in Anſehen und Ueberfluſſe leben.

Dieſe Anmerkung iſt der wahre Schlüſſel zu den meiſten Satiren wider den Reichthum und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich geweſen und durch verſchiedene Unglücksfälle arm geworden ſind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben ſie noch behalten, Andere zu verachten. Wider die Armen dürfen ſie ihre Verachtung nicht äußern; denn ſie ſind ſelbſt arm geworden. Sie verachten alſo die Reichen, wie Timon, und mit viel ſtärkerer Bitterkeit, als er, da ſie wirklich dasjenige genoſſen haben, was jener nur wünſchte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht ſie wüthend, ſo wie der Haß eines Renegaten weit unverſöhnlicher iſt, als der Haß eines geborenen Muſelmanns.

Zu dieſen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der ſeine Pracht nur durch das erborgte Geld ſeiner betrognen Gläubiger unterhält, iſt, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch iſt der Muth dieſes prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunſt gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher ſeiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er ſich Mühe, ſich den nöthigen Kredit durch eine ordentliche und eingeſchränkte Wirthſchaft zu erwerben. Es gelang ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beſtändig über ſchwere Zeiten und die geringe Verlaſſenſchaft klagte, die er von ſeinen Eltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe; allein er brauchte die Vorſicht, daß er im Stillen borgte, und mit vielem Geräuſch dadurch alte Schulden bezahlte. Dieſes öffnete ihm die Beutel ſeiner Freunde, ſeiner Klienten und aller Wucherer. Nun fing er an, ſeine Mienen zu ändern. Er verſchwendete mit großer Pracht. Seine Freunde genoſſen ſeine Verſchwendung und zogen ihren Beutel zurück. Seine Klienten zuckten die Achſeln und verloren dadurch ihren Mäcenas, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wucherer drängten ſich zu ihm, und hofften bei ſeinem Untergange Beute zu machen, ſo, wie etwa ein chriſtlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze ſeiner Geſetze, unglückliche Reiſende plündert, welche an ſeinem Ufer geſcheitert ſind.

Aber die Wucherer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth iſt. Sie fordern ihr Geld; aber eher werden ſie den Proteus feſt halten, als dieſen Schuldner. Er empfängt ſie mit offnen Armen, oder er läßt ſich auch verläugnen; er ſchmeichelt, er iſt froſtig; er bittet freundſchaftlich, er trotzt; er küßt ſie, er wirft ſie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den großen Verluſt: Alles, wie er es nach Beſchaffenheit der Gläubiger und der Zeit für gut befindet. Nun weiß alle Welt, daß er ein Betrüger iſt; aber für deſto nöthiger hält er es nunmehr, durch einen unverſchämten Hochmuth ſein ſchlechtes Spiel zu verſtecken. Er wirft ſich mit einer ſtolzen Miene in ſeinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gaſſen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt ſich demüthig vor ſeinem Wagen, und kaum wird er geſehen. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbei, den er in voriger Meſſe um das reiche Kleid betrog, das er jetzt anhat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber ſein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundſchaftlich an; denn im künftigen Monate iſt große Gala, und er braucht ein neues Kleid. In dieſem Augenblick kommt der Prinz gegangen. Unſer Hofmann ſpringt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand und ſagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt, und geht fort. Das ſieht der unzufriedene Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten.

Er grüßt ſeine Excellenz demüthig und bedauert, daß ſeine Waaren ihm gar nicht mehr anſtändig ſind. Dieſer eigennützige Wunſch wird endlich in Gnaden erhört und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Verſicherung vom Schutze und hohen Wohlwollen gegeben. So muthig iſt dieſer Elende, welcher weit ärmer iſt, als ſein Bedienter.

Ich erinnere mich bei dieſer Geſchichte eines Geſetzes, welches, nach unſeren Familiennachrichten mein Ureltervater, Sancho Panſa, ſeinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am erſten Tage ſeiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Weſen dergleichen Schuldner ſind, welche durch ihre Perſon und ihre Art zu leben, dieſer Betrügerei ein verführendes Anſehen zu geben wiſſen. Der Handwerksmann verliert ſeinen nothdürftigen Unterhalt und wird, wider ſeinen Willen, unter einer Art von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünſcht, weil er ein armer Handwerksmann iſt. Der Kredit, welcher in einer Handlung ſo unentbehrlich iſt, verliert ſich, ſobald es erlaubt iſt, ungeſtraft zu betrügen. Die Geſetze werden ſtumm und endlich verachtet. Der große Sancho ſah dieſes, und ſtampfte dreimal mit ſeinen krummen Füßen; und dreimal ſtrich er zornig den Bart, und ſchwor bei der heiligen Hermandad, dieſes ſchändliche Geſchlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von ſeiner Inſel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber dieſe Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr ſein Vorhaben; und die größten Häuſer verſchworen ſich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotiſche Sancho mußte fliehen. Die Welt weiß dieſe traurige Geſchichte ſeiner Flucht; mir iſt es empfindlich, ſie zu erzählen. Aber ich, als ſein Nachkomme, bin es ſeinem Andenken ſchuldig, das Projekt bekannt zu machen, das ich wegen dieſes rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines ſolchen allgemeinen Schuldners aus der Kaſſe des Landes bezahlt werden ſollten; aber dafür ſollten dieſe losgekauften Schuldner Knechte des Landes ſein, niemals die Freiheit haben, den Hut auf der Straße aufzuſetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, dieſem, und wäre es auch der geringſte Handwerksmann, kniend die Hand küſſen und ſeine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit iſt, ſo nahe geht es mir doch, wenn ich an dieſes unglückliche Projekt denke. Ohne dieſes würde Sancho Regent geblieben ſein. Seine Herrſchaft wäre ohne Zweifel erblich, ſeine Kinder würden Granden und Biſchöfe geworden ſein, und ich . . . wenigſtens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor ſo kümmerlich zu nähren!

Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Dieſes Sprüchwort wird auf zweierlei Art verſtanden. Die erſte Art iſt zu wichtig und allzu ernſthaft, als daß ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftig davon reden ſollte. Der andere Verſtand, in welchem es die Meiſten nehmen, gehört zu meinen Abſichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unſere Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir ſind noch thörichter, als unſere Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr iſt, ſo werden unſere Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich iſt. Um deßwillen iſt es ſehr erſprießlich, daß wir das Geheimniß beibehalten, und auf unſere Nachwelt fortpflanzen. Nichts ſchmeichelt unſerer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, ſich zu entſchuldigen und jemand auszufinden, dem wir unſer Vergehen zur Laſt legen können.

Je größer dieſes iſt, deſto ſorgfältiger ſehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechiſchen Weiſen bemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bei Schließung der Ehen; ſo ſind dieſe Thorheiten wichtig genug, daß wir ſie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberreſt vom Gewiſſen, welchen man nicht allen Leuten abſprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu läſtern; wir finden alſo wenigſtens bei einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben, recht andächtig zu murren, wenn wir ſagen, daß unſere Ehen, welche wir öfters auf eine ſo närriſche Art anfangen, im Himmel geſchloſſen ſind. Können alſo wir etwas für unſere Thorheiten? Iſt es unſer Fehler, wenn wir Narren geweſen ſind? Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen! Wir ſind völlig entſchuldigt.

Dieſes iſt der wahre Urſprung des Sprüchworts in dem allgemeinſten Verſtande.

Die Quellen ſind vielerlei, aus denen ſolche Ehen entſpringen, deren unglücklichen Ausgang der unſchuldige Himmel auf ſeine Rechnung nehmen ſoll.

Die Ehen aus Neigung machen die ſtärkſte Anzahl davon aus. Derjenige iſt der hochdeutſchen Sprache noch nicht mächtig genug, und kann mich alſo nicht verſtehen, welcher glaubt, Neigung bedeute ſo viel, als eine freundſchaftliche und vorzügliche Liebe, die ſich auf Tugend und Verdienſte des geliebten Gegenſtandes gründet. Dieſe Begriffe haben noch jetzt Einige, es iſt wahr, und dieſe Einige ſind beneidenswürdig; aber unſere Mutterſprache iſt viel reicher, als daß ſie ſich auf eine ſo enge Bedeutung einſchränken ſollte. Wenn ich ſage: ich habe Neigung gegen dieſes Frauenzimmer; ſo heißt das ſo viel: die Augen dieſes Mädchens gefallen mir, ſie hat einen ſchönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philoſophen zum Kuſſe, ſie iſt wohl gebaut, ihr Gang edel, ihr Fuß engliſch, ihr Verſtand . . . Nein, das war falſch, der Verſtand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen iſt ſchön, ich liebe ſie, ich bete ſie an, ich ſeufze, ich ſeufze, bis ſie mich erhört. Und wenn dieſe Schöne ſo fein iſt, daß ſie die Seufzer dieſes ſchmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört; ſo hat ſie das gewünſchte Glück, ſeine Frau zu werden. Er hat ſie aus Neigung geliebt und aus Neigung geheirathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben dieſe Art brünſtig. Er wird ihre reizenden Augen, ihren ſchönen Mund gewohnt; er liebt ſie noch, ohne ſie brünſtig zu lieben. Das

Feuer der Augen verliert ſich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen ſeine Frau gleichgültig; er wird bei dem täglichen Umgange froſtig gegen ſie. Sie hat nicht Verſtand genug, ſich ſeine Liebe zu erhalten. Eine Krankheit ſtürzt mit dem Reſte der Schönheit alle Neigung über den Haufen. Nun iſt ſie ihm ganz unerträglich. Er ſeufzt noch, der unglückliche Seladon; aber er ſeufzt nicht mehr für ſeine Schöne. Er ſeufzt über ſich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel ſeufzt er, daß er ihn nicht bei den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn ſeine Neigung riß. Alle Freunde, welche ſeine Frau nicht vor dem Verfall ihrer Schönheit gekannt haben, wundern ſich über ſeine lächerliche Wahl. Einer von ihnen iſt ſo vertraut, ihn zu fragen, wie er ſich habe entſchließen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verſtand zu heirathen? Er zuckt mit den Achſeln; die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, antwortet er. Er thut ſehr wohl, daß er ſo antwortet. Soll er etwa ſprechen: Dieſe matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich ſie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war ſchön; ich liebte die ſchön gemalte Puppe, und war ein Thor, ſie zu heirathen, und war ſo närriſch, daß ich glaubte, ich heirathete ſie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieſes offenherzige Geſtändniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie geſagt, nur der Himmel iſt Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur iſt er unglücklich.

Nach dieſem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird ſeine Frau allein Urſache an dieſer unglücklichen Verbindung ſein? Sie hat ihn verführet, ſie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie iſt eben ſo wohl, wie er, zu entſchuldigen; ſie hat ihn aus Neigung, aus bloßer Neigung geheirathet. Was beim Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; die Bedeutung ſoll in der neueſten Auflage des Frauenzimmerlexikons ausgeführet werden. Es war auf einem Balle, wo ſie ihn das erſtemal kennen lernte. Er tanzte, und dieſes mit der Artigkeit eines Menſchen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weißer ſeidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fußes und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeſchlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; ſie bewundert ihn. Alles überführet ſie von ſeinen Verdienſten; der Kopf, die Bewegung der Arme, ſeine Blicke. Er führet ſie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon! Er nennt ſie eine Göttin. Sie antwortet ihm ganz ſittſam mit einem ſchamhaften: »Ach nein!« Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und ſchwört, ſie ſei ein Engel! Soll das gute Kind ſeinem Schwur nicht glauben? Er redet von ſeelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreimal hat er ſchon geſeufzt, da er dieſes ſagt. Er ſchwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Feſſeln vor ihren Füßen ſterben. »Ach nein, mein Herr,« ſagt ſie ganz weichmüthig zu ihm, »ach nein;« und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wiſſen, und ohne etwas weiter zu ſagen, als ein ſtammelndes: »O, gehn Sie doch!« Sie verſpürt in ſich ſelbſt etwas gegen ihn, das ſie Neigung nennt; ſie iſt ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt ſich. Er führt ſeine Schöne zum Wagen, und iſt ſo geſchickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der ſchalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber ſei, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anſtändige und freigebige Art dieſen Schaden wieder erſetzt. Auf eine anſtändige Art, ſage ich, damit es ſich derjenige gelehrte Schriftſteller nicht anmaße, der im vorigen Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zwei Bände von ſeinen Schriften verehrte, die in ſeinen Augen einen unendlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieſer Ausſchweifung komme ich wieder auf unſern Seladon. Man kann glauben, daß ihm ſein Sieg nicht ſchwer gemacht ward. Da er ſchon am erſten Abend es ſo weit gebracht hatte, ſo nahm ſich ſeine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorſicht und der Wohlſtand erforderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu verſichern, die ſie gegen ſeine tugendhaften Vollkommenheiten oder, die Wahrheit zu reden, gegen ſeine artige Perſon, ſeinen wohlgewachſenen Körper, ſeinen gutgeſtalteten und flüchtigen Fuß, gegen ſeinen ſchmeichelhaften Mund und ſeine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward ſeine Frau.

Und ſeine Frau mußte ſie bleiben, ungeachtet bei einem täglichen Umgang ſich mit ihrem Reiz auch ſeine tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Perſon war nicht mehr für ſie artig; ſein Mund ſchmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und ſeine erobernden Blicke hatten ſich in mürriſche Blicke eines mißvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhigt ſich dieſe Unglückliche? Mit dem Schickſal, welches ſo grauſam iſt, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu ſein, oder, andächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närriſche Ehe ſoll geſchloſſen worden ſein.

Es kann dieſes genug ſein, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geſchloſſen werden. Allemal iſt es nicht nöthig, daß ſo vielerlei reizende Umſtände zuſammenkommen, welche zwei junge Perſonen zärtlich machen. Ein einziger iſt oft hinreichend. Eine weiße runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines ſchwarzen Sammtmantels einen verrätheriſchen Ausfall that, hat einen jungen Menſchen um ſeine Freiheit gebracht, der auf ſeinen flatterhaften Leichtſinn ſtolz war. Eine volle Bruſt, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte, hat meinen beſten Freund unglücklich gemacht. Ein Paar ſchmachtende blaue Augen ſind die erſten Dolmetſcher einer Liebe geweſen, die ſich nunmehr in die traurigſte Ehe verwandelt hat. Meine ſelige Frau hatte ein Paar ſchwarze Augen, ſo ſchwarz, als keine ſelige Frau in ganz Weſtphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Perſon angenehm. Ich heirathete ſie; ja wohl heirathete ich ſie! Könnte ſie wohl ein Paar ſo ſchwarze Augen haben, wenn ſie nicht der Sitz einer tugendhaften, vernünftigen und zärtlichen Seele wären? ſo dachte ich bei mir ſelbſt; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht ſo. Schwarz blieben ihre Augen immer, es iſt wahr; aber Tugend, Vernunft, Zärtlichkeit . . . ja, meine Herren, es iſt vorbei! Der Himmel, welcher dieſe Ehe ſchloß, hat ſich meiner Noth erbarmt. Sie iſt todt! O wären meine drei Freunde auch ſo glücklich, die unter dem tyranniſchen Joch einer kleinen weißen Hand, einer vollen Bruſt, und ein Paar blauer ſchmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch jetzt ſeufzen müſſen.

Alles, was ich hier geſagt habe, wird den Satz beſtätigen, daß die meiſten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entſtehen, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geſchloſſen werden.

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das ſagen wolle; ſo möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünſchen, daß man ſichere Mittel ausfündig machte, dieſen gefährlichen Neigungen zu ſteuern.

Dadurch möchte man dergleichen, zärtlichen Uebereilungen wohl ſchwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländiſche Art beſtändig im Zimmer oder unter Kappen gefangen hielte. Ja, es würde die Mannsperſonen zu verliebten Einbrüchen und galanten Gewaltthätigkeiten verſichern. Die Verhüllung des Geſichts würde nichts helfen: ſie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fuße, würde unter den umſtehenden Mannsperſonen alsdann eben dieſe traurige Verwüſtung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Geſichte Schuld geben.

Wäre es nicht rathſamer, man gewöhnte die Jugend beiderlei Geſchlechts gleich in den erſten Jahren dazu, daß ſie vertraut mit einander umgehen müßten? Geſchieht das nicht ſchon mehr, als zu ſehr? wird man ſagen. Nein, ſo ſehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun ſolle.

Bei dem Umgang junger Leute, den man bisher zugelaſſen hat, iſt eine beſtändige Art des Zwanges, den man Wohlſtand nennt. Es ſind nur gewiſſe Jahrszeiten, gewiſſe feierliche Luſtbarkeiten, gewiſſe Stunden des Tages, wo man der Jugend verſtattet, mit einander umzugehen. Bei dieſen abgemeſſenen Zuſammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannsperſonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. Sobald die erſten Gepränge des Wohlſtands vorbei ſind, ſo ſeufzen ſie ein wenig, werden ziemlich unverſchämt, und ſiegen. Man weiß wohl, wie gefährlich eine Mannsperſon iſt, die bei einem wohlgebauten Körper die vornehme Kunſt weiß, mit Anſtand unverſchämt zu ſein. Es iſt alſo dieſe Art des Umgangs meinen Abſichten mehr hinderlich, als nützlich.

Ich will, ich wünſche es wenigſtens, daß man ſtetig jungen Perſonen beiderlei Geſchlechts, ohne Unterſchied der Stunden, ohne die geringſte Einſchränkung, die Freiheit laſſe, ſich zu ſprechen und zu beſuchen. Hier muß keine argwöhniſche Mutter, keine mürriſche Tante in den Weg kommen. Dieſer Zwang würde dem Beſuch eine gewiſſe Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefährlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man ſie überraſcht, ehe ſie Zeit gehabt haben. ihr Geſicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute jetzt einander beſuchen, iſt es beinah nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie iſt beſtändig auf ihrer Huth, um artig, um ſittſam, um gefällig, um gelaſſen zu ſcheinen. Man überfalle ſie einmal alsdann, wenn ſie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus ihrem kleinen heuchleriſchen Geſichte zu ſtreichen, welche ſich über den Eigenſinn ihrer Mutter, über die Unvorſichtigkeit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zuſammengezogen haben; alsdann überfalle man ſie: ſo wird man in dem Geſichte ſeiner huldreichen Göttin die wüthende Miene ſeiner künftigen Frau ſehen. Wie ſehr kann das zu unſerer Beſſerung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bei dieſer Wahl vorſichtig zu werden, wenn wir nicht die Freiheit gehabt hätten, unſere Schöne unangemeldet zu beſuchen?

Aber auf dieſe Art iſt dergleichen uneingeſchränkter Umgang den Mannsperſonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätheriſch. Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freiheit hat, alle Tage Mannsperſonen, alle Tage ihren Liebhaber um ſich zu ſehen, wird ſich mit ſeinen thörichten Schmeicheleien, mit ſeinem abgeſchmackten Tändeln, mit ſeinen gedankenloſen Seufzern ſo bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage ſcheint. In Kurzem wird ſie gleichgültig dabei werden. Bald wird ſie bei allen dieſen Poſſen, bei dieſen verliebten Verzückungen und zärtlichen Sprüngen nichts ſehen, nichts hören und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen ſchon alsdann gewonnen, wenn ſie vor dergleichen Anfällen ſicher iſt! Die Art, mit welcher dieſe hirnloſen Buhler ſtündlich um ſie herum faſeln, wird ihr erſt zur Laſt, und endlich ekelhaft. Sie wünſcht ſich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannsperſonen genug finden, welche vernünftig und doch im Umgange artig ſind. Von dieſen wird ſie ſich einen Mann wählen, und wird glücklich ſein. Wäre ſie es wohl geworden, wenn ſie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Geſellſchaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde ſie ſo leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freie Umgang mit ihren abgeſchmackten Liebhabern ihr vor den Thorheiten derſelben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewieſen, wie vortheilhaft mein Vorſchlag dem gemeinen Weſen ſei; wie nöthig es ſei, daß junge Leute durch einen täglichen und freien Umgang ſich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf dieſe Art die verſtellten Fehler eines Mädchens und das Lächerliche eines Liebhabers am leichteſten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden ſo viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau erſt nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, ſich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu ſprechen. Nun lernen ſie erſt auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu ſpät; ſie geben ſich keine Mühe, ſie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltſinnig gegen einander zu werden, und haſſen ſich endlich als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeſchränkter Umgang zwiſchen jungen Perſonen beiderlei Geſchlechts Vielen gefährlich ſein? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeinten Vorſchlag. Ich glaube, ich habe ihn ſchon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberfluß will ich hier noch etwas ſagen. Geſetzt, es entſtünden aus einem ſolchen Umgang einige traurige Folgen; ſo würden dieſe doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heißen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind Einige durch ihre Unvorſichtigkeit unglücklich, ſo werden doch tauſend glücklich, welche ſich vorſichtiger dabei benehmen. Aber auch an dieſen wenigen Unglücksfällen iſt mein Projekt nicht Schuld; oder man würde aus eben dieſem Grunde das Spatzierengehen, die Bälle, die Komödien, ja ſelbſt die Zuſammenkünfte in Kirchen verdammen müſſen. Die billigſten, die unſchuldigſten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglück, welche Thoren ſind.

Ich will noch einen Vorſchlag thun; man ſieht, wie ſauer ich mir es werden laſſe, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieſer Vorſchlag entdeckt mein ganzes patriotiſches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menſchen Alles dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen ſuchen, was ihnen verboten iſt, und im Gegentheil die angenehmſten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen ſie ein ernſthafter Befehl ihrer Obern anweiſt. Kann eine Beſchäftigung angenehmer ſein, als diejenige iſt, wenn wir unſere Nächſten glücklich machen? Warum wird uns dieſes Vergnügen ſo ſauer? Weil es eine Pflicht iſt, weil wir es thun ſollen? Die Andacht, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes iſt eine von den Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Weſen ſo anſtändig ſind. Wir laſſen unſer Leben dafür, ſobald ſie uns bei Strafe des Todes verboten wird; verlangen aber die Landesgeſetze, daß wir ſolche mit Eifer thun ſollen, ſo machen wir die Leichtſinnigkeit und den Ungehorſam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig ſein; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig: denn durch den Befehl iſt es ein Zwang geworden, andächtig zu ſein. Soll ich noch ein Wort von der Ehe ſagen? Warum ſind die meiſten Eheleute ſo kaltſinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Prieſter befiehlt, zu lieben.

Dieſe alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderlei Geſchlechts durch geſchärfte Landesgeſetze ernſtlich anbefehlen ſolle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufſicht ihrer Aeltern oder Verwandten, und ohne den geringſten Zwang mit einander umzugehen, und ſich auf eine vertraute uneingeſchränkte Art zu ſprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bei dieſem Umgange zu vorſichtig iſt, der ſoll in eine namhafte Geldſtrafe verfallen ſein. Dieſe wird ihm künftig von ſeinem Erbe abgezogen, und an das Waiſenhaus gezahlt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht dieſer Zwang dem Frauenzimmer ſowohl, als den Mannsperſonen, Gelegenheit geben ſollte, in ihrem Umgang nicht zu vertraut, ſehr eingeſchränkt und beſtändig vorſichtig zu ſein; geſchähe es auch nur um deßwillen, weil ſie es nicht ſein ſollen. Den täglichen Umgang würden ſie zwar nicht vermeiden können, weil ſie ſich der Ahndung der Geſetze ſo bloß ſtellten; aber dieſer Umgang würde ſehr behutſam, und alſo ohne gefährliche Folgen ſein, weil die Geſetze dieſe Behutſamkeit zu beſtrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Geſetzgeber ſich wohl empfohlen ſein laſſen möchten. Sie müſſen ſich nicht ſowohl angelegen ſein laſſen, ihre Unterthanen tugendhaft und vernünftig zu machen; es iſt ganz unmöglich, dieſes durch den Zwang der Geſetze zu bewirken; ſie müſſen vielmehr darauf ſehen, wie ſie ſich die laſterhaften Reizungen und die Thorheiten ihrer Unterthanen ſo zu Nutze machen, daß ſie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte und Vernünftige ohne Geſetze thun. Wie wichtig dieſe Weisheit ſei, das habe ich nunmehr durch mein Exempel und durch die Verordnung bewieſen, die ich in meiner neuen Republik der verliebten Jugend allgemein und geltend zu machen wünſche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernſt, thöricht zu ſein, ſo wird ſie alle Kräfte daran ſetzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den traurigen Folgen befürchten dürfen, welche aus einem uneingeſchränkten Umgang außer dem erwachſen könnten.

Da ich jetzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeſchüttet habe, welche ſich nur auf den flüchtigen Eindruck der Schönheit gründen; ſo iſt meine Meinung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben ſo thöricht wählen könne, wenn man ein häßliches Frauenzimmer heirathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben ſo wenig. Das iſt vielleicht noch der einzige Unterſchied, daß ich mit einem ſchönen Bilde ohne Seele wenigſtens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer aber nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einſehe; daß ich ſehr wünſche, es möge ihn ein Jedes mit Vernunft zu ſchätzen wiſſen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und ſobald dieſe verſchwunden iſt, gar nichts mehr an der Perſon liebt; ſo will ich zwei Rezepte geben, welche eine ſolche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wiſſen, ob die Schönheit ſeines Mädchens dauerhaft ſei, ſo ſehe er auf das Geſicht ihrer Mutter. So ungefähr wird ſein Mädchen in zwanzig Jahren auch ausſehen. Wird er dieſes Geſicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung und Ehrfurcht, wenn ſie uns gleich nicht mehr zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieſes Rezept iſt für die Mannsperſonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und alſo einen großen Theil ihres Werths, ſehr dauerhaft und ſie ihren Männern lange Zeit ſchätzbar erhalten ſoll. Sie müſſen ſich vor ſolchen unanſtändigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen, und ihnen wirklich ihre ganzen Geſichtszüge verzerren, wenn ſie ſich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlaſſen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Perſon allen andern vorzieht, läuft Gefahr, ſehr geſchwind ungeſtaltet zu werden. Sie bekommt einen ſteifen Nacken, verrückte Schultern, einen ſchweren bäuriſchen Gang, kurzen Athem, weil ſie ihre Bruſt beſtändig hervorpreßt; ihre Unterlippe ſenkt ſich, und ſie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Naſe verliert die richtige Stellung und tritt in die Höhe; ihre Augen werden größer, als ſie ſein ſollten, ſie werden ſtarr und ſchielend, weil ſie nichts mit einer gebührenden Achtſamkeit, ſondern Alles nur von der Seite mit halbgebrochnen Blicken anſieht. Die Sprache ſelbſt leidet durch den Hochmuth; ſie wird unangenehm, weil ſich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Bruſt hervor drängen, und durch den für die Geſellſchaft nur halb geöffneten Mund brechen müſſen. Ein neidiſches boshaftes Mädchen iſt in eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf ſenkt ſich, und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters ſetzen ſich ſchon in ihren beſten Jahren auf ihrer Stirne feſt; ſie ſieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor und ſchielt tückiſch um ſich herum; die Augen werden roth und die Wangen gelb; der Mund geifert; mit einem Worte, ſie wird, was der Neid iſt, und mit zunehmenden Jahren wird ſie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verſtellen auch andere ausſchweifende Leidenſchaften die Geſichtszüge unſerer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, ſie zu ſchildern. Ich überlaſſe die Beſchäftigung der lebhafteſten Einbildungskraft meiner Leſer; es wird ihnen eine angenehme Beſchäftigung ſein, wenn ſie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerin, einer Geizigen, einer Heuchlerin malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher ſich in Utrecht aufhielt und ſelbſt ein großer Maler war. Er malte das Bild ſeiner Frau alle fünf Jahre. Im erſten Jahre ſeiner Ehe malte er ſie, und vielleicht etwas ſchmeichelhaft; denn im erſten Jahre ſchmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem ſei, wie ihm wolle; er malte ſie ſo reizend, daß er noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre verliebt ward, wenn er dieſes Bild anſah.

Fünf Jahre darauf malte er ſie noch immer ſchön, aber nicht ſo reizend, wie vorher. Mit einem jeden der folgenden fünf Jahre verſchwanden einige Reize, und alſo ward das dritte Bild nicht reizend, nicht ſchön, aber doch angenehm. Dieſes Angenehme behauptete ſich noch beim vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigſte Jahr, als er ſie zum fünftenmale zeichnete, Sie ſchwor, ſie ſei gar nicht getroffen; denn ſie fand das Muntere der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre darauf vermehrte dieſer unparteiiſche Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau ſeufzte, und hatte doch das Herz nicht, ihrem Mann und ihrem Spiegel zu widerſprechen. Sie faßte ſich endlich; denn ſie war in der That vernünftig. Sie freute ſich, daß das nächſte Bild eine geſetzte und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er ſie wieder, und ihre Miene ward andächtig. Endlich malte er das letzte Bild, da ſie ihrem ſechzigſten Jahre ſich näherte. Sie ſcherzte ſelbſt über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man verſicherte ſie, der Maler habe ein Meiſterſtück von einem ſchönen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle dieſe Geſchichte nicht umſonſt. Wollte der Himmel, unſere Weiber ließen ſich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre dieſe Sammlung der Bilder für ihre Tochter! Eine Schöne von ſechzehn Jahren würde vielleicht etwas weniger ſtolz ſein, wenn ſie die Bilder ihrer vierzigjährigen Mutter und ihrer ſechzigjährigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem ſechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben ſo ſtolz waren. Vielleicht würde ſie über dieſe großmütterlichen Runzeln manchmal ernſthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne ſehr erbaulich ſein können. Und wir Mannsperſonen, wie vernünftig würden wir wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von ſolchen Bildern auf die Vorſtellung gebracht würden, ob wir unſere bezaubernde Phyllis noch in vierzig Jahren, mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher ſein, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleien, die er ſeiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde ſeine Göttin

»im zwanzigſten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigſten ſchön,
im dreißigſten angenehm,
im fünf und dreißigſten noch immer angenehm,
im vierzigſten ohne muntre Farbe,
im fünf und vierzigſten mit einigen Runzeln an den Augen,
im fünfzigſten geſetzt und verehrungswürdig,
im fünf und fünfzigſten, mit einer andächtigen Miene,
und im ſechzigſten Jahre, als einen ſchönen alten Kopf«

finden. Aber das ſetze ich voraus, daß ſeine Frau eben ſo tugendhaft, eben ſo vernünftig ſei, als die Frau meines Freundes war; außerdem treffen dieſe Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergeſſen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war. Ich werde dieſes dem Ausſpruch meiner Leſerinnen überlaſſen; denn mir iſt es ganz unmöglich, mich darauf zu beſinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bei dieſen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entſchuldigen mich diejenigen, welche bei den Ehen unſerer Mitbürger ſo aufmerkſam ſind, wie ich, und daher auch ſo, wie ich, bemerkt haben, daß eben dieſe Ehen diejenigen ſind, die dem lieben Himmel die meiſte Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutz ſchließt, werden dem Himmel auch ſauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von dieſen Ehen gar zu viel Böſes zu reden; denn meine Freunde geben mir

Schuld, daß, wenn ich mich zum zweitenmale verheirathen ſollte, ſo würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, ſondern im Komtoir geſchloſſen werden. Ich kann mich bei dieſem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, iſt es zu Gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe ſehe. Da ich jung war, verführten mich die ſchwarzen Augen meiner Frau, und ich ward unglücklich genug; da ich ſo jung nicht mehr bin, ſo hätte ich wohl Luſt, mir eine reiche Frau zu wählen, die Augen mögen ausſehen, wie ſie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bei einer reichen Frau, wie ich es bei einer ſchönen war; ſo weiß ich doch zum wenigſten, wo ich Troſt ſuchen ſoll. Den fand ich bei meiner erſten Frau nicht, ſobald ein Jahr vorbei war; denn ihr ganzes Einbringen beſtand in zwei ſchwarzen Augen, bei denen der zärtlichſte Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wir Mannsperſonen bis in unſer zwanzigſtes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigſte dahlen, und bis ins dreißigſte lieben; heirathet man aber im vierzigſten Jahre, ſo handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt, und vielleicht einige Zeit geliebt. Nun wird man es mir in meinem vierzigſten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernſthafter verfahre, und ſehr genau überrechne, wie viel pro Cent ich mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bei den Ehen nicht aufs Geld ſehen ſoll, den halte ich, mit ſeiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böſe wird, ſo wünſche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch ſehr nützlich, da ſie weiter nichts brauchten, als einen Mann; jetzt aber, da ſie ſo viele koſtbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk und die Pracht die vornehmſte Abſicht ihrer Liebe iſt, jetzt iſt ſo eine poetiſche Schäferliebe nicht Jedermanns Werk. Man wird mir dieſe Läſterung vergeben; es fällt mir alle Augenblicke ein, daß ich auch ſo arkadiſch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich bin nicht Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will alſo die Taxe von meinem Herzen bekannt machen und der Welt ſagen, wie theuer ich liebe:

2000 Thaler; ich werde nicht gleichgültig ſein;
4000 Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe;
6000 Thaler, eine zärtliche Gegenliebe;
10,000 Thaler, eine inbrünſtige Gegenliebe;
15,000 Thaler, eine ewige Liebe;
20,000 Thaler; o Mademoiſelle! dafür bete ich Sie an, und ſterbe vor Liebe, aber erſt nach Ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht ſtrafbar ſein, daß ich ein wenig ſpröde und koſtbar thue. Das iſt immer die Sprache alter Junggeſellen und Wittwer, wenn ſie auch noch häßlicher ausſehen, als ich; aber ſie laſſen mit ſich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden laſſen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denjenigen, welche ſich einfallen laſſen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig ſei, denen will ich beweiſen, daß ich nach der Vorſchrift der Natur liebe. Und dieſes zu beweiſen, brauche ich nichts, als das Vorſpiel des Landmanns, welcher unſchuldig und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtſinnig, noch der Eigennutz der Städte niederträchtig macht.

Es wird ungefähr ein paar Monate her ſein, als ich auf dem Landgut eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorſichtig zwei Väter um ihre Kinder handelten. Hans, der Vater des erwachſenen Jungens, der freien ſollte, ging zu ſeinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenſter, und machte ihm ſeine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas! ſagte der zärtliche Vater; wißt ihr, was? Mein Bube ſoll das Gütchen annehmen, und ich ſuche ein feines Menſch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tauſend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelaſſen. Hum! Nur tauſend Gulden! das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zweitauſend Gulden, ſo laſſe ich meinem Sohn das Gut heute noch im Amt verſchreiben. Seht nur, Gevatter, ſprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zweitauſend Gulden iſt zu viel. Mit einem Wort: zwölfhundert Gulden iſt Alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je, geht doch, verſetzte Hans, ihr ſolltet euch ſchämen; ſo ein hübſcher Nachbar im Dorfe! Niklas ſchüttelte ſeinen Kopf und blieb dabei, er könnte nicht mehr geben. Auch nicht fünfzehnhundert Gulden? fragte Hans ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht, als zwölfhundert Gulden. Nun ſo behüte euch Gott, Gevatter, ſo will ich weiter gehen. Sie ſchieden ziemlich gelaſſen von einander. Hans hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene ſtehen blieb, wieder umkehrte und an des Niklas Fenſter mit ſeinem Stocke pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehnhundert Gulden? Ich kann, ſtraf mich Gott, nicht! dabei blieb Niklas. Hans kehrte ſich trotzig um und ſagte: Nun! ſo muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht geweſen iſt. Lebt wohl!

Wer hat dieſe Leute dieſe vorſichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht geweſen iſt? Sollte ich wohl ſo rebelliſch ſein und mich der mütterlichen Stimme der Natur widerſetzen? Wie vornehm dachte mein Hans, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter fünfzehnhundert Gulden im Himmel geſchloſſen werden könnte!

In dieſem Augenblick fällt mir ein Aufſatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheirathet war. Es iſt ein Troſt für unglückliche Leute, wenn ſie Andere finden, die eben ſo unglücklich ſind. Ich war damals ſehr aufmerkſam, Leute kennen zu lernen, die ſich bei der Heirath eben ſo ſehr übereilt hatten, als ich. Ich fand ſie, und Alle ſeufzten, wie ich, über den Himmel; Keiner von ihnen war Schuld an ſeiner unglücklichen Ehe. Der Himmel blieb es allein, in dem ſie geſchloſſen waren.

Liſte einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geſchloſſen worden ſind.

Balthaſar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer und ehrlicher Mann, war dreimal Wittwer geworden, und mißbrauchte die Geduld des Himmels zum viertenmale, da er in ſeinem neun und fünfzigſten Jahre ein artiges Mädchen von ſiebzehn Jahren heirathete. Sie war eine Waiſe, ohne Vermögen; ſie lebte ſehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer Muhme, welche ſie ſo ſklaviſch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche verſäumte, um Leute zu ſehen. Mein Alter hatte ſeinen Kirchenſtuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; er freute ſich, als ein guter Nebenchriſt, über dieſe fromme andächtige Seele mit blonden Haaren, blauen Augen und einer blendenden Haut; er vergaß, ſeine Brille herunter zu nehmen, ſo lange ſie vor ihm ſaß; ja er ward endlich ſo verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu ſchlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft und ihre Armuth. Dieſer letzte Umſtand machte ſein Chriſtenthum rege; und weil er ſich ſchämte, noch in ſeinem hohen Alter verliebt zu ſein, ſo gab er ſich Mühe, ſich zu bereden, daß ihm Gott dieſes Mädchen zugewieſen habe, um ſie glücklich zu machen. Er hatte es ſo oft gehört und vielleicht ſelbſt erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich mißvergnügt ausſchlagen; nun wollte er einmal ganz uneigennützig und, nach ſeiner großmüthigen Sprache zu reden, ein nackicht Mädchen heirathen. Er ließ der alten Muhme ſeine chriſtlichen Abſichten entdecken. Man freute ſich und dankte Gott, der für arme Waiſen ſo ſichtbarlich ſorgt. Das fromme Mädchen ward ſeine Frau. Wie geſchäftig iſt nicht der böſe Feind! Kaum hatte ſich die junge Frau vier Wochen lang ausgefüttert, prächtig gekleidet und ihre vorige Noth vergeſſen; ſo blies ihr der Teufel (denn wer ſollte es ſonſt geweſen ſein?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Eſſen, Trinken, Kleider und ein frommer ruhiger Greis von ſechzig Jahren gehöre. In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerin ſo zu ſchmeicheln wußte, daß ſie ſich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verſchwendete, ihren Mann auf die empfindlichſte Art verachtete, und ſo unvorſichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Die Ehe war im Himmel und wenigſtens in der Kirche geſchloſſen, das geſtanden alle Leute; allein, wo kam der Hahnrei her? Das weiß ich nicht; aber das weiß ich wohl, daß ſeine Frau einige Monate drauf im Kindbette ſtarb. Mein rechtſchaffner Alter hat mir mit der zufriednen Munterkeit eines ruhigen Gewiſſens geſtanden, daß er an dieſem frühzeitigen Tode nicht Urſache ſei.

Man weiß die Noth der armen Wittwen. Faſt Jeder ſucht ſie zu bevortheilen, und Niemand nimmt ſich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe ſich um deßwillen zum zweitenmale verheirathet, um zum zweitenmale einen Mann zu bekommen; o nein: um deßwillen gar nicht! Nur darum geſchieht es, um eine Stütze in ihrer

Noth zu haben und ſich einen Freund zu verbinden, der ſich ihres Hausweſens annehme, der ſie wider die Zunöthigungen ihrer Feinde ſchütze; mit einem Worte, der ihr Mann ſei.

Dieſe Sittenlehren verſtand meine alte Wirthin aus dem Grunde. Sie war ſeit zehn Jahren Wittwe und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß ſie bei dem Abſterben ihres Mannes wenigſtens acht und vierzig Jahr alt geweſen ſei. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doktor, war ſo galant, ihr zu beweiſen, daß es von einem feurigen und wilden Blut herkomme. Sie brauchte eine Brille, es iſt wahr; aber es geſchah nur ihre Augen deſto ſchärfer zu erhalten. Mit einem Worte: es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für ſie ſorgte, der ſich ihrer annähme, und der ihr ziemlich anſehnliches Vermögen wider die eigennützigen Nachſtellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieſer Freund hätte können bei Jahren, und wenigſtens in ihrem Alter ſein; vielleicht wäre er alsdann vernünftiger und einſehender geweſen. Aber Vernunft und Einſicht war es doch nicht allein, was ſie ſuchte. Bei einem alten Freunde hätte ſie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für ſie was Schreckliches geweſen. Sie ſuchte ſich alſo einen jungen dauerhaften Freund, bei deſſen Umgang ſie, wenigſtens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen Niemand hatte ſie ſo viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Blut ſo wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm alſo ihre Hand an, und mit dieſer Hand den ganzen Segen ihres Kaſtens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ ſich auf ſeine Kunſt, und hoffte gewiß, ſie binnen zwei Jahren zu begraben. Und doch betrog er ſich; ſo ſelten er ſonſt die Erben ſeiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böſe Worte, ſie ſollte ſterben, ſie ſtarb nicht; er verachtete ſie, und aus Demuth blieb ſie leben. Endlich wurden ſie mit einander ſo genau bekannt, daß er ſie prügelte: allein dieſes machte ſie deſto munterer, denn ſie glaubte, ſie, als eine gute Chriſtin, müſſe ſich ſtandhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie ſeufzte freilich über ihre unglückliche Ehe; aber ſie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da ſie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Wort, die Frau war unglücklich, und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen ſein eheliches Gerippe, tauſenderlei Verdruß, ſogar Schläge waren alſo nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen dieſe vergängliche Welt zu machen. Sie lebte ihm zum Trotz, und alle ſeine Arzneien würden kaum im Stande geweſen ſein, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neſte zu jagen, wenn ſich nicht der Himmel der Ehen ſeiner angenommen, und zugelaſſen hätte, daß das unbeſcheidene Weib ihren ſiebzigjährigen Hals brach, da ſie eben im Begriff ſtand, ein Fläſchchen Aquavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unſer Herr Doktor Saſt war alſo ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er ſich vor, vernünftiger zu heirathen; denn das geſtand er, daß er das erſtemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel und die Verbindung mit einer anſehnlichen Familie, welche ſein Glück auf eine dauerhafte Art befeſtigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand Beides; denn Titel ſind immer feil, und immer gibt es anſehnliche Familien, mit noch anſehnlichern Schulden; Familien, die ſich bei dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Säſt ſuchte alſo die Tochter eines geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegerſohns zu ſättigen. Man überwindet ſich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es ſind kaum zwei Jahre vorbei, als der arme Hofrath durch den Stolz ſeiner neuen Frau zu einer ſolchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, ſeine erſte Frau ſei ihm noch viel zu früh geſtorben. Die Reihe iſt nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der größte Theil ſeines Vermögens iſt durch einen übermäßigen Aufwand verſchwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß ſeine Reichthümer ſo unerſchöpflich nicht ſind, als er es ihnen anfänglich zu bereden geſucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er ſie um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und ſieht dem Augenblick mit Schrecken entgegen, wo ſie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne Sitten, ohne Verſtand, und was das Allerſchlimmſte iſt, ohne Vermögen bleiben ſoll. Das einzige Mittel, ſich zu retten, iſt der Tod ihres Mannes. Sie wünſcht es, ſie ſagt es ihm, daß er ſehr wohl thun werde, wenn er ſtürbe. Alle Kunſtgriffe, die er angewendet hat, ſeiner erſten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden jetzt verdoppelt, ihn auf eben dieſen guten Einfall zu bringen. Faſt wünſcht er ſich ſelbſt dieſe Art der Erlöſung. Er könnte ſich, als Medikus, die Mühe erleichtern: aber die Pflicht eines Arztes iſt, nur Andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt alſo, und erwartet den Tod ſehnlich. Der Tod iſt taub; denn man weiß ſchon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwiſſender Medikus leben bleibe. Was ſoll unſer armer Hofrath thun? Was ſoll ſeine troſtloſe Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß ſie noch die Schläge räche, die er ſeiner erſten Frau gegeben. Unter der Hand will man erfahren haben, daß ſie zu ein paar Ohrfeigen Anſtalt gemacht hat. Noch lebt er, und mich verlangt ſehr, den Ausgang dieſer Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieſes ſchreibe, und beide noch eben ſo mißvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß ſeine jetzige Frau das ſchreckliche Werkzeug iſt, die Beleidigungen zu rächen, die er ſeiner alten Wittwe angethan hat.

Zebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buch geleſen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine ſehr gefährliche Sache ſein könnte. Er war alſo ſo fein, und wählte ſich das dümmſte Mädchen in der Stadt. Sie war ſchön und aus guter Familie. Er machte ſich Hoffnung, ſie ganz nach ſeinem Willen zu lenken, da ſie ſo albern war, daß ſie kaum einen Willen zu haben ſchien. Er irrte ſich ſehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte ſie doch, daß ſie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß ſie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Anſehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorſichtig zu ſein; beleidigen durfte er ſie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemächtigte ſie ſich nach und nach einer Herrſchaft über ihn. Je dümmer ſeine Frau war, deſto ſchimpflicher war ihm ſeine Sklaverei. Sie ſtarb ſehr jung; ein Unglück, das ſonſt nur kluge Kinder trifft. Ich ſprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; er verſicherte mich, daß er in ſeiner ganzen Ehe nur zwei vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bei ihrem Tode.

Valentin Pinſel, deſſen Vater ein berüchtigter Quäker und die Mutter eine Betſchweſter geweſen war, hatte ſich in den Kopf geſetzt, daß die meiſten Ehen um deßwillen unglücklich wären, weil bei der Wahl ſo viel Menſchliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unſerer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorſicht heirathe. Dieſe Vorſicht hielt er für Sünde. Er wollte alſo heirathen, ohne den Himmel zu verſuchen. Dieſem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntag ſehr früh, als er ſich mit vieler Andacht rüſtete, der Perſon entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu ſeiner künftigen Braut zuführen würde. Dieſe ſollte nach ſeinem Gelübde, das er gethan hatte, das erſte unverheirathete Frauenzimmer ſein, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthür ſtehen, und erwartete ſein Glück mit aufgeſperrtem Maule. Das erſte unverheirathete Frauenzimmer, das an die Kirchthür kam, war eine Perſon von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher ſo ausgeſchweift hatte, daß ſich auch die ungeſittetſten Mannsperſonen öffentlich ihrer ſchämten. Er wußte dieſes, und eben darin fand er einen beſondern Wink des Himmels. Noch an dieſem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beinah fünf Jahre ſein, daß er der unglücklichſte Ehemann und ein Spott der ganzen Stadt iſt. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als dieſe? und doch glaubt er noch jetzt, daß dieſe Ehe im Himmel geſchloſſen ſei.

Meiſter Martin ſeliger, hat ſeine Frau aus keiner andern Urſache geheirathet, als weil ſie Chriſtine hieß. Und dieſes liebe Chriſtinchen hat ihn auf gut türkiſch gepeinigt bis an ſein ſeliges Ende, welches drei Tage darauf erfolgte, als ſie ihm einen Ziegel an dem Kopfe zerſchlagen hatte.

N. N. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche ſie beſonders ihrer Mutter zu danken hatte. Dieſe liebreiche Mutter ſtarb, und überließ die Tochter der Fürſorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als den, daß er niederträchtig geizig war. Dieſer Fehler hinderte das Glück ſeiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß ſie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre ſchönſten Jahre, die bei einem Mädchen der Liebe ſo heilig ſind, verſtrichen ungenoſſen. Sie war zu tugendhaft, ſich zu vergehen; aber ſie war gar zu ſehr ein Frauenzimmer, als daß ſie bei dieſer Verzögerung ganz gleichgültig hätte ſein können. Der

Geiz des Vaters verſcheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einſamkeit, die ſie um ſich herum wahrnahm, und dieſe Traurigkeit vermehrete ſich, wenn ſie an die künftigen Folgen dieſer Einſamkeit dachte. Endlich meldete ſich ein junger Menſch, der ſich vornahm, auf Konto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Urſache genug, ihm die Tochter abzuſchlagen. Dieſe Schwierigkeit machte ihn nunmehr im ganzen Ernſte verliebt. Er verſicherte ſeine Schöne, daß ſeine Liebe aufrichtig und vernünftig, und ſeine Abſichten chriſtlich wären. Bei einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung iſt dieſe ehrbare Sprache eben ſo gefährlich, als bei einem leichtſinnigen Frauenzimmer das Geſchenk eines koſtbaren und neumodiſchen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fing an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deßwillen fand ſie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme (denn die alten Muhmen ſind immer die Eheſtandsapoſtel), dieſe ihre alte Muhme miſchte ſich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwiſchen einem jungen wohlgewachſenen Menſchen und der Tochter eines reichen Vaters dem Himmel nicht anders als angenehm ſein könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verſtorbenen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigenſinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleien eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in dieſen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienſtfertigen Muhme: dieſe Umſtände zuſammen müſſen wohl die Philoſophie eines fühlenden Mädchens über den Haufen werfen. Sie ließ ſich entführen, nachdem ſie vorher den Himmel ſehr andächtig um ſeinen Beiſtand angefleht, und ihm vorgehalten hatte, daß dieſe Ehe durch ihn geſchloſſen wäre. Um ihr Gewiſſen noch mehr zu beruhigen, räumte ſie ihrem Liebhaber nicht die geringſte Freiheit ein, bevor ſie in dem nächſten Kloſter auf die feierlichſte Art getraut waren. Nun war ſie Braut und Frau, und zugleich, ungeachtet ihrer andächtigen Vorſicht, die unglücklichſte Frau. Ihr harter Vater war beleidigt und unverſöhnlich. Kaum verfloſſen acht Tage, als er ſich ſeiner entflohenen Tochter zum Trotz wieder verheirathete, und ſein ganzes Vermögen dieſer Elenden entzog, welche die Feindſchaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Mann nur wenige Jahre, traurig, elend und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieſer übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein Jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte ſie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe ſo unglücklich ſein können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geſchloſſen worden ſei.

Die Ehen, die man auf Schulen ſchließt, gehören, nach dem angenommenen Verſtande unſers Sprichworts, ganz unſtreitig unter die Ehen, die im Himmel geſchloſſen werden; denn der Verſtand hat ſelten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß ſie ſich nach der heutigen Art zu lieben und zu heirathen, wohl entſchuldigen laſſen. Man weiß das deutſche Sprüchwort: Jung gefreit, hat Niemand gereut. Das Sprüchwort hat Recht. Die Jugend iſt zu ausſchweifend, zu ſchwer zu bändigen; man laſſe ſie heirathen! Ein Jahr im Eheſtande leben, macht weit zahmer, als zehn moraliſche Folianten leſen. Kann es wohl jemals einen jungen Menſchen gereuen, daß er bei Zeiten vernünftig geworden iſt? Die meiſten jungen Leute, wenigſtens diejenigen, die aus vornehmen Häuſern ſind, wachſen nur um deßwillen groß, damit ſie eine Frau nehmen können; ſo gebe man ihnen doch eine Frau, ſobald ſie groß genug ſind, Vater zu werden. Mit einem Wort: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Univerſitätsromane zu altväteriſch eifert. Es iſt wahr, ſolche verehlichte Kinder werden ſelten, vielleicht niemals eine glückliche und vergnügte Ehe haben; aber heirathet man denn heut zu Tage nur um deßwillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundere mich ſehr, daß man noch jetzt ſolche Einwürfe machen kann, die ſich kaum bei unſern einfältigen Voreltern entſchuldigen ließen.

Alles dieſes führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erſt ſechs und dreißig Jahre alt, und ſchon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf dieſe Stunde unmündig iſt. Ich will ſeinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn ſelbſt aufgeſetzt hat:

»Ich war ſechzehn Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Univerſität ſchickte. So lange ich bei ihm im Hauſe war, hielt er mich ſtreng. Es geſchah dieß wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; ſie liebte mich alſo ſehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig ſein würde, ſo ſollte ich auch eine hübſche Frau kriegen; dieſes war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an ſo ſtark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu ſein, und immer mit Ungeduld auf eine hübſche Frau wartete. Die Ernſthaftigkeit meines Vaters ward mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorſtellung glaubte, ich ſei gelehrt genug, auf die Univerſität zu ziehen; und was ſie glaubte, fand mein Vater immer billig, ſo ſtreng er ſonſt war. Ich kam alſo nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünſchen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig ſein möchte, damit ſie mir bald eine hübſche Frau geben könnte. Dieſer mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drei Jahre vergeblich darauf gewartet hatte; ich nahm mir alſo vor, mich ſelbſt zu ſegnen. Hierzu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwand vermuthete, mein Vater ſei ſehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntſchaft, und war vielleicht noch nicht verliebt; aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernſte, da das Mädchen ſehr ehrbar und züchtigt that, und mich beſtändig vor der Eiferſucht und ſtrenger Wachſamkeit ihrer Eltern warnte, welche unerbittlich grauſam gegen ſie ſein würden, ſobald ſie den geringſten Argwohn von unſerer Vertraulichkeit faſſen ſollten. Ich war jung genug, alles dieſes zu glauben: und da ich noch ſchlauer ſein wollte, als die ſcharfſichtigen Eltern meiner Schönen, ſo verſprach ich ihr insgeheim die Ehe, heirathete ſie eben ſo geheim, und genoß das ſo lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausſpruch meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben ſollte. Mit einem Wort, im ſechzehnten Jahre meines Alters, und noch im erſten Jahre meines akademiſchen Lebens, war ich verliebt, verheirathet und Vater. Es war alſo nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Eltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, anſtatt daß ich die heftigſten Begegnungen von ihnen erwartete. Dieſe Nachſicht würde mir unbegreiflich geweſen ſein, wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß dieſe wachſamen und unerbittlich grauſamen Eltern vom Anfang an die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe geweſen wären. Sie nannten es nunmehr einen Jugendfehler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind ſo väterlich geſorgt hätte. Meine Eltern hingegen waren ganz untröſtlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich ſei, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine ſo feine Art erhaſcht zu haben: denn das Geld war bei meinem Vater ein Umſtand, der viel Thorheiten entſchuldigte. Allein meine Vorſtellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr als ich; er wußte die ſchlechten Umſtände meiner neuen Familie, welches ſich in ein paar Monaten noch beſſer äußerte, da mein Schwiegervater einen ſo ungeſchickten und unverantwortlichen Bankrott machte, daß er nicht allein den geringſten Vortheil davon nicht hatte, ſondern ſogar in die äußerſte Armuth gerieth; einen Bankrott wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Troſt dieſer Unglückſeligen; aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater ſtarb; der Hof bemächtigte ſich ſeines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu erſetzen, was man forderte. Sie können glauben, wie ſehr mich dieſes alles beunruhigte. Ein junger unerfahrener Menſch von ſiebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das Geringſte zu lernen, womit er ſein Brod verdienen könnte; dieſer ſoll für den Unterhalt ſo vieler Perſonen ſorgen, und kann ſich ſelbſt nicht ernähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein ſchreckliches Verbrechen es ſei, kein Geld zu haben. Meine Schwiegereltern hielten mich für den größten Böſewicht; und nun erſt fiel es ihnen ein, daß ich ihr armes unſchuldiges Kind verführet hätte. Mit einem Wort, ich habe ſeit achtzehn Jahren unter der ſtrengen Vormundſchaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat ſie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieſer Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath und der Herr Oberamtmann ſind ein Paar liebenswürdige Männer, und meine Frau ſieht in der That noch reinlich genug aus, chriſtliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Dieſe rechtſchaffenen Patrone haben auch für meine älteſte Tochter väterlich geſorgt, und ihr in ihrem ſechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beim Herrn Kammerrath Verwalter iſt, einen feinen frommen gelaſſenen Mann, wie ich bin, nur noch einmal ſo alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter iſt das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch ſchon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Töchterchen geſchenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare ſo ähnlich ſieht, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eigenem Munde; denn mir kam es nicht ſo vor. Sehen Sie, mein Herr, ſo lebe ich jetzt! Der Himmel, der für eine Frau und für Kinder geſorgt hat, wird auch für Brod ſorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Geſichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmann ſein chriſtliches Herz! Ich will mir Alles gefallen laſſen! Das iſt mein Lebenslauf, wie Sie ihn verlangt haben. Leben Sie wohl!

N. N. iſt ein unglückliches Opfer von dem Eigennutz ihres Vaters geworden. Sie beſaß alle Tugenden eines Weibes, und faſt keinen einzigen von den Fehlern derſelben. Sie war ſo ſchön gebildet, daß ſelbſt Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war ſie dabei ſo tugendhaft, daß auch die ungezogenſten Mannsperſonen Ehrfurcht für ſie hegten, und in ihrer Gegenwart ſich vernünftig aufführeten. Mit einem Wort: Sie war das, was Alle ihres Geſchlechts ſein wollen, und nicht Alle ſind. Sie war alſo eines vernünftigen Vaters und eines beſſern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundſchaft über einen jungen Menſchen gehabt, und dieſe ſo eigennützig verwaltet, daß er mit Zitern an die Zeit dachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieſer Mündel beſaß, außer einer anſehnlichen Herkunft und einem großen Vermögen, nicht die geringſten Eigenſchaften, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Häßlichkeit gebaut war, würde ſich haben entſchuldigen laſſen, wenn ſeine Seele nicht noch häßlicher geweſen wäre. Von ſeinen erſten Jahren an hatte man ihm alle Ausſchweifungen verſtattet. Nach dem Tode der Eltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem ſehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden ſollte. Er gab ihm, ſo viel er zu ſeinen Ausſchweifungen brauchte, um ihn deſto ſicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reiſen gehen ſollte; denn zur Schande unſers Vaterlandes kriegen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutſche, zu ſehen. Das Ceremoniel erforderte, ihm einen Hofmeiſter mitzugeben; unſer Vormund wählte ihn ſelbſt: man kann alſo wohl glauben, daß der Hofmeiſter nicht vernünftiger war, als ſein Untergebener, der nunmehr in die Welt geſchickt ward, ohne Wiſſenſchaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur ſein Körper war noch geſund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äußerlichen Wohlſtand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwiſſender, noch weit ungeſitteter, eben ſo unredlich, als er fortgereiſt war. Nunmehr war das ſein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion ſpotten konnte; und ſobald dieſe Spöttereien erſchöpft waren, ſo erzählte er der Geſellſchaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgeſtanden hatte, und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geſchehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, ſein Geld ohne Vormund zu verſchwenden. Was ſollte dieſer nunmehr thun? Seine Tochter ſollte unglücklich werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben könnte. Sie gefiel dieſem jungen Böſewicht. Anfänglich hatte er die Abſicht gar nicht, ſie zu heirathen; er wollte ſie nur als ein Kavalier, der zu leben weiß, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht gegen ſie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war; er wollte ſie alſo heirathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher dieſen Vorſchlag mit Freuden annahm, und ſeine Tochter auf die grauſamſte Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundſchaftsrechnungen richtig, ſeine unſchuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit dieſem Unmenſchen, der alle Tage verabſcheuungswürdiger, und durch ſeine pöbelhaften Ausſchweifungen ſo ungeſund ward, daß er dieſe Elende in eine Krankheit ſtürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freute ſich über das Ende ſeines Eheſtandes; der grauſame Vater tröſtete ſich über den Tod ſeiner Tochter, und war noch unverſchämt genug, zu glauben, der Himmel habe dieſe Ehe geſtiftet, um ſeiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saardam, dachte wie ein alter Holländer, und faſelte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Klarimenen, ein Frauenzimmer, welches die große Welt kannte, welches die groſſe Welt ziemlich genoſſen hatte, und ſehr unzufrieden war, wenn man den Selbſtmord der Lukretia entſchuldigte. Van Baaken ſprach ſie zum erſtenmale auf einem Balle in einer anſehnlichen Geſellſchaft. Ihre Mienen waren eben nicht aberglaͤubiſch, und dieſes machte ihm Muth, ihr einige galante Unflätereien öffentlich vorzuſagen. Vielleicht hätte Klarimene dieſe lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle; doch weil des van Baakens Perſon eben nicht ſo gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit überſah; ſo glaubte ſie, ihrem guten Namen ſo viel ſchuldig zu ſein, daß ſie ihren Unwillen darüber äußerte. Er hatte auf Reiſen weiter nichts gelernt, als unverſchämt zu ſein; er wiederholte alſo mit lauter Stimme ſeinen Bootswitz, und bekam dafür von Klarimenen ein Paar derbe frieſſländiſche Ohrfeigen. Van Baaken ward beſtürzt. Er ſah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte; und weil ſein Herz nicht ſowohl boshaft, als dummkühn war, ſo machte ihn dieſer Zufall ernſthafter, als er ſeit ſeiner Rückkunſt von Paris geweſen war. Er hielt dieſe Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Klarimenen zu heirathen; denn er ſchloß von ihrer geäußerten Empfindlichkeit auf ihre Keuſchheit, von ihrer Keuſchheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von dieſen auf das ſeltene Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genieſſen haben würde. Er war ſehr eiferſüchtig; und bei Klarimenen hoffte er, nicht Urſache zu haben, eiferſichtig zu ſein. War etwas natürlicher, als ſeine Hoffnung, Klarimene, welche als Jungfer eine zärtliche Unfläterei mit ein Paar ſo männlichen Ohrfeigen beſtrafte, werde, ſobald ſie ſeine Frau ſei, diejenigen mit Füßen treten, die die Verwegenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So ſchloß der unerfahrene Menſch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, ſchaffte ihm eine nähere Bekanntſchaft. Er verſicherte ſie ſeiner Hochachtung, ſeiner Liebe, ſeiner guten Abſichten; und Klarimene, welche ſich ſchon längſt einen ſo reichen und ſo dummen Mann gewünſcht hatte, ließ ſich nach einigen unumgänglichen Weigerungen ſo weit bringen, daß ſie ihm die Hand gab. Er heirathete ſie, ehe er von Spaa ging. Er führte ſie in ſeine Vaterſtadt, und rühmte ſich ſeiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junger Officier ſeiner Wunden, die er, Gott weiß, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, dieſe wilde Spröde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche dieſe Sprödigkeit verwegen machte; und wider Vermuthen fanden ſie dieſe Amazone ſo zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt alſo weiter nicht für nöthig, der Welt ſchrecklich zu ſein, da ihr Glück nun gemacht war. Mit einem Wort: Ehe noch ein halbes Jahr verging, wußte das ganze Land, daß ſie ihrem Manne untreu war. Ihr Mann wußte es ſelbſt, und war ganz troſtlos. Er hätte ſich die wahrſagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten, wenn dieſes ein Mittel geweſen wäre, von ſeiner Frau wieder loszukommen; denn nun merkte er beinah, daß er dieſen Wink des Himmels falſch verſtanden hatte. Er faßte alſo einen andern Entſchluß. Er floh im erſten Jahre ſeines Eheſtandes von ſeiner ungetreuen Tyrannin, und ging nach Surinam, wo er ſich viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß ſie geſtorben war, und ihm, ungeachtet ſeiner Abweſenheit, eine zahlreiche Familie verlaſſen hatte.

Gedanken ſind zollfrei; und damit bin ich ſehr unzufrieden.

In den neblichen Stunden, wo mein Geiſt mürriſch iſt, wo er nichts denkt, wo er ſo unwirkſam iſt, wie der Geiſt eines trunkenen Finanzenpachters; in dieſen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats, und mache Projekte.

Da ich dieſes erinnere, ſo ſollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projektmachen meiſtentheils die Beſchäftigung ſolcher Köpfe ſei, welche zu ungeſchickt ſind, etwas Wichtigeres zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen beſitzen. ihre Mitbürger glücklich zu machen; dagegen aber, unter dem ſcheinbaren Vorwand, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug ſind, ſich mit dem Schaden der Armuth zu bereichern, und ihr ungewiſſes Glück auf das augenſcheinliche Elend tauſend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig ſein, da ich niemals die Abſicht habe, den geringſten Vortheil von meinen Projekten zu ziehen, da ich nicht Willens bin, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, ſondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Koſten aufgebracht werden können, welche nöthig ſind, für die Bequemlichkeit derjenigen unter meinen Mitbürgern auf eine dauerhafte Art zu ſorgen, für welche bisher am wenigſten geſorgt worden iſt.

Außer dem guten Zeugniſſe, welches mir mein eigenes Gewiſſen von der Billigkeit meiner Abſichten gibt, rechtfertigt mich noch ein anderer Umſtand, der in der ſpaniſchen Geſchichte bekannt genug iſt. Mein Ureltervater, Sancho Panſa, war einige Zeit Regent der großen Inſel Barataria, und machte ſich in etlichen Tagen durch ſeine Gerechtigkeit und tiefe Einſicht in die Kunſt, zu regieren, um ſein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreißig Jahre lang gefürchtet und ewig verabſcheut werden. Von dieſer Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigſten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen beſetzt ſind, ſo behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unſerer Familie, beſtändig, auch als Privatperſonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen und allerunterthänigſte Projekte zu machen, da wir nicht im Stande ſind, allergnädigſte Befehle zu geben.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unſterblichen Sancho, beſitze dieſen Familienſchatz von einigen hundert Projekten, welche meine Vorfahren und ich aufgezeichnet haben. Sie betreffen ſowohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nothige Bevölkerung des Königreichs Spanien, ſondern auch für eine bequemere Art, weſtphäliſche Schinken zu räuchern, in unſerm patriotiſchen Eifer geſorgt. Ich werde mich ſehr billig finden laſſen, wenn ich den europäiſchen Staaten, oder auch Einem ehrenfeſten Rathe des Städtleins J...., wo ich mich jetzt aufhalte, mit meinen geſammelten Projekten dienen kann. Ich hoffe, das großmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringſte Eigennutz dabei vorwaltet, ſondern da ich ſolches in der Abſicht thue, der Welt zu dienen und mich mit einigen Schritten derjenigen Unſterblichkeit zu nähern, welche mein erlauchter Vater Sancho, mit ſeinem getreuen Eſel und vielen großen Projektmachern des jetzigen Jahrhunderts, rühmlichſt erlangt hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Verſprechen geben. Dieſe Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation an, da ich in Deutſchland, die meiſte Zeit über, meinen Unterhalt gefunden habe, und um deßwillen gegen dieſes nahrhafte Land erkenntlicher ſein will, als ein großer Theil ſeiner Nachbarn, welche ſich viele Jahre von dem deutſchen Brode mäſten und dennoch immer, bei einer ſtolzen Eigenliebe, undankbar ſind.

Mein Projekt ſoll alle die unentbehrlichſten Eigenſchaften haben, die den meiſten Projekten fehlen. Es ſoll, ohne Anſehen der Perſon, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden; der Arme und der gemeine Mann ſoll entweder gar frei gelaſſen, oder doch am meiſten geſchont, der Vornehme aber, nach Beſchaffenheit ſeiner Umſtände und Abſichten, am meiſten zur Mitleidenheit gezogen werden; die inländiſchen Manufakturen ſollen dadurch auf keinerlei Art niedergedrückt und eben ſo wenig der freie Handel mit den Ausländern gehemmt werden; die Einkünfte von dieſem Projekt ſollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatperſonen dem gemeinen Beſten entriſſen, ſondern vor den Augen des ganzen Landes ſo vertheilt und angewendet werden, daß es gewiſſen preßhaften Perſonen vorzüglich zu Nutzen gereicht, und dieſer Nutzen ſich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es ſo einrichten, daß alle dieſe Einkünfte nur durch wenige Bediente verwaltet werden können und alſo dem gemeinen Weſen wenig dadurch entzogen wird. Ich ſchmeichle mir, daß man bei meinem Projekt nicht nöthig haben wird, die geringſten Zwangsmittel anzuwenden. Es iſt für alle Stände ſo vortheilhaft, daß ſich gewiß ein jeder von ſelbſt beeifern wird, ſeinen Beitrag zu entrichten und des Vortheils öffentlich zu genießen, den er durch ſeine Beiſteuer erlangt. Sogar Ausländer werden ſich dazu drängen und zur Bereicherung unſers Landes die Schätze aus ganz Europa zu uns ſchleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß ſie an den glücklichen Folgen dieſes Projekts Antheil nehmen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieſes Projekts haben, ſondern auch, als ein billiger Kontribuent, meinen Antheil ſelbſt dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projektmacher ſein!

Da ich auf dieſe Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projekts ſo deutlich gezeigt habe; ſo will ich auch nunmehr mit Wenigem meine Gedanken ſagen, für wen ich eigentlich die Einkünfte von dieſem gerühmten Projekt beſtimmt habe.

Nach der mir angeborenen politiſchen Einſicht halte ich es für einen großen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht= und Spinnhäuſern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republik Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung derjenigen niemals ſorgt, welche unter dem ſcheinbarſten Vorwande und den prächtigſten Titeln, in dem gemeinen Weſen erſtaunende Unordnung anrichten; und dieſes blos aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brod, ſo werden ſie aufhören, dem Lande ſchädlich zu ſein; denn nur aus Hunger ſchaden ſie.

Dieſes deutlicher zu machen, will ich hier Einige von denjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projekts eben deßwegen beſtimmt habe, weil die Obrigkeit zu großen Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht ſorgt, und ſie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit ſetzt, das zu ſein, was ſie ſind, und welches ſie gewiß nicht ſein würden, wenn ſie nur einigermaßen Mittel wüßten, ſich auf andere Art zu nähren. Die wenigen Beweiſe, die ich hier anführe, werden von dem großen Umfange meines Geiſtes und meiner großen Einſicht in die Kunſt, zu regieren, zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuſchrecken kommen die Rabuliſten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennt ſie; ich habe alſo nicht nöthig, ſie zu beſchreiben. Man weiß die allgemeine Verwüſtung, die ſie in einem Lande anrichten, und doch duldet man ſie und gibt ihnen Ehrentitel. Man ſcheut ſie und ſucht doch ihre Freundſchaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider ſie und gibt neue Geſetze zu ihrer Vertilgung; wer ſollte darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter würden untröſtbar ſein, wenn alle Advokaten gewiſſenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menſchenliebe, daß ich glauben ſollte, die Bosheit eines Rabuliſten ſei eine Handlung, deren ein Menſch freiwillig und ohne von der äußerſten Noth gedrungen, fähig ſein könne: zur Ehre meiner Mitmenſchen glaube ich das nicht. Die größte Verzweiflung muß es ſein, die ein vernünftiges Geſchöpf zu einer ſo abſcheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in dieſem allein, iſt die ganze Quelle der Rabuliſterei zu ſuchen. Der Hunger iſt es, der Poeten, der Patrioten, der Schriftſteller, der Goldmacher, der Rabuliſten ſchafft. Ich will dieſem Uebel ſteuern. Von den Einkünften meines Projekts ſoll kein Theil angewendet werden, die Rabuliſten zu füttern; dadurch werde ich ſie nicht allein von ihrer ſchändlichen Räuberei abziehen, ſondern ich werde auch dem gemeinen Weſen an ihnen ſolche Mitglieder ſchaffen, die ihm die wichtigſten Dienſte leiſten können. Es iſt hier der Ort nicht, weiter davon zu reden; im Vorbeigehen will ich nur ſo viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Rabuliſt ſehr geſchickt iſt, in der Gerichtsſtube Fiskal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter und die Bosheit der Advokaten. Er wird alsdann alle Parteilichkeit und Rabuliſterei am beſten entdecken können, ſo, wie diejenigen die beſten Zollbedienten ſind, die den Zoll am meiſten betrogen haben, ehe ſie bankrott wurden. Dieſes Kapitel aus der Finanz verdient eine beſondere Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für die Freigeiſter will ich auch ſorgen. Sie werden die Einkünfte meines Projekts ziemlich erſchöpfen: denn ſie vermehren ſich täglich. Aber deſto nöthiger iſt es auch, daß man ihnen Brod gibt, damit ſie Chriſten werden: denn nur am Brode fehlt es ihnen und nicht an der innerlichen Empfindung. Unter tauſend Freigeiſtern iſt vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieſer Eine wird gewiß am wenigſten ſchaden, weil er zu vernünftig iſt, ſeinen Unglauben merken zu laſſen, und weil er ſich bei ſeiner Vernunft ſchämen muß, in der Geſellſchaft einer ſo abgeſchmackten Bande Gaukler zu ſein, welche zu dumm ſind, von der Religion nichts zu glauben. Denn von der Religion im Ernſte nichts zu glauben, das iſt weit ſchwerer, als ein guter Chriſt zu ſein. Alſo ſorge ich bei meinem Projekt bloß für dieſe ſtarken Geiſter, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger, Lügen predigen, wie etwa die Zigeuner nur aus Hunger wahrſagen. Ich ſchreibe gar nichts aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier ſchreibe; ich berufe mich auf die Erfahrung und bitte mir von meinen Leſern nur eine kleine Aufmerkſamkeit auf dergleichen Geſchöpfe aus, welche ſo verwegen ſind, ſich Atheiſten zu nennen. Bei allen (ich ſage nicht zu viel, wenn ich dieſes ſage), bei allen werden ſie finden, daß ihr Leichtſinn ſich bloß aus einem Mangel der Nahrung herſchreibe. Ein junger Menſch, der ſein Vermögen durchgebracht, dem der wollüſtige Müßiggang das Gemüth zu höhern Beſchäftigungen träg gemacht und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken ſeiner vorigen Glückſeligkeit verzweifelnd und der gegenwärtige Mangel unverſchämt macht, der es nicht gewöhnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch ſeine koſtbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf ſich zog; ein Menſch von dieſer Art, und deren ſind unzählige, wird eine Beruhigung für ſeinen Hochmuth und für ſeinen Hunger finden, wenn er zuerſt die innerlichen Vorwürfe ſeines eigenen Gewiſſens damit übertäuben kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennütziges Gewäſch der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieſer Pflichten ſo ſchrecklich bedroht, ein kindiſches Mährchen chriſtlicher Weiber ſind. Hat er es erſt mit ſich ſelbſt ſo weit gebracht; ſo liegt ihm daran, daß er ſein eingeſchläfertes Gewiſſen in dieſer Betäubung erhalte, und daß er auch gegen die Welt ſeine Thorheiten rechtfertige. Am füglichſten geſchieht dieſes dadurch, daß er ſich ſelbſt und Allen, die es hören und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorſagt, die ſein ſtarker Geiſt aus Schaam und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn ſo vorſichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren ſucht, welche am wenigſten Verſtand haben, ihm zu widerſprechen. Er wird ſich am liebſten reiche bejahrte Thoren und junge Narren aus guten Häuſern wählen. Jenen iſt es ungemein ſchmeichelhaft, daß man ihnen bei ihrer reichen Thorheit den Verſtand zutraut, wichtige neue Wahrheiten einzuſehen, die ſo viele vernünftige Leute und ihre eigenen Beichtväter nicht einſehen können. Dieſe kitzelnde Eitelkeit thut ihnen ſo ſanft, daß ſie mit freigebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher ſo großmüthig geweſen iſt, ihnen auf eine ſo bequeme Art ſo viel Weisheit, ſo viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verſtand, ſogar ihr Verſtand, ſo leicht hat faſſen können. Am beſten aber befinden ſich unſere predigenden Freigeiſter bei jungen bemittelten Narren, welche, ſobald ſie die Religion weiter nicht ſchreckt, ganz ungeſtört ihren Ausſchweifungen nachhängen können. Sie laſſen mit Vergnügen ihren neuen Apoſtel an allen dieſen Ausſchweifungen Antheil nehmen; und dieſer nimmt ihn ſehr gern, weil er ſie gewohnt iſt, und befindet ſich bei dieſen jungen Verſchwendern am beſten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen, und gewiſſe Ausſchweifungen verabſcheuen, die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich ſind. Ich habe hier das Bild eines Freigeiſtes von der mittlern Klaſſe gemalt. Denn von dem atheiſtiſchen Troſſe will ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen ſind und dasjenige nur abgeſchmackt nachplaudern, was jene bei ihrer mittelmäßigen Einſicht vorſchwatzen, und welche, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich wollen, ſtarke Geiſter ſein wollen, weil dieſes eine Modenarrheit iſt; welche endlich über Himmel und Hölle ſpotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Dieſe kleinen Charlatane muß man weder beſtrafen, noch auslachen. Man muß ſie nicht bemerken; ſo werden ſie ſchon ſelbſt aufhören, närriſch zu ſein: denn nur darum ſind ſie es, damit ſie nicht ganz unbemerkt in der Welt ſein wollen. Dieſe überlaſſe ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Fauſt des Vormunds. Nur für die mittlere Klaſſe ſorge ich: und dieſe Fürſorge iſt deſto wichtiger, je größer der Schade iſt, den ihre eigennützigen Schwärmereien der Welt und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bei dieſer Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leſer um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheiſterei von dieſer Seite kennen; weil keine Thorheit gefährlicher iſt, als die, welche man für Verſtand hält; und weil ich es genau beſtimmen mußte, welche Art von Freigeiſtern eigentlich von meinem Projekte ernährt werden ſolle. Nunmehr wiſſen dieſe, wer ſie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, ſie werden ſich ſchämen, wider ihre eigene Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den ſie aus Noth verläugnen müſſen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu ſein. Und damit dieſe Unglückſeligen wegen ihrer künftigen Verſorgung recht ruhig und ſicher ſein können; ſo gebe ich ihnen mein Wort, daß blos zu ihrer Unterhaltung alles dasjenige beſtimmt bleiben ſoll, was durch mein Projekt von den Geiſtlichen und den Philoſophen einkommen wird. Aus dem Projekt ſelbſt werden ſie ſehen, wie anſehnlich der Betrag davon ſein müſſe. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geiſtlichen und Philoſophen werden nun weit mehr beitragen, als von ihnen verlangt wird: dieſe, weil ſie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt ſind, und gewiß alles Geld hingeben werden, um einen einzigen Narren weiſe zu machen; jene aber, weil ſie gewohnt ſind, gute Werke zu thun und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, ſondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bei mir ſelbſt gezweifelt, ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Perſonen rechnen ſoll, für deren Unterhalt ich ſorge, damit ſie aufhören, unglückliche Thoren zu ſein. Sie ſind dem gemeinen Weſen ſehr verderblich; ſie bringen oft anſehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meiſtes Vermögen. Aber ſie ſind zu entſchuldigen, und mehr zu entſchuldigen, als diejenigen, welche ſich von ihnen mißbrauchen laſſen. Wer iſt lächerlicher? Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu großen Schätzen zu gelangen; oder dieſer Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landſtreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwiſchen will ich es doch auf einige Zeit verſuchen, damit man mir nicht den geringſten Vorwurf einer Liebloſigkeit machen könne. Ich will dieſe Elende an meinem Projekt Antheil nehmen laſſen: und damit ſie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, ſo will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß ſie auf den Jahrmärkten herum ziehen und, in Geſellſchaft anderer Taſchenſpieler, das neugierige Volk mit ihren chemiſchen Tändeleien beluſtigen mögen.

Man hat angemerkt, daß dieſe Goldmacher, wenn ſich ihre Betrügereien weiter nicht verſtecken laſſen, gemeiniglich anfangen, die quäkeriſche Sprache einer dunkeln Heiligkeit und myſtiſchen Andacht anzunehmen. Dieſes bringt mich auf den Einfall, bei meinem Projekt auch für die engbrüſtigen Narren, mit triefenden Augen, ſchiefen Hälſen und verkrümmten Händen zu ſorgen, welche der Pöbel Heilige und ein vernünftiger Mann heuchleriſche Betrüger nennt. Sie ſchleichen gebückt in die Häuſer frommer Thoren, und bemächtigen ſich, unter dem Vorwande, mildthätige Beiſteuern für arme Brüder zu ſammeln, des Vermögens dieſer Leichtgläubigen, welches ſie im Dunkeln wollüſtig verſchwenden, und diejenigen hungern laſſen, denen ſie es entreißen. Dieſem Uebel will ich ſteuern. Ich will für den Unterhalt dieſer andächtigen Mäuler ſorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meiſten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen; ob ich ſchon nicht läugnen will, daß Viele nur aus Hochmuth heilig herum kriechen, um deſto mehr verehrt zu werden. Für dieſe mag ich nicht ſorgen: denn ſie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen ſonderlichen Schaden.

Ich beluſtige mich beinahe in keiner Geſellſchaft mehr, als in der Geſellſchaft derjenigen, welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit der Regierung unzufrieden ſind. Man findet daſelbſt einen wahren Miſchmaſch von Hochmuth, von Neid, von Vaterlandsliebe und von Hunger. Es ſteht nicht in meinem Vermögen, ihnen Aemter und Ehrenſtellen zu geben: ich wollte es ſonſt mit Vergnügen thun. Ich weiß gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engländer ſagen, flucht derjenige der Regierung am meiſten, der am meiſten an der Regierung Antheil zu nehmen wünſcht. Alſo will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerlei iſt, für ihre Vaterlandsliebe ſorgen. Sie ſollen ſatt werden; und wenn ihr Magen noch ſo patriotiſch wäre, ſo ſoll er doch ſatt werden. Wirf dem Hunde Brod hin, der dich beißen will, ſprechen die Bürger in Mancha: das will ich auch thun; denn ich glaube, daß bei mir in Weſtphalen der Hunger eben ſo beißend macht, wie bei meines Ureltervaters Nachbarn in Mancha. Wie erſtaunlich werden die Veränderungen ſein, die mein Projekt in einem Staate macht! Alle politiſche Schneider und Schuſter, welche ſeither mit aufgeſtemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürſten geflucht, werden vor Freuden hervor taumeln und dem Himmel danken, der ihnen ein ſo weiſes Regiment und ſo gutes Bier verliehen. Der alte Ritter, welcher ſich voll Mißvergnügen über ſeine ungeſuchten Verdienſte ſeit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daſelbſt murrend den Untergang ſeines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; dieſer wird ſein beſtes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldigt hat, aus dem Kaſten hervorſuchen, um bei dem nächſten Gallatage mit ſteifer Pracht dem Hofe und ſeinem Dorfe Ehre zu machen. Und die mißvergnügten witzigen Köpfe! ... Welchen Lärm ſehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Penſion von hundert Gulden ſollen ſich zehn Reimer aus dem Athem ſingen.

Für dieſe witzigen Geiſter will ich vorzüglich ſorgen. Vielleicht haben ſie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit

Fleiß unterlaſſen; denn ich weiß, daß ſie fordern können. Ich werde ihnen auf eine anſtändige Art Unterhalt verſchaffen, damit ſie keine Urſache weiter haben, durch ſchmeichleriſche Thorheiten die ſchönen Wiſſenſchaften verächtlich zu machen.

Dieſe wenigen Exempel werden genug ſein können, meinen Leſern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des großen Projekts zu machen, womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich ſind ſie nunmehr neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht ſo ungeduldig, als ich es wünſchen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde ſo lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projektmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erſtaunenden Nutzen ihrer Erfindungen lange Zeit betäuben, ehe ſie entdecken, was ſie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der große Mann, der zum Beſten ſeiner dürftigen und verlaſſenen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen iſt, eine Gedankenſteuer anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menſchen hat keine angenehmere Beſchäftigung, als wenn ſie ſich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, ſchmeichelhaft unterhält, und ſie dafür denjenigen abſpricht, welche ſie doch wirklich beſitzen.

Von den älteſten Zeiten her haben ſich die Philoſophen bemüht, dieſe Leidenſchaft ſowohl ernſtlich als bitter zu beſtrafen; und auch von den älteſten Zeiten her iſt dieſes Unternehmen vergebens geweſen.

Ich will einen Vorſchlag thun, nicht ſo wohl wie man die Welt beſſert: denn ich kenne die

Welt; ſondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menſchen zum Beſten eines ganzen Landes nutzen ſoll. Anſtatt alſo die Leute in dem angenehmen Traume ihrer eignen Verdienſte zu ſtören, ſo will ich zufrieden ſein, daß ſie ſich für ihr Geld darin unterhalten: und anſtatt, daß ſie bisher nur ſchüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geſchmeichelt haben, ſo mögen ſie ſich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müſſen ſie dieſes Recht: denn das können ſie unmöglich verlangen, daß ſie umſonſt Narren ſein dürfen.

Sie ſollen jährlich eine gewiſſe Steuer erlegen, und ſich dafür die Freiheit löſen, öffentlich dasjenige von ſich zu rühmen, was ſie bisher nur heimlich gedacht haben.

Sobald ſie dieſe Gedankenſteuer erlegen, bekommen ſie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widerſprechen darf.

Dieſer Schein ſoll ſie wider alle Einwürfe mürriſcher Philoſophen, und wider alle bittere Satiren der Spötter ſchützen. Macht jemand in Geſellſchaft die geringſte Miene, als wollte er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrſamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthum, mit einem Worte, an ihren Verdienſten zweifeln; ſo dürfen ſie nur ihren Gedankenſchein vorzeigen, und die ganze Geſellſchaft muß verſtummen. Denn dieſer Schein macht ihre Verdienſte eben ſo unwiderſprechlich und vor Gericht gültig, als das öffentliche Zeugniß von Geſchicklichkeit und Qualitäten, welches man denen für baares Geld beilegt, die ſich Rang und Titel kaufen.

Nunmehr werden meine Leſer wohl im Stande ſein, zu überſehen, wie gegründet alles dasjenige ſei, was ich bisher von den Vortheilen meines Projekts geſprochen; ſie werden finden, daß ich aus Beſcheidenheit noch viel zu wenig geſagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menſchen überdenken, welche ſich einbilden, das zu ſein, was ſie nicht ſind; ſo werden ſie ſofort eine erſtaunende Menge Kontribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menſchen auf dergleichen ſchmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie ſie lieber Alles daran wagen, ehe ſie ſich in dieſen Vorurtheilen ſtören laſſen; ſo werden ſie mit einem Blicke überſehen, wie willig dieſe unzählbare Menge der Kontribuenten herzu eilen wird, ſich die Freiheit zu löſen, daß ſie ungehindert thöricht ſein können.

Die Summen müſſen erſtaunlich ſein, die dadurch zum Beſten des gemeinen Weſens zuſammenfließen, und die ohne Bedrückung der Armuth, ohne Hinderung des inländiſchen und auswärtigen Handels, ohne den geringſten Zwang zuſammengebracht werden. Dieſen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne ſeinen Gedankenſchein zu löſen, auf Vorzüge ſtolz ſein darf, die er nicht beſitzt, und niemand ſich unterſtehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge ſtreitig zu machen, der einen ſolchen Schein gelöſt hat. Dieſe zwei Punkte ſind die einzigen, in welchen der Beiſtand der Obrigkeit nöthig iſt.

Es iſt meine Abſicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verſtatten, einen Tarif oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was eine jede Art der eingebildeten Thoren beiſteuern ſoll. Sobald ich aber über dieſes Projekt den gewöhnlichen Oktroi erlange; ſobald will ich ein vollſtändiges Schatzungsregiſter durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für jetzt wird es genug ſeyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieſes will ich nur noch erinnern, daß die Weſtphälinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieſes aus Erkenntlichkeit, daß ich unter ihnen wohne, und bei ihnen auch, als ein Fremder, mein Brod ſo lange Zeit gehabt habe. Ich will dieſe Proben hinſetzen, ohne Ordnung, wie ſie mir einfallen. Künftighin werde ich ſchon wiſſen, die Sache kunſtmäßiger einzurichten.

Die Hageſtolzen ſind die erſten, die mir einfallen. Ich weiß nicht, wie es kommt; aber es ſey drum.

Ein alter Junggeſelle iſt mehrentheils ein Geſchöpf, das ſich viel, und gemeiniglich viel Lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, ſo hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine ſchöne Frau zu bekommen. Er hat ſie nicht haben mögen; denn ſie wäre doch allemal eine Frau geweſen. Alle Geſellſchaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Geſellſchaft noch weit mehr Urſache habe, ſich mit ſeinen Fehler zu unterhalten. Dieſer Weiſe lebt frei: denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt; aber zu Hauſe hat er eine Magd, die ihn tyranniſirt.

Aus Achtung für einen meiner beſten Freunde will ich von dem Hageſtolzen etwas Nachtheiliges weiter nicht ſagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leſer würden ihn errathen. Er iſt ohnedem argwöhniſch, und, wenn ich noch zwei Fehler von ihm ſagen darf, eigenſinnig und unſchlüſſig. Ich erwähne dieſe Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Perſon kennen, ſeinen Hageſtolz entſchuldigen, und nicht einen von den Fehlern zur Urſache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von ſich wenig, und immer beſcheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann er ſich nicht entſchließen, zu heirathen, weil er befürchtet, ſein Eigenſinn werde beleidigen. Dieſe kleine Schutzrede war ich meinem beſten Freunde ſchuldig; ich komme wieder zum Hauptſatz.

Ein alter Junggeſelle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorſicht und Klugheit nicht heirathe, ſoll jährlich Gedankenſteuer geben . . 2 fl. . Und ſobald er damit den Schein gelöſt hat, ſo ſoll, bei ſchwerer Strafe, kein Menſch in der Geſellſchaft befugt ſein, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigſten bis ins fünfzigſte Jahr, bekommen hat.

Alte Junggeſellen, die ſo unverſchämt ſind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin geſtorben ſind: die ſollen geben . . . 1 fl. . Die aber noch in ihrem fünfzigſten Jahre kokettiren, und albern genug ſind, zu glauben, daß die ſchönen Kinder, ſobald ſie ihr zärtliches Gerippe erblicken, ſeufzen und nicht lachen, die geben . . . . . 2 fl. . und alſo noch einmal ſo viel; denn ſie ſind noch einmal ſo große Thoren.

Bei uns in Weſtphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutſchland, gibt es keine größern Hahnreie, als die alten Junggeſellen ſind, welche ſich Mätreſſen halten. Da die ganze Stadt dieſes weiß, und ſie doch die ganze Stadt von der ſeltenen Keuſchheit ihrer Beiſchläferinnen überführen wollen; ſo werden ſie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch ſetze. Dieſer Gedanke von der Treue ihrer Haushälterin, oder wie ſie etwa heiſſen mag, faßt ſo viele ſtolze Eigenliebe in ſich, daß ſie für die Freiheit, ſo zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommenheiten müſſen ſie von ſich ſelbſt träumen, wenn ſie glauben, daß ihre Gebieterinnen (denn Gebieterinnen ſind ſie immer) nur ihnen nicht, ſonſt Allen widerſtehen, nur ihnen nicht untreu ſein können, da ſie es vorher zehn Andern geweſen, und, daß ſie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge veſtaliſcher Jungfrauen gebrauchen werden, da doch ſie vermögend waren, die zweideutige Tugend derſelben durch Ueberlaſſung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher ſein? Mit einem Wort: Sie ſollen geben . . 5 fl. . und dafür ſollen ſie das Recht haben, zu glauben, was kein Menſch glaubt.

Alte Junggeſellen, welche an ihre Jugendſünden ſo wenig zurückdenken, daß ſie das Herz haben, noch im fünfzigſten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heirathen, ſollen jährlich 1½ fl. erlegen und dafür die Freiheit erkaufen, nicht zu glauben, daß ſie was Thörichtes gethan haben.

Alte Junggeſellen, die alte reiche Wittwen heirathen, um in den nächſten fünf Jahren reich zu ſterben, ſollen nichts geben und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl ſehr vernünftig ſei. Die Freude iſt ohnedem von kurzer Dauer, und ſie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie ſind zu unglücklich, als daß ſie noch zu einer allgemeinen Schatzung gezogen werden ſollten. Und da ſie bei ihrem zärtlichen Drachen im Hauſe ſo wenig gute Stunden haben, ſo wollen wir ihnen das Leben nicht noch ſchwerer in Geſellſchaft machen. Ihr Unglück iſt in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger ſchmeichelhafter Gedanke einfallen ſollte, es müßte denn dieſer ſein, daß ihre Frau vor ihnen ſterben werde. Und ihnen zum Trotz ſtirbt ſie nicht! Dieſe unglücklichen Leute ſollen alſo zur Gedankenſteuer nichts geben. Man wird dieſen Ausſpruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, deſſen ich oben gedacht habe und welcher zu vielen Thorheiten zu klug iſt, nur zu dieſer nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich ſie den alten Junggeſellen an die Seite ſetze; meine Leſer werden es auch zufrieden ſein; denn es gibt kein Aergerniß, und nimmt ſich doch gut aus. Dergleichen Winterſtücke zieren eine Gallerie ungemein und heben die Farben der andern Schildereien.

Es iſt eines der ungegründetſten Vorurtheile der Menſchen, welche gern lachen, daß ſie am bitterſten über alte Jungfern lachen.

Iſt es etwa lächerlicher, keinen Mann zu haben, als ohne Frau zu bleiben? Und warum ſind denn die alten Junggeſellen nicht noch lächerlicher, da die Mannsperſonen die ungerechte Freiheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen, und ſich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im ganzen Lande auszuleſen; die armen eingeſperrten Mädchen aber nur hinterm Vorhange lauren dürfen, ob jemand kommen, und ſie ſuchen will? Und dieſem ungeachtet, iſt man ſo barbariſch, der armen Kinder zu ſpotten, wenn ſie bis in ihr vierzigſtes Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieſer Verlaſſenen an, und bekenne vor der ganzen deutſchen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorſichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannsperſonen nennen, von ſich geſtoßen haben, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigenſinn des Schickſals, bis in ihr vierzigſtes Jahr einſam und doch bei ihrer geſitteten Aufführung ungeändert geblieben iſt; daß, ſage ich, über dieſes Frauenzimmer nur Thoren ſpotten, und daß ſie bei Vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche ſich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bei ihren Ausſchweifungen deſto ſicherer zu ſein. Ich würde nicht zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten und gewiſſe Abſichten darunter ſuchen, da ich ein friſcher Wittwer bin. Ich will alſo gegenwärtig nur ſo viel ſagen, daß alte Jungfern von dieſer Klaſſe, von meiner Gedankenſteuer frei ſein ſollen: ja ſie ſollen das Recht haben, ohne Entgelt zu glauben, daß ſie darum gar nicht unglücklich ſind, weil ſie keinen Mann haben, und daß ſie es gewiß ſein würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche, über ihre alte Jungferſchaft ſpotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen übrig geblieben ſind, ſollen von den alten Junggeſellen, denen ſie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf dieſe Art, daß ich die Hälfte der Gedankenſteuer, ſo dieſe eingebildeten Hageſtolze nach meinem Plane erlegen müſſen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bei dieſen Freiheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Kaſſe ſo gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Geſpielinnen übrig, die ich bei der Gedankenſteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwiſchen hier und Osnabrück, rechter Hand der Straße, liegt ein Meierhof, in welchem ein altes Fräulein ſpukt. Vor dreißig Jahren mag ſie den Reiſenden gefährlich geweſen ſein; nun iſt ſie ihnen nur ſchrecklich. Sie wohnt im Fenſter; denn mit dem Anbruch des Tages ſteht ſie am Fenſter im Erker, und erwartet die Reiſenden. Sobald ſie von fern einen Wagen merkt, ſo rückt ſie ihr altes Geſicht in Ordnung, und lächelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet ſie aus der Menge der Bedienten, daß die Reiſenden von vornehmem Stande ſind: ſo wallt ihr adeliges Blut noch einmal ſo heftig; ſie reißt das warme Halstuch herab, und wirft einen verrätheriſchen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Reſt einer vierzigjährigen Reizung hervorgepreßt wird, der ſich über Luſt und Sonne wundert, deren er ſeit zwanzig Jahren entwohnt iſt.

Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den ſein Acker und der Handel mit gemäſteten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden, ohne ſeinen alten Adel zu beſchimpfen. Ein Soldat hätte er werden können; aber er hatte ſeine guten Urſachen, warum er es nicht ward. Er blieb alſo auf ſeiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben ſo altem Geſchlechte, erhielt dadurch ſeinen Adel unbefleckt, beſtellte ſeine Felder, predigte die tapfern Thaten ſeiner Vorfahren, ſoff mit ſeinen Nachbarn, und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig iſt, als unſer Fräulein. Sie ward alſo von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Eltern liebten ſie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahre alt, als ihre Mama ſo viel Schönheit an ihr zu merken glaubte, daß ſie für nöthig hielt, argwöhniſch zu werden. Jeden Reiter auf der Straße ſah ſie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt ſie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen, die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bei ihrem Verſtand und bei ihrer Schönheit gegönnt hätte. Und ſo ſchön war ich auch in meiner Jugend; Himmel, wie die Zeit vergeht! Mit dieſem Seufzer ſchloſſen ſich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber ſchwor bei ſeiner armen Seele:

Sie ſei ein braves Menſch, und verdiene einen hübſchen Kerl; den wolle er ihr verſchaffen, wenn ſie gut Wirthſchaft lerne. Nach dieſen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch ſo gute Wirkung hatte, daß ſie bei einer mittelmäßigen Häßlichkeit einige kleine Romane ſpielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß ſie dennoch, bei ihrer mütterlichen Sprödigkeit, ſtolz genug war, alle Heirathen auszuſchlagen, die ihr ſcharfer Verſtand (denn innerhalb einer Viertelmeile war ſie das verſtändigſte Fräulein), die ihr Verſtand für ſich nicht anſehnlich und vortheilhaft genug fand. Unter dieſem lächerlichen Miſchmaſch von Sprödigkeit und von Wolluſt, hat ſie geſtern ihr ſechs und fünfzigſtes Jahr herangebuhlt, und unterhält ſich in den Stunden, wo ſie nicht betet (denn ſeit ſechs Jahren betet ſie fleißig) mit den Verdienſten, die die Welt entbehren muß, da ſie nunmehr ſeit ſechs Jahren ſich im Ernſt entſchloſſen hat, einſam auf ihrem Meierhofe zu ſterben. In dieſem frommen Entſchluſſe mag ich ſie nicht ſtören; damit ſie aber dem gemeinen Weſen noch zu etwas nütze, und damit ſie mit einem ruhigen Gewiſſen ihrem ſtolzen Traume nachhängen könne; ſo will ich ſie zu meiner Gedankenſteuer ziehen, und ich hoffe, ein anſehnliches Stück Geld aus ihr zu löſen.

So oft ſie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmt, ſo oft ſchmeichelt ſie ſich mit einer Einbildung, die ganz falſch iſt. Dieſes aber thun zu dürfen, zahlt ſie ein Jahr über . 1 fl.

Sie erzählt, eben ſo wie ein junger Officier, ſehr gern die Siege, die ſie gehabt, und erzählt auch Siege, die ſie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, ſich ſo viel Liebhaber zu denken, als ſie für gut' findet; aber ſie muß dieſe Liebhaber bezahlen, und gibt für jedes Stück 1 Blaffert.

Sie mag ſich gern bunt kleiden, und daher kommt es manchmal, daß ſie in der Ferne Schaden thut. Mir iſt es leider ſo gegangen. Ungeachtet meines geſchwollenen Fußes, bin ich ihr einmal in Münſter drei Gaſſen zärtlich nachgehinkt, um ein Geſicht zu ſehen, das ich für jung und ſchön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, ſtrafte der Himmel ſchrecklich an mir; denn es war unſer Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir dieſe kleine Rache gönnen und erlauben, daß ich ihr für die Freiheit, ſich dieſer Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich abfordere... ½ fl.

Für die Schminkpfläſterchen, die ſie in die Furchen ihres Geſichts ſo häufig ſäet, muß ſie auch etwas geben. Freilich thut ſie es nicht, wie unſere Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Urſache; denn ſie hat eine ungeſunde Haut und unter jedem Pfläſterchen einen heimlichen Schaden; aber ſie thut es doch darum nicht allein, ſondern auch in der Abſicht, hinter dieſen kleinen Räubern unſerer Freiheit deſto kräftiger zu buhlen. Beſonders iſt mir das große Pflaſter verdächtig, welches ſie in die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hätte es vor dreißig Jahren anrichten können. Freilich hat es jetzt nur den Willen, zu ſchaden; aber auch dieſer muß beſtraft werden. Sie gibt ihre Beiſteuer für dieſe

Erlaubniß, lächerlich zu ſein, und zahlt für ein jedes Schminkpfläſterchen wöchentlich .... 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich ſie im Verdacht, daß ſie ſich ſchminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat ſie es nicht gethan; denn die Landfräulein haben immer weniger nöthig, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt; deſto unverantwortlicher wäre dieſe Thorheit jetzt. Ein Freund von mir hat die Mühe auf ſich genommen, es auszukundſchaften. Thut ſie es, ſo ſoll ſie bei allen Thorheiten, die ſie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; ſie könnte ſich denn überwinden, öffentlich zu geſtehen, daß ſie nur um deßwillen ſich ſchminke, weil ſie ſo gar häßlich ſei, daß ſie ihres natürlichen Geſichts ſich ſchämen müſſe. Auf dieſen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben, und ſie ſollte für dieſes geborgte Geſicht jährlich nur 4 Blafferte Miethzins zu meiner Gedankenſteuer geben.

Sie will es nicht geſtehen, daß ihre ſchwarzen Haare ſchon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn ſie alle Jahre . . ½ fl. . zahlt, ſoll Niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu bemerken.

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß ſie oft, und beſonders um die Zeit der Frankfurter Meſſe, am Fenſter ihren Morgenſegen mit entblößter Bruſt betet. Dadurch ärgert ſie Himmel und Erde; und wenn ſie es gar nicht unterlaſſen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1½ fl. abfordern.

Ein Bedienter, den ſie wegen ſeines Alters fortgejagt hat, will die Leute verſichern, daß ſie ſeit einiger Zeit ſich an abgezogene Waſſer gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu ſein. Aus chriſtlicher Liebe halte ich es für eine Verläumdung. Es wäre doch himmelſchreiend, wenn ſich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen ſaufen! Ich kann ihr dieſe Thorheit nicht wohlfeiler, als für 1 fl. . . verſtatten. Derjenige, der das Herz hat, ſie früh nüchtern zu küſſen, um die Wahrheit von dieſer Beſchuldigung zu erfahren; der ſoll aus dem gemeinen Kaſten eine anſehnliche Penſion auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum ſie bei allen Gelegenheiten in Geſellſchaften wider die unvorſichtige Zärtlichkeit unglücklicher Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügeriſchen Liebhaber zu glauben, und ſich zu einem Vorwitz bereden zu laſſen, der ſich nur für ihre Mütter ſchickt. Schon dieſer verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuth herkommt, der ſeine eignen Tugenden fühlt, ſo würde ich ihr nicht zugelaſſen haben, ihre unglücklichen Schweſtern zu richten, wenn ſie nicht jährlich . . 1 fl. . . gezahlt hätte. Da ich aber ſichere Nachricht bekommen, daß ſie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa . . . Mit einem Wort, ſie ſoll doppelt ſo viel geben; ich habe meine Urſachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner ſeligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine ſelige Frau hatte es auch von guter Hand. Will ſich das Fräulein zu dieſem Anſatz nicht bequemen, ſo will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, ſie ſoll ſich geben.

Sie erzählt ſehr gern in Geſellſchaft ein gewiſſes Mährchen, daß ein angeſehener und bemittelter Kaufmann in Emden ſie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe und ohne die geringſten Nebenabſichten heirathen wollen; aber, daß ſie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieſes Würzkrämers, ihm die ſchimpfliche Antwort gegeben: »Es hätten ihre gnädigen Aeltern ſie nicht »gezeugt, um bürgerliche Baſtarde in ihre Familie »einzupfropfen.« Dieſes Mährchen koſtet vieler Urſachen wegen . . . 1 fl.

Gemeiniglich iſt die Moral von dieſer Fabel, daß es nur ihr guter Wille geweſen ſei, unverheirathet zu bleiben, und daß ſie mit Händen und Füßen ſich der Freier erwehren müſſen. Für die Vergünſtigung, dieſe Unwahrheit zu ſagen, ohne roth zu werden, gibt ſie jährlich . . 5 Blafferte.
Und wenn ſie ſogar dem Himmel dafür dankt, ſo koſtet es . . 20 Blafferte.

Es widerfährt ihr ſehr leicht, daß ſie ſich in ihrer veſtaliſchen Grauſamkeit vergißt. Das ſoll ſie nicht thun. Iſt ein junger Kavalier ſo boshaft, und küßt ihr ſeufzend die Hand, und ſie gibt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; ſo muß ſie für dieſe hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen . . . . . 1 Blaffert.
Nimmt ſie es gar mit einem freundlichen Lächeln an, ... 2 Blafferte.
Heißt ſie ihn einen loſen Vogel, oder ſchlägt ihn mit dem Fächer . 3 Blafferte.
Und läßt ſie es gar zu, daß er ihr den Palatin . . O pfui! das iſt zu arg! das iſt eine Sünde wider die Natur! Das ſoll ſie nicht zulaſſen.

Ein Mann, welcher in ſeinen jüngern Jahren

alle wollüſtige Ausſchweifungen begangen hat und dennoch ſo ungerecht iſt, zu verlangen, daß die Perſon, die er zu ſeinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für die Ungerechtigkeit . . . . . 4 fl. .
und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausſchweifungen, welche das weibliche Geſchlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannsperſonen anſtändig und ein Beweis ſind, daß der Menſch, welcher ſie begeht, zu leben weiß.

Ein Mann, welcher ſo oft die Redlichkeit anderer Weiber verführt hat, und nunmehr bei ſeiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er ſonſt Galanterie nannte; der ſoll entweder ſein verdientes Schickſal ruhig tragen und mit geſchloſſenen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendſünde . . 2 fl.
Nachſchuß geben, und alsdann verlangen dürfen, daß ihm ſeine Frau dieſe gebüßten Ausſchweifungen nicht wieder vergelte.

Eine Frau, welche ihrem Manne untreu iſt, und dabei ſich ſchmeichelt, daß diejenigen, denen ſie ihren guten Namen aufopfert, ſie in ihrem Herzen wirklich hochachten, und ſie nicht für das halten, was ſie in der That iſt, die ſoll nur . . 1 fl. .
und alſo halb ſo viel geben, als in dem vorſtehenden Satze geordnet iſt. Ich finde dieſes um deßwillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung, zu ihrer Zeit auch büßen müſſen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und ſcherzender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie ſind ſtolz auf ihre Thorheiten. Indem ſie ſolche wieder erzählen, ſo empfinden ſie alles dasjenige von neuem, was ihnen ſonſt ihre Ausſchweifungen ſo angenehm machte. Sie vergeben ſich wohl oft ſo weit, daß ſie Umſtände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzuſtellen. Ihre Kinder hören begieriger auf dieſe Erzählungen, als auf das Mährchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bei den niederträchtigſten Thorheiten zuerſt lacht. Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt iſt, eben ſo luſtig zu leben, wie ſie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laſter eine Hochachtung, da es die Laſter ihres Vaters geweſen ſind. *Es war freilich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun iſt, wenn man jung iſt; Jugend hat Untugend!* Mit dieſer Vermahnung ſchließt der unbeſonnene Vater ſeine gefährlichen Erzählungen, und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor geweſen iſt. Der älteſte Sohn vergißt bei dieſer Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm ſeine Mutter und ſein Katechismus gegeben haben; er merkt ſich nur dieſe, daß Jugend Untugend hat; und dieſe merkt er um deßwillen am liebſten, weil er die beſte Entſchuldigung für alle keimende Bosheiten ſeines Herzens darin findet. Er hört, daß ſein Vater ſchon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm geweſen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeſchlichen iſt; nun ſchämt ſich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in ſeinem eilſten Jahre auf dieſen artigen Einfall gekommen iſt. Nur aus kindlichem Ehrgeiz ſchleicht er auch dem Kammermädchen ſeiner Mutter nach, und gewöhnt ſich ſpielend an eine Ausſchweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuſchwatzen, um ſeine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen dieſen Laſtern hat es eine gleiche Bewandtniß. Den erſten Trieb dazu empfindet der Sohn bei den luſtigen Erzählungen des Vaters. Er iſt von Natur boshafter, als ſein Vater; die jetzigen Zeiten ſind für einen jungen Menſchen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen ſein Vater noch als ein junger Thor lebte; iſt es nunmehr wohl ein Wunder, wenn der Sohn in ſeinen ſchändlichen Unordnungen viel weiter ausſchweift, als es der Vater gethan; wenn er ſich von ſeiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie ſich doch der Vater gefunden hat; wenn dieſer unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang ſeines Sohnes mit Schrecken anſehen, und dabei ſich ſelbſt die nagenden Vorwürfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtſamen Erzählungen ſeiner jugendlichen Thorheiten ſein Kind zur Bosheit gereizt habe, daß er ſelbſt der Henker ſeines unglücklichen Sohns ſei?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erſt nach ſpäten Jahren kommt, und viele Aeltern ſie nicht einmal erleben; ſo will ich verſuchen, ob ich dieſen traurigen Folgen durch meine Gedankenſteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren ſie ſich rühmen, erlegen ſie 5 fl. — Und iſt es nicht einmal wahr, daß ſie dieſe Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr, und nur eine unbeſonnene Eitelkeit iſt, ſich dergleichen zu rühmen; ſo geben ſie dieſe Summe doppelt.

Für die ſchändliche Zufriedenheit, die dieſe alten Narren empfinden, daß ſie Thoren geweſen ſind, können ſie weniger nicht geben, als 1 fl.

Wollen ſie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter ſein ſollen, als ſie ſelbſt geweſen ſind; ſo erlegen ſie 2 fl.

Finden ſie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und ſind noch ſo ungerecht, darüber zu jammern, und mit einem albernen: **Aber zu unſerer Zeit war es ganz anders!** die Schuld von ſich weg und auf die verſchlimmerten Zeiten zu ſchieben; ſo werden ſie dieſe Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit 4 fl. büßen können.

Ich will ſehen, wie weit ich mit dieſer Taxe komme. Finde ich, daß ſie noch zu ſchwach iſt; ſo werde ich ſie künftig erhöhen, und nach den verſchiedenen Bemerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen beſtimmen.

Ich habe mir ein gewiſſes Haus auf dem Ringe zu F***t gemerkt, wo der Vater beim Kamin und die Mutter bei ihrem Nachttiſch alle Anſtalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lachte über ſeine begangenen Thorheiten, bei einer Pfeife Tabak und in Gegenwart ſeines Sohnes ſo herzlich, daß ich große Urſache habe, zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hoſpital ſterben; und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter, ſo unvorſichtig mit dem Buchhalter, daß ich ſchon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinſt verdammt iſt, ihr Schwiegerſohn zu werden. An dieſem Hauſe will ich wahrnehmen, ob meine Vorſchläge von einiger Wirkſamkeit ſein werden. Sind ſie es nicht; ſo will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieſes Haus fliehen ſoll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer anſteckenden Seuche krank liegt.

Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, welches es für gut angeſehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheirathen, und welches ſich doch dabei einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienſte ſie zur gnädigen Frau gemacht haben, gibt monatlich 10 fl. Es iſt viel, und in der That ſcheint ſie für ihre Thorheit allzu theuer zu büßen; aber es war ſchlechterdings nöthig, eine ſtarke und ſogar monatliche Lieferung anzuordnen, weil ich beſorge, ihr Vermögen werde binnen zwei Jahren zerſtreut, und ſie alſo weiter nicht im Stande ſein, die Steuer zu erlegen, wenn ſie auch noch bei ihrer Armuth ſtolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig geweſen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienſte, der bei ſeinem und ſeiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung überſieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld haben; ein ſolcher Bürger iſt bei ſeinem plumpen Stolz gemeiniglich eines der unerträglichſten Geſchöpfe. Ich will ihm zwei Vorſchläge thun. Entweder, er ſoll denen von guter Geburt einen Theil ſeines Vermögens leihen, und dadurch das Recht behalten, zu glauben, daß er weſentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er ſoll die Erlaubniß, gegen Vornehmere unbeſcheiden und gegen Geringere trotzig zu ſein, jährlich mit 20 fl. erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorſchlag wählen, weil er aus der Erfahrung hat, daß man nicht ſicher genug iſt, wenn man ſich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es gibt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verſtand, durch Tapferkeit und Fleiß ſo heilſame Dienſte geleiſtet, daß ihre Verſetzung in den Adelſtand eine billige Belohnung, und zugleich für Andere eine nützliche Aufmunterung iſt, ſich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat ſich ſchon oft Mühe gegeben, zu beweiſen, daß ein ſolcher Mann, welcher durch ſeine eignen Verdienſte den Vorzug erlangt, der erſte Edelmann in ſeinem Hauſe zu ſein, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in ſeiner Familie, und alſo dieſes Glück einem ganz ungefähren Zufalle, wenigſtens ſeinen eignen Verdienſten, nicht ſchuldig iſt. Ungeachtet dieſer gegründeten und ſo oft wiederholten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet oder beneidet werden. Sie äußern dieſe unbillige Geſinnung öffentlich in Geſellſchaften. Es ſind nur zwei Urſachen, welche ſie von dergleichen Beleidigung zurückhalten können: der Schutz des Prinzen, der die Verdienſte dieſer neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, ſo neu es auch iſt, denen von Adel doch immer angenehm und oft ſehr unentbehrlich iſt. Da ich ſie nicht abhalten kann, ſo unbillig zu denken; ſo will ich doch wenigſtens Anſtalt machen, daß ſie nicht umſonſt ungerecht denken ſollen. Dergleichen Edelleute von gutem Hauſe, aber ohne eigene Verdienſte, ſollen für jeden Ahnen, deſſen ſie nicht werth ſind, und auf den ſie doch ſo gern ſtolz ſein mögen, jährlich 2 fl., und für jede gute Eigenſchaft, die ihnen fehlt, und die ſie doch in Anſehung ihrer Ahnen und ihres Standes vorzüglich haben ſollten, 3 fl. zahlen; und bevor ſie dieſe Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge ſtolz zu ſein, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelſten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häuſern gegen Neugeadelte iſt bei aller dieſer Unbilligkeit doch eher zu entſchuldigen, als der ungeſchickte Spott der Bürger, welche jene für Ueberläufer anſehen. Je niedriger ſie zu denken gewohnt ſind, deſto niederträchtiger ſind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienſtliche Eigenſchaften ſo vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe ſind die wahren Quellen, aus denen dieſe feindlichen Urtheilſprüche fließen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben ſo viel Verdienſte zu haben, und der Aufmerkſamkeit des Prinzen eben ſo wohl würdig zu ſein. Da aber der Prinz ſie nicht belohnt, und ihre Verdienſte unbemerkt bleiben: ſo wollen ſie wenigſtens dadurch ſich ſchadlos halten, daß ſie Andere zu bereden ſuchen, ihr belohnter Mitbürger ſei der verſtändige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn der Prinz halte. Indem ſie Andern dieſes ſo oft vorſagen, ſo fangen ſie unvermerkt an, es ſelbſt zu glauben, und haben gewiſſe ruhige Minuten, in denen ſie froh ſind, daß man ihnen dieſe Würde nicht angeſonnen, vielmehr ihnen die Freiheit gelaſſen hat, als gute ehrliche Bürger, wie ihr Vater und Großvater waren, zu ſterben. Aber dieſe ruhigen Minuten dauren nicht lange. Ihr eingeſchläferter Hochmuth erwacht von neuem, und ſie ſehen mit neidiſchen Augen neue Fehler an dem Mann, deſſen verliehener Rang ihnen, und noch mehr ihren Weibern, ein Gräuel iſt.

Wenn ein ſolcher Mann jährlich 10 fl. entrichtet, ſo ſoll er die Erlaubniß haben, Alles, was ich oben angeführt, im Ernſte zu glauben. Es ſoll ihm vergönnt ſein, in ſeiner Tabaksgeſellſchaft ſtolz auf ſeinen Bauch zu ſchlagen, und beim Teufel zu ſchwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und gibt er jährlich noch etwas, als ein freiwilliges Geſchenk, in meine Gedankenkaſſe; ſo ſoll es ſeiner Frau erlaubt ſein, ſich von ihrem Ladenjungen Ew. Gnaden nennen zu laſſen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, ſo billig und unparteiiſch gezeigt habe; ſo wird man mir verzeihen, wenn ich von denjenigen noch ein Wort ſage, welche bei ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig ſein können, als bis ſie die Vorzüge des Adels an ſich gekauft haben. Weil ſie den gänzlichen Mangel anderer Verdienſte dadurch eingeſtehen, daß ſie dieſe Würde für Geld erhandeln; weil ſie die Thorheit haben, ſich derer zu ſchämen, die ihnen an Geburt gleich ſind, und ſich in die Geſellſchaft derjenigen einzudrängen, die ſich ihrer ſchämen müſſen: ſo will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugeſtehen, über dieſen ohne alle Verdienſte erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu ſpotten. Aber dieſer Eitle ſoll jährlich für ſich und ſeine Nachkommen 30 fl. ſteuern. Und hat er ſogar eine zahlreiche Familie, und dennoch ſo viel Vermögen nicht, daß ein jedes von ſeinen Kindern mit eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bei ſeinem neuen Range behaupten kann; ſo ſoll er, zur Beſtrafung dieſer Liebloſigkeit gegen ſeine unſchuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, ſich niemals mit den traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch ſeine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politiſchen Veränderungen ſind oft für die größten Staatsmänner ein unauflösliches Räthſel. Man gibt ſie gemeiniglich dem Eigenſinn des Glücks Schuld. Es iſt unrecht. Ich will ſo mitleidig ſein, und die Welt aus einem Irrthum reißen, der dem Glück ſo nachtheilig iſt.

Peter Hum iſt Schuld daran! Peter Hum? Ja freilich! Dieſer Mann, den die Welt nicht kennt, den ſogar in der Stadt, worin er wohnt, nur Wenige kennen, dieſer Mann iſt ſeit Karls des Sechſten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er reſidirt in einem ſehr weitläuftigen und weichgepolſterten Großvaterſtuhl, in welchem ſein politiſcher Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr ausgeſtreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wiſſen, daß dieſer

Mann ganz Bauch iſt, nur für ſeinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geſchickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Trägheit ſeines ſich mäſtenden Sohnes ſehr bekümmert. Er ſann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geſchäfte zu bringen; aber alle ſeine guten Abſichten wurden durch die weibiſche Verzärtelung ſeiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verſtattete, als zu ſchlafen und ſich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug ſein würde, ihn gemächlich zu nähren: ſie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewiſſen bringen, daß ſie ihm einige Arbeit oder Beſchäftigung hätte zulaſſen ſollen, welche ihn an der Verdauung hindern können. In den wenigen Stunden, wo er nicht ſchlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Kanapee ſitzen, und ihr politiſche Zeitungen vorleſen, von welchen ſie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine beſondere Liebhaberin war. Sie freute ſich über die große Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher ſchon im fünfzehnten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu leſen. Sie war gewohnt, alle Staats- und andere Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einſicht die politiſchen Fehler gekrönter Häupter eben ſo ſcharf zu tadeln, als die wirthſchaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterin. Dieſe vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feiſten Jungen. Er plauderte von den politiſchen Händeln damaliger Zeiten ſo dreiſt und ſo dumm, wie ſeine wertheſte Mama, welche vielmals über ſeinen frühzeitigen Verſtand die bitterſten Thränen vergoß, da ſie nicht ohne Grund befürchtete, daß das kluge Kind unmöglich lange leben konnte. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche ſich der Vater unendlich betrübte, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa und ſein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Geſundheit und dem guten Namen ihres Sohnes ſehr zuträglich ſein würde, wenn er auf Reiſen ginge. Nach vielen ängſtlichen Widerſprüchen gab ſie ihre Einwilligung dazu, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſeine erſte Reiſe nicht weiter, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen ſollte; ſo wie ein Vogel mit ſeiner jungen Brut aus dem Neſte zuerſt nur auf die nächſten Zweige flattert, wenn er ſie gewöhnen will, auszufliegen. Niemand, als die Mutter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er ſich dieſe Reiſe gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine ſo liebe Mama, und nirgends ein ſo weiches Kanapee finden werde, als in dem väterlichen Hauſe. Endlich aber wälzte er ſich doch aus ſeiner Mutter Schooße, und reiſte von Münſter bis nach Osnabrück, wo er bei ſeinen Freunden etliche Wochen ausruhte. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß ſein Vater an einem Schlagfluſſe geſtorben ſei. Er kroch alſo ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlaſſene Vermögen in Beſitz, ſtreckte ſich ruhig auf ſeinen Sopha, und überſah von dieſem Poſten, ohne ſich um die Wirthſchaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, ſeine ehemalige Amme beſorgen ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit ſeinem Markthelfer, in wie weit ſie zu billigen wären, und dachte auf Vorſchläge, ſie zu hintertreiben, wenn ſie ſeinen Abſichten gefährlich zu ſein ſchienen. Seit dem Jahre 1740 iſt er in großer Unruhe geweſen. Der Tod des Kaiſers überraſchte ihn zu geſchwind, ehe er ſich in gehörige Poſitur hatte ſetzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzoſen; aber die Sache ging zu weit, und weil ſein Markthelfer einen Schwager unter den Huſaren hatte, ſo ſchlug er ſich zum Hauſe Oeſterreich, und gab der Sache bald ein anderes Anſehen. Der Aachner Friede iſt gar nicht nach ſeinem Sinne; er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Perſien hat er nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der chriſtlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen; da er aber von guter Hand erfuhr, daß derſelbe der proteſtantiſchen Religion nicht zugethan ſei, ſo ſchickte er ihn wieder nach Hauſe. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er möchte ihn, als ſeinen Landsmann, gern wieder auf den korſiſchen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden deſſelben in England zu bezahlen. Er überlegt dieſe Sache mit ſeinem Barbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit ſeinem Markthelfer nicht allein beſtreiten kann.

Was ſoll ich mit dieſem politiſchen Don Quixote machen? Weil er bei ſeiner Faulheit der Welt gar nichts nützt, ſo ſoll er doch wenigſtens ſeine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, gibt er 5 fl.

Den Aachner Frieden ſoll er nicht wohlſeiler, als für 20 fl. brechen.

Für die aſiatiſchen Händel zahlt er in Bauſch und Bogen 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den ſpaniſchen Küſtenbewahrern unter einer Decke liegt; ſo ſoll er ſich entweder zu den Engländern ſchlagen, oder jährlich für ſeine Katerei 15 fl. erlegen.

So oft er an einem der europäiſchen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, ſo ſoll er ſchuldig ſein, dieſes Vergnügen über ſeine ſchlaue Einſicht mit 20 Stübern zu löſen. Ich ſetze mit Fleiß keine große Summe; denn ſonſt würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelſtab bringen, da beinah kein Poſttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; ſo ſoll er ein für allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu ſeinem Zwecke gelangt ſein würde, wenn Theodor nicht ſelbſt zu ſchläfrig geweſen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er ſich zu dieſer Gedankenſteuer von ſeinem Markthelfer und dem Barbier einen Zuſchuß geben laſſe.

Es iſt mir nahe gegangen, ſo oft ich an die Eiferſucht gedacht habe, welche man an den meiſten Orten zwiſchen den Gelehrten und den Kaufleuten wahrnimmt. Ich ſage gar nichts Neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats iſt. Sie unterhält eine Menge von Menſchen in Bewegung, welche den wichtigſten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert emſige Familien haben ihr Brod durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in ſeiner Schreibſtube die Korreſpondenz führt. Dieſes nützliche Mitglied des gemeinen Weſens ſorgt für unſere Bequemlichkeit, und bringt uns mit den entfernteſten Gegenden der Welt in die genaueſte Verbindung, ohne daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für ſeine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müſſen, welche die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, und, wenn ich es ſagen darf, unſere Wolluſt unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt ſein, uns mit der Armuth unſers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, anſtatt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entfernteſten Himmelsgegenden eigen machen. Der Gelehrte ſieht dieſes; er läßt ſich den Vortheil gefallen, und verachtet in ſeinem Herzen den Mann, der ſein Leben und ſeine Bequemlichkeit daran gewagt, uns ſo viele Bequemlichkeit des Lebens zu verſchaffen. . . . Aber dieſer Mann weiß doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerſpruchs, nichts von Cirkulirung des Geblüts, von ſeinen eigenen Muskeln nichts. Er ißt, und weiß nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weiß nicht, wie dieſer Trank ſich in ſo verſchiedene Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reiſen, ohne den Veſuv zu beſehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero geſtanden hat. Er wird ſich die Schätze von Florenz zeigen laſſen; aber nicht den Koder. Er kennt die Levante, und weiß nicht, wo Troja gelegen hat. Xanthus iſt ihm ein fremder Name: aber wo die Wolga fließt, das weiß er wohl. . . . Ich gebe das Alles zu. Aber ſchadet die Unwiſſenheit dieſes Mannes dem Vaterlande ſo viel, als ſein Fleiß ihm nüzt? Er weiß vieles nicht, es iſt wahr; aber er weiß Geld zu verdienen: eine Kunſt, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Quartanten leſen und Folianten ſchreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unſerm Griechiſchen und Latein ſo viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Proviſion verdient. Da der Kaufmann und der Gelehrte einerlei Abſichten, und doch nicht einerlei Wege haben, zu dieſer Abſicht zu gelangen; ſo iſt es mir immer unbegreiflich geweſen, wie es kommen müſſe, daß ſie ſich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher iſt es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er ſieht, daß dieſer in Erlangung ſeiner Abſichten viel glücklicher und geſchwinder iſt, und es immer höher bringt, als er. Ich wünſchte wohl, daß die Gelehrten hierin billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, ſind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hiervon zu eröffnen? Iſt nicht der Hochmuth unſerer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterei, Schuld an der ſtolzen Miene, die ſie dem Kaufmanne machen?

Ich werde dieſen Saz bei meiner Gedankenſteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß ſein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger und dem Vaterlande nüzlicher ſei, als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus inländiſchen Manufakturen, der ſoll ſich dieſes Recht jährlich mit 2 fl. erkaufen.

Hält ein Mann ſich um deßwillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen beſitzt, und will er die Freiheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieſes nicht weiß, als einen Idioten zu verachten, ob dieſer gleich zu ſeinem beſſern Vortheil den Wechſelcours und die Agiorechnung gründlicher verſteht; ſo muß er für dieſe Freiheit geben 1 fl.

Will ihm der Philoſoph vorwerfen, daß er nichts verſtehe, da er nichts vom Satze des Widerſpruchs und andern tiefſinnigen Gaukeleien weiß, die mancher Philoſoph ſelbſt nicht verſteht, ſo ſoll er entweder 3 fl. entrichten, oder ſich im Komtoir des Kaufmanns ſeine philoſophiſchen Wahrheiten vom Widerſpruche, vom Unendlichtheilbaren, von Mitteln und Zwecken praktiſch lehren laſſen, die der Kaufmann immer am beſten verſteht und am nützlichſten ausübt, ohne zu wiſſen, daß ſie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der Kaufmann weiß vielleicht nicht, wie ſein Magen die Auſtern verdaut und in was für Säfte ſich der ungariſche Wein zertheilt, den er trinkt; aber ich glaube, er wird lieber in dieſer Unwiſſenheit bleiben, als an der ſparſamen Tafel ſeines Arztes eine Gelehrſamkeit erlangen wollen, welche ſo nahrhaft bei weitem nicht iſt, als ſeine bisherige Ungelehrſamkeit, bei der es ihm wohl geſchmeckt hat. Ich will hier zwei Vorſchläge thun: Entweder der Gelehrte ſoll an dem leckerhaften Ueberfluſſe der Tafel ſeines Kaufmanns Antheil nehmen und, ſo oft er von Tiſche aufſteht, bekennen, daß dieſer Ungelehrte gründlicher ſpeiſt, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich faſt glaube, dieſes ſeinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre, ſo ſoll er jährlich zu meiner Kaſſe entrichten 4 fl. und ſodann befugt ſein, zu glauben, daß es weit anſtändiger ſei, zu hungern und doch zu wiſſen, wie man verdaut, als bei dem Ueberfluſſe der Mahlzeit aufgeräumt und fett zu werden, ohne zu wiſſen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir dieſe Stelle von den Verdienſten der Kaufleute bei vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene und in vielen Schreibſtuben einen lauten Beifall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich dieſen durch das, was ich jetzt ſagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten iſt, welche den Handelsmann unendlich tief unter ſich zu ſein glauben; ſo unerträglich und noch weit abgeſchmackter iſt der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die weſentlichen Vorzüge eines Menſchen vor andern Geſchöpfen nur in der Geſchicklichkeit ſuchen, Reichthümer zu ſammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig ſchätzen, deren Beruf es iſt, mehr für die Ausarbeitung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu ſorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte nicht anders anſehen, als ihren Informator. Dieſe wuchernden Kreaturen, welche nicht weiter denken, als ſie rechnen können, ſollten überlegen, daß ſie nicht einmal rechnen könnten, wenn nicht der Gelehrte dieſe Kunſt zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht hätte. Ohne die Entdeckung der

Gelehrten würden die Kaufleute Batavia und Braſilien nicht zu finden wiſſen; und bei allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weiſe zuſammen geſcharrt hat, kann er nicht glücklich ſein, wenn er nicht denkt, wie der Philoſoph.

Ich will verſuchen, ob ich dieſen Unbilligkeiten durch meine Gedankenſteuer Einhalt thun kann. Vielleicht erreiche ich hier meinen Endzweck eher, als bei den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger ſind, und lieber den letzten Groſchen hingeben, als geſtehen, daß ſie Unrecht haben; viele Kaufleute aber Alles einräumen, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelſte Geſchöpf unter der Sonne ſei dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch ſchläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundſchaft, von Geſelligkeit nichts weiß, auſſer der Rechenkunſt alle Künſte verachtet, aber welches anſtatt deſſen Reichthümer ſammelt; ein Kaufmann, der dieſes glauben will, der ſoll alle Jahre zehn pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung und dergleichen ungerechte Wege erbeutet. Das wird meiner Kaſſe erſtaunliche Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande iſt, ſo niederträchtig zu denken, dem iſt auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwei gute Häuſer, eines in Mainz, das andere in Straßburg, von denen ich durch dieſen Satz jährlich wenigſtens drei tauſend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen ſchönen Wiſſenſchaften ein ſo unwiſſender Feind iſt, daß er die Koſten ſcheut, ſeinem einzigen Sohne eine anſtändige Erziehung zu geben und ihn noch etwas mehr lehren zu laſſen, als was zum Buchhalter gehört, der ſoll jährlich geben 100 fl. . Es iſt eine ziemlich große Summe, ich läugne es nicht; aber er iſt auch ein großer Narr, da er ſeinem Sohne auf dieſe Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbene Vermögen vernünftig zu genießen, und da er ihn verdammt, in ſeinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu ſammeln und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, ſeine todten Reichthümer, die er für ſich ſelbſt ſorgfältig verſchließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe ſeiner Kinder und die ſegnenden Wünſche der Armen zuwege zu bringen; ſo ſoll er ſich mit der Vorſtellung eines ſolchen Glücks, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger ſchmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 200 fl. beiſteuern; und alsdann ſoll kein Menſch befugt ſein, ihm zu entdecken, daß er ſeinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich iſt, daß ſeine Kinder mit ungeduldiger Sehnſucht auf ſeinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Beſten wünſchen, daß er ſich noch heuer über ſeiner Kaſſe aufhängen möge.

Dieſes wäre alſo ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abſtellung der Eiferſucht zwiſchen den Gelehrten und den Kaufleuten bei meiner Gedankenſteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der Verachtung und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander vorbeugen; oder, wenn dieſes ja nicht möglich ſein ſollte, ſo hoffe ich doch wenigſtens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbeſſerlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieſer Klaſſe allein werde ich in Deutſchland und in den Niederlanden jährlich ſo anſehnliche Summen heben, daß ich einen großen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu beſtreiten, und nach dem Plane, den ich im Eingange dieſes Projekts geäußert, wenigſtens ein paar tauſend ſchwärmende Freigeiſter und noch etliche verhungerte Goldmacher zu füttern im Stande bin.

Aus England verſpreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch ſchon dieſer Artikel daſelbſt angenommen werden ſollte. Denn bei den Engländern iſt der Kaufmann ehrgeizig genug, ſich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals beredter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und nützlichen Verdienſte der Kaufleute zu reden kommt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man dieſe engländiſche Art zu denken in etlichen Häuſern zugleich mit dem Roſtbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reiſe nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo ſchon die Väter ſo billig gedacht hatten. Ja, es behauptete ſogar in öffentlicher Geſellſchaft ein alter bemittelter Bankier: Der Kaufmann belohne ſich ſelbſt durch ſeinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müſſe man durch

Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da ſie gemeiniglich erſt von der Nachwelt belohnt würden. Ein Kaufmann, der dieſe Pflicht verſäume, ſei des Vermögens unwürdig, das ſein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über dieſe großmüthigen Gedanken, und war dafür ſo erkenntlich, daß ich dieſem rechtſchaffenen Patrioten die Warnung ins Ohr ſagte: Er möchte es ja nicht wagen, eine ſolche Meinung in . . zu äußern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze ſeinen Kredit verlieren würde.

Ich werde mich bei dieſem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie iſt unerſchöpflich.

Wenn es in andern Kreiſen ſo iſt, wie bei uns; ſo wimmelt Deutſchland von lächerlichen Geſchöpfen, welche ſich unter einander Gelehrte nennen und doch auf dieſen ſo anſehnlichen Titel gar keinen Anſpruch weiter haben, als dieſen, daß ſie keine Handwerksleute ſind. Bisher hat man immer geglaubt, daß dieſe Leute dem Lande, wo nicht zur Laſt, doch wenigſtens unnütz wären. Ich aber bin dieſer Meinung niemals geweſen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in . . . die Acciſe jährlich neun hundert bis tauſend Gulden, nur von Papier, Federn und Dintenpulver gewinnt, welche daſelbſt konſumirt werden.

Deſto mehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, dieſen ſogenannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch ſie ſich von allem Vorwurfe befreien und der Welt zeigen können, wie nützlich ſie einem Lande ſind. Wenigſtens zur Kontribution ſind ſie vortrefflich zu gebrauchen;

ein Beweis, daß in der Welt nichts ſo ſchlecht und gering ſei, es ſei wenigſtens zu etwas gut.

Ich will ihrentwegen einen Vorſchlag thun, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht alle mit dem offnen Beutel in der Hand gelaufen kommen ſollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die ſich Dichter, die aber Vernünftige nur Schmierer und, wenn ſie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da ſie ſelbſt gemeiniglich von ſich und ihren Schriften zuerſt anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche dieſe Herren auf dem Parnaß eingeführt haben, kommen ſie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Bemerkung gemacht: Je ſchlechter ein Poet iſt, deſto höher iſt auch der Rang, deſſen er ſich über Andere anmaßt. Um mich bei dieſen verewigenden Reimern einzuſchmeicheln, ſollen ſie unter meinen Gelehrten die erſten ſein, die ich in das Schatzungsregiſter bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik dieſen Titel zugeſteht, mag ich nicht einmal ſchätzen; es würde ſich der Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, ſo würden doch kaum zwei hundert Gulden heraus kommen. Was will das ſagen? Und auch dieſe wenigen würden zu furchtſam ſein, es zu geſtehen, daß ſie wirklich gute Poeten ſind. Denn das iſt immer der Fehler von guten Dichtern, daß ſie es am wenigſten glauben, und bei dem verdienten Lobe, das ihnen Andere geben, noch immer ſchüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeichelei, als für ein verdientes Lob halten. Dieſe wenigen mögen frei bleiben, da ich ſie ohnedem nach meinem erſten Entwurf nicht füglich zu meiner Gedankenſteuer ziehen kann, als welche den Kontribuenten ein Recht geben ſoll, ſich das zu dünken, was ſie nicht ſind; und da Dichter von dieſer Gattung immer, wie geſagt, weniger von ſich denken, als ſie zu denken wohl befugt wären.

Es gibt noch tauſend Andere, welche dieſen Mangel reichlich erſetzen, und welche von ſich ſelbſt ſo viel unverdiente gute Einbildung haben, daß ſie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug löſen können.

Keiner von ihnen ſoll künftig das Recht haben, ſich des Titels eines unſterblichen Dichters anzumaßen, wenn er nicht ſeinen Lorbeer mit 5 fl. löſt.

Die Anzahl dieſer Dichter hat ſich im vorigen Jahre in Ober- und Niederſachſen auf ſechstauſend fünfhundert und ſechs und achtzig Stück belaufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet ſind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieſes trägt, richtig gerechnet, in einem Jahre . . 32,930 fl.

Wer dieſe 5 fl. erlegt hat, und bei den Kunſtrichtern gehörige Quittung vorzeigt, dem ſoll Niemand den Titel eines göttlichen Poeten abſprechen, bei Strafe von 20 Goldgulden Rheiniſch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, Andere mit Vorleſung ſeiner Gedichte zu quälen, der muß dieſe Gewalt mit Geld erkaufen. Es iſt billig, daß die Angſt, welche einzelne Perſonen dabei ausſtehen, dem ganzen Lande zu Gute komme. Umſonſt wenigſtens können ſie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erſte Vorleſen zahlen ſie 2 Stüber; für das zweite 4 Stüber, und für die dritte Wiederholung 8 Stüber. Oefter dürfen ſie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausſtehen können; und es iſt doch gleichwohl billig, daß man bei einer öffentlichen Auflage mit darauf ſehe, daß wegen des gemeinen Beſten einzelne Unterthanen nicht ganz ruinirt werden. Weil nun vermöge der Erfahrung alle ſchlechten Poeten ihre Schriften wenigſtens dreimal vorleſen, ſo beträgt dieſe Auflage . 14 Stüber.

Und da, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder ſchlechter Poet das Jahr über zum wenigſten dreihundert und fünf und ſechzig elende Gedichte verfertigt; ſo kommt eine anſehnliche Summe heraus.

Alle Poeten, die über ſechzig Jahre ſind, zahlen dieſe Taxe doppelt; denn unter allen ſind ſie am unerträglichſten.

Wer 30 Stüber zahlt, ſoll befugt ſein, die Leute auf der Gaſſe anzufallen, und ihnen vorzuleſen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freiheit, ihre Arbeiten, wenn ſie ganz allein ſind, laut zu leſen, ſo oft ſie wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen Deut Kontribution zu entrichten. Doch iſt wohl zu merken: wenn ſie dieſes thun, ſo müſſen ihre Stuben abgelegen, und die Vorhänge feſt zugezogen ſein, damit Niemand von der Nachbarſchaft dadurch geärgert werde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauch unter dem Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten und Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig finden, daß ſie auch einen Beitrag geben. Sie wünſchen den Leuten beſtändig Gutes; nun mögen ſie ihnen auch einmal Gutes thun. Ich will nicht ſo lieblos ſein, wie die Kunſtrichter, welche dieſe gratulirenden Inſekten lieber gar vom Parnaß vertilgen möchten, und ſie mit ihren ſchönen Spielwerken und bunten Raritäten nicht einmal in den ſtillen Moräſten des Parnaſſes ruhig quaken laſſen. Deſto billiger will ich ſein, da ich überzeugt bin, daß die Natur nicht einmal den verachtetſten Wurm umſonſt ſchafft, geſchweige denn einen Gratulanten. Wie geſagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreizehnte Oktober ſein wird, die gereimte Dankſagung dafür.

Hier iſt meine Taxe. Und wenn ich ſelbſt ein Gratulant wäre, ſo könnte ich die Preiſe nicht leidlicher ſetzen.

Ein Mäcenas. Wer dieſen in ſeinen Verſen braucht, gibt	1 Stüber.
Geprieſener Mäcenas . . .	2 Stüber.
Saiten, Leier, Rohr, für jedes	2 Deut.
Ein Haberrohr, eben ſo viel . . .	
Beſchwörung der Alten . . .	1 Schilling.
Und wer den Achill bannt, zahlt	2 Schillinge.
Ein Gott durch die Bank . .	1 Stüber.
aber Apoll geht umſonſt mit darein.	
Fama, nachdem ſie ſtark oder ſchwach bläst, ...	½ Stüber.
oder auch	1 Stüber.
Blitz, Hagel, Donner, oder andere Meteore werden geſchätzt auf	1 Deut.
Iſt die Doſis gar zu ſtark, ſo zahlt der Dichter	4 Deut.
Der Zeiten Zahn zu wetzen .	1 Deut.

Liebesgötter und Grazien werden in dem Preiſe bezahlt, wie die Götter überhaupt.

Wenn die Grazien wiegen müſſen, koſtet es . . . . 1 Fettmännchen.

Flohr, Boy, Cypreſſen, wenn ſie zu der Leiche eines Handwerksmannes gebraucht werden, koſten . . 1 Stüber.

Sind ſie aber für eine Standesperſon, nur . . . . ½ Stüber.

Ein Wortſpiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant beſingt, koſtet billig . . . . . 1 Schilling; und es iſt nicht zu viel; denn in der That iſt das Wortſpiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedicht.

Nach dieſen Preiſen werden die übrigen Taxen gar leicht feſtzuſtellen ſein.

Nun mache man einmal den Ueberſchlag auf folgende Art: unter 6586 elenden Dichtern ſind wenigſtens 4000 Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niederſachſen, ich will nur wenig ſagen,

10000 Geburtstage,
20000 Namenstage. Hierzu kommen:
1000 Hochzeiten ungefähr,
2000 Leichen, und
3000 außerordentliche Begebenheiten, die nothwendig beſungen werden müſſen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angeſtimmt wird, kommen wenigſtens 30 Stücke vor, die taxmäßig ſind. Dieſes beträgt nach einem Ueberſchlag, den ich ſehr ſorgfältig gemacht habe,

. . 105426 fl. . 1½ Stüber .

man kann mir nachrechnen, ſo wird man finden, daß die Summe richtig iſt. Unter dieſe Gedichte muß der Gedankenkontributionseinnehmer pflichtmäßig atteſtiren, daß die Taxe ohne Reſte, in guten gangbaren Münzſorten erlegt ſei; und alsdann hat der Verfaſſer die Erlaubniß, ſich mit der Unſterblichkeit zu ſchmeicheln; kein Menſch ſoll ſich unterſtehen, ihn einen elenden Reimer zu nennen, und Niemand von der Geſellſchaft ſoll, bei ſchwerer Pein, und bei Strafe, das ganze Gedicht ſiebenmal durchzuleſen, befugt ſein, in das geiſtvolle Karmen eher, als nach völlig aufgehobener Tafel, Konfekt zu wickeln.

Da die arkadiſchen Dichter ſich nur mit Klee und Milch behelfen; ſo wird ihnen das Geld ohnedem nichts nutze ſein, und deſto eher können ſie einen Beitrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten will ich auch den vornehmſten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur	½ Stüber.
Kryſtallene Bäche	½ Stüber.
Wer in eine Buche den Namen ſchneidet, gibt nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unſerer Münze .	6½ Schilling.
Eine Heerde Lämmer	1 Stüber.
Ein Bock	1 Deut.
Ein Bock mit Glocken	2 Deute.
Hylax	4 Deute.
Käſe, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt.	
Koſent iſt ſteuerfrei.	

Phyllis	½ Schilling.
Eine grauſame unerbittliche Phyllis	1 Schilling.
Gibt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, ſo zahlt der Dichter für ihre Grobheit	2 fl.
Erhängt ſich Myrtill	3 Schillinge.
Ein Schäferbengel, ein Lümmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit	1 fl.

Unſere geſitteten Schäferdichter können es alſo auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer ſich dieſen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß ſein Schäfergedicht witzig, artig und ſchalkhaft ſei. Er ſoll niemals an den Virgil und Fontenelle denken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beifällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieſer erlegten Gedankenſteuer ſoll er der göttlichſte Dichter in Ober- und Niederſachſen ſein, da er außerdem freilich der unſinnigſte Narr in ganz Arkadien ſein würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarif ſein ſoll, welchen ich künftig wegen dieſer Gedankenſteuer bekannt machen will, wofern mein Vorſchlag den gehofften Beifall finden ſollte; ſo werde ich für jetzt nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben dieſe Weiſe zu taxiren, Im Vorbeigehen will ich nur erinnern, daß in einem Trauerſpiel

ein O!	2 Stüber,
ein Ach!	2 Stüber,
ein O! und Ach! zuſammen	4 Stüber,

ein O! ihr Götter! . . . . . 6 Stüber,
ein Dolchſtich . . . . 1 Schilling,
und ein jeder matter Gedanke . 1 Deut

koſten ſolle. Und wer ein gar zu elendes Trauerſpiel verfertigt, wenn es auch ſchon nach allen Regeln des Ariſtoteles elend wäre, der ſoll es entweder in ſeinem eigenen Kamin verbrennen; oder, wenn er doch ſo hartnäckig iſt, es öffentlich aufführen zu laſſen, ſo ſoll er dem Publiko pro redimendia vexa, (als Loskaufungspreis von der Straſe) 5 fl. erlegen, die ich zu meiner Gedankenſteuer nehmen, und ſodann auf meine Koſten die öffentliche Kritik veranlaſſen will; daß wir nunmehr in unſerem Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unſern ſtolzen Nachbarn entgegenſetzen können.

Bei den Luſtſpielen werde ich mich ſchon etwas länger aufhalten müſſen. Da der Verfaſſer und die Komödianten mit den artigen Unflätereien den meiſten Beifall und das meiſte Geld verdienen; ſo werde ich wohl auf dieſe die ſtärkſte Taxe legen. Ich werde aber einen ſehr ſorgfältigen Unterſchied zwiſchen den witzigen Zoten des Dichters, zwiſchen dem zweideutigen Schwung, den die Mienen, die Ausſprache, und beſonders die Stellung des Frauenzimmers, welches die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwiſchen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutſchland gibt es auf dem Parterre viel witzigen und angeſehenen Pöbel) bei einer Stelle macht, die weder der Dichter unvorſichtig gedacht, noch der Komödiant leichtſinnig vorgeſtellt hat.

Wegen unſerer höheren Gedichte bin ich bei mir ſelbſt noch ſehr unſchlüſſig. Ich weiß in der That noch nicht, wodurch ich am meiſten verdienen werde, ob durch das hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters, oder durch die glänzende Sonne und liebliche Wonne unſerer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotiſche Fürſorge ſich auf alle Arten des Witzes erſtreckt; ſo kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen ſorge, welche in den übrigen Arten der Gedichte unſterblich werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Mann nicht einmal ihre Proſa zu leſen anſinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie ſollen in Geſellſchaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freilich, für baares Geld; denn ohne dieſes können ſie unmöglich verlangen, erträglich zu ſein.

Noch ein paar Worte will ich von den andern Arten der Skribenten ſagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, ſich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunſtrichter, und vielmals ihr eigenes Gewiſſen ſagen, daß ſie in dieſe ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verſchiedenen meiner Landsleute *) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verſtand mit den reiſenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutſchlands,

---

*) Daran dürfen wir unſere Leſer nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Panſa dieſes ſchreibt.

und, wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weiß ich nicht; daß es aber in der That ſo iſt, lehrt mich die Erfahrung alle Meſſen. Ich habe weiſe Knaben kennen lernen, welche in ihrem ſechszehnten Jahre, durch verſchiedene Blätter in moraliſchem Format, ſtrenge und einſehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreißigſten Jahre waren ſie kaum noch geſchickt, einen Winkelſchulmeiſter abzugeben. Andere verfochten ſchon im fünfzehnten Jahre das Anſehen und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wuth, die man kaum von ihren Vätern, ſo gern auch dieſe verketzerten, erwartete; und zum großen Unglück unſerer Kirche waren ſie in ihrem vierzigſten Jahre ſo unwiſſend, daß man ihnen kaum mit gutem Gewiſſen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in ſeinen erſten Univerſitätsjahren neue Lesarten in den Pandekten erfand, und in dem Juſtinianus Schnitzer nachwies; aber was nahm es für ein Ende? Sein Verſtand hatte ſich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn ſie reifen ſoll. Je älter er ward, je weniger verſtand er; und jetzt iſt er in ſeinem fünfzigſten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poeſie iſt es eben ſo. Unſere witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

Ich habe keine Hoffnung, dieſe jungen Greiſe zu beſſern, wenn ich ihnen gleich aus unwiderſprechlichen Gründen darthun wollte, daß ſie gewiß länger verſtändig ſein würden, wenn ſie etwas ſpäter anfingen, witzig zu ſein, und daß die Behutſamkeit, ſich in der erſten Jugend nicht allzu geſchwind zu verewigen, das ſicherſte Mittel eines Schriftſtellers ſei, ſich nicht zu überleben. Alles dieſes würde ich ihnen ſagen, und würde es ihnen beweiſen; aber die guten Kinder ſind gar zu ſcharfſinnig, als daß ſie es einſehen, und gar zu gelehrt, als daß ſie es verſtehen ſollten. Sie möchten weinen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will ſie ihnen alſo laſſen, und ich will ihnen ſogar die Freiheit laſſen, zu glauben, daß ſie erfahrene, beleſene, ſcharfſinnige, geiſtvolle . . . ich weiß nicht Alles, was ſie ſein wollen? mit einem Wort: ſie ſollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß ſie in der That das ſind, was ſie gewiß nicht ſind. Aber, meine Kinder, umſonſt kann ich Ihnen eine ſolche Thorheit nicht verſtatten. Sie müſſen mir für dieſe Erlaubniß etwas zu meiner Gedankenſteuer beitragen. Viel will ich von Ihnen nicht nehmen, weil Sie größtentheils noch unmündig, und außerdem, was Ihnen Ihr mildthätiger Verleger großmüthig zuwirft, noch nicht Herren über Ihr Vermögen ſind; aber gar umſonſt können Sie es auch gewiß nicht verlangen. Und wenn Ihnen auch die Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; ſo dürfen Sie ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht lange, und nicht viel länger, als zehn Jahre, dauern. Denn, wer in ſeinem zwanzigſten Jahre ein unſterblicher Autor in Quart iſt, der iſt gemeiniglich im dreißigſten Jahre Corrector in einer Druckerei, und alſo von dieſer Auflage befreit.

So ſoll, zum Exempel, ein moraliſcher Knabe, welcher nur vor ein Paar Jahren noch am Kinderzaume lief, und jetzt ſchon die Welt lehrt, wie ſie auf dem Wege der Tugend wandeln ſolle, für das Vergnügen, ein lehrreicher Skribent zu heißen, in meine Kaſſe geben

. . ½ fl. .

Iſt er in ſeinen Schriften ſatiriſch und macht die Welt lächerlich; ſo gibt er doppelt ſo viel.

Dieſe beiden Sätze verſtehen ſich nur von dem Fall, wenn unſer Autor noch ſo billig iſt, und es bei Verſuchen und Glückwünſchungsſchreiben auf den Geburtstag ſeines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag ſeines Onkels, oder auf andere dergleichen Familienfeier bewenden läßt. In dieſen Fällen erlaube ich ihm, für dieſen Preis ſich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaßen, der ſonſt nur Männern gehört, welche ſchon ſeit vielen Jahren gewohnt ſind, zu denken, welche die große Welt, und alſo mehr Leute kennen, als ihre Mütter und ihre lieben Ammen. Wagt ſich aber unſer ſchreibender Knabe weiter, und ſucht ſeine Stadt mit moraliſchen Wochenblättern heim; ſo muß er wöchentlich geben 4 Schill. Dieſes gibt er ſo lange, bis er ſich barbiren läßt. Damit aber auch hierbei kein Unterſchleif vorgehe, und er nicht etwa, wie verſchiedene Autoren thun, ſich nur pro forma barbiren laſſe; ſo ſoll die erſte Verwüſtung ſeines Barts in Gegenwart eines Notars geſchehen. Bezeugt dieſer ihm die erforderliche Reife, ſo gibt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wollte es gern auf eine jährliche Ablieferung ſetzen; ich darf es aber um deßwillen nicht wagen, weil die Kräfte eines ſo zarten Moraliſten es ſelten ein Jahr lang aushalten; und gleichwohl mache ich mir ein Gewiſſen, die Taxe, wie ich ſonſt in Anſehung der Hinfälligkeit ihres

Verſtandes und Witzes wohl thun könnte, zu erhöhen, da vielleicht dieſe guten Kinder, ohne es öffentlich zu geſtehen, die billige Abſicht haben, nach dem bekannten Sprüchwort, etwas zu lernen, da ſie Andere lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müſſen. Es iſt gefährlich, ſie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; ſie kratzen, und ſprudeln lauter Ketzer um ſich. Aber ich habe noch mehrere Urſachen, als dieſe, ſie zu verſchonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: ſo wie ich es immer gern ſehe, wenn unſere Jungen auf der Gaſſe Soldaten ſpielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus dieſen Buben ſtreitbare Männer werden können. Hierzu kömmt noch dieſes, daß gemeiniglich ihre eigenen Verwandten an den Verketzerungen dieſer Unmündigen Urſache ſind. Sie führen gar oft ihre eigenen Kriege durch die Feder dieſer jungen Helden. Sie freuen ſich, daß ihre Sache ſo gerecht iſt, daß ſie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen alſo will ich ſie für ihre Perſon mit einem Beitrag zu meiner Gedankenſteuer verſchonen; aber ihre Eltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverſtand dieſer guten Kinder mißbrauchen, ſollen für ſie bezahlen. Inzwiſchen iſt es doch nöthig, zu ſorgen, daß dieſe orthodoxen Buben nicht gar zu ungezogen werden, und, wie es immer geſchieht, den Wohlſtand nicht gar zu ſehr beleidigen. Wagen ſie ſich zum Exempel an einen Mann, deſſen Gelehrſamkeit und wahre Verdienſte um alle Arten der Wiſſenſchaften die unparteiiſche Welt erkennt, deſſen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als dieſen, daß er nicht eben das glaubt, was unſer Knabe und ſeine Mutter glauben: wagt er ſich an dieſen Mann, und beobachtet nicht alle Beſcheidenheit, die geſittete Männer auch alsdann einander ſchuldig ſind, wenn ſie ſchon nicht einerlei Meinung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeint; ſo ſoll ihn ſein Präceptor ſtäupen, und ihm für jeden ungeſitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, ſich einzubilden, daß er nicht wegen ſeines Muthwillens, ſondern als ein junger Märtyrer gepeitſcht werde.

Dieſe zwei Proben werden genug ſein, meinen Leſern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Skribenten zu meiner Gedankenſteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftſteller und Gelehrten gewiß nicht vergeſſen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben ſollten, und welche dem ungeachtet ſich von ihrer Größe, von ihrer Gelehrſamkeit, von ihren Verdienſten um die Welt, und endlich von ihrer Unſterblichkeit ganz falſche, oder doch allzu ſchmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe ſchon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich dieſen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht ſetze, ſo will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen Sie näher, meine Herren! Kriechen Sie einmal aus ihren gelehrten Löchern hervor! Sie ſollen die Muſterung paſſiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zuſammen! Was für finſtere und unbekannte Geſichter erblicke ich!

Aber Sie, mein Herr, mit der ſtolzen Autormiene, Sie kenne ich gar wohl. Dieſe hochmüthigen Züge habe ich vor dem großen Quartanten geſehen, in welchem Sie die Menſchen alle Pflichten lehren wollen, die ein geſittetes und tugendhaftes Leben erfordert. Ihr ſtolzes Lächeln verräth die Zufriedenheit, die Sie empfinden, indem Sie ſehen, wie genau ich von Ihrem Buch unterrichtet bin. Aber, hüten Sie ſich wohl, daß Sie nicht gar zu zeitig ſtolz werden! Ich habe Ihren Quartanten geleſen; aber zugleich habe ich auch die zehn Quartanten geleſen, aus welchen Sie den Ihrigen zuſammengeplündert haben. Dieſen Raub müſſen Sie büßen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben ſoll, Sie wegen Ihres Diebſtahls vor das kritiſche Gericht zu ziehen; ſo geben Sie mir jährlich für dieſen (Befreiung vom gerichtlichen Verfahren) salvum conductum 10 fl. Warum ſchütteln Sie mit dem Kopfe? Iſt es zu viel? . . . Sie haben Recht; aber Sie geben dieſes auch nur ſo lange, bis Ihre gelehrte Schrift Makulatur wird, und ich hoffe, Sie werden dieſe Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht ſich Ihr Kollege hinter Sie? Scheut er ſich vor meiner Taxe, oder vor ſeinem Gewiſſen? Nur heran, mein Freund! Warum verbergen Sie mir ein Geſicht, das ſich an dem Laden Ihres Verlegers der Straße öffentlich zeigt? Ich kenne dieſe tartüffiſchen Züge noch wohl. Eben dieſe iſt die heuchleriſche und traurige Miene, die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menſchlichen Herzens, die verborgenſten Urſachen dieſes Verderbniſſes, ihre unglücklichen Folgen, ſowohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbeſondere, die wahren Mittel, wie man dieſem allgemeinen Verderbniß ſteuern, und ſich ſelbſt vorſichtig dawider verwahren ſoll; mit einem Wort, der uns den Reiz der Jugend und das Verabſcheuenswürdige aller laſterhaften Ausſchweifungen auf eine ſo gründliche und ſo angenehme Art gezeigt hat, daß dieſe Schrift einen allgemeinen Beifall und die größte Hochachtung verdient, ſobald man vergeſſen haben wird, daß der Urheber derſelben Sie ſind . . . Faſſen Sie ſich! Ihre drohenden Blicke ſchrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der Sie das Verderbniß des menſchlichen Herzens ſo genau kennen, und doch vor ſich ſelbſt die Augen zudrücken! Der ſtrenge Sittenrichter erlaubt ſich die pöbelhafteſten Ausſchweifungen. Er ſchleicht ſich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um ſich in die Arme einer unzüchtigen Perſon zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm ſein eigenes Gewiſſen nagende Vorwürfe macht; er kann ſich gegen die Vorwürfe nicht verantworten; er iſt aber auch zu verhärtet, als das er ſich dieſe zu Nutze machen ſollte. Um deßwillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht faſt kein Tag, wo man nicht dieſen ſtrengen Richter des menſchlichen Herzens trunken nach Hauſe ſchleppt. Seine Kinder ſehen dieſes. Die Töchter weinen in dem Schooße der untröſtlichen Mutter; aber ſein Sohn erwartet ſchon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt ſein wird, ſich auch zu berauſchen. Eine ſolche Unordnung muß allerdings die völlige Zerrüttung ſeiner Wirthſchaft nach ſich ziehen. Er ſinnt alſo auf Mittel, den außerordentlichen Aufwand beſtreiten zu können. Er borgt, und hat ſchon ſo viel geborgt, daß ihm Niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man ſeiner Vorſorge anvertraute, hat ſeine Ausſchweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun iſt dieſe Quelle auch erſchöpft, und die Zeit kommt, da er Rechnung ablegen ſoll. Er zittert, wenn er an dieſen ſchrecklichen Augenblick denkt; aber durch die freundſchaftliche Beihülfe eines eben ſo großen Betrügers, als er iſt, hat er ſich mit untergeſchobenen Quittungen verſehen, und ſich gefaßt gemacht, einen Eid zu ſchwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn dieſe Zeit wird erleben laſſen. Seine täglichen Ausſchweifungen und ein Gewiſſen, welches ſich nicht ganz übertäuben läßt, verzehren die übrigen Kräfte ſeines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äußerſten Armuth verlaſſen. Sein Sohn wird, durch das Beiſpiel des Vaters geſtärkt, ein würdiger Sohn ſeines Vaters, und, wie er, ein elender Böſewicht ſein. Die betrogenen Gläubiger werden ſein Andenken verfluchen; und wie viel Unſchuldige werden nach ſeinem Tode noch hungern müſſen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! ! . . Und Sie, mein Herr, der Sie dieſer Böſewicht ſind, Sie ſchämen ſich nicht, uns ein ſo vortreffliches Buch von der Verderbniß des menſchlichen Herzens zu ſchreiben, in welchem eine jede Zeile für Sie ein ſchreckliches Urtheil iſt? Ich mache mir ein Bedenken, Sie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen. Die ganze Geſellſchaft der andern Kontribuenten würde ſich Ihrer ſchämen müſſen; denn dieſe Steuer iſt nur für lächerliche Thoren entworfen und nicht für Böſewichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieſer will ich Sie, Nichtswürdiger! überlaſſen.

Wer iſt der Unbeſcheidene, der mich ſo gewaltſam bei der Bruſt anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte und in Gegenwart ſo vieler Perſonen nicht ſicher? Hier iſt meine Uhr und meine Börſe, mehr habe ich nicht bei mir . . . Sie wollen beides nicht? alſo ſind Sie kein Straßenräuber! Aber warum packen Sie mich ſo mörderiſch an? . . . O das hätte ich nimmermehr errathen! alſo ſind Sie ein Advokat, der dieſem unglücklichen Moraliſten, wider den Richter und wider mich beiſtehen will? Aber warum wollen Sie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts geſagt, als was Sie ſelbſt geſtehen müſſen. Womit können Sie es verantworten, daß Sie dieſem Manne die falſchen Quittungen gefertigt und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu ſchwören? . . . In Ihre Inauguraldiſputation hätten Sie dieſes mit einfließen laſſen? Und man hat Ihnen den Doktorhut aufgeſetzt, anſtatt daß man Sie an den Pranger hätte ſchließen ſollen? Ueberhaupt iſt mir es ganz unbegreiflich, was Sie hier unter den Gelehrten wollen, und warum Sie hervor kommen, da ich die Gelehrten auffordere? . . Halten Sie dieſes etwa für eine neue Beleidigung? Es iſt nur für Sie eine neue Wahrheit. . . Beruhigen Sie ſich; ich will ein Mittel vorſchlagen, wie wir uns verſöhnen können; aber verſprechen Sie mir auch, daß Sie mich los laſſen und keine Klage wider mich anſtellen wollen. Wiſſen Sie was: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten, und daran kann Ihnen auch wenig liegen, da Sie ſo wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erſcheinen; aber für einen gelehrten Mann will ich Sie halten, und auch Andere ſollen Sie dafür halten, wenn Sie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verſtehen Sie zwar nicht; aber deſto beſſer die Sprache der Rabuliſterei, welche die Gelehrten auch nicht verſtehen. Vernünftige Bücher haben Sie zwar niemals geleſen; aber dieſes hindert Sie nicht, zum Beweiſe einer einzigen Unwahrheit, hundert große Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen Sie kaum zu ſchreiben wiſſen. Dieſe gelehrte Prahlerei haben Sie mit vielen großen Männern gemein. Was Ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das erſetzt Ihre Kenntniß von alten und neuen Manuſcripten, da Sie die Geſchicklichkeit haben, alte Dokumente nachzumachen und falſche Quittungen unterzuſchieben. In der Beredſamkeit haben Sie Ihre Stärke. Zwar denken Sie nicht, aber deſto gründlicher ſchreien Sie; und kommen Sie einmal zur Feder, ſo ſchmieren Sie, trotz unſeren arbeitſamen Schriftſtellern, und werden auch ſo wenig, als ſie, geleſen. Es iſt wahr, Sie ſind in Ihren Ausdrücken beleidigend, grob und pöbelhaft; aber man thut unrecht, wenn man Ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit und Ihr Nutzen rechtfertigt. Schimpfen Sie in altem und gutem Latein, ſo würden Sie die Sprache unſerer beleſenſten Kritiker reden; aber, da Sie nur deutſch ſchimpfen, ſo ſagt man, Sie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden Sie freilich nicht; aber dafür ſind ſie auch im Stande, zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik iſt der Grund aller mathematiſchen Wiſſenſchaften; und mich dünkt, Ihre Liquidationen ſind Zeugen, daß Sie vortrefflich rechnen können. Mit einem Wort, wenn Sie mich aus Ihren juriſtiſchen Klauen laſſen und einen jährlichen Beitrag zu meiner Gedankenſteuer erlegen wollen; ſo ſollen Sie, ungeachtet Ihrer Unwiſſenheit und Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß Sie ein großer Rechtsgelehrter ſind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten. . . . . Wie? und damit ſind Sie noch nicht zufrieden? . . . Gut! ſo muß ich mir einen Mann ſuchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! Sie kommen mir erwünſcht. Das Amt, bei welchem Sie als öffentlicher Lehrer beider Rechte beſoldet werden, verbindet Sie, ſich meiner vor dem Richter anzunehmen, und mich wider dieſen alten Zungendreſcher zu vertheidigen. Legen Sie dieſes Buch nur auf einen Augenblick aus Ihren Händen und hören Sie mein Anliegen. Dieſer ungerechte Mann, welcher, wie Sie ſelbſt ſehen, mich bei der Gurgel feſt hält . . . Ich verſtehe Sie nicht. Was wollen Sie mit Ihrer formula actionis ſagen? Dieſer Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltſam angefallen; ich will beweiſen, daß er mich nicht hätte anfallen ſollen; iſt das nicht deutlich genug?.... Sie lächeln, Sie ſehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an und verlaſſen mich? Nur auf ein Wort! Verziehen Sie noch einen Augenblick: ich weiß nunmehr, wer Sie ſind. Ein Böſewicht ſind Sie nicht, wie mein Gegner; aber eben ſo ein großer Thor. Der Mißbrauch unſerer Rechtsgelehrſamkeit hat Ihnen einen Ekel davor beigebracht; allein eben dadurch ſind Sie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktiſche Rechtsgelehrſamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an Ihrem Pulte ruhig zu leſen, hat Ihnen dieſen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantiſcher Hochmuth, hat Sie in dem Vorhaben beſtärkt, den betretenen Weg derjenigen zu verlaſſen, die Advokaten heißen, und einen Weg zu wählen, der einſam iſt, auf welchem Sie aber auch deſto beſſer bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche dieſen Weg nicht gehen, und ſind mit Sich ſelbſt zufrieden, daß Sie alles dasjenige nicht wiſſen, was ein Rechtsgelehrter unſerer Zeit wiſſen muß; aber dafür wiſſen Sie von den Alterthümern der römiſchen Rechte die kleinſten Umſtände, die man bei unſeren Zeiten gar füglich nicht wiſſen kann. Es iſt ein Unglück, daß Sie keinen Unterſchied zwiſchen einem Zungendreſcher und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wiſſen. Dieſer würden Sie ſein können, ohne in den erſten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zwei Gelehrte von Ihrer Art; aber niemals kann man zu viel geſchickte und gewiſſenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß Sie in Ihrer Art gelehrt und, wenn ich ſo ſagen darf, ſehr gut ſind, eine Univerſität aufzuputzen, das will ich Ihnen wohl noch einräumen; aber, daß Sie ein Recht zu haben glauben, Andere neben ſich zu verachten; daß Sie glauben, Sie wären dem Vaterland nützlicher, als ein Rechtsgelehrter, der ſich ſeiner Klienten vor Gericht anzunehmen weiß, welches Sie, mein Herr, bei allen Ihren Alterthümern nicht verſtehen, wie ich leider erfahren muß; daß Sie ſich ſchmeicheln, von der ſpäteſten Nachwelt mit Bewunderung geleſen zu werden, wenn Sie über die wahre Lesart eines alten vergeſſenen Geſetzes kritiſche Anmerkungen ſchreiben, die nicht einmal jetzt jemand leſen mag; wenn Sie alles dieſes glauben, mein Herr, ſo ſind Sie ein Thor. Und wenn Sie das Recht haben wollen, noch ferner ſo ein eingebildeter Thor zu ſein; ſo müſſen Sie mir in meine Gedankenkaſſe jährlich 10 fl. ſteuern . . . Nur fort, halten Sie ſich nicht auf! Ich brauche Sie weiter nicht. Ich mag nicht ein Wort weiter von Ihnen wiſſen. Ich brauche jetzt keinen Kritiker; einen geſchickten Advokaten brauche ich, der ſich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieſes Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden?

Aber hier kömmt ein Richter, und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! der wird mich ſchützen. Dieſer große anſehnliche Mann mit der ernſthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle und dem Domherrnbauche iſt vermuthlich der Richter, den ich wünſche. Ja, mein Herr, ich kenne Sie, da Sie mir näher kommen. Erbarmen Sie ſich eines Unglückſeligen! Sie ſind ein Zeuge, wie gewaltſam mich dieſer Verräther hält. Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unparteilichkeit . . . Warum bleiben Sie nicht hier? Warum wollen Sie weiter gehen? Ein Vater der Wittwen und Waiſen . . . Aber, mein Gott, warum eilen Sie ſo mißvergnügt von mir? Der Ruhm, den Sie als ein Beſchützer der unterdrückten Unſchuld, als ein Vertheidiger der Verlaſſenen, als ein Chriſt . . . Gerechter Himmel! Iſt denn gar kein Mittel, Sie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen Sie dieſe Börſe von mir, mein Herr, und erwarten Sie von meiner ſchuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit Mehreres . . . Wie gefällig ſind Sie, mein Herr! Nunmehr ſetzen Sie ſich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten Sie nicht ſo viel Zeit, mich nur im Vorbeigehen anzuhören. Dieſer Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straße angefallen . . . Ich werde gewiß erkenntlich ſein . . . . . Er faßte mich mit der mörderiſchen Grauſamkeit eines Straßenräubers bei der Bruſt an . . Wie gefällt Ihnen meine Uhr? Ich warte Ihnen damit auf . . . Alle glimpfliche Vorſtellung, die ich ihm that, waren vergebens . . . Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebſte . . Ich führte dieſem Verräther zu Gemüthe . . . Ereifern Sie ſich nicht, mein Herr, Sie erzürnen ſich zu heftig! So laſſen Sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht ſind Sie? Und wie überzeugend muß mein Vortrag geweſen ſein, da Sie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich verſprochen habe; ja, ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankenſteuer geben zu dürfen, ſollen Sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben, zu glauben, daß Sie wirklich ein Mann von Einſicht, ein unparteiiſcher Richter, ein Vertheidiger der Verlaſſenen, ein Retter der unterdrückten Unſchuld ſind. Dieſe Zeit über ſoll es keinem Menſchen erlaubt ſein, Ihnen die verdrüßlichen Wahrheiten zu ſagen, daß ſie ein ungeſchickter, ein unwiſſender Mann ſind; daß Sie auf die gerechte Sache der Nothleidenden nicht eher Acht haben, als bis Ihr niederträchtiger Geiz durch Geſchenke aufgemuntert wird; daß Sie Ihre große Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verſtecken, und Ihre natürliche Dummheit durch ein vornehmes Stillſchweigen zu verbergen wiſſen; daß Sie kaum Thürſteher ſein würden, wenn Sie nicht die Untreue Ihrer gefälligen Frau, aus dem Pöbel, für den Sie geboren waren, hervorgezogen und auf dem Richterſtuhle gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von dieſen Vorwürfen ſoll man Ihnen binnen dieſem Jahre machen. Ja, damit Sie ſehen ſollen, wie wichtig der Dienſt iſt, den Sie mir jetzt geleiſtet haben; ſo ſollen Sie auf Ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsſchriften Ihrer demüthig hoffenden Klienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube Ihnen, bei Leſung dieſer Zueignungsſchriften zu glauben, daß Sie ein gelehrter Mann, daß Sie der Mund der Weisheit ſind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Eurer Hochweisheit zu ſein.

Dem Himmel ſei Dank, aus dieſer Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängſtigt! Ich bin außer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füßen zu erhalten.

Wer ſind Sie, mein Herr? Was wollen Sie mit meiner Hand machen? Iſt das ein neuer Angriff?

O, nun merke ich wohl an Ihrer horchenden Miene; mein Puls iſt es, den Sie ſuchen. Gut, Herr Arzt, Sie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben Sie meine Hand. Fühlen Sie einmal, recht aufmerkſam fühlen Sie; können Sie wohl aus dem Schlage des Pulſes errathen, über wen ich mich am meiſten ereifert habe; ob über den Moraliſten, oder die Advokaten, oder den Richter? . . . . Und dieſe Frage nehmen Sie ſo ungütig auf? Der Vorwurf, den Sie mir machen, iſt ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneikunſt; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben ſowohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuſcher, welche nichts verſtehen; welche, wie Sie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneien zum Beſten der Apotheker, ohne Verſtand, verſchreiben, und, wenn endlich der Patient daran erſtickt iſt, die Belohnung für den kunſtmäßigen Mord von den Erben fordern wollen. Ich ſage eben nicht, daß ich Sie, mein Herr, für einen ſolchen Marktſchreier halte; aber das werden Sie mir doch erlauben, zu ſagen, daß Sie die Miene eines ſolchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. . . . . Im Ernſte? Und Sie ſind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm Ihrer Schriften ſind Sie das geworden? Wer hätte ſich dieſes ſollen träumen laſſen! Aber, mein Herr, unter uns geſprochen: Machen Sie ſich denn gar kein Gewiſſen, ein Leibarzt zu ſein, und ſich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit Ihnen geſprochen, und doch habe ich auch in dieſen wenigen Augenblicken Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß ſie beides nicht ſind. Geſtehen Sie mir es aufrichtig: wir ſind hier ganz allein und es hört uns keine Seele . . . . . Nun das war in der That aufrichtig! Alſo iſt es nur die Thorheit der Kranken und die Unwiſſenheit Ihrer Leſer, welche Sie zum Boerhave macht? Ich will Ihre Treuherzigkeit nicht mißbrauchen; die Welt mag auf Ihre eigene Gefahr glauben, was ſie will. Und, mein Herr, wenn Sie mich nicht tödten wollen, ſo will ich Ihnen einen wichtigen Dienſt leiſten. Sie ſollen das Recht erlangen, ſelbſt im Ernſte zu glauben, daß Sie wirklich geſchickt und gelehrt ſind, und kein Menſch ſoll das Recht haben, Sie in dieſer Einbildung zu ſtören, woſern Sie einen Beitrag zu meiner Gedankenſteuer geben. Erlegen Sie für jeden Kranken, den Sie kraſt Ihrer Kunſt erwürgen, 1 fl. und für jeden Paragraph Ihrer Schriften, den man nicht leſen mag, 1 Stüber; ſo ertheile ich Ihnen Macht und Gewalt, ohne Widerſpruch ein berühmter Arzt und ein gelehrter Skribent zu heißen. Leben Sie wohl!

Er geht fort. Dieſer war doch ein beſcheidener Arzt, der ſeine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele ſo beſcheidene Aerzte im weſtphäliſchen Kreiſe geben mag? Das wird gewiß einen anſehnlichen Beitrag ausmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. gibt. Und wenn ich auch ein Jahr über nur hundert ſolche Märtyrer ſeiner Kunſt . . .

Wer lacht hinter mir? . . . . Spotten Sie über mich, mein Herr, oder was iſt Ihnen ſonſt an meiner Berechnung lächerlich? Mich dünkt, es iſt ſogar beſcheiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt, ins Geſicht zu lachen . . . . Alſo lachen Sie nicht über mich, ſondern über dieſen Arzt? und woher kennen Sie ihn? . . . . . Der Unglückliche! Wie ſehr dauert er mich nunmehr! Und bei allen dieſen bittern Bosheiten glauben Sie doch, mein Herr, noch ein Recht zu haben, ſich einen Satirenſchreiber zu nennen? Hätten Sie ihm das Leben genommen, ſo würden Sie barmherziger geweſen ſein, als da Sie ihn um ſeinen guten Namen und zugleich, da er durch Sie einmal lächerlich worden, um weitere Beförderung und den größten Theil ſeines Glücks gebracht haben. Er iſt vielleicht ſo gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können; aber er hat auch, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu ſpielen. Ich will es Ihnen glauben, daß ſeine Schriften fehlerhaft und ſehr elend geweſen ſind; aber er kann ungelehrt und elend ſchreiben, und dennoch in ſeiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann ſein. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt ſein, wo er ſein Glück ſuchte; was war Ihre Abſicht, als Sie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch Ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen Sie ſo aufrichtig ſein, zu geſtehen, daß Sie ihn nur um deßwillen niedergetreten haben, weil Sie befürchteten, er möchte durch ſeine Beförderung Ihr Glück, oder das Glück Ihrer Freunde hindern? Wollten Sie etwa zeigen, wie gelehrt Sie ſelbſt wären, da Sie die Unwiſſenheit dieſes Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich iſt Ihr Sieg über einen ſolchen Ignoranten? . . . . Alſo war keine von dieſen die Urſache Ihres feindſeligen Angriffs? Deſto ſtrafbarer ſind Sie, da Sie mit kaltem Blute einen Mann ſo lieblos würgen konnten, der Ihnen gleichgültig ſein mußte. . . . . Aber, warum ruhten Sie wenigſtens nicht nunmehr, da Sie ſahen, daß er dem ungeachtet auf gewiſſe Maaße ſein Glück gemacht hatte? Iſt es nicht wahr, nun arbeitete Ihr Hochmuth an ſeinem Untergange? Ihre Abſicht war geweſen, dieſen Mann ſo verächtlich zu machen, daß ein Jeder ſich des Umgangs mit ihm ſchämen ſollte; und doch gab ihm der Fürſt ein kleines Amt und einen Rang. Das war Ihrem Ehrgeiz empfindlich. Die Welt würde an der Stärke Ihres Witzes gezweifelt haben; dieſer würde der Welt nicht länger ſo fürchterlich geweſen ſein. Es war alſo nöthig, noch einen Angriff zu wagen. Sie verdoppelten Ihren Witz und Ihre Bosheit. Und konnte denn dieſes nicht anders geſchehen, als wenn Sie die Welt an den Stand und an die Thorheiten ſeines verſtorbenen Vaters erinnerten? Die Fehler des Vaters ſollten alſo noch den unſchuldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wuth . . . . . fallen Sie mir nicht in die Rede! Ihre Wuth ging ſo weit, daß Sie ihm auch ſeine zufriedene Ehe vergelten. Was waren Ihre grauſamen Abſichten, da Sie die Aufführung ſeiner

Frau der Stadt zum Geſpött machten? Vielleicht war ſie mehr unvorſichtig, als ſtrafbar; vielleicht erdichtete Ihr tückiſcher Witz Laſter, wo er nur Fehler fand. Aber dieſe Unglückſelige war die Frau Ihres Feindes; eines Feindes, der Sie niemals beleidigt hatte. Sie ſtörten ihn alſo in dem Vergnügen ſeines Eheſtandes. Er mußte ſich einer Frau ſchämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichſte Frau geweſen war; aber dennoch mußte er ſich ihrer ſchämen, weil ihn die ganze Stadt wegen ſeiner Frau verſpottete. Ueberlegen Sie nun einmal, mein Herr, was waren die ſchrecklichen Folgen Ihres unmenſchlichen Witzes? Sie ſcheinen noch darüber zu frohlocken, da Sie unverſchämt genug ſind, mir Alles mit einer ſo heitern und zufriedenen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieſer Mann mit dem erſten Schritte, den er in die Welt that, um ſein Glück zu machen, unſerer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihm an dem Fortgange ſeines Glücks gehindert. Er würde bei ſeinem Fleiße vielleicht ein geſchickter Arzt geworden ſein; aber man trug Bedenken, ſich einem Manne anzuvertrauen, deſſen Name ſchon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn ſeine Umſtände, von dieſer Profeſſion zu leben; er ward alſo ein Quackſalber, durch deſſen Hände ſo viele Unſchuldige ihr Leben verlieren. Fällt es Ihnen niemals ein, daß Sie durch Ihren wüthenden Witz die erſte Urſache aller dieſer Mordthaten ſind? Ich habe nicht Urſache zu zweifeln, daß ſeine Frau tugendhaft, und wenn ich viel einräumen ſoll, nur nicht vorſichtig genug geweſen iſt: wenigſtens waren Sie der Erſte, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor ſie ihren guten Namen ohne Rettung. . . Gut, ich will es zugeben, daß ſie in den folgenden Jahren ſich der größten Ausſchweifungen auch öffentlich nicht geſchämt hat; aber wer war ſonſt Schuld daran, als Sie? Die Verzweiflung hat dieſe Unglückliche laſterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun ſchon einmal auf ewig verloren. Sie gab ſich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeſchränkte Aufführung die Stadt eines Beſſern zu überreden; aber Sie, Grauſamer! ließen Sie nicht aufkommen. Je vorſichtiger ſie lebte, deſto verdächtiger wußten Sie ihre Vorſicht zu machen. Wie ſtandhaft muß eine Frauensperſon ſein, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn ſie auch ſieht, daß es ganz vergebens iſt, die Welt von Ihrer Tugend zu überzeugen! Sie ſehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie ſtürzte ſich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem ſie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben Sie, eben Sie, mein Herr, haben ſich aller dieſer ſchändlichen Ausſchweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerei des Mannes iſt auch eine betrübte Folge von Ihrer Feindſeligkeit. Er wollte ſich der nagenden Gedanken von ſeiner Schande, und ſeiner unglücklichen Ehe entſchlagen; war ein Mann von ſeiner Erziehung nicht zu entſchuldigen, daß er dieſes durch die Völlerei that? Noch Eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichſte zu ſein ſcheint: zittern Sie nicht, wenn Sie an die unglücklichen Kinder dieſer Ehe denken? Wer iſt Urſache, denken Sie einmal ernſthaft nach, wer iſt die wahre Urſache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter laſterhaft gemacht hat. . . Und bei dem allen können Sie mich noch ſo ruhig anſehen; noch immer ſo zufrieden mit ihren Handlungen ſein? Wären Sie wohl ſtrafenswürdiger geweſen, wenn Sie dieſem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Bruſt geſtoßen hätten? Wenigſtens würde er auf dieſe Art aller der Schande und allem dem Jammer entgangen ſein, worein er durch Ihre Pasquille geſtürzt worden iſt. . . Ja, allerdings, durch Ihre Pasquille. Sie ſchämen ſich des Namens eines Pasquillanten; und ſchämen Sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun ſind Sie doppelt ſtrafwürdig, da Sie Ihre Unverſchämtheit ſo weit treiben, daß Sie Ihre ehrenrührigen Schriften Satiren nennen. Entheiligen Sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher ſo einen wichtigen Theil unſerer Sittenlehre ausmacht, und deſſen Niemand würdig ſein kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Menſch iſt! Durch Ihren Mißbrauch machen Sie der Welt die Satire verdächtig. Man zittert vor der Satire, weil man Sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasquillanten zittert. Die rächenden Geſetze . . . Nein, mein Herr, ich kenne nun Ihre ſpottende Miene. Ich weiß es gar wohl, daß Sie das nicht im Ernſte von mir bitten; aber, einer ſo anſtändigen Strafe ſind Sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankenſteuer von **100** Gulden, die Sie mir anbieten, damit Sie die Erlaubniß von mir löſen mögen, zu glauben, daß Ihre Pasquille Satiren ſind, daß Ihre Wuth Scherz, Ihr würgender Unſinn geſalzener Witz, und Ihr menſchenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit ſei; dieſer Vorſchlag iſt ein neuer Beweis Ihrer verſtockten Unbilligkeit. Ich überlaſſe Sie der Züchtigung der Geſetze, und, wenn Sie verwegen genug ſind, auch dieſe zu trotzen, ſo überlaſſe ich Sie der Empfindung Ihres eigenen Gewiſſens, welches Zeit genug Ihr unerbittlichſter Richter ſein wird. Aber das Einzige will ich Sie noch bitten: Halten Sie diejenigen nicht für Ihre Freunde, welche über Ihren Witz lachen, oder Ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man ſchmeichelt Ihnen, wie man einem wüthenden Hunde ſchmeichelt, daß er uns nicht zerreißen ſoll. Sobald Sie nicht mehr im Stande ſein werden zu ſchaden; ſobald werden Sie ſehen, wer Ihre Freunde waren, und daß Sie die ganze Welt verflucht. .... . Wie, raſen ſie! Nein, mein Herr, alle dieſe wilden Drohungen ſchrecken mich nicht! Ich weiß ein Mittel, mich zu vertheidigen. Nunmehr kennt Sie die Welt zu genau, als daß mir dieſe Drohungen fürchterlich ſein ſollten. Habet foenum in cornu! . . . (Er hat Heu zwiſchen den Hörnern).

Was geht denn Sie dieſes Sprüchwort an, mein Herr? Wer ſind Sie? und wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Fauſt zu überfallen? Ich ſehe Sie in dieſem Augenblicke zum erſtenmale, und Sie wollen glauben, ich habe Sie beleidigt? Kann man denn nicht von einem Ochſen reden, der Heu zwiſchen den Hörnern hat, ohne daß Sie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen Sie mir in der Stellung eines Man=

nes, der den Verſtand in der Fauſt hat? Halten Sie an Sich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigſten ſagen Sie mir nur Ihren Namen; und aus welchem Dorfe ſind Sie? . . O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen laſſen. Alſo ſind Sie ein deutſcher Kunſtrichter? Und dieſer handfeſte Schwarm, der mit aufgehobenen Fäuſten und blökenden Zähnen Ihnen beizuſtehen droht; wer ſind denn dieſe? . . . auch Kunſtrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankenſteuer von Ihnen fordern; nur laſſen Sie mich in Ruhe.

Wie unvorſichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervor gebannt habe! O! meine Herren, gehen Sie zurück; ich bitte Sie inſtändigſt, gehen Sie alle wieder zurück in Ihre Studierſtuben. Die Meſſe iſt vor der Thüre; die Preſſen warten auf Ihre gelehrten Schriften; bringen Sie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, Ihre Werke zu bewundern; eilen Sie der Unſterblichkeit mit ſtarken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen Sie verſäumen.

Sie kehren ſich um; ſie verlaſſen mich; ſie eilen fort; ſie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von dieſem ſchreibenden Pöbel nichts erfahren wirſt! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine ſo gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheiſchig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankenſteuertarife zu geben, ſo werde ich nunmehr, wie ich glaube, dies Verſprechen zur Genüge erfüllt haben. Man kann aus dieſem Entwurfe die Abſicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierin unterſtützen, da ich hiebei ohne den geringſten Eigennutz handle; da man ſieht, wie viel Thoren durch dieſe Gedankenſteuer gebeſſert, oder, wenn dieſes zu bewerkſtelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That ſchwer iſt, wie viel Nutzen zum wenigſten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andere Thoren, die aus Hunger unvernünftig geweſen ſind, durch dieſe Gedankenſteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüſſig ſein, daß ich mich weiter dabei aufhalte. Damit ich aber doch die Vortheile meines Projekts in ein deſto deutlicheres Licht ſetze; ſo will ich eine Geſellſchaft beſchreiben, in der ich mich vor erlichen Monaten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe ſetzen: daraus wird man ſehen, was für erſtaunliche Summen in ganz Deutſchland kommen müſſen, wenn meine Gedankenſteuer allgemein werden ſollte, da ſchon von der kleinſten Geſellſchaft, in der ich war, der Beitrag ſo anſehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktſchiffe von Frankfurt nach Mainz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Geſellſchaften ſehr wenig zu reden und ſehr gern viel zu hören; ſo ſetzte ich mich in einen einſamen Winkel, wo ich die Meiſten der Geſellſchaft überſehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der Erſte, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er trat eben in das Schiff, als ſich ein ſchreckliches Gelächter unter den Schiffern und einigen von der Geſellſchaft erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir ſaß, nach der Urſache davon, welche mir antwortete: »Der Herr habe einen kleinen Spaß gemacht. Es werde was zu lachen ſetzen, da dieſer Herr bei uns ſei: er ſcheine bei guter Laune zu ſein, und wenn er einmal anfange zu ſpaßen, ſo müſſe man vor Lachen berſten.« Ich erſchrack ſehr über dieſe Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher ſich außer ſeiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig geſoffen haben mochte, trat bei dem Maſtbaume in die Höhe und überſchüttete uns mit ſeinen unglücklichen Scherzen. Wortſpiele, ſchmutzige Zweideutigkeiten und andere Beluſtigungen des Pöbels waren der Inhalt ſeiner Erzählungen, welche immer mit einem beifälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war; denn wenn das Volk über ſeine Scherze nicht lachte, ſo ward er beſchämt und verdoppelte ſeinen Unſinn, um den Zuhörern den Zweifel an ſeinem Witze zu benehmen. Dieſer Mann wird mir ein Anſehnliches in meine Kaſſe bringen!

Für das Vergnügen, zu glauben, daß er ein witziger Kopf ſei, ſoll er geben 2 fl.

Wenn er ſich einbilden will, daß man ihn bewundert und nicht für das, was er eigentlich iſt, für einen Stecknarren hält; ſo kann er weniger nicht geben, als 1 fl.

Für eine jede Unflätherei, die er ſagt, um die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüber. Ich habe auf dieſer Reiſe dreißig Zoten von Wichtigkeit gehört; dieſe thun zuſammen 30 Stüber.

Alle Wortſpiele, wenn ſie nur albern ſind, hat er frei; fallen ſie aber ins Grobe und Ungezogene, ſo zahlt er dafür halb ſo viel, als für eine Zote.

Lacht er zuerſt über ſeine Einfälle, wie er immer zuerſt lacht, ſo gibt er 1 Albus. Und weil ſich dieſes nicht ſo genau nachrechnen ließ; ſo rechne ich ihm für dieſe Freiheit ein für allemal 1½ fl.

Hebt er einen aus der Geſellſchaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, ſo gibt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieſer mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf ſolchen Fall iſt er ſteuerfrei. Ich habe fünf von der Geſellſchaft gezählt, mit denen er ſich auf dieſe Art luſtig machte, und dieſes beträgt 3½ fl. Er war damals ſo vorſichtig, ſich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort beſorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: ſo oft es mit ſeinem Witze gar nicht mehr fort wollte und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; ſo oft brachte er unvermuthet eine Anſpielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal ſeine gehoffte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausſtand, wollte faſt raſend vor Lachen werden, ſo oft er, nach ſeiner Sprache zu reden, dergleichen Schwänke machte. Ich wollte wohl wünſchen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtſinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger ſtellen möchte. Weil aber dieſes nicht geſchehen wird und nicht füglich eingeführt werden kann, ohne die anſehnlichſten Geſellſchaften um ihre witzigſten Köpfe zu bringen; ſo will ich auf dieſen pöbelhaften Witz eine deſto höhere Steuer legen. Ein ſolcher unanſtändiger Scherz wird mit ½ fl. bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er ſich fünfmal damit geholfen hat; das thäte alſo 2½ fl.

Auf dieſe Art hätte ich von dieſem einzigen Manne, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man ſelber nach, was dieſes wohl in Deutſchland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn das glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieſer Art ſich befunden habe: faſt in allen Geſellſchaften der Handwerksleute, der Kaufleute, der Soldaten, gibt es dergleichen Originale; in Geſellſchaften der Gelehrten und in Antichambern herrſchen ſolche witzige Köpfe; ja ſogar, wenn nur zwanzig ehrwürdige Herren Confratres auf Kirchmeſſen zuſammen kommen, ſo getraue ich mir, wo nicht eher, doch nach Tiſche, wenigſtens einen unter ihnen zu finden, der es meinem Kaufmann in der Art, zu ſcherzen und witzig zu ſein, gleich thun ſoll, wo er ihn nicht gar übertrifft.

Die Komödie dieſes Harlekins ward unvermuthet durch ein andächtiges Zwiſchenſpiel unterbrochen.

Eine bejahrte Frau fing an, einen Pſalm zu ſingen. Ich war mit dieſer unzeitigen Andacht ſehr unzufrieden; denn ich befürchtete von dem Leichtſinn der Meiſten in der Geſellſchaft, ſie würden eine neue Gelegenheit daher nehmen, über die Religion zu ſpotten; allein wider Vermuthen ward eine große Stille auf dem Schiffe, obwohl dieſe Heilige niemand fand, als zwei Weiber und einen jungen Menſchen, die mit einſtimmten.

Der Pſalm kam zu Ende, und ſie ſcherzte ſchon das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkiſchen Kreistruppen zu ihr ſagte: »Aber, Mutter, wie lange iſt es denn, daß du ſo fromm biſt?« Die Geſellſchaft, welche das Singen ſchon lange überdrüßig war, empfing dieſen Einfall mit freudigem Gelächter; die Frau hingegen verſtummte. Der Officier machte ſich den Beifall der Zuſchauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geſchworen hatte, ſo ſagte er: »Es trifft noch immer ein: junge Huren, alte Betſchweſtern.« Er erinnerte ſie an vielerlei Sachen, daran ſie vermuthlich nicht gern erinnert ſein wollte; aber am allerempfindlichſten war ihr dieſer Vorwurf, daß ſie bei zunehmenden Jahren eine Geſellſchaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigene Schönheit, wie er ſagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angſt, welche dieſer beſchämten Betſchweſter auf dem Geſichte ſaß. Sie ſah ſich verwirrt in der Geſellſchaft um, ohne im Stande zu ſein, dem Officier etwas Anderes zu antworten, als dieſes, daß ſie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund und dergleichen nannte, welches ihr böſes Gewiſſen noch mehr verrieth. Dieſer blieb auch ganz gelaſſen bei dieſen Schimpfwörtern und begegnet ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: »Aber Gott »ſtraf mich, Mutter; was willſt du viel läugnen? »rechne einmal nach, wie viel du allein von mir »verdienet haſt?« Hier verdoppelte ſich das elende Lachen der Geſellſchaft. Der Officier nahm dieſen Beifall für eine Aufforderung an, die Streiche zu erzählen, die er geſpielt hatte; und wäre von allen auch nur die Hälfte gegründet geweſen, ſo war doch dieſe ſchon hinreichend, ihn vor den Augen der Geſitteten zum ungeſittetſten Manne zu machen.

Ich hoffe, an dieſen beiden Kontribuenten ein Paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehemaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abſcheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt ſein; allein ſie hat entweder nicht Muth genug, oder ſie iſt ſchon gar zu boshaft, ſich von derſelben loszureißen. Ihre Jahre verhindern ſie, ſelbſt laſterhaft zu ſein; ſie iſt es nun durch Andere, und verdoppelt ſogar dadurch ihre ſtrafwürdigen Laſter, daß ſie andere Mädchen verführt, und vielleicht unſchuldige Perſonen in den Abgrund ſtürzt, aus dem ſie ſich nicht zu retten weiß. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt: denn auch die Laſterhafteſten haben gewiſſe Augenblicke, in denen ſie vor ſich erſchrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirrt, da man ihr ihre Ausſchweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als ſie ſich den Namen einer frommen und ehrbaren Frau erſingen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend: ſie wollte tugendhaft ſcheinen; aber ſie war der Laſter gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß ſie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben ſollen, den ſie von ihrer und anderer Ausſchweifung zog. Alles dieſes machte ſie zur Heuchlerin. Da ſie mir gleich gegenüber ſaß; ſo hatte ich Gelegenheit, ſie, während ihres Singens, ſehr genau zu bemerken. Weil ſie zur Unzeit heilig ſein wollte; ſo war mir, gleich mit dem erſten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich ſpähte alle Züge ihres Geſichts aus. Sie ſpielte die Rolle einer Betſchweſter vortrefflich. Sie hing ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; ſie preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungeſtüm aus der verſtockten Bruſt hervor; ſie drehte die Augen mit einer quäkeriſchen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihr ganz fremd war; und zu einer andern Zeit überſah ſie mit einem ehrgeizigen Blicke die Geſichter der Geſellſchaft, und ſuchte den Beifall, welchen ſie wohl nicht fand, und den ſie doch durch ein heuchleriſches Ringen ihrer beſudelten Hände zu erzwingen ſuchte. Die ehrerbietige Stille der Geſellſchaft nahm ſie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte ſie die Abſicht, durch einen neuen Pſalm noch einen Anfall auf unſere Hochachtung zu thun. Man kann alſo wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr ſein mußte, da ſie durch die Frechheit des Officiers ſo unerwartet in ihren ſtolzen Abſichten gehindert, und ſehr gedemüthigt ward.

Aus dieſer Schilderung werden meine Leſer ziemlich im Stande ſein, zu errathen, wie die Taxe für dieſe Betſchweſter eingerichtet werden ſoll,

Für das heuchleriſche Kopfhängen ſoll ſie geben ½ fl.

Ein Seufzer koſtet 1 Schilling. Sie kann dieſes gar wohl zahlen, da ſie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiſte Geld verdient hat. Sie ſeufzte achtmal unter dem Pſalme, das thut 1½ fl.

Das Verdrehen der Augen bezahlt ſie mit 1 Stüber. Es war mir nicht möglich, zu zählen, wie oft ſie dieſes that; ich will ihr alſo nur überhaupt 1 fl. abfordern.

Das Ringen der Hände muß ſie wenigſtens mit $^1/_2$ Stüber verbüßen, da es Urſache war, daß ſie während ihrer Andacht ſehr ungeberdig that. Sie ſoll wegen dieſes Satzes einmal für allemal geben $^1/_2$ fl.

So oft ſie uns für ſo einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, ſo oft hat ſie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, ſo lange der Pſalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach abfordern.

Da ſie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht ſich den Namen einer frommen Matrone auch in der Abſicht erheucheln wollte, um künftig bei ihren Ausſchweifungen deſto ſicherer zu ſein; ſo ſtrafe ich ſie um $^1/_2$ fl.

Sie ſollte wohl nicht umſonſt ſo unbeſcheiden gegen den Officier geweſen ſein, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigſtens eine Pön von 1 Stüber. Allein, zu geſchweigen, daß der Officier ſelbſt nicht beſcheiden gegen ſie verfuhr, und eben nicht ſo empfindlich darüber zu ſein ſchien; ſo will ich ihr die Strafe auch um deßwillen erlaſſen, weil ſie ſich in der größten Verwirrung befand, und dieſe pöbelhafte Art, ſich zu vertheidigen, die deutlichſte Sprache eines böſen Gewiſſens war.

Alſo bekäme ich von dieſer Betſchweſter zu meiner Gedankenſteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieſes binnen einer Zeit von zehn Minuten. Was werden nicht unſere Betſchweſtern im ganzen Lande binnen einem Jahre erlegen müſſen!

Der Officier war gleich das Widerſpiel von dieſer Heuchlerin, und dennoch eben ſo lächerlich und eben ſo ſtrafbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm ſein; und dieſer war leichtſinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß ſie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuſchweifen, und um deßwillen gab er ihr die ſchädlichſten Beinamen: gleichwohl hielt er es nicht für ſchändlich, zu geſtehen, daß er für ſein baares Geld an dieſen Ausſchweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige Geſellſchaft beſonders dadurch, daß er uns für ſo ungeſittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen ſeiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte dieſe Thorheit noch ſtrafbarer. Wie viel ſollen wir einem jungen Officier zu Gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlaſſen hat, ſich ſo unanſtändig aufführt? Es iſt ein Unglück, daß junge Helden ſehr oft ſo unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freiheit, und von dem Wohlſtande ihres Amtes haben; aber deſto gefährlicher iſt ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit und vielleicht viele Tugenden, aber keine Sitten hat. Es koſtet ihnen die wenigſte Mühe, es ihm in dieſer letzten Eigenſchaft gleich zu thun; aber ſie vergeſſen, daß dieſes ein Fehler iſt, den man ihm wegen ſeiner übrigen Tugenden zu Gute hält und mit ſeiner ſchlechten Erziehung entſchuldigt. In Anſehung dieſes Umſtandes will ich auch mit unſerm Officier billig verfahren. Er ſoll für alle Thorheiten, die er auf der Reiſe beging, nicht mehr als das halbe Traktament von einem Monate bezahlen. Es wird ungefähr 7½ Gulden betragen. Ich ſchenke ihm noch alſo alle Flüche, die er that und die er ſehr häufig that, ohne es zu wiſſen, weil er ſie ſchon als Musketier gewohnt geweſen war.

Binnen der Zeit, da der Officier ſeine witzigen Grobheiten gegen die alte Betſchweſter vorbrachte, merkte ich, daß man mich etlichemal beim Aermel zupfte. Ich war zu aufmerkſam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen ſollen, mich umzuwenden; endlich faßte man mich bei der Hand, und ich ſah mich um. Es war ein junger Menſch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus ſeinen Reden vernahm, ein junger Richter und ein Mitglied einer gar anſehnlichen Geſellſchaft zu * * war. »Was halten Sie, »mein Herr, von dieſer injuria verbali (Beleidigung mit Worten)?« Und ohne mir die Zeit zu laſſen, ihm zu ſagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktiſchen Geſchwätzigkeit eines jungen Richters alſo fort: »Ich möchte der Advokat von »dieſer Frau ſein. Zwar wegen der Unkoſten ſieht »es auf beiden Seiten mißlich aus: O, da muß »wohl Rath werden. Fiat Executio (man ſchreite »zur Exekution)! Ich habe den casum etliche mal »in terminis gehabt . . . Warum ſehen Sie »mir ſo ſteif ins Geſicht? Ich habe drei Jahre in »Franecker und ein Jahr in Rinteln ſtudirt, und »ohne Ruhm zu melden . . . aber ich will weiter nichts ſagen. Sobald ich nach Hauſe kam, »heirathete ich die Tochter eines bei uns angeſehenen Mannes, welcher mir ſeine Stelle abtrat. »Es geht ſchon in den fünften Monat, daß ich »Beiſitzer von dieſem Gerichte bin. Sie können nicht »glauben, mein Herr, was für Ignoranz unter den »alten Graubärten, meinen Herren Kollegen, herrſcht.

»Gar keine **Principia**, nicht die geringſten! Lauter Schlendrian! Aber ich ſage ihnen auch meine Meinung deutſch heraus. Es macht mir allerdings ſehr viel Verdruß; aber ich kann mir nicht helfen. Meine Schuld iſt es gar nicht, daß dieſe alten Männer ſo unwiſſend ſind: doch können ſie auch mir es nicht übel nehmen, daß ich, ohne mich zu rühmen, gelehrter und einſehender bin. Es iſt wahr, ſo oft ich eine Meinung vorbringe, ſo oft widerſprechen ſie mir alle; aber dafür laſſe ich ihnen auch niemals Recht. Was meinen Sie wohl: Ich will Ihnen einmal einen Casum proponiren.‹ Hier ward mir angſt, und ich ſann auf ein Mittel, mich von Seiner Hochweisheit loszumachen. Ich fand es bald. . . . ›Geben Sie einmal Achtung, mein Herr, der Casus iſt ſonderbar! Aber Eins muß ich vorher erinnern: Sie wiſſen den Huber . . .‹ ›O! mein Herr,‹ ſagte ich, ›den kenne ich recht wohl; was machte der ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in voriger Meſſe abgekauft. . . .‹ ›Wem?‹ fragte er mich mit weitaufgeſperrten Augen; ›dem Huber? Der Mann iſt ja lange todt. Er war ein großer Rechtsgelehrter in Franecker!‹ ›So bitte ich um Verzeihung, mein Herr; ich glaubte, Sie meinten den Kaufmann in Frankfurt, von dem ich meine Haarſiebe nehme.‹ Der gute Richter ſah mich von neuem mit Erſtaunen an. ›Sind Sie denn kein Gelehrter, mein Herr?‹ ›O! nein, mein Herr,‹ antwortete ich ganz demüthig und ſchüchtern; ›ich bin ein ehrlicher Schneider aus Sachſenhauſen. . . .‹ Das war ein Donnerſchlag für meinen weiſen Richter, welcher vermuthlich in

Willens gehabt haben mochte, mir noch viele juriſtiſche Weisheit vorzupredigen. Nun ſah er mich mit der Verachtung an, mit welcher Gelehrte ſeiner Art auf Handwerksleute herabſehen; und nachdem ſein Hochmuth es mich genug hatte empfinden laſſen, daß er ein Richter, und ich, wie er glaubte, ein armer Schneider war, ſo ſprach er endlich mit einer trotzigen Miene: »Aber mein Freund, das »hätte Er gleich ſagen können, daß Er ein Schnei»der iſt; ich würde mir nicht haben einfallen laſ»ſen, mit Ihm von gelehrten Sachen, und ſo vertraut, zu reden.« Ich beugte mich tief und freute mich, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren kennen zu lernen, und zwar einen ſo ergiebigen Narren, den ich auf vielerlei Art bei meiner Gedankenſteuer nutzen kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige Amt eines Richters in den Jahren zu übernehmen, in welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arm, in die Schule hätte gehen ſollen; die dreiſte Geſchwätzigkeit, mit ſeiner wenigen und unvollkommnen Wiſſenſchaft alle Geſellſchaften zu übertäuben; die Begierde, über alle Vorfälle ſeine entſcheidenden Gedanken zu ſagen; die Empfindlichkeit, die er äußerte, wenn man an ſeiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: alle dieſe Thorheiten werden mir ein anſehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich ſein, ſich ſolche abzugewöhnen, und mir ſoll er ſie theuer genug bezahlen.

Aber am allerſtärkſten ſoll er die thörichte Unverſchämtheit büßen, die er hat, ſeinen erfahrnen und einſehenden Kollegen ſo muthwillig zu widerſprechen und ſie gegen Andre, die es von ihm nich einmal zu wiſſen verlangen, für Männer ohne Einſicht und für eigenſinnige Ignoranten auszuſchreien. Dieſen jungen Stolz werde ich um ſo viel mehr exemplariſch ſtrafen, da er ſo viel ſchädliche Folgen hat, und nicht allein bei uns, ſondern, wie ich erfahre, auch in Sachſen und in andern Ländern, unter denen ſo allgemein iſt, welchen man aus guter Abſicht, einen leeren Platz in der Verſammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was ſie auf Univerſitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einſehenden Kollegen diejenige Geſchicklichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verſtehen dieſe wohlweiſen Knaben die Abſicht der Obern ganz unrecht. Sie ſtrotzen von dem Ueberfluſſe einer übelverdauten Schulweisheit. Sie ſehen ihre Kollegen für Zuhörer und ihren Stuhl für den Katheder an, auf welchem ſie gewohnt geweſen ſind, einige aufgegebene Sätze gegen Mitſchüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergeſſen, daß ſie nur die Anfangsgründe der Rechtsgelehrſamkeit erlernt haben, welche allererſt die Erfahrung brauchbar machen muß. Es iſt ſehr zu beſorgen, daß ihnen dieſe eitlen Vorurtheile eine beſtändige Hinderung bleiben müſſen, ſie durch eine beſcheidene Lehrbegierde zu geſchickten und dem Vaterlande nützlichen Männern zu machen, da ſie das Unglück haben, zu glauben, daß ſie es bereits ſind. Man hat zwar Beiſpiele, daß ein junger Richter, der in den erſten zwei Jahren, voll von ſeiner neuen Weisheit, braust, im dritten Jahre zu verſtummen anfängt, weil er ſeine Unwiſſenheit fühlt; allein dieſe Exempel ſind ſo gar häufig nicht, daß ich wegen der ſchädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrſamkeit und pedantiſchen Eigenliebe außer Sorgen ſein ſollte. Ich werde mir alſo künftig, bei völliger Einrichtung meiner Gedankenſteuer, Mühe geben, ſie in Kontribution zu ſetzen, da ſie es fühlen. Für meinen Reiſegefährten aber hatte ich ungefähr dieſen Anſatz gemacht:

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu ſagen, daß er ein Richter ſei, bezahlt er 4 fl.

Er ward empfindlich, daß ich ihm ſo ſteif ins Geſicht ſah, weil er glaubte, ich zweifle an ſeiner Einſicht und an ſeinen Verdienſten. Er hatte Recht; aber weil er ſeinen Stolz dabei verrieth, ſo gibt er 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er ſei wegen ſeiner Verdienſte zu dieſem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in dieſe Stelle eingedrungen iſt, ſoll er erlegen ½ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf ſeine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieſes ſeine erſtaunliche Unwiſſenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden, und fährt damit ſo lange fort, bis er klüger wird.

Für einen jeden Vorwurf, den er ſeinen erfahrenen Kollegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein casus in terminis koſtet 1 Schilling.

Die Narrheit ſoll er für dieſesmal umſonſt begangen haben, daß er mich ſo trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich ſei ein Schneider. Es konnte ihm freilich nicht anders, als höchſt empfindlich ſein, da er ſo große Anſtalten machte, mit ſeiner juriſtiſchen Weisheit zu paradiren, und den demüthigen Beifall eines Mannes zu verdienen, von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann ſei.

Nach dieſen Sätzen und einem genauen Ueberſchlage, den ich gemacht, hätte ich alſo von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen ſuchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reiſe und der ſchlechten Geſellſchaft zu erleichtern. Inzwiſchen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geſchäfte ans Land ſteigen mußte. In der That verließ ich das Schiff ſehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen Andern fiel mir ein junger Menſch am meiſten in die Augen, welcher nur zwei Stellen von mir in einem dunkeln Winkel ſaß, den Hut tief ins Geſicht gedrückt hatte, immer mit ſich ſelbſt ſprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete manchmal mit den Füßen ſtampfte und anders nicht die mißvergnügte Miene ablegte, als wenn er durch ein bitteres Lächeln ſeine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten Kaufmanns ſei, daß er bei einem ganz geſunden Körper, bei reichem Ueberfluſſe, bei aller Bequemlichkeit, die das menſchliche Leben wünſchen kann, und was das Lächerlichſte iſt, bei einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, ſich krank, milzſüchtig und mit der ganzen Welt unzufrieden zu ſtellen, und alles dieſes nur in der Abſicht, um in Geſellſchaften bemerkt zu werden. Er hat dieſe Rolle in London gelernt, wo er ſich einige Monate aufgehalten; aber er iſt eine eben ſo unglückliche

Kopie von einem ſchwermüthigen Engländer, wie viele unſerer abgeſchmackten Landesleute närriſche Kopien eines lebhaften und gaukelnden Franzoſen ſind, welchen ſie ſich bei ihrem kurzen Aufenthalt in Paris zum Originale gewählt haben. Dieſe hüpfen und pfeifen, wenn ſie am meiſten Urſache haben, ernſthaft, oder traurig zu ſein; und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigſten Urſache hat, mißvergnügt zu ſein, und wo er es auch in der That am wenigſten iſt, dennoch am meiſten vom Erhängen und Erſchießen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der größte Narr iſt; aber, ohne es weiter zu unterſuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir ſaßen zwei Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Geſpräch abnehmen konnte, ſehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; ſie ſeufzten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes und über die große Verſchwendung; denn in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthſchaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich werde ſie bei meiner Gedankenſteuer gewiß nicht vergeſſen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit beſſer, als ſie, einſehen muß, was zum Beſten des Staats erfordert wird. Gemeiniglich eifert Niemand ſo ſehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deßwillen in Aufnahme zu bringen ſucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberfluß dasjenige abgeben könne, was zu Beſchützung des Landes und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich iſt. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung ſind oft ungegründet und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes und des Neides über die beſſere Nahrung anderer Häuſer. Ueber den Mangel des guten Geldes können ſie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an dieſem Mangel die meiſte Schuld hat. Eben ſo ungerecht ſind ihre Klagen über die Verſchwendung. In der That würde es ſehr ſchlecht um die Handlung ausſehen, wenn die Welt anfinge, ſparſam zu ſein, und ſich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer, die meiſte Einſicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Dieſe Thorheit gibt mir das Recht, ſie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen, wenn ſie noch länger die Erlaubniß haben wollen, ſo patriotiſch zu murren.

Beim Eingang des Verdecks ſaß ein junger Menſch, welcher, wie ich aus ſeiner Kleidung vermuthen konnte, ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte. Gleich ſein Eintritt in das Schiff fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er ſetzte ſich ganz ſchüchtern auf den erſten Platz, den er ledig fand, und ſchien die ganze Geſellſchaft wegen ſeiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur ſelten ſchlug er die Augen auf; die übrige Zeit ſaß er ſo ängſtlich und gebückt, wie ein Schüler, der ſich vor dem Streichen ſeines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu ſehr in die Augen fällt, iſt mir allemal verdächtig geweſen; um deßwillen war es mir auch dieſe allzu große Beſcheidenheit. Deſto mehr gab ich auf ihn Acht. Ich fing an, mich ſeinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeſchmackten Witz des Weinhändlers äußerte. Bein Geſange der Betſchweſter war er die einzige Mannsperſon, die mit einſtimmte; dieſes vergab ich ſeinem Stande. Er ſchien bei den Vorwürfen, die der Officier dieſer Frau machte, und bei der ungeſchickten Vertheidigung der Heuchlerin ſehr empfindlich zu ſein, und beide zu mißbilligen; mit einem Wort: ich fing an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menſchen ſehen ſollte, deſſen Demuth, Beſcheidenheit und gute Sitten dem Amte, für das er beſtimmt war, viel Ehre und Vortheile zu verſprechen ſchienen. Bei der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Geſicht verloren; ich würde auch vielleicht nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beim Ausſteigen aus dem Schiff in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanſtändigen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperſon erblickt hätte, welche, wie mir der Schiffer ſagte, für eine Tochter der alten Betſchweſter ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Anſehung ſeiner verſtellten Sittſamkeit betrogen, ſo hatte ich Urſache zu fürchten, daß ſeine Beſcheidenheit und Demuth eben ſo erheuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im Voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm ſtehen ſollen. So kriechend und ſchüchtern er gegenwärtig zu ſein ſcheint, ſo unerträglich wird ſeine Eigenliebe und ſein geiſtlicher Hochmuth ſein, welcher deſto gefährlicher iſt, da er die Ehrenbezeigungen niemals für ſich, ſondern allemal für ſein Amt fordert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß ſeine Aufführung exemplariſch ſein wird? Anfänglich wird er ſich alle Ausſchweifungen verſtatten, die er genießen kann, ohne verrathen zu werden; endlich aber wird er mit weniger Vorſicht laſterhaft ſein, da ihn die Gewohnheit unverſchämt und ſicher macht. Ich will dafür ſorgen, daß er nicht umſonſt hochmüthig und laſterhaft ſei. Er und ſeine ihm ähnlichen Kollegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heißen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Panſa, rief mir eine unbekannte Stimme zu, da ich ſchon den einen Fuß aus dem Schiffe geſetzt hatte. Ich ſah mich um und erblickte den alten Bürgermeiſter aus meinem Städtchen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen, und dabei zu glauben, daß er ein Poet ſei.

Er war ſehr erfreut, mich zu ſehen, da er mich hier am wenigſten vermuthet hatte. »Sehen Sie, «Herr Panſa: **Monumentum aere perennius**» (ein Monument, dauernder als Erz) und wies mir einen großen Stoß gedruckter Glückswünſche auf den Geburtstag eines ſeiner Gönner in Mainz, wohin er jetzt reiste, um ſie ins Geld zu ſetzen. Er wollte ſie mir vorleſen; allein ich ſchützte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er vertrat mir wirklich den Weg, und fing an auszupacken. »Ich kann Ihnen nicht helfen, ſagte er; »das Karmen müſſen Sie anhören, wenn Sie mein »Freund ſein wollen.» Ich verdoppelte meine Vorſtellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nöthig es ſei, zu eilen; der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart, daß er das Schiff nicht aufhalten ſollte. Ich verſuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frei machen könnte; aber Alles vergebens.

Geprieſener Mäcenas! Jetzt, da das Purpurlicht
Dort aus Aurorens Schoos . . .

So fing er wirklich ſchon an zu leſen. Ich drängte ihn auf die Seite und floh; aber unglücklicher Weiſe glitt ich von dem Brett ins Waſſer, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bei dem Rock feſt hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand und ich ſprang ans Ufer, ohne mich weiter umzuſehen; ſo erſchrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit ſeinem Bündel Verſen nachſetzen möchte. Aber er ſoll mir dieſe Angſt bezahlen; denn da er ein Dichter ſchon bei Jahren iſt, ſo habe ich das Recht, ihn bei meiner Gedankenſteuer doppelt anzuſetzen.

Ich habe durch dieſe kurze Reiſebeſchreibung eine Gelegenheit geſucht, meinen Leſern eine Probe zu geben, wie einträglich dieſe Gedankenſteuer ſein wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betſchweſter.
7½ fl. der Officier.
7 fl. der junge Richter. Die Andern will ich nur in einen ungefähren Anſchlag bringen.
6 fl. der Unzufriedene. Es iſt nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er ſich gibt, lächerlich zu ſein.
20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.

2 fl. der junge Tartüffe.

1 fl. der Gratulant. Der böſe Mann ſollte wohl mehr geben, da er mich mit ſeinen Verſen ins Waſſer gejagt hat; aber er muß Weib und Kind von ſeinem Witz ernähren, und ich weiß, daß ſein geprieſener Mäcenas ſehr karg iſt; darum dauert er mich. Alles dieſes macht zuſammen 58½ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine ſo kleine Geſellſchaft von neun Kontribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden, ſo viel beiſteuern ſoll, was für unſägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutſchland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz außer mir, daß ich einen ſo glücklichen Einfall gehabt habe, dieſe Gedankenſteuer in Vorſchlag zu bringen. Wie viel tauſend Mitbürger, für die Niemand bisher geſorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit Anderer ernähren können!

Hier könnte ich ſchließen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: Iſt es wohl jemals möglich, dieſe Gedankenſteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich iſt, die Gedanken Anderer zu wiſſen, und da die Menſchen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher ſie ſind, deſto ſorgfältiger zu verbergen wiſſen?

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf dieſe Frage einzulaſſen. Ein Projektmacher entwirft den Plan; er macht weitläufige Berechnungen von den großen Einkünften, welche die Kaſſe davon zu erwarten hat; mehr darf man von ihm nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit ſei, dieſen Plan auszuführen? das iſt ſeine Sache nicht; dafür mögen Andere ſorgen; genug, ſein Projekt ſteht richtig berechnet auf dem Papier.

Aber ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt iſt, mich zu fragen.

Der obige Einwurf ſchickt ſich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menſchen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menſchen ſind nicht im Stande, oder geben ſich doch keine Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was ſoll ich von den Werken der Schriftſteller ſagen? Sie liegen am Tage, und mein Tarif ſoll ſo deutlich ſein, daß ein jeder Leſer die Taxe ſelbſt beiſetzen kann. Die Strafe des vierfachen Erſatzes wird meine Kontribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu ſtrafen, da es für die Eitelkeit der Menſchen ſo vortheilhaft iſt, daß ſie für eine ſo geringe Beiſteuer ſich das Recht löſen können, ungehindert und ohne Widerſpruch Thoren zu ſein, und die Welt, ſie mag wollen, oder nicht, zum Beifall zu zwingen. Da es aber doch geſchehen kann, daß es Leute gibt, welche ſich verſtellen und zu Bevortheilung meiner Gedankenſteuer, durch verſchiedene Umwege den Beifall der Welt zu erſchleichen ſuchen; ſo habe ich ſchon Anſtalten getroffen, dieſen Kontrebandierern Einhalt zu thun. Ich will nämlich Gedankenfiſkale ſetzen. Das ſind Leute, die aus den Unterredungen mit Andern, ſogar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innerſten Bewegungen des Herzens entdecken ſollen. Für einen aufmerkſamen Zuſchauer und für einen Menſchen, der die Welt kennt, iſt dieſes ſo ſchwer nicht, als vielleicht Manche glauben. Und was will man dazu ſagen, wenn ich beweiſe, es ſei die angenehmſte Beſchäftigung vieler Menſchen, wenn ſie, ob ſie gleich oft ſich ſelbſt nicht kennen, dennoch die kleinſten Handlungen und die Gedanken Anderer ſehr ſorgfältig ausſpähen, und, daß ſie ſolche entdeckt haben, mit vieler Zuverſicht behaupten? Durch eine vorſichtige Wahl der Perſonen, die ich zu Gedankenfiskalen beſtätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute dazu nehmen, welche neugierig und argwöhniſch ſind, welche in ihrem Hauſe wenig Geſchäfte und alſo mehr Zeit haben, auf die Handlungen Anderer Acht zu geben. Zwei Gattungen der Menſchen werden mir hierzu am beſten dienen können; Frauenzimmer von einem gewiſſen Alter, die ſich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geſchlechts bekannt gemacht haben, gegen welche ſie bei zunehmenden Jahren ganz unerbittlich ſind; und Gelehrte, welche der Welt ihre periodiſchen Betrachtungen über Staatsſachen mittheilen. Da dieſe mit ihren ſcharf urtheilenden Blicken bis in die geheimſten Kabinette der Prinzen dringen, ſo wird es ihnen nur ein Spiel ſein, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hierbei will ich es noch nicht bewenden laſſen. Ich will über die Geſchicklichkeit, die Gedanken Anderer zu erforſchen, eine Abhandlung in ſyſtematiſcher Ordnung entwerfen, und öffentlich darüber leſen.

Der Plan zu dieſer Unterweiſung, die Gedanken Anderer zu errathen, oder, daß ich mich nach der Mode unſerer Zeit, etwas kunſtmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan einer Noematokataſkopologie *)

iſt ungefähr folgender:

Erſtes Buch.

Kap. I. Vom Menſchen.

Kap. II. Von den Gedanken der Menſchen überhaupt.

Kap. III. Ob es Menſchen gibt, welche gar nicht denken? Dieſes Kapitel wird etwas weitläufig, aber auch von dem größten Nutzen ſein. Ich nehme mich darin beſonders der Frauenzimmer, welche man ſchöne Statuen nennt, verſchiedener witziger Schriftſteller, und endlich einiger unſerer tiefſinnigſten Philoſophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der liebloſen Meinung geſtanden, daß ſie gar nicht dächten.

Kap. IV. Warum Einige ihre Gedanken ſo ſorgfältig verbergen? Ich habe hier die Bemerkung ausgeführt, daß die meiſten Menſchen ſich mehr vor Andern, als vor ſich ſelbſt ſchämen.

Kap. V. Daß dieſe Gewohnheit, im Verborgenen zu denken, für die Eigenliebe des Menſchen ſehr bequem und vortheilhaft ſei.

Kap. VI. Von dem Schaden, den die menſchliche Geſellſchaft davon hat.

Der Menſch gewöhnt ſich dadurch an eine Eitelkeit, die hernach weder glimpfliche Vorſtellungen, noch bittere Demüthigung ausrotten können.

---

*) Eine Kunſt, das Ziel der Gedanken zu errathen.

Er fängt an, Andere zu verachten.

Er gibt ſich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er ſchon zu beſitzen glaubt.

Kap. VII. Wie nöthig es alſo ſei, die Menſchen in dieſen ſanften Träumen ſchmeichelhafter Eigenliebe zu ſtören.

Kap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines ſo rühmlichen Unternehmens.

Kap. IX. Der Autor geſteht aufrichtig, daß er nicht im Stande ſei, dieſe Einwürfe zu beantworten.

Kap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geſchichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menſchen einigen Nutzen für das gemeine Weſen zu ziehen, da da er es faſt unmöglich gefunden, ſie auszurotten.

Kap. XI. Ein patriotiſcher Seufzer!

Zweites Buch,

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Kap. I. Von den Mitteln, die geheimen Einbildungen der Menſchen zu entdecken.

Kap. II. Von der Verrätherei der Augen überhaupt.

Kap. III. Vom Unterſchiede zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches mit Empfindung liebt und es verbergen will, und zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches nicht liebt und nur kokettirt.

Kap. IV. Dreißig Folgerungen daraus für meine Gedankenſteuer.

Kap. V. Wie die Blicke eines bejahrten Frauenzimmers ausſehen müſſen, wenn man daraus ſchließen ſoll, ob ſie aus Hochmuth, oder aus Freundſchaft, oder aus Wolluſt ihr Alter vergißt.

Kap. VI. Vom frommen Liebäugeln einer alten Betſchweſter.

Kap. VII. Vom Unterſchied ihrer Seufzer, welche ſie über das Andenken der vergangenen Zeiten, oder welche ſie über die jetzige verderbte Zeit ausſtößt.

Kap. VIII. Von den verſchiedenen Arten des Lächelns.

Vom abgeſchmackten Lächeln eines Stutzers.

Vom witzigen Lächeln eines Hofmannes.

Vom vornehmen Lächeln eines Pedanten.

Vom gefährlichen Lächeln eines Kunſtrichters, bei Leſung einer fremden Schrift.

Vom nichtsbedeutenden Lächeln eines Mäcenas.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von ſeinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wucherer lächelt.

Von verſchiedenen andern Arten des Lächelns, und was man daraus auf den Charakter der Perſon ſchließen kann.

Kap. IX. Von den Mienen überhaupt. In dieſem Kapitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abſchnitten nicht berührt werden können.

Von den wichtigen Mienen.

Von den zerſtreuten Mienen eines Menſchen, der gar nichts zu denken und nichts zu verrichten hat, und doch gern geſchäftig ausſehen möchte.

Geſchichte von den drei Mienen, oder, Beurtheilung eines Menſchen von ſchlechter Erziehung und einem boshaften Herzen. Es iſt darin eine genaue Abſchilderung, wie ſeine kriechende Miene ausſah, da er ſich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges

Amt einzuſchleichen ſuchte; von der trotzigen und doch unruhigen und tückiſchen Miene, die ſeinen Hochmuth, ſeine liebloſe Undienſtfertigkeit und die Begierde, Andern zu ſchaden, verriethen, ſo lange er in dieſem Amte war; und endlich von der ängſtlichen und ſcheuen Miene eines folternden Gewiſſens zu der Zeit, wo ihn ſeine Ungerechtigkeiten geſtürzt, und außer Stand geſetzt hatten, weiter zu ſchaden. Dieſer Abſchnitt iſt beſonders wegen der vielen hiſtoriſchen Noten erbaulich, die ich zu mehrerer Erklärung dieſer lehrreichen Geſchichte beigefügt habe.

Kap. X. Abhandlung von den Hüten und Florkappen.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß man das menſchliche Herz aus beiden beſſer entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwei Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut iſt das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der beſondern Art, wie die Frauensperſonen in Weſtphalen ſich ſehr ſorgfältig in die Kappen verhüllen, wenn ſie wünſchen, bemerkt und ohne Kappe geſehen zu werden.

Nota: Dieſes Kapitel iſt außer Weſtphalen nicht zu verſtehen.

Kap. XI. Lehre von Schönpfläſterchen. Der engliſche Zuſchauer hat in ſeinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpfläſterchen entdecken könne, welche von den Frauensperſonen in London zu den Whigs und welche zu den Tories gehörten. Dieſes hat mich auf unſer deutſches Frauenzimmer aufmerkſam gemacht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpfläſterchen bei den meiſten ihre Gedanken und Einbildung errathen könne. Dieſes handle ich in gegenwärtigem Kapitel ab, und beſtätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich z. E. die Geſchichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bei einer ziemlichen Schönheit eine ſehr einfältige Miene machte. Weil ſie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heißen, ſo klebte ſie einen halben Mond unter das linke Auge; ſogleich fanden ihre Anbeter, daß ihre feine und ſchalkhafte Miene ſie doppelt liebenswürdig machte. Zwei Schönpfläſterchen über den Augenbraunen machen ein gebieteriſches Anſehen. Meine ſelige Frau hatte die Gewohnheit, ſich auf dieſe Art zu putzen, ſo oft ſie über mich mißvergnügt war; und alsdann war es Zeit, ihr auszuweichen, oder ſie ließ es mich gewiß empfinden, daß ſie meine Frau war. Niemals bin ich in größerer Gefahr geweſen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpfläſterchen über den Mund zu legen. Ein junger Menſch aus der Nachbarſchaft, der ſich viele Mühe um meine Freundſchaft gab, verſtand dieſe Sprache den Augenblick; aber ich merkte es noch bei Zeiten und ging alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszuſöhnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich geweſen ſein würden. Vor dieſer unglücklichen Konſtellation der Schönpfläſterchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpfläſterchen über das linke, und das andere an den Winkel des rechten Auges klebt, iſt, wie mich die Erfahrung gelebet hat, von ihrem ſcharfen und durchdringenden Verſtande überzeugt. Iſt ſie ſchon verheirathet, ſo kann man gewiß glauben, daß ſie ihren Mann überſieht; iſt ſie noch unverheirathet, ſo wird ihr Ekel ſo lange wühlen, bis ſie endlich die Verzweiflung nöthigt, ſich dem erſten, beſten Mann in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann zu ſterben. Da ſie ihren Verſtand ſo ſehr fühlt, ſo kann man ſicher ſchwören, daß Niemand mehr, als ſie, beſchäftigt iſt, die Handlungen anderer Menſchen zu richten. Ein Schönpfläſterchen, welches nachläſſig auf dem linken oder rechten Backen liegt, iſt gemeiniglich die Loſung, daß ein Frauenzimmer aufgeräumt genug ſei, ſich Schmeicheleien vorſagen zu laſſen. Es kommt alsdann nur auf die Geſchicklichkeit der Mannsperſonen an, daß ſie dieſe guten Augenblicke ſich zu Nutze zu machen wiſſen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die großen Pflaſter, die man ſeit ein paar Jahren an den linken Schlaf placirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe ſie allemal für ſehr gefährlich gehalten; aber mein Medikus lacht mich aus, und bildet ſich ein, es beſſer zu verſtehen. Ich will dieſen Punkt bis zur zweiten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgeſetzt ſein laſſen. Dieſe Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaſter tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen überſehen, und auf dieſe Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von dieſem ſchwarzen Meteoren halten ſoll. Zum Schluſſe dieſes Kapitels habe ich zwei Fälle angeführt, welche die Schönpfläſterchen nothwendig machen und wo man von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter ſchließen kann. Der erſte Fall iſt bei einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheirathet iſt und, ihren Runzeln zum Trotz, auf Eroberungen ausgeht. Dieſe kann gar füglich mit fünf bis zum höchſten ſechs Schönpfläſterchen der ſinkenden Schönheit zu Hülfe kommen, ohne daß man berechtigt iſt, über dieſe dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzuſtellen. Der andere Fall iſt, wenn es ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum bemerkt wird, durch ein ſchwarzes Fleckchen, welches deſto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bei dieſer Gelegenheit meine Gedankenfiskale, daß ſie, bei dergleichen vorkommenden Fällen, ſich ja nicht übereilen ſollen. In einer beſondern Note zeige ich, wie überflüſſig es ſein würde, dieſe Lehre von Schönpfläſterchen auch auf die Mannsperſonen zu erſtrecken. Alles, was man davon ſagen kann, kömmt auf dieſe drei Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperſon ſich dieſes Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient, und alsdann braucht es keine weitere Entſchuldigung: oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer ſteckt, und alsdann würde man die Urſache dieſer Verkleidung unterſuchen müſſen; oder wofern eine wirkliche Mannsperſon, ohne Noth, und, wie man es nennt, nur zur Galanterie, ſich dieſes weiblichen Schmucks bedient, ſo kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute verſichern, daß er ein Geck ſei.

Kap. XII. Bemerkungen über die Unterkehle.

Kap. XIII. Dergleichen über den Bauch. Dieſe beiden Kapitel gehören zuſammen, und wird faſt Alles darin enthalten ſein, was man zu wiſſen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geſchäften in allen Ständen zu entdecken. Dieſes Kapitel iſt eins der weitläuftigſten; aber ich bin Willens, etliche Seiten wegzuſtreichen, wo ich von der trotzigen Unterkehle und dem ſtrotzenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Kap. XIV. Der Finger über der Naſe! Ich habe meine guten Urſachen gehabt, gegenwärtiges Kapitel auf dieſe ſonderbare Art zu überſchreiben. Ich werde es ſehr gern ſehen, wenn diejenigen, von denen es handelt, ſich die Mühe gar nicht nehmen, es zu leſen: denn ich befürchte außerdem, daß ich die Hälfte unſerer gelehrten Scribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbſtliebe und alle daraus fließende unzählige Fehler unſerer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefſinnigen Miene, die ſie machen, wenn ſie den Finger über die Naſe legen; ſondern ich beſchreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äußerlichen Anzug und dergleichen, aus welchem man die Leidenſchaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe ſogar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung eines Gelehrten ſogleich ſehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig ſein, Alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung davon geſagt habe. Zur Probe will ich von den drei und fünfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und vielbedeutenden Miene durch die Gaſſen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß ſie einen Einfluß auf die Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihn grüßen, argwöhniſch und aufmerkſam anſieht, immer die Taſche voll Zeitungen trägt, ſeinen Freunden den guten Morgen ins Ohr ſagt: dieſer Mann iſt unfehlbar einer von den politiſchen Schriftſtellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird ſich nur ſelten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profeſſion hält, welche bei einem ſehr ſchmutzigen und unordentlichen Anzuge in Geſellſchaften wenigſtens geſittet ſind.

Ein junger Menſch, welcher ſich in derjenigen Gegend der Stadt immer geſchäftig ſehen läßt, wo die meiſten Buchläden ſind, iſt vermuthlich ein junger Skribent, der ſeine Kinder ſucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefſinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieſer Mann war ein großer Mathematikus.

Die meiſte Mühe hat mir ein gewiſſer Autor gemacht, deſſen Gang ſo unordentlich und abwechſelnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet ſei; und da ich nur einmal das wußte, ſo lernte ich ihn in kurzer Zeit ſo genau kennen, daß ich gleich beim erſten Anblick errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häuſern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Kredit mehr hat; ſo ſchrieb er Elegien. Hüpfte er faſelnd durch die Gaſſen, wie die Kinder thun, die auf Stecken reiten; ſo ſchrieb er gewiſſe Tändeleien, die er anakreontiſche Oden nannte. Wenn er einige Zeit ſehr ernſthaft ausſah und alsdann mit einemmale überlaut lachte, und geſchwind in ein Haus ſprang; ſo machte er Sinngedichte, die er hinter der nächſten Hausthüre in ſeine Tafel ſchrieb. Spaziert er in denjenigen Stunden durch die Gaſſen, in welchen andere Leute zu Mittag eſſen, und grüßt er alsdann diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Weſten für Mäcenaten hält; ſo kann man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetiſche Zueignungsſchrift denkt. Kommt er aus dem Weinhauſe getaumelt, ſo iſt das ein richtiger Beweis, daß ihm ſein Verleger auf die Fortſetzung ſeiner Schriften einige Gulden vorgeſchoſſen hat.

Ein Mann, der die rechte Fauſt geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen nagt, mit einer gerunzelten Stirne und einem bittern Lachen denen, die ihm begegnen, ſtarr ins Geſicht ſieht, mit weiten Schritten keuchend durch die Gaſſen läuft; dieſer Mann iſt ein beleidigter Kunſtrichter. Vorgeſeha!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man ſogleich aus der Dinte erkennen, die ſie immer ſorgfältig an den Finger, den rechten Backen und die Manſchetten ſchmiert. Trägt ſie gar beſchmutzte Wäſche; ſo iſt ſie eine Poetin, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Kap. XV. Von den Schnupftabacksdoſen. Ein ſehr nützliches Kapitel. Ich habe nicht vergeſſen, die gewöhnlichſten Arten, die Doſe zu ſchütteln, zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine ſehr praktiſche Art durchzugehen. Für diejenigen iſt dieſes Kapitel unentbehrlich, welche die Originale der Antichambre ausforſchen wollen.

Kap. XVI. Von der Sprache der Fächer. Dieſes Kapitel iſt in ſeiner Art ſo wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Geſellſchaft kritiſirt, hat ſeine beſondere Art, mit dem Fächer zu ſpielen.

Noch anders ſind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt iſt.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauſchenden Geſchwindigkeit die Stäbe ihres Fächers bald auf, bald wieder zuſammen blättert, und dabei lächelnd auf ihre Hand oder in den Spiegel ſieht: ſo iſt dieſes, vermöge der öftern Erfahrung, ein Zeichen, daß ſie entweder gar nichts denkt, oder, welches faſt einerlei iſt, nur an ſich denkt, oder daß ſie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher ſie eine Zuſammenkunft mit ihrem Seladen abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spaziergange einem ihrer ſeufzenden Sklaven begegnet, und den Fächer auf die Erde fallen läßt, ſo muß dieſer ſehr neu, oder ſehr einfältig ſein, wenn er ſich einen ſo glücklichen Umſtand nicht zu Nutze zu machen weiß. Sind noch Mehrere in der Geſellſchaft, welche mit ihm zugleich ſeufzen und um die Göttin herum flattern; ſo iſt für ihn dieſer Fächer eine eben ſo deutliche Wahl, als das Tuch des Großſultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewiſſe Art, mit dem Fächer zu ſchlagen. Wer die Sprache der Fächer ſo wohl verſteht, als ich mir ſchmeichle, ſie zu verſtehn, der weiß, daß ein ſolcher Schlag, der ſich beſſer nachahmen, als beſchreiben läßt, ungefähr ſo viel ſagen will: »Gehn Sie, mein Herr, »Sie ſind gefährlich! Sie ſagen mir eine ſchalkhafte Zweideutigkeit, über die ich erröthen muß, »weil wir nicht allein ſind. Sie werden mir einen »Gefallen thun, wenn Sie ein wenig verwegner »ſein wollen…« Wer ſollte ſo viel Beredſamkeit in dem Schlage eines Fächers ſuchen?

Kap. XVII. Vom Gange. Hätte ich dieſes Kapitel vor fünfzig Jahren geſchrieben, ſo würde der Nutzen davon weit allgemeiner geweſen ſein, als er heutzutage iſt. da zwei Drittheile der Menſchen nicht mehr gehen, ſondern fahren, oder ſich tragen laſſen. Inzwiſchen habe ich mich doch dieſes nicht abhalten laſſen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menſchen machen kann, ſehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit gibt, diejenigen gehen zu ſehen, welche man ordentlicher Weiſe nur ſitzen ſieht; und da es oft geſchieht, daß Viele in ihrem Alter zu Fuße gehen müſſen, denen in ihrer Jugend kein Wagen ſanft genug war.

Kap. XVIII. In dieſem Kapitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menſchen zuſammen genommen, aus denen man ihre Leidenſchaften entdecken kann. Es ſind deren eine gar zu große Menge; ich will alſo, ohne mich länger dabei aufzuhalten, meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich im Eingange hätte ſagen ſollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorſtehenden Kapiteln gedacht worden iſt, in Kupfer ſtechen laſſen. Dieſes macht meine Abhandlung ungemein deutlich und beluſtigend. Vielleicht finden Manche ihr Portrait darin. Aber in der That iſt es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unſer berühmter Art van Schevelingen, ein geſchickter Schüler des großen Hogarths, die Wenigſten von ihnen kennt und nur ſeiner Einbildung gefolgt iſt.

Kap. XIX. In dieſem letzten Kapitel werden noch verſchiedene Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menſchen ausforſchen kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorſtehenden Kapiteln gehandelt wird. Unter dieſe Mittel rechne ich, außer dem Frauenzimmer und dem Weine, beſonders dieſe zwei: Daß man der Eigenliebe desjenigen ſchmeichelt, deſſen Gedanken man erforſchen will; oder, welches noch ſicherer iſt, daß man ihm widerſpricht.

Der Anhang von dieſem Plan betrifft die Gedankenfiskale ſelbſt und die Einrichtung des Kaſſenweſens.

Daſs die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.

Eine Abhandlung,

welche den von der Königlichen Academie zu Pau in Bearn ausgesetzten Preis gewiſs erhalten wird.

1754.

An die Herren der Königlichen Academie zu Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Prosa bestimmt haben, in welcher untersucht werden soll: *Ob die Begierde, von Andern Uebeles zu reden, eben so wohl von dem Stolze, als von der Bosheit der Herzen herkomme?* *)

---

*) In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754. L'Academie Royale de Sciences et de beaux Arts,

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzählen, wie ich bei dieser Aufgabe durch einen sonderbaren Zufall aufmerksam geworden bin. Dieser ist die Ursache gegenwärtiger Schrift; aber zugleich auch die Ursache, warum ich bewiesen habe: *Dass die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.*

In der That beweise ich also das, was Sie nicht wollen bewiesen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, sollen eben so groſsmüthig sein, als es die Academie zu Dijon war. Ja, ich habe vielleicht mehr Ursache, auf den gesetzten Preis Anspruch zu machen, als Rousseau hatte, da ich eine Leidenschaft vertheidige, die uns Allen so natürlich ist, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menschlichen Geschlecht zur Ehre gereichen muſs; anstatt daſs Rousseau etwas zu beweisen suchte, welches alle königliche Akademien der schönen Wissenschaften und freien Künste um ihren Kredit bringen muſste, wenn die Welt seinen Beweis für Ernst angenommen hätte.

Aber ich glaube, daſs ich auſser diesem noch mehrere Verdienste habe. Sie verlangen ausdrücklich, daſs man zu Vorlesung dieser

---

établie à *Pau* dans le *Bearn*, adjugera le Prix ordinaire de chaque année à une Ouvrage en Prose, qui n'excédera pas une demi heure de lecture, et dont le sujet sera: *La médisance, est-elle autant l'effet de l'orgueil, que de la malignité?*

Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde Zeit nöthig habe. Ein schreckliches Gesetz für einen Deutschen! Und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Versuch damit, sobald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht völlig eine Minute über die gesetzte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergessen, zu sagen, ob man langsam oder geschwind lesen soll? Ziemlich geschwind habe ich gelesen, das ist wahr; ungefähr so geschwind, als ein junger Geistlicher seine Messe liest, wenn er weiſs, daſs eine artige Gesellschaft mit dem Essen auf ihn wartet. Diese Selbstverläugnung verdient, wie mich dünkt, noch wohl eine Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, daſs Sie, meine Herren, mich schadlos halten, da ich Gefahr laufe, bei meinen schreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewiſs vorwerfen, daſs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beschimpfe. Denn mein Groſsvater, ein orthodoxer Mann, schrieb Postillen in Quart; mein seliger Vater schrieb beinahe einen Zentner geheime Nachrichten in Folio vom spanischen Successionskriege; und ich, meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen Lauf der Natur wenigstens Opera omnia in Regal schreiben sollte, ich, fast schäme ich mich vor mir selbst, ich schreibe ein Werkchen in Octav, und dieses nur in der Absicht, mich dem Preise zu nähern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, daſs Sie mir den Preis um deſswillen entziehen werden, weil ich ein Deutscher bin. Bei uns gibt man Ihren Landsleuten die Parteilichkeit Schuld, daſs Sie behaupten, der Rhein bestimme die unübersteiglichen Gränzen des Witzes. Aus dem Erfolg werde ich sehn, ob dieser Vorwurf gegründet sei. Ich will es nicht hoffen; Ihnen, meine Herren, traue ich die Einsicht zu, daſs Sie von der Erfindsamkeit der Deutschen richtigere Begriffe haben werden. Deutsche waren es, die das Pulver, die America[*], die die Buchdruckerkunst, ja, wo ich mich nicht ganz irre, sogar auch Acrosticha und Chronosticha erfanden; und mit Ihrer Erlaubniſs, meine Herren, ein Deutscher ist es, der die Ehre hat, die unerhörte neue Wahrheit zu erfinden: Daſs die Begierde, von andern Uebeles zu reden, nur aus einer edlen Menschenliebe entspringe.

Ich weiſs nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwärtiger Ausarbeitung das Mühsame und Schwerfällige wahrnehmen werden, welches ihre witzigen Schriftsteller uns Deutschen so gern Schuld geben. Ich sollte es kaum meinen. So viel kann ich Ihnen bei meiner Autorparole versichern, daſs ich zu dieser Abhandlung nicht völlige zwölf Stunden nöthig gehabt habe. Wenigstens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einsicht ist, und den meisten von der französischen Kolonie den Bart putzt, die Schmeichelei gesagt: Meine Abhandlung sei so leicht und flüchtig geschrieben, daſs sie wohl verdiene, von einem gebornen Franzosen geschrieben zu sein.

---

[*] Man hat sich, bei Gelegenheit dieser Stelle, im *Journal Etranger*, und zwar im *November* 1754 viel Mühe gegeben, zu beweisen, daſs die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutschen Kopf sei. Der Streit ist mir gleichgültig: ich bin schon zufrieden, daſs man uns die Acrosticha und Chronosticha nicht streitig gemacht hat, zu denen doch die Ausländer vielleicht noch mehr Recht haben durften, als wir Deutsche.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten sollte? Der Gedanke ist mir schrecklich! Ich weiſs nicht, was ich thun würde. Rächen würde ich mich gewiſs. Bei den meisten unserer deutschen Höfe wollte ich Ihre ganze Akademie durch satirische Leberreime lächerlich machen; bei unsern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten und Anmerkungen in Verachtung bringen; aber Sie, meine Herren, erschrecken Sie vor meiner Rache, Sie wollte ich mit dem ersten Folianten, den ich schreibe, heimsuchen, und Ihnen solchen zueignen; es müſsten denn, wie es beinah das Ansehen gewinnen will, Ihre Gelehrten in Kurzem auch Geschmack an Folianten finden: alsdann würde ich auf einem noch gröſsern Format mich zu rächen denken. Aber ich hoffe gewiſs, alle diese Sorge wird vergebens sein.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigsten

Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu sein,

Meine Herren,

Ihr ergebenster Diener.

Nachschrift:

Den Augenblick fällt mir ein Zweifel ein, der mich auſserordentlich unruhig macht, und der alle meine groſsen Absichten zerstören kann. Vielleicht versteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutsch! und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn Niemand, der es Ihnen verdollmetschen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zusammen kommen? Latein zu schreiben ist in Deutschland fast gar nicht mehr Mode, und in Frankreich ist es schon lange nicht mehr Mode gewesen, es zu verstehen. Von Ihrer Sprache verstehe ich zu wenig, als daſs ich es wagen möchte, in selbiger zu schreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutsch zu lernen, damit Sie meine Schrift lesen und verstehen möchten: denn fast in keinem Lande ist ein Autor, der seine Schrift nicht für wichtig genug halten sollte, den Ausländern dergleichen anzumuthen: aber ich kenne die Herren Franzosen schon. Sie glauben, daſs alle Deutsche reden, wie Ihre Schweizer, und um deſswillen wollen Sie Ihre Gurgel nicht daran wagen, deutsch zu lernen. Was soll ich thun? Denn ökonomisch von der Sache zu urtheilen, muſs mir mehr daran liegen, daſs Sie mich verstehen, als Ihnen daran liegen kann, meine Schrift zu lesen. Wissen Sie was? Damit Sie wenigstens vor den gothischen Charakteren meiner Sprache nicht erschrecken, so will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den ersten und wichtigsten Schritt: es ist billig, daſs Sie den andern thun. Lernen Sie deutsch!

Beweis: daſs die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.

Es ist gemeiniglich eine Folge unserer hypochondrischen Philosophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menschen, die wir selbst zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt sind, dadurch verdächtig zu machen suchen, daſs wir ihre Quellen vergiften, und ihnen einen thörichten oder lasterhaften Ursprung andichten. Wir empfinden bei dergleichen Entdeckungen der Fehler anderer Menschen eine gewisse schmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriedenes

Gewiſsen, der Philosoph das innere Bewuſstsein eigener Vollkommenheiten und ein Unparteiischer einen menschenfeindlichen Stolz nennt.

Es würde mir leicht sein, dasjenige, was ich hier behaupte, weitläufiger zu beweisen; aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich Andern machen will, zuerst verdiene. Ich würde vielleicht einen sehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme, und der schlieſsende Philosoph seinen eigenen Hochmuth demonstrire; aber was würde ich Ihnen, meine Herren, antworten können, wenn Sie mich fragten, ob ich diesen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblick, da ich Andere richte, über mich selbst das Urtheil spräche? Ob ich nicht dadurch doppelt strafbar wäre, da ich eben den Fehler, den ich an Andern so mühsam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe selbst beginge? Ein Vorwurf, bei dem nur ein Moralist nicht erröthen darf!

Ich ersuche Sie also, meine Herren, daſs Sie dasjenige, was ich hier gesagt habe, für nichts Anderes, als für eine gelehrte Aufgabe und für eine von denen problematischen Wahrheiten ansehen, welche eben so leicht nicht sein können, als sie sind. Wenigstens wünsche ich dieses.

Da ich mich überwunden habe, diese Ehrenerklärung zu thun; so werde ich es wagen dürfen, öffentlich zu gestehen, daſs ich bei mir selbst überzeugt bin, daſs alle Handlungen der Menschen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meisten verdächtig sind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einräumen soll, aus guten, doch übelverstandenen Absichten herkommen.

Wie viel Ehre macht diese patriotische Entdeckung dem ganzen menschlichen Geschlecht! Wie tugendhaft werden die Menschen, wie sehr werden sie wenigstens zu entschuldigen sein! In diesem Augenblick schenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtschaffener Männer, die sie bisher entweder für Thoren, oder für Bösewichter hielten. Die Laster fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme seufzet und die der Weise verachtet: diese mache ich jetzt dem Frommen und dem Weisen zur besten Welt.

Da ich gegenwärtig die Rolle eines Autors übernommen habe; so ist man schuldig, mir einen gewissen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornehmlich jungen Autoren, so wohl ansteht. Ich glaube, daſs ich jetzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Herkules so viele Jahre lang den gröſsten Theil der Welt durchirren muſste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel sagt es; ist der Dienst, den ich der Welt leiste, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, daſs man die Fabel ganz unrecht versteht. Hätte Herkules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzählen; so würde er mehr ein gewaltthätiger Räuber, oder wenigstens mehr ein Don Quixote des Alterthums, als ein Held gewesen sein. Eine Heerde Ochsen zu plündern und einen Stall auszumisten; verdient dieses, vergöttert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter diesen Erzählungen etwas viel Wichtigeres verborgen. Herkules war ein Weltweiser, der seine Schüler lehrte: daſs die Handlungen der Menschen im Grunde tugendhaft und wenigstens durch die guten Absichten zu entschuldigen sind. Dieser Satz fand allgemeinen Beifall. Nun war Niemand mehr lasterhaft. Vom äuſsersten Ende Hesperiens bis an den Ganges sah man nichts als menschenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entschuldigten. Bittern Haſs, Verketzerungen, denn auch die Priester des Saturnus verketzerten schon, ungerechte Lästerungen; alle diese Ungeheuer des menschlichen Geschlechts rottete der Philosoph aus. Dieses waren die vergötterten Thaten, die Herkules, der Weltweise, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus seinem Vaterlande zu kommen. Das kriegerische Alterthum machte daraus einen bewaffneten Helden, mühsame Abenteuer, Hydern, und, was das Billigste war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftsteller haben das alte Recht, sich selbst zu vergöttern: aber auch diesem Rechte entsage ich. Ich werde mich für völlig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beifall nicht entziehen, und wenn mein geselliges Beispiel Andere aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo sie das nicht thun dürfen, sie doch zu entschuldigen. Wie sehr wird dieses der Menschheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde diese glückliche Verwandlung unsern Vorfahren scheinen, wenn sie zurückkommen und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder sehen sollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, sondern Patrioten, welche mitten unter ihren gesammelten Schätzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder, was noch eine stärkere Groſsmuth beweist, ganz Fremden, die sie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlassen, daſs sie solche in Vergnügen und Ueberfluſs zerstören können. Der Mann, den sie einen *ungerechten Richter* heiſsen, ist dieses nicht mehr, sondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeit: welche durch ihn den streitenden Parteien ihre feindselige Thorheit kostbar machen will, um sie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen, und welche zugleich durch die ungeschickten Aussprüche dieses Richters den Stolz der Gesetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte und weitaussehende Vorsicht oft durch ein geringes Geschenk vereitelt wird. Diese mürrischen Alten würden keine Ursache weiter haben, die Jugend vor dem Umgang mit *Frauenzimmern* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdächtig* schiene. Sie würden öffentlich gestehen müssen, denn innerlich waren sie es ohnedem schon überzeugt, daſs diese reizenden Geschöpfe nichts thun, als die Natur predigen; daſs sie nur der Jugend Gelegenheit verschaffen, die angeborene Empfindung ihres Frühlings zu genieſsen; daſs sie für das Vaterland sich selbst aufopfern, um die Mannspersonen von gefährlichen Ausschweifungen zurück zu ziehen; daſs sie in trunkener Wollust sehr geschwind leben, daſs sie wohl wissen, wie flüchtig diese Wollust sei. Sollten wohl unsere Alten noch so hart sein, unsere Alten, deren Herz immer auch zärtlich war, sollten sie so hart sein und die freundschaftliche Wollust dieser kleinen dienstfertigen Geschöpfe mit dem beleidigenden Namen einer verführerischen Ausschweifung belegen?

Hier habe ich drei Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterstützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Gesetze der Akademie verstatten, erlaubt mir nicht, weitläufiger zu sein; ich würde es sonst mit Vergnügen, und gewiſs nicht ohne Nutzen sein, wenn ich durch noch mehrere Beispiele zeigte, daſs die Handlungen der Menschen, welche unserer mürrischen Ernsthaftigkeit oft so verdächtig sind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man sie der Welt zeigen kann, wofern man billig sein will. Für jetzt mag dieses genügen, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweisen will: *dass die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, sondern aus einer wahren Menschenliebe herrühre.* Dieses darzuthun, und von jenem den Ursprung zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem groſsen Einfluſs zu überführen, den diese Begierde, Uebeles zu reden, auf das Beste des gemeinen Wesens und auf die Glückseligkeit eines jeden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man sich von demjenigen gewiſs in Erfolg versprechen kann, der Muth und Menschenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzimmer von einem schlüpfrigen Charakter zu Priesterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unserer Welt, welche von dieser Begierde, Böses zu reden, sich die fürchterlichsten Begriffe macht. Unsere Ammen, die uns Gespenster bereden, machen uns auch vor dieser Begierde zu fürchten; und in dem Augenblicke, da sie dieses thun, reden sie immer von ihren Nachbarinnen am meisten Böses. Ein Beweis, daſs die Triebe der Natur, denn eben darunter gehören die Triebe, Böses zu reden, sich niemals ganz unterdrücken lassen!

Unsere deutsche Sprache, so reich sie ist, ist doch zu arm, diese Pflicht, Böses zu reden, mit einem anständigen, wenigstens gelinden Worte, auszudrücken. Schmähen, Lästern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verläumden etc., das sind etwa die gewöhnlichsten Ausdrücke, die man braucht, wenn man über diese groſsen Pflicht, Böses zu reden, sich erklären will. Lauter verhaſste Namen! Aber ich halte dieses mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir sind von der Nothwendigkeit dieser Pflicht allzuwohl überzeugt, als daſs wir im Ernste so verhaſste Begriffe damit verknüpfen sollten. Unsere Aufführung widerspricht diesem am meisten. Denn zum Ruhme meiner Deutschen muſs ich hier bekennen, daſs wir in der Kunst, Böses zu reden, es beinah unsern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat diese mütterlichen Vorurtheile noch mehr gestärkt. Diese Herren sind nicht allemal gewohnt, ihre Gemälde den Originalen gemäſs einzurichten. Sie schmeicheln den Leidenschaften der Menschen, oder kopiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher kommt es, daſs sie alle Prinzen weise und groſsmüthig, alle Richter ehrwürdig, ernsthaft, alle Bräute mit einer reizenden Unschuld, alle Geistliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hörnern und Schwänzen, und die Begierde, Böses zu reden, mit Schlangen und spitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit.

Und würden wir wohl im Stande sein, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, daſs die Begierde, Uebeles zu reden, nichts Anderes sei, als ein von der Natur uns vernünftigen Geschöpfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menschen, und wohl ganzer Gesellschaften und Völker gemeiniglich auf eine lustige, oft auch ernsthafte Weise, Andern bekannt zu machen, um sich und Andere dadurch zu ergötzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abscheu davor beizubringen, Andere, die sie nicht haben, davor zu warnen, einen Jeden aber gegen sich und Andere aufmerksam, einen Jeden tugendhaft, oder doch vorsichtig, mit einem Wort, die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir selbst einen heiligen Schauer, wenn ich an die groſse Pflicht, Uebeles von Andern zu reden, denke. Ein patriotisches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwäge, welche diese groſse Pflicht nicht allein selbst nicht beobachten, sondern auch Andern davor einen Abscheu beizubringen suchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, daſs sie nur vernünftigen Wesen vorzüglich gegönnt hat, dieses wollten wir den Menschen entreiſsen? So stoſsen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geschöpfen, welche die weise Natur dieses Vorzugs unwürdig gehalten hat: so reiſsen wir die vornehmste Stütze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten und das Wohl der Menschen sich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menschenliebe hoffe ich es gewiſs, daſs diese unerwarteten und doch unumstöſslichen Wahrheiten bei Ihnen, meine Herren, einen besondern Eindruck machen werden. Noch scheinen sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie sich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiser schämt sich niemals, seine Vorurtheile zu erkennen.

Gestehen Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menschlichen Gesellschaft angethan, da Sie den Trieb, von Andern Uebeles zu reden, in einem eitlen Hochmuth und in der Bosheit des menschlichen Herzens gesucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig gestehen, was ich zu ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht schon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt!? Wollten Sie etwa eine so neue Meinung noch nicht öffentlich wagen? Vermuthlich war es nur Ihre Absicht, den witzigen Köpfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebeles zu reden, da Sie eine Handlung, die allen vernünftigen Geschöpfen so eigen ist, vom Hochmuth und der Bosheit des Herzens ableiten sollten. Wie glücklich wissen Sie, meine Herren, den Menschen, auch wider Willen, auf seine Pflicht zurückzuführen! Ich bewundere diese Vorsicht, und sehe auch unter dieser angenommenen Maske den rechtschaffenen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Absicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen schon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Ursache, dasjenige mühsam zu erläutern, was ich bereits eben gründlich erwiesen habe. Was ich also hievon noch sagen werde, das sage ich nur in der Absicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklären, nicht aber in der Meinung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wiesen, ihr selbst nachzudenken.

Diese neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen jetzt gestiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bei mir zuerst veranlaſst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtsamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der ostindischen Compagnie lese. In dem Augenblick kam meiner Frau Bruder ins Zimmer gestolpert, stürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte sein Cadedis, und fragte mich mit gebrochenem Deutsch: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, daſs dieser Mensch aus dem Tollhause entsprungen sey? Unwahrscheinlich ist es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubniſs, es war ein junger Deutscher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er sich sechs Wochen lang aufgehalten hatte. Meine Frau empfing ihn schwesterlich; aber das Erste, was er ihr sagte, waren ein paar

Unfläthereien wegen ihrer Schwangerschaft. In diesem Tone fuhr er fort, und rühmte seine Ausschweifungen, die er in Paris begangen und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdächtige Häuser zählte er in einer so richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die schändlichsten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er sie bekommen; wenigstens eine Marquisin muſste diese sein. Er vertraute uns, in welchen zweideutigen Umständen sein entkräfteter Körper noch jetzt sei. Dieses Alles sagte er uns mit einer faselnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Rasenden erwarten kann.

Meine Frau, welche sich nicht schämt, eine vernünftige Christin zu sein, schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Bist du es denn, Bruder? sagte sie, hast du denn vor Gott und vor Menschen keine Scheu? Du deutsche Bestie! war seine Antwort: Schwester, du weiſst nicht, was Leben ist! Komm mit nach Paris! Ihr Deutschen lebt hier so ordentlich und gesund, wie das liebe Vieh, und daher kommt es, daſs ihr auch so denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die lasse ich noch gelten, das Andere ist Alles Quäkerei, hol mich der Teufel Quäkerei. Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprichwort.... Meine Frau hielt ihm den Mund zu, und lieſs ihn nicht weiter reden. Er schwieg endlich; aber das muſsten wir ihm erlauben, daſs er uns zwei Gassenlieder vorheulte, eines wider den König und das andere wider die Beichtzettel.

Was halten Sie, meine Herren, von diesem deutschen Franzosen? und von seiner Begierde, Böses zu reden, von welchem gewiſs die Hälfte erdichtet war? Das meiste Böse redete er von sich selbst. Sollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrscheinlich ist dieses! Aus Hochmuth konnte es nicht sein: denn Alles, was er erzählte, war zu seiner Schande. Aus Bosheit gegen sich selbst konnte es noch viel weniger sein; denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt so sehr liebt, als seine kleine Person. Also muſste wohl noch eine andere Ursache übrig sein, die ihn bewegte, Böses von sich und seinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gassenlieder, die er uns sang. Wenn das Volk in Paris schändliche Lieder von dem singt, der ihnen ihr *Liebster* ist, und darüber spottet, wovor es niederkniet; sollte es dieses wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrscheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich so glücklich, diese neue Entdeckung zu machen: daſs die Begierde, Böses zu reden, aus einer ganz andern Quelle herzuleiten sei.

Wenn ich beweisen will, daſs diese Begierde, Böses zu reden, lediglich aus einer wahren Menschenliebe herrührt; so habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu thun, als daſs ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den sie in der menschlichen Gesellschaft hat. Und beinah ist auch dieses überflüſsig, da der gemeinste Mann solches aus der täglichen Erfahrung lernt. Ich will also weiter nichts thun, als meine Leser an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerksam dabei gewesen zu sein, weil sie Ihnen gar zu gewöhnlich war.

Das Band der bürgerlichen Gesellschaft, worauf sich die ganze Republik gründet, ist das Vergnügen, welches die Einwohner einer Stadt in dem Umgang mit einander empfinden. Der Satz ist klar, und wer daran noch zweifelt, der stelle sich eine Stadt vor, wo alle Thüren verschlossen bleiben, wo die Fenster verhangen sind, wo Niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann, auszugehen, doch nur im Finstern ausgeht, um nicht gesehen, und von Niemand angeredet zu werden. Diese traurige Stadt stelle er sich vor. Würde *Peau*, würde *Leipzig* anders sein, wenn seine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Gesellschaft suchten? Und würden sie dieses Vergnügen genieſsen, wenn sie nicht eben dadurch Gelegenheit fänden, Uebeles von Andern zu reden? Nur dieser Unterschied ist dabei, daſs eine jede Gesellschaft ihre eigene Art hat, Böses zu reden.

Der Greis seufzt über die schlimmen Zeiten: die Jugend über den Eigensinn und Geiz des Greises. Ehrwürdige alte Jungfern reden

Böses von den flatterhaften Mädchen, die schon gern sündigen und doch nur achtzehn Jahre alt sind; und diese lachen über die fromme Buhlerei der alten Heiligen. Die Bürger reden Böses von den Pressungen und der Parteilichkeit des Magistrats: und dieser noch mehr Böses von dem Ungehorsam und müſsigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Böses von der Religion, und der Ketzermacher zankt sich mit dem Teufel. Der junge Marquis ist nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Böses von einem Philosophen erzählen kann, und der Philosoph untersucht, ob dieser Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Wort: die ganze Stadt redet Uebeles, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Gesellschaften, wo sie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniſs, Böses zu reden, so nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenschaft des Spielens zu Sklaven gemacht hat, wissen sich immer damit zu entschuldigen, daſs man alsdann, wenn gespielt wird, nicht Zeit habe, Uebeles von Andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entschuldigen, daſs man eine Tugend unterläſst! Aber ich will mir diese Art der Entschuldigung zu Nutze machen. Die Begierde und die Gelegenheit, Böses zu reden, ist ein bewährtes Mittel, unzählige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Gesellschaft Böses redet, entfernt sie sich von der Seuche, zu spielen, und ein mühsam verdientes Vermögen durch einen unglücklichen Augenblick unter ängstlicher Hoffnung zu zerstreuen. Der Richter versäumt es, ungerecht zu sein, wenn er Böses von Andern redet. Der Advokat merkt es nicht, daſs zwei Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und läſst ihnen daher dieses Glück ungestört. Der Arzt, wenn er Uebeles von Andern spricht, vergiſst sein Amt, und die Menschen bleiben lebendig.

Die erste Regel, die uns der Moralist einprägt, ist diese, daſs man alle Mühe anwenden soll, sich und die Welt kennen zu lernen. Ist wohl eine bequemere Art, dieses zu lernen, als wenn man die Gesellschaften fleiſsig besucht, wo am meisten Böses geredet wird? Man wähle sich nur zwei der besten, und die besten sind diese, wo eine Betschwester oder ein Müſsiggänger das groſse Wort führen: so lernt man die ganze Stadt kennen, und auch diese beiden Gesellschaften lerne man kennen, weil gewiſs keine die andere schonen wird. *Philen* ist mildthätig. Er ernährt mit seinem eigenen Brode die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in äuſserster Armuth hinterlieſs, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Ursache, mildthätig zu sein, denn drei von diesen Kindern sind sein. *Herkommann* ist ein Gerechtigkeit liebender Advokat, welcher sich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waisen beizustehen. Im Ernst? Warum nicht? denn Herkommann ist ein Erbschleicher. Aber *Suffen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel sein? Suffen, welcher mit Thränen die Noth der Unterthanen sieht, und der Regierung flucht? Suffen ist ein Miſsvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er suchte, um die Unterthanen selbst zu drücken. Wie lehrreich ist die Schule derer, die von Andern Böses reden! Ohne diese Gesellschaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich selbst kennen zu lernen? . . . . Warum nicht? mein Herr. Sind Sie allein so tugendhaft, oder so ehrwürdig, daſs man von Ihnen allein nichts Böses reden wird? Ich möchte es Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von Ihnen sagt; aber verdrüſslich müssen Sie nicht werden. Man spottet über Ihre pedantische Mühe, die Sie sich machen, Andere kennen zu lernen. Der gute Mensch glaubt, er sei weise genug, die Fehler Anderer zu entdecken; bei der klugen und gesetzten Miene, die er sich gibt, ist es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhält, lasterhaft zu sein. In Gesellschaft redet er wenig, damit man glauben soll, er sei im Stande, sehr vernünftig zu reden, wenn er sich nur entschlieſsen wollte, zu reden. Sein Anzug ist reinlich und ohne Pracht; aber er hat keinen Kredit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht spricht; so geschieht es, um diejenigen in der Stadt auf seine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefährlichsten ist. Ungeachtet er unverheirathet ist, so wird er doch niemals anders, als mit einer gewissen Ehrfurcht, vom weiblichen Geschlechte reden; aber, wollen Sie etwa einen Roman wissen? In zwei Minuten will ich .... Verzeihen Sie mein Herr; warum sehen Sie so wüthend aus? Sie verstehen mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, Sie zu beleidigen. Nur aus Freundschaft gab ich mir die Mühe, Ihnen das Böse wieder zu erzählen, das man in allen Gesellschaften von Ihnen spricht. Sie sollten das Glück haben, Sich kennen zu lernen, und nur in dieser Absicht redete ich so viel Uebeles von Ihnen.

Und wenn die Begierde, Böses zu reden, weiter gar keinen Nutzen hätte, als diesen, daſs sie uns gegen Andere und gegen uns selbst aufmerksam und vorsichtig machte; so verdiente sie schon, auch dieses einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. Sogar diejenigen, die am meisten eigensinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen sind, daſs die Begierde, Böses zu reden, ein Laster sei: auch diese würden sie wenigstens für ein ganz unentbehrliches Laster halten, wenn sie diesen Nutzen gelassen überdenken wollten. Die Dieberei, ob sie schon ihren eigenen Gott hat, war dennoch auch bei denen ein Laster, die diesen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedämonier einen so groſsen Nutzen darin, daſs ihre Jugend schlechterdings eine Geschicklichkeit im Stehlen erlaugen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen sollte, daſs sie künftig ein sehr unnützes Mitglied des Staats sein würde. O, machten doch diese Worte einen Eindruck in die Herzen unserer Aeltern! O, könnten sie sich doch entschlieſsen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunst, Uebeles zu reden, zu gewöhnen! Zu ihrer eigenen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn sie dadurch vorsichtig gegen sich selbst und gegen Andere gewohnt würden. Dieser Theil der Erziehung ist vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Händen wird es das Vaterland fordern. Die Natur verlangt es selbst. Sollte wohl die Natur, die nichts umsonst thut, den Müttern die Triebe, Böses von Andern zu reden, umsonst so verschwenderisch mitgetheilt haben?

Es gibt wenige Fehler, die der menschlichen Gesellschaft so beschwerlich sind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige selbst leidet dabei; aber derjenige noch mehr, der seinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philosoph arbeiten gemeinschaftlich daran, das Herz des Menschen demüthig zu machen. Jener beweist es ihm aus Staub und Erde, und dieser noch gründlicher daraus, daſs unmöglich ein Ding zugleich sein und auch nicht sein könne. Für beide Beweise habe ich alle Ehrfurcht, die ein unphilosophischer Laie für alle Theologen und Philosophen haben muſs; und dem unerachtet bin ich verstockt genug, zu glauben, daſs man einen Hochmüthigen dadurch, daſs man Uebeles von ihm spricht, in einer Viertelstunde weit zahmer und menschlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finstern Schlüssen.

Ehe ich schlieſse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verspare ich es, weitläufiger zu sein.

Ich übergehe zugleich noch eine unzählige Menge anderer Vortheile, welche ein jeder Mensch für sich und das ganze gemeine Wesen überhaupt dadurch erlangt, wenn Einer von dem Andern Uebeles spricht. Da das Vergnügen, welches wir dabei empfinden, so groſs ist; so ist wohl nichts geschickter, uns in den traurigen Stunden unsers Lebens aufzuheitern. Wir vergessen unsere eigene Thorheit, da wir uns mit der Thorheit Anderer belustigen. Durch eine beständige Uebung, Böses von Andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bei unsern Zeiten etwas wichtiger sein, als dieses, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein scharfer Verstand? Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmäſsig beurtheilen. Wie groſs ist der Einfluſs, den die Begierde, Uebeles von Andern zu schreiben, und dieses zu lesen, in Handel und Wandel hat! Holland ist nie reicher gewesen, als eben zu der Zeit, da alle Pressen beschäftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Königs zu spotten, dessen Jugend ihm so schrecklich gewesen war. Holland zog durch diese Schatzung die Reichthümer ganzer Länder zu sich, und gab uns dafür seinen Witz. Peter Marteau in Köln, den die witzige Welt auch alsdann noch nennen wird, wenn seine Schriftsteller längst vergessen sind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Böses zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch Jemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, daſs diese Begierde, Böses von Andern zu reden, einen unendlichen Einfluſs auf die Glückseligkeit eines ganzen Staates habe? Und müssen Sie nunmehr nicht gestehen, daſs eine Handlung, welche der Grund der menschlichen Gesellschaft ist, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit schafft, Andere und uns selbst kennen zu lernen, welche uns aufmerksam und vorsichtig macht, welche den Stolz des menschlichen Herzens so sehr demüthigt, welche macht, daſs wir das Bittere dieses kümmerlichen Lebens vergessen, welche ganze Länder bereichert, und die Seele eines Staats belebt; müssen Sie nicht gestehn, sage ich, daſs eine solche Handlung keinen geringern Ursprung, als die Menschenliebe, haben kann, und daſs derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der sich angelegen sein läſst, diese Handlung allgemein zu machen?

Ich ersuche Sie, meine Herren, noch um

eine kleine Aufmerksamkeit, und bitte mir die Erlaubniſs aus, gelehrt zu sein. Ich habe mir diese ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrsamkeit an mich zu halten; länger ist es mir nicht möglich. Ich stehe zu viel aus. Ich muſs mich schlechterdings meiner Belesenheit entschütten, oder ich erlebe den Preis gewiſs nicht, den ich von ihrer Akademie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthum unterstützen. Mit einem Wort, ich muſs allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Geduld nicht miſsbrauchen, darauf können Sie sich verlassen.

Die Götter würden ohne den Momus einen sehr unvollkommenen Himmel gehabt haben. Es war Jemand unter ihnen nöthig, vor dessen Begierde, Böses zu reden, sie sich scheuen muſsten. Ihr Umgang würde endlich zu schläfrig geworden sein; sie würden zu wenig auf sich selbst Achtung gegeben haben.

Dieses sah Julian wohl ein. Damit es an der Tafel seiner Götter nicht zu traurig zugehen möchte, setzte er den Silen an die Seite des Bacchus; denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, schläfrig geworden sein. Silen muſste von den Göttern und von den Kaisern Uebeles reden, und die Götter vergnügten sich dabei. Wollen wir Menschen über eine Sache eifern, die Jupiter sich selbst gefallen läſst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Götter nicht aufgeräumt sein können?

Die Fabel vom Prometheus hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Können wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, daſs Menschen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde, Böses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Götter. Prometheus lernte es unter ihnen, und brachte dieses Geheimniſs unter die Menschen. Dadurch machte er sie gesellschaftlich, vorsichtig, witzig, mit einem Wort, er machte sie menschlich. Dieses, und nichts Anderes, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und schläfrigen Menschen belebte. Durch dieses Feuer, durch diesen vom Himmel entwandten Trieb, Böses zu reden, schuf er die Menschen, die vorher nur Kreaturen waren, zu vernünftigen Kreaturen, und machte sie den Göttern ähnlich. Jupiter ward eifersüchtig darüber. Sonst hatte er nur Ursache gehabt, sich vor den zusammengesetzten Kräften der rebellirenden Menschen zu scheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für die Verrätherei sollte Prometheus büſsen. Daſs er die Menschen glücklich und witzig gemacht, daſs er die Begierde, Böses zu reden, dieses Feuer vom Himmel entwandt hatte, das durfte Zeus nicht bestrafen; seine miſsgünstige Eifersucht würde zu merklich gewesen sein; man suchte also, so lange man konnte, einen scheinbaren Vorwurf zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleisch vorgelegt; dafür sollte er büſsen. Man fühlte gleichwohl, daſs diese Ursache lächerlich war; er hatte also Menschen geschaffen, boshafte Geschöpfe, und besonders Frauenzimmer. Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, sich bald in einen Stier und bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prometheus dieses grausame Verbrechen nicht begangen hätte? Prometheus blieb immer unschuldig; man muſste also das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel gestohlen, und es den Menschen mitgetheilt. Ohne sich nunmehr weiter entschuldigen zu dürfen (denn ein Prinz, der Unrecht hat, läſst sich zum drittenmal nicht widersprechen), ward er aus dem Himmel gestoſsen, und vor den Augen der beneidenswürdigen Menschen, seiner Geschöpfe, an den Caucasus geschmiedet. Können Sie es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geschenk des Prometheus verdächtig machen wollen, welches die Götter nur für sich allein zu besitzen wünschten, welches sie den Sterblichen miſsgönnten, und worüber der groſsmüthige Promotheus zum Märtyrer werden muſste?

Bei den weisen und vernünftigen Griechen war die Kunst, Uebeles zu reden, ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes. Männer und Weiber standen bei den Eleusinischen Festen zu beiden Seiten der Brücke, und sagten denen, die in Procession über diese Brücke gingen, die bittersten Vorwürfe. Gleiche Freiheit hatte das Volk bei den Ithyphallischen Festen. Den Ephesiern war zu dergleichen feierlichem Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das traurige Beispiel des Timotheus hätte Sie, meine Herren, wohl abschrecken sollen, wider dergleichen Freiheit zu eifern.

Auch bei den Römern hatte die Gewohnheit, Böses zu reden, einen heiligen Ursprung. Man suchte die erzürnten Götter durch Spiele zu versöhnen, welche der Grund zu den Fescenninischen Bitterkeiten und vielen feierlichen Gelegenheiten waren, von Andern Uebeles zu reden. Cäsar, welcher Gallien und Germanien zittern gemacht hatte, war bei dem öffentlichen Einzug eine Spötterei seiner eigenen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, seine Fehler ihm mitten unter diesem schmeichelnden Pomp erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Mensch sei, diesen Zweck zu erlangen, sangen sie bei seinem Triumphwagen öffentlich: er sei ein kahler Ehebrecher. Ein schrecklicher Vorwurf für einen Kaiser, der sich über keine von seinen Handlungen, aber über seinen kahlen Kopf untröstlich schämte!

Wünschen Sie es nicht, meine Herren, daſs ich anfange, von den Saturnalien zu predigen! Sie würden erschrecklich viel Gelehrsamkeit auszustehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zähnen seines Vaters entfloh, anfangen und beim Davus des Horaz aufhören, und vielleicht da noch nicht aufhören.

Alle diese gelehrten Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erläutern meinen Satz, daſs die Erlaubniſs, von Andern Böses zu reden, vornehmlich auch diese Absicht gehabt, diejenigen in einem gewissen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit, oder ihre Weisheit weit über andere Menschen zu erheben scheinen. Wie heilig sollten uns diejenigen Mittel sein, welche die Menschen so tugendhaft machen!

Weil man nur von griechischen und lateinischen Sachen gelehrt reden kann, so will ich mich bei dem nicht aufhalten, was ich zum Beweise meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen könnte. Ich finde darin unzählige Exempel.

Der König der Britten wird von den witzigen Köpfen und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, daſs er ein Mensch sei. Nirgend ist seine Majestät kleiner, als auf der Themse.

War bei Ihnen in Frankreich das berühmte Narrenfest etwas Anderes, als eine Schule der Demuth für die Geistlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausschweifend und beinah rasend, ich kann es nicht läugnen: aber eben diese Raserei hatte einen mystischen Verstand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorsichtig war.

Ich wundere mich, daſs die Engländer und auch Ihre Landsleute, uns Deutschen die Hofnarren vorwerfen, welche bei uns so einen groſsen Theil der fürstlichen Belustigungen, und dieses mit Recht, ausmachen. Sie suchen darin einen Beweis eines unausgearbeiteten Geschmacks? Ich aber sehe sie an als einen Beweis der deutschen Freiheit, die uns billig so sehr am Herzen liegt, und die wir, besonders gegen Sie, meine Herren, nicht eifersüchtig genug vertheidigen können. Ich könnte zum Ruhm unserer autorisirten Narren sehr Vieles sagen; aber das ist schon Ruhm genug, daſs sie den Beifall unserer Fürsten mit Lachen erlangen, um welchen sich so viele Hofleute Zeitlebens ängstlich und kostbar, und oft wohl umsonst bemühen. Es ist wahr: die Scherze dieser Narren sind immer niedrig; aber wie vortheilhaft ist dieses für den Witz mancher Hofleute, die auch scherzen! Werfen Sie uns nicht vor, daſs ihr Anzug etwas Barbarisches und Gothisches an sich habe. Bei uns gehen die Narren buntscheckig und reden albern. In Frankreich gehen sie schwarz, und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbé. In England hüllen sie sich in einen Frok, und murren politisch: mit einem Wort, jedes Land hat seine Narren, nur gestehen sie es nicht in allen Ländern.

Alle diese Vorzüge unserer deutschen Hofnarren und noch hundert andere, übergehe ich mit Stillschweigen, und will nur dieses erinnern, daſs sie wegen ihrer privilegirten Freiheit, Uebeles zu reden, einem Hofstaate ganz unentbehrlich zu sein scheinen. Der Hofmann muſs sich scheuen, Thorheiten zu begehen, um ihren öffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieses Mittel seine Hofleute kennen, die sich sonst so wohl vor ihm zu verstellen wissen. Ja, sich selbst lernt der Prinz durch dieses Mittel kennen, welches noch weit schwerer ist. Mit einem Wort, derjenige weise Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends fände, so muss man sie doch bei den Prinzen finden!* dieser weise Spruch, den man so oft hört und doch so oft nicht versteht, redet nur von unsern deutschen Hofnarren!

Welches Alles zu erweisen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde, Böses zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den diese Begierde über die ganze menschliche Gesellschaft ausbreitet. Sie wollen etwa sagen: ich hätte einen deutlichern Unterschied festsetzen sollen, zwischen der nothwendigen Verbindlichkeit, Andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten, und zwischen der boshaften Neigung, die Uebereilung Anderer auszubreiten, oder gar denen, die unschuldig sind, Fehler anzudichten; ich hätte das Heilige einer vernünftigen und bessernden Satire mit dem niederträchtigen Splitterrichten und den Pasquillen des Pöbels nicht vermengen sollen; es sei eine Tugend, offenherzig zu sein, es sei eine wichtige Kunst, diese Offenherzigkeit durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm und zugleich die bittersten Wahrheiten erträglich zu machen; aber eben diese Kunst sei unendlich weit von derjenigen verschieden, welche man mit keinem gelinderen Namen, als mit dem Namen einer niederträchtigen Verunglimpfung belegen könnte; diese sei ein Grund zu ewigen Erbitterungen zwischen denen, die sonst die besten Freunde waren; Niemand sei empfindlicher, wenn Böses von ihm geredet werde, als derjenige, der es von Andern am meisten rede, und dieser verdiene es doch am meisten; ein Mensch, der in den Gesellschaften herumschleiche, Unschuldige zu lästern, sei weit gefährlicher, als Jener, der uns den verborgenen Dolch in die Brust stöſst; die abscheulichsten Verbrechen....

Gut, meine Herren! ich verstehe Alles, was Sie sagen wollen! Ich könnte Sie widerlegen; aber ich sehe an meiner Uhr, daſs ich schon eine Minute länger geredet habe, als es die Gesetze der Akademie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit nöthig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen;

aber darüber würde ich den ausgesetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, daſs ein Philosoph um deſswillen schreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er schreibt, um bezahlt zu werden; und ich, meine Herren, ich bin ein Philosoph!

Realregister.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bei uns immer gewöhnlich ist, vorstehende Schrift von unbekannter Hand zugesendet bekommen. Der Verfasser bittet mit einer wahren Autordemuth, dass ich mich entschliessen möchte, sie zum Druck zu befördern; er thut dieses auf eine so verbindliche Art, dass ich unmöglich so hart sein konnte, ihm sein Bitten abzuschlagen. Inzwischen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig gestehen soll, dass ich dabei schwerlich auf meine Kosten kommen dürfte. Ich weiss in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen soll. Es scheint mir ein Zwitter von Witz und von Gelehrsamkeit zu sein. Und ich weiss nicht, ob ich es sagen darf: beinah bin ich auf die Gedanken gekommen, dass es, ich möchte mich zwar nicht gern an dem Herrn Autor versündigen, aber, wie gesagt, Gott gebe, dass ich lüge, mit einem Wort, ich halte es gar für eine Satire! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht ist, und immer *weiter sieht, als Andere, findet sehr Vieles darin, das sich auf die korsischen Unruhen bezieht. Das dächte ich nun eben nicht, wenigstens steht nicht ein Wort von den Korsen darin: aber der Henker mag den Schriftstellern trauen. Dem sei aber, wie ihm wolle, ich halte es für eine gelehrte Abhandlung: denn witzig kann sie unmöglich sein, weil so erschrecklich vieles Griechisch darin steht*) *. Inzwischen ist es wahr, dass sie weit über die Hälfte sehr ungelehrt aussieht: denn auf den ersten Seiten ist nicht eine einzige kleine Note. Das ist noch mein Trost, dass sie lateinisch gedruckt ist. Aber zur Hauptsache zu kommen, damit dieses Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen und auch denen nützlich sein möge, welche, als männliche Gelehrte, nicht den spielenden Witz, sondern das Solide lieben: so habe ich mir die Mühe gegeben, bei einer Pfeife Tabak einen Versuch von nachstehendem Realregister daraus zu fertigen, das ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir diese Freiheit nicht ungütig nehmen. Hätte ich gewusst, wo er anzutreffen wäre, so würde ich ihn um Erlaubniss hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wissen, unter welchem Dache er steckt: denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl*

---

*) Die Citate aus Lucian und andern griechischen und lateinischen Schriftstellern wurden in dieser Ausgabe, die eine möglichst populäre sein soll, weggelassen.

sein will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie gesagt, das Realregister habe ich selbst dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Akademie zu Pau erlangen, so will ich nun eben nicht sagen, dass er ihn in Ansehung meines Realregisters erlangt habe; aber man weiss doch das zehntemal die Ursachen nicht, warum etwas in der Welt geschieht. Inzwischen mag er ihn behalten.

Versuch eines Realregisters.

Advokat,

Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen 24. Ob das Ernst sei? ibid. ist als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weisen Regierung, wo die Advokaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geschichte von Heuschrecken 27. Von welchen Advokaten eigentlich die Rede sei? 28. Warum die Richter wider die Advokaten eifern? 30. Die Fabel vom Wiesel und der Katze. ib. Anatomie eines Advokaten 39.

Akademie.

Die zu Dijon ist grofsmüthig 5. die zu Pau soll sich daran spiegeln. ib. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen ib. Der Autor droht, die Akademie lächerlich zu machen 9. Wie er sich sonst an der Akademie rächen will, wenn

er den Preis nicht kriegt 10. In diesem Fall schreibt er nur für die Ehre, und ist zu groſs, als daſs er sich aus dem Preis etwas machen sollte 11. Klagen des Autors über die Partheilichkeit der Franzosen 12. Will diese Klagen widerrufen, wenn er den Preis kriegt, ib.

Autor

ist demüthig: 3. und droht ib. könnte sich selbst vergöttern 9. will es aber nicht thun ib. schreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor schämt sich 5. in welchen Fällen sich ein Autor schämen dürfe 6. Autor beweist gründlich 8. denkt mit den Fingern 9. Autor gibt seinen Gegnern einen Stich 15. schimpft ib. hat noch mehr Verdienste 19. ist berühmt ib. schreibt mehr für sich, als für Andere 20. ist mit sich wohl zufrieden 14.

Autorparole;

siehe Meineide.

Ammen,

lehren uns die Gespenster 19. Von dem Einfluſs der Ammen auf unsern Gemüthscharakter 20. Wie die Amme eines Kunstrichters gewesen sein müsse 21.

Betschwestern

sind würdige Präsidentinnen in der Gesellschaft, wo Uebles geredet wird 21. Warum die lüderlichsten Weibspersonen in ihrem Alter die grausamsten Betschwestern werden? 39.

Belaſtigung.
Ob aus der Belaſtigung eines Menſchen ſein Gemüthscharakter zu ſchlieſsen. 9. Wird verneint ib. und mit Exempeln bewieſen. ib. Gelehrte belaſtigen mit ſich ſelbſt 10.

Bibliothek,
iſt eine Art von Tapeten. 15. Ein deutſcher Graf fordert ſechs Ellen Bücher, um ein Locat auszufüllen 19.

Buhlen.
15. der Autor buhlt um den Preis der Akademie zu Pau. 7. das Buhlen iſt allen Ständen gemein. 13. von der geiſtlichen Kokketterie, ib. daſs ſie eine ehrgeizige Begierde ſei, fromm zu ſcheinen. ib. Die meiſten Verketzerungen entſpringen daraus. ib. Ob ein Autor mit ſich ſelbſt kokettire? ib. Mannsperſonen kokettiren mehr, als die Frauenzimmer. 16.

Kokketterie;
ſiehe Buhlen.

Cäsar,
Julius, viel Böſes von ihm 37.

Chronostiche,
machen ihrem Erfinder Ehre 19. ſind der einzige Witz gewiſser Gelehrten. 20. der Witz wird dadurch geſchärft und der Verſtand ruht dabei aus. 21. Angſt eines Verfaſsers, dem noch ein L. fehlt. ib. Welche Köpfe dazu die geſchickteſten ſind ib.

Charlatan.
Siehe Marktſchreier.

Deutsche,
schreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutsche so gern nach Paris reisen? 7. warum sie gemeiniglich närrisch und ungesund zurück kommen? ib. Warum die Franzosen die Deutschen verachten? 19. Warum die Deutschen ihre eigenen Landesleute verachten, wenn sie aus Paris zurück kommen? ib. Warum die deutsche Sprache den Franzosen so ekelhaft ist? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effudisti, heic sumsisti mutuum, wird jungen Deutschen zum Trost angeführt 38. Deutsche lieben die Hofnarren. 40. thun daran Recht ib. ist ein Zeichen der alten deutschen Freiheit ib.

Dummheit,
ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Ständen man am meisten damit verdienen kann? ib. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit. ib. Ist eine groſse Kunst, zu rechter Zeit dumm zu sein. 17.

Dichter.
Warum jetzt Alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bei des Horaz Zeiten nicht eben so viel Dichter gegeben habe, als jetzt? ib. Wo sie hin sind? ib. Welche Art von Dichtern bei Hofe noch in einigem Ansehen ist? 27. Woher das komme? ib. Wodurch sich die Poeten um ihren Kredit bringen? 14. Ob sie mehr Schuld daran sind, als der Hof? 15. Ein Vorschlag, wie das Ansehen der guten Dichter zu retten. 16. Warum unsere Mäcenaten, wenn sie auch noch so billig und ver-

nünftig sind, zwar einen wirklich groſsen Dichter bewundern, aber doch verhungern lassen? 16. Lob der Köche. ib.

Ehrgeiz.

Was das heiſse, wenn ein Autor ehrgeizig heiſst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach jetzigem Münzcours. ib.

Ehe.

Warum alte Junggesellen am liebsten über die Ehen spotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geschlossen werden? 36.

Eifersucht,

ist gemeiniglich ein Kennzeichen eines bösen Gewissens. 13. Männer, die als Junggesellen am meisten gesündigt haben, sind am meisten eifersüchtig. 14. Eifersucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eifersucht. 19.

Einwurf.

Dem Autor werden verschiedene Einwürfe wider seinen Satz gemacht. 43. Hat nicht Zeit, sie zu beantworten. ib. Könnte es wohl thun ib. Einem Schriftsteller Einwürfe zu machen, ist gefährlich. 17. Bei welchen Gelehrten es am meisten gefährlich sei? ib.

Finanzen,

werden durch die Begierde, Böses zu reden, vermehrt. 28. S. Projektmacher.

Frauenzimmer.

Die von einer zweideutigen Aufführung werden entschuldigt. 11. Warum alte Jungfern gern beten? 3. Wie lange sie verliebt sein dürfen? 44. Warum sie über jungen Mädchen sich so christlich ärgern? 14. Ob junge

Mädchen Unrecht thun, wenn sie im sechzehnten Jahr das wünschen, was alte Jungfern schon vor 40 Jahren sich gewünscht haben? ib. Warum alte Junggesellen so gern Böses von Frauenzimmern reden? 43. Frauenzimmer geht auf die Heirath. 37. Warum das billig sei? ib. Liebäugeln und kokettiren ist nichts Anderes, als auf die Heirath ausgehen. ib.

Franzosen.

Die Deutschen geben ihnen viel Vorurtheile Schuld. 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag sehen, ob dieser Vorwurf gegründet ist. ib. Der Autor bewundert ihre Akademien, besonders, weil sie Preise austheilen. 29. Der Autor verharrt mit demuthsvoller Hochachtung. 7. Hat ein groſses Vertrauen zu ihrer Einsicht. ib. Ist wegen des ausgesetzten Preises sehr gleichgültig, ib. und droht. ib.

Gewissen.

In welchen Fällen das Gewissen zu brauchen. 16. Erklärung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis, 19. des gemeinen Mannes altväterischen Begriffe vom Gewissen. 30. Beschreibung vom Gewissen eines Hofmanns. 32. Eines Generalpachters. ib. Eines Domherrn. ib. Der Autor macht sich ein Gewissen. 40. Ob das Heuchelei sei, wenn der Autor das sagt? ib.

Geizige

sind Patrioten, weil sie für Andere verhungern. 13. Warum die Autoren beständig wider den Geiz eifern? 29. Autoren sind selbst geizig. ib. In welchen Fällen sie es nicht sind? ib.

Geschenke

sind bei uns nicht gebräuchlich. 13. Was an deren Stelle eingeführt ist. 14. Wie sie nach dem Stylo curiæ genennt werden. 15. Von schuldiger Erkenntlichkeit. ib. Von gehorsamster Bezeigung. ib. Von geringer Vergeltung auf Abschlag, wegen auſserordentlicher Bemühung. ib. Von einer Hand voll Devotion. ib. Was das heiſst: mit Devotion klimpern. ib. Ob das ein Nationalwort sei? ib. Vom Porte-bras eines Klienten. ib. Was das in Sachsen heiſse: der Kandidat hat schöne Studia? ibid.

Goldmacher.

Warum alle herumirrende Goldmacher Bettler sind? 29. Von ihrer Quäkerei. 49. Von der Groſsmuth dieser Goldmacher, die allemal Andere, und niemals sich selbst, reich machen wollen. ib. Daſs sie den Galgen nicht verdienen. 43.

Gespenster,

wo sie herkommen? 16. Warum sie an den wenigsten Orten mehr Mode sind? 9. Warum sich der Teufel am liebsten von alten Weibern sehen läſst? 33.

Gewichte.

Werth eines deutschen Buches wird nach Pfunden ausgerechnet. 9. Des Autors Vater schrieb einen Centner geheime Nachrichten. 6. Woher die Berechnung der Verdienste nach Pfunden bei den Deutschen komme? 7. Ist ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu bestimmen. ib. Alle Parteilichkeit der Kunstrichter wird dadurch vermieden. ib. Diese

Urtheile sind gemeiniglich so zuverläſsig, als die übrigen Urtheile von Büchern. ib. Vorschlag zu einer Kunstrichterwage. ib. Autor seufzt über die Kunstrichter. 13. Fürchtet sich aber gar nicht. ib. Thut wenigstens so, ib. Zuruf des Autors an seine Kollegen, wie sie es machen sollen, daſs ihre Bücher bei den Kunstrichtern ins Gewicht fallen. 13.

Griechen

waren weise. 37. Griechische Noten sehen gelehrt aus. 36. Warum der Autor so gern Griechisch allegirt. 37. Ob man nöthig habe, die Sprache zu verstehen, die man allegirt? ib. Es gibt sich, wie das Griechische: wo das herkomme? 19. Warum die Gelehrten kein Griechisch mehr lernen? 30.

Geschmack.

Was das heist? 8. warum ein Jeder glaubt, daſs sein Geschmack der beste sei? 9. Ob nicht oft der Geschmack des Kutschers besser sei, als dessen, den er fähret? 10. Rezept, wie ein guter Geschmack zuwege zu bringen, wenn man den Geschmack eines Kammerjunkers und eines Professors zusammen mischt. 10.

Herkules,

ein Kritikus 4. mistet aus ib. wird vergöttert. 5. Der Autor sieht ein, daſs er wichtigere Thaten verrichtet, als Herkules, 9. verlangt dem ungeachtet nicht, vergöttert zu werden. ib. Ob dieses Kompliment einem Schriftsteller von Herzen gehen könne? 10. Schuldigkeit der Leser in dergleichen Fällen. 11. Wie die Fabel zu verstehen, daſs Herkules gesponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiere, die in Garnison müſsig stehen. ibid.

Hof.

Wer wider den Hof am meisten eifre? 24.

Ketzer.

Schon die Priester des Saturnus verketzerten. 12. Ketzerfabrik. 13. Warum gemeiniglich da die meisten Ketzer gemacht werden, wo die Geistlichen am dümmsten sind? 14.

Komödie.

Warum diejenigen am heftigsten dawider eifern, die die meisten Komödien spielen. 32. Beitrag aus der Kirchengeschichte. ib.

Kupfer.

Warum die Schriftsteller sich so gern in Kupfer stechen lassen? Wie es komme, daſs die Kupferstiche der Gelehrten meistentheils ernsthaft und tiefsinnig aussehen? 20. Warum Monsieur Rousseau wider das Kupfer geschrieben hat? 39.

Leipzig.

Darin redet man Uebeles von Andern. 2. Handel und Wandel wird dadurch in die Höhe gebracht. 21. Warum daselbst mehr Uebeles geredet wird, als anderwärts? 23. Verdienste der Gelehrten um die Kunst, Uebeles von Andern zu reden. ib. In welcher gelehrten Sprache sich am besten reden läſst? 24. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen. 5.

Latein.

Siehe Römer.

Mäcenas.

Siehe Zueignungsschrift. Warum es keine armen Mäcenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müsse, einen Mäcenas freigebig zu machen? 60. Ob ein deutscher Kaufmann ein Mäcenas sein könne? 61. Der Autor erinnert sich eines Exempels. 62. Mäcenas schenkt einem Autor ein abgetragenes Kleid. 64. Wird bei der zweiten Auflage abgesetzt. ib.

Mütter.

Sind schuldig, ihre Kinder die Kunst zu lehren, Böses von Andern zu reden 19. Ihnen hat die Natur dazu die Gaben im reichen Maaſse verliehen. ib.

Maler.

Begehen Fehler wider die Wahrscheinlichkeit. 16. Haben mit den Poeten groſse Freiheit. 19. Werden besser bezahlt, als Poeten. ib. Bilden sich auch mehr ein. ib. Warum ein schlechter Maler erträglicher sei, als ein elender Poet? 36.

Magistrat.

Siehe Väter der Stadt.

Messe.

Wenn ein junger Geistlicher die Messe geschwind zu lesen pflegt? 4.

Marktschreier.

Dessen Unterschied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündigt. 19.

Nachwelt.

Für die Nachwelt schreiben die Schriftsteller. 13. Ob die Jetztlebenden verbunden sind, ihre Bücher zu lesen? ib. Grammatikalische

Anmerkung über das Wort: Nachwelt. 14. Nachwelt heiſst im mystischen Verstande der Autoren so viel, als der Magen. ib.

Natur.

Jeder ahmt die Natur nach. 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen. ib. Horazens Mäv glaubt auch, er ahme die Natur nach. ib. Und .... glaubte es noch jetzt. ib. Was der Natur schwerer sei, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen könne? 4. Ob es nicht am leichtesten geschehe, wenn die Wechsler genöthigt würden, die witzigen Köpfe zu Erben einzusetzen? ib. Warum die Frauenzimmer so gern an der Natur meistern? 7. Was die erste Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. siehe Schminke. 14

Obrigkeiten.

Siehe Magistrat.

Philosophen.

Sind gemeiniglich hypochondrisch. 9. Wie das komme? ib. Ob sie über die Thorheiten der Menschen sich wirklich ärgern? 10. Warum sie sich über die Ihrigen nicht ärgern? 11.

Projektmacher.

Ob sie die Projekte für sich oder für den Staat machen? 19. Die leichtesten Projekte sind, wenn man die Abgaben verdoppelt. 24. Warum die Projektmacher nur vom landesherrlichen Interesse und von ihrem niemals reden? 25. Warum sie so gern Patrioten heiſsen? 26.

Politisch.

Geheime politische Nachrichten schrieb des Autors seliger Herr Vater in Folio 4. einen ganzen Zentner. ib. Warum man so gern geheime Nachrichten schreibt? 6. Ein Gelehrter übersieht in seinem Grofsvaterstuhl die ganze politische Welt. 9.

Pedanten.

Wer der erste gewesen? 5. Bei Hofe gibt es mehr Pedanten, als auf Schulen. 6. Von Frauenzimmerpedanten. 9. Von der Pedanterie eines Petitmaitre. ib.

Poet.

Siehe Dichter.

Querini,

Kardinal. Warum unsere Gelehrten so gern an ihn schreiben? 19.

Richter.

Wie nützlich ein ungerechter Richter sei? 13. Von der Gewohnheit, im Finstern zu richten. 19. Warum diese abgeschafft? ib. Warum sie wieder eingeführt werden könnte? ib. Dafs man auf diesen Fall dem Richter nur die Hände frei lassen dürfe. 20.

Religion.

Wer darüber spottet? 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes. 38. Ihre grofse Bequemlichkeit. ib. Junge Deutsche, wenn sie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkräfteten Körper und Schulden mit. 40.

Rabbi.

Der berühmte Rabbi Ben Maimon sagt davon nichts. 43.

Römer,

trugen keine Hüte. 40. Wie es gekommen, dafs ihre Kinder schon im fünften Jahre Latein redeten? 32. Ob alle diejenigen Gelehrte sind, die Latein können? ib. Latein ist nicht mehr Mode. 33. Ob ein Gelehrter in der lateinischen Sprache besser schimpfen könne, als ein Kutscher in der deutschen? 15. Ob es schon bei den Römern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen so gern Pedanten nennt, die kritisch Latein lieben? 14. Anekdoten von deutschen Micheln. ib. Dafs diese oft die gröfsten Pedanten sind. ib. in der Note b.

Schrift.

Durch welchen Zufall gegenwärtige Schrift entstanden? 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfassers, die alle wichtig sind. 4. Warum die Autoren mit ihren Schriften so wohl zufrieden sind? 5.

Stolz.

Was der kriechende Stolz sei? 27. Warum diejenigen am meisten stolz sind, die sich am tiefsten beugen? 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe. 30. Warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bei einer Zueignungsschrift an einen Wucherer im Ernste stolz bleiben könne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schönheit stolz ist, doch bei zuneh-

mender Häſslichkeit nicht demüthig wird? 17. Daſs man nur aus Stolz Andern ihren Hochmuth vorwirft. 18. Der Autor weiſs sich dabei auf eine feine Art zu entschuldigen. ib.

Schminke.

Was die erste Gelegenheit zum Schminken gegeben? 7. War bei den alten Baktriern in den ältesten Zeiten eine Art der Strafe für Weibspersonen, welche nicht mehr errötheten. 8. Ward in folgenden Zeiten bei ihnen eine Art der Galanterie. ib. Scholia zur Stelle des Lucans: .... tinxere sagittas. ib. Die Mode zu schminken, wie sie auf uns gekommen. ib. Ob sie die Gothen eingeführt? ibid. Ob man sich von einem Frauenzimmer um deſswillen könne scheiden lassen, weil sie sich beständig geschminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewuſst hat? 19.

Trauer.

Warum eine junge Wittwe in der Trauer am reizendsten aussieht? 11. Vier Exempel aus dem Alterthum von jungen Wittwen, die ihre alten Männer im Ernst betrauert haben. 12. Eines von diesen Exempeln ist noch zweifelhaft. 13. Der Autor gibt der Akademie zu Pau einen wohlgemeinten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beibringen wird. 14. Die Bedingungen, so dabei erfordert werden. ib. Ein Exempel weiſs der Autor in seinem Lande. ib. Zu noch einem ist ihm Hoffnung gemacht. ib. Sagt sich vom Preise los. ib.

Vorurtheile.

Ein Weiser schämt sich nicht, sie zu bekennen. 18. Sind der Grund aller menschlichen Zufriedenheit. 33.

Väter der Stadt.

Warum der Magistrat mit den Bürgern unzufrieden ist? 22. Wie alt ein Vater der Stadt sein muſs? 38. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide. ib. Vater der Stadt läſst sich zum erstenmal barbiren. ib. Freude seiner Mama über die Erstlinge des Barts ihres wohlweisen Sohnes. ib.

Verdienste.

Eines Autors 4. sind unendlich. 5. Jeder Autor ist darin sein eigener Zeuge. ib. Warum ihre Verdienste so selten belohnt werden? 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger. ib.

Wahrheiten.

Gelehrte suchen lauter neue. 22. Warum sie mit den alten nicht zufrieden sind. ib. Definition einer neuen Wahrheit. 23. Die meisten Wahrheiten erfinden die, welche die Wahrheit am wenigsten leiden können. 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, daſs er gar nichts weiſs. 30. Ein alphabetisches Verzeichniſs vieler jetztlebenden Gelehrten, welche dieses noch nicht erfunden. 31. Der Autor erwähnt seiner eigenen Person mit einem sehr bescheidenen Stolze. 2. Erwartet von seinen Lesern darüber eine Schmeichelei. ib.

Wissenschaften.

Schöne, siehe Kastraten.

Zueignungsschriften.

Sind gemeiniglich Satiren auf die Mäcenaten. 49. Aus der Zueignungsschrift kann man schlieſsen, wie hungrig der Autor sei. 50. Warum die Dedikationen abkommen? 62. Nachricht von verschiedenen Mäcenaten, die nicht lesen können, und doch gut bezahlen. 63.

Zorn.

Warum die Moralisten gemeiniglich so viel Galle haben? 26. Ueber wen sich die Schriftsteller am meisten erzürnen? ib.

Zahnarzt.

siehe Marktschreier.

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hause kam und vorstehendes Realregister so gedruckt fand, wie es hier ist. Im Koncepte hatte ich die Seiten des Manuscripts beigesetzt; und bei meiner Abwesenheit hatte der Korrektor vergessen, sie nach dem gedruckten Exemplar zu ändern. Es ist also nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; und die Messe ist zu nahe vor der Thür, als daſs ich Zeit hätte, es umdrucken zu lassen. Wer kann sich helfen! Es wird dieses Register noch immer seinen Nutzen haben; denn man kann doch mit einem Blick die Realien übersehen, die in diesem Werkchen anzutreffen sind. Bei einer neuen Auflage will ich es ändern; jetzt werden es meine Käufer thun.

Inhalt.

Seite

Antons Panſa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern 3
Zueignungsſchrift an des großen Sancho Panſa großen Eſel 5
Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand 23
Kleider machen Leute 42
Ehrlich währt am längſten 53
Alte Liebe roſtet nicht 87
Eine Hand wäſcht die andere 106
Jung gewohnt, alt gethan 118
Gut macht Muth 172
Ehen werden im Himmel geſchloſſen 182
Gedanken ſind zollfrei 224
Beweis, daß die Begierde, Böſes zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre; an die königliche Akademie zu Pau in Bearn . 342

Gottlieb Wilhelm Rabener's

ſämmtliche Werke.

Mit einem Vorwort
und der
Lebensbeſchreibung des Verfaſſers
neu herausgegeben
von
Ernſt Ortlepp.

Vierter Band.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

6204 871 8

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Das
Mährchen vom erſten April.

Aus dem Holländiſchen
in das Hochdeutſche überſetzt.

Art Penzelaars van Saerdamm,

Zueignungsſchrift an ſeine liebe Amme,

Aaf je Praatmoer van Sloten.

Liebe Amme!

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooße ſaß, und meinen zitternden Arm ängſtlich um deinen Hals ſchlang, wenn du uns das fürchterliche Mährchen vom Seehunde, das traurige Mährchen vom verwünſchten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Mährchen vom lahmen Eſel erzählteſt. Damals konnte ich mir noch nicht vorſtellen, daß der Nutzen hievon und die Luſt zu Mährchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beigebracht ward, einen ſo wichtigen Einfluß auf mein Glück und auf mein ganzes Leben haben ſollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren alle Mährchen von den Verdienſten gewiſſer Gelehrten, von neuen tiefſinnigen Wahrheiten und von der Einſicht einiger Privatperſonen in die Kabinette der Prinzen mit eben dem Vergnügen habe leſen und anhören können, wie dein Mährchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen geweſen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Mährchen von Gnadenverſicherungen, von Freundſchaft, von Verdienſten um das Vaterland eben ſo aufmerkſam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das luſtige Mährchen vom bezauberten Schloſſe in der Luft erzählteſt. Du ſiehſt wohl, liebe Amme, daß dein Säugling ſich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch ſehen ſollſt, daß ich nicht unerkenntlich bin, ſo ſchenke ich dir hier ein Mährchen vom erſten April, welches ich bei meinem letzten Aufenthalt in Batavia von einem Braminen bekommen habe. Nimm es an, und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl!

Erſtes Buch,

enthält

das Mährchen vom erſten April.

SIT. MIHI. FAS. AUDITA. LOQUI.

Virg.

(Laßt mich verkünden, was ich gehört.)

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Inſel Chickock, welchen die Götter und ſeine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Juecamoſamma hieß ſein wahrer Name, ob ihn ſchon einige Chroniken ohne Grund Camoſamma nennen. Zur Belohnung ſeiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückſeligkeiten eines Fürſten genießen. Die Nachbarn ſuchten ſeine Freundſchaft, und überließen ihre Streitigkeiten ſeinen billigen und uneigennützigen Ausſprüchen. Seine Feinde unterſtanden ſich nicht, ihn zu beleidigen; denn ſie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider ſich erregt haben. Er hatte viele getreue Diener an ſeinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Geſetze, weil ſein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Geſetz gab, ſo war es noch in zwanzig Jahren eben ſo unverbrüchlich und eben ſo heilig, als es in der erſten Woche geweſen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig und unermüdet, weil ſie wußten, daß ſie für ſich und ihre Kinder arbeiteten. In ſeinem ganzen Lande war kein Bettler: denn Niemand ging müßig, Niemand verſchwendete, und ein Jeder war genügſam; ſogar die Prieſter ſeiner Götter waren es. Er ſtrafte ſelten; denn ſein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, ſondern aus Furcht, ſeinem Fürſten zu mißfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war ſein Freund. So glücklich war der alte Juccamoſamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit Allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Deſto untröſtlicher war ſeine Gemahlin. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Puſſa und bat um einen Sohn. Sie that ſieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fuſinogamma. Der König war mit dieſer ungeſtümen Andacht wenig zufrieden; aber er ſchwieg ſtill, ſobald ſie ihm vorſtellte: das Wohl der Unterthanen erfordere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte ſich die Göttin Puſſa über ſie, und gab ihr von ihren ſchwarzen Kirſchen aus Japan zu eſſen; ſogleich hörte die Bezauberung auf, und ſie ward ſchwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wuth; er ſchwor den Untergang der Mutter und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerſeits Freundinnen der tugendhaften Königin waren, hörten den Schwur, und erzitterten: denn ſie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, den Göttern und Feen zu trotzen. Ihre Freundſchaft verband ſie, auf Mittel zu denken, wie ſie den traurigen Folgen dieſes Schwurs vorbeugen könnten.

Sie verſammelten ſich bei der Niederkunft der Königin. Zeimane, die anſehnlichſte unter den Feen, nahm den neugeborenen Prinzen auf ihren Schoos; ſie küßte ihn dreimal auf das Herz und ſprach: Sei ein Freund der Götter! Aſaide, eine gütige Fee und große Freundin der Menſchen, nahm ihn in die Arme und ſprach: Regiere wie dein Vater! Zunzime, welcher Name eine einſame und wohlthuende Fee bedeutet, berührte ſiebenmal mit ihrem Daumen ſeine Zunge und ſeine Hand, und ſprach: Sei weiſe und reich! Alcimedore, eine junge und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen und den Mund, und ſprach: Sei liebenswürdig.

Da dieſes geſchehen war, legten ſie das Kind an die Bruſt ſeiner Mutter, welche vor Freuden außer ſich und eben im Begriff war, ihnen die aufrichtigſten Verſicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer Ciengock in einer finſtern Wolke über ihrem Sopha erſchien, das Kind mit einem grauſamen Lächeln anſah, und mit fürchterlicher Stimme herabrief: Ich aber will dein Feind ſein! Sobald er dieſes geſagt hatte, hüllte er ſich in einen ſchwarzen Dampf, und zog langſam und brauſend über die Gefilde von Chickock. Die Feen erblaßten, und die unglückliche Mutter überlebte dieſe ſchreckliche Erſcheinung nur wenige Minuten.

Zeimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte ſie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend ſei, die Geſchenke der Feen zu zernichten; und um deßwillen war ſie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen T'Siamma bekommen hatte, ein Freund der Götter und ein gütiger Regent, liebenswürdig, weiſe und reich werden würde; aber ſie kannte auch die Gewalt des ſchrecklichen Tiengock, und wußte, daß dieſer tauſend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von dieſen Geſchenken der Feen erwarten konnte. Um deßwillen wandte ſie bei ſeiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gelaſſenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm dieſe Vermahnungen bis in ſein achtzehntes Jahr, da er nach den Geſetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führete ihn ſelbſt zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beiſtand der verſammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit und ſprach: Prinz! ſei deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn ſie auch von der ganzen Welt verkannt wird! Hier ſchwieg ſie, ſah ihn zum letztenmale liebreich und mitleidig an, und ſchwang ſich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches ſie, als eine Freundin der Menſchen, ihre einzige und liebſte Beſchäftigung ſein ließ, da ſie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen Millionen Menſchen glücklich werden.

Ciongock ſaß eben an dem Eingang ſeiner traurigen Höhle, und ſann auf Verderben, als er die Zoimane in der Luft erblickte. Er verbarg ſich; denn der verruchteſte Böſewicht erſchrickt bei dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Siamma den Thron beſtiegen hatte und weiter nicht unter dem Schutz der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüſtete ſich, ſein Vorhaben auszuführen. »Ja, T'Siamma, dein Feind will ich ſein, wie ich der Feind »deiner Aeltern geweſen bin. Sei immerhin ein »Freund der Götter, ſei tugendhaft, ſei weiſe und »gerecht; alle dieſe Geſchenke der Feen ſollen dir »unnütz ſein. Ich will mich der Herzen der Un»terthanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine »Frömmigkeit ſollen ſie für Heuchelei halten. Du »wirſt regieren, wie dein Vater; und doch wird »ſich das Volk wider dich auflehnen. Sei immer»hin liebenswürdig und weiſe; man wird dich doch »verachten. Du ſollſt nach Schatten greifen; deine »größten Unternehmungen ſollen ſich endigen, wie »ein lächerlicher Traum verſchwindet.«

Das ſagte der drohende Ciongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreimal, und dreimal ſeufzte die Natur. Er ſetzte ſich auf ſeinen Wagen, welchen vier grüne Drachen zogen, und eilte nach der Inſel Chickock, ſein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blätter unter ihm verwelkt, und die Vögel verſtummt ſind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwiſchen hatte das Volk erfahren, daß T'Siamma den väterlichen Thron beſtiegen habe. Es verſammelte ſich vor den Thoren des Palaſts, und verlangte, ſeinen neuen König zu ſehen. Der Ruhm von ſeiner Weisheit und Güte hatte ſich ſchon ſeit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deßwillen an; und hätte er auch dieſe großen Gaben nicht beſeſſen, ſo würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Juccamoſamma war.

T'Siamma wollte ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze machen, und ſowohl die Ehrfurcht als die Liebe ſeiner Unterthanen gewinnen, wenn er ſich in der Majeſtät eines Königs und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chiekock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländiſchen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, deſſen Zunge die göttliche Fee ſiebenmal berührt hatte, nahm ſich vor, ſeinen Unterthanen bei dieſer feierlichen Gelegenheit zu ſagen, daß er ſie liebe. Er freute ſich, als ein guter König, daß er ihnen dieſes ſagen konnte. Die Thüren des Palaſtes wurden geöffnet, und der König erhob ſich vom Thron zu ſeinem Volke.

In eben dieſem Augenblick langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er ſah die freudige Ungeduld des Volks, und knirſchte mit den Zähnen. Er murmelte drei ſchreckliche Worte: ſogleich kehrte ſich das bezauberte Volk um und lief nach einer andern Seite des Schloſſes, eine Bande chineſiſcher Gaukler zu ſehen, die der Zauberer dahin geſtellt hatte, den Pöbel zu beluſtigen. Man urtheile einmal von der Beſtürzung des T'Siamma, welcher bei dem Austritt aus dem Zimmer keinen von ſeinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß ſie ihn verlaſſen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte ſich darüber; aber er gab ſich auch alle Mühe, die Leichtſinnigkeit des Volks zu entſchuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks, und kehrte endlich bekümmert in ſein Schloß zurück. Sogleich endigte ſich die Bezauberung. Das Volk verſammelte ſich von neuem, und ward ungeduldig, daß es ſo lange auf ſeinen König warten ſollte.

Man hinterbrachte dem König dieſe Ungeduld des Volks, welches ihn zu ſehen verlangte. T'Siamma war ein zu gütiger Fürſt, als daß er vermögend geweſen wäre, ſeinen Unterthanen eine Bitte abzuſchlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er ging etlichemal in ſeinem Zimmer auf und ab, um ſich von der vorigen Beſtürzung zu erholen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten ſeine Unterthanen am nachdrücklichſten an ihre Pflicht erinnern und ſie zugleich von der liebreichen Fürſorge, mit welcher er ihr König ſein werde, verſichern könne. Er eilte nunmehr, ſeinem Volk ſich vorzuſtellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zuruf und allgemeinen Händeklatſchen empfing. Einem gütigen König kann nichts angenehmer ſein, als die Freude ſeiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräuſch des Volks ſich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte ſich, und T'Siamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu ſagen, von denen er hoffte, daß ſie bei der Freude ſeines Volks einen noch einmal ſo ſtarken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen, ſo gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillſchweigen; aber das Lärmen verdoppelte ſich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatſchen mehr; es war ein wildes und wüſtes Geſchrei eines trunkenen Pöbels. Der König erſchrack, ſeine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben; aber ſie ſahen, daß das Volk ſich ruhig verhielt, und nur bei einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatſchen zu raſen ſchien. Mit einem Wort: es war dem König nicht möglich, zu ſeinem Volk zu reden. Er kehrte zurück und überdachte ſein Schickſal mit der Traurigkeit eines liebreichen Vaters, welcher nicht mehr weiß, wie er ſeinen Kindern helfen ſoll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieſes war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude ſeiner Unterthanen in einen ausſchweifenden Unſinn verwandelt hatte, damit ſie, wie die Trunkenen, nicht wiſſen ſollten, was ſie ſähen, oder was ſie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerſtand. Er erinnerte ſich der weiſen Vermahnung ſeiner gütigen Zoimane, welche ihn beſtändig aufgemuntert hatte, ſtandhaft und gelaſſen zu ſein, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken laſſen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieſer Feind ein Zauberer und zwar der grauſame Ciongock ſei, das hatte ſie ihm niemals ſagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich fallen laſſen und nicht müde werden möchte, ſeinem Unglücke zu widerſtehen.

Ciongock freute ſich, wie ſich ein Böſewicht freut.

Er ſann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kränken könne; und da er einer von den gefährlichſten und grauſamſten Zauberern war; ſo nahm er ſich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigſten Königs ſeinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Geſetze des Reichs erforderten, daß der neue König in den erſten dreißig Sonnen ſeiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des großen Namu-Amida thun ſollte. T'Siamma unterwarf ſich dieſem Geſetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband und da er den meiſten Theil ſeiner Unterthanen beiſammen ſehen ſollte. Er zog fort, in Begleitung der Aelteſten ſeines Reichs, und hatte die anſehnlichſten Geſchenke auf einen weißen Elephanten geladen, um ſie ſeinem Gott zu heiligen.

Ciongock ſah wohl, daß er Alles verlieren würde, wenn er es geſchehen ließe, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß ſeiner Frömmigkeit und Andacht ſähen; aber daß er deſto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke dieſe Frömmigkeit verdächtig machen könnte. Er that es.

Der König näherte ſich dem Haine, und legte ſich dreimal auf ſein Angeſicht nieder, um ſich zu dem Anſchauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten ſich über ihren König, und fielen dreimal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beiſpiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit ſeinem Gefolge nach dem Tempel. Die Prieſter tanzten ihm in langen weißen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu ſegnen, und ſeine Geſchenke unter ſich zu theilen. Sie ließen ihn ihre Kränze küſſen, und fragten im Namen ihres großen Gottes nach den Geſchenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbei führen ſollte; aber, wie beſtürzt war er, und wie wüthend waren die Prieſter, als man, anſtatt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Eſel brachte, der zwei Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entſchuldigungen des Königs nicht, und riefen dem Volke zu: Sie ſollten die Beſchimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T'Siamma erwürgen. Das Volk fing ſchon an zu murren. Der unglückliche König flüchtete ſich in ſein Schloß, wo er drei Tage lang verſchloſſen blieb, und auf ſeinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des ſchrecklichen Namu-Amida zu verſöhnen: denn er glaubte, daß dieſer auf ihn erzürnt ſei und aus Zorn ſeine Geſchenke in ſo verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage verſammelte er den großen Rath. Es ward beſchloſſen, der König ſolle durch einen ſeiner verſchwiegenſten Knechte den Prieſtern Geſchenke ſenden und ſolche verdoppeln. Er that es. Die Prieſter ließen ſich endlich großmüthig bewegen, die Geſchenke anzunehmen, und ihr Gott ward verſöhnt.

Seit dieſem Zufall blieb der König immer traurig; denn die Gnade ſeiner Götter und die Liebe ſeiner Unterthanen verloren zu haben, das waren dieſem guten Könige zwei ſchreckliche Sachen. Die Räthe merkten ſeine Schwermuth, welche weder die Geſchäfte ſeiner Regierung, noch die öftern Luſtbarkeiten zerſtreuen konnten. Sie riethen ihm an, er ſolle ſich vermählen. Es vergingen dreißig Monde, ehe er ſich entſchließen konnte. Endlich ſtellten ſie ihm vor: das Wohl ſeines Landes erfordere dieſes; und ſogleich entſchloß er ſich.

Man ſchickte Geſandte an den König der benachbarten Inſel Saykock, die um ſeine Enkelin werben ſollten; eine Prinzeſſin, welche ſo tugendhaft, ſo weiſe und ſo ſchön war, daß man ihr den ſchmeichelhaften Namen Zizizi beigelegt hatte. Der König freute ſich über die Gelegenheit, die man ihm gab, ſich mit dem Sohn ſeines alten und beſten Freundes auf eine ſo genaue Art zu verbinden. Er gab ſeine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamma ſelbſt zu ihm kommen und die Prinzeſſin von ſeiner Hand annehmen ſollte, damit ſie ſich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwiſchen beiden Reichen und das Wohl ihrer beiderſeitigen Unterthanen am ſicherſten zu befeſtigen ſei. Eine einzige von dieſen Urſachen wäre ſchon vermögend geweſen, den T'Siamma zu dieſer Reiſe zu bewegen.

Er ſegelte alſo mit einem prächtigem Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock brauchte man nur wenige Zeit. T'Siamma ſah ſchon den Hafen. Er näherte ſich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundſchaft und Begierde, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Saykock ſtand mit ſeinen Dienern und ſeinem Volk am Ufer, ſeinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm die Flotte ergriff, aus dem Hafen zurückwarf, und mit ſolcher Heftigkeit um die ganze Inſel Saykock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne ſchon wieder vor dem Hafen war. Die Einwohner entdeckten ſeine Flotte, die Freude breitete ſich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit ſeinem Hofe nach dem Hafen, ſeinen Freund und Sohn zu empfangen, den er ſchon verloren gegeben hatte. Sie ſahen ſich, ſie winkten einander, um ihr Vergnügen über dieſe unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks; aber eine ſchreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander ſcheiterten. In dieſer ängſtlichen Urbewegſamkeit blieb die Flotte liegen. Der Nebel verzog ſich; aber wie erſchrack T'Siamma, da er ſah, daß er nicht mehr vor dem Hafen, ſondern an den Ufern von Chiekock, nicht weit von ſeiner Burg war. Er warf ſich auf dem Verdeck ſeines Schiffes nieder, betete zu ſeinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuſpannen. Er flog zum drittenmal nach der Inſel Saykock ſeinen Wünſchen entgegen. Zum drittenmal kam er in den Hafen, und fand den König mit ſeinem Volke wieder verſammelt, welche eine außerordentliche Freude über dieſe dritte Ankunft empfanden. Der alte König ſtand am Ufer: er reichte ſeinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriff ſtand, aus dem Schiffe zu ſteigen, als das Volk auf dem Schiffe und dem Lande, Verrätherei! Verrätherei! rief. T'Siamma ſprang ins Schiff zurück und ſuchte ſein Volk zu beſänftigen. Der alte König riß ſeinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu; aber Niemand hörte auf ihn. Das Geſchrei auf dem Lande und auf den Schiffen war, wie das Geſchrei zweier feindlichen Heere, die ſich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zurück und floh, und keiner von ſeinem Gefolge hatte den Muth, ſich umzuſehen, bis ſie in dem Hafen von Chiekock angelangt waren. Hier verſammelten ſich die zerſtreuten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und ſie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum ſie geflohen waren. Sie ſchämten ſich vor ihren Weibern, ſie ſchlugen die Augen vor ihrem König nieder; aber dieſer gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld ſei. Er richtete ſie auf und unterwarf ſich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freute ſich grimmig, denn er ſah die Angſt des Königs, welche dieſer vor ſeinem Volke zu verbergen ſuchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weiſen und ſchönen Zizizi war ein zu großes Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieſer wüthende Zauberer ſolches ungeſtört hätte überlaſſen ſollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wuth und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Saykock war fromm, aber nicht abergläubiſch. Dieſer dreifache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlung von neuem anzufangen. Das ſah er wohl, daß dieſe Hinderun=

gen kein Werk der Götter waren: er kannte ſeine Götter und wußte, daß dieſe das Vergnügen zweier tugendhaften Perſonen und das Glück zweier mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt alſo Alles, was ihm begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden ſollte; nur das wollte er nicht zulaſſen, daß T'Siamma zum viertenmal zu ihm käme. Um deßwillen ſetzte er ſich ſelbſt mit einem kleinen Gefolge in ein Schiff, und landete in Chiefock an, ohne daß ſich T'Siamma deſſen verſah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erſtaunte und eilte ihm mit offenen Armen entgegen, den Freund ſeines Vaters und ſeine göttliche Zizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte geſegnet hatte, ſo übergab er ihm die Prinzeſſin, welche ſich zu den Füßen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieſer fing ſie in ſeine Arme auf und zog ihr, zur Verſicherung ſeiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleier vom Geſichte.

Man kann wohl glauben, wie heftig ſein zärtliches Verlangen war, diejenige zu ſehen, welche ganz Morgenland für die ſchönſte Prinzeſſin hielt; aber man ſtelle ſich auch den Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmſte und häßlichſte Geſtalt vor ſich erblickte. Ein übelverwachſener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachſenen Stirne, triefenden und ſchielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem ſpitzigen Kinn und hervorragenden ſchwarzen Zähnen; das war die Geſtalt der göttlichen Zizizi.

T'Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr ſtehen. Er ſah ſie, er ſah ihren Vater, er ſah das Volk an und warf ihr endlich den Schleier über das Geſicht. Die unglückliche Prinzeſſin weinte, und wußte die Urſachen dieſes allgemeinen Erſtaunens und traurigen Stillſchweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte das graue Haupt in ſeinen Rock; unter dem Volke erhob ſich ein mißvergnügtes Murren, und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Rieſen iſt, der in ſeiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte dieſe Stimme des Zauberers. Er enthüllte ſein Geſicht, warf den Staub gen Himmel und rief dreimal den Namen des mächtigen Namu-Amida. Das Lachen des Zauberers verwandelte ſich in ein wildes Heulen, welches ſich in den entfernten Wolken verlor; aber die unglückliche Prinzeſſin behielt ihre Häßlichkeit, von der ſie nichts wußte.

Der alte König nahm ſie bei der Hand, und ging mit ihr und dem T'Siamma in das Zimmer, wo er ſie alſo anredete: Ich ſehe nunmehr, meine Kinder, daß die alten Drohungen eines der mächtigſten Zauberers erfüllt ſind; aber zu meiner Beruhigung weiß ich auch dieſes, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zauberei ſich endigen wird. T'Siamma, ſei großmüthig und gerecht; verſtoß meine Tochter nicht; liebe ſie und erwarte bald ein beſſeres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er ſie, du wirſt nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigen Zauberers nicht rauben können; nur die unvergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit verſtören konnte. Hier ſtellte er ſeine Tochter vor den Spiegel, damit ſie die traurige Verwandlung erfahren ſollte. Sie ſah ſich, ſie erſchrack, ſie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verluſt ihrer Schönheit bittre Thränen: denn ſie war ein Frauenzimmer; aber ſie faßte ſich auch nach einigen Minuten wieder, denn ſie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unſers Feindes, ſagte ſie, hat eine Zerſtörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre ſpäter von der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen ſuchen; aber, du, Prinz, ſo redete ſie den T'Siamma an, du biſt von deinem Verſprechen befreit. Ich kehre wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ich von dir verlangen ſollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, ſich von ſeiner erſten Betäubung zu erholen, ward durch dieſe Anrede empfindlich gerührt. Er nahm ſie bei der Hand, umarmte ſie und ſchwor, ſie ewig zu lieben. Die feierliche Vermählung ward vollzogen. T'Siamma bewunderte ſeine Gemahlin; aber der Pöbel in Chiekock ſang ſpöttiſche Lieder von ſeiner neuen Königin. Sie erfuhr es und lachte: denn ein Weiſer lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühte ſich, ihrem Gemahl zu gefallen; und dieſer war ſo weiſe und gerecht, daß er ihre Verdienſte bald einſah und ſie mit Hochachtung liebte. Sie bemühte ſich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verſtand zu überführen; und dieſe Mühe blieb vergebens, denn ſie war häßlich. Lag ſie in dem Tempel vor ihren Göttern und betete andächtig; ſo ſagten die ſtarken Geiſter zu Chiekock, daß ſie, wie der fromme Pöbel, andächtig bete, weil ſie nicht vernünftig denken könne. Redete ſie, wie der weiſeſte Bramine von den Göttern, von der Natur und von den heiligſten Pflichten der Menſchen; ſo nannte man ſie eine traurige Pedantin. War ſie gefällig und freundlich gegen die, mit denen ſie ſprach; ſo gab man ihr eine gemeine und niedrige Aufführung Schuld. War ſie freigebig, ſo nannte man es eine übel angebrachte Verſchwendung. Mit einem Wort: der Pöbel am Hofe und der Pöbel in der Stadt fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr; denn ſie war ſehr häßlich.

Dieſe allgemeine Verachtung war ihr ſehr empfindlich. Sie wußte die Urſachen derſelben; ſie wußte, daß dieſe Urſachen aufhören würden, ſobald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünſchte aus Liebe zu ihrem Gemahl, zu ihrem Volke und zu ſich ſelbſt, daß ſie ihre vorige Geſtalt wieder bekommen möchte; aber mitten in dieſem Wunſche hielt ſie inne und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieſer Wunſch nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters, den ſie ſo ſehr liebte, erfüllt werden konnte. Sie wünſchte, daß er noch lange leben möchte; und damit dieſes deſto gewiſſer geſchähe; ſo verlangte ſie, häßlich und ungeſtaltet zu bleiben *).

---

*) Hier muß ein Fehler im Original ſein: denn kein Frauenzimmer, wenigſtens in Europa keins, wird einen ſo widernatürlichen Wunſch für das Leben ihres Mannes, geſchweige ihres Großvaters, thun.

Ihr gemeinſchaftlicher Feind, der unverſöhnliche Ciongock, wußte wohl, daß dieſe Zauberei durch den Tod des alten Königs aufhören werde; er wußte auch, daß dieſer Tod in wenigen Monaten erfolgen müſſe. Er konnte urtheilen, wie ſehr T'Siamma und ſeine Gemahlin ſich alsdann lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit dieſe Liebe hatte hindern können. Ein ſolches Glück gönnte der Grauſame ſeinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T'Siamma, ſo großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die ſtillen Wünſche der Königin zu entdecken, die ſie nach ihrer Schönheit that, ſo oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieſes ſah er und ſpottete ihrer Wünſche: denn er hatte einen grauſamen Einfall, den König durch die Schönheit ſeiner Gemahlin noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königin mit Aufgang der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Yſum lag, und für die Seele ihres ſterbenden Großvaters betete, deſſen gefährliche Krankheit man ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriff, vom Gebete aufzuſtehen, als ſie von einem Schlag, wie der Schlag eines ſtarken Donners iſt, niedergeworfen ward. T'Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer und fand ſie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, ſo ſchrecklich ihm ſonſt dieſer Anblick war. Er nahm ſie in ſeine Arme und ſie kam in wenigen Augenblicken wieder zu ſich ſelbſt. Der König war in großer Unruhe, wie er ihr dieſe glückliche Verwandlung entdecken ſollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den ſie ſo zärtlich liebte, zu entdecken. Sie ſaß noch auf ſeinen Knieen und zitterte vor Schwachheit. Sie ſah ihren Gemahl und die Umſtehenden mit einer wilden Unordnung an, wie ein Kranker, der von einem ſchweren Traum erwacht. Endlich erblickte ſie ihre eigne Geſtalt in einem Spiegel. Sie riß ſich aus den Armen ihres Gemahls, drängte ſich durch die Bedienten des Hofs und blieb einige Minuten unbeweglich vor dieſem Spiegel ſtehen. Ja, ich bin es! rief ſie mit einer ungemäßigten Freude Sie ſetzte ſich vor dem Spiegel nieder, zog ihre ſchwarzen Haarlocken durch die weiße Hand und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte ſie, und ſie fand dieſes Lächeln ſchön. Sie wiederholte es und gab ſich Mühe, auf verſchiedene Art zu lächeln, um zu verſuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde und ihren Zähnen am vortheilhafteſten ſei. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte ſie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterin, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tauſend Blicke, in welchen ſich der Leichtſinn eines europäiſchen Frauenzimmers vor dem Spiegel übt. Mit einem Wort: ſie buhlte mit ſich ſelbſt, und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterin ihren ſchwarzen Augen am anſtändigſten wären. Mit dieſer Miene wandte ſie ſich um und erwartete die Anbetung derer, die um ſie waren. Ihr Gemahl, welcher mit Erſtaunen alle dieſe ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, ſtand ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr geſehen zu werden. Er nahm ſie bei der Hand; aber ſie zog ihre Hand kaltſinnig zurück und ſah ihn an. Endlich ſchien ſie ſich zu erinnern, daß er ihr Gemahl ſei. Sie überließ ihm die Hand nachläſſig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er ſie küßte. Er wagte es endlich, ſie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, ſagte er mit einer ängſtlichen Miene zu ihr, ſeine Weisheit, ſeine Tugend, das Glück der Todten, das ſchwächliche Alter deines Großvaters... Iſt er todt? unterbrach ſie ihn ganz gelaſſen. T'Siamma ſah traurig auf die Erde. Alſo iſt er todt! wiederholte ſie nochmals und zuckte mit den Achſeln. Aber er war alt und verdrüßlich; ſein . . . Indem ſie dieſes ſagen wollte, ſo entdeckte ſie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines faſt unmerkliches Blätterchen. Aber, große Götter! ſchrie ſie, was iſt dieſes? Sie ward unruhig, ſie verlangte die Aerzte, und ſank kraftlos auf einem Sopha nieder.

T'Siamma ſtand vor ihr, wie ein Träumender. Er ſah ſeine Gemahlin, als die ſchönſte Perſon des Morgenlandes, vor ſich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr ſonſt ſo eigen waren. Er ſah einen ſchön gemalten Körper, welcher nur mit ſich beſchäftigt war, nur ſich liebte und die Hochachtung der Menſchen erwartete, ohne ſie verdienen zu wollen. Er ſchlug an ſeine Stirne und bat die Götter, ſie möchten ihm dieſe Schönheit wieder nehmen, welche ſo viele

Tugenden verdrängt hätte; aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute ſich über ſeine Verwüſtung.

Bei dem Pöbel hatte dieſe Verwandlung eine ganz andere Wirkung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn ſie nur die Lippen öffnete, ſo ward ſie bewundert, noch ehe ſie redete. Sie redete mit ihrem Papagei, und was ſie mit ihm redete, war Weisheit. Unter dieſem Pöbel waren viele Dichter, ſie beſangen ihre Schönheit, und die Königin ſpendete Reis unter ſie aus. An gewiſſen feierlichen Tagen theilte ſie ein ſparſames Almoſen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weißen Hände zu zeigen; man nannte dieſen eitlen Hochmuth wohlthätige Tugend, denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chiekock, der die tugendhafteſte Königin verachtet hatte, weil ſie häßlich war, vergötterte nunmehr ihre Schönheit und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch dieſe Schönheit nicht verblendet. Er liebte Sie noch, aber weit zärtlicher liebte er ſie damals, als ſie zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Geſellſchaft ſehr mißvergnügt zu, denn gegen Alle war ſie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen ſeine Liebkoſungen war ſie immer unempfindlich und kalt. Wollte er ſie küſſen, ſo klagte ſie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß ſie mit an ſeiner Tafel ſpeiſen ſollte; ſo wendete ſie eine Andacht vor und faſtete. Redete er mit ihr und ſagte ihr die zärtlichſten Schmeicheleien; ſo ſpielte ſie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr, ſo warf ſie ihm ſeine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte ſie. War er aufgeräumt, ſo vergoß ſie Thränen, daß er bei ihrem Kummer noch ſcherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er ſeinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte ſie ihm bittere Vorwürfe und klagte, daß er ſie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt und nur in ihrer Gegenwart immer traurig ſei.

Das Exempel der Königin breitete ſich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmten ſie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit; aber ſie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieſer Krankheit einen gelehrten Namen und nannten ſie: Ongaſauwara-Sinano *); das war Alles, was ſie thun konnten. Unerachtet dieſes gelehrtes Namens, blieben die Männer bei dem mißvergnügten und ſich widerſprechenden Eigenſinn ihrer Weiber unglücklich. T'Siamma ſah die Zerrüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den anſehnlichſten Familien verurſacht ward. Er gewöhnte ſich, gegen ſeine Gemahlin gelaſſen, nachſehend und immer gefällig zu ſein. Die Großen im Reiche ahmten ihn hierin nach. Sie machten dadurch ihren Eheſtand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chroniken-

---

*) Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben dieſe Geſchichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongaſauwara-Sinano durch ſeine *Vapeurs* aus, und ich weiß nicht, ob er es getroffen hat.

ſchreiber von Chiekock wollen behaupten, daß ſich um dieſe Zeit die Herrſchaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sintſia macht dieſe Gewohnheit noch etliche tauſend Jahr älter.

In dieſen bekümmerten Umſtänden lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich ſo glücklich, ſein Elend gewohnt und ruhig zu ertragen. Aber auch dieſe traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Er breitete ein Gerücht in Chiekock aus, daß zwei mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der ſchwächſte von ihnen war ein Freund und Bundesgenoſſe des T'Siamma. Dieſer brach mit ſeiner Armee auf, um ihm beizuſtehen. Er landete glücklich an, ſchiffte ſeine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieſes für einen feindlichen Einfall und ward entrüſtet. Er verband ſich in Eil mit andern benachbarten Fürſten und überfiel die Völker des T'Siamma, welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerſtehen, und mit vieler Noth den Reſt ſeiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieſer unglückliche Zufall ſchlug ſeinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürſten ſein und für einen bundbrüchigen Freund angeſehen werden ſollte. Er eilte nach ſeinem Lande zurück, um ſich vor den Augen der Welt und ſeiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen; aber er fand ſeine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch ſeine Bosheiten ungeſtraft zulaſſen würden, hatte ſich vorgenommen, den letzten und empfindlichſten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieſer abweſend war, ſeine Geſtalt angenommen und das Volk in die Waffen gebracht, da er ausſprengte, daß eine fremde Macht ſein Reich überfallen wollte. Das war die Urſache des Widerſtandes, welchen T'Siamma fand. Aber ſein Muth und ſeine gerechte Sache überwanden auch dieſe Hinderniſſe. Er trat an das Land. Das Volk ſah ihn und erſtaunte: denn es ſah auch den Zauberer in der Geſtalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Prieſter durch Geſchenke gewonnen. Die unglückliche Zizizi hielt ihn für ihren Gemahl und liebte ihn ſeit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tauſend kindiſche Schmeicheleien vorſagte und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Großen im Reiche hatten gar zu viel Urſache, auf ihrer Seite zu ſein; ſie bedienten ſich alſo der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten ſie, die Partei der Königin zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem ſchon auf ihrer Seite. Alſo blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhingen. Er verlangte, in Gegenwart ſeiner Gemahlin und des Volks, ſeinen Feind zu ſehen und mit ihm um ſein Recht zu kämpfen. Der Zauberer ging es ein, da er ſeiner Macht gewiß genug zu ſein glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königin an der Hand, und ward von einer unzähligen Menge Volks begleitet. T'Siamma erſtaunte nunmehr ſelbſt über die Aehnlichkeit ſeines Feindes. Er war wüthend, daß er ſeine Gemahlin an der Hand dieſes Räubers ſehen ſollte. Er zog ſein Schwert und rief: Göttliche Zoimane! ſtärke meinen Muth und dieſen Arm! Sobald er dieſes geſagt hatte, ſprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus ſeiner Gelaſſenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In dieſem Augenblicke ſtürzte die göttliche Zoimane, die Freundin und Beſchützerin ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt ſie einen Talisman, welchen der eingegrabene Name des Namu-Amida den Gottloſen ſchrecklich machte. Der Zauberer erblickte dieſen Namen und zitterte. Er wollte fliehen, aber er ſank zur Erde nieder. Er verwandelte ſich in einen ſchrecklichen Rieſen, und war ſo verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Dieſe hielt ihm den Talisman vor; und er ſtürzte zum zweitenmal, wie ein Kind zur Erde. Er verwandelte ſich in einen hohen Felſen, um gegen die Kraft des Talismans unempfindlich zu ſein; aber er ſchmolz wie Schnee zuſammen. Noch zum drittenmal verſuchte er, zu entkommen, verwandelte ſich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit ſich fort. Die Fee merkte dieſes zu ſpät. Sie warf ſich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismans vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules ſtehendes Waſſer; aber mitten in demſelben lag der J'Siamma ohne Empfindung ausgeſtreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grauſamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblick ſeiner Wuth den tugendhaften J'Siamma zugleich mit in ſein Verderben hinriß. Nur die weiſen Götter wußten, warum ſie dieſes geſchehen ließen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken ſeines großen Muths und ſeiner ſtandhaften Tugend hinterlaſſen. Sie hielt alſo den Talisman an ſeine Stirne, und es erhob ſich mitten aus dieſem todten See ein Fels von weißem Marmor, welcher den Leichnam des J'Siamma in ſich verſchloß.

Unter dieſem ſchrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königin lag ohnmächtig an dem Fuße eines Baumes und wußte von allen dieſen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte ſich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schickſal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talisman auf die Bruſt, und in dieſem Augenblick verſchwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberei des Siengod zeither ihren Verſtand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß außer ſich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte ſie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; ſie küßte den Namen des mächtigen Namu-Amida, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ ſie. Zizi bauete ihrem Gemahl einen prächtigen Tempel auf dem

Marmorfelſen, welcher ſeinen Leichnam verſchloſſen hielt. In dieſem Tempel war ſie die oberſte Prieſterin bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünſchen immer nahe ſind, ohne ſie jemals zu erlangen, und welche, ſo lange ſie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geſchah, nach der Zeitrechnung der Einwohner zu Chickock, am ſiebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäiſchen Kalender der erſte April iſt. Dieſer Tag war dem Volke beſonders heilig. Sie gingen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes J'Siamma, und ſtellten ſich, als wenn ſie ihn ängſtlich ſuchten. Sie riefen ihn, und wenn ſie ihn nicht fanden, ſo warfen ſie Steine in den faulen See Ciengeck, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern ſagten an dieſem feierlichen Tage zu ihren Kindern: Geht hinaus und ſucht den J'Siamma! er wird euch etwas ſchenken; die Kinder gingen, und warfen Steine in den See, wenn ſie ihn nicht fanden. Das Weib ſagte zu ihrem Manne: Geh hinaus und ſuche den J'Siamma! er wird dir ſagen, ob ich dich mehr liebe, als andere Männer; der Mann ging und rächte ſich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter ſagte zu ihrer Tochter: Geh hinaus und ſuche den J'Siamma! er wird dir den Mann nennen, durch deſſen Liebe du glücklich werden ſollſt; die Tochter ging und kehrte traurig zurück, weil ſie dieſen Mann nicht erfuhr. Der Weltweiſe ſagte zu ſeinen Schülern: Gehet hinaus und ſuchet den J'Siamma! er wird euch eine Weisheit lehren.

gegen welche die meinige nur Thorheit iſt: ſie gingen und ſuchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß ſie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieſes war die Art, mit welcher die Einwohner das Andenken ihres unvergeßlichen X'Siamma feierten. Sie faſteten an dieſem Tage, und das ganze Land war traurig.

Nach tauſend Jahren war die Religion in Chiſeck verächtlich, da das Land einen König bekam, der ſich der Religion ſeiner Väter ſchämte. Die Großen des Volks waren ſtarke Geiſter, und nur der arme Pöbel betete noch. Um dieſe Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des X'Siamma hatte. Sein Gottesdienſt verkehrte ſich in Völlerei und pöbelhafte Ausſchweifungen. Sie ſandten einander noch immer zu dem X'Siamma, aber nicht um tugendhaft, nicht um weiſe zu werden, nein, nur um ihren Muthwillen zu kitzeln. Und fanden ſie noch Einen, welcher fromm und treuherzig genug war, ſich zu dem X'Siamma ſchicken zu laſſen, den hielten ſie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieſer Scherz auch, und für den Pöbel gehörte es eigentlich. Er bemächtigte ſich dieſes Wizes, und behielt ihn bei, nachdem die Vornehmen des Landes anfingen, ſich deſſelben zu ſchämen. Dieſe Gewohnheit breitete ſich durch Siam in Japan aus, und iſt endlich zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr iſt der ſiebente Tag des Monden Miaba ein Feſt der Narren in Chiſeck; und der europäiſche Pöbel feiert es zu gleicher Zeit am erſten April.

Zweites Buch,

enthält

ſiebenmal ſieben Wahrſagungen

vom erſten April.

RIDE. SI. SAPIS. *Mart.*

(Wenn du klug biſt, ſo lache.)

Warnung

an alle unverheirathete Frauenzimmer.

So viel Mühe ſich der Autor auch gegeben hat, Alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren ſeiner Leſerinnen, und beſonders unverheiratheter Frauenzimmer, anſtößig ſein möchte; ſo wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrſagung vermeiden können. Er warnt ſie daher wohlmeinend, dieſe Stellen vorſichtig zu überſchlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn ſie darin etwas finden ſollten, worüber ſie erröthen, oder empfindlich werden möchten.

1.

Einem von meinen Leſern ſind ſiebenmal ſieben Wahrſagungen verdächtig. Sobald er dieſen Titel zu Geſicht bekommt, ſobald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners ſei; und um deßwillen hat er ein ſchlechtes Vertrauen zu dieſen Wahrſagungen. Sie irren Sich, mein Freund; leſen Sie weiter; es iſt auch für Sie eine Wahrſagung darin. Sie werden geſtehen müſſen, daß ich nicht lüge, wenn Sie anders ſich ſelbſt kennen.

2.

Phäneſt 1) hat an einem feierlichen Tage die Pracht und die Luſtbarkeiten des Hofes mit angeſehen; dieſe Lebensart gefällt ihm. Er verſetzt einen Theil ſeines väterlichen Gutes, kauft ſich reiche Kleider dafür, und läßt ſich heute um eilf Uhr zum erſtenmale bei Hofe ſehen. Man bewundert ſeinen Verſtand und ſeinen Rock; man ſucht ſeine Freundſchaft; man erbietet ſich zu allen möglichen Dienſten. Der unerfahrene Phäneſt kennt die Sprache des Hofes noch nicht. Er träumt ſchon von lauter hohen Ehrenſtellen, von Gewalt und Reichthum; aber in Kurzem wird er bemerken, daß Alles nur ein Traum geweſen iſt. Er wird wieder auf ſein Landgut flüchten, und ſuchen, durch eine genau eingeſchränkte Wirthſchaft in zehn Jahren ſo viel zu erſparen, als er es ſich in einem Jahre hat koſten laſſen, dem Hofe lächerlich zu ſein.

3.

Naſſidien 2) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, ſeit zwanzig Jahren ein anſehnliches Ver-

---

1) Kennen Sie den Herrn V . . T . . nicht?

mögen, durch alle nur erſinnliche, ſowohl vornehme, als niederträchtige Ausſchweifungen zerſtreut. Weil er für den Prinzen ein beſonderes Galakleid, ein anderes für die Gemahlin des Prinzen, und für einen jeden Vetter und für eine jede Muhme des fürſtlichen Hauſes wenigſtens eine reiche Weſte gehabt; weil er zwanzig Jahre in dem Vorzimmer müßig geplaudert hat; weil er ſich ſein Geld bei Hofe hat abgewinnen laſſen; weil er ſeine Geſundheit in der Geſellſchaft einiger Frauensperſonen vom Theater eingebüßt hat; ſo glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung ſeiner treuen Dienſte und eine Schadloshaltung für das anſehnliche Vermögen zu fordern, welches er, nach ſeiner Art zu reden, im Dienſte des Fürſten zugeſetzt hat. Er entſchließt ſich alſo, dieſen Morgen ernſtlich um ein Amt, oder, welches bei ihm einerlei iſt, um eine Penſion anzuſuchen. Man hört ſein Bitten an, und macht ihm ein gnädiges Kompliment; er bittet noch einmal, und man verweiſt ihn zur Geduld; er bittet zum drittenmal, und nunmehr findet man ſeine Bitte ſehr unbeſcheiden. Man wird ihn fragen, worin denn eigentlich die wichtigen Dienſte beſtehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines ſo anſehnlichen Vermögens geleiſtet habe? Dieſer Frage hatte er ſich nicht verſehen. Er geht mißvergnügt über den Hof zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten ſeiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer, und von ſeiner

---

*) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N . . meine.

eigenen Unverſchämtheit. Endlich flieht er aufs Land und füttert ſich in etlichen adelichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgeſetzte Operarien vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häuſern der Reſidenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beim Kamine, über die Regierung, und den Undank des Hofs patriotiſch ſeufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N . . 3) am Fenſter ſtehen, ſehr vertraut mit ihm reden und ihm einigemal etwas ins Ohr ſagen. Es ſind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm ſpricht, und die Geheimniſſe, die er ihm ins Ohr ſagt, dürfen Alle wiſſen, nur die Prinzeſſin nicht. Gleichwohl macht dieſe gnädige Vertraulichkeit eine große Bewegung am Hofe und im Gehirn des armen Grafen. Der Hof weiß, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch ſchätzen, oder ihn ſeiner Vertraulichkeit würdigen ſollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Beluſtigungen des Hofes zu trocken und zu ernſthaften Verrichtungen zu albern ſei; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er jetzt mit ihm allein, und redet ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achſel. Nunmehr ändert auch der Hof ſeine Begriffe, die er ſich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn

---

3) Der Graf E . . iſt Ihnen der unbekannt?

der Prinz verlaſſen, ſo drängt ſich die ganze Antichambre zu ihm. Die Großen reden vertraut mit ihm, und bitten, daß er morgen mit ihnen ſpeiſen möge; die Hofleute von der mittlern Klaſſe lächeln zu Allem, was er ſpricht, finden ſeine Scherze ſehr fein, und zucken die Achſeln geheimnißvoll, wenn er ſeiner Natur die Gewalt anthut, ernſthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er deſto vornehmer auf- und abgehen, und ſie deſto mehr bemerken könne. Der gute Graf taumelt von dieſem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es iſt, dem man alle dieſe Freundſchaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er ſichs gefallen, und er läßt ſichs um ſo viel lieber gefallen, da er bisher der Einzige am Hofe geweſen iſt, der an ſeinen Verdienſten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er ſchon ſein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen ſei. Er hat Feinde, und dieſe will er es empfinden laſſen, daß ſie ſeine Feinde geweſen ſind. Er hat Schulden; dieſe will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde ſich das noch weniger für ihn ſchicken, als vorher. Aber er will Schätze ſammeln, und was ihn noch beunruhigt, iſt die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an ſich kaufen will. Zu ſeinem guten Glück iſt er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Muſterung paſſiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heirathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beſchäftigt ſich der arme Graf, und weiß nicht, daß es nur Träume vom erſten April ſind.

Noch an eben dem Tage kommt er an dem Hof zurück. Er nähert ſich dem Prinzen mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, zu welcher er ſich ſeit drei Stunden berechtigt zu ſein glaubt. Der Prinz ſieht ihn gleichgültig an; er redet mit Allen, die um ihn ſtehen, nur mit dem Grafen nicht. Dieſe veränderte Scene iſt ihm ein Räthſel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu ſagen; der Prinz hört es, ohne ſeine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt ſeine ſtille Frage noch einmal: der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriedenen Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beſchämt zurück; er vergißt alle Schlöſſer, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heirathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben ſo ſehr, wie geſtern. Er ſteht überall im Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet ſich an, daß er morgen mit Seiner Excellenz ſpeiſen wolle; aber nun beſinnen ſich Seine Excellenz, daß ſie morgen ſelbſt zu Gaſte ſind. Er ſagt etliche artige Einfälle, und Niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drei Stunden ehrerbietig auswichen; ſie bleiben ſtehen, ſie bemerken ihn nicht, und die ihn noch bemerken, die ſind ſo vertraut, Tabak von ihm zu fordern. Zum größten Unglück kommt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof ſchmeichelt, weil der ganze Hof ihm ſchuldig iſt. Er hat in ſeiner Schreibſtube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deßwillen ließ er Alles liegen und eilte nach Hofe, um dem Grafen ſein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hoffnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits ſchuldig war. Aber ſchon auf der großen Treppe erfähret er die geſchwinde Veränderung; er geht alſo in das Vorzimmer, ſucht den Grafen, und mahnt ihn trotzig. Der Graf eilt beſchämt nach Hauſe, verflucht den Hof und den unglücklichen Tag, ohne ſich zu beſinnen, daß dieſer Tag der erſte April iſt.

5.

Endlich hat Hypſäus [*]) den Schritt gethan, den er ſich ſeit langer Zeit zu thun wünſchte. Er hat heute das anſehnliche Amt überkommen. Zwar den Verſtand hat er nicht, der zu dem Amte erfordert wird; aber den hat er ſich auch eben nicht gewünſcht. Genug, daß er die Beſoldung und den Rang hat. Er wird dafür ſorgen, daß er Jemanden miethet, der in ſeinem Namen den Verſtand und Fleiß anwendet, den das Amt erfordert. Nunmehr glaubt Hypſäus vollkommen glücklich zu ſein. Aber ſeine große Dummheit und Nachläſſigkeit wird nun deſto mehr in die Augen fallen, je anſehnlicher der Poſten iſt, in welchem er ſteht. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da ſie ihn vorher nur im Stillen verſpottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird alſo auf den erſten April künftigen Jahres von ſeiner Ehrenſtelle nichts übrig haben, als die Schande und die Verantwortung.

6.

Sehen Sie jenen Mann mit der tückiſchen und menſchenfeindlichen Miene, welcher ſich die Stirne wiſcht, und ſich ganz ermüdet auf das Kanapee wirft? Das iſt Neran [5])! Erſt vor einer Minute hat er das große Werk zu Stande gebracht, an dem er ſeit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigſten Schmeicheleien, durch Beſtechungen, die ihn den dritten Theil ſei[illegible] Vermögens gekoſtet haben, durch Verunglimpfung der redlichſten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er ſich dieſen Morgen in das Amt gedrängt, bei welchem er hofft, daß man ihm eben ſo niederträchtig ſchmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben ſo beſtechen werde, als er es thun müſſen. Hier ſitzt er, und dichtet, an welchem von ſeinen Feinden er ſich zuerſt rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen Anderer, welches er, als ſeine Beute, anſieht. In der That wird er Verſchiedene unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Kanapee von ſeinem Glück und dem Untergang ſeiner Feinde träumt, weiß nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unſchuld und Tugend ſiegen werden und er in dem Gefängniß verſchmachten ſoll.

---

[*]) Der Herr Rath M . . mit der wichtigen Miene eines O . .

7.

Wer iſt das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Geſellſchaft ehrwürdiger und erfahrener Männer mit einer ſo unanſtändigen Lebhaftigkeit zu übertäuben ſucht? Und wer iſt die anſehnliche Frauensperſon, welche dort an der Thüre horcht, und vor Freuden Thränen vergießt? . . [6]) Iſt das möglich? Alſo iſt dieſer

---

[5]) Der Mann iſt mir zu tückiſch, ben mag ich nicht nennen.

[6]) Viel Glücks, hochweiſer N . . d.

Knabe heute zum erſtenmal von dem Prinzen in die Verſammlung der Räthe aufgenommen worden? Und gleichwohl iſt er ſchon ſo weiſe, daß er denjenigen unbeſcheiden widerſpricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das iſt ſeine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit ſo vieler Weisheit und Lunge ausgerüſtet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weiſe Kind, welches heute vor Gelehrſamkeit berſten möchte, wird in drei Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant ſei. Er wird verſtummen, und alsdann wird er erträglich ſein.

8.

Heute wird der unglückliche Ball ſein, auf welchem ſo viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Mißvergnügen legen werden.

Der junge Herr 7) in weißen Strümpfen und mit den reichen Aufſchlägen, flattert um ſeine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er ſieht ein Paar ſchwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er ſchielt nach dem Palatine, und wird ſo heiß vor Liebe, daß er ſchmelzen möchte. Morgen wird er ſeine Göttin beſuchen und ſeufzen, übermorgen wird er ſeine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann ſein; und in vier Monaten möchte er ſich vor den Kopf ſchießen, ſo oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat, der Mann eines Frauenzimmers zu werden, deſſen unvorſichtige Ausſchweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

---

7) Der ſüße Herr S . ., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

9.

Selinde[8]), ein ſtilles, tugendhaftes, und wie man verſichern will, faſt einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleien des jungen Seladons für Ernſt an. Er thut ihr Verſicherungen und Schwüre, die ſie in dem Hauſe ihrer Mutter, die eben ſo ſtill, tugendhaft und eben ſo einfältig iſt, niemals gehört hat. Sie nimmt dieſe Schwüre für Ernſt auf, und fängt an, dieſen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geſchehen, daß er ſie oft und zu allen Zeiten beſucht; die zufriedene Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladon redet von nichts, als ven dem Glück, das er ſich wünſcht, die Hand eines ſo liebenswürdigen Kindes ewig zu beſitzen. Das einfältige Kind ſchweigt ſittſam, und wünſcht es in ihrem Herzen ſelbſt. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte ſie ſich ihrer Jugend, und ſagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der Leichtſinnige hat die Abſicht gar nicht, Selinden zu heirathen. Er liebt ihre Schönheit, und will verſuchen, wie weit er dieſen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens und der Mutter ſind ihm beſtändig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnt die gute Mutter. Sie bittet ihn, ſeine Beſuche zu unterlaſſen, welche der ganzen Stadt ſo verdächtig würden; aber er iſt ſo niederträchtig, daß er ſich in öffentlicher Geſellſchaften gewiſſer Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweideutig machen.

---

[8]) Arme E . .! du dauerſt mich, unt doch weiß ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt.

Sie hoffte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glück ſein; aber durch eben dieſe einfältige Treuherzigkeit hat ſie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unſchuld nicht retten kann. Seladon iſt ein Böſewicht; und einem Böſewicht, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die läſternde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches ſeine Unſchuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungeſtraft. Er hat an eben dieſem Abend eine Bekanntſchaft mit der Tochter 9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebſt der Bekanntſchaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Menſch von Verdienſten, wie Seladon, muß mehr als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und dieſesmal wird Seladon ſelbſt betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Urſache, ſpröde zu ſein. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande ſein werde, ſeinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon iſt bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, dieſe Beute nicht fahren zu laſſen. Sie thut alle Anfälle einer verſchlagenen Buhlerin auf ihn, und thut ſie mit gutem Erfolg, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu ſind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er ſehen will, wie weit er ſein Glück bei Selinden treiben könne. Sobald aber dieſer Roman abgeriſſen wird; ſo

---

9) Die Mademoiſelle S . . iſt es, die der Himmel geſchaffen hat, um den ungetreuen Seladon zu beſtrafen.

kann er ſich weiter nicht aus dem Netze wickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt. Nun iſt der Flatterhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete Wirthſchaft ſeines Schwiegervaters; ja, was noch weit empfindlicher iſt, er erfährt, daß ſeine Frau ihn nicht zuerſt geliebt hat. Er muß zu Beidem ſtillſchweigen; denn ein Mann, dem ſein eigenes Gewiſſen Vorwürfe macht, wird ſelten Muth genug haben, ſeiner Frau dergleichen Ausſchweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche ſo viel Muth hat, wie dieſe, ihren Mann es fühlen zu laſſen, daß ſie Frau iſt. Nun hängt Seladen traurig den Kopf. Er verliert ſein Vermögen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müſſen. Er verflucht ſeine Wahl; aber ganz im Stillen verflucht er ſie, damit es ſeine Frau nicht höre, vor der er ſich ſcheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne ſich zu ſchämen. Wie unglücklich iſt der Ball vom erſten April für den armen Seladon [10])!

11.

T . . [11]) und E . . [12]) ſehen ſich dieſen Abend zum erſtenmal; ſie finden in ihrem beiderſeitigen Umgang etwas, das ihnen gefällt; ſie fangen an, ſich zu lieben; noch an dieſem Abend entdecken ſie einander ihre Liebe. T . . freut ſich, und überläßt es aus Beſcheidenheit dem Ausſpruch ihrer Mutter. E . . iſt ein tugendhafter und ehrlicher Menſch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weiß auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden ſoll. T . . hat eben ſo wenig Vermögen, und kann ſich nur ſehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben ſich beide zu aufrichtig, als daß ſie einander dieſes verſchweigen ſollten; aber ſie lieben ſich auch beide zu ſtark, als daß ſie vernünftig nachrechnen ſollten, wie viel ſie etwa künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein chriſtliches Weib und eine große Freundin des Eheſtandes, macht ihnen Muth: Sie ſollen beten und arbeiten, ſo wird es ihnen nicht fehlen! Wie ſehr beruhigt dieſer mütterliche Segen unſer zärtliches Paar! Sie heirathen ſich, und vor großer Liebe merken ſie in den erſten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernſthafter. Sie vermiſſen die unentbehrlichſten Sachen in ihrer Wirthſchaft; ſie klagen es der Mutter, und dieſe zuckt die Achſeln. Sie beten, und haben doch kein Brod. Sie wollen arbeiten, und es findet ſich keine Arbeit, und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben ſo aufrichtig; aber deſto empfindlicher iſt ihnen der Mangel, den Keines vor dem Andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie das möglich iſt, daß der Himmel eine ſo aufrichtige Liebe darben läßt; aber ſie bedenken nicht, daß die aufrichtigſte Liebe unvernünftig ſein kann, und daß der Himmel nicht ſchuldig iſt, unſere Thorheiten zu ſegnen, wenn wir auch ſchon dieſe Thorheiten mit Gebet anfangen.

---

[10]) Der leichtſinnige E . ., er iſt unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

[11]) [12]) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T . . und E . . ſind zu arm, als daß ſie ſehr bekannt wären; aber doch dauern ſie mich, daß ſie nunmehr bekannt werden ſollen.

12.

Kleanth . . [13]), ich weiß nicht, ob ihr ihn kennt? Kleanth, der eigennützige Hageſtolz, hat ſelbſt keine Verdienſte, als das Geld, und alſo kennt er auch, außer dem Gelde, keine Verdienſte weiter. Man hat immer die Abſicht gehabt, ſein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deßwillen hat man ſich Mühe gegeben, ihn zu verheirathen. Man ſchlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die ſehr tugendhaft iſt. Aber hat ſie Geld? fragte er. »Sie iſt von einer guten anſehnlichen Familie.« Aber vielleicht hat ſie eben um deßwillen kein Geld? »Sie iſt zu Allem angehalten worden, »was ein Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer häuslichen Frau und einer liebenswürdigen Freundin machen kann.« Hum! ſpricht Kleanth, aber was bringt ſie mit? Dort tanzt dieſer Kleanth, und zwar tanzt er mit Drimenen [14]), einem Frauenzimmer von dreißig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunſt gelernt hat, bei einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches große Reichthümer beſitzt, und nur aus Beſcheidenheit und guter Wirthſchaft dieſe Reichthümer nicht geſtehen will. Mit dieſer tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieſes Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Kapitalien tanzen vor ſeinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, ſo geſchieht es mehr mit der Bewegung eines Menſchen, der Geld empfangen ſoll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze gibt. Die Menuet iſt geſchloſſen. Er führt ſie an das Fenſter, er redet ſchüchtern mit ihr, ſie wird roth; er küßt ihr die Hand, ſie neigt ſich, und er drückt die Hand mit Entzücken an ſeinen Mund. Nun ſind ſie einig. Des Wohlſtandes wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleanth! Er iſt ſeines Glückes gewiß; gleich nach Oſtern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleanth nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen beſteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Anſprüchen und in der Hoffnung, einen reichen Vetter in Oſtindien zu beerben, wenn er unverheirathet und ohne Teſtament ſterben ſollte.

---

[13]) Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N . . T . ., daß ich Sie ein wenig bekannter mache.

[14]) Das iſt meine Nachbarin, die koſtbare A . .

13.

Warum iſt Leonore [15]), die Tochter des reichen Kaufmanns, ſo aufgeräumt? Noch vor einer Stunde ſaß ſie ganz tiefſinnig und unzufrieden, und war gegen Alle, die ſie zum Tanze aufforderten, froſtig und beleidigend, nur gegen den Baron von N . . [16]) nicht. Der vergoldete Baron, der eben jetzt mit ihr tanzt, hat ihr, oder vielmehr ihrem Gelde, vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore iſt ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts ſo ſehr wünſcht, als einen hohen Rang und den Titel einer Excellenz. Der Baron hat Beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwei Perſonen, die ſich beſſer für einander ſchicken? Die Liebeserklärung von dieſem Abend iſt der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron ſo ſehr als möglich eilen wird, um eine ruhige Meſſe zu haben. Nun iſt der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Perſon, ohne dieſes Vermögen, gar keinen Werth hat. Er ſchämt ſich, ſie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen, die eitle Leonore ſo ſehr gewünſcht hat. Sie fühlt die Spötterei ſeiner Familie, und darüber würde ſie ſich allenfalls tröſten laſſen; aber das iſt für ſie eine ſchreckliche Sache, daß ſie ſich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben ſoll, um daſelbſt einſam und unbemerkt, in der Geſellſchaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem ſchimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heirath zu befreien. Würde Leonore wohl ſo luſtig tanzen, wenn ſie die unglücklichen Folgen dieſes Balls voraus wiſſen ſollte?

---

[15]) Die unglückliche T . . .

[16]) Zu deutſch, der Herr Baron von D . . .

14.

Was muß wohl dort der Herr Sekretär 17) mit der großen Perücke in ſeine Tafel ſchreiben? Er lacht ſo laut, daß man kaum noch den Baß von der Muſik hört, und läßt ſich von der witzigen Kalliſte etwas diktiren. Kalliſte 18) iſt ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts verſteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleiße

---

17) Der Herr Sekretär E . ., ein Mann, deſſen ganze Lunge witzig iſt.

18) Die gekrönte S . .

eines Frauenzimmers fordert; aber ſie hat viel geleſen, ſie iſt witzig, und ſo gelehrt, daß ſie in Geſellſchaft anderer Frauenzimmer gähnt, und andere Frauenzimmer in ihrer Geſellſchaft einſchlafen. Der Sekretär lieſt Akten und Zeitungen, und iſt gleich ſo witzig, als er es bei ſeinem Amte nöthig hat; aber gleichwohl macht er die Mode unſerer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halſe. Kalliſte legt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Sekretär zu mißfallen. Das iſt ſchon Urſache genug für ihn, dieſen Witz zu bewundern. Er ſchreibt es in ſeine Tafel; er fragt nach dem Verfaſſer; Kalliſte erröthet. Ha! Ha! ſchreit der Sekretär, ſoll mich der Teufel, das Ding haben Sie gemacht! Kalliſte muß es geſtehen. Der Sekretär blökt ihr einige Schmeicheleien vor und ſpricht: ſo eine Frau möchte ich haben, wie Sie ſind! Gott ſtraf mich, ſo eine Frau! Er läßt es bei dieſem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliſte des Wohlſtandes wegen ihn noch dieſen Abend in Ungewißheit laſſen muß, ſo wird er morgen von Neuem anſetzen; er wird auch morgen noch das Jawort und in vierzehn Tagen Kalliſten zur Frau bekommen; aber in vier Wochen möchte er ſie gern wieder los ſein. Wenn er zu Bette gehen will, ſo fehlt Kalliſten noch ein Reim; er muß allein ſchlafen. Wenn er aufſteht, ſo ſchläft Kalliſte noch, weil ſie geſtern den Reim ſehr ſpät fand. Wenn er nach Hauſe kommt und eſſen will; ſo hat Kalliſte über einer ſchönen Stelle aus dem Voltaire vergeſſen, die Küche zu beſtellen. Geht er wieder in ſein Amt, ſo verſammelt ſich eine Menge witziger Herren bei ſeiner Frau, welche ſich der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften wegen, allemal in Abweſenheit des Mannes, bei ſeiner Frau einfinden. Er kommt Abends nach Hauſe; er findet den Tiſch voll Bücher, und wieder kein Eſſen darauf. Er flucht, und ſie erklärt ihm aus dem Seneka eine vortreffliche Stelle vom Zorn. Er fragt: ob ſie ihn ganz wolle verhungern laſſen? Und ſie antwortet ihm mit einem gelehrten **natura paucis contenta** (die Natur iſt mit Wenigem zufrieden)! Er lärmt über die witzigen Geſellſchaften, die ſeiner Ehre ziemlich zweideutig wären; aber ſie erklärt ihm ſehr tiefſinnig die beruhigende Lehre von der **harmonia praestabilita** (von der vorherbeſtimmten Harmonie. — Das Leibnitziſche Syſtem). Er legt ſich aus Verdruß zu Bette; aber die witzige Kalliſte weckt ihn wieder auf und liest ihm ein Sonett vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Sekretär mit der witzigen Kalliſte leben!

15.

Glauben Sie etwa, daß dort im Erker der junge Menſch bei ſeiner Großmutter ſitzt? Nichts weniger. Er ſagt einer alten reichen Wittwe 19) zärtliche Schmeicheleien vor, welche bei ihrem fünf und fünfzigſten Jahre noch wollüſtig genug iſt, ſie anzuhören. Die Frau beſitzt ein erſtaunliches Vermögen, iſt immer ungeſund, nimmt von drei Aerzten Arzenei, und alſo wird ſie in fünf Jahren gewiß ſterben. So rechnet Adraſt 20), welcher ge-

---

19) So zärtlich waren die Schmeicheleien ihres erſten Mannes C . . nicht.

20) Der Herr Licentiat E . . r.

ſchickt, aber arm iſt. In der Hoffnung, daß er ſich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr quälen werde, verlangt er ihre Hand und bekommt ſie, und dieſer neue Eheſtand gedeiht der alten Frau ſo gut, daß ſie noch in ihrem fünf und ſiebzigſten Jahre ſo munter ſein wird, als heuer. Armer Adraſt!

16.

Roſamunde[21]) ſteht ganz tiefſinnig unter dem Spiegel. Murner[22]), ein alter Wucherer von zwei und ſechzig Jahren, fordert ſie zum Tanze auf, und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieſer verdrüßliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Roſamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich; denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den erſten fünf Jahren ihres Eheſtandes vor Verdruß über ihren geizigen, ekelhaften und plumpen Mann erfolgt. Aber ſie würde mich noch mehr dauern, wenn ich nicht wüßte, daß ſie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrüßlichen Alten durch die eigennützige Hoffnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren ſterben und ſie durch ſein Vermögen in den Stand ſetzen werde, den jungen Erill[23]) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt Polyder[24]) ſo geſchwind und ſo unruhig nach Hauſe? . . . Iſt das möglich! ſo iſt ſeine Frau in dieſem Augenblicke geſtorben, welcher er ſeit etlichen Jahren durch tauſend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter und die Luſt zum Tode angenehm machen wollen! Er findet ſie todt. Wie leicht iſt ihm das Herz! er ſchickt noch dieſen Abend zu Agneſen[25]), die er ſeit einigen Jahren mehr geliebt hat, als ſeine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agneſe verſteht dieſe Botſchaft und freut ſich: und Polydor freut ſich noch mehr, da er nun kein Hinderniß weiter ſieht, Agneſen öffentlich für ſeine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde jetzt Polydor über den Tod ſeiner rechtſchaffenen und unglücklichen Frau vergießen, wenn er wiſſen ſollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben dieſe Zeit, ſeine Agneſe bei den Haaren zum Zimmer hinausſchleppen wird, weil er ſie in ihrer Einſamkeit mit einem Kaufmannsdiener ſtören wollte, deſſen Glück ſie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

---

[21]) Dieſes Schlachtopfer heißt N . . in.

[22]) Und dieſer ihr Henker heißt D . .

[23]) Ich habe ihn ſchon genannt; er heißt Erill.

[24]) Der ungetreue R . .

18.

Florinde[26]) war auch auf den Ball gebeten; aber ſie begräbt dieſen Abend ihren alten Mann. Sie geht hinter ſeinem Sarge weit vergnügter, als ſie hier in dieſer muntern Geſellſchaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drei Jahren viel mit ihm ausgeſtanden; aber er liebte ſie aufrichtig, und zum Beweiſe ſeiner Liebe ſetzte er ſie zum einzigen Erben ein. Nunmehr theilt ſie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant von **, welcher hier in Garniſon ſteht, ein irrender Ritter und ein unglücklicher Spieler iſt. Wie oft wird ſie an ihren verſtorbenen Mann mit Thränen denken, wenn ſie bei ſeinen Freunden um das Gnadenbrod bitten muß!

---

[25]) Wie geſagt: Agneſen.

[26]) N . . a, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flore lacht.

19.

M . . wird heute dieſe Weiſſagungen in der Stille leſen, ohne ſich's anmerken zu laſſen. Ich habe ſie auf dem Titelblatt gewarnt, ſie ſolle dieſelben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überſchlagen, weil für das Frauenzimmer, und beſonders für unverheirathete Frauenzimmer, viel anſtößige Stellen darin enthalten wären. Die Warnung iſt Urſache, daß ſie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerſt geleſen hat. Sie weiß gar nicht, was ich will: denn in allen dieſen Stellen findet ſie nichts Anſtößiges für das Frauenzimmer. Im Ernſte, gar nichts? Deſto zufriedener bin ich, meine Schöne! aber doch werden Sie hier Vieles finden, das Ihnen ſehr nützlich ſein kann. Hätte ich Ihnen gerathen, dieſe zwölf Artikel wegen Ihrer erbaulichen Moral zu leſen; ſo würden Sie dieſelben vielleicht gar nicht, oder nach Ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit Ihrer gewöhnlichen Unachtſamkeit geleſen haben. Aber da ich bat, ſie möchten dieſe Stellen nicht leſen, da ich Sie davor warnte, weil viel Anſtößiges darin wäre, welches die Ohren der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Wort, da ich es Ihnen verbot; ſo ſchlichen Sie ſich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Mährchen vom erſten April, ſuchten begierig die achte

Wahrſagung, und laſen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern Sie ſich, daß ich das Alles voraus gewußt habe. Werden Sie nun bald glauben, daß meine Wahrſagungen vom erſten April gegründet genug ſind? Stecken Sie nur das Buch ein, gehen Sie wieder zur Geſellſchaft, ich will Sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerlei Wege ſucht ſich der Menſch aus, zu ſeinem Glücke zu kommen, und wie ſelten trifft er die rechten Wege! Ich ſehe, daß Frontin [27]) mit einem kleinen Blättchen Papier ſehr vergnügt aus dem Zimmer eines Großen [28]) des Hofes zurück kommt, von dem er ſein Glück gehofft hat, und von dem er es nunmehr deſto gewiſſer erwartet, da er ihm jetzt 6000 fl. gegen einen Wechſel geliehen hat. Frontin iſt ganz außer ſich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm ſein Mäcenas ein Amt und ſeine ganze Gnade verſprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft verſprechen, und wenn Frontin es ſich jemals einfallen läßt, die Intereſſen oder das Kapital wieder zu fordern, ſo iſt er ohne Hülfe verloren. Er hätte wiſſen ſollen, daß die Wechſelbriefe eines Mächtigern weiter nichts ſind, als ſchriftliche Komplimente.

21.

Wen muß heute Harpar [29]) betrogen haben, daß er dort bei ſeinem Geldkaſten ſo vergnügt lächelt?

---

[27]) Sein Vater, der reiche L . ., hätte ſein Geld vorſichtiger ausgelehnt.

[28]) Man wird auf Verſchiedene rathen, aber es iſt niemand anders, als E. Excellenz der Graf M . .

[29]) Marx Iſrael O . .

Nun weiß ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem erſparten Vermögen von 50000 Thalern fehlten. Nun ſezt er ſich auf die Geldſäcke und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu ſtören ... Das wären alſo 20. 9. 5. 4. 1. gut! Das wären alſo 40000 Thaler. Hier in dem Sacke 500 und 300 und 100, und hier in der Hand die 100 Thaler . . . Es iſt richtig! Das macht zuſammen 50000 Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000 Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beſchließen, und der lieben Armuth nach meinem Vermögen Gutes thun, ſobald ich dieſe 60000 Thaler beiſammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen und höre mit 60000 Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannſt du zuſammen ſparen, da du mit 60000 Thalern anfängſt! Gott erhalte mir nur mein bischen Armuth! Ich will es gewiß auch die genießen laſſen, die darben müſſen, wenigſtens nach meinem Tode; denn ſo lange man lebt, weiß man nicht, was man ſelbſt braucht, und mein lieber Sohn iſt mir doch der Nächſte. . . . Wollen Sie den lieben Sohn kennen lernen? Dort ſitzt er in einem verdächtigen Hauſe, unter der Geſellſchaft einiger Spieler, die ſeine Freunde ſind, und einiger liederlicher Weibsperſonen. In eben der Stunde, da ſein Vater die letzten hundert Thaler ſo andächtig in ſeinen Kaſten ſperrt, ſchreibt der Sohn einen Wechſel auf 4000 Thaler, und bekommt von einem Wucherer, der faſt ſo ſchlimm, wie ſein Vater iſt, 1500 Thaler dafür. Von dieſem Gelde wird er mit ſeinen Freunden und Freundinnen ein paar Wochen vergnügt leben. Der Sohn wird von Neuem und mit noch mehrerem Verluſte borgen, und wird nach und nach ſo viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbſchaft zulangt, ſie zu tilgen. Armer Harpax! Wie ſehr haſt du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken Aranth[**] und Javelen[††] einander die Hände! Aranth, als ein geſchickter Kaufmann, hat ausgerechnet, daß er 15000 Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Meſſe Bankerott macht. Aber es iſt eine gewiſſe Vorſicht dabei nöthig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und zugleich zu vermeiden, daß man aus den Geſetzen keine Händel bekommt. Er hat die Sache jetzt mit ſeinem Advokaten, dem Javelen, überlegt. Der Plan iſt gemacht; die Unglücksfälle ſind alle aufs Reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen ſicher genug. In künftiger Meſſe alſo wird er den Streich wagen. Er und ſein Advokat überrechnen ſchon den Vortheil, den ſie machen wollen. Sähen ſie zukünftige Dinge voraus, wie ich ſie voraus ſehe; ſo würden ſie beide die Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf ſeine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advokaten wird man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich iſt ihnen der heutige Tag zu dieſem Unvernehmen! Aber ſie ſind zu entſchuldigen: Haben ſie wohl Urſache gehabt, eine ſo ſtrenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man ſeit funfzig Jahren kein Exempel weiß?

[**] Mich dünkt, er heißt A . .

[††] T . . Juris utriusque Doctor.

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre iſt beſonders der erſte April der Goldmacherkunſt geheiligt: ich würde alſo Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon ſagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen ſitzt, und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er ſo viele Menſchen will Antheil nehmen laſſen, ſobald er die große Sache wird zu Stande gebracht haben; dieſer Mann verdient unſere Hochachtung und unſer Mitleid. Es ſind geſtern gerade zwanzig Jahre geweſen, daß er angefangen hat, zu laboriren, und allezeit unglücklich; aber heute hat er einen Prozeß angefangen, der ihm gewiß alle ſeine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun denkt er nach, was er mit den unſäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr ſein wird. In ſeiner Vaterſtadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter ſeinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden; denen will er unter die Arme greifen, daß ſie Brod verdienen können. Für die Geiſtlichen und Schulen ſetzt er jährlich dreitauſend Thaler aus, die er nach ſeinem Gutbefinden unter ſie vertheilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausſtattung geben. Er kennt zwei Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich ſind; dieſen will er ohne Zinſen ſo viel Geld leihen, als ſie brauchen, damit ſie für ſich und die Ihrigen Brod erwerben können. Hunderttauſend Thaler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen können, die Luſt haben, zu arbeiten. So menſchenfreundlich träumt Philet [32])! Dieſer rechtſchaffene Mann iſt der Einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimniſſes gönnen wollte, welches außerdem, wenn es zu entdecken und mehr als einer Perſon bekannt wäre, das größte Unglück für ein Land ſein müßte.

24.

Dort ſitzt Argyl [33]) vor dem Ofen und bläſt, daß ihm Schweiß und Ruß über das Geſicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des großen Geheimniſſes; aber wie ſehr iſt er von dem tugendhaften Philet unterſchieden! Argyl hat ein anſehnliches Vermögen auf die niederträchtigſte Art verſchwendet, und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er iſt einem bettelnden Landſtreicher in die Hände gefallen, welcher ihn dieſe wichtige Kunſt lehren will. Argyl lechzt nach den verſprochenen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, Andere glücklich machen und ſeine Schulden bezahlen will. Keinesweges! Er will Gold machen, damit er eine unerſchöpfliche Quelle habe, ſeine gewohnten Ausſchweifungen fortzuſetzen. Er hat heute einen neuen Prozeß angefangen. Er macht ein großes Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

---

[32]) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P . . kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

[33]) Der Taugenichts R . . h.

> »Rec. ♃ fin. solvire ſolche in aquafort. Ziehe »das aquafort davon, und dieſes wiederhole »zum drittenmale. Nun gießet destillirten acet. »darauf, und solviret darin Alles, was ſich »solviren will, ziehet den acet. destill. davon, »und ſolches wiederholt auch zum drittenmale. »Das hinterbliebene Salz solvire in aqua »pluviali, filtrire und congulire es ad con»sistentiam discretam, ſo iſt er fertig.«

Nun hat Argyl Alles, was er ſich wünſcht. Aber ich weiß es beſſer, was er hat — die Narrentinktur.

25.

Blaſewind [34]), ein herumirrender Goldmacher, iſt es, welcher den rechtſchaffnen Philet und den unartigen Argyl betrügt. Er hat ſich ſchon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit ſehr bequem unterhalten. So ungeſchickt und unwiſſend er auch iſt, ſo iſt er doch fein genug, ſich die Schwäche eines Jeden zu Nutz zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüſtigen Tagen, die ihn erwarten. Er hofft an dem Orte, wo er jetzt iſt, noch Viele zu hintergehen, weil es bei uns noch einige Philete und unzählige Argyle gibt. Aber Blaſewind betrügt ſich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu ſeinen Ausſchweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen; und er flieht. Er ſchmeichelt ſich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt iſt, mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte ſeines Landes ertragen: Er verſpricht, dieſem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man gibt ihm, was er verlangt; aber man gibt auch ſehr ſorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerei ertappt, er geſteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straße, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieſer tückiſche Landſtreicher hängen ſoll.

---

[34]) . . A . . . und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

26.

Moran[35]) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben es ihm ſeine Umſtände nicht erlaubt, zu viel auf die Kleider zu wenden; und eben dieſes hat er für die einzige Urſache gehalten, warum er ſo wenig bemerkt und ſo wenig geſchätzt worden iſt. Nun will er der Welt die Augen öffnen. Er überlegt dieſen Morgen die Sache mit ſeinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm dieſe neue Equipage nicht gar zu koſtbar falle, ſo kauft er ein paar reiche Weſten von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt ſich in allen Spaziergängen, in den Luſtſpielen und Vorzimmern der Groſſen ſehen. Er erreicht ſeinen Zweck. Alle Welt ſieht auf dieſe unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen ſieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer es ſei? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weiß die ganze Stadt, daß er ein Menſch ohne Erziehung, ohne Wiſſenſchaften, ohne Sitten, mit einem Wort, daß er ein unnützes glänzendes Geſchöpf iſt. Hätte Moran nicht beſſer gethan, wenn er in ſeinem alten Kleide unbemerkt geſtorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn ſehr vortheilhaft geweſen ſein.

---

[35]) E . . heißt dieſer prächtige Narr.

27.

Der heutige Tag iſt für die Pracht des Narciß [36]) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er ſich lange genug in ſich ſelbſt verliebt hatte, verliebt ſich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und iſt ſo ungerecht, zu glauben, die Aufmerkſamkeit eines Frauenzimmer zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein koſtbares Kleid, feine Wäſche, ein Band im Degen, ein paar koſtbare Doſen, eine goldene Uhr und ein Ring, von deſſen Werthe man ſich eine Weile unterhalten kann, wenn man ſonſt nichts zu reden weiß. Alles dieſes ſchafft ſich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hauſe des Frauenzimmers gelitten zu werden; aber in Kurzem erfährt der Juwelier, daß er ſeinen Ring ſehr unſichern Händen anvertraut habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen Gläubiger folgen ihm nach, und in Kurzem iſt Narciß ganz ausgekleidet und kriecht wieder in ſeinen alten Rock.

---

[36]) Sein wahrer Name iſt C . . . und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelier.

28.

Heute iſt in dem Hauſe des alten Marcils [27]) Alles vor Freuden außer ſich; denn eben heute iſt ſein Sohn aus Paris zurückgekommen. Im vorigen Jahre reiſte er dahin, als ein junger, beſcheidener und geſitteter Menſch, ein wenig einfältig, und hieß Hans. Heute kommt **Monsieur Jean** zurück, ohne Geſundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und ſagt ſeinem deutſchen Vater und ſeiner deutſchen Mutter Thorheiten vor, und beide ſind vor Freuden außer ſich. **Monsieur Jean** geht in Geſellſchaften; alle ſehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält dieſe Aufmerkſamkeit für Beifall; aber er wird in dieſer vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten und angeſehenen Kaufmann auf dem Kaffeehauſe finden; er wird vor ihm herum gaukeln, und ihn ſo lange beleidigen, bis dieſer ehrliche Mann ihn vor der ganzen Geſellſchaft verſichern wird, daß **Monsieur Jean** ein Narr ſei. Die ganze Geſellſchaft wird dieſe Wahrheit durch ihren lauten Beifall unterſtützen.

29.

Celſus [28]) hat dieſen Morgen den Grundſtein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um ſeinem Namen ein ewiges Andenken zu ſtiften und ſeinen Nachkommen eine anſtändige Wohnung zu bauen. Wüßte Celſus, daß ihn dieſer Bau ſein ganzes Vermögen koſten wird, daß er noch eben ſo viel aufborgen muß, um nicht die Schande und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht ausführen kann; wüßte er, daß ihn ſeine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hauſe werfen werden, ſobald er es völlig ausgebaut hat, daß dieſer prächtige Palaſt den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der jetzt nur noch eine kleine verachtete Handlung durch ſeinen Fleiß und ſein Glück unterhält; wüßte Celſus, daß ſeine unglücklichen Kinder in eben dieſem Hauſe um das Brod dienen werden: wie traurig würde er ſein, wie ſehr würde er ſich ſeines unüberlegten Ehrgeizes ſchämen!

---

[27]) Bisher hat er L . . geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, dieſen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Marquiſin ausſprechen kann, ſo deutſch klingt er.

[28]) Auf ſeinen Ballen ſteht ein D . ., und über die Hausthüre wird es auch mit den gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchleriſchen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich ſeinen Vornamen und ſein Vaterland auszudrücken.

30.

Argyr 30) hat heute zum erſtenmal den unglücklichen Einfall, ein Münzkabinet anzulegen. Sein Vermögen iſt gering, ſeine Einkünfte ſind ungewiß; aber deſto gewiſſer die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer ſtarken Familie wenden muß. Das Alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das anſehnliche Münzkabinet eines ſeiner reichen Freunde geſehen; um deßwillen nimmt er ſich vor, auch eines anzulegen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt und neu ausſieht, die trägt

---

30) Wer kann ſonſt ein ſolcher Thor ſein, als Herr L . .?

er in ſeinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein ſtärkeres Vermögen in dieſer Sammlung ſtecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er ſieht es, es jammert ihn; aber er ſammelt immer noch mehr in ſein Münzkabinet. Er borgt Geld mit ſechs pro Cent auf, um ſchöne Münzen zu kaufen. Endlich drängen ihn ſeine Schulden, und da er nicht bezahlen kann, ſo bemächtigen ſie ſich ſeines Kabinets. Der unbedachtſame Argvr! Seine Kinder ſind bald verhungert, er ſelbſt hat kein Brod, und ſein ſchön aufgeputztes Kabinet haben die Goldſchmiede.

31.

Das iſt heute zum fünftenmale, daß ſich Mentor [40]) in ein Joch ſpannen läßt, aus dem er ſchon viermal zu ſeinem großen Vergnügen erlöst worden iſt. Aber diesmal iſt es eine ganz andere Sache; denn der Vater des jungen Menſchen, von dem er heute Hofmeiſter werden müſſen, iſt einer der Vornehmſten bei Hofe, und hat ihm eine gewiſſe und anſtändige Verſorgung verſprochen. Armer Mentor! Deſto ſchlimmer iſt es für dich, wenn der Vater deines Telemachs ſo vornehm und mächtig iſt. Führt ſich dieſer auf, wie es die Wünſche der Aeltern und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; ſo iſt es nur ſein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus, ſo iſt kein Menſch Schuld daran, als der Hofmeiſter. Ich habe Mitleid mit dem rechtſchaffenen Mann. Sein Amt iſt in vielerlei Abſicht eines der wichtigſten; und doch iſt ein alter Hofmeiſter immer derjenige, welcher am meiſten getadelt, und am wenigſten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Kavalier nach dem andern geſchickt, ſein Glück bei Hofe und in dem Lande zu finden; aber er bleibt immer Hofmeiſter; ungefähr ſo, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß geſetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht vielmehr davon hat, als ein kleines Trinkgeld und ein nichts bedeutendes: Behüte euch Gott, mein Freund!

---

[40]) Und dieſer iſt mein Freund N . b.

32.

Wie luſtig geht es dort am Markte in des jungen Lindors[41] Hauſe zu! Heute iſt der feierliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig geſprochen hat. Er verkündigt dieſes Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feiert dieſes Feſt in Geſellſchaft einiger nichtswürdigen Leute, die ſchon lange auf ſein Vermögen gelauert haben, und deren Nahrung es iſt, die Freundſchaft junger Thoren zu ſuchen, die ſich mündig ſprechen laſſen. Das Recht, das er ſich erkauft hat, drei Jahre eher mündig zu ſein, als er es nach der Ordnung der Geſetze ſein ſollte, iſt nichts Anders, als das Recht, drei Jahre eher zum Bettler zu werden.

33.

Endlich hat es Polyder[42] ſo weit gebracht, als er es ſchon ſeit vielen Jahren gewünſcht hatte, zu bringen, und als es weder ſein Vater, noch Großvater haben bringen können. Hier ſitzt er im Lehnſtuhl, und überdenkt ſein Glück und das Glück ſeiner Kinder, bis auf die ſpäteſten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halſe, und dankt Gott und ihrem Manne, daß ſie den heutigen großen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine Feinde werden vor Verdruß raſen, und ſeine Freunde werden ſtolz ſein, daß ſie ſeine Freunde ſind. Er wird auch noch immer ihr Freund ſein, ob es ihm gleich ſeine Umſtände nicht erlauben, ſo vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof ſcheuen: denn nunmehr gibt der Hof auf alle ſeine Schritte Acht. Was iſt denn das für ein ſchreckliches Glück, das Polydor heute erlebt hat? Er hat ſich für 3000 Gulden Ahnen gekauft.

---

[41] Der junge T . und, wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T . .

[42] Seit dieſem Augenblicke Seine Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von J . . Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

34.

Nun wird die Sache ſchon anders gehen. Sempron[43]) kommt eben jetzt vom Rathhaus, und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar ſoll es ſchon erfahren, daß er das Recht nicht habe, in Semprons Hof zu ſehen. Wenn er mir folgen wollte, ſo würde er es ihm nicht verwehren. Aber ſein Advokat hat es ihm auf einem großen Folianten bewieſen, daß er gerechte Sache hat, und daß der Streit in vier Wochen entſchieden ſein müſſe. Auf den erſten April 1775 wird ſich Sempron vergleichen und dem Nachbar erlauben, in ſeinen Hof zu ſehen. Die Urſachen werden aus bewegenden

---

43) Der ſtreitbare S[illegible]

Urſachen kompenſirt; und damit Sempron den Advokaten bezahlen kann, ſo verkauft er das Haus. Nun hat er doch ſo viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in ſeinen Hof ſieht.

35.

Das war Alles, was man von Philanders[44] Klugheit und Wirthſchaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihn ſehr viel koſten würde, eine Frau zu nehmen. Er iſt zu ſchlau, als daß er nicht merken ſollte, eine Frau würde mehr Herrſchaft verlangen, als ihm erträglich ſei. Er nimmt alſo heute eine Magd zu ſich, und macht eine Maitreſſe aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn dieſe Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehn Jahre vergehen, wird dieſe Magd ſein ganzes Vermögen an ſich gezogen haben, und wenn Philander eſſen will, ſo ißt er das Gnadenbrod aus der mildthätigen Hand ſeiner Magd.

36.

Dort ſteigt Gurdus[45] vom Wagen, nachdem er vier Wochen außer Landes geweſen, und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden iſt. Es waren ſeine erſten Verrichtungen, darum hielt er ſie für ſehr wichtig. So lange er abweſend war, bildete er ſich ein, daß das ganze Land nur von ihm und ſeinen Verrichtungen rede. Er kommt zurück, er wundert ſich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der

---

[44] Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P . . E . .

[45] Der Herr von C . . ſo lange er außerhalb Landes war, aber bei uns C . . ſchlechtweg.

Gränze einholen läßt. Er kommt in die Stadt, und fährt unbemerkt durch die Gaſſen. Er ſteigt vor ſeinem Hauſe ab, und der Wirth fragt ihn, ob er ſpazieren gefahren ſei? Alſo hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus, der ſich alle Wochen in den Zeitungen ſuchte, eine größere Demüthigung begegnen können?

37.

Nun wird Cöleſtine [46]) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Landgut geſchloſſen, auf welches ſie nach den Feiertagen ziehen, und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie iſt der Stadt überdrüſſig. Man ſieht da nichts, als den Himmel und die Gaſſe. Tag und Nacht iſt keine Ruhe; jede Familie iſt der Spion der andern. Den beſten Freunden darf man nicht trauen, und unter dieſe beſten Freunde gehört Pattine, die den reichen Kaufmann geheirathet hat, auf deſſen Herz Cöleſtine eine Hypothek hatte. Mit einem Wort, ſie iſt der Stadt überdrüſſig; aber vor Eintritt des Winters wird ſie des Landlebens noch mehr überdrüſſig ſein. Die Natur iſt ihr zu einförmig; die Bäume ſtehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand iſt da, der ihren Putz ſieht; Niemand, der ihr eine Schmeichelei von ihren Händen ſagt; und Niemand, der ſich zärtlich ängſtigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu ſein. Sie hat keinen Zeitvertreib. „Von wem ſoll ſie Böſes reden?" Aber der Pfarrer und ſeine Frau ſpielen L'hombre . . .

---

[46]) Wenn es doch T . . geſtehen wollte, daß ſie nur die Eiferſucht zu dieſem Entſchluß gebracht hat!

Ja, ja! ſie ſpielen es freilich, aber das Fiſchchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cöleſtine! wie ſehr wird ſie ihr der Kauf gereuen, über den ſie heute ſo viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Weſter[47]), guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlin, die kleine Familie und ihr Hühnerhund? . . . Das iſt ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlſein der lieben Ihrigen. Aber was haben Sie ſo früh in dieſem Hauſe gemacht? Im Ernſt? Sie haben alſo das Haus jetzt gekauft und wollen von dem Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit Ihren Nachbarn, der Prozeß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chikane der Advokaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das kläglichſte iſt, der Verluſt der Mitteljagd, das ſind freilich Urſachen genug, die Ihnen das Landleben verhaßt machen können. Aber werden Sie in der Stadt vergnügter ſein? Man wird Sie auslachen, wenn Sie geſtiefelt in Spielgeſellſchaften gehen wollen. Wenn man von den Operarien ſpricht, ſo werden Sie zeigen, wie der Hirſch auf der Brunſt ſchreit. Man wird Ihnen ſagen, daß morgen ein Galatag iſt, und Sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird Sie fragen, ob Sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit anſehen wollen? Und Sie werden ſehr neugierig fragen, ob er ſchon eingehezt iſt? Die ganze Stadt wird über Sie ſpotten, und Sie werden glauben, daß die ganze Stadt närriſch ſei. Tauſchen Sie noch heute mit Celeſtinen. Ziehen Sie wieder aufs Land, und bereden Sie Celeſtinen, daß ſie bei uns bleibt; ſo iſt jedes an ſeinem Orte.

---

[47]) Junker A . . der Fuchsjäger.

39.

Timoleon [48]) wird heute ſein Teſtament bei den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es ſeine Kinder umſtoßen werden. Er iſt immer ein ſtrenger Vater gegen ſeine Kinder geweſen; und dieſe haben mit Zittern ſeine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergeſſen, ihre Liebe zu erwerben; und das iſt die Urſache, daß ſie nach ſeinem Tode über keine von ſeinen Verordnungen halten werden, weil ſie weiter nicht Urſache haben, ſich vor ſeiner Strenge zu fürchten. Bei der Unfreundlichkeit, mit welcher er ſeine Kinder regierte, haben ſie keine Gelegenheit gehabt, zu lernen, wie man ſich gegen einander liebreich bezeigen müſſe. Die traurigen Folgen davon werden ſich bei der Erbtheilung zuerſt äußern. Ein jedes wird nur auf ſeinen Nutzen ſehen, und daraus entſteht ein ungeſitteter Zank, der ohnedem unter den Geſchwiſtern immer am heftigſten iſt. Dieſer Zank erwächſt zu einer öffentlichen Erbitterung, und es gibt Advokaten, welche ſich dieſe Uneinigkeit ſo wohl zu Nutze zu machen wiſſen, daß ſie in zehn Jahren die einzigen Erben dieſer reichen Verlaſſenſchaft ſein werden.

40.

Orim [49]) iſt nicht glücklicher. Er weiß, daß er fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch ſeinen letzten Willen nicht ſorgfältig genug beobachten werden. Opim iſt ein Mann, der bei einem ſehr großen Vermögen viel Ehrgeiz und keinen Verſtand beſitzt. Er hat ſich niemals Mühe gegeben, ſich um ſeine Mitbürger verdient zu machen; was wird er nach ſeinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will ſich ſeinen Nachruhm ſelbſt beſtellen. Der Bildhauer kommt; er ſoll ihm ein marmornes Grabmal bauen. Ein halb Dutzend ſteinerne Tugenden ſollen um daſſelbe herum ſitzen und bittre Thränen vergießen. Selbſt der unerbittliche Tod ſoll unzufrieden ausſehen, daß er den großen Opim hat von der Erde wegraffen müſſen. Die Fama bekommt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmals ſollen zwei kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches ſich Opim ſo groß, als möglich, beſtellt, um ſeinen ganzen Titel, alle ſeine Tugenden und alle ſeine Verdienſte darauf ſetzen zu laſſen, damit die Welt doch ſehen möge, daß es auch in unſern Tagen große und tugendhafte Männer und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So machte er es, wie es Alexander mit ſeinem Lager in Indien macht, welches er ſo groß und weitläufig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben ſollte, ſeine Macedonier wären Rieſen geweſen. Das Grabmal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was

---

[48]) Mein Nachbar T . .

[49]) Der prächtige Name V . . R . . M . . würde

ſich gewiß auf ſeinem Grabmal vortrefflich ausgenommen haben.

für ein ſchweres Ende würde der ſtolze Opim haben, wenn er wiſſen ſollte, daß ſeine Erben ſich nicht einmal über die Koſten werden vereinigen können, ſeinen Namen auf das Grabmal ſetzen zu laſſen! Das prächtige Monument wird unvollkommen ſtehen bleiben. In fünfzig Jahren wird man nicht mehr wiſſen, wer darunter liegt; in hundert Jahren wird es der Magiſtrat an ſich nehmen, und es zu einem Grabmal ſeines alten Bürgermeiſters brauchen, welcher ſehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm ſeine Erben ein ſo verdientes Denkmal hätten ſtiften können.

41.

Nunmehr wird ſich der unzufriedene Timon (50) wohl beruhigen; er hat endlich ein anſehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es ſchon lange gewünſcht hat. Ich zweifle doch noch daran: denn die Unzufriedenheit iſt ſein Fehler, und vielleicht ſein einziger Fehler, weil er außerdem ein ſehr liebenswürdiger Menſch iſt. Schon als Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte zu ſpielen; ſo wünſchte er ſich ein Buch. Wenn er ſtudiren ſollte; ſo ſetzte er ſich auf ſein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geiſtlichen Stande, und der Sohn hatte Luſt dazu; aber auf einmal fiel es ihm ein, Soldat zu werden. Er ward es und wollte ſtudiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre ſehr fleißig ſtudirt, und viel gelernt hatte, ſo wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er verſuchte ſein Glück am Hofe. Der Zwang des

---

(50) Der redliche, aber unzufriedene A . .

Hofes machte ihm dieſe Lebensart in den erſten zwei Monaten verhaßt; er wünſchte ſich alſo ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, ſeine Gelehrſamkeit zu brauchen und dafür belohnt zu werden. Das hält ſchwer; denn Rang und Titel kann man bei Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er iſt vor Freuden außer ſich. In Kurzem wird er die mühſamen Beſchäftigungen des Amtes überdrüſſig ſein. Er wird eine reiche Wittwe heirathen und ſich auf ihr Landgut ſetzen. Aber mit einem Landgut hat man nichts, als Verdruß; er wird ſich dafür ein Haus in der Stadt kaufen. Aber in dem nächſten Sommer iſt ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm auf einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn ſeine Frau ſtürbe. Sie ſtirbt; Timon iſt untröſtbar; denn er hat ſie in der That geliebt. Nun will er wieder heirathen, und ehe ein halbes Jahr vergeht, heirathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Jetzt hätte er wohl Urſache, ſich ein beſſeres Glück zu wünſchen; aber der Tod wird ihn überraſchen, eben, da er den Mund aufthut, etwas zu wünſchen.

12.

Sehen Sie dort den dicken Bürger [51]), welcher ſich am Kamin mit einer kurzen Tabakspfeife auf ſeinen Bierkrug gelehnt hat? In dieſem Augenblick iſt er dahinter gekommen, ob Osmann wider Rußland, oder wider Perſien zu Felde ziehen wird. Sehen Sie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarin mag ſich wohl in Acht nehmen; denn ſie hat an dieſem politiſchen Bürger einen heimlichen Feind. In ſeinem Handwerk iſt er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, ſobald er ein Stück Zeitung in die Hände bekommt. Und daß er heute ein doppelter Narr iſt, das macht der erſte April.

---

[51]) Meiſter N . ., Bürger und Zinngießer allhier.

43.

Beobachten Sie einmal die Phariſäermine, mit welcher Orgon [52]) von ſeinem Fenſter herab auf eine Menge armer Bürger ſieht, die ſich vor ſeinem Hauſe verſammelt haben, um einen kleinen Theil von den zwanzig Thalern zu bekommen, die er unter ſie ausſpenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuſpenden verordnet hat. Betrachten Sie aber auch zugleich ſeine Aufmerkſamkeit, mit welcher er die Fenſter der Gaſſe und die Geſichter der Vorbeigehenden unterſucht, ob ſie auch ſein mildthätiges Chriſtenthum genug bewundern, und ob ſie auch denjenigen am Fenſter ſtehen ſehen, aus deſſen wohlthuender Hand ſo viel Segen auf das arme Volk herab träufelt? Wie ſehr betrügt ſich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch die milde Stiftung die Hochachtung ſeiner Mitbürger erlangen, und bei den Nachkommen ſein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieſer neuen Stiftung, das iſt wahr; aber die ganze Stadt erinnert ſich auch heute zugleich der Ungerechtigkeit und der Meineide, mit welchen Orgon ſein Vermögen zuſammengeſcharrt hat. Die Nachkommen, ſo lange ſie von ihm noch etwas wiſſen, werden eben das ſagen; und erſt alsdann, wenn man ſeinen Namen ganz wird vergeſſen haben, alsdann erſt wird dieſes Geſtift erbaulich und von einigem Werthe ſein. Orgon iſt nicht ganz ohne Gewiſſen. Er fühlt ſeine Bosheiten; er weiß, daß er nur wenige Jahre noch leben kann; er erſchrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was ſoll er thun? Er will das thun, womit er ſich ſo oft auf dem Rathhauſe geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisd'or in die Hände: denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen gibt, und die Armen, die hier vor ſeinem Hauſe auf ein paar Kreuzer warten, werden es ſchon bei ihrem Gott zu rühmen wiſſen.

---

[52]) Dieſer lärmende Wohlthäter heißt T . .

44.

Es iſt wohl noch niemals ein Menſch ſich ſelbſt ſo ungleich und in ſeinem Charakter ſo widerſprechend geweſen, als Chamäleon[53]. Seine Fehler und ſeine Tugenden ſind übertrieben. Er kauft ſich eine prächtig eingebundene Bibliothek, und redet von nichts, als von gelehrten Editionen. Mit einemmal fällt es ihm ein, daß alle Gelehrſamkeit Pedanterei ſei; er verkauft alle Bücher, und kauft ſich eine Rüſtkammer von Flinten und andern Gewehren. Dieſe weiß er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft ſich alſo Uhren dafür. Von ungefähr ſieht er er eine prächtige Equipage;

---

[53] Sein Name heißt I . . . Ich wundere mich, daß er ihn nicht auch ſchon etlichemal verändert hat.

ſie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutſcher und Bedienten fort, verkauft ſeine reichen Kleider an die Juden, und geht ohne Lakai in einem alten Regenrocke durch die Gaſſen. Er war einmal in die Geſellſchaft eines rohen Engländers gekommen, und ſo lange er in deſſen Geſellſchaft herumſchwärmte, ſo lange that er nichts, als daß er ſich in Punſch beſoff und die Religion läſterte. Sein alter Onkel, ein abergläubiſcher Mann, brachte ihn von dieſer Ausſchweifung zurück, und nun ging er mit ihm in alle Predigten und Betſtunden, ſah Geſpenſter, und that Gelübde. Seit einem Monat hatte er ſich in den Kopf geſetzt, ein alter ehrlicher Deutſcher zu ſein. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quäkeriſchen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beſchwerlicher, als zu grüßen und zu danken: denn das hielt er für eine franzöſiſche Tändelei. Er ſagte allen Leuten Grobheiten, in der Meinung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt; man bat ihn in keine Geſellſchaften mehr, und erſt geſtern hat er eine Verdrüßlichkeit gehabt, die ihm ſehr empfindlich geweſen iſt. Heute hat er ſich alſo vorgenommen, artig und lebhaft zu ſein, und aller Welt zu ſchmeicheln. Er wird es eben ſo ungeſchickt anfangen; ſeine Schmeichelei wird noch mehr beleidigen, als ſeine Grobheit; denn allemal wird er zur Unzeit und ſehr unüberlegt ſchmeicheln. Einem Kammerjunker wird er ſagen, daß er in ſeinen Scherzen ſehr tiefſinnig und gelehrt ſei; und an einem Profeſſor wird er den ſchönen Fuß bewundern und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Climenen wird er ſagen, daß ſie ein männliches und friſches Geſicht habe; aber an dem Hauptmann, der neben ihr ſitzt, wird er die glatte Haut und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalſen und zu ihm ſagen: der Teufel ſolle ihn holen, wenn er jemals einen ſo guten Geſellſchafter gefunden habe, als Seine Hochehrwürden; aber mit dem Schmarotzer, den er ſeit vielen Jahren als ſeinen gefälligſten Freund um ſich hat, wird er über die Bulle Unigenitus diſputiren. Das iſt die Lebensart, die Chamäleon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er ſie wieder ändern, weil er ſich dadurch noch mehr Feinde, als durch ſeine Grobheit gemacht hat. Er wird ſie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausſchweifungen verfallen.

45.

Nun iſt er[54] fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutſches Original zu Stande gebracht, deſſen ſich kein Corneille ſchämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entſtehen! Die Engländer werden es gleich überſetzen laſſen; die Franzoſen nicht, denn dieſe ſind auf den deutſchen Witz zu eiferſüchtig. Noch iſt er unſchlüſſig, auf welchem Theater er es ſoll aufführen laſſen. Noch? — Je nun, ich will es ihm endlich gönnen — — Aber ſeine Frau muß die Hauptrolle übernehmen, ſonſt mache ich

---

[54] Wer ſonſt als Er? Quam pulchrum est, digito monstrari et dicier: HIC est! (Wie ſchön iſt es, wenn man mit den Fingern nach dir zeigt und ſagt: das iſt er!)

Schöneman dadurch glücklich. — So denkt der arme Autor, und weiß es noch nicht, daß bei der erſten Vorſtellung das Parterre lachen wird und die Logen gähnen werden.

46.

Nun iſt er unſterblich! Wer? Unſer deutſcher Burmann[15]. Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewieſen, daß ſein Gegner ein Ochſe ſei. Aber er weiß es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude auf den Beweis ſeines Gegners wartet, und daß ſie Luſt hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verfloſſen ſind, beide zu vergeſſen.

47.

Aber Scriblern[16] wird man doch nicht vergeſſen, welcher für die Nachwelt ſchreibt. Gewiß wird man ihn vergeſſen: denn er ſchreibt für die Würzkrämer und Hökerweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, ſeine Schmiererei zu leſen?

48.

[17] . . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

---

[15] Der handfeſte C . . . Cur non dictum Hylas? (Warum nicht Hylas genannt?)

[16] Κατ' ἐξοχήν, von Au Tor Eu.

[17] Damit ich dem Witze meiner Leſer etwas zu thun gebe, ſo will ich hier Platz zu einer Wahrſagung laſſen, und ihnen das Vergnügen machen, daß ein jeder an dieſe Stelle einen ſeiner Bekannten ſetze, von deſſen lächerlichen Thorheiten er etwas wahr-

19.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an dieſem feierlichen Tage auch etwas ins Ohr ſagen. Alſo wären Sie mit Ihren ſiebenmal ſieben Wahrſagungen größten Theils zu Stande. Und vermuthlich ſind Sie mit ſich ſelbſt wohl zufrieden, daß Sie etwas geſchrieben haben, was ganz Deutſchland gefallen wird, weil es die Ehre hat, Ihnen zu gefallen. Was erwarten Sie für Ihre Bemühung? Berühmt zu werden? Man weiß ja Ihren Namen nicht. Geleſen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, Sie verlangen zu viel! Weil Sie heute Allen wahrſagen; ſo will ich auch Ihnen wahrſagen. Wiſſen Sie, was die Welt von Ihrem Werkchen ſprechen wird? Der deutſche Rimer 58) wird es im Buchladen ſehen. Hum! wird er ſprechen, wieder ein deutſcher Wiſch! Aber es geht ab, wird der Buchhändler ſagen. . . . Ja, ja! es geht wohl ab; aber in zehn Jahren lieſt Niemand dergleichen Quark mehr. Der Rechtsgelehrte 59) wird es in die Hand nehmen, und er wird glauben, er leſe darin, aber eben überdenkt er gewiſſe Gegenbeweisartikel, die noch morgen übergeben werden müſſen. Hier kommt ein Philoſoph 60)! ein Erzauter! Der

---

ſagen will. Ich weiß, die Wahl wird ihnen ſchwer werden; aber das weiß ich noch gewiſſer, daß keiner von meinen Leſern, ich nehme drei von ihnen aus, hiebei an ſich ſelbſt denken wird. War dieſe Wahrſagung richtig?

58) Clarissimus Dominus R.

59) Und zwar Herr Doctor C. . .

60) Man darf nur die Quartanten leſen, die [illegible] ganz

wird ſich gewiß darüber freuen; denn er wird auf die moraliſche Abſicht und nicht auf die Einkleidung ſehen. Was ſoll das ſein? wird er ſprechen? Ein Mährchen! Siebenmal ſieben! Wie ſpielt man mit der Moral! Der Autor iſt gewiß noch ein Kind, oder er ſieht ſeine Leſer für Kinder an. Ganz hinten im Laden hat ſich ein finſterer Menſch **) an den Tiſch gelehnt, und lieſt Ihre Schrift, und lieſt ſie ganz durch, und ſchmeißt ſie unter den Tiſch, und geht verdrießlich hinaus, ohne ein Wort zu ſagen. Wer mag dieſer Menſch ſein? Aber hier kommt ein freundlicher ſchwarzer Mann ***), welcher dem Verleger ein ganz neuerſchienenes und durch und durch verbeſſertes Geſangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet Ihr Mährchen, er lieſt es flüchtig durch, und legt es ſeufzend wieder weg. Darin ſteckt viel Gift! Der Verfaſſer ſcheint ein Atheiſt zu ſein. Ich will nicht richten, aber wenigſtens ein Feind der Geiſtlichen muß er ſein. Sehen Sie, ſpricht er zum Buchhändler, ſehen Sie einmal die beiden Stellen hier im Mährchen. Es ſind die letzten Zeiten, gewiß, mein Herr, die letzten Zeiten! Madame R.. ****) hat von dieſer Schrift gehört; ſie läßt ſie ſich holen. Das möchten Sie wiſſen, Herr Autor, daß

Jahren herausgekommen ſind, ſo wird man auf den meiſten Titeln finden: Autore O.. P.. R..

**) Eigentlich heißt er R... S...; aber der finſtere Menſch ſieht es nicht gern, daß man ſeinen Namen nennt.

***) Seine Wohlehrwürden Herr J..., Paſtor zu B...

****) Madame R...! Ich küſſe Ihnen die Hände.

Madame R . . eine artige und lebhafte Frau iſt, die von aller Welt Böſes ſpricht, und die ſehr empfindlich iſt, wenn man etwas ſagt, das auf ſie gehen kann. Sie lieſt Ihr Mährchen, und verſteht es nicht. Sie lieſt die Wahrſagungen, und freut ſich und lacht, und kommt endlich auf eine Stelle, in welcher ſie glaubt getroffen zu ſeyn, ob ſie gleich auf hundert Perſonen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg und ſagt zu ihren Töchtern: Der Autor iſt ein Menſch, vor dem man ſich hüten muß. Sehen Sie, Herr Autor, das wird die Welt von Ihrer Schrift ſagen, und das wird die Belohnung für Ihre Mühe ſeyn! Wenigſtens acht und vierzig Feinde haben Sie ſich durch Ihre Wahrſagungen gemacht. Wie ſehr haben Sie ſich in Ihrer ſchmeichelhaften Hoffnung betrogen! Aber ſie hatten vergeſſen, daß Sie auch zu der Welt gehören, die heute den erſten April feyert.

◆

Drittes Buch,

enthält

den Schlüſſel zu den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen.

VT. NEMO. IN SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATUR. MANTICA. TERGO *).

Persius.

Nach dem Urtheil der meiſten Leſer iſt eine Satire ohne Schlüſſel ein ſehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieſes Urtheil würde ungerecht ſein, wenn man Satiren ſchriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abſcheu vor den Thorheiten beizubringen, und wenn man Satiren läſe, um ſich zu beſſern. Da wir aber aus der Erfahrung wiſſen, daß nur Wenige in dieſer Abſicht Satiren ſchreiben und faſt Niemand in der Abſicht ſie lieſt: ſo ſehe ich nicht, warum ich ein ſolches Urtheil verdammen ſoll. Meine Wahrſagungen werden um deßwillen gefallen, da ich die Originale meinen Leſern ſchon einigermaßen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich ſie in gegenwärtigem Schlüſſel der ganzen Welt blosſtellen will. Wie ſehr wird dieſe Schrift geleſen werden, da ich keinen Menſchen ſchone, und da die ehr-

---

*) Dieſe beiden Verſe ſind zu Ende des Abſchnitts erläutert.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Die verſprochene Fortſetzung.

Wenn ein Satirenſchreiber die billige Abſicht hat, durch ſeine Schriften nur die ſchädlichen und unanſtändigen Thorheiten der Menſchen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menſchen perſönlich zu beleidigen; ſo kann ihm allerdings nichts empfindlicher ſein, als der liebloſe Vorwitz derjenigen, welche zu allen Charakteren ein Original aufſuchen, und ſich mit Fertigung der Schlüſſel zu ſeinen Satiren ohne Beruf beſchäftigen.

Ich habe mich, gleich bei dem Anfang meiner Schriften, ſehr weitläufig über dieſen Punkt erklärt, und meinen Leſern ſowohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abſchilderungen, als durch Bekanntmachung verſchiedener Briefe über die vermeinten Entdeckungen dieſer Abſchilderungen gezeigt, wie ungewiß ihre Vermuthungen ſind, wie beleidigend eine ſolche Beſchäftigung, und wie unanſtändig ſie ſei.

Das ſchmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an Andern zu ſuchen, um ſelbſt deſto vollkommner zu ſcheinen, iſt vermuthlich einem großen Theile meiner Leſer zu angenehm, als daß dergleichen Vorſtellungen vermögend geweſen wären, ſie davon abzubringen. Ich habe ſie bei aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich und auch bitter gebeten, daß ſie durch Fertigung ihrer Schlüſſel mich nicht verhaßt und ſich nicht lächerlich machen ſollten; aber meiſtentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieſer Theil der letzte meiner ſatiriſchen Schriften ſein ſoll, und ich wohlbedächtig den Entſchluß gefaßt habe, niemals, ſo lange ich noch leben werde, wieder einige Aufſätze dieſer Art der Welt bekannt zu machen; ſo hielt ich es für nöthig, noch einen Verſuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich ſei, meinen Leſern einen Widerwillen gegen dieſe liebloſe Deutungsbegierde beizubringen, und ob ich ſie nicht wenigſtens auf dieſe Art überführen könne, wie ungerecht ſich ihr menſchenfeindlicher Witz beſchäftige, wenn ſie nur aufmerkſam ſind, Thoren unter ihren Mitbürgern zu ſuchen, ohne ſich ſelbſt zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das Mährchen vom erſten April an einem auswärtigen Ort, unter verſtelltem Namen und auf ſo eine Art drucken, daß ich gewiß hoffte, unerkannt zu bleiben. Die ſiebenmal ſieben Wahrſagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkürliche Buchſtaben, und ſagte meinen Leſern in das Ohr, wie etwa die Originale heißen möchten. Im dritten Buch verſprach ich, einen deutlichen Schlüſſel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewiſſer Leſer am ſtärkſten ſein würde.

Ich habe dadurch Alles erlangt, was ich ſuchte; und noch mehr, als ich zu erlangen wünſchte. Ich habe erfahren, daß beinah keine Hoffnung mehr übrig ſei, dieſen Leſern eine Schoosſünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe ſo angenehm iſt. Viele haben ſich die wenigen Wochen hindurch beſchäftigt, theils abgeſchmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem Einer oder der Andere von ihnen abgeſchmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meiſten haben ſich diejenigen mit Fertigung der Schlüſſel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewiſſen nicht einmal verlangen kann, daß ſie denken ſollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Format, Andere aus einer gewiſſen Art der Orthographie, und noch Andere von dem Druck und Papier abgeleitet. Man hat den Verfaſſer an verſchiedenen Orten geſucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgeſtellten Bilde, gute und böſe, gegründete und unvernünftige Urtheile, von Schuſtern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten; aber das iſt mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müſſen, wie man rechtſchaffene und unſchuldige Männer, die ich zum Theil vorher niemals gekannt habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen und zu beſchämen geſucht hat.

Dieſer ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leſer nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden ſich ſchämen, wofern es anders nicht zu ſpät iſt, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüſſel zu den Anmerkungen gebe, die den Charakter in den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen untergeſetzt ſind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünſchte, ſie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie ſehr ſie ſich übereilt haben, wenn ſie glaubten, den ſüßen Herrn S** zu kennen, welcher dort rechter Hand wohnen ſollte, wenn man nach dem Markte zugeht [a]). Sie werden ſich wundern, daß der eigennützige Hageſtolz N** T** derjenige nicht iſt, an den ſie dachten [b]). Sie werden es dem Herrn Sekretär E** abbitten, daß ſie ihm Liebe zum Witz gegeben haben, welches doch ſein Fehler gar nicht iſt [c]). Der Clarissmus Dominus R. kann vielleicht ein Pedant ſein; aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn allein, ſondern alle Pedanten gemeint habe [d]). Herr I** Paſtor zu L** [e]) iſt eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weiß von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es bloß der Uebereilung eines ſeiner Kollegen zu danken, der vielleicht eiferſüchtig iſt, daß er ſich nicht auch durch Verſtümmelung eines Geſangbuchs in ſeinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillſchweigen; theils ſind ſie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man ſie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, ſeit welcher das Mährchen bekannt worden iſt, noch nicht erfahren. Aber daß ſie alle ungegründet ſind, das will ich gleich erweiſen.

---

a) S. in den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen, Anmerk. 7.

b) Ebendaſ. Anmerk. 13.

c) Ebendaſ. Anmerk. 17.

d) Ebendaſ. Anmerk. 58.

e) Ebendaſ. Anmerk. 62.

Auf dem Titelblatt zum dritten Buche ſteht der Vers:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Persius.

Sezt man nun aus den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen die Buchſtaben, welche, wie die Anmerkungen ſagen, die Anfangsbuchſtaben von den Namen der geſchilderten Originale ſein ſollen, zuſammen; ſo kommt dieſer Vers in ſeiner richtigen Ordnung heraus. Das iſt der Schlüſſel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beſchäme.

1. Kennen Sie den Herrn V.. T.. nicht? | V
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, | T
   daß ich den Herrn von N.. meine. | N
3. Der Graf E..., iſt Ihnen der unbekannt? | E
4. Der Herr Rath M.. mit der wichtigen | M
   Miene eines O.. | O
5. Der Mann iſt mir zu tückiſch, den mag ich | I
   nicht nennen.
6. Viel Glücks, Hochweiſer N..d. | N
7. Der ſüße Herr S..., der dort rechter Hand | S
   wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.
8. Arme E..! du dauerſt mich, und das weiß | E
   ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt.
9. Die Mademoiſelle S.. iſt es, die der Him- | S
   mel geſchaffen hat, den ungetreuen Seladon zu beſtrafen.

10. Der leichtſinnige E.., er iſt unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.	E.
11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T.. und E.. ſind zu arm, als daß Sie ſehr bekannt wären; aber doch dauern ſie mich, daß ſie nunmehr bekannt werden ſollen.	T E
13. Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N.. T.., daß ich ſie ein wenig bekannter mache.	N T
14. Das iſt meine Nachbarin, die koſtbare A..	A
15. Die unglückliche T..	T.
16. Zu deutſch, der Herr Baron von D..	D
17. Der Herr Sekretär E.., ein Mann, deſſen ganze Lunge witzig iſt.	E
18. Die gekrönte S..	S
19. So zärtlich waren die Schmeicheleien ihres erſten Mannes C.. nicht.	C
20. Der Herr Licentiat E..r.	E
21. Dieſes Schlachtopfer heißt N..in.	N
22. Und dieſer ihr Henker heißt D..	D
23. Ich habe ihn ſchon genennt; er heißt Erill.	E
24. Der ungetreue R..	R
25. Wie geſagt, AgnEſen.	E.
26. N..a, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flore lacht.	N
27. Sein Vater, der reiche E.., hätte ſein Geld vorſichtiger ausgelehnt.	E
28. Man wird auf Verſchiedene rathen; aber es iſt Niemand, als Seine Excellenz, der Graf M..	M
29. Marx Iſrael O..	O
30. Mich dünkt, er heißt A..	A
31. T.., Juris vtriusque Doctor.	T.

32. Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P.. kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte. P

33. Der Taugenichts R..k. R

34. A.., und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbrieſen verfolgt werden wird. A

35. E.. heißt dieſer prächtige Narr. E

36. Sein wahrer Name iſt C.. und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelier. C

37. Bisher hat er E.. geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, dieſen Namen zu verändern, den in ganz Paris keine Marquiſin ausſprechen kann, ſo deutſch klingt er. E

38. Auf ſeinen Ballen ſteht D.., und über der Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchleriſchen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich ſeinen Vornamen und ſein Vaterland auszudrücken. D

39. Wer kann ſonſt ein ſolcher Thor ſein, als Herr E.. E

40. Und dieſer iſt mein Freund N..h. N

41. Der junge T.., und wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T.. T

42. Seit dieſem Augenblick Seine Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von I.., Erb-, Lehn- und Gerichts-Herr auf ꝛc. I.

43. Der ſtreitbare S.. S

44. Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur

den alten Hund nennen; eigentlich aber P
heißt er P.. E.. E
45. Der Herr von C.., ſo lange er außerhalb C
Landes war; aber bei uns C ſchlechtweg.
46. Wenn es doch T.. geſtehen wollte, daß T
ſie nur die Eiferſucht zu dieſem Entſchluß
gebracht hat!
47. Junker A.., der Fuchsjäger. A
48. Mein Nachbar T.. T
49. Der prächtige Name V.. R.. M.. würde V
ſich gewiß auf ſeinem Grabmale vortrefflich R.
ausgenommen haben. M
50. Der redliche, aber unzufriedene A.. A
51. Meiſter N.., Bürger und Zinngießer allhier. N
52. Dieſer lärmende Wohlthäter heißt T.. T
53. Sein Name heißt I.. Ich wundere mich, I
daß er ihn nicht auch ſchon etlichmal verändert
hat.
54. Wer ſonſt als Er? Quam pulchrum est,
digitis monstrari, et dicier: HIC est! C
55. Der handfeſte C.. Cur non dictus Hylax? A.
56. *Κατ' ἐξοχὴν*, den Au Tor Em. T
57. . . . . . E
58. Clarissimus Dominus R. R
59. Und zwar der Herr Doktor. G.. G
60. Man darf nur die Quartanten leſen, die
ſeit zehn Jahren heraus gekommen ſind,
ſo wird man auf den meiſten Titeln finden:
Autore O.. O
P.. E.. P
61. Eigentlich heißt er R.. S..; aber der E

ſinſtere Menſch ſieht es nicht gern, daß R
man ſeinen Namen nennt. S
62. Seine Wohlehrwürden Herr I.., Paſtor I
zu U. U
63. Madame S..! Ich küſſe ihnen die Hände. S.

Alſo liegt der Schlüſſel zu den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen in den Verſen des Perſius:

Vt nemo in seso tentat descendere, nemo!
At praecedenti spectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verſtehen, welche der lateiniſchen Sprache nicht kundig ſind und vielleicht die meiſten Schlüſſel zu den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen gefertigt haben; ſo will ich ihnen zu ihrer Erbauung ſagen, was dieſe Verſe heißen:

Wie thöricht ſind wir Menſchen, daß wir niemals in unſeren eigenen Buſen greifen, niemals unſere eigenen Fehler ſehen wollen; und daß wir nur alsdann ſcharfſichtig ſind, wenn wir die Fehler unſerer unſchuldigen Mitbürger ausſpähen!

Abbitte und Ehrenerklärung.

Da ich jetzt von meinen Leſern mit dem ernſtlichen Vorſatz Abſchied nehme, niemals wieder einige ſatiriſche Schriften der Welt bekannt zu machen; ſo betrachte ich mich als einen Sterbenden, der ſeinen umſtehenden Freunden die Hand gibt, und diejenigen von ihnen beweglichſt um Verzeihung bittet, von denen ihm ſein erwachendes Gewiſſen ſagt, daß er ſie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner ſatiriſchen Schriften iſt nicht eine Seite, wo nicht zum wenigſten Ein Thor in ſeiner angenehmen Eigenliebe und der beruhigenden Zufriedenheit über ſeine Verdienſte geſtört worden iſt. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten geſagt; aber auch ſchon das iſt heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, ſo würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu überſehen ſein; aber ich ſpottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erſchrecke, wenn ich mit gelaſſenem Gemüth an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was ſoll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig iſt, meine Fehler zu verbüßen, iſt eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten verſündigt habe. Die Meſſe iſt zu nahe, und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bei allen denjenigen, welche mein Satyr gegeißelt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag jetzt bei einer Probe ſein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewiſſen und von dem ernſtlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszuſöhnen. Ich hoffe, ſie ſollen nicht unerbittlich ſein; und erlange ich durch dieſen Verſuch die gewünſchte Vergebung, ſo ſoll es eine von meinen erſten und wichtigſten Beſchäftigungen ſein, allen denjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

* * *

Meine Spöttereien über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Mißbrauch und der Hunger unſerer Schriftſteller zu Mäcenaten macht, ſind ungerechte Spöttereien geweſen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwiſſenheit, ihren ſchlechten Geſchmack und ihre Härte gegen die nothleidenden Muſen vorzuwerfen, da alles dieſes ſo vornehme Fehler ſind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, ſondern an ihren bettelnden Klienten. Wer heißt denn dieſen, einen Mann zum Mäcenas zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler iſt? Von ſchönen Wiſſenſchaften hat er gar keinen Geſchmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der

Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über ſeinen Geſchmack erſtaunen! Gegen die Muſen iſt er hart; aber warum können die Muſen nicht bellen und wiehern? Denn gegen ſeine Hunde und Pferde iſt er ſo großmüthig. Mit einem Wort: die Schuld liegt nur an unſern Scribenten, welche bei der Wahl ihrer Gönner ſo unvorſichtig und eigennützig ſind. Wenn ſie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenas. Dieſer erſchrickt, er widerſetzt ſich, er ſchämt ſich, er will es nicht ſein; aber er muß es ſchlechterdings werden: denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten preſſen, wie man Matroſen preßt. Iſt es ihre Schuld, wenn ſie ungeſchickte und unwiſſende Mäcenaten ſind?

* * *

Ich geſtehe es, an unſern Dichtern habe ich mich oft verſündigt; ich würde untröſtbar ſein, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unſern Reimern verſündigt. Ich habe ſie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichſte der ſchönen Wiſſenſchaften den Vornehmen und den Pöbel verächtlich machen. Ich hielt ſie für übermüthig, und dieſen Uebermuth für deſto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines ſchmutzigen Bettlers war; mit einem Wort, ich lachte über ſie; und eben das geht mir nahe; ich hätte über ſie weinen ſollen. Kann wohl irgend ein Menſch eine traurigere Rolle zu ſpielen haben, als ein Poet von dieſer Art? Ungeachtet dieſes zuverſichtlichen Stolzes, welcher ihn von ſeiner eigenen Größe überzeugt, kriecht er vor den Füßen eines kargen

Wohlthäters herum. Nektar und Ambroſia iſt die tägliche Koſt, womit er ſich an der Tafel ſeiner Götter ſpeiſt; und doch ſingt er um einen Biſſen Brod vor der Tafel ſeines Mäcenas. Die Schätze beider Indien ſind in ſeinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Laſt für den, der ſie beſitzt. Nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre deſſelben ſchon vier Stunden lang vergebens, und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisd'or. Wie empfindlich muß es dieſen unglücklichen Kreaturen ſein, die muthig auf die Unſterblichkeit trotzen, und gleichwohl ſchon jetzt unbemerkt und ungeleſen ſterben! Und doch habe ich ſo lieblos ſein können, über dergleichen preßhafte Perſonen zu ſpotten! Es reut mich, und die nachdrücklichſte Abbitte und Ehrenerklärung wird dieſe ſein, wenn ich ſie verſichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorbeer vergriffen, nunmehr eben ſo ernſtlich verabſcheue, als ſie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wolluſt und die bettelnde Niederträchtigkeit verabſcheuen.

* * *

Wie ungerecht die Spöttereien über den Geizigen ſind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über ſeinen Geiz niemals die nächſten Erben, es müßten denn junge Verſchwender ſein, ſondern nur Freunde ſpotten, für die er nicht geizig iſt. Ich habe ſchon bei einer andern Gelegenheit geſagt, daß eine mehr als ſtoiſche Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger ſeine ganze Lebenszeit hindurch ſorgen, ſich ängſtigen, an den nothdürftigſten Sachen Mangel und Gebruch leiden ſoll, und dieſes nur darum, damit er ſein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlaſſen möge, und damit dieſer Fremde deſto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in ſeinen Verſchwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weiſe Thor, welcher, um ruhig zu ſein, ſein Geld ins Waſſer warf, die Bewunderung bei weitem nicht, welche dieſer Geizige verdient, der Reichthümer zuſammen ſcharrt, um zu verhungern: denn darüber iſt gar keine Frage, welcher von beiden am meiſten verdient, ein Patriot zu heißen. Aber man thut ſehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorſtelle, kein Vergnügen größer ſein, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke iſt, wenn er vor dem Kaſten knieet und die gefüllten Säcke anſieht. Hier überſieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wolluſt, alle Verdienſte, alle Freundſchaft. In dieſem Kaſten voll verpfändeter Juwelen fährt eine Excellenz mit ſechs Pferden, zwölf Bedienten und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und ſieht darin den unausgebildeten Stoff zu einem Baron. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechſelbriefen eines großen Hofmanns guckt deſſen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor; die der Vater gewiß gegen die Wechſelbriefe vertauſchte, wenn unſer alter Geiziger ſich entſchließen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand ſeiner Tochter an ſich zu handeln. Gärten, koſtbare Kleider, Muſik und Gaſtereien ſtecken alle in dieſem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tauſend Dukaten daran wagen will, ſo ſchaffe ich ihn für vierhundert Dukaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Dukaten will ich einer gewiſſen ehrwürdigen Geſellſchaft geben, und in Kurzem ſoll er der heilige Harpax ſein; für hundert und acht und achtzig Dukaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsſchriften gewähren, die ihn, ungeachtet ſeiner Barbarei, zum Beſchützer der Muſen, ungeachtet ſeiner Dummheit, zum Mäcenas, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen ſollen, ob er ſchon beinah weiter nichts, als zählen, ſchreiben und leſen kann. Zwölf Dukaten ſind von dieſem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Dukaten ſoll ihn der fließendreimende Bav verewigen, und ihm einen Theil ſeiner Unſterblichkeit abtreten. Alle dieſe Glückſeligkeiten ſieht Harpax vor ſich in ſeinem Kaſten liegen. Er könnte ſie genießen; er lächelt auch in der That ſchon, welches er ſeit der letzten Meſſe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich ſchon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Harpax anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu ſein; nun wird er doch endlich einmal ſein Geld mit Verſtand genießen! . . O nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um ſich die Schuhe beſohlen zu laſſen. Er ſieht ſeinen halben Gulden freundſchaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abſchied, ſchließt den Kaſten ſorgfältig zu, und bittet den Himmel, daß er ihm ſein bißchen Armuth behüten und nicht zulaſſen wolle, daß er noch in ſeinem hohen Alter Noth leiden müſſe. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieſer Geizige, welche diejenigen nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

⁂

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen, den Verſchwender. Da ich ihn jetzt recht betrachte, ſo finde ich ſo viel Gutes an ihm, als ich an Vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus Hochachtung für ſeinen Geizigen rechtfertigt er deſſen Thorheiten durch weit größere Thorheiten. Durch unſinnige Verſchwendung verbüßt er den ſündlichen Wucher ſeines Erblaſſers, und ſtößt die erpreßten Reichthümer von ſich. Er wagt Ehre und Glück daran, um ein Märtyrer der großen Wahrheit zu werden, daß heutzutage das ganze Verdienſt der Menſchen im Gelde beſtehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt und verachtet; nun zieht er die Augen der ganzen Stadt auf ſich, und Alle, die ſchmeicheln und verdauen können, ſind ſeine Freunde; aber in Kurzem wird er arm, und alſo wieder eben ſo unbekannt und verachtet ſein, wie vorher. Alle ſeine Handlungen, die uns ſo raſend ſcheinen, ſind unumſtößliche Beweiſe, daß er denkt, wie ein Philoſoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weiß, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich iſt, daß derjenige ſein Alter am höchſten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt und ohne Vergnügen verſtreichen läßt; er weiß, daß allemal das Andenken der vergangenen Wolluſt ſtärker und empfindlicher iſt, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genuſſes; das Alles weiß unſer Philoſoph, und eben das iſt die Urſache, warum er heute ſo lebt, als ob er morgen todt ſein würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieſes ſo überlegt hätte, wie ich es jetzt überlege! Meine Uebereilung ging ſo weit, daß ich dieſen Verſchwender in das Hoſpital bringen wollte, welchem er doch ſelbſt mit ſtarken Schritten zueilt! Damit er ſehen ſoll, daß dieſe Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernſt ſei, ſo will ich ihn mit meiner Aufmerkſamkeit bis an die Thüre des Hoſpitals begleiten, und alsdann will ich der Einzige von ſeinen Freunden ſein, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angeſehen, die ſich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum gibt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da ſie nichts thun, als was man in den artigſten und anſehnlichſten Geſellſchaften täglich thut, da ſie nämlich nur Andern etwas verſprechen, das ſie nicht halten können, da ſie Andere etwas lehren wollen, das ſie ſelbſt nicht verſtehen, und da ſie von ihrer Unwiſſenheit und der Leichtgläubigkeit Anderer ſich ein wollüſtiges und bequemes Leben zu verſchaffen wiſſen? Seine Gnaden borgen, ſie verſprechen Intereſſen zu geben, das Kapital richtig wieder zu bezahlen, ſie nehmen dabei Gott zu Hülfe, und noch über dieſes thun ſie ihren treuherzigen Gläubigern tauſend gnädige Verſicherungen: aber Seine Gnaden bezahlen weder Intereſſen noch Kapital; die gnädigen Verſicherungen verwandeln ſich in einen unverſöhnlichen Haß, ſobald der Gläubiger ungeſittet genug iſt, ſein Geld wieder zu fordern. Der treuherzige Jude, welcher ſo viel von der Gnade ſeines Schuldners hoffte, büßt ſeine Hoffnung und ſein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er ſo verwegen ſei, ſeinen Schuldner das zu nennen, was er iſt: wenn er mir folgen will, ſo ſoll er hingehen, ihm die Weſte küſſen, und ſich zu gnädiger Protektion empfehlen. Meine Leſer, die zu leben wiſſen, werden dieſes billig finden. Aber warum finden ſie es denn nicht auch billig, daß man die Betrügerei des elenden Goldmachers entſchuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, da im Gegentheil unſer vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelſtab bringt, nur um ſeine Wolluſt und Pracht noch einige Zeit zu unterſtützen; da dieſer Schuldner ſeinen Gläubigern an einem einzigen Galatage mehr koſtet, als der Goldmacher ſeinen Freunden in einem Jahre? Dieſer iſt noch ſo billig und entflieht dem Galgen, ſobald er merkt, daß ſeine Betrügereien entdeckt ſind; aber jener rollt trotzig mit ſeiner prächtigen Equipage durch die Gaſſen, ſein verarmter Gläubiger, der eben jetzt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Almoſen bittet, ſpringt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt ſich demüthig vor ſeinem Schuldner und wird kaum angeſehen. Mich dünkt, dieſes Exempel, ſo wahr es iſt, ſo deutlich und ſo überzeugend iſt es auch, daß man künftig einen herumſtreichenden Goldmacher ſogar einen ehrlichen

Mann nennen wird, ſobald man ſich auf Seine Gnaden beſinnt.

* * *

Es iſt ein paarmal geſchehen, daß ich diejenigen getadelt habe, die ſich von den Gaukeleien der herumirrenden Goldmacher verführen laſſen, und von einem nackichten Bettler unſägliche Schätze hoffen. Ich habe die Sache beſſer überlegt, und nun glaube ich, daß ſie zu entſchuldigen ſind. Ihr ganzer Fehler beſteht darin, daß ſie hoffen; ein Fehler, der uns Menſchen ſo natürlich und ſchmeichelhaft iſt! Kleanth hofft Schätze von ſeinem Goldmacher zu erlangen; und Ariſt hofft nunmehr zwanzig Jahre auf ſein Glück bei Hofe. Patin, ein künſtlicher Erbſchleicher, überhäuft ſeinen alten Nachbar nun ſchon in das zehnte Jahr mit Geſchenken, und weiß nicht, daß ſein alter Nachbar ohne Teſtament ſterben wird. Wie viele Schriftſteller durchwachen ihr ganzes Leben, ſchreiben ſich hypochondriſch, ſchimpfen und machen ſich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beifall der Nachwelt; aber ſchon zehn Jahre vor ihrem Tode ſind ſie vergeſſen! Entſchuldigt man die Hoffnung des Ariſt, des Patins und unſerer großen Gelehrten, und will doch die Hoffnung des ehrlichen Kleanths nicht entſchuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verſchwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann ſo ängſtliche Gewiſſensbiſſe empfinden, als ich jetzt empfinde, da ich diejenigen Stellen überſehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freilich einer Schmeichelei nicht gar zu ähnlich ſieht. Jetzt fühle ich erſt, Madame, wie gerecht die Vorwürfe geweſen ſind, welche Sie mir oft darüber gemacht haben. Ich ſehe Sie als eine Bevollmächtigte Ihres ganzen Geſchlechts an; und eben um deßwillen werfe ich mich vor Ihnen auf meine Knie, bezeuge Ihnen die bußfertigſte Reue, küſſe Ihre Hände und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Läſterung erdenken, als die war, da ich ſagte, daß man dem Frauenzimmer wenigſtens die Hälfte der menſchlichen Fehler vorwerfen könne, da ſie die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu ſagen, daß Selinde eitel genug iſt, auf ihre Schönheit ſtolz zu ſein; daß Orimene die Verdienſte Anderer nur nach dem äußerlichen Putze ſchätzt; daß Leonore von der ganzen Stadt Böſes ſpricht; daß Celia durch ihre Rangſtreitigkeiten die freundſchaftlichſten Familien in Uneinigkeit verwickelt; daß Alcimedore durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelſtab und ihre Kinder um das Brod bringt; daß die fromme Agneſe unverſöhnlich wüthet, ſobald ſie beleidigt wird; daß es bei Roſamunden ein Theil ihres Gottesdienſtes iſt, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt; daß Florinde ſich weder der Wirthſchaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewiſſer ihre, als ihres Mannes Kinder ſind; daß Kalliſte pedantiſch ſtolz iſt, weil ſie noch etwas mehr verſteht, als das Kochen; daß eine Frau aus der großen Welt zu heirathen, für Viele ein gewiſſer Schritt zum Hoſpital iſt; daß Gurda eine Thörin iſt, weil ſie noch ſo eitel ſein kann, ihrem verrunzelten Geſichte Anbeter zu erbuhlen.

Das Alles und vielleicht noch mehr zu ſagen, habe ich die Verwegenheit gehabt! Ich erſchrecke über dieſes Sündenregiſter! Es iſt Alles wahr, was ich geſagt habe; es iſt vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte ſagen können. Ich habe nur eine Gurda genannt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich jetzt wohne, zweihundert Schweſtern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich ſonſt gewohnt habe; aber alles dieſes rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen ſollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrießliche Wahrheiten ſagen darf, daß man ihnen nur ſchmeicheln, daß eine Schmeichelei von dieſer Art bei vielen das einzige Mittel iſt, ihre Freundſchaft zu erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigſtens entſchuldigen muß, wenn ſie gar zu merklich ſind, als daß man ſie ganz überſehen könnte? Und wie unbeſonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannsperſonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satiren anfinge, ſeine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden ſie auch unſere Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttiſchen verſcheucht werden, wenn ſie durch die Erkenntniß ihrer eigenen Fehler lernen ſollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren ſind. Was für Verwüſtungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tauſend Mannsperſonen hätte ich grauſam um ihre Verdienſte gebracht, deren ganze Verdienſte in einer feinen Manſchette, in einem wohlzugeſchnittenen Kleide, in neumodiſch gekräuſelten Haaren, in einer unverſchämten Lebhaftigkeit und in einem allerliebſt artigen Faſeln beſtehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund ſchlagen. Nur noch das einzigemal wirken Sie mir bei Ihrem Geſchlechte Vergebung aus. Sehen Sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit geſtern bin ich älter geworden; heute denke ich viel gründlicher und weit gefälliger. Dieſes iſt meine Abbitte; ſind Sie damit zufrieden? — Auch noch einen Widerruf wollen Sie haben? Gut! Hier haben Sie eine förmliche Palinodie: fragen Sie Kalliſten, was das heiße.

* * *

Hatte Celinde nicht Urſache, auf ihre Schönheit ſtolz zu ſeyn, da dieſe Schönheit ihren ganzen Werth ausmachte, und da ſie alle Tage hört, daß man nichts, als dieſe Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren erſten kindiſchen Jahren ward ſie daran gewöhnt, daß man ſie ein allerliebſt ſchönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerkſamkeit der Mannsperſonen zu verſtehen, verdoppeln ſich die Schmeicheleien. Einer von ihren Anbetern zerſchmolz vor den feurigen Blicken ihrer ſtrahlenden Augen; ein anderer beſang ihren Mund; der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit und keiner ſagte ein Wort von ihrem Verſtande, oder ihrer Tugend. War es wohl anders möglich, als daß Celinde ſich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers beſtehe in der Schönheit, und daß ſie Verſtand und Tugend als einen ſehr gefährlichen Nebenumſtand anſah, da Mannsperſonen, welche ſich das Recht anmaßen, vom Verſtande und von der Tugend zu urtheilen, davon gegen ſie niemals und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten? Daß ſie Kleanthens Frau geworden iſt, das hat ſie weder ihrem Verſtande, noch ihrer Tugend, ſondern bloß ihrer reizenden Miene und einem wohlgewählten Anzuge zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne ſo gefährlich war. Noch jetzt, da ihr Mann, welcher zu leben weiß, ſie als ſeine Frau weiter nicht liebt, noch jetzt ſieht man ſie von einer Menge Männer und unverheiratheter Mannsperſonen belagert, von denen ſie weiter nichts, als Lobſprüche ihrer Schönheit hört. Verſtünde Selinde dieſe eigennützigen Schmeicheleien der Mannsperſonen, ſo würde ſie dadurch ſehr gedemüthigt werden: denn ſie würde ſehen, daß dieſe Schmeichler aus eiteln und gemeiniglich unanſtändigen Abſichten, ſehr flüchtige und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders als ein ſtillſchweigender Vorwurf iſt, daß man ſie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung anſehen werde. Mit einem Wort: Nur wir Mannsperſonen ſind Schuld daran, daß die ſchöne Selinde eine eitle Thörin iſt. Und doch bin ich ſo ungerecht geweſen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannsperſonen zurückfallen ſollte! Verſichern Sie Selinden, Madame, daß mir dieſe Uebereilung ſehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu verſichern, daß ſie anfange, billig, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit denſer Schmeichelei zufrieden ſein? Was glauben Sie davon, Madame!

⁂

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß ſie die Verdienſte Anderer nur nach ihrem äußerlichen Putz zu ſchätzen gewohnt ſei. Wenn ſie zwar dieſen Vorwurf unparteiiſch überlegen will, ſo wird ſie geſtehen müſſen, daß ich Recht habe; aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe ſoll man dem Frauenzimmer machen. Es iſt wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu ſchön zu ſein, iſt den ganzen Tag über beſchäftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohl gewählten und in die Augen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt und trinkt, ſie ſchläft, ſie putzt ſich, und unterſucht den Putz Anderer: das iſt ſeit fünfzehn Jahren ihr Beruf, den ſie mit ſolcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie ſteht mit einer kunſtrichterlichen Miene am Fenſter, und läßt alle Weſten und Manchetten; alle Andriennen und Kopfputze die Muſterung paſſiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee heruntergetanzt kommt, hat eine reiche Weſte und dergleichen Aufſchläge, von einem ganz neuen und ſehr guten Geſchmack. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof dieſem liebenswürdigen Menſchen die Präſidentenſtelle abgeſchlagen hat. Wer iſt der finſtere Mann in dem abgetragenen Sammetkleide und der altväteriſch geſtickten Weſte, welcher dort in der Hausthüre mit zwei armen Bürgern ſo gelaſſen und freundſchaftlich ſpricht? . . Iſt das möglich! Alſo iſt dieſer der würdige Präſident, an welchem der Hof ſo viele Verdienſte gefunden hat? Was iſt das für eine Perücke! Unfehlbar muß er die Perücke auch anſtatt der Nachtmütze brauchen, denn ſonſt könnte ſie unmöglich ſo verwirrt ausſehen. Und die Manſchetten! Ganz gewiß ſind das noch Erbſtücken von ſeinem ſeligen Vater? Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwei Löcher hat er in den ſchwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen ſolchen Mann macht der Hof zum Präſidenten? Das arme Land! Auf dieſe Art beurtheilt Orimene die Verdienſte der Menſchen, wenn ſie in ihrem Erker Gericht hält; auf dieſe Art theilt ſie die Aemter aus, und ſetzt Andere von ihren Aemtern ab; auf dieſe Art prüft ſie ihre Freunde und Freundinnen; ſie lobt und tadelt auf dieſe Art. Aber thut Orimene etwas Anderes, als was wir alle Tage thun? Bei dem erſten Anblick eines Menſchen iſt ſein Anzug der entſcheidende Umſtand, ob wir ihn hochſchätzen, oder verachten ſollen. Sind dieſe Vorurtheile übereilt, ſo wird gemeiniglich viel Zeit und kein genauer Umgang erfordert, wenn wir dieſe übereilten Vorurtheile ändern ſollen. Ein vernünftiger Menſch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider ſich vorſichtig vermeiden, und nach ſeinen Umſtänden den äußerlichen Putz ſorgfältig einrichten, weil dieſer allemal eher in die Augen fällt, als ſein Verſtand, den man erſt ſuchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß ſie es ihre einzige Beſchäftigung ſein läßt, den Anputz zu unterſuchen und nach ſolchem die Verdienſte der

Menſchen zu beſtimmen? Iſt dieſes ein Fehler von ihr, ſo ſind auch an dieſem Fehler nur die Mannsperſonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen ſind, haben ſich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernſthaften Sachen. Ein Jeder hat darin des Andern beſondern Geſchmack zu übertreffen geſucht: und weil ein Jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu verſichern, daß er Verſtand und Verdienſte beſitze; ſo hat endlich Orimene glauben müſſen, daß in dem äußerlichen Anputz und in der Kunſt, ſelbigen zu beurtheilen, Geſchmack und Verdienſte beſtehen. Sind alſo wir Mannsperſonen nicht die unglückliche Urſache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherin zu danken hat, und daß ſie ganz ohne Verdienſte iſt, ſobald ſie ſich ausgekleidet hat?

⁂

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böſes ſpricht, hat es bloß meinem zerknirſchten Gewiſſen und meiner übertriebenen Buße zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da ſie doch von mir ſelbſt ſo oft und ſo viel Böſes geſprochen hat. Der nachdrücklichſte Widerruf, den ich thun kann, wird dieſer ſein, wenn ich die Urſache anzeige, warum ſie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böſes ſpricht, als die wir ſo fürchterlichen Satirenſchreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken laſſen. Leonore hat Witz; ſie fühlt ihn und wünſcht, daß dieſer Witz bemerkt und bewundert werden möge. Iſt dieſes ja ein Fehler, ſo iſt es doch ein männlicher Fehler, den ſie mit vielen Gelehrten und mit allen witzigen Scribenten gemein hat. Duns ſpottet der Religion, um geleſen und von andern Narren bewundert zu werden. Puff ſchmiert die gröbſten Spöttereien wider den Prinzen, wider die Religion, wider ſeine Obern und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht ſchuldig iſt: warum? Um geleſen und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böſes, damit ſie in Geſellſchaften gehört und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenle[illegible] predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! Unendliche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausſchweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die ſie von Andern erzählt, ſelbſt und aus der Erfahrung ſehr genau kennt. Niemand weiß die kleinen Hahnreihiſtorien ſo gut, wie ſie, zu erzählen; aber auch Niemand weiß ſo gut, wie ſie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarin iſt für ihre Spötterei eine unerſchöpfliche Quelle, aber dieſe hochmüthige Nachbarin hat ihr den Rang ſtreitig gemacht. Wollen ſie Leonoren recht lebhaft und beredt ſehen, ſo bringen ſie nur ſelbige auf Henriettens Spielſucht; denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Dukaten abgewonnen. Die Frau Doktorin iſt ein eitler, lächerlicher und bettelſtolzer Affe; warum? Leonore hat mirs geſagt: denn die Frau Doktorin hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem ſie bei dem letzten Balle ſich ſelbſt aufputzen wollte. Habe ich alſo nicht recht geſagt, daß Leonorens Spöttereien weit erbaulicher ſind, als alle moraliſche Tugendpredigten unſerer finſtern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten ſelbſt kennt und aus eigener

Erfahrung über ſie ſpottet? Aber Leonore gewinnt bei dieſen bittern Spöttereien ſehr viel. Wenn ſie mit dem Finger auf einen Thoren weiſt, ſo ſieht Jedermann auf dieſen Thoren, und auf ſie Niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eigenen Fehler genießen! Ich habe ſchon oben geſagt, daß Leonore vornehmlich um deßwillen ſo viel Böſes von Andern ſpricht, damit ſie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß dieſe Entſchuldigung darum ſehr erheblich iſt, weil man niemals aufmerkſamer iſt und niemals mit mehrerem Beifalle lacht, als wenn ſie Böſes ſpricht. Zwingt ſie ſich aber ja einmal und redet von ihren Nachbarn Gutes, ſo wird ſie nicht bemerkt, am wenigſten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf ſie zu hören; Narciß legt die Falten ſeiner Manſchetten in Ordnung und trällert: der fürſtliche Rath gähnt, und ſeine alte Gemahlin ſpricht mit einer verdrüßlichen Beifälligkeit, wenn ſie hört, daß Leonore ſo viel Gutes von ihrer Freundin erzählt. Iſt das möglich? Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau ſein. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beſte reden! Aber es iſt heute erſchrecklich ſchwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können ſie es Leonoren, die auf ihren Witz ſo ſtolz iſt, wohl verdenken, wenn ſie durch Spöttereien die Aufmerkſamkeit und den Beifall der Geſellſchaft zu erhalten ſucht, da ſie Beides verliert, wenn ſie von ihrem Nächſten Gutes ſpricht? Hat ſie ja Unrecht, ſo fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Geſellſchaft, welche die Verläumdung liebt. Ich bitte Sie, Madame:

ſagen Sie [illegible], wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es iſt gewiß Schade, daß ich kein Advokat geworden bin!

* * *

Aber, wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celſa auf ihren unterthänigſten Wurm herabſehe, da ich ſie mit der unehrerbietigſten Wahrheit beleidigt habe, daß ſie durch ihre Rangſtreitigkeiten auch die freundſchaftlichſten Familien in bittere Feindſchaft verwickelt? Dieſen Ehrgeiz werde ich nicht beſſer entſchuldigen können, als wenn ich die Urſachen getreu erzähle, welche Celſen zu dieſen Feindſeligkeiten bewegen. Celſa hat das ſeltene Glück, ſich ſelbſt zu kennen; und dieſes hat ſie von ihren Vorzügen dergeſtalt überzeugt, daß ſie die Pflichten gegen ſich ſelbſt verletzen würde, wenn ſie nicht dieſen Vorzügen ihr Recht wiederfahren laſſen wollte. Da ſie es einmal ſo weit gebracht hat, von ihren eigenen Vollkommenheiten überführt zu ſein; ſo iſt, wie man leicht glauben kann, dieſes eine von ihren angenehmſten Beſchäftigungen, daß ſie täglich neue Vollkommenheiten an ſich ausſpäht, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, ſich zu bewundern. Dieſe eigene Bewunderung würde für ſie nur halb ſo angenehm und erbaulich ſein, wenn ſie nicht mit einer bittern Aufmerkſamkeit die Unvollkommenheiten Anderer unterſuchte. Aus dieſer Unterſuchung kann nichts anders als Mitleid, oder Verachtung kommen; denn alle Perſonen, die ſie noch zur Zeit hat kennen lernen, ſtehen ſo unendlich weit unter ihr, daß ſie es bloß der unerforſchlichen Langmuth des Himmels zuſchreibt, daß dergleichen unedle Geſchöpfe mit ihr in die Welt geſetzt ſind, und mit ihr leben. Sie will, ſo viel möglich, dieſes Verſehen der Natur wieder gut machen: ſie entzieht ſich daher dem Umgang mit dieſen verächtlichen Geſchöpfen, die ſich auch Menſchen nennen, gänzlich, oder, wenn ſie das nicht thun kann, ſo will ſie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weiß das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man ſich ſelbſt gibt; ſie gibt ſich alſo ſo viel Ehre, als ſie ihren Vollkommenheiten ſchuldig zu ſein glaubt. Und da dieſe freilich andern Leuten ſo deutlich nicht in die Augen fallen, ſo behauptet ſie dieſe Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn Jemand ſo verwegen iſt, ihr zu widerſtehen, ſo iſt ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig ſein will, allerdings ſchuldig, ſie zu vertheidigen und ihr durch den Beiſtand des Richters Gerechtigkeit zu verſchaffen. Das nennen ihre Feinde Rangſtreitigkeiten; aber ſie nennt es eine Pflicht gegen ſich ſelbſt. Wem alle dieſe Entſchuldigungen ein wenig zu tiefſinnig und metaphyſiſch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Urſachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwa der Celſa verdenken, daß ſie mit feindſeligem Sturme und mit Beleidigung Anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie ſie überzeugt iſt, gehört? Wie viel hat es ſich Celſa koſten laſſen, in dieſen Stand zu kommen, in dem ſie jetzt lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte, und wie der Pöbel lebte. Durch ſeine Ausſchweifungen war ſein gebrechlicher Körper noch ekelhafter und ſeine dicke Seele noch dümmer geworden. Er hatte ſich in eine drückende Laſt von Schulden geſteckt, die [illegible] nicht bezahlen konnte; aber ſeine Geburt und ſein Amt gaben ihm einen gewiſſen Rang, welcher Celſen ſo anſehnlich vorkam, daß ſie ihm alle ſeine Mängel und Untugenden verzieh und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Iſt es wohl unbillig, daß ſie ſich dafür bezahlt macht, und den Rang mit Gewalt behauptet, dem ſie ihren Geſchmack und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch Eins: ihr Vater war der niederträchtigſte Wucherer in der Stadt; um ſich einen kleinen Vortheil zu verſchaffen, war ihm keine Erniederung zu ſchimpflich: dieſen Fehler ihres Mannes muß ſie wieder gut machen. So oft ſie einen Rangſtreit anfängt, ſo oft glaubt ſie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben, und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen Sie, gebietende Celſa, wie viel Gewalt ich mir und der Wahrheit anthue, Ihren Ehrgeiz zu vertheidigen! Verzeihen Sie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu Ihren Füßen und ſchwöre Ihnen bei Ihnen ſelbſt, daß ich es künftig keinem Menſchen wieder ſagen will, daß Sie eine hochmüthige Thörin ſind, welche den Mangel eigener Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn ſie Andern ihre Vorzüge ſtreitig macht.

* * *

Ich kann es nicht läugnen; ich habe geſagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelſtab und ihre Kinder um das Brod bringe; aber ich hätte bedenken ſollen, daß dieſes ein ſehr gemeiner Fehler iſt, der Alcimedoren bei der heutigen Welt eben ſo viel

Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren geweſen ſein würde. Ihr Mann heirathete ſie, weil er ſie für reich hielt; er verlangte alſo von ihr Geld, nicht aber, daß ſie eine vernünftige Frau, eine vorſichtige Wirthin, oder eine ſorgfältige Mutter ſein ſollte. Was er verlangte, hatte ſie ihm gegeben; alſo kann er weiter nichts von ihr fordern. Ihr Vermögen war bei weitem ſo anſehnlich nicht, als er glaubte. Demungeachtet hat ſie als Frau ein Recht, noch zehnmal ſo viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrott, was kann das ihr ſchaden? Deſto vortheilhafter wird es für ſie ſein. Ja, wenn man die Sache genau und recht unparteiiſch anſehen will; ſo iſt ihre Verſchwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen ſie ihre Pflicht und ihr Gewiſſen verbindet: denn ſie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf ſo vielerlei unverantwortliche Art zuſammen wuchert. Aber ſie bringt doch ihre unſchuldigen Kinder um das Brod? Was für ein altväteriſcher Gedanke! Sorgt denn bei uns die Mutter für das Brod der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bei dem vertrauteſten Umgang mit ihrem Manne und ihres Mannes Freunden, iſt das niemals ihre Hauptabſicht geweſen, Mutter zu werden; da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können ſie der Mutter wohl zumuthen, daß ſie für ihr Leben ſorgen ſoll? Mit einem Wort: Alcimedore verſchwendet; ſie bringt ihren Mann an den Bettelſtab; ſie ſtürzt ihre Kinder in die verächtlichſte Armuth: aber Alcimedore iſt eine Frau, die zu leben weiß.

Daß die fromme Agneſe unverſöhnlich wüthe, wenn ſie beleidigt wird; das iſt auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir jetzt viel Gewiſſensunruhe machen. Agneſe hat gute Urſachen, ſich ſehr leicht zu erzürnen. Sie weiß ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen ſo anſehnlichen Rang über alle ſündige Menſchen verſchaffen. Iſt es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Menſch, der kaum halb ſo viel betet, ſich unterſtehen will, ſie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausſchweifungen muß ihr empfindlich ſein, wenn man ſie daran erinnert, und ſie dadurch in der ſchmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit ſtört. Wer ſie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie iſt ihre unverſöhnliche Wuth der Religion ſchuldig, um Andere abzuſchrecken, daß ſie diejenigen nicht verwegen antaſten, welche der Religion ſo viel Ehre machen. Agneſe verdammt mit einer liebloſen Zuverſicht; aber ſie verſäumt keine Kirche. Sie iſt neidiſch über das unverdiente Glück anderer Menſchen; aber ſie hat eine Predigt geſtiftet. Es iſt wahr, ſie wuchert mit Pfändern, und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig; aber ſie hat auch der Kirche einen koſtbaren Schmuck geſchenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern und preßt einem armen Bettler durch ihre grauſamen Vorwürfe Thränen aus, ehe ſie ihm ein trockenes Stück Brod zuwirft; aber ſie faſtet alle Wochen einmal. Sie iſt rachſüchtig und wüthet unverſöhnlich, wenn ſie beleidigt wird; aber ſie iſt fromm.

⁂

Ich will es geſtehen, es iſt von mir ein großer Leichtſinn geweſen, daß ich Roſamunden Schuld gegeben habe, es ſei ein Theil ihres Gottesdienſtes, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt. Roſamunde thut in der Kirche nicht mehr, als was andere Frauenzimmer an ihrem Nachttiſche thun. Sie bewundert ſich, und läßt ſich bewundern. Ein Jeder, von welcher Sekte er auch ſei, verdient eine gewiſſe Hochachtung, wenn er das, was er in ſeiner Religion glauben ſoll, mit Ueberzeugung und mit einem beſcheidenen Eifer glaubt; und dieſe Hochachtung verdient Roſamunde doppelt. Sie hat es der Unterweiſung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild ſie iſt, zu danken, daß ſie von der Religion überhaupt ſehr bequeme Begriffe und insbeſondere vom Sonntag dieſen hat, daß er nichts anders ſei, als ein gewiſſer Tag in der Woche, wo das Frauenzimmer zwei Stunden eher aufſteht, als an den andern Tagen, um ſich die Haare auf das ſorgfältigſte friſiren zu laſſen, und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerkſamkeit der Nebenchriſten auf ſich ziehen kann, in deren Geſellſchaft man drei Stunden lang ſtill ſitzt, um bewundert zu werden, und Andere zu richten. Roſamunde glaubt, daß nur zu dieſem Ende der Sonntag erdacht ſei; und das glaubt ſie mit einer ſo lebhaften Ueberzeugung, daß ſie ſeit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgeſetzt hat, ihren Gottesdienſt auf dieſe Art zu verrichten. Hätte man ihr beſſere Begriffe von der Religion beigebracht, ſo wurde ſie eben ſo wohl im Stande ſein, ſich nach dieſen beſſern Begriffen mit Eifer zu richten. Aber, da ſie nur das erbauende Exempel ihrer wertheſten Mama vor ſich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttin und Anbetung reden; ſo kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeichelei ſie, bei ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer ſolchen Abgötterei gegen ihre kleine Perſon gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig ſein will; und ſo billig hätte ich auch ſein ſollen!

Wie werde ich es bei Florinden verantworten können, von der ich geſagt habe, daß ſie ſich weder der Wirthſchaft, noch ihrer Kinder annehme, welche doch gewiſſer von ihr, als von ihrem Manne ſind? Vielleicht hat ſie es nicht einmal übel genommen, denn Florinde kennt die Welt. Die Zucht der Kinder überläßt ſie dem Geſinde. Sie würde es für einen ſehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß ſie eine gute Wirthin ſei, weil ſie wohl weiß, daß dieſes eine ſehr bürgerliche Tugend iſt. Und am allerwenigſten wird ſie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieſes nur ein ſtärkerer Beweis ihrer Schönheit, ihrer Verdienſte und der Hochachtung iſt, welche die Welt für ſie hat. Und alſo hat ſie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber geſetzt auch, es wäre geſchehen; ſo weiß ich ein Mittel, ſie wieder zu beſänftigen. Bei der nächſten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeichelei auf Unkoſten anderer Frauenzimmer ſagen; ich will ſie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundin verſehen, damit ſie in Zuſammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu ſein; allenfalls ſpiele ich mit ihr und läſſe ſie gewinnen; und wenn ſie bei aller dieſer Buße noch unverſöhnlich bleibt, ſo will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Troſſes vermehre, und ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können.

Denn das wünſcht ihr Ehrgeiz, daß ſich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß ſie einige darunter habe, bei welchen es ihr nicht ſchwer ankommt, grauſam zu ſein. Ich glaube, ich bin demüthig genug, wenn ich mich dieſer Strafe unterwerfe.

* * *

Kalliſte iſt pedantiſch ſtolz, weil ſie etwas mehr verſteht, als das Kochen. Ich habe das geſagt, es iſt wahr; aber wenn auch Kalliſte dieſen Fehler hat, ſo iſt ſie wenigſtens zu entſchuldigen. Und am meiſten müſſen wir Mannsperſonen ſie entſchuldigen, weil wir nur an dieſem Fehler, wie an den meiſten Fehlern der Frauenzimmer, Urſache ſind. Wir fürchten uns zu ſehr vor dem fähigen Verſtand und Witz des weiblichen Geſchlechts, als daß wir uns Mühe geben ſollten, ihren Verſtand und Witz ſorgfältig zu bilden, und ſie an dem Ruhm der Gelehrſamkeit Antheil nehmen zu laſſen. Sie würden uns einen gewiſſen Vorzug entreißen, welcher beinah der Einzige noch iſt, den wir vor ihnen behaupten. Wir ſind ſchon eiferſüchtig genug, daß für ſie die Schönheit ein vorzügliches Geſchenk der Natur iſt; ich nehme unſere männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieſes Geſchenk eiferſüchtig ſind. Schon der natürliche Verſtand unſerer Frauensperſonen iſt ſo durchdringend, daß es für unſere angemaßte Herrſchaft doppelt gefährlich ſein würde, wenn wir dieſen natürlichen Verſtand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es iſt dieſes ohnedem nur noch der Schatten der Herrſchaft, mit der wir uns brüſten, da wir alle andere Arten der Herrſchaft ſchon ſeit undenklichen Jahren an das weibliche Geſchlecht verloren haben. Wir erſticken daher mit einer tyranniſchen Vorſicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen könnte, ihren Verſtand durch Schriften und Gelehrſamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen, den Frauenzimmern ſolches ernſtlich zu verbieten, da ſie, als Frauenzimmer, gewohnt ſind, dasjenige am eifrigſten zu thun, was ihnen am ſchärfſten verboten wird, ſo wiſſen wir ſie durch andere Beſchäftigungen zu zerſtreuen. In vorigen Zeiten ließ man ſie für den größten Theil der Wirthſchaft ſorgen, und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und dieſe zwei Beſchäftigungen waren weitläuftig genug, ſie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meiſten unſerer Weiber auf den bequemen Einfall kamen, die Laſt der Wirthſchaft und der Kinderzucht auf ihre niedrigſten Bedienten zu legen; ſo waren die Männer ſo ſinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen ſie ſich bei ihrem Müßiggang beſchäftigen ſollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände, und war ſo glücklich, ihnen dieſen Zeitvertreib ſo angenehm zu machen, daß ſie gar keine Bücher weiter, als dieſe, verlangten, und daß viele von ihnen ganz außer Stande waren, bei einer andern Gelegenheit, als beim Spielen, zu denken. Durch eine übertriebene Schmeichelei über ihre Schönheit brachte man ihnen von ihrer erſten Jugend an die eiteln Begriffe bei, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit beſtehe. Die Folge davon war natürlich: ihre Bemühung zog ſich von allen andern Beſchäftigungen ganz ab, und ging bloß auf die Erhaltung dieſes Vorzugs. Weil aber doch die Mannsperſonen nicht im Stande waren, bei allen Frauenzimmern die Begierde zu ſchönen Wiſſenſchaften zu unterdrücken; ſo fiel man auf ein ſehr boshaftes Mittel. Sobald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verſtand, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrſamkeit verſtehen ſollte; ſo machte man ſie durch übertriebene Lobſprüche ſchwindlicht, und beredete ihre Eigenliebe, welche ſchon vorher geneigt genug war, es ſich bereden zu laſſen, daß ſie das witzigſte, gelehrteſte und vollkommenſte Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigſten eine zehnte Muſe ſei. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches ſie bei ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüſſig hielt. Sie blieb an dem Fuße des Parnaſſes ſtehen, beſchäftigte ſich mit witzigen Tändeleien, und wurde von dem verrätheriſchen Lobe der Mannsperſonen trunken. So iſt es Kalliſten ergangen. Habe ich alſo etwas Unrechtes geſagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantiſcher Stolz ein Fehler der Mannsperſonen ſei? Verſtünde Kalliſte dieſe Sprache unſerer Schmeichelei, ſo würde ſie darüber ſehr kleinmüthig werden. Man erſtaunt, daß ſie ein wenig von Gelehrſamkeit und wohl gar Verſe plaudern kann; ſo wie man einen Papagei bewundert, welcher menſchliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagei erſchuf. Könnte für Kalliſtens Stolz wohl etwas demüthigender ſein, als dieſer beleidigende Beifall?

* * *

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der großen Welt zu heirathen, ſei für Viele ein gewiſſer Schritt zum Hoſpital; das iſt das Wenigſte, was ich von den Ehen Nachtheiliges geſagt habe.

Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich überzeuge; so will ich mir öffentlich alles das Böſe vorbehalten, das ich, von den Ehen zu ſagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe über Männer geſpottet, welche, ohne nach Verſtand, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, ſich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schönheit verbanden, von welchen ſie wiſſen konnten, daß ſie nach einem Jahre nicht mehr, wenigſtens für ſie nicht mehr, reizend ſein würden. Aber Greif ließ ſich von keiner Schönheit blenden. Zwar Verſtand, und Tugend und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte. Er ſuchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Beſten, in einem fünfzigſten Jahre ein feuriges Mädchen vo fünfzehn Jahren heirathet, war vor meinem Sp eben ſo wenig ſicher, als eine Frau von fünfzig Jahren, welche ſich einbildet, daß die Schmeicheleien ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt: daß Frauenzimmer, ſobald ſie ihrem Mann die ewige Treue zugeſchworen, ſich mit einemmal von dem jungfräulichen Zwange des Wohlſtandes losriſſen, und ohne Vorſicht alle Ausſchweifungen begingen, die ſie vorher nur im Stillen gewünſcht, oder mit der größten Behutſamkeit begangen hatten. Zuweilen ſtellte ich ſehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müſſe, daß wir Mannsperſonen allen Frauenzimmern mit aller nur erſinnlichen Höflichkeit begegnen und allen offenbare Schmeicheleien ſagen, nur unſern Weibern nicht; und ich glaubte, gefunden zu haben, daß ſich Mann und Frau vornehmlich um deßwillen ſo kaltſinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht iſt, ſich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlſtand, oder welches einerlei iſt, der Hochmuth vieler Weiber erfordert, ſchien mir eine ſehr gegründete und beinah die vornehmſte Urſache zu ſein, daß die anſehnlichſten Häuſer am meiſten in Schulden ſtecken. Eine Frau von dieſer Art zu heirathen, war in meinen Augen der deutlichſte Beruf, bankerott zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit bedenke, die ich gehabt habe, ſo viele Bitterkeiten von den Frauenzimmern und von der Ehe zu ſagen! Es würde ſich entſchuldigen laſſen, ja gewiſſermaßen wäre es meine Pflicht geweſen, dergleichen zu ſagen, wenn es Frauenzimmer von dieſer Art in der Welt gäbe. Aber [illegible] es bekannt iſt, daß kein Frauenzimmer, welches [illegible] iſt, nicht auch zugleich Verſtand und Tugend und Erziehung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Beſcheidenheit und anſtändige Wirthſchaft glücklich macht; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heirathet, den Wohlſtand und ihre Pflicht niemals vergißt; daß eine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wolluſt, ſondern nur aus Freundſchaft liebt; daß unſere Frauenzimmer, ſobald ſie verheirathet ſind, beinah noch vorſichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da ſie wohl wiſſen, daß eine unbedachtſame Aufführung nicht allein die ſchändlichſten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, ſondern auch ihren eigenen Anbetern verächtlich iſt; da es bekannt, wenigſtens bei uns ausgemacht iſt, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit ſich nur

Univ.-Bibl.
München

ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten ſuchen, ohne um den Beifall anderer Mannsperſonen zu buhlen; daß in vornehmen Häuſern die Weiber bei ihrem Aufwand niemals vergeſſen, was ſie dem ehrlichen Namen ihrer Männer und dem künftigen Wohl ihrer Kinder ſchuldig ſind; da alles dieſes bekannt iſt, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereien rechtfertigen könnte; ſo weiß ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entſchuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu bitten.

* * *

Gewiß, Gurda, Sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als dieſen, erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich Sie für eine Thörin erklärt habe, weil Sie noch ſo eitel ſind, Ihrem verrunzelten Geſichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin jetzt ſo zerknirſcht und niedergeſchlagen, daß ich nicht einmal dieſe Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es Ihnen abbitten. Ich will ſagen, daß Ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weiß ſelbſt nicht was übertreffen, daß die Blicke Ihrer Augen noch eben ſo reizend und gefährlich ſind, wie ſie vor vierzig Jahren geweſen ſein mögen; daß Ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt; daß... mit einem Wort, ich will Sie ſo unverſchämt loben, daß Sie es ſelbſt für eine Unwahrheit halten ſollen, ſo groß auch ſonſt Ihre Eigenliebe iſt. Können Sie wohl mehr von mir verlangen?

* * *

Sehen Sie, Madame, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind Sie mit dieſen Abbitten und

Ehrenerklärungen zuſrieden? Mich dünkt, Sie können es wohl ſein. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit Ihnen und Ihren Freundinnen ganz ausſöhne. Meine künftigen ſatiriſchen Schriften ſollen von nichts, als von dem Lobe der Frauensperſonen handeln. Aber ich erſuche Sie, Madame, die Gütigkeit zu haben und Ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einſende, weil ich vielleicht ſelbſt nicht ſcharfſichtig genug ſein möchte, ſolche bei Allen wahrzunehmen, und weil ich weiß, daß Viele von ihren eigenen Vorzügen weit mehr überzeugt ſind, als ſich ein Fremder davon überzeugen kann. Madame, ich küſſe Ihnen die Hände.

⁂

Daß in meinen Augen die Heuchler ſo abſcheuliche Kreaturen waren, daran iſt niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorſagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgang mit der großen Welt, daß ich jetzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum ſoll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen und mit großem Beifall thun, die zu leben wiſſen? Sie verſtellen ſich, ſie halten eine Maske vor das Geſicht, um nicht erkannt zu werden, ſie wollen die Welt bereden, daß ſie gewiſſe Vollkommenheiten beſitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es iſt wahr; aber ſind ſie um deßwillen ſo verabſcheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen ſich zwei vornehme Freunde. Sie verſprechen einander eine

Freundſchaft, dergleichen man ſeit den Zeiten des Oreſt nicht gehört hat; ſie werden dieſen Mittag mit einander trinken und ſich küſſen, und ewige Treue ſchwören; und morgen wird einer von ihnen den andern ſtürzen. Thut ein Heuchler mehr, als dieſe thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes ſpricht, deſſen fürſtliche Pracht der Pöbel bewundert und ſein Gläubiger beſeufzt, dieſer Mann hat die große Abſicht, noch Mehrere zu betrügen, und alsdann mit einer guten Art Bankrott zu machen; hat man wohl viel Exempel von Heuchlern, die ihre Gläubiger auf dieſe Art betrügen? Und was ſoll ich von der Verſtellung derjenigen Gelehrten ſagen, die ihre Dummheit unter einer weiſen Miene verbergen? Soll ich von den Großſprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein Geliebter! Wie verführend iſt die Heuchelei einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkoſungen einſchläfern will! Und alle dieſe Laſter, alle dieſe Thorheiten entſchuldigt man, oder belacht ſie wohl gar; aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Almoſen gibt, mit bußfertiger Miene durch die Gaſſen ſchleicht, knieend und mit Thränen vor dem Angeſichte der Gemeinde betet, und ein Schelm iſt. Macht ihn vielleicht nur das vor Andern ſo verhaßt, daß er der Religion ſpottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die Urſache geweſen ſein; aber jetzt denkt unſere aufgeklärte Welt ſchon anders, und man weiß beſſer, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht iſt. Man bewundert ja diejenigen als ſtarke Geiſter, die der Religion ſpotten;

iſt es wohl billig, daß man diejenigen als Schandflecke der Natur verabſcheut, die Religion heucheln?

* * *

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, iſt gewiß eine der grauſamſten Ungerechtigkeiten, die ein Menſch begehen kann. Und doch — ich ſchäme mich, es zu geſtehen! — und doch habe ich die Ungerechtigkeit begangen; und zwar habe ich ſie an den erbarmungswürdigen, unglücklichen und elenden Menſchen begangen, die man Freigeiſter nennt. Dieſes ſind die mitleidenswürdigen Menſchen, welche, um zwanzig Jahre lang von Wenigen wegen ihres ſcharfen Verſtandes bewundert zu werden, von den Uebrigen verabſcheut und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, ſich eine Hoffnung auszureden, von welcher ſich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht ſagen ein Chriſt, mit ſo vieler Mühe zu überzeugen ſucht. Sie haben beſtändig mit den innerlichen Widerſprüchen ihres eigenen Gewiſſens zu kämpfen, welches ſie zu ihrem größten Verdruß immer daran erinnert, daß ſie vernünftige Geſchöpfe ſind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle ſpielen zu wollen, die bemerkt wird; weil es ihnen aber an Verſtand und Willen fehlt, ſo raſen ſie, um ſtarke Geiſter zu heißen. Die Ausſchweifungen ihrer Jugend ſind mit nichts zu entſchuldigen; ſie gerathen alſo auf den albernen Einfall, ſich und Andere zu bereden, daß es keine höhern Geſetze gebe, welche dieſe Ausſchweifungen verdammen; und bei dieſem Einfall haben ſie eben die ſichere Beruhigung, die ein Dieb haben mag, welcher ſich zu bereden ſucht, daß keine Geſetze ſind, die den Diebſtahl verbieten, und welcher dieſen Unſinn gegen Andere ſo lange behauptet, bis er unter dem Galgen ſteht. Gemeiniglich iſt eine ſchimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausſchweifungen; und alsdann ſind dieſe ſtarken Geiſter, welche ſo ſtolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarotzer zu werden und ſich durch ihren witzigen Einfall an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Dieſe Elenden, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich ſo oft verſpottet: wie ungerecht und lieblos habe ich gehandelt! Wär es mein Ernſt geweſen, ſie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeint, ſo hätte ich ihnen die Barmherzigkeit erzeigen, und ſie in das Tollhaus einkaufen ſollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den ſtarken Geiſtern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die abergläubiſchen Seelen. Auch an dieſen habe ich mich verſündigt: denn Abergläubiſche zu verſpotten, iſt eben ſo unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verſpotten, der immer Geſpenſter ſieht. Dieſe Unglücklichen werden ohnedem ſchon unbarmherzig genug von gewiſſen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz unter dem frommen Vorwand, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, ſie immer mit neuen Larven ſchreckt, und ihnen immer den Verſtand verdächtig macht, damit ſie ihr Joch nicht fühlen, welche ſich und der Religion zu Ehren, dieſe Milzſüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Wort, welche eher nicht ruhen, als bis ſie aus einem vernünftigen Weſen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir geweſen, wenn ich dieſen elenden Sklaven Muth gemacht hätte, ſich von ihren Banden loszureißen: anſtatt daß ich ihres Aberglaubens ſpottete. Sie dauern mich, ſo oft ich an Sie denke. Alles Vergnügen der Welt iſt ihnen ein Abſcheu. Der Frühling iſt ihnen ſchrecklich, weil im Frühling die erwachende Natur lächelt und den Menſchen von neuem belebt; nur der Winter iſt ihnen noch erträglich, und dieſes bloß wegen ſeiner langen und traurigen Nächte. Sie ſtehen ſeufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angſt, mit Thränen legen ſie ſich nieder, und ihr ſchwarzes Geblüt macht ihnen auch die Träume ſchrecklich. Das einzige wahre und beruhigende Vergnügen, welches ſie empfinden, iſt dieſes, wenn ſie andere verdammen. Verdienten dieſe Abergläubiſchen mein Mitleiden nicht.

⁂

So weit geht die Probe der verſprochenen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick verſäumen, die Fortſetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß ſich durch dieſe Probe diejenigen verſöhnen laſſen, die ich im Vorſtehenden genannt habe; und daß diejenigen, welche ich hier noch nicht genannt, eine Abbitte und Ehrenerklärung von dieſer Art verlangen.

VALEAT. RES. LUDICRA. SI. ME
PALMA. NEGATA. MACRUM. DONATA.
REDUCIT. OPTIMUM.

Horat.

(Jetzt ihr Scherze, lebet wohl,
Mag ich nun die Palm' erangeln,
Oder alles Ruhms ermangeln.)

Freundſchaftliche Correſpondenz.

Verſuch eines Tagebuchs,

vom 23ſten Mai 1759 bis den 29ſten Mai.

S....n am 23ſten Mai 1759.

Früh dreiviertel auf fünf Uhr fuhr ich von meinem Hauſe weg, und freute mich, daß ich eine ſo gute Gelegenheit hatte, das unglückliche und beängſtigte Dresden auf einige Zeit zu verlaſſen. Ich empfand die ganze Glückſeligkeit eines Menſchen, den keine Familie feſſelt, der ſeine Wohnung verlaſſen kann, ohne ängſtlich an diejenigen zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er ſie allein empfindet. Das waren ungefähr meine Gedanken, und ich glaube, ſo philoſophiſch, als ich damals dachte, iſt in der Kourierkaleſche, in welcher ich ſaß, noch niemals gedacht worden. Wenigſtens wird von einem Kourier, und wenn er auch ein Kammerjunker wäre, mehr erfordert, daß er gut reitet, als daß er gut denkt.

Ich fuhr alſo ſehr vergnügt weg, und jeder Preuße, der mir auf der Gaſſe begegnete, vermehrte dieſes Vergnügen, und verdoppelte meine

Freude, da ich hoffen konnte, ihn binnen etlichen Wochen nicht wieder zu ſehen. Kaum war ich auf der Brücke, als ich merkte, daß meine Ruhe und Zufriedenheit ſich verlor. Ich kam in die Neuſtadt, und ſchon reute es mich, Dresden zu verlaſſen. Ich überlegte, was wohl die Urſache dieſer geſchwinden Veränderung ſein möchte; ich fand ſie bald, und gab mir Mühe, mich zu bereden, daß ich ſie nicht gefunden hätte. . . .

(Hier fehlt ein großes Stück im Manuſcript.)

»Blaſet, Poſtillion, ſobald ihr in die Meißner »Gaſſe kommt,« rief ich mit Ungeduld, als ich vor dem Tempel vorbei war, in welchem die Göttin der Verläumdung, zum Glücke des menſchlichen Geſchlechts, noch ſchlummerte. Er blies, er blies dreimal, und ich erblickte Niemand in dem Hauſe meines Freundes. Sie ſchlafen noch, die guten Freunde; der Himmel laſſe ſie ruhig ſchlafen. Wie wohl thun ſie, daß ſie nicht aufwachen! Es war nur Heuchelei, daß ich mich über dieſe ſanfte Ruhe freute. Ich hätte gewünſcht, noch einmal meine Freunde zu ſehen. Ich ſah ſie nicht, Niemand ſah ich, ich war unzufrieden. Wie ungerecht, wie unbeſcheiden kann man auch ſogar durch die Freundſchaft werden! Was hatte ich für ein Recht, dieſe Aufmerkſamkeit von meinen Freunden zu fordern? Ich hatte dieſe Gefälligkeit noch den Abend vorher ſogar verbeten, als meine Freundin mir Hoffnung dazu machte. Es war um neun Uhr ein feierliches Feſt, zu welchem eine lebhafte Farbe und eine große Munterkeit der Augen gehört; was würden bei übernächtigen Augen und einer matten Farbe des Geſichts, der Hof, von

Ihren königl. Hoheiten an bis zum Kapelldiener, gedacht haben? Wie unglücklich hätte bei einem geſchwinden Aufſpringen vom Bette der Haarputz können verrückt werden, welcher den Abend vorher die halbe Familie beſchäftigte; alles dieſes wußte ich, und doch war ich ſo ungerecht, zu wünſchen, daß meine Freundin ſich noch einmal möchte ſehen laſſen. Ich empfand es bald, daß meine Wünſche unbeſcheiden waren. Ich ſchämte mich meiner Eigenliebe, und hüllte mich trotzig in meinen Pelz, um auf dem ganzen Wege nichts zu ſehen, da ich Niemand von meinen Freunden hatte ſehen können. Und ſo verhüllt, und mit mir ſelbſt unzufrieden, kam ich endlich Mittags um zwölf Uhr in S** an. Die gute und liebreiche Aufnahme meines Wirthes und der Seinigen war ganz beſonders; aber mir nicht neu und nicht unerwartet. Ich habe mit gutem Appetit gegeſſen. Ein Umſtand, der in einem Tagebuche aufgezeichnet zu werden eben nicht verdient, der aber damals ſehr merkwürdig war, weil ich die ganze Mahlzeit über von nichts, als von meiner ausgeſtandenen Krankheit, von dem dadurch noch jetzt geſchwächten Körper, und dem ganz verlorenen Appetit redete, und zu groſser Erbauung der aufmerkſamen Geſellſchaft, erſt bei der vierten Schüſſel den verlornen Appetit und meine gänzliche Entkräftung empfand. Ich merkte meinen Fehler zu ſpät, und gab mir Mühe zu huſten, mit kurzem abgeſtoßenem Odem zu reden, ein wenig zu erblaſſen, ich rieb die Stirne, und that auf meinem Stuhle ziemlich unruhig; aber Alles vergebens. Hatte man die Gefälligkeit gehabt, zwei Stunden lang nicht zu merken, daß ich ſo geſund und bei vortrefflichem Appetit war; ſo war man auch nunmehr ſo grauſam, nicht zu merken, daß ich alle mögliche Anſtalt machte, auf eine anſtändige und bequeme Art in Ohnmacht zu fallen. Ich blieb alſo für dasmal geſund, da es die Mühe nicht verlohnte, krank zu werden. Der Nachmittag ward theils mit Spazierengehen, ſo viel es die rauhe Witterung erlauben wollte, theils mit der nöthigen Einrichtung in meinem Zimmer, theils mit Quadrille zugebracht. Wir ſpeiſten, und ich ging zu Bette, wo ich bald darauf ſehr ſanft einſchlief, als ich einmal gebetet, und zweimal nach Dresden gedacht hatte.

Sehen Sie, meine liebe Freundin, das iſt die erſte Probe von dem verſprochenen Tagebuch. Was ſoll daraus werden, wenn ich von jedem Tage ſo viel ſchmieren will? Sein Sie ruhig, es wird nicht geſchehen. Wir leben hier ſo ordentlich und einförmig, daß der erſte Tag in der Woche den übrigen ſechſen ziemlich ähnlich iſt. Ich fürchte ſogar, daß es mir manche Tage an Stoff mangeln wird. Um nun dieſe nicht leer zu laſſen, werde ich Ihnen kurze Beſchreibungen von unſern Gegenden machen, von meinem Zimmer, von einigen Freunden, die in unſere Geſellſchaft kommen, reden; ich werde Ihnen kleine Anmerkungen über Stellen mittheilen, die ich den Tag über geleſen habe; und damit dieſes Tagebuch auch für mich angenehm und intereſſant werde, ſo will ich ſehr oft von Ihnen reden.

Den 2[illegible]ſten Mai.

Wie vergnügt war der heutige Vormittag! Von neun bis eilf Uhr habe ich nach Dresden geſchrieben, und meiner guten Freundin geſagt, wie hoch ich ſie ſchätze, ohne mich mit der ängſtlichen Unterſuchung zu plagen, ob ihr dieſe Verſicherung etwas mehr als gleichgültig ſein dürfte. Ich habe für Sie und die Ihrigen ziemliche Bitterkeiten mit eingeſtreut; aber ſie haben es Alle um mich verdient, und ſie müſſen es auch einmal empfinden, daß ihr Freund ein Satirenſchreiber iſt.

Mittags kam die Baroneſſe von G** mit ihrer Gouvernantin, der Hofrath von H** und der Hofrath Kl**, die beiden Vormünder, nebſt des letztern Frau an. Die Mahlzeit war lebhaft und freundſchaftlich, wie immer die Mahlzeiten eines Wirthes ſind, der mehr für das Vergnügen ſeiner Gäſte, als für ſeinen Stolz zu eſſen gibt, und lieber ſeine Gäſte aufgeheitert, als ſich bewundert ſehen will.

Es war ganz natürlich, daß ich mich dabei ſehr aufgeräumt befand. Den Hofrath von H** habe ich ſchon einmal in einer Geſellſchaft kennen lernen, und aus einer kurzen Unterredung mit großem Vergnügen gefunden, daß er weit mehr leiſtet, als ſein Aeußeres verſpricht. Den Hofrath Kl** ſah ich zum erſtenmal. Eine lange Reihe von wichtigen und einträglichen Geſchäften haben ihm eine gewiſſe Erfahrung und Dreiſtigkeit zuwege gebracht, die ſeinen Umgang angenehm und lehrreich machen. Sehen Sie, meine Freundin, wie unparteiiſch ich bin, den Verdienſten eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welcher ſich um mich ſehr wenig verdient gemacht hat, da er meiner Aufmerkſamkeit zwei Mädchen entriſſen, die in meinem Hauſe wohnten, und davon die eine, wie Sie wiſſen, nicht unangenehm und reich, und die andere, wie ich es noch beſſer weiß, als Sie es wiſſen, jung, gut gebildet, noch reicher, und alſo doppelt tugendhaft und liebenswürdig war. Von ſeiner Frau kann ich nichts ſagen. Was ſie ſpricht, und was ſie thut, iſt angenehm. Aber ich wage es nicht, ein Urtheil über ein Frauenzimmer zu fällen, das ich nur wenige Stunden geſehen habe, da ich mir noch jetzt nicht getraue, zu behaupten, daß ich ein gewiſſes Frauenzimmer vollkommen kenne, mit der ich ſeit vier Jahren faſt täglich umgegangen bin.

Die Gouvernante der jungen Baroneſſe ſcheint ihre Pflicht vollkommen zu verſtehen. Sie iſt gegen ſie zu gleicher Zeit gefällig und ernſthaft, ſie verliert ſelbige nicht einen Augenblick aus den Augen, ungeachtet ſie ſolches bei dieſer ſo geſitteten Baroneſſe vielleicht weniger nöthig hätte. Nur das finde ich zu grauſam, daß ſie das arme Kind mitten in ſeinem beſten Appetit durch ihre tyranniſche Fürſorge quält, und immer das Gericht, das ihm am beſten ſchmeckt, eben für das ungeſundeſte hält, gleich als ob ihm ein Stückchen roher Schinken den Magen verderben würde, da es aus einer Familie iſt, wo der Großvater der Wittwen Häuſer verdauen konnte. Und doch erträgt die junge Baroneſſe dieſe hofmeiſteriſche Strenge mit einer ſo folgſamen Geduld, die der große Gouverneur in Baratavia, Sancho Panſa, dicken Andenkens nicht hatte, als ihm der menſchenfeindliche Arzt eine jede Schüſſel, die ihm am beſten zu ſchmecken ſchien, am geſchwindeſten von der Tafel wegtragen ließ. Nur ein Wort noch von der jungen Baroneſſe! Ich bin mit ihr außerordentlich zufrieden. Sie hat eine geſittete Lebhaftigkeit. Sie ſchien es nicht zu wiſſen, daß ſie in der Geſellſchaft die Vornehmſte ſei; ſie war behutſam, ohne ſchüchtern zu ſein; ſie ſprach viel, ohne zu plaudern; ſie wagte dann und wann einen witzigen Gedanken, und ward freudig, wenn ſie den Beifall in den Augen ihres Onkels und ihrer Gouvernante las. Ich habe ſie auf der Promenade beinah zwei Stunden am Arme gehabt, und von hundert Materien, von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegsunruhen und dem Viehſterben, von den ſchönen Wiſſenſchaften und ihrem Hunde geſprochen. Ihre Fragen und ihre Antworten waren unverbeſſerlich. Durch ihre Fragen hat ſie mich verſchiedenemal in eine ziemliche Verlegenheit geſetzt, und auf meine Fragen immer geſchwind und richtig geantwortet. Als ich einen alten Schooshund vom Hauſe, wegen ſeiner ſchmutzigen Lebensart, ſeines mürriſchen Weſens, und ſeines neidiſchen Knurrens über ſeine Mithunde, welche aufgeräumter ſind, als er, und alſo mehr geliebt und beſſer gefüttert werden, als er, als ich dieſen unerträglichen Hund einen Philoſophen nannte; ſo machte mir die junge Baroneſſe über dieſen Mißbrauch des Witzes die artigſten Vorwürfe, vertheidigte mit einer ſehr ſatiriſchen Art alle Philoſophen, und wünſchte ſich endlich im Ernſt einen Mann zu kennen, der dasjenige wäre, was die Alten unter einem wahren Philoſophen verſtanden haben.

Noch Eins von unſerer Baroneſſe. Bei einer gewiſſen Gelegenheit warf ich die Frage auf: woher es wohl komme, daß man in jüngern und geſunden Jahren gemeiniglich ſehr gelaſſen von der Nothwendigkeit des Todes rede, im Alter aber, bei entkräftetem Körper, und bei der größten Ungemächlichkeit, doch dieſe Meinung ändere, und mit Schrecken an den Tod denke. Sie war mit ihrer Antwort geſchwind fertig, und behauptete gar weitläuftig, es komme daher, daß man in jüngern Jahren um deßwillen ſo gelaſſen vom Tode rede, weil man Urſache habe, zu hoffen, daß er noch weit entfernt ſei; im Alter aber die ſtündliche Beſorgniß zu ſterben die Menſchlichkeit unruhig mache; bei Vielen verbittere der Geiz und das Mißvergnügen, Andern ihr Vermögen zu überlaſſen, dieſe Trennung; bei noch Andern aber mache der Vorwurf, übel gelebt zu haben, und dahin zu fahren, ohne bedauert oder vermißt zu werden, den Tod ſchrecklich.

Was halten Sie davon, meine gute Freundin? Finden Sie nicht dieſe Urtheile artig und zum Theil gegründet? Wie viel verſpricht die junge Baroneſſe für ihre künftigen Jahre, da ſie ſchon im eilften Jahre alle Erwartung übertrifft! Das ſind die glücklichen Folgen der Erziehung eines vernünftigen Onkels, der zugleich ihr Herz bildet, ohne ihr Aeußeres zu verabſäumen. Wollte doch der Himmel, daß ihr der Hof ſpät, ſo ſpät als möglich, den Fehler verzeihe, daß ſie nicht Ahnen genug hat! Ihr erſter Schritt an den Hof wird uns lehren, ob ihr Verſtand, ihr gutes Herz, ihr feiner Geſchmack, wirklich Verſtand, gutes Herz und Geſchmack ſind, oder ob alles dieſes nur eine gelernte Rolle iſt.

Den 25ſten Mai.

Der heutige Tag iſt einer von denen, die ich Ihnen gleichförmige Tage genannt habe, und die ich ſehr hochſchätze, da ſie mir auf dem Lande und in einem Hauſe, wie das Haus meines Wirthes iſt, eine ſtille Zufriedenheit geben, die ich mitten in dem Lärmen oft vermißte. Wie oft bedaure ich bei dem Genuſſe einer ſo ſanften Gemüthsruhe die ängſtlichen Bemühungen der Hofleute, welche fünfzig Jahre lang unter beſchwerlichem Zwange, unter nagender Unruhe, unter dem lärmenden Gewühl glänzender Thoren, die elendeſten Sklaven und ſehr oft Betrüger ſind, damit ſie in ihrem ſechzigſten Jahre bei einer dürftigen Penſion verhungern. Verſtünden dieſe Elenden ihr Glück, ſie würden, ſobald ſie nur könnten, aufs Land flüchten, bei einer mäßigen Koſt geſund leben, einen Freund ſuchen, und unbemerkt, aber deſto glücklicher ſterben. Doch ich wünſche nicht, daß viele von ihnen auf dieſen vernünftigen Einfall kommen mögen, weil ein großer Theil der Glückſeligkeit auf dem Lande darin beſteht, daß dieſe Thoren in der Stadt eingeſperrt ſind.

Vergeben Sie mir dieſe Abſchweifung! Aber werde ich mich hüten, mehr Abſchweifungen dieſer Art einzuſtreuen? Faſt befürchte ich, daß ich mich nicht hüten werde. Denn Sie wiſſen wohl, wie oft Sie mir vergeben müſſen, ohne daß ich die geringſte Anſtalt mache, mich zu beſſern.

Ich will Ihnen eine kurze Beſchreibung eines ſolchen einförmigen Tages, wie der heutige geweſen iſt, machen, und mit Ihrer Erlaubniß, auch den kleinſten Umſtand nicht übergehen. Dadurch werde ich den Vortheil gewinnen, daß ich künftig, ſo oft ein ſolcher Tag wieder kommt, nichts weiter thun darf, als mich auf den 25. Mai beziehen.

Früh um ſechs Uhr wird es bei mir Tag; mit dem Schlage kommt mein Bedienter vor das Bett: denn da ich ſo glücklich bin, nur Einen Bedienten zu haben, ſo geſchieht Alles, was ich verlange, auf den Punkt. Er holt von mir Ordre, was ich trinken und zum Frühſtück eſſen will. Ich dehne mich ein paarmal vornehm aus, und erwarte ganz deſpotiſch Kaffee und Butterſchnitten mit aufgeſtreuter Raute. Er geht, und ich ſtrecke mich noch einmal auf meinem Bette aus, welches ſo weich und bequem iſt, daß es ſogar für einen Domherrn weich und bequem genug ſein würde. In dieſer hochwürdigfaulen Stellung erwarte ich mein Frühſtück, denke zuerſt an Sie, meine Freundin, um meinen Tag mit der angenehmſten Beſchäftigung anzufangen, theile die ſechzehn langen Stunden ein, die ich vor mir habe, müßig zu gehen, werfe den Schlafpelz über, und ſtrecke mich in einen großen Lehnſtuhl, der ſehr gemächlich, aber wenigſtens dreißig Jahre älter iſt, als ich. Der Kaffee kommt, ein Kaffee, den der Mufti nicht beſſer trinkt, und Rahm dazu, der werth wäre, von Ihnen getrunken zu werden. Bis neun Uhr bringe ich mit dieſer nahrhaften Berufsarbeit zu, und wenn ich den Abend vorher mit meinem Tagebuch nicht fertig werden können, ſo hole ich das Ermangelnde nach. Von neun bis eilf Uhr beſchäftige ich mich meiſtentheils mit Ausarbeitung ſolcher Sachen, die auf meinen Beruf Einfluß haben, und die mich oft zu einem patriotiſchen Don Quixote machen. Ich unterſuche die Fehler unſerer zerrütteten Landesverfaſſung, thue ſehr gründliche Vorſchläge von Verbeſſerung des Steuerweſens, und ſo oft ich eine ſolche Abhandlung zu Papier gebracht habe, ſo oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf ſchäme ich mich meines patriotiſchen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieſes hindert mich nicht, den folgenden Morgen in eben den Paroxyſmus zu verfallen, von Neuem zu reformiren, und mich von neuem zu ſchämen.

Seit den Abenteuern des Ritters von Mancha iſt wohl keine tollere und gefährlichere Krankheit gefunden worden, als die Vaterlandsliebe. Und wie jenem die Ritterbücher ſeiner Zeit den Kopf verwirrt machten, ſo will ich durch meine Erfahrung jeden Menſchen wohlmeinend warnen, Cato's **Lettres** und Gordens Tacitus nicht zu leſen, oder wenn er ja verwegen genug iſt, darin zu leſen, ſogleich zum Niederſchlagen der aufwallenden patriotiſchen Hitze, eine Seite vom Staatskalender auswendig zu lernen. Verzeihen Sie mir es wohl, meine gute Freundin, daß ich ſo ein Steuerpedant bin, Sie mit Sachen zu unterhalten, welche kaum der Erbmarſchall anzuhören genug Geduld haben würde? Aber Sie verzeihen mir es gewiß, ich kenne Sie zu gut, und bei dem glücklichen Vorſatz, den

Sie haben, Ihre Kenntniſſe in allen Sachen zu erweitern, muß es Ihnen einerlei ſein, ob Sie ein Buch aus dem Homer, oder einen Meßkatalog leſen. Und mich dünkt, dieſe beide Sachen ſind die äußerſten Gränzen des menſchlichen Witzes und Verſtandes.

Gegen eilf Uhr kommt mein gefälliger Wirth zu mir, fragt, wie ich geſchlafen habe, und nimmt mich zu einem Spaziergang mit, welcher bis um zwölf Uhr währt.

Das muß ich hier noch anmerken, daß um eilf Uhr die Woche ein paarmal Betſtunde iſt, die wir nicht verſäumen. Künftigen Sonntag werde ich Gelegenheit haben, Ihnen von unſerer Andacht mehr zu ſagen.

Von zwölf bis zwei Uhr eſſen wir. Mit dem Vergnügen und der Gemüthsruhe, mit welcher ich hier eſſe, mit der eſſe ich in Dresden nur ſelten, und allenfalls nur dann, wenn ich neben Ihnen am Tiſche ſitze.

Wir haben, außer dem Nachtiſch, ordentlich vier Gerichte, die gut gewählt, eben ſo gut zugerichtet und geſund ſind; einen vortrefflichen Wein, und Alles reichlich, ohne verſchwenderiſchen Ueberfluß.

Nach zwei Uhr gehen wir in den Garten, und verdauen mit eben dem Vergnügen, mit dem wir gegeſſen haben. Göttliche Spaziergänge ſind in dieſem Garten und in der ganzen Gegend. Ich hebe Ihnen die Beſchreibung davon auf, bis zu einem andern Tage.

Um drei Uhr begibt ſich ein Jeder in ſein Zimmer, ſchläft, lieſt, ſchreibt, thut was er will. Gemeiniglich leſe ich alsdann, und was ich leſe, ſollen Sie auch in dieſem Tagebuch erfahren.

Von fünf bis neun Uhr wird entweder geſpielt (denn ich ſpiele jetzt faſt täglich Quadrille um einen Preis, der die Polizeiordnung gewiß nicht überſteigt), oder man fährt, oder man reitet, oder man geht ſpazieren.

Gegen neun Uhr wird eine kleine Mahlzeit gegeſſen.

Von neun bis zehn Uhr ſitze ich neben dem Wirth auf dem Sopha, rauche, wenn ich Luſt habe, mit ihm Tabak, unterrede mich mit ihm von wirthſchaftlichen, von witzigen, von gelehrten, von politiſchen und andern Sachen, und je mehr ich mit ihm davon ſpreche, deſto mehr ſehe ich, wie viel mir noch in allen dieſen fehlt.

Um zehn Uhr wird ohne großes Geräuſch gute Nacht genommen. Ich ſetze mich in mein Zimmer, ſchreibe an meinem Tagebuch, ſtelle mir vor, daß Sie neben mir ſitzen, und daß ich alles das, was ich ſchreibe, Ihnen mündlich ſage. Je lebhafter dieſe Vorſtellung iſt, deſto angenehmer und erquickender iſt mein Schlaf, welcher bis früh um ſechs Uhr und gemeiniglich ununterbrochen dauert, und wenn ich endlich aufwache, ſo geſchieht es immer zu meiner großen Unzufriedenheit, weil mir immer träumt, daß ich bei Ihnen ſei, mit Ihnen in einem Buche leſe, Sie auf dem Flügel ſpielen höre, oder mich mit Ihnen zanke.

So iſt ungefähr mein täglicher Lebenslauf. Wie gefällt er Ihnen? Bin ich nicht glücklich? .

Am 26ſten Mai.

Das Wetter iſt heute Vormittags leidlich, nach Tiſche aber höchſt unangenehm geweſen, und wir haben uns um deßwillen eines Vergnügens begeben müſſen, das wir uns bei einer Spazierfahrt vorgenommen hatten. Seit ich hier bin, haben wir noch keine recht angenehme Stunde gehabt, nichts als kalten Wind und untermiſchten Regen.

Ich wette darauf, Sie haben auf dieſer Seite ſchon dreimal über mich und meine Predigt vom Wetter geſpottet. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Sie haben ſehr unrecht gethan. Denn auf der See und auf dem platten Lande kann man immer von Wind und Wetter reden, ohne den Vorwurf zu verdienen, den man Stadtgeſellſchaften dabei macht. Da ich hieher gereist bin, um durch öftere Bewegung meiner Geſundheit aufzuhelfen, ſo habe ich wohl ein Recht, auf Wind und Wetter zu ſchmälen, welche mir bei meiner wichtigſten Abſicht ſo hinderlich ſind. Und alſo hatten Sie nicht die geringſte Urſache, über mich zu ſpotten. W. Z. E. W.

In der Beſchreibung vom geſtrigen Tage habe ich noch einen Hauptumſtand vergeſſen, den ich heute nachholen will. Nach meiner Ausrechnung mußten die Briefe, die ich den 24ſten nach Dresden ſchrieb, geſtern halb ein Uhr in Ihrem Hauſe ſein. Um eben dieſe Zeit trat ich in Ihre Stube, fand meine gute Freundin ziemlich gleichgültig am Fenſter bei der Kommode ſitzen, und ſobald der Brief abgegeben ward, riefen Sie: »Was? ſchon »ein Brief von Herr Rabener?« Hannchen, die eben ins Zimmer trat, ward blaß, flog Friederiken in die Arme und rief ganz ängſtlich: »Gewiß genug hat er auch an mich geſchrieben. Da ſiehſt »du nun, daran iſt kein Menſch ſchuld, als du.

»Antworten thue ich gewiß nicht, darauf kann er »ſich verlaſſen!« Friederike ſchweigt, und Hannchen »hängt das Maul. Inzwiſchen kommt Herr B*. Er öffnet den Brief. »Ach! wahrlich auch an die »Gretel ein Brief, und auch an Hannchen! Wo »iſt ſie denn?« Die arme Kleine muß herbei. Sie kommt wie ein zitterndes Kind, dem die Ruthe droht. Sie will den Brief nicht öffnen; »da, lies »du ihn, Lorchen!« Der Brief wird geöffnet, und ſie verwandelt bei jeder Zeile die Farbe. Die Gretel lieſt ihren Brief friſch weg, fragt, wenn ſie antworten ſolle, und ſagt der Mama das aufgetragene Kompliment, welche lächelt, weil es ihr die Gretel ſagt. Sie, mein liebes Lorchen, treten ans Fenſter, leſen meinen Brief, ſind eben nicht unzufrieden darüber, fangen bei der einen Stelle wirklich ſchon an, ein wenig zu lächeln; faſſen ſich aber ſogleich, indem Sie ſich beſinnen, daß Sie Lorchen ſind, und daß der Brief nur von Ihrem Freunde Rabener iſt. Sie ſtecken den Brief nachläſſig in die Taſche; Herr B* verlangt ihn zu leſen. — »O ja, Sie können ihn leſen; »es ſteht gar nichts Beſonderes darin.« Er fragt, wenn Sie antworten werden? »Ach, lieber Gott!« iſt Ihre Antwort, »fragen Sie mich nur nicht ſo »viel auf einmal. Heute kommt der Klaviermei»ſter, morgen habe ich Kopfſchmerzen, übermorgen »die Kolik, und alsdann . . . Mit einem Wort, »ich will ſchon antworten.« Sie eilen mit der Ihnen eigenen Miene davon, ſetzen ſich zu Tiſch, und eſſen vermuthlich nicht. Denn was Sie da weiter gethan haben, weiß ich nicht, weil ich in dem Augenblicke, als Sie die mir immer ſo ge=

fährliche Miene machten, von Ihrem Saale weg und nach S** zurück eilte, wo ich fand, daß ich an der Tafel mitten in der Geſellſchaft ſaß, und etliche Minuten ſehr tiefſinnig, bald heiter, bald mürriſch, und in dem letzten Augenblicke beſonders ſo verdrüßlich und erſchrocken ausgeſehen hatte, daß die Geſellſchaft ſchon anfing, ſich meiner Geſundheit wegen Sorge zu machen, und die Wirthin mir eben an den Puls fühlte, da ich von meiner Zerſtreuung zu mir ſelbſt kam. Solche Zerrüttung kann eine einzige Miene von Ihnen anrichten, wenn ich auch ſechs Meilen entfernt bin. Bedenken Sie nun die traurigen Folgen, die eine ſolche verwünſchte Miene anrichtet, wenn ich neben Ihnen ſtehe. Ich muß hier aufhören; denn indem ich von dieſer unglücklichen Miene rede, merke ich, daß ich eben ſo unruhig und ängſtlich werde, wie ein Kind, wenn man bei langen Winterabenden in einer Stube ohne Licht das Mährchen von Mum Mum erzählt.

Um des Himmels willen, mein liebes Lorchen, daß ich bei meiner Rückkunft dieſe menſchenfeindliche Miene ja nicht wieder finde, oder ich flüchte über Hals und Kopf wieder aufs Land.

Am 27ſten Mai.

Ich habe Ihnen verſprochen, eine Nachricht von unſerm Gottesdienſte zu geben. Hier iſt ſie. Eigentlich iſt das hieſige Rittergut in ein Dorf, eine Stunde weit entlegen, eingepfarrt. Weil aber in dortiger Gegend die Viehſeuche heſtig wüthet, ſo iſt aus einer ſehr vernünftigen Fürſorge die Anſtalt getroffen worden, daß die Gemeine den Gottesdienſt hier im Dorfe abwartet, wo eine alte und kleine Kapelle iſt. Wer einen Begriff von dem Gottesdienſte der erſten Chriſten hat, die in Höhlen zuſammen kamen, den wird dieſe Kapelle nicht befremden. Stellen Sie ſich ein Zimmer vor, etwa dreißig Ellen lang, und halb ſo breit, das mit dicken ſchmutzigen Mauern eingefaßt iſt, und das Licht durch ein paar kleine Fenſter empfängt. Auf dieſen Mauern ruht eine hochgewölbte Decke von braun angeſtrichenen Bretern, welche dem Gebäude ziemlichermaßen das Anſehen eines Kobers gibt. In der Kirche ſelbſt finden Sie die Anſtalten zu allen kirchlichen Gebräuchen, und einen Altar, der noch dieſen Sommer prächtiger ausgeputzt werden ſoll, jetzt aber ſich nur in einem leichten Negligee von grünem Taffet zeigt,

and Pulpit, Drum Ecclesiastick
is beat with Fist instead of a Stick;

welches aber nur vom Advent bis Faſten geſchieht. Auf einer ſogenannten Emporkirche ſteht ein Poſitiv, welches von Silbermann iſt. Der Bader hieſigen Orts ſpielt darauf, und macht der chriſtlichen Gemeine viel Ehre. Eine Stunde vorher barbierte er mich, und trat mir ziemlich derb im Geſicht herum; Sie können alſo wohl glauben, daß er das Poſitiv nicht ſchont. Da er ein ſo wichtiges Glied der Kirche iſt, ſo hat er ein Recht, mit einer ſehr erbaulichen Ernſthaftigkeit auf ſeiner Bank zu ſitzen; ich wünſchte nur, daß er ſich weniger ſchaukelte, denn er wackelt beſtändig hin und wieder, nicht anders, als ein türkiſcher Junge, der die Sprüche aus dem Alkoran lernt.

Die zweite Stütze der hieſigen Kirche iſt ein Menſch mit ziemlich ordentlich ausgekämmten Haaren und einer ehrwürdigtrotzigen Miene. Die Bauern, die ihm nicht gut ſind, nennen ihn den Kinderlehrer; er aber nennt ſich den Katecheten, und ein paar junge Bauerweiber nennen ihn auch ſo, weil ſie ihm nicht ſo gram ſind, wie ihre Männer. Dieſer Menſch muß in der Kirche leſen, und die Lieder anfangen. Das Erſtere verrichtet er ziemlich gut, und das Letzte, ſo gut er kann. Sein Intoniren iſt erzketzeriſch. Weil er nicht ſingen will, wie der gemeine Bauerpöbel im Dorfe, ſo ſingt er ſo gräßlich, daß Menſchen und Vieh zittern möchten. Stellen Sie ſich ein Maul vor, das eben nicht das kleinſte in hieſigem Dorfe iſt; dieſes Maul preßt er in den linken Winkel zuſammen, und den rechten ſperrt er ſo weit auf, daß man ihm bis in den tiefſten Abgrund des Magens ſehen kann. Sodann preßt er mit verwendetem Halſe den andächtigen Wind hervor, mit welchem er Gott loben und ſeinen Nächſten erbauen will, und intonirt oder miaut vielmehr, wie ein zärtlicher Kater, ganz unvernehmliche Töne; und wie er ſingt, ſo betet er auch. Alle ſeine Vater Unſer kaut er, und bei Menſchen würde dieſe Kreatur ſchwerlich Erhörung finden.

Ich hatte verſprochen, Ihnen eine Nachricht von unſerm Gottesdienſt zu geben, und ich ſehe, daß ich Ihnen von nichts erzählt habe, als von dem Bader und von dem Kinderlehrer. Ich will Ihnen auch weiter nichts ſagen, als daß der Probſt Reinbeck predigte, und doppelt erbaulich und angenehm geweſen ſein würde, wenn er nicht durch den frommen Rachen des Katecheten hätte predigen müſſen.

Unter dem Gottesdienſte kam das Fräulein von W** mit ihrer feiſten Gouvernante. Wir haben heute, da ohnedem das Wetter angenehmer war, als bisher, uns ſehr wohl vergnügt, und Anſtalt gemacht, uns morgen und übermorgen noch beſſer zu vergnügen. O! wären Sie doch bei uns, meine gute Freundin! Kommen Sie, ich beſchwöre Sie, kommen Sie gleich! Aber das werden Sie nicht wagen. Ihr böſes Gewiſſen wird Sie zurückhalten. Sie würden das jüngſte Fräulein nicht anſehen können, ohne mit zerknirſchtem Herzen an die Bosheit zu denken, die Sie mir erwieſen haben. Himmel, was für eine unerſchöpfliche Quelle von Heuchlei, dreiſter Verwegenheit und ſchalkhaften Muthwillens! Und das Alles mit einer ſo gelaſſenen, frommen und ehrlichen Miene, beinah ſo gelaſſen, fromm und ehrlich, als die meinige iſt! Sind Sie nicht ein gefährliches Mädchen? Immer entdecke ich neue Fehler an Ihnen; aber zum Unglück ſind mir ſogar Ihre Fehler liebenswürdig.

Heute habe ich genug geplaudert; ich werde ſchläfrig. Morgen wird für mich ein vergnügter Tag ſein, einer von den vergnügteſten, die ich in S** erleben kann. Wie freue ich mich darauf! Wie lang wird mir die Nacht werden! O! wäre er ſchon da, dieſer vergnügte Tag! Habe ich nicht Urſache, ungeduldig zu ſein; denn morgen früh gegen ſieben Uhr bekomme ich von Ihnen Briefe. Gute Nacht!

Den 2ten Mai.

Noch vor ſechs Uhr ſtand ich auf, und jagte meinen Bedienten aus dem Bett. »Lauft, geſchwind »lauft hinunter und fragt: ob Briefe mit der Poſt »angekommen ſind?« Er ging mir viel zu ſachte, ob er ſchon ziemlich eilte. »Trödelt aus!« rief ich ihm nach, ging in meinem Zimmer mit geſchwinden Schritten auf und ab, und erwartete mit unruhigem Vergnügen einen Brief von meiner Freundin. Was wird ſie ſchreiben, die gute Freundin? Vermuthlich einen langen Brief, denn ſie weiß, daß mir auch ihre längſten Briefe zu kurz ſind. Sie wird ſich rächen, und mir Vorwürfe machen, die eben ſo bitter ſind, als die meinigen; denn ob ſie ſchon, außer ihrem Brief an die Babet, keine Satiren geſchrieben hat, ſo iſt ſie doch eben ſo ſatiriſch, als ein Autor von Profeſſion. Viel Neues wird ſie mir ſchreiben von Hofe und von ſich; und das Letzte wird für mich das Wichtigſte ſein. . . . Krank? — das wolle der Himmel nicht! Nein, ſie wird recht geſund ſein; denn ich habe es ihr von ganzem Herzen gewünſcht, da ich abreiſte. Ich will viel wetten, ihr Brief wird freundſchaftlicher und weit gefälliger ſein, als ihre Unterredungen meiſtentheils ſind. . . . Aber wo bleibt mein Bedienter? Das iſt ein unerträglich langſamer Menſch! — O! wenn ſie mir ſchriebe, daß ſie meine Rückkunſt wünſchte, wie ſchmeichelhaft würde mir dieſes Kompliment ſein! Es iſt nur ein Kompliment, ich weiß es; aber doch würde ich ſtolz darauf ſein, weil mir es die Lorchen macht. Ich guter Narr! — Babet läßt mich gewiß auch grüßen; tauſendmal will ich ſie wieder grüßen laſſen, die vortreffliche Freundin meines Lorchens. Aber warum nicht auch meine Freundin? das laſſe ich mir durchaus nicht nehmen. . . . Aber wo bleibt mein Bedienter? Er wird eben ſo ein fauler Eſel — O! da kommt er, mit einem großen Pack Briefen! »Nun, mein lieber guter Johann, »ſeid ihr ſchon wieder da? Gebt her! Steuerſachen? wie kommt das auf den Brief? Gewiß genug ſind ſie mit eingeſchlagen. — Ein Brief; — wieder ein Brief; — ein Bericht, — o! der hätte warten können. . . . Da finde ich keinen Brief von meiner Freundin; vielleicht ſteckt er hierin? — Nichts, überall nichts! — Das kann ich doch nicht begreifen. — Noch ein Supplikat von einem bedrückten Bauer — Der Bärenhäuter hat gewiß Unrecht. — Das kann ich doch nicht begreifen! . . . »Befehlen Sie Thee, oder Kaffee?« — »Was Ihr »wollt.« »Befehlen Sie Milch? — »Wie Ihr »wollt.« »Bringe ich Brodſchnitte mit?« — »Ins »Henkersnamen, wie Ihr wollt! Habt ihr bald ge»nug gefragt?« . . . Das kann ich doch nicht begreifen! — Am Freitag zu Mittag — ja, da müſſen ſie die Briefe bekommen haben. — Der Nachmittag — der ganze Sonnabend, — geſetzt auch, daß der Muſiklehrer gekommen wäre. In der Zeit kann man doch wohl ein Briefchen ſchreiben. — Und wenn ich gleich glaubte, ſie wäre . . . o nein! ſie war ja geſund, da ich wegreiſte. — Ich habe ſie ſo ſehr, ſo ſehr gebeten — und ſie verſprach mirs auch. — Das kann ich doch nicht begreifen! . . . »Was für elenden Kaffee habt Ihr »mir gebracht? Nehmt ihn weg. — Nun, was »ſieht mich der Narr an? Den Kaffee ſollt Ihr

»wegnehmen! Ich will Euch ſchon rufen, wenn ich »Euch brauche.« — Es iſt warm heute, unerträglich warm heute. . . . Nein, mein gnädiges Fräulein, unmöglich kann ich heute Vormittags ſpazieren gehen — vielleicht komme ich nach. . . . Nein, ich bitte unterthänig, warten Sie auf mich nicht, ich komme gewiß nach. — Wie geſagt, ich kann unmöglich — Kopfſchmerzen habe ich — ja, es kann wohl ſein, daß ich mich geſtern erkältet habe. — Ich komme gewiß nach — aber ich ſage Ihnen, es iſt mir nicht wohl . . . O! martern Sie mich nicht mit ihrer Gnade! Gut, ich bin verdrüßlich: es ſei drum, wenn Sie das lieber glauben wollen — warten Sie nur nicht auf mich! — Nun, wenn Sie es ſchlechterdings wiſſen wollen; ich habe Briefe aus Dresden bekommen, die mir den Kopf wirbelnd gemacht haben. — »Von der Mademoiſelle »D**?« Wie kommen Sie auf die? So gute Freunde ſind wir eben nicht. Sie hat mehr zu thun, und ich . . . ja, ein paar Briefe etwa, und das iſt ſchon ſehr lange. — Schreiben thut ſie zwar ſehr gut, das muß ich Ihnen ſagen, vortrefflich, und ſchreibt oft; aber an mich nicht. . . . Nein, mit Ihrer Erlaubniß, da fragen Sie mich zu viel. . . . Kommen Sie, wir wollen ſpazieren gehen! . . . Was für eine traurige Promenade war das! Ich bin grauſam müde, — und wenn es nur ein kleines Briefchen, nur ein paar Zeilen, nur ein Wort geweſen wäre; ſie weiß doch, wie ſehr ich mich auf ihre Briefe freue! Ja, wenn es ihr etwa ſauer würde — Das kann ich doch nicht begreifen! Nun, mein Entſchluß iſt gefaßt. Nein, dasmal iſt er gewiß gefaßt . . . Schon zur Tafel?

Was für eine traurige, einförmige, langweilige Mahlzeit! Nicht ein Biſſen gut gekocht! Und der Wein? . . . pfuh! ich weiß gar nicht, wie die Geſellſchaft ſo aufgeräumt und luſtig ſein kann! Ich dächte, die jetzigen Zeiten wären nicht darnach. — Es muß doch eine grauſame Ueberwindung koſten, an einen guten Freund — zu ſchreiben, und der Sekretär W* . . . . Nun, mags doch! Mein Entſchluß iſt gefaßt, das ſoll wahr ſein — »Wenn Jemand nach mir fragt, Johann, ich ſchlafe — bis um fünf Uhr wenigſtens.« — Der Teufel mag in dem Lärmen ſchlafen — Alles geht mir heute der Quere — Es ſoll mich doch verlangen, was für eine Entſchuldigung ſie vorbringen wird. O! fehlen wird es daran nicht; aber — Nu, nu . . . Nein, nimmermehr nicht — mags doch! — Schön ſind ihre Briefe, es iſt wahr, vortreflich ſind ſie, und leſen ſich ſo angenehm, ſo . . . Nun, es ſei drum! Wie müßte ich thun . . . »Was gibt es »denn ſchon wieder? Mit eurer verfluchten Qua»drille! Sagt, ich käme gleich —« Dem Himmel ſei Dank! das war auch überſtanden. — Noch eine ſaure Stunde bei der Tafel — Gut, auch dieſe war vorbei! Nun zu Bette! werde ich auch ſchlafen können? — Wie unglücklich bin ich mit meiner Freundſchaft! Immer muß ich . . . Auf eine Viertelſtunde, auf eine kleine Viertelſtunde, wäre es nur angekommen — zu ſo einem Briefchen. — und ſie hat mirs ausdrücklich verſprochen — Es iſt gut, an die Bader . . . aber an die Bader iſt allemal Poſttag! — »Johann zieht mich »aus! löſcht das Licht aus!« — Einmal für allemal, das kann ich doch nicht begreifen!

Den 29ſten Mai.

Freilich konnte ich es geſtern nicht begreifen, und ich legte mich mit feindſchaftlichem und rachſüchtigem Herzen zu Bette. Mein Entſchluß war gefaßt, und vielleicht im ganzen Ernſte gefaßt; aber wie wenig kannte ich mich! Ich hätte mich beſinnen ſollen, daß es, auch bei den größten Beleidigungen, mir niemals möglich geweſen iſt, länger als vier und zwanzig Stunden mit Ihnen zu ſchmollen; und daß alſo bei dieſer kleinen Nachläſſigkeit im Schreiben, meine grimmige Wuth kaum ſechs Stunden widerhalten würde. Und in der That dauert ſie kaum ſo lange. Denn heute früh um fünf Uhr wachte ich auf (es war ſchon ein gutes Zeichen, daß mich die freundſchaftliche Verzweifslung beinah ſechs Stunden ſo ſanft und ruhig hatte ſchlafen laſſen); ſobald ich erwachte, fiel mir mein geſtriger Zank mit Ihnen ein. Ich ſtellte mir Sie mit meinem Tagebuch in der Hand vor. Sie hatten Ihre natürliche trotzige Miene, welche meine Uebereilung zu verdammen ſchien; und mitten in dieſem Trotz glaubte ich einen gewiſſen freundſchaftlichen Blick wahrzunehmen, welcher meinen ganzen Zorn entwaffnete. Ich gab mir Mühe, Entſchuldigungen für Sie auszufinden; ich glaubte dergleichen zu finden; aber ich gab mir auch eben ſo viele Mühe, nicht zu unterſuchen, ob ſie gegründet wären, weil ich ſchlechterdings verlangte, daß Sie Recht behalten ſollten. Sehen Sie, meine gute Freundin, ſo gefällig iſt Ihr Rabener; ſo gut meint er es mit Ihnen; ſo viel Mühe gibt er ſich in wichtigen und gleichgültigen Sachen, durch eine beſtändige Achtung und ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf alles das, was Ihnen angenehm ſein kann, Sie zu überzeugen, daß er Ihr wahrer, und obſchon nicht der erſte, doch der Ordnung nach wenigſtens der zweite Ihrer guten Freunde iſt. .

. . . .

Voll von Freundſchaft und Vergnügen war ich bis hieher gekommen, als ich von der Poſt drei angenehme Briefe aus Ihrem Hauſe vom 28ſten Mai erhielt, von Ihnen aber nicht eine Zeile, auch die geringſte Spur nicht fand, daß Sie in Willens gehabt hätten, an mich zu ſchreiben, oder, daß es Ihnen eingefallen wäre, wegen dieſer unterlaſſenen Antwort meine Freundſchaft beruhigen zu laſſen. Dieſe Gleichgültigkeit iſt mir unerwartet. Vielleicht bringt die morgende Poſt, was ich ſo ſehr wünſche. Und geſchieht es auch alsdann nicht, . . . ich wage es nicht, mich zu erklären; aber ich wage es noch weniger, mein Tagebuch fortzuſetzen. Denn da es ſcheint, daß Ihnen der kleine Brief vom 24ſten Mai ſehr gleichgültig geweſen, ſo muß ich befürchten, daß Ihnen dieſer Traktat, welcher aus ſieben langweiligen Briefen beſteht, gar ekelhaft werden möchte.

Meine liebe Charitas,

Unſer Briefwechſel iſt mir viel zu angenehm geweſen, als daß ich nicht auf ein Mittel hätte denken ſollen, Ihnen eine Gelegenheit zu verſchaffen, wie Sie deſſelben ſich fleißig erinnern, die nützlichen und guten Gedanken, die man Ihnen in die Feder gelegt, täglich vor Augen haben, und meine freundſchaftlichen Lehren und Warnungen ſich immer bekannter machen können. Ich habe geglaubt, daß dieſes am füglichſten geſchehen möchte, wenn ich alle Briefe, wie ſie von Zeit zu Zeit von uns und den beiden verkappten Barbern geſchrieben worden, zuſammenbringen ließ. In dieſem Bändchen ſind ſie alle beiſammen. Ich werde wegen dieſer Aufmerkſamkeit für Ihr Beſtes mehr

---

Zu beſſerm Verſtändniſſe dieſer Briefe diene folgende kleine Anekdote. Der ſelige Rabener ging in einem gewiſſen angeſehenen Hauſe aus und ein, wo ſich ein paar junge Frauenzimmer befanden. Dieſe geriethen auf den ſcherzhaften Einfall, mit ihm einen Briefwechſel unter einem erdichteten Namen zu unterhalten. Ein paar Wochen lang wußte er nicht, woran er war; ein Zufall aber entdeckte ihm die Verfaſſerin. Er ließ ſich nichts davon merken, und ſchrieb ſo lange in dem vorigen Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand. Dieß gab ihm inzwiſchen Gelegenheit, den Scherz in ſeinen Antworten den Perſonen gemäßer einzurichten.

belohnt ſein, als ich ein Recht habe, es zu verlangen, wenn Sie dafür meine gute Freundin bleiben. Leben Sie wohl. Dresden am 26ſten März 1758.

Rabener.

Mein Herr,

Das iſt der erſte Brief, den ich in meinem Leben ſchreibe. Ich bin ein Mädchen von drei bis vierhundert Wochen. Vor etwa drei Monaten habe ich angefangen ſchreiben zu lernen. Man ſagt, ich ſchriebe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübſch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie ſollen Richter ſein. Belieben Sie Ihre Gedanken davon nur einigen von Ihren guten Freunden zu ſagen, ſo will ich ſie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht: erfahren ſollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freiheit. Ich bin Ihre Dienerin und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

Dresden am 9ten December 1757.

Recht ſchön, meine artige kleine Correſpondentin, allerliebſt ſchön ſchreiben Sie. Ganz gewiß müſſen Sie ſich in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich kann ein Frauenzimmer von vierhundert Wochen ſo richtig und ſo fein ſchreiben. Aber ich beſinne mich, das ſchöne Geſchlecht braucht kaum ſo viel Monate, als wir Mannsperſonen

Jahre brauchen, recht gut, oder recht ſchlimm zu werden.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieſes noch nicht verſtehen, ſo fragen Sie nur Ihre Tanten, die werden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ich ſolle Ihnen nicht ſchmeicheln? O! merken Sie ſich die Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Mannsperſonen ſind ſo aufrichtig, als ich bin. Sobald Sie achthundert Wochen alt ſind, werden Sie erfahren, daß ich heute wahr geredet habe. Sie ſchreiben mir doch bald wieder? Wie ſorgfältig will ich Ihren Brief aufheben, da er, wie Sie ſagen, der erſte iſt, den Sie in Ihrem Leben ſchreiben. Mir wird er allemal ſchätzbar, und künftig für Viele ein Heiligthum ſein, die Ihre Briefe vergebens wünſchen. Habe ich Ihnen nunmehr genug geſagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Namen? Ich möchte mich gern mündlich bei Ihnen bedanken, und Ihnen die Hände küſſen.

Rabener.

Mein Herr,

Iſt es wahr, daß Sie ſich die Mühe nehmen, und mir auf meinen geſtrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbracht, hat mir es beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchſtabiren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben! Schreiben Sie geſchwind, die Frau ſoll darauf warten. An ſolche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geſchrieben. Ich möchte ſchon wiſſen, was Sie ſich für eine Vorſtellung von mir machen? Warten Sie, ich will ſehen, ob ich mich beſchreiben kann. Ich bin zu meinem Alter weder zu groß noch zu klein; ſchön ſehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig — manierlich . . . Ich will aufrichtig ſein. So gar ſehr artig und manierlich, als viele Andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernſthaft, als luſtig, und halte mich gern zu erwachſenen Perſonen, die ſittſam und verſtändig ſind. Ich habe . . . nein, das ſagt Charitas nicht. Schweigen muß ſie, ſonſt wird ſie ſich verrathen; das thut ſie nicht.

Mein Herr, Charitas iſt Ihre gehorſame

Dienerin.

Am 9ten December, Abends.

Sie ſind ſchalkhaft, meine kleine Freundin, beinahe ſo ſchalkhaft, als ein erwachſenes Frauenzimmer. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute kennen lernen. Sie können wohl glauben, daß ich mich ſehr darauf freute. Voll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief, ich lief ihn flüchtig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweimal mit der größten Aufmerkſamkeit durch, und nun weiß ich heute eben ſo wenig, als ich geſtern wußte. Aber nehmen Sie ſich in Acht, meine gar zu verſchwiegene Charitas! ich habe ſchon mit dem Amtmann geſprochen. Noch in dieſer Woche, vielleicht morgen, ſoll durch die ganze Stadt in allen Quartieren Hausſuchung gethan werden. Alle Frauenzimmer von drei bis vierhundert Wochen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu ſchön und nicht zu häßlich, mehr ernſthaft als luſtig ſind; alle dieſe Frauenzimmer ſollen zuſammengebracht werden. Was wetten wir, ich ertappe Sie? Ich werde eine jede nach der Reihe fragen: ob ſie artig und manierlich ſei? Und wenn eine darunter iſt, die es aus Beſcheidenheit läugnet, daß ſie es ſo wäre, wie viele von ihren Jahren, dieſe iſt gewiß meine verſteckte Charitas. Wird Ihnen nun bald Angſt? — Wie? ich glaube, Sie lachen gar noch darüber? Nun, warten Sie nur; gewiß, gewiß ertappe ich Sie; und wie ſoll ich ſie hernach beſtrafen?

Rabener.

Mein Herr,

Ei, wie freue ich mich, daß Sie an meine kleine Muhme ſchreiben! Nicht wahr, an mich ſchreiben Sie nun auch? Aber ich frage nicht, ob Charchen beſſer ſchreibt, als ich; denn Charchen iſt auch älter, als ich. Aber wenn Sie noch mehr an Charchen ſchreiben wollen, da will ich auch recht hübſch ſchreiben lernen; ich laſſe mir aber doch keine Linien ziehen. Ach! hören Sie, wenn Sie mir ſchreiben, will ich auch mit keiner Puppe mehr ſpielen; aber Charchen ſpielt noch mit Puppen, und hat einen Hampelmann, der heißt Wilhelm. Ach! ich möchte gern wiſſen, welche Sie für die Leichtfertigſte hielten? Nicht wahr, mich nicht? Charchen ſagte mir in der Schreibſtunde, daß ſie gleich den andern Tag wieder ein Briefchen von Ihnen erhalten, und das hätte ſie in ihr Schränkchen verſteckt; wenn Sie mir aber ein Briefchen ſchicken, das will ich allen Leuten weiſen, und da werden die Leute ſprechen: Ei, hat er denn auch kleine Mädchen lieb? Nicht wahr, das iſt beſſer? Aber Sie müſſen mir auch antworten; ſonſt lacht mich Charchen aus. Auf mein Briefchen dürfen Sie nur ſchreiben: An die kleine Barbara, Couſine der Charitas.

Barbara.

Am 11ten December 1767.

Das iſt eine verzweifelte Sache, mein gutes Barberchen. Ich ſoll ſagen, wer am leichtfertigſten iſt: ob Sie, oder Ihre Couſine Charitas? Ich dächte nun . . . was meinen Sie wohl, was ich dächte? — ich dächte, Sie wären am leichtfertigſten. Warum? — das will ich Ihnen gleich erzählen. Charitas ſagt von ſich ſelber ſehr wenig Gutes, und von Ihnen hat ſie mir gar nichts Böſes geſagt; aber Sie ſagen mir von der Charitas, daß ſie nach Linien ſchreibe, daß ſie mit Puppen ſpiele, und ich weiß ſelbſt nicht, was Sie mir Alles von ihr ſagen. Habe ich nicht Recht, daß Sie leichtfertiger ſind? Ich glaube auch, daß mich Charitas lieber hat, als Sie mich haben. Denn ſie verſteckt meine Briefe in ihr Schränkchen, und Sie wollen meinen Brief allen Leuten weiſen: das ſehe ich nicht gern.

In vierzehn Jahren werden Sie mich ſchon verſtehen. Schreiben Sie mir doch bald wieder, ob ich Recht habe; aber ſein Sie verſchwiegener, und zeigen Sie dieſen Brief keinem Menſchen, am wenigſten Ihrer Mama. Das merken Sie ſich einmal für allemal. Ich küſſe Ihnen Ihre kleinen Hände.

Rabener.

N. S.
Wiſſen Sie denn wohl, daß der Charitas ihr Hampelmann eben ſo heißt, wie ich? Das hat wohl was zu bedeuten. Noch Eins: ſind Sie wohl großmüthig genug, Ihrer Charitas zu ſagen, daß für ſie ſchon ſeit vorgeſtern ein Brief bei mir liegt?

Mein Herr,

Ich bin ſchon wieder da; haben Sie etwas zu thun, ſo leſen Sie nicht weiter. Ich komme nur, mich für Ihren ſchönen Brief gehorſamſt zu bedanken. Ach, wenn ich ſo ſchreiben könnte! Glauben Sie wohl, daß ich es mit der Zeit lernen ſollte? Ich wollte recht fleißig ſein. Ich weiß auch wohl, wen ich gern zu meinem Lehrmeiſter haben möchte; aber wer wird ſich mit ſo einem kleinen Mädchen, wie ich bin, die Mühe nehmen? Zum wenigſten will ich mir bei Ihnen ausbitten, daß ich noch etlichemal an Sie ſchreiben darf, und da müſſen Sie mir auch erlauben, daß ich noch nicht ſagen darf, wer ich bin; denn ſobald Sie das erfahren, ſo wird die ganze Freude aus ſein. Soll ich die Woche ein- oder zweimal ſchreiben? —

Sie antworten mir aber doch auch? Denn daran iſt mir am meiſten gelegen. Sie ſchreiben gar zu ſchön, und ich weiß Jemand, der mir, was ich nicht verſtehe, erklären ſoll. Den Jemand kennen Sie auch. Meine Tanten kann ich nicht darum fragen. Ich habe nur Eine, und die bekomme ich ſelten zu ſehen. Leben Sie wohl. Wenn darf ich denn wieder erſcheinen?

Charitas.

P. S.
Verbieten Sie doch Ihrem ſchlauen Diener, daß er meiner Briefträgerin nicht mehr nachſchleicht.

Am 12ten December 1757.

Da haben Sie zwei Briefe auf einmal. Seit Freitags habe ich mit Schmerzen auf eine Antwort von Ihnen gewartet. Ich glaubte ſchon — verzeih mirs Gott — ich glaubte ſchon, Sie wären unbeſtändig und mir in meiner Correſpondenz untreu geworden. Denn, ob Sie gleich noch ein ſehr junges Frauenzimmer ſind, ſo ſind Sie doch ein Frauenzimmer. Ja, meine liebe Charitas, alle Wochen zweimal, — ſiebenmal ſchreiben Sie alle Wochen, wenn Sie wollen. So oft ich kann, werde ich antworten, und manchmal habe ich viel Zeit. Fahren Sie nur fort; Sie werden in Kurzem noch viel beſſer ſchreiben lernen, als ich es kann, denn ich ſehe ſchon durch die Brille. Wollen Sie mich im Ernſt zum Lehrmeiſter annehmen? O! verſuchen Sie es; ich bin recht fromm, und Mädchenſchulmeiſter habe ich ſchon in meiner Jugend werden wollen. Aber darf ich denn inzwiſchen gar nicht wiſſen, wer Sie ſind? Gut, ich will es auch nicht wiſſen. Mein Bedienter ſoll auch Ihrem verſchwiegenen Courier nicht mehr nachſchleichen. Das iſt eine verſtockte Frau! Sie hat mir gar nichts geſtanden. Darf ich denn auch nicht wiſſen, wer der Jemand iſt, der Ihnen Alles erklärt, und den ich kennen ſoll? Wenn ich nur zum wenigſten das wiſſen ſollte! Noch Eins. Haben Sie denn noch eine jüngere Couſine, die Barbara heißt? Sie hat mir am Sonnabend geſchrieben, recht viel Böſes von Ihnen geſchrieben; aber ich habe ihr geſtern kurz und gut geſagt, ich glaubte das Alles nicht; ich habe ſie brav ausgeſcholten, aber ich war auch recht böſe auf die leichtfertige Barbara. Ihren Jemand grüßen Sie von mir aufs Verbindlichſte. Nur den Jemand? Aber Sie ſchütteln mit dem Kopfe. Gut! von Ihnen laſſe ich mir Alles gefallen. Leben Sie wohl!

Rabener.

Mein Herr,

Ich bitte zwar um Verzeihung, daß Sie ſo oft überlaufen werden; ich kann mir aber nicht helfen. Geſtern Nachmittag waren Sie nicht zu Hauſe. Alſo konnte ich auch keine Antwort bekommen, und gleichwohl möchte ich gar zu gern wiſſen, ob Sie mir erlauben, noch weiter an Sie zu ſchreiben, und wie vielmal die Woche? wenn es auch nur Einmal wäre. Ach ja, das erlauben Sie, bitte bitte ganz gehorſamſt.

Charitas.

Am 18ten December 1757.

Nun ſchreibe ich den dritten Brief an Sie, meine liebe Charitas; aber vielleicht wird er eben ſo wenig abgeholt, wie die erſten beiden. Es geht Ihnen wie allen vornehmen Leuten; je mehr Bediente, deſto ſchlechtere Bedienung. Jeden Brief ſenden Sie mir durch ein neues Geſicht, und dieſe kommen wohl gar nicht wieder, oder doch, wenn Niemand zu Hauſe iſt. Ihre erſte Briefträgerin war wohl die beſte; dieſe wollen wir zu unſerm Briefwechſel verpflichten laſſen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung? Wenn dieſer Brief wieder liegen bleibt, ſo laſſe ich unſere ganze Correſpondenz in den Dresdner Anzeiger ſetzen, damit Sie erfahren, daß ich Ihnen geantwortet habe. Soll ich das thun? A Dieu!

Rabener.

Ei, ei, wenn der Herr Amtmann wüßte, daß Sie ihn zum Popanz machten, was würde er ſagen? Fürchten Sie ſich aber nur nicht; dasmal ſoll er nichts erfahren. Den Spaß möchte ich wohl ſehen, wenn wir Kinder in zwei Reihen ſtünden, und Sie gingen mitten durch, und fragten eins nach dem andern: Biſt du es, mein Kind, oder biſt du's? Nimmermehr hätten Sie es erfahren ſollen. Es gibt auch leichtfertige Mädchen unter uns, die hätte ich angeſtiftet, daß ſie Sie und den Herrn Amtmann hätten zu lachen gemacht; aber ſo iſt es beſſer. Ich habe Sie noch einmal ſo lieb, daß Sie nicht wiſſen wollen, wer ich bin, und daß ich ſo oft ſchreiben darf, als ich will. Sie ſagen mir ſo viel ſchöne Sachen, daß ich nicht weiß, für was ich mich zuerſt bedanken ſoll. Das aller — allerliebſte iſt mir, daß Sie mich zu Ihrer Schülerin annehmen wollen. Sie werden ſehen, daß ich recht hübſch folge. Fragen Sie im rechten Ernſt, ob ich noch eine Couſine habe, die Barbara heißt? Das iſt ein fürchterlicher Name, den habe ich noch niemals gehört. Und die hat an Sie geſchrieben? Und die hat Böſes von mir geſchrieben? Von mir? Das kann unmöglich ein kleines Mädchen ſein. Es iſt ſchon recht, daß Sie ſie brav ausgeſcholten haben. Hat ſie denn auch geſagt, wie ſie ausſieht? Wenn ſie nun ſchöner wäre, als ich, blieben Sie deßwegen doch mein Herr Lehrmeiſter? Wenn ich mich nur nicht abgemalt hätte! Ich bin nun eben nicht ſogar . . . Das Ding verdrießt mich. Schreiben Sie ihr etwa bald wieder? Wollten Sie wohl ein Briefchen von mir mit einſchlagen? Barbara! nein, Barbara möchte ich nicht heißen. Nicht wahr, Charitas klingt ſchöner?

Charitas.

Am 16ten December 1737.

Alſo ſoll ich wirklich Ihr Lehrmeiſter werden? Ja, meine liebe Schülerin, darauf bin ich recht ſtolz, weit mehr ſtolz, als kleine Mädchen, die nicht ſo vernünftig, wie Charitas denken, auf neue Kleider ſind. Was werde ich nicht für Ehre mit Ihnen einlegen! Aber, wie mache ich es, wenn ich Sie ſtrafen ſoll, da ich nicht weiß, wer Sie ſind, und wo Sie wohnen? Doch ich bin überzeugt, Charitas ſtraft ſich ſelbſt, wenn ſie ja einmal fehlt, und ſie fehlt gewiß nur ſelten. Haben Sie denn im Ernſt keine kleine Muhme, die Barbara heißt? Das iſt für mich ein neues Räthſel. Und hätten Sie vier Barben zu Muhmen, ſo bleiben Sie mir doch die liebſte. Halten Sie das wirklich für den bitterſten Vorwurf, den Ihnen Barbara machen könnte, wenn ſie geſagt hätte, daß ſie ſchöner wäre, als Charitas? O wie ähnlich ſind ſich doch die Frauenzimmer von *** ja, vielleicht von dem Jemand an bis auf die Charitas! Barbara hat mir von Ihnen das nicht geſagt. Und ich bin gewiß, wenn Charitas nicht ſo ſchön, ja, und wenn ſie ſogar häßlich ausſähe, ſo würde ich ſie doch wegen ihrer andern guten Eigenſchaften unendlich hochſchätzen. Bei einem artigen und tugendhaften Mädchen vermißt man die Schönheit ſehr wenig. Sehen Sie, rede ich nicht ſchon in einem wahren Schulmeiſterton? Fürchten Sie ſich nur nicht! So ernſthaft ich auch manchmal ausſehe, ſo freundlich küſſe ich ihnen doch jetzt die Hände.

Rabener.

Am 17ten December 1757.

Da ich nun einmal Ihr wohl berufener und verordneter Leib- und Mundſchulmeiſter bin; ſo werden Sie mir die große Neugierde verzeihen, die ich habe, Sie näher kennen zu lernen; nicht Ihre Perſon, weil Sie dieſes nicht wünſchen; ſondern Ihre tägliche Beſchäftigung. Melden Sie mir doch, wie Sie vom Morgen bis auf den Abend Ihren Tag zubringen, was Sie lernen, und am begierigſten bin ich zu wiſſen, womit Sie ſich in Nebenſtunden vergnügen? Von dieſen letztern, und beſonders von Ihren Spielen, verſchweigen Sie mir ja nichts. Barbara ſagt mir ſonſt Alles, und ich werde mich ſehr betrüben, wenn Sie mir nicht die reine Wahrheit ſagen. Sie ſpielen doch nicht mit einem Hampelmann, der Wilhelm heißt? Was die Barbara für ein leichtfertiges Mädchen iſt! Mir ſolch Zeug zu bereden? Sie ſoll mir nur noch einmal wieder kommen! Nein, Charitas hat mir geſagt, daß ſie ernſthaft ſei, und mit erwachſenen Perſonen am liebſten umgehe, nicht mit Hampelmännern. Nun, der Charitas muß ich wohl mehr glauben, als der Barbara, nicht wahr?

Rabener.

N. S.

Wollen Sie mir einen Brief an die Barbara ſchicken? Ich habe Gelegenheit, ihn zu beſtellen.

Mein Herr,

Nein gewiß, ich kenne keine kleine Muhme, die Barbara heißt. Glauben Sie denn, daß ich Ihnen Unwahrheiten ſagen könnte? Da wäre ich nicht werth, Ihre Schülerin zu ſein. Sie ſind wohl gar ein wenig argdenklich. Nehmen Sie mirs aber nicht übel. Sie glauben, ich habe die Barbara im Verdacht, daß ſie Ihnen geſchrieben, ich wäre nicht hübſch; nein, ſicher nicht. Ich will Ihnen ſagen, warum ich verdrießlich war. Ich habe Ihnen geſchrieben, daß ich nicht ſchön und auch nicht die Allerartigſte wäre. Könnte ich nun nicht fürchten, daß Sie vielleicht nicht gern an zwei kleine Mädchen ſchreiben möchten, und alſo die Hübſcheſte ausſuchen, und mich etwa ſitzen ließen? Sehen Sie, das war es, wovor ich mich fürchtete. Nun bin ich aber wieder froh, recht froh, daß Sie mein Lehrmeiſter ſein wollen; wenn ich auch häßlich ausſähe. Immer ſtrafen Sie mich, wenn ich fehle. Je ernſthafter Sie ſind, deſto lieber iſt es mir; aber nur böſe müſſen Sie nicht werden, ſonſt weine ich; gewiß, ich weine, und da wird mich Niemand tröſten können, denn ich werde es Niemand ſagen, warum ich weine. Ginge es denn nicht an, daß ich Sie ſelber fragen dürfte über das, was ich in Ihren ſchönen Briefen nicht recht verſtehe? Ach ja, Sie ſind ja mein Herr Lehrmeiſter, und können mirs am beſten erklären. Ich will es probiren. In einem Briefe ſagen Sie, ich wäre ſchalkhaft, wie ein erwachſenes Frauenzimmer. Heißt denn das gelobt oder getadelt? Kann man denn nicht tugendhaft und ſchalkhaft zugleich ſein? Hernach ſagen Sie auch: Sie hätten geglaubt, ich wäre unbeſtändig, oder gar untreu geworden; denn wenn ich nur ein kleines Frauenzimmer wäre, ſo wäre ich doch ein Frauenzimmer. Sind denn alle Frauenzimmer ſo, oder nur einige? Und ſind denn die Mannsperſonen gar nicht unbeſtändig, gar nicht untreu? Endlich ſagen Sie: O! wie ähnlich ſind ſich doch die Frauenzimmer! und Sie ſagen gleich darauf, wie Sie glaubten, ich wäre böſe auf die Barbara, daß ſie ſich für ſchöner hielte, als mich. Aergerts denn die großen Frauenzimmer mehr, wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht ſchön ſind, als wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht verſtändig ſind? Antworten Sie mir fein umſtändlich; ich möchte gar zu gern etwas lernen. Verlangen Sie aber nicht zu wiſſen, ob mich mein Jemand etwa angeſtellt hat, daß ich Sie fragen ſoll; ich ſage nichts, und gleichwohl möchte ichs Ihnen hernach auch nicht abſchlagen. Nein, nein, Sie fragen mich nichts, ich weiß es ſchon.

Charitas.

Den 22ten December 1757.

Sie fragen mich auf einmal zu viel:

Ob ein Frauenzimmer tugendhaft und ſchalkhaft zugleich ſein könne?

Ob alle Frauenzimmer, oder nur einige davon unbeſtändig? Und ob die Mannsperſonen gar nicht unbeſtändig, gar nicht untreu wären?

Ob es die Frauenzimmer mehr ärgere, wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht ſchön, als wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht verſtändig ſind?

Charitas! wo haben Sie hingedacht? drei ſolche wichtige Fragen auf einmal zu thun! Und in einem einzigen Briefe drei ſolche Fragen beantworten zu ſollen; das iſt zu viel, wahrhaftig zu viel. Ich getraue mir von dieſen Fragen einen ganzen Stoß zu ſchreiben, über den Charitas nicht wegſehen kann. Aber deſto weniger werde ich jetzt davon ſchreiben; denn ich weiß es gewiß, meine gute Charitas, ganz gewiß weiß ich es, Sie haben ſo viele von Ihren Freunden um ſich, die mich ſehr auslachen würden, wenn ich über etwas predigen wollte, das dieſe ihre Freundinnen beſſer verſtehen. Und der Jemand . . . aber nicht ein Wort wieder geſagt, Charitas, und ich denke immer, der Jemand weiß viel aus der Erfahrung. Aber nur etwas auf Ihre Fragen zu antworten: warum iſt Ihnen das Wort ſchalkhaft verdächtig? Unmöglich kann es was Böſes ſagen, da ich Sie genannt habe; und wenn Ihre Tanten (denn ich glaube es immer noch nicht, daß Sie nur eine Tante haben), und wenn dieſe Tanten nicht ſo ſchalkhaft wären, ſo würden ſie nur halb ſo liebenswürdig ſein. Ueber die Unbeſtändigkeit des Frauenzimmers will ich mich mit Ihrer und der wertheſten Angehörigen Erlaubniß, nicht weitläuftig erklären. Unter uns geſprochen, die meiſten ſind es. Nicht alle in der Liebe, auch in der Freundſchaft nicht alle; aber doch in andern Sachen, und im Geſchmacke gewiß alle; verſtehen Sie mich, Charitas? alle, alle! Ob es die Mannsperſonen auch ſind? O! meine liebe Charitas, vor dieſen Leuten nehmen Sie ſich in Acht! die ſind unbeſtändig, ſie ſind untreu, und zum größten Glücke läßt ihnen dieſer Fehler ſehr lächerlich, ganz unerträglich lächerlich, denn er iſt ihnen nicht ſo natürlich, wie dem Frauenzimmer.

Ihre dritte Frage iſt zu verfänglich. Viele Frauenzimmer, das räume ich ein, werden mehr beleidigt, wenn man ſie häßlich, als wenn man ſie unverſtändig nennt; aber davon war in meinem Briefe an Sie die Rede nicht. Hätten Sie mich gefragt: Ob auch verſtändige Frauenzimmer empfindlich würden, wenn man ihnen zu verſtehen gäbe, daß ſie nicht ſchön wären, und ob ſie nicht lieber wünſchten, auch ſchön zu ſein? Wenn Sie ſo gefragt hätten, ſo wüßte ich die Antwort. Ueberhaupt, meine werthe Charitas, wenn ich vom Frauenzimmer Böſes rede, ſo müſſen Sie mir das nicht übel nehmen. In Leipzig hatte ich es Urſache, und in Dresden kann ich mir es nicht abgewöhnen. Die Fehler des ſchönen Geſchlechts fallen viel ſtärker in die Augen, als ihre Tugenden, weil man nichts als Tugenden von ihren Vollkommenheiten erwartet. Und wir Mannsperſonen ſind allerdings ſehr bemüht, ihre Fehler auszuſpähen, weil ſie außerdem zu unendlich viel Vorzüge vor uns haben würden. Sind Sie mit dieſer Ehrenerklärung zufrieden?

N. S.

Mein Brief war ſchon geſchloſſen, da ich den Ihrigen bekam. Ich danke Ihnen für Ihren ſchönen Lebenslauf und für Ihren abgedankten Hampelmann. Das war wohl ein großes Opfer? Alſo hatte Barbara doch nicht ganz Unrecht? Der kleine Spion! Ich wünſche Ihnen recht viel Schönes zum heiligen Chriſt.

Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen von mir wiſſen, wie ich vom Morgen bis auf den Abend meine Zeit zubringe. Das will ich Ihnen ſagen. Sobald ich angezogen bin, und gebetet habe, ſehe ich, wo ich etwas zu thun bekomme, denn müßig gehe ich nicht gern. Zuweilen ſtricke ich, zuweilen nähe ich auch, aber nähen kann ich noch nicht viel, doch will ich es ſchon lernen, und Ihnen einmal etwas von meiner Arbeit zuſchicken. Des Vormittags habe ich eine Stunde, da lerne ich den Katechismus; hernach kommt mein Schreibmeiſter. Zweimal die Woche kommt mein franzöſiſcher Sprachmeiſter. Künftigen Sommer ſoll ich noch mehr Lehrmeiſter bekommen. Ich lerne auch rechnen, und ſeitdem ich leſen kann, leſe ich fleißig. Schlagen Sie mir doch ein hübſch Buch zum Leſen vor. Ich habe wohl Puppen und auch einen Hampelmann, er heißt aber nicht Wilhelm, und ich ſpiele auch nicht mehr damit; und daß Sie ſehen, daß ich mir gar nichts aus ihm mache, ſo ſchicke ich ihn durch die Briefträgerin auch mit. Da ſehen Sie, daß ich Ihnen nichts verſchweige. Wenn ich nur wiſſen ſollte, wer die kleine Barbara wäre, und wer ihr Alles ſagte. Eheſtens will ich einmal an ſie ſchreiben. Sagen Sie ihr nichts, daß Sie den Hampelmann haben; wir wollen doch ſehen, ob ſie das auch erfahren wird.

Charitas.

Meine loſe Barbara,

Zweimal haben Sie einen Brief von mir verlangen laſſen, ohne mir eine Zeile zu ſchreiben. Iſt das wohl zu verantworten? Wenn Sie wüßten, daß ich mich mit Ihnen zanken wollte, recht ſcharf zanken: ſo würden Sie kaum ſo neugierig nach meinen Briefen ſein. Warum ſchreiben Sie denn ſo viel Böſes von meiner guten Charitas? Sie kennen wohl das arme Mädchen nicht einmal; wenigſtens will Charitas von keiner Couſine wiſſen, die Barbara heißt. Da ſteckt wohl gar eine kleine Schelmerei dahinter. Verantworten Sie ſich, das will ich Ihnen rathen; ſonſt glaube ich, daß Sie faſt ſo boshaft ſind, als Ihre Mama. Charitas hat mir ihren Hampelmann geſchenkt. Hier ſchenke ich Ihnen ſolchen wieder zum Weihnachtsgeſchenk; Sie ſpielen doch wohl lieber damit, als meine ernſthafte Charitas. Unterſtehen Sie ſich ja nicht wieder, der Charitas ſolche Vorwürfe zu machen, oder ich komme ſelbſt und gebe Ihnen . . . die Ruthe nicht . . . ein Mäulchen gebe ich Ihnen. Das können Sie ſich merken.

Rabener.

N. S.
Bitten Sie es meiner Charitas ab; die Charitas iſt ein recht gutes und geſchicktes Mädchen. Auf mein Wort!

Mein Herr,

Da haben Sie einen Brief. Können Sie ihn doch an Ihre auserwählte Charitas ſchicken. Wenn

Sie hübſch wüßten, daß ſie . . . . Je ja doch! Sie ſollen nichts wiſſen; Sie ſagen doch Alles wieder. Ihre Dienerin, kurz und gut.

Barbara.

N. S.
Ich ſchimpfe, wenn Sie den Brief an
die Charitas öffnen.

Den 28ſten. December. 1767.

Mein Herr,

Sie mögen mir wohl ein rechter loſer Herr Lehrmeiſter ſein. Warum wollen Sie mir denn auf meine Fragen nicht ausführlich antworten? Woher wiſſen Sie denn ſo gewiß, daß ich viele von meinen Freundinnen um mich habe, die Sie auslachen würden? Und warum glauben Sie mir denn nicht, daß ich nur Eine Tante habe? Warten Sie nur, das ſollen Sie mir und meinen Freundinnen einmal abbitten müſſen. In der kurzen Antwort, die Sie mir auf meine letzten Fragen geben, finde ich vielerlei, worüber ich gern aufs neue fragen möchte. Erlauben Sie mir es immer. Ich will nicht mehr ſo viel auf einmal fragen. Nur Eins möchte ich dasmal gern wiſſen: Warum können Sie ſich denn in Dresden noch nicht abgewöhnen, von den Frauenzimmern Böſes zu reden? In Leipzig, ſagen Sie, hatten Sie es Urſache. Haben Sie es denn in Dresden auch? Ich bin recht froh, daß ich noch klein bin, und Sie zum Lehrmeiſter habe. Vor den Mannsperſonen will ich mich recht in Acht nehmen. Die ſollten ſich ſchämen, unbeſtändig zu ſein. Sind Sie denn auch einmal ſo geweſen? Wie haben Sie ſich denn das abgewöhnen können? — Schweig, Charitas; du fragſt ſchon wieder zu viel. Es iſt auch wahr; nicht ein Wort mehr, bis aufs Wiederſehn.

Charitas.

Den 28ſten December, 1757.

Bald werden Sie aus dem Lehrmeiſter Ihren Beichtſohn machen. Erwarten Sie wohl im Ernſte ein treuherziges Geſtändniß auf die verfänglichen Fragen:

Ob ich auch in Dresden Urſache hätte, Böſes von Frauenzimmern zu reden?

Ob ich auch einmal untreu geweſen ſei?

Unmöglich können Sie dergleichen Offenherzigkeit von mir erwarten. Und doch will ich ſo aufrichtig ſein, Ihnen wenigſtens das zu geſtehen, daß ich auch in Dresden Gelegenheit gehabt habe, mit Frauenzimmern unzufrieden zu ſein, noch niemals aber eine Gelegenheit, untreu zu werden. Nun fragen Sie mich davon weiter nichts mehr, wenn ich bitten darf; es gibt Augenblicke, in denen ich ſehr ſtumm bin. Hier iſt ein Brief, den ich an die Barbara, und einer, den Barbara an mich, und noch einer, den Barbara an Sie geſchrieben. Den an mich bitte ich mir zurück aus, und wenn ich nicht zu viel bitte, auch den zum Durchleſen aus, den Barbara an Sie geſchrieben hat. Sie antworten ihr doch? Und darf ich hernach wohl wiſſen, was Sie geantwortet haben? aber wenn ich es auch nicht wiſſen darf, ſo will ich mich beruhigen. Gern möchte ich beyde leſen. Ueberlegen Sie es mit Jemand.

Rabener.

Ma chere Cousine,

Es iſt gar nicht hübſch, daß mich Herr Rabener verrathen hat. Je nun, mags doch! Wenn du mirs zu bunt machſt, ſo verrathe ich dich auch. He! ſoll ich? Daß du nun beſſer ſchreiben kannſt, als ich: denk doch, das machts noch nicht aus. Was du nicht ſchreiben kannſt, ſchreibt deine... bald wär's herausgefahren. Kann ich doch beſſer tanzen, als du, und habe immer hübſche weiße Wäſche, und neige mich; tief, tief neige ich mich. Kannſt du das? Auf den Schoos laſſe ich mich auch nicht mehr nehmen, und bin doch lange nicht vierhundert Wochen alt. Ich grinze auch nicht, wie du, und krieche nicht beſtändig hinter die liebe Mutter. Wirſt du es nun bald Herr Rabenern geſtehen wollen, daß du mich kennſt? Das iſt doch toll! Deine Barbara nicht kennen zu wollen! Warte du . . . Geh nur, ich bin böſe!

Barbara.

P. S.

Den rechten Hampelmann haſt du auch nicht geſchickt. Den dickköpfigen Balg habe ich gemeint, der oben in der Stube liegt! Weißt du nicht, wo er liegt? Frage nur Linen.

Mein lieber Herr Lehrmeiſter,

Heute will ich mich nur für die überſandten Briefe bedanken. Sind Sie mir denn auch wirklich ſo gut, als wie Sie es der ſogenannten Barbara ſchreiben? . . . Ja ſo, ich ſoll Sie nicht ſo viel fragen. Nun, antworten Sie mir nur nicht drauf; ſo bin ich geſtraft genug. Sie verlangen der Barbara ihren Brief zu leſen; hier iſt er, und auch meine Antwort. Sie werden ſie wohl beſtellen. Die Barbara, die ſoll ein kleines ehrbares Mädchen ſein? Ein kleiner wilder Dragoner muß ſie ſein: ſie droht ja mit Verrathen, mit Schimpfen; es fehlt nichts mehr, als daß ſie noch flucht und ſchwört. Ich will nur ſehen, was ſie nun vornehmen wird. Es iſt gewiß kein kleines Mädchen, und wenn es eines wäre, könnten Sie es lieb haben? Sie glauben ihr doch nichts mehr? — Schon wieder gefragt. Aber wie ſoll ich es denn ſonſt machen, wenn ich gern etwas wiſſen will? Ich muß nur dasmal gar aufhören. Vielleicht ſagen Sie mir es ungefragt.

Charitas.

Sie heißen ſich Barbara, und mich Ihre kleine Muhme. Was Sie reden! Ich halte Sie nicht einmal für ein kleines Mädchen; und wenn Sie eins wären, ſo müſſen Sie gewiß ſehr klein ſein, weil Sie die Leute noch Du heißen. Was habe ich Ihnen aber gethan, daß Sie ſo viel Böſes von mir reden? So eine kleine Muhme wäre mir recht! Schämen Sie ſich. Was Sie für Unwahrheiten ſagen! Sie drohen, mich zu verrathen, das fehlte noch! Doch meinetwegen verrathen Sie mich, aber erſtlich müſſen Sie den Herrn Rabener durch Jemand verſichern, daß Sie wirklich ein kleines Mädchen ſind, daß Sie noch nicht vierhundert Wochen alt, und meine Anverwandtin ſind. Können Sie das thun? Ich glaube es nicht. Ich möchte ſchon Ihre tiefen Neigungen ſehen! Das iſt eine große Kunſt; darüber muß ich lachen.

Charitas.

Den 4ten Januar 1758.

Ich kann Ihnen heute nur ein paar Zeilen ſchreiben. Nun bin ich der Barbara im Ernſte gram. Das iſt eine kleine ungezogene Hummel! Unmöglich kann ich ihr gut ſein. Das werde ich ihr ſelbſt ſagen. Nimmermehr werde ich ihr wieder was glauben; und wenn ſie gar meine Charitas verriethe, ſo glaube ich ihr doch nichts. Gott tröſte einmal ihren armen Mann, der wird was an ihr zu ziehen kriegen! Aber meiner Charitas ihr künftiger Mann (ich meine nicht den Hampelmann) der wird ein glücklicher Menſch ſein. Denn ein kleines Frauenzimmer von vierhundert Wochen, das ſchon ſo geſetzt iſt, ſo fleißig arbeitet, ſo gern lernt, und in ſeinen Sachen ſo ordentlich iſt, von andern Perſonen nichts Böſes ſpricht, mit einem Wort, das ſo tugendhaft iſt, wie meine Charitas, das muß mit der Zeit eine gute Wirthin, eine vernünftige Freundin, und alſo eine liebenswürdige Frau ſein. Heben Sie dieſen Brief auf, er wird Ihnen einmal ſo lieb ſein, als ein Hochzeitcarmen; denn ich weiß nicht, ob ich ſo lange leben möchte, da ich (im Vertrauen geſprochen) ſchon ein ziemlich alter Junggeſelle bin. Ja, meine gute Charitas, nur bis auf Ihre Hochzeit möchte ich noch leben, damit ich Ihrem Manne Glück wünſchen könnte. Ich glaube, vor Freuden tanzte ich gar, und wenn ich am Stocke tanzen ſollte.

Sind Sie mit der Nativität zufrieden, die ich Ihnen ſtelle? Sie müſſen wiſſen, daß das mein Handwerk iſt. Sobald ich ein kleines, oder auch ein erwachſenes unverheirathetes Frauenzimmer kennen lerne, ſobald beſchäftige ich mich in Gedanken am liebſten damit, daß ich ihrem künftigen Manne den Planeten leſe. Manchmal betrüge ich mich wohl, denn manche Mädchen ſind ganz unergründlich. Aber noch öfter erlebe ich, daß ich Recht habe. Die unergründlichen Mädchen betrügen mich freilich, aber zu ſeiner Zeit ſich doch am meiſten; ſie würden ſich doch nicht ſo verſtellen, wenn ſie nicht Urſache hätten, ſich vor Andern und vor ihnen ſelbſt zu ſchämen. Die Strafe kömmt gewiß, und ihr Mann iſt ſodann nicht allein unglücklich; ſie ſind es zugleich mit, und vielleicht doppelt.

Aber ich wollte Ihnen heute nur ein paar Zeilen ſchreiben, und habe ſchon die vierte Seite angefangen. So gern ſchreibe ich an meine liebe Charitas, daß ich meine Weitläuftigkeit nicht einmal merke. Ich finde, da ich jetzt dieſen Brief wieder durchleſe, daß ich ſehr ernſthaft gepredigt habe; aber Charitas iſt auch keine Barbara. Leben Sie wohl.

Rabener.

N. S.

Hier ſende ich Ihnen der Barbara Pasquill mit Dank zurück, und bitte mir auch den Brief wieder aus, den Barbara an mich geſchrieben hat. Noch zur Zeit hat ſich kein Bote von ihr gemeldet.

Mein Herr,

Ei, ich habe eine rechte Freude gehabt, daß Sie mir eben ſo bald ein Briefchen zugeſchickt, als der kleinen Charitas; aber meiner Mama habe ich den Brief weiſen müſſen, denn ich kann noch nicht leſen, und ich hätte auch nicht mehr ſchreiben können, weil meine Mama mir meine Briefe machen hilft: denn ich darf nicht in meiner Schreibeſtunde an Sie ſchreiben, und ich darf auch meinem Schreibemeiſter gar nichts ſagen, daß ich an Sie ſchreibe, ich möchte nur wiſſen warum? Als ich den erſten Brief an Sie ſchrieb, dachte ich, Sie wären etwa in meinem Alter, aber aus der Antwort merke ich wohl, daß Sie müſſen etwas älter ſein, denn Sie ſchreiben auch viel beſſer, als ich, Sie mögen alſo wohl etliche Monate länger gelernt haben. Meine Mama lachte recht, da ſie das von vierzehn Jahren in Ihrem Briefe las, und ſagte, ehe ich ſo alt werden würde, würden wir einander wohl von Perſon kennen — ach! darauf freue ich mich recht ſehr. Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſagen Sie mir, ob Sie mich auch gern wollen kennen lernen. Mein Jungfer

Mühmchen will Ihren Brief abholen laſſen, denn ich habe ihr geſagt, daß ein Brief bei Ihnen fertig läge . . . Ach! wenn ich nur bald allein ſchreiben könnte, ich wollte Ihnen recht luſtige Sachen erzählen. Je nun vielleicht lerne ich bald, Sie müſſen mir nur hübſch oft ſchreiben, damit ich nicht die Luſt verliere, fleißig zu lernen.

Barbara.

Mein Herr,

Ich habe gedacht, Sie wären gar böſe auf mich, daß Sie mir nicht auf meinen Brief geantwortet haben; aber die Charitas hat ihn nicht beſtellt, und darum kriegen Sie auch zwei auf einmal. Aber, wenn Sie mir recht gut wären, hätten Sie mir wohl ſelber ſchreiben können; ich werde Ihnen alſo wohl noch zu klein ſein. Je nun, mags doch, ich werde auch ſchon groß werden, und da wirds auch wohl große Musjes geben, an die ich ſchreiben kann, und die werden mir gern antworten. Aber hören Sie, an die Charitas ſchreiben Sie oft, und das ärgert mich. Ich bin eben ſo hübſch, wie ſie, und noch dazu eine Brünette; und das iſt wohl beſſer, als einen rothen Kopf zu haben, und den hat Charitas. Wenn ich gleich ein Bischen hinke, das will nichts ſagen, und ich habe nun einen hohen Abſatz bekommen, da ſieht man faſt gar nichts mehr; und mein Papa ſagte letzthin bei Tiſche, es wäre mancher Mann ſo betrogen worden: er könnte aus Erfahrung reden, es wäre ihm mit ſeiner erſten Frau bald ſelbſt ſo gegangen, denn die Aeltern hätten es verſchweigen wollen, aber ſie hätte es ihm ſelbſt geſagt. Ach! ſein Sie doch ſo gütig, und ſchicken mir der Charitas ihren Hampelmann; ich will Ihnen auch von meinem heiligen Chriſt eine ſchöne Schäferin ſchicken, und einen kleinen Harlekin, und hernach will ich die Charitas recht trillen, daß Sie mir ihre Puppe geſchickt.

Barbara.

Den 7ten Januar 1758.

Meine liebe Barbara,

Sie oder ich müſſen behext ſein. Wiſſen Sie das Mährchen von dem alten Einſiedler? Ich will es Ihnen erzählen. Es war einmal ein Mann . . . Aber laſſen Sie ſichs nur Ihre Amme erzählen. Mit einem Wort, der Einſiedler ließ ſich an zwei Orten zugleich ſehen; und ſo muß es mit Ihnen unfehlbar auch ſein. Heute bekomme ich zwei Briefe von Ihnen, und vor vierzehn Tagen bekam ich auch einen von einer Barbara, einer kleinen Couſine der Charitas. Welche von Ihnen beiden iſt nun die rechte Barbara? Charitas will von keiner Couſine Barbara wiſſen, und ſagt, Sie möchten wohl ein kleiner Dragoner ſein; aber warum ſchreiben Sie auch einen ſo boshaften Brief an die Charitas? — Ihre Antwort haben Sie doch richtig bekommen? Ich bin ganz verwirrt; ich weiß nicht, mit welcher Barbara ich jezt rede; machen Sie es mit der andern Barbara aus. Eine von beiden iſt wohl eine kleine Betrügerin. Künftig will ich alle meine Briefe an Sie bei der Charitas einſchließen. — Soll ich?

Rabener.

Mein Herr,

Was ſoll ich Ihnen auf Ihren ſchönen Brief antworten? Ich weiß nichts, als mich zu bedanken. Sie loben mich, das ſoll mich nicht ſtolz machen? Ich will es aber ſuchen, immer mehr und mehr zu verdienen. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch wahrſagen können; wenn das die erwachſenen Frauenzimmer erfahren, da werden ſie ſich erſt recht vor Ihnen fürchten; ich will Sie aber nicht verrathen. Das iſt wohl die Urſache, warum Sie noch nicht geheirathet haben. Ja, ja, wer die Leute ſo kennt, wie Sie, der mag ſich nun wohl in Acht nehmen. Ich dächte aber doch, Sie hätten ſich eine Frau nach Ihrer Hand ziehen können. Und wie Sie die Mannsperſonen beſchreiben, da haben ſich die Mädchen noch mehr zu fürchten. Ich will zwar nichts verſchwören, es hat auch noch lange Zeit mit mir. Aber einen Mann zu nehmen . . . . Sie lachen vielleicht? Nein, lachen Sie nicht: ich ſchäme mich. Daß ja die Barbara nichts von dieſem Briefe erfährt! Die würde erſt lachen! Leben Sie wohl!

Charitas.

P. S.

Verzeihen Sie mir heute meine ſchlechte Schrift.

Dresden am 12ten Januar 1758.

Sie haben mir recht Angſt gemacht, meine liebe Charitas, da Sie mir ſagen, die erwachſenen Frauenzimmer würden ſich vor mir fürchten, wenn ſie erführen, daß ich wahrſagen könnte. So alt ich bin, ſo gut bin ich doch noch dem erwachſenen Frauenzimmer. Das iſt bei mir ein Familienfehler, wenn es ein Fehler iſt, und ich würde mich ſehr betrüben, wenn mich die guten Kinder ſcheuen ſollten. Aber ich weiß es ſchon, Sie verrathen mich nicht, und weil Sie ſo verſchwiegen ſind, ſo will ich Sie künftig zu meiner Vertrauten machen. Ich will Ihnen recht viel Heimlichkeiten ins Ohr ſagen. Ich will Ihnen ein paar Mädchen beſchreiben, die ich ſehr geliebt habe, da ich noch in Leipzig war. Ich will Ihnen den Charakter einiger meiner Freunde, oder vielmehr meiner Bekannten machen, damit Sie ſich vor den Mannsperſonen deſto mehr in Acht nehmen. Meinen jetzigen Charakter will ich Ihnen machen, wie ich bin, und wie ich würde ſein, wenn ich geheirathet hätte, damit Sie ſehen, daß ich meine Fehler eben ſo gut kenne, als die Fehler Anderer. Ich will Ihnen (aber um des Himmels willen verrathen Sie mich nicht), Ihre zwei Tanten will ich Ihnen ſchildern, die verheirathete und die unverheirathete; jene, wie ich glaube, daß ſie war, ehe ſie den Mann nahm; und dieſe, wie ſie ſein wird, wenn ſie einmal einen Mann hat. Sehen Sie, das alles will ich Ihnen nach und nach vertrauen, wenn Sie recht verſchwiegen ſein wollen. Wollen Sie das? Melden Sie mir doch, ob ich mich darauf verlaſſen kann, und welches von allen dieſen Geheimniſſen Sie zuerſt wiſſen wollen. Ich dächte, das von den Tanten; nicht wahr?

Rabener.

Mein Herr,

Je pfui! ich werde doch keine Amme mehr haben ſollen? Ich bin ja ſchon ſeit ſieben Jahren entwöhnt, und ſeitdem meine Kinderfrau den alten garſtigen Sänftenträger geheirathet, habe ich auch keine Kinderfrau mehr; ich habe auch alle Leute im Hauſe gefragt, wegen des Einſiedlers, aber es weiß Niemand etwas davon. Aber nein, ich mag es auch lieber nicht wiſſen: denn es mag wohl eine Geſpenſterhiſtorie ſein; und da ich mich ſo leicht fürchte, ſchade darauf! Ihr Brief iſt doch recht garſtig geſchrieben. Warum ſchreiben Sie mir denn nicht ſo gut, als der Charitas, und warum will mich denn das alberne Mädchen nicht kennen? Ich mag auch gar nicht mehr zu ihr gehen, und mit ihr ſpielen. Ich ſehe wohl aus Ihrem Briefe, daß Sie das garſtige Ding lieber haben, als mich. Und warum heißt ſie mich einen wilden Dragoner? das leide ich gewiß nicht. Sobald ich ſie ſehe, ſchmeiße ich ſie in die Augen: und warum ſoll ich denn eine kleine Betrügerin ſein? Sie werden machen, daß ich anfange, recht über Sie zu weinen. In Ihrem erſten Briefe waren Sie ſo artig, und nun ſein Sie wohl aufgehetzt? Je nu, mags doch, kann es doch gar bleiben; ich muß ja eben nicht an Sie ſchreiben: es gibt ja mehr Mannsperſonen, die auch gern an Mädchen ſchreiben. Sie ſind ſchon hochmüthig, weil auch die Charitas an Sie ſchreibt. Wenn Sie mir alſo nicht wieder ein hübſches Briefchen ſchreiben, ſo iſt das der letzte; machen Sie nun, was Sie wollen. Ich habe auch um der Charitas ihren Balg gebeten; allein, wenn Sie mir auch den ſchicken wollen, ſo mag ich ihn nicht haben.

Barbara.

Pour Madame O. F. mere de la petite Barbara.

Den 12ten Januar 1758.

Madame,

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihre Barbara bei Ihnen verklagen; ſie iſt ein gar zu ſchlimmes Mädchen. Das kleine trotzige Geſchöpf hat mir einen ſo grämiſchen Brief geſchrieben, daß mir die Augen übergeben möchten. Wenn ich nicht glauben ſoll, daß Sie ſelbſt eine böſe Frau ſind, ſo züchtigen Sie das leichtfertige Kind. Von wem hat ſie denn ſo viele Bitterkeit gelernt, vom Vater oder von der Mutter? Ich möchte Sie wohl kennen, Madame. Wenn Ihre Barbara mir es nicht recht bußfertig abbittet, ſo laſſe ich ihren Brief in die Erlanger Zeitungen ſetzen, und warne alle Junggeſellen vor einem ſo kleinen böſen Kraute. Das werden Sie doch nicht gern wollen, daß Ihre Tochter als eine alte Jungfer ſterben ſoll? Gewiß thue ich es, denken Sie an mich, denn ich bin ſehr beleidigt. Ich hoffe, Sie werden meine Bitte billig finden, und in dieſer Hoffnung bin ich

Ihr

ergebener Diener,
Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen mir alſo nicht glauben, daß ich nur Eine Tante habe? Zwei ſoll ich wenigſtens haben; eine verheirathete, und eine unverheirathete? Nun meinetwegen, ich kann mir nicht helfen; wahr bleibt es aber doch allemal, daß ich nicht mehr als Eine Tante habe. Sie ſtellen ſich auch wohl nur ſo, als wenn Sie daran zweifelten, und hinter dieſer Verſtellung mag wohl ſonſt etwas ſtecken, das . . . Charitas ſollte ihren Herrn Lehrmeiſter etwas verſichern, und er ſollte es nicht für wahr halten, und ſie doch zu ſeiner Vertrauten machen wollen? das kann Charitas nicht zuſammen reimen. Wer ſoll ſich einbilden, daß Sie von einem kleinen Mädchen, das nicht wahr redet, glaubten, ſie werde verſchwiegen ſein. Da ſind Sie viel zu klug dazu. Oder möchten Sie vielleicht gern verrathen ſein? Nein, aufrichtig bin ich, und verſchwiegen bin ich auch. Ich freue mich ſchon auf Ihre Charaktere. Nehmen Sie zuerſt, welchen Sie wollen, ſie werden alle hübſch ſein. Ich bin auch zufrieden, wenn Sie mit den vermeinten Tanten anfangen. Sind es gleich nicht meine Tanten, ſo kann ich doch vielleicht errathen, wen Sie dafür halten. Meinem Jemand darf ich doch Alles weiſen, was Sie mir ſchreiben?

Charitas.

Dresden am 20ten Januar 1788.

Beinah machen Sie mich argwöhniſch, meine gute Charitas! Was können Sie für Urſache haben, Ihre zwei Tanten ſo hartnäckig abzuläugnen? Hätte ich zwei ſolche liebenswürdige Tanten, ich thäte groß mit ihnen, und verklagte alle Leute, die nicht glauben wollten, daß ſie meine Tanten wären. Und Sie wollen es nicht einmal geſtehen, da ich behaupte, und mit ſo gründlicher Gewißheit behaupte, daß dieſe zwei Tanten Ihre ſind. Nein, Charitas, Sie treiben die Verſtellung *zu weit!* Was wird die Frau von ** ſagen, wen ſie zurückkommt, und ich erzähle ihr von ihrer Schweſter Charitas, daß ſie von ihren lieben Tanten nichts wiſſen will.

Warum wurden Sie roth, Charitas, da ich Ihnen die Frau von ** nenne? Weiß ich etwa von Ihnen zu viel, mehr als ich wiſſen ſollte? Ja, wenn Sie mich mit Ihrem Läugnen böſe machen, ſo ſage ich von Ihnen noch mehr, was ich ſchon lange weiß, und alsdann iſt Ihre ganze Karte verrathen. So ſchlau Ihre Briefträgerin iſt, ſo ſchlau iſt auch mein Bedienter, und ich denke immer, meine kleine Correſpondentin wohnt mir näher, als ich anfangs gedacht habe. Verſtehen Sie mich? Nun laſſen Sie es gut ſein, ich will weiter nichts ſagen, und auch weiter nichts wiſſen. Unſer Briefwechſel verlöre viel Angenehmes, wenn er das Geheimnißvolle verlöre. Aber ſein Sie nicht wieder ſo halsſtarrig. Denn wenn Sie Ihre Tanten läugnen können, ſo glaube ich auch, daß Sie eine Couſine Barbara haben, daß Sie die Verſtellung zu hoch treiben, daß Ihr Jemand recht ſchlimm iſt, daß Sie . . . wer weiß, was ich Alles noch glaube, wenn Sie Ihre Tanten weiter läugnen. Aber wenn ich das alles auch glaubte, ſo würde mich dieſes doch niemals hindern, zu glauben, daß Charitas ein gutes Mädchen, aufrichtig und verſchwiegen ſei. Lügen kann Charitas niemals, wenn ſie auch nicht allemal die Wahrheit geſteht. Das iſt ein großer Unterſchied, wenigſtens bei uns Juriſten, und wenn Sie mir das nicht glauben wollen, ſo fragen Sie nur Ihren Großpapa; haben Sie etwa auch keinen Großpapa? Kleine Verſtockte! Sehen Sie, wie viel ich von Ihrer Familie erzählen könnte, wenn ich Sie nicht ſchonte. Aber da Sie nun ſchlechterdings keine Tanten haben wollen, ſo darf ich Ihnen freilich auch keine Beſchreibung von Ihren Tanten machen, wie ich mir vorgeſetzt hatte. Das würde ſich ſchicken! was ſollten Sie dazu ſagen? Könnten Sie mir es wohl einräumen, daß ich dieſelben ähnlich geſchildert hätte? Wie viel Freude verderben Sie mir! Schon einen ganzen Bogen hatte ich von Ihrer älteſten Tante aufgeſetzt, ich hätte Ihnen recht viel ins Ohr ſagen wollen; recht treuherzig wollte ich mit Ihnen von den vielen Tugenden und den wenigen Fehlern Ihrer Tante reden. Aber nun iſt das alles vergebens. Denn da Sie keine ſolche Tante haben, ſo können Sie mich unmöglich verſtehen.

und meine ganze Offenherzigkeit wäre ohne Nutzen. Sehen Sie, Charitas, um ſo vieles Vergnügen bringen Sie mich durch Ihren Eigenſinn. Glauben Sie ja nicht, daß ich mir nur die Mühe erſparen wollte, mein Verſprechen auszuführen; es war ſchon ausgeführt, und damit ich Sie davon überzeuge, ſo will ich Ihnen nur einen Auszug von der weitläuftigen Beſchreibung geben, die ich für Sie aufgeſetzt hatte. Ich habe Vieles weggelaſſen, das Sie gar nicht verſtehen können, weil Sie nun, leider! ſchlechterdings keine ſolche Tante haben wollen. Da iſt der Auszug ſelbſt:

»rc. rc. Eben ſo oft habe ich angemerkt, daß »Ihre verheirathete Tante mitten in ihren Vergnügungen traurig wird. So lebhaft zuweilen »die Art iſt, ihre Freude auszudrücken, ſo merklich iſt hernach ihre Traurigkeit, und weit öfter »iſt ſie traurig, als vergnügt. Ich ſtelle mir um »deßwillen vor, und vielleicht nicht ohne Grund, »daß ſie in ihrem ledigen Stande ein großes Räthſel für ihre Freunde geweſen ſein mag. In Einer Stunde dreierlei Geſichter! Gegen diejenigen, »mit denen ſie vor einer Minute freundlich geſprochen, nun froſtig und zurückhaltend. Einen Freund, »den ſie vor Kurzem mit einer beleidigenden Unaufmerkſamkeit ſtehen ließ, ſucht ſie wieder auf, »und lächelt ihn an, da er es am wenigſten hofft. »Heute ſcheint ſie ganz hungrig auf die ſchönen »Wiſſenſchaften, und morgen liegen ihr alle Bücher im Wege. Sie zankt, verſöhnt ſich, zankt »wieder und wird gut. Sie wünſcht auszufahren, »der Wagen wird angeſpannt; nun iſt es ihr zu »windig, und ſie ſchmollt in ihrem Zimmer. Keine

»Spielgeſellſchaft! Lieber Gott! was iſt Dresden
»für ein todter Ort! Aber da kömmt der Hofrath,
»und noch ein junger Menſch, der ſeit einem
»Monate eitel genug iſt, zu glauben, daß er jetzt
»regierender Liebhaber ſei. Geſchwind Karten her! —
»man ſpielt. Ihre Tante iſt lebhafter, als jemals,
»ſie verbreitet tauſend Vergnügen über die Geſellſchaft,
»ihr entzückter Liebhaber ſchmilzt vor Liebe.
»Mit einemmal gibt ſie die Karten ihrer Schweſter,
»wirft ſich ans Fenſter, und hält den Kopf
»ꝛc. ꝛc. So war Ihre Tante ehedem, oder ich
»müßte mich ſehr irren. Sie wird vielleicht damals
»mehr aufgeräumt, als traurig geſchienen haben,
»aber ſchon ehedem iſt ſie eben ſo traurig
»geweſen, als jetzt; ſie hielt es nur damals für
»nöthiger, ſich mehr zu verſtellen, als jetzt, weil
»ſie fand, daß ein aufgeheitertes Geſicht allemal
»mehr Bewunderung an ſich zieht, als eine kranke
»finſtere Miene. Aber immer aufgeheitert durfte
»ſie auch nicht bleiben, ihre Freunde würden es
»zu gewohnt worden ſein und verlernt haben, den
»Werth ihrer heitern Blicke zu ſchätzen ꝛc. ꝛc. Sie
»beſaß auch eine gewiſſe Bosheit, die nur den
»Frauenzimmern eigen iſt, und die man, ich weiß
»wahrhaftig nicht, wie man ſie im Deutſchen nennt:
»genug, ſie beſteht darin, daß man ſelten ausſieht,
»wie man iſt; daß man diejenigen, die ſich
»ſchmeicheln, unſern Charakter ausſtudiert zu haben,
»durch neue Scenen verwirrt macht; daß man
»diejenigen, die ſich zu ſehr einbilden, unſere Freunde
»zu ſein, beleidigt, und ſobald dieſe Beleidigung
»ſie zu dem bitterſten Entſchluſſe gebracht hat, ſie
»wieder ſo viel Freundſchaft verrathen läßt, daß

»ſie ihrer Empfindlichkeit ſich ſchämen, und kaum »noch glauben, daß ſie beleidigt geweſen ſind. In »dieſer feinen Bosheit mag Ihre Tante eine ziemliche Meiſterin geweſen ſein ꝛc. ꝛc. Sie fand es »für ihren Ehrgeiz ſehr bequem, die Geſellſchaft »in einer beſtändigen Aufmerkſamkeit zu erhalten. »Dadurch, daß ſie immer ſich unähnlich war, brachte »ſie es ſo weit, daß ihre jetzigen Freunde ſich Mühe »gaben, ihre Neigung ſich zu erhalten, und ihre »abgeſetzten Freunde ſich noch mehr Mühe gaben, »wieder empor zu kommen. Da ſo wenig Mannsperſonen verſchwiegen ſind, ſo mochte ſie wohl »merken, wie vortheilhaft dieſe Unverſchwiegenheit »für ihren Ehrgeiz ſein müſſe, wenn der Eine, »mit einer ängſtlichen Sorgſamkeit, von ſeinem »erlangten Glücke, ihr Freund zu ſein, und der »Andere, mit einem unruhigen Verdruß, von dem »Verluſte dieſer Freundſchaft ſprach.« Ich wünſchte »wohl nicht, meine liebe Charitas, daß Sie einmal Ihre Tante in dieſem Stücke nachahmen möchten, da dieſelbe ſo viele andere vorzügliche Eigenſchaften beſitzt, die Ihnen zum Muſter dienen können. Ein Frauenzimmer wagt dabei immer viel, »wenn ſie gleich eben ſo tugendhaft und unſchuldig iſt, als Ihre Tante allemal geweſen. Unter »ſo vielen Arten der Freunde ſind einige beſcheiden, und reden auch dann nichts Böſes, wenn »ſie beleidigt ſind; aber ſie ziehen ſich zurück, und »vergeſſen die Eigenſinnige; und mich dünkt, der »Verluſt eines beſcheidenen Freundes iſt für ein »vernünftiges Frauenzimmer ein wirklicher Verluſt. »Andere Freunde ſind boshaft, und rächen ſich mit »Bitterkeit an dem Eigenſinn, der ihnen unerträg-

»lich geworden iſt. Noch andere ſind weder beſcheiden noch boshaft, aber muthwillig, und lachen in Geſellſchaft über die Begegnungen, womit man ſie beleidigt hat; und eben dieſe ſind für das Frauenzimmer die gefährlichſten, weil die ganze Stadt gern mitlacht. Auf ſolche Art ꝛc. ꝛc. Aber ich verliere mich gar von Ihrer Tante, und bin durch dieſe Abſchweifung auf den Charakter ſolcher Perſonen gebracht, die nur die Fehler Ihrer Tante, und nichts von dem Angenehmen und Liebenswürdigen beſitzen, das dieſelbe in den Augen der Stadt, ihrer Freunde und ihres Mannes ſo ſchätzbar macht; wie geſagt, ſogar ihres Mannes, den ein Jeder, auch bei dem flatterhaften Eigenſinn ſeiner Frau, für den vergnügteſten Ehemann und ſeine Frau, ungeachtet ihrer kleinen muthwilligen Unachtſamkeiten, für die getreueſte Frau, bis zur Eiferſucht getreu, hält. Das einzige ꝛc. ꝛc.«

Sehen Sie, meine gute Charitas, ungefähr noch einmal ſo viel, als ich hier geſagt habe, hatte ich von dem Charakter eines verheiratheten Frauenzimmers aufgeſetzt, das ich für Ihre Tante hielt. Aber weil Sie nun durchaus keine ſolche Tante haben wollen, ſo darf ich Ihnen das übrige nicht einmal erzählen, denn Sie würden mich doch nicht verſtehen. Und eben ſo wenig darf ich Ihnen künftig von der unverheiratheten Tante noch etwas ſagen. Um ſo viel Vergnügen bringen Sie mich mit Ihrem eigenſinnigen Läugnen! Leben Sie recht wohl, und beſſern Sie ſich.

Rabener.

P. S.

Barbara muß gar geſtorben ſein. Seit Ihrem letzten Briefe an dieſe kleine Ungeſtüme habe ich keine Nachricht von ihr.

Mein Herr,

Wenn ich mich wirklich ſo verſtellen könnte, wie Sie es zu glauben vorgeben, ſo würde ich den Verluſt, der mir dadurch zuwächſt, für eine wohlverdiente Strafe anſehen müſſen. Sie wollen mir den Charakter von der vermeinten unverheiratheten Tante gar nicht ſchicken, und den von der verheiratheten bekomme ich auch nicht vollkommen, weil ich nicht zugeſtehen will, daß ſie meine Tanten ſind. Was würden Sie aber künftig einmal von mir denken, wenn Sie es erführen, daß ich Sie hintergangen hätte? Nein, viel lieber will ich das Schönſte entbehren, als nicht aufrichtig ſein, und wenn es auch mein Großvater und meine Großmutter, da doch beide nicht mehr leben, hätten erlauben wollen. Es kann auch unmöglich Ihr rechter Ernſt ſein. Ich glaube, Sie verſuchen mich nur, ob ich mich werde verführen laſſen. Nicht wahr, ich habe es errathen? Mein Jemand weiß, für wen Sie mich halten. Er ſagt, Sie thäten mir viel Ehre an. Er könnte ſich aber nicht recht einbilden, daß Sie mich wirklich dafür hielten, weil er ſonſt nicht glaubte, daß Sie meine Tante ſo abgeſchildert, und mir zugeſchickt haben würden. Nun, Sie müſſen am beſten wiſſen, warum er daran zweifelt; aber wenn ich nur meiner Aufrichtigkeit wegen nicht um die Charaktere kommen ſollte! Kann man denn nicht an Fremden auch etwas lernen? Müſſen es lauter Bekannte ſein? Wenn ich nun recht ſehr bitte? Ach ja, Sie ſchicken mir der Unverheiratheten ihren Charakter auch, und nach und nach die übrigen, die Sie mir verſprochen haben. Wenn ich es werde gelernt haben, da will ich Ihnen auch . . . Aber, du arme Charitas, das wird noch lange währen, wenn gleich . . . Lachen Sie nicht, endlich werde ich es ſchon auch lernen. Nur ſein viel Charaktere! Aber ſo ein Frauenzimmer, wie Sie die Tante beſchreiben, das kann ja unmöglich vergnügt ſein; was muß ſie nicht den ganzen Tag zu thun haben, um ihre Rolle recht zu ſpielen? Da iſt es kein Wunder, wenn ſie zuweilen im Ernſte Kopfſchmerzen bekömmt. Nein, Charitas, da kann man den Verſtand zu etwas Beſſerem anwenden. Sind aber die Mannsperſonen nicht etwa, die ſich ihre Freunde nennen, mit Schuld daran? Beſtärken ſie nicht etwa gar die Frauenzimmer in ihren kleinen Thorheiten, damit ſie ihnen dagegen größere zu gute halten, oder auch, weil ſie dadurch beluſtigt werden, und ſich um ſo viel klüger zu ſein einbilden? Oder läßt es etwa vornehmer, wenn man anders ausſieht, als man iſt? Das mag es wohl ſein. Die Mannsperſonen, die mögen zum Theil gefährliche Leute ſein! Sie haben viel in dem Stücke zu verantworten; hernach werden ſie aber meiſtens dafür auch bezahlt, wenn ſie heirathen. Sie werden wohl glauben, daß mein Jemand ſo ſpricht, freilich aber . . . genug, ich will mich hüten. Bleiben Sie nur mein Herr Lehrmeiſter, ſo wird es ſchon gut gehen. Und wenn Sie auch errathen könnten, wer ich bin, ſo errathen Sie es lieber nicht! Wollen Sie ſo gütig ſein? Nicht wahr? Wenn Sie auch wiſſen, wer ich bin, ſo ſtellen Sie ſich doch wenigſtens, als wenn Sie es nicht wüßten. Denn ſonſt wäre die ganze Freude aus.

Charitas.

Den 26ſten Jänner, 1758.

Wir wollen uns vergleichen, meine liebe Charitas. Ich will wegen Entdeckung Ihrer Perſon nicht weiter in Sie dringen. Aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß, ungeachtet Ihrer Verſtellung, dennoch dasjenige weiter glauben, was ich nur gar zu gewiß weiß. Warum wurden Sie denn vorgeſtern ſo roth, da ich Sie auf der Treppe von der Hand Ihrer Mama nahm, und an das Zimmer führte? Sehen Sie, kleine Heuchlerin, daß ich Sie wohl ertappt habe! Aber vielleicht nehmen Sie ſich vor, auch das zu läugnen, was vorgeſtern geſchehen iſt? Das wäre zu arg. Lieber übergehen Sie es gar mit Stillſchweigen. Es ſcheint, daß Sie den Charakter der verheiratheten Tante, oder wer ſie iſt, tadelhafter gefunden haben, als er in der That iſt. Sie legen die ganze Schuld ihrer Fehler auf die Mannsperſonen ihrer Freunde. Dieſe Vertheidigung iſt einer Nichte, oder wer Sie ſind, allerdings anſtändig. Und im Grunde haben Sie Recht, daß ſehr oft die Mannsperſonen an den Fehlern der Frauenzimmer Urſache ſind.

Sobald ein Mädchen vierhundert Wochen alt iſt, ſobald ſchmeichelt man ihr, als einem ſchönen artigen Kinde, (denn nicht alle Mädchen von vierhundert Wochen ſind ſo geſetzt, wie meine Charitas, und nicht alle Mannsperſonen reden mit ihnen in einem ſo altklugen Tone, wie ich mit meiner Charitas rede). Dieſe Schmeicheleien betreffen nur Kleinigkeiten; aber das junge Herz empfindet ſie, und der Schmeichler gefällt ihr. Sie beſchäftigt ſich von den erſten Jahren an in dieſen Kleinigkeiten, die ihr ſo viel Schmeicheleien zuziehen, immer vollkommener zu werden, und vergißt wichtige Tugenden, welche, wenn es hoch kommt, nur von ihren Aeltern und Lehrmeiſtern gebilligt, und noch ſeltener bewundert werden. In dieſer unglücklichen Gleichgültigkeit gegen die wahren und vorzüglichen Eigenſchaften eines Frauenzimmers nähert ſie ſich den gefährlichen Jahren, wo ſie der Aufmerkſamkeit der Mannsperſonen täglich wichtiger wird. Ihre Eigenliebe, ihr Verlangen, bewundert zu werden, ſind mit groß gewachſen. Die Mannsperſonen merken dieſe Schwäche gar zu bald; ſie drängen ſich an die aufblühende Schöne; ſie ſchmeicheln ihr, und werden mit einer beifälligen Weigerung lächelnd angehört. Sie ſagen ihr tauſend allerliebſte Tändeleien von ihrer Bildung, ihrem Anzug, ihrem Gang, und zur Abwechſelung eben ſo unwichtige Tändeleien von ihrem Witze vor. Alſo werden Bildung, Anzug und Gang und Witz, oder welches bei ihr einerlei iſt, die geſchwinde Fähigkeit, Andere muthwillig und bitter zu beurtheilen, dieſe werden für die einzigen Mittel, ihren ſchmeichelnden Freunden zu gefallen, angeſehen.

Mit jedem Jahre wird ſie darin vollkommener, und mit jedem Jahre ſteigt der eigennützige Beifall dieſer gefährlichen Mannsperſonen. Die Liebe zur Veränderung iſt allen Menſchen, und dem Frauenzimmer vorzüglich, eigen. Die Liebe zur Veränderung: ſie wird die Thoren überdrüſſig, die alle Tage um ſie her faſeln, ſie macht ſich neue Bekanntſchaften, und wählt ſich neue Thoren zu Freunden. Die erſteren werden alſo verdrängt, glauben beleidigt zu ſein, und reden in der ganzen Stadt Böſes von ihr. Die neuen Bekanntſchaften werden auch abgedankt, und doch keine beſſeren gewählt. Denn wie ſoll ſie glücklicher wählen, da ſie, ſeit dem erſten Jahre von den Schmeicheleien flatterhafter Perſonen betäubt, niemals auf die ernſthaften Höflichkeiten eines vernünftigen Umgangs hören können? Sie hat Witz, aber keinen ausgearbeiteten Verſtand; ſie iſt nicht laſterhaft, aber ohne Tugend. Alle bewundern ihre Schönheit, und Niemand hegt eine wahre Hochachtung für ſie. Ihre Hände ſind immer arbeitſam, ohne dasjenige zu thun, was man von der anſtändigen Wirthſchaft eines wohlgezogenen Frauenzimmers verlangen kann. Ein Jeder, der mit ihr ſpricht, betet ſie an, nur, um mit ihr zu tändeln, weil ſie artig iſt: der Verwegenſte unter ihnen ſeufzt tückiſche Seufzer, lechzt nach ihrer Schande, ſchwört ihr im Stillen, nur im Stillen, ewige Treue, und würde ſie in dem Augenblick für die verächtlichſte Kreatur halten, wo ſie aus ehrgeiziger Hoffnung ſeine Schwüre anhörte! Und an Allem dieſen ſind, ich ſchäme mich, es zu bekennen, nur die Mannsperſonen ſind an Allem dieſen Schuld. Dieſe tändelten mit dem artigen kleinen Kinde; dieſe flatterten ſchmeichelnd um die aufblühende Schöne; eben dieſe ſind ihr in den ſchlüpfrigen Jahren gefährlich, in welchen der Grund zu ihrem künftigen Glück oder Unglück gelegt werden ſoll. Aber, meine gute Charitas, nicht alle Mannsperſonen denken ſo lieblos, und noch weniger würden ſo denken, wenn alle Frauenzimmer ſo geartet wären, wie etliche ſind, die ich hier in Dresden kenne, und wie meine unvergeßliche Freundin war, die ich in Leipzig verloren habe. Sie iſt todt — bedauern Sie mich, Charitas. Soll ich Ihnen künftig beſchreiben, wie ſie dieſe meine beſte Freundin, war? Für heute leben Sie wohl!

Rabener.

N. S.
Hier iſt wieder ein Brief von der Barbara. Darf ich ihn leſen? Aber wenn er nicht anſtändiger iſt, als der letzte, ſo mag ich ihn nicht einmal leſen.

Mein Herr,

Den Vergleich gehe ich recht gern ein. Sie verlangen, daß ich weiter nichts mehr von mir erwähnen ſoll. Ich laſſe mir es gefallen, halten Sie mich für wen Sie wollen, wenn ich nur gewiß ſein kann, daß Sie mit mir zufrieden ſind, und mein Lehrmeiſter bleiben, und mir noch viele ſolche ſchöne Briefe ſchreiben wollen, ſo bin ich vergnügt. Das iſt Alles, was ich wünſche. Der letzte Brief hat meinem Jemand ausnehmend gefallen; er hat ihn mehr als einmal durchgeleſen. Er hat mir ihn vorgeleſen. Er ſagt, ich könnte mich glücklich ſchätzen, von einem ſolchen vernünftigen Manne unterrichtet zu werden, der die Menſchen ſo gut kennte, ſie zu beſſern ſuchte, weil er ſie liebte, den Thorheiten, aber nicht den Perſonen, feind wäre, und — was er mir Alles noch mehr zu Ihrem Lobe ſagte. Wie ſehr freute ich mich darüber! Denn mein Jemand iſt kein Schmeichler. Ich ſoll den Brief wie alle Ihre Briefe, recht wohl aufheben, ſie würden mir künftig von ſehr großem Nutzen ſein. Er wußte gewiß, daß ich mich Ihnen nicht erkenntlicher erweiſen könnte, als wenn ich Ihren guten Lehren folgen würde; das ſagt er, und das will ich auch thun. Aber die armen Mädchen, die ſind in großer Gefahr, beſonders die ſchönen! Schmeicheleien mögen freilich gefallen; die guten Kinder! ſie dauern mich. Wenn ich es ihnen nur ſagen könnte. Ich werde Ihren Brief etlichen zu leſen geben; und wenn ich nur einige erſt auf meine Seite habe, ſo iſt es ſchon gut. Dieſe ſollen wieder ihre guten Freundinnen warnen, und wenn hernach die gefährlichen Herren mit ihren Tändeleien kommen, ſo wollen wir ſie brav auslachen. Ich bin recht böſe auf ſie. Es iſt nur gut, daß ſie nicht Alle ſo ſind. Machen Sie mir doch die Freude, und beſchreiben mir die geliebte Freundin, die Sie in Leipzig verloren haben. Ich kann mir einbilden, daß ſie recht viel gute Eigenſchaften gehabt haben muß, weil ſie von Ihnen geliebt worden iſt; um ſo viel mehr ſind Sie zu beklagen. Aber wird Sie eine ſolche Beſchreibung nicht betrüben? Das möchte ich nicht gern, ſo lieb mir auch ihr Charakter wäre. Alles, was Sie ſchildern, iſt ſchön, und Alles, was Sie mir ſchicken, wird mir angenehm ſein.

Charitas.

P. S.

Hier iſt das mir zugeſchickte Briefchen; ich weiß nicht, was ich darauf antworten ſoll.

Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen danke ich demüthig ergebenſt für Dero, Dero, Dero geehrte und wertheſte Zuſchrift, die Sie, Sie, Sie, Sie, Sie an mich zu ſenden geruhet haben. Da, Charitas, da haſt du Ihnen, Dero und Sie, ſo viel du willſt. Schäme dich, wir kleinen Dinger ſollten ſo fremd mit einander thun, und ſind noch oben drein ſo nahe Freunde. Aber beim tauſend . . . . . warum willſt du mich denn nicht für deine Couſine erkennen? Beſinne dich, wie war dir, da du ſchriebſt? Haſt du etwa auch traurige Stunden, wie große Jungfern? Pfui! dazu ſind wir zu klein. Herrn Rabener haſt du auch verführt; es iſt ſchon gut. Er hat mich ausgehunzt, wie unſer alter Magiſter. Muß ich doch nicht mehr an ihn ſchreiben! Aber an dich ſchreibe ich zum Poſſen, zum Poſſen ſchreibe ich an dich, denn du biſt doch meine Couſine; trotz, rühre dich! He? bin ich nicht deine Couſine?

Barbara.

Mein Herr,

Warum verklagen Sie die arme Barbara ſo ſehr bei mir? Sie, der Sie ein Kenner des weiblichen Geſchlechts ſind, wundern Sie ſich wohl über dieſes kleine Mädchen? Glauben Sie, ſie ſei noch ohne Empfindung? Nein, gar nicht; denn ſie hat ihr zehntes Jahr zurückgelegt, und da wiſſen Sie wohl, wie es um ſo ein Mädchen ſteht. Sie iſt allerdings ein wenig eiferſüchtig auf die Charitas, und glaubt, Sie ſagen ihr mehr Schönes; und es kann auch möglich ſein, weil Sie mit ihr an einem Orte leben, und Barbara hingegen wohnt ſechs Meilen von Ihnen: dieſes iſt auch die Urſache, warum die Correſpondenz manchmal unterbrochen wird. Mich, als Mutter, ermahnen Sie zugleich, auf meine Tochter wohl Acht zu haben, und dieſes thue ich auch, ſo viel als möglich: allein es wird Ihnen auch bekannt ſein, daß mancher ehrliche Vater es nicht an guten Exempeln, Vermahnungen und treuen Lehren hat ermangeln laſſen, und hat doch wohl einen Satyr an ſeinem Sohne erzogen, und alles das Gute, was etwa der Sohn in ſeiner Jugend von ſich blicken ließ, iſt ſo ausgefallen, daß ſich Roß und Mann vor ſeiner Feder fürchten. Dieſes an meiner Tochter zu erleben, wünſche ich mir nicht, und ſie hat auch nicht das Talent, daß ich ſolches vermuthen könnte. Darf ich mir noch zum Schluß ausbitten, daß Sie ſich ferner die Mühe geben, an mein Mädchen (wenn es Ihre Verrichtungen erlauben) zu ſchreiben, ſo werden Sie ſehr obligiren

die Mutter der Barbara,

F. O.

Den 28ſten Januar, 1758.

Madame,

Zu Anfang des verwichenen Decembers war Ihre Böſe Barbara weit jünger, als Charitas, die damals drei bis vierhundert Wochen alt ſein ſollte, und heute iſt eben dieſe Barbara ſchon ein eiferſüchtiges Frauenzimmer von zehn Jahren. Ihre Kinder wachſen ſehr geſchwind, Madame. Wenn ſie ſo fortwächst, welches ich von Herzen wünſche, ſo iſt ſie im künftigen März Braut, im April Mutter, im November Großmutter, und im December ein altes verſchrumpftes Weibchen, ohne Zähne, und mit grauen Haaren. Erklären Sie mir doch das Räthſel, Madame! Ueberhaupt nach Dero geſtrigem Briefe zu urtheilen, ſo ſchlimm er auch ſonſt iſt, wünſchte ich mir lieber mit Ihnen zu correſpondiren, als mit Ihrem kleinen Dragoner. Ich würde mir es ausbitten, wenn ich nicht morgen auf etliche Wochen verreiſen müßte. Leben Sie allemal wohl, und bleiben Sie auch unbekannt meine Freundin. Ich bin

Dero

ganz ergebenſter Diener,
Rabener.

Den 3ten Februar, 1758.

Allerdings, meine liebe Charitas, kann ich nicht ohne traurige Empfindung an meine verlorne Freundin denken; aber ſeit ſechs Jahren und drüber habe ich ſogar in dieſem traurigen Andenken mehr Beruhigung empfunden, als in vielen Arten des

Vergnügens. Um ſo weniger wird mich dieſes abhalten, Ihnen eine Beſchreibung von ihr zu machen, zumal da Sie mir ſagen, daß Sie meine Briefe aufheben wollen, bis Sie groß werden; daß Sie Freundinnen haben, denen Sie ſolche zeigen, und daß Ihr Jemand ſo beifällig von meinen Charakter urtheilet.

Von dem äußerlichen Anſehen meiner unvergeßlichen Freundin werde ich Ihnen nicht viel ſagen können. Sie war mehr blond, als braun, noch etwas länger als ich, und ſehr wohl gebaut. Eine hohe Stirne, eine runde Hand, und ein vollkommen ſchöner Fuß machten, daß man die Fehler ihres etwas zu ſehr aufgeworfenen Mundes weniger bemerkte. Ihre blauen Augen waren zwei vortheilhafte Verräther eines menſchenfreundlichen, redlichen und immer heitern Herzens. In ihrer Ausſprache hatte ſie etwas Unangenehmes und zu Männliches, welches man aber vergaß, ſobald man hörte, was ſie ſprach, und welches wenigſtens mir, ſo lange ich ſie kenne, niemals unangenehm geſchienen hat, weil ich ſie, ſo lange ich ſie kenne, geliebt habe.

Sie war aus einem Hauſe, welches in Leipzig ſeit langen Jahren in gutem Anſehen geſtanden, und immer rechtſchaffene Leute hervorgebracht hat. So war auch ihr Vater ein frommer, ein arbeitſamer, ein rechtſchaffener . . . mit einem Wort, ein Mann, welcher werth war, eine ſo liebenswürdige Tochter zu haben. Er ſtarb für uns zu früh, und ließ ſeiner Tochter einiges Vermögen. Einen Theil davon wendete ſie dazu an, ſich in dem, was ſie zu lernen angefangen hatte, immer mehr zu verbeſſern. Im Zeichnen hatte ſie eine nicht gemeine Fertigkeit erlangt. Sie verſtand einige Sprachen, und, was noch ſeltener iſt, ihre Mutterſprache vollkommen. Sie las gern und viel, und Alles mit einem reifen Geſchmack und einer geſunden Beurtheilungskraft. Die alte und neue Geſchichte war ihre angenehmſte Beſchäftigung, weil ſie dadurch mehr das Herz, als den Witz, zu beſſern glaubte. Sie beſaß die ſchwere Kunſt, im Briefſchreiben eine Meiſterin zu ſein, und die noch ſchwerere Kunſt, von allen dieſen Geſchicklichkeiten ſich in Geſellſchaften nichts merken zu laſſen. Sie glaubte nicht, daß es die wichtigſte Pflicht eines Frauenzimmers ſei, zu zeichnen, Sprachen zu verſtehen, beleſen zu ſein, Witz und Geſchmack zu haben; diejenigen Arbeiten hielt ſie für wichtiger, welche Ordnung und Gewohnheit von dem Fleiße eines wohlgezogenen Frauenzimmers forderten. In ſolchen war ſie vollkommen, und ſie ſah es gern, wenn man ihr darin mit einer anſtändigen Schmeichelei den Vorzug vor andern Frauenzimmern zugeſtand. Ihr Anzug war von dem Augenblicke, da ſie das Bett verließ, ſo ſorgfältig und ſo reinlich, als er den ganzen Tag über ſein ſollte. Sie würde ſich die geringſte Unachtſamkeit in Wäſche und Kleidung nicht vergeben haben, weil ſie glaubte, daß ſie dieſe Aufmerkſamkeit ihren Freunden ſchuldig wäre, die Gelegenheit ſuchen möchten, ſie den Tag über zu ſprechen. Bei der fortdauernden Krankheit ihrer Mutter leitete ſie ganz allein die ziemlich weitläuftige Wirthſchaft ihres Stiefvaters. Ohne jemals eine unruhige Beſchäftigung merken zu laſſen, erhielt ſie die Bedienten, die

Küche, die Vorräthe, mit einem Wort, Alles, was zu einer Wirthſchaft gehört, in einer bewundernswürdigen Ordnung; denn ſie glaubte, daß ein Frauenzimmer, wenn es auch noch ſo geſchickt, beleſen, witzig und artig wäre, dennoch ohne dieſe Haushaltungskunſt ſehr unvollkommen, und für ihren Mann, es geſchähe nun zeitig oder ſpät, ein unvermeidliches Unglück ſein müſſe. Ich erinnere mich noch eigentlich einer gewiſſen Gelegenheit, wo ſie mit einem ziemlichen Eifer behauptete, daß ein Frauenzimmer, welches nicht eine ſorgfältige Beobachtung der häuslichen Wirthſchaft für eine ihrer wichtigſten Pflichten anſähe, eben ſo tadelhaft ſei, als eine Mannsperſon, die ihr Amt nicht verſtehe, oder verabſäume, und ſich nur auf die eigennützige Vorſorge ſeiner Untergebenen und Bedienten verlaſſen wolle. Ich habe ſie einmal roth und faſt im Ernſte böſe gemacht, da ich die Meinung vieler Frauenzimmer in Leipzig vertheidigte, daß eine Frau nur darum Frau ſei, daß ſie mit ihrem Manne ſpeiſen, und zu Bette gehen könne. Ich weiß, Sie vergeben mir es, meine liebe Charitas, daß ich bei dieſem Punkte mich länger, als bei den übrigen, aufgehalten. Ich habe das Vergnügen gehabt, aus einem Ihrer Briefe zu bemerken, daß Sie ſelbſt eine glückliche Anlage zu einer guten Wirthin haben. O, Charitas! Aendern Sie dieſe rühmliche Geſinnung niemals! Sie werden ein vollkommenes Frauenzimmer ſein, wenn Sie eine gute Wirthin werden. Und wenn Sie auch Ihrem Mann gar kein Vermögen zubrächten; und wenn Sie in keinem Buch, als in der Bibel, geleſen hätten; und wenn Sie keinen Menſchen aus der alten Geſchichte kennten, als den Pontius Pilatus; und wenn Sie keinen Geſchmack von irgend einer Sache beſäßen, die in das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften gehört; und wenn Sie keinen ſo hübſchen Brief ſchrieben, als Sie ſchon jetzt ſchreiben, und immer beſſer werden ſchreiben lernen; ſo werden Sie dennoch, auch ohne alle dieſe angenehmen Vorzüge, ein vollkommenes Frauenzimmer ſein. Aber ſind Sie keine Wirthin, ſo muß Ihr Mann zu Grunde gehen, es kann nicht fehlen. Je mehr er verdient, deſto ſtärkern Aufwand werden Sie machen; je weitläuftiger ſeine Haushaltung iſt, deſto mehr werden Sie dabei zu Grunde gehen laſſen. Sie ſollen keine Arbeit der Dienſtboten thun, das wird kein vernünftiger Mann verlangen; aber Sie ſollen nach dem Maaße, als Ihr Mann in reichlichen Umſtänden iſt oder nicht, durch eine anſtändige Eintheilung und Beſorgung desjenigen, was Ihr Mann zur Wirthſchaft ohne Unbequemlichkeit hergeben kann, ſein Glück befördern helfen, die Hochachtung und den Gehorſam der Bedienten ſich erwerben, und ſich, und Ihren Mann, und . . . ja, Charitas, ich ſage Alles heraus, . . . und Ihre Kinder vom Mangel und Schande retten. Sehen Sie, gute Charitas, wie lieb ich Sie haben muß, daß ich ſo lange mit Ihnen rede, ohne meiner unvergeßlichen Freundin zu gedenken. Dieſe hätten Sie kennen ſollen! Wie viel Gutes hätte ſie Ihnen ſagen können, das ich Ihnen nicht ſagen kann! Nehmen Sie die Vermahnung, die ich Ihnen hier gebe, als eine Vermahnung von meiner verſtorbenen Freundin an. Heben Sie, wenn ich bitten darf, dieſen Brief auf, bis Sie einmal heirathen. Zeigen Sie ihn Ihrem künftigen Mann. Wenn er vernünftig iſt (und meine Charitas wird ſich gewiß keinen, als einen vernünftigen, Mann wählen), wenn er vernünftig iſt, ſo wird er mir für dieſen Brief, als ein Hochzeitgeſchenk, auch dann noch danken, wenn ich vielleicht ſchon lange vermodert bin. Wollen Sie das thun, Charitas?

So lang auch dieſer Brief ſchon iſt, ſo kann ich doch unmöglich ſchließen, ohne Ihnen noch ein paar Worte von meiner ewig ſchätzbaren Freundin zu ſagen. Sie beſaß das gute Temperament, immer aufgeräumt, und munter und ſcherzhaft zu ſein. Sie liebte kleine Spöttereien, aber ihr Spott ſchmeichelte, anſtatt zu beleidigen, weil man ihr redliches Herz kannte, und ſie nur über ſolche Sachen ſpottete, über welche die Geſellſchaft ſich gern Vorwürfe machen ließ. Ihre Scherze belebten eine ganze Geſellſchaft, und doch mußte ſie die ganze Geſellſchaft, und oft die ungezogenſten Mannsperſonen, in einer gewiſſen Entfernung und beſcheidenen Ehrfurcht zu erhalten. Ihre Aufführung gegen einen widerſinnigen, heftigen und eigennützigen Stiefvater erwarb ihr die Liebe des ganzen Hauſes. Es hat mich oft mehr Ueberwindung gekoſtet, ſie nicht an dieſem nichtsw. . . . . . (aber er war der Stiefvater meiner Geliebten, und hat bei ihrem Tode geweint) wie geſagt, mehr überwindung hat es mich gekoſtet, ſie nicht zu rächen, als es ſie Ueberwindung koſtete, das Unrecht, das man ihr oft erzeigte, geduldig zu verſchmerzen. Es war dieſes eine glückliche Folge nicht bloß von ihrer natürlichen Gemüthsart; es war die Folge einer wahren Frömmigkeit: denn meine göttliche *** war fromm, nicht darum nur, weil die Religion, in welcher ſie erzogen war, es alſo haben wollte, ſondern weil ſie den innern und unſchätzbaren Werth einer aufrichtigen Frömmigkeit mit Ueberzeugung kannte. — O Gott! wie viel habe ich mit ihr verloren! — Ja, Charitas, dieſe meine Freundin iſt todt, für mich ganz verloren! Noch jetzt iſt mir der Augenblick ſchrecklich, da ich ſie zum letztenmal geſehen habe. Sie ſtarb, da ich meinem Glück am nächſten zu ſein glaubte. Eine verwüſtende Krankheit entriß ſie mir. O! wie viel ſagte ſie mir noch in dem letzten Augenblick! Wie viel Großes ſagte mir noch dieſe Freundin zu meiner Beruhigung! Noch ihre Augen redeten zu mir, da ſie ſchon nicht mehr ſtammeln konnte. Als eine Chriſtin, als meine beſte Freundin ſtarb ſie — — nicht ein Wort mehr, Charitas!

N. S.

Nichts, gar nichts können Sie auf den Brief der Barbara antworten. Vielleicht ſchläft auf ſolche Art die ganze leere Correſpondenz ein. Es iſt gar nicht die Schreibart eines kleinen Mädchens! Ich halte ſie für das Gewäſch einer erwachſenen Perſon, die im Namen eines Kindes Ungezogenheiten ſagt, welche ſie, in ihrem Namen zu ſagen, ſich ſchämt. Gute Nacht! Es hat ſchon zwölf Uhr geſchlagen. Da Sie vielleicht ſchon halb ausgeſchlafen haben, wache ich noch, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihr Diener.

Rabener.

Ich bedanke mich, mein lieber Herr Lehrmeiſter, recht ſehr bedanke ich mich für die ſchöne Beſchreibung Ihrer verſtorbenen vortrefflichen Freundin. Mein Jemand ſagt, daß ſo viele herrliche Eigenſchaften nur ſelten beiſammen angetroffen würden, daß dieſer Charakter allen Frauenzimmern zum Muſter dienen könne. Ich ſoll den Brief ſorgfältig aufheben, abſchreiben ſoll ich ihn, und mir die guten Lehren, die Sie mir darin geben, wohl zu Nutze machen; ſo würde ich, obgleich nicht alle dieſe vorzüglichen Eigenſchaften, dennoch die nöthigſten und nützlichſten erlangen. Was werde ich Ihnen nicht zu danken haben? Und was werden Ihnen nicht Andere zu danken haben? Denn ich ſoll dieſen Brief, weil Sie es erlauben, auch Andern zu leſen geben. Bekomme ich dennoch mehrere Charaktere von Ihnen? Ich hoffe es, weil Sie es verſprochen haben; jedoch mit Ihrer Bequemlichkeit. Behalten Sie mich lieb.

Charitas.

Am 14ten Februar, 1759.

Werden Sie mir es denn vergeben, meine gute Charitas, daß ich Ihren Brief ſo lange unbeantwortet gelaſſen habe? Ich bin ſeit Donnerſtags etwas unbaß geweſen, und ob ich mich wohl die meiſte Zeit inne halten müſſen, und alſo wohl Zeit gehabt hätte, zu ſchreiben, ſo iſt doch mein Gemüth bei den traurigen Umſtänden unſerer Stadt (von denen Sie wegen Ihrer Jahre glücklicherweiſe am wenigſten empfinden) ſo umnebelt und zerſtreut, daß ich auch jetzt noch nicht viel antworten, am wenigſten einen von den verlangten Charakteren ſenden kann. Haben Sie denn meinen Brief wirklich einigen von Ihren Freundinnen leſen laſſen? Was ſagten denn dieſe dazu? Melden Sie mir doch das in Ihrem nächſten Briefe.

Rabener.

Mein Herr,

Es thut mir leid, daß Sie ſich nicht wohl befunden, und daß dieſes und andere unangenehme Dinge mehr, Urſache ſind, warum Sie mir nicht eher geantwortet haben. Entſchuldigen Sie ſich aber deßwegen nicht. Ich habe mir ja ausgebeten, daß Sie nur mit Ihrer Bequemlichkeit ſchreiben ſollen. Haben Sie mich nur lieb, ich will gern warten, und ich habe auch ſchon ſo viel Gutes von Ihnen zu leſen, daß ich mich lange damit behelfen kann. Was diejenigen zu ihrem Briefe ſagen, denen ich ihn habe wollen zu leſen geben, davon kann ich noch nichts melden. Viele haben ihn noch nicht geleſen. Und, was wollen Sie ſagen: Eine iſt, indem ſie geleſen, roth geworden, worüber aber? das weiß ich nicht. Ich war nicht dabei, ich habe es nur gehört. Erfahre ich etwas, ſo werde ich es Ihnen gewiß ſchreiben.

Charitas.

Dresden. am 28ſten Febr. 1758.

Wie iſt das möglich, daß eine Freundin von Ihnen bei Leſung meines Briefs kann roth geworden ſein? Ich bin darüber ſehr betreten. Sollte wohl etwas darin geſtanden haben, das beleidigen können? Sollte ich in einigen Ausdrücken nicht vorſichtig genug geweſen ſein? Kaum kann ich das glauben; wenigſtens wünſche ich, daß es nicht ſein möge. Aber ich muß noch einige Zeit in dieſer Ungewißheit bleiben, da ich, ich will es Ihnen nur geſtehen, die ganze Sammlung unſerer Briefe einem Frauenzimmer geliehen habe, die ich ſehr hochſchätze, und welche ich über dieſen Umſtand beſonders befragen werde, ſobald ich Gelegenheit habe, mit ihr davon zu reden. Hätten Sie wohl Luſt, meine liebe Charitas, auch mit dieſem Frauenzimmer einen Briefwechſel anzufangen? Sie iſt in der Kunſt, Briefe zu ſchreiben, eine Meiſterin; ſie denkt gut und richtig; ſie kennt alle Pflichten eines Frauenzimmers, und wird um eben deßwillen weit beſſer im Stande ſein, Ihnen die nützlichſten Lehren zu ſagen, die in ihrem Munde viel ſtärkern Nachdruck haben werden, als wenn ich Ihnen ſolche vorpredigte. Melden Sie mir doch Ihre Gedanken darüber. Den Namen dieſes mir ſchätzbaren Frauenzimmers kann ich Ihnen nicht nennen; aber ſie iſt meine Freundin, und wird mir eine Bitte nicht abſchlagen, die zum Beſten meiner guten Charitas gereicht. Ich will mir dieſelbe in dieſer Korreſpondenz adiungiren laſſen. Das Einzige befürchte ich: Sie werden von mir keine Briefe mehr leſen wollen, wenn Sie einmal von dieſer meiner Freundin einen Brief geleſen haben. Antworten Sie mir auf dieſen Umſtand bald. Wie wäre es, wenn Sie gleich ein paar Zeilen an meine Freundin ſchrieben, und um den Briefwechſel mit derſelben anſuchten? Sie können den Brief überſchreiben: **Pour Mademoiselle D. E.** und wenn Sie ihn nicht ſiegeln, iſt es mir deſto lieber. Leben Sie wohl!

Rabener.

Das hätte ich nicht gedacht, mein lieber Herr Lehrmeiſter! Womit habe ich es denn verſehen? Es ſcheint, als wenn Sie mich auf eine gute Art los zu werden ſuchten. Sie wollen ſich eine Freundin adjungiren laſſen, an dieſe ſoll ich ſchreiben, und mir ihren Briefwechſel ausbitten? Sie loben ſie? Sie glauben, daß ſie mich beſſer, als Sie ſelbſt, unterrichten würde? Ich weiß es nicht. Allemal würde mir lieber ſein, wenn Sie mein Lehrmeiſter blieben. Sie haben mir es auch verſprochen. Indeſſen will ich gehorſam ſein. Hier iſt ein Brief an die Mademoiſelle D. E. Ich hoffe, Sie werden . . . ach ja! Sie werden es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß ich noch ferner Ihre Schülerin bleibe. Wollen Sie?

Charitas.

Pour Mademoiselle D. E.

Mademoiſelle,

Was werden Sie denken? Ein kleines Mädchen nimmt ſich die Freiheit, an Sie zu ſchreiben. Und das iſt noch nicht Alles. Sie will ſich auch etwas ausbitten. Werden Sie es nicht übel nehmen? Könnten Sie ſich entſchließen? . . . Nein — wollten Sie wohl ſo gütig ſein, und . . . Laſſen Sie ſich es lieber von Herrn Rabener ſagen, warum ich Sie bitten will. Er weiß es, und wird es viel beſſer machen, als ich. Aber gleich! Sie müſſen nicht weiter leſen, bis er es Ihnen geſagt hat Er hat mir recht viel Gutes von Ihnen geſchrieben. Er lobt aber auch mich manchmal. Nun, Sie haben ja unſere Briefe geleſen, nicht wahr? Schreibt er nicht überaus ſchön? Was er will, ſchreibt er; und Sie ſollen noch ſchöner ſchreiben? Was für ſchöne Briefe werde ich bekommen! Ich ſoll nicht wiſſen, wer Sie ſind. Gut! Sie verlangen doch auch nicht zu wiſſen, wer ich bin? Aber lieb wollen Sie doch haben

Ihre

kleine

Charitas.

Den 4ten März 1758.

Ich habe Ihren ſchönen und für mich gar zu ſchmeichelhaften Brief meiner guten Freundin, der Mademoiſelle D. E. in ihre eigenen Hände gegeben, und ich hatte die gewiſſe Hoffnung, ich würde Ihnen heute eine Antwort ſchicken können; aber eine unerwartete Verhinderung hat mich um dieſe Hoffnung gebracht. Sie können glauben, daß dieſe Verhinderung ſehr wichtig ſein müſſe; denn meine Freundin hat über Ihren Brief ſo viel Beifall gezeigt, daß es ihr gewiß angenehm ſein muß, ſich mit Ihnen in einen Briefwechſel einzulaſſen. Einen Brief zu ſchreiben, und den recht artig zu ſchreiben, koſtet ihr auch gar keine Mühe, und von mir iſt ſie, wie ich ſeit einiger Zeit gewiß hoffe, eine viel zu gute Freundin, als daß ſie aus Bequemlichkeit oder Eigenſinn mir eine ſo angelegene Bitte abſchlagen ſollte, die auf mein Vergnügen und auf das Beſte meiner Charitas abzielt. Alſo können Sie glauben, daß dieſe Verhinderung ſehr wichtig iſt. Deſto gewiſſer verſpreche ich Ihnen auf künftige Woche einen Brief von ihr. Gedulden Sie ſich ſo lange! Deßwegen bleibe ich immer noch Ihr Lehrmeiſter, ob ich ſchon weiß, daß Sie meine Lehren ganz entbehren können, wenn Sie mit meiner Freundin einen ordentlichen Briefwechſel führen werden. Ich wünſche dieſes um ſo viel mehr, da mich einige Umſtände nöthigen werden, künftige Feiertage auf einige Wochen zu verreiſen. Ich werde alsdann meine Reiſe mit ruhigem Herzen antreten, wenn ich Sie in ſo guten Händen weiß. Vergeſſen werden Sie mich doch nicht darüber, meine liebe Charitas? das ſollte mir nahe gehen. Denn, wenn meine Freundin auch noch ſo ſchön, noch ſo lehrreich, noch ſo vernünftig ſchreibt, ſo bin ich doch von Ihnen ein älterer Lehrmeiſter, und ein aufrichtiger Freund. Wollen Sie mir verſprechen, mich auch abweſend nicht zu vergeſſen?

Rabener.

N. S.

Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, bald! Wir haben nur noch drei Wochen bis auf Oſtern.

Alſo ſoll ich Abſchied nehmen, mein lieber Herr Lehrmeiſter, von Ihnen und Ihren ſchönen Brieſen ſoll ich Abſchied nehmen? Das geht mir ſehr nahe. Billig iſt es, daß ich Ihnen nicht länger beſchwerlich falle. Sie haben mit mir kleinem Mädchen lange Geduld gehabt; ich danke recht ſehr dafür. Ich bedanke mich für alle gute Lehren, die Sie mir gegeben haben, und werde, wenn ich ſie noch beſſer einſehen und verſtehen lerne, immer mehr danken.

Sie wollen mein Herr Lehrmeiſter bleiben; das iſt mir lieb. Ihre gute Freundin — und die vorgegebene Reiſe . . . arme Charitas! Geduld! — Leben Sie wohl, recht wohl leben Sie, mein lieber Herr Lehrmeiſter! Behalten Sie mich lieb, und denken Sie zuweilen an

Ihre

kleine Schülerin

Charitas.

Am 9ten März 1758.

Ich erwarte heute eine Antwort von Ihnen, und um Zeit zu gewinnen, fange ich meinen Brief immer an, ich möchte vielleicht Nachmittags gehindert werden. Vielleicht bekomme ich noch vor Tiſch einen Brief von meiner Freundin **D. E.** Inzwiſchen ſende ich hier einen, den ich geſtern Abends noch ſpät erhielt, und der, wie ich aus dem Siegel urtheile, wieder von der Barbara iſt. Wenn wird doch das Mädchen aufhören zu plaudern! Darf ich ihn bei der Gelegenheit leſen?

Heute iſt ſchon der eilfte, und ich habe noch nicht eine Zeile von Ihnen; wie geht das zu? Krank werden Sie doch nicht ſein? Ich bin ſehr beſorgt; antworten Sie mir bald! À Dieu.

Rabener.

Am 8ten März 1758.

Meine liebe Gretel,

Nun iſt es einmal Zeit, daß wir ohne Maske mit einander reden. Tauſendmal danke ich Ihnen für den angenehmen Briefwechſel, den Sie mit mir ſeit einigen Monaten unterhalten haben. Wie viel Artiges haben Sie mir binnen der Zeit geſchrieben, und wie offenherzig haben Sie mich einigemal gemacht, Ihnen Vieles zu ſagen, das in künftigen Zeiten Ihnen verſtändlicher und nützlicher ſein wird, als es Ihnen vielleicht jetzt ſein mag. Es war für mich ſehr vortheilhaft, daß Sie glaubten, ich kennte Sie nicht; denn nun konnte ich viel ungezwungener ſchreiben, und viele Stellen in unſere Briefe bringen, ohne welche die Correſpondenz vielleicht einigemal würde matt geworden ſein. In der That habe ich Sie in den erſten vierzehn Tagen nicht gekannt; aber länger blieben Sie mir nicht verſteckt. Glauben Sie das nicht? Herr Sekretär B* ſoll mein Zeuge ſein, dem ich es ſchon vor acht Wochen anvertraut habe. Mündlich kann ich Ihnen auch noch mehrere Umſtände angeben. Nur Einen will ich jetzt berühren. Die zweite Barbara bin ich ſelbſt geweſen; wo hätte ſonſt ein fremdes Mädchen wiſſen können, daß der

Hampelmann, um den wir uns vor Weihnachten zankten, oben in Ihrer Stube liege, und Line ihn am beſten finden würde? Dieſe zwei Worte waren freilich ſehr mühſam ausgekratzt, als Sie mir den Brief zuſchickten, aber für mich konnten ſie kein Geheimniß ſein, da ich ihn ſelbſt geſchrieben hatte.

Alſo müſſen wir von einander Abſchied nehmen? Ich thue es mit ſchwerem Herzen. Fahren Sie fort, ſo fein zu ſchreiben, als Sie es ſchon jetzt können, ſo werden Sie es mit der Zeit Ihren zwei älteſten Schweſtern gleich thun, und wenn Sie fortfahren, auch ſo fleißig, wie bisher, zu ſchreiben, ſo werden Sie es im Fleiß Ihren zwei älteſten Schweſtern weit zuvorthun. Gewöhnen Sie ſich, ſo gut, ſo vernünftig und ſo tugendhaft zu denken, als man Sie hat in Ihren Briefen denken laſſen; ſo werden Sie bis in Ihr Alter glücklich, und das Vergnügen Ihrer ganzen Familie ſein. Wollen Sie denn auch meine Freundin bleiben? Gewiß hoffe ich das, gewiß wird mich die Gretel eben ſo lieb haben, als mich Charitas hatte.

Und Ihnen, mein lieber, guter, ehrlichen Herr Jemand, gehört freilich dieſer Dank ganz allein. Sie haben mir durch dieſe glückliche Erfindung viele angenehme Stunden gemacht. Vergeben Sie mirs aber auch, daß ich Sie manchmal in große Verwirrung ſetzte, wenn Sie mir weder eine Unwahrheit ſagen, noch auch die Wahrheit geſtehen wollten? Noch jetzt dauern Sie mich, wenn ich Sie mir vorſtelle, wie Sie vor etlichen Wochen auf meinem Sopha ſaßen, und wider die Erde ſahen, da ich, als von ungefähr, die Gretel unter meiner vermuthlichen Correſpondentin nannte.

Aber Lorchen, mein verrätheriſches Lorchen, was fange ich mit Ihnen an? Wie grauſam ſind Sie mit mir umgegangen! wie dreiſt! Sie, die Sie ſonſt den Augenblick roth wurden, wie dreiſt haben Sie Ihre Rolle geſpielt! Tauſend Wendungen habe ich machen müſſen, mich gegen Sie nicht zu verrathen. Ich, der ich ſonſt, wie Fritzchen ſagt, das Herz in meinen Augen habe, mußte mich durch ganz ungewohnte Mienen verſtellen, um Ihnen mein Herz nicht ſehen zu laſſen; und wie oft habe ich in dieſem meinem Herzen über Sie, kleine Heuchlerin, triumphirt, wenn ich, mit einer ernſthaften und gelaſſenen Miene, mir von Ihnen eine Sache erzählen ließ, die ich ſchon beſſer wußte, und wenn ich durch erdichtete Umſtände neue Gelegenheit gab, über meine Leichtgläubigkeit zu frohlocken? Faſt muß ich nun glauben (eine Sache, die kein Menſch glauben wird), daß ich beinah, aber nur beinah, ſo ſchlimm und boshaft bin, als Lorchen iſt. Doch habe ich Sie manchmal ertappt. Erinnern Sie ſich noch des Abends, wo wir beide an der Kommode ſaßen, die Gretel neben uns ſtand, und Sie nach dem Fortgang der Correſpondenz mit der Charitas fragten, wie roth, wie beſtürzt wurden Sie, wegen Ihrer Uebereilung! Wie geſchwind ſprangen Sie auf, änderten die ganze Unterredung, und dankten dem Himmel, daß ich guter Narr nichts von Ihrer Uebereilung gemerkt hatte. Wollen Sie unſere ſchlaue Briefträgerin noch mit einem Glas Wein beſtechen, um, mir zum Beſten, zu entdecken, wer die Charitas ſei? Wie beſtrafe ich Sie, Lorchen? Denn beſtraft müſſen Sie werden, mehr als auf Eine Art beſtraft. Die erſte

Strafe ſoll dieſe ſein, daß Sie Ihrer liebenswürdigen Freundin Babet die Entwickelung unſerer Komödie melden. Sie wären ungerecht, wenn Sie das nicht thun wollten, da Sie die Babet oft mit Freuden von meiner Leichtgläubigkeit, und noch damals, als ich Sie am Pulte überraſchte, unterhalten haben. Himmel! was für eine Menge Verſtellungen haben Sie in Ihrer Gewalt! Je mehr ich allen den Umſtänden nachdenke, bei denen ich Sie erwiſcht habe, deſto mehr erſtaune ich über Sie. Aber zu meinem Glück hatte ich meine Rolle auch gelernt. Künftig wollen wir beide in allen Sachen recht aufrichtig mit einander umgehen. Denn, wie es ſcheint, ſind wir einander gewachſen, und Corsaire contre Corsaire thut nicht gut. Leben Sie wohl, mein ehrlicher Herr Jemand! Mein verrätheriſches, grauſames, heuchleriſches, boshaftes, und bei allem dieſen doch mein gutes Lerchen, leben Sie wohl! Und Ihnen, meine liebe Charitas, küſſe ich zu guter Lezt die Hände, und bleibe von Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe

ein aufrichtiger Freund und
Diener,
Rabener.

Hier ſende ich Ihnen, Mademoiſelle, wie ich es geſtern verſprach, die Auszüge von einigen Briefen, die zwiſchen mir und dem Herrn Cramer gewechſelt worden ſind. Ich könnte ſie eben ſo leicht ſelbſt bringen, als ich ſie durch meinen Bedienten überſchicke; aber alsdann würde ich nicht haben an Sie ſchreiben können, und an Sie zu ſchreiben, iſt für mich eben ſo ſchmeichelhaft, als es mir iſt, an meine beſten Freunde zu ſchreiben. Ich bin ſtolz darauf, wenn die Nachwelt erfährt, daß Cramer, Gellert, Schlegel, Gieſeke, Hagedorn in Hamburg, und mehr rechtſchaffene Männer, meine ſo guten Freunde geweſen ſind, daß ich ſeit vielen Jahren mit ihnen in einem vertrauten Briefwechſel geſtanden habe. Aber wie ſtolz würde ich erſt darauf ſein, wenn die Nachwelt erfahren ſollte, daß ich heute, am 29ſten Januar 1757, ein paar Zeilen an Mademoiſelle Lorchen habe ſchreiben dürfen! Denn, daß Sie mir auch nur in einer einzigen Zeile den richtigen Empfang und die gütige Aufnahme meines Briefs melden ſollten, das werde ich und die Nachwelt freilich nicht erfahren, das weiß ich wohl; ſo hochmüthig laſſen Sie mich gewiß niemals werden. Ich erkenne es als eine Gefälligkeit, wenn Sie dieſe Auszüge Niemand ſehen laſſen. Ihr Herr Papa gehört darunter nicht. Ich bitte mir es vielmehr ausdrücklich aus, daß ich Ihrer beider gemeinſchaftliche Kritiken darüber erfahren kann. Kritiken; verſtehen Sie mich ja recht, und nicht bloße Komplimente. Mademoiſelle Friederiken wird nicht verlangen, ſie zu leſen; außerdem möchte ich meinen Briefen dieſes Glück wohl gönnen. Getrauten Sie ſich, es bei Ihrer freundſchaftlichen Babet zu verantworten, wenn Sie ihr dieſe Sammlung auch im Vertrauen zuſchickten, und ihre Urtheile darüber verlangten, ſo würde ich Ihnen unendlich dafür verbunden ſein. Sie müßten es nur in Ihrem Namen thun, als geſchähe es ohne mein Vorwiſſen. Außerdem würde es von mir eine allzudreiſte Verwegenheit ſein. Und, wenn deren Mademoiſelle . . . aber nein, ich bin gar zu begehrlich; merken Sie bald die Eigenliebe meines trotzigen Herzens? Erſt ſollten Sie dieſe Auszüge ganz allein ſehen; und hernach fiel mir auch der Papa ein; und hernach hätte ich bald Friederiken aus ihrer nachdenkenden Ruhe ſtören laſſen, und hernach wünſchte ich auch von Ihrer Babet geleſen zu werden; und hernach . . . Aber warum haben Sie ſo viel Freundinnen, die Ihnen ähnlich, und mir daher ſo ſchätzbar ſind? Ich küſſe Ihnen die Hände. Sie haben doch keine geſchwefelten Handſchuhe an?

Rabener.

Am [illegible] Februar 1757.

Wie gütig ſind Sie, mein liebes Lorchen, daß Sie mich in dem Augenblick ſchriftlich zu Gaſte bitten, da mich Ihre grauſame Mutter zum Hauſe hinausſtößt, und mir den nothdürftigſten Biſſen Brod verſagt. Ich werde morgen Mittags zum General, und Abends zu Ihnen kommen. So gern ich ſonſt beim General bin, ſo ungeduldig und geſchwind werde ich von ihm wegeilen. Damit ich Ihre Gefälligkeit nicht mißbrauche, will ich heute wegbleiben. Werde ich das wohl halten können? Wahrhaftig, ich weiß es noch nicht. Alſo iſt Ihnen die anſehnliche Brezel wohl bekommen? Und haben Sie noch Appetit genug, jetzt über Tiſche noch einmal zu eſſen? Gewiß, über Ihren guten Magen geht nichts, als Ihr gutes Herz.

»Werde ich die Antwort an Mademoiſelle bald »bekommen?« fragt mich mein Bedienter unverſchämt. — Was ficht den Bengel an, mich ſo dreiſt zu fragen? — »Ja, ſpricht er, »aber ſie »will gleich Antwort haben, und nun hat ſie ſchon »länger als eine Stunde darauf warten müſſen.« — Er geht fort, und hängt das Maul. Ich vergebe es ihm, weil er aus Achtung für Sie ſo unverſchämt iſt. Es bleibt bei dem, was ich ſchon geſagt habe: Menſchen und Vieh ſind auf Ihrer Seite, und mein Johann iſt ein ziemlich vernünftiges Vieh. — Er kommt wieder in die Stube, und nimmt den Hut. Ich muß nur ſchließen, ſonſt läuft er fort, und ſagt Ihnen, daß mein Brief noch nicht fertig ſei. Leben Sie wohl! Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

Den 26ſten Auguſt, 1756.

Vor den Kopf, mein liebes Lottchen, mit meiner eigenen Fauſt, vor den Kopf möchte ich mich ſchlagen, daß ich dummer Teufel nicht errathen kann, wer Ihr unbekannter Correſpondent iſt. Das bleibt mir ein unauflösliches Räthſel. Wenn ich einmal glaube, ich habe den rechten gewiß errathen, ſo paßt wenigſtens Ein Umſtand nicht, und ich bin wieder eben ſo verwirrt, als ichs war, da ich zu rathen anfing. Ich kann nicht begreifen, was Ihr Correſpondent für Urſachen haben muß, verborgen zu bleiben, da Alles ſo ſehr zu ſeinem Vortheil iſt. Ein Mann, der ſo viel Geſchmack hat, Ihre Verdienſte einzuſehen, ſo viel Gerechtigkeit, dieſe Verdienſte zu bewundern, der ſo beſcheiden iſt, einem Frauenzimmer keine ſchmeichelhaften Unwahrheiten vorzuſagen, über die es roth werden könnte, ein Mann, der unſerm F**r ſo ähnlich ſieht (wie vortheilhaft iſt ihm dieſe Vergleichung mit einem Freunde, dem die Ehrlichkeit aus jedem Geſichtszuge ſieht), mit einem Wort, ein Mann, bedenken Sie einmal, was das ſagen will, ein Mann, den Babet beſchützt, und dieſer Mann will verborgen bleiben! Das Alles iſt mir unbegreiflich. Nur den vierten Theil dieſer guten Eigenſchaften und Vorzüge wünſchte ich mir; was für Lärmen wollte ich in der Stadt anfangen, um bemerkt und bekannt zu werden! Zu allen Leuten lief ich, unangemeldet lief ich zu ihnen auf die Zimmer, und ſagte ihnen meinen Namen. Und Ihr Correſpondent verſteckt ſich, und will von Lottchen nicht gekannt ſein, von der ein jeder geſitteter und tugendhafter Menſch gekannt zu ſein wünſcht!

Unſere Babet iſt ein boshaftes Kind, ſagen Sie ihr das, aber in Ihrem Namen, ſonſt glaubt ſie es nicht. Mit ihrer neuen Schilderung hat ſie mich noch viel verwirrter gemacht, als ich vorher war. Ein junger Menſch von acht und zwanzig Jahren — (auf den ich rathen wollte, der iſt älter) ziemlich lang — (ja, ja, Alles träfe ein) und mager — (manchmal) ſchwarze Augen — (kohlſchwarz) und eine lange Naſe — (richtig getroffen) dem älteſten Bruder ähnlich — (o du allerliebſter junger Menſch! ſieht er dem Bruder ähnlich, ſo ſieht er auch ſeinen vier Schweſtern ähnlich) trägt immer ein grünes Kleid — (das habe ich nicht die Ehre zu kennen) iſt in dieſem Kleide kleiner als ſonſt — Hm! Lorchen, da fällt mir was ein! Kleiner? Iſt dieſes Kleid von einem andern Schnitte, als die andern. Ich dächte gar — wahrhaftig, Lorchen, ich dächte . . . ſoll ich's ſagen? kaum, daß ich es wage — ich dächte, Gott verzeih mirs, gar — es wäre kein Freund! — Nun rathen Sie vollends, mein liebes Lorchen, und ſagen Sie mir auf den Montag Ihre Gedanken mündlich.

Hier ſende ich für die Charitas etwas von dem Deſſert, das der Papa geſtern Abends übrig gelaſſen. Sie wird wohl Lorchen miteſſen laſſen. Wie haben Sie geſchlafen? Unſere beſte Babet grüßen Sie millionenmal von mir. Guten Morgen!

Rabener.

Dresden, am 31ſten Oktober, 1757.

Hier ſende ich Ihnen, mein liebes milzſüchtiges Lorchen, zwei Briefe, die Sie bei Ihrer Melancholie und Menſchenliebe nicht ohne Rührung leſen werden. Ich habe dieſe zärtlichen Thoren geſtern zum erſtenmale nennen hören, und ſie, ungeachtet ihrer unglücklichen Thorheit, herzlich und um ſo mehr bedauert, da ich weder Linderung noch Rettung für ſie weiß. Es wird billig ſein, daß wir den Namen dieſer Elenden ſchonen, und dieſe Briefe nicht ſehr bekannt werden laſſen. Glauben Sie aber, daß Ihre Babet ſie gern leſen möchte, ſo ſind ſie für ſelbige kein Geheimniß; nur will ich mir ſolche übermorgen zurück ausbitten. Die arme Frau iſt doppelt zu beklagen; ſie ſcheint natürlichen Witz und ein gutes Herz zu haben, und was ich noch mehr bewundere, in ihrem ganzen Briefe ſagt ſie nicht ein Wort von ihrem Mangel, um ihren Mann nicht noch mehr zu beunruhigen. Der Mann iſt auch ehrlich und zärtlich, und in ſeiner Art vielleicht großmüthig. Aber eben dieſer Tugenden wegen haſſe ich ihn, weil er ſie nur angewendet hat, ein armes, junges und ſchönes Mädchen ohne Rettung ins Unglück zu ſtürzen. Nehmen Sie ſeine Partie nicht, ich bitte Sie darum; Sie müßten ſeine Frau verdammen, und das wäre noch härter. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 10ten Januar 1798.

Mein Herr,

Ich würde Ihnen auf Ihren erſten Brief eher geantwortet haben, wenn ich nicht nöthig gefunden hätte, nähere Erkundigung von Ihnen und des Frauenzimmers Umſtänden einzuziehen, mit welchem Sie in die unglückliche Bekanntſchaft gerathen ſind. Da mich das Unglück eines jeden Menſchen rührt; ſo können Sie mir glauben, daß ich bei Ihrer Erzählung nicht habe gleichgültig ſein können. Das Frauenzimmer ſcheint eine gute Denkungsart und einen ſehr vortheilhaften Charakter zu haben. Sie ſelbſt ſprechen mit ſo vieler Achtung von ihr, daß Sie geraume Zeit vor Ihrer zu genauen Bekanntſchaft von derſelben liebenswürdigen Eigenſchaften müſſen überzeugt geweſen ſein. Aber ſoll ich Ihnen meine Gedanken mit der Offenherzigkeit ſagen, mit welcher ich gegen meine Bekannten mich zu erklären gewohnt bin? Ja, ich muß Ihnen geſtehen, mein Herr, daß eben dieſe feinen und liebenswürdigen Eigenſchaften Ihrer unglücklichen Freundin Ihr Vergehen doppelt ſtrafbar machen. Entſchuldigen Sie es ja nicht mit der Liebe zu dieſer Elenden. Es war nichts, als eine wilde Begierde, die der Menſch mit den niedrigſten Geſchöpfen gemein hat. Sie wußten die Armuth des Mädchens, Sie wußten Ihre eigene Armuth; eben ſo konnten Sie die traurigen Folgen Ihrer unüberlegten Zärtlichkeit wiſſen. Dachten Sie gar nicht daran, ein unſchuldiges Geſchöpf, das Ihr Kind ſein würde, zugleich mit unglücklich zu machen? Ihre Freundin vor den Augen der Welt zu beſchimpfen, eine arme Mutter noch in ihrem Alter zu betrüben? Können Sie das Liebe zu Ihrer Freundin nennen? Wäre die Gefallene weniger tugendhaft, und hätte Ihnen ſelbſt zu einer ſolchen Ausſchweifung Gelegenheit gegeben, ſo würde Sie, mein Herr, der Vorwurf nur halb treffen; aber nun fällt er ganz auf Sie, und muß Ihnen mit jedem Augenblicke deſto erſchrecklicher werden, da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe urtheilen kann, noch nicht auf eine ganz verſteckte Art boshaft ſind, ſondern Alles empfinden, was die Menſchenliebe die empfinden läßt, die noch Menſchen und Chriſten ſind. Und eben um deßwillen, wie ungern ſehe ich, daß Sie ohne Rettung verloren ſind! Jetzt Mangel, und Hunger, und Schande! Künftig ein beſchämter Blick auf dieſe Ausſchweifung Ihrer Jugend, nagende Vorwürfe der Welt und Ihres Gewiſſens, und endlich eine troſtloſe Verzweiflung! O, mein Herr, das, das ſind die erſchrecklichen Folgen Ihrer Thorheit! Wie iſt Ihnen zu helfen? Wie ſoll man Sie retten? Ein Amt verlangen Sie? Haben Sie wohl die jetzigen Zeitumſtände, die allgemeinen Schwierigkeiten, heut zu Tage ein Amt und eine Verſorgung zu finden, haben Sie Ihre eigenen Fähigkeiten überlegt? Wie kann der ſeinem König treu ſein, der ſeiner beſten Freundin untreu iſt? Denn Ihr erſter Gedanke, dieſe liebenswürdige Unſchuld unglücklich zu machen, war die ſtrafbarſte Untreue, die Sie an ihr begehen konnten. Nennen Sie es ja nicht Treue, daß Sie dieſe Verlorene noch jetzt lieben, ſie Ihre Frau nennen, und für ihren Unterhalt ſich bemühen. Das wird ein Jeder thun, der nicht ganz ein Unmenſch iſt. Glücklicher, weit glücklicher wäre die Arme, wenn ſie von Ihnen nichts weiter wüßte, niemals weiter von Ihnen nichts wiſſen könnte. Sie würde mit dem kleinen bejammernswürdigen Zeugen ihrer Schwachheit für ſich ihr kümmerliches Brod wohl finden, und nur für ſich ſorgen dürfen, anſtatt, daß ſie nun auch für Sie, mein Herr, für Sie, ihren grauſamen Freund, zugleich ſorgen, und alſo doppelt ſich ängſtigen muß. Vielleicht ſcheine ich Ihnen zu ſtreng gegen Sie; aber mein Herz iſt voll von Empfindungen der Menſchenliebe. Ich muß Sie, mein Herr, den Uebertreter der erſten Pflichten dieſer Menſchenliebe, Sie muß ich haſſen! Doch wird mich dieſes nicht hindern, mit Vergnügen die erſte Gelegenheit zu ergreifen, die ſich nur anbietet, Ihnen zu zeigen, daß ich ſei

Ihr

dienſtbefliſſener
Rabener.

Gar zu lange mag ich Sie doch nicht martern, mein liebes Lorchen. Was haben Sie denn von dem Briefe an G** gedacht, den ich Ihnen vor einer Stunde zuſendete? Sie waren wohl recht böſe auf Ihren ſtrengen Sittenrichter. Vermuthlich klagten Sie meine Härte Ihrem Papa, wohl gar Friederiken. Vermuthlich war Ihr ganzes menſchenfreundliches Herz wider mich aufgebracht. Vielleicht ſtudirten Sie ſchon auf den allerliebſten grimmigen Brief, den Sie an mich ſchreiben wollten.

Nein, Lorchen, ſo gar ſchlimm bin ich doch nicht. Freilich hätte G** einen ſolchen Brief verdient, aber auf Ihren mächtigen Fürſpruch ſoll er den bekommen, der hierbei folgt. Sind Sie nun wieder gut?

Wiſſen Sie was? Machen Sie es Ihrer Babet, wie ich es Ihnen gemacht habe. Senden Sie ihr heute den grauſamen Brief, verklagen Sie mich dabei, und, damit ſie recht böſe wird, ſo ſenden Sie ihr zugleich G** letzten Brief, den ſie ohnedem noch nicht geleſen hat; und morgen früh (aber ja nicht ſpäter, morgen früh, denn länger darf Babet mit mir nicht unzufrieden ſein), morgen mit dem Früheſten ſchicken Sie ihr den wahren Brief, mit dem Schlüſſel zum ganzen Räthſel. Wollen Sie das thun? Freilich; denn Lorchen, wenn ſie will, iſt viel zu gut, ſo etwas nicht zu thun. A Dieu.

Rabener.

Den 16ten Januar 1758.

Aber, um des Himmels willen, ſagen Sie mir, was haben Sie mit Ihrer Babet angefangen? Solche häßliche Vorwürfe der Babet zu machen! Und auch nur im Scherze ihr dergleichen Vorwürfe zu machen, iſt zu hart. Ja, Lorchen, wenn Sie es ihr nicht noch heute abbitten, ſo räche ich mich an dem Halunken G** und ſeinem Menſch, und ſchreibe ihm einen Brief, gegen welchen der noch ein Evangelium iſt, den Sie in Verwahrung haben. Ihre Babet hat ja meinen Brief nicht einmal gebilligt, und das iſt das Einzige, was ich an ihr ausſetze; ihre übrigen Urtheile ſind ſo vernünftig, wie man ſie von der Babet und Lorchens vertrauteſter Freundin erwarten kann. Haben Sie wohl ſelbſt von dieſem Handel nur einen Augenblick anders denken können? Nimmermehr! Auch nicht Ihr bitterſter Feind wird ſich unterſtehen, Ihnen das nachzuſagen. Seit langer Zeit habe ich mich nicht ſo, wie dieſen Abend, über Sie geärgert. Sie hatten wohl Urſache, mir zu verbieten, daß ich die Briefe nicht in Ihrer Gegenwart leſen ſollte: gezankt, ja gewiß, Lorchen, gezankt hätte ich mich mit Ihnen; denken Sie, was das ſagen will. Nein, das haben Sie zu arg gemacht. Ich wäre untröſtlich, wenn über mich ein Freund weinte, wie Ihre Babet über Ihre Vorwürfe Thränen vergoſſen hat.

Hier folgen der Babet Briefe zurück. Ich habe ſie jetzt noch einmal durchgeleſen. Wahrhaftig, grauſames Lorchen, wenn mir es jetzt möglich wäre, Ihnen gram zu werden, ſo würde ich es jetzt; ja wahrhaftig!

Rabener.

N. S.

Sein Sie doch ſo gütig, und antworten mir. Noch Eins! Sind Sie wohl großmüthig genug, mir Ihren Brief zu verſchaffen, welcher der Babet Thränen gekoſtet hat?

Am 14ten Mai 1758.

Gott! wie edel denkt Ihre redliche Babet! Ihr ganzes ſchweſterliches Herz ſieht man in ihrem Briefe. Ja, Lorchen, Sie müſſen, Sie müſſen zum drittenmale Ihre verlorene Freundin wiederſuchen. Ueberwinden Sie ſich. Eine liebenswürdige Freundin, wie Fiekchen iſt, wieder zu finden, belohnt alle Ueberwindung. Ja, unvergleichliche Babet, der ganze Ruhm iſt Ihre, wenn Sie dieſe Vereinigung zu Stande bringen, eine Vereinigung zwiſchen zwei Perſonen, die ſich gewiß noch lieben, ohne es zu wiſſen; denn tugendhafte Perſonen können ſich nicht haſſen. Wie ruhig wird Ihr gutes Herz auf Ihre Schweſter und auf Ihre Freundin ſehen, wenn Sie merken, daß beide ſich noch mehr, wenn es anders möglich iſt, noch mehr lieben, als ſie ſonſt ſich geliebt haben! Und gewiß, Babet, Sie müſſen dabei gewinnen. Lorchen hat in ihrem Herzen für zwei ſo liebe Schweſtern Platz. Ihnen hat ſie es allein zu danken, wenn ſie die Vertraulichkeit ihrer Fiekchen wieder gewinnt; und ſie wird dieſe Freundſchaft, wenn ich die Lorchen anders recht kenne, nimmermehr vergeſſen. Und das wollen Sie doch auch alſo halten und thun, Lorchen? So ſagen Sie ein deutliches Ja! Aber, wenn Fiekchen mit Ihnen wieder zu der alten Freundſchaft zurückgekommen iſt, werden Sie auch noch Zeit haben, an mich zu denken? Ich wäre ſehr unglücklich, wenn Sie mich darüber vergäßen, und nichts, in der Welt nichts, konnte mich bei dieſem Unglück tröſten, als der Gedanke, daß Sie mich über Fiekchen und Babet vergeſſen hätten. Ein trauriger Troſt! A Dieu.

Rabener.

N. S.

Hier ſende ich Ihnen für Ihren kranken Hals ein paar Borſtdorfer, und für der Gretel ihren geſunden Hals ein paar Nüſſe.

Damit Ihre gute Babet die dunkle Zauberſprache ihres beſchwörenden Bruders verſtehen möge; ſo ſende ich Ihnen die Stelle aus meinem Briefe an ihn, welche die Veranlaſſung dazu gegeben hat. Sie werden ſo gütig ſein, und ihr ſolche, nebſt Vermeldung meiner wahren Hochachtung, mittheilen. Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

An Herrn F**r in Warſchau.

rc. rc. noch eins, aber ganz unter uns. Glauben Sie wohl, daß ich faſt einen Briefwechſel mit Ihrer Babet angefangen hätte? Ich entführte Lorchen einen Brief von ihr, der mich mit anging, und der war ſo ſchön geſchrieben, daß ich ſehr wünſchte, von ihr ſelbſt Briefe zu haben. Nichts, als gewiſſe Umſtände, und eine ſchüchterne Vorſicht, haben Ihre Babet von meiner Zuſchrift gerettet. Ich ſtelle Ihnen frei, gegen ſie von dieſer Erzählung einen ſcherzhaften Gebrauch zu machen. Auch von der Friederike habe ich, auf eben dieſe Art, ſchon vor geraumer Zeit, einen Originalbrief geraubt, der vortrefflich geſchrieben war. Sollten Sie das wohl von Ihrem ältväteriſchen Hageſtolze glauben? Denn jetzt plündert in Dresden Alles, was ſonſt auch noch ſo ehrlich war rc.

Den 8ten September, 1758.

Die arme Babet! Wie mühſam iſt ſie, ſich ſelbſt zu bereden, daß ſie unrecht gethan habe, in einer Sache, wo ihr kein Menſch einen Vorwurf machen konnte, als ihr freundſchaftlich boshaftes Lorchen, oder ein vorwitziges Fräulein. Was ſollte ſie thun? Sie hatte ſich von einer Geſellſchaft weggeſchlichen, um ihrem ſo lange Wochen entbehrten Lorchen zwei Stunden zu weihen. Und eben, da ſie anfängt, das Vergnügen dieſes vertrauten Umgangs zu ſchmecken, ſo wälzt ſich das hochgeborne Chor im Garten einher, unterbricht die zärtlichen Unterredungen, und entführt ihr endlich gar ihr kaum wiedergefundenes Lorchen. Konnte hier Babet etwas Anderes thun, als traurig zurückweichen, und ſich von einer Geſellſchaft ſchüchtern entfernen, die ihr beinah ganz fremd war, die das ihr geraubte Lorchen in ſtolzem Triumphe einherführte, und nun für ſich behielt, mit einem Wort, von einer Geſellſchaft, die man einige Zeit kennen muß, wenn man ſie mit Vertrauen hochſchätzen, und die ſo oft gegründeten Vorurtheile vergeſſen ſoll, die uns den Adel unangenehm und verdächtig machen. Die Schüchternheit, deren ſich die Babet in dieſem und andern Fällen anklagt, iſt ſo, wie ſie iſt, nichts weniger als ein Fehler, und macht die beſcheidene Babet denen, die ſie kennen, nur noch liebenswürdiger. Wehe der Fräulein, die im Ernſte die Schüchternheit für einen Bürgerſtolz ausgibt! Ich werde die Babet grauſam an ihr rächen, und wenn es die Fräulein P** wäre! Aber dieſe kann ſo etwas im Ernſte unmöglich ſagen. Bewundern Sie nur, allerbeſtes Lorchen, Ihre gute Freundin, die bei einem Vorwurſe, wo ſie ſo unſchuldig iſt, ſich dennoch ſo viel Mühe gibt, zu finden, daß ſie etwas verſehen habe. Wie ängſtlich und zerknirſcht würde dieſe bußfertige Babet Alles einräumen, wenn man ihr mit Grunde etwas als ein Verſehen vorrücken könnte! Wie eiferſüchtig bin ich auf dieſe Jugend, die mir fehlt! Und Sie, liebes Lorchen? — Das ſind meine Gedanken, die ich auf unſerer Babet Verlangen Ihnen eröffne, und die Sie um ſo viel billiger finden müſſen, da ich weiß, daß es vollkommen Ihre eigenen Gedanken ſind. Denn, mein redliches Lorchen, Sie mochten ſich noch ſehr gegen mich verſtellen, noch ſehr die Babet tadeln, meine Vertheidigung noch ſo hitzig beſtreiten; ich ſah doch nichts, als zärtliche Redlichkeit, in Ihren großen wilden Augen; bis in Ihr Herz ſah ich, und fand die verklagte Babet entſchuldigt. Machen Sie mir keinen Einwurf, daß meine Vertheidigung eigennützig ſei, da ich dieſe vergnügte Stunde, mich mit unſerer Babet zu unterhalten, würde haben entbehren müſſen, wenn ſie von der Geſellſchaft ſich weniger entfernt hätte. Machen Sie mir dieſen ſchmeichelhaften Einwurf nur nicht, oder ich werde Sie verrathen, und erzählen, wie Sie, bei aller der verſtellten Heiterkeit Ihrer noch ungewohnten Hofmienen, Ihre verdrängte Babet vermißten, und mitten unter gräflichen Umarmungen unruhig wünſchten, daß es die Umarmungen Ihrer Babet ſein möchten. Sehen Sie wohl, mein heuchleriſches Lorchen, daß mir keine Miene von Ihnen entwiſcht, und daß ich auf alle Ihre Blicke, auch an der Seite der Babet, aufmerkſam bin. Den Brief der unſchuldigen Babet ſende ich mit gehorſamſtem Danke zurück, und küſſe Ihnen, meine gute Freundin, die Hände.

Rabener.

Wie iſt Ihnen Ihr heutiger Ausgang bekommen? Unmöglich beſſer, als ich wünſche. Aber doch bin ich Ihrentwegen ſehr in Sorgen; denn Sie ſchienen mir dieſen Morgen matter und niedergeſchlagener zu ſein, als Sie ſonſt ſind. Ihr Wohlbefinden iſt für mich ſo wichtig, daß ich mir bei der geringſten kranken Miene mehr Sorge mache, als ſich ein jeder anderer Freund machen wird, der zwar eben ſo, wie ich, Ihre ängſtliche Einbildung kennt, aber, welches ohnedem unmöglich iſt, Ihre heitere Geſundheit nicht eben ſo zu ſchätzen weiß, als ich. Hier haben Sie einen Brief von meinem unglücklichen Freunde; von meinem, denn ich weiß nicht, ob Sie noch verlangen, daß er der Ihrige iſt. Wünſchen möchte ich dem armen Freunde dieſes Glück. Sehen Sie, Lorchen, ſo unparteiiſch bin ich gegen meine Freunde, ſogar gegen diejenigen, welche Sie einmal auf meine Unkoſten . . . verzeihen Sie mir, mein liebes Lorchen; das war eine Uebereilung, aber ſie iſt einmal geſchrieben, und ich will, wenn Sie es verlangen, Ihnen ſolche lieber abbitten, als ſie ausſtreichen. Das würde mich noch verdächtiger, und Sie noch neugieriger machen. Morgen hoffe ich ſeinen alten treuen Bedienten zu ſprechen, und ihn Alles auszufragen. Vielleicht kann ich Ihnen morgen Abend Nachricht geben. Heute will ich mich für meine Uebereilung beſtrafen, grauſam beſtrafen, und Sie nicht ſehen. Suchen Sie doch den Brief unſerer lieben Babet auf, in welchem ſie eine Antwort von mir gefordert haben will. Wie ungerecht ſind Sie, daß Sie mir ſo lange das Vergnügen vorenthalten haben, dieſer liebenswürdigen Freundin antworten zu können. Ja, beſte Babet, Lorchen, Ihr zerſtreutes Lorchen, iſt allein Schuld daran. Längſt, vorlängſt ſchon hätte ich Ihnen außerdem geantwortet; aber noch mehr wünſchte ich, Sie zu ſprechen. Ihnen kann man unmöglich das Alles ſchreiben, was man Ihnen zu ſagen wünſcht. Wollen Sie, meine liebe Babet, ſo gütig ſein, und eines von nachverzeichneten Büchern zum Durchleſen haben, ſo erwarte ich Ihren Befehl, der mir auch um deßwillen doppelt angenehm iſt; weil ich ihn durch unſer einſylbiges Lorchen erwarte. Und Sie haben es, freundſchaftliche Babet, über Ihr Herz bringen können, dieſe Ihre arme kranke Freundin nicht zu beſuchen? Ihr geſunder Freund hätte ſich dieſen Beſuch gewiß zu Nutze gemacht. Ich küſſe Ihnen beiden die Hände vielmal.

Rabener.

An Mademoiſelle Lorchen.

Befehlen Sie doch Herrn B* (denn von Ihnen läßt er ſich gern befehlen), daß er, wenn er ohnedem hinnen in der Stadt ſpeiſt, mich beſuche, damit ich ihm klagen könne, ſeit was für einer

Ewigkeit ich Sie nicht geſprochen habe, wie ſehr ich über das Wetter ſeufze, das mich noch hindert, Sie zu ſprechen, und wie ſehr ich für den vergnügten Abend büßen müſſen, da ich zum letztenmale bei Ihnen war, und in dem grauſamen Sturm nach Hauſe ging. An allem dieſen kann Ihnen freilich nicht viel liegen; aber ich will Herrn B* zugleich fragen: wie der Papa ſich befindet? wie Sie allerſeits ſich befunden? Ob Sie, mein liebes Lorchen, noch meine Freundin ſind? Und an allem dieſen liegt mir gar zu viel. ꝛc.

Rabener.

An Herrn Sekretär B*.

Ich wollte wünſchen, daß Sie dieſen Brief meiner Freundſchaft allein zu danken hätten; aber Sie haben ihn, ich will es nur aufrichtig geſtehen, mehr dem uneingeſchrankten Gehorſam zu danken, zu welchem mich, wie Sie wiſſen, unſere Freundin gewöhnt hat. Schon ſehr ſpät geſtern Abends ſprach ich ſie. »Das will ich Ihnen nur »ſagen,« rief ſie mir entgegen, »daß Sie mit der »morgenden Poſt an Herrn B* ſchreiben — ver»ſtehen Sie mich?« Ich machte vor Angſt eine »ſo ungeſchickte demüthige Verbeugung, wie ein angehender Rekrut, welchem ſein regierender Korporal zum erſtenmale, mit dem Stock in der Hand, Gehorſam predigt. Ohne mich aufzuhalten, wollte ich nach Hauſe gehen, und an Sie ſchreiben; aber ich mußte noch da bleiben, nicht, weil man meine Gegenwart wünſchte, ſondern weil man mich wollte empfinden laſſen, wie ſehr man Herrn B*. vermiſſe. Nur von Herrn B* ward mit mir geſprochen. »Wo muß er jetzt wohl ſein? — Der arme B,* hat garſtiges Wetter gehabt. — Er war noch geſtern Abends bei uns, und nahm Abſchied. — Er wird dieſe Nacht frieren, der arme B* — Es wird meinem Vater recht einſam ſein — aber binnen acht Tagen kömmt er wieder, der gute B*.« Was ſoll ich zu alle dem ſagen? Wären Sie allein gefahren, ſo hätte ich Ihnen in dieſem Augenblicke gewünſcht, daß Sie bis an die Achſen wären im Koth ſtecken geblieben. Aber ich war billiger. Um mich einzuſchmeicheln, nahm ich ein Glas und trank Ihre Geſundheit. . . . »O! ja, er ſoll leben, der ehrliche B*,« rief unſere Freundin; — und weil nicht gleich ein Glas da war, ſo riß ſie mir das meinige aus der Hand, und trank Ihre Geſundheit.

Sagen Sie mir doch, mein Herr, war denn über meiner Reiſe nach S** auch ein ſolches Spektakel? Wohl ſchwerlich; wenigſtens ſchrieb Niemand an mich, bis ich ein paarmal geſchrieben hatte.

Wahrhaftig die Probe iſt zu hart. Sie ſind ein ganz hübſcher feiner Menſch, haben auch ein ehrliches Herz. Aber das ſehe ich doch auch wahrhaftig nicht, warum man über einen hübſchen feinen ehrlichen Menſchen, den man in vier und zwanzig Stunden nicht geſehen hat, einen ſolchen Lärmen, auf meine Unkoſten macht. Ich will mich nicht weiter erklären; aber man hat Exempel, daß hübſche feine Menſchen auf der Gaſſe todt gefunden worden ſind.

Ich wollte, daß ich im Stande wäre, nur auf einen Augenblick Ihr Freund nicht zu ſein; ich wäre es jeßt gewiß nicht, ſo ſehr bin ich aufgebracht. Melden Sie mir, wie Sie gereiſt ſind? wie Sie ſich befinden? wenn Sie wiederkommen? Ich werde Ihrer Beſchützerin Nachricht davon geben. Vielleicht entwiſcht ihr eine freundliche Miene, die ich außerdem vor Ihrer Rückkunft nicht erwarten darf. Empfehlen Sie mich Ihrer vornehmen Geſellſchaft unterthänig. Lorchen läßt an das Fräulein von P** ihr ergebenſtes Kompliment machen, und ihr tauſend Vergnügen und eine vollkommene Geſundheit wünſchen. Der letzte Wunſch hätte wohl mögen wegbleiben; denn die Hypochondriſten ſind ſehr unzufrieden, wenn man ihnen ihre Hypochondrie nimmt. Ich dächte, das wüßte Lorchen am beſten. Leben Sie wohl, mein lieber B*. Denken Sie an uns arme Gefangene in Dresden, und bleiben Sie mein Freund, damit Ihre Vormünderin den geringſten Vorwand nicht habe, meine Freundin nicht zu bleiben.

Rabener.

Am 3ten Mai 1759.

Hätten Sie wohl jemals Ihrem Freunde den herzhaften Entſchluß zugetraut, daß er ſich aus freiem Willen zum Aderlaſſen entſchließen ſollte? Sie können daraus urtheilen, wie heftig ſeit vorgeſtern mein Schmerz geweſen ſein muß. Dieſer iſt alſo der fürchterliche Tag, an welchem mein Blut fließen ſoll!

The dawn is over-cast, the Morning low'rs,
And heavily in clouds brings on the day,
The great, th'important day, big with the blood
Of Rabener —

. . . . . .

Prächtig genug klingt das, aber es iſt nicht wahr; denn ſeit langer Zeit habe ich keinen ſo heitern Morgen geſehen: entweder der Himmel hat eine Freude über meinen Entſchluß, oder nimmt ſich die Mühe nicht, über mich zu trauern. Noch zur Zeit bin ich voller Muth, und habe auch heute ziemlich gut geſchlafen. . . . Es ſchlägt acht! Da kommen meine blutdürſtigen Helfer — Pfui! ... gleich, meine Herren! Adieu, adieu, Lorchen! — Nun war es vorbei. Dem Himmel ſei Dank, glücklich vorbei! Ich habe vielleicht in etlichen Wochen ſo viel nicht geſcherzt, als heute, während des Aderlaſſens. Einmal wäre ich faſt ohnmächtig geworden; aber ich dachte an Lorchen, und ward gleich wieder munter. O! laſſen Sie nun auch zur Ader. Es iſt gar zu hübſch, ſchmerzt nicht, und man wird bald wieder geſund. Es iſt mir lächerlich, daß ich mich habe ſo fürchten können. Etliche Tage werde ich mich gedulden müſſen, ehe ich Sie ſprechen kann. Etliche ſchreckliche lange Tage! Ich ſoll in etlichen Wochen kein Fleiſch eſſen, und was noch ſchlimmer iſt, keinen Wein trinken! Nicht zu eſſen, nicht Wein zu trinken, und Lorchen nicht zu ſehen, das iſt eine grauſame Diät. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe gehorſamſt. Leben Sie recht wohl, ſo werde ich deſto geſchwinder gesund.

Rabener.

S**, den 14ten Mai 1759.

Sehen Sie, mein liebes Lorchen, wie ſehr ich mich an Sie gewöhnt habe. Aber Sie ſind ſelbſt Schuld daran. Hätten Sie mir nicht die gütige Erlaubniß ſeit geraumer Zeit gegeben, Sie alle vier und zwanzig Stunden wenigſtens ſechs Stunden zu ſprechen, und hätten Sie nicht mit ſo freundſchaftlicher Gütigkeit meinen Zuſpruch angenommen, daß Sie von dieſen ſechs Stunden wenigſtens ſechs Minuten heiter und gefällig geweſen; ſo würde mir der geſtrige Tag, an welchem ich Sie nicht geſehen und nicht geſprochen, nicht ſo unerträglich lang geworden ſein, und Sie wären wenigſtens acht Tage noch vor meinen Briefen ſicher geweſen. Aber nun haben Sie ſchon einen Brief, und der Himmel weiß, ob ich nicht morgen mit Anbruch des Tages den zweiten durch einen reitenden Boten abſende, um Ihnen von meiner Geſundheit, von meinem Verlangen, Sie wieder zu ſehen, von meiner Freundſchaft, und von tauſend ſolchen Kleinigkeiten, die nur mir allein wichtig ſein können, und Ihnen ganz gleichgültig ſein müſſen, Nachricht zu geben. Wie iſt Ihnen denn geſtern die kalte Hofluſt bekommen? Was ſagte die Kurprinzeſſin? Was die Andern? Werden Sie ſpielen müſſen? Wann? Was? was macht Ihre Kolik? was der Kopfſchmerz? was

Ihr eigenſinniger Magen? und der italieniſche Zopf? was macht er? Sehen Sie, mein liebes Lorchen, alles das frage ich Sie ſo in einem Odem weg, um Ihnen Stoff genug zu geben, mir bald und recht viel zu antworten. Denn auf dasjenige zu antworten, was ich im Eingang dieſes Briefes geſchrieben habe, wird Ihnen grauſam ſauer werden, da Sie es beinah nicht würden vermeiden können, mir etwas Verbindliches, und faſt noch mehr als Freundſchaftliches zu ſagen. Eine Sache, vor der Sie ſich, ſo lange ich Sie kenne, immer ſorgfältig gehütet haben, wenigſtens bei mir ſich gehütet haben. Unſerer guten Babet empfehlen Sie mich aufs Beſte, und ſagen Sie ihr in meinem Namen Alles, was Sie glauben, daß ich ihr ſagen würde, wenn ich an ſie ſelbſt ſchreiben dürfte. Aber machen Sie von dieſer Commiſſion keinen boshaften Gebrauch. Leben Sie wohl, meine beſte Freundin, und denken Sie an mich, wenigſtens in den leeren Augenblicken, wo ſie nicht im Stande ſind, etwas Wichtigeres zu denken. Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

C** am 6ten Juni, 1759.

Ich weiß nicht, wie das zugeht, mein liebes Lorchen; ſeit drei Tagen ſchon habe ich an Sie ſchreiben wollen, und ſeit drei Tagen auch, habe ich mich nicht entſchließen können, was ich eigentlich an Sie ſchreiben ſoll. Daß ich mich wohlbefinde, iſt ganz gut, aber für Sie eben nicht der wichtigſte Umſtand. Daß ich Ihr wahrer und aufrichtiger Freund bin; das habe ich Ihnen in meinen beiden letzten Brieſen, und im Tagebuch, auf allen Seiten und ſo oft geſagt, daß ich es kaum wagen darf, es Ihnen noch einmal zu ſagen. Daß ich von ganzem Herzen wünſche, Sie bald wieder zu ſprechen, das verſteht ſich ohnedem. Was ſoll ich Ihnen nun ſchreiben? Ich habe immer noch, aber immer vergebens, auf eine Antwort von Ihnen gehofft. Vielleicht hätte ich darin Stoff gefunden, mich mit Ihnen zu zanken, und manchmal zankt es ſich mit Ihnen recht hübſch; aber auch dieſes Vergnügen haben Sie mir nicht gegönnt. Werfen Sie mir das nicht vor, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom erſten dieſes noch nicht geantwortet habe. Sie haben ſeit dem noch einen Brief, und mit ſelbigem ſieben Briefe im Tagebuche von mir erhalten. Hätten dieſe nicht ein paar Zeilen verdient? Nun weiß ich noch die Stunde nicht, wie Sie dieſes Tagebuch aufgenommen haben. Denn was B* mir geſchrieben hat, das kann ich für eine Antwort von Ihnen unmöglich annehmen, da das Tagebuch nicht an B* gerichtet war; da B* nicht Ihr Vormund iſt, und alſo keinen Beruf hat, in Ihrem Namen zu reden; da er von Ihnen niemals anders, als mit Beifall und Bewunderung ſpricht, welches mir manchmal gar zu ſchmeichelhaft vorkommt; mit einem Wort, da ich von Ihnen über dieſe Materie einen Brief zu erhalten wünſchte, und nicht von B*. Um des Himmels willen, meine liebe Freundin, muthen Sie mir nicht zu, daß ich Ihr Stillſchweigen für einen Beweis annehmen ſoll, daß Sie meine Rückkunft wünſchen! Für Sie iſt dieſer Beweis gar zu bequem, und ich verliere dabei gar zu viel, da ich Ihre Briefe verliere. Es iſt viel natürlicher, daß ich aus Ihrem Stillſchweigen ſchlieſſen muß, Lorchen habe ihren entfernten Freund vergeſſen, oder, was beinah noch ſchlimmer wäre, Lorchen ſei gegen mich gleichgültig geworden. Das Unglück würde ich gewiß nicht überleben, oder wenn ich es auch bei meiner guten Natur wider Vermuthen überleben ſollte, ſo würde ich mich doch ſelbſt aus Dresden verbannen, und was ſoll daraus werden? Allem dieſem Unglück können Sie vorbeugen, wenn Sie bald an mich ſchreiben. Ich bitte Sie darum, und küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

S** am 11ten Juni 1759.

So krank und gebrechlich auch Ihr Poſtſcript klingt, und ſo kurz es iſt, ſo verdient es doch einen ganzen Brief zur Antwort, weil es ein Poſtſcript, von Ihnen, mein liebes Lorchen, iſt. Der verwünſchte Kopfſchmerz! ich ſehe es ſchon, der bleibt mein geſchworner Feind. Um wie vieles Vergnügen hat er mich ſchon gebracht! Geſtern werden Sie meinen Brief erhalten haben; mit der jetzigen Gelegenheit ſende ich an meinen Freund R** dieſen Brief, nebſt einem neuen Theile der Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Herr Weiße hat mir geſchrieben, daß ihm nunmehr die Aufſicht über dieſes Journal aufgetragen worden. Die Tragödie, die Sie kennen, wird er mir noch ein paar andern Stücken beſonders drucken laſſen, worauf ich mich freue. Bei der Gelegenheit hat er mir die neue Auflage von ſeinen ſcherzhaften Liedern geſchickt. Da ich mich erinnere, daß einige Lieder Ihnen gefallen haben, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen dieſelben in Ihre Bibliothek zu geben; Sie können nicht immer Iliaden leſen, Sie müſſen ſich auch manchmal zu anakreontiſchen Tändeleien herablaſſen, und ſich zwingen, das, was Ihnen nicht gefallen kann, dem Verfaſſer zu verzeihen, weil er mein Freund iſt, und exemplariſcher lebt, als er ſchreibt. Wie weit ſind Sie mit den Summarien der Iliaden? Vermuthlich ſchon längſt fertig, es müßte Sie denn der Kopfſchmerz gehindert haben.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hauſe und beſonders dem Papa, dem ich für den heute erhaltenen Brief verbindlichſt danke. Gehört B* auch zu Ihrem Hauſe? Ich dächte faſt. Ihre Babet verſichern Sie meiner Hochachtung, ſo oft ich Sie dazu Gelegenheit haben. Endlich habe ich heute meine Kur angefangen, um auf Johannis recht geſund zu ſein, wenn ich das Vergnügen wieder habe, Ihnen die Hände zu küſſen. Leben Sie geſund, vergnügt, und ohne Kopfſchmerzen! das wünſche ich aus Eigennutz: denn wenn Sie ohne Kopfſchmerzen leben, ſo werde ich in vierzehn Tagen neun Briefe von Ihnen bekommen.

Millionentauſendmal küſſe ich Ihnen die Hände, meine kranke und faule Freundin.

Rabener.

Freilich ſchon wieder einen Brief von Rabener! Zwar bekommen Sie erſt heute Mittags nach zwölf Uhr meinen Brief vom 11ten dieſes durch den Herrn R**, und jetzt früh um zehn Uhr ſitze ich ſchon wieder hier, und ſchreibe von Neuem an Sie, mein liebes Lorchen. Aber was kann denn ich dafür? Kein Menſch iſt ſchuld daran, als Sie; wie geſagt, nur Sie, ſonſt kein Menſch. Warum iſt Ihr Brief, den ich eben jetzt von der Poſt bekommen, ſo freundſchaftlich und ſo vortrefflich geſchrieben? Wahrhaftig, Sie haben mir mit dieſem Brief eine große Freude gemacht. Ich ſehe daraus, daß Sie geſund, ziemlich vergnügt, und was für mich das Wichtigſte iſt, noch meine Freundin ſind. Und alles dieſes ſagen Sie mir mit einer gewiſſen Heiterkeit, die Ihnen eben nicht alltäglich iſt, und Sie allemal doppelt liebenswürdig macht.

Mit Ihren Kopfſchmerzen iſt es alſo wirklich Ernſt geweſen? Armes Lorchen! Haben Sie wohl Hoffnung, einige Tage ſo ruhig zu ſein, daß, wie Sie ſchreiben, ſich die noch übrige große Leere und Schwachheit verliere? Ich erinnere mich nicht, Sie oft ruhig, und am wenigſten etliche Tage ruhig geſehen zu haben. Aber eben beſinne ich mich, daß Sie niemals ruhiger ſind, als wenn Sie mich ſechs Meilen von Ihnen entfernt wiſſen. Machen Sie ſich dieſe Zeit zu Nutze; dieſe glückliche und geſunde Gemüthsruhe möchte nicht lange mehr währen; denn gegen Johannis, wenn Sie es nicht ungütig nehmen, denke ich wieder bei Ihnen zu ſein. Und da iſt zu den traurigen Kopfſchmerzen, der großen Leere, und der verdrießlichen Schwachheit immer noch Zeit genug. Haben Sie denn im Ernſte eine Fortſetzung des Tagebuchs erwartet? Bei aller meiner natürlichen Eigenliebe, war ich doch ſo hochmüthig nicht, es für Ernſt zu halten, und Ihr langes Stillſchweigen über dieſen Punkt war ſchon Urſache genug, mich ſtumm und demüthig zu machen. Ich habe mir alle Gewalt angethan, es nicht fortzuſetzen, ungeachtet mich ſolches unendliche Ueberwindung gekoſtet; da dieſes Tagebuch meine tägliche Unterredung mit Ihnen war, und mir zu meinem Vergnügen in S** nichts fehlt, als ein Freund, mit dem ich von Herzen reden kann.

Es iſt mir recht lieb, daß Sie unſerer guten einſamen Babet das Tagebuch geſchickt haben; denn unmöglich kann ſie es durchleſen, ohne wenigſtens einmal an mich zu denken, und das iſt Alles, was ich wünſchen kann.

Grüßen Sie dieſe gute Freundin tauſendmal von mir! Heute alſo ſind Sie bei Hofe: Sie haben doch die Gefälligkeit, und melden mir in Ihrem nächſten Briefe etwas davon? Sie ſchreiben, Sie müßten wieder nach Hofe kommen! Iſt das ſeit meiner Abweſenheit ſchon einmal, außer dem Gallatag, geſchehen? B* werde ich keine Strafpredigt halten: er iſt geſtraft genug, wenn er in Ihrer Geſellſchaft unzufrieden ſein kann. Ich habe am Sonntag einen Brief an B* mit einem Inſchluſſe an Sie geſendet, und in D** Hauſe abgegeben darauf geſchrieben, um deſſen Beſtellung zu beſchleunigen; gleichwohl bekomme ich von B* keine Antwort, und im Briefe vom Montag nicht die geringſte Nachricht, ob Sie und B* dieſe Briefe bekommen haben. Wie geht das zu? Laſſen Sie ſich doch auf der Poſt erkundigen, und erinnern Sie B* an mich; vielleicht antwortet er mir.

Ich? Ihren Brief zerreißen? Nimmermehr folge ich Ihnen darin; dazu iſt er mir viel zu lieb. Aufheben will ich ihn, für meine Enkel und die ganze Nachwelt will ich ihn als ein Heiligthum aufheben, und verflucht ſei der Wurm, der ihn freſſen will! Leben Sie wohl, und lieben Sie Ihren Freund

Rabener.

S** am 13ten Juni 1759.

S** am 14ten Juni 1759.

Bis hieher wäre ich alſo, meine beſte Freundin; aber mein böſes Gewiſſen, wegen des ſo gröblich gemißbrauchten Urlaubs, verſtattet mir nicht, eher nach Dresden zurückzukehren, bis ich von Ihnen die ſchriftliche Verſicherung erhalten, daß Sie mir dieſen Ungehorſam verziehen haben. Ich könnte zwar Verſchiedenes zu meiner Entſchuldigung, und das nicht ohne Grund, anführen; aber ich will dieſe Verzeihung bloß Ihrer großmüthigen Freundſchaft, und nichts davon der Gerechtigkeit meiner Sache zu danken haben. In Ihrem nächſten Briefe, dem ich mit unruhigem Verlangen entgegenſehe, können Sie mir nichts Wichtigeres und Erfreulicheres ſagen, als die Verſicherung, daß Sie unverändert meine Freundin ſind, und ſich geſund, vergnügt, ohne Kopfſchmerzen, Kolik und Eigenſinn befunden haben.

Dem Herrn Papa, dem ganzen Hauſe, und allen

Freunden, empfehle ich mich aufs Beſte; ich würde an den Papa ſelbſt geſchrieben haben, wenn ich nicht von meiner nächtlichen Reiſe zu müde wäre. Der Herr Profeſſor Gottſched und ſeine Frau laſſen ſich Ihnen beſonders empfehlen, und hoffen, Sie werden die überſendeten Muſikalien erhalten haben ꝛc. ꝛc. Mündlich erzähle ich Ihnen von allem dieſen noch mehr. Beiliegenden gedruckten Zettel ſende ich Ihnen, damit Sie ſich einen kleinen Begriff von dem N°°ger Geſchmack machen können.

Niemand kann die Babet freundſchaftlicher grüßen, als Sie; darum bitte ich, es in meinem Namen zu thun. Wie ſehr wünſche ich, es bald ſelbſt zu thun, und Ihnen, mein beſtes und ſchlimmes Lorchen, die Hände zu küſſen.

Rabener.

S°° am 16ten Juni 1759.

Da Sie mir gütigſt die Erlaubniß gegeben haben, auf einige Wochen nach S°° zu verreiſen; ſo bitte gehorſamſt um Verlängerung dieſes Urlaubs, weil ich mich genöthigt ſehe, nach Leipzig, und vielleicht noch weiter zu gehen. Ich hatte mir vorgeſetzt, künftigen Mittwoch mit dem Früheſten aufzubrechen. Weil Sie mich aber gewöhnt haben, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Vergünſtigung nicht einen Schritt zu thun; ſo erwarte ich mit der künftigen Montags-Poſt Ihre Befehle, und eine genaue Beſtimmung der Zeit, wie lange ich noch außen bleiben darf. Ich werde ſodann nicht eine Minute länger bleiben, und wenn ich den Koffer auf den Buckel nehmen, und zu Fuße bis an das weiße Thor gehen ſollte.

Sie können urtheilen, wie dringend meine Reiſe ſein muß, da ich mich dadurch des gehofften Vergnügens berauben laſſe, Ihnen auf Johannis aufzuwarten.

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, den Ihrigen allerſeits gehorſamſt. Unter die Ihrigen gehört wohl auch Ihre Babet.

Alſo auf den Montag antworten Sie mir gewiß auf meine Briefe vom 10ten, 13ten, 16ten Juni. Ich bin Ihr aufrichtiger Freund und demüthigſter Knecht.

Rabener.

N. S.

Heute Abends erwarten wir hier den Miniſter ***f. Ich wollte, daß wir unſern Freund B* erwarteten, ich würde mich mehr darauf freuen; und wenn wir vollends . . . o! daran darf ich gar nicht einmal denken.

S** am 18ten Juni 1759.

Sie ſind ein allerliebſtes boshaftes Lorchen. Dieſen Morgen lag ich noch im Neſte, als mein Bedienter mir acht Briefe von Ihnen brachte. So eine Freude, als ich darüber hatte, kann kaum ein Kind haben, welches früh beim Erwachen den ſo lange gehofften heiligen Chriſt auf dem Bette findet. Ich entwickelte einen Umſchlag nach dem andern, und bei dem achten war ich ſehr unzufrieden, daß er ſchon der letzte war. Eine ganze Stunde länger, als ich es ſonſt gewohnt bin, blieb ich im Bette liegen, um Ihre Briefe recht ungeſtört und ruhig durchzuleſen; und ich bin jetzt nur um deßwillen aufgeſtanden, damit ich Ihnen gleich antworten könne. Es ſoll nach der Ordnung geſchehen, wie ſie vor mir liegen, und wie ich glaube, daß ſie von Ihnen geſchrieben ſind.

Ad 1) Ich freue mich über das Vergnügen, das Sie am 14ten in Ihrem Garten genoſſen, und doppelt freue ich mich, daß Sie meine Geſundheit getrunken. Ich bewundere Ihre Philoſophie! Wer hätte glauben ſollen, daß der Beſuch von dem Kaufmann R** Ihnen den weiſen Seufzer auspreſſen können, daß nichts Vollkommenes in der Welt ſei. Oder fiel Ihnen dieſe Sentenz nur dabei ein, daß Sie mitten in Ihrem Vergnügen durch das Trinken auf meine Geſundheit geſtört worden? Erklären Sie ſich darüber, denn Ihr Brief erklärt ſich nicht deutlich genug.

Ad 2) Die Hofnachrichten von dem Mittwoch geben Sie mir in einem ziemlich trockenen Zeitungsſtyle; und der Schluß, daß Sie mein Glück beneiden, iſt der wichtigſte. In der That bin ich hier ſo glücklich, als man es ohne Lorchen ſein kann.

Ad 3) Die beſte Babet! Wie freue ich mich, daß ſie einen Abend mit Ihnen hat ungeſtört ſein können! Ich weiß gewiß, ihr iſt das lieber geweſen, als die artige Galanterie von ihrem ſüßen P**. Grüßen Sie doch die liebe Gevatter tauſendmal von mir! Alſo wird aus meinem Wunſche, Ihre beiderſeitigen Briefe ſelbſt zu beſtellen, nichts? Es geht doch Alles wider meine Wünſche! Was für einen glücklichen Beruf hätte ich gehabt, wenn ich früh einen Brief von der Lorchen und Abends eine Antwort von der Babet hätte abholen können! Umſonſt hätte ichs auch nicht thun dürfen; denn von Ihnen hätte ich den Lohn bekommen, und die Babet hat ein viel zu mitleidiges Herz, als daß ſie nicht auch für einen Theil meiner Kleidung würde geſorgt, und mir wenigſtens eine abgeſetzte Kleidung zugeworfen haben. Und wäre auch alles dieſes nicht geweſen, ſo bin ich doch ehrgeizig genug, ein ſo wichtiges Amt umſonſt zu verwalten. Denn das Vergnügen, die Lorchen und Babet alle Tage einmal zu ſprechen, geht über alle Beſoldung, und über allen Rang, den auch die anſehnlichſten Ehrenſtellen und Aemter mit ſich bringen.

Ad 4) Was iſt das für eine höhniſche Frage, die Sie an mich thun? Ich kann eine Perſon vielleicht binnen vier Jahren noch nicht vollkommen ausgelernt haben, und doch ſo viel Gutes und ſo viele liebenswürdige Vorzüge an ihr finden, daß es unrecht ſein würde, dieſe nicht zu bewundern. Und dieſe Perſon kann einige Fehler haben, die um deßwillen Tadel verdienen, weil man bei einer ſo vollkommenen Perſon gar keine Fehler erwartet. Vielleicht hat ſie noch ein paar Fehler und unendlich mehr Tugenden, als ich in vier Jahren an ihr entdeckt; ſoll ich deßwegen nicht über ſie urtheilen, ſie nicht eher loben und tadeln, als bis ich auch den geringſten Fehler an ihr aufgeſpäht, und alle ihre Vorzüge zu bewundern Gelegenheit gefunden habe? Denn z. E. Sie, mein liebes Lorchen... aber ich muß zum fünften Briefe eilen. —

Ad 5) Von dem überſchickten Buche urtheilen Sie weit nachſichtiger, als es mein Freund verdient. Zu ſeiner Demüthigung ſoll er Ihren Brief leſen, ſobald ich nach Leipzig komme. Wie gefährlich können Sie ſchmeicheln, wenn Sie wollen! Von meinem Tagebuche urtheilen Sie ſo vortheilhaft, daß ich vor Hochmuth ganz ſchwindelnd werden würde, wenn Sie nicht die demüthigende Vorſicht gebraucht hätten, mitten unter dem Witzigen, dem Aufgeweckten, dem mir Eigenen, dem Boshaften, dem Schmeichelhaften, dem Rabeneriſchen, nicht eine kleine Sylbe von dem Freundſchaftlichen zu gedenken. Denn wenn Sie mir den prächtigen Titel eingeſtehen, daß ich Ihr Freund ſei, ſo bin ich darauf unendlich ſtolzer, als auf allen Witz.

Ad 6) Das iſt mir doch von B°° ganz unbegreiflich; ich habe ihn ſelbſt gebeten, daß er von meinem Aufbefinden Ihnen mündlich Nachricht geben möchte.

Und alſo iſt Ihr Kopf noch nicht, wie er ſein ſoll? Das ſagen Sie wohl mir, um mich zu ängſtigen? Am Sonnabend habe ich meine Kur mit dem Bitterwaſſer beſchloſſen. Den Nutzen muß ich davon erwarten. Geſtern Abends überfiel mich mein alter Schmerz mit einemmale wieder ſo heftig, daß ich Abends auf meinem Zimmer ohne Speiſe und Trank bleiben mußte, und eine ſehr unruhige Nacht hatte. Wie ich mich dieſen Morgen befinde, weiß ich in der That nicht. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, an mich zu denken, da ich von früh ſechs Uhr bis jetzt halb zehn Uhr nur an Lorchen gedacht habe. Und dieſes Vergnügen will ich ſo ſpät, als möglich, unterbrechen.

Ad 7) Es iſt ſchon genug, daß Sie meine Briefe vom 8ten und 11ten erhalten haben; ich bitte Ihnen alle ungerechte Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht habe, und ferner machen werde, demüthig ab, und küſſe Ihnen die Hände, bis Sie mir es vergeben haben.

Ad 8) So iſt auch mein letzter Brief richtig eingegangen, und von Ihnen gütig aufgenommen worden. Wie glücklich bin ich, daß ich eine ſo gütige Freundin habe, die mir all mein freundſchaftliches Gewäſch mit ſo viel Nachſicht vergibt! Meinen geſtrigen Brief werden Sie nun auch bekommen haben, und mir dieſen Vormittag vermuthlich ein paar Zeilen antworten, die ich morgen früh bekomme. Wie ungenügſam bin ich! Den Augenblick erſt acht Briefe, und ſchon hungert mich nach dem neunten. Leben Sie auf heute wohl!

Den übrigen Raum hebe ich für die morgende Antwort auf.

Den 19ten Juni 1759.

Nein; gewiß werde ich den Urlaub nicht mißbrauchen. Eine längere Abweſenheit von Ihnen kann ich unmöglich ausſtehen, und das Vergnügen, welches ich ſonſt von der vorhabenden Reiſe erwarten könnte, würde mir ſehr verbittert werden, wenn ich genöthigt werden ſollte, meine Rückreiſe weiter zu verſchieben, als ich es ausgerechnet habe.

Ich bitte, mich Ihrer Familie beſtens zu empfehlen. Leben Sie bis zu meiner Rückkunft geſund; hernach wird weiter Rath werden. Ich küſſe Ihnen die Hände, beſtes Lorchen.

Rabener.

Am 22ſten Juni 1759.

Damit es unſerer fleißigen Babet nicht, während meiner Abweſenheit, an Nahrung für ihre Lernbegierde fehlen möge, ſo ſende ich für dieſelbe den engliſchen Zuſchauer.

Ich hoffe, von Ihnen, mein liebes Lorchen, noch heute mündlich Abſchied zu nehmen, da ich morgen früh abzureiſen denke, wofern mich mein böſes Auge nicht zurückhält. Aber von Ihnen, meine Babet, wie unglücklich bin ich! von Ihnen darf ich mündlich nicht Abſchied nehmen. Tauſendmal küſſe ich Ihnen in Gedanken die Hände, und empfehle mich Ihrer Freundſchaft, die mir alle Tage ſchätzbarer wird, und wünſche, Sie und Ihr ganzes Haus geſund und vergnügt wieder zu finden.

Ich darf es nicht ſagen, mit wie ſchwerem Herzen ich von Ihnen und von der Lorchen reiſe; wie unruhig ich mitten in meinem vergnügten Landleben an zwei abweſende, ſo liebenswürdige Freundinnen denken werde; wie traurig mir die Stunden Abends von ſechs bis acht Uhr ſein werden, da ich nicht bei Lorchen ſein, mit ihr mich nicht zanken, und nicht mit ihr von unſerer guten beſten Babet reden kann: das Alles darf ich nicht ſagen, ſonſt ſpricht Lorchen wieder mit ihrer grauſamen Froſtigkeit, das ſei getändelt. Ja, meine Babet, das ſagte Lorchen geſtern; ſo gleichgültig iſt ſie gegen meine Freundſchaft; aber ſie iſt nur gegen meine Freundſchaft ſo. Leben Sie wohl, mein gutes Lorchen! leben Sie ewig wohl, meine gute Babet! Wie glücklich bin ich, wenn Lorchen und Babet mich nicht vergeſſen, mich,

Ihren

aufrichtigen Freund

Rabener.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 7ten Mai 1752.

Sie werden meinen Brief vom vierten dieſes, nebſt dem dritten Theile meiner Schriften, bekommen haben. Ich verſprach damals, weitläuftiger zu ſchreiben, und jetzt will ich dieſes Verſprechen erfüllen. Der Verleger wird Ihnen das neue Stück der vermiſchten Schriften geſendet haben. Die Abhandlung der moraliſchen Nachahmung hat mir ſehr wohl gefallen. Die Ode an Herrn Sucro nicht ganz, ob ſie ſchon ſo rührend iſt, daß ſie einem betrübten Wittwer Thränen koſten muß. Wollen Sie wiſſen, warum ſie mir nicht gefallen hat? Ich weiß es ſelbſt nicht recht. Vielleicht kommt es daher, daß ich dieſer neuen Versart überhaupt nicht recht gut bin; vielleicht auch daher, daß gewiſſe Redensarten Klopſtock zu eigen ſind, und in dem Munde eines Andern zu gezwungen und zu nachahmend klingen. Das:

Schläft ſie zu Gott hin;

iſt ein Ausdruck, der mich ehedem betäubt hat, und nun glaube ich kaum, daß er richtig gedacht ſei. Kann ich dahin ſchlafen, ſo kann ich auch einher wachen. Kurz, wenn wir, wie ich allenfalls wünſche, dieſe Versart und die Gedichte ohne Reime allgemeiner machen wollen; thäten wir nicht beſſer, wir beobachteten, außer dem Wohlklang, auch die Reinheit der Sprache aufs Sorgfältigſte, ſo wie ſie von Ihnen ſelbſt, und im Jüngling*), auch ſonſt**), beobachtet iſt? Erſchrecken Sie denn nicht über meine Verwegenheit, da ich mich wage, eine Ode zu tadeln, die Ihnen wegen Ihres einſamen Freundes und der verlornen Freundin ſo vorzüglich lieb ſein muß? Und tadle ich nicht zur Unzeit, da ich Sie wider meine Satiren reize, in denen Vieles ſteht, das Ihnen nicht gefallen kann, weil Sie ein Amt und ſolche Beſchäftigungen haben, die Sie, Ihres Witzes und Ihrer Lebhaftigkeit unerachtet, wider gewiſſe Ausdrücke aufbringen müſſen, die ich bei manchem Charakter für unentbehrlich halte, und die Sie nur in der engliſchen Sprache ſchön, in der deutſchen zu niedrig finden. Mit der Kritik von der geiſtlichen Epopee legt der Probſt oder Konſiſtorialrath in Berlin gewiß mehr Ehre ein, als die Meiſten derjenigen, die für die Meſſiade bisher gekämpft haben. Nur der Schluß hätte bitterer ſein ſollen. Ein ſolcher Einfall, wie ihn N** loſer Freund gehabt hat, würde bei einem muthwilligen Tertianer die Ruthe verdienen; verdient er bei Sr. Magnificenz nicht zum wenigſten einen amtsmäßigen und empfindlichern Verweis?***). Aber auch bei dieſer Kritik muß ich etwas tadeln.

---

*) Z. E. im Jüngling, das 22ſte, 35ſte und 43ſte Stück.

**) Das Muſter von allen ſiehe in Uzens Gedichten.

***) Siehe dieſe unglückliche Stelle im Neueſten der Gelehrſamkeit ꝛc. im Januar des 1753ſten Jahres.

Der Herr Probſt hat ſich einen Ausdruck angewöhnt, der ſchön iſt, wenn er ſelten kommt, ekelhaft, wenn er oft wiederholt wird, und lächerlich, wenn er gar falſch gebraucht iſt. Es iſt das Wörtchen ein. Wenn ich ſage: Ich wünſche meinem beſten Freunde das weſentliche Vergnügen, daß er, wie ich es genoſſen, mit einem Cramer, einem Giſeke, einem Klopſtock, unter einem Dache wohne; ſo wünſche ich ihm auf eine redneriſche Art etwas Gutes, denn ich rede von dem Charakter dieſer drei Freunde, und wünſche ihm die Geſellſchaft eines gelehrten und redlichen Mannes, wie Cramer, eines lebhaften Mannes, wie Giſeke, eines muntern und ſtark empfindenden Mannes, wie Klopſtock war. Sage ich aber: Ich habe mit einem Cramer, einem Giſeke, einem Klopſtock unter einem Dache gewohnt; anſtatt, daß ich ſagen will: Ich habe mit Cramer, Giſeke und Klopſtock unter einem Dache gewohnt; ſo iſt dieſer Ausdruck meines Erachtens ganz falſch, und deſto unerträglicher, weil er ſteif und affektirt iſt. Dieſen Fehler hat, deucht mich, der Herr Probſt oft begangen, und ich würde die widrige Empfindung, die ich dabei gehabt, Ihnen deutlicher und bitterer zu Tage legen, wenn ich mich nicht ſcheute, etwas für einen Fehler auszugeben, das der Herr Probſt mit dem fortgeſetzten Boſſuet des Herrn Oberhofprediger Cramers ſo ſehr, gewiß gar zu ſehr gemein hat.

Ei! Ei! Ei! Wie wird es meinen armen ſatiriſchen Briefen gehen! Wie unvorſichtig bin ich, daß ich ſo muthwillig reize! Die Ode von den Schickſalen der Religion iſt vortrefflich. Die Abhandlung von Saint Real iſt leſenswerth; nur damit bin ich nicht zufrieden, daß ſie eine Ueberſetzung iſt. Ich möchte nicht gern, daß zu oft und zu lange Ueberſetzungen in die vermiſchten Schriften kämen. Aber wer ſoll . . . Gut! Sie haben Recht; aber ich auch. Ich ein ein aufrichtiger Freund von Ihnen und Ihrer Frau, die Sie in meinem Namen grüßen ſollen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Quedlinburg, den 14ten Auguſt 1752.

Ich hätte mir gar nicht eingebildet, daß ich in der ganzen Zeit, von Pfingſten her, weiter nichts, als eine Note von den Briefen, die Sie an mich geſchrieben haben, und anderthalb horaziſche Verſe zum Verweiſe bekommen würde, mich an meinen lieben Rabener erinnern zu können. Ich habe mir ſogar weiß gemacht, daß ich in dem Poſſeß wäre, Ihnen wegen Ihres langen Stillſchweigens Vorwürfe zu machen. Denn ich habe Ihre beiden Briefe beantwortet; ich habe mich in einem Briefe, beſonders wegen Ihrer Kritik der vermiſchten Schriften, theils gerechtfertigt, theils für ſchuldig erkannt; und in dem andern Briefe Ihnen von C** geſchrieben, daß er mich beſucht, und den ernſtlichen Entſchluß gefaßt hätte, an Sie ſehr weitläuftig zu ſchreiben. Sind alſo dieſe beiden Briefe verloren gegangen? Das müſſen ſie freilich ſein; aber, wenn ſie auch nicht verloren wären, ſo müßten Sie doch auch nicht ſo ſcharf mit Ihrem Cramer rechnen, und hätten auch wohl, wie er wohl öfter gethan hat, ſeit dem 9ten Mai 1752 einmal eher an mich ſchreiben können. — Daß Sie nun gar auf den ungerechten Verdacht gefallen ſind, ich möchte mich von Ihrer Kritik beleidigt gefunden haben, das iſt ganz unverzeihlich. Hören Sie doch, mein liebſter Rabener, wie lange iſt es denn her, daß Sie mich kennen? Iſt Ihnen das Unglück ſchon oft begegnet, daß ich einer Kritik wegen auf irgend einen unſerer Freunde böſe geworden bin? Oder haben Sie geheime Urkunden, daß ich, ſeitdem ich ſo unglücklich bin, gar nicht mehr beurtheilt zu werden, eine ſo empfindliche Seele erhalten habe? In der That, ich wünſchte mir jetzt ein wenig theologiſche Bitterkeit, damit ich mich recht böſe, wegen eines ſolchen Verdachts, gegen Sie anſtellen konnte. Und ich will es gewiß im Ernſt werden, wo Sie mir nicht bald Brief und Siegel darüber geben, daß Sie völlig überzeugt ſind, ich könne nie in einen ſolchen Fehler verfallen. Ich hätte auch ſeit Pfingſten an Sie wieder geſchrieben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß Sie mein Brief nicht in Leipzig antreffen würde. Zum Beweis, wie leicht Sie mich wieder verſöhnen können, ſchreibe ich gleich an Sie, als ich von unſerm Freunde den Auszug aus Ihrem Briefkalender erhalte. Sie ſind doch mein lieber Rabener. Ich glaube auch, daß Sie mich ſehr lieb haben; ſonſt hätten Sie ſich die Mühe nicht gegeben, den Horaz wider mich zu citiren. Ich will durchaus von Ihnen beurtheilt ſein, und ſo ſcharf Sie können. Denn, wo ich Gründe genug habe, zu glauben, daß Sie nicht Recht haben, widerſpreche ich, und folge nicht. Ich bitte Sie auch jetzt, daß, wenn Sie irgend eine von meinen ſchon gedruckten Oden leſen, Sie mir alle Ihnen mißfallende Stellen auf einen Zettel ſchreiben ſollen, weil ich an Verbeſſerung und Herausgabe derſelben mit der Zeit denken will. Wenn Sie eine neue Ausgabe Ihrer Satiren beſorgen müſſen, will ich Ihnen den Liebesdienſt auch erweiſen.

Sie haben doch Ihre Autorſchaft noch nicht niedergelegt? Sie hatten vordem allerlei ganz artige Projektchen: ſie ſind doch nicht aufgeopfert? und in einen neuen Theil Ihrer Satiren kommen doch auch einige neue Arbeiten? ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 2ten Oktober 1752.

Sind Sie glücklich von Ihrer verdrießlichen Expedition zurückgekommen? Und ſind Sie geſund? Und haben Sie mich auch, ungeachtet Sie ſelten Briefe von mir erhalten, noch lieb? Sie können ſo fürchterliche Briefe ſchreiben, daß ich mir der Langſamkeit wegen keinen Verweis zuziehen möchte. Dem aber vorzukommen, noch mehr aber, um Ihnen zu ſagen, daß wir Sie unverändert lieben, ſchreibe ich jetzt, da ich hoffe, daß Sie mein Brief in Leipzig finden werde. So gern ich von Ihnen zu erfahren wünſche, daß Sie geſund ſind; ſo will ich doch noch lieber erfahren, daß Sie zufrieden ſind. Ihre beiden letzten Briefe waren ſo voll Hypochondrie! War es nur Hypochondrie des Körpers? Iſt Ihre Seele ſeitdem heiterer, liebſter Rabener? Ein Wunder wäre es nicht, wenn Sie Ihres unruhigen Amts wegen, das Sie ſo

wenig Ihrer ſelbſt und Ihrer Stunden mächtig werden läßt, unzufrieden würden. Immer reiſen, und immer mit ſo vielen Unbequemlichkeiten reiſen müſſen, unterdeß daß Andere, die, weil ſie keine Verdienſte haben, auch kein Recht zu einem ruhigen und vergnügten Leben haben, für keinen Menſchen, als allein ihres Vergnügens wegen in Bewengung ſind, das muß endlich auch den Allerunverdroſſenſten zur Laſt und zum Ekel werden. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie oft wir uns ärgern, daß Ihre Verdienſte zwar gebraucht, aber nicht belohnt werden. Man gibt Ihnen die Anwartſchaft auf ein Kreiseinnehmer-Amt; aber was hilft ſie Ihnen, wenn es ewig eine Anwartſchaft bleibt? Gibt es denn keine andern Aemter, wo Sie der Welt dienen können, ohne ſo zerſtreut zu werden, und in einer beſtändigen Unrube zu leben? Was ich für ein Moraliſt bin! Mögen Sie nicht lachen, wenn Sie meinen Brief leſen, daß ich ihrentwegen vielleicht unzufriedener bin, als Sie ſelbſt ſind. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Immer reiſen müſſen, das iſt ärgerlich! Ja, wenn ſich Ihre Kommiſſionen bis nach Quedlinburg erſtrecken könnten! Wie weit ausgebreitet doch der Schade iſt, wenn große Herren Schutzgerechtigkeiten über Abteien verkaufen! Wäre die hieſige noch bei Sachſen, ſo könnte man doch noch hoffen, daß Sie ſich, kraft Ihrer theuern Pflicht, auch einmal hieher verirren würden. Und ich glaube, ich ließe in dem Fall die Oberhofprädikatur, wenn es leidlich wäre, auf meine Lebenszeit in den Steueranſchlag bringen. Arbeiten Sie denn noch etwas, oder ruht Ihr Satyr? Billig ſollte ers nicht thun: denn man ſiehts ihm nicht an, daß er ſo oft auf der Poſt liegen muß. Wie ſtehts um Ihre Freunde in Leipzig? ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 14ten Februar 1755.

Hier haben Sie die Antwort auf zwei Briefe. Dem Verleger habe ich die auf zweimal überſendeten Manuſcripte, zu einem neuen Theile der vermiſchten Schriften, zugeſtellt. Ich habe ein paar Lieder von D. M** dazu gegeben; aber das Alles macht noch nicht fünf Bogen aus. Halten Sie ſich immer gefaßt, noch mehr zu ſenden. Ihre Abhandlungen, ſo viel ich habe davon leſen können, ſind unvergleichlich. Es fehlt aber doch noch eine Art der Schriften, die der Leſer in dergleichen Sammlungen zu ſuchen gewohnt iſt; die Satiren meine ich. Wer ſoll die fertigen? Der Herr Oberhofprediger? Nein, Ihro Hochwürden! Das fehlte noch, daß ein Oberhofprediger Satiren machte! Es iſt ohnedem ſchon Aergerniß genug, daß er andere Sachen drucken läßt, als Geſangbücher. Gleichwohl ſieht der Verleger, vermöge ſeiner buchhändleriſchen Weisheit, wohl ein, daß dieſer Monatsſchrift Satiren fehlen. Er hat mir ſehr angelegen, ihm wenigſtens noch einige Sprüchwörter dazu auszuarbeiten, und ich habe ihm mit der

größten Vertraulichkeit ins Ohr geſagt, daß ichs nicht thun werde. Wie wollen wir es aber ſonſt anfangen? »Das weiß ich nicht, mein lieber Ra»bener?« Und ich noch weniger, mein Herr Cramer! Ich wollte, daß Jemand um dieſe Monatsſchrift ſich ſo verdient machte, und etwas Atheiſtiſches ausarbeitete, damit es auch an einem und dem andern Hofe mit Beifall geleſen würde. Meinen Sie nicht? — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ich freue mich, daß G** ſich ſeinem Glücke zu nähern ſcheint. Ich bin dem kleinen ſüßen Männchen von ganzer Seele gut, das ſagen Sie ihm nur. Künftigen 23ſten Sept. 1754 will ich ihm gewiß antworten; denn da werden es zwei Jahre ſein, daß ich ſeinen Brief bekommen habe. Er hat es eingeführt, daß wir einander alle zwei Jahre antworten, und ich folge ſeinem erbaulichen Exempel billig. — —

Ich bin etliche Tage in Naumburg geweſen; ich habe Schlegels Frau kennen lernen, und ſie gefunden, wie ich wünſche, daß die Weiber meiner Freunde ſein mögen. Sie hat Vernunft und Witz, ſieht fein aus, und ſcheint eine gute Wirthin zu ſein. Ein Umſtand, der für den Mann der wichtigſte iſt, und um deßwillen ich es ſeiner Frau nunmehr beinah verzeihe, daß ſie ihm kein Geld mitgebracht hat.

Nun bin auch wegen der Sorge beruhigt, die ich mir machte, daß er noch nicht hätte heirathen, ſondern die Wirthſchaft noch einige Zeit durch ſeine beiden Schweſtern führen laſſen ſollen — —

Küſſen Sie Ihre rechtſchaffene Charlotte in meinem Namen tauſendmal! — So? Haben Sie ein Bedenken dabei? Pfui! Was für eine eiferſüchtige Miene machten Sie jetzt! das war garſtig! Leben Sie wohl!

Rabener.

Quedlinburg den 17ten Febr. 1753

Vergiß nicht, Freund, bei deinen Freuden,
Daß deine Freunde dich beneiden,
Die mit dir ſcherzen, und ſich freun;
Die deinem Spotte gern verzeihn.
Durch deine Luſt des Trübſinns Heer zerſtreun,
Und jeden Abend dir, frei von gelehrten Leiden,
Und froh durch deine Scherze weihn:
Indeß, daß, weit von dir entfernt,
Dein Cramer Scherz und Luſt verlernt,
Den Kopf auf Folianten ſtützt *),
Bei alten Chroniken und dummen Mönchen ſchwitzt,
Und, voll gelehrter Meditationen,
Bald von Rebellionen,
Vom Umſturz ſtolzer Thronen,
Und bald von Ketzern ſchreibt, ſich hypochondriſch ſitzt,
Stets ungewiß, ob er auch nützt.
Wer der Gelehrten Ewigkeit,
Die alberne Unſterblichkeit,
Zuerſt erfand, wie ſchlecht hat er erfunden?
Er wohnte zwar vom Himmel nicht ſehr weit,

---

*) Um dieſe Zeit ſchrieb Cramer an der Fortſetzung des Boſſuet.

Vier Treppen hoch, doch hat er niemals ſich gefreut,
Nie, wie die Freundſchaft glücklich iſt, empfunden;
Da, da hat er die Schreiberewigkeit,
Und Nachwelt, und Unſterblichkeit,
Die Räuber meiner ſchönen Zeit,
Kurz, eh er Hungers ſtarb, erfunden.
Wie ſchlecht hat er erfunden!

Aber was ſoll ich Ihnen für Vorwürfe machen, mein lieber Rabener? Sie durchflattern das ganze Land, denn Sie haben durchs ganze Land Kommiſſionen; und nirgends halten Sie die Kommiſſionen länger auf, als in den Gegenden, wo Bekannte von Ihnen, und zufälliger Weiſe junge Weiber Ihrer Bekannten ſind. Endlich kommen Sie nach Leipzig zurück; Sie finden Briefe von Cramer. Es wäre wohl nöthig, ſie zu beantworten; aber unmöglich haben Sie Zeit: denn nunmehr müſſen Sie auch in Leipzig Ihre Freunde und Freundinnen beſuchen, die Sie ſeit ſo vielen Wochen haben entbehren müſſen.

Aber wie beſchäftigt Sie auch ſind, ſo müſſen Sie mir doch bald einmal ſchreiben. Ihre Briefe muntern mich ſehr auf, und wie ſehr habe ich nicht Aufmunterung nöthig, da ich jetzt ſo viel von Arrianern, Eunomianern, Aetianern, Macedonianern, Pſathyrianern, Audäanern, Photinianern, Origeniſten, Apollinariſten, Dimoriten, Monotheliten, und allen Ketzern in anern, iſten, aſten und iten ſchreiben und leſen muß. Meine Frau ſagt mir, ich ſoll nachſehen, ob es auch eine Sekte von Cataſtriſten *) gäbe; darunter könnte ich Sie bringen.

---

*) Cataſter ſind in Sachſen Verzeichniſſe desjenigen, was ein jeder Einwohner eines Ortes an Steuern

In der Kirchenhiſtorie ſtehen ſo viele ſeltſame Namen; es ſollte mich wundern, wenn es keinen Ketzer gäbe, der Cataſter geheißen hätte. Zum wenigſten kann ich einen Heinrich von Meykow und Anton Panſa darunter bringen, und da habe ich Gelegenheit, in einer Note zu ſagen: »Siehe des gelehrten Gottlieb Wilhelm Rabeners ſatiriſche Schriften, worin er die dunkle und verworrene Hiſtorie dieſer Erzketzer ſehr bündig und deutlich erörtert hat.«

Mich däucht, Sie können es aus meinem Briefe ſehen, daß ich mich mit den Meinigen ganz wohl befinde — —

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg den 27ſten März 1766.

Liebſter Rabener,

Sie mögen Vorſchläge zur Güte thun, und auf den halben Weg nur entgegen reiſen wollen, oder auch gar nicht antworten: Sie ſollen und müſſen mein und Charlottens Gevatter ſein. Merken Sie es, Charlottens Gevatter — und ich bin auch nicht zu verachten. Ueberdieß muß ich immer anfangen, meine Kinder zu verſorgen. Müſſen Sie ſich nicht anheiſchig machen, daß Sie den Pathen in die Schule wollen gehen laſſen? Sie mögen ihn auf der Univerſität, und Heine auf der Schule erhalten, denn Sie ſind reicher. Das iſt ein un-

---

zu geben hat, und ſolche Cataſter zu verfertigen, iſt eine der wichtigſten, aber auch der traurigſten Arbeiten eines Steuerreviſors.

verſchämter Gevatter! werden Sie denken. Aber es iſt nicht anders. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

L[illegible]ig [illegible] [illegible]ſten März [illegible]

Liebſter Cramer,

Sie ſind ſehr witzig, das weiß ich von langen Jahren her; aber ſo einen witzigen Einfall hätte ich von Ihnen doch nicht vermuthet, daß Sie mich würden zu Gevatter bitten. Sie und Ihre rechtſchaffene Charlotte haben mir eine wahre Freude gemacht, wofür ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund verbunden bin, und Ihnen und Ihrer Frau Wöchnerin und dem kleinen Buben mehr Gutes wünſche, als ich in drei Bogen wünſchen kann. Den Vorſchlag von der Erziehung des Pathen laſſe ich mir unter gewiſſen Bedingungen gefallen. D. Heine ſoll ihn auf Schulen erhalten, ſo lange, bis ich ihn werde auf die Univerſität nehmen. Das ſoll ſpät genug geſchehen; und wenn es auch endlich geſchieht, ſo will ich ſchon Anſtalt machen, daß er im erſten halben Jahre relegirt wird. Ich hoffe, er wird es nicht an Urſachen fehlen laſſen, da er mein Pathe iſt.

Aber warum iſt der Junge ſo klein? Haben Sie das dem König von Preußen zum Poſſen gethan?

— — — — — — —

Alſo heirathet unſer Gleim gewiß? Denkt er denn gar nicht an den anakreontiſchen Fluch, den er ſich gegeben hat[*])? Ein feurig Mädchen von ſiebzehn Jahren, wie ſeine Braut iſt, kann ihn wahr machen. ꝛc.

---

[*]) S. Gleims anakreontiſche Lieder.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg den [illegible] Mai 17[illegible]

Liebſter Rabener,

Ungeachtet Ihr heutiger Brief ſehr kurz war, ſo habe ich doch noch keinen von Ihnen erhalten, der mir angenehmer geweſen wäre. Wenn die Stelle, die Sie erhalten, ſo wichtig iſt, als ich glaube: ſo bin ich mit dem Hofe wieder ausgeſöhnt, an den ich nicht ohne Unwillen denken konnte, wenn ich daran dachte, daß er Sie wohl nutzen, aber nicht belohnen wollte. Ich zweifle gar nicht, daß Ihnen viel Arbeit werde aufgebürdet werden; aber wie viel können Sie auch nicht arbeiten! Und nun dürfen Sie das doch nicht in jedem Bauerhauſe von Sachſen thun, können immer an einem Orte ſein, die Freunde, die Sie entweder da ſchon haben, oder finden werden, mehr genießen, und, wie meine Charlotte ſagt, heirathen. Denn ſie bleibt dabei, daß es ewig Schade ſei, wenn Sie nicht heiratheten. Ein Mädchen könnte immer noch mit Ihnen vorlieb nehmen, wenn Sie gleich ſo viele Fehler hätten: genug, daß Sie ſie geſtänden. Aber die arme Satire! Soll ich ihr die Stand- und Leichenrede halten? Oder haben Sie Hoffnung, daß ſich der witzige Kopf mit dem Steuerſekretär vertragen werde? Wenn er ſich damit verträgt, und das hoffe ich: o! was für reichen Stoff werden Sie in Dresden dazu haben. Ganz neue Narren. Nun werden die armen Poeten, und die bürgerlichen Bankerottmacher, und die Richter, und die Advocaten, und die Pedanten zu einiger Ruhe kommen! Aber, weh euch, ihr Narren, die ihr größer ſeid, ihr Narren von! Weh euch; denn der Mann kommt über euch, deſſen Schneider Gnaden und Excellenzen zuſchneiden kann *)! Das iſt eben mein Wunſch geweſen. Ja, ja, in Sachſen müſſen noch gute Zeiten kommen, weil ſich der Hof getraut, Sie nach Dresden kommen zu laſſen.

So begierig als ich bin, bald einen recht langen Brief von Ihnen zu erhalten, ſo will ich doch jetzt warten, weil Sie ohne Zweifel ſehr beſchäftigt ſein werden; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie mir künftig deſto öfter ſchreiben, und ſich nicht alle Briefe abbetteln laſſen. Sie wiſſen wohl, daß ich noch ein ganz fleißiger Korreſpondent bin 2c.

N. N.

Quedlinburg den 10ten November 1753.

Liebſter Rabener,

Sie ſind doch nicht unwillig auf mich? Oder haben Sie in Dresden keine Zeit, an Ihren Cramer zu denken? Sie ſind geſund! Das wünſche ich — Und haben eine Frau? Daran verzweifeln wir. Und ſo aufgeräumt, als fleißig? Das glaube

---

*) S. in Antons Panßa von Mancha Sprüchwörtern, Kleider machen Leute. Sat. Schriften 3ter Bd.

ich. Der vierte Theil von Ihren Schriften ſteht im Meßkatalog: wird er in dem künftigen auch noch ſtehen? Schreiben Sie, ſchreiben Sie, oder ich bemächtige mich aller Ihrer Erfindungen, und arbeite ſie aus. Ich habe jetzt viel Muth zur Arbeit: aber wer darf ſich wundern, daß ein Veteran auch nach dem ſechszigſten Jahre noch gern zu Felde geht? »Sehr ſtolz! ich will Sie ſchon »mit meinem Urtheil über den neuen Theil Ihrer »Fortſetzung*) demüthigen,« werden Sie ſagen. Sie richten nichts aus; Sie machen vielleicht, daß ich mich im nächſten Theile mehr in Acht nehme; aber ich ſchäme mich nicht!

Von witzigen Schriften, die in dieſer Meſſe herausgekommen ſind, habe ich eben nicht viel geſehen, was vortrefflich wäre. — — — — —

Vergeſſen Sie es nicht, Herr Hofmann, mir bald zu antworten; oder wenn Sie mich der eingeſogenen Hofluſt wegen nicht mehr lieben, ſo ſchreiben Sie doch aus Reſpekt oder Devotion. Ich bin

Ihr

treueſter

Cramer.

Dresden am 18ten November 1753.

Mein liebſter Cramer,

Da haben Sie einen Brief, der ſo geſchäftig, ſo unruhig, ſo eilfertig geſchrieben iſt, wie der

---

*) Des Boſſuet.

Brief eines jungen Kammerherrn, der dem mahnenden Kaufmann ſagt, daß er unmöglich ausführlich antworten könne, da ihm ſein wichtiges Amt nicht einen Augenblick Zeit laſſe, ſich von der Seite des Königs zu entfernen.

Ich will Ihren erſten Brief zuerſt beantworten. Ich habe Ihre Antwort freilich vermißt. Denn ich bin ſo zärtlich, daß ich auch in Dresden meine Freunde vermiſſe. Das bleibt unter uns. Mit Ihrem Boſſuet bin ich ausnehmend zufrieden. Bedenken Sie, was das ſagen will, wenn ein Sekretär mit einem Buche zufrieden iſt. Herr Breitkopf hat mir ein Exemplar geſchenkt; aber das iſt die Urſache nicht, warum ich zufrieden bin. Herr D. Heine meldet wir, er ſolle mir in Ihrem Namen noch eins ſchicken. Schönen Dank! Aber was ſoll ich mit dem lieben Gut anfangen? Wären es Opernarien, ſo könnte ich ſie vielleicht wieder verkaufen — — — — — — —

Die vermiſchten Schriften ſind alſo ihrem Schluſſe nahe. Ich ſehe es gern; das neue Stück habe ich noch nicht geſehen. Soll ich Ihnen meine Gedanken von dieſem letzten Stücke ſagen? Warum nicht? Wir bei Hofe kunſtrichtern ſo gut, als die Profeſſoren, ohne etwas zu verſtehen, und ohne etwas geſehen zu haben. Ich wünſche ſehr, daß der Hiob in Ihre Hände fallen möge. Dieſes Buch gehört für witzige Köpfe, und nicht für pedantiſche Zuſammenſchmierer der Bibelwerke! Auf dieſe Art lernte die Welt auch Ihre Fähigkeit im Hebräiſchen kennen. Aber iſt denn keine Hoffnung mehr, daß Sie ſich den Ausländern in einer lateiniſch, fleißig ausgearbeiteten lateiniſchen Schrift, in einer Schrift, die allen Religionen angenehm ſein muß, wollen bekannt machen? — Ihre Freundſchaft mit Baumgarten wird gute Folgen haben, für Sie beide und für die Welt.

Sie haben Recht. Ich bin noch nicht verheirathet, und allem Anſehen nach werden Sie lange Recht haben. Das wird noch immer eine reiche Materie zu künftigen Briefen ſein; und um deßwillen mag ich ſie jetzt nicht erſchöpfen. —

Was macht denn unſer Giſeke, den ich recht ſehr liebe, ſo ſtumm und verſtockt er auch iſt? Kennen Sie ſeine Frau? ſie muß ein rechtſchaffenes Weib ſein, da ſie Giſeken gefällt. — Melden Sie doch, wie es in Braunſchweig ausſieht. In der Meſſe habe ich viel von N**rs Roman gehört, deſſen Ausgang ich zu erfahren wünſche. Von der einen Seite, Sie verſtehen doch wohl den Sekretär? gefällt er mir, denn er iſt ſolid; die andere Seite will mir nicht gefallen, denn mich däucht, er erquackert ſich die Frau, und das dünkt mich, iſt wenigſtens nicht anakreontiſch, wenn es auch ſonſt nichts iſt.

Alles dieſes iſt die Antwort auf Ihren erſten Brief vom . . . ja, das weiß ich nicht, von welchem Datum; denn in dem Augenblick, da ich den Tag jetzt ſuche, finde ich, daß Sie ihn nicht beigeſetzt haben. Er war an eben dem Tage geſchrieben, da Ihre Charlotte ſich mir aufs Freundſchaftlichſte empfahl, da Ihre Kinder geſund waren, und da Sie waren, mein Cramer. Sie ſind es doch heute noch? Und Ihre Frau iſt doch meine Freundin? Ihren andern Brief muß ich noch mit Wenigem beantworten. Er war vom neunten November. Ich bin auf Sie nicht unwillig; könnte ich das wohl ſein? Ich habe wenig Zeit, ſehr wenig Zeit in Dresden, aber immer noch Zeit genug, an meinen Cramer zu denken. Geſund bin ich auch, faſt geſunder, als in Leipzig. Eine Frau habe ich noch nicht. Aufgeräumt bin ich, ſo ſehr man es bei meinem Amt und in einer ſo weiten Entfernung von ſeinen alten und beſten Freunden ſein kann. Ob ich fleißig bin? Ja wohl, und mit mehr Gemüthsruhe fleißig, als bei meinem vorigen Amt. Im Meßkatalog ſteht der vierte Theil von meinen Schriften, da haben Sie Recht. Das ſollen Sie wohl bleiben laſſen, daß Sie ſich meiner Erfindungen bemächtigen. Trotz Ihnen! oder ich bemächtige mich Ihrer heiligen Reden. Sehen Sie, mein Herr, iſt das nicht von Punkt zu Punkt beantwortet? — — — — — — — — — — Auf Ihre Predigten freue ich mich, als ein Freund, als ein witziger Kopf, und als ein Chriſt. Ihren Pſalmen ſehe ich mit Verlangen entgegen. — Nun dächte ich, ich hätte Alles beantwortet und geſchrieben, was ich ſchreiben und beantworten ſollen.

Mein Verleger hat einen ſehr demüthigen Brief an mich geſchrieben, und mich wegen meines vierten Theils beim Aermel gezupft. Ich wollte, daß er ihn ſchon hätte, und ich ihn nicht erſt machen ſollte. Auf Oſtern wenigſtens kann ich ihm ſolchen nicht verſprechen, und auf Oſtern will er ihn haben. Ich habe zwei neue Sprüchwörter in Leipzig ſchon fertig gemacht: Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen: Jung gewohnt, alt gethan! Das dritte habe ich ſchon angefangen: Gedanken ſind zollfrei! Aber in Dresden habe ich noch keine Feder angeſetzt. Aufrichtig zu geſtehen, muß ich hier mit meinen Satiren viel vorſichtiger ſein. Gemeiniglich ſuchen die Leſer die Originale da, wo der Verfaſſer ſchreibt. Das konnte ich allenfalls in Leipzig geſchehen laſſen; in Dresden wage ich zu viel. Ein Märtyrer der Wahrheit mag ich nicht werden; und daß die Welt billiger denken lerne, dahin werde ich es nicht bringen: alſo thue ich wohl am beſten, ich gebe der Welt nach. Ich muß die beſten Themata fahren laſſen, die ich auszuarbeiten mir vorgeſetzt hatte. Finden Sie dieſe Umſtände nicht wichtig genug, den vierten Theil gar zurückzuhalten? Ungefähr zwölf Bogen, incluſive fünf Bogen bereits gedruckter Sprüchwörter, möchten zum vierten Theile fertig ſein. Hätte ich nur zehn Bogen! Werde ich es verantworten können, wenn ich ein paar freundſchaftliche Briefe zuſammenſtopple, die ich theils ſchon habe, theils machen wollte? Das Thema, zu welchem ich ſo viel Luſt hatte: der allezeit fertige Bankrottirer, muß ich auch weglaſſen. Es mochten es Excellenzen ungnädig vermerken. Dergleichen reichhaltige Materien verliere ich. Bald werde ich Sie bitten, daß Sie mir helfen mit arbeiten.

Was das für ein ungeheurer Brief wird! Ich dächte, ich hörte auf; dächten Sie es nicht auch? Wollen Sie von meinen Umſtänden noch mehr wiſſen? Was ſoll ich Ihnen noch mehr ſagen? Kommen Sie zu mir. Ich habe vier Stuben, davon ſollen zwei für Sie, wenn Sie kommen wollen. Da will ich Ihnen noch viel mehr ſagen. — So? Neuigkeiten wollen Sie wiſſen? Gut! —

Der Hof iſt noch in Hubertsburg. Fünf Kaſtraten aus Venedig ſind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen, und werden auf die Faſten ſatt wieder zurück kehren, um daſelbſt zu verdauen, und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für ſein Vieh ſo väterlich ſorgt. Die Jagd iſt vorbei; die Hunde waren ſehr ſtumpf, und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Soliman wird nicht wieder aufgeführt: die Ratten haben vier Elephanten gefreſſen. Der Kaſtrat Riccolini machte dem Hofe viel Vergnügen, weil er ſo feiſt iſt, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl aufs Karneval wieder in die Wochen kommen. Budini, dieſer ſteife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, iſt heiſer; ein Unglück, über das ſich niemand, als er und ſeine Mutter, betrübt. Amorevoli, deſſen Frau beſſer küßt, als er ſingt, iſt verdrießlich, und macht Miene fortzugehen; man wird ihm tauſend Thaler Zulage geben. Die Bildergallerie iſt in vollkommenem Zuſtande. Man erwartet den Buccamboni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wieſen nach dem neueſten Guſto malen ſoll. Oedern iſt ganz abgebrannt; Suhl kann nicht wieder angebaut werden. Wer kann den albernen Leuten helfen? warum gehen ſie mit dem Feuer nicht vorſichtiger um. — Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird ſehr prächtig und koſtbar. Leben Sie wohl! ich muß in die Antichambre! — Gefallen Ihnen dieſe Neuigkeiten? Wenn ſie nicht wahr ſind, ſo ſind ſie doch möglich.

Leben Sie recht wohl! Ich bin

Ihr

redlicher

Rabener.

Quedlinburg den 16ten März 1754.

Liebſter Rabener,

Meine Veränderung iſt nunmehr gewiß. Ich habe die königliche Vokation nach Kopenhagen, und ein ſehr gnädiges Schreiben von dem Grafen von Moltke empfangen. Ich habe Alles ſo reiflich überlegt, als es nur möglich geweſen iſt, und meine Freunde in dieſen Gegenden zu Rathe gezogen; ich kann nicht anders, als überzeugt ſein, daß dieſe Veränderung zu meinem Glücke gereichen werde. Unter allen meinen Freunden iſt wohl keiner ſo überzeugt, als Sie, daß ich bei einer ſolchen Veränderung keine langen Briefe ſchreiben könne, zugleich auch, daß mir die Trennung und ſo weite Entfernung von meinen Freunden nicht gleichgültig ſein müſſe. Wie ſehr würde ich getröſtet werden, wenn ich Sie noch in Leipzig umarmen könnte! Ach, liebſter, liebſter Rabener, wenn Sie Ihren Cramer ſo glücklich machen wollten — — — — — — — — — — — —

Wenn Sie mich entzücken wollen, ſo kommen Sie auf acht, nur auf vier Tage nach Leipzig — — — — — — — — — Das iſt, allem Anſehen nach, das letztemal, daß wir uns ſprechen und ſehen können — — — — — — — — — — — — — Meine Charlotte umarmt mich, damit Ihnen, wenn Sie zu mir nach Leipzig kommen, meine Umarmungen deſto beſſer gefallen ſollen. Sie küßt mich ſogar für Sie; denn bald, ſpricht ſie, würden Sie ſo alt werden, daß Sie kein Mädchen mehr küſſen würde. Ich bin

ꝛc. ꝛc.

Dresden am 25ſten März 1754.

Den Brief vom 12ten März, oder vielmehr die drei Zeilen, worin ich Ihnen den richtigen Empfang des Ihrigen meldete, und bald mehr zu ſchreiben verſprach, werden Sie erhalten haben. Ich bin noch nicht im Stande, mein Wort zu halten, und ausführlicher zu ſchreiben, da wegen fortdauernder Seſſionen binnen hier und Oſtern kaum die Nächte mein ſind. Noch weniger kann ich nach Leipzig kommen. — Und alſo ſoll ich Sie gar nicht, mein liebſter Cramer, nimmermehr in dieſer Welt wiederſehen? Der Gedanke iſt mir bitter. Ich kann mich unmöglich dabei aufhalten. Aber warum habe ich mir nicht Freunde gewählt, die keine Verdienſte haben, und die auf dem Flecke unbekannt und grau ſterben, auf dem ſie geboren ſind? Auf die Feiertage ſchreibe ich Ihnen gewiß, und weitläufig. Gott laſſe es Ihnen immer wohl gehen, Sie verdienen es, und ich werde mich mit Ihnen freuen, wenn ich Ihre ewige Trennung beſſer werde gewohnt ſein, und wenn Sie mir, von Kopenhagen aus, die gute Hoffnung beſtätigen, die Sie mir in Ihrem geſtrigen Briefe melden. Ich wollte Ihnen noch einmal ſo viel Gutes gönnen, wenn Sie es nur in Dresden, und nicht in Kopenhagen genießen ſollten.

Grüßen Sie Ihre Frau tauſend, tauſendmal von mir, und nehmen Sie in meinem Namen Abſchied. Unſerm Zerbſter Schlegel habe ich geſchrieben. Nach Zerbſt? — das laſſe ich gelten; aber nach Kopenhagen! Was haben Sie denn gedacht? Wie wird es nun bei Ihrer ſo geſchwinden Aenderung mit den Pſalmen, mit den ſechs heiligen Reden, und mit den verwaisten vermiſchten Schriften werden? Wen werde ich denn haben, dem ich den Reſt meines Witzes, welchen ich dem Verleger noch ſchuldig bin, anvertrauen könnte? Herrn Schlegeln allein? Das iſt ſehr gut, aber mir nicht genug. Oculi plus, quam oculus, würde ich ſagen, wenn ich kein Deutſcher wäre. Ich wollte, daß Sie jetzt in Leipzig Abends eine Stunde Zeit hätten, die zwei Sprüchwörter durchzuleſen, die ich hier ſchicke. Streichen Sie mir nichts aus, denn allemal folge ich Ihnen nicht, Sie wiſſen es wohl, ſondern ſchreiben Sie nur Ihre Zweifel auf ein Blatt; zu dem Ende habe ich unten mit Bleiſtift foliirt. Geben Sie die Aufſätze dem Verleger verſiegelt wieder, der es an mich zurückſenden wird. Der Verleger mag es auch leſen, ſonſt kein Menſch. Sie können mir glauben, daß ich, ſeit meinem Hierſein, noch nicht ſo viel Zeit, noch ein ſo aufgeheitertes Gemüth gehabt habe, daß ich mit dem alten Eifer an die Fortſetzung meiner Schriften kommen können. Inzwiſchen hat mein Witz doch etlichemal durchbrechen wollen, und ich habe an dem Sprüchworte gearbeitet: Gedanken ſind zollfrei, mit welchem ich ſchon weit gekommen bin. Es ſoll ungefähr ſo lang werden, wie eines von dieſen. Hernach will ich noch ein halb Dutzend Flickſteine machen, damit etwa ſechzehn Bogen voll werden; denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ſchon meinen Witz nach den Bogen dehne; und habe ich denn endlich ſechzehn volle Bogen zuſammengezerrt: Bon jour, Herr Verleger! Adieu, Witz! Alsdann will ich meine Fehler an des Verlegers Laden nageln, damit ſich junge Schriftſteller daran ſpiegeln, und mit keinem Buchführer einen Kontrakt machen. Dieſes können Sie den Verleger leſen laſſen, wenn er gleich ein wenig im Laden herumpurzeln wird. . . . Den Augenblick beſinne ich mich auf den Anfang meines Brieſes, und daß ich erſchrecklich viel zu thun habe. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 26ſten März 1756.

Ich kann es unmöglich länger ausſtehen. An der Oſtermeſſe habe ich Ihnen mit der Mummiſchen Buchhandlung einen Brief zugeſendet; in der Michaelismeſſe ſchickte ich Ihnen durch eben dieſen Kanal noch einen Brief, und bat inſtändigſt um Antwort; aber bis heute warte ich vergebens. Hätten Sie keinen Juden getauft*), ſo würde ich nicht einmal wiſſen, ob Sie noch lebten. So geneigt ich bin, Ihnen bittere Vorwürfe zu machen; ſo will ich doch warten, bis ich von Ihnen erfahre, was Sie gehindert hat. Wir werden einander noch Zeit genug fremd werden; laſſen Sie uns, mein liebſter Cramer, es ja vermeiden, ſo lange wir können. Damit Ihnen jetzt nicht einmal die neue Entſchuldigung von verloren gegangenen Briefen übrig bleibt, ſo ſende ich dieſen durch Einſchluß eines meiner beſten Freunde in Dresden, des däniſchen Legationsſekretärs, Herrn Kuurs, welcher ihn durch einen ſeiner Freunde in Kopenhagen wird beſtellen laſſen. Bekomme ich nun in künftiger Meſſe noch keine Antwort; ſo will ich Sie . . . Nein, vergeſſen kann ich Sie nicht: aber allen Leuten will ich es klagen, wie viel ich verloren, daß Sie mich vergeſſen haben. Wenn Ihre Frau Sie nicht verleitet hat, meine Freundſchaft auf eine ſo traurige Art zu vernachläſſigen, ſo küſſe ich Ihr die Hände. Von meinen Umſtänden will ich Ihnen nichts melden; Sie würden mich lange darum gefragt haben, wenn Ihnen was daran läge; aber auch von Ihnen iſt mir keine Nachricht ſo wichtig, als die: Ob Sie noch mein Freund ſind? Ich bin der Ihrige gewiß. Sie mögen es gern ſehen oder nicht.

---

*) Die Nachricht, daß Herr Cramer einen Juden getauft habe, ſtund als eine Merkwürdigkeit in den Zeitungen.

Rabener.

Kopenhagen, am 16ten Mai 1756.

Mein liebſter, beſter Rabener,

Ob ich gleich an Sie unlängſt einen Brief geſchrieben habe, worin ich ſie um Verzeihung meines langen Stillſchweigens gebeten, ſo muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr letzter Brief war ſo zärtlich, ſo voll Freundſchaft, daß ich ganz außerordentlich davon bin gerührt worden; aber ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verſchonen wollten, ſo war er doch ſo zornig, ſo zornig, daß Sie mich recht erſchreckt haben. Nein, mein liebſter Rabener, wir wollen uns nicht einander fremd werden. Das iſt weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremd werden ſollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich: denn es gibt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine einzige Sylbe geſehen habe. Aber ich vergeſſe gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um ſo viel empfindlicher, je weniger mir es noch möglich geweſen iſt, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könne, ausfindig zu machen. Denn Klopſtock kann ich wenig genießen, weil ihn bisher ſeine Umſtände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwiſchen denen, die höher ſind, als ich bin, und mir, bleibt, ſo lieb ſie mich auch haben, doch immer eine gewiſſe Entfernung, die mich hindert, durch ihre Freundſchaft ſo vergnügt zu werden, als man ſein würde, wenn ſie uns dem Stande nach näher wären. Und ich ſollte meinen Rabener vergeſſen können, und ihm fremd werden? Wie zärtlich und wie zornig iſt

Ihre Bitte, daß wir es ſo lange vermeiden wollen, als wir können! Alſo wird es wohl auf ewig vermieden werden, denn ich will gern fleißiger ſchreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umſtänden melden; denn ich nehme den größten Antheil an dem, was Sie angeht. Alſo ſein Sie ferner mein lieber Rabener, und ſchreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillſchweigen ganz vergeben haben, ſo vergeben, als wenn ich ſehr oft an Sie geſchrieben hätte, weil ich mich gewiß beſſern werde. Aber, ich ſetze dieſes ganz furchtſam hinzu, Sie müſſen auch nicht ſo kurz ſchreiben, als Sie immer gethan haben. — — — — — — — — — Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundſchaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben.

Ihr

Cramer.

Kopenhagen, den 31ſten März 1756.

Liebſter Rabener,

Wie vielmal wollen Sie um Verzeihung gebeten ſein? denn verzeihen müſſen Sie mir, daß ich ſo lange ſtillgeſchwiegen habe. Aber Sie haben mir um meines kleinen Fleißes willen ſchon ſehr viel zu gute gehalten; alſo werde ich auch noch einmal durchkommen. Ich möchte wohl meinen Mund auch öffnen (ſehen Sie doch, wie viel ich mir herausnehme!) und von Ihrer Wenigbriefſchreiberei und Kurzbriefſchreiberei ſagen; aber ich bin wirklich gegen Sie zu ſehr ein Sünder, daß ich mich unterſtehen dürfte, Ihnen Ihre Sünden vorzuhalten. Aber wollen Wir uns nicht beide beſſern? Ich mache den Anfang, und verſichere Sie, daß ich öfter an Sie denke, und ſogar öfter leſe, als ich nachläſſig im Schreiben geweſen bin. Erinnern Sie ſich denn auch zuweilen Ihres Cramers, der Sie noch immer ſo ſehr liebt? Viel wollte ich darum geben, wenn ich Sie wieder einmal umarmen, und mich recht mit Ihnen ausſprechen könnte. Sie ſind überſetzt, Sie ſind in allen franzöſiſchen Monatsſchriften erhoben, wie Sie verdienen, verſteht ſich; aber iſt es nicht viel, daß man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt? Unterdeſſen freut es mich, daß ich mich an Ihrem Sonnenſchein wärme, und von Ihrem Glanze erleuchtet werde; denn man hat meine Satire, ob der Menſch eine Maſchine ſei?*) ins Franzöſiſche überſetzt, und Sie zum Verfaſſer gemacht, und zwar im Choix literaire, wo auch meine Ode von der Auferſtehung überſetzt worden ꝛc. ——

Kopenhagen, den 8ten November 1756.

Liebſter Rabener,

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in ſo langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Hätte ich jemals glauben können, daß Sie ein ſo unverſöhnlicher Freund ſein würden? Ich war im verwichenen Jahre ſaumſelig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige freundſchaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde ſo dadurch zerknirſcht, daß ich Ihnen zweimal hinter einander ſchrieb, und Ihnen die feierlichſte Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichern Zeiten unſers Sachſens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort erhalten, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn verſöhnt hätte. Und vielleicht ſind Sie nun, Sie ein ſo guter Patriot, ſo in das Unglück unſers Vaterlandes vertieft, daß Sie auch vergeſſen, Ihre Klagen in den Schoos eines Freundes auszuſchütten. Aber wer darf jetzt klagen? Wer darf ſeine Meinung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernt bin, und mit dem mir ewig theuern Sachſen ſo viele Freunde beklage, darf ich doch nicht ſagen, daß kein vaterländiſches Herz die Urſache ſeines Unglücks mit einem größern Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweiſen, weil ich an einen Freund ſchreibe, der vielleicht verſchwiegen zu ſein, über das, was er denkt, mehr Urſachen hat, als ich. Aber Alles, was ich weiß, und ich weiß nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und ſie ſollen eine Geſchichte von Sachſen ſchreiben, welche Charaktere genug dem verdienten Abſcheu Preis geben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel an Religion, Ueppigkeit und Laſter für entſetzliche Folgen! Sie, mein liebſter Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglück nicht mehr, als Andere? Man hat Ihnen doch Ihr Amt und Ihre Beſoldung gelaſſen? Machen Sie doch meiner Furcht und Unruhe Ihrentwegen, durch einen recht langen Brief, bald ein Ende! Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Miniſterium haben, ſo vergnügt, als Sachſen, die überall an den Schickſalen ihres Vaterlandes Theil nehmen. Wir ſind alle geſund. Ich arbeite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beifall, womit ich ſonſt gearbeitet habe. Ich hoffe auch hier und da Nutzen zu ſchaffen. Meine Muße wende ich, wie allezeit, an. Man wird doch immer noch leſen, und ſo viel ſich die Könige auch Mühe gegeben haben, und geben, durch ihre ſoldatiſche Regierung das eiſerne Jahrhundert einzuführen, ſo wird doch immer noch gelesen werden. Ich habe auch für den Sommer ein kleines Tusculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten, und einen Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teich in Lingby; ein ganz kleines Haus mit mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande. O! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch ſehr begeiſtern. Künftige Meſſe will ich Ihnen einige von meinen geiſtlichen Liedern ſchicken. Ich freue mich, daß Gellert die ſeinigen herausgeben will. — Ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen Frieden, und Alle Arten von Glückſeligkeit, und bin ewig

---

*) Dieſe Abhandlung iſt zu finden in den vermiſchten Schriften I. Th. S. 276 und II. Th. S. 85. Es macht mir Ehre, daß man ſie auf meine Rechnung überſetzt hat. Rabener.

Ihr

zärtlicher

Cramer.

Dresden, den 22ſten November 1756.

Mein liebſter Cramer,

Ich habe Ihre Briefe vom 16ten Mai und 31ſten März noch heilig aufgehoben, und ſeit der Oſtermeſſe darauf antworten wollen. Die wahre Urſache dieſes Verzugs iſt, daß Herr Legationsſekretär Kuur den ganzen Sommer über in der Erwartung geweſen, nach Kopenhagen zurückzukehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mitzugeben. Seit acht Wochen aber haben mich unſere traurigen und weit ausſehenden Umſtände daran gehindert. Sind Sie mit dieſen Entſchuldigungen zufrieden, mein liebſter, mein beſter Cramer? Oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bei ſich hegen, daß ich aus Kaltſinnigkeit und Mangel der Freundſchaft unterlaſſen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltſinnig zu ſein, meinen alten beſten Freund, der mir ſo viel Ehre macht, den königl. däniſchen Hofprediger Cramer nicht eben ſo eifrig, nicht eben ſo zärtlich zu lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Cröllwitz, Magiſter Cramer? Das ſollte ſich von Ihrem Rabener nicht einmal denken laſſen.

Und wie voll von Menſchenliebe, von Mitleiden, von freundſchaftlicher Unruhe iſt Ihr letzter Brief! Ja, mein guter Cramer, wir ſind verloren, ganz ohne Hülfe verloren. Und Niemand ſieht das Ende unſerer Angſt. Fünfzig Jahre langen nicht, wenn ſich das Land ſo wieder erholen ſoll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir noch heuer Friede bekommen ſollten, und wenn auch dann unſer Hof ſelbſt ernſtliche Anſtalt machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, ſo gehören doch mehr als fünfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unſer Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Urſache daran iſt, wer es auch ſein mag. Ich mag mich mit der ängſtlichen Beſchreibung unſerer Umſtände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon ſagen können. Wollen Sie noch etwas mehr leſen, ſo ſende ich Ihnen zwei Briefe, die ich in voriger Woche geſchrieben habe. Das arme Land! und ſo viel rechtſchaffene Leute, die ohne ihr Verſchulden mit unglücklich werden! Wie traurig iſt die Ausſicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle. Deſto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben ſich ihre Familie zugleich unglücklich ſehen müſſen.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Wie zufrieden leben Sie in Kopenhagen! Faſt würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wiſſen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie beſuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher in Sachſen laufen ſollten, und ich bei meinem Amte weder Beſoldung noch Arbeit haben ſollte (denn die letzte habe ich noch, obſchon wenig Hoffnung zur Beſoldung), ſo würde der Einfall nicht unmöglich ſein, den ich habe, meine Freunde in Zerbſt, Quedlinburg, Braunſchweig und Hamburg, und meinen beſten Freund in Kopenhagen künftigen Sommer zu beſuchen. Auf den Witz zu wandern, iſt unter uns Autoren nichts Neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, ſonſt müſſen Sie mit darunter leiden, und mich wenigſtens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, ſo ich etwa bei dieſem Schiffbruch noch retten könnte, zuſammenraffte, und gar nach Kopenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen deutſchen Sekretär Brod und Amt bei Ihnen! Und vielleicht, wenn Alles fehlte, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten, und wir ſtürben beiſammen, mein beſter Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundſchaftliche Schwärmerei! Gewiß, ich glaube, aus Freundſchaft fange ich an, zu phantaſiren. Wie ungern ſtöre ich mich in dieſem Traume! Nein, meinen Cramer ſehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienſte, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem König ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Geſellſchafter bis an unſern Tod ſein werde? Wie angenehm habe ich mich jetzt um ein paar Minuten betrogen! Ich war ganz bei Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachſen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter ſeinen Feinden ſaß. — — — — — — — — — — — — — — Ich bin ewig

Ihr

redlicher

Rabener.

Dresden, am 11ten December 1756.

Hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen Mann, deſſen guter Geſchmack, deſſen Eifer in ſeinen Amtsgeſchäften, deſſen menſchenfreundliches, deſſen empfindendes Herz, deſſen ernſter Haß gegen alle niederträchtige Thoren, deſſen geprüfte Freundſchaft . . . wie ſoll ich recht erklären, was ich denke? — mit einem Wort, hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen würdigen Dänen. Ich verliere ihn ungern, ſehr ungern. Untröſtbar würde ich ſein, wenn ich nicht wüßte, und zu der belohnenden Billigkeit ſeines Vaterlandes gewiß hoffte, daß ihn dieſe Entfernung von mir ſeinem dauerhaften Glücke näherte. Lieben Sie ihn, wie ich ihn geliebt habe: er verdient es, und auch Sie verdienen einen ſolchen Freund. Er wird Ihnen viel von mir erzählen, und es wird ſo gut ſein, als erzählte ich es Ihnen ſelbſt, denn er weiß viel von meinen Umſtänden. Mein gegenwärtiges Befinden iſt noch eben ſo traurig und ſorgenvoll, als es bei dem Abgang meines letzten Briefs vom 22ſten November war, und wie es ſein wird, wenn Sie gegenwärtigen Brief empfangen; denn vermuthlich empfangen Sie ihn erſt auf künftiges Frühjahr, das weiß der Gott, der unſer gegenwärtiges Unglück wußte, da wir noch nicht einmal daran dachten. Leben Sie mit Ihrer Frau und kleinen Nachwelt geſund und vergnügter, als Ihr

redlicher

Rabener.

Kopenhagen, den 11ten December 1756.

Wie gerührt, wie im Innerſten meiner Seele gerührt bin ich durch Ihren Brief vom 22ſten

November geworden, den ich erſt vorgeſtern erhalten habe! Meine Empfindungen laſſen ſich nicht ausdrücken, da ich zumal heute nur kurz ſchreiben kann; aber mit dem nächſten Poſttag ſchreibe ich ausführlicher. Das arme Sachſen! Mein unglückliches Vaterland! Ihre Liebe und Freundſchaft — wie dringt ſie durch meine ganze Seele! Was Sie im Schluſſe Ihres Briefes ſchreiben, nehme ich ernſthafter auf, als Sie wohl glauben. Was Sie nur eine leidverſüßende Schwärmerei nennen, iſt vielleicht nicht unmöglich. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mir mit nächſter Poſt zu ſchreiben, ob wirklich einiger Ernſt dabei geweſen iſt. — — — — — — — — — — — — .

Dresden, am [illegible] December [illegible].

Es iſt mein Ernſt geweſen, was ich in meinem letzten Briefe vom 22ſten November wegen meiner Reiſe nach Niederſachſen und Kopenhagen geſchrieben habe; doch verſtand ich die Bedingung dabei, daß die Ruhe in Norden und Niederſachſen erhalten würde, daß die Reiſe in künftigem Frühjahr geſchähe, und daß ich durch die preußiſche Adminiſtration aus der völligen Aktivität geſetzt würde. Der andere Einfall, gar und beſtändig meine Zuflucht nach Kopenhagen zu nehmen, war allerdings mehr ein erquickender Traum, als ein ernſtlicher Einfall; den aber eine fortdauernde Noth meines Vaterlandes und deſſen Umſturz ernſthafter machen könnte. Dänemark iſt nach ſeiner gegenwärtigen Einrichtung das Land, wo ein Jeder ſich zu ſein wünſcht. Wie angenehm würde ich in dieſem glücklichen Lande bei meinen Freunden, bei meinem unvergeßlichen Cramer leben können! Zwar entfernt von meinem Vaterlande, aber von einem verunglückten Vaterlande, mit dem es vielleicht in wenigen Monaten gar aus ſein wird! — — — — — — — — — — —

Sehen Sie, mein liebſter Cramer, wie ernſthaft Sie mich durch Ihre ernſtliche Anfrage gemacht haben? Ich ſchwanke, Sie ſehen es, und ich kämpfe mit mir ſelbſt. Rathen Sie mir, beſter Freund, rathen Sie mir unparteiiſch! Ich kenne die Heftigkeit Ihrer Freundſchaft, Ihrer großen Dienſtbefliſſenheit. Aber thun Sie zu meinem Beſten noch keinen Schritt, den Sie nicht mit Anſtand, und ohne ſich Vorwürfe machen zu laſſen, zurückthun können. Wie ruhig, wie ruhig wollte ich das lezte Drittheil meines Lebens bei meinem Cramer zubringen, wenn es Gott, meinem und Ihrem Könige gefiele! Wecken Sie mich auf, Cramer, wecken Sie mich auf! Ich träume wieder, ich träume zu angenehm, und träume ich zu lange; ſo wird es mir deſto empfindlicher ſein, wenn ich doch endlich aufwachen und ſehen muß, daß es nur ein freundſchaftlicher Traum geweſen. — — — — — — — — — — — — —

Rabener.

An Herrn Johann Adolph Schlegel.

Leipzig, den 30ſten Dec. 1751.

Ihren Brief vom erſten Dec. habe ich am 29ſten erhalten. Sie ſehen daraus, wie viel Zeit ſich der Ueberbringer genommen hat, und wie ſehr ich zu entſchuldigen bin, daß ich ſpäter antworte, als Sie verlangen. Sollte die Schuld an Ihnen liegen, oder wären Sie aus einer gar wahrſcheinlichen Unachtſamkeit in Ihrem Kalender irr geworden; ſo würde ſich das Räthſel noch beſſer auflöſen. — Sie dauern mich, mein liebſter Freund, gewiß ſehr dauern Sie mich; aber Sie ſagen mir nichts Neues oder Unerwartetes. Ich bin recht wohl damit zufrieden, daß Ihnen Ihr Beruf ſo ſauer wird. Wie ſehr wird Sie das nöthigen, an Ihre Freunde, an die vergnügten Augenblicke zurückzudenken, die Sie und Ihre Freunde zu ſchätzen wußten. Vielleicht verfolgt Sie G** Fluch. Haben Sie Geduld genug gehabt, ſeine deutſchen Verſe zu leſen, und darüber zu ſpotten, ſo nehmen Sie dieſes als eine Strafe an, daß Sie die lateiniſchen Verſe Ihrer Schüler ſcandiren müſſen, um Ihr Brod zu verdienen. Wie ſehr muß Ihnen dieſe Arbeit erleichtert werden, wenn Sie an die erſten Jahre Ihres Fleißes zurück denken, wo Ihre Lehrer vielleicht über Sie eben ſo ſeufzten, als Sie nun über Ihre Schüler ſeufzen. Und wer weiß denn, ob nicht unter der kleinen Brut, die jetzt über Ihre Jamben und Trochäen zittert, ein ſchaffender Geiſt verborgen ſteckt, welcher einmal durch ein würdiges Heldengedicht unſer Vaterland an dem Noah, dem Nimrod, dem Hermann rächt, und welcher, wann er die Trauerſpiele verfertigt, die Sie aus Bequemlichkeit nicht verfertigt haben, die Schaubühne zu der Vollkommenheit bringt, die man von dem geſchickten Fleiß Ihres verſtorbenen Bruders erwartete.

Ich ſchreibe dieſes mit der Miene, die einer Entzückung ſehr nahe kommt. Jetzt ſollten Sie mich ſehen auf meinem Trone ſitzen! So weiſſagend ſitze ich hier, wie auf dem Dreifuß, und ſo voll und ſtrotzend von meiner weiſen Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, wie ein junger Rathsherr!

In der That hat mich Ihr Brief ziemlich ernſthaft, oder doch wenigſtens ſehr nachdenkend gemacht. Ihr Schickſal erinnert mich an das Schickſal unſerer übrigen Freunde. Die wenigſten von uns haben das Glück gehabt, in ein Amt zu kommen, das ihrer Neigung gemäß geweſen wäre. **, der arbeitſame **, der nur für die Bücher und ſeine Freunde erſchaffen zu ſeyn ſchien, der das Landleben und die Wirthſchaft weiter nicht kennt, als von dem Garten her, wo er mit ſeinen Freunden ſcherzte, und aus den Eklogen des Virgil: dieſer unglückliche Mann ward in ein elendes Dorf, unter eine Menge ungeſitteter Bauern, zum Ackerbau verſtoßen, um alle Jahre wenigſtens zweimal in Gefahr zu ſeyn, zu erſaufen oder zu verhungern. Hat er es jetzt wohl viel beſſer, da er an einem Orte lebt, wo Niemand im Anſehen iſt, als der Schweine mäſtet, und wo er unter der Kabale eines geiſtlichen Hofs leiden muß, welche deſto gefährlicher iſt, da ſie von Weibern und von kleinen Durchlauchten unterſtützt wird? Denken Sie an H**, das kleine ſüße Männchen, der ſeine Freunde über Alles, nur ſein Mädchen mehr, als ſeine Freunde, liebte; welcher fleißig war, um der Welt reizend zu ſagen, wie angenehm es ſei, zu lieben, zu küſſen, und müßig zu gehen. Iſt er jetzt wohl glücklicher, als Sie? Iſt es wohl G** mehr, als H**? Bedauern Sie G** nicht, dem ſein Amt mehr als die Hälfte des Tages raubt, die er ſeiner Freundin, ſeinem Witz und ſeinen Freunden wünſcht. E** iſt vielleicht noch am glücklichſten, da der Wein in H** wohlfeiler iſt, als in Leipzig, und da er vielleicht immer noch einen Freund findet, den der Wein erträglich macht. Soll ich von mir noch etwas ſagen? Kommen Sie zu mir, und ſehen Sie mich. Ich ſchreibe dieſen freundſchaftlichen Brief auf einem Konvolut Akten, durch welches ein ganzes Dorf unglücklich gemacht werden ſoll. Ich habe dieſen Morgen die Thränen eines Mannes aufgehalten, dem Unrecht geſchieht, und dem ich doch nicht helfen kann. Oft koſtet es mich Gewalt, die Thränen zu verbergen, die meinen harten Beruf ſchimpfen würden. Und die meiſten meiner Freunde haben mich verlaſſen! Und Sie, mein Liebſter, wollen ſeufzen, daß Sie in der Geſellſchaft Ihrer artigen Schweſtern, unter Freunden, die Sie durch ihre Gefälligkeit ſich verbinden, vor den Augen einer Jugend, die Sie für die Nachwelt heranziehen, daß Sie bei dieſen Umſtänden einige Stunden auf die Unterſuchung wenden müſſen, welche Sylben lang, und welche kurz ſind? Bedenken Sie Ihr Unrecht! Haben Sie Mitleiden mit mir; wenigſtens verlangen Sie von mir keines. Je mehr ich der Sache nachdenke, je mehr finde ich, daß Sie kein Mitleiden verdienen, und daß Sie noch zu beneiden ſind. Künftig ſchreibe ich Ihnen Neuigkeiten, jetzt will ich ſchließen. . . .

Sind Ihnen dieſe Verſe bekannt?

Deux Heurys immolés par nos braves Ayeux.
L'un à la liberte, et Bourbon à nos Dieux.
Nous animent, Louis, à pareille entreprise.
Ils revivent en Toi ces anciens Tyrans!
Crains nôtre desespoir. La Noblesse a des Guises,
Paris des Ravaillacs, le Clergé des Clemens[*].

Dieſe Verſe ſind im letzten Oktober zu Paris an das **Hotel Dieu** und **à la Porte du Palais** angeheftet geweſen. Hätte man wohl dieſe Verwegenheit von einem Franzoſen wider ſeinen **bien aimé** vermuthen ſollen! Der König iſt aus Empfindlichkeit über das Mißvergnügen ſeiner Unterthanen krank geworden. Königlicher konnte er ſich an dieſem Muthwillen kaum rächen. **Ne ultimae quidem sortis hominum conspiratione et periculo caruit** (er war nicht einmal von Seiten der niedrigſten Menſchenklaſſe ſicher vor Verſchwörung und Gefahr) ſagt Sueton vom Auguſt, den Rom liebte. Sehen Sie, mein liebſter Schlegel, daß ich neben den Steuerausſchreiben auch den Sueton leſe. Ich muß aufhören; ſonſt ſchreibe ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit eine Stelle aus dem Homer hin, die in der Feder eines deutſchen Steuerreviſors etwas Widernatürliches ſein würde.

---

[*] Der 5te Januar 1757 hat dieſe unmenſchliche Drohung wahr gemacht.

Grüßen Sie Ihre Schweſtern, und leben Sie glücklich.

. . . . Tibi Dii, quaecunque preceris,
Commoda dent. Ita Vir bonus es, convivaque comis!
(Freund, o mögen die Götter dir alles Erwünſchte beſcheeren;
So biſt du ein vortrefflicher Mann und wackrer Geſelle.)

War das recht ſcandirt, Herr Präceptor? Ich bin unverändert

der Ihrige.
Rabener.

Mein liebſter Herr Steuerreviſor,

Freilich iſt es lange her, daß ich nicht an Sie geſchrieben habe. »Schlimm genug für Sie,« werden Sie ſagen, »daß Sie die Pflichten der Freundſchaft nicht beſſer beobachten.« Sie haben ganz Recht. Schelten Sie immer auf mich; ich will Ihnen ſelbſt helfen, wenn Sie Ihre Zunge noch nicht recht aufs Schelten eingerichtet haben. Ich will zwar Ihnen das gar nicht ſtreitig machen, daß Sie ein ſträfliches Amtsgeſicht anzunehmen wiſſen; doch das werden Sie mir auch wieder nicht ſtreitig machen wollen, daß ich, als ein erfahrener anderthalbjähriger Schulmann, in dieſer Kunſt noch weiter gekommen ſein muß. Wie kann ich alſo wohl mein langes Stillſchweigen beſſer gut machen, als wenn ich mich erbiete, Ihnen mit meinem Amtsgeſicht wider mich ſelbſt beizuſtehen.

So laſſen Sie uns zuſammen in Gemeinſchaft auf mich ſchmälen, recht tüchtig auf mich ſchmälen. Doch worüber wohl? Was meinen Sie? Ueber Faulheit? Das wiſſen Sie wohl ſelber, daß dieſer Vorwurf mich nicht trifft. — Nun denn! Ueber Kaltſinnigkeit in der Freundſchaft? Ich bin ſicher, daß auch davon Sie ſelber mich freiſprechen werden. — So viel ich herumdenke, kann ich doch in der That mich auf ſonſt nichts beſinnen, als darauf, daß ich ſo ſehr viel zu thun habe; denn das kann ich freilich nicht leugnen.

Wie ſollt' ich dieſes leugnen können,
Da mich, der mich ſonſt zur Braut vom Buche ſtahl,
Jetzt Schularbeiten ohne Zahl
(Freund, denke, für ein Herz, das ſich in ſeiner Wahl
So glücklich preiſet, welche Qual!)
Des Tages oft von meinem Muthchen trennen;
Für meine Zärtlichkeit mir Armen nicht einmal
Nur halbe Viertelſtunden gönnen?
Mir iſt, mein Freund, nicht wenig leid,
(Denn dieß hat mir vordem die Amme prophezeiht)
Daß mich die Schnitzer einſt ermorden;
Doch bin ich, wie du ſiehſt, zur Zeit
Noch nicht ein Märtyrer von der Grammatik worden.
Jetzt eben bin ich nur, dem Himmel ſei's gedankt!
Den Schnitzern, die ſchon oft auf meinen Tod geſonnen,

Und wider mich Verſchwörungen entſponnen,
Geſund und unverletzt entronnen.
Wenn mir das Haupt ſchon ſchwer vom Schlafe
ſchwankt,
So muß ich noch von allen Seiten
Mit einem Muthe, der nicht wankt,
Mit neuen Wörtermonſtren ſtreiten,
Und mich durch Schnitzer durcharbeiten:
Doch iſt das Schlimmſte noch, daß ſich um meine
Zeiten
Der Autor mit dem Schulmann zankt.
In Leipzig waren beſſre Zeiten . . .
Doch war da wohl ein Muthchen? Nein!
Wie konnten ſie denn beſſer ſein!
Sollt' ich jetzt wieder tauſchen? Nein!
Und wenn ſie auch noch zehnmal beſſer wären;
So würd' ich ſie doch nicht zurückbegehren.

Das arme Muthchen, ob es gleich mit mir in Einer Stube wohnt, ſo iſt ſie doch bald nicht beſſer daran, als ob ſie in einer Einſiedelei wäre, oder neben einer Bildſäule ſäße. Da ich ſo wenig mit dieſer meiner guten Frau reden kann; ſo werden mir ja wohl meine Freunde nicht anſinnen, daß ich mit ihnen mehr reden ſoll. Ich bin ohnedieß geſtraft genug, denn ich muß faſt den ganzen Tag korrigiren; und gleichwohl liegt mir mehr daran, mich mit meinem Muthchen zu unterhalten, als immermehr einem Knaben an einer Mahlzeit liegen kann, die er zur Strafe entbehren ſoll. Sehen Sie: ſogar jetzt, da ich von ſo langen Zeiten her mich mit dem Vorſatz herumtrage, an Sie zu ſchreiben, kann ich für dieſesmal doch nicht weiter kommen, weil mich Panier abfordert, den ich, wie Sie wohl wiſſen werden, überſetze, und mit erſtaunlich gelehrten Anmerkungen begleite. Wenigſtens wimmeln ſie von Citaten, daß ich mich ſelbſt nicht enthalten kann, die Stirn davor in finſtere Runzeln zu falten. Welch eine Beſchäftigung für einen alten Freund der Poeſie, der des Umgangs mit poetiſchen Schriften ſo gewohnt iſt! —

Ihr

redlicher Freund,

Schlegel.

Leipzig, am 7ten Juni 1752.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch auf einen Brief eine Antwort ſchuldig. Nicht wahr? Und was ſtand denn in Ihrem Briefe? Aber was das für ein Geſicht iſt, das Sie machen? Einen Brief kann man ja wohl verlieren; und Leute, wie ich, verlieren ſie manchmal mit Fleiß, damit ſie Gelegenheit haben, von ihren weitläuftigen Geſchäften und ihrer amtsmäßigen Zerſtreuung ein paar große Worte zu ſeufzen. Wie geſagt, Ihren Brief habe ich verloren, und wenn Sie etwa nichts an mich zu ſchreiben wiſſen, ſo will ich Ihnen die Erlaubniß geben, mir darüber mit einer ſträflichen Schulmiene eine tüchtige Lektion zu geben.

Wiſſen Sie denn, daß ich in vierzehn Tagen die Welt mit acht und zwanzig Bogen Witz in groß Oktav beſeligen werde? Wie gern hätte ich Ihnen vorher das Concept zugeſchickt! Aber es war nicht möglich; Giſeke und Gellert haben es in Ihrem und in aller Freunde Namen thun müſſen. Die ganze Sammlung beſteht aus ſatiriſchen Briefen. Gellert iſt mit Allem ganz wohl zufrieden, nur mit den Stellen nicht, wo die Satire mit Poeten frevelt. G** ärgert ſich über nichts, als wenn ich der Chikane ſpotte. F** hat mich auf eine feine Weiſe betrogen, daß ich zwei Stellen habe wegſtreichen müſſen, wo der Würzkrämer gedacht war. M*, der ſich bei der Cenſur ſehr vernünftig aufgeführt, hat doch gebeten, daß ich einmal Philoſoph, und ein paarmal Magiſter, und noch einmal Präſident habe wegſtreichen müſſen. Werden Sie es wohl, mein lieber Schlegel, leiden können, wenn vom Scandiren etwas darin ſteht? Und was wird C** zu den Satiren wider unwürdige Geiſtliche ſagen, da er in meiner letzten Vorrede einen ganz unſchuldigen Ausdruck, der dieſe Materie betraf, nicht leiden konnte? Wie wird es mir ergehen, wenn ein Jeder ſonſt mit Allem zufrieden iſt, und nur um deßwillen mit mir unzufrieden, daß ich das Lächerliche ſeiner Kollegen nicht ſchone? Kann ein Vernünftiger etwas dafür, daß er Narren unter ſeinen Kollegen hat? Und was für Einwürfe muß ich von meinen mürriſchen Leſern beſorgen, da meine vernünftigen Freunde ſo bedenklich ſind? — Leben Sie wohl! Grüßen Sie Ihre lieben Schweſtern, und lieben Sie mich, wie ich Sie.

Rabener.

Am 10ten Juli 1752.

Mein liebſter Rabener,

Wie liſtig ſind Sie! Sie geben vor, daß Sie meinen letzten Brief verloren hätten. Sie denken, ich ſoll gleich in die Amtshitze gerathen, und darüber wollten Sie ſich ſodann luſtig machen. Nein! die Freude ſollen Sie nicht erleben, mich in der Geſtalt eines kleinen Präceptors zu ſehen. Sie könnten wohl gar die geheime Abſicht dabei haben, in Ihrem nächſten Bande von Satiren einen Schulmeiſter nach dem Leben zu zeichnen, und in dieſer Abſicht mich dazu reizen wollen, daß ich Ihnen die Züge zum Gemälde an die Hand geben ſolle; denn einem ſo ſchlimmen, ſo ſatiriſchen Manne, wie Sie ſind, kann man ſolche kleine Bosheiten wohl zutrauen. Aber nehmen Sie mirs nicht übel; ſo gern ich mich in meiner Freunde Schriften verewigt ſehe, ſo mag ich es doch in den Ihrigen nicht ſein; denn der Lobredner möchte neben dem Satirikus nicht gut abſtechen; und unſterblich die ſpäteſte Nachwelt noch zu lachen machen, das iſt eine gar zu traurige Unſterblichkeit, als daß ſie meine Ehrbegierde reizen ſollte. Sie erlangen alſo Ihren Endzweck nicht, und ich bin liſtiger, als mein Freund Rabener; das kitzelt meine Eigenliebe nicht wenig.

Ich glaube gar, daß Sie ſich einbilden, ich bin wie diejenigen von meinen Herren Confratribus, die, wenn ſie in Gefahr gerathen, in der Predigt ſtecken zu bleiben, zum Schmälen ihre Zuflucht nehmen! Nein! ſo arm und erſchöpft bin ich noch nicht; und wenn gleich mein Witz bei dem Weller und Laugen leicht in Gefahr gerathen könnte, ſo ſoll es dießmal doch, bloß Ihnen zum Trotz, nicht geſchehen.

Wovon ſoll ich nun zuerſt mit Ihnen reden? Von Ihren Schriften, oder von meiner Braut! Der Bräutigam muß es doch wohl dem Autor zu Gefallen thun, und ihn ein wenig mit dem Lobe ſeiner Schriften tröſten, damit er ihn nicht gar zu ſehr kränke, es ihm nicht allzu lebhaft zu empfinden gebe, daß er ein Autor ohne Mädchen iſt. Eine faſt unerhörte Sache, deren Sie ſich freilich ſchämen ſollten, da ſie wider alle Regeln läuft.

Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß Sie in dieſem dritten Bande von ſich ſelbſt ſind übertroffen worden. Das werden Sie doch lieber leiden, als wenn Sie ein Anderer übertroffen hätte. — — — — — — — — — — — — —

Alles, was nur hier leſen kann, lieſt und bewundert Sie, und mein Exemplar iſt aus einer Hand in die andere gewandert, und, ſeit ichs habe, wenig zu Hauſe geweſen. Werden Sie bald vortheilhaftere Begriffe von einem Winkel der Erde bekommen, von dem Sie vielleicht mit Andern geargwohnt, daß da bloß die Schulweisheit das Monopol der Bewunderung und des Lobes haben könne? Der kleine Roman von der Jungfer, die Sie auslooſen wollen, hat mir beſonders gefallen. Wirklich iſt Ihre Kunſt in der Manchfaltigkeit der Briefe nach den verſchiedenen Charakteren ſehr glücklich geweſen. Nach dieſem iſt der Roman von dem Fräulein, das Großvater und Enkel zugleich vor ihren Füßen ſeufzen ſieht, mein Günſtling. Kurzum, ich wünſchte, daß Sie alle Meſſen die Welt mit einem ſolchen

Bändchen beſchenkten. Faſt dürfte ich auf den Einfall gerathen, Sie in allen Zeitungsblättern im Namen der Welt darum zu bitten. Sie würden ja doch nicht ſo hart ſein, und die Welt umſonſt bitten laſſen, ob Ihnen gleich dabei bange genug werden ſollte. Ich habe es immer gedacht, daß es ums Berühmtſein eine ſchlimme Sache ſei, und daher iſt mein Witz auch ſo weislich faul, damit das Publikum mich vergeſſe, wie ich das Publikum vergeſſen habe. — Ich bin ewig

Ihr

zärtlicher Freund,

Schlegel.

Mein liebſter Schlegel,

Ich habe noch immer einige Hoffnung gehabt, Sie an Ihrem feierlichen Tage zu überfallen. Aber nun iſt dieſe angenehme Hoffnung ganz verloren. Ich habe eine Menge von Arbeit vorgefunden, welche mich hindert, vor dem erſten Oktober wieder nach Leipzig zu kommen. Sie kennen mich. Ich will Ihnen um deßwillen keine weitläuftigen Verſicherungen geben, wie ungern ich von Ihnen wegbleibe. Es gehe Ihnen und Ihrer Braut beſtändig wohl! Weitläuftiger will ich auch nicht wünſchen, ſonſt ärgere ich mich nur, daß ich es nicht mündlich wünſchen kann.

Ich lebe hier in einer traurigen Einöde unter überhäufter verdrüßlicher Arbeit, und habe keinen

Menſchen im ganzen Städtchen, mit dem ich von etwas Anderm, als von Steuern, vom naſſen Wetter und vom Dauphin reden könnte. Es macht mich dieſes, ſogar in den müßigen Stunden, ſo verdrüßlich, daß ich nicht einmal vermögend bin, in einem vernünftigen Buch mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath davon mitgenommen, und ſie ſind mir ganz unnütz.

> Quorsum pertinuit stipare Platona Menandro?
> Eupolin Archilocho? comites educere tantos?
> (Was hilfts mit ſich zu ſchleppen Plato und Menander?
> Den Eupolis, Archilochus, und all' die Großen miteinander?)

Das waren alſo zwei Zeilen Latein, dergleichen in dieſem Städtchen wohl ſeit der Reformation nicht geſchrieben werden. Ich habe mein Quartier bei einem wohlhabenden Bürger, der mir die beſte Stube eingeräumt hat, die einer Schirrkammer*) ähnlicher ſieht, als einer Wohnſtube, und, welches wohl zu merken iſt, kein Fenſter hat. Aber ich ärgere mich, daß man auswärts erfahren ſoll, wie ſchlecht mein jetziger Aufenthalt iſt. Ich ſage Ihnen alſo kein Wort mehr. Empfehlen Sie mich allen Freunden, und beſonders Ihrer lieben Braut und Ihren lieben Schweſtern. Doch noch Eins! Ich habe in meinem Quatier verſchiedene Bücher gefunden, wie ſie ſich für einen Seifenſieder ſchicken; denn das iſt mein Wirth. Unter andern: Lebens- und Liebesgeſchichte der Jenny Cameron,

---

*) In Sachſen wird diejenige Kammer ſo genannt, wo das Pferdgeſchirr aufbehalten wird.

Grand-Mätreſſe des Prätendenten. Ich habe es ganz durchgeleſen, beſonders die ſchöne Poeſie, mit der das Buch durchwirkt iſt. Unter Anderm ſeufzt ein Liebhaber, der ſchon den Strick der Verzweiflung um den Hals hat:

> Gib mir demnach nur einen holden Blick,
> Sobald wir heut zur Mittagstafel kommen.
> An dieſem hängt mein Wohlſein, Heil und Glück.
> Nie wird der Schmerz, der noch reſtirt, entnommen.
> Ich hoffe, und hoffe; bei tenderen Hoffen
> Wird endlich der Endzweck nach Wunſche getroffen.

Um deßwillen verharre ich

Ihr

aufrichtiger

Rabener.

Geithain bei Rochlitz,
am 29ſten Auguſt 1752.

Leipzig, am 13ten Februar 1753.

Den heutigen Tag habe ich bloß meinem Vergnügen gewidmet. Und welchem? Rathen Sie einmal. Dem königlichen Burgunder? Nein. Vielleicht beſuche ich meine Mädchen nach der Reihe? Das ließe ſich eher hören, und doch müſſen Sie beſſer rathen. Vielleicht bin ich Berufs wegen beſchäftigt, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigſter treugehorſamſt pflichtſchuldigſter Steuerreviſor für meinen König einem armen Bauer aus ſeinem Kober den letzten Biſſen Brod zu reißen, den er für eine kranke Frau und ſechs hungrige Kinder geborgt hatte? Ja, mein Herr, das ſollte wohl ſein; aber heute bin ich für dergleichen theure

Pflicht zu menſchenfreundlich. Sie errathen es alſo nicht? Ich muß es Ihnen wohl ſelbſt entdecken. Quirinizo *). Ich ſchreibe heute an die halbe Welt, um geleſen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Cramer zwei Bogen voll freundſchaftliches Nichts geſchrieben; nach Kopenhagen, nach Hamburg, nach Braunſchweig, nach Dresden, nach Bernſtadt in Schleſien habe ich nichts Wichtigeres geſchrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu plaudern. Iſt dieſer Tag nicht für mich ein vergnügter Tag?

Ich habe mich ſeit meiner Rückreiſe an die angenehmen Augenblicke erinnert, die ich in Ihrer und der Frau Liebſten Geſellſchaft gehabt. Auf dieſe neue Bekanntſchaft bin ich ſtolz, recht ſehr ſtolz, und Ew. Hochwohlehrwürden ſind ein vollkommen überzeugender Beweis von der liebreichen Fürſorge des Himmels, welcher gemeiniglich die liebenswürdigſten Weiber für diejenigen Männer aufhebt, die ſie am wenigſten verdienen. Ich würde es nicht wagen, Ihnen dieſe Schmeichelei ins Geſicht zu ſagen, wenn ich nicht Ihrer Billigkeit zutrauete, daß Sie ſelbſt davon überzeugt wären. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau zu beſtändiger Freundſchaft aufs Beſte. — — — Wollen Sie das nicht thun? Gut; ſo muß ich zu Ihnen reiſen, wenn Sie die Inſpektion haben, und muß mich ihr ſelbſt empfehlen. Der Einfall gefällt mir. Empfehlen Sie mich alſo nur nicht; ich will es

---

*) Den Kardinal Quirini nannte man wegen ſeines unermüdeten Eifers, Briefe zu ſchreiben, den Cardinalem epistolarem.

mündlich thun. Wie traurig werden Sie alsdann vom oberſten Tabulate herunterſchielen! ſo traurig, wie auf die Tiſche ein armer hungriger Knabe ſchielt, den Sie, Grauſamer, ganz cariren laſſen. — — — — — — — — — — —

Herr D* iſt ein Bräutigam mit***. Können Sie das Frauenzimmer? Wenn Tugend und Liebe eine glückliche Ehe machen, ſo muß dieſe Ehe die glücklichſte ſein; ich wenigſtens wünſche mir in Anſehung dieſer beiden Punkte niemals eine glücklichere Wahl. Sollten Sie wohl meinen, daß ein Steuerreviſor ſo chriſtlich denken könnte? Warum nicht? Denken kann er wohl ſo! Jetzt ſollten Sie meinen lieben D* ſehen; er ſieht ſo ſüß, wie ein Chorengel. Die ganze runde Welt iſt ſein; voll Entzückung watet er durch alle Pfützen; den ganzen Tag über iſt ſein Mund ſpitzig und küſſend; er ſchwimmt im Vergnügen. O! daß man doch nicht zeitlebens Bräutigam ſein kann; ich würde es noch dieſen Abend. — — — — — — — — — — — — — — —

Das wird Alles ſein, was ich Ihnen zu ſchreiben habe.

Vom römiſchen König iſt hier Alles ſtill, denn jetzt redet die ganze Stadt von nichts, als von den Elephanten, Kameelen, Trampelthieren, Pferden und andern vernünftigen und unvernünftigen Beſtien, die die letzte Oper in Dresden verherrlicht haben.

Gleich fällt mir ein, daß in Ihrem letzten Briefe Verſe waren, die ich, proſaiſcher Laie, nicht beantworten kann. Da die Reime die Seele der Verſe ſind, ſo will ich es Ihnen wenigſtens mit Reimen vergelten. Die Gedanken ſind ein ganz kleiner Nebenumſtand, dafür ſorgen Sie. Hier ſind die Reime:

Schuld,
Geduld.
borgen,
morgen.
Kammerherr,
Wucherer.
Beſte,
reiche Weſte.
Witz,
unnütz.

Vorzimmer,
dümmer!
Excellenz —
Peter Squenz.
theuer,
Steuer.
Papier,
dafür.
Kaſtrate,
Gnade.

Aber nun ſchließe ich im ganzen Ernſt, und bin ꝛc.

Rabener.

Am 3ten September 1753.

Liebſter Herr Oberſteuerſekretär,

Ich habe ſchon lange ſtudirt, wie ich einen Brief vom 15ten Februar mit guter Manier am 3ten September beantworten könne, ohne daß ich mich gar zu ſehr zu ſchämen brauchte, und wie ich es anfangen wolle, daß ich Ihnen zum Antritt einer neuen Station Glück wünſchte, da Sie vielleicht ſchon wieder im Begriff ſtehen, dieſelbe mit einer höhern zu vertauſchen; denn wenn Sie bald in H***s Stelle einrücken wollen, ſo muß es mit Ihren Veränderungen ſehr eilfertig zugehen. Ich ſinne vergebens; mein Witz will mir gar nicht zu Hülfe kommen; es ſei nun, daß er ſchon zugeſetzt worden, die Vertheidigung einer ſchlimmen Sache über ſich zu nehmen, oder, was auch möglich ſein könnte, daß er ſich unter den Folianten, die mich zeither umlagert gehalten, verloren hat.

Denn ich bin jetzo ſo gelehrt,
Daß man nur paginas aus meinem Munde hört,
So grundgelehrt, daß ich oft vor mir ſelbſt erſchrecke,
Daß ich vom Morgen an bis in die ſpäte Nacht
In einer Bücherburg als eingekerkert ſtecke,
Ganz wie die Griechen riech' und ſchmecke,
Und meine Frau im Traum, wenn ich mich ſatt gemacht,
Oft mit Hiſtorien aus dem Plutarche wecke.
So ein ſolider Mann iſt der, der Noten macht!
Trotz ſei jetzt jeglichem geboten,
Der mich und meinen Fleiß verlacht!
Ich macht' ihn gleich mit einem Dutzend Noten
Zum unbeleſnen Idioten.

Alſo fürchten Sie ſich, mir über mein Stillſchweigen Verweiſe zu geben! Ich würde in aller Eile über Ihre Vorwürfe Noten machen; und ein Notenmacher kann noch beſſer ſchimpfen, als ein Kunſtrichter. In der That habe ich dieſen ganzen Sommer hindurch, als ein Baugefangener, in dem Schutt alter Folianten und Quartanten herumwühlen müſſen.

Ich ſitze noch, wenn ſich der Tag zur Ruhe neiget;
Ich ſitze noch um Mitternacht,
Wenn nebſt mir kein Geſchöpf, als nur die Eule, wacht;
Späh' einen Namen aus, von dem Gyraldi ſchweiget;
Und blättre mit Geduld, und leſe mit Bedacht,

Von einem Gott des Alterthumes,
Den nicht Hygin erwähnt, ſogar trotz ſeines Ruhmes,
Der große Voſſius kaum kennt.
Und Auguſtin nur im Vorbeigehn nennt,
Von dem verlegnen Gott des grauen Alterthumes,
Jutan, Homogyrus, Jelerion, Montin,
Verraktor, Aeſculan, Aurin,
Und Argentin, und Limentin,
Und Statilin und Fabulin,
Mich zuverläßig zu verſichern,
In großen und in kleinen Büchern.

Schwindelt Ihnen, liebſter Freund, nicht der Kopf bei den ſeltſamen Namen? Ich mag ja aufhören, Verſe zu machen, wenn ich mich nicht um meinen witzigen Namen bringen ſoll; denn ich fühle es ſelbſt an der Geburt, daß es kleine Mißgeburten ſind. Jetzt möchte mich Niemand zwingen, Verſe zu machen. Ich glaube, aus Mangel poetiſcher Gedanken, fiele ich in der Angſt auf den desperaten Einfall, den Feſtus, oder auch der Kollegenſchaft wegen, noch lieber den Paulus Diakonus, in Reime zu bringen. Meine Frau ſehe und höre ich nicht; und wenn ſie mich liebkoſt, ſo erzähle ich ihr die Schnitzer, welche Montfaucon gemacht hat, oder antworte ihr mit einem Citat aus dem Athenäus oder Pauſanias.

Mein Rabener, wie gefällt dir das?
S[illegible]t ſichs ernſtlich vorgenommen:
Sie will zunächſt bei meinem Dintenfaß
Mit ihrem erſten Sohn, ganz vom Pauſanias,
Gräv, Gronov, Montfaucon umſchanzet, niederkommen.
Nicht wahr, mein Freund, das wäre was,

Daß einſt, damit es noch die ſpäte Nachwelt wüßte,
Sein Leichenprediger mit Ruhm gedenken müßte?

Wird das nicht ein gelehrter Junge werden, wenn ihm gleich bei ſeiner Ankunft auf die Welt die mythologiſchen Dünſte in den Kopf ſteigen? —

Ich bin ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Dresden, den 10ten März 1751.

Mein allerliebſter Schlegel,

Iſt es Ihr Ernſt, daß Sie den Brief nicht bekommen haben, worin ich Ihnen, obwohl nur mit wenigen Zeilen, den richtigen Empfang des Ihrigen meldete? Ich habe ihn wirklich geſchrieben, und der Himmel weiß, wo dieſer Brief ſie ſucht. Inzwiſchen iſt nicht viel daran verloren.

Ich freue mich über Ihre Veränderung, und wünſche Ihnen tauſend Glück und tauſend Vergnügen dazu. Aber ſie haben mir zu wenig gemeldet. Holen Sie das nach, ſobald Sie Zeit haben. —

Auch zu Ihrem Jungen wünſche ich Ihnen und Ihrer guten Frau tauſend Glück. Der Himmel ſchenke ihm alle Tugenden der Mutter, und bewahre ihn vor allen Fehlern ſeines Vaters. Das iſt der größte Segen, den ich ihm wünſchen kann.

Vermuthlich wird er ein Kunſtrichter werden, weil er witzige Schriften zerreißt, ohne ſie zu verſtehen. Merken Sie doch darauf, was für Blätter er aus meinen Schriften herausreißt. Ich glaube, daß ſie ſeine künftigen Schoosfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die ſein, deren Tadel er ſchon ſo früh zerreißt. — Giſeke hat mir ſehr freundſchaftlich und weitläuftig geſchrieben. — Von unſerm ** habe ich auch Briefe. Ich ſehe ſeinen Abzug ungern. Iſt es freundſchaftlicher Eigennutz? Oder iſt es eine gegründete Beſorgniß, daß ihm dieſe Veränderung nicht vortheilhaft ſein werde? Das weiß ich noch nicht. Leben Sie wohl. Ich bin allemal

Ihr

aufrichtiger

Rabener.

Dreſden, am 28ſten Februar 1758.

Mein liebſter Schlegel,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten. — — — — — — — — — — — —

Ich befinde mich geſund, aber das iſt auch alles Gute, was ich melden kann. Sie werden einen Theil unſerer unglücklichen Umſtände wiſſen: aber nicht alle unſere Noth können Sie wiſſen, und wenn Sie ſolche auch wüßten, ſo würden Sie doch den wenigſten Theil davon glauben. **Perfer et obdura.** Sehen Sie, mein lieber Schlegel, vor Angſt rede ich Latein, ſo wie ich, in guten Zeiten, bei einem Glas Wein vor Freuden franzöſiſch redete. Sie werden auch wiederkommen, dieſe guten Zeiten. Aber wann? Und wer wird ſie erleben? Gott weiß es, und wenn ich binnen der Zeit nicht die äußerſten Unfälle erfahren muß, will ich ihm dafür danken. Sie würden kaum Ihren Rabener mehr kennen, ſo niedergeſchlagen und mürriſch bin ich jetzt; und wenn ich einmal von ungefähr über meine Schriften komme, ſo wundere ich mich, daß ich jemals ſo aufgeräumt habe ſein können. Nicht für mich allein, ſondern noch für meine hieſigen und auswärtigen Freunde bin ich niedergeſchlagen und traurig. Bei unſerer hieſigen Noth ſind wir noch darin glücklich, daß wir an unſerm Commandanten, dem Generalmajor von Fink, einen glimpflichen und vernünftigen Mann haben, welcher, wenn es auf ihn ankäme, uns lieber Gutes thun, als harte Befehle an uns vollſtrecken würde. Aber das arme Leipzig! Und was werden unſere Freunde in Halle, in Halberſtadt, in Quedlinburg, in Braunſchweig, in Lüneburg und ſonſt ausgeſtanden haben? Einen ganzen Band Satiren will ich auf die Feinde ſchreiben, ſobald Friede iſt; aber zwei Bände auf uns Sachſen; und kaum werden zwei Bände zureichen, alle die Wahrheiten zu ſagen, durch welche wir uns unglücklich gemacht haben, noch in dieſem Augenblick immer unglücklicher machen, und, nach allen Anſtalten zu urtheilen, künftig noch unſer Unglück vermehren werden. Les abus de l'autorité rendoient la corruption necessaire: la corruption produisoit la lacheté, le luxe et l'extinction de toute vertu etc. Les sujets etc. pour revenir à leurs anciens principes d'honnetetė et d'amour du bien Public, ils avoient besoin, d'être réveillez par les coups de verge etc. So ſagt der Ketzer Gordon. Gott gebe, daß er das Letzte von uns geredet hat!

Ueber Ihre Familiennachrichten habe ich mich ſehr vergnügt; und über Ihre Predigten eben ſo ſehr. Sie ſind (ob ich ſie gleich bei einigen Stellen ſcharf kritiſiren möchte), ſo viel ich davon geleſen habe, vortrefflich. — — — — —
— — — — — — — — — —
O wenn ſich doch Jemand einmal in meinem Namen mit dem Teufel zanken wollte, denn dem gebe ich Schuld, daß er hinter dem ganzen Krieg ſtecke. Nur kann ich dabei nicht begreifen, warum wir in Dresden darunter ſo viel leiden müſſen, wo der Teufel doch auch ſo viel gute Freunde hat.

Ich freue mich, Ihren Herrn Bruder auf Oſtern hier zu ſprechen. Empfehlen Sie mich ihm, Ihrer lieben Frau, Ihren lieben Schweſtern und allen guten Freunden. Vermuthlich ſind das Ihre Kinder; denn ſonſt kenne ich in Z** niemand. Leben Sie wohl, vergnügt und ferner ruhig; ſo ſind Sie weit glücklicher, als Ihr Freund,

Rabener.

Liebſter Freund,

Ihren Brief vom 23ſten Mai habe ich in Leipzig bekommen. Ich hätte alſo wohl eher antworten können. Aber Sie glauben nicht, mein liebſter Freund, wie wenig Zeit ich habe, an meine Freunde zu ſchreiben, da ich von früh 7 Uhr bis

Abends um 7 Uhr in meinem Berufe ſchreiben muß. Freilich gehe ich noch manche Stunde müßig ſpazieren; aber das iſt auch das Einzige, was mich bei Kräften und geſund erhält. Von unſerm Gieſeke habe ich geſtern einen ſehr freundſchaftlichen Brief erhalten; vor einigen Monaten auch von unſerm Cramer. Unendlich angenehm ſind mir beide geweſen; aber wenn ich ſie nur mündlich beantworten könnte!

Ich bin, trotz aller meiner Arbeit, geſund und vergnügt: denn das Podagra, von welchem ich ein Kandidat zu ſein glaube, halte ich für keine Krankheit. Ich habe Ihnen oben geſagt, wie mein Tag eingetheilt iſt; aber jede Stunde, die ich mir abſtehlen kann, wende ich zur Bewegung und zum Vergnügen an. Ich fahre, ich gehe, ich tanze, ich genieße viele Divertiſſements. Ich habe Geſellſchaften, aber wenige und gewählte. Mit einem Wort, ich lebe glücklich, und, weil es nun mit mir ſtark bergunter geht, ſo will ich, ſo gut ich kann und darf, die Welt genießen, in die ich niemals wieder komme, wenn ich hinaus bin, und mit der ich allemal ſehr zufrieden geweſen. Der Gedanke, daß ich vielleicht bald abtreten muß, iſt bei meinen einſamen und ruhigen Stunden demungeachtet einer von meinen vergnügteſten Gedanken. Sie glauben nicht, wie ſehr mir dieſes meine Heiterkeit erhält. Ueberhaupt hat mich Gott vor vielen meiner Freunde glücklich gemacht. Ich genieße dieſes Glück in vollem Maaße. Ich habe ſeit drei Jahren aufgehört zu wünſchen, denn ſeit drei Jahren bin ich in meinem jetzigen Amte, wo ich viel, ſehr viel Arbeit habe, die mir aber nicht ſamer wird und mit wenigem Verdruß verbunden iſt; wo ich vielen tauſend Unterthanen unbemerkt ihre Steuerlaſt erleichtern kann; wo ich bei meinen Obern und Untern Zutrauen und Freundſchaft habe; wo ich, nach dem Verhältniß meiner Arbeit, nicht reichlich bezahlt werde, aber doch mehr habe, als ich brauche; wo ich, wenn ich heute ſterbe, Alles in ſeiner Ordnung hinterlaſſe; mit einem Wort, wo ich ſo glücklich bin, daß mir nichts fehlt, als Sie, mein lieber Schlegel, und meine andern freundſchaftlichen Beiträger.

Alſo bin ich, dem Himmel ſei Dank! ſehr glücklich. Können Sie mich ganz gewiß verſichern, daß ich noch glücklicher ſein werde, wenn ich heirathe!

Ich habe von mir ſo viel geſchrieben, daß ich von Sachſens Zuſtande nicht viel ſchreiben kann, wie Sie zwar verlangen. Unter einer guten Regierung hoffen wir Alles. Ein Kranker, welcher durch ſeine jugendlichen und vieljährigen Ausſchweifungen ſeinen Körper entkräftet hat, und durch eine zugeſtoßene heftige und anhaltende Krankheit gänzlich niedergeworfen worden iſt, braucht Zeit, Diät und einen guten Arzt. Der Himmel verhüte die Medicine!

** iſt — — und — — hier in Dresden. Verlangen Sie keine genaue Beſchreibung ſeines Amtes. Es iſt ſo weitläuftig und ſo wichtig, daß ich nicht weiß, ob es ſein Körper lange aushalten wird. Er iſt der geſchickteſte, der ehrlichſte, der fleißigſte Mann. Aber ſo zu leben, wie er leben muß, das iſt Galeerenarbeit; und ich würde ihm rathen, Alles aufzugeben, und nur — — zu bleiden; doch wer ſoll ſeine Arbeiten verrichten, bei welchen ein ehrlicher, geſchickterer und fleißiger Mann ſo viel Gutes ſtiften kann? Er läßt ſich Ihnen aufs Freundſchaftlichſte empfehlen.

Grüßen Sie Ihr gutes Mutchen und Ihre lieben Kinder vielmals, und glauben Sie, daß ich ewig Ihr Freund ſein werde.

Den [illegible] Julius [illegible].

Rabener.

An Herrn Friedrich von Hagedorn.

Leipzig, am 17ten April 1752.

Es haben mich Herr E** und Herr D**, zwei Geiſtliche aus Bern, gebeten, ſie Ihnen zu empfehlen. Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich über dieſen Antrag ſehr verlegen geweſen bin. Mein Hochmuth verlor zu viel, wenn ich es ihnen abſchlug, denn ich hatte ſeit einem halben Jahre gegen ſie mit dem Wohlwollen groß gethan, deſſen Sie mich einigemal ſchriftlich verſichert haben, und nunmehr ſchämte ich mich, dieſen beiden Herren merken zu laſſen, daß ich Denſelben wieder unbekannt geworden ſei. Frontis ad urbanae descendi praemia. Ich habe ihnen ein Empfehlungsſchreiben mit einer ſo ſtolzen und wichtigen Miene verſprochen, daß ſie gewiß glauben, ich ſei ſo glücklich, alle Wochen Briefe von Ihnen zu bekommen. Verrathen Sie mich nicht, hochzuehrender Herr. Dieſe beiden Fremden würden eine Art der Achtung gegen mich fahren laſſen, die ich nicht gern verlieren möchte, da es Männer ſind, deren Gelehrſamkeit und redliches Herz ſie unendlich ſchätzbar machen. Sie ſind keine ſchweizeriſchen Kundſchafter, welche das Land durchziehen und die Sekten des Witzes ausſpähen. Sie ſind ſo unparteiiſch, daß ſie noch nicht beſtimmen können, wer vor beiden, ob G** oder B**, die meiſten Fehler und die meiſten Tugenden habe? Ihre Beleſenheit und ihre Kenntniß des Witzes iſt ſo allgemein, daß ſie die Schriften, welche von der Ilias bis auf den Nimrod in einer langen Reihe folgen, geleſen und mit Geſchmack beurtheilt haben. Laſſen Sie, H.H. nur diesmal mein Bitten ſtatt finden, und benehmen dieſen beiden Herren das ſchmeichelhafte Vorurtheil nicht, das ich ihnen von Ihrem gefälligen Wohlwollen gegen mich beigebracht habe.

Ich muß mir Gewalt anthun und hier abbrechen, um Ihre Geduld nicht zu mißbrauchen und keinen Empfehlungstraktat zu ſchreiben. Wie viel fällt mir noch ein, das ich gern fragen und ſchreiben möchte! Ich werde mir doch die Freiheit nehmen, noch einmal mit Herr Bohnen zu ſchreiben, um den dritten Theil meines ſatiriſchen Muthwillens Ihrem Schutze zu empfehlen. — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Und dennoch plaudere ich fort, da ich doch überzeugt bin, daß es wider den Wohlſtand iſt, ſo viel zu ſchreiben? Aber bedenken Sie auch, mein Herr, daß Sie ſeit drei Jahren mit meinen Briefen verſchont geblieben ſind!

Gönnen Sie mir Ihr Wohlwollen künftig, und verſichern Sie Sich meiner vollkommenſten Hochachtung. Ich habe die Ehre zu ſein ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig, am 22ſten Mai 1752.

Ich mache jetzt Anſtalt, einen ziemlich weitläuftigen Brief an Sie zu ſchreiben, um mich in den Beſitz des Rechts zu bringen, das Ew. ꝛc. mir gegeben haben, und das ich immer gern mißbrauche, wenn meine Freunde einmal die Uebereilung begangen haben, mir es zu geſtatten.

Sie können wohl glauben, daß Ihr Brief vom ſiebenten Mai, den ich aber erſt heute bekommen habe, mir wegen vielerlei Urſachen unendlich angenehm iſt. Er würde es ſchon um deßwillen geweſen ſein, da er mich Ihres Wohlwollens verſichert, und mir die Erlaubniß gibt, Ihnen meine Hochachtung ſchriftlich zu bezeugen. Für die Aufnahme meiner Berniſchen Freunde danke ich Ew. ꝛc. gehorſamſt. Ich wünſche, daß Sie bei einem nähern Umgange mit denſelben an ihnen mögen gefunden haben, was ſie mir ſeit einem halben Jahre ſchätzbar gemacht hat. Sie ſind beide ſehr ehrliche Leute, das ſieht man ihnen gleich an; aber ſie ſind auch gelehrt und artig, ungeachtet ſie ſich nicht viel Mühe geben, es beim erſten Anblick zu ſcheinen.

Der Beifall macht mich faſt übermüthig, den Ew. ꝛc. meinen ſatiriſchen Briefen geben. Er beruhigt mich wegen meiner Furcht, die ich hatte, man werde ihnen die Uebereilung anſehen, mit welcher ich dieſen dritten Theil bei meinem unruhigen Amte ſeit dem Brachmonat vorigen Jahres ausarbeiten müſſen. Eine Entſchuldigung, die der Welt zu verdächtig iſt, als daß ich ſie hätte in der Vorrede anführen können, und die mir nur meine Freunde zu Gute halten. Noch den vierten Theil wünſche ich mir mit dem Beifall der Welt und ſolcher Kenner, wie Ew. ꝛc. ſind, zu Stande zu bringen. Wie beruhigt will ich mich hernach von dem Platze zurück ziehen, auf den ich mich gewagt habe, und welcher dem Glück und der Ehre eines Autors ſo gefährlich ſein kann, wenn er ſich nicht mit der größten Behutſamkeit in dem ehrwürdigen Anſehen eines unparteiiſchen und menſchenfreundlichen Mannes zu behaupten weiß. Drei Tugenden, die man den Satirenſchreibern ſo gern und ſo oft mit Grund ſtreitig macht! Macht mir dieſer vierte Theil keine Schande, ſo will ich das Vergnügen ganz ruhig und ſtillſchweigend genießen, welches junge Schriftſteller meiner Art Nachruhm nennen, und welches ſie nicht genießen können, wenn ſie bis an ihren Tod ſchreiben. Wie zufrieden will ich alsdann aus meinem kritiſchen Winkel auf die Thoren hervorſehen, die ich nicht gebeſſert habe, und auf die junge Nachwelt von Thoren, welche für die Geißel meines Nachfolgers heranwachſen. Noch viel andere Urſachen machen mir den Entſchluß wichtig, den ich gefaßt habe, mit dem vierten Theil den Lauf meiner Autorſchaft zu vollenden. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Satiriker zu mürriſch, zu böſe und zu traurig ernſthaft wird. Ich fühle es, daß ich ſchon jetzt mir oft Gewalt anthun muß, dieſe finſtre Miene in meinen Schriften nicht merken zu laſſen, welche mir außerdem bei meinem menſchenfeindlichen Berufe *) faſt natürlich werden will.

---

*) Ich war damals Steuerreviſor im Leipziger Kreiſe; welches Amt für einen Menſchenfreund ſehr trau-

Kann ich wohl hoffen, daß ich dieſe Gewalt auch alsdann über mich behalten werde, wenn mich meine Geſchäfte und mehrere Jahre noch ungeduldiger machen? Faſt werde ich mir lächerlich, daß ich jetzt bei, Gottlob, geſunden Fingern und einem Herzen voll ſatiriſchen Muthwillens ſo ernſthaft von meinem Autorende ſpreche! Werde ich wohl ſtandhaft genug ſein, meine vernünftigen und billigen Entſchließungen zu behaupten, und wenn ich es nicht thue, wie ſehr werde ich mich alsdann vor Ew. ꝛc. ſchämen müſſen! Breche ich mein Gelübde, ſo ſind Sie die erſte Urſache, wenigſtens werde ich es Ihnen am erſten zur Laſt legen. Ihr Vorſchlag zu einem poetiſchen Roman hat ſo viel Schönes und Einnehmendes in ſich, daß ich ſehr wünſche, ihn als ein ganz beſonderes Buch zu ſehen, und wo möglich, ſelbſt zu arbeiten. Zu dem vierten Theile, an dem ich noch nicht angefangen habe, würde er nicht kommen können, weil dieſer Theil nur achtzehn Bogen ſtark werden ſoll, und weil ich aus vielerlei Urſachen mich hinter meinem Gemälde verborgen halten möchte, um die Feindſchaft zu vermeiden, die ich von der halben Autorwelt mir auf den Hals ziehen werde, und die, nach der Feindſchaft der Weiber, der Geiſtlichen und der Zeitungsſchreiber, mir die gefährlichſte zu ſein ſcheint. Ich will mich mit dem Plan, den

---

rig iſt, da man bei den aufgetragenen Kommiſſionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erſchöpften Unterthanen ſieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals gar amtswegen gezwungen iſt, dieſe Noth zu verdoppeln. K.

Ew. ꝛc. vorgeſchlagen, bekannter machen, und eine Fabel dazu ausdenken, damit dieſe ſo nöthige Satire auch denen angenehm wird, welche entweder zu vornehm, oder zu klein ſind, als daß ſie auf die lächerlichen Thorheiten der Gelehrten Acht haben ſollten. Dieſer Plan ſoll mir der Vorwand ſein, öfter an Ew. ꝛc. zu ſchreiben und Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, um die Ihrigen dabei zu erfahren. Wird Ihnen bald Angſt, wenn Sie an die Folgen dieſer Drohungen denken?

Wie ſehr wünſche ich unſerm rechtſchaffenen G** ein dauerhaftes Glück und ein einträgliches Amt, das ſeiner Gemüthsart gemäß iſt! Bedenken Sie nur, wie chriſtlich ich bin, daß ich mich überwinden kann, dieſem kleinen faulen Geſchöpf ſo viel Gutes zu wünſchen, da er ſich, ſeit er von Leipzig weg iſt, nicht ein einzigesmal die Gewalt anthun können, an mich zu ſchreiben. Und doch iſt er ſo faul nicht, als unſer anakreontiſcher E**. Dieſer läßt mir nicht einmal ſagen, daß er an mich ſchreiben will; das thut doch G**, der ſeit vier Jahren mich heilig verſichern läßt, daß er mit dem nächſten Poſttag an mich ſchreiben will. Bin ich nicht mit meinen beſten Freunden unglücklich? Ich glaube, ſie fürchten ſich alle vor meinen langen Antworten; wahrhaftig ich glaube es. Könnte ich doch um die Zeit auch in Hamburg ſein, wenn der Abt, wenn Giſeke und Klopſtock da ſein werden!

Dieſen Wunſch, in Hamburg zu ſein, habe ich ſchon oft, und oft vergebens gethan, er wird auch niemals erhört werden, ſo lange ich mich mit meinem jetzigen Amte quälen muß. Werde ich wohl noch vor meinem Ende das Glück erleben, daß ich dieſe freundſchaftliche Wallfahrt zu unſerm Vater Hagedorn thun kann? Und verdiene ich wohl dieſes Glück? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Fortſetzung der vermiſchten Schriften geſchieht in der That wider meinen Willen. Die Verfaſſer ſind allzuſehr beſchäftigt, als daß ſie Zeit und Fleiß genug darauf wenden könnten. Die ſcherzhafteſten Verſe und munterſten Satiren haben ſonſt E** und S** gemacht; beide ſtehen jetzt in ſolchen Aemtern, wo ſie es weiter nicht thun dürfen, ohne die Kirche Gottes zu ärgern. Ich bin mit meiner eignen Sammlung beſchäftigt. G** und G*** haben die Fortſetzung am meiſten verlangt, und werden am wenigſten arbeiten, jener, weil er zu viel Amtsgeſchäfte, und dieſer, weil er zu viel Faulheit hat; an E** mag ich nicht einmal denken. Die Gedanken von der geiſtlichen Epopee, welche im erſten Stück vorkommen, ſind, wie mich dünkt, das Beſcheidenſte, das in der Art geſchrieben worden iſt. Der Herr Probſt oder Konſiſtorialrath in Berlin hat G** dabei mehr geſchont, als es dieſer verdient hat.

Ohne mich und meinen ungeſtalten Brief weiter zu entſchuldigen, will ich abbrechen, mit der Verſicherung, daß ich mit der größten Hochachtung ſei

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig, am 25ſten Mai 1753.

Eben da ich im Begriff ſtehe, auf Ihren freundſchaftlichen, mir unſchätzbaren Brief recht weitläuftig zu antworten, begegnet mir ein Zufall, der mir ganz unerwartet und für mich gar wichtig iſt. Ohne mein Anſuchen und ohne mein Hoffen hat mich das Oberſteuerkollegium zum Steuerſekretär verlangt. Morgen alſo werde ich von meinem traurigen Reviſorate entläſtigt, und trete mit einiger Verbeſſerung und mehrerer Hoffnung in ein Amt, das zwar eben ſo mühſam, aber nicht ſo unruhig und nicht ſo menſchenfeindlich iſt, wie mein bisheriges. Der letzte Umſtand iſt mir der angenehmſte. Ich werde mich nach und nach des Vertrauens des Kollegiums zu bemächtigen ſuchen, um für diejenigen zu bitten, welche die Strenge der Geſetze zu ſehr drückt. Nun habe ich die Noth des Landes in adeligen Schlöſſern und Bettelhütten kennen lernen. Ich habe nichts weiter thun können, als diejenigen bedauern, die ſie trifft. Vielleicht kann ich mit der Zeit mehr thun, zumal da ich verſichert bin, daß unſer Steuerkollegium auf die Erleichterung der Unterthanen aufmerkſamer iſt, als unſere Nachbarn es glauben. Bisher ſchreibe ich nichts, als was mir ganz angenehm iſt; aber nun kommt ein ſchlimmer Punkt. In vierzehn Tagen muß ich von hier, von meinem lieben Leipzig, weg und nach Dresden! Wie unruhig mich dieſe geſchwinde Veränderung macht, das kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin wie im Traum, und mit Uebergabe meiner zeither gehabten Kommiſſionsſachen ſo zerſtreut beſchäftigt, daß der ſchlechterdings Hagedorn ſein muß, an den ich ſchreiben ſoll. Was für eine neue Lebensart wartet auf mich! Wie demüthig werde ich künftig unter meinen Originalen antichambriren, mit denen ich bisher auf meiner Stube gefrevelt habe! Eine Tabatiere kaufe ich mir noch in dieſer Meſſe, um eine Priſe den Heiducken gehorſamſt präſentiren zu können. Heute und geſtern habe ich ſchon zwei Stunden geſeſſen. Ich hoffe, es ſoll ſich geben, wenigſtens habe ich heute das Vergnügen gehabt, eine ſo gedankenloſe Miene zu machen, daß mich ein Jude fragte: Haben Ihre Excellenz nichts zu ſchachern?

Bis hieher kam ich am 21ſten dieſes, und ſeitdem habe ich mir nicht einen Augenblick abſtehlen können, um in meinem Briefe fortzufahren. Am 22ſten habe ich meine Pflicht abgelegt, und vom Premierminiſter ein Kompliment bekommen, welches mir, als Sekretär und als Autor, ſchmeichelhaft war. Würden Ihre Hochweisheiten in Hamburg wohl das Herz haben, einen Mann auch um deßwillen zu befördern, weil er Satiren geſchrieben hätte? Ich ſchicke mich zu meiner Abreiſe an, und habe das ſeltne Glück, daß nicht allein meine hieſigen Freunde, ſondern auch die meiſten von denen meine Wegreiſe bedauern, wider die ich bisher Berufswegen arbeiten müſſen. Vergeben Sie mir dieſen Stolz, denn ich bin ſehr hochmüthig, indem ich dieſes ſchreibe; es iſt auch ein großes Paradoxon, daß man die Freundſchaft derjenigen beibehält, denen man zuwider ſein muß. Dieſer Brief iſt nur der Vorläufer von dem, welchen ich in etlichen Wochen ſchreiben werde, und alsdann werde ich auch auf den Vorſchlag wegen des Romans antworten, welcher mir immer angenehmer wird, je länger ich ihm nachdenke. Aber was wird mir es nunmehr helfen, wenn ich auch ſchon noch ſo viel Luſt hätte, dieſe Arbeit anzufangen? Hätte ich mir dieſe Veränderung vermuthen können, ſo würde ich, ungeachtet meiner ſtarken Winterarbeit, mir alle erſinnliche Mühe gegeben haben, den vierten Theil meiner ſatiriſchen Schriften zu fertigen. Nun fürchte ich ſehr, daß dieſer ſo bald nicht zu Stande kommen werde, weil ich mit ungewohnten Arbeiten gar zu ſehr überhäuft bin, und wenigſtens im Anfang mehr vorſichtig ſein muß, als bisher. Allenfalls gebe ich in der Vorrede dem Publikum die eidliche Verſicherung, daß ich von allen verehrungswürdigen Narren in Dresden nicht Einen gemeint habe.

Unſern rechtſchaffenen Bohn habe ich in dieſer Meſſe bei meiner großen Unruhe gar nicht ſprechen können. Wie ſehr ſoll ich Ihnen für die freundſchaftliche Art danken, mit welcher Sie mich in der neuen Auflage Ihrer moraliſchen Gedichte der Nachwelt bekannt gemacht haben? und wie ſehr freue ich mich, daß das Blatt vom Correſpondenten nicht auf die Nachwelt kömmt, wo man von mir geſagt:

Leandern ſchimpft kein Rabner mehr.

Alſo glaubt man in Hamburg wirklich, daß meine Satire ſchimpft? Dieſer unverſchuldete Vorwurf iſt mir deſto naher gegangen, da ich ihn von unſerm Herrn Z** gar nicht erwartet hätte. — —

Was iſt das für ein verwirrter Pſalm? So ſang David nicht; er müßte denn damals ſo geſungen haben, als er ſeine Geberde vor denen zu

Gad verſtellte und unter ihren Händen kollerte, daß ihm ſein Geifer in den Bart floß. Von dieſem Pſalm hat der Verleger weit mehr Ehre, als der Verfaſſer. Unſerm rechtſchaffnen *** wünſche ich gewiß tauſend Glück; ſeine Braut ſoll ein allerliebſtes Kind ſein, und doch bin ich mit ihm nicht ganz zufrieden. Es iſt immer meine Klage geweſen, daß die witzigen Köpfe zu viel ſeufzen und zu wenig rechnen. E** Roman iſt mir auch zu arkadiſch; inzwiſchen freue ich mich, daß er liebt, denn außerdem würde er ganz müßig gehen. Ich empfehle mich Ihnen aufs Verbindlichſte, und bin mit der größten Hochachtung

Ew. ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Von Giſeke.

Leipzig, am 18. Juli 1757.

Das wußte ich wohl, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, ob ich wieder geſund würde, oder nicht; und ich entſchloß mich alſo, in wie fern es bei mir ſtünde, wieder geſund zu werden. Ich kenne meine Freunde.

Sie, dacht' ich, werden doch nur ungern dich verlieren,
Und oft, wenn ſie ſpazieren gehn,
Dein Grab, nicht ungerühret, ſehn,
Und Alle bei ihm ſtille ſtehn,
Und nur von dir Geſpräche führen,
Und ſagen, wenn vielleicht dabei ihr Auge weint:
»Das war auch unſer Freund!
»Hätt' unſern Wunſch das Schickſal hören wollen:
»Er hätte ſpäter ſterben ſollen.«

Sehen Sie, mein liebſter Rabener, dieſen Kummer habe ich Ihnen und auch mir erſparen wollen. Es iſt immer beſſer, wenn man die Glückwünſche zu ſeiner Geneſung ſelbſt hören kann, als wenn man ſich mit der Vorſtellung tröſten muß, daß man nach ſeinem Tode werde bedauert werden. Ich kann Ihnen jetzt die Nachricht geben, daß ich nunmehr völlig wieder hergeſtellt bin, und das Fieber mich ganz und gar verlaſſen hat. Ich habe am Sonntag ſchon wieder ausgehen und ſpazieren dürfen.

Ich habe, Freund, den Sommer ſchon geſehn!
Auf Feldern, wo noch ſtolz die vollen Aehren ſtehn,
Sah' ich ihn majeſtätiſch gehn.
In Gärten hab' ich ihn geſehn,
Und Alles, was ich ſah, war zum Entzücken ſchön.
Wie offen war mein Herz, die Freuden zu empfinden,
Wie gern ließ ich von ſchmeichelhaften Winden
Von alten, doch vielleicht noch nicht beſungnen, Linden
Die Blüthen mir entgegen wehn!
Wie neu war Alles mir, was ich ſchon oft geſehn!
Doch, Freund, anſtatt jetzt nur beſtändig zu ſpazieren,
Werd' ich mich ſelten nur vom Schreibepult verlieren,
Die allermeiſte Zeit ſtudiren,
Und anders nicht, als wenn die Freunde mich verführen,
Und ſelten nur, ſpazieren gehn ꝛc.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

G.

Am 21ſten Juli 1767.

Sie ſind ſeit Ihrer Geneſung ſehr ehrgeizig geworden. Aus Ihrem Brief ſcheint es, daß Sie nur Ihren Freunden zu Gefallen, nicht geſtorben

ſind. Ich würde Ihnen dieſe Eitelkeit kaum zu Gute halten, wenn Sie nicht Ihren Hochmuth in ſo freundſchaftliche Verſe hätten einzukleiden gewußt. Es ſei Ihnen verziehen; werden Sie nun nicht mehr krank, und verlaſſen Sie Sich ja nicht auf meine Thränen! Es gehört viel dazu, wenn ein Steuerreviſor aus Freundſchaft und Mitleiden weinen ſoll. ꝛc. — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Rabener.

Leipzig, am 28ſten Januar 1748.

Ich kann es doch nicht über mein Herz bringen, Ihnen ein Buch zu ſchicken, ohne Ihnen zugleich zu ſchreiben. Ich mag ſo viel zu thun haben, wie ich will, ſo bleibt doch ausgemacht: zu einem Brief an einen guten Freund iſt noch immer Zeit genug; ungeachtet ich einige gute Freunde habe, die dieſes nicht für ausgemacht halten. Verſtehen Sie mich? Sie finden alſo einen alten franzöſiſchen Roman, von dem ich nicht weiß, ob er gut oder ſchlecht iſt, und die Briefe des Pays, nebſt zwei Gedichten von mir.

Entferne, wie du willſt, von deinen Freunden dich,
Und denk': ich will mich koſtbar machen!
Du irrſt dich nicht. Freund, wir entbehren dich,
Doch du entbehrſt auch uns, und unter uns auch mich,
Und wirſt auch uns dir koſtbar machen.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Den 1ſten April 1748.

Sie ſind wahrhaftig mein einziger Freund in der Noth. Wenn mich die Andern Alle in meiner unwitzigen Einſamkeit verlaſſen, ſo ſchreiben doch Sie an mich, und machen, daß ich wieder auf ein paar Stunden Muth bekomme, die Menſchengeſichter zu ertragen, mit denen ich umgehen muß. Der Himmel wird Ihnen dieſes Werk der Liebe nicht unvergolten laſſen; und wenn Sie künftig auch zuweilen in meine traurigen Umſtände kommen, ſo wird ſich auch für Sie ein Freund finden, der an Ihnen die Barmherzigkeit ausübt, für welche ich Ihnen jetzt danke. Alsdann erſt werden Sie die Wichtigkeit meines Wunſches und die Verbindlichkeit völlig einſehen, die ich Ihnen ſchuldig bin.

Die Nachricht von Ihrer Veränderung iſt mir ſehr unerwartet. Wäre ich eigennützig, ſo wünſchte ich, daß gar nichts daraus werden möchte; allein ich liebe Sie zu ſehr, als daß ich dieß im Ernſt wünſchen ſollte. Die Umſtände ſcheinen dabei ſo vortheilhaft zu ſein, als es möglich iſt. Wie ſehr bedaure ich euch, Rekruten der Kirche, daß euer erſter Beruf gemeiniglich das Kinderlehren iſt! —

Wie unvermuthet muß ich Sie verlieren! Wäre ich in dergleichen Fällen nicht bereits ſo ſehr abgehärtet, und wäre ich nicht ſchon ſo gewohnt, einen Freund nach dem andern von Leipzig zu verlieren; ſo würde mir dieſe unvermuthete Trennung noch weit empfindlicher ſein. Aber das iſt doch zu grauſam, daß ich meinen lieben Freund, ohne Abſchied von ihm zu nehmen, auf ewig einbüßen ſoll. — — — — — — Ich bitte Sie, Ihretwegen und meinetwegen bitte ich Sie, reiſen

Sie ja noch zum Herrn von Hagedorn nach Hamburg, ehe Sie nach Hannover gehen. Grüßen Sie meine Freunde in Leipzig; Gellert, Cramer und Schlegel grüßen Sie zweimal; Klopſtock küſſen Sie in meinem Namen mit einem friſchen Kuß. Leben Sie wohl. Ich bin mitten unter meinen Akten und Bauern

Ihr

Freund
Rabener.

Am 8ten April 1748.

Alſo ſind wir, mein liebſter Freund, auf ewig ſind wir getrennt? Der geſtrige Tag wird mir unvergeßlich ſein. Binnen einer Zeit von vier Wochen verliere ich zwei ſo liebe Freunde. Dieſer Verluſt muß mir doppelt empfindlich fallen, da ich in der Wahl meiner Freunde ſo furchtſam bin, und weit mehr Zeit als vier Wochen brauche, ehe ich mich entſchließen kann, nur den erſten Schritt zu einer neuen Freundſchaft zu thun. Der Gedanke, daß Sie noch leben, daß Sie auch abweſend mein Freund bleiben, daß dieſe Veränderung der Grund Ihres künftigen Glücks ſein kann, dieſer Gedanke wird mir vielleicht zu einer andern Zeit tröſtend genug ſein; jetzt iſt er es nicht, unſere Trennung iſt noch zu neu. Ich hatte mir vorgenommen, mich dieſen ganzen Sommer über unempfindlich zu gewöhnen, damit ich im Stande ſein möchte, Ihren Abſchied auf Michaelis etwas gleichgültiger anzuſehen. Aber Sie haben meine Zärtlichkeit überraſcht, und ich bin die ganze Rückreiſe über für die Standhaftigkeit, die ich bei dem letzten Abſchiedskuſſe heuchelte, grauſam beſtraft worden. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund und lieben Sie mich ſo zärtlich, als ich Sie lieben werde. O! wie zufrieden bin ich mit mir ſelbſt, daß ich auf den Einfall gekommen bin, Sie am Sonnabend mit meinem ungehofften Beſuch in Leipzig zu überſchleichen. Werde ich wohl in der Welt jemals ſo glücklich ſein, noch eine dergleichen freundſchaftliche Wallfahrt zu Ihnen zu thun? Ich glaube es nicht. Künftig werde ich mir ein Geſetz daraus machen, keinen Ausländer mehr zu meinem Freunde zu wählen. Es iſt ein Vergnügen, das uns das Glück nur auf eine kurze Zeit leiht.

Ich wünſche, daß Ihre Reiſe glücklich ſein möge. Auf den Mittwoch werde ich nicht von Ihrem Wagen wegkommen, und Abends will ich mich einſchließen, keinen Menſchen zu mir zu laſſen, alle meine Akten wegräumen und Ihre Geſundheit aufs Feierlichſte ganz allein trinken; denn hier in dieſem elenden Städtchen iſt kein Menſch, welcher wüßte, warum er eben Ihre Geſundheit mittrinken ſollte.

Bei Ihrer Ankunft in Hamburg vergeſſen Sie ja nicht, den Herrn von Hagedorn meiner Ergebenheit aufs Ueberzeugendſte zu verſichern. Es iſt mir daran um ſo viel mehr gelegen, da ich dieſes auf gewiſſe Maße auch als einen Abſchied auf ewig anſehen muß, den ich von dieſem Mann, deſſen Verdienſte und Wohlthaten ich ſo hoch ſchätze, nunmehr nehme, da ich mit Ihnen, mein lieber Freund, zugleich alle Gelegenheit verliere, mich in dem Andenken deſſelben zu erhalten.

Noch einmal, leben Sie recht wohl! Ich ſchreibe dieſen Brief mit vieler Bewegung. Warum mußte ich Sie denn ſo ſehr lieben? Ich ſterbe als

Ihr

redlichſter Freund

Rabener.[*]

Hannover, am 16. Mai 1748.

Wenn ich Ihnen einen Brief ſchreiben ſollte, wodurch ich Ihren letzten ſo freundſchaftlichen, ſo ſchönen und mir ſo unvergeßlichen Brief nur einigermaßen bezahlte; wie vortrefflich müßte ich den nicht ſchreiben? Zum wenigſten, wie Hagedorn! Mein Herz iſt viel zu zärtlich, als daß ich nicht lange gewußt haben ſollte, daß Sie mich lieben, und auch, daß Sie mich ungemein lieben. Aber, daß Sie mich ſo ſehr lieben ſollten, wie ich aus Ihrem letzten Brief geſehen habe, damit habe ich mir

---

[*] Ich bekam nach einigen Jahren dieſen Brief wieder zu Geſicht und fand unter meinem Namen folgende Zeilen:

„Dieſes unterſchrieben den 9. April, am letzten
„glücklichen Abend in Leipzig, die wenigen übrig
„gebliebenen Redlichen,
„Evert, Cramer, Charlotte, Klopſtock.“

Und weiter unten ſtand:

„Gärtner, Zachariä,
in Braunſchweig.“

Daß ſo rechtſchaffene Freunde die redliche Sprache meines Herzens mit einem ſo ſchmeichelhaften Beifall zu der ihrigen gemacht, das iſt für meinen Ehrgeiz zu angenehm, als daß ich es hier mit Stillſchweigen übergehen ſollte. R.

doch nicht geſchmeichelt. Wenn ich meinen Freunden Schuld geben könnte, daß ſie in der Wahl ihrer Freunde fehlten, ſo wollte ich auch ſagen: das verdiene ich nicht. Allein, wenn man es durch eine gleich zärtliche Liebe verdienen kann; ſo habe ich es ſchon lange verdient. Ihr Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Wenn ich jetzt auf einen Augenblick aufhören könnte, ernſthaft zu ſein, ſo wollte ich ſagen, andere Thränen, als Ihre übrigen Schriften zuweilen auspreſſen. Ich hatte mich in Leipzig bei Ihrem Brief noch nicht ſatt geweint; ich nahm ihn alſo, nebſt einem Briefe unſers Schlegel und einem andern von unſerm Cramer, mit auf die Reiſe. Beſſere Reiſegefährten konnte ich auch nicht haben; ſo wenig, als ich noch jetzt beſſere Geſellſchaft finden kann. Sie werden daraus ſchließen, daß Sie einige Verbindlichkeit haben, mir ſo oft zu ſchreiben, als Sie können; weil Sie mich doch einmal ſo ſehr lieben. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Leipzig, am 15. Oktober 1769.

Mein immer noch liebſter Freund,

Sie ſind ein gefährlicher Mann! Ich war Willens, Sie wegen Ihres ſo langen Stillſchweigens zu züchtigen, und Ihnen entweder einen bittern Vorwurf zu machen, oder gar zu ſchmollen, und noch ein paar halbe Jahre zu verſtummen; aber ich kann keines von Beidem thun. Ihr Brief, den ich heute bekommen habe, entwaffnet meinen Grimm, ungeachtet, wie Sie wiſſen, ein Steuerreviſor ſehr grimmig iſt. Sie haben ihn ſo freundſchaftlich geſchrieben, daß ich Ihnen gleich meinen Zorn wieder abbitten möchte; und das will bei mir viel ſagen! Alſo kann ich nicht ſchmollen, das iſt richtig: Soll ich Sie nun ausſchelten? Sie würden, nach Ihrer Art, mit einer lächelnden Miene auf die Erde ſehen, und das würde bei Ihrer Verſtockung Alles ſein, was ich gewönne. Kurz, ich will nicht trotzen, ich will nicht ſchelten, ich will aber, mit Ihrer Erlaubniß, auch nicht Eine von allen denen Entſchuldigungen glauben, die, — — — — die Sie in Ihrem Briefe anführen.

Schon wollte ich am 18ten Oktober ſchreiben; aber können Sie wohl glauben, daß ich es erſt heute, am 2ten Januar 1750, vollends ausſchreibe? So lange hat der Anfang dieſes Briefes gelegen. Ich bin ſeit dem 17ten Oktober immer verreiſt und ſo verdrüßlich beſchäftigt geweſen, daß ich glaubte, Sie würden mir im Briefe meinen Verdruß anſehen: das wollte ich doch nicht; denn Sie dauern mich. Zu allem dieſen kam noch ein Umſtand, der wichtig war. Ich habe zwei Blatt von Ihrem mir ſo lieben Briefe verloren. Der Himmel weiß, in welcher Gegend von Sachſen ſie ſind liegen geblieben. Aller Bemühung unerachtet, kann ich ſie nicht finden. Wie ſoll ich ſie alſo beantworten? Ich will es thun, ſo gut ich mich deren Inhalts erinnere. Die Nachricht von des Herrn *** Veränderung und ſeiner glücklichen Heirath hat mich erfreut; aber für den Witz iſt es nicht gut: denn nunmehr hat er einen ſcheinbaren Vorwand, für die neuen Beiträge noch bequemer und ſparſamer zu arbeiten, als er es bisher gethan. Wiewohl, unter uns geſagt, es gibt Leute, junge, muntre und geſchickte Leute, die eben ſo faul ſind, ob ſie ſchon keine Weiber haben. Verſtehen Sie mich? Gott verſteht mich, ſagte Sancho! — — — — — — — — — — — —

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu melden. Die wichtigſten mag ich nicht ſchreiben; kommen Sie an die Grenze, ſo will ich Ihnen einige mündlich, und dennoch nur ins Ohr ſagen. — — — — — — — — — — —

Am Weihnachtsabend haben die Diebe beide Stuben unter der meinigen ausgeräumt, in welchen Sie und Cramer Sich aufgehalten haben. Warum ſind die Diebe damals nicht gekommen, da noch zwei Poeten darin wohnten? Einen Poeten zu beſtehlen, muß ſich alſo wohl der Mühe nicht verlohnen; es müßte denn ſolches wieder ein Poet thun. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch zwei Neuigkeiten. Wiſſen Sie denn, daß ich noch auf meine alten Tage italieniſch gelernt habe? Und daß ich ſeit Michaelis Waſſer trinken muß? Lauter Waſſer und gar kein Bier mehr? Bedauern Sie mich! Aber deſto mehr Wein trinke ich; freuen Sie Sich! — — — — — — — — — — — — — — —

Rabener.

Kopenhagen, den 11ten Januar 1755.

Ich fange, wie Sie ſehen, einen großen Brief an Sie an. Da ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe; ſo iſt das das Wenigſte, was ich thun kann. Wann er fertig werden wird, weiß ich nicht; aber genug, er wird fertig werden, und Sie werden ihn bekommen, und ſich ein Bischen darüber freuen. Ein Bischen? Das wäre ja für meinen Rabener nicht viel. Nein, Sie werden Sich recht ſehr, und zwar ſo ſehr darüber freuen, daß Sie vergeſſen, in wie langer Zeit ich Ihnen nicht geſchrieben habe, und mir recht bald antworten. Mein letzter Brief an Sie war ein wenig wild*). Wenn ich Luſt hätte, ſo ſollte dieſer eben ſo wild werden. Denn ich bin, Gottlob, jetzt eben ſo fröhlich, als damals, wo nicht fröhlicher; und ich habe auch noch eben ſo viel, oder noch mehr Urſachen, es zu ſein, als ich damals hatte. Ich bin ſeit ein und zwanzig Wochen ein Ehemann, meines Hannchens Ehemann. Für die meiſten Ehemänner iſt das ſchon zu lange, als daß Sie fröhlich ſein könnten; aber die haben auch kein Hannchen und ſind nicht Ich. Wie könnte ich mit Ihnen doch, da ich zum erſtenmal als ein Ehemann an Sie ſchreibe, eher von was Anderm, als von meiner Glückſeligkeit reden? Dieſe Materie iſt für Sie viel zu wichtig, als daß ich nicht davon anfangen müßte. Wie oft haben Sie mich, da ich noch ſo verlaſſen war, bedauert? Freuen Sie Sich nun auch mit mir! Ich habe die beſte Geſellſchaft.

Wollen Sie wohl eine kleine Abbildung von meiner Frau leſen? Ich will ſie Ihnen ſo unvortrefflich machen, als ich kann: und Cramer, der ſie nun kennt, mag ſagen, ob ich Recht oder Unrecht habe.

---

*) Dieſer Brief iſt in gegenwärtiger Sammlung nicht befindlich.

Meine Frau iſt nicht groß, das iſt ein Nebenumſtand; aber Sie erinnern Sich vielleicht, daß ich mir immer mein zukünftiges Mädchen nicht groß vorgeſtellt habe. Und es iſt ſehr ſüß, daß meine Vorſtellung nun erfüllt iſt. Sie hat blaue Augen, und auch die habe ich vordem meinem Mädchen gegeben, wenn ich ſie mir im Geiſte erſchuf. Ihr Haar iſt braun, nicht gar zu dunkel, ob ſie gleich, mir zu Gefallen, ſich nicht pudert. Ihre ganze Geſtalt gefällt, und nach meiner Meinung iſt ſie auch vollkommen werth, zu gefallen; das iſt Alles, was ich davon ſchreiben kann. —
— — — — — — — — — —

Meine Frau hat ſo viel Witz, daß mir bei ihrem Geſpräch die Zeit niemals lang wird, und daß mir in unſerer Einſamkeit die Stunden auch alsdann ſehr geſchwind dahin gehen, wenn ich ſie gleich nicht küſſe. Sie hat ſo viel Geſchmack, daß Alles, was ſie thut, oder ſpricht, für mich eine ganz unbeſchreiblich ſüße Anmuth erhält, und ſo viel Empfindung, daß ſie bei den meiſten Schönheiten meiner liebſten Schriftſteller ſo gut, als ich, gerührt wird, und einen rührenden Dichter oft durch ſanfte Zähren belohnen kann. Wenn ich nur vor wichtigern und bereichernden Arbeiten Zeit hätte; ſo würde es mir bei ihr nicht an Ermunterungen und Belohnungen fehlen, meine ehemaligen angenehmen Beſchäftigungen wieder hervorzuſuchen. Ich habe ſie vor der Ehe von dieſer Seite am wenigſten gekannt, weil ſie zu beſcheiden war, ſich von derſelben zu zeigen. Und Sie können denken, wie ſehr das mein Vergnügen vergrößert.

Aber ihr Herz, mein liebſter Freund, ihr Herz iſt ſo edel und ſo freundſchaftlich, daß ich dem Himmel nicht genug für ihren Beſitz danken kann. Sie liebt alle meine Freunde gewiß ſo ſehr, als ich ſelbſt; und wenn ſie einen von ihnen noch nicht ſo ſehr liebte, ſo wäre die einzige Urſache nur die, daß ſie ihn noch nicht genug kennte. Was für eine unausſprechliche Wonne iſt es für mich geweſen, ſie zu Cramer und Charlotte zu führen! Wie lieb hat mein Hannchen dieſe beiden glücklichen Eheleute! Und ich kann mit Wahrheit ſagen, wie ſehr lieben ſie auch mein Hannchen! Mir fehlt beinah keine Glückſeligkeit mehr, als daß ich mit ihr nicht von einem Freunde zum andern reiſen, und ihnen allen mein Hannchen und ſie Alle ihr zeigen kann. Dann würde ich auch zu Ihnen kommen, liebſter Rabener, und ſie würde Ihnen gewiß gefallen, und Sie — würden freilich meinem Hannchen auch recht ſehr gefallen. Das iſt meine größte Glückſeligkeit, daß mir der Himmel eine ſo freundſchaftliche Gattin gegeben hat, die es einſieht und recht lebhaft fühlt, daß meine Freunde für uns ganz unſchätzbare Geſchenke der Vorſehung ſind. Darum gehört Hannchen auch zu uns. Sie können leicht denken, daß eine ſo freundſchaftliche Seele auch viel Menſchenliebe hat. Und ich freue mich auch, als Prieſter, über die Proben, die ſie mir täglich davon giebt, und wodurch ſie meine Gemeinde ohne Zweifel eben ſo ſehr erbauen wird, als ſie ſich dadurch bei ihr beliebt macht. Es müßte ein Wunder ſein, wenn ein ſolches Mädchen keine gute Wirthin wäre, und Sie können Sich darauf verlaſſen, daß der Himmel auch in dieſem Stück für mich geſorgt hat, da ich ungleich weniger Talente zur Wirthſchaft, als zur Freundſchaft habe.

Nun, mein liebſter Rabener! Sie nehmen mir es doch nicht übel, daß ich Ihnen ſo viel von meiner Frau vorgeſchwatzt? Ich hätte nicht ruhig Hannchens Ehemann ſein können, wenn ich Ihnen nicht nur etwas von meiner Glückſeligkeit beſchrieben hätte. Wann ſoll ich Sie auch ſo glücklich ſehen? Ueber Ihre Beförderung nach Dresden freue ich mich freilich von Herzen, weil ich überall höre, daß Sie dort ſo ſehr gut geſetzt ſind. Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück dazu, und bitte mir bald eine kleine Nachricht von Ihrer Lebensart und von Ihren dortigen Freunden aus. Aber, wenn Sie mir ſchreiben, daß Sie ein ſo glücklicher Ehemann ſind, als ich; ſo will ich mich doch noch vielmehr freuen und mein Hannchen noch zärtlicher, oder, weil das vielleicht nicht möglich wäre, noch freudiger küſſen. — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Und Sie, mein theuerſter Rabener, behalten Sie mich immer lieb. Mein Hannchen grüßt Sie recht freundlich und wünſcht, Sie kennen zu lernen. Ich bin

Ihr

zärtlichſter und getreueſter

G.

Dresden, am 9ten October 1754.

Denken Sie etwa, mein Herr, daß ich jetzt auf Ihren Brief vom 12ten Januar antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir ſind beide nicht gewohnt, uns ſo zu übereilen. Auf den 12ten Januar 1755 iſt es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bei unſerer alten Ordnung. Nicht wahr, lieber Freund, alſo antworte ich Ihnen nicht; aber zanken will ich mit Ihnen. So? Ja, ja, im ganzen Ernſte! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab, denn ich will Sie erbärmlich ausſchelten. Ein ſo wichtiges Amt zu bekommen und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Iſt das erlaubt? O, über die Nachläſſigkeit!

Den Augenblick ſetzen Sie Sich hin und ſchreiben mir Alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen? wie Sie Sich befinden? wie Sie Sich befinden wollen? Alles ſchreiben Sie mir, und alsdann will ich Ihnen auf zwei Briefe recht weitläufig antworten. . . Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernſt? Wollen Sie nicht ſchreiben? Gut, ſchreiben Sie mir nicht!

> Madame,
>
> Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, daß Sie die Frau eines ſo trotzigen Mannes geworden ſind. Dieſer iſt einer von ſeinen hundert Fehlern, die mir ſeine Erziehung ſehr ſauer gemacht haben. Ich bitte mir gehorſamſt die Erlaubniß aus, künftig unmittelbar an Sie ſchreiben zu dürfen. Das Gemälde, welches mir Ihr Mann von Ihnen überſchickt hat, iſt ſo vortrefflich, daß ich von dem

Augenblick an die größte Hochachtung gegen Sie empfunden. Ich werde mich dieſer Erlaubniß bedienen, Sie deſſen mit der aufrichtigſten Ergebenheit zu verſichern, zugleich aber Sie vor einem Mann zu warnen, welcher deſto gefährlicher iſt, je angenehmer er verführt. Wie unerſchöpflich wird die Materie zu meinen Briefen ſein, wenn ich Ihnen von den Fehlern dieſes Mannes ſchreibe! Ich küſſe Ihnen die Hände ꝛc.

Sehen Sie, mein guter Herr, kann ich Sie ſo kriegen? Nun ſchreiben Sie nur bald, recht bald, ſo will ich Sie bei Ihrer rechtſchaffenen Frau nicht verrathen. Und hernach will ich Ihnen auch recht viel antworten. Ich will Ihnen melden, daß ich mich wohl befinde; daß ich ſehr vergnügt lebe; daß ich ein ziemlich einträgliches Amt habe, daß ich aber auch faſt unter der Laſt meiner Arbeit erliegen muß; daß ich meinen ganzen geſunden Witz verloren habe, und alſo mein Glück hier in Dresden höher bringen werde; daß ich wenig Geſellſchaft ſuche, aber unter dieſen wenigen Freunden ſehr zufrieden lebe; daß ich nicht heirathen will, weil ich befürchte, ich werde niemals ſo glücklich wählen, als mein Freund gewählt hat; daß ich tauſendmal an Sie und nach Braunſchweig denke; daß ich Sie erſtaunend liebe: das Alles will ich Ihnen ſchreiben. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 29ſten Januar 1757.

Wenn Sie, mein Herr, keinen Antheil an dem brandenburgiſchen Ueberfalle der ſächſiſchen Lande haben; wenn Sie nicht glauben, daß ich unſchuldiger Steuerſekretär an dem vierten geheimen Artikel des petersburgiſchen Traktats gearbeitet habe; wenn Sie nicht, wie Ihr König, nöthig finden, der Religion wegen mich zu zerknirſchen, mich armen Sachſen, der ich der Religion wegen verhungern ſoll, da ich doch ſo orthodox proteſtantiſch bin, daß ich alle Freitage Rindfleiſch, die ganze Faſten durch Wildpret eſſe, und auch ohne geweihte Kerzen durch dieſes finſtere Jammerthal hindurch zu tappen gedenke; mit einem Wort: wenn Sie noch . . . ach ja! . . . wenn Sie noch mein guter Freund ſind; o! ſo antworten Sie mir; ich beſchwöre Sie bei Ihrer Frau und Ihrem beſten Kinde, ſo antworten Sie mir auf meinen erſten, zweiten, ſo antworten Sie mir wenigſtens auf dieſen dritten Brief. — Und ſo lange hat mich mein alter, beſter, kleiner Freund vergeſſen können?

Wie viel Noth, wie viel Jammer, wie viel Schrecken, wie viel Angſt wegen des Zukünftigen, ach! wie viel, wie viel Unglück, das mich und mein armes unſchuldiges Vaterland ſeit dem neun und zwanzigſten Auguſt, das Ihr Leipzig, in dem es Ihnen ſo wohl gegangen iſt, betroffen hat; wie viel könnte ich Ihnen melden! Aber Sie haben mich vergeſſen: Sie haben Sich Mühe gegeben — — — — wollte Gott, es wäre Ihnen ſauer geworden! . . . . ja wohl, Mühe haben Sie Sich gegeben, mich ganz zu vergeſſen: Sie würden doch ſonſt ein einzigesmal an Ihren Rabener, Ihren aufrichtigen Rabener, Ihren guten Freund geſchrieben haben, einmal doch würden Sie mich gefragt haben, wie es mir ginge? Sein Sie ruhig, Sie ſollen keine Klagen weiter von mir hören, mein Herr; Sie möchten ſonſt Ihr feierliches Geſicht ganz von mir wegwenden, wie von einem unglücklichen Bettler, deſſen ekelhaften Anblick man ſcheut. Nur Einen Brief von Ihnen, als ein Almoſen von Ihnen nehme ich es an, nur Einen Brief, guter Freund, von Ihnen; ſo vergeſſe ich meine ganze Noth.

Aber, G***, ich bin ein trotziger Bettler; ſchlagen Sie mir auch dieſes Almoſen unbarmherzig ab, ſo verfolge ich Sie mit einer hungernden Wuth, und rufe allen Leuten auf der Gaſſe zu, daß dieſer ungetreue Freund ſich ſeines ſonſt geliebten Sachſens und ſeiner zärtlichen Freunde ſchämt. Wie ſollen Sie zittern, wie beſchämt ſollen Sie fliehen! In das nächſte Haus ſollen Sie flüchten, um der Wuth Ihres verachteten Feindes auszuweichen. Aber das Pflaſter will ich aufreiſſen, und an die Hausthüre donnern, hinter die Sie, vergeſſender Freund, Sich und Ihr böſes Gewiſſen geflüchtet haben! Das will ich thun; gewiß ich will es thun.

Rabener.

P. S.

Unmöglich kann ich es thun. Ich liebe Sie noch eben ſo ſehr, noch eben ſo aufrichtig, noch eben ſo heftig liebe ich Sie, wie ich Sie in Leipzig liebte. O! Madame, bitten Sie doch Ihren Mann, daß er ſeinem alten Freunde Rabener antworte. Freilich kennen Sie dieſen Rabener nicht; aber er iſt ein ehrlicher Mann, ſonſt würde er kein Freund von Ihrem Mann ſein.

Rabener.

Quedlinburg, den 11ten Febr. 1757.

Ihren Brief habe ich empfangen, als meine Frau krank war, und er hat mich nur deſto mehr verwundet, ob er gleich mein Herz auch zu einer jeden andern Zeit verwundet haben würde. So weh er mir gethan hat; ſo umarme ich Sie doch und danke Ihnen tauſendmal dafür. Ich weiß doch nun, daß Sie leben und geſund ſind, und Sie haben es mir wieder geſagt, daß Sie mich lieben. Sie haben es mir nicht nur geſagt, ſondern Sie haben es mir aus einer Fülle des Herzens verſichert, deſſen Zärtlichkeit mitten unter den Vorwürfen, die es mir macht, ſo nachdrücklich redet. Sie klagen mich an, daß ich Sie vergeſſen, daß ich mir Mühe darum gegeben habe, und wünſchen, daß es mir nur ſauer geworden ſein möge. Mein liebſter Rabener, halten Sie es denn für möglich, daß Jemand, deſſen Freund Sie geweſen ſind, und insbeſondere, daß ich Sie vergeſſen kann? Nein, Sie kennen mich und Sich ſelbſt. Mit eben der zärtlichen Freundſchaft, die Sie mir ehemals eingeräumt haben, bin ich noch jezt der Ihrige. Sie ſind, nebſt unſern übrigen Freunden, mein öfteres liebſtes Geſpräch mit meiner Frau, und dieſe hat ein Herz, das ſo ſtolz ſein darf, Ihre Freundſchaft zu fordern, und Ihnen die ſeinige anzubieten. Sie kennt die ganze Lebensart, die wir mit

einander in Leipzig geführt haben. Wenn kann das Andenken unſrer Zeiten in Leipzig, dieſer glücklichen Zeiten! in mir verlöſchen? Ach! wenn es einer Erinnerung, und einer ſolchen! bedürfte, ſo müßte es durch das gegenwärtige Schickſal Ihres geliebten Vaterlandes lebhafter, obgleich auch mit mehr Schmerzen, als jemals, erneuert werden ſein! Wo hat Sachſen, mein theuerſter Freund, und insbeſondere Leipzig, nicht Freunde, und das letzte Pflegeſöhne, die an ſeinem gegenwärtigen Schickſal Theil nehmen? Die Vorſehung, die Ihr geliebtes Sachſen, das ſo lange das Augenmerk ſo vieler andern Völker in ſeinem Flor und in ſeinen Sitten geweſen iſt, jetzt vor allen dieſen Augen heimgeſucht, wird es wieder ſegnen. Sie wird ſich jetzt aller Leidenden annehmen; und ſie wird insbeſondere meine Freunde behüten. Ich bedaure Sie innigſt, mein liebſter Rabener, — ſein Sie nicht ſo grauſam und laſſen mich, nach dieſem erſten Briefe, nach Nachrichten von Ihnen vergebens ſeufzen. Geben Sie mir dieſelben ſo bald und ſo ausführlich, als Sie können. Sie ſollen ſehen, wie hurtig ich antworte. Sollte ich in der That zwei Briefe von Ihnen unbeantwortet gelaſſen haben? — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

C**, um von unſern Feunden Ihnen auch etwas zu ſagen, hat in Kopenhagen den Beifall, die Bewunderung, die Liebe und das Vertrauen gefunden, die er verdient, und bei Keinem mehr, als bei den höchſten Herrſchaften. Ich weiß ganz

beſondere und zuverläßige Umſtände davon, die ich von Jemand erfahren habe, der ſelbſt in Kopenhagen ein Zeuge davon geweſen iſt. — G** hat vielleicht mehr, als Einer von uns Andern zu thun, iſt übrigens geſund. — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Und nun, mein liebſter Rabener, leben Sie wohl. Hängen Sie Ihrem Unmuth nicht zu viel nach. Ich bin bereit, wenn das Sie zerſtreuen könnte, Ihnen recht oft zu ſchreiben. Aber Sie müſſen mir auch antworten. Ihr Brief vom 6ten Mai 1755 iſt ein Beweis, daß Sie es auch nicht immer gethan haben, ob ich gleich mich damit nicht entſchuldigen will. Meine Frau kennt Sie; ſie weiß, daß Sie mein Freund ſind; das Erſte iſt die Urſache, um derentwillen ſie Sie hochſchätzt; für das Andere iſt ſie Ihnen verpflichtet. Wenn Sie ſie kennten, ſo würde ſie ſtolz ſein, Ihre Freundin zu heißen. Sie wünſcht es zu ſein, und empfiehlt ſich Ihnen. Meine Kinder ſind es nicht unwürdig, daß ich ſie Ihnen empfehle. Ich umarme Sie, und bin von ganzen Herzen,

mein liebſter Rabener,

Ihr

allergetreuſter Freund.

An Herrn Profeſſor Gellert.

Liebſter Profeſſor,

Wie unvermuthet ſind wir von einander geriſſen worden, und wie ſehr vermiſſe ich Sie, ſo ſtumm Sie auch ſind! Wir wollen uns unverändert lieben; wir werden beide glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht ſagen: denn wir ſind bis jetzt nicht ſehr gewohnt geweſen, davon zu reden. Wie iſt Ihnen das Bad, oder vielmehr die Reiſe ins Bad bekommen? Sie müſſen vollkommen geſund ſein, wenn die Wünſche Ihrer Freunde nur einigermaßen erfüllt ſind. Wie ich mich eingerichtet habe und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen auf Michaelis ſagen. Viel Arbeit, ſehr viel Arbeit habe ich; aber ich bin ihrer gewohnt. Ich nehme meine Freunde aus, ſonſt vermiſſe hier ich kein Vergnügen. Bald werde ich hier eingewohnt ſein, und Leipzig zwar niemals vergeſſen, aber auch nicht lange mehr vermiſſen. Leſen Sie denn auch manchmal meine Schriften? Machen Sie Sich gefaßt, mir auf Michaelis die ſchwediſche Gräfin eingebunden zu ſchenken. Ja freilich eingebunden, denn der Band iſt das Beſte, und mein Exemplar haben jetzt die Prinzeſſinnen *** und ***, von denen ich es ſchwer zurück bekommen möchte, wenigſtens kann ich es ihnen nicht wieder abfordern. Die guten Prinzeſſinnen haben beide Theile durchgeleſen, und ſie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuthlich, weil Alles ſo fein leſerlich gedruckt iſt. Je ja! das Buch iſt ganz gut, es ſteht auch nichts Aergerliches darin, daß es alſo eine Prinzeſſin ganz wohl leſen mag. Wie befindet ſich denn unſer Graf B* mit ſeinem Mentor? Ich würde den Herrn Grafen ſelbſt gefragt haben, aber es iſt bei mir noch zu viel Gewirr, als daß ich ſo viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde und Bekannte, die ich genannt habe, die ich noch nennen werde, und die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichſten Empfehl. Vornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von G***, ſeinen liebenswürdigen Hofmeiſter und deren hochfreiherrlichen Nachbar. Fragen Sie dieſen einmal, wie ihm die Rückreiſe bekommen ſei, ſehen Sie ihm ſteif zwiſchen die Augen, und wenn er roth wird, ſo geben Sie noch nicht alle Hoffnung verloren. Er hat mir geſagt, daß auf der Rammiſchen Gaſſe, wo ich wohne, viele verdächtige Häuſer wären. Woher muß er wohl dieſe Nachricht haben? —

Nun kommt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Antwort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine auswärtige Univerſität gehen ſoll, und etwa fünfzehn Jahr alt iſt, wird ein Hofmeiſter geſucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wiſſen; ich weiß es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Anſehen, auch franzöſiſch und Geduld verlangt. Den Gehalt weiß ich auch nicht; ſo viel hat man mir aber geſagt, daß es nicht darauf ankommen würde, hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mädchen grüßen Sie nicht, darum will ich ſehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie ſchreiben, ſo haben Sie ja nicht nöthig zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigſtens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgroſchen zum Merſeburger fehlt. Leben Sie wohl, mein liebſter Stummer!

Rabener.

Lieber Kleiner *),

Wenn Sie meinen Beifall aus der geſchwinden Antwort ſchließen wollen; ſo hätte ich Ihnen wohl mit einer Staffette antworten mögen. Sie ſind ein allerliebſter Schleicher, ſo ſchleichend, wie Ihr horchender Apoll auf dem Titelblatte. Da ich von Ihnen kaum eine gereimte Zeile vermuthet, ſo überraſchen Sie mich mit einem Bändchen, worin ich meinen Gellert ganz finde. Ich würde mit Ihrer Furchtſamkeit ſehr unzufrieden ſein, wenn Sie im Ernſte aufhören wollten, mehr zu ſchreiben. Wollen Sie nicht mehr erzählen? — aber warum wollen Sie das nicht mehr? ſo geben Sie uns Lehrgedichte, in denen Sie gewiß glücklich ſind. Wiſſen Sie, daß mir »der Stolz« am beſten gefällt? Die Gedanken ſind neuer, als in »Reich-

---

*) Rabener pflegte Gellerten, in Beziehung auf ſeinen älteſten Bruder, den Oberpoſtkommiſſarius in Leipzig, ſo zu nennen.

thum und Ehre«; doch hat auch dieſes Stück, gleich dem »Chriſten,« vorzügliche Schönheiten. In den Erzählungen weiß ich beinah keine Wahl zu treffen; ſie ſind alle ſchön. Die zweite, dritte, zwölfte und dreizehnte kommen mir entweder nicht neu genug, oder nicht ſorgfältig genug erzählt vor. Der Informator wird wohl confiſcirt werden; ob ſie den frommen General in die B*** Zeitung einrücken möchten? daran zweifle ich faſt. Ich freue mich, daß Sie das auf unſern Grafen mit beidrucken laſſen. Er verdient, von Ihnen auf dieſe Art öffentlich gelobt zu werden; und vielleicht hat es auch künftig ſeinen großen Nutzen, wenn es ihm einmal, als Excellenz, ungefähr wieder in die Hände fallen ſollte. Einen einzigen Punkt haben Sie darin vergeſſen. Bei einer neuen Auflage können ſie immer noch eine Strophe nach der zehnten Strophe einrücken. In dem Gedicht auf Cramer iſt viel Zärtlichkeit und Weiſſagung; außerdem würde ich es mehr für ein Gedicht für bekannte Freunde, als für die fremde Welt halten. Die Stelle S. 133.

Da, liebe Töchter, liebe Söhne, ꝛc.

müſſen Sie ſchlechterdings Selbſt und mit Ihrer eigenen menſchenfreundlichen Miene leſen, wenn ſie gefallen ſoll. Inzwiſchen iſt der Gedanke gar chriſtlich, und er bringt mich auf den erbaulichen Kirchengeſang:

Schöne
Söhne
Und die Docken,
Die den Rocken
Fein abſpinnen,
Und die Zeit mit Kunſt gewinnen!

Unſer Cramer wird jetzt wohl bei Ihnen ſein. Wie beneide ich Sie!

Leben Sie recht wohl, und haben Sie mich recht lieb.

Mein letzter Segen iſt:

Sei er ruhig, eß er und trink er ꝛc.
Schreib' er fleißig Bücher, mein Sohn!

Oder, welches einerlei iſt:

Auf! Wag' es noch einmal; vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein! Verläugne dich und ſchreib!

Dieſes wünſcht mit Herrn Wendler

Ihr

redlicher

Rabener.

Dresden,
den 25ſten März 1755.

Extrakt

aus dem dresdniſchen Anzeiger.

sub rubro. Allerhand kleine Schriften ꝛc.

Leipzig. Allhier haben wir aus dem Wendleriſchen Verlage abermal ein Werkchen bekommen, welches den Titel führt: Lehrgedichte und Erzählungen von Gellert, groß Oktav, 9 Bogen. Es iſt dieſes eine Sammlung gar lehrreicher Denkſprüche, die uns der ſel. Mann hinterlaſſen hat, und die ſeine Erben zuſammen drucken laſſen. Wir hätten gewünſcht, daß einige Nachricht von ſeinem Leben vorgeſetzt wäre. Da er ſchon vor zwei Jahren geſtorben iſt *), ſo würde es noch Zeit ſein, Verſchiedenes von ſeiner Perſon und Umſtänden zu ſammeln. Der ſelige Mann gehörte unter die großen Geiſter, die mehr als eine Sphäre füllen, und ſeine tiefe Einſicht in die Berg und Metallwiſſenſchaften **) werden ihn in ſeinem Vaterlande unſterblich machen. Wir freuen uns, daß der Herr Paſtor B** in S** Hoffnung macht, eine ausführliche Beſchreibung von ſeinen Lebensumſtänden künftige Peterpaulmeſſe zu liefern. An Druck und Papier hat der Verleger nichts geſpart. Wir wollen zur Probe von dieſen Gedichten eine anakreontiſche Ode einrücken:

An den
Herrn Grafen Hans Moritz von Brühl.

ꝛc. ꝛc.

Wie gefällt Ihnen dieſes Extraktchen, mein lieber Kleiner? Ich erſtaune, da mir es den Augenblick in die Hände fällt, als ich den Brief ſchließen will. Sehen Sie, daß wir in Dresden auch Geſchmack haben! Am 26ſten März.

---

*) Der Ruf hatte ihn dazumal todt geſagt.

**) Dieß bezieht ſich auf eine Stelle im Journal Etranger, wo man bei Gelegenheit der Recenſion der Metallurgie des Herrn Bergkommiſſionsrath Gellert in Freiberg, ihn mit dem Dichter verwechſelt und ſich verwundert hatte, daß ein Mann in einer ſo trocknen Wiſſenſchaft zugleich ein ſo guter Dichter ſein könne.

Dresden am 19ten Jan. 1756.

Liebſter Gellert,

Ich habe mit gutem Vorbedacht auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil ihrer traurigen Monate vorbeigehen zu laſſen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden ſollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geſchickt, an meine Freunde aufgeräumt zu ſchreiben. Ueberhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine Freunde zu ſchreiben, da keiner von ihnen an mich ſchreibt. Cramer hat mir auf zwei Briefe nicht geantwortet, Giſeke auch nicht; von Braunſchweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer witzigen Ruhe zu ſtören, und Graf M. hat mich ohne Zweifel, mich armen Deutſchen, gar vergeſſen. Sind Sie mit dieſer Entſchuldigung meiner ſo langen unterlaſſenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entſchuldigungen von meinem Amte hernehmen ſoll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht, oder es wird Ihnen gewiß Angſt, ſobald ich von meinen Berufsgeſchäften zu erzählen anfange. So viel kann ich Ihnen wohl ſagen, daß ich erſt vorgeſtern mit den Arbeiten zu Stande gekommen bin, die ſeit der Michaelismeſſe auf mir gelegen haben. Da ſehen Sie Ihren alten geſchäftigen Freund, welcher demungeachtet mitten unter ſo vielen Fröhnen geſund, vergnügt und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug geweſen iſt, jetzt erſt engliſch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterei? Wahrhaftig engliſch, oder engländiſch, wie es heißt, lerne ich, und lerne es ſeit Michaelis ohne Anführer, und kann davon ſchon ſo viel, als keiner von unſern Kaſtraten, und ſpreche es wirklich bereits faſt ſo gut, wie ein Wallfiſch. Denken Sie aber ja nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redoute komme. Ich beſuche meine Freunde und hübſche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer ſind wenigſtens zwei Stunden vom Tage mein, an denen ich in unſern himmliſchen Gegenden ſpazieren gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr ſein, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie Sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch ſo vergnügt. Der Beifall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bei; aber ich verlaſſe mich darauf mehr nicht, als ſich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweideutig, und überhaupt ſehr flüchtig und vergänglich iſt. Es werden Tage kommen, wo wir beide vergeſſen ſind, und in denen wir höchſtens darum noch genannt werden, weil wir gelebt haben. »Der fließende Herr Gellert und der ſpitzige Herr Rabener (wird es heißen), haben hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläuftigen Werken noch übrig ſind, verrathen einigen Geſchmack, ſo gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten,

»in denen ſie gelebt haben, erwarten kann ꝛc.« Wie gefällt Ihnen dieſes Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelaſſen dabei, wenn dieſe Nachwelt nur erfährt, das Sie mein Freund geweſen ſind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht leſen, ſo ſoll ſie doch meine allergnädigſten Befehle leſen, durch die ich mich als Steuerſekretär verewige, ſo, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Meſſe flüchten? Sie ſind ein Spötter, indem Sie Sich über das Glück meiner Schriften, die in B** immer auf dem Nachttiſch liegen, eiferſüchtig ſtellen. Vermuthlich ſoll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, daran erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müſſen, und gern auswendig lernen. Der Beifall des Pfarrers und ſeiner häuslichen Tochter iſt mir ſo ſchmeichelhaft, als der Beifall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den ſeltnen Hochmuth gehabt, zu wünſchen, daß meine Satiren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten; und es iſt mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, witzig zu ſein.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit dieſem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er iſt ein ſehr langes freundſchaftliches Gewäſch. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Meſſe. Und in künftiger Meſſe laſſen Sie Sich wenigſtens einen Tag lang ſehen. Noch einmal, leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, den 31ſten Jan. 1756.

Mein liebſter Gellert,

Hier ſende ich Ihnen die Brieſe zurück, welche mich ſehr vergnügt haben. M** bleibt doch unſer guter Graf, und da er es in Paris bleibt, ſo wird er ſich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch ſteigen wird. Denn von ihm hoffe ich gewiß, daß er niemals wird ſchwindelnd werden. Dieſe Woche geht ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geiſtlichen Lieder nicht anvertraut haben, ſo erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch geſtern verſichern wollen, unter der Feder haben. Das ſchlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entſchuldigung vortrefflich zufrieden, die ſie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe ſcheinen nur denen grauſam, die mich nicht ſo, wie Sie, kennen.

Ich kann es geſchehen laſſen, daß wir Erneſti und Bach verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli*) und die unſterbliche Pilaja*). Käſtner können wir leicht vergeſſen; er konnte nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, ſo lange Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf ſeinem Kopfe geſehen? Wollen die Ausländer etwa Jöcher, Maſcov, Cruſius rc. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bei uns bleiben, denn ſie machen gar zu drollige Fabelchen. Und geht auch die ganze Univerſität ein; was iſt es nun mehr? Leipzig wird doch, wegen der Lerchen, nach wie vor berühmt bleiben!

---

*) Belli, ein großer Sänger, und Pilaja, eine berühmte Sängerin auf dem damaligen dresdner Operntheater.

K. K.

Dresden, den 26ſten März 1757.

Wie beſcheiden ſind Sie, mein liebſter Gellert, daß Sie meinen Beifall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte anſehen wollen. Sie haben ihn ganz dieſen Beifall, den Ihnen keiner von Ihren Leſern verſagen wird, welcher nicht ſo unglücklich iſt, ein Feind von Religion und Witz zu ſein. Bisher habe ich Sie, als meinen beſten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher ſteigen könnte, als ſie war; aber ſie iſt in der That noch um einen ziemlichen Grad höher geſtiegen.

Liebenswürdig ſind Sie mir allezeit geweſen, aber nun ſind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieſes Wort in ſeinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verſchwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit dieſen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt ſein, da die Welt Sie bereits von einer ſo vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publikums gewonnen, welches nichts Anderes, als etwas Lehrreiches, Tugendhaftes und Vollkommenes erwartet, ſobald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieſes Zutrauen der Welt für unſere heilige Religion ſein. Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leſer zu den erhabenen Gedanken vorbereitet, die ſie nunmehr in Ihren geiſtlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit dieſen Gedichten den Leichtſinn derjenigen beſchämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Beluſtigung gut ſei. Und dieſe Leichtſinnigen müſſen die Religion lieb gewinnen, da ſie ihnen in einer ſo angenehmen und reizenden Kleidung vorgeſtellt wird.

So glücklich ſind die Folgen, mein redlicher Gellert, bei denen, die Ihre Schriften leſen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden ſie nicht erſt bei denjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen? Dieſen ſind ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da ſie wiſſen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle dieſe Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen ſo oft geſtanden, daß mir Ihr rechtſchaffenes Herz noch ſchätzbarer iſt, als Ihr Witz; und hätte ich es Ihnen noch niemals geſtanden, ſo würden Sie mir durch Ihre Lieder dieſes Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie ſo gut und lehrreich ſchreiben können, wenn Sie nicht dieſe heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geſchrieben hätten. Ich glaube, ſcharfſichtige Augen entdecken den feinſten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu ſein wünſcht. Voltaire kann uns goldne Sittenſprüche predigen, Tugend und Menſchenliebe in ſeinen Verſen vergöttern und die Religion in tragiſchem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltaire erbauen, deſſen ungöttlicher Leichtſinn, deſſen ſchmutziger Witz, deſſen liebloſer Eigennutz uns ſeine Sittenſprüche, ſeine Reime von Tugend und Menſchenliebe, und ſeine Religion verdächtig machen. Man muß ihn haſſen, ſobald man lieſt, wie edel er ſchreibt, und dennoch weiß, wie niedrig er denkt.

Wie ernſthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bei aller dieſer Ernſthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich ſcherzhaft und ſpottend an Sie ſchrieb. Welch ein vortrefflicher Freund ſind Sie! Ich fühle jetzt den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft. Ihnen darf ich Sachen verſagen, die ich Keinem andern verſagen würde, da ſie zu viel Aehnliches von einer Schmeichelei haben. Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger ſchmeichelt. Und wenn ich Ihnen ſage, daß Sie meinen Beifall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leſer von Ihrem guten Herzen überzeugen: ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundſchaft und mein Geſchmack ſchuldig ſind.

Ob ich Ihre Entſchließung, nichts mehr zu ſchreiben, billige? darüber will ich mich jetzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen geſtehen, daß ich hoffe, es ſei nur ein flüchtiger Einfall geweſen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünſchen, den Reſt Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlaſſen Sie Ihr Amt nicht, ſo lange Sie noch Kräfte haben, den Geſchmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und ſchenkt Gott unſerm Vaterlande die Ruhe wieder, ſo werden ſich bei der Univerſität gewiß ſolche Umſtände äußern, die Ihnen ein bequemeres Auskommen verſchaffen.

Tauſendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie, bei Ausarbeitung Ihrer Lieder, mit ſeiner Kritik ſo freundſchaftlich gefoltert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von dieſen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabei gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe ſchließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; ſo will ich von unſern hieſigen Umſtänden nichts melden. Wann werden wir uns wieder ſehen? Wann werden wir uns in Ruhe ſprechen können?

Leben Sie wohl, mein witziger, mein menſchenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

Rabener.

Dresden, am [illegible] Mai [illegible]

Lieber Gellert,

Machen Sie mir doch hurtig und geſchwind einen Informator nach beigehendem Rezepte. Sie werden finden, daß die Bedingungen nicht zu verachten ſind; und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, ſo kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß er durch eine gute Aufführung dieſe Bedingungen noch mehr verbeſſern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und Arbeiten, die man verlangt, die menſchlichen Kräfte eines S. S. Th. Candidati überſteigen. Er muß allerdings, wie Sie ſehen, ein Theolog ſein, denn der Vater will, daß ſeine Kinder Religion haben ſollen. Halten Sie dieſes, ſo viel möglich, geheim, es möchte dem Vater an ſeinem Glück und an ſeinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geſchlecht ein V* iſt. Freuen Sie ſich nicht, lieber Gellert, daß, nebſt dem Latein, auch die reine Mutterſprache gelehrt werden ſoll! Wie glücklich iſt unſer Profeſſor C*, daß er dergleichen Aergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreien Verſen ſollen die Kinder nicht angeſteckt werden; merken Sie das ja wohl. Klopſtocks Meſſias hat den D** Hof und die ganze P*** Armee wider ſich: den erſtern, weil ihn die Kaſtraten nicht ſingen können; und die letztere, weil er der Meſſias iſt.

Wie wird der Herr Kandidat mit dem Franzöſiſchen zu rechte kommen! Doch dieſes wird mehr des Informators, als der Kinder wegen verlangt, weil über Tiſche nichts anders geſprochen wird, als franzöſiſch. Man wird es dem deutſchen Michel vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäſche und eine geſittete Perücke hat. Ich glaube, dieſes Beides verſteht man unter der ſittlichen Lehrart, ſo, wie die beliebte Lehrart ihre eigene Erklärung bekommen hat.

Laſſen Sie ſich, mein lieber Gellert, die Beſchleunigung der Sache angelegen ſein, und antworten Sie mir bald. Wäre es nicht eine Sache für den Herrn J***, der ſchon hier iſt und den ich nicht wohnen weiß! Leben Sie wohl.

Rabener.

Dresden, am [illegible] Jenner 1760.

Ich habe vergeſſen, Ihnen, liebſter Kleiner, da ich in Leipzig war, meine Herzensnoth zu klagen. Meine Schriften werden in der Schweiz nachgedruckt. Deſto mehr Ehre für Sie, mein Herr Kollege, werden Sie ſprechen. — Aber ſprechen Sie das im Ernſte? Unmöglich! Ein verrätheriſcher Nachdruck, wie dieſer ſein ſoll, muß mich eher demüthig, als ſtolz machen. Mein ehrlicher Verleger dauert mich zu ſehr, als daß ich mich über den prächtigſten Nachdruck freuen ſollte. Denn, ob ich gleich ein Steuerſekretär bin, ſo habe ich doch, Gott verzeih mirs, ſo viel Menſchenliebe, daß ich mich über den Verluſt meines Verlegers von ganzem Herzen kränke. Das Schlimmſte aber iſt dieſes, daß der ſchelmiſche Verleger in der Schweiz durch die Schafhauſer Zeitung hat bekannt machen laſſen: er gebe meine Schriften vermehrt heraus. Unter uns geſprochen, ich bin darüber ſehr verlegen. Ich kann mir nicht ausdenken, durch was für Stücke ſie können vermehrt ſein? Durch einige, aus den Beluſtigungen, die ich, als unächte und ungerathene Kinder, vorlängſt verſtoßen habe? das will ich nicht wünſchen. Und doch wünſche ich das noch eher, als wenn dieſe angedrohte Vermehrung durch einige Briefe geſchehen ſollte, die ich, zum Theil vor vielen Jahren, an Bodmer und andere Schweizer geſchrieben habe *). Und wäre das, wie ich es beinahe befürchten muß, was ſoll ich thun? Rathen Sie mir, mein lieber Gellert. Ich glaube wohl, daß einige Ausdrücke in dieſen Briefen kein

---

*) Der Erfolg hat dieſe Furcht widerlegt.

mögen, die ich würde gemäßigt haben, wenn ich mir hätte vorſtellen können, daß Jemand meine Korreſpondenz auf dieſe Art mißbrauchen würde: Aber doch getraue ich mir Alles zu verantworten, was darin ſteht. Soll ich an das Publikum appelliren und proteſtiren? Soll ich die Briefe, ſo viel ich deren etwa noch in den Händen habe, ſelbſt bekannt machen, ohne zu erwarten, daß ſie der Nachdrucker der Welt, vielleicht verſtümmelt, mittheilt? Oder ſoll ich das Alles erwarten, und mich alsdann erſt bei der Welt entſchuldigen, oder durch einen Freund mich entſchuldigen laſſen? Wehe dem Nachdrucker, wenn er es ſo weit kommen läßt! Kurz, lieber Gellert, geben Sie mir einen guten Rath. Ich bin ganz unſchlüſſig dabei, ſo unſchlüſſig, daß ich noch nicht einmal recht weiß, ob ich bei der Schelmerei dieſes Buben mich ärgern, oder gleichgültig ſein ſoll. Läßt er ſie drucken, ſo erfährt die Welt einige vortheilhafte Urtheile, die ich von meinen Freunden gefällt habe, und welche deſto unparteiiſcher ſein müſſen, da ſie niemals in der Abſicht geſchrieben waren, der Welt ſolche bekannt zu machen. Und ſind auch etwa hier und da lächerliche Züge von andern Perſonen darin, ſo iſt das nicht eine Beleidigung von mir, ſondern von dem, der ſie wider meinen Willen hat drucken laſſen. Und doch werde ich mich ärgern, gewiß werde ich mich ärgern, ich mag mich auch jetzt noch ſo philoſophiſch dabei anſtellen; wer weiß, ob ich nicht durch dieſe philoſophiſche Gelaſſenheit mich ſelbſt zu betrügen ſuche. Ihren Rath, beſter Freund, erwarte ich mit Ungeduld, und er wird deſto gründlicher ſein, da Sie gewiſſermaßen Selbſt in den Umſtänden ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß Ihr Brief Ihnen gewiß Ehre macht, wenn er auch, welches ich noch nicht glaube, durch den Druck bekannt werden ſollte; meine Briefe aber . . o, das war gar zu beſcheiden, Schande ſollen mir dieſe Briefe auch nicht machen; ich will doch ſehen, wer das Herz hat, mir ſo etwas nachzuſagen? Aber darin iſt ein großer Unterſchied: in drei von meinen Briefen wird etwa von Einer Perſon ein wenig Gutes geſprochen, und Sie haben in Einem Brief von drei Perſonen auf einmal ſo viel Gutes geſagt: und ſind auch einige ſcherzhafte Züge mit darin, ſo ſind dieſe für das Original immer noch vortheilhaft, denn ich glaube, ein preußiſcher Huſar, wie ſie ihn geſchildert haben, wird ſich dabei immer noch ſehr geſchmeichelt finden, anſtatt, daß er ſich hätte müſſen für beleidigt halten, wenn Sie ihm hätten eine ſüße liſpelnde Sprache, eine Beutelperücke, glacirte Handſchuhe, und weiße ſeidene Strümpfe gegeben. Aber, ich weiß nicht, warum ich mich bei Ihrem Brief aufhalte, da ich ſelbſt ſo viel Noth wegen der meinigen habe.

Mit einem Wort, ich bitte mir Ihren freundſchaftlichen Rath aus, und dafür ſchwöre ich Ihnen bei den wildeſten von meinen Satiren, Ihr Secundant in allen dergleichen Fällen zu ſein. Leben Sie wohl, mein lieber Kreuzbruder!

Rabener.

Dresden, am 9ten Auguſt 1760.

Liebſter Gellert.

Aus meinem Brief an den Herrn Kommiſſionsrath, den ich Herr W** vor etlichen Tagen zugeſtellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schickſal erſehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte: denn ich finde eine große Beruhigung darin, wenn ich einem ſo lieben Freunde, wie Sie ſind, mein Unglück klagen kann. Was die Umſtände dieſer Belagerung überhaupt betrifft, ſo werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Autorität unſers Gouverneurs heute herausgekommen, und ſehr zuverläſſig iſt; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14ten Juli, mit Anbruch des Tages, fing ſich die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die ſchrecklichſte Art an. Früh um acht Uhr kam eine ſolche Granade in mein Zimmer (ſie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen), zerſchmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löſchten den Brand und machten alle mögliche Anſtalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Abſicht haben möchte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu ſprengen, ſo packte ich meine Sachen, ſo viel es ohne Gefahr, erſchoſſen zu werden, anging, zuſammen, ſchaffte ſie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neuſtadt zu D**. Aber auch hier fing am 15ten die Angſt an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieſer Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Dauniſche Armee die Seite von der Neuſtadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängſtigung erzeigen konnte. Denn eben dieſen Tag, beſonders um zwölf Uhr Mittags, ging das unglückliche Bombardement der Reſidenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgaſſe und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schickſal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unſere Sachen geſchafft hatten, zerſchmettert und Alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löſchen ſollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueſte Menſch von der Welt, hatte ſich ſo lange im Hauſe aufgehalten, bis es anfing einzuſtürzen, und hatte ein Dutzend ſolcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt und flüchtete zu mir nach Neuſtadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich ſchon für erſchoſſen oder verbrannt hielt, wieder zu ſehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluſt natürlicherweiſe verurſachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebſter Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäſche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Aſche verbrannt waren? Und Sie wiſſen, wie reichlich mich der Himmel mit allem dieſem geſegnet hatte. Gott zum Preiſe muß ich geſtehen, daß ich mich über dieſen großen Verluſt nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philoſophie, die mich ſo wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von Allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um ſie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fing man an, auch für die Neuſtadt beſorgt zu ſein, und viele tauſend Menſchen gingen zum Thore hinaus, auf das offene Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, meinen ganzen Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den ſtützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meile Wegs weit zu meinem Freunde auf ſeinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Eſſen und gutes Waſſer fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bett gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritt endlich ſelbigen Tags nach Hohenſtein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, ſo ließ ich ihn zwei Meilen reiten, und den übrigen Weg ging er zu Fuß. In Hohenſtein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und ſehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtag gingen wir zurück, und ich befinde mich ſeitdem geſund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tauſend Menſchen glücklich: denn keiner von meinen Freunden und Bekannten iſt verbrannt oder erſchoſſen worden, ich bin geſund geblieben und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tiſch- und Bettzeug iſt bei einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und ſo wenig ich es vordem achtete, ſo lieb iſt es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäſche iſt mir der empfindlichſte, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe ſchenkt.

Meine Bücher, die dauern mich: alle Aufſätze und Manuſcripte, die nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebſt einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verſchiedner Art ſind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beſte. Kann ich heute noch an unſern Weiße ſchreiben, ſo will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn dieſen Brief leſen zu laſſen, ſo wie den ehrlichen Dyck, welcher, ſobald Gott Ruhe und Frieden gibt, es gewiß empfinden ſoll, daß alle meine Bücher verbrannt ſind: denn ich will ihn hernach in Kontribution ſetzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu ſchenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuſcripte, und alſo ſeines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt ſind; aber ich will ihn ſchon kriegen, und wenn er mich wild macht, ſo ſchreibe ich wider ſeine eigne kleine Perſon einen Band Satiren in Duodez, zwei Hände ſtark, welches ziemlich das Format von ſeinem Körper ſein wird.

An das Haus Sr** bitte meinen unterthänigſten Reſpekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber ſagen Sie, ich ließe unterthänigſt bitten, dahin zu ſehen, daß meine künftige Frau drei tauſend Thaler mehr hätte, als außer dieſem Unglück würde nöthig geweſen ſein; ſo hoch ſchätze ich meinen Verluſt. Nur ein eigenes Haus ſoll ſie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklichers vorſtellen, als die Umſtände eines Mannes, der nur des Hauſes wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß ſeine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund. Ich bin in Feuer und Waſſersnoth

Ihr redlichſter

Rabener.

N. S.

In der Reſidenz ſind 226 Häuſer abgebrannt, 37 ſehr beſchädigt. In Neuſtadt 25 Häuſer beſchädigt. Vor dem Pirniſchen Thore 102 abgebrannt und 50 beſchädigt. Vor dem Wilsdurfer Thore 88 abgebrannt und 3 beſchädigt, 50 Perſonen von der Bürgerſchaft ſind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bei dem Sturmwind, der geſtern Nachmittags war, über 10 Perſonen von dem Gemäuer erſchlagen worden. Auf die Wälle iſt wenig geſchoſſen worden, und wer ſagt, daß das Feuer eine ſolche Verwüſtung in der Reſidenz angerichtet und daß auf die Kreuzkirche um deßwillen Bomben geworfen worden, weil von daſigem Thurm auf die Belagerer wäre geſchoſſen worden, der ſpottet noch unſeres Elends auf eine grauſame Art.

Dresden, am 18ten Jan. 1757.

Mein liebſter Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden. Was machen Sie, mein guter, beſter Gellert? — Hum! Ein Philoſoph wie Sie, das wäre ſehr unexemplariſch, wenn er ſich die gegenwärtige Noth zu ſehr niederſchlagen ließe. Aber geſund ſind Sie doch? das will ich Ihnen rathen: denn ich bin ſehr geſund und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank ſind.

Man verſichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Penſion richtig auszahlen zu laſſen. Wie groß kam mir unſer Feind, der König, in dem Augenblick vor, als ich dieſes hörte! Vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir ſelbſt meine Beſoldung zurückhalten läßt.

Haben Sie etwa auch gehört, daß ich in preußiſche Dienſte gehen werde? Hier ſagen es unſer Hof und die Stadt. Aber Hof und Stadt ſagen ein Mährchen. Ich würde es am wenigſten jetzt thun, da ein ſolcher Entſchluß mehr eine Deſertion, als eine erlaubte Verbeſſerung meiner Glücksumſtände ſcheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüſſel zu dieſem Räthſel geben. Ich habe hier ſehr viele Bekanntſchaften mit preußiſchen Officieren und Beamten gemacht, weil ich bei vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geſchmack, eine gute Beleſenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bei dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde geweſen, und bin mit wahrem Vergnügen bei ihm geweſen. Ich habe, ſo viel es der Wohlſtand erlaubte, lebhaft mit ihm geſtritten, da er die deutſche Sprache und unſere Literatur wenig ſchätzt; aber er ſchätzt Sie, mein guter Gellert, und dieſes macht ſeinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert; aber ich lehrte ihn auch den redlichen Menſchenfreund Gellert kennen; und zu meiner Belohnung ſagte ich ihm trotzig, daß eben dieſer Gellert mein älteſter Freund ſei; denn auch bei Prinzen thue ich mit Ihrer Freundſchaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutſcher Patriot mit dieſem liebenswürdigen Prinzen geſprochen und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu ſein ſchienen. Die wichtigſten Beweiſe hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen ſtehe ich mit dem König in Traktaten, wer Ihm mich vorſtellen ſoll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum anſprechen laſſen. Muß es denn eben ein Franzoſe ſein, der mitten in Deutſchland einen deutſchen Autor mit einem deutſchen König bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Gellert, das thut mir weh! Ich habe mich bei dem Marquis entſchuldigen laſſen, daß ich durch ſeine Vermittelung nicht würde den König ſehen können, da ich nicht geübt ſei, franzöſiſch mit ihm und noch weniger mit dem König zu ſprechen. Der Baron von C*** wird in dieſer Sache unſer Adjutant.

Ich fand nöthig, einen Brief zu ſchreiben, und mich darin alſo auszudrücken:

> Je suis bien faché, Monsieur, que je fois trop allemand, et Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respets à ce Sçavant, d'autant plus estimable, qu'il est peut-être le seul de sa Nation, qui permette à nous autres Allemands, d'avoir de l'esprit.
>
> Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout à fait privé de l'honneur, d'être présente par Monsieur le Marquis au Roi, et de me jetter aux pieds de Sa Majesté. Je Vous conjure, Monsieur, de menager l'affaire si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas absolument barbare. Il faut être précisement de mes meilleurs amis, pour me passer l'ennui, que je puisse donner par le François, que je parle: aussi suis-je trop discret, que d'y vouloir exposer M. le Marquis. Voila la seule raison, qui m'empeche de me presenterà lui.
>
> etc. etc.

Der Marquis d'Argens ſoll es alſo nicht ſein, welcher mich zu den Füßen des Königs legt. Der König iſt ſo gnädig, ſich meine Weigerungen gefallen zu laſſen. Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutſch, deutſch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals Auguſt mit dem Horaz in einer harten Mutterſprache geredet? wohl niemals, denn das Griechiſche war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom ſprachen Latein. Alſo iſt die Sparche feſtgeſtellt, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich ſeine Befehle, durch wen endlich dieſe Vorſtellung geſchehen ſoll.

Wie freue ich mich, mit dem König zu reden! Wie viele gelehrte und witzige Brandenburger, ſo gelehrt und witzig, als Voltaire und Baumelle, wenigſtens treuer und dankbarer, als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und ſeine Franzoſen noch nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Beſten meiner Mutterſprache dem tapferſten und noch nicht überwundenen König dieſer Zeit (ach wäre dieſer König nur nicht unſer Feind!) den deutſchen Witz predigen ſoll. — — — — — — — — — — — —

Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich iſt, daß man hier glaubt, ich ſei in preußiſche Dienſte getreten. Das muß ich Ihnen noch ſagen, daß vor einem Jahre ſchon der König den Einfall in Potsdam geäußert hat, mich in ſeine Dienſte zu ziehen, daß vielleicht bei ſeinem Hofſtaat auch hier davon geſprochen worden iſt, und daß viele von den Preußen gewiß glauben, er werde mir noch ſeine Dienſte antragen. Ich glaube es nicht, ich wünſche es auch nicht: denn ie gnädiger er dabei wäre, deſto verlegener würde ich ſein, meinen Entſchluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernſt wünſchte ich mit dem König zu ſprechen, und, außer meinem beſten König, iſt es von allen Königen nur dieſer, und einer noch, die ich zu ſprechen wünſchte. Aber wenn mir auch einfällt, wie man hier ſchon jetzt davon urtheilt, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne; ſo vergeſſe ich meine Wünſche und werde ſtumm, um nichts Bitteres von dieſer argwöhniſchen Denkungsart zu ſagen.

Küſſen Sie mich, guter Gellert, küſſen Sie Ihren freundſchaftlichen Plauderer tauſendmal: denn das ſchmeichle ich mir, daß Sie weder an den Obriſten Mannſtein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit gedacht haben, als Sie dieſen meinen langen Brief geleſen.

Noch etwas, und zwar etwas ſehr Luſtiges! Können Sie ſich wohl vorſtellen, daß unſer G* den unerwarteten Einfall hat, eine Geſchichte des gegenwärtigen Krieges und die neuen Siege ſeines Königes zu ſchreiben? G*, der Menſchenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freiem Willen, einen blutigen Krieg und die traurige Zerſtörung ſo vieler tauſend Menſchen, die auch trinken und ſcherzen und küſſen können, zu beſchreiben! Durch ſeinen und meinen Freund, den Herrn E*, habe ich ihm ſagen laſſen, daß ich ihm dieſen grauſamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieſer, daß er den ganzen traurigen Krieg in anakreontiſchen Verſen beſchreibe und ſeine Mordgeſchichte anſtatt der Kapitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kommt es, daß Könige ſo gern Dichter zu ihren Herolden haben! Boileau, Racine, Voltaire, drei Dichter; und unſer G*, der taumelnde G*, die ſollen für die Nachwelt Zeugen ſein; Zeugen in Sachen, die ſie ſelbſt nicht glaubten, vor denen ſie ſelbſt erzitterten!

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herold? Aber vielleicht fürchten ſie ſich, daß die hiſtoriſche Lobſchrift ihrer unſterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satiren werden möchte? Leben Sie wohl, mein ſtiller, friedfertiger, mein beſter Gellert. Rabener.

Mein beſter Freund,

— — Penſion, guter Rabener? nein, es wird mir keine ausgezahlt; ich habe auch, ohne die geringſte Unruhe, meine Quittung, die mir von Meißen zurückgeſchickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, ob es mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden und beſſere Zeiten durch den Verluſt von hundert Thalern jährlich erkaufen; ich, der ich, ſobald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B** hat mir durch C** den Antrag thun laſſen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wolle gebrauchen laſſen? Aber, mein liebſter Freund, ſo lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlaſſen, ſo will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben.

So denken Sie auch; ja, denken Sie ewig ſo, wenn es möglich iſt. Sachſen verliert (dieß kann und muß ich ſagen) zu viel mit Ihnen; einen Mann für Geſchäfte, für den Staat, einen Autor! Sie müſſen unſer bleiben.

Bei mir hat es wenig Gefahr. Halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrſcheinlicher Weiſe nicht lange mehr zu leben beſtimmt, nur für einige junge Leute gut! O! ich kann bleiben, wo ich bin, und mein Wunſch iſt die Einſamkeit, das Land und noch ein gutes moraliſches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinzen Heinrich ſagen, daß ich Ihr älteſter und beſter Freund bin; und ich würde Ihm zu meinem Anſehen eben das geſagt haben.

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Giſeke, meine Freunde geweſen, dieſes ſehe ich als meine Glückſeligkeit des Lebens an; dieſes ſoll mir bei der Nachwelt ſo gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geſchmacks ſein, als es für Racine Ehre iſt, daß Boileau und Meliere ſeine Freunde geweſen. Unſere Periode, die jetzige, wird in der Literatur der Deutſchen nicht weniger merkwürdig ſein, als es der Zeitpunkt des Boileau im Franzöſiſchen iſt.

Gehen Sie immer zum König, Er ſoll Sie ſehen und bewundern; ich will es haben.

Ich verlange meine Penſion nicht, aber Er ſoll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gehört; Er ſoll beſſere Gedanken von den Deutſchen, und unter dieſen von den Sachſen, in Anſehung des Witzes bekommen, und Sie ſollen ihm ſtatt aller Demonſtration ſein, und wenns möglich iſt, den Geiſt des Friedens einflößen und meiner Furchtſamkeit. Aber laſſen Sie ſich durch nichts feſſeln.

Leben Sie wohl, ſtets wohl! Ich bin Ihr guter Freund.

Gellert.

Dreſden, den 26ſten Januar 1761.

Liebſter Gellert,

Läſe ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, ſo würde mich Ihr unausſtehliches Stillſchweigen vorlängſt auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie geſtorben, oder doch durch Ihre finſtre Hypochondrie ſo menſchenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergeſſen können und ſich in das dunkelſte Gebüſch zu Störmthal geflüchtet hätten, um einſiedleriſch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu ſeufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme, ſo einſylbig als möglich, ſprechen: Lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wiſſen — wiſſen könnte ers — alle Kinder wiſſen es — freilich — der König hat mit mir geſprochen!... O mein hochgelahrter Herr Profeſſor! freilich viel Ehre für Sie und den Witz! aber das gibt Ihrem Stolz kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergeſſen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch viel mehr ſagen, als daß er mit Ihnen geſprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick ſtolz darauf geweſen, ſo wenig ſtolz, daß ich ſogleich an meinen liebſten Gellert ſchrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch ſo machen ſollen? Hüten Sie ſich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie ſich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber ich bin auch ein Autor, und ein beleidigter Autor — verſtehen Sie mich, Gellert? kurz, ich erwarte mit der nächſten Poſt einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier ſo ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Luſt habe, die Leute zu verſichern, es ſei Alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald antworten und Alles aufs Umſtändlichſte melden, was der König zu Ihnen geſagt hat. Noch einmal warne ich Sie, ſäumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publikum ins Ohr ſagen, daß dieſer Gellert, der von nichts als Vaterland und Menſchenliebe ſpricht — ja, wie geſagt, daß dieſer ſtille und friedliebende Gellert dem König bei ſeiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worin er gezeigt, wie der Krieg wenigſtens noch zwei Jahre könne fortgeführt werden, ohne die brandenburgiſchen Unterthanen im mindeſten zu beläſtigen — ja, ja, mein Herr, das iſt mein ganzer Ernſt; und haben wir einmal Friede, ſo ſollen Sie — zittern ſollen Sie, mehr ſage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder geſund bin, Sie würden mich ſonſt lange darum gefragt haben. Aber ich merke es ſchon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotiſchen Wuth liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, ſo möchte ich Sie vor Freuden tauſendmal umarmen! Ich bin vollkommen geſund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängſtliche Sorge.

Leſen Sie die Inlage an unſern Cramer *) in Kopenhagen, ſo werden Sie noch mehr wiſſen. Mein ganzes Herz iſt darin; denn ſeit meinem erlittenen harten Unglück iſt mir Alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelſtunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde ſcherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein beſter Gellert, geſcherzt habe. Heben Sie dieſe beiden Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch ſterbe, eine merkwürdige Anekdote in meiner künftigen Lebensbeſchreibung, die deſto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähſchriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan, als dieſes, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

Tauſend Empfehlungen an unſern lieben Kommiſſionsrath und ſeine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unſer hochachtungswürdiger Freund L** auf künftigen Mittwoch Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig ſpricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zweier Perſonen, die Gott, wie es ſcheint, dazu erſchaffen hat, um ſich durch ihre beiderſeitige Tugend und Rechtſchaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl.

Rabener.

---

*) S. den folgenden Brief.

Dreſden, den 25ſten Januar 1761.

Mein liebſter Cramer,

Ihren Brief vom 15ten November habe ich erſt am 23ſten December erhalten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die verſicherte Freundſchaft und für das aufrichtige Mitleiden wegen des unglücklichen Schickſals unſers armen Landes. Gott wird der Noth ein Ende machen, wenn es ſein Wille iſt; und wenn er, wie es leider ſcheint, uns noch länger züchtigen will; ſo wird er uns Muth und Vertrauen ſchenken, geduldig auszuhalten und auf ſeine Hülfe zu harren. Unendlichemal danke ich ihm, denn es iſt ganz ſein Werk, für die Kräfte, die Freudigkeit und Heiterkeit des Gemüths, die er mir am 19ten Julius bei dem erlittenen harten Verluſte gab, und die, welches eine noch größere Gnade von ihm iſt, mich ſeitdem nicht einen Augenblick verlaſſen hat. Ja, liebſter Cramer, danken Sie ihm mit mir dafür! Die damalige Beängſtigung hatte wohl in meinem Körper eine Unordnung gemacht, welche Folgen nach ſich zog, die mich einen nahen Schlagfluß befürchten ließen. Ich erwartete Gottes Wink, wenn ich kommen ſollte, und erwartete ihn ziemlich ſtandhaft. Meine Freunde, ich muß es ihrer Liebe nachrühmen, waren meinetwegen unruhiger, als ich; aber ein kleines Mittel hat mir geholfen, und jetzt bin ich ſo geſund, als ich in vielen Jahren nicht geweſen, und ſo munter und aufgeräumt, als ich nur damals war, als ich meinen guten Cramer bei mir hatte. Da ſich im November die Unruhen unſerer armen Stadt wieder näherten, ſo ließ ich mich von einigen Freunden bereden, an den Ort unſers vorigen Aufenthalts zu fliehen. Ich blieb dort bis zum dritten December. Seitdem bin ich wieder hier, verrichte mein Amt, ſo gut es bei jetzigen Umſtänden geſchehen kann, und ſo ſchrecklich auch für uns die Ausſicht für die Zukunft iſt, ſo gewiß bin ich doch entſchloſſen, Alles hier abzuwarten, was uns Gott vorbehalten hat. Die Flucht und der Aufenthalt an einem offnen Orte iſt allemal mit vieler Gefahr verknüpft; nach Böhmen kann und mag ich nicht, und ich bin überall unter der Hand des Herrn. Will mich Gott erhalten, ſo kann er es auch hier thun; und ſoll ich ſterben, ſo habe ich für mich und meine Freunde ſchon lange genug gelebt. Ich lebe, oder ſterbe, ſo bin ich des Herrn! Erhalten Sie mir nach meinem Tode Ihr gutes Andenken und ſagen Sie der Nachwelt, daß ich Ihr Freund geweſen bin; ſo wird dadurch die Nachwelt überzeugt werden, daß ich Gott gefürchtet, meinen Nächſten geliebt und mein Amt redlich verwaltet habe. So viel begreift der unſchätzbare Titel, ein Freund von Cramer zu ſein, in ſich!

Sie verlangen von mir zu viel, wenn ich Ihnen ſagen ſoll, wodurch die Schlacht bei Torgau iſt verloren worden? ꝛc. ꝛc. Ich bin, wie meine Vorgeſetzten ſagen, ein ziemlich guter Sekretär; aber ich bin, unter uns geſprochen, ein überaus ſchlechter General; ich kann alſo von allem dem nicht urtheilen.

Die Großmuth des gnädigen Fräuleins von B** gegen einige durch das Bombardement verunglückte Weibsperſonen, verehre ich mit dem lebhafteſten Dank. Ich habe die 180 Thaler in hieſiger Münze erſt geſtern erhalten, und würde Sie, da Ihr Schuldner in Leipzig dermalen außer Stand iſt, einen Dreier zu bezahlen, noch ſobald nicht erhalten haben, wenn nicht der Freund, an den Sie die Sache adreſſirt haben, ſo großmüthig geweſen wäre, ſie auf ſeinen eigenen Wechſel mir auszahlen zu laſſen. Ich habe heute angefangen, das Geld, mit Zuziehung meines Beichtvaters, unter einige nothdürftige Perſonen auszutheilen. Binnen acht Tagen werde ich Berechnung davon thun, und dem gnädigen Fräulein ſelbſt im Namen der Elenden danken, die ſie ſo großmüthig erquickt hat. Der Mangel iſt bei den meiſten Abgebrannten wegen jetziger Theurung und Kälte unausſprechlich, und oft bei denen am meiſten, die es ſich merken zu laſſen Scheu tragen. Ich ſuche dieſe vorzüglich auf, und werde lieber nur einigen eine proportionirliche Gabe mittheilen, mit der ſie ihr Leben friſten können, als dieſe 180 Thaler unter allzu viele ausſpenden, weil durch eine zu große Vertheilung der erzielte Endzweck ihrer nothdürftigen Erleichterung nicht erreicht werden würde. Gott wird für die Uebrigen auch ſorgen. Und ich muß Ihnen mit einer wahren Freudigkeit meines Herzens ſagen, daß hier in Dresden mehr Liebe und Gutthätigkeit iſt, als ich ſonſt geglaubt habe. Sogar diejenigen, die ſelbſt abgebrannt ſind, theilen ganz im Stillen und ohne es merken zu laſſen, ihren geretteten Biſſen Brod mit dem Hungrigen. Die öffentlichen Collecten im Lande für unſere Stadt ſind wenigſtens beträchtlicher, als man von einem ſo verarmten und ausgepreßten Lande erwarten konnte. Noch mehr iſt an unſern Herrn Superintendenten zur beliebigen Vertheilung privatim eingeſendet worden: und in dem gutthätigen Hamburg ſind einige Familien, welche an unſern berühmten und rechtſchaffenen Herrn von Hagedorn von Zeit zu Zeit ſehr anſehnliche Poſten übermacht haben und noch übermachen, die vorzüglich zu Unterhaltung der

Handwerksleute und Künſtler angewendet werden. Ich finde unausſprechliche Freude in einer vorſichtigen Vertheilung des eingeſendeten Almoſens, und ſeitdem das gnädige Fräulein von B** mich durch ihre Großmuth in den Stand geſetzt hat, in ihrem Namen wohlzuthun, ſeitdem bin ich nicht mehr ſo eiferſüchtig auf meinen Freund Hagedorn.

Leben Sie wohl und lieben Sie mich nur eine Minute länger, als ich Sie liebe, ſo wird unſere Freundſchaft bis in den Tod dauern. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Rabener.

An Herrn Weiße, nach Paris.

Wenn Ihnen, mein liebſter Freund, Jemand ſagte, ich ſei am 19ten November wieder aus Dresden geflüchtet und halte mich ſeitdem in Wölkau, bei dem Herrn Generallieutenant, Grafen von Vitzthum, auf; würden Sie es wohl glauben? Schwerlich. Und doch iſt es wahr. Die Unruhen in den dresdner Gegenden vermehrten ſich täglich, und da beide Armeen ſich bis an die Stadt gezogen hatten, ſo ward die Gefahr immer ſchrecklicher. Tag und Nacht war ein ungewohnter Lärmen auf den Gaſſen, es äußerte ſich ſchon an den nothdürftigſten Sachen ein Mangel, und für einen friedfertigen Autor, wie ich bin, war es ein trauriges Spektakel, wenn ich mit einer unzähligen Menge Volks täglich auf der Brücke ſtehen und zuſehen mußte, wie ſich auf den Anhöhen gegen Keſſelsdorf, zunächſt vor der Stadt, die Vorpoſten der Oeſterreicher und Preußen herumrauften. Täglich erwartete man ein Treffen, deſſen Ausgang ungewiß war. Fiel es für die Oeſterreicher unglücklich aus, ſo war Belagerung und Bombardement das unvermeidliche Schickſal der unglücklichen Stadt. Die Vertheidigungsanſtalten auf den Wällen ſowohl, als Circumvallationslinien waren fürchterlich, und wenn man uns beruhigen wollte, ſo war dieſe Beruhigung noch fürchterlicher, indem man uns heilig verſicherte, wir hätten das Glück, an unſerm alten Marſchall einen ſo braven Gouverneur zu haben, welcher ſich eher unter den Ruinen der Stadt begraben laſſen, als weichen würde. Der Hof in Warſchau, welcher mit der Art, wie man ſeit Johannis das Land befreit hatte, zum höchſten unzufrieden war, widerſprach noch heftiger, da er ſah, daß man Dresden zu einem Waffenplatze machen und es befeſtigen wollte. Aber auch dieſer Widerſpruch, dem ein ernſtlicher Nachdruck fehlte, war vergebens, und beſchleunigte die Arbeit nur noch mehr. Archiv und Gallerie, und andre Koſtbarkeiten wurden aus der Stadt in Sicherheit gebracht, und das Miniſterium ſelbſt ſtand ſeit dem 10ten November auf dem Sprunge, nach Prag, oder wo es ſonſt am ſicherſten ſein möchte, zu gehen. Mit einem Wort: die ganze Stadt war beſtürzt, und wer ſich retten konnte, der rettete ſich. Was ſollte ich nun bei dieſen Umſtänden thun? Mein Amt hörte bei dieſen Unruhen auf, und meine Vorgeſetzten erlaubten mir, wegzureiſen, wohin ich wollte. Da ich in Dresden kein Haus, und dem Himmel ſei Dank, keine Frau, und dreimal ſei dem Himmel Dank! keine Kinder habe, ſo war ich ganz frei, und nichts konnte mich zurückhalten. Ich nahm mir alſo vor, dieſen unglücklichen Ort auf einige Zeit zu verlaſſen; aber wo ſollte ich hin? und wie ſollte ich fortkommen? Mein erſter Plan war, über

das Gebirge nach Naumburg zu gehen; aber die Bewegung der preußiſchen Armee und deren Beſitznehmung von Freiberg, verdarb dieſen Plan. Nach Pirna lud mich ein guter Freund ein; aber Pirna war den Unruhen zu nahe und bei einem unglücklichen Rückmarſch der Oeſterreicher der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Es ward mir ein Vorſchlag gethan, mit Jemand nach Prag zu gehen, wobei ich weder für die Reiſekoſten, noch meinen dortigen Unterhalt ſorgen ſollte; aber wenn ich auch ſonſt kein Bedenken gehabt hätte, ſo ſtand mir doch der Ort nicht an, in welchem der Adel und die Bürgerſchaft den dahin geflüchteten Sachſen
— — — — — — — — — —
nicht zum beſten begegnete. — — — — —
— — — — — — — — — —
Die Seite nach der Lauſitz war geſperrt, größtentheils verwüſtet, und ich darin fremd. Was zu thun? Von ungefähr kam der Herr Graf von Vitzthum nach Dresden. Ich klagte ihm meine Verlegenheit, und bat ihn, mich bei ſeiner Rückreiſe mit aus der Stadt zu nehmen, in der Abſicht, einige Tage auf ſeinem Gute zu bleiben und mich ſodann in Leipzig häuslich niederzulaſſen. Er verſtattete mir Alles auf die artigſte und gefälligſte Art, und wir reiſten am 19ten November Nachmittags ab. Gott! wie ſchwer ward mir dieſer Abſchied von einem Ort, wo ich mein Amt und den größten Theil meines Vermögens habe, das vielleicht bei meiner Rückkunft nicht mehr ſein wird; von ſo vielen Freunden und Freundinnen, die ich ſo ſehr und ſo aufrichtig liebe, und der ſchrecklichſten Gefahr ausgeſetzt laſſen muß! Ach! liebſter Freund, ein grauſamer Gedanke für mich! Ich bin endlich am 21ſten

hier glücklich angekommen und ſeit der Zeit hier geblieben, anſtatt nach Leipzig zu gehen, wo Alles in der unglücklichſten Unruhe und Verwirrung iſt, da vor einiger Zeit [illegible] Thaler neuerlich gefordert worden, deren Aufbringung man für ganz unmöglich hält, ungeachtet des harten [illegible], den man gegen den geſammten Rath und Einige der Kaufmannſchaft braucht. Da dieſer Brief vielleicht geöffnet werden möchte, ſo kann ich davon mehr nicht ſchreiben. Hier befinde ich mich geſund, wohl, ganz ruhig und ſo vergnügt, als man jetzt in Sachſen ſein kann. Die beiden Gellerte und einige andere Freunde haben mich hier beſucht; nach dem neuen Jahre werde ich auf ein paar Tage nach Leipzig gehen. — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Wie ſehr ſehne ich mich, mein liebſter, beſter Weiße, nach ein paar Zeilen von Ihnen! Vermuthlich ſind Sie in Paris, und bei Ihrem würdigen Freunde, Herrn Baron, und deſſen rechtſchaffener Frau, denen Sie mich aufs Verbindlichſte empfehlen werden. Wie ſehr beneide ich Paris um meinen Weiße! Leben Sie wohl, kommen Sie mit Frieden und bald zurück, und vergeſſen Sie unter dem witzigen und unwitzigen Lärmen dieſer Stadt Ihren armen flüchtigen Freund nicht. Tauſendmal leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Ich liebe Sie mehr als einen leiblichen Bruder, und nur um etwas weniger, als mein Mädchen.

[illegible], am [illegible] December 1759.

Rabener.

An Hrn. Kabinetsſekretair Ferber in Warſchau.

Dreßden, am 12ten Auguſt 1760.

Bald werden Sie glauben müſſen, daß mein gutes freundſchaftliches Herz mit verbrannt ſei, da ich, ſeit meinem erlittenen Unglück, an meinen liebſten Freund nicht geſchrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängſtigung habe ich tauſendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich Alles verloren hatte, ſo fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundſchaft meines Ferbers übrig ſei. Es war ganz natürlich, daß mir dieſes einfiel, da ich, Sie wiſſen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluſt eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiſelle Schweſter erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochſchätze, weil ſie Ihre Schweſter und meine Freundin iſt. Sie wird Ihnen von H*** aus von meinem Schickſale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole.

Unſere Briefe ſind ſo oft vergnügt und ſcherzhaft geweſen; dieſer mag einmal traurig ſein. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verluſt, ſo weh er mir auch thut, hat mich doch nicht eine Thräne gekoſtet, und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir ſelbſt iſt dies unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philoſophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelaſſenheit mein Haus brennen ſah, und mit eben der Gelaſſenheit hernach anhörte, daß Alles verloren ſei. — Der 19te Juli war dieſer ſchreckliche Tag. Schon am 14ten, da unſere Noth anging, da war mein Haus der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Früh um acht Uhr zerſchmetterte eine Haubitzgranate das Zimmer meines Bedienten und gleidete. Wir löſchten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, ſo gut es möglich ſein wollte, zuſammenpacken, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe ſchaffen, welches wir feſt genug zu ſein glaubten. Weil ſich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Karkaſſen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, ſo flüchtete ich noch ſelbigen Abend um ſieben Uhr nach Neuſtadt zu Herrn D***, meinen Bedienten aber ließ ich, mit ſeinem guten Willen, zurück. Neuſtadt ward vom 13ten an auch beſchoſſen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch unſer Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daſelbſt verſchont.

So gefährlich und ängſtlich dieſer unſer Aufenthalt war, ſo viel komiſche und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die Madame Z*** mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiſte Zeit bei Herrn H** in ſeiner Stube, und da ſchlieſen wir auch. Hinten im Hofe, in zwei gewölbten Stübchen, ſtack die ganze D*** Familie und noch vierzig Perſonen, alt und jung. Die Fenſterladen waren mit Miſt verſchüttet, der obere ſchöne Saal mit Miſt bedeckt, und mit eben ſo viel Miſt der ganze Hof beſtreut. Unter dieſem Miſt lagen alle dieſe Perſonen. Einige waren ſtill und verdrießlich, einige beteten, und man ſah es ihnen am Maule an, wie ſie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch ſo weit habe kommen laſſen, ungeachtet ſie ihm nun ſeit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel ſaßen einige politiſche Kannegießer und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber ſehr uneinig, weil ſie ſich über den kleinen Nebenumſtand nicht vergleichen konnten, ob ſie den König von Preußen mit ſeiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber Alles über die Klinge ſpringen laſſen. Ich war fürs Letztere, aber ich ward überſtimmt. Eine Prieſterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und ziſchelte mir ins Ohr: Wir ſollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen ſchöſſe uns der König von Preußen todt und unſere Häuſer in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perücken mit der Religion zu thun (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparat von Perücken zerſchmettert habe)? Laſſen Sie es gut ſein, antwortete ſie mir, es wird ſich ſchon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünſchte fromme Frau hat mich grauſam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unſerer Stube, und mich däuchte, das war noch am ſolideſten gedacht. Unter dergleichen Abwechſelung und Unruhe brachten wir den 19ten heran, den ſchrecklichſten Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr Nachmittags ſtand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf), und ſah dieſem Greuel der Verwüſtung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeſchmiſſen und darin Alles verbrannt, der ganz unbeſchädigte Keller aber von den zum Löſchen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert ſei. Das that weh, mein lieber Ferber, ſehr weh: all mein Hausrath, meine Kleider, Wäſche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuſcripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden ſo ſorgfältig geſammelt hatte. Alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreitauſend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler Werth gerettet. Der älteſte Zeugrock, den ich anzog, um deſto bequemer zu löſchen, eine alte abgelebte Perücke, die ich in eben der Abſicht aufgeſetzt, ein paar alte Hemden, die ich ſchon für meinen Bedienten beſtimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobe. Die witzigen Manuſcripte, welche nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind, zum kräftigen Troſte der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es ſich beinah der Mühe nicht, daß ich ſterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieſer Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt ſchicken, ſo gut ich kann. Meine ſchönen Bücher dauern mich ſehr; aber manchmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und ... kurz, Ferber, ich bin ſo nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechſel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuerſekretär, der ein Jahr in preußiſchem Depot und zwei Jahr unter der Vormundſchaft der Landesdeputation geſtanden? Das ſchmerzt mich am meiſten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unſern Freunden, unſern Hülfsgenoſſen, unſern Erretern, Leute, die ſich das größte Gewiſſen machen würden, am Charfreitag Schweinebraten zu eſſen, die plündern uns ſelbſt in der größten Beängſtigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wuth der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warſchau nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt, und dieſe Freunde ein Drittel geſtohlen haben; aber ſagen Sie auch, daß alle Ehrliebende von der Garniſon, Officiere ſowohl, als Gemeine, einen Abſcheu vor dieſen Gewaltthätigkeiten gehabt, und ſagen Sie auch zum Ruhm unſers tapfern Kommandanten, daß er die ſtrengſte Ordre geſtellt habe, dieſem Unweſen zu ſteuern; doch hat es nichts geholfen: denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich.

Den Sonntag früh ward in Neuſtadt angeſagt, daß, wer ſich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angſt! Um acht Uhr früh ging ich mit meinem Bedienten zum ſchwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzug von einem Kopfkiſſen ſtack mein ganzer Reichthum. Wir wateten bei der grauſamſten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Geſellſchaft der D°°° Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es ſchlug zwölf Uhr, und ſie hatten noch keine Anſtalt gemacht, etwas zu eſſen; zu trinken war noch weniger da. Ich verſicherte die Geſellſchaft, daß mich hungere und dürſte, und ich, als ein Abgebrannter, ſähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maul hinaus bringe. Ich wünſchte mir alſo zu eſſen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüſte mit Manna zu ſpeiſen, ſo wollte ich mich der Geſellſchaft empfehlen und ſehen, wo ich einen guten Freund fände, der ſich nicht bloß auf die göttliche Fürſorge verließe. Ich ging und kam nach Loſchwitz zu einem guten Freunde, bei dem ich willkommen und ziemlich gut verſorgt war. Hier blieb ich bis Mittwochs früh, da ich ein Pferd bekam und nach H** ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Geſtalt ſein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu ſuchen, iſt kein ſo abentheuerlicher Ritt geſehen worden, als der meinige. Stellen Sie ſich einen hohen Gaul vor, deſſen eigentlicher Beruf ſeit fünfzehn Jahren geweſen war, im Karren zu ziehen; auf dieſem Gaul den Steuerſekretär Rabener, noch nicht völlig drei Ellen lang, und, der ſchweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Elle im Durchſchnitte; dieſen Sekretär in ein paar zerriſſenen Schuhen, ſchwarz ſeidenen Strümpfen, geſtrickten Beinkleidern, einem beſchmutzten, alten und lebensſatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche ſeit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht ſeit der preußiſchen Invaſion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornſack, in welchen der Reſt ſeines Vermögens geflüchtet war, auf dieſem Kornſack einen bundſtreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rokelor dienen ſollte; zur Rechten ging mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brod und braunſchweiger Wurſt trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zuſprechen, und, wenn er ſtolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In dieſem Aufzug kam ich endlich zum Amtsſteuereinnehmer in H***, wo ich ſehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthin eine bejahrte dienſtfertige Frau war, voll von dem Ceremoniel, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich geweſen ſein; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad, und bei ihm ein friſches rundes Mädchen, welche gute Hoffnung macht, daß ſie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hoſen herumlaufen laſſen. Hier wohnte ich. Die meiſte Zeit brachte ich auf dem Schloſſe zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Aſſiſtenzräthin mit ihrer Familie und ganz unvermuthet ihre Mademoiſelle Schweſter zu finden. In dieſer vortreflichen Geſellſchaft habe ich zehn Tage lang mich ſo wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und ſeine Frau ſorgten für unſere Bequemlichkeit; beide waren ſehr dienſtfertig und gaſtfrei; auch hatte ſie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich geſegnet.

Am 8ten Auguſt fuhr ich mit der Frau Schweſter zurück und bedauerte, daß mein Exil nicht länger gewähret hatte. Nun bin ich hier, und wohne bei der D***, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumt und ſich bis Michaelis nach Berthen begeben hat; alsdann kommt ſie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebſter Ferber, eine lange Beſchreibung meiner Abenteuer! Das Uebrige wünſche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig und küſſe Sie in Gedanken. Verſichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche ſich ihres abgebrannten Freundes nicht ſchämen. Leben Sie wohl.

Inhalt.

Seite
Erſtes Buch. Das Mährchen vom erſten April . . . 5
Zweites Buch. Siebenmal ſieben Wahrſagungen vom erſten April 33
Drittes Buch. Der Schlüſſel zu den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen 82
Abbitte und Ehrenerklärung 92
Freundſchaftliche Correſpondenz 129
Verſuch eines Tagebuchs vom 23ſten Mai 1759 bis den 29ſten Mai 131
Briefwechſel mit einigen Frauenzimmern . . . 156
Briefe an Lorchen 238
Briefwechſel mit Herrn Cramer 259
Briefwechſel mit Herrn Johann Adolph Schlegel 296
Briefe an den Herrn Friedrich v. Hagedorn . . 322
Briefwechſel mit Herrn Giſeke 333
Briefe an Herrn Profeſſor Gellert 354
An Herrn Weiße 389
An Herrn Ferber 393